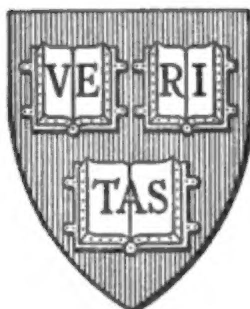
Digitized by Google


VE RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

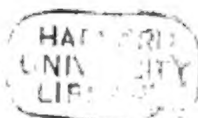
Jahrgang 1851.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—107, Literarische Anzeiger Nr. I—XXI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.



1876, Oct. 23.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

In der gerechten Voraussetzung, die oberste Staatsgewalt sei in ihrem wohlverstandenen Interesse den Wissenschaften hold und erblicke in der fortschreitenden Entwickelung des nationalen Erkenntnißvermögens sowie in Läuterung und Veredelung der allgemeinen Bildung die sichersten Bürgschaften der öffentlichen Glückseligkeit, der eigenen politischen Bedeutung und der nachhaltigen innern Kraft, pflegen die akademischen Institute als letzte Instanz und Hinterlage des geistigen Capitalstockes einer Nation zu festgesetzten Epochen des Jahres, hauptsächlich bei Geburts- und Namensfesten ihrer fürstlichen Beschützer, mit Entfaltung all ihrer Pracht öffentlich zu sitzen und gelehrte Reden vorzutragen.

Diese akademischen Festreden sind aber nicht, oder sollen vielmehr nicht sein, gleichgültiges, inhaltloses und bei dem vernünftigen Theile des Publicums verachtetes Phrasenspiel, wie einst die stereotypen Schmeicheldiatriben der Hofrhetoren von Byzanz. Es sind vielmehr Handlungen von eingreifendstem Belang und von der größten Wichtigkeit; es sind gleichsam feierliche Berichterstattungen und öffentlich ausgestellte Rechnungsproben über die geistige Valuta eines Volks und — wenn der Ausdruck gestattet ist — gewissermaßen über den jeweiligen Stand seiner wissenschaftlichen Actien auf dem großen Wechselmarkt der europäischen Civilisation. Denn ein wahrhaft christliches Gemeinwesen, einen lebenskräftigen und auf dauerhafter Unterlage ruhenden Staat kann man sich in Europa nun einmal nicht denken ohne Recht der freien Forschung und der freien Rede, ohne Flor von Kunst und Wissenschaft. Zwar versuchen jetzt die beiden Pontifices an der Tiber und an der Newa mit ihren angsterfüllten Clienten im Occident zu gleicher Zeit und in vereinter Macht jene alteuropäische Sittlichkeitsthesis umzustoßen und thatsächlich zu beweisen: daß heidnischer Aberglaube, geistige Nacht, corruptes Afterwissen und rohe Sitte, gestützt auf brutale Gewalt, die besten Mittel zur Herrschaft seien, und daß Emancipation der Fürstenmacht von jeglicher Schranke des Gesetzes, des Rechts und der Sittlichkeit die gestörte Weltordnung wiederherzustellen, den Frieden in Europa zu sichern und, wie sie sagen, die öffentliche Wohlfahrt bleibend zu begründen allein die Kraft besitze. Vielen scheint das Experiment gefährlich und nur Wenige glauben es werde und könne in letzter Instanz gelingen. Daß das Gute bei den Menschen überall nur schwache Wurzeln schlage und enge Grenzen hat, ist eine alte Klage der Vorwärtsstrebenden. Daß aber auch das Böse und der Unverstand ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten vermögen, ist — wenn es etwa noch bezweifelt würde — die unerwartete und tröstlichste Entdeckung der letzten Zeit. Der politische Gedanke, das Gefühl für Recht und Ehre, welche Dinge der Zar am meisten haßt, und die er nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und wenn möglich zu beiden Seiten des Oceans als die unversöhnlichsten Feinde und Gegner der Autokraten auszurotten geschworen hat, scheinen sich allmälig auf einem Punkt zu incarniren, den man nicht zu nennen braucht und auf welchem man es gewiß am wenigsten erwartet hat. Im Rathe der Mächtigen wird dieses Phänomen nur ungern zugestanden, aber das Phänomen ist deswegen doch eine Wirklichkeit, die man sich ohne Gefahr nicht mehr verhehlen kann. Wir enthalten uns jeder feindseligen Bemerkung und lassen die widersprechenden Erscheinungen des Augenblicks, die raschen Gegensätze zwischen Olmütz und Sanssouci mit den zwischen Furcht und Hoffnung stündlich wechselnden Pendelschwingungen deutscher Publicistik ebenso unberührt wie die tragischen Scenen im deutschen Norden und den ängstlichen Hülferuf der südlichen Priamiden, die der unerbittliche Achilles schon er-

griffen hat.*) Wir wollen weder urtheilen noch irgend eine politische Existenz verdammen. Das Recht dazusein hat Jedermann der lebensfähig ist und die rechte Medicin versteht. Wir analysiren nur und erzählen und bringen die politischen Mannichfaltigkeiten der Gegenwart auf Einen Gedanken, auf Einen Satz zurück, der sie alle umschlingen und alle deuten soll.

Europa ist jetzt in zwei feindliche Lager getheilt: in dem einen befehligt als Heermeister der moskowitische Zar in abenteuerlichem Bunde mit dem römischen Pontifex und gestützt auf barbarische Cohorten der sittlichen Entwürdigung, des Unrechts, der Knechtschaft und, wenn Apokalyptisches noch geduldet wird, gewissermaßen des biblischen Antichrist; in dem andern gegenüber stehen als Widerpart christliche Freiheit, sittliche Würde, Tugend, Wissenschaft und Recht, d. i. die Revolution. Noch ist es kaum ein Jahr und ein großer Theil des deutschen Volks hätte sich mit Unwillen von dieser Zweitheilung der europäischen Dinge weggewandt. Heute wird sie von allen verständigen und wahrhaft conservativen Leuten als politisches Glaubensbekenntniß des ganzen Abendlandes aufgestellt. Diese heute noch Vielen unerklärliche Verwandelung der Geister haben in Deutschland die Fürsten selbst hervorgebracht.

Für müßiges Getändel und leichtes Idyllenwerk, wie es in den europäischen Akademien unter den Süßigkeiten eines langen Friedens nicht selten üblich war, sind die Zeiten jetzt vorbei, und wer immer, sei es Staat oder Individuum, in Wissenschaft oder Politik noch etwas Wesentliches bedeuten will, muß sich ermannen und unbekümmert um die Folgen seiner Wahl zu einer der beiden Fahnen schwören. Zar oder Revolution! Für beschränkte Gemüther mag die Entscheidung peinlich sein, aber neutralzubleiben und im Streite keiner Partei zu huldigen ist in Europa Niemandem mehr vergönnt. Und weil sich der ungewisse Kampf an geistigem Element entflammt und Deutschland wie zur Zeit der Kirchenverbesserung so auch dieses mal seine besten Kräfte einsetzt und die allgemeine Wahlstatt liefert, haben wir ein gewisses Recht aus den Staatsreden deutscher Akademien einerseits auf die geistigen Zustände im Innern und andererseits auf die Richtung zu schließen welche die oberste Gewalt eines Landes ihrer Politik nach außen einzudrücken gesonnen ist. In diesem Sinne war die akademische Festsitzung am 27. Nov. 1850 vielleicht eine der unterhaltendsten und bedeutungsvollsten die seit langer Zeit in München stattgefunden haben. Von den beiden Festrednern las zuerst Hr. Dr. Haneberg eine Abhandlung über mohammedanisches Schulwesen im Mittelalter. Nach ihm wollte Hr. von Ringseis seine Gedächtnißrede auf einen der größten und gefeiertesten deutschen Aerzte des 19. Jahrhunderts, auf den hingeschiedenen Geheimrath von Walther halten, benutzte aber die Gelegenheit mit kaum oberflächlicher Berührung des angekündigten Hauptgegenstandes seine übliche Schmährede gegen die Fortschritte der neuern Philosophie überhaupt und gegen die riesenhafte Entfaltung der Naturwissenschaften insbesondere, dann gegen den herrschenden Unglauben in der Dogmatik und gegen den hochmüthigen autoritätsfeindlichen Geist des Jahrhunderts — im Ganzen eine lamentable Threnodie über das verlorene Paradies des katholischen Mittelalters — zu declamiren.

Nur der allgemeine Eindruck und die vorzüglichsten Umrisse, nicht eine gelehrte und erschöpfende Kritik der beiden Vorträge liegt im Sinn. Dagegen möchte man aber dem fremden Leser diese münchener Literatenscene durch treuen Bericht über Personen und Umstände so bildlich als möglich vor Augen stellen. Unter Oleanderblüten und immergrünem Buschwerk, die ebenso lieblich als geschmackvoll das Sitzungslocal schmückten, erschien nach bündig und kräftig gesprochenem Vorwort des Präsidenten mit seiner Rolle in der Hand zuerst Hr. Dr. Haneberg auf dem Redestuhl. Hr. Dr. Haneberg ist noch homo novus in der bairischen Literatur und hielt als Akademiker an diesem Tage seine Jungfernrede. Konnte sich Karl V. beim Eintritt des wittenbergischen Professors in den wormser Kaisersaal einer Bemerkung über Außenseite und Haltung des Reformators nicht enthalten, so wird man verhältnißmäßig wol auch von Hrn. Dr. Haneberg in München sagen dürfen daß sein Physisches überall kein Uebermaß weltlicher Grazie verkündet, und daß gleich im Augenblick seines Auftretens schon Jedermann die Ueberzeugung hatte daß der Hochwürdige Herr Doctor seine Studienzeit weder auf der Turnschule noch im Tempel der Terpsichore, noch weniger aber in der „guten Gesellschaft" und in den Kreisen der feinen Welt verloren hat. Gewiß hätte Praxiteles den Hochwürdigen Dr. Haneberg als Modell für seine Bildsäulen nur selten und wenig importunirt. Hierin sehe man aber ja keinen Tadel für den geistlichen Orator; oder wüßte denn etwa nicht Jedermann daß Gott weniger auf Eleganz der Formen als auf Lauterkeit des Herzens sieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ilias", Φ, v. 34—135.

Neue Romane.

1. Nocturna. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichte ist einfach folgende: Nocturna hat noch nicht geliebt, aber schon Mancherlei philosophirt und poetisirt. Ein wackerer Baron Ernst Halm der ihr Herz und Hand anträgt ist der Rechte nicht, als aber Graf Hugo kommt da fällt ein Licht in ihre Seele. Hugo hat mehrfach in der Welt umhergeliebt, zuletzt in Petersburg eine Engländerin und Braut eines Andern. Ein Duell hinterläßt die Aussicht auf wenige Lebensjahre. Hugo soll eigentlich eine junge Gräfin heirathen, die liebenswürdiger und schöner erscheint als Nocturna. Er zieht es vor nun endlich einmal wirklich zu lieben, und da Nocturna nicht unter einem Wappenschilde geboren ist, so muß das Familienhaupt, ein alter Fürst, um Genehmigung der Mesalliance angegangen werden. Der Fürst bringt natürlich Alles vor was gegen eine solche Verbindung gesagt werden kann, und als aristokratischer Philosoph zieht er alle Naturreiche, namentlich Quadrupeden herbei, um Hugo's Unvernunft in das rechte Licht zu stellen. Freilich beweist Das nur die gewaltige philosophische Schwäche: allein Hugo widerlegt nicht, ist vielmehr

edel genug seiner Geliebten nicht weniger sein und geben zu wollen als Alles. Das geht nicht, er geht daher nach Amerika. Hier findet sich die todtgeglaubte Engländerin mit einer Tochter wieder; es ist sein Kind. Er heirathet die Dame, während sein krankhafter Körper immer mehr verfällt. Halbtodt in der Heimat wieder angelangt findet er Nocturna nicht mehr, sie hat den Schleier in Tirol genommen; er stirbt indem er Nocturna als Erzieherin seiner Tochter bestellt. Man sieht Das ist eine Geschichte wie es Tausende in der Welt gibt. Der Verfasser hat geahnt daß er Etwas hinzuthun müsse, wenn diese Begebenheit der Lesewelt in einem förmlichen Buche vorgelegt werden sollte: nur ist er in der Wahl dieser Zuthat so unglücklich gewesen als in der Behandlung und Ausführung. Schon die geschraubte Sprache steht feindselig zwischen ihm und dem unbefangenen Leser; sie gewährt dem Letztern Nichts als neben einigen glücklichen viele gewagte neue Wortbildungen, die im Verein mit den philosophirenden und poetisirenden Ideen hauptsächlich dazu beitragen namentlich Nocturna's Wesen zur Unnatur hinüberzuziehen. Man hat viel gegen emancipirte Frauen geeifert: sie lassen sich ertragen, wenigstens ignoriren, wenn die Emancipation nur in Außendingen, z. B. im Cigarrendampf, sich bewegt. Widerwärtig können Frauen jedoch gar leicht durch philosophisch prunkende Redensarten werden, eben weil es so unendlich schwer ist dabei die zarte Grenzlinie der Natürlichkeit innezuhalten, um der Gefahr auszuweichen daß die Erhabenheit nicht als Schleier des gröbsten Materialismus erscheine. Uebrigens ist Nocturna's Philosophie gewiß recht gut gemeint und insofern als echtweiblich zu bezeichnen als sie eine gewisse Oberflächlichkeit nicht verleugnen kann. Sie will z. B. den Fatalismus, den Prädestinationsglauben mit dem freien Willen vereinigen, indem sie sagt: „Die Geschicke kommen aus der Hand der Gottheit, die Verarbeitung derselben ist unserer Willkür gegeben." Welche Confusion dieser Ausspruch anrichten kann, ist gar nicht zu sagen. Das erste und bedeutendste Geschick welches dem Menschen begegnet ist seine Geburt. Hat aber ein Säugling freien Willen? Ueberhaupt, wann und wo beginnt der freie Wille? Es soll damit der Prädestination nicht das Wort geredet, sondern nur angedeutet werden daß, wenn wir über die schwierigsten Probleme nichts Gründliches zu sagen wissen, Schweigen das Beste ist. Ueberdem liegt im Buche nicht die innere Nothwendigkeit für solche Themata vor. Damit sei von einem Buche genug gesagt dessen ungenannter Verfasser allerdings Vieles weiß, aber auch sehr viel lernen muß um seine Productionen erquicklich und einigermaßen befriedigend zu gestalten.

2. Dresdens Maitage. Ein Zeitbild von Maria Norden. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Maler und seine Schwester; ein düsterer Bildhauer, diese Schwester liebend; ein Bilderhändler und Rosaline, die sich am Schlusse als seine Tochter ausweist; ein junger Herr von Adel, des Malers Schwester unterhaltend und endlich heirathend; ein alter Herr von Adel, dessen Tochter und ihr Gemahl, die Stockaristokratie vertretend, Letzterer auch Roué; eine edle Dame von Stande als Vermittlerin; eine Putzmacherin en gros mit zwei Ladenjungfern und einer männlichen Comptoirfigur, daneben etwas Proletariat; die ganze Sächsische Schweiz; eine Auswanderung nach Amerika und einige sonstige Personen und Gegenstände füllen die drei Bände dieses sogenannten Zeitbildes in einer Breite der Darstellung welche hier nur durch die Worte: „Die Thür war nur angelehnt, weil sie nicht verschlossen war", angedeutet werden mag. Aber die Maitage? Nun ja, die kommen im dritten Bande richtig heran. Woher aber und warum sie kommen, Das sind Fragen an das Schicksal, die billig unbeantwortet bleiben. Es ist nun einmal eine alte Gewohnheit daß Schriftsteller bedeutende Ereignisse ihrer Zeit dem allgemeinen Interesse möglichst rasch in Form eines Romans entgegenzuführen bestrebt sind. Geschieht Das nun in der Weise daß aus dem Thun und Lassen der Romanfiguren, unter denen auch historische Personen begriffen sind, sich ein solches Ereigniß neben den persönlichen Schicksalen einfach, ungezwungen entwickelt, so mag einem solchen Roman immerhin die Berechtigung der Existenz zugestanden werden. Davon kann bei dem vorliegenden Buche jedoch nicht die Rede sein. Hier treffen Dresdens Maitage reinzufällig mit der Geschichte der obenbezeichneten Personen zusammen, um dieser Geschichte mit dem dritten Bande ein Ende zu machen. Das ist Alles! Die Maitage selbst sind durchaus oberflächlich dargestellt. Es scheint der Verfasser habe nicht nach persönlicher Anschauung geschrieben; er citirt an einer Stelle eine Zeitung. Es mag auch sein daß er bei dem Stande der Dinge Rücksichten zu verletzen fürchtet. Jedenfalls gibt das Buch nicht einmal soviel als wir seinerzeit aus den Zeitungsberichten entnehmen konnten. Somit erscheint der Titel des Buchs als ein nicht worthaltendes Aushängeschild. Das ist Alles!

3. 1849 oder des Königs Maienblüte. Historischer Roman aus der Gegenwart von Franz Lubojatzky. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine ziemlich ansehnliche Reihe von Romanen und Novellen, die meistens einen historischen Boden haben, bemerkbargemacht. Es kommt ihm dabei Manches zustatten, namentlich Bekanntschaft mit vielen Specialitäten früherer und neuer Zeit, die Gabe der Erfindung und der Effecte, vorallem jedoch der Muth ein Buch durch jedes erreichbare Mittel fertigzumachen. Auf der andern Seite stehen sorglose Schreibart, Mangel an Plan, und anstatt befriedigender Charakterzeichnung meistens nur äußeres Gehaben. Man kann das Alles in dem Ausspruche zusammenfassen: Der Verfasser ist zu reich an Geschichten um eine Geschichte zu erzählen. Er findet volle Anwendung auf das vorliegende Buch. Alle die vielen Einzelheiten, deren Darstellung dem Verfasser nothwendig erschienen sein wird, zu referiren, würde die Grenze d. Bl. weit überschreiten. Nur kurz sei angeführt daß der Roman, dessen Titel uns auf das J. 1849 und auf den König von Sachsen beschränkt, Begebenheiten früherer Zeit nur herbeizuziehen sucht um uns nach Rußland, Polen, Sibirien, Frankreich, England, durch Deutschland nach der Schweiz, und endlich nach Amerika zu führen, wo eine wahre Hetzjagd vieler Personen in einem einzigen Paar ihr Ende findet. Der König, dem die Maitage 1849 eine schwere Prüfung bereiteten, erscheint nur einige male, um seine Liebe zur Botanik, einen gemäßigten Sinn, und ein wohlwollendes Bestreben Allen gerecht zu sein ins Licht zu stellen. Hauptpersonen sind eigentlich Regina, die Tochter des alten Obersten Sonnenberg, aus dessen Verbindung mit einer heimlich vom Tode erstandenen Herzogin, und Dr. Werner, welchem Regina das Augenlicht verdankt. Werner ist Demokrat, und wenn auch im edelsten Sinne, doch schon als solcher zu keinerlei Ansprüchen auf Regina's aristokratische Hand befugt. Aus diesem Misverhältnisse konnten alle übrigen entwickelt werden; sie sind demselben jedoch nur angereiht, und überhaupt tritt nirgend eine Person, eine Begebenheit hervor an die man sich halten könnte, vielmehr geht die große Zahl derselben an uns vorüber, wie die Figuren eines Kaleidoskops andern weichen bei der geringsten Bewegung. Man entschuldige Das nicht mit der wechselvollen Zeit, denn diese, die in dem dresdener Maikampfe ihren Culminationspunkt erreichte, ist, wie der Kampf selber, ebenso flüchtig dargestellt. Daß Regina wieder und nun unheilbar erblindet, und dann erst Werner's Gattin wird, mag sentimentalen Leserinnen sehr rührend erscheinen, während die Frage nach der Nothwendigkeit und der poetischen Gerechtigkeit unbeantwortet bleibt. Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll daß manche einzelne Scenen gut und effectvoll erscheinen, so ist es umsomehr zu bedauern daß der vielfach begabte Verfasser sein Talent leichtfertig verschwendet, nur um irgend eine Erscheinung der Zeit — wir sehen mehrbändige Romane von ihm welche die J. 1830, 1840, 1848 und hier nun auch 1849 an der Stirn tragen — rasch auszubeuten. Wie gesagt, Das ist zu bedauern.

4. Die Familie Mailly. Originalroman von Nikolaus Josika. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

In einer großen Zahl von Romanen älterer und neuer Zeit ist das Schicksal der Hauptpersonen an ein Verbrechen geknüpft, welches, wie sorglich es auch bestrebt ist sich in der Verborgenheit zu erhalten, doch endlich von nicht beachteter Seite her aufgedeckt wird. Die ältern englischen Romane dieser Gattung, eine moralische Tendenz innehaltend, stellen Tugend und Laster ohne sonderliche Zwischenglieder einander gegenüber, sodaß die Repräsentanten derselben oft genug als dürre allegorische Figuren erscheinen, die dann am Schlusse des Romans leicht bekränzt oder beiseitegeworfen werden können. In den neuern Darstellungen aus dem Menschenleben pulsirt wie in diesem mehr Blut und Geist, sodaß da wo es sich um ein Verbrechen handelt die Criminaljustiz oft genug alle Hände voll zu thun hat die Verwickelungen zu lösen, um subjectiven und objectiven Thatbestand außer Frage zu stellen, und die Unschuld, durch äußere Umstände oder das Urtheil der Welt mit der Schuld belastet, rein und frei sich ihrer Berechtigungen als Glied der Gesellschaft wieder erfreuen darf. Die englischen und französischen Criminalromane haben schnell Nachahmung gefunden, denn Räuber- und Mördergeschichten haben eine eigenthümlich fesselnde Kraft: wir verfolgen den menschlichen Geist dabei in seine verstecktesten Schlupfwinkel, und wie dergleichen Geschichten früher das mit Einführung des römischen Rechts in Deutschland begrabene öffentliche Verfahren einigermaßen repräsentiren konnten, so mögen sie gegenwärtig, wo wir dieses Verfahren wiederaufleben sehen, in manchem Betracht einen gewissen Einfluß auszuüben geeignet sein. Wir haben in dem vorliegenden Buche freilich durchaus keinen gewöhnlichen Räuber- und Mordroman vor uns, ebenso wenig werden wir vor den Schranken des öffentlichen Gerichts festgehalten; denn es sind gar vornehme Personen, unter denen die Eine von Habsucht getrieben es nicht verschmäht in die Reihe der Giftmischer einzutreten. Allein Rang und Stand ändern das Wesen des Verbrechens nicht, oder nur insofern als es unter einem Wappenschilde noch greller hervortritt, und außerdem können dergleichen hohe Personen wie in allen andern Dingen, so auch nicht einmal bei ihren Sünden und Verbrechen der Hülfe Geringerer entbehren. Sie stehen also mit dem gemeinen Verbrecher mindestens auf gleicher Linie, und so mag was oben von Räubern und Mördern gesagt ist füglich auch auf sie Anwendung finden. Josika's Roman ist übrigens auch formell keine Nachahmung englischer oder französischer Criminalromane, in denen wir, wenn der Verbrecher und seine That nicht etwa, wie oft der Fall ist, im Vorgrunde steht, doch auf jeder Seite daran erinnert werden daß die Personen und ihre Erlebnisse von einem unheimlichen Netz umgarnt sind. Bis gegen das Ende des Buchs werden wir vielmehr nur gelegentlich daran erinnert daß wir den Grafen Alfred Mailly nicht aus den Augen verlieren dürfen, um bei der hereinbrechenden Katastrophe nicht überrascht zu werden, eben in ihm den Mörder seines Bruders und Neffen zu erblicken. Daß er mit diesem Doppelmorde zugleich einen gordischen Knoten eigener Art durchhieb, davon konnte er, wie überhaupt der Mensch bei all seinem Thun nicht den ganzen Umfang desselben zu ermessen vermag, Nichts ahnen. Sein Bruder hatte als junger Mann ein Fischermädchen in Marseille so reizend gefunden daß er sich eine von deren Mutter betriebene falsche Trauung gefallen ließ. Nach einigen Jahren heirathet er eine Ebenbürtige, ohne die Sorge für die Geliebte und deren Sohn erkalten zu lassen. Jene Trauung aber war von einem wirklichen Priester, später Bischof in Autun, vollzogen, die zweite Heirath daher eine ungesetzliche. Der Giftmord durch Bruderhand begräbt daher zugleich ein Skandal, bei dem nur die Advocaten gewonnen haben würden. Der scheinbar legitime Sohn des Gemordeten als Erbe der Habsucht des Oheims Alfred ebenfalls erliegend, weicht damit dem Sohne des Fischermädchens. Alfred's zweiter Bruder war nach den Antillen gegangen, hatte dort eine Farbige geheirathet, und der Sohn dieser Ehe scheint mit seinem heißen Blut dem Oheim eben der Rechte um auf ihn den Verdacht des Doppelmordes hinzulenken. Das ist um so leichter als die glänzendsten Eigenschaften nicht vermögend sind den jungen Mann mit seiner dunklern Hautfarbe in der nobeln Gesellschaft legitim erscheinen zu lassen. Endlich scheitert Alfred an dem Verrath eines eingefangenen Gauners und erschießt sich. Das ist mit wenig trockenen Worten die Sachlage. Wie die genannten und alle übrigen Personen des Romans sich finden, verlieren und verbunden werden, Das dürfen wir dem Leser nicht vorlaut verrathen: aber erinnern müssen wir daran daß er überall wahrhaften Charakteren — bekanntlich in Romanen oft selten genug — begegnet, und einer so edeln sittlichen Gesinnung welche ebenfalls nicht allen Schriftstellern zu manifestiren beliebt. Bei solchen Vorzügen wollen wir einige Ueberflüssigkeiten, z. B. den Lord Wetherby, gern ignoriren, und lieber unumwunden unsere dankbare Freude aussprechen, unter so manchem Gerüll welches ein armer Recensent durchscharren muß einmal einen edeln Stein gefunden zu haben. Der genannte Lord ist auch nicht eigentlich an sich überflüssig: er wird es nur dadurch daß dem Verfasser das Komische, welches Wetherby vertreten soll, nicht eben geläufig zu sein scheint, wodurch diese Figur denn ohne allen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt. Er soll nur die unerschütterlichste Langweiligkeit repräsentiren, und Das ist gelungen, gegenüber dem lebhaften beweglichen Charakter der Franzosen jedoch zu leicht, wenn diese Gegensätze nicht in Contact gebracht werden. Was wir hier aussprechen wird hoffentlich Niemand als ein Bestreben bezeichnen die Anzeige des Buchs durchaus mit einem Tadel schließen zu wollen: es hätte sich dann, denn wie leicht ist der Tadel, wol noch Manches, vielleicht Bedeutenderes auffinden lassen. Wir haben damit im Gegentheil unsere Achtung vor dem Verfasser zu bethätigen gemeint, dem Nichts daran gelegen sein kann mit gewöhnlichem Lob abgefertigt zu werden. 1.

Notiz.

Der Lehnstuhl Molière's.

Molière's Sorgenstuhl wird als ehrwürdige Reliquie in Pezenas aufbewahrt. Im April v. J. verlangten zwei vornehme Gentlemen wie alle Reisende von Distinction den berühmten Stuhl zu sehen, und sie wurden schließlich mit dem dermaligen Eigenthümer über einen Kaufpreis von 8000 Fr. einig. Allein der Handel zerschlug sich wieder. Die beiden Lehnstuhlliebhaber wollten den Verkäufer nöthigen das Meubel selbst nach England zu transportiren, und dann zwei Monate dort zu verweilen. Schon früher waren dem Eigenthümer übrigens namhafte Summen geboten worden. Ein Franzose machte 1835 im Auftrage eines pariser Hauses eine Offerte von 3000 Fr., der russische Prinz Petrowitsch Memicheff ging sogar bis 8000 Fr. Bekanntlich wird in Paris, im Théâtre français, der Geburtstag des großen Lustspieldichters alljährlich festlich begangen. Gegenwärtig nun bereitet ein dramatischer Schriftsteller der Hauptstadt ein Stück vor welches den Titel führen soll: „Le fauteuil de Molière." Derselbe hat sich jetzt an den Eigenthümer des Stuhls mit der Bitte gewendet: zum 15. Jan. 1851 als dem Festtage mit seiner Reliquie nach Paris zu kommen, und den Fauteuil als Requisit auf der Bühne aufstellen zu lassen. Für diesen Fall will er ihm die Hälfte seines Autorenhonorars abtreten. Es steht nicht zu bezweifeln daß das sonderbare Project realisirt werden wird. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1851.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Hr. Haneberg ist ein sehr langer, sehr mager bestellter, trockener und seiner Jugend ungeachtet fast gänzlich kahler Professor und Akademiker von München. Der Mann hat eine frostige und langsamathmende Fischblutnatur und liest sein Thema ohne Wärme, ohne Accent, ohne Leidenschaft, matt und ohne Schwung. Aber Hr. Haneberg scheint nichtsdestoweniger ein strenggeschulter, mit umfassendem Wissen und mit reichen Kenntnissen ausgerüsteter, höchst achtbarer Literat zu sein. Den Orient im Allgemeinen und sein eigenes Thema insbesondere kennt Hr. Haneberg natürlich nicht aus lebendiger Anschauung: er kennt sie nur als Stubengelehrter und als Büchermann; die Abhandlung über das Schulwesen der Islambekenner war aber dieser mangelhaften Färbung ungeachtet so sicher, scharf und klar verarbeitet daß der phlegmatische Panegyrikus unter den Zuhörern nicht etwa blos die in orientalischen Dingen völlig Unkundigen durch die Neuheit des Arguments überraschte und belehrte, sondern auch die besser Unterrichteten und zu einem Urtheile eher Berechtigten durch das Einfache, Wohlgeordnete und Treffende seiner Zusammenstellung unbedingt auf seine Seite zog. Die Ansichten abendländischer Gelehrten über den Orient sind häufig so ungenügend, so kindisch, leer und fabelhaft daß selbst das ungekünstelte, aber wahre und gesunde Wort, wie es Hr. Haneberg gegen Erwarten in dieser zu München noch nie besprochenen Sache geredet hat, beim ganzen Zuhörerkreise ein eigenthümliches Gefühl der Zufriedenheit und Achtung hervorzubringen wußte. Neben guter Kenntniß der Originalquellen und ungewöhnlicher Arbeitskraft verräth diese Erstlingsleistung des Hrn. Haneberg wenigstens in diesem Punkte eine Geradheit der Sinne und eine geistige Unabhängigkeit, wie sie bei den bairischen Literaten wo nicht schon ganz verschwunden sind, doch jedes Jahr seltener und schwächer werden. Wie trocken und hölzern übrigens der Haneberg'sche Vortrag auch immer sei, so machte doch die bloße Art wie er in gewissen Dingen Satz und Gegensatz ungesucht und ernsthaft nebeneinanderstellte, nicht selten die Wirkung des besten Epigramms. Wenn man oratorisch und lebendig declamirte Arbeiten nachher geschrieben sieht und im Stillen liest, verlieren sie gewöhnlich einen großen Theil des frühern Reizes und erscheinen im Verhältniß matt und leer. Bei Hrn. Haneberg ist es vielleicht der umgekehrte Fall, was die gute Meinung über die Fähigkeiten und Kenntnisse dieses gelehrten Theologen nur vermehren kann. Wird Hr. Haneberg nach seiner Weise nicht eine Zierde der münchener Universität und ein bedeutender Literat, so tragen die druidenmäßigen Hemmnisse und Nothwendigkeiten seines Standes allein die Schuld. Am meisten wunderte man sich aber wie ein katholischer Geistlicher und münchener Universitätsprofessor zur Einsicht kommen konnte und sogar feierlich zu bekennen den Muth besaß: humane Bildung, Licht und Wissenschaft, hätten im Mittelalter nur auf den Lehranstalten des Islam ihren Sitz gehabt, während die abendländische Christenheit unter einer dichten Nacht von Unwissenheit, roher Sitte und Barbarei begraben lag.

Mit diesem unerwarteten Spruch hat sich Hr. Haneberg mit seinem Nachfolger auf dem Rednerstuhl in directen Widerspruch gestellt. Denn wäre die abendländische Menschheit durch ihr Heraustreten aus den „gottgefälligen, gesegneten und fruchtbaren Zuständen des katholischen Mittelalters" wirklich zu Unglück und Verfall der Jetztzeit herabgesunken, so ist das Haneberg'sche Dictum nicht blos falsch, es ist eine arge Lästerung, wo nicht gar ein Abfall vom Christenthum, wie es Hr. von Ringseis und seine Partei versteht. Rohe Unwissenheit, Geisternacht und Barbarei sind ja doch gewiß keine wünschenswerthen Zustände, noch viel weniger aber wären sie für ein durstgequältes Abendland der helle Born irdischen Glücks und staatlicher Seligkeit. Ringseis'sche Verkehrtheiten dieser Gattung noch heute öffentlich vertheidigen, wäre ebenso gut als wollte die „Neue münchener Zeitung" der herrschenden Meinungsströmung zum Trotz ihr Publicum bereden Hr. Hassenpflug sei ein ehrlicher Mann, und der Khan von Bokhara, obgleich er seine Unterthanen plündert und britische Wanderer getödtet hat, sei doch ein menschenfreundlicher und gerechter Potentat. Aber wer ist denn eigentlich Hr. von Ringseis, der Erbsündenkrämer und mittelalterliche Teufelshort von Derwischabad? Ein decorirtes Skelet mittlerer Größe, ein dürrer Kleiderstock mit erdfahler Mumienhaut und enormer Knorpelwand mitten im tiefein-

gefurchten und verdorrten Angesicht stand auf einmal wie eine Vogelscheuche zwischen dem florgeschmückten Oleandergrün des Redestuhls. Aller Augen, Das können Sie wol denken, waren auf das vermoderte und wie aus dem Abgrund heraufgestiegene Phantom gerichtet. Aber was will — so fragte der neugierige Blick der Gäste — was will dieses Bild der Sünde und der Verwesung mitten im Festgepränge eines glanzerfüllten Freudensaales? Das stiere Auge der unheimlichen Gestalt und die breite von einem Kranz struppiger Grauhaare eingepferchte Glatze wiesen im ersten Augenblick auf Candide's Großinquisitor Don Caracucurador hin. Die geisterhafte Erscheinung war aber nicht Don Caracucurador der Großinquisitor, sondern der ehrenwerthe und satanseifrige Hr. von Ringseis, königlich bairischer Geheimer Obermedicinalrath und Pseudogroßmeister der münchener Universität. Nur ein mal des Jahres, sagen sie, wäscht der Schkypitar seine weiße Tunica, und auch nicht öfter, scheint es, zügelt mit Verachtung weltlicher Eleganz Hr. von Ringseis die wilde Anarchie seines Haares, und vielleicht nicht viel öfter zahlt er irgend einer münchener Nausikaa den Seifenlohn. Ebenso wenig will man das Eckige in der Bewegung und das Schiefe in der Haltung des ehrenwerthen Mannes kritisiren, weil Dies ja die gewöhnliche Haltung von Leuten ist die mit dem Satan kämpfen und die Gottseligkeit als Speculation betreiben. Nach dem Urtheile der Aesthetiker aber bringt selbst die Häßlichkeit, wenn sie in ihrer Art kunstgerecht und vollendet ist, auf das Gemüth der Zuschauer gewissermaßen einen befriedigenden Effect hervor, und Hr. von Ringseis, den wir als vielbekannte münchener Rarität besonders ehren und nach dessen Gönnerschaft wir zu dieser Frist am meisten streben, muß sich durch das Bemühen seines ergebensten Clienten mit Kayser'schem Federstrich sein Conterfei zu zeichnen höchlich geschmeichelt fühlen. München ist ja das germanische Athen und, wie wir Alle wissen, standen neben den schwellenden Formen eines Antinous die grausenvollsten Theaterfratzen in den Werkstätten der Theseusstadt. Und in der That denkt, wenn die Sage nicht etwa irrig ist, eben jetzt ein genialer münchener Künstler das wohlgetroffene Lichtbild des Hrn. von Ringseis in Gesellschaft mit dem ebenfalls wohlgetroffenen Lichtbilde eines höchstachtbaren, geschmackreichen und hochgestellten Steckbriefschreibers, den man nicht zu nennen braucht, in seinen Randzeichnungen zur „Divina commedia" als infernalische Arabesken zu beiden Seiten des Höllenthores aufzustellen und so die Melancholie des „Lasciate ogni speranza" noch trostloser zu umdüstern. Nach der Intention des Künstlers hätte diese neueste „Münchener Ausstellung" den doppelten Zweck, einmal die Strafe der abgeleibten verdammten Geister durch den Anblick der beiden Gräuelgestalten noch wesentlich zu verschärfen, und dann andererseits die noch auf der Erde Wandelnden selbst, besonders die orthodoxe deutsche Kriegspartei und den bösen Hassenpflug durch die drohende Erscheinung genannter Ungethüme womöglich auf den Pfad der Gerechtigkeit und des Friedens zurückzuschrecken. Vielleicht ist diese höllische münchener Ausstellung für gemeine deutsche Wohlfahrt gewinnbringender und vom Diplomatencorps weniger angestritten als die huronische Friedenspfeife und das witzige Staatsproject vom 27. Februar. Gedanken solcher Art flogen durch die schweigende Versammlung und das akademische Skelet hob seine Papyrusrolle auf und fing zu lesen an.

Unwillkürlich mahnte die Redemelodie des Hrn. von Ringseis an eine Stelle bei Kaiser Julian, wo die deutsche Sprache mit dem klappernden Geschnalze und dem zornig-heißern Gekrächze wilder Vögel verglichen wird. Das Ablesen akademischer Abhandlungen ist in Deutschland freilich nirgend eine musikalische Harmonie; allein wer nicht aus Neugierde sitzen bleibt oder ex officio die Qual ertragen muß, flieht in wilder Hast wenn Hr. von Ringseis declamirt. Das Alles indessen ist nur Aeußerlichkeit und Nebensache, die auf Werth oder Unwerth eines wissenschaftlichen Erzeugnisses keinen Einfluß üben darf. Die Hauptsache um die es sich überall handelt ist Form und Inhalt der vorgetragenen Diatribe selbst. Scharfe Seitenhiebe auf die neue abendländische Philosophie erwartete bei dieser Veranlassung Jedermann der Hrn. von Ringseis und seine Geistesrichtung kennt. Man hoffte aber noch er werde sein Strafgericht in Ton und Haltung eines Mannes von Geist, Schärfe und wohlgeschultem Wissen ergehen lassen, und namentlich den Hauptinhalt seiner Rede ganz dem berühmten Todten widmen dessen Größe und Bedeutung er als Mann vom Fach und, wie man glaubte, als ebenbürtiger Redekünstler und Literat zu schildern übernommen hatte. Daß Hr. von Ringseis in der ausübenden Heilkunde nicht in erster Linie glänzt und, wenn man die Wahrheit gestehen will, trotz seiner Frömmigkeit und Teufelsbannerei selbst bei den Andächtigen kein Vertrauen hat, weiß in München alle Welt. Dagegen ist aber Hr. von Ringseis wohlbestallter Chef und gleichsam Obervogt des gesammten Medicinalwesens im bairischen Königreich, und hat bekanntlich in dieser Eigenschaft auch ein Buch geschrieben, das leider Niemand kauft und Niemand liest, weil es nach dem Urtheile competenter Richter statt lichtvoller Gedankenblitze nur die irren Träume und Extravaganzen einer corrupten und kirchlich angebrannten Phantasie als Kanon der Medicin verkündet. In der deutschen Literatur ist dieses Ringseis'sche Buch so ganz und gar zu Boden gefallen und vom Markt verschollen daß man selbst in der zahlreichen und wohldisciplinirten Partei des Verfassers ein so ärmliches Machwerk ernstlich anzuempfehlen nicht länger den Muth besitzt. Wir gelten aber, wie männiglich bewußt, in Beurtheilung literater Leute, besonders wenn sie eine hohe Stellung haben und von Einfluß sind, für so billig, leise und schonungsvoll daß man sich selbst im extremsten Augenblick und im flagrantesten Ruin von einem staatshierarchisch notabeln Manne Böses zu sagen kaum entschließen kann. Ist auch Hr. von Ringseis, dachten wir, in seiner ärztlichen Praxis gewissermaßen nur Giftmischer und

frömmelnder Charlatan, als Medicinaltheoretiker aber noch unter der Mittelmäßigkeit, so hat er vielleicht doch als akademischer Orator, als geschmackvoller Phrasenschmied und kunstreicher Panegyriker literarischer Majestät seinen anerkannten Werth. Denn eine Lobrede auf Hrn. von Walther schreiben wäre für ein gesundes und wortgeübtes Ingenium ein angenehmes und erwünschtes Spiel; auch wirken ohne Rücksicht auf Wahrheit und innern Gehalt kräftige Gedanken und Eleganz der Composition auf die meisten Zuhörer so bestechend und zaubervoll daß Hr. von Ringseis die dargebotene Gelegenheit seine Pseudoreputation endlich in Wahrheit zu begründen und nebenher seine Gegner und Neider gründlich zu beschämen mit Eifer und Geschick erfassen mußte. Alle diese Berechnungen waren irrig: Hr. von Ringseis ist weder akademischer Orator noch kunstvoller Stilist, noch weniger gewandter Leichenredner an der Urne hingegangener Herrlichkeit. Das Redewerk des Herrn Geheimraths hat die Voraussetzungen selbst der Billigsten unter dem zuhörenden Publicum zuschandengemacht: es war nicht blos vollständiger Bankrott; es war, wenn nach den neuesten Warschauer Conferenzen einem demüthigen Germanen Derbheiten à la Times noch gestattet sind, es war in den Augen fremder Zeugen Aergerniß und Prostitution nicht etwa nur des Mannes selbst, was nicht viel zu bedeuten hätte, es war Aergerniß und Prostitution der Anstalt der er angehört, und am Ende sogar des ganzen Landes in welchem solche Geistesarmuth und literarische Unbedeutendheit Credit besitzt und zu Ehren kommt. Mit Ausnahme banaler und abgedroschener Allgemeinheiten, mit etwas engherzigem, für die Bewunderer des Verstorbenen mehr als gleichgültigem Klatsch durchwirkt, war von kundiger Analyse, von universell-wissenschaftlicher Bedeutung, von geistiger Phänomenologie der Walther'schen Muse überhaupt in der ganzen Diatribe keine Spur. Hr. von Ringseis wäre aber auch für eine solche Aufgabe nicht der Mann und wies im Gefühl eigener Ohnmacht das Auditorium auf drei fremde Schriften hin, in welchen über solche Dinge das Nähere zu erfahren sei. Das Beste und beinahe das einzige Gute was der Festredner über Hrn. von Walther vorzubringen wußte war die übrigens von keinem Kenner der Walther'schen Medicinalphilosophie geglaubte, von Vielen sogar für ein Ringseis'sches Falsum erklärte Behauptung: der große und berühmte Mann, dieser „Fürst der Wissenschaft", habe in allen wesentlichen Punkten die Ringseis'sche Weltanschauung getheilt und sei namentlich über den Urquell der menschlichen Krankheiten mit dem Satansdoctor völlig einerlei Meinung gewesen. Daß aber Hr. von Ringseis, wie man hier in feierlicher Wiederholung seines stereotypen Wunderglaubens erfuhr, die Krankheiten des menschlichen Körpers mit allen Revolutions- und Finanznöthen unserer Zeit insgesammt vom Apfelbiß im Paradies, von der Schlange der Genesis, vom Satan, vom Beelzebub, von der „Hegel'schen Linken", vom Vizlipuzli und von dem philistäischen Fischgott Dagon ausgehen läßt und als leidigen Teufelsspuk am kräftigsten durch römisch-katholische Magie bekämpfen will, ist allgemein bekannt. Nur war es von Seiten des Hrn. von Ringseis ein eigenthümlicher Takt als Autorität und Gewährsmann seiner pathologischen Hexenkunst den großen Walther zu citiren.

(Der Beschluß folgt.)

Hebbel und die Tragikomödie.

Wir haben mit Hebbel ein ernstes Wort zu sprechen. Als Hebbel zum ersten male mit der „Judith" auftrat, mit welchem Triumphe wurde er empfangen! Und doch hat er nur eine einzige That gethan die den stolzen Hoffnungen entsprochen hat: er hat „Maria Magdalena" gedichtet. Seitdem erschienen von ihm mit Ausnahme des „Schnock", dessen Entstehung in eine frühere Zeit fällt, Nichts als lauter Ungeheuerlichkeiten. Jede jüngste Schöpfung ist immer widerlicher als die eben vorangegangene.

Die deutsche Kritik hat diesem wüsten Treiben des Dichters bisher zwar schaudernd, aber meist schweigsam zugesehen. Das war edel von ihr, denn es zeugt dafür daß sie sich nur mit schmerzlicher Ueberwindung daran gewöhnen kann eine so geniale Kraft wie Hebbel aufgeben zu müssen. Aber nunmehr wird es Pflicht dies scheue Schweigen endlich einmal zu brechen. Gerade weil Hebbel der ursprünglichste Dichter der Gegenwart ist, wirkt sein Beispiel gefährlicher als jedes andere. Und die Gefahr ist um so größer, da Hebbel es sich seit Jahren in ärgerlichster Selbstüberhebung angelegen sein läßt alle seine entsetzlichen Ausschweifungen und Fehlgriffe durch höchsteigene kritische Orakelsprüche zu neuen, bisher ungeahnten Bereicherungen und Entwickelungsnothwendigkeiten der Kunst selbst stempeln zu wollen.

Soeben hat Hebbel das vor einigen Jahren in der „Novellenzeitung" erschienene „Trauerspiel in Sicilien" in einem neuen Abdruck veröffentlicht. Er beschwert sich darüber daß man das Stück seines Titels halber meist für eine Tragödie genommen, obgleich jeder Vers in Ton und Färbung durchaus dieser Zumuthung widerspreche. Er belehrt uns das Stück sei eine Tragikomödie, und gibt nicht undeutlich zu verstehen daß er auch hier wieder eine ganz neue Gattung der Kunst entdeckt oder wenigstens eine bereits vorhandene erst zu ihrer einzig naturgemäßen und wahrhaft künstlerischen Form erhoben habe. Ja er fodert Rötscher in einem besondern Sendschreiben auf die Theorie dieser neuen Kunstgattung festzustellen. Denn offenbar gebe es hier Etwas zu thun für den Kunstphilosophen.

Also wirklich? Eine neue Kunstgattung? Beeilen wir uns dieser merkwürdigen Erscheinung auf den Grund zu gehen. Was ist ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit? Wie stellt sie sich zu den bereits bekannten Kunstgattungen? Wie insbesondere zu derjenigen die bisher mit dem Namen der Tragikomödie bezeichnet wurde?

Hebbel erzählt den Inhalt des Stücks mit kurzen Worten, indem er die Veranlassung erzählt durch die diese Conception entstanden ist. Der Dichter traf in Neapel mit einem sicilischen Kaufmann zusammen, der noch ganz voll war von einem entsetzlichen Vorfall der sich erst kürzlich in der Nähe von Palermo ereignet hatte. „Ein Mädchen flieht aus dem Hause ihres Vaters, um sich durch einen schon gewonnenen Geistlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu lassen und so einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erscheint zu früh auf dem für die Zusammenkunft bestimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erst den mitgenommenen Schmuck rauben und sie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen sie sich über ihn her, bestreichen ihn mit Blut, schleppen ihn vor den Podestà und klagen ihn der Mordthat an. Natürlich finden sie Glauben, und was am Beweise fehlt Das ersetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der sich vor ihnen mit

gestohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und Alles angesehen hat, ist ihnen gefolgt und entlarvt sie." Dies ist der furchtbare Vorwurf der sich hier Scene für Scene vor unsern Augen abspielt, in unmusikalischen Versen, selbst ohne psychologisches Interesse. Denn außer den beiden Ermordeten sind alle Figuren die im Stücke auftreten die abgefeimtesten Schufte. Die Mörder sind Schufte, der Podestà ist ein Schuft, der Vater des Mädchens ist ein Schuft. Der einzige ehrenwerthe Charakter ist der Bauer, der oben auf dem Baum sitzt weil er soeben Früchte gestohlen hat. Scheußlich!

Und Dies wird uns als Tragikomödie geboten. Was denkt sich der Dichter dabei? Gewiß ist, es ist weder eine Tragödie noch eine Komödie. Aber ist es deshalb eine Tragikomödie?

Hebbel begründet diese Bezeichnung in einer grüblerisch-wirren Vorrede auf folgende Weise:

„Ich fand diesen Vorfall so symbolisch, er schien mir die sittlichen und selbst die politischen Zustände des Landes und Volkes so grauenhaft treu wiederzuspiegeln daß er mir augenblicklich als er mir erzählt wurde mit allen handelnden und leidenden Personen zu einem dramatischen Bilde zusammenrann. Aber allerdings gab es keine Form dafür als die der Tragikomödie, in deren Wesen es durchaus nicht liegt daß sie zur Parodie verflacht werden muß, was freilich meist geschieht. Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist Das ebenso furchtbar als barock, aber auch ebenso barock als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, aber die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns ehe uns Das gelingt. Nur verträgt sich die Komödie nicht mit Wunden und Blut und die Tragödie kann das Barocke nicht in sich aufnehmen. Da stellt sich die Tragikomödie ein, denn eine solche ergibt sich überall wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wol der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt ohne ein einziges zu verdienen. Ich fürchte sehr, manche Processe der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden."

Wie spitzfindig, aber auch wie sinnlos!

Eine blutige Katastrophe aus komischen Motiven entsprungen ist nicht tragikomisch; sie ist überhaupt undramatisch, schlechthin unkünstlerisch. Eine solche grausige Nachtscene mag vielleicht hier und da episodenartig im socialen Romane erlaubt sein; denn der Roman, die Welt in ihrer Totalität schildernd, hat Mittel den Schatten durch klärende Lichter aufzuhellen. Aber von der Bühne bleiben, solange Kunst Kunst ist, dergleichen Scheußlichkeiten jederzeit ausgeschlossen. Das Geheimniß der Hebbel'schen Tragikomödie ist die Criminalgeschichte. Und damit ist dieser neuen, mit so vielem Pomp angekündigten Kunstgattung ihr Urtheil gesprochen.

Traurig genug, aber wenn irgendwo, so kann man an Hebbel die Pathologie unserer Zeit studiren. Eine reiche, ursprüngliche Dichternatur, durch falsche Geniesucht zu carikirter Maßlosigkeit, ja zu fratzenhafter Häßlichkeit aufgestachelt, — wahrlich eine solche Erscheinung wäre tragisch, wenn man nicht versucht sein sollte nach Hebbel's eigenem Vorgange sie lieber tragikomisch zu nennen. Ich hoffe, bald wird die Zeit kommen in der man es endlich einsieht daß wie überall so auch in der Poesie Wahrheit und Einfachheit die goldenste Regel bleibt.

H. Hettner.

Neue polnische Schriften.

1. Wizerunki obludnych nauk. Paris 1850.

Es ist Dies eine insofern bemerkenswerthe Schrift als sie von einem polnischen Emigranten Namens Zarczynski herrührt, welcher sie seinen fern von ihm lebenden Landsleuten als eine dringende Warnung vor dem Socialismus sendet. Er weist an St.-Simon, Fourier, Proudhon u. A. das Verderbliche der socialistischen Ideen für Polen nach; dabei geht er bis zu den Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts, insbesondere bis Voltaire zurück, denen die jetzigen socialistischen Ideen ihren Ursprung verdanken. Zugleich warnt er vor den politischen Träumereien eines Mickiewicz und Trentowski, und empfiehlt das Studium des wahrhaft nationalen Dichters Brodzinski. Dies Verderbliche liegt nämlich darin daß der Socialismus nur im Allgemeinen von Individuen und von der Totalität des menschlichen Geschlechts, nie von Völkern und Volksgenossen rede, daß er die Vaterlandsliebe geradezu für eine Einbildung erkläre, wie er denn auch oftmals die Sympathien für Polen verspottet habe. Solche socialistische Ideen in den Polen zu nähren, meint der Verfasser, hieße den Feinden Polens recht in die Hände arbeiten; denn deren Hauptbestreben gehe eben darauf hinaus die Polen von ihrer historischen Vergangenheit zu lösen, und sie ihr Vaterland vergessen zu machen.

2. Tajne listy Zygmunta Augusta do St. Hozyusza. Wien 1850.

Diese Broschüre enthält Briefe des polnischen Königs Sigismund August, welche derselbe während der J. 1549—50 an den Cardinal Hosius in Chiffern geschrieben hat. Die Originale befinden sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Krakau, ihre Entzifferung ist dem Herausgeber, Joseph Lepkowski, gelungen. Sie beziehen sich vornehmlich auf die polnischen Reichstagsverhandlungen und die Abreise der Königin Bona Sforza, der Mutter des Königs, aus Polen, und sind als historische Quelle von Bedeutung.

3. Synowie Gedymina przez *K. Stadnickiego*. Lemberg 1849.

Eine Schrift wie sie bei der ersten Theilung von Polen zahlreich erschienen sind, um das Recht der polnischen Nachbarn auf die von Polen abgerissenen Länder nachzuweisen. Indem der Verfasser die Geschichte der Söhne des lithauischen Fürsten Gedymin erzählt, stellt er zugleich neue Untersuchungen darüber an: auf welche Weise die Fürstenthümer Halicz und Wladimir (das jetzige Galizien) nebst Podolien einst an Polen gekommen sind. Das Ergebniß seiner Forschungen ist: daß die Polen diese Länder durch der Waffen Gewalt erobert haben, insbesondere seien die sogenannte Rus und die Fürstenthümer Luck und Wladimir auf diese Weise durch Kasimir den Großen in den J. 1340 und 1349 unter polnische Botmäßigkeit gebracht worden. Die polnischen Geschichtschreiber haben das Verhältniß Polens zu den erwähnten Ländern bisher so dargestellt daß die Polanen an der Weichsel, dem Bug und dem Dniepr von jeher ein Volk gebildet haben, daß dasselbe aber durch die Bulgaren und Kosacken, am längsten durch die Waräger auseinandergerissen worden, bis, nachdem die polnischen Volksgenossen am Bug und Dniepr durch Boleslaw den Großen u. A. von dem fremden Joche befreit waren, der frühere Zustand der Einheit sämmtlicher polnischer Stämme wiederhergestellt wurde. Daher denn auch die Russinen keinen Widerwillen gegen ihre erneute Vereinigung mit Polen zeigten, Halicz sogar dieselbe als eine Wohlthat verlangte. Hiergegen befindet sich nun der Verfasser des vorliegenden Werks in vollständigem Gegensatze, und da er durch seine kritischen Untersuchungen sich auf die Seite Derer zu stellen scheint welche die erste Theilung Polens dadurch rechtfertigen daß in derselben nur früher von den Polen eroberte Länder mit den Reichen Rußland und Oestreich, zu deren Völkercomplexus sie ursprünglich gehörten, wieder vereinigt worden sind, so wird der Verfasser in den polnischen Blättern heftig getadelt und ihm wegen seiner jedenfalls interessanten und wie es uns scheint parteilosen Darstellung Mangel an Patriotismus vorgeworfen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1851.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Aber was hat denn nun Hr. von Ringseis in seiner Rede eigentlich gesagt? Wenn man unter Rede überhaupt und bei akademischem Feiergepränge insbesondere ein zierlich geordnetes, geistig ineinanderfließendes, das Publicum ergötzendes und belehrendes Gedankenspiel versteht, so hat Hr. von Ringseis eigentlich gar keine Rede gehalten und Nichts gesagt. Denn ein rohes, zerhacktes und planloses Nebeneinanderstellen alltäglicher und trivialer, großentheils aus Barruel's „Mémoires de Jacobinisme", aus dem exjesuitischen augsburger „Journal für Religion" entlehnter, im Abendlande seit dem Auftreten der Loyoliten gebräuchlicher, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbter, schon lange abgegriffener und hauptsächlich in den untersten Schichten, Kneipen und Conventikeln der Reactionspartei üblicher Ausfälle wider Presse, Licht und Wissenschaft ist doch gewiß keine akademische Feierrede. Irgend eine dem Redner eigenthümlich angehörende, schöpferische Kraft und selbständiges Denken beurkundende Wendung ist uns im Laufe der ganzen Declamation nicht aufgefallen. Was uns Hr. von Ringseis sagte, Das haben wir zum Theil mit denselben Worten schon in den tiroler Kapuzinerpredigten unserer Jugendzeit gehört, haben es dann in den dogmatischen Klopffechtereien und Colloquien eines Pater Fast, eines Pater Rigel, eines Pater März und eines Pater Zeiler wiederholt gelesen, und endlich im Laufe der letzten drei Decennien aus Mund und Schrift der Hauptorgane europäischer Contrerevolution bis zum Ueberdruß vernehmen müssen. Uebrigens wird gern eingestanden daß sich das Urtheil über das oratorische Product des Hrn. von Ringseis neben einer lückenhaften Stenographie hauptsächlich auf unser Gedächtniß stützt. Wir sind aber dessenungeachtet der Sache so gewiß daß wir zu einem großen Theile der Schmähphrasen und Lästerargumente des medicinischen Zeloten neben der Quelle sogar die Seitenzahl nachzuweisen vermöchten wo die Originalien zu finden sind. Ob aber Hr. von Ringseis auf den Stolz eigener Gedanken und selbständiger Composition freiwillig und aus Andacht verzichtet hat, oder ob das lächerliche und strohtrockene Stoppelwerk dieser Festrede wirklich auf einer naturdürren Sanddüne entsproffen ist, weiß man nicht mit Gewißheit anzudeuten. Soviel indessen ist ausgemacht, der Herr Geheimrath ist diesmal nur der Kanal gewesen durch welchen eine feindselige und gewaltige Partei die Keime des Verderbens unter die Völker sendet und überall den Frieden und das stille Glück der bürgerlichen Gesellschaft stört. Von Natur arbeitsscheu jedoch, geistlos und blöde, wie etwa Prof. D..f..r, ist Hr. von Ringseis nicht. Wenigstens sieht man den geehrten Herrn auf den Straßen und mitten im Gedränge des volkerfüllten Marktes der königlichen Haupt- und Residenzstadt München niemals ohne aufgeschlagene Broschüre in der Hand. Auch ist ihm neben einer Fülle muckerischer Zweideutigkeiten und schmuziger Calembourgs, mit welcher er sich nach echter Frömmlerweise gern an seiner Ascese rächt, vielerlei Wissen nicht abzusprechen. Ueber Namen und Uniformen der Erzengel z. B. und über das höchstwichtige Argument, ob dem einäugigen Bischof und liberalen Nicäa-Trinitätsdeputirten St.-Spiridion aus Cypern das rechte oder das linke Auge fehlte, und dann wie dick und lang im Gegensatze zu heutigem Verfall der Christenheit die Knochen des heiligen Ulrich in Augsburg sind, hat dieser königliche Obermedicinalchef nicht ohne Sachkenntniß und geistlichen Witz in guten Gesellschaften wiederholt disputirt. Auch Recepte für neue Fastensuppen werden bei Hrn. von Ringseis um billigen Preis verkauft. Der Leser sieht es selbst, wir wollen Hrn. von Ringseis nicht verkleinern, auch mögen wir aus Rücksicht für seine Stellung und aus besonderer Achtung für Diejenigen die sich gewiß in der besten Absicht und im aufrichtigsten Streben nach öffentlicher Wohlfahrt der Beihülfe eines solchen Mannes bedienen, gar nicht einmal sagen daß Hr. von Ringseis das inländische Medicinalwesen durch seine Unfähigkeit zugrunderichtet und zum Gespötte der Fremden macht.*) Solche Uebelstände gehen uns eigentlich Nichts an. Wir haben es nur mit Hrn. von Ringseis als Literaten und Akademiker zu thun. Daß

*) Dr. Friedrich von Jan: „Zur Charakteristik des Hrn. von Ringseis."

er aber in dieser Eigenschaft völlig unbedeutend und gar nicht am rechten Platze ist, hat seine „Lobrede“ auf Hrn. von Walther auch für den schonungsvollsten Kritiker genügend dargethan. Von der classischen Literatur versteht Hr. von Ringseis kaum nothdürftig das sogenannte Doctor- oder Küchenlatein, wie etwa der Charlatan bei Molière; des Griechischen dagegen ist er völlig unkundig und folglich kann auch von seinem Stil, von Gedankenmark und Formeleganz in der Ringseis'schen Composition keine Rede sein, und das berühmte Axiom:

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna —

wäre hier ein leeres Wort. Capitalsünden dieser Gattung traten beinahe aus jedem Redesatz des Hrn. Geheimraths hervor. Am meisten störend für ein geübteres Ohr jedoch war in der ganzen Diatribe der Mangel logischer Gedankenfolge und schulgerechter Uebergänge, ohne welche keine gelehrte Composition denkbar ist. So z. B. sprang der Redner nach einem giftig-gemeinen Ausfalle auf die „Hegel'sche Linke“ ohne alle vermittelnde Senkung, ohne versöhnenden Kitt und Gedankenschmelz plump und ungeschliffen (inurbane et rustice) von Moloch, Vizlipuzli und Dagon auf Hrn. von Walther über.*) Solche Schnitzer und Sünden galten von jeher und überall wo man Geschmack besitzt und Etwas von Literatur versteht als vollgültige Belege eines uncultivirten Geistes, wo nicht gar eines gemeinen und rohen Gesellen. Auch lächelte das Auditorium, welchem guter Takt und besseres Gefühl in solchen Dingen nicht abzusprechen ist, namentlich bei dieser Stelle verächtlich und mitleidsvoll über den ungeschickten und leeren Redekram. Aber, mag vielleicht der Leser dieses Berichts denken, wie ist ein so schwacher und literarisch unbedeutender Mann in Baiern zur Ehre der Akademie gekommen? Freie Wahl, wie es die Statuten wollen, hätte dem Hrn. von Ringseis diese Ehre freilich nicht vergönnt; allein Hr. von Abel, um gleichsam den letzten Hellborn bojoarischer Wissenschaftlichkeit zu trüben, hat uns weiland diesen Mann als Akademiker octroyirt, liquidis immisit fontibus aprum. Möge diese Verfügung Derjenige verantworten der sie vollzogen hat!

Dagegen hat die münchener Hochschule, auf welcher Hr. von Ringseis überwiegende Geltung übt, im Ganzen genommen den Charakter der Wissenschaftlichkeit nach eigenem Bekenntniß schon lange abgestreift, und, mit aller Achtung für die kleine Minorität tüchtiger und anerkannter Literaten sei es gesagt, sich gewissermaßen in ein geistiges Blindeninstitut oder, wenn man lieber will, in eine Versorgungsanstalt für wissenschaftlichen Cretinismus umgewandelt. Bei einer solchen Schule mag sich ein Mann wie Hr. von Ringseis allerdings mit Ehren als Erztruchseß und Pfalzgraf geriren. Unser humanes Jahrhundert will ja für alle physischen und geistigen Gebrechlichkeiten Anstalten gründen, Erleichterung und Hülfe schaffen. Warum soll nun nicht auch für literarische Cretins und akademischen Blödsinn eine Zufluchtsstätte in München offen sein? Wer kennt das von der Vorsehung den Nationen gesteckte Ziel? Vielleicht ist es höhere Anordnung daß unser Königreich das wohlbestallte „Böotien“ der deutschen Staaten sei!

Wir sagen Dieses etwa nicht aus Verdruß über die Vergangenheit oder gar im Geiste factiöser Opposition, weil man in der letzten Zeit einem und dem andern Mitgliede genannter Hochschule aus politischen Gründen das Wort entzogen hat. Pflogen wir auch mit sogenannten Schulgelehrten, deren Actien auf dem großen Markte der europäischen Literatur ohne Geltung sind, die aber ihren Mangel an Geist, an Arbeitslust, an Tüchtigkeit und Ruhm durch Neid, durch falsche Andacht und durch mehr als lakaienmäßige Dienstbeflissenheit auszugleichen suchen, nur geringe Freundschaft und seltenen Verkehr, so stehen wir deswegen doch nicht in Feindschaft und in Widerspruch mit Denjenigen welche auch aus so geringem und ekeligem Stoff für gemeines Wohl Nutzen zu schöpfen glauben. Gelehrsamkeit und Wissen sind im Sturm der letzten Zeit häufig in so unerquicklichem und zweifelhaftem Licht erschienen daß man es den Regierenden wahrhaft nicht übeldeuten soll, wenn sie es wieder einmal mit der Unwissenheit und mit der Finsterniß versuchen wollen. Ob dieser Weg der bessere sei und schneller zum Ziele bringt, mögen sie ohne unsere Ein- und Gegenrede selbst sehen. Wir unsererseits wollen von Politik und Staatsgeschäften Nichts mehr wissen und möchten selbst die Firma Ringseis und Comp. bei ihrem Erbsündenkram herzlich gern unbefehdet lassen, wenn sich der Mann begnügte sein Gewerbe im Stillen zu treiben und ganz für eigene Rechnung falscher Andächtler und Ignorant zu sein. Allein der akademische Quacksalber will mit seinen schlechten Künsten Propaganda machen und mit Hülfe der Polizei selbst die gesündesten Leute zum Gebrauche seiner „höllischen Latwergen“ zwingen. Nur gegen diese Zudringlichkeiten eines unwissenden und schädlichen Adepten denkt man sich nach Recht und Billigkeit zu schirmen. Um der Zeit zu widerstehen und den Strom der Begebenheiten in ein anderes Rinnsal hineinzudrängen ist unsere Muse zu träge und zu schwach. Wir beugen uns vor der Nothwendigkeit und wollen nicht machtlos zürnen über Das was man jetzt an der Fulda und an der Eider thut. Das Regieren wird besonders in Deutschland so traurig, so schwankend, so undankbar und mühevoll daß man den öffentlichen Bürdenträgern das herbe Loos wenigstens unnöthigerweise nicht noch mehr verbittern soll. In Baiern indessen glauben wir die bestehende Gewalt so fest begründet und auch soweit intelligent daß sie die bettelhaften und abgeschmackten Lobhudeleien geldgieriger und obscurer Präceptoren in ihrem eigenen Interesse, wenn auch nicht ganz zurückweisen,

*) Hr. von Ringseis gehört, wie der Rhetor Aristides sagt, nicht in die Classe τῶν ἀκριβούντων, sondern in die Classe „τῶν ἐμούντων“, d. h. Derjenigen die ihre Aufsätze nicht mit Sorgfalt schleifen und glätten, sondern die da reden (effutiunt) „was ihnen in das Maul kommt“.

doch wenigstens für nichts Besseres halten soll als sie wirklich sind.

J. P. Fallmerayer. *)

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814 von Karl von Raumer. Stuttgart, Liesching. 1850. Gr. 8. 22½ Ngr.

Béranger's Trödlerphilosophie bewährt sich: Vieux habits, vieux galons! Der Boutiquier in den Hundert Tagen that wohl die weißen Cocarden zu sammeln; man weiß daß sie wieder in die Mode kamen. Wir finden in unserm Buche außerdem auch den Beweis wie gut es ist wenn man über dem „Allons enfants!" das „Vive Henri IV, ce roi vaillant!" nicht vergessen hat. Alles erlebt seine Zeit, und das Alte erlebt sie wieder! Gottschall's „Ferdinand von Schill" mit seinem preußisch-deutschen Nimbus lag zwei Jahre gestrandet, nun ward er miteins flott und allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, ohne daß der Dichter Etwas dafür gethan hat. Die Flut hob das Stück von der Sandbank, die Zeit adoptirte es, patriotische Brisen wehten in seine Segel, und seine Wimpel flatterten. Das ist weder Glück noch Zufall, es ist der einfache Weltlauf. Wie sehr zum Ekel war es uns geworden ewig an die Freiheit und Befreiung „erinnert" zu werden die der Sage nach unsere Völker als blutige Rosen bei Leipzig und Waterloo gebrochen haben sollten! Wir hatten diese Bravaden in Schrift und Wort herzlich satt, weil uns eben nur die herben Hagebutten, die Schlafäpfel und die Dornen jener berühmten Rosen zu Gesicht gekommen sind, ohne daß uns je von dort ein Strahl des Ruhms und der Freiheit berührt hätte. Was waren die positiven Früchte jener Siege gegen den Corsen? fragte man sich. Vom „französischen Joche", dieser beliebten Phrase, wurde eben nur das Beiwort abgeschüttelt, das Substantiv und das Substantielle blieb nach wie vor. Die Congreßbeschlüsse die uns heute noch chicaniren und allen Verwickelungen im Vaterlande Vorschub leisten, die nichtgehaltenen Versprechungen, die Demagogenriechereien, die Karlsbader Paragraphen, all der saubere Kram bis zur heutigen Erniedrigung Deutschlands, Das sind die Erfolge jener großen Leiden, auf die wir mit aller Gewalt stolz sein sollen. Es ist gut auf Lorbern zu schlafen! Heute aber verliert man die Schlaflust, und von den Lorberkränzen sind nur noch die Ruthen übrig, auf denen es sich erbärmlich hart liegt. O, wir hatten guten Grund für alle „Erinnerungen" an die „Freiheitskriege" zu danken, wenn wir nicht in gerechtem Zorne auffahren, und gegen den Köhlerglauben unserer Väter loswettern wollten...!

Mit diesen und ähnlichen Vorurtheilen nahm ich auch dies Heft, trotz des Zeitwindes der ihm günstig ist und trotz des achtungswerthen Namens der es ziert, in die Hand. Ich weiß nicht ob es einzig und allein das Verdienst des Buchs ist, oder ob die Stimmung der Zeit mich mehr beherrschte als ich selbst weiß, genug, soviel „Erinnerungen" aus jenen vielbeschriebenen Tagen mir auch bekannt sind, ich klappte keine andere derartige Aufzeichnung mit dem Gefühle so ungetrübten Genusses zu als diese. Es ist wahr was der Verfasser in seinem Abschiede vom Leser sagt, er hat sich durch den Verkehr mit seinen Erinnerungen aus der untröstlichen, schmachvollen Gegenwart herausgerissen, und ist, indem er sich wieder geistig unter edeln Charakteren und kräftigen Gestalten bewegte, heiter genug geworden auch dem Leser eine freie, entlastete Stunde zu machen. Ich will es wol glauben daß es einem Manne der das Wirken der Blücher, York und Gneisenau in der Nähe beobachtet hat hart ankommt zu sehen wie die Führer eines ohne Schwertstreich geschlagenen großen Heers nicht einmal den Muth haben ihre Entlassung zu fodern, wenn man ihnen und dem Lande die Ehre raubt. Die Gneisenau wußten zu gehorchen, aber auch (S. 36) zur rechten Zeit den Gehorsam zu verweigern. Was York that weiß alle Welt.

Das Buch beginnt mit einer Reise des Verfassers nach Berlin, die in die Zeit der Publication des Hippel'schen Aufrufs fällt. Das erste Capitel schildert in scharfen Linien, kurz und gedrungen die Physiognomie Berlins nach dem Einzug der Russen und York's, eine Predigt Schleiermacher's und die Stimmung des Hofs, die in mancher Beziehung Analogien zu der von jetzt bietet. Im zweiten Abschnitte wird der Eintritt des Verfassers in die schlesische Landwehr geschildert, wobei sich einige humoristische Bemerkungen nicht unterdrücken lassen. Auch Steffens vertauschte damals bekanntlich das silberne Stiftchen, das er stets während des Vortrags zwischen den Fingern drehte, mit dem Degen. Ueber seine Kriegsabenteuer scherzte er selbst oft, wie bekannt, und noch öfter wurde er geneckt, wie ein damals in Breslau cursirendes Sprüchlein beweist:

Zu Anfang des Treffens
Drückte sich Steffens.

Nun, der vortreffliche Mann hatte seinen Kampfplatz eben auf einem andern Felde; indeß ist es schade daß Hr. von Raumer, der Mancherlei von seinem Collegen wissen mag, ihn nicht auch mit solcher Vorliebe behandelte wie Gneisenau. Neben dem Helden hätte der ernste und doch so lebhafte Mann der Wissenschaft, der sich in dem neuen Verhältnisse oft fremdartig bewegen mußte, immerhin eine hübsche Figur abgegeben, und dem Werke neuen Reiz verliehen. Ueberaus interessant ist der Abschnitt (S. 68): Der Rheinübergang, Brienne, La Rothière und Champeaubert, sowie (S. 81) der Marsch nach Soissons und die Schlacht bei Laon. Die Glanzpunkte der Arbeit aber sind die Schilderungen des Blücher'schen Hauptquartiers und des Generals Gneisenau. Es ist hierbei vielleicht zu bedauern daß der Verfasser allzu sehr vermeidet zu wiederholen was schon von Andern berichtet worden ist. Bei seiner Darstellungsweise, seiner schlichten, sachgemäßen Sprache hätte sich gewiß Manches hier in ungleich klarerm Lichte gezeigt als bisher geschah. Spaßhaft klingt es wenn der Verfasser ganz formlos sagt: „Ich ritt von Lüttich nach Brüssel und Aachen, oder ich ritt über Compiegne nach Paris", gerade als ob es sich um eine Stunde Wegs handelte. Nicht zu vergessen sind auch die wenigen, aber bedeutenden Pinselstriche mit denen uns Hudson Lowe gezeichnet wird.

Das größte Verdienst des Buchs besteht in seiner concinnen Fassung. So sollten alle Memoiren geschrieben werden die der Geschichte irgend dienlich sein können. Die neueste Geschichtschreibung erscheint neben den alten Chroniken, ja neben Muratori und Sismondi als ein echter Zögling moderner Staatskunst. Sie ist diplomatisirend und diplomatisch, zumeist aber auch noch vom Pragmatismus bis zum Uebermaß umschwalbelt. Diese Manier sogar auf Zeiten angewendet zu finden in denen es noch mehr Thaten als Unterhandlungen gab, ist im höchsten Grade widerwärtig. Man verlangt nicht die Naivetät Herodot's und Froissart's, aber man verlangt statt der Trübung der Thatsachen durch breite subjective Betrachtungen eine klare Erzählung des wirklich Geschehenen in bündiger Kürze. Es scheint außer Frage zu stehen daß die beste Darstellungsweise für historische Arbeiten die ist: das Leben und den Charakter des für seine Zeit stimmführenden Mannes an seinen hervorstechendsten Thaten darzuthun und zu entwickeln, und um diesen herum die Geschichte seiner Aera zu gruppiren. Durch ein wenig Chronikenton würde die Historie zugleich lebendiger, einfacher und gedrängter werden, und die pragmatischen Beziehungen würden sich von selbst herausstellen, ohne in breite, mehr Seiten als nutzbare Gedanken zählende Abhandlungen gefaßt werden zu müssen.

In dieser Beziehung wird sich der Leser von Raumer's

---

*) Die Nennung des Verfassers vorstehenden Aufsatzes überhebt uns der Bedenklichkeit die einzelne Persönlichkeiten betreffenden Bemerkungen unverkürzt zu veröffentlichen; wir müssen deren Vertretung natürlich dem Herrn Verfasser allein überlassen.

D. Red.

„Erinnerungen" wie in jeder andern befriedigt fühlen; ich vermag die 147 Seiten starke, durch viele interessante Briefe und charakteristische Züge geschmückte Schrift also nach bestem Wissen zu empfehlen. 4.

Mazzini über Karl Albert.

Dem Triumvir Joseph Mazzini wird bekanntlich vorgeworfen er habe am Scheitern der italienischen Erhebung deshalb Schuld, weil er den König Albert bei dessen Kampfe gegen Oestreich nicht unterstützt, und ihn nicht unterstützt habe weil er fälschlich behauptet Karl Albert meine es nicht ehrlich mit der italienischen Sache, fechte nicht für die Unabhängigkeit der Lombardei, sondern um den Gewinn einer neuen Krone. Diesem Vorwurfe begegnet Mazzini in der von ihm in London soeben erschienenen Schrift: „Royalty and republicanism in Italy; or, notes and documents relating to the Lombard insurrection, and to the royal war of 1848". Wie er aus Staatsurkunden und besonders aus dem Briefwechsel englischer Minister zu beweisen gesucht, und ob er bewiesen daß Karl Albert lediglich ins Feld gezogen sei um der Republik Schach zu bieten und die gekrönten Häupter von der Strafe der Vergeltung zu retten welche sie in allen Theilen Europas zu erreichen gedroht: Das bleibe hier außer Betracht. Hier soll nur das Charakterbild gezeigt werden welches Mazzini von Karl Albert aufstellt. „Ich spreche nicht vom Könige", sagt er. „Was auch seine Speichellecker und die politischen Heuchler, welche den nachgeborenen Enthusiasmus für Karl Albert zur Waffe der Opposition gegen seinen Nachfolger machen, über ihn verlautbaren, und wie ehrlich immerhin der Wahn des piemontesischen Volkes sei daß mit diesem Namen die Idee des Unabhängigkeitskampfes sich identificire: das Urtheil der Nachwelt wird den Mann von 1821, den Mann von 1833 und den Mann der Capitulation Mailands schwer treffen. Seine Natur und sein Temperament waren von der Art daß auf solcher Basis keine Unternehmung seinerseits für die Einigung Italiens zu erwarten stand. Er besaß kein Genie und war ohne Liebe und Treue. Von Ersterm, das sich in der gänzlichen, folgerechten und entschiedensten Hingabe eines Lebens an eine große Idee offenbart, zeigt das seinige nicht die kleinste Spur; die Liebe hatte sein stetes Mistrauen gegen Menschen und Sachen in ihm erstickt; die Treue vertrug sich nicht mit seinem unsichern Charakter, welcher immer zwischen Gut und Bös, zwischen Thun und Nichtthun, zwischen Wagen und Nichtwagen hin- und herschwankte. In seiner Jugend war ein Gedanke, nicht einer wie ihn die Tugend, sondern wie italienischer Ehrgeiz ihn hegt, doch ein Ehrgeiz der Nationen frommen kann, gleich einem Blitze durch seine Seele gezuckt; aber erschrocken war er zurückgewichen und die Erinnerung an diesen einzigen glänzenden Moment seiner Jugend trat stündlich vor ihn; aber statt ihn zu neuem Leben anzuregen, folterte sie ihn wie das unaufhörliche Klopfen einer alten Wunde. Von der einen Seite die Furcht im Fall des Mislingens seine kleine Königskrone zu verlieren, von der andern die Furcht vor der Freiheit, welche das Volk, nachdem es für ihn gekämpft, für sich fodern würde, ging er, jenes Gespenst vor seinen Augen, zweifelnd seinen Weg, stolperte bei jedem Schritte, weil unentschlossen den Gefahren die Stirne zu bieten, und wollte weder noch konnte er begreifen daß um König von Italien zu werden er zuvörderst in sich den König von Piemont vergessen müsse. Tyrann aus eingewurzeltem Instinct, liberal aus Selbstliebe und weil er die Zukunft ahnete, hielt er es bald mit den Jesuiten bald mit den Männern des Fortschritts. Ein unglückseliger Zwiespalt zwischen Denken und Handeln, zwischen Fortwerfen und Ausführen bezeichnet all sein Thun. Solches war auch die Ansicht der Meisten die ihn an die Spitze des Unternehmens zu drängen suchten. Einige seiner Vertrauten flüsterten sich sogar ins Ohr er sei nicht ganz klug im Kopfe. Er war der Hamlet der Monarchie." 5.

Bibliographie.

Ebeling, F. W., Fabian Goßler. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Egenter, F. J., Rosenlieder an meine letzte Rose. Ein Immergrün der Liebe. Zürich, Beyel. 1850. 8. 21 Ngr.

Ferry, G., Der Waldläufer. Scenen aus dem mexicanischen Waldleben. Aus dem Französischen von G. Füllner. 1ster Band. Halle, Knapp. 8. 15 Ngr.

Fontane, T., Gedichte. Berlin, Reimarus. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Glümer, Claire v., Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Haug, E., Des Republikaners Schwertfart. Kartons. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leist, B. W., Versuch einer Geschichte der römischen Rechtssysteme. Rostock, Stiller. 1850. Gr. 8. $17^1/_2$ Ngr.

März, L., Eine Weihnachtsgeschichte. Die große englische Puppe, Märchen-Novelle für Groß und Klein. Oldenburg, Schmidt. 1850. 8. 8 Ngr.

Proklamationen und Versprechungen deutscher Fürsten. [1813 bis 1849.] Eine Neujahrsgabe für das deutsche Volk. Mit einem einleitenden Wort von E. Burckhardt. Leipzig, Bibliopolische Anstalt. 8. 8 Ngr.

Wilde Rosen. Aus lyrischen Dichtern gesammelt. Leipzig, Arnold. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sammlung der vorzüglichsten mystischen Schriften aller katholischen Völker. Aus dem Urtexte übersetzt. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wachsmuth, W., Allgemeine Culturgeschichte. 1ster Theil: Der heidnische Orient, das klassische Alterthum, das Christenthum und das christliche Römerreich, der Islam. Leipzig, Vogel. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

An die evangelischen Gemeinden Preußens in Stadt und Land. Ein brüderliches Wort über die neuesten kirchlichen Verordnungen insbesondere über den Oberkirchenrath und die Gemeindeordnung vom Comité der Unionsvereine. Potsdam, Riegel. 1850. Gr. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Die Arbeiterfrage. Auf Grund statistischer Materialien begründet. Herausgegeben vom Verein für pommersche Statistik. Stettin, Saunier. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Bähr, K., Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet. Heidelberg, Mohr. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Beta, Deutschlands Untergang und Aufgang durch Amerika. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Offener Brief an den Herrn Steuererheber Mändl zu Gießen, die Steuerfrage im Großherzogthum Hessen betreffend. Gießen, Ricker. 1850. 8. 4 Ngr.

Clemen, W., Aus Hessen. Gedichte. Kassel, Raabé u. Comp. 12. 6 Ngr.

Duhn, C. v., Lübeck und das Dampfschiff „von der Tann". Recension der von Kaltenborn'schen Schrift: Kriegsschiffe auf neutralem Gebiet. Mit Rücksicht auf das Benehmen Lübecks etc. Leipzig, T. O. Weigel. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Edelmann, J. C., Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Bayreuth gehalten. Bamberg, Buchner. 1850. Gr. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Fischer, F. R., Offenes Sendschreiben an Se. Maj. den König. Berlin, Gerhard. 1850. Gr. 8. $1^1/_2$ Ngr.

Geßner, H., Der Central-März-Verein. Ein Fragment zur Beleuchtung der deutschen Bewegung. München. 1850. Gr. 12. $7^1/_2$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 4. — 4. Januar 1851.

Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr.

Wie dies Buch entstanden ist sagt die Verfasserin in einem kurzen Vorwort, und ihre Worte zeigen daß was sie gewollt hat sie mit Bescheidenheit und im Hinblick auf Andere that, denen solche Lichtstrahlen die ein großer verklärter Geist in die leidenden Menschenherzen wirft gutthun sollen, deren Muße aber beschränkter ist, und die der Anregung von außen bedürfen. Für diese entstand das Büchlein, und es erfüllt seinen Zweck. Denen die nicht so glücklich sind sich in des Oceans herrliche Woge zu tauchen genügt ja die künstliche Welle; oder die nicht am Born der Genesung trinken können laben sich daheim an dem weithergeschickten Heiltrank: — so möchten wir dies Bemühen einer Zusammenstellung aus Humboldt's Briefen vergleichen. Für die kranken Herzen aber vergleichen wir es; — thut denn auch nicht dem Gesunden der Lichtstrahl noth, fehlt ihm denn etwa nicht Alles wenn kein Licht ihn stärkt und wärmt? Gewiß, aber das wunde Herz bedarf des Lichts in anderer Weise, es muß ihm zugebracht und schonend nahegestellt werden; der Gesunde holt es sich überall, Dem braucht es nicht zugemessen zu werden. Die Verfasserin hat gelitten; wie und was Das weiß sie mit Gott allein, aber ihr Trost kam ihr aus herrlicher Höhe, und der Strahl der ihr Herz erhellte wurde ihr von der universalen Hoheit des großen Mannes dessen Namen ihr Buch trägt. Da hat sie ihn denn gefaßt, und eine Perlenschnur seiner Gedanken aneinandergereiht, und diese dem Publicum mit einer Biographie Humboldt's übergeben. Ihr Verdienst ist also lediglich das des Mitgefühls, und wir wollen es ihr keineswegs schmälern, sondern ihr im Gegentheil wünschen recht viele dankbare Herzen zu finden, weshalb wir mit Ueberzeugung ihre Idee gutheißen, und ihr Buch Jedem empfehlen der eine solche Zusammenstellung zu würdigen weiß.

Eine sehr gelungene Arbeit aber bietet uns die Biographie, und der einfache, in Thatsachen abgerundete Stil thut sehr wohl, wie die darin erzählten Lebensbewegungen Vielen selbst noch unbekannt sein möchten. Wir glauben dem Ganzen keinen Schaden zuzufügen wenn wir einzelne Thatsachen hervorheben, die das ereignißreiche Leben Humboldt's charakterisiren und dem idealischen Dasein, welches in neuester Zeit in viele Herzen wie ein neues Gestirn leuchtete, durch die Vermittelung der herrlichen „Briefe an eine Freundin" eine sichtbare Gestalt verleihen. Wie eine verhüllte Gottheit, ein hoher Geist dessen äußerm Leben wir nicht nachforschen können, tritt in diesen Briefen Humboldt auf; das vorliegende Buch löst die dankbare Aufgabe auch dem Laien Einblick in die Lebensphasen des großen Geistes zu gestatten. Zu Potsdam im Jahr 1767 wurde Wilhelm von Humboldt geboren; Alexander, der achtzigjährige Jüngling, ist zwei Jahre jünger. Den Vater, der sich als Major im Siebenjährigen Kriege auszeichnete, verloren die Brüder früh; um so bewundernswerther steht die Mutter da, da sie der Welt zwei solche Söhne erzog. Campe war der Erzieher der Knaben; diese Zeit fiel zusammen mit der neuen Erziehungsweise die Rousseau, die Pestalozzi gab, und gewiß ist der Einfluß unverkennbar geblieben den das freie Entwickeln der Natur aus ihren starren Zeitformen durch diese aufgeklärten Pädagogen ausübte, in der Erziehung so vieler herrlicher Menschen der damaligen Periode. In Frankfurt a. O., dann in Göttingen studirten die beiden Brüder. Wilhelm von Humboldt widmete sich dem juristischen Studium; die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, die Weiche und eigene Empfindsamkeit des Gemüths, die sich später fast ganz verhüllte, zeichnete den Jüngling bedeutend aus. Er trat mit Georg Forster durch dessen Schwiegervater Heyne zuerst in nahe Verbindung; der edle Schwärmer, der im Sturm der Revolution so unglücklich und verlassen endete, faßte innige hochachtende Zuneigung zu dem klaren, großherzigen Jüngling. „Es ist ein großes und herrliches Vergnügen sich von Männern deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen", sagt Wilhelm von Humboldt einmal, und welches Glück muß er empfunden haben von früh an sich der größten und seltensten Geister Auf-

merksamkeit erworben zu haben. Nachdem Paris, die Schweiz, der Rhein, Forster, der damals Bibliothekar in Mainz war, besucht war, ging Humboldt nach Erfurt. Er lernte die Gattin, die dem großen Geiste den sie fesselte so ganz ebenbürtig war, durch die er „eine lange Reihe von Jahren größtentheils allein und ganz durch sie unendlich glücklich war, sie und der Gedanke an sie sich in Alles mischte was ihn wahrhaft beglückte", er lernte diese Gattin in Karoline von Dachröden kennen. Durch sie knüpfte er das Band das ihn mit Schiller umschlang. In diesem kleinen Kreise seliger Geister, Humboldt und seine Braut, Schiller und seine Gattin, Karoline von Wolzogen, welche Fülle, welcher Reichthum des Lebens und seiner überirdischen Güter thut sich uns auf! Und Schiller vereint den Freund wieder mit Goethe, und diese Trias wirkt mit ihren Kräften für die Tempel der Dichtkunst, für die Erhebung ganzer Jahrhunderte: muß uns da nicht Freude durchströmen wenn wir ihrem Treiben nachblicken dürfen, nicht Trauer um die Armuth der Gegenwart? Doch will uns bedünken es sei auch jetzt alles Leid leichter zu tragen, da die letzten zehn Decennien so viele herrliche Geister hervorbrachten daß Die denen Trost und Kraft nöthig ist sie sich aus ihren Werken und Worten sammeln können, und ihre Klage verstummen mag in dem Danke der Bewunderung.

Alle bedeutenden Menschen gehen in Humboldt's Leben an uns vorüber, und es ist schön daß dies Leben fast zwei Jahrhunderte umfaßte in ihrem Ende und Anfange: das Ende bezeichnet durch Kämpfe der Völker und Geburten der höchsten Entwickelung aus Revolutionen zu Thronen dämonischer Gewalten, der Anfang durchströmt von dem Bewußtsein lichter Erkenntniß, beglückt mit den Geschenken der Besten und Bevorzugtesten in jeglicher Art der Wissenschaft und Dichtkunst. Zu Anfang scheint Humboldt im stillen Kreise der Seinen, an der Seite der Gattin, im Briefwechsel und Austausch großer Freunde die Genügsamkeit des Gelehrtenlebens vorgezogen zu haben; aber die Gewalt der Zeit durfte solche Männer nicht ruhen lassen. Humboldt wird in den Staatsdienst berufen, und reiht seinen Verdiensten das eines großen und freien Staatsmannes an. Nachdem er mit seiner Familie in Paris, dann in Spanien zugebracht hatte, wo er sich zuerst dem Studium der Sprachen durch die baskischen Idiome und den Kern der spanischen Mundarten zugewandt hatte, was nachher durch ihn zu einem so großen Reichthum erweitert worden, kehrt er ins Vaterhaus, dann nach Berlin zurück, und wird als preußischer Ministerresident nach Rom geschickt (1801). Sein Hotel wird der Sammelplatz aller Künstler und Gelehrten, seine Gemahlin die Seele dieser gewählten Kreise. Dann nach Jahren (1808) kehrt er nach Deutschland zurück und wird Cultus- und Unterrichtsminister, um die damalige erste Anregung zu einer gründlichen Reformation der preußischen Schulangelegenheiten zu geben. Die Ernennung Humboldt's zum Unterrichtsminister schuf hauptsächlich die Universität Berlin; in einer so bedrängten Zeit wies der für alles Nützliche so freigebige verstorbene König Friedrich Wilhelm III. 60,000 Thlr. zu ihrer Begründung an. Bei Eröffnung der Universität aber zieht sich Humboldt vom öffentlichen Wirken zurück, tritt aber in die diplomatische Laufbahn wieder ein und geht nach Wien. Verschiedene Gesandtschaftsreisen führen ihn wiederholt nach England, nach Paris. Das Zusammenleben mit seiner Familie ist durch Geschäftliches unterbrochen, die Töchter sind verheirathet: Adelheid an den Major (jetzt General) von Hedemann, Gabriele an den Legationsrath von Bülow; die älteste, Karoline, blieb unverheirathet. Die Söhne verwalten die Güter, der Eine als Forstmann, der Andere als Militair, bis endlich von 1820 an das gastfreie und kunstsinnige Haus Humboldt's sich den berliner Kreisen aufthut, und hier wie in Wien, wo Rahel, Varnhagen, Gentz, Theodor Körner in demselben gastfreundliche Stätte fanden, sich bald zum Sammelplatz der ausgezeichneten und seltenen Geister welche damals Berlin vereinigte constituirte. Die gelehrten Forschungen, denen Humboldt's klarer, heller Geist nie untreu wurde, fanden ruhigere Muße; das Schlößchen Tegel wurde restaurirt und mit den reichen Kunstschätzen welche der Aufenthalt in Rom erworben hatte anmuthig geschmückt. Alexander von Humboldt kehrte von seinen Reisen zurück, die Brüder lebten innig im Verkehr, die Verbindung mit dem Hof wird erneut; der König besuchte Tegel jährlich. Im Jahr 1828 ging die ganze Familie noch einmal nach England. 1829 im März ist Frau von Humboldt's erschütterte Gesundheit der Auflösung nahe; am 26. März geht ihre Seele in ihre Heimat. Mit ihr trennt sich recht eigentlich der Genius des Lebens von ihrem Gatten; sein Geist wendet sich dahin wohin sie ging, und sein Körper nur lebt mechanisch weiter. Ein herrliches Denkmal Thorwaldsen's, die Spes auf einer hohen Säule, bezeichnet in Tegel ihr Grab; das ist des edeln Greises tägliche Wallfahrt, hier lebt er ein aus Sehnsucht und Klarheit gewebtes lichtvolles Dasein. Was diese Gattin ihm war geht mit großartiger Wehmuth an der Betrachtung vorüber wenn man die „Briefe an eine Freundin" vom zweiten Theile an mit Aufmerksamkeit liest. Die Ruhe und Seelengröße mit der Humboldt seinen Verlust trägt ist wie ein Gruß aus jener Welt, wie ein Trost der von den Sternen kommt. Nichts ist wol geeigneter als diese objective, durchaus klare Anschauung ein leidenschaftlich vom Schmerz bewegtes Gemüth zu beruhigen. Wir wüßten kein Buch das wie diese „Briefe" einen Verlust so gottgegeben bezeichnet; kein Trost der Kirche, keine Theilnahme der Menschen wirkt so beruhigend als die einfach hohen Worte mit denen Humboldt seinen Schmerz darstellt, ihn in seiner ganzen Größe zeigt, und ihn doch mit so philosophischer Fassung als das natürliche Ergebniß menschlicher Endlichkeit bekennt. Viele seiner Sonette sind diesem Dahinscheiden geweiht, die alle dieselbe Stille im Schmerz zeigen, die mit vollem Be-

wußtsein des Verlustes die Würde der Ergebung tragen. Die letzten Jahre des großen Mannes waren den Studien der Sprachen und Kunst gewidmet. Sein großes etymologisches Werk, das den Sprachkennern unschätzbar ist: „Ueber die Kawisprache auf Java", bereichert die Linguistik. Das neue Museum, welches alle Kunstschätze und Sammlungen des Königs vereinigen sollte, und deshalb unter die Commission künstlerischer Notabilitäten gestellt wurde, zählte Humboldt zu den Rathgebern seiner Schöpfung.

Viele von Humboldt's Zeit- und Jugendgenossen, ja Freunde späterer Tage gingen dem edeln Philosophen voran. Sein großer Freund Schiller ging ihm früh verloren, aber der Greis sah auch die vom Leben begünstigtern Freunde vor ihm ins Grab sinken: Stein, Goethe, Schleiermacher, Niebuhr rief der Genius mit der umgestürzten Fackel früher ab. Aber am 8. April 1835 rief er auch den seltenen Mann, der des Lebens Räthsel mit dem Bande der Unsterblichkeit löste, der gewiß einer der bevorzugtesten Geister war welchen die Erde kannte in dem Verein des Erhabenen der Endlichkeit mit der Wahrheit des ewigen Lebens. Am Denkmal der heimgegangenen Gattin wehte der Hauch des Todes den Greis an um ihn vom letzten Lager zum Himmel zu erheben. Groß, licht und rein kehrte die Seele zu Gott zurück. Groß und allgemein war der Verlust, tief und voll seine Empfindung. Das schönste Vermächtniß aber was Humboldt edeln Frauen hinterließ sind die „Briefe an eine Freundin", deren hoher und vielfacher Inhalt schon manches Herz das Nichts wußte von dem preußischen Staatsminister, Nichts von dem großen Gelehrten, Nichts von dem tiefsinnigen Kunstforscher, sondern den einfachen Mann Wilhelm von Humboldt nur verehrte, tröstend erhob. Auf diese mit wenigen Worten zurückzukommen sei uns noch verstattet, nachdem wir ebengenanntem Buche die volle Anerkennung redlicher Absicht und gewandten Fleißes haben zutheilwerden lassen.

Im Jahr 1788 begegnete der einundzwanzigjährige Jüngling in den schattigen Alleen Pyrmonts einer seelenvollen und schwärmerischen Pfarrerstochter, die mit voller Innigkeit sich dem Glück überließ von dem hochherzigen, jungen Mann verstanden und verehrt zu werden; ein kurzes Zusammensein ließ ihr zum Denkzeichen ein Stammbuchblatt, mit einfachen Worten den Schmerz ausdrückend, verstanden und doch getrennt zu werden. Der Mann eilt zurück ins große, gewaltige Leben, das Mädchen bewahrt diese Begegnung als den ersten Freudenglanz junger Empfindung in dem stillen, jeder Schwärmerei nur zu holden Predigerhause. Die erste Liebe war es, wie sie selbst sagt, die ihre Seele erhellte und ihren Empfindungen die Richtung gab. Aber die Wirklichkeit setzte der unbestimmten Gefühlsseligkeit ein Ziel. Allem Vermuthen war der spätere Gatte des jungen Mädchens ganz heterogener Gesinnung, und nach mündlichen Traditionen war Charlotte Diede in manche Conflicte ihres weichen Gemüths mit der Wahrheit rauher Erfahrungen gekommen, denen insbesondere das wechselvolle Kriegsleben Vorschub leistete. Auch sagt sie ebenfalls, ihre Jugend war mit den Idealen eines Clarisse, eines Grandison genährt, es war die träumerische, thränenreiche Siegwarts-Periode des vorigen Jahrhunderts. Diese Ehe wurde gelöst. Viel Schmerzliches, schwer zu Ueberwindendes war der edeln und in ihren Absichten reinen Frau aufbewahrt. Sie lebte in Braunschweig als Fremde, als die schweren Jahre 1813—14 eine freiwillige Anleihe für den Herzog von Braunschweig hervorrief, der so hochherzig Gut und Leben für die deutsche Sache einsetzte, der sich die uneigennützige Frau, obgleich unaufgefodert, anschloß. Sie wagte ihr kleines Vermögen und verlor es. Der Herzog fiel bei Waterloo, die Aussicht etwas so großmüthig Dahingegebenes wiederzugewinnen war sehr schwach: da gedachte Charlotte Diede des unvergeßlichen Jugendbekannten, sie schrieb an den preußischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt auf dem Congreß zu Wien. Sie bekam umgehend freundliche, innigen Antheil verrathende Antwort, ein Briefwechsel entstand: nach soviel Jahren, für die geprüfte und geläuterte Frau, die Stütze, der Trost, das Heiligthum alternder Tage. Diesen Briefwechsel hat sie einer viel jüngern Freundin, einer edeln und in jeder Empfindung so durchaus warmfühlenden Frau, der in d. Bl. oft genannten Therese, vermacht. Mit der Familie von Struve war Charlotte durch die Gräfin Sierstorpf befreundet, und voll hochachtender, schwärmerischer Verehrung nährte sie diese Freundschaft; also galt das Vermächtniß ihres Heiligthums, welches sie erst nach ihrem Tode dem Druck bestimmte, auch zunächst Der welche solche Hochachtung um ihrer edeln Güte willen am schönsten verdiente. Also Frau von Lützow verdankt auch das Publicum die Herausgabe dieser Briefe, die jetzt, wir dürfen es ohne Uebertreibung sagen, das köstliche Eigenthum der deutschen Nation sind, und dem Gedächtniß Wilhelm von Humboldt's den schönsten und würdigsten Denkstein setzen. Wie spricht sich in jeder Zeile die hohe Güte und Einfachheit des Herzens aus! Wahr und natürlich ist jede Empfindung, ja die Leidenschaftslosigkeit jeder Aeußerung, sei es Wehmuth oder Freude, Besorgniß oder Trost, Rath oder zarter Vorwurf, hat eine so bestimmte wohlthätige Einwirkung daß wir immer wieder diese Briefe mit unaussprechlicher Dankbarkeit lesen. Das Große, Feste, Hohe: die Sterne, die Bäume, das Meer sind die Sinnbilder von Humboldt's Leben und Empfindungen. Mit ungeschminkter Wahrheit weist er das Kleinliche von sich; das Mitleid, die kränkliche Besorgniß, die Furcht vor dem Tode, die Feigheit, die Beschäftigung mit dem Ich in persönlicher oder physischer Beziehung, das Streiten gegen vorgefaßte Meinungen, alles Das weist er von sich, schätzt es klein und erbärmlich, und wendet sich gleich ab wieder zu den Gegenständen hoher und würdiger Betrachtung. Und denken wir uns nun den Gegensatz einer leidenschaftlichen, schwärmerischen, weiblichen Hingebung, einer heftigen und ge-

waltsamen Empfindsamkeit, wie wohlthuend und harmonisch mußte diese Ruhe da wirken. So ist es denn nicht anders als von dieser unendlichen Höhe herab winkt Humboldt jedem leidenden, jedem gebrochenen, jedem trostbedürftigen Herzen Stärke und Ueberwindung zu, jedem reicht er die Palme des Seelenfriedens! 6.

Merck's Portrait.

Vor der Ausgabe von Merck's Schriften, welche Professor Stahr in Oldenburg im Jahr 1840 herausgab, befindet sich ein Portrait von Merck, über dessen Ursprung der Herausgeber selbst folgendermaßen berichtet: „Das dem Buche beigegebene Bildniß darf wol mit Recht als eine Zierde desselben angesehen werden, und man wird es gewiß dem wackern Verleger, meinem Freunde, Dank wissen, daß er auch in diesem Bezuge kein Opfer gescheut hat, das Werk auf eine des Mannes, dessen Denkmal es sein sollte, würdige Weise auszustatten. Der Wunsch, mit diesem Bildnisse einen Pendant zu dem vortrefflichen Mayer'schen Portrait Goethe's zu liefern, welches in Stahlstich meiner in demselben Verlage im Jahr 1838 erschienenen Ausgabe der ältern «Iphigenie» Goethe's vorgesetzt ist, ließ mich mit Beachtung der von Goethe in «Dichtung und Wahrheit» gegebenen Notiz: daß Lips, der Lavater'n überall begleitet, bei der ersten Zusammenkunft in Frankfurt Merck's Profil ausführlich und brav gezeichnet, — die ganze „Physiognomik" durchmustern, um dort dasselbe aufzufinden. Lavater's Charakteristik und Goethe's Schilderung des Freundes trafen mit dem Bilde, was ich mir in meiner Phantasie von dem ausgezeichneten Manne entworfen, bei dem Profil zusammen, welches man im ersten Theil der Lavater'schen «Physiognomik» (S. 251, Nr. LVI) findet. Weitere Erkundigungen gewährten die erwünschte Bestätigung des Fundes, und das Zeugniß eines noch lebenden Freundes von Merck die Versicherung, daß unter allen Bildnissen von demselben das gegenwärtige am ähnlichsten sei u. s. w."

Allerdings war der Umstand daß ein Mann welcher Merck noch persönlich gekannt hatte (der Präsident Weyland in Weimar) das gedachte Portrait für äußerst getroffen erklärte gar sehr geeignet den Herausgeber in der guten Meinung die er von der Richtigkeit seines Fundes hatte zu bestärken. Nichtsdestoweniger scheint es keinem Zweifel zu unterliegen daß dies Portrait dasjenige eines Hrn. Meier von Knonau ist. Diese Behauptung gründet sich zunächst auf ein vor uns liegendes Exemplar der „Physiognomik", in welchem bei denjenigen Portraits die keine Unterschrift haben diese „nach Lavater's Handschrift copirt" beigeschrieben ist. Hier führt das von Stahr für Merck's Bildniß gehaltene Blatt (I, 251) die Unterschrift: „Meyer von Knonau." Weitere Erkundigungen, um über die Richtigkeit dieser Angabe womöglich völlige Gewißheit zu erlangen, führten uns einen alten Abdruck derselben Platte zur Hand der die mit halboffener Schrift gestochene Unterschrift trägt: C. MEIER DE KNONAV. Dieser Meier ist vermuthlich Derselbe der zu Bodmer's Zeit einen Band Fabeln herausgab und in den achtziger Jahren in Zürich gestorben ist, wenn auch das C. des Vornamens Dem widerspricht, da der Fabeldichter Ludwig hieß.

Das wahre Bildniß von Merck findet sich dagegen im vierten Bande der „Physiognomik" S. 379 als Vignette eingedruckt, von unserer Handschrift als „Merck von Darmstadt" bezeichnet und von Lavater mit den wenigen Worten begleitet: „Genie der Beobachtung, des Richtigsehens, der Eleganz und Reinheit. Die obere und untere Stirn ist Stirn der gesundesten Vernunft, die schnell und richtig sieht, nicht mühsam der Wahrheit nachklimmt, nicht mit gravitätischem Schritt, nicht harttraberisch ihr entgegenzeht. Das obere Gesicht ist voll Weisheit des Genies und der Erfahrung. Nur ist der Raum von der Nase zum Munde etwas zu gedehnt. Auch scheint mir in der Gegend um die Nasenwurzel etwas sehr Weniges mißzeichnet. Sonst ist kein Theil des Gesichts der nicht als sicherer Buchstabe des scharfsinnigsten Geistes und des feinsten Witzes angegeben werden dürfte."

Professor Stahr erlaube uns bei dieser Gelegenheit ihn darauf aufmerksamzumachen daß die in seiner Ausgabe von Merck's Schriften fehlende „Rhapsodie von Johann Heinrich Reinhart dem Jüngern" öfter wiedergedruckt ist, z. B. in dem gar nicht seltenen „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" (Leipzig 1775, fünfte Abtheilung, S. 140 fg.); ferner in der Brockhaus'schen „Urania", etwa in den zwanziger Jahren oder noch früher, wo sie, wie wir uns zu erinnern glauben, als ein Jugendwerk Goethe's wieder ans Licht gezogen wird. Ohne diese „Rhapsodie" hätte man billigerweise Merck's Schriften nicht herausgeben sollen. 7.

Literarische Notiz.

Byron's Memoiren.

Bekanntlich hatte Byron Memoiren geschrieben und als Vermächtniß in Moore's, seines Lebensbeschreibers, Hand zu dessen Gunsten niedergelegt. Moore gab diese Schrift, gemäß dem Wunsche seines Freundes, dem Buchhändler Murray in Verwahr, gegen eine Versicherung der Summe von 2000 Guineen. „Im Glauben", sagt der irische Dichter, „daß das Manuscript immer noch mein gehöre, stellte ich es Byron's Schwester Mrs. Leigh zur Verfügung, mit dem einzigen Vorbehalt eines Einspruchs gegen dessen völlige Zerstörung, wenigstens ohne vorhergehende Verabredung und Uebereinkommen zwischen den Parteien. Die Majorität der anwesenden Personen wich von mir in der Ansicht ab, und Dies war der einzige Punkt über welchen irgend Meinungsverschiedenheit waltete. Das Manuscript ward demnach zerrissen und vor unsern Augen verbrannt, und ich bezahlte unverzüglich in Gegenwart der versammelten Herren an Mr. Murray 2000 Guineen nebst den Interessen aus; der Betrag Dessen was ich ihm auf die Sicherheit meiner Verschreibung schuldete u. s. w." Byron's Familie schlug ein Arrangement vor, durch welches Moore eine Erstattung erhielte, allein er schlug es aus. Moore's Benehmen wurde von Vielen gelobt, aber nicht von Allen. Man wendete ein daß eine Pflicht welche man gegen den hingeschiedenen Dichter zu beachten hatte versäumt ward. Der Weg welcher urtheilsfähigen, mit den Parteien völlig unbekannten Personen der vorzuziehende erschien, wäre gewesen die Papiere zu lesen und, wenn sie irgend etwas wirklich Verwerfliches enthielten, ihre Vernichtung zu billigen. Byron mag gefolgert haben daß die Schrift sich in Freundeshand unter sicherer Hut befände, und fernerhin hat er ausgesprochen daß es ihm gleichgültig sei wenn die ganze Welt den Inhalt kenne. „Es finden sich wenig freie Abenteuer oder skandalöse Anekdoten welche Andere verwunden könnten in dem Buche", erwähnt dessen Verfasser. „Es beginnt mit meinen frühesten Erinnerungen, fast von der Kindheit, sehr unzusammenhängend, in einem sehr leichten und vertrauten Stil. Der zweite Theil mag jungen Männern als gute Lehre dienen, denn er handelt von dem ungeregelten Leben das ich in einem Zeitraume führte und den unseligen Folgen der Ausschweifung. Wenige Stellen sind darin welche nicht könnten von Frauen gelesen werden, und keine die sie nicht lesen werden."

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VI und VII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XII; Nr. III, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XIV und XV.)

72. **Ahn (F.), Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Premier cours. 4me édition. 8 Ngr. Second cours. 2me édition. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8. 1849—50. First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.

73. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—48), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste und zweite Heft des siebenten Bandes erschienen 1849—50.

74. **Ayrer (C. H.), Der letzte Hohenstaufe.** Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

75. **Berg (K. H. E. von), Die Staatsforstwirthschaftslehre.** Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen:

Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie. Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 5 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.)

Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebniß forstlicher Reisen. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1842. 3 Thlr.

76. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Fünfte Abtheilung: Kriegswesen. (31 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr. Sechste Abtheilung: Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr. Siebente Abtheilung: Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr. Achte Abtheilung: Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die 9. und 10. Abtheilung, deren jede einzeln zu beziehen ist, erscheinen in kurzen Zwischenräumen und werden enthalten:

IX. Abtheilung: Schöne Künste. (25 Tafeln.) 1 Thlr.

X. Abtheilung: Nützliche Künste u. Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

77. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Fünftes und sechstes Heft (Nr. 903—1379). Großfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Bildersaal“ ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute Abklatsche geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden. Die ersten vier Hefte (Nr. 1—902) erschienen 1847—48 und kosten zusammen 2 Thlr. 4 Ngr.

78. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band erschien zu Anfang des Jahrs und hat denselben Preis.

79. **Chalybäus (H. M.), System der speculativen Ethik,** oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

80. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tomes 13 et 14. (Schluss.) In-8. Geh. Jeder Band 15 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 7 Thlr.

81. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Einundfunfzigster Theil. (Folcher—Fyzabad. Nachträge: Farel—Foss.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Siebenundzwanzigster Theil. (Juden—Jüdische Literatur.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. Fünfundzwanzigster Theil. (Phol—Physios.)

☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

82. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Zweite Abtheilung. Neunte bis achtzehnte Lieferung. (Schluß.) Schmal gr. 4. Jede Lieferung 8 Ngr.

Vollständig kostet diese Abtheilung geheftet 4 Thlr. 20 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr.; elegant cartonnirt mit reichverzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

83. **Gaea Norvegica.** Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von **B. M. Keilhau.** Drittes Heft. Mit einer Tafel. Christiania. Folio. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen 1838—44 und kosten 10 Thlr.

84. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Fünfundfunfzigstes bis sechzigstes Heft. (Schluß des fünften Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

85. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Zweiter Band. 8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Der dritte und vierte Band sind ebenfalls bereits erschienen; die übrigen Bände werden rasch hintereinander folgen.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen: Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vor- und Nach-Märzliches. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Vermischten Schriften** Gutzkow's. Die drei ersten Bände derselben sind zu dem **ermäßigten Preise** von 2 Thlr. zu beziehen.

Neue Novellen. I. — I. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Neu erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Shakspeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — **Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — **Spiel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Die Bußfahrt.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

Soeben erschien:

Francesca von Rimini.

Tragödie in fünf Acten

von

Paul Heyse.

8. 8⅓ Bogen. Geh. Preis 24 Sgr.

Berlin.

Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die Fabrikation des Eisens.

Von

Flachat, Barrault und J. Petiet.

Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Gr. Folio. Text in 4. Erste und zweite Lieferung. Preis einer Lieferung, Text und Atlas 9 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf nothwendige Verbesserungen an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen. Der pariser Palimpsest (5. Jahrhundert) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico-Augustanus (4. Jahrhundert) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Von dem Herausgeber erschien ebendaselbst:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.

Ein Roman

von

Eliza Wille, geb. **Sloman.**

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. Januar 1851 beginnt ein **neues Abonnement** auf diese **täglich zwei mal** erscheinende Zeitung. Alle Postämter nehmen Bestellungen an. Der Preis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. für Sachsen, 2⅔ Thlr. für das übrige Deutschland.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch fernerhin, dieselbe Richtung wie bisher vertretend, in unabhängiger Weise die allgemein deutschen und insbesondere die **sächsischen** Verhältnisse besprechen, unterstützt von wohlunterrichteten Correspondenten in Berlin, Wien, Frankfurt, Schleswig-Holstein, Kassel, München, Dresden, Leipzig u. s. w. Als **Feuilleton** erscheint das Literarisch-artistische Beiblatt, das interessante Mittheilungen aus dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur und außerdem gegenwärtig den Roman „Das Engelchen" von Robert Prutz enthält.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 5. —— 6. Januar 1851.

Ein Stück Volkspoesie.

Kasperle-Theater. Nr. 1. Das Puppenspiel vom Doctor Faust. Zum ersten mal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1850. 8. 15 Ngr.

Kasperle-Theater, mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten — es ist nicht zu leugnen, diese Zusammenstellung macht auf den ersten Anblick einen nothwendig komischen Eindruck. Zwar hat uns die romantische Schule daran gewöhnt mit staunender Hochachtung an Allem hinaufzusehen was Volkspoesie heißt. Aber darunter verstanden wir bisher nur jene hübschen Liederchen: „Wenn ich ein Vöglein wär'" u. dergl., die wirklich, auch abgesehen von der ihnen als Volksliedern gebührenden Ehrfurcht, nicht ganz übel sind. Jetzt aber muthet man uns zu uns mit dem Puppenspiel, mit dem — horribile dictu — Kasperle-Theater zu beschäftigen. Und zwar nicht etwa so daß man verlangt wir sollten einmal einen Abend dergleichen Albernheiten opfern: wer erwürbe sich nicht gern bei Kindern und Kindermädchen um so wohlfeilen Preis den Ruf der Herablassung und Leutseligkeit? Nein, studiren sollen wir diese Spiele, und mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten versehen werden uns diese Kinderpossen als würdige Gegenstände nicht nur gelehrter Betrachtung, sondern auch ästhetischen Wohlgefallens vorgeführt. Das ist zu viel. Wir glaubten die romantische Schule mit ihren Neigungen und Abneigungen, mit ihrer Coquetterie und anmaßlichen Volksthümlichkeit längst gestorben und begraben, und nun tauchen in dem Schoose der Neuzeit Foderungen auf die die Selige in ihrer größten Ueberschwenglichkeit nicht gestellt haben würde. Es wird Nichts übrigbleiben als diesen Vergewaltigungen den passiven Widerstand einer fortgeschrittenen Zeit entgegenzustellen. Oder haben wir darum Hebbel's Maßlosigkeit, Friedrich Halm's subjective Lyrik, Laube's Tendenzenjagd getadelt und dieser Männer Dramen verurtheilt um schließlich im Kasperle unser Ideal der Tragödie zu erkennen und zu verehren?

Im Ernste zu reden, ich stehe nicht auf dem Standpunkt des mir unbekannten Herausgebers und bin auch unfähig mich auf denselben zu versetzen. Es ist Dies der Standpunkt der unbedingten Bewunderung der Volkspoesie. Es gibt aber zwei wesentlich verschiedene Standpunkte von denen aus man die Volkspoesie beurtheilen kann. Die Einen sehen in ihr den wesentlichen und faßbarsten Ausdruck des Volksgeistes in einer bestimmten Periode, und wissen sie so als eines der wichtigsten historischen Documente zu schätzen: über den ästhetischen Werth im Allgemeinen zu urtheilen wird von dieser Ansicht billig vermieden; vielmehr behält man sich die Prüfung und Werthschätzung oder Verwerfung der einzelnen volksmäßigen Productionen vor. Die andere Partei wird gebildet von den romantischen Enthusiasten, welche in der Volkspoesie als solcher die höchste Blüte der Kunst zu erkennen glauben, und Jeden für einen gelehrten Pedanten erklären welcher zur Besonnenheit mahnt und auch in der Volkspoesie wie in vielen irdischen Dingen neben einzelnem Vortrefflichen ebenso viel oder noch mehr Albernheiten, Rohheiten und Zeichen der mangelnden Bildung zu entdecken glaubt.

Wir brauchen wol nicht erst auszusprechen welcher von beiden Standpunkten als der allein berechtigte erscheint. Es muß jedem Einzelnen unbenommen bleiben für sich und zu seiner subjectiven Auferbauung sich im Großen und Ganzen für die volksmäßige Poesie zu fanatisiren und in naivem Enthusiasmus für Alles zu schwärmen was aussieht wie ein Volkslied; in wissenschaftlicher Beziehung kann nur der historisch-kritische Standpunkt, den wir oben bezeichneten, in Betracht kommen.

Jene naive Richtung der unbedingten Vergötterung der Volkspoesie ist wie gesagt von der Romantik und der nach ihr benannten Schule ausgegangen. Und in der That hatte die romantische Schule die mannichfaltigsten Beziehungspunkte mit der Volkspoesie. Einmal und vor allem die Scheu vor jeder verstandesmäßigen Auffassung und das Schwelgen in unklaren Gefühlen; sodann ihre vielfältige und sehr verdienstvolle Beschäftigung mit unserer mittelalterlichen Poesie, die ja freilich in den „Nibelungen" das großartigste Volksepos, wohl geeignet Enthusiasten zu machen, aufzuweisen hat; endlich sogar eine Eigenschaft welche dem Volksmäßigen entgegengesetzt zu sein scheint, die Exclusivität und das aristokratische Raffinement welches die romantische Schule bezeichnet. In der Blütezeit der romantischen Schule

hielt man im Allgemeinen nicht viel von der Volkspoesie: im besten Fall verstand man darunter eine Art Meistergesang, im schlimmern und gewöhnlichern eine Bänkelsängerei, gut genug den Pöbel zu ergötzen. Dieser Einseitigkeit setzten nun die Romantiker eine andere gegenüber und priesen mit vollen Backen die Volkspoesie als das Universalelixir aller Kunst, sehr erfreut sich auch hierin durch feinern Geschmack für jeden haut goût von der ordinairen Populace zu unterscheiden. Die Freude an der Volkspoesie hat sich auf die Germanisten vererbt. Aber was bei der romantischen Schule theils unklare Liebhaberei, theils ein aristokratisches Oppositionsgelüste gegen die kahle Verständigkeit ihrer Zeit war, Das gründet sich bei der neuern Schule auf wissenschaftliche Erkenntniß. Volkspoesie und Kunstpoesie stehen sich als gleichberechtigte Factoren gegenüber und unterliegen beide gleichmäßig dem historisch-kritischen und dem ästhetischen Urtheil. Von einer Fetischanbetung der Volkspoesie kann nicht mehr die Rede sein.

In der That wäre es auch mehr als seltsam wenn die Volkspoesie durchweg oder nur dem größern Theil nach vortreffliche Producte aufzuweisen hätte. Es wäre seltsam wenn man bedenkt wie, von wem und für wen die Volksdichtung entsteht. Es erweist aber auch eine unbefangene Prüfung zur Evidenz daß wie in der Kunstpoesie so noch mehr in dem volksmäßigen Gedicht auf ein gelungenes zehn mittelmäßige oder misrathene kommen. Ist Dies schon in der Lyrik der Fall, wieviel Vertrauen sollen wir auf die Volksliteratur des Dramas setzen? Sollte die höchste Kunstform, die dramatische, von den derben Händen der Volksdichter mit mehr oder nur ebenso viel Glück gehandhabt werden als die beiweitem dehnbarere des Liedes? Wir glauben kaum, und was uns bisjetzt von dramatischer Volkspoesie vor die Augen gekommen ist bestätigt diese Annahme.

Auch die vorliegende Nr. 1 des „Kasperle-Theater" hat mich nicht überzeugen können daß ich mit meiner offenen Geringschätzung der dramatischen Volksliteratur im Unrecht: ich bezweifle daß es die folgenden können werden. Es ist schon schlimm daß wir mit unsern Nachforschungen nach dramatischer Volksdichtung auf die Puppentheater verwiesen sind. Und doch ist es richtig: die eigentlichen Volksstücke, d. h. die aus dem Volksgeist herausgearbeiteten und für das Volk bestimmten Dramen werden mit wenigen Ausnahmen nur hier zu suchen und zu finden sein. Denn daß wir auf den sonst sogenannten Volkstheatern pariser Koth in schlechtes Deutsch übersetzt und allenfalls etwas berliner und wiener Gemeinheit, aber keine Volkspoesie in unserm Sinne treffen, ist ja allbekannt. Aber wie steht es nun mit der dramatischen Volksdichtung unserer Puppentheater?

Nach der vorliegenden Probe zu urtheilen: nicht anders als es stehen kann — kläglich in des Worts verwegenster Bedeutung. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede oder, wie er es nennt, historischen Einleitung sehr weitläufig mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt, bis es ihm gelungen sich in den Besitz des Manuscripts zu setzen, nach welchem dieses Stück von Bonneschky in Leipzig gegeben wurde. Der Herausgeber ist überzeugt in demselben das einzige noch vorhandene Manuscript des alten Volksstücks erlangt zu haben. Es sei. Und was enthält nun dieses Kleinod dramatischer Volksdichtung? Es ist leichter zu sagen was es nicht enthält: nämlich keine Charaktere, wenig Handlung und nicht einmal zur Entschädigung das Zwerchfell erschütternde Späße. Es ist wahr, der Gegensatz zwischen der materiellen Prosa Kaspar's zu der transscendenten Schwärmerei Fausti ist ein poetischer Gedanke. Aber eben darin daß dieser Gedanke nirgend durchgeführt, vielmehr durch die bloße Existenz beider Personen blos angedeutet ist, zeigt sich die Ungeschicklichkeit, ja Unfähigkeit unserer Volksdichtung zu dramatischer Gestaltung.

Tant de bruit pour une omelette, rufen die Leser d. Bl. Aber darin besteht eben der Unterschied des wissenschaftlichen Standpunkts von dem der naturalistischen Begeisterung. Aesthetischen Werth kann ich diesem neuentdeckten Volksdrama nicht zugestehen: dessenungeachtet verdient der Herausgeber unsern Dank. Er führt uns in eine noch ziemlich dunkele Partie unserer Culturgeschichte ein, und wenn es auch keine Edelsteine sind die er zutagefördert, so ist die Erkenntniß daß hier eben überhaupt keine Edelsteine zu suchen sind von nicht geringem Werth. Die Ueberzeugung a priori: daß die Volksdichtung die dramatische Kunstform am wenigsten zu behandeln wisse, erhält a posteriori ihre Bestätigung. Wollte Gott wir dürften die Hoffnung hegen bald einen Dichter aufstehen zu sehen der wie Shakspeare und Schiller mit Volksthümlichkeit die höchste künstlerische Ausbildung zu verbinden und das Volk zu sich heraufzuziehen wüßte. Dann sollte es uns nicht schwer fallen über dem Drama für das Volk den Mangel der dramatischen Volkspoesie, des Dramas aus dem Volk, zu verschmerzen.

A. Henneberger.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von O. F. **Gruppe**. Berlin, G. Reimer. 1850. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein eleganter Musenalmanach, in verlockender Ausstattung, versammelt einen deutschen Sängerchor der lustig in Gottes Schöpfung hineinsingt nach Goethe's Spruch: „Singe, wem Gesang gegeben!" Es ist die alte gemüthliche deutsche Lyrik, nicht wiedergeboren im Geiste der Zeit; alles Gedankenvolle, Leidenschaftliche, Begeisterte sich fernhaltend. Es ist die reinmusikalische, sangbare Lyrik! Man fühlt sich zu Hause darin wie in Raff's „Naturgeschichte": die Nachtigallen, die Spatzen, die Schwalben, die Amseln schaukeln sich auf allen Zweigen des Dichterwaldes; es duftet das frischgemähete Heu; es weht darin die ganze unverbesserte Landluft der deutschen Idylle. Die Schatten der seligen pommerischen Dichterschule gehen um in diesem Almanach. Von dem alten Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne!" wird die überschwenglichste Anwendung gemacht. Ben Akiba mit seinem „Alles dagewesen!" wäre der competenteste Kritiker für diese Poetenhekatombe, die Gruppe dem Apollo schlachtet. Muß man mithin von vornherein auf jeden geistigen Gehalt verzichten, da diese Bourbons der Poesie Nichts gelernt und Nichts vergessen haben: so dürfte man wenigstens eine gebildete dichterische Form erwarten, da so viele

poetische Wendungen traditionell und auch den secundairen und tertiairen Talenten zugänglich geworden. Doch mit Staunen sieht man die Unbeholfenheit, die Lächerlichkeiten in den Tropen, die Absurditäten des Ausdrucks, welche das einzig Neue in diesem Almanach sind.

Glücklicherweise hatte man von Goethe ein bisher ungedrucktes „Bänkelsängerlied" ausfindiggemacht, und sperrte nun den alten Titanen in ein Gehege mit den neuen Liliputanern. Gleichzeitig sollte dies classische „Bänkelsängerlied" die neueste Bänkelsängerei autorisiren. Nächst Emanuel Geibel ist der beste der alte Vater Arndt, der denn doch noch einen kräftigen, originellen Ton aus seiner Leier herauszwingt, und hier auch gar nicht urdeutsch, in der ungekämmten Manier der Cheruskerbarden phantasirt, sondern sogar von einem wohlthuenden Anhauch des hellenischen Geistes bewegt wird. Er singt von „prometheischen Klagen, von prometheischer Lust"; er belehrt uns, was wir auch aus dem Musenalmanach ersehen, daß „alle Wälder wimmeln, alle Schenken von Homeren". Es weht durch diese Gedichte ein männlicher, bisweilen barscher Ton; es ist eine martialische Poesie, die sich den Schnurrbart streicht; aber es ist doch Leben darin, es sind Beziehungen zur Gegenwart, die inmitten dieser vorsündflutlichen Lyrik wahrhaft herzerquickend sind. Franz Kugler zeichnet sich durch Formgewandtheit, Grazie, melodischen und rhythmischen Fluß und anmuthig malende, leichtdahinschwebende poetische Wendungen vor der schweren „krachenden und knarrenden" Form seiner Zunftgenossen aus. Gustav Pfizer emancipirt sich durch einige kräftige politische Gedichte von der schwäbischen Dichterschule, die Heine das Fontanelle von Deutschland nennt. Der Philosoph Werder gibt in gedankenreichen Versen rhythmische Logik; und Titus Ulrich, sonst der Poet glühender und tiefer Reflexion, malt ein paar hübsche poetische Genrebilder auf den aschgrauen Hintergrund des Almanachs.

Damit sind die Dichter und Denker erschöpft. Die Reihe der Uebrigen eröffnet am besten Karl Wilhelm Schulz mit seinem „Selbstzweifel". An der Bescheidenheit des alten Mannes sollte sich die sanglustige Jugend ein Muster nehmen.

Du warst zum Dichter wie geboren;
Was hilft es daß du Silben zählst?
Der saure Schweiß ist doch verloren,
Womit du dich um Reime quälst.

Oder:

Kann auch der Herbst noch Lieder bringen,
Wenn fröstelnd jede Blume stirbt,
Und wo sonst Nachtigallen singen,
Nur noch der graue Sperling zirpt?

Oder:

Aus jungen Herzen bricht die Flamme
In Selbstentzündung lodernd aus!
Das alte Herz gleicht nassem Schwamme;
Ihm drückest du nur Wasser aus!

Diese Selbstkenntniß des nassen Schwammes erspart uns die Kritik über das ausgedrückte Wasser, und ist uns insofern lieber als die Selbstentzündung der jungen Herzen, von der einige schreckliche Proben vorliegen. Da ist ein Herr Merkel in Berlin, der seine Löwenmähne schüttelt in dem Gedicht „Der Löwe". Er schläft; er träumt und zwar freiligrathisch, daß vor seinem Sprunge der Bambuswald knackt; er brüllt; er wacht; er schweigt! Das ist die poetische Steigerung der Löwenpoesie. Gut gebrüllt, Löwe! Dann vergleicht Herr Merkel höchstsinnig den lieben Gott mit einem Oberfeuerwerker u. s. w. Karl Schlimper gefällt sich in schaukelnden Reimspielen, wie z. B. „Was thut man jetzt?"

Was thut man jetzt? Die Träumlichkeit ist fort;
Die ganze Mondscheintrunkenheit ist fort.

Diese Starkgeistigkeit, die sich vom alten Kram emancipirt, ist dennoch nicht von einer Träumlichkeit frei, welche sich in geschmacklosesten Ritornellen gefällt, in denen in unbegreiflich-symbolisirender Weise ein botanisches Collegium über Reben und Rüben, weiße Hundszunge, Hasenpfötchen, Geisblatt und Schafgarben in Verse gebracht wird: die liederliche Form und der liederliche Inhalt der alten Romantik, eine kecke Versündigung am guten Geschmack. E. Brauer besingt den „Heidelberger Pätschenpeter", die öffentliche Meinung, und gibt einige recht verständige Denkverse zum Besten. Robert Reinick hegt den bescheidenen Wunsch daß seine Lieder Sterne würden, und singt in dem Gedicht „Wer's nur verstünde" eine wunderlich-unverständliche Bänkelsängerweise, die von alter Naturromantik duftet und selbst die Frösche im Weiher mobilmacht. Wilhelm Gwinner vertritt die orientalische Glut, die üppige Sinnlichkeit mit einer hyperbolischen Kühnheit die noch über Grabbe hinausgeht, die „den Herodes überherodisirt".

Um diese lusterfüllten Glieder ranken
Sich Leib und Seele zu dem ew'gen Bande!

Wenn es schon kühn ist den Leib sich um die Glieder ranken zu lassen oder gar die Seele, so ist der bacchantische Taumel doch noch größer mit welchem der Dichter gleich darauf ausruft:

Du fühlst daß ich mich nicht allein verschwende;
Dich selber wieder mußt du mir entsaugen —

Den Schleier über diese Brautnacht!! Diese Farben sind zu verschwenderisch! Beobachten wir den Dichter lieber in seiner „Erwartung". Er scheint ein vornehmer Herr zu sein, mindestens gefällt er sich darin sich im Gedicht mit dem Pomp eines Sultans zu umgeben.

Auf Purpurkissen schmeichelnd hingegossen,
Beschlichen von ursprünglichem Behagen,
Hör' ich Musik verliebte Dinge sagen,
Und merke mich von Blumenduft umflossen.

Die Ampel hat ihr stilles Licht erschlossen,
Von Amoretten aufmerksam getragen,
Die scheinen in Verwund'rung mich zu fragen,
Warum ich einsam lieg' und ungenossen!

Ungenossen! Wenn auch nicht ungenossen, so doch gewiß ungenießbar. August Kopisch beweist daß man nicht immer bei so guter dichterischer Laune ist um Vater Noah aus dem Kasten treten zu lassen. Das Fragment: „Lamisser's Kampf mit der Amazonenkönigin", bedroht die deutsche Literatur mit einem Longobardenepos, das wirklich dem verweichlichten Lesepublicum des 19. Jahrhunderts einen solchen Schreck einzujagen im Stande ist, wie ihn einst die Giganten des Nordens den verweichlichten Römern einjagten. Da ist doch viel populairer das Lied vom „Alten Fritz" von Firmenich, mit Hurrahsasa und Haha, haha in seiner derben Holzschnittmanier. Held Friedrich „schlägt den Franzmann aufs Maul", „dem Meister Braunpelz auf die Schnauz", „wäscht dem Schweden den Kopf"; kurz er wird mit allen seinen Feinden in der volksthümlichsten Manier von der Welt fertig. Zu den sanftern Sängern gehören noch Moritz Seit, der den Erntewagen „krachend" nach Hause fahren läßt, es aus Busch und Bäumen „kuckucken" hört. Friedrich Bodenstedt mit seinen kaukasischen Reminiscenzen, die, insoweit sie der Poesie des Kaukasus angehören, nicht ohne Interesse sind; T. Eggers, der sich auf die Augen seiner Geliebten nicht besinnen kann, ob sie dunkelklar sind oder blau?

Hab' ich mich auch oft an ihnen gesonnt,
Das hab' ich doch nicht behalten gekonnt!

Maßmann träumt vom deutschen Kaiser „Hohenzollern-Hohenstaufen" und wundert sich auf dem leipziger Schlachtfeld

Daß dort Blut der Väter rann,
Wo das Brot den Söhnen keimet.

A. Schott gibt eine unerquickliche Belladonnendichtung mit eigenthümlichen, aus der Poesie herausfallenden Wendungen des Humors, die zum Theil unscandirbar sind, wie z. B.

... die vollständigste Sortengruppe
Von gift'gen Pilzen und von Kräutern.

Die Damen, deren poetischer Contingent nicht unbedeutend ist, dürfen auf die Galanterie der Kritik rechnen und deshalb keine näher eingehende Beurtheilung erwarten. Sie sind theils zart und sinnig, theils reckenhaft-romantisch bis zur Runenpoesie! Der Herausgeber selbst, der sich ein bescheidenes Plätzchen am Schluß aufgespart, beginnt mit der mohammedanischen Zeitrechnung und entrollt einige bunte Bilder vor unsern Augen, in denen wenigstens Etwas geschieht, und ein epischer Faden sich abspinnt, wenn auch die Form nicht abgerundet, und die Bilder oft schief sind, wie z. B.: „Schweigen füllet schon das Thal."

Unter all diesen unmöglichen Versen, Gefühlen und Gedanken zeigt sich das trübmelancholische Antlitz Emanuel Geibel's, der doch ein Dichter ist von Gottes Gnaden, und gleichwol den Spuk dieser Zauberlehrlinge durch sein Beispiel geheiligt. Doch wie entrüstet wendet er sich ab von dem poesielosen Treiben. Die Gedichte Geibel's in diesem Almanach bezeichnen einen Markstein seiner Entwickelung. Er wendet sich der Poesie des Gedankens, der Poesie der Freiheit zu! Er sei willkommen! Hier winkt ihm mehr als eine Toilettenbeliebtheit. Hier winken ihm die Kränze der Zukunft! Er trete zu den begeisterten Sängern der neuen Zeit, und überlasse es den poetischen Zaunkönigen, die nicht über die nächste Hecke sehen, im Dunkel ihr vergessenes Nest zu bauen!

9.

Zur italienischen Kunstgeschichte.

Intorno al Palazzo Pretorio o del Podestà di Pistoria memoria storica di *Giuseppe Tigri*. Pistoja 1848.

Jedem der in Pistoja gewesen ist (wer sich für die Kunst des Mittelalters interessirt wird an der Stadt nicht vorübergehen) muß der Palast des Podestà aufgefallen sein. An einem geräumigen Platze, welcher die Mitte der Stadt bezeichnet, erhebt sich derselbe sammt dem größern und reichern Palazzo degli Anziani: in neuester Zeit erweitert und hergestellt hat er den ursprünglichen Charakter der Architektur des Trecento behalten; dem neuen Stockwerk hat man auf drei Seiten die nämlichen schönen Bogenfenster germanischen Stils gegeben, und hat es mit Wappenschildern verziert welche vormals im Innern und für den Beschauer wie verloren waren. Nur Eines ist zu bedauern, daß nämlich unsere heutige Armuth und das Bedürfniß raschen Vollendens sich mit anderm als dem alten soliden Material beholfen hat. Was aber an diesem Bau am meisten in die Augen fällt ist der Hof. Vier massive Steinpfeiler tragen Rundbogen auf welchen die breiten Gewölbe ruhen, welche ein Quadrat bilden das an dem mittlern unbedeckten Theil Licht erhält: keinen andern Schmuck gewahrt man als zahlreiche Wappenschilder welche Pfeiler und Wände bedecken, theils von Stein theils gemalt, theils mit theils ohne Namen und Devisen, zur Erinnerung an viele, wenn nicht die Mehrzahl der Podestàs, Capitani, Vicarien und Commissarien welche einst der Comune vorstanden.

Nach dem „Libro di provisioni dell' Archivio pubblico Pistoriese dal 1367 al 1368" wurde die Errichtung des Palastes des Podestà am 13. Oct. 1367 beschlossen: „Inprimis cum utile videatur et quemadmodum necessarium pro dicto populo et communi Pistorii construi et edificari facere de presenti Palatium pro habitatione D. Potestatis civitatis Pistorii, et officii et officialium et familiae ipsius, ne segregatim habitent et divisi ut modo faciunt; quid dicto etc." Der Platz ward bestimmt und zur Bestreitung der Kosten außer den für die öffentlichen Bauten ausgesetzten Gemeindegeldern sogleich „libre ter mille denariorum florenorum parvorum", d. h. nach jetzigem Münzfuß 24,875 Lire (über 5596 Thlr.) angewiesen. Ein Beschluß vom J. 1387 bezieht sich auf den Bau des Hofs: „Inprimis quod cum secundum formam reformationum consilii Pop. Civitatis Pist. in Palatio quod de novo construitur pro habitatione Potestatis dictae Civitatis, sint compositae quatuor murellae lapidum circa cortile dicti Palatii, supra quibus est necessarium ut fiant quatuor arcus cum muris in altum, et super iisdem murellis fundentur et ponantur peduccii voltarum fiendarum in dicto Palatio circa ipsum Cortile, et quod ipsae voltae fiant, in quibus arcubus, muris et voltis est necessarium expendi tria millia librarum denariorum." Es ergibt sich aus diesem Beschluß daß die Pfeiler ursprünglich von einfachem Mauerwerk waren und dann mit zugehauenen Steinen bekleidet wurden. Die Erhöhung des Fußbodens macht sie plumper erscheinen als sie der Anlage nach waren. In verschiedenen Zeiten sind wesentliche Aenderungen, namentlich Vergrößerungen, an diesem Gebäude vorgenommen worden. Der Architekt ist unbekannt und in den Gemeindebüchern findet sich keine Andeutung über ihn: die Muthmaßung des Verfassers der obenangezeigten Schrift daß er Maestro Cellino di Nese aus Siena sein könne, welcher in Pistoja das Grabmal Messer Cino's arbeitete und das Baptisterium baute, mag daher auf sich beruhen.

Die ältesten Wappen gehören dem 15. Jahrhundert an; manche, welche älteres Datum tragen, sind augenscheinlich später hinzugefügt. Im Jahr 1496 wurden verschiedene Wappen aus einem der Bauverwaltung von S.-Jacopo gehörenden anstoßenden Hause hierhergebracht. Allmälig entstand in dem Cortile eine Sammlung von seltenem Reichthum: in den noch erhaltenen Podestà-Palästen Toscanas, von dem malerischen Hofe des florentinischen an bis zu jenen in kleinen Ortschaften (ich nenne z. B. das hochgelegene Prätorium zu Lari in den Pisaner Hügeln, wo eine ganze Reihe Wappen den Hofraum schmückt), findet sich allerwärts diese ritterliche Wandverzierung, nirgend aber so mannichfaltig und schön wie hier. Es gibt kaum eine bedeutende Familie des Landes welche nicht repräsentirt wäre: Wappen von Stein wechseln mit denen von verglaster Erde (della Robbia), welche mit ihren glänzenden Farben eine so hübsche Wirkung machen, diese wieder mit gemalten. Letztere haben neuerdings restaurirt werden müssen, überdies sind bei der erwähnten Erweiterung des Palastes manche neue Wappen hinzugekommen, die nämlich der Commissarien vom Anfang des letzten Jahrhunderts an bis zur Gegenwart, jene der verschiedenen Comunen des Bezirks, endlich die Fahnen mit den verschiedenen Abzeichen und Devisen der alten Compagnien des Volks (der Bürgermiliz). So ist das Ganze immermehr zu einem wirklichen historischen Monument geworden, das sich auch von außen schon durch die an den beiden Façaden angebrachten Wappen, wie durch die Verzierungen der Thüren (so am Eingangsthor in den Hof die toscanischen Kennzeichen des 14. Jahrhunderts, das rothe Kreuz des Popolo von Florenz, die Lilien König Robert's von Neapel, der Adler mit dem Drachen in den Klauen, guelfische Partei, neben dem Schachbret Pistojas) als solches ankündigt. Die von dem Abate Giuseppe Tigri auf Anlaß jener im Jahr 1844 unternommenen Vergrößerung und Restauration des Palastes verfaßte historische Beschreibung enthält neben reichlichem geschichtlichen Detail die vollständige Serie der alten wie der neuen Wappen mit ihren Devisen und Inschriften, und bildet so, abgesehen von ihrem künstlerischen Interesse, einen werthvollen Beitrag zur toscanischen Städtegeschichte, worin auch über manche andere Bauten des Mittelalters in Pistoja dankenswerthe und sichere Nachrichten enthalten sind. (Die Schrift ist nicht im Handel, sondern auf Kosten der Comune in einer beschränkten Zahl von Exemplaren gedruckt worden.)

10.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 6. —— 7. Januar 1851.

Ein Blick auf das heutige deutsche Schauspielwesen.

Das deutsche Schauspiel erfreut sich in der jüngsten Zeit einer lebhaftern Theilnahme. Jeder Freund der dramatischen Kunst wird diese Wahrnehmung bestätigen. Man hat sich wieder gewöhnt die Schauspielvorstellungen mit gewissen Erwartungen zu besuchen. Ein Theil der Zuschauer will Zerstreuung, Beruhigung, und rettet sich aus den Unruhen und Besorgnissen des Tags zur heitern Stätte der Kunst. Der andere verlangt im Gegentheil daß die Bühne das ganze Drängen und Streben der Gegenwart abspiegele, daß sie alle ihre Kräfte aufbiete zur Förderung des großen Entwickelungsganges welchem die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts bestimmt zu sein scheint. Das Recht zu beiden Foderungen ist unzweifelhaft vorhanden. Beruhigung, Versöhnung ist ja das eigentliche Wesen der Kunst. Zugleich aber war sie, besonders die dramatische, immer ein treuer Abdruck der Zeit und der öffentlichen Verhältnisse unter deren Herrschaft sie ausgeübt wurde. Die Kunst mit ihren unantastbaren, unversieglichen Mitteln, also wird gesagt, soll uns auf eine heitere, unschädliche Weise die Lösung aller Zweifel und Wirren versuchen, deren thatsächliche Schlichtung gar Manchen heutzutage beängstigt.

Die neueste dramatische Poesie hat sich dieser Aufgabe unterzogen. Es entstanden die politischen und socialen Tendenzstücke. Das neue Leben in unserm Zweige der Literatur zeigte sich so reich und mannichfaltig daß die Bühne wirklich auf den Ruhm verzichten mußte alle Producte zu veranschaulichen die sich in bunten Schwärmen an sie drängten. Die Kritik, die vielköpfige Herrin unserer Tage, hat über diese Erzeugnisse meistens schon gerichtet. Entweder sie hüllte sich in die classische Toga des Schweigens, und gab solchergestalt ihr Verdammungsurtheil kund; oder sie war bemüht Alles, selbst das Unbedeutende, mit einer Glorie von Verdienst und nicht selten von Unsterblichkeit zu umgeben. Das Publicum war manchmal schon genöthigt bei der zweiten Scene eines sogenannten epochemachenden Meisterwerks zu gähnen, und erst da wieder zusichzukommen wo nach der Versicherung des befreundeten Feuilleton die Unsterblichkeit anfangen sollte, nämlich am Schlusse. Zahlreiche Theaterstücke strotzten von allgemeiner Freiheitsliebe, Völkertugend, unbegriffener Zukunft und schnöder Gegenwart: Phrasen welche gleich wohlberechneten Raketen und Kanonenschlägen das Gemüth des unbefangenen Zuschauers überraschten und in Erstaunen setzten. Schriftsteller feinern Gefühls erkannten bald welche Vortheile der Beifall den man einer neuen Gattung französischer Stücke zollte dem glücklichen Nachahmer verhieß, und so sehen wir, seitdem das Scribe'sche Lustspiel „Ein Glas Wasser" in Deutschland herumgereicht wird, einen Strom von Dramen über die Bühne fluten welche in Composition, Auswahl und Behandlung der Charaktere ganz nach jenem Ur- und Musterbilde zugeschnitten sind. Das Eigenthümliche dieser Stücke, die Frage: ob und wieweit sie ästhetische Geltung besitzen, müßte Gegenstand gesonderter Erörterungen bleiben. Nur soviel sei gesagt, daß trotz aller Verirrungen in welche die jugendliche Muse gerieth bedeutsame Anfänge sich kundgaben, und Stücke geliefert wurden welche den gährenden, schnell abnutzenden Kampf der Zeit wol überdauern werden. Das Bestreben die dramatische Poesie streng den materiellen Anfoderungen der Bühne zu unterwerfen zeigt sich fruchtbringend und ist als wesentlicher Vorzug unserer modernen Dichter zu achten. Das unselige, nicht für die Aufführung bestimmte Lesedrama verschwindet immer mehr, nachdem es selbst den Bestrebungen unserer vorzüglichsten Geister nachtheilig gewesen. Die Romantiker sind es denen wir hauptsächlich die Ausbildung dieser unheilbringenden Gattung verdanken, hinter welcher sich wol tiefergehende Absichten in Bezug auf Gestaltung einer alle Arten der Poesie umfassenden Urpoesie verbargen. Man erkennt immer mehr daß die Bühne der eigentliche Prüfstein eines Theaterstücks ist, daß die sogenannte Bühnengerechtigkeit welche man früher als erwünschte, wenn auch entbehrliche Zugabe betrachtete, den innersten Kern des dramatischen Gedichts ausmacht, ohne welchen dasselbe gar nicht zu bestehen vermag. Sie ist die ästhetische Grundbedingung des Dramas, und eine zufällige oder absichtliche Vernachlässigung derselben immer ein Zeichen daß der Dichter entweder die echte dramatische Begabung nicht besitzt oder nicht genug in das Wesen der Kunst eingedrungen ist. Von diesem Grundsatze sind etwa nur die satirischen Lustspiele oder literarischen

Staatskomödien auszunehmen, eine Art von Gedichten welchen die Form des komischen Epos vielleicht zuträglicher wäre.

Werfen wir einen Blick auf die Schauspielkunst. Wie verhält sie sich zu der sie bedingenden modernen dramatischen Poesie? Wir meinen damit ein mal für alle mal die des letzten Jahrzehnds. Die Kunst der dramatischen Darstellung war jederzeit von dem Charakter der herrschenden Bühnendichtung abhängig. Sobald sich in der dramatischen Poesie eine bestimmte Richtung zu bilden anfing, ging sie nothwendig in die Schauspielkunst über. Wie das Wort, so die That. Diese Abhängigkeit erklärt sich ganz aus der Beschaffenheit der bei der Kunst der Darstellung in Anwendung kommenden Mittel. Wie das geschriebene Wort nur der sichtbare Ausdruck des Gedankens, so ist die Rede Nichts als die hörbare Verallgemeinerung des geschriebenen Worts, Bewegung und Mienenspiel Nichts als die mit der Rede übereinstimmende oder sie ergänzende stumme Ausdrucksweise des Körpers. Die Empfindung des Dichters, welcher das geschriebene Wort seinen Ursprung verdankt, bestimmt auf diesem Wege Ton, Haltung und Geberde des Schauspielers. In Deutschland kam zu diesem innern Hauptgrunde noch ein anderer hinzu, welcher zugleich für die letzte, durchgreifende Gestaltung der Schauspielkunst entscheidend war. Unsere beiden größten Schauspieldichter hatten gemeinsamen unmittelbaren, zum Theil dictatorischen Einfluß auf die Thätigkeit der Bühne. Was war natürlicher als daß sie für Das was ihnen als vollendetste Form in der dramatischen Poesie vorschwebte den entsprechenden Ausdruck durch die Schauspielkunst suchten? Umgekehrt haben mehre der bedeutendsten deutschen Schauspieler viel und mit Erfolg für die Bühne geschrieben. Hier mag es freilich den Anschein haben als ob die Schauspielkunst die herrschende gewesen sei. Sie war es indessen nur insofern als der Schauspieler der zugleich Dichter war allerdings nach seinen Grundsätzen und Erfahrungen als Schauspieler schrieb. Als solcher aber war er wieder von dem herrschenden Geschmacke in der Poesie abhängig, und deshalb sehen wir gerade in ihren Stücken die von Andern vorgebahnte Richtung in welcher die schauspielerischen Erfolge begründet waren auf das sorgfältigste gepflegt. Die letzte Epoche der deutschen Schauspielkunst war, wie soeben bemerkt wurde, die von Goethe und Schiller herbeigeführte rhetorisch-ideale. Große Talente wirkten darin, und bis in unsere Tage herein hat sich noch einer und der andere ihrer Vertreter auf der Bühne erhalten. Leider müssen wir gestehen daß die von Tag zu Tag seltener werdenden Leistungen dieser letzten Anhänger der declamatorischen Schule immer noch das Vollkommenste sind was die Schauspielkunst gegenwärtig zu bieten vermag. Die neuere dramatische Poesie, und hier kommen wir zu unserer oben gestellten Frage zurück, hat bisjetzt noch keine Darstellungsweise erzeugen können welche die wahren Vorzüge der im Erlöschen befindlichen Richtung mit neuen, unbekannten, gleichfalls ästhetisch berechtigten verbände. Die naturalistisch-individualistische Bahn, in welche die heutige Poesie eingelenkt, ist noch lange nicht vollendet. Alles was wir in dieser Hinsicht besitzen sind Versuche, Anfänge. Der Kampf mit der spröden Materie des äußern Lebens, welche Wissenschaft und Kunst gemeinsam zu durchdringen, zu erwärmen streben, hat sich für die Entwickelung der letztern nicht allzu günstig gezeigt, und fast will es scheinen als ob Diejenigen Recht behalten sollen welche behaupten die Kunst als die letzte, schönste Blüte menschlichen Wirkens könne nur aus gesicherten, fest gegründeten socialen Zuständen freudig emporwachsen. Das unausgesetzte Bekämpfen der sich sträubenden Außenwelt ließ eine zeitlang die vielverpönte Tendenz als erlaubtes künstlerisches Mittel erscheinen, während sie doch einem der obersten Kunstgesetze, der Naivetät, gerade zuwiderläuft. Als Tendenz in diesem Sinne bezeichnen wir das Bestreben des Künstlers, dem Gegenstande, der Idee seines Werks eine fernliegende, nicht nothwendig aus ihr entspringende Bedeutung zu geben, um solchergestalt auf die gekannte oder vorausgesetzte Stimmung der Masse zu wirken. Während es die Eigenschaft eines echten Kunstproducts ist die von seinem Urheber beabsichtigte Wirkung ohne äußere Bedingung, unvorbereitet hervorzurufen, ergreift die Tendenz eine jeweilige Disposition in den Gemüthern der Masse zum Zwecke eines künstlerischen Eindrucks. Diese Absichtlichkeit, diese Voraussetzung und Ausbeutung eines schon vorhandenen, ursprünglich vielleicht gar nicht auf Kunsteindrücke gerichteten Interesse, welches der Künstler entweder selbständig zu erwecken sich nicht getraut, oder welches durch die Mittel der Kunst gar nicht zu erwecken ist: Das bildet das Störende, Verletzende, über welches wir jetzt vielfach und mit vollem Rechte klagen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Kleinigkeiten.

Sämmtliche Schriften die wir unter dieser Rubrik besprechen werden machen wol schon von selbst keinen Anspruch auf eine größere Bedeutung, und einzelnen wird vielleicht schon zu viel Gewicht beigelegt wenn sie überhaupt in d. Bl. besprochen werden. Wir nehmen zuerst drei Schriftchen welche sich auf die Sache Schleswig-Holsteins beziehen.

1. Für Schleswig-Holstein! Vierzehn geharnischte Sonette. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 16. 5 Ngr.
2. Acta Manualia des Teufels in Sachen Schleswig-Holsteins. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1850. 8. 3¾ Ngr.
3. Der wiedererstandene Till Eulenspiegel. Eine politische Hundekomödie in 1 Act. Altona, Lehmkuhl. 16. 10 Ngr.

Der Ertrag des ersten Heftchens ist ganz für Schleswig-Holstein bestimmt, und wir können diesen Versen nur Erfolg wünschen; sie sind in Rückert'scher Weise rein und sauber gedichtet und athmen Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins. Eine Probe wird uns weiterer Betrachtung überheben:

So sei es denn! der Würfel ist gefallen —
Nun putzt die Büchsen, Männer, schleift die Degen,
Was Arme hat, das soll sie nun bewegen,
Im Winde lasset eure Fahnen wallen,

Die Trommeln geh'n, die muntern Hörner schallen,
Das ist ein freies, freudvolles Regen —
Hinaus, mein Volk! dem Feinde keck entgegen —
Es ruft der Krieg — sein Rufen gilt euch Allen!

Wer kann in dieser großen Zeit noch stillesitzen?
Wem rollt es nicht wie Donner in dem Herzen,
Da Dampf aufwallt und die Kanonen blitzen?

O schönes Loos um Freiheit kühn zu werben,
Im Kampf zu steh'n für seines Volkes Schmerzen —
Doch schönes Loos auch noch für sie zu sterben!

Das zweite Heftchen enthält in skeptischer Auffassung die neuesten diplomatischen Schicksale der Herzogthümer. Bedauerlich sind schon die Zustände zu bezeichnen, wenn der öffentlichen Stimme Nichts weiter als kleinliche Rache der Verhöhnung übrigbleibt, wenn von der bestehenden Gewalt ihr sogar der Weg persönlicher Betheiligung versperrt wird und man den öffentlichen Aufschwung spurlos im Sande verrinnen sehen muß. Das Heftchen theilt uns mit wie das Schicksal Schleswig-Holsteins in der Hölle abgekartet wird. Ein Agent aus Kopenhagen erscheint und bewegt den Teufel zum Handeln; dieser sendet nun seine Boten an die verschiedenen Höfe, die Acten enthalten ihre Instruction und ihre Thaten. Das Büchlein schließt mit dem Troste:

Herrscht der Teufel heut' auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden.

Das dritte Schriftchen verspottet das Treiben der Regierungscommission in Flensburg nach dem zweiten Waffenstillstand; ein Herr Till und Eulenspiegel sind die Diplomaten, das Chor der Hunde sind die neu eingesetzten Beamten. Es ist in dem Büchlein manch giftiger Seitenhieb; so kommt eine Deputation flensburger Bürger an die Regierungscommission und stellt vor:

Seit Sie der Regierung Steuer führen, hat in diesen Tagen
Ein bis dahin unerhörtes Phänomen sich zugetragen
Hier im Land an vielen Orten: Sie geruhten abzusetzen
Manche frühere Beamte, ließen d'rauf an ihren Plätzen
Neue walten; doch soeben läuft das Wort von Mund zu Munde:
Die von Ihnen eingesetzten waren sammt und sonders Hunde!
Nimmer würden wir es glauben, hätten wir nicht selbst geseh'n
Manchen wohlbekannten Köter hier im rothen Leibrock geh'n,
Hätten hier am Ort nicht Manche uns'rer Bürger selbst gefunden
Leer ihr Hundehaus, und dessen Eigenthümer d'raus verschwunden.

Endlich muß die Regierungscommission weichen, die Hunde stimmen mit in den Chor ein der von außen erschallt und den die anziehenden Befreier anstimmen: „Schleswig-Holstein stammverwandt!" Der Ertrag ist zum Besten eines abgesetzten Beamten bestimmt.

4. Stimmen aus der Verbannung von Adolf Buchheim und Oskar Falke. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. 12. 7½ Ngr.
5. Aus dem Exil. Zwölf Gedichte von A. C. Wiesner. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. Gr. 12. 6 Ngr.

Beide Büchlein sind im Sinne und Tone rothrepublikanischer Anschauung geschrieben; sie stehen auf dem Gebiete des phrasenmachenden Demagogenthums. Wenn wir auch das persönliche Schicksal dieser Männer bedauern, so können wir doch auch nie wünschen daß dergleichen Anschauungen jemals praktischen Boden gewinnen. Das erste Büchlein ist in Prosa, das zweite in Versen geschrieben; die Prosa ist nicht zu verachten, die Verse dagegen sind doch gar zu inhaltlos und phrasenhaft (S. 4):

Freiheitsjubel, Freiheitsschwärmer
Freiheitssänger, Freiheitssang
Freiheitsdichter, Freiheitslärmer
Freiheitsländer, Freiheitsdrang u. s. w.

in indefinitum, aber ohne Grazie.

6. Lieder deutscher Zukunft von W. Torffstecher. Erste Sammlung. Erfurt, Villaret. 1850. 8. 15 Ngr.
7. Schaum und Blasen der Revolution. Zeitbilder eines politischen Guckkastenmanns von K. L. R. Darmstadt, von Auw. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir haben beide Schriftchen um deswillen zusammengestellt, weil sie beide die fixe Idee haben daß in Erfurt das Wohl des gesammten deutschen Vaterlandes gefunden werde. Die Zeit hat sie bereits widerlegt. Hr. Torffstecher gehört zur Partei der Vorwärts mit Gott für König und Vaterland; aber schlechte Verse macht er, und schon lange her, wahrhaftig seit 1824 her — Das ist Ausdauer! Das zweite Büchlein gehört zu der Classe die, wenn eine Epoche abgelaufen, wenn eine große Bewegung vorüber ist, sich wie Insekten auf die wunden Stellen setzen und ihre faulen Eier darauf legen. Wir sind gewiß Alle bereits von den Fehlern des Parlaments überzeugt, wissen auch wol was wir davon der Linken zuzuschreiben haben; aber ein solches Herabziehen von Männern scheint uns nicht würdevoll. Der Verfasser gehört der Partei Gotha an, aber seine Verse und seine Witze sind uns dennoch nicht mundgerecht. Man hätte mit vollständiger Entrüstung und Ermüdung diese Knittelversdichtung zum literarischen Kehricht werfen können, in welchen im trivialsten Tone die Zeitbestrebungen von 1848—49 persiflirt werden.

8. Die Träume. Zwei Märchen von Angelika von Skepsgardh. Berlin, Löwenherz. 1850. Gr. 16. 5 Ngr.
9. Der unglückliche Franzose oder der deutschen Freiheit Himmelfahrt, ein Schattenspiel mit Bildern. Manuscript von 1816. Herausgegeben von Chr. Brentano. Aschaffenburg, Pergay. 1850. 8. 15 Ngr.

Es ist wahr, alles Mittelmäßige paart sich, Das verleitet auch uns zu dieser Zusammenstellung. Aufrichtig gestanden können wir aus beiden Werkchen nicht klugwerden. Aus dem ersten vermögen wir nicht klar herauszufühlen ob es als Parabel, Allegorie oder sonstige politische bittere Pille bezeichnet werden soll, die man in Form von Träumen, wie den verzuckerten Wurmsamen schmackhafter und genießbarer zu machen, bestrebt gewesen ist hinauszuschicken um Propaganda zu machen. Beim zweiten, ein altes Manuscript, können wir seine Bedeutung für die Gegenwart nicht herausfinden; überhaupt können wir dem kindischen Spiele in ernster Zeit keine Berechtigung einräumen. Mag sich einst ein kleiner Kreis an diesen läppischen Kindereien erlustigt haben, wir aber wissen daß der Geschmack und das Bedürfniß nicht so sehr unter den Gefrierpunkt herabgesunken sind daß beide aus solchen Producten noch Unterhaltung und Geistesnahrung zu schöpfen verurtheilt sein sollten.

10. Disteln für Schildas Bürger. Fulda, Müller. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Verfasser dieses Büchleins ist ein junger Mann der noch die Hochschule besucht; es ist schade um dieses Talent daß es sich keinen allgemeinern Stoff ausgewählt hat, denn in der That, die darin niedergelegten poetischen Anschauungen und Empfindungen, einzelne Reflexionen und Reminiscenzen abgerechnet, zeugen von einer ganz ursprünglichen Kraft und Auffassung, die selbst der Form bereits entschieden Herr geworden ist. Es sind humoristische Ausführungen des Philisterlebens kleiner Städte mit leider gar zu engem Gesichtskreise, aber stets treffend, oftmals principlos verletzend. Möge der Verfasser sich vor solchen Beschränktheiten hüten; er wird gewiß Gutes leisten können wenn erst mehr Ruhe in seine Anschauungen gekommen ist. Wir wollen eine Probe der Diction geben:

Die Stimme stolz und hoch, das Auge glühte,
Die Wange roth, zum Schwerte griff die Hand,
Daß endlich uns nach langer Schmach erblühte
Ein großes, freies Vaterland!

Mein Vaterland! o da ich dein gedachte,
Wie tück'scher Dolchstoß traf's das frohe Herz,
Daß ich aus Traumeslust erwachte
Zu neuem unermess'nen Schmerz.

Ich trat ans Fenster, trostlos düst'res Bild!
Soweit das Auge schweift, des Himmels Zelt
In hoffnungsloses Grau gehüllt,
Von keinem Sonnenblick erhellt.

Wie meine Hoffnungen, so starben
Die Blätter, eins nach dem andern, ab:
Und vor des Winters eisigem Verderben
Weicht die Natur und gräbt sich selbst ihr Grab.

11. Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg. Eine Geschichte für das preußische Volk herausgegeben von George Hesekiel. Berlin, A. Duncker. 1851. 16. 9 Ngr.

Es wird in diesem Büchlein im Chronikenstil auf eine höchst gemüthliche und volksthümliche Weise das patriarchalische Fürsten- und Unterthanenleben eines kleinen schlesischen Dynasten im 17. Jahrhundert erzählt. Es ist nicht zu verkennen daß das Fürstenthum wie es früher auftrat auf einer zähen Anhänglichkeit und Treue im Volke ruhte; allein welche Gefühle beschleichen uns wenn wir diese Blätter aus der Hand legen und sie mit den Contrasten vergleichen wodurch dermalen Anhänglichkeit und Vertrauen der Regierten erzwungen zu werden pflegt. Dort kindliche Spiele, hier Bayonnete und Kanonen. Die Herzogin Dorothea Sibylla, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, vermählt mit dem Herzoge von Brieg, war tolerant in Glaubenssachen; sie mahnte die Prediger von Herenverfolgungen ab, und drohte ihnen sie zu entlassen wofern sie nicht abließen. Sie veranstaltete Spaziergänge, Schulfeste und Aufzüge, besuchte die Familien in ihren Häusern, und hieß deshalb die „liebe Dorel". Sie war überhaupt in Arzneien, Armenwesen eine wahre Mutter des Landes und auffallend ihrer Zeit voraus. Sie sprach damals als viele ihrer Einrichtungen Widerstand fanden: die Zeit werde kommen wo die gute Sache obsiegen werde.

12. Sommergeschichten und Lieder von Theodor Storm. Berlin, A. Duncker. 8. 27 Ngr.

13. Adam und Eva. Eine Idylle in sieben Gesängen von Moritz Hartmann. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser von Nr. 12 meint er hätte um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen sie lieber Situationen nennen sollen, er hätte ihnen aber lieber als eine Classification einen Namen mitgeben wollen. Dieser Gedanke ist nicht recht klar, sowie überhaupt die ganze Anordnung von Altem und Neuem, Poesie und Prosa, Märchen und Novelle dem ganzen Buche den Anschein gibt als sei die Zusammenstellung aus einem literarischen Schnitzelkorb zusammengerafft. Wir haben Nichts gefunden wobei wir besonders verweilen möchten; die Darstellung ist breit und uninteressant, ja sogar, wie das „Schneewittchen", ermüdend läppisch. Es scheinen Erstlingsversuche einer Feder zu sein die noch nicht recht flügge ist. Der Verfasser von Nr. 13 hat auf der Flucht in Genf diese Idylle geschrieben. Man sieht es ihr an wie müde Hartmann der Politik ist: er wirft sich mit Gewalt in das einfachste Naturleben, er sucht zu vergessen, und die Darstellung der Situation dieser Idylle ist mit einer so absichtlichen Naivetät vollbracht daß das Ganze geradezu unnatürlich erscheint. Indem der biblische Mythus vom Paradiese zum Theil als Eintheilung der Capitel zugrundegelegt wird, hat uns der Verfasser nach Art der „Luise" von Voß und Goethe's „Hermann und Dorothea" in Herametern eine Liebesgeschichte zweier jungen Leute, Adam und Eva, die sich vor den Reiheiten der in Böhmen einrückenden Kosacken flüchteten, und in abgeschiedener Waldeseinsamkeit längere Zeit wie Verschlagene auf einer einsamen Insel zusammenlebten, vorgeführt. Wie bereits bemerkt, die Situationen im Walde, während der Russe, oder das Gewitter, oder der Wolf kommen, sind so naiv daß sie unwahr und poetisch unberechtigt erscheinen. Hier und da sind auch einige naturphilosophische Betrachtungen eingeflochten, ohne daß jedoch das Ganze größere literarische Bedeutung in Anspruch nehmen wird.

11.

Literarische Notizen.

Monk und Washington von Guizot.

Wir kündigen heute nur kurz die beiden neuesten Veröffentlichungen Guizot's an. Schon die Stoffe sichern denselben das lebhafteste und allgemeinste Interesse. Die eine der beiden geschichtlichen Studien beschäftigt sich nämlich mit Monk, dem Sturz der Republik und der Wiederherstellung der Monarchie in England im Jahr 1660 und bildet einen Band. Sie erschien bereits früher (1837) fragmentarisch in der „Revue française", und es war bisjetzt weder ein besonderer noch ein vollständiger Abdruck davon erschienen. Guizot hat in der letzten Zeit Muße genug gehabt seine Arbeit sorgfältig durchzusehen und mehrfach zu vermehren. Namentlich hat er dem bereits früher Veröffentlichten beigefügt: 1) merkwürdige und bisher unbekannte historische Documente, nämlich einen Brief Richard Cromwell's an Monk, und 70 in den Jahren 1659 und 1660 an den Cardinal Mazarin gerichtete Depeschen des damaligen französischen Gesandten in London von Bordeaux. Diese Depeschen sind dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten entnommen. 2) Eine neue Vorrede, die vom politischen Gesichtspunkte mindestens ebenso wichtig ist als vom historischen. Die andere der eingangserwähnten beiden Veröffentlichungen Guizot's ist sein „Washington". Diese Studie über den Charakter Washington's und seinen Einfluß auf die amerikanische Revolution wird in den Vereinigten Staaten selbst als ein classisches Buch betrachtet, und es hat dieselbe ihrem Verfasser die Ehre eingetragen sein von einem amerikanischen Maler Healy gemaltes Brustbild in dem Saale der Bibliothek des Congresses zu Washington aufgestellt zu sehen. Eine Einleitung von fast 200 Seiten geht dem Leben Washington's voran. Es bildet zwei Bände und ist von Jared Sparks ins Englische übersetzt. Sicherlich ist es das sorgfältigste und exacteste Werk welches bisjetzt über die Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs und über die Gründung der Republik der Vereinigten Staaten erschienen ist. Monk und Washington! Auf der einen Seite eine zuendegehende Republik und eine neuerstehende Monarchie, auf der andern Seite eine Monarchie in deren Schooße sich eine Republik ausbildet; .... und Guizot, der gestürzte Premier des alten französischen Königthums, ist inmitten der Verkehrtheiten des republikanischen Frankreich der Geschichtschreiber dieser beiden großen Männer und dieser beiden großen Ereignisse!

Masséna's Memoiren.

Von den Memoiren Masséna's, worüber wir in Nr. 112 d. Bl. f. 1850 berichteten, ist nunmehr die letzte Lieferung erschienen. Dieselbe bildet einen starken Band und enthält die Geschichte des Feldzugs in Portugal während der Jahre 1810 und 1811. Gerade über diesen Feldzug haben wir meist nur mangelhafte Darstellungen englischer, französischer und spanischer Schriftsteller, und deshalb bietet auch der Schluß dieser Memoiren dem Historiker ein großes Interesse dar. Um ein treues und detaillirtes Gemälde der ganzen Expedition geben zu können muß man alle Originaldocumente die in der Mappe des Marschalls sich vorfanden vor Augen haben, man muß diese mit denen vergleichen welche die Historiker Wellington's früher veröffentlichten, und beide sich gegenseitig ergänzen lassen. So wird denn die Geschichte in den Memoiren Masséna's sichere Aufklärungen nicht nur über die vier ersten italienischen Feldzüge, über die Campagne von 1799 in der Schweiz gegen Suwaroff, und über die berühmte Belagerung von Genua im Jahr 1800 finden, sondern auch über die Operationen deren Schauplatz abwechselnd Venedig, Neapel, Polen, Baiern, Oestreich, Portugal gewesen sind.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 7. —— 8. Januar 1851.

Ein Blick auf das heutige deutsche Schauspielwesen.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Aus diesem Grundfehler der modernen dramatischen Poesie entspringen all ihre Mängel und Gebrechen, welche auch auf den Fortgang der Schauspielkunst höchst nachtheilig wirken müssen. Eine plötzlich alle frühern Bedingungen verleugnende, über sie hinausschreitende Entwickelung oder besser Umbiegung der Charaktere; Situationen gleich im Anfange des Stücks welche an und für sich schon gewagt und gefühlstörend, bei der nothwendig eintretenden Steigerung vollends unerträglich werden, oder aus der geschraubten Höhe mit einem male in die platteste Gewöhnlichkeit herabsinken; die Unmöglichkeit aus den falsch oder behufs einer momentanen Wirkung beschränkt, einseitig angenommenen Grundmotiven ein wahres, volles, harmonisches Resultat, eine befriedigende Lösung zu erzielen, und das ängstliche Streben sie dennoch herbeizuführen; dazu eine Sprache welche weder Kraft noch wirkliche Anmuth besitzt, was sich immer nur aus der Wahrheit und Einfachheit des Gedankens, des Gefühls ergibt; ein Dialog, zwar geschickt eingetheilt, aber niemals von jenem stürmischen Drängen, jener athemlosen Hast, mit welcher sich die streitenden Gegensätze wie zürnende Geister ohne Rücksicht auf ihre gebrechlichen Werkzeuge selber zu vernichten trachten: dieses Alles zusammengenommen als das Product des Verstandes, der Klügelei, der eiskalten Berechnung, wie soll es dem Schauspieler Gelegenheit geben zur uneingeschränkten Entfaltung seines wahren Gefühls, seiner innersten Begeisterung? Die unsichern Bemühungen des Dichters rauben ihm von vornherein alle Behaglichkeit, diese Grundlage des künstlerischen Erfolgs. Statt weitgreifender, erhebender Gedanken bietet man ihm Ansichten und Meinungen welche viel besser auf einem Katheder oder in einer Zeitung Platz fänden. Gefühle finden gar nicht statt, höchstens ältere, wohlbekannte, deren Richtigkeit keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Vielfach zusammengetragene, kleinliche Züge, die häufig gar nicht zusammenpassen, sollen den freien Erguß, den lebendigen Fortschritt eines tiefempfundenen, planvoll angelegten Charakters ersetzen. Eine bunte Mischung von ungehörigen Reflexionen, diesem feindseligsten Gegner der Poesie, welche den darzustellenden Menschen erläutern, beschreiben, ja am Ende seinem Schöpfer selber die Möglichkeit eines solchen Individuums glaublich machen und näher beweisen sollen: muß Das nicht den Schauspieler, dessen ganze Kunst einzig und allein in der warmen Empfindung des vom Dichter Vorgefühlten beruht, ängstigen, zerstreuen, irremachen? Wie kann er das Nichtgefühlte fühlen, das gänzlich Unzusammenhängende vermitteln, das Widersprechende versöhnen? Seine Kunst hat Grenzen, und wenn er auch dem Dichter zu Hülfe kommen kann, vorausgesetzt daß in den Gebilden desselben einigermaßen Leben und Wahrheit ist, so vermag er doch nicht das absolut Fehlende ganz aus sich selbst hervorzubringen. Der Zwiespalt in welchen sich die neueste Poesie mit der ihr vorangegangenen sonannten classischen Periode gesetzt hat beginnt auf dem Gebiete der Schauspielkunst ebenfalls eine Umwälzung herbeizuführen. Die getragene, gehobene Redeweise, welche früher ausschließlich die Kunst des Vortrags ausmachte, verliert sich infolge der entgegenstehenden Bestrebungen der Poesie immer mehr, und wo wir sie an unsern jüngern Schauspielern wahrnehmen entbehrt sie alles innern Grundes; sie ist hohl, nicht nothwendig. Der nackte Ton des gewöhnlichen Lebens, wie er auch schon auf der deutschen Bühne zu Hause war, bis man sich vor Dürftigkeit nicht mehr zu helfen wußte, und alsdann die vorerwähnte declamatorische Richtung als natürlicher Gegensatz sich geltendmachte: diese schmucklose Trockenheit und Armuth, deren sich am Ende immer der kaltblütige berechnende Verstand bemächtigt, kann uns aber ebenso wenig genügen. Wir fühlen daß zwischen beiden Richtungen eine dritte hindurchgehen muß, welche lediglich auf der Empfindung beruhend durch einfache, täuschende Naturwahrheit ebenso wol wie durch den Pomp, die Pracht des erhabenen Vortrags zu ergreifen im Stande ist. Shakspeare ist derjenige Dichter welcher diese neue, umfassende Behandlung der Rede vorschreibt, ja unumgänglich nöthig macht. Sein Wiedererscheinen auf der deutschen Bühne ist für die Schauspielkunst von unermeßlichem Werthe. Seine Stücke sind was die Darstellung betrifft immer noch ungelöste Räthsel. Genaues Studium, sorgfältigste Einübung derselben vermögen es ganz allein die Schauspielkunst wieder zu

Ehren zu bringen, und insbesondere eine Art und Weise des Vortrags herzustellen welche an Umfang, Mannichfaltigkeit und schlagender Wirkung im Großen wie im Einzelnen alles bisher gebräuchlich Gewesene weit hinter sich läßt. Das zweite Haupterfoderniß der Schauspielkunst, die Repräsentation im weitern Sinne, als der Inbegriff aller Bewegungen und Stellungen des Einzelnen sowol wie der Gesammtheit der Spieler, ist in der letzten Zeit unstreitig viel zu wenig beachtet worden. Früher hatte man ihr die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Ihre gänzliche Vernachlässigung ist theils Folge der allgemeinen Zerrüttung der Schauspielkunst überhaupt, theils hängt sie enge mit unsern immer ungezwungener, oberflächlicher werdenden gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten zusammen. Die ehemals mit Recht so hochgehaltene körperliche Beredtsamkeit besteht so gut wie nicht mehr. Die richtige Verwendung des Körpers auf der Bühne, Gang und Stellung der Füße, Heben und Senken der Arme, die Bewegungen der Hand u. s. w., alles Das unterliegt einer Reihe von Regeln und Vorschriften, welche in ihrem ganzen Umfange wol nur von wenigen unserer heutigen Schauspieler gekannt werden. Es fehlt hier wie überall in dieser Kunst an dem leitenden Grundgedanken, dem vorwärtstreibenden Principe.

Fragen wir nun am Schlusse unserer übersichtlichen Betrachtung: Durch welche Mittel kann die stumpf und müde gewordene Kunst der dramatischen Darstellung und mit ihr das gesammte Bühnenleben wieder erwärmt und zu neuem Leben gebracht werden? so lautet unsere Antwort: Abgesehen von den äußern Hülfsmitteln, Aufnahme des Theaters unter die vom Staate garantirten und überwachten Kunstanstalten, enges Anschließen an die übrigen Künste, entsprechende Bühnenverfassung, was Alles schon vielfach erörtert worden ist; abgesehen von diesen äußern Mitteln gibt es zur Wiederbelebung der Schauspielkunst nur noch ein einziges: Shakspeare und immer wieder Shakspeare. Er und nur er allein kann der haltlosen, verirrten, nach allen Richtungen hinschwankenden Kunst die erfoderliche innere Stütze, das verlorene Ziel, das allvermögende Princip wiedergeben. Ja, es will uns bedünken als ob in dieser Hinsicht der gewaltige Dichtergenius seine eigentliche Wirksamkeit erst recht beginnen sollte. 12.

Jean Goujon.

In der ältern französischen Kunstgeschichte gibt es, nicht minder wie in unserer deutschen, noch manche Lücken auszufüllen. Die „Revue des deux mondes" hat sich in dieser Hinsicht durch gründliche Studien, Ergänzungen, Monographien um Frankreich ein großes Verdienst erworben, das man auch der jüngst gegebenen Darstellung der Wirksamkeit Jean Goujon's zugestehen muß.

Wer war Jean Goujon? Man weiß Nichts von seinem Leben, Nichts über seinem Bildungsgang; Datum und Ort seiner Geburt sind unbekannt geblieben. Man hatte noch jüngst einige Documente über diesen berühmten Künstler bei einer Familie, die seinen Namen trägt, aufzufinden gehofft, allein auch diese Hoffnung ist in Nichts zerflossen. Das Einzige was über ihn festgestellt ist, ist daß Goujon am 24. Aug. 1572, am heiligen Bartholomäustage, durch einen Büchsenschuß getödtet ward, nach den Einen im Louvre, nach Andern am Nymphenbrunnen. Da der letztere aber schon seit 22 Jahren vollendet war und da nach ältern Biographen Goujon mit dem Meisel in der Hand ums Leben kam, so ist es wahrscheinlicher daß er am Bartholomäustage mit der Verzierung des Louvrehofes beschäftigt war. Ueber die Ursache seiner Tödtung findet sich nirgend eine Andeutung. Ob er als Hugenott starb, ob er überhaupt Hugenott war, Das ist eine doppelte Frage ohne Antwort. Auch sein Alter ist ungewiß, die Einen reden von 52, Andere von 62 Jahren. Dagegen steht fest daß Goujon unter Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. gearbeitet hat, es steht fest daß die Bildhauerarbeit im Schlosse von Ecouen für den Connetable von Montmorency früher ausgeführt worden ist als die Sculpturen am Schlosse Anet, welche Goujon auf Bestellung der Diana von Poitiers oder wahrscheinlicher Heinrich's II. fertigte. Die Vollendung des Nymphenbrunnens, der heutigen Fontaine des Innocents, fällt in das vierte Jahr der Regierung Heinrich's II., die Arbeiten im Louvre gehören theils der Regierungszeit Heinrich's II., theils der Karl's IX. an. Diese spärliche Kenntniß über Goujon genügt, um Schritt vor Schritt der Entwickelung seines Genies folgen zu können.

Nur der Büchergelehrte, nicht aber der wahre Kunstkenner kann sagen Goujon habe sich nach dem Studium der Alten gebildet. Der muß nie die Denkmale griechischer Kunst aufmerksam betrachtet haben, Der in Goujon einen Schüler des Phidias oder Lysipp sehen will. Mag der erste Lehrmeister des französischen Bildhauers gewesen sein wer es will, sicher war es kein Verehrer des Alterthums. Man glaubt Goujon habe frühzeitig Italien besucht; allein um seine innige Beziehung zur florentinischen Schule zu erklären braucht man ihn nicht gerade nach Italien zu schicken. Er starb acht Jahre nach Michel Angelo und 25 Jahre nach Franz I. Jedermann weiß wie Franz eine große Anzahl italienischer Architekten, Maler und Bildhauer nach Frankreich rief, unter ihnen Lenardo Vinci, Andrea del Sarto, Primaticcio; auf Rechnung des Königs wurden viele Bildwerke aus der florentinischen Schule angekauft; Benvenuto Cellini arbeitete für Franz in Fontainebleau, und dessen Beispiel konnte nicht ohne Einwirkung auf Goujon bleiben. Vor Allem aber hat das Vorbild Michel Angelo's Einfluß auf ihn geübt; in der Kapelle der Medici muß man den Ursprung für den Stil Goujon's suchen.

Die berühmteste und bekannteste Arbeit Goujon's, ein im eigentlichsten Sinne des Wortes populaires Werk, ist seine Diana von Poitiers. Um diese Schöpfung richtig beurtheilen zu können, muß man wissen wer dem Künstler als Modell gedient hat; ohne diese Vorkenntniß würde man leicht in einen ungerechten Tadel verfallen können. Wollte man nämlich in der Diana des Schlosses Anet die von den Dichtern des Alterthums gefeierte Waldgöttin suchen, wollte man sie neben die Marmorbilder des Capitol und des Vatican stellen, so würde man einen falschen Weg der Beurtheilung gehen. Die Diana des Schlosses Anet ist nicht eine freie Schöpfung der Phantasie, sondern nur ein prächtiges Portrait der Maitresse Heinrich's II., mit den Attributen der alten Jagdgöttin, deren Namen sie führte, geschmückt. Bemerkenswerth und vielleicht Manchem nicht uninteressant ist hier ein Wort über das Alter des Modells.

Die unbestrittenste Wahrheit ist oft unwahrscheinlich. Diana von Poitiers war 31 Jahre als sie ihren Mann verlor, und Heinrich II., damals Herzog von Orleans, gerade 13 Jahre. Beim Tode Franz' I. 1547 zählte sie 47 Jahre und Goujon's Diana ist erst nach dem Tode Franz' gefertigt. Ist es wahrscheinlich daß eine mehr als 47 Jahre alte Frau dem Goujon als Modell saß? Die Vernunft sagt: Nein, und die Kunstgeschichte sagt: Ja. Diese Diana kämpfte muthig gegen die Herrschaft der Jahre und ihre Jugend schien in der That unvergänglich. Sie stand jeden Tag pünktlich früh um 6 Uhr auf, ritt zwei

Stunden lang durch den Wald, ruhte dann bis Mittag, mit geistiger Unterhaltung beschäftigt, und wusch Sommer und Winter ihr Gesicht mit kaltem Wasser, um das Fleisch frisch und fest zu erhalten. Die Schönheit war eine Kunst, eine tägliche Arbeit für sie, nicht blos eine köstliche Naturgabe. Sie starb in ihrem 66. Jahre, bewundert und beneidet von den schönsten und jüngsten Frauen. Die zeitgenössischen Schriftsteller haben ihre Jugend mit teuflischen Künsten in Verbindung gebracht; Brantôme erklärte dagegen die treue Liebe Heinrich's II. einfacher, indem er anführt daß Dianens Schönheit des Königs Herz, zugleich aber ihre Intelligenz und feine Grazie des Königs Geist gefangengenommen habe.

Goujon hat die berühmte Maitresse als Jagdgöttin dargestellt. Das erste Auffällige an seinem Werke ist der Gesichtsausdruck und die ganze Stellung, in denen man ein Gemisch von Ermattung und Wollust finden kann, während sich doch in dem Antlitz der antiken Diana Scham und Stolz begegneten. In den Augen liegt Etwas von Schläfrigkeit und Genußsucht, womit die nachlässige Haltung der ganzen Gestalt trefflich stimmt; nur die Beugung des linken Beins nach hinten wird Den verletzen der mit den Principien der alten Kunst im Kopfe an Goujon's Werk herantritt.

Nächst der Diana von Anet ist die Tribune im sogenannten Saale der hundert Schweizer Goujon's bedeutendstes Werk, der sich durch die Mannichfaltigkeit, Großartigkeit und den Phantasiereichthum der Basreliesfiguren auszeichnet. Von dem Nymphenbrunnen soll Goujon gleichzeitig Baumeister und Architekt gewesen sein. Mythologische Darstellungen begegnen sich nur allzu oft in einem Hinneigen zum Lasciven. Goujon hat seine Nymphen und Tritonen geschaffen ohne einen lasciven Gedanken zu verrathen; um so reiner erscheint der Triumph des Genies und seine Kunst. Unter den Sculpturen des Hotels Carnavalet zeichnen sich namentlich die Figuren des Winters und des Sommers aus. Die Bildhauerarbeiten von Ecouen werden von Sachverständigen dem Jean Bullant zugeschrieben; sie stehen in der That auch den übrigen Arbeiten Goujon's nach. Zuletzt sind noch die Arbeiten Goujon's im Louvre aufzuführen, unter welchen die werthvollste das fünfte Basrelief der Oeils de Boeuf ist, Friede und Glück darstellend. Hier soll, während einige Stimmen ihn im Hotel des Grafen Poitou sterben lassen, nach dem Volksglauben der berühmte Künstler am Bartholomäustage ermordet worden sein.

13.

Notizen.

Chinesisches Edict gegen das Christenthum.

„Wan, Präfect des untern Bezirks Hing-Chau, auf seinem jetzigen Posten von einen andern des nämlichen Rangs versetzt und zehn mal (in öffentlichen Belobungen) genannt, erläßt in ernster Sprache diesen Aufruf, damit die Herzen der Menschen auf den rechten Weg geleitet werden und die Gesetze die ihnen gebührende Achtung finden. Wisset, es gibt in der westlichen Welt eine Lehre vom Herrn des Himmels, deren Urheber Jesus ist.“ Mit diesen Worten beginnt eine neulich erlassene chinesische Proclamation, die von dem Uebertritte zum Christenthume abmahnt und diesen mit den härtesten Strafen bedroht. Ueberraschend ist die genaue Kenntniß der Chinesen von der Entstehung des Christenthums und den christlichen Dogmen die hier zutagekommt. Einen Angriff von dieser Seite hatte sich das Christenthum gewiß nicht erwartet. In der That werden hier Fragen berührt, deren befriedigende Lösung den specifischen Vertretern des Christenthums bisher noch nicht gelungen ist. „Die christliche Moral“, sagt Wan, „rühmt von sich daß sie zur Tugend aufmuntere und das Laster unterdrücke; aber Das haben auch unsere Schriftgelehrten immer von sich ausgesagt. Das Dogma welches lehrt daß die an den Herrn Glaubenden glücklich sein und nach dem Tod ihre Seelen in den Himmel steigen werden, während die Seelen der Ungläubigen nach ihrem Tod zu ewigem Gefängniß in der Hölle verdammt sein sollen, dieses Dogma sagt genau Dasselbe wie das Wort von Wu-san-sz: »Diejenigen, so mir gut sind, sind gut; die mir böse sind, sind böse.« Angenommen nun, die an den Herrn Gläubigen wären Diebe oder sonst lasterhafte Menschen, so müßten sie doch alle glückselig werden, hingegen Diejenigen, die nicht an den Herrn glaubten, aber sonst gerechte und verdienstvolle Menschen wären, müßten nach ihrem Tode alle zum Elend verdammt sein! Wol noch niemals ist die richtige Ordnung: Belohnung für die Tugend und Strafe für das Laster, so verkehrt und verwirrt worden. Ist eine solche Religion nicht verderblich für die Begriffe von gut und recht, wie sie uns der Himmel lehrt?“ Charakteristisch und für uns Deutsche besonders piquant ist noch folgende Stelle: „Unter allen Nationen jenseit des Meeres glaubt keine so sehr an diesen Herrn des Himmels wie die deutsche (?), und dennoch sind die Bewohner Deutschlands zerstreut, ihre Macht ist in Stücke zerschlagen und ihr Gebiet ist mehr als einmal zertheilt worden. Warum denn, wenn sie an den Herrn des Himmels glauben, ist ihnen kein Glück beschieden? Hingegen unter allen Denen die nicht an den Himmelsherrn glauben läßt sich kein Volk mit den Japanesen vergleichen. Auf einem Quai in ihren Hafen ist ein Kreuzesbild eingegraben und jeder Kaufmann der dort landet und nicht auf das Kreuzesbild tritt wird zum warnenden Beispiel für Andere sogleich enthauptet. Ueberdies ist vor dem Thor ein Bildniß Jesu in den Boden eingesenkt, sodaß es täglich schmachvoll mit Füßen getreten werden kann. Und doch hat dieses Königreich 2000 Jahre gedauert; warum hat es der Himmelsherr nicht mit Unheil geschlagen?“ Das sind freilich indiscrete Fragen! Auf die erste werden unsere Frommen allerdings schnell mit der Antwort bereit sein, daß man gerade bei uns in Deutschland nicht genug glaube und daß dieser Unglaube die meiste Schuld trage an den traurigen Zuständen der Gegenwart.

Auerbach über Lenau.

„Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung von Berthold Auerbach“, so heißt ein Aufsatz im ersten Hefte des von R. Prutz und W. Wolfsohn herausgegebenen „Deutschen Museum“, auf den wir die zahlreichen Verehrer des unglücklichen, vor kurzem endlich durch den Tod von der Nacht des Wahnsinns erlösten Dichters aufmerksammachen. Besonders interessant sind die Mittheilungen über den wahrscheinlich unvollendet gebliebenen „Don Juan“ und dann über die kurz vor seiner Krankheit erfolgte Verlobung Lenau's. Das Eigenthümliche der Lenau'schen Lyrik, besonders in späterer Zeit, charakterisirt Auerbach höchst treffend in folgenden Worten:

„Lenau war der Dichter der reinen Skepsis. Das Ringen nach absoluter Wahrheit und nach der subjectiven, die aus dem innersten Kern des eigenen Wesens geboren nichts Ueberkommendes an sich hat, ist nirgend dichterisch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer »ewigen Jugend des Dichters« spricht, so besteht diese wesentlich auch darin daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltloser hingegeben ist. Dies beeinträchtigt einen festen Halt in tausend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in sich und aus sich täglich neu schafft wird die Strömungen der Atmosphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der sogenannte Weltschmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimasse so Vieler, denen es nur darum zu thun war recht interessant zu erscheinen, ihren persönlichen Katzenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsscheu zu einem großen allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseins: daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkele Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinaussteckt, so

Digitized by Google

kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte das aus ihm kommt dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gesetzte Nothwendigkeit, genügen kann, wird es immer wieder wagen erobernd vorzudringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen." 14.

Bibliographie.

Bellemare, F. v., Der Waldgänger. Roman aus Amerika's Urwäldern. Deutsch von W. L. Wesché. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Hannover, Rümpler. 16. 2 Thlr.

Cortes, D., und F. J. Buß, Zur katholischen Politik der Gegenwart. Paderborn, Schöningh. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Demme, W. L., Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus den 90 Heften meiner Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Ein Volksbuch in vier Bänden. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Deutschlands Dichter der Liebe. Eine Auswahl der vorzüglichsten Lieder der Liebe aus den Dichtern des 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von W. J. Diethe. Dresden, Türk. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eichendorff, J. Frhr. v., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Simion. 16. 2 Thlr.

Erdenglück. Von der Verfasserin der „Ernsten Stunden" und der Gedichtsammlung „Den Frauen". Zwei Theile. Berlin, H. Schultze. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eyth, E., Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Belser. 8. 1 Thlr.

Fichte, I. H., System der Ethik. 1ster kritischer Theil. — A. u. d. T.: Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Flashar, E., Das Prinzip der Schule, ein Versuch, die Frage über das Verhältniß der Schule zum Staate und zur Kirche wissenschaftlich zu beantworten. Potsdam, Riegel. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Griechische Gedichte. Auswahl der besten deutschen Uebersetzungen. Mit einem Stahlstich. Heidelberg, Hofmeister. 1850. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Genthe, F. W., Erinnerungen an Heinrich Zschokke. Ein Supplement zu Zschokke's Schriften. Eisleben, Reichardt. 1850. Gr. 16. 24 Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 17ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte Karl's des Großen von J. F. Schröder. Mit dem Portrait Karl's. Leipzig, Lorck. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Heiberg, J. L., Die Neuvermählten. Romanzen-Cyclus. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1850. 16. 15 Ngr.

Liebetrut, F., Die Sonntagsfeier, das Wochenfest des Volkes Gottes im Neuen Bunde. Zweite gekrönte Preisschrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Lucius, H., Adelheid. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Leipzig, H. Fritzsche. 1850. 8. 1 Thlr.

Merleker, W., Der Ehrgeiz und seine verderbliche Frucht, oder: Leben, Verbrechen und Hinrichtung des Gutsbesitzers Frz. Kammer. Herausgegeben als ein warnendes Beispiel vor ähnlicher Verirrung. Insterburg, Wilhelmi. 1850. Gr. 12. 5 Ngr.

Merz, Elisabeth, oder drei Tage aus dem Leben einer Näherin. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Ngr.

Pöttgen, J. W., Schleswig-Holstein-Klänge. National-Lieder für Deutschlands Volk und Heer. Duisburg, Bagel. 1850. 32. 3 Ngr.

Rahr, E., Wahrheit und Recht. Eine Sammlung Zeitgedichte. Duisburg, Bagel. 1850. 16. 5 Ngr.

Schlottmann, K., Das Buch Hiob. Verdeutscht und erläutert. 1ste Abtheilung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Feldzug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seines schwarzen Corps im Jahre 1809. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schöppner, A., Bavaria. Zwölf Bilder ihrer Geschichte. Mit der Bavaria und Ruhmeshalle Ansicht und Beschreibung. München, Rieger. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Sörensen, T., Untersuchungen über Inhalt und Alter des alttestamentlichen Pentateuch. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Historisch-kritischer Commentar zur Genesis. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sternberg, K., Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgeschichte. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Urthel, des Schiedsgerichtes zur Entscheidung über die Rechtsbeständigkeit des unter dem 11. Octbr. 1849 für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin publicirten Staatsgrundgesetzes nebst den Entscheidungsgründen. Schwerin. 1850. Gr. 4. 15 Ngr.

Vom Rhein zum Montblanc. 1ster Theil. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1850. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Enthüllungen im Kampfe mit der protestantischen und katholischen Orthodoxie. Controverspredigt gegen Hrn. Rep. Truelle, seine letzte Schrift und Seines Gleichen. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 7½ Ngr.

Fournier, A., Die Hörer des Worts müssen Thäter des Worts werden. Predigt, bei der 36sten Stiftungsfeier der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft, gehalten am 9. Oct. 1850 zu Berlin. Berlin, Wohlgemuth. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Fritsche, F. G., Die Ermahnung der Reformation, den Glauben an Jesum Christum festzuhalten. Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Altenburg gehalten. Altenburg, Jacob. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gützlaff, C., Die Mission in China. Abschiedsworte, gesprochen bei der Jahresfeier der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft am 9. Oct. 1850. Berlin, Wohlgemuth. 1850. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Ueber die Handelsverhältnisse im östlichen Asien. Vortrag gehalten zu Berlin am 9. Oct. 1850. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Haccius, H. F., Kann der Pantheismus eine Reformation der Kirche bilden? Auf Veranlassung der Predigten: „Zum Wesen des Christenthums" vom Prediger W. Nagel, im Zusammenhange des heutigen Pantheismus erörtert. Allen Denkenden gewidmet, die in der Religion noch Kraft und Hoffnung suchen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Was hat die Schweiz von einem Angriffe der heiligen Allianz zu fürchten. 2te Auflage. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schule als Staatsanstalt. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Hansen, W., Thesen, Bitten, Fragen aus der Gegenwart. Oder: Gegen Diplomaten helfen nur Thaten. Gegen Demokraten hilft noch etwas Anderes als Soldaten. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 8. —— 9. Januar 1851.

Zur populairen Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Zug der Geister, in Allem und vornehmlich in dem Edelsten was er besitzt sich möglichst weithin mitzutheilen, spricht sich gegenwärtig im Grunde auf allen Gebieten der Wissenschaften, vorzugsweise aber auf dem der Theologie in umfänglicher und theilweise auch gediegener Weise nach allen Seiten hin aus. Längst ist es auch für den oberflächlich Beobachtenden widerlegt daß gewisse Gedanken nur das Gemeingut einer gewissen Geistesaristokratie sein können. Das Wort des Tertullian: daß Knaben zu seiner Zeit wußten und empfanden was sonst nur platonische Geister zu fassen, vielleicht sogar kaum zu ahnen vermochten, hat sich seinem Thatinhalte nach mit jedem neuen Stadium der Culturentwickelung in verhältnißmäßiger Weise bestätigt, und Gedanken die eine zeitlang nur die wissenschaftlich Gebildeten bewegten, und als erfrischende Lebenskräfte zu fortbildender Arbeit trieben, sind von jeher in der nächsten oder übernächsten Generation mehr oder weniger Gemeingut des öffentlichen Bewußtseins geworden, wenn sie nur die Feuerprobe der geschichtlichen Entwickelung selbst ertrugen, und Männer der Bildung sich fanden welche für vertraut gewordene Gedanken auch einfachere Formen der Mittheilung darzubieten vermochten. Allein eben deshalb weil die Mittheilung wissenschaftlicher Resultate an weitere Kreise erst dann eine innere Berechtigung, Lebenskraft und Lebensdauer besitzt, wenn eine gewisse Reife derselben im Bewußtsein der wissenschaftlich Gebildeten selber eingetreten ist, darf das gediegene und wiederholt hervortretende Streben, solche Mittheilungen aus dem Heiligthume der Wissenschaft an das allgemeinere Bewußtsein zu machen, fast immer als ein Zeichen betrachtet werden daß eine gewisse Reife der Anschauung in den wissenschaftlichen Kreisen erzielt, und die gewichtige Zeit einer praktischen Verwerthung derselben eingetreten ist.

Darf man hiernach urtheilen — und ohne Zweifel ist das Recht hierzu vorhanden —, so ist die neuere Richtung der Theologie, wie sie durch die Philosophie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und auf dem theologischen Gebiete besonders durch den unsterblichen Schleiermacher angebahnt ist, in der That in jenes Stadium einer höhern praktischen Reife getreten. Zwar dauern dem äußern Anscheine nach die Kämpfe der Theologen untereinander, ebenso wie diese der Nichttheologen bezüglich religiöser Fragen in ungeschwächter Kraft noch fort: allein abgesehen davon daß sie in einem gewissen Grade eine nothwendige Eigenschaft jeder wahrhaft lebendigen Entwickelung der religiösen Ueberzeugung ausmachen, ist die Heftigkeit ihres Auftretens doch eben nur eine scheinbare, und die wenigstens im allgemeinen Bewußtsein oder doch zur sichern Begründung desselben vollzogene Entscheidung näher als Viele es glauben und zugestehen mögen.

Es darf mit zuversichtlicher Entschiedenheit ausgesprochen werden daß zunächst die Orthodoxie in dem kargen Sinne des Worts wissenschaftlich und innerlich überwunden ist, so laut und scheinbar gefährlich sie auch in einigen Kreisen sich wieder geltendzumachen versucht. Sie hatte, abgesehen von ihrer unzweifelhaft berechtigten Vergangenheit, ihr heiliges Recht in der Nothwendigkeit eines Gegengewichts gegen den seichten Flachrationalismus der Kant'schen Schule im Anfange dieses Jahrhunderts. Wir haben alle Veranlassung ihr für die Mitarbeit zu danken mit der sie jene Ausgeburt flacher Aufklärerei und kalten Gesetzestreibens niederwältigte: aber an dem Wirklichkeits- und Scheinleben derselben hat sie nicht mehr die Möglichkeit ihrer eigenen Geburt gefunden als sie an dem Ersterben dieses Gegensatzes ihren Tod finden muß. Es lassen sich nun einmal kraft göttlicher Nothwendigkeit drei Jahrhunderte rühriger Geistesarbeit nicht ungeschichtlich machen, wir müssen bewußt oder unbewußt in andern Formen der religiösen Anschauung empfinden und denken als drei Jahrhunderte vor uns, trotz der Größe des Reformationszeitalters, und trotz der Macht des Heiligen Geistes die damals über die Kirche ausgegossen war. Der Beweis hierfür ist für Jeden der einen lebendigen Begriff hat von dem allgemeinen Charakter einer geschichtlichen Entwickelung, und neben der theologischen auch die sonstige Zuständlichkeit unserer wissenschaftlichen Zeitrechnung ins Auge

faßt ein wesentlich überflüssiger, jedenfalls im Einzelnen hier nicht ausführbar.

Dasselbe Urtheil trifft aber mit derselben Entschiedenheit die negative Tendenz der sogenannten junghegelschen Theologie, welche ein gutes Theil Schuld hat daß jene reactionnaire Richtung der Theologie wenigstens scheinbar und auf Zeit erstarken konnte und mußte. Sie konnte ausdrücklich den Edelsinn anerkennen, wie es Strauß z. B. thut in seinen Streitschriften, den Edelsinn mit welchem ein Goethe, Schleiermacher, Hegel und verwandte Geister von der bloßen oder doch vorwiegenden Sucht des Zerstörens angewidert wurden; sie konnten selbst von einem Sallet es sich in das Gesicht werfen lassen: „Erbau'n ist Gotteswerk, nicht Niederreißen"; sie konnten es schon von einem Lichtenberg es sich sagen lassen daß es nichts „Einfältigeres" gibt als einen alten guten Glauben gleichsam zur Freude zu unterwühlen, ohne etwas Besseres für das Genommene darzubieten. Und dennoch ließen und lassen diese Männer der Zerstörung des alten religiösen Glaubens sich von dem Schmeichelscheine der „Entschiedenheit" täuschen: sie merken es nicht wie sie von dem innersten Principe ihrer eigenen Philosophie Abtrünnige werden, und mitten des Rühmens einer „neuen Weltanschauung und entschiedenen Durchführung des Princips" der Hohlheit und Oberflächlichkeit in steigendem Grade ausgeliefert werden. Die theilweise Sittenlosigkeit, Gesetzesverachtung und praktische Taktlosigkeit, vor allem aber die durchgehende Unfähigkeit der Männer dieser Richtung Geschichte zu begreifen und zu bedingen, welche in den letzten Jahren gewaltiger Erregung zum großen Verderben des deutschen Volks sich an das Tageslicht gedrängt hat, ist sonder Zweifel nicht ohne Einfluß geblieben das Volk über die Befähigung, den Ernst und die Reife dieser Männer des religiösen und politischen Umsturzes aufzuklären. Das Schiefe, Halbwahre und daher Verderbliche dieser vorwiegend auf Zerstörung ausgehenden Richtung soll indeß gleichwol nicht hindern die Nothwendigkeit auch solcher Elemente anzuerkennen, wo es sich um die gebührende Fortbewegung der allgemeinen Anschauung handelt, und ein Gegengewicht nothwendig wird gegen die Trägheit und theilweise Unsittlichkeit bequemer, unverständiger Stabilität. Es bedarf unsere Theologie durchaus im Ganzen und Großen einer Neugeburt. Frei von der Sucht innerlich Veraltetes und Unhaltbares doch nur zum Verderben der Kirche und der Gesellschaft überhaupt zu erhalten: ebenso frei von der Frivolität, die sich groß darin dünkt was früher heilig war „kraft Rechts der Aufklärung" verständnißlos mit Füßen zu treten, gilt es, mit Hochachtung vor dem Lebendigen und Ewigen, was eine frühere Zeit auch auf dem Gebiete der Religion aufgebaut hat um- und weiterzubauen, mag es dabei nöthig werden vielfach abzutragen was in Anlage und Ausführung als überhaupt verfehlt oder nicht weiter haltbar betrachtet werden muß. Allerdings behauptet einer der Mitrepräsentanten der neuern destructiven Philosophie, Ludwig Feuerbach (Werke, II, 400):

Die Menschheit muß, wenn sie eine neue Epoche begründen will, rücksichtslos mit der Vergangenheit brechen; sie muß voraussetzen das bisher Gewesene sei Nichts. Alle Anknüpfungen an das Vorhandene würden den Flug ihrer Thatkraft lähmen. Sie muß daher von Zeit zu Zeit das Kind mit dem Bade ausschütten: sie muß ungerecht, parteiisch sein. Gerechtigkeit ist ein Act der Kritik; aber die Kritik folgt nur der That, kommt aber nicht selbst zur That.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander von Humboldt's „Kosmos".

In der allmäligen Entfaltung dieses großen literarischen Zeitereignisses ist in diesen Tagen ein neuer kräftiger Schritt vorwärts gethan. Des dritten Bandes erste Abtheilung hat soeben die Presse verlassen. Das wird in unserm so schwer geprüften Deutschland gar manchem bekümmerten Gemüthe eine unerwartete aufrichtende hohe Freude sein. Das Land welches ein Humboldt mit erhebender Begeisterung sein Vaterland nennt ist wahrlich so unglücklich noch nicht wie die meisten Blätter der wirren Tagesgeschichte uns unaufhörlich glauben machen wollen. Wer je daran zweifeln konnte daß unser Deutschland ein vollgültiges ehrenwerthes Recht habe in der Reihe historischer Nationen mit Ruhm gekrönt an die obere Spitze gestellt zu werden, Der schlage den „Kosmos" auf, diesen Spiegel der geistigen Völkergeschichte aller civilisirten Nationen. Er wird hier finden was seine Zweifel heben, was seinen Kleinmuth heilen kann. Man verlange von der Geschichte unsers Vaterlandes nur nicht was für den Augenblick ihrem innern Charakter gar nicht entspricht. Man unterlasse das unnatürliche Eingreifen und Machen wo es einzig und allein auf eine selbständige freie Entwickelung der nationalen Volksnatur ankommt. Das sind Ermahnungen, Rathschläge und Winke welche der „Kosmos" dem denkenden Leser in der Studirstube und in den Regierungscabineten gerade dadurch zu Gemüthe führt daß er die wahre, ewigdauernde Größe des Volks von allen eitlen Schwächen freizumachen weiß, daß er von der Culturgeschichte der ganzen Menschheit und der einzelnen Nationen immer nur Das ins Auge faßt was groß und herrlich ist für die Ewigkeit.

Man bewundert in der vorliegenden Fortsetzung wieder ebenso wie in den beiden vorausgegangenen Bänden des „Kosmos" die poetische Anmuth mit wissenschaftlicher Gediegenheit und Meisterschaft, mit bescheidenem Ernste und friedlicher Stille gepaart; man bewundert dieselbe edle Form in der Darstellung, dieselbe Tiefe und Fülle des Inhalts; man bewundert dieselbe fesselnde Gewalt, Klarheit und Schärfe des Denkens über das Ganze und über das Einzelne der Schöpfung. Ueberall fühlt man die Nähe und den Einfluß desselben großen Geistes wie er sich in den „Ansichten der Natur", in den Werken über die Weltreisen nach dem tropischen Amerika und Centralasien schon seit einem halben Jahrhunderte zu erkennengegeben hat.

Der erste Band des „Kosmos" besteht — außer einer allgemein einleitenden Betrachtung über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und über die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze — aus einem übersichtlichen Naturgemälde aller kosmischen Erscheinungen, und dieses Naturgemälde ist 1) aus einem uranologischen Theile und 2) aus einem tellurischen Theile des „Kosmos" zusammengesetzt. Der zweite Band behandelt das geistige Einwirken und Zurückstrahlen der Gesammtnatur; er zerfällt auch in zwei Haupttheile, wovon der erste die „Anregungsmittel zum Naturstudium", der andere die „Geschichte der physischen Weltanschauung" insichfaßt. Der dritte Band soll nun die „Speciellen Ergebnisse der Beobachtung in dem Gebiete kosmischer Erscheinungen" vorführen; auch er wird, wie die beiden andern Bände, in zwei Haupttheilen auftreten: in einem uranologischen und einem tellurischen Theile

der „Physischen Weltbeschreibung“. Das einstweilen erschienene Quantum vom dritten Bande bringt die erste Abtheilung noch nicht ganz*), sondern blos die „Astrognosie oder den Fixsternhimmel“, es fehlt also hier noch unser Sonnen- und Planetensystem. Daher möchte es wol wahrscheinlich sein daß das noch zu Erwartende etwas umfangreicher ausfiele als das Vorliegende, welches allerdings schon bis Seite 310 hinaufzählt. Indeß ist in dieser wie in jeder andern unsern Humboldt betreffenden Vorausbestimmung Täuschung möglich; es fehlt uns nicht an Beispielen, welche aber jedesmal ebenso stark erfreuten als sie unerwartet kamen.

In der Einleitung zum dritten Bande blickt der Verfasser noch einmal auf den ganzen Plan des „Kosmos“ zurück, macht darauf aufmerksam wie die beiden schon erschienenen Bände den beiden Hauptgesichtspunkten entsprechen sollten von denen er den Ueberblick über das gesammte Naturgebäude versucht habe. Der eine hiervon sei auf die Außenwelt, auf die reine Objectivität äußerer Erscheinungen gerichtet und bilde die Grundlage zu einem allgemeinen Naturgemälde. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sterne in den fernsten Theilen des Weltenraums, wo sie eben sichtbar zwischen Nebelflecken aufglimmen, und führt allmälig näher und näher bis zu unserm Planetensystem, zu unserer Erde; hier verweilt er mit besonderer Vorliebe, läßt die kosmische Natur in den organischen und anorganischen Gebilden der irdischen Natur erschauen und schließt mit den kleinsten von der Luft getragenen, dem unbewaffneten Auge verborgenen Organismen. Der andere Gesichtspunkt habe seinen Sitz im Innern des denkenden Menschen, in dem Reflex eines durch die Sinne empfangenen Bildes auf den Ideenkreis und das Gefühl des Menschen. Dabei bemerkt denn der Verfasser daß es in der Natur der Sache liege, warum man auf dieser zweiten Stufe seines „Kosmos“ mehr erwartet habe wie er hätte geben wollen. „Ich habe mich in diesem Theile“, sagt er, „vorzugsweise begnügt bei den Gegenständen zu verweilen welche den in mir langgenährten Studien näher liegen: bei den Aeußerungen des mehr oder minder lebhaften Naturgefühls im classischen Alterthume und in der neuern Zeit; bei den Fragmenten dichterischer Naturbeschreibung, auf deren Färbung die Individualität des Volkscharakters und die religiöse, monotheistische Ansicht des Geschaffenen einen so wesentlichen Einfluß ausgeübt haben; bei dem anmuthigen Zauber der Landschaftsmalerei, bei der Geschichte der physischen Weltanschauung, Das ist bei der Geschichte der im Laufe von zwei Jahrtausenden stufenweise entwickelten Erkenntniß des Weltganzen, der Einheit in den Erscheinungen. Bei einem so vielumfassenden, seinem Zwecke nach zugleich wissenschaftlichen und die Natur lebendig darstellenden Werke darf ein erster, unvollkommener Versuch der Ausführung nur darauf Anspruch machen daß er mehr durch Das wirke was er anregt als durch Das was er zu geben vermag.“ Dann lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit speciell dem dritten und letzten Bande des „Kosmos“ zu. Diesem sei es vorbehalten manches noch Fehlende zu ergänzen, zugleich aber auch die Ergebnisse der Beobachtung darzulegen auf welche der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen vorzugsweise gegründet ist. Auch hier macht der Verfasser die von allen seinen Anhängern und Beurtheilern beherzigenswerthe Bemerkung daß das Grundprincip seines schon vor zwanzig Jahren durch Vorträge in Paris und Berlin vorarbeiteten „Kosmos“ hauptsächlich in dem Streben enthalten sei die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen; zu zeigen wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen die ihnen gemeinsamen Bedingnisse, d. i. das Walten großer Gesetze, erkannt worden sind; wie man von den Gesetzen zu der Erforschung ihres ursprünglichen Zusammenhanges aufsteigt. „Ein solcher Drang nach dem Verstehen des Weltplans, d. h. der Naturordnung, beginnt mit Verallgemeinerung des Besondern, mit Erkenntniß der Bedingungen unter denen die physischen Veränderungen sich gleichsam wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung Dessen was die Empirie uns darbietet, nicht aber zu einer Weltansicht durch Speculation und alleinige Gedankenentwickelung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung.“ Referent ist gerade über diesen Ausspruch des Verfassers sehr erfreut, denn er ist ganz dazu geeignet die raisonnirenden Systemspeculanten auf immer abzuweisen. Der Verfasser will kein naturphilosophisches Gebäude aufbauen, sondern blos zeigen welchen Weg man schon seit Jahrtausenden eingeschlagen habe alle unsere sinnlichen Anschauungen zur Einheit des Naturbegriffs zu concentriren, welche Bestrebungen das Ziel verfehlt und welche demselben nähergeführt haben. „Die befriedigendste Deutlichkeit und Evidenz herrschen da wo es möglich wird das Gesetzliche auf mathematisch bestimmbare Erklärungsgründe zurückzuführen. Die physische Weltbeschreibung ist nur in einzelnen Theilen eine Welterklärung. Beide Ausdrücke sind noch nicht als identisch zu betrachten.“

Nach dieser in einigen wesentlichen Zügen angedeuteten inhaltsreichen Einleitung und nach einer allgemeinen Begründung der Eintheilung des dritten Bandes zerfällt derselbe in sechs Abschnitte der vorliegenden Abtheilung. Der erste lenkt die Aufmerksamkeit auf den ganzen Weltenraum und auf die Vermuthung über Das was denselben zwischen den Gestirnen zu erfüllen scheint. Der zweite bespricht den Umfang des natürlichen und teleskopischen Sehens, das Funkeln der Gestirne, die Geschwindigkeit des Lichts und die Ergebnisse der Photometrie. Der dritte handelt von der Zahl, Vertheilung und Farbe der Fixsterne, von den Sternenhaufen und der Milchstraße. Der vierte berichtet über die neu erschienenen und verschwundenen Sterne, über veränderliche Sterne in gemessenen, wiederkehrenden Perioden, über Intensitätsveränderungen des Lichts in Gestirnen bei denen die Periodicität noch unerforscht ist. Der fünfte gibt Aufschlüsse über die eigene Bewegung der Fixsterne, über die problematische Existenz dunkler Weltkörper, über die Parallaxe und gemessene Entfernung einiger Fixsterne, über die zweifelhafte Annahme eines Centralkörpers für den ganzen Fixsternhimmel. Der sechste führt in das Gebiet der vielfachen und Doppelsterne, deutet auf die große Anzahl derselben und auf ihren gegenseitigen Abstand, auf die Umlaufszeit von zwei Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Jedem Abschnitte sind nach der schon bekannten Weise des Verfassers noch Anmerkungen beigefügt, welche zum Theil auf die wissenschaftlichen Quellen deuten, zum Theil beweisen oder weiter ausführen was im Text oft nur kurz erwähnt werden konnte. Dann sind mehre größtentheils noch ungedruckte Beiträge und Tabellen von Arago, John Herschel, Argelander, Encke, Galle u. A. miteingeschaltet, wodurch dem Werke die anziehende Frische der allerneusten Höhe der sichern Wissenschaftlichkeit verliehen worden ist. Das sind sehr wichtige Zugaben zum großen Ganzen.

Wir wollen nun einige allgemein ansprechende Mittheilungen aus diesen Abschnitten machen, um Gelegenheit zu geben mit dem Inhalte des Buches selbst genauer bekannt zu werden.

Im zweiten Abschnitt, wo der Verfasser den Umfang des natürlichen und teleskopischen Sehens zum Gegenstand seiner Betrachtung nimmt, theilt derselbe aus dem Bereich seiner eigenen Erlebnisse ein höchst interessantes Beispiel mit. „Einen lebhaften Eindruck machte es mir einst“, sagt der Verfasser, „als auf einem reizenden Landsitze des Marques de Selvalegre, zu Chillo (unfern Quito), wo man den langgestreckten Rücken des Vulkans Pichincha in einer trigonometrisch gemessenen horizontalen Entfernung von 85,000 pariser Fuß vor sich ausgestreckt sieht, die Indianer welche neben mir standen meinen Reisebegleiter Bonpland, der eben allein in einer Expedition nach dem Vul-

*) Dritten Bandes erste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Digitized by Google

kan begriffen war, als einen weißen sich vor schwarzen basaltischen Felswänden fortbewegenden Punkt früher erkannten als wir ihn in den aufgestellten Fernröhren auffanden. Auch mir und dem unglücklichen Sohne des Marques, Carlos Montufor (später im Bürgerkriege hingeopfert), wurde bald das weiße sich bewegende Bild bei unbewaffneten Augen sichtbar. Bonpland war in einen weißen baumwollenen Mantel gehüllt. Weiße Objecte auf schwarzem Grunde werden nach Hueck's wiederholten Versuchen weiter gesehen als schwarze Objecte auf weißem Grunde. Der Lichtstrahl kam bei heiterm Wetter durch dünne Luftschichten von 14,412 Fuß Höhe über der Meeresfläche zu unserer Station in Chillo, das selbst noch 8046 Fuß hoch liegt. Die ansteigende Entfernung war 85,596 Fuß oder $3\frac{7}{10}$ geographische Meilen."

Daß man aus tiefen Schächten der Bergwerke und auf sehr hohen Gebirgen am hellen Tage Sterne am Himmel sehen kann, ist eine schon im hohen Alterthume entstandene und bis auf die neueste Zeit weiter erzählte Sage, zu deren Bewahrheitung sich unser Verfasser viel aber immer vergeblich bemüht hat. „Ich habe", sagt er, „in Folge meines Berufs als praktischer Bergmann mehre Jahre lang einen großen Theil des Tages in den Gruben zugebracht und durch tiefe Schächte das Himmelsgewölbe im Zenith betrachtet, aber nie einen Stern gesehen; auch in mexicanischen, peruanischen und sibirischen Bergwerken nie ein Individuum aufgefunden das vom Sternsehen bei Tage hätte reden hören: obgleich unter so verschiedenen Breitengraden, unter denen ich in beiden Hemisphären unter der Erde war, sich doch Zenithsterne genug hätten vortheilhaft dem Auge darbieten können. Bei diesen ganz negativen Erfahrungen ist mir um so auffallender das sehr glaubwürdige Zeugniß eines berühmten Optikers gewesen der in früher Jugend Sterne bei hellem Tage durch einen Rauchfang erblickte. Erscheinungen deren Sichtbarkeit von dem zufälligen Zusammentreffen begünstigter Umstände abhängt müssen nicht darum geleugnet werden weil sie so selten sind. Dieser Grundsatz findet, glaube ich, seine Anwendung auch auf das von dem immer so gründlichen Saussure behauptete Sehen der Sterne mit bloßem Auge bei hellem Tage am Abfall des Montblanc, auf der Höhe von 11,970 Fuß. «Quelques-uns des guides m'ont assuré», sagt der berühmte Alpenforscher, «avoir vu des étoiles en plein jour; pour *moi*, je n'y songeais pas, en sorte que je n'ai point été le témoin de ce phénomène; *mais l'assertion uniforme des guides ne me laisse aucun doute sur la réalité*. Il faut d'ailleurs être entièrement à l'ombre, et avoir même au-dessus de la tête une masse d'ombre d'une épaisseur considérable, sans quoi l'air trop fortement éclairé fait évanouir la faible clarté des étoiles.» Die Bedingungen sind also fast ganz dieselben welche die Cisternen der Alten und der obenerwähnte Rauchfang dargeboten haben. Ich finde diese merkwürdige Behauptung (vom Morgen des 2. Aug. 1787) in keiner andern Reise durch die Schweizergebirge wiederholt" ....

Die bewundernswürdige Belesenheit und Allseitigkeit der naturwissenschaftlichen Bildung unsers ehrwürdigen Verfassers ist bekannt genug als daß man dieselbe bei irgend einer seiner Leistungen in Zweifel ziehen könnte. Natürlich fehlt dieselbe auch in dem vorliegenden Buche über die Sagen, Meinungen und Forschungen welche sich auf das Firmament des nächtlichen Himmels beziehen sicherlich nicht, besonders da nicht wo es gilt Aberglauben aus seinem lichtscheuen Versteck herauszuholen und in seiner traurigen Erbärmlichkeit zu zeigen. Er benimmt sich dabei aber immer als ein edler großer Mann voll wahrhafter Menschenliebe. Wir wollen Einiges davon mittheilen. „Durch die Kirchenväter, welche spielend sieben bis zehn, wie Zwiebelhäute übereinander gelagerte, gläserne Himmelsschichten annahmen, ist die Ansicht des krystallenen Gewölbes in das Mittelalter übergegangen, ja sie hat sich selbst in einigen Klöstern des südlichen Europas erhalten, wo zu meinem Erstaunen ein ehrwürdiger Kirchenfürst mir nach dem soviel Aufsehen erregenden Aerolithenfall bei Aigle die Meinung äußerte: was wir mit einer vitrificirten Rinde bedeckte Meteorsteine nennten wären nicht Theile des gefallenen Steins selbst, sondern ein Stück des durch den Stein zerschlagenen krystallenen Himmels. Kepler, zuerst durch die Betrachtung über die alle Planetenbahnen durchschneidenden Kometen veranlaßt, hat sich schon drittehalb Jahrhunderte früher gerühmt die 77 homocentrischen Sphären des berühmten Girolamo Fracastoro, wie alle ältern rückwirkenden Epicykeln zerstört zu haben. Wie so große Geister als Eudoxus, Menächmus, Aristoteles und Apollonius von Pergä sich die Möglichkeit des Mechanismus und der Bewegung starrer, ineinandergreifender, die Planeten führender Sphären gedacht haben; ob sie diese Systeme von Ringen nur als ideale Anschauungen, als Fictionen der Gedankenwelt betrachteten, nach denen schwierige Probleme des Planetenlaufs erklärt und annähernd berechnet werden konnten, sind Fragen welche ich schon an einem andern Orte berührt habe und welche für die Geschichte der Astronomie, wenn sie Entwickelungsperioden zu unterscheiden strebt, nicht ohne Wichtigkeit sind."

So scheint also auch der dritte und letzte Band des „Kosmos" aus demselben edlen Guß einer das All umfassenden Fülle des Gemüths und tiefer Gelehrsamkeit geformt zu werden wie seine beiden Vorgänger. Er setzt oft sehr viel, besonders astronomisches Wissen voraus, tritt aber auch ebenso oft mit anziehender Liebenswürdigkeit in den weiten Kreis der allgemein durchgebildeten Denker, und weiß dort ebenso befriedigend zu belehren wie hier zu begeistern und zu entzücken. Ihm werden populairere Nachahmungen, aufklärende Briefe und Commentare auch nicht fehlen. Das ist ebenso gewiß wie sehr erwünscht. Anregung zum Denken über die Natur ist ja der Hauptzweck des ganzen „Kosmos". Wenn doch alles Denken der Menschen auf eine so naturgetreue kosmische Bahn gebracht werden könnte!

H. Birnbaum.

Notiz.

Burke über den Verfall königlicher und adeliger Familien.

Burke sagt in seinen „Anecdotes of the peerage": „Es kam uns oft in den Sinn daß man einen sehr interessanten Aufsatz über Erhebung und Fall der englischen Familien schreiben könnte. Richtig bemerkt Dr. Borlase: «daß die dauerndsten Häuser nun mehr oder weniger ihre Jahreszeiten einer gewissen Constitutionskraft hätten, ihren Frühling und Sommer voll Sonnenschein, ihre Schwäche und Abnahme, ihr Absterben.» Nehmt z. B. die Plantagenet, die Stafford und die Neville, die drei berühmtesten Namen auf der britischen Adelsliste. Welcher Stamm Europas übertraf in königlicher Lage und persönlicher Vollkommenheit unsere Heinrich und Eduard? Und doch finden wir den Urenkel von Margaret Plantagenet, Tochter und Erbin des George, Herzogs von Clarence, das Schuhflickerhandwerk treibend in der kleinen Stadt Newport in Shropshire um das Jahr 1637. Wenn wir nebenbei die Geschicke vieler Erben königlicher Wappenschilder erforschten würde sich bald offenbaren daß «das brausende Blut der Lancaster» auf den Grund sank. Der fürstliche Strom fließt gegenwärtig durch sehr demüthige Adern. Unter den Abkömmlingen Edmund's von Woodstock, Grafen von Kent, sechsten Sohn Eduard's I., Königs von England, kommt Mr. Joseph Smart von Halesowen vor, ein Metzger, und Mr. George Wilmot, Thorwart zu Cooper's Bank bei Dudley; und unter den Sprößlingen von Thomas Plantagenet, Herzog von Gloucester, fünftem Sohn Eduard's III., mögen wir Mr. Stephen James Penny erwähnen, den ehemaligen Küster zu St.-George, Hanover Square."

8.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 9. — 10. Januar 1851.

Zur populairen Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Indeß sei es zugestanden daß die Männer der Zerstörung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, insbesondere die Pöbelmasse und die Halbgebildeten in leidenschaftlicher Aufregung sowol in früherer Zeit als in den letztvergangenen Jahren von jenem Grundsatze des Zertrümmerns und absoluten Neuanfangs sich haben leiten lassen: die Geschichte belegt es mit reichen und hochgewichtigen Zeugnissen daß jener Grundsatz einer von jenen verschrobenen, überspannten, halbdurchdachten Sätzen ist, deren diese Gesammtrichtung so viele insichbirgt und für wichtige hält wie ausgibt. Mit unwiderleglicher Klarheit belegt die Geschichte für Den der aus einer principiellen Stellung heraus denselben Satz sich nicht klarzumachen und zu begründen vermag: daß diejenigen Geister welche wahrhaft Großes und Bleibendes auf dem Gebiete der Menschen- und Weltentwickelung geleistet, trotz alles Strebens nach Voran und trotz thatkräftiger Entschiedenheit zum Fortschritt, dennoch in ihrem innersten Kerne und Wesen positive Geister waren. Ihre Größe, ihre Fruchtbarkeit, ihr Muth und ihr Erfolg bestand eben darin daß sie immerhin mit kleinen Schwankungen des Unrechts gegen Früheres, welches eine heiße Arbeit so leicht hervortreibt mitten hineintraten in den tiefsten Gehalt der Sehnsucht von welcher mehr oder weniger bewußt der Geist ihrer Zeit ergriffen war, und nach Ueberwindung der Sturmperiode des ersten leidenschaftlichen Anlaufs mit Liebe und Sorgfalt sich läuternd zurückwanden zu den Schätzen früherer Zeit, um von ihnen befruchtet und berechtigt wahrhaft schöpferische und wahrhaft befruchtende Reformatoren zu werden. Dagegen sind die Männer der bloßen oder vielmehr überwiegenden Negation zwar häufig treibende Elemente geworden; aber in ihrem eigenen Gehalte und Wollen mehr oder minder wirkungslos zusammengestürzt, trotz alles Geschreis daß die Zukunft ihnen gehöre, mit dem sie die Fahne der Drohungen aufgesteckt hatten. Man denke hier an Männer wie Karlstadt, Thomas Münzer und Genossen, die würdigen und zum Theil selbst ehrbaren Vorläufer unserer gegenwärtigen Zerstörler, Bilder-, Gedanken-, Staats- und Kirchenstürmler, welche gleichfalls sich nicht blos nicht schämten die „Zukunft" in ihre erst reifende „Gegenwart" hinein vorauszunehmen, sondern wie billig sowol von ihrer Gegenwart nach harten Kämpfen verworfen als auch von ihrer Zukunft widerlegt worden sind.

Ist es nun aber die Aufgabe unserer Zeit daß die wahrhaft freisinnigen, dem Fortschritte und der Freiheit der Erfassung entschieden huldigenden Männer gegen Repristinirung und Destruction sich so zusammenschließen daß sie im positiven, mehr umgestaltenden, vertiefenden, vergeistigenden, das Frühere erklärenden Sinne weiterbauen: so ist auch auf religiösem Gebiete jede Erscheinung sehr erfreulich welche von diesem Standpunkte aus ihren Beitrag gibt, und nach einer Reihe von Jahren vorlauter Zerstörungssucht scheint gegenwärtig wieder eine vollere Besinnung, und was mehr noch ist, ein immer mehr sich ausbildender Widerwille und Ekel an der Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit jener Destructionshelden zur Wirksamkeit zu kommen.

„Der deutsche Protestantismus Hundeshagen's", zuerst erschienen Frankfurt a. M. 1847, wurde zum dritten male aufgelegt, steuerte vorzugsweise unter verständigem und allseitigem Anschlusse an die mächtig wirksamen Wechselverhältnisse des öffentlichen Lebens in die positiven, ethischen Tiefen des deutschen Stolzes, seiner Großthat der deutschen Reformation. Es gehört dieses Buch zu denjenigen die namentlich wegen ihres in die ethischen Tiefen bringenden Standpunkts, abgesehen von ihrem historischen Material, nie aus dem Auge gelassen werden sollten: es thut uns noth in einer klaren einfachen Weise die politischen und kirchlichen Mängel bloßgelegt zu sehen wie es in diesem Buche geschehen. In ehrenwerther Weise, wenn auch von mehr abstracter Seite, griffen eben hier die „Reden an die Gebildeten deutscher Nation über die Zukunft der evangelischen Kirche" (Leipzig 1840) ein: unleugbar im Sinne Schleiermacher's vielfach neoterisch und subjectiv, aber ausgestattet mit einer reichen Welt anregender Gedanken, und bei aller Freiheit der Anschauung voll jenes herrlichen positiven Geistes der tiefsten, innersten Wärme, die in dem Ausbaue der evangelischen Wahrheit allein uns wahrhaft zu fördern vermag. Die erneute, wenn auch

nicht überall haltbare Betonung des christlichen Urrechts der unsichtbaren Kirche, die Zurückführung der kirchlichen Hauptdogmen auf ihren ewigen speculativen Gehalt, die von diesem Geiste getragene Neuconstruction der kirchlichen Verfassungs- und Cultusverhältnisse werden auch Denen eine begeisternde und in die Tiefen treibende Anregung gewähren welche in vielen Punkten nicht übereinstimmen, und namentlich das historische Christenthum vom theologischen Standpunkte aus in seiner Eigenthümlichkeit schärfer gefaßt wissen möchten. Allein für die weitern Kreise der Gebildeten war doch auch diese so dankenswerthe Arbeit vielfach zu speciell und abstract: und hier tritt ergänzend und überleitend eine ähnliche Arbeit ein, welche unter dem Titel: „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" (Leipzig 1850), dem religiösen Bedürfnisse der Verständigung jüngst sich dargeboten hat.

Wer der Verfasser auch sein mag, der sich (S. 129 und 222) leicht zugänglich bezeichnet: es ist auch an diesem Buche der positive, mit Liebe an das von der Vorzeit Gegebene sich anheftende Geist vor allem herauszuheben, der jeden Gedanken des Buchs nach allen Seiten durchdringt. Eine warme, begeisterte, selbst dichterische, und zum Theil sogar in dichterischer Form sich ergießende Seele durchlebt das Ganze, und wenn im Allgemeinen die wissenschaftliche Haltung weit hinter der des vorhingenannten Buchs zurückbleibt, so gewinnt es doch dadurch erst die Frische und lebendige Popularität durch welche es seinem populairen Zwecke zu genügen vermag. Es ist daher diese Schrift vorzugsweise den Laien zu empfehlen welche fühlen daß es mit den veralteten Anschauungen einer reactionnairen, anachronistischen Orthodoxie ebenso wenig fortan weitergehen kann als mit denen des ebenso orthodoxen, ebenso veralteten und überwundenen Vulgairrationalismus. Ohne zu tiefgreifend mit den Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Auffassung behelligt zu werden, müssen sie sich angeweht fühlen von dem Geiste der neuern Speculation, welche nun einmal eine Lebensmacht geworden ist auch für die den exacten Wissenschaften Fernerstehenden, und den unentbehrlichen Hebel bietet um den Schatz alter gewichtiger Wahrheiten einer vergangenen herrlichen Glaubenszeit zu heben, und in neuen Formen an den göttlichen Gedanken sich zu erbauen welche, durch eine wühlerische Kritik in Frage gestellt, nach ihrer bleibenden tiefen Wahrheit nur auf diesem Wege zurückgewonnen werden können. Aber auch den Theologen von Fach wird das Buch empfohlen werden können, denen die Zeit ihrer ersten Bildung und die Fülle ihrer Amtsgeschäfte es nicht vergönnt sich in die unmittelbar wissenschaftliche Arbeit der neuern Auffassung christlicher Wahrheit in ernsterer Anstrengung zu versenken. Sie werden hier in befruchtender Weise wenigstens berührt von dem Hauche des neuen Lebens, dem nur durch den Tod der Theologie selber würde gewehrt werden können.

Mit Recht spricht sich der Verfasser in einer allerdings etwas flüchtigen Charakteristik der „Religion der Gegenwart" zunächst gegen den Supranaturalismus und Rationalismus aus, der lange Zeit hindurch in wechselnd glücklichem Kampfe zersplitternd, ohne eine höhere Einheit zu empfinden und zu schaffen, die Gemüther beherrscht und die traurigen Folgen geistloser Glaubensformeln und lebensentleerten Indifferentismus herbeigeführt hat. Es besteht gänzlich zu Recht sich zu wehren gegen die „Mammuthstheologie", welche den lebendigen Gott in die Jenseitigkeit hinausbannt, und einen natürlichen Gott wie eine gottlose Natur zur folgerechten Nothwendigkeit macht. Ganz unleugbar ist ein großes Verdienst des Pantheismus, namentlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, auf die Einheit und Unendlichkeit alles Lebens hingewiesen zu haben. Indem er auf die Immanenz der Idee in dem gesammten All, auf die auch im Einzelnsten und Kleinsten sichtbare Ausgestaltung der göttlichen Nothwendigkeit hinwies; indem er den Blick von dem Einzelnen auf das Allgemeine, von dem rastlos Wechselnden und Verschwindenden auf das in allem Wechsel Beharrende und unveränderlich Dauernde hinwies, indem er zur Erfassung des Einheitszugs drängte, der die gesammte Entwickelung der Welterscheinungen trotz aller scheinbaren Zerrissenheit festhält, hat er sich das unberechenbar große Verdienst erworben eine organische Weltanschauung angebahnt, und vor allem die Wissenschaft der Geschichte auf den nicht blos psychologisch-pragmatischen, sondern auch welttotalen Zusammenhang hingewiesen zu haben, welcher durch die ideelle Freiheit des Seienden und seiner Entfaltung als unweigerlich bedingt betrachtet werden muß. Der Verfasser steht, ein dankbarer Schüler der neuern Wissenschaft, auf dem Boden der organischen, überall das Göttliche in seiner ausgestaltenden Thätigkeit erblickenden Anschauung, welche, wenn auch vielfach überschwenglich und unwissenschaftlich, Schelling angebahnt hat, und in den letzten Jahren auch exacte Naturwissenschafter, wie Alexander von Humboldt, Oersted u. A. sich angeeignet haben. Aber wenn er in seiner Entwickelung des „Wesens Gottes" Gott als die Weltseele, die Welt als den Körper Gottes, Gott als den Lebensbaum, die Geschöpfe als dessen Zweige, Gott als das ewig sich selbst Gebärende, als die sich selbst schaffende und gestaltende Thätigkeit, als das Ich der Welt oder der Unendlichkeit, uns selbst aber gegenüber und in diesem unendlichen Geiste als die endlichen Geister bezeichnet, die sich wissen durch das Bewußtsein des unendlichen Geistes: so befindet sich allerdings der Verfasser auf wesentlich gleichem Boden mit einer Anzahl achtungswerther Denker, wie J. G. Fichte, Ulrici, Wirth, mit dem Redner „über die Zukunft der evangelischen Kirche"; allein diese Weise den persönlichen Gott festzuhalten, zu denken und zu behaupten, entbehrt nach des Referenten fester Ueberzeugung so entschieden der metaphysisch-wissenschaftlichen Berechtigung daß es von dieser Seite her sicher nicht möglich sein wird den weit consequentern und einfachern Pantheismus der neuern Schule in Verlegenheit zu bringen, ge-

schweige denn zu überwinden. Der Begriff der Zusammenfassung des Bewußtseins der endlichen Persönlichkeiten in dem Bewußtsein einer „unendlichen" Persönlichkeit widerspricht so sehr jeder nüchternen Denkbarkeit, jeder exacten naturwissenschaftlichen wie speculativen Psychologie, daß er der einfachen Anschauung des Pantheismus gegenüber in sich selbst zerfällt, und die klare, scharfsinnige Auseinandersetzung von Strauß in seiner „Dogmatik" gegen die Persönlichkeit Gottes bedarf nur weniger Ergänzungen um bereits als die vollständige und bündige Widerlegung jener jetzt so verbreiteten Ansicht aufgefaßt zu werden. Von dieser Halbheit von Pantheismus und Nichtpantheismus haben wir uns nach des Referenten oft durchdachter Meinung mit wissenschaftlicher Bestimmtheit gänzlich loszusagen, wenn nicht die pantheistische Anschauung ohne große Anstrengung durch ihre diesen Behauptungen gegenüber unmittelbare Wahrheit allseitig den Sieg davontragen soll. Um die Teleologie und insbesondere das Bewußtsein innerhalb der Welt zu erklären bedürfen wir auf keinen Fall des persönlichen Gottes, nachdem die weltimmanente Teleologie der unbewußten Idee durch Kant angedeutet und durch Schelling, Hegel und Nachfolger sowie durch Schleiermacher zur völlig unbestreitbaren Evidenz erhoben worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottfried Kinkel. Biographisches Skizzenbuch von A. Strodtmann. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Die Kritik nimmt von nun ab den Aufsätzen und Arbeiten über Kinkel gegenüber wieder ihren völlig unbefangenen Standpunkt ein. So war es nicht als der erste Theil dieses Buchs erschien, eine Arbeit die sich von vornherein als für Kinkel, für einen lebendig Begrabenen, von namenlosem Unglück Betroffenen, geschrieben kundgab. Das Buch erschien uns damals, es mochte sein wie es wollte, jedenfalls als eine gute That, ein Opfer der Liebe, eine Weihespende, an der wir vor allem die Absicht ins Auge fassen und lobend anerkennen mußten. Seitdem hat Kinkel das Spulrad der spandauer Zelle verlassen und lebt, ein Wiedererstandener, wenn auch nicht unter uns, so doch wieder unter Menschen. Hätte man diese Flucht vorhersehen können, so wäre die verfrühte Biographie entweder ganz unterblieben, oder sie wäre in ganz anderer Gestalt erschienen. Wir begreifen die Verlegenheit in der sich der Verfasser befand vollständig. Der Mann dessen Lob er singen wollte war in den Händen seiner schlimmsten Feinde, er war nämlich weit weniger politischer als religiöser Meinungen wegen so schwer gehaßt, und lag gewissermaßen in den Banden einer Inquisition die à tout prix einen Christen nach ihrem Recepte aus dem niedergeworfenen Gegner machen wollte. Es mußte also Vieles ganz verschwiegen bleiben, Anderes konnte nur halb gesagt werden. Zudem drängte sich der Stoff, es lagen Tagebücher und Arbeiten von Kinkel in großer Zahl vor, die Liebe des Biographen wollte Nichts in den Hintergrund stellen, und verlor dadurch für sein Bild oft die Folie, kurz das Unternehmen hatte größere Schwierigkeiten noch als Strodtmann selbst am Eingange des zweiten Theils gefühlt zu haben scheint. Indeß hatte ihn ein Rückblick auf seine frühere Leistung doch zu einer halbverdeckten Entschuldigung gezwungen: er erklärt sub rosa daß er doch wol manch allzu privates Histörchen ausgeplaudert, das der Charakteristik keinen Nutzen gebracht, und dessen Veröffentlichung dem Manne seiner Verehrung nicht eben Freude machen dürfte, obgleich Vieles eben erst durch Strodtmann's Auffassung und Darstellung ein schiefes Licht erhalten haben mag. Nun, und Dies müssen wir ausdrücklich bemerken, sind es gerade diese zum Theil unberufenen Privatissima die dem Buche Reiz und Werth geben und sichern, weil sie Das was Kinkel später von sich selbst sagen wird ergänzen. Freilich hätten wir all diese kleinen Genrebildchen schlichter und weniger pretiös gewünscht, aber sie sind einmal wie sie sind, und haben so auch ihre Bedeutung für den Leser der sie cum grano salis hinzunehmen weiß.

Der zweite Theil ist von Seiten des Verfassers ein großer Fortschritt. Er hat in der kurzen Frist verstanden was seinem Werke schaden konnte, und viel davon glücklich vermieden. Der zweite Theil ist ungleich klüger gearbeitet als der erste, und gibt trotz der oben angedeuteten nothwendigen Schlangenwindungen recht gelungene Zusammenstellungen von Reden, Aufsätzen und charakteristischen Gedichten Kinkel's aus der letzten Zeit. Auch die Schicksale und Erlebnisse sind sicherer und vor allem einfacher dargestellt. Auch der Stil ist glätter und runder geworden, ja er hat sogar dort und da Kraft- und Prachtstellen, die ich ausschreiben würde wenn der Raum es gestattete. Manches gute, schlagende Urtheil, wie das zu Anfang des siebenten Buchs über die Märzrevolution, verdiente ebenfalls erwähnt zu werden.

Ist dem Interesse des Buchs auch in Einer Richtung die Spitze abgebrochen, so glauben wir doch erinnern zu müssen daß das Meiste der darin enthaltenen Mittheilungen nirgend anderweitig geboten werden kann, und so verleiht ihm denn die Flucht seines Helden neuen Werth und der Neugier reiche Speise. Der Verfasser hält sich, wie wir hören, jetzt in Paris auf und wird demnächst eine Biographie des erschossenen Dortu erscheinen lassen.

4.

Die deutsche Begrüßungsweise der deutsche Charakter.

Bei Gelegenheit der Anzeige eines englischen Reisewörterbuchs wird im „Quarterly review" der Satz aufgestellt daß aus der nationalen Begrüßungsweise der Nationalcharakter zu erkennen sei. Nachdem in dieser Beziehung der Orient und Griechenland, die Römer, die romanischen Völker und die Franzosen durchgenommen worden sind, heißt es von uns guten Deutschen: „Frau von Staël stahl und brachte J. P. Richter's Wort unter die Leute, daß der Deutsche im Reiche der Luft Herrscher sei — eine scharfsinnige und schöne Bemerkung, welche nicht allein durch den unbestimmten und phantasmagorischen Charakter der deutschen Literatur und der deutschen Poesie, insbesondere zu der Zeit wo Frau von Staël ihr «De l'Allemagne» fabricirte, sondern vielleicht noch mehr durch den Ton der deutschen Metaphysik und durch die Oberherrschaft der Deutschen in der Musik bestätigt wird. Was persönliche praktische Behendigkeit, sowol geistige als körperliche, das Packen des Stiers bei den Hörnern anlangt, da ist der Deutsche nicht weit her. Ehe er es sich versieht schleudert ihn der Stier über den Kopf. Begegnet er dir des Morgens bummelnd auf der Kartoffelgasse oder der Amalienstraße, fragt er: «Wie geht's?» Er fragt nicht wie es dir geht; nein, wie es geht, Alles im Allgemeinen, ein reines Abstractum, ein reines Vernunftwesen, Etwas das weder dich noch ihn berührt, ausgedrückt durch es, ein Wort von ungreifbarer Bedeutung und ungreifbarer Form. Dieses mysteriöse abgezogene Es, dieses Ideal des Nichtdaseins, wie das geht will er wissen. Wohin oder warum kümmert ihn nicht, braucht er nicht zu wissen. Indeß klingt auch aus dem Wie geht's? jene einfache Herzlichkeit heraus die zu dem

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 110 d. Bl. f. 1850.
D. Red.

Google

freundlichen traulichen Verkehr der Deutschen aller Stände paßt, eines Volks bei welchem in den Tagen der Antireform es in Aussprache, Rede- und Denkweise des Fürsten von Sachsen-Pumpernickelhausen und des Reitknechts Seiner Hoheit so gut wie keinen Unterschied gab. Dieses kurze Wie geht's? athmet das ganze Volumen eines gemächlichen, behaglichen, gutmüthigen Wesens, die echte Atmosphäre des Marionnettenhofs und der faulen Bourgeoisie einer komischen, schnackischen, schläfrigen Lilliput-Residenz im alten, liebenswürdigen Deutschland. Dasselbe gilt von den Scheideworten unsers corpulenten Freundes in rosinenfarbigen Modesten, apfelgrünem Rocke und etwas schmieriger Mütze. «Leben Sie wohl!» ruft er, nimmt dabei die sammetmanchesterne Mütze ab und nimmt sich wohl in Acht sie nicht eher wiederaufzusetzen als bis er ziemlich am Ende der Amalienstraße oder rein um die Ecke ist. Leben Sie wohl! Denn das Dasein des würdigen Mannes ist, was die Dinge außer ihn betrifft, ein ganz animalisches, obgleich der Himmel wissen mag welche Trauergestalten und wie viele unreif geborene Theorien, politische, religiöse, sociale, social-politisch-religiöse oder religiös-politisch-sociale in den Rauchwolken des keuschen Pfeifenaltars emporwirbeln, mit den Bildnissen auf meißener Porzellan der Beatrice Cenci, des Martin Luther oder Alten Fritz, der Jenny Lind oder des Erzherzogs Johann, des Herrn Blum oder des Ban Jellachich." 5.

Bibliographie.

Auerbach, B., Deutsche Abende. Mannheim, Bassermann. 16. 27 Ngr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. Festgabe dem Fürsten Deutscher Rechtslehrer Frdr. Carl v. Savigny zur Jubelfeier des 31. Oct. 1850 überreicht. Bonn, Marcus. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Byron, Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 2te erweiterte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Fürstenhaus zu S... Ein Roman. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Gaume, J., Die Entweihung des Sonntags in Hinsicht auf Religion, Gesellschaft, Familie, Freiheit, Wohlfahrt, menschliche Würde und Gesundheit betrachtet. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Goethe's religiöse Poesie. Kurzer Abriß der Theologie dargestellt aus Goethe's poetischen Werken. Für Theologen, Theologie Studirende und gebildete Laien. Von dem Verfasser der Neutestamentlichen Zeitgedichte. Leobschütz, Weilshäuser. 1850. 16. 12½ Ngr.

Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen, dargeboten von A. Hungari. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. 16. 2 Thlr.

Gotthelf, Jeremias, Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Springer. 8. 20 Ngr.

Hilgenfeld, A., Das Markus-Evangelium, nach seiner Composition, seiner Stellung in der Evangelien-Literatur, seinem Ursprung und Charakter dargestellt. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, J. L., Goethe's Dichterwerth. Für einen gebildeten Leserkreis geschildert. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 16. 25 Ngr.

Holzmärker-Gerbode, Josephine, Lyrische Gedichte. Vier Hefte. Worbis. 1849—50. 8. 20 Ngr.

Jahn, G., Die deutschen Freiheitskriege von 1813 bis 1815. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Leipzig, Verlag des christlichen Vereins. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Berliner genealogischer Kalender auf 1851. Mit 6 Stahlstichen. Die vollständige Genealogie und übrigen amtlichen Artikel nach den Mittheilungen durch die Königliche Kalender-Deputation. 2te Auflage. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. 1850. 8. 15 Ngr.

Illustrirter Kalender für 1851. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. Hoch 4. 1 Thlr.

Kalisch, L., Paris und London. 1ster Band: Paris. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Karlsbad und Helgoland. Poetischer Blüthenstrauß, gewunden zur Erinnerung. 1850. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kaulbach, C. L., Stechpalmen. Kassel, Raabé u. Comp. 16. 15 Ngr.

Kirchmann, P. F., Naturforderungen an Erziehung und Unterricht für Lehrer, Eltern und denkende Schulfreunde in Briefen. Mit einem Vorwort vom Hrn. Seminar-Director Dr. Diesterweg in Berlin. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 20 Ngr.

Renn, C., Unterrichts-Freiheit oder Staats-Erziehung? Unparteiliche Beleuchtung der Frage in Bezug auf den konstitutionellen Staat mit entwickelter Pädagogik. Aachen, Mayer. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Samong, J. B., Die populaire Phrenologie, oder sichere Merkmale der Neigungen, Talente und Fähigkeiten rc. des Menschen, ganz einfach an den kleinern oder größern Erhöhungen und Vertiefungen seines Hirnschädels zu erkennen. Ein interessanter Beitrag zur allgemeinen und sichern Menschenkenntniß. Allen Freunden und Forschern der Wahrheit gewidmet. Mit drei Abbildungen. Leipzig, Pönicke. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Strachwitz, M. Graf, Gedichte. Gesammtausgabe. Breslau, Trewendt u. Granier. 1850. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Strickland's, Jane, Ausgewählte Erzählungen. Nach dem Englischen von G. Plieninger. 2te Auflage. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1850. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Müller, J. F. E., Am Grabe des Königlich Würtembergischen Staatsministers a. D., Hrn. Karl August Frhrn. v. Wangenheim, Exc., den 22. Juli 1850 gesprochen. Coburg, Riemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schaden, E. A. v., Ueber die Hauptfrage der Psychologie für die Gegenwart. Programm zum Eintritt in den akademischen Senat der Königlichen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen. Erlangen, Blaesing. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Schwurgerichte in ihrer erster Erscheinung. Insterburg, Wilhelmi. Gr. 8. 4 Ngr.

Strauß, F. A., Das Kriegesheer an dem Geburtstage seines Königes. Predigt vor den Königlich Preußischen Truppen in Hamburg am 15. Oct. 1850 gehalten. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wolter, G., Predigt, nach dem Ausbruch der Cholera in dem Filiale Elvese gehalten zu Hillerse. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1850. 12. 2½ Ngr.

Zur Beleuchtung der Königlich Preußischen Note und Denkschrift vom 25. Aug. 1850. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Würdigung der Denkschrift der Kurfürstlich Hessischen Staatsregierung betreffend ihre Differenzen mit den Landständen und dem landständischen Ausschusse. Kassel, Fischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 10. —— 11. Januar 1851.

Zur populairen Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Im Allgemeinen muß die Zuversicht als etwas Wunderbares bezeichnet werden mit welcher auch gegenwärtig noch viele achtbare Denker den persönlichen Gott im Angesichte des Pantheismus als selbstverständlich vielmehr voraussetzen als zu beweisen auch nur des Versuchs und der Anstrengung für werth erachten, während es dem Referenten wenigstens vollkommen feststeht daß der Pantheismus den strengsten Beweis zu fodern, und den persönlichen Gott, solange dieser Beweis fehlt, abzulehnen das entschiedenste, sonnenklare Recht besitzt. Allerdings ist die Frage nach dem persönlichen Gotte eine brennende Frage der gegenwärtigen speculativen Theologie, und Referent ist gleichfalls der Ueberzeugung daß der persönliche Gott allein speculative Berechtigung besitzt. Allein diese Frage muß nach des Referenten Meinung in einer weit andern Weise behandelt werden als es bisher geschehen ist, und vor allem das Geringste was dem Pantheismus zuzugeben ist offen eingestanden werden: daß der persönliche Gott des ausdrücklichen Beweises und der Aufzeigung seiner allseitigen Denkbarkeit und Denknothwendigkeit bedarf. Referent muß begreiflich die Ausführung dieses schwierigen, noch so wenig bearbeiteten Punktes auf einen andern Ort versparen. Aber auch den vielfach geistreichen und anregenden Bemerkungen des inredestehenden Verfassers gegenüber sei hier ausdrücklich auf diese Aufgabe hingewiesen, und nur im Allgemeinen die Ueberzeugung des Referenten ausgesprochen: daß allein die tiefere Untersuchung der sittlichen Verhältnisse die zur Anerkennung des persönlichen Gottes forttreibende Unterlage zwingend zu gewähren vermag. Bis es dem Referenten möglich sein wird in einer länger vorbereiteten besondern Schrift seine Ueberzeugungen hierüber zur Prüfung vorzulegen, mag es erlaubt sein auf seine Habilitationsschrift („Argumenta pro dei existentia exponuntur et judicantur", erster Theil, Leipzig 1846), als auf eine freilich vielfach unvollkommene Andeutung des Grundgedankens hinzuweisen.

Allein trotzdem daß der Referent hier es nicht für ausreichend halten kann sich nur anzuschließen an eine im Kerne früher schon oft aufgestellte, namentlich von der „vermittelnden" Philosophie vertretene Ansicht über den persönlichen Gott; obgleich es ihm allerdings nothwendig erschienen wäre hier eine völlige Neuarbeit zu übernehmen, und in der vorliegenden populairen Schrift wenigstens anzudeuten: so theilt er doch nichtsdestoweniger die organische Weltanschauung der nachfolgenden Theile des Buchs, da auch ihm, nur in einer speculativ anders entwickelten Weise, die gesammte Welt in Gott beruht. Die ewige Schöpfung, diesen unmittelbar sich widersprechenden Gedanken nur richtig verstanden, d. h. die ewige Schöpferthätigkeit Gottes, ewig wie seine Liebe, darf wol im Gegensatze zu der zoroastrischen Anschauung als eine unverlierbare Errungenschaft der neuern Speculation angesehen werden, und wenn der Verfasser die Welt dennoch aus Nichts, d. h. „aus des persönlichen Gottes eigener Wesenheit" hervorgehen läßt, wenn er den Alles durchdringenden Aether für das dem reinen göttlichen Selbstbewußtsein Entsprechende ansieht, und aus jenem den Weltkörper mit seinen Atomen geboren werden läßt: so sind hier, gemäß dem zurückgewiesenen Begriffe der Metaphysik Gottes, eine Anzahl von Sätzen ausgesprochen die nach des Referenten Ueberzeugung eine präcis wissenschaftliche Durchführung ohne poetische Verhüllung der Schwierigkeiten nicht zulässig machen. Allein auch er freut sich daran wenn der Demokritisch-Leibnizisch-Herbartische Gedanke, den auch die empirischen Naturwissenschaften immer entschiedener sich zueigenmachen, wieder in den weitern Kreisen der eine Weltanschauung Suchenden ausgesprochen wird, der Gedanke nämlich daß eine wissenschaftlich haltbare Metaphysik zum monadologischen Realismus führe, seine Monaden aber in unauflösbarem (trotz Herbart) teleologischen Zusammenhange allenthalben stehen, auf ihrem Gebiete kein Entstehen oder Untergehen im strengen Sinne zugelassen werden könne, kein Tod in dem Bereiche der durch und durch lebendigen Natur sich finde, sondern die Weltenschöpfung mit ihren Wechseln, wie Goethe u. A. es wollten, als eine ununterbrochene Welterhaltung betrachtet werden müsse. So ist jedes Atom in seiner teleologi-

schen Beziehung zum Ganzen ein scharf ausgeprägter Spiegel des Universums und alles Leben ohne Ausnahme eine Verleiblichung der Monaden, indem sie in immer neue und neue Organismen eingehen, und eine Vergeistung, ununterbrochene Verklärung des Stoffs vollziehen, welche eben durch jene wechselnden Organe zur Wirklichkeit gelangt.

Daß der Mensch bei dieser Grundanschauung gleichfalls als eine kleine Gesammtwelt, als ein Mikrokosmos betrachtet werde, versteht sich von selbst, und wenn der Verfasser an den menschengestalteten, das Weltenall in sich ausprägenden Schöpfergeist Puruscha in der indischen Mythe erinnert, und an den Erde und Himmel zusammenfassenden Riesen Imr, so ist damit nicht an einen blos poetischen, sondern, ist er nur von kindlich-phantastischer Zuthat gereinigt, an einen auch metaphysisch berechtigten Gedanken gedacht, der übrigens selbst in der griechischen Philosophie weit, z. B. bis zum Empedokles, zurückgreift. Nur wäre zu wünschen gewesen daß der geistanregende Verfasser auch in Betreff der näher psychologischen Fragen, bezüglich der Erörterungen über das Selbstbewußtsein, über das Gedächtniß, über das Erkennen, Anschauen, Empfinden, Wollen mit der Sorgfalt vorgeschritten wäre welche der Standpunkt der neuern Psychologie gebieterisch verlangt. Die pantheistische Schule hat hierin bei ihrer vorherrschenden Richtung auf das Allgemeine, und bei ihrer im Ganzen sehr spärlichen Geduld das Einzelne anders als kritisch zerlegend und beseitigend scharf ins Auge zu fassen, unvergleichlich weniger geleistet als die weniger geniale, aber exactere Herbart'sche Schule, und wenn neulich in der hallischen „Monatsschrift für Literatur" von einem Aufsatze der den gegenwärtigen Stand der Psychologie zu besprechen die Absicht hatte das Gegentheil behauptet zu werden schien, so möchte bei diesem Urtheile der unbefangenere Kenner beider Leistungen in einige Verlegenheit gerathen. Die Leistungen der Herbart'schen Schule auf psychologischem Gebiete sind die Krone der Herbart'schen Philosophie überhaupt. Sie haben uns einen gediegenen, nach der Ansicht des Referenten unzerstörbaren Unterbau für die Fortführung der psychologischen Wissenschaft geboten, und neuerdings durch die nüchterne, aber desto exactere „Psychologie" von Waitz (Braunschweig 1849) einen neuen Beleg ihrer Tüchtigkeit und ihrer großen Zukunft gegeben. Auch Beneke's achtenswerthe, nur mehr popularisirende Leistungen auf demselben Gebiete sind eben hierher zu rechnen. Sie bewegen sich schärfer betrachtet durchaus überwiegend und unleugbar, vielfach namentlich nach der praktischen Seite hin fördernd, auf dem Boden Herbart'scher Grundgedanken. Aber eben deshalb ist es Zeit daß wo sich die Wissenschaft populair und zusammenfassend, wie in dem vorliegenden Buche, auch über psychologische Fragen ausspricht, das Studium der Herbart'schen Psychologie allenthalben fühlbar werde. Vorstellungen vom Selbstbewußtsein und Ich als einer schöpferischen That des Geistes, oder gar als der immanenten Einheit der Vorstellungen — ein irriger Gedanke, den Kant insbesondere mit seiner synthetischen Einheit in Umlauf gebracht hat —, sind nach der Ansicht des Referenten mit siegreicher Schärfe durch den Nachweis Herbart's als überwunden zu betrachten, daß unterschieden werden muß zwischen substantiellem und empirischem oder jedesmaligem Ich, und letzteres nicht sowol Ausgangspunkt für die allgemeine Zuständlichkeit des Menschen, sondern eben nur ein Gedanke neben den übrigen Gedanken sei, aus deren von Besonderheiten gereinigten abstracten Verwebung sein Stoff besteht. Zwar ist die Entwickelung des Selbstbewußtseins wie sie Herbart im zweiten Theile seiner größern „Psychologie" gibt nicht genügend, und auch die neuere Behandlung desselben Gegenstandes von Waitz ist nach der Ansicht des Referenten ungenügend: aber Beide haben schon viel weiter geführt als die vorliegende Schrift anerkennen zu wollen scheint, und dennoch sollte auch in dieser Beziehung jede populaire Schrift der immerhin populair gehaltene Abdruck des Standpunkts der exacten Wissenschaft selbst sein. Dasselbe gilt von den übrigen psychologischen Elementen. Insbesondere aber das Selbstbewußtsein hervorzuheben fühlte sich der Referent gedrungen, weil nach seiner Ueberzeugung eine richtige psychologische Auffassung überhaupt für die Behandlung aller philosophischen und theologischen Hauptfragen von unberechenbarer Bedeutung ist. Kant ist ja wesentlich gescheitert an seiner sorglos fremdher genommenen Psychologie, und eine sehr große Anzahl verwirrender Irrthümer des Schelling-Hegel'schen Idealismus, und namentlich des logistischen Pantheismus Hegel's, hat ihren Ursprung aus derselben Quelle. Es unterliegt dem Referenten wenigstens keinem Zweifel daß die gewöhnliche und auch dem Verfasser eigene Bezeichnung des Selbstbewußtseins als des Wesens im Menschen formal zwar richtig, aber material vollkommen bedeutungslos ist, und bei richtiger Fassung der psychologischen Wesensthümlichkeit des Selbstbewußtseins wird sich nach der Ueberzeugung des Referenten die ganze Seite der Wissenschaft die mit jener Ansicht vom Wesen des Menschen in Verbindung steht wesentlich anders gestalten müssen. Leider sind die Andeutungen die Schleiermacher hierüber bereits gegeben hatte nicht hinlänglich benutzt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane von deutschen Frauen.

1. Der Zögling der Gesellschaft. Roman von L. Mühlbach. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 3 Thlr.

Der vorliegende Roman ist ein Schauplatz von Missethaten aller Art und in allen Sphären der Gesellschaft. Entweder ist der Zögling der Gesellschaft ein schlecht gerathener oder die Gesellschaft ist sehr schlecht. Daß der Roman vorzugsweise an einem kleinen deutschen Hof spielt, ist keineswegs schmeichelhaft für den Hof. Der Held, Major von Bernthal, ist der natürliche Sohn eines Fürsten und die Verführungsgeschichte seiner Mutter ist keineswegs erbaulich. Trotzdem daß der Vater ihn erziehen und nicht Mangel leiden läßt, fühlt er sich in seinen Rechten gekränkt und zurückgesetzt und schwört der Familie seines Vaters Rache. Er verführt die Gemahlin seines fürstlichen Stiefbruders und sodann deren

Tochter, die Prinzessin Luise, die er eine zeitlang als Maitresse bei sich behält. Deren Bruder, den regierenden Fürsten, betrachtet er als seinen Neffen und schreckt ihn von Zeit zu Zeit durch sein plötzliches Erscheinen, durch Rachedrohungen und unbescheidene Ansprüche. Die Liebesbriefe des pflichtvergessenen Fürsten, sowie die der Prinzessin Luise, sind Waffen in seiner Hand mit denen er die fürstliche Familie vor den Augen der Welt zu brandmarken droht. Wie aber ist die fürstliche Familie dargestellt. Der Fürst ist ein schwacher, lässiger, vergnügungssüchtiger Charakter. Von der Geliebten seines Herzens wird er getrennt durch die Intriguen seiner Mutter, weil dieselbe befürchtet durch seine Vermählung den ersten Rang sowie den Einfluß auf Regierungsangelegenheiten zu verlieren. Diese herrschsüchtige Frau, welche in ihrer Jugend durch Liebe so schwer gesündigt hat, will die Tochter an einen König vermählen und deren Neigung zu einem apanagirten Prinzen nicht dulden. Der Verkehr der fürstlichen Familienmitglieder untereinander ist sehr förmlich und unnatürlich dargestellt. Nur wer nie Fürsten in der Nähe sah kann solche Schilderungen wagen. Einige Scenen verletzen durch hochtrabende Gemeinheit. Die Fürstin-Mutter droht das Liebesverhältniß der Prinzessin zu lösen, indem sie dem Prinzen deren frühern Lebenswandel enthüllt; die Tochter schreckt die Mutter mit gleicher Androhung; der Streit ist heftig und von langer Dauer. Endlich entdeckt die Prinzessin selbst ihre Schuld dem edeln Bräutigam; dieser fällt zwar bei dem Geständniß in Ohnmacht, vergibt ihr aber und gedenkt sie zu heirathen, nachdem er sich mit dem Verführer geschlagen hat. Letzterer hat es indeß nicht bei den fürstlichen Verführungen bewenden lassen und seinem Don Juan-Treiben scheinen noch andere Motive zugrundezuliegen. Ein armes Mädchen aus dem Volke ist ein Opfer seiner Sinnlichkeit und hat zwei Jahre lang als Kindesmörderin im Zuchthause gesessen; sie glüht vor Rache und bewacht Bernthal's Schritte um dieselbe ins Werk zu setzen. Seine schöne 16jährige Tochter erzieht er in der Einsamkeit; diese benutzt er um falsche Kassenscheine zu fertigen, und sie ahnet nicht daß sie einem Verbrechen dient. Der junge Mann den sie liebt entdeckt dasselbe und Bernthal wälzt seine Schuld auf ihn und läßt ihn arretiren. Bernthal soll aber nicht für einen gemeinen Verbrecher gehalten werden: so verlangt es der Autor. Er vollführte ja alle seine Missethaten nur aus Rache und um das Volk zu beglücken. „Wer das Elend und die Gemeinheit der Welt beherrschen will, muß seine Waffen aus der Hölle und nicht aus dem Himmel holen, er muß nicht mit Tugend sondern mit Lastern die Menschheit bekämpfen", so sagt er. Seine Absicht ist die ihm verwandte fürstliche Familie zu verderben, indem er durch die große Masse von Kassenanweisungen einen Staatsbankrott herbeizuführen gedenkt. „Ich hatte ein großes Ziel", sagt er in seinem letzten Bekenntnisse. „Nicht blos die Rache an dieser entarteten Fürstenfamilie; ein ganzes Volk wollte ich glücklich machen. Und wenn es mir gelungen mit der Macht meines Geldes dieses Volk aufzustacheln zur Wuth, wenn sie diesen Fürsten, diesen Sklaven seiner Mutter verjagt und ihre Ketten zerbrochen hätten, dann wollte ich den Thron meiner Väter besteigen, nicht um dieses Volk zu knechten, sondern um diese Heerde unmündiger Kinder zu freien, tapfern und großen Männern zu erziehen. Ich wollte mich an die Spitze stellen, nicht aus eitler Prunksucht, sondern zum Wohle des Volks, das ich zu einem freien und glücklichen machen wollte." Mit solchen Absichten hat er auch im badischen Aufstand mitgekämpft, ist dort gefangen und zum Tod verurtheilt worden; es ist ihm aber gelungen aus dem Gefängniß zu fliehen und abermals zum Schreck der fürstlichen Familie zu erscheinen. Von den Volksbeglückungsideen ist er etwas zurückgekommen, das Volk erscheint ihm nicht mehr edel und groß, er bezeichnet es als eine Heerde egoistischer Menschen, welche allein von ihrem Vortheil regiert werden; der Eigennutz sei die Wetterfahne nach welcher sich der Wind ihrer Gunst kundgibt. Trotz solchen veränderten Ansichten muß die Tochter dennoch falsche Kassenanweisungen fertigen, und er schwelgt in den Genüssen die das Resultat dieses Betrugs ihm gewährt. Eine schöne Frau, Lucinde, der noch nie ein Mann widerstand, die aber noch nie einen Mann geliebt hat, unternimmt es aus besonderm eigenthümlichen Interesse für die fürstliche Familie dem Major von Bernthal die Liebesbriefe der Fürstinnen zu entlocken und verliebt sich in ihn. Sie hat bis dahin alle Männer erbärmlich gefunden, Bernthal erscheint ihr als der Erste welcher der Liebe würdig ist! Hier ihr Geständniß: „Und als ich ihn sah, da neigte sich meine Seele vor ihm und zum ersten mal fühlte ich mich unterjocht in der Demuth meines Herzens. Und ich sagte zu mir: Ob die Menschen ihn hassen und ihm fluchen, was gilt Das mir? Ob sie ihn einen Verbrecher nennen, was habe ich danach zu fragen? Die Gesetze von heute sind nicht die Gesetze von morgen, und was man heute als Sünde verdammt wird morgen als Tugend gesegnet. Wenn Abgründe in seiner Seele sind, nun wohl, so müssen auch Höhen da sein, und wenn finstere Gedanken in seinem Herzen wohnen, so wohnt doch das Lächeln Gottes in seinem Angesicht." Bernthal gibt sich dieser Liebe nicht hin, er fühlt daß sein Dasein von Schuld befleckt ist, er ist zur Reue gelangt durch die Tochter welche ihm ihre Verachtung fühlen ließ; jetzt vermag selbst die schöne Lucinde ihn nicht mehr an das Leben zu fesseln; er gibt sich selbst den Tod, nachdem er die so sehr gefürchteten Briefe ausgeliefert und soviel als möglich wieder gutgemacht hat was er verschuldete. Daß ein Talent die Feder führte bei diesem Roman ist nicht zu leugnen, doch herrscht eine gewisse Roheit der Phantasie vor, sowie auch eine Berechnung ungebildete Leser zu fesseln, welchen der gute Geschmack, sowie das Streben nach dem Schönen und Edeln, geopfert wird.

2. Johann Gotzkowsky, der Kaufmann aus Berlin. Roman von L. Mühlbach. Drei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 4 Thlr.

Eine glücklichere Wahl zum historischen Roman konnte kaum getroffen, ein besserer Held kaum gefunden werden als der edle, reiche Kaufmann, der mit großmüthigem Selbstvergessen seinen Mitbürgern, seinem König und der Menschheit Opfer brachte welche mit Undank belohnt wurden. Er der über Millionen gebieten konnte und diese Millionen zum Nutzen und Frommen seiner Nebenmenschen verwendet, endigt seinen Lebenslauf arm, in stiller Zurückgezogenheit, die Scholle selbst bebauend die ihm das Dasein fristet. Wie er groß im Glück war, ist er auch groß im Unglück, und der Autor hat mit vielem Talent die Glorie eines geläuterten Charakters, einer wahrhaft edeln und humanen Gesinnung um Gotzkowsky's Erscheinung gelegt. Die Liebesgeschichte von Gotzkowsky's Tochter mit dem russischen Offizier fand unsern Beifall weniger als der historische Theil des Werkes. Es ist etwas Gemachtes, Theatralisches in den Liebesscenen, der Leser ahnet die Absicht das Interesse zu reizen; dasselbe wird überreizt und dadurch abgespannt. Die Scenen des Kriegs der berliner Ereignisse u. s. w. sind äußerst lebendig und so geschichtlich treu als möglich geschildert. Mit reicher schöpferischer Phantasie sind die Thatsachen und Persönlichkeiten einer vergangenen Zeit wieder ins Leben gerufen. Die Redacteure der Voß'schen und Spener'schen Zeitungen sind wohlgezeichnete Charakterbilder, wenn auch etwas carikirte. Die Gespräche zwischen Gotzkowsky und Friedrich dem Großen sind voll Interesse und Wahrheit. Manch tiefer Blick in das Menschenherz, manch charakteristischer Zug des menschlichen Thuns und Denkens, wobei der Autor Erfahrung und Menschenkenntniß bekundet, ziehen den Leser an und regen ihn auf zu tiefen trüben Reflexionen. Die Schilderung einer Auction der Gotzkowsky'schen Besitzthümer gibt unter Anderm ein schmerzlich wahres Bild solcher Ereignisse, wo die Nächststehenden und Befreundeten des Hauses, Diejenigen welche geschwelgt haben

Digitized by Google

bei den Festen des Reichen sich am eifrigsten hinzudrängen, um sich in die Trümmer des gefallenen Glücks zu theilen. Das ganze Werk bietet eine spannende, das wärmste Interesse anregende Lecture.

3. Eine schlesische Hausfrau und ihre Angehörigen. Roman von Henriette Hanke. Zwei Bände. Hanover, Hahn. 1850. 8. 2 Thlr.

Henriette Hanke ist schon seit Jahren eine beliebte Schriftstellerin des weiblichen Lesepublicums; sie gehört zu den Wenigen die nicht aus den Schranken ihres Geschlechts heraustreten, die durch die Macht der Weiblichkeit die männliche Kritik entwaffnen, die ihre Feder nicht in jene schädliche Substanz tauchen welche zersetzend auf die zartesten Verhältnisse wirkt, und der Gallapfel ihrer Tinte gleicht nicht jener verderblichen Frucht an der die Mutter der Lebendigen sich zu Tode kostete. Die Bücher der Henriette Hanke reicht gern die Mutter ihrer Tochter, die Erzieherin ihrem Zögling: denn die junge Frauenseele kann daraus lernen wie man sich fügen muß in die Verhältnisse, wie das Bestehende ehren. In demselben Sinn wie die frühern Romane ist auch der vorliegende geschrieben. Das Außergewöhnliche der Erfindung ist in das gewöhnliche Leben eingepaßt, und die gewöhnlichen Ereignisse des täglichen Lebens sind mit außergewöhnlichen Zuthaten von Reflexion und Poesie ausgestattet und zu einem anmuthigen Ganzen verwebt. Hier und da möchte der Leser wol über unnöthige Breite klagen und Längen überspringen; eine gewisse Gründlichkeit in der Entwickelung von Charakteren und Verhältnissen welche sich in langen Conversationen und Erzählung von Lebensgeschichten kundgibt kann momentan als für die Entfaltung des Romans all zu hemmend erscheinen, überall findet man aber Belehrung und zwar auf eine wohlthuende, die Absicht nicht verrathende Art und Weise. Dem Leser wird ein Blick vergönnt in das stille wohlthätige Wirken einer Gutsfrau unter ihren Kindern, Unterthanen und Geschäften. Die schriftstellernde, von dem Gatten unwürdig behandelte Freundin, die in ihrer Jugendliebe tiefgekränkte Gouvernante findet bei der Gutsfrau Aufnahme. In ihrem Wirken wohnt Segen und Gedeihen. Sie ist verlassen von dem ruhelosen Gatten, welcher einen verlorenen, von ihm tiefgekränkten Bruder in heißer Sehnsucht nach Versöhnung aufsucht. Der Bruder findet sich und nähert sich freundschaftlich der verschwägerten Gutsfrau, und als deren Gemahl nach langer Abwesenheit zurückkehrt, Gattin, Kinder und Bruder wiederfindet, hat er noch die Freude die von ihm leichtsinnig verlassene Jugendliebe als des Letztern Braut zu begrüßen. Eine allgemeine Versöhnung schließt die Wirren des Romans auf befriedigende Weise; da gibt es nichts Störendes, nichts Zerrissenes und Herzbrechendes, keine ängstliche Besorgniß des Lesers, kein unruhiges Vorwärtsblicken nach der Entwickelung der Geschichte. Außer den Lebensgeschichten und Erlebnissen der Haupt- und Nebengestalten, außer den Menschenschicksalen welche zur Charakteristik des Landlebens oder zur Verständigung des Wirkens der Gutsfrau gehören, finden sich noch eingeschaltete Erzählungen von der Gutsfrau selbst niedergeschrieben; denn sie ist Schriftstellerin wie ihre Freundin. Die einsamen Stunden ihrer halben Witwenschaft hat sie mit ihrem Talent verkürzt und dasselbe angewendet um ein jugendliches, früh verwaistes Künstlerpaar zu unterstützen. Es sind Geschwister Lukas und Angelika, welche originelle Gemälde schaffen; die Schwester gibt die Ideen dazu die der Bruder ausführt, wobei zu diesen Gemälden die Gutsfrau den Commentar liefert, um dieselben bekanntzumachen und Käufer anzulocken. Dieser Commentar besteht nun aus einfachen Fabeln und Erzählungen, welche durch Anspruchslosigkeit der Form und Wahrheit des Stoffs anziehen. „Der Wille, diese Urkraft der Seele, ist auch schöpferisch, und ein guter Wille ist mein Recht und meine Befähigung zur Feder." So sagt die Gutsfrau und leiht den kindlichen Künstlern ihren Beistand, indem sie dieselben zu „den Stummen des Himmels rechnet, welche eines Ausdrucks wie er gang und gäbe auf Erden ist nicht befähigt sind". Die einfachen ahnungslosen Stoffe sind leicht verwebt in das menschliche Geschick. Die Gutsfrau hat anonym geschrieben: „Wenn ich eine Ader meines Herzens öffne daß sie zur Goldader werde für die Armen, so fürchte ich nicht man werde glauben ich wolle mich nur selbst geltendmachen als eine geistreiche Frau und als die Protectorin eines schutzlosen Genius." „Wer mit Ideen umgeht ist nicht einsam, und eine Mutter von Gedanken der Liebe, die mit und nach uns leben, kann Jede werden, auch Die der die ewige Weisheit das Glück versagte in Kindern wiederaufzublühen wenn unsere Blume dahin ist." „Ich mag es nicht leugnen daß es nur liebe Stunden sind in denen ich mit den Idealen der Unschuld verkehre, und daß die Feder mich emporträgt in einen Himmel der Stille, aus dem Leben der Unruhe und der Arbeit." Solche Worte charakterisiren die Gutsfrau, die jugendlichen Künstler aber denen ihre Feder sich widmete erhalten am Schluß des Buches eine weitere Deutung: „Lukas und Angelika sind die zarten Genien welche Bilder göttlicher Offenbarung an die arme Wand des Lebens malen, zu denen die Zeit, jene erhabene Gutsfrau, während Ewig-Vater abwesend scheint, der doch immer wiederkehrt zu den Seinen, ihre Erklärung schreibt." Ein denkender Geist kann alle Erdenerscheinungen symbolisch deuten — warum nicht auch dieses Zwischenspiel des Romans? „Vergangenheit und Zukunft verhüllen sich uns, aber jene trägt den Witwenschleier und diese den jungfräulichen."

15.

Notiz.

Turenne im Leben und im Tode.

Mancher weiß vielleicht nicht daß die Leiche Turenne's lange Zeit im Cabinet des Jardin des Plantes mitten unter ausgestopften Bälgen von Hirschen, Elenthieren, Giraffen und Schlangen gelegen hat. Und doch ist Dies der Fall. Als der Staub von Frankreichs Königen in den Lüften verwehte, da hob man den von Turenne sorgfältig auf. That man Dies vielleicht mit Rücksicht auf seinen berühmten Namen? Nein, denn die Revolution belächelte das Vorurtheil der Autorität. Ein Gelehrter war es der den Körper Turenne's reclamirte, nicht weil es ihm um eine Reliquie zu thun war, sondern weil der Leichnam sich besser als die andern conservirt hatte. Von einem Manne der seine Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie vervollkommnen wollte ward der Ruhm Frankreichs zwischen die Vierfüßler und die Fische gesetzt, bis ihn Napoleon in die Zufluchtsstätte der Helden, zu den Invaliden, schickte. Turenne gehört der Geschichte an, aber doch nicht der Naturgeschichte. In seinem Leben ist ein Zug besonders bemerkenswerth. Zur Zeit der Fronde diente er dem Hofe gegen die Armee der Prinzen. Mazarin ließ Turenne sagen er solle sich geschickt zurückziehen. Nein, dachte dieser, es ist immer gefährlich der Rebellion nicht die Stirn zu bieten. Inzwischen kam die Rebellenarmee näher und entfaltete sich; Condé befehligte sie, sie zählte 14,000 Mann; Turenne hatte kaum 4000. Mehr als jemals sprach man selbst in der Armee vom Rückzug. Turenne aber wendete sich um, und sagte kalt zu seinem Capitain der Garden: „Hier ist's, wo man sterben muß!" Er starb nicht, sondern siegte; sein Auge hatte das Terrain wohl studirt, und der Vortheil der numerischen Stärke ging den Frondeurs gegenüber der Kühnheit des Charakters und des Genies verloren.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 11. —— 13. Januar 1851.

Zur populairen Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Gleichwol will es der Referent nicht unerwähnt lassen daß ihn in demselben Zusammenhange der im vorliegenden Buche ausgesprochene Grundgedanke des Seelenlebens der Liebe in hohem Grade befriedigt hat. Gegenüber den Systemen welche offen (wie Max Stirner) oder consequentermaßen wenigstens (wie Feuerbach's Theorie und jede pantheisirende Richtung, selbst den ehrwürdigmoralischen Kant und den großartig-sittlichen Fichte nicht ausgenommen) auf Egoismus hinauslaufen, und in allen Denjenigen mehr oder weniger hervortretende Bundesgenossen haben die nicht die Ruhe fanden das in vielen Beziehungen berechtigte Princip des Egoismus allseitig zu durchdenken und darin ganz zu überwinden, ist der vom Verfasser zunächst in einfach-populairer Weise eingeschlagene Weg sicher derjenige auf welchem wir zuerst dahin kommen werden die feine, aber entscheidende Unterschiedslinie zwischen dem subjectiv begründeten Stoffe und dem subjectiven Motive unserer Handlungen zu ziehen, und die, soviel dem Studium des Referenten bekannt geworden, noch nirgend aufgewiesene Möglichkeit zu finden mit ethisch-theoretischem Rechte, nicht blos in unbegriffener und vielleicht unberechtigter praktischer Zufälligkeit über das Subject hinauszuschreiten in das Object der hingebenden Liebe. Nur auf diese Weise ist der Egoismus wissenschaftlich völlig zu überwinden, und dennoch zu der vollen Befriedigung des subjectiven Rechts zurückzukehren. Hier sind unserer Ethik noch große Aufgaben vorbehalten, und auch die Religionsphilosophie wird von ihrer Lösung zum Theil tief berührt werden müssen.

Daß die sich hier anschließenden Fragen nach „der Freiheit, Sünde, Wiedergeburt des Menschen, nach dem Sündenfalle und nach der Theilung der Völker" nothwendig hiermit zusammenhängen, wird Jedem einleuchten der diese Fragen irgend einmal im Zusammenhange durchgedacht hat. Auch hier ist von dem Verfasser sehr viel Wahres gesagt, und insbesondere das Wesen der Sünde mit Recht zurückgeführt auf den trotzigen Eigenwillen des Einzelnen gegenüber dem Allgemeinen oder dem Alles umspannenden Sittengesetze. Mag es auch zu viel gesagt sein wenn der Verfasser (S. 132) behauptet daß die Wirklichkeit der Sünde den eigentlichen Grund enthalte warum die Menschen philosophiren; mag hier der gottberechtigte Vervollkommnungstrieb des Menschen in ein nicht ganz scharf beleuchtendes Licht gestellt worden sein: es ist gleichwol unleugbar daß die Sünde und der Irrthum die beiden negativen Hebel der Entwickelung der Menschheit überhaupt sind und die Hauptursache für die überwiegende Oberflächlichkeit unserer dogmatisch-theologischen Wissenschaft seit dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts bis zum hervortretendern Einwirken Schleiermacher's der zu geringen Einsicht in das Wesen und in den Ernst der Sünde und des Irrthums zugeschrieben werden muß. Die Frivolität und Demuthsarmuth der Zeit hat hier, um sich zu der Lösung ihrer schweren Aufgaben zu tüchtigen, unsagbar viel zu lernen, und mag sich an den theilweise sehr kräftigen Schilderungen der Sünde bei unserm Verfasser erbauen, von dem wir sogar mehr noch und tiefergreifend als es in der That geschehen ist das Moment der Sünde und der Erlösungsbedürftigkeit hätten betont sehen mögen.

Stellt man sich aber einmal auf diesen Standpunkt des tiefsten Sündenernstes, und hat man sich gewöhnt die gesammte Entwickelung der Welt als Ein organisches Ganze, als bis ins Einzelnste hinein von der göttlichen Vorsehung bedingt, anzusehen; hat man sich endlich von Dem überzeugt was die Geschichte mit Flammenzügen in die Erscheinungen ihres Wesens eingezeichnet hat, daß Gott der Herr der Zeiten zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und Christus der Wendepunkt der Zeiten war: dann wird man auch nicht anders können als mit dem Verfasser die gesammte Vorgeschichte des Christenthums auf heidnischem und jüdischem Boden als Einen großen Erlösungsdrang und als eine Geschichte der Prophetie auf Denjenigen hin zu betrachten der in seiner gottmenschlichen Erscheinung die Fülle des göttlichen Seins den zu erlösenden Wesen darlebte, und bewußter oder unbewußter in allen Seufzern der Sehnsucht nach Erlösung enthalten war, welche die Menschheit vor ihm zur verschiedenen, bald heidnisch-mythologischen, bald alttestamentlichen Aussprache der Hoffnung

auf den Messias drängte. Das ganze Leben Jesu vor, mit und nach seinem persönlichen Kommen will unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt und diese große Idee schon der alten christlichen, soviel und unverstanden geschmähten Gnostiker, befreit von Phantastereien, in dieser Läuterung zu ihrem alten guten Rechte zurückgeführt werden. Die Zeiten sind hoffentlich für immer und bald auch für das weitere Bewußtsein vorüber, wo man die alten Mythologien für gehaltlose Willkürgebilde ansah, und in theologischer, scheinbar christlich-frommer Verkehrtheit und Geistlosigkeit die Mächte religiöser Ideenkraft verkannte welche vor Christo auf Christum hin auch auf heidnischem Boden die tiefsten Gemüther bewegten. Es ist eine Wesensaufgabe Aller welche von den Elementen der neuern Wissenschaft nicht unberührt geblieben sind, diese alle Gestalten der Religiosität zusammenfassende und anerkennende Weltanschauung zunächst wenigstens als Princip nach allen Seiten hin auszusprechen und geltendzumachen. Unzählige Beschränktheiten und Vorurtheile, welche uns bisher so vielfach gehindert haben in die Tiefen des göttlichen Welthaushalts und des wahren, wiederum und wahrhaft begriffenen Christenthums einzudringen, werden dadurch zu gleicher Zeit in Trümmer stürzen. Die rechte, d. h. nicht indifferente und glaubenslose Toleranz und Achtung vor der freien religiösen Subjectivität wird damit im Principe zunächst gewonnen werden. Mit ihrem Ernste wie ihrer Freiheit wird auch das Princip unserer christlichen Zukunft gewährleistet sein, und die frische Kraft des befreiten religiösen Subjects zurückgenommen werden, die ungestört durch kleinliche, von destructiver Kritik mit Vorliebe betonten Aeußerlichkeiten den Heiligen Geist des Neuen Testaments und seines Geistes wiederum empfindet, ohne den wir nimmer im Stande sein werden jene gewaltige Zeit zu verstehen, und aus ihr heraus wie mit ihr unsere eigene religiöse und sittliche Zukunft neuzubefruchten und umzubauen.

Wir glauben mit dieser Andeutung unsers Grundgedankens uns mit dem Verfasser auf Einem Boden zu befinden. Seine Andeutungen „über den Christus der Vorzeit" (S. 159—175), sein „Leben Jesu" (S. 171—214), und seine nachfolgenden verwandten Entwickelungen haben jedenfalls das Gesagte zu ihrer letzten Grundlage. Dabei verhehlen wir nicht daß wir im Einzelnen vielfach abweichen: daß wir die orientalische Religionsgeschichte allseitiger hervorgehoben, und den Forschungen Röth's insbesondere („Geschichte unserer abendländischen Philosophie", erster Band, Manheim 1846), umfänglicher Rechnung getragen, auch von Anderm abgesehen Schelling's oft willkürlichen, aber geistreichen und wie es scheint noch nicht genug beachteten Winken über die Auffassung der Mythologie (in seiner durch Paulus veröffentlichten „Offenbarungsphilosophie") umfassendere Rücksicht geschenkt haben würden. Ebenso wenig wollen wir es unterlassen es ausdrücklich auszusprechen daß nach unserer Ueberzeugung das neutestamentliche Leben Jesu viel historischer und zugleich ideeller aufgefaßt werden kann, trotz der Beengtheit des Raums der vorliegenden Schrift, als es von dem auch hier übrigens vielfach geistreichen und anregenden Verfasser selbst nach dem Vorliegenden wirklich geschehen ist. Vor allem wird es einer tiefern Bearbeitung der Christologie bedürfen, deren Bearbeitung keineswegs blos theologisches Interesse besitzt, aber freilich gegenwärtig in voller Arbeit begriffen ist, und durch die letzten achtenswerthen Leistungen des nüchternen, aber oft treffenden Thomasius, oder des zur Tiefe dringenden, aber oft in der Subjectivität festgebannten Liebner nach der Ansicht des Referenten durchaus noch nicht als einem bestimmtern Abschlusse zugereift betrachtet werden darf. Endlich wird das Moment des Versöhnungstodes Christi und das Princip der Rechtfertigung aus dem Glauben, entsprechend dem historischen christlichen Bewußtsein und dem Vulgairrationalismus zum Trotze weit tiefer entwickelt werden müssen als es vom Verfasser geschieht. Auch sind die geistreichen, warm empfundenen, aber zum Theil sehr willkürlichen „Kerkergedanken eines deutschen Republikaners" (S. 222—252), namentlich nach Dem was der Verfasser selbst früher über wesentlich dieselben Gesichtspunkte ausgesprochen hat, eher geeignet in vage, beunruhigende Weiten hinauszutreiben als eine bestimmte, vom wissenschaftlichen Hintergrunde begrenzte Ansicht zu gewähren. Denn nur da wo man trotz aller poetischen Färbung, die wie im vorliegenden Buche durch den Zweck der Schrift in einem gewissen Grade berechtigt ist, die nur verhüllte wissenschaftliche Durchdringung eines in sich schwierigen Gegenstandes herausmerkt, kann auch der Gebildetere die bestimmte und begrifflich gesichertere Anregung des Geistes empfangen, die man von jedem selbst populair philosophischen Buche verlangen muß. Die Willkürlichkeit der wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Subjectivität hat schon zu verhängnißvoll geschadet auf dem Gebiete der Philosophie in der Theorie wie Praxis überhaupt, und ist auch gegenwärtig noch auf beiden Gebieten zu wirksam als daß wir nicht durch möglichste Bestimmtheit der begrifflichen Auffassung selbst auf populairem Boden ihr entgegentreten müßten. Wenigstens nach dem Urtheile des Referenten hätte eine zweite Auflage Dies wol ins Auge fassen sollen, und es möchte Dieses umsomehr hervorzuheben sein, da auch andere Theile des Buchs, namentlich wo es die praktischen Fragen (z. B. den christlichen Staat, S. 349—361) berührt, an zwar nicht völlig gleichem, aber ähnlichem Mangel zu leiden scheinen, soviel auch Geistreiches und im Princip Wahres selbst hier ausgesprochen ist. Wird allenthalben eine bestimmtere Haltung der begrifflichen Fassung angestrebt, und ein größerer Muth wissenschaftlicher Tiefe und Präcision trotz des wesentlich populairen Leserkreises darangesetzt werden, so wird sicher die Wirksamkeit des anregenden Buchs auch in populairen Kreisen eine größere und nachhaltigere sein. Die poetische Frische braucht deshalb durchaus nicht beeinträchtigt zu werden. Die vollendetste Poesie strebt auch zum vollendetsten und mög-

lichst bestimmten Ausdruck des Unendlichen und in seiner Vollfülle Unaussprechlichen.

Der Referent würde sich, zumal da das Buch nicht eigentlich dem wissenschaftlichen Theologen bestimmt ist, nicht mit der Genauigkeit die Bekanntschaft des Buchs erworben haben, die er hier des beschränkten Raumes halber nur sehr unvollständig benutzen kann, und noch viel weniger sich in diesem Umfange, besonders an der gegenwärtigen Stätte, über dasselbe verbreitet haben, wenn er nicht für die höhergebildeten Laien aller Stände und für diejenigen Theologen welche entweder nicht Zeit oder — nicht Lust gehabt haben sich mit den specifisch-wissenschaftlichen Arbeiten der neuern Theologie unmittelbar bekanntzumachen, das vorliegende Buch für ein wichtiges erachten mußte. Möge es von ihnen, troß der Anstrengung die es ihnen vielleicht hier und da bereiten möchte, viel gelesen werden. Der Frühlingshauch der Begeisterung die durch das ganze Buch ohne Ausnahme hindurchgeht wird die Mühe der Aneignung neuer und im Bewußtsein noch schlummernder Principien um ein Bedeutendes leichter machen, und den christlichen, heiligen Geist der religiösen Frische, Wärme, Sinnigkeit und Schöpferlust anregen, ohne den der Fortbau unserer Kirche auf dem blos oder vorwiegend theoretischen Boden der Wissenschaft nimmermehr gelingen wird. Was über die deutsche Großthat der Reformation mit ihren ethischen, durch spätern Scholasticismus verkümmerten Principien populair ausgesprochen ist, was über christliche Kunst und Poesie, über ihre Idealität und Innerweltlichkeit gegenüber der altclassischen Kunst und Poesie zur geistreich andeutenden Entwickelung kommt, wird nicht verfehlen auch die ästhetische Seite unserer Bildung in ihrem großen unentbehrlichen Werthe fühlbar zu machen, und zum allseitigern Streben helfen eine Lücke zu füllen die in unserer Volkserziehung jetzt fast eine unerträgliche geworden ist. Vor allem aber wird die Schrift auch in weitern Kreisen die Ueberzeugung wecken daß die Philosophie nicht nothwendig, wie von Vielen böswillig oder beschränkt behauptet wird, Feindin und Zerstörerin der christlich-offenbarten Wahrheit ist: vielmehr die wahren Principien des unverfälschten Christenthums nach seinem ewigen, von keiner Zeit überflügelten Wesen, nur in dem Lichte der philosophischen Erfassung von dem vielfach sich entgegenbrüstenden Beiwerke vergangener, immerhin hochachtenswerther, aber roherer Zeiten und deren Schlackenwerke befreit werden können. Was aber die Wissenschaft erringt gehört ja nie ihr allein. Eine zeitlang weniger Auserwählten Eigenthum, dringt es mit Siegergewalt auch in den Bildungsstoff der öffentlichen Meinung ein: dem Worte der Weissagung helfend daß Christus verklärt werden soll auch im Kleinsten und Einzelnsten von einem Lichte zum andern.

Möchten hierzu die oben näher Bezeichneten das in Rede genommene Buch sich empfohlen sein lassen.*)

G. A. Fricke.

*) Einen zweiten Artikel hoffen wir im nächsten Monat mittheilen zu können. D. Red.

Zur amerikanischen Literatur.

Ralph Walter Emerson ist einer der talentvollsten und gelehrtesten Schriftsteller die Amerika bisjetzt hervorgebracht hat. Sein Name wird in Deutschland wenig oder gar nicht genannt; in England ist er durch Thomas Carlyle bekannt und berühmt geworden, der eine auffallende Geistesverwandschaft mit dem Amerikaner hat. Ebenso unverkennbar ist bei Letzterm die Hinneigung zur deutschen Philosophie und auch zu den Ansichten der neuesten Aufklärung. Wenn die Vertreter derselben, Uhlich, Wislicenus und Bauer seine Aussprüche kennten, sie würden sie stolz zum Motto und zur Besiegelung ihrer Richtung ausrufen. Aber sie würden sich dennoch in ihm irren; er wird nie zu ihrer Fahne schwören, wenn sich auch augenblicklich ihre Wege gleichen: sie glauben sich am Ziel, er weiß daß er mit seiner Forschung noch in einer Durchgangsperiode begriffen ist.

Emerson ist 1803 in Boston geboren, und studirte in Cambridge, wo er im achtzehnten Jahre bachelor of arts wurde. Später erhielt er eine Stelle als Pastor bei einer Unitariergemeinde in seiner Geburtsstadt. Seine abweichende Ansicht über das Dogma des Abendmahls veranlaßte ihn jedoch diese Stelle niederzulegen; seitdem hält er Vorlesungen in Boston und ist mehrfach als Schriftsteller aufgetreten. Sein Buch über die Natur ist bisjetzt sein bedeutendstes Werk; man kann es nicht blos lesen, es muß studirt werden. Seine Abhandlungen (Essays) sind ebenfalls reich an Gedankentiefe und Originalität; sein Geist wohnt im Tempel der Unendlichkeit und seine Lebensluft ist Wahrheit. Seine Gefühlsweise ist hochpoetisch, er redet oft mehr als Dichter wie als Philosoph, und erinnert häufig an unsern Jean Paul.

In folgenden Charakterbildern geben wir einige Auszüge aus seinem neuesten Werke: „Representative men, seven lectures, by *R. W. Emerson.*"

Platon.

Platon ist die Philosophie und die Philosophie ist Platon, zu unserm Ruhm und zu unserer Schmach sei es gesagt, denn weder Römer noch Germanen vermochten seinen Kategorien eine neue Idee hinzuzufügen. Er hatte weder Weib noch Kind, aber die Denker aller gebildeten Nationen sind seine Nachkommen, gefärbt von seinem Geiste. Wieviel große Männer haben sich aus der Dunkelheit erhoben um ihm zu folgen. Die Alexandriner sind Platoniker, die Elisabethaner nicht weniger. In Platon's „Phädon" ist Calvinismus und echtes Christenthum. Er ist der Mann von dem man wie vom Koran sagen könnte: Verbrenne alle Bücher, sie sind alle in ihm enthalten. Die Cultur der Nationen, die Grundlage, der Quell der Literaturen ist in Platon's Philosophie enthalten. Sowie Helena von Argos eine Universalschönheit war, die Jedermann fesselte, so scheint Platon jeder Nation eigen zu sein. Es ist merkwürdig daß wenn ein Mann kopflang über seine Zeitgenossen emporragt, man immer an der Authenticität ihrer Werke zweifelt. Diese Männer magnetisiren ihre Zeitgenossen; sie können durch sie mehr thun als aus sich selbst. So kommt es daß ein großer Mann durch andere Hände schreibt, malt, handelt, und daß es nach einiger Zeit schwer wird zu erkennen was seine eigenen Werke oder die seiner Schüler sind.

Platon versenkte sich in die Gelehrsamkeit seiner Zeit, in Philolaus, Timäus, Heraklitus, Parmenides und in seinen Lehrer Sokrates. Er reiste nach Italien um Pythagoras kennenzulernen, dann nach Aegypten und dem weiten Osten um zu suchen was er in Europa nicht fand. Platon besaß alle Gewalt eines Dichters, aber er gebrauchte sie zu philosophischen Zwecken. Wer etwas Großes schaffen will muß etwas Größeres sein, Platon der Philosoph war mehr als Philosoph, er war Dichter.

Der größte Genius hat die kürzeste Biographie. Wie ein guter Kamin seinen Rauch verbrennt, so verwandelt der Philosoph sein Leben in seine Werke. Wir wissen nicht ob Pla-

ton eine Geliebte, ein Weib und Kinder gehabt hat; er war 430, um die Zeit geboren als Perikles starb, ein Patricier, und soll frühzeitig sich zum Kriege bestimmt haben, ehe er in seinem zwanzigsten Jahre mit Sokrates bekannt wurde. Bei diesem blieb er zehn Jahre bis zu dessen Tode, und ging dann nach Megara. Dort folgte er der Einladung des Weisen Dion und der des Tyrannen Dionysius an den Hof von Sicilien; er war drei mal dort, obwol man ihn bitter neckte und quälte. Auch in Babylon soll er gewesen sein. Nach dreizehnjähriger Abwesenheit kehrte er nach Athen zurück, wo er in der Akademie allen Denen Unterricht gab die ihn hören wollten, und starb schreibend im einundachtzigsten Jahre.

Weit äußerlicher ist die Biographie seines Doppelsterns, des Sokrates. Dieser ein Mann niedern Standes, demüthig in seinem Aeußern, heitern Sinnes, gesprächig mit der Jugend, voll der größten Vorliebe für Athen, seine Vaterstadt, deren Mauern er nicht verlassen wollte, war arm und mäßig. Er begnügte sich mit Wasser, Brot und Oliven, ging barfuß und trug kein Unterkleid; sein Oberkleid war im Winter und Sommer dasselbe. Er machte in seiner Bude Statuen aus Holz und Stein, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Seine Hauptbeschäftigung, sein größtes Vergnügen war mit der Jugend zusammen zu sein und zu sprechen. Er wohnte ihren Festen bei und konnte trinken wie ein Jüngling. Unter dem Vorwande Nichts zu wissen griff er die größten Redner und Philosophen mit seiner Dialektik an und schlug sie. Seine Redeweise erinnert oft an die unserer Quäker; er brauchte niedere Gleichnisse von Hähnen und Wachteln, Suppenschüsseln und Maulbeerlöffeln, Stallknechten und Hufschmieden, besonders wenn er mit vornehmen Personen sprach. Die Schauspieler stellten ihn mit seinen großen Ohren auf dem Theater dar, und die Töpfer bildeten sein häßliches Gesicht nach. Er hieß unter dem Landvolk der lustige Alte. In seiner Jugend hatte er im Kriege mit den Böotiern eine seltene Entschlossenheit gezeigt, und einst im Senat der allgemeinen Stimme mit Erfolg sich widersetzt. Er war später ein heiterer Humorist, der die jungen Patricier auf dem Markte unterhielt, dessen Sprüche und Einfälle durch die Stadt gingen. Da wurde er plötzlich angeklagt daß er den Volksglauben untergrabe, die Unsterblichkeit der Seele und zukünftige Belohnungen und Strafen predige. Sokrates trat in den Kerker, der nun keiner mehr war. Seine Reden im Gefängniß und sein Tod mit dem Giftbecher sind die herrlichsten der alten Welt.

Platon's Gemüth wurde tief ergriffen von dieser Vereinigung des Humoristen und des Märtyrers, des Straßenredners und des größten Heiligen jener Zeit. Es war ein selten glücklicher Zufall der den Aesop des Pöbels mit dem vornehmen Gelehrten zusammenführte, um Beide unsterblich zu machen. Die wunderbare Synthesis im Charakter des Sokrates enthüllte die Synthesis in Platon's Geist. Platon lebte und handelte nicht, er schrieb. Seine Biographie muß sein inneres Leben schildern, wie es zuging daß alle Menschen seine Schüler wurden, daß seine Schriften gleich der Bibel in jedem denkenden Menschen Wurzel schlagen, daß es unmöglich ist in manchen Stücken anders zu denken als durch das Medium seiner Forschung. Er steht zwischen dem Menschengeiste und der Wahrheit. Man erstaunt stets von neuem über seine Ausdrucksweise, die oft aus unserer Zeit entlehnt scheint. In Platon liegt der Keim zu dem jetzigen Europa, zu seiner langen Geschichte von Kriegen und Künsten. Das ist nun die Aufgabe welche gelöst werden soll: wie Platon dazu kam unsere Geschichte und unsere Literatur zu sein? Nur weil er der Mann der Wahrheit und des vollen Bewußtseins war, weil er im höchsten Grade die Fähigkeit besaß das Ideal, das Gesetz der Seele, zu verstehen und zu verehren. Platon's Erkenntniß bestand in seiner Lehre: Alle Dinge sind um des Guten willen, und das Gute ist die Quelle des Schönen. Darum sagte man von ihm: Wenn die Liebe zur Erde käme, sie würde sprechen wie Platon.

Platon lehrte: „Schönheit ist das Beste, doch Weisheit ist größer." Dennoch hat er kein System. Niemand kann sagen was Platonismus ist. Keine Macht des Genius vermochte je das Geheimniß des Daseins zu erklären.

Swedenborg der Mystiker.

Die Propheten erkauften ihre Wissenschaft mit Schmerz und Elend. Die Ekstase, diese Seligkeit, kommt mit Schrecken und erschüttert den Geist, sie überspannt seine schwache Hülle von Staub und macht den Wurm wahnsinnig. Während durch religiöse Begeisterung die Kraft der Seele sich vermehrt, verzehrt sich der Körper in Kränklichkeit; so führt das höchste Gut eine Eigenschaft mit sich die seinen Werth verringert.

Ein merkwürdiges Beispiel derartiger Ekstase war Emanuel Swedenborg, geboren zu Stockholm 1688. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen Mondscheinschwärmer und Visionnair, aber sein Leben war inhaltreicher wie das mancher stolzen Namen jener Zeit. Wenn die königlichen Friedrich, Christian und Braunschweig längst in Vergessenheit versunken sind, wird Swedenborg's Geist sich noch über tausend Geister verbreiten. Nach einem Leben voll Studium, ausgezeichnetem Fachwissen und wirksamer Thätigkeit begann seine Begeisterungsperiode erst in seinem vierundfunfzigsten Lebensjahre. Er gab seine Aemter auf, legte seine wissenschaftlichen Untersuchungen über Geologie, Chemie, Optik, Mathematik und Astronomie nieder, indem er sich ganz der Theologie widmete. Der Ruf seiner Sehergabe erfüllte bald die Welt; die Geistlichkeit bekümmerte sich jedoch nicht um seine Offenbarungen. Die strenge Sittenlehre Swedenborg's gibt ihm eine Stelle unter den Gesetzgebern der Menschheit. Er nannte sich einen Boten von Jesus Christus, und ist durch seine Anschauung übernatürlicher Dinge gleichsam als der letzte Kirchenvater zu betrachten. Er wird keinen Nachfolger haben. Seine Aussprüche sind goldene Worte, die mit wunderbarer Schönheit die Gesetze der Ethik offenbaren; z. B. sagte er: „Die Engel gehen im Himmel immer der Frühlingszeit ihrer Jugend entgegen, sodaß der älteste Engel der jüngste wird; jemehr Engel, jemehr Raum ist vorhanden." In seinem Werk über die eheliche Liebe kommt Swedenborg dem Hymnus der Liebe nah den Platon im „Gastmahl" gesungen, der Liebe von der Dante die schöne Erklärung gab: „Liebst du mich? heißt nichts Anderes als: Erkennst du mit mir eine Wahrheit? Ist Das nicht, so entsteht eine Scheidung, die keine Natur wiedervereinen kann." Dennoch ist Swedenborg's Weltsystem leblos und prosaisch: in seinen „Todtengärten" singt kein Vogel und scheint kein Licht. Darum werden seine Werke bald nur ein Monument seines Namens sein. Sein Lorber ist stark mit Cypressen durchflochten. Aber er besitzt das unsterbliche Verdienst die Tugend zum höchsten Ziel der Seele in dem Labyrinth der Natur erhoben zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Clemens, R., Schlüssel zum Verständniß der Natur des Himmelreichs. Gemeinfaßliche Auslegung des ewigen Evangeliums nach seinem wesentlichen Inhalte. Stuttgart, Scheible. 1850. 32. 11 Ngr.

Conscience, H., Die hölzerne Clara. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen von Ed. Dujardin. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Edelsteine. Eine Festgabe der schönsten Gedichte aus den neuesten Dichtern. Herausgegeben von K. Gödeke. Hannover, Ehlermann. 16. 1 Thl. 22½ Ngr.

Kinkel, G., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1850. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Lammich, F. C., Tagebuch, geführt auf der Reise nach und in Costa Rica in Central-Amerika. Leobschütz, Weilshäuser. 1850. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 12. —— 14. Januar 1851.

R. W. L. C. von Keudell.

Bergan! Novellensammlung von R. W. L. C. von Keudell. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. 8. 3 Thlr.

Seit Hoffmann's „Serapions-Brüdern" ist wol kaum eine so bemerkenswerthe Novellensammlung erschienen als die vorliegende ist. Die Literatur des Kunstenthusiasmus schien mit Hoffmann so gut wie abgeschlossen zu sein: Heinse, Novalis, Hoffmann waren und blieben ihre vorzüglichsten Repräsentanten. Zu dem Dreiblatt ist nun ein Vierblatt hinzugetreten. Schon seit einiger Zeit erregten die novellistischen Leistungen Keudell's verdiente Aufmerksamkeit — Aufmerksamkeit selbst in den Tagen wo der poetische Horizont der Deutschen unter dem politischen gänzlich untergetaucht zu sein schien. Die Achtung vor dem Dichter stieg in dem Maße wie sich seine Vielgestaltigkeit und sein Schaffensvermögen mehr und mehr entfaltete. Antiquar und Kunstkenner von Rang, gestern Schöngeist, heute tiefblickender Politiker, setzte seine poetische Proteusnatur zuerst in Erstaunen, dann in bewundernde Achtung. Er erntete Beifall auf allen Feldern und pflückte von allen Lorberreisern. In der vorliegenden Novellensammlung zeigt er sich als ein Geist in dem die dichterische Natur- und Kunstanschauung immanent ist, tief eingeweiht in die Geheimnisse beider, und glühend bewegt und angetrieben beide zur Erscheinung, zur Darstellung zu bringen. Vorzüglich aber sind seine Kunstanschauungen von einer Wärme, einer Neuheit und Tiefe, die selbst Den hinreißt der diese Gattung für abgethan und hinter uns liegend erachten mochte. Phantasie und Reflexion, kritische Wahrheit und Poesie gehen bei ihm eine seltene Ehe ein: die Technik der Novelle und die Glut des Ausdrucks und die Kunst fesselnder Gruppirung stehen ihm voll zugebote, und da ein vielseitiges Wissen und treffliche Geschmacksbildung ihm eine weite Bahn eröffnen, so ist sein Horizont stets groß, licht und offen. Die Mystik der Liebe und der Naturbegeisterung sind bei ihm wie zur Wissenschaft aufgeklärt; er vertieft sich mit gleicher Sicherheit in die Welt der Märchen wie in das Gebiet der Aesthetik, und fördert Gedankenschätze aus dem Schacht tiefer, poetischer Anschauungen wie aus dem der Kritik aller Künste.

Die Arbeiten eines solchen Geistes belohnen wol die Mühe ihrer Entstehung, ihrer Bedeutung, ihrem Bereich, ihrem Umfang nachzugehen — was denn auch unsere Absicht bei den nachfolgenden Betrachtungen sein soll.

Der Autor scheint zunächst zu der Stufe geistiger Reife vorgedrungen zu sein, wo wir den unbewußten Enthusiasmus der Jugend überwunden und ihn den Gesetzen des Denkens unterworfen haben. Allein er steht diesem Scheidewege nicht so fern daß er das Wesen des Enthusiasmus nicht noch voll im Gefühl haben sollte. Aus dieser nahen Erinnerung, verklärt und geläutert, zeichnet er ihn mit tiefster Wahrhaftigkeit und Naturtreue. Dies ist die Aufgabe der ersten Novelle. Sie ist ganz ein Gemälde des schrankenlosesten Kunstenthusiasmus, dem an sich selbst gar kein Zweifel aufkommt, der sich des Naturlebens ganz entäußert hat, für den Nichts vorhanden ist als die Kunst und das Subject, das ihrer Wirkung widerstandlos hingegebene Ich. Wir haben die Novelle: „Lindenharfe, aus dem Skizzenbuche eines reisenden Enthusiasten", daher nicht so zu verstehen als gäbe sie die Kunstansichten des Verfassers wieder, sondern sie trägt eben die Ansichten eines vollständigen Enthusiasmus, der nur selten sein eigenes Correctiv findet, vor; d. h. jener Seelenstimmung die das Falsche stets mit dem Wahren vermischt und überall nur die Grenzlinien seiner Sphäre berührt um über sie hinwegzuspringen. Dieses Sprunghafte und ins Leere Uebergehende der Urtheile ist hier, wo Alles subjectiv hervortritt, gerade das Charakteristische: die Uebertreibung, die objectige Unwahrheit sind das Warnende und Bezeichnende; die Resultatlosigkeit ist das Unvermeidliche; ja, sie sind Das was der Verfasser recht eigentlich will und im Auge hat. Für diese Aussprüche und Darlegungen ihn verantwortlich machen, hieße daher eine hohe Ungerechtigkeit gegen ihn begehen; diese Aussprüche sind vielmehr als Manifestationen des schrankenlosen Enthusiasmus, theilweise wenigstens, mit Absicht als unrichtig und haltlos hingestellt, und hiermit mitten in einer ganz subjectiven Lebensauffassung ein hoher Grad der Objectivirung erlangt. Die ganze Novelle, in der zu einer Begebenheit nur ein ganz schwacher Anlauf genommen wird, ist nichts Anderes als ein kunstträumerischer Erguß eines liebenden Herzens, das ein Mädchen zu lieben glaubt die ihn flieht und doch die Kunst in ihm liebt.

Rosa oder die Kunst, Jenny Lind oder der Gesang, diese Potenzen fließen in diesen Schwärmereien stets in Eins zusammen. Der Träger derselben, der Held des Autors, ist ein Wesen von starkem, eifrigem Wollen, was denn bei hohem poetischem Vermögen immer zur Schwärmerei hinleitet. Was ihm feindlich ist, oder auch nur unangenehm, fühlt er nicht blos als Solches, sondern er haßt es und möchte es vernichten. So ist ihm die italienische Musik der Neuzeit zuwider; ihre Repräsentanten sind ihm freche Götzen, unwürdig des Tempels der Kunst; er möchte sie vernichten, den Tempel reinigen von ihnen wie der feurige Christus sein Gotteshaus säuberte. Er ruft aus:

O ich will Großes und Schönes, Spiegelbilder der ewigen Naturschönheit aufrichten. Mein ganzes Volk möchte ich das unendliche Glück mitgenießen lassen, die Verbindung mit der ewigen Weltharmonie, die ich selbst empfinde wenn ich eine Melodie von Mozart, Gluck, Haydn durch schönen Gesang aus der Menschenbrust lebendig werden höre. Du, meine Rosa, warst das einzige Wesen auf der Welt das mir diese Melodien göttlichen Ursprungs zu der Schönheit wiederherstellen konnte in welcher, wie ich glaube, jene hohen Meister sie selbst empfingen, und um dieser heiligen Gaben willen — muß ich dich ewig lieben. Darum sei deiner Macht sicher. Wirf ihn hinaus den kleinen, buckligen brillentragenden Buchhalter — deinen eigenen berechnenden Verstand, wirf ihn hinaus den schmuzigen Mäkler aus dem Tempel deines Innern, daß du frei von dieser erdschweren Gewalt zu mir kommen kannst, im freudigen Fluge zur Seligkeit, die wir auf Erden erreichen oder ewig entbehren müssen!

Wir können dem Enthusiasten nicht folgen in seinen Schilderungen ebengehörter Musiken oder beschauter Kunstwerke, obwol nicht eins dieser Urtheile unerheblich ist und beiweitem die meisten die tiefste Durchdringung der Kunstgeheimnisse verkünden. Ebenso wenig wird es unsers Berufs sein seinen Zergliederungen Beethoven'scher Sonetten und Symphonien, die er sogar versucht Takt für Takt in Worte zu übersetzen, zu folgen: etwas chimärische Versuche, die ebenso wenig neu sind als sie bei einem Andern als einem „Enthusiasten" verzeihlich sein würden — allein Das ist nicht zu verschweigen daß alle diese Stücke einen hohen Sinn für Schönheit in der Kunsterscheinung, ein reifes Urtheil über sie und in einem hinreißenden poetischen Ausdruck eine Seele verkünden die von Schönheitsgefühl und Poesie ganz durchdrungen ist.

Der Verfasser hat seine mit poetischen Fragmenten gezierte Novellensammlung „Bergan!" betitelt. Er erklärt sich selbst über diesen etwas wunderlichen Titel, der von manchem Leser für anmaßend und himmelstürmerisch gehalten werden kann. Er gesteht, in der Hoffnung daß manche gleichgestimmte Seele sich an den schönen Aussichtspunkten erfreuen werde die er hier und da findet, daß er sich wirklich einbilde mit diesem Buche weiter vorwärts gekommen, höher gestiegen zu sein, wenn man auch erwägen müsse daß Jemand der einen hohen Berg ersteigen will nicht stetig aufwärts klimmen kann, vielmehr seinen Weg oft scheinbar abwärts durch Hohlwege und Waldeslabyrinthe nehmen müsse, bis er wieder einen freien Punkt gewinnt, der ihm einen Rückblick auf das durchschnittene, zu Füße liegende Terrain gewährt. So meint er denn auch durch dies Buch im Ganzen höher gefördert und das günstige Resultat erlangt zu haben, aus den Irrgärten der subjectiven Poesie zu der freien Aussichtshöhe der Objectivität gelangt zu sein. Diese Annahme hat den Verfasser nicht getäuscht; es ist in der Reihefolge seiner Novellen vielmehr wirklich ein entschiedenes Aufsteigen in der Kunst der romantischen Novelle unverkennbar, dergestalt daß er in dem Hauptstück dieser Sammlung der Höhe ganz nahe ist auf der Tieck, Arnim und Eichendorff stehen.

Schon die nächstfolgende Novelle: „Der breite Blick", obwol auch hier der novellistische Stoff dem ästhetischen Inhalt noch untergeordnet erscheint, zeigt einen entschiedenen Fortschritt in den wesentlichen Foderungen und Formen der Kunstnovelle, in der Richtung hin daß wir für die handelnden Personen ein Interesse gewinnen, das in der „Lindenharfe" gänzlich verlöschen mußte. In ihrer engern Aufgabe versinnlicht diese Arbeit aber einen ebenso neuen als schönen Kunstgedanken. Dem Verfasser liegt nämlich daran über die Art und Weise wie wir Kunstwerke sehen sollen seine Gedanken zu sagen. In dieser Beziehung erkennt er es als ein Charakteristisches unserer Zeit daß die Mehrzahl Derer die für Kunstbetrachtung noch einigen Sinn haben die Werke der Kunst denen sie sich zuwenden mit einem gewissen „spitzen Blick" betrachten, d. h. einem solchen der nur das „Einzelne" in dem Kunstwerk trifft, heraushebt, trennt und in seiner Getrenntheit betrachtet, prüft, beurtheilt, während das Kunstwerk gerade im Gegentheil mit dem breiten Blick des Alles umfassenden Auges und mit dem tiefgehenden Schauen, das die Idee des Kunstwerks zu erkennen und bei sich zu reproduciren bemüht ist, betrachtet werden sollte. Diesen Gedanken verkörpert er an mehren neuern Kunstwerken, besonders an Bendemann's und Cornelius' Werken, dergestalt daß er in der hiermit zusammenhängenden Novelle: „Eintägige Liebe", Bendemann's „Liebendes Hirtenpaar" den Leser gleichsam miterleben läßt. Nachdem über die Naturtreue einzelner Gegenstände dieses Bildes hin- und hergestritten ist, sagt Volker: Der breite Blick sei eigentlich jenes poetische Schauen, welches uns befähige nicht nur die allgemein sichtbar gewordene äußere Erscheinung, sondern auch die Bilder des Gefühlslebens, die dem innern Auge des Künstlers vorüberwandelten, in uns aufzunehmen, sie zu reproduciren und so die That des Künstlers mitzuerleben. Ohne diese Reproductionsfähigkeit sei die vollendete Auffassung eines Kunstwerks undenkbar; wer dagegen nur mit spitzem Blick ein Kunstwerk betrachte, könne allenfalls beurtheilen wie gut oder schlecht die Einzelheiten gerathen seien, im Ganzen aber höchstens Das sehen was der Künstler technisch geleistet habe, indeß der breite Blick das Kunstwerk nacherschaffe, ja selbst möglichmache die Urerscheinung desselben reiner und schöner zu empfangen als der Künstler selbst sie gehabt habe. Hiergegen erheben sich nun gewichtige Bedenken, indem die Empfänglichkeit der augenblicklichen

Stimmung hierbei offenbar zu sehr ins Gewicht fällt: es bleibt jedoch, nach einiger Modification des Gedankens dabei daß ohne jenen breiten Blick liebende Empfängniß und echte Kunstfreude daher nicht möglich sei. Mit den prägnanten und ausgiebigen Gedanken dieser Novelle ist ein begebenheitlicher Stoff in Verbindung gebracht, der an sich und durch eine hohe Originalität der handelnden Charaktere anziehend genug hervortritt, dem jedoch ein novellistischer Abschluß noch mangelt. Die Erzählung geht, nachdem sie eine nahe an Eichendorff erinnernde Beschreibung eines Maskenfestes im Hause des Helden aufgenommen hat, in die Erzählung „Eintägige Liebe" über, in welcher Phantasie und Wirklichkeit eine fast dämonische Neckerei mit uns treiben, in der Art wie Hoffmann dies Spiel oft getrieben hat. Wir sehen in dieser Partie nur eine Art Lückenbüßer, der zwar von poetischem Schaffensvermögen zeugt, jedoch künstlerisch nicht befriedigen kann. Bemerkt sei noch daß der Autor ziemlich scharf gegen die neuesten Malerschulen heraustritt, und z. B. seinem geheimnißvollen Alten die geharnischten Worte in den Mund legt:

Ei was scheren mich Düsseldorfer oder Münchener oder Dresdener. Die Pinguinen sind Vögel, können aber nicht fliegen! Das ist Alles ein Schwarm, lauter miserabele Fettgänse mit Sperlingsflügeln, die sie nicht vom Boden heben. Was! Ihr wollt Künstler sein und könnt nicht einmal schauen? Seht nur immer aus eurem kleinen Ich heraus mit eurem elenden, spitzen Blick. Ehe ihr nicht den breiten Blick habt der die erscheinende Schönheit insichaufnimmt — ehe . . .

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur amerikanischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Montaigne der Skeptiker.

Wir bedürfen einer beweglichen Philosophie; die der Spartaner und Stoiker ist zu starr und fest für uns; die des Evangelisten Johannes zu ungreifbar. Wir bedürfen einer Rüstung von elastischem Stahl, stark und biegsam zugleich. Wir erhielten sie durch Montaigne. Wir sind gläubig von Natur; wir wollen Ursache und Wirkung begreifen. Wir glauben daß ein unsichtbarer Faden durch alle Dinge geht, daß die Welten daran gereiht sind wie Kugeln eines Rosenkranzes, daß alle Ereignisse durch diesen Faden zu uns kommen, daß wir nur nicht wissen woher er kommt und wohin er geht. Ein Buch das uns beweist es existire kein solcher Faden, Alles ist Zufall und Chaos, vernichtet uns. Aber in Montaigne's Skepsis ist Vernunft, und fast alle Gebildeten gehören ihr an. Der weise Zweifler sagt: „Absichten zum Besten der Menschheit mögen in den Wegen der Vorsehung liegen, aber die Dogmen sind mir unbegreiflich." Das Ende der Skepsis ist immer das moralische Gefühl, das ist der Tropfen der die Flut zurückhält. Die Gottheit und das Gesetz erfüllen die Welt. Der Glaube besteht darin die Summen der Seele zu bejahen, der Unglaube sie zu verneinen. Fourier sagt: „Das Streben im Menschen entspricht seinem Schicksal", Das heißt mit andern Worten: jeder Wunsch verkündigt seine Erfüllung. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Der größte Kummer junger feuriger Gemüther ist ihre Machtlosigkeit. Sie klagen die Vorsehung der Kargheit an; sie zeigt dem Kinde Himmel und Erde, füllt seine Seele mit einer Sehnsucht die unendlich ist, glühend und verzehrend wie der Hunger, wie die Begier des Teufels nach Seelen, wie die des Raums nach Planeten, und um sie zu stillen erhält der Mensch nur einen Tropfen. Der Becher ist weit wie der Raum, und nur ein Tropfen Lebenswasser darinnen, und immer singen die Sirenen: „Das Streben des Menschen entspricht seinem Schicksal." Diese Kluft zwischen Wollen und Können findet sich in der Seele der Jungfrau wie des Jünglings, auch in der Seele des Heiligen. Der Mensch erwacht am Morgen mit dem Verlangen das Sonnensystem zu umarmen, er möchte den Morgenstern ergreifen; aber sowie er seine Kraft zeigen will verläßt sie ihn und er ist ein König ohne Land.

Shakspeare der Dichter.

Man hat sich in letzter Zeit viel Mühe gegeben zu erfahren ob der Knabe Shakspeare wilddiebte oder nicht, ob er Pferde hielt am Theater oder ob er seiner Frau in seinem letzten Willen ein Bett vermachte. Man hat alle Buchläden, alle alte Kistan in Dachkammern, alle vergilbten Manuscripte durchsucht und ausgefunden daß er ein gutmüthiger Mann und ein wackerer Familienvater war. Aber wenn man auch sein ganzes Leben enthüllt hat, Niemand kann erklären wie sein unendlicher Genius entstanden ist. Er ist die Essenz der Poesie aus der Quelle. Es sind goldene Worte die ihm entströmen. Man lese seine Sentenzen, Aerolithen die aus dem Himmel gefallen sind.

Shakspeare ist sein eigener Biograph, wir lernen ihn aus den Antworten auf die Fragen die er an jedes Herz richtet über Leben und Tod, über Liebe und alle Preise des Lebens, besser kennen als aus den Biographien die unzählig über ihn geschrieben sind. Das Buch der Sonette gibt die Geschichte seiner Leidenschaft und ihrer Verirrungen. In seinen Dramen zeigt er welche Gestalten in der Menschheit ihm die liebsten waren. Jeden Weisen hat er übersehen, jeden Liebenden übertroffen in der Glut des Ausdrucks, jede Jungfrau an Zartgefühl. Shakspeare ist noch größer als Dichter und Philosoph wie als Dramatiker. Er ist wie ein Heiliger dessen Geschichte in alle Sprachen übersetzt wird, in Verse und Prosa, in Gemälde und Gesänge. Shakspeare schlug den Ton an zu aller modernen Musik, den Text zum ganzen modernen Leben. In ihm ist die Universalität aller Kunst und aller Natur enthalten. Die Welt bedarf eines Dichter-Priesters zur Versöhnung. Priester und Propheten erkannten sie wie Shakspeare es gethan, aber sie hatten keine Augen für die Schönheit der Welt, sie legten Berge von Pflichten und Entsagungen auf die Menschenherzen, das Leben wurde eine schmerzvolle Wanderung durch Adam's Fall und Gottes Fluch, durch ewige Verdammniß, Fegefeuer und Qual; das Priesteramt des Dichters wie Shakspeare hat die Macht zu lösen und zu binden, er befreit von der eigenen Lebensnoth indem er die der Andern schildert und fühlen läßt.

Napoleon der Mann dieser Welt.

Unter den bedeutenden Männern des 19. Jahrhunderts ist Napoleon der Mächtigste. Er ist der Repräsentant der Demokratie, unter der ich die Classe verstehe die ihr Glück machen will durch lebendige Arbeit, verschieden von der Aristokratie, die von der todten vergangenen Arbeit ihrer Vorfahren lebt. Diese ist furchtsam selbstsüchtig, jede Neuerung hassend und wird immer kleiner. Jene ist wenigstens ebenso selbstsüchtig und anmaßend, kühn, selbstvertrauend und nimmt immer zu. Napoleon besaß ihre Tugenden, ihre Laster, ihren Geist und ihre Bestrebungen. Materieller Erfolg war das Ziel seiner Wünsche. Er war ein durchaus moderner Charakter. Der Koran sagt: „Gott gewährt jedem Volke einen Propheten in seiner Sprache." Der Geist des Handels, der Geldmacht, der materiellen Gewalt in Paris, London und Neuyork mußte seinen Propheten haben und fand ihn in Napoleon. Er war kein Heiliger, wie er selbst sagte, und kein Held im Sinne der Alten, obwol seine eiserne Hand dicht an seinem Kopf saß und die Zwischenstation des Herzens übersprang; „Gefühle sind für Kinder und Frauen", pflegte er zu sagen. Er war ein Realist wie je einer; seine Schlachten gewann er im Kopfe ehe er sie

Digitized by Google

im Felde schlug. Er opferte Alles seinen Zwecken auf, Geld, Truppen, Generale, sich selbst. Wehe Dem der ihm im Wege stand. Dennoch war er weder grausam noch blutdürstig, aber ohne Mitleid. „Es soll keine Alpen mehr geben", rief er, und baute eine Straße über Abgründe die Italien zum offenen Lande machten. Dieser Gesandte des 19. Jahrhunderts besaß mächtige Ideen über allgemeine Gegenstände. Er warf gern literarische und abstracte Fragen auf und seine Ansichten waren immer originell und zum Zwecke führend. Von Religion sprach er am liebsten, von Materialismus wollte er Nichts wissen. Dennoch strebte er nur nach irdischer Größe, und wurde betrogen weil er selbst gewissenlos handelte. Sein festes Herz und sein noch festerer Wille, der eiserne Schild der ihn zum Krieger und Herrscher emporhob, vernichtete alle edeln und schönen Regungen in ihm, weil sie sich nicht mit seinem Vortheil vertrugen. Napoleon besaß nur Großmuth wenn er einen theatralischen Effect damit hervorbringen wollte; seine Redlichkeit und seine Wahrhaftigkeit sind ebenfalls sehr zweifelhaft. Er war ungerecht gegen seine Generale, er suchte die Thaten von Kellermann und Bernadotte zu verkleinern, und haßte seinen treuen Junot, weil er sich durch die Kaiserwürde nicht abschrecken ließ den vertraulichen Ton eines Waffenbruders beizubehalten. Und noch auf seiner einsamen Insel beschäftigte er sich damit Charaktere und Ereignisse zu entstellen, um seiner eigenen Geschichte mehr Glanz zu verleihen. Er war ganz Franzose in seiner Liebe zum Ruhme und seinem Verlangen nach Unsterblichkeit seines Namens. „Ich muß leuchten und blenden", sagte er, „und es gibt nur zwei große Hebel für die Menschen: Furcht und Eigennutz! Liebe ist eine Thorheit, Freundschaft ein leerer Schall." Die Frauen verachtete er und behandelte sie rauh. Die Männer verachtete er nicht minder und sagte: „Die Menschen verdienen es daß ich sie verachte: mit einem goldgestickten Rock kann ich aus einem tugendhaften Republikaner machen was ich will." Und doch war Napoleon selbst der Repräsentant der Demokraten oder der Geschäftswelt, aber sie unterscheiden sich von den Conservativen nur wie Jugend vom Alter. Der Demokrat ist ein junger Conservativer und der Conservative ein alter Demokrat. Napoleon's Beispiel enthält die Geschichte seiner eigenen Partei und ihre Strafe nach poetischer Gerechtigkeit. Es war die Natur der Dinge, das ewige Gesetz der Menschheit und der Welt, das ihn zugrunderichtete.

Goethe der Schriftsteller.

Goethe ist der Philosoph der Menge, sein Talent ist hundertarmig, argusäugig, befähigt das bunte Gemisch von Thatsachen, Wissenschaft und Empfindungen der Menschenwelt zu gestalten, in einen leuchtenden Brennpunkt zu fassen, sein Gedächtniß ist ein Spiegel des Lebens. Goethe hat die moderne Existenz mit Poesie bekleidet; er sagte über die Natur das Beste was je gesagt ist, und seine Aussprüche über Religion, Sitte, Eigenthum sind von den sieben Weisen ausgegangen und werden nie vergessen werden.

Er wußte selbst den Teufel in das Gewand seiner Zeit zu kleiden, sein Mephistopheles ist ein Gentleman, ein Europäer. Goethe hat um ihn zu erschaffen nicht die alten Volksbilder vom Pferdefuß und Schweif benutzt, er hat in die Seele des Menschen geblickt um die des Teufels zu schildern; er fand dort hinreichend Unglauben, Selbstsucht, Herzenskälte um einen Teufel daraus zu construiren. Sein „Wilhelm Meister" ist als Musternovelle bekannt, aber das englische Publicum hat die Uebersetzung verworfen, weil der Held voller Schwachheit und Thorheit ist, weil er in schlechter Gesellschaft lebt und unmoralische Dinge erlebt. Dennoch ist die Novelle ein Meisterwerk, jede Figur mit wenigen Strichen, aber lebensvoll gezeichnet, und der Zauber der Wirklichkeit fesselt den Leser in jeder Zeile.

Goethe's Vielseitigkeit macht ihn zum Typus der modernen Cultur, er war Dilettant in allen Künsten und Wissenschaften, er kannte jede Waffe in der Rüstkammer des menschlichen Geistes. Er war ein Gesetzgeber in der Kunst, sein Urtheil und Geschmack waren entscheidend. Es ist eine merkwürdige Lehre der modernen Wissenschaft, daß die höchste Einfachheit wie sie Goethe besaß nicht durch wenig Elemente, sondern das Resultat der größten Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ist.

Goethe ist das Haupt der deutschen Literatur, doch hat er nicht das Höchste erreicht. Es ist keine Einheit in seinem Wirken, er ist unfähig sich ganz dem moralischen Gefühl hinzugeben. Es gibt in der Poesie höhergestimmte Saiten als die welche er berührt hat, geringer begabte Schriftsteller die dennoch einen reinern und erhabenern Ton anzuschlagen verstehen, der mehr zum Herzen dringt. Goethe wird nie so geliebt werden wie sie! 16.

Notiz.

Ein kleines Bild aus dem Reiche Soulouque's.

Jacmel ist ein kleiner Hafen im Reiche Soulouque's. Die Stadt ist ziemlich erbärmlich an einer Bai erbaut welche allen Winden ausgesetzt ist, und wird fast nur von Schwarzen bewohnt. Ringsum die Stadt erheben sich große holzbedeckte Gebirge, auf denen man nicht die Spur einer Wohnung entdeckt. Einige Hundert Schritte von Jacmel befindet man sich in der größten Wildniß. Die erste Person welche dem Californienreisenden, dessen Erzählung diese Episode entlehnt ist, als er ans Land stieg begegnete, war ein Polizeicommissar, der mit großer Würde ein Costume trug welches lebhaft an den „Postillon von Lonjumeau" erinnerte. Es fehlte ihm Nichts als Peitsche und Blumenstrauß; sogar den Donnerbüchsenhut hatte er. Da man diesen häßlichen und unbequemen Hut überall in Haiti auf den Köpfen der Bewohner und der Soldaten findet, so scheint er nicht sowol Geschmacksache als eine Art von Patriotismus zu sein. Der Polizeicommissar führte die Reisenden zuerst in eine Kaserne, wo eine Compagnie haitier Soldaten exercirte, und darauf in den Palast des Gouverneurs von Jacmel. Ueberall erblickten sie die grotesken Figuren welche man bisjetzt für bloße Erfindungen des „Charivari" hielt. Die Infanterie welche manoeuvrirte hatte blaue Röcke und weiße Hosen, die jedoch je nach der Anzahl der Dienstjahre grau, gelb und schwarz geworden waren. Veteranen und Recruten waren barfuß und im bloßen Halse, Alle aber trugen jenen unförmlichen Hut. Fehlen die Beinkleider, so trägt die Infanterie Unterhosen, und fehlen diese, so trägt sie was sie eben hat. Zwei Infanteristen hatten die Wache am Palaste des Gouverneurs. Aber einer schlief und der andere spielte mit dem Fangbecher. Ein Faustschlag riß den Spieler aus seiner Zerstreuung, und ein Fußtritt weckte den Schläfer. Der Gouverneur, ein General Toussaint, den der Kaiser zum Herzog von Léogane ernannt hatte, empfing die Reisenden in einem prachtvollen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen, golddverzierten und im Geschmack Ludwig's XV. meublirten Zimmer. Vorher mußten sie durch einen sehr geräumigen Vorsaal, wo sich die Adjutanten aufhielten. Ihre Uniform war blau mit rothem Kragen und Vorstößen, und strotzte von Goldstickereien. Den Hut trugen sie weit hinten. An Halsbedeckung und Schuhwerk war kein Gedanke. Nur der Gouverneur war luxuriös genug um Stiefeln zu tragen. Auf seiner goldgestickten Uniform hatte er den Orden des Heiligen Faustin, der mit vielem Glaswerk behängt war. Vier Schritte von sich sahen die Reisenden hinter dem Rücken des Gouverneur durch eine offene Thür ein großes weißes Schwein und einen Truthahn, die selbander um den Topf gingen der für ihren Wirth im Nebenzimmer kochte. Im Laufe des Gesprächs sprach sich der Herzog mit Bedauern über das Unglück der Franzosen aus eine Republik zu haben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 13. —— 15. Januar 1851.

R. W. L. C. von Keudell.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

Am Schluß des ersten Bandes beginnt die meisterhafte Novelle „Der arme Poet" (Spätsommer 1846 in Süddeutschland), ohne Frage des Autors vollendetste Arbeit und in der That ein Preisgedicht in unserer novellistischen Literatur. Wir hätten gewünscht der Verfasser hätte die folgenden kleinen Novellenbilder: „Novembernacht in Dresden" und „Noch Etwas über Musik", so gut sie auch an sich sind, dieser Novelle vorangehen lassen: einmal, weil so der aufschreitende Gang in dem Kunstwerthe seiner Gaben, also sein Ruf: „Bergan!" wirklich gewahrt worden wäre, sodann aber, weil hiermit seine Leser den vollen Eindruck dieser in ihrer Gattung classischen Dichtung aus seinem Buche mithinweggenommen hätten, der nun durch jene Nachzügler wieder um Etwas geschwächt wird.

Ist es der Zweck des Kunstwerks einen edlen, von aller Erdschwere freien, schlackenlosen Genuß zu gewähren, uns zu erheben über Zeit, über Raum, über uns selbst, so gestehen wir daß uns seit langer Zeit kein anderes Gedicht einen so vollständigen Genuß gegeben, mithin so vollständig den Zweck seiner Erscheinung für uns erfüllt hat als des Verfassers „Der arme Poet".

Es sei vorausgeschickt daß der Dichter in dieser Novelle von dem Thatsächlichen fast gänzlich Abschied nimmt. Nur mit ganz leisen Fäden hängt er noch mit der Wirklichkeit zusammen, die nur zu Anfang und am Ende ihr nothwendiges Recht geltendmacht: gleichsam weil wir denn doch athmen, essen und trinken müssen. Der ganze übrige Inhalt ist Naturpoesie, wenn man will, Allegorie, aber eine echtdichterische, von fehlerlosester Form. Der Gedanke ist daß der Poet nur in der Natur gesundet; nur mit ihr vermählt, von ihren Kräften gehoben, seinen Beruf erfüllt, daß diese Kräfte je nach unsern Anlagen eine Ehe mit uns eingehen: die feinen, sanften und erhebenden Naturkräfte mit den rohern, die harten, starken und niederdrückenden mit den feinern Anlagen in uns, und daß aus dieser Mischung und dieser Doppelehe das „gesunde" Kunstwerk eigentlich entspringt. So verstehen wir wenigstens dies jedenfalls seltene und etwas mysteriöse Gedicht. Sein sinnlicher Inhalt ist dieser: Ein junger Mann, von edler Geburt und von poetischer Seelenstimmung, hat, im heißen Durst nach Lebensgenuß, sein Erbtheil verschwendet, sich mit glühendem Haß gegen die Scheinlüge der Welt und ihre sittliche Entartung gefüllt, und steht nun in reifern Jahren, treu seinem poetischen Empfinden, verlassen und mittellos, der Welt, die er zu sehr verachtet um Etwas von ihr zu erbitten, gegenüber. Er ist Schriftsteller, Dichter; allein seine Arbeiten stoßen trotzig gegen die Zeitideen an, und er findet, schutzlos wie er ist, keinen Verleger. Kein Freund steht ihm zur Seite, kein Theilnehmer an seinen Arbeiten — als sein Abschreiber, Bärenklau, eine rohe, täppische Natur, aber grundehrlich und von natürlichem Gefühl für die Schönheit in Kunst und Natur. Dieser ist Arnold's einziger Bewunderer, freilich ohne alles kritische Bewußtsein. Die Entdeckung dieses Verhältnisses zwischen dem armen Poeten und seinem noch ärmern Mäcen liefert eine ergreifende Scene; sie hat auf Arnold die Wirkung daß er sich losreißt aus den Fesseln der niederdrückendsten Verhältnisse, daß er die Kohlenstaubatmosphäre der Stadt verläßt und sich in die Umarmung der frischen Natur zu stürzen den Muth findet. Er flieht mit Bärenklau in die Gebirge. Wir haben uns, scheint es, die Gegend von Tharand zu denken. Hier treffen die Wanderer auf einen Reichthum verschiedenster Menschengestalten, gut und schlecht, aber Alle treue Abbilder, ja treue Personificirungen der Natur und ihrer Kräfte selbst. Der bedeutendsten darunter gedenken wir später; für jetzt sei nur als zum Skelet der novellistischen Begebenheit gehörig erwähnt daß darunter auch Libussa, die etwas sinnlich gezeichnete Witwe eines reichen Buchhändlers, erscheint, welche von Bärenklau's naturkräftiger Erscheinung angezogen diesem ihre Hand reicht, was denn zur Folge hat daß Arnold, der arme Poet, an ihm einen bewundernden, reichen und großmüthigen Verleger seiner Poesien findet. Wiewol nun dies Alles nur als der äußere Rahmen, die sinnliche Umhüllung des eigentlichen dichterischen Inhalts der Novelle erscheint, so bleibt der Verfasser sich doch treu in dem Festhalten an diesem stofflichen Ergebniß, und

schließt seine Erzählung mit feiner Selbstironie, auf die Frage was nun diese ganze Geschichte eigentlich bedeute mit der Aeußerung:

Quae fabula docet: es sollen die schlimmen Buchhändler einen armen Autor nicht mit abschlägigen Antworten auf billige Foderungen in einen so bösen Unmuth hineinärgern daß er, qua poeta, genöthigt ist sich von demselben durch eine so skandalöse Novelle wie die vorliegende ist zu befreien. Dies sollen alle Verleger gehörig beherzigen.

Soviel über die stoffliche Umkleidung dieser trefflichen Dichtung; ihr eigentlicher Inhalt, ihre Gedankenausbeute ist, wie wir oben andeuteten, ganz anderer, unendlich feinerer und ganz poetischer Art. Das Naturleben gegenüber der entsittlichten Menschengesellschaft, die selbst da wo sie den Schein der Liebe und der Sittlichkeit vorsichherträgt nur Lüge ist, wo sie sich aber frei gehen läßt — geradezu entsetzlich erscheint, Dies ist der poetische Inhalt der Erzählung. In dieser Empfindung für die Schönheit der ursprünglichen, vom Menschen nicht berührten Naturkräfte ergießt der Dichter seinen ganzen Zorn gegen die Lüge der Welt: ein Zorn ohne den der Dichter überhaupt kaum gedacht werden kann. So ruft er S. 6 aus:

Ha — was bannt mich denn hier in diese verpestete Atmosphäre, zwischen diese schwarzberäucherten Lasterhöhlen, in welchen das elende, gottverfluchte Stadtgeschmeiß sein eitles, täglich neu aufgesottenes Breileben weiterzerrt; ein Leben, scheinbar unschuldig, doch hämisch lauernd, wie ein lang ausgesponnener Kreuzspinnenfaden, der die lustig umherschwärmenden Flügelthierchen in seine Gewebe hinterlistig einfängt, um an ihrem warmen Lebensmarke seine gierige, kalte Wuth zu stillen. Bin ich denn selbst der armseligen Mücke gleich die, vom Netz umschnürt, unter den giftigen Krallen dieser Spinnen dem angstvollen Tode verfällt? O nein — unvermißt und unbeweint kann ich von der Erde scheiden — ich bin frei, frei, vogelfrei! Dort bei den Kohlenmeilern, in den Sennhütten und Jägerhäusern werde ich Menschen finden.

Und weiter S. 124:

Dort am Ufer lauernd steht der Mensch; da zuckt die Spitze seiner Ruthe und aus dem befreundeten Wasserreiche zerrt er das arme blutende Flutgeschöpf durch die scharfe Luft. O Mensch — geschähe dir ein Gleiches, wie würde dein innerstes Gefühl über die Grausamkeit sich empören! Aber Das ist ja nur der Anfang zu den weitern Qualen, die deine Habgier, deine Leckersucht der armen Forelle bereitet! Sieh — nun faßt er sie mit seiner glühenden Hand! Halte still, kleines Fischlein: er zieht ja nur den schmerzenden Pfeil aus der aufgerissenen Wunde, er legt dich dann in frisches Wasser um dich aufzubewahren zum — langsamen Qualentode, in dem sich erhitzenden — dann siedenden — und, o pfui, über dich scheußliches, folternbrütendes Ungeheuer! Ich möchte dich, o Mensch, vernichten wie die Riesenschlange, die alle Creatur mit ihren ekeln, unheilschwangern Ringen umschlingt und zerdrückt! O, warum bin ich selbst ein Mensch, der oft schon gedankenlos die widerlichsten Gräuel verübte! Hinab, hinab in die Schauer da unten! An den Klippen zerschelle, du elendes Ich, das mich zu gotteslästerischen Freveln zwingt. O, werde endlich frei, du ewige Einheitslust meines Daseins! Ströme auf —

Den Schwärmer rettet ein derber Schlag auf die Schulter vom Selbstmorde. Es ist der gebannte Jäger Heinrich, den er sucht und der ihn rettet. Die Geschichte dieses Heinrich bildet die reizendste Episode der reichen Erzählung. Er ist ein Opfer der Geradheit und Ehrlichkeit, der Treue in seinem Amt, wie das „Harfenrösel", sein junges Weib, die Arnold in der Mühle fand, und die ihn mit Grüßen zu dem Flüchtigen sendet, ein Urbild der Weibestreue, ein liebenswürdiges Naturkind ist. In der Erzählung vom Jäger Heinrich hat der Verfasser eine so schöne Probe novellistischer Kunst geliefert, wie sie nur ihr eigenes Seitenstück in der Geschichte Bärenklau's wiederfindet, zwei Schicksalstragödien von der ergreifendsten Wirkung und durch den naiven Ton ihres Vortrags unendlich anziehend. Doch wir haben zu Anderm überzugehen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der geheimen Gesellschaften in Frankreich seit 1830.

Histoire des sociétés secrètes de 1830 à 1848 par *Lucien de la Hodde.*

Ohne große Umschweife beginnen wir mit dem sonderbaren Buche de la Hodde's selbst. Denn das Buch ist es was uns interessirt, nicht der Verfasser. Jedermann kennt ja Lucien de la Hodde. Sein Name, seine Abenteuer nach der Februarrevolution haben genug von sich reden gemacht. Die Rolle welche er in den Ereignissen die er uns erzählt, und unter den Menschen die er uns vorführt gespielt hat, ist keine solche welche sich mit den delicaten Begriffen der Welt von Ehre verträgt. Der Verfasser sucht sich zwar zu rechtfertigen, indem er seine Ergebenheit für das öffentliche Wohl anführt. Nur sein Bestreben der Gesellschaft nützlich zu werden hat ihn angeblich seine Rolle spielen lassen, und den Plan zu seinem Buche an die Hand gegeben. Wir wollen über die Absichten de la Hodde's jedoch nicht streiten, sondern sein Buch nehmen wie es ist, und darin suchen was uns für den gegenwärtigen Zustand des Staats eben interessant zu sein scheint.

Lucien de la Hodde ist, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Mann von Geist und gewandter Feder, der viel gesehen und erfahren hat. Daß er als Denunciant so gewandt und erfahren ist, ist ein Verbrechen im Auge seiner Genossen; als Historiker gereicht es ihm dagegen zum Verdienst. Gleichwol muß man die „Histoire des sociétés secrètes" mit Vorsicht lesen. Denn begreiflich wird de la Hodde nicht unbefangen über Männer urtheilen die ihn zum Tode verurtheilt haben, und ihn dann haben zwingen wollen sich mit einem Pistole „selbst hinzurichten" (S. 500). Er ist ehemaliger Mitarbeiter am „Charivari"; natürlich ist es daher daß seine boshafte Feder keinen dieser Männer schont die aus seinen Genossen zu seinen unversöhnlichsten Feinden geworden sind. So piquant diese Seite seines Buchs auch sein mag, so wollen wir doch darauf nicht eingehen, weil der Verfasser uns zu wenig Garantie für seine Wahrheitsliebe bietet. Dagegen gibt es noch einen andern Punkt in welchem man de la Hodde glauben kann, und zwar nicht auf sein bloßes Zeugniß hin, sondern auf Grund der geheimen Documente die er veröffentlicht, auf Grund der Chiffern die er verräth, und der Enthüllungen aller Art welche vermöge der der Wahrheit innewohnenden Ueberzeugungskraft die Parteilichkeit des Schreibers unter dem Gewichte der Wahrscheinlichkeit verschwinden läßt.

Der Grundgedanke seines Buchs ist: Seit 60 Jahren ist in Frankreich, dem Lande wo auf der ganzen Erde am meisten conspirirt worden ist, keine Revolution das Erzeugniß von Verschwörern gewesen. Die Schwäche der Verschwörer an sich, welche allein Kraft gewonnen durch den Beistand des betrogenen Bourgeois, und durch die Thatlosigkeit der Regierung einestheils, sowie die Persönlichkeit des Verfassers, der selbstthätig auf der Bühne des revolutionnairen Dramas mit-

wirkte, Alles mit eigenen Augen ermessend andererseits, bilden das Interesse und den Werth seiner Erzählung.

Die Geschichte der geheimen Gesellschaften und der republikanischen Partei in den Jahren 1830—48 würde lächerlich sein, wenn Verschwörungen an sich nicht etwas Trauriges wären. Dem sei aber wie ihm wolle, man kann sich eines Gefühls von Mitleid nicht erwehren, wenn man erwägt mit welchen Hülfsmitteln, welchen Geldquellen, welchen Feldzugsplänen, welcher Armee, welchen Persönlichkeiten, welchen Anführern die Verschwörer der gestürzten Regierung an die Eroberung der Gesellschaft und der Zukunft gegangen sind! Man höre den Bestand der republikanischen Partei im Augenblick des Ausbruchs der Februarrevolution.

„Der Effectivbestand der republikanischen Partei im Monat Februar war folgender: 4000 Abonnenten des «National», von denen 2000 mit Carnot dynastisch geworden waren. Rechnet man von den übrigen 2000 600 auf Paris, so bleiben auch von diesen nicht mehr als 200 übrig welche zum Schlagen disponirt waren. Von den 2000 Subscribenten der «Réforme» kommen 500 auf Paris, welche sämmtlich der Revolution zugethan waren. Die geheimen Gesellschaften mochten ebenfalls gegen 1000 Mitglieder aufweisen können."

„Außerdem gab es noch 4—500 Cabetisten und ebenso viel alte Verschwörer, welche nur den Flintenschuß erwarten um zu ihrem alten Gewerbe zurückzukehren. Ferner eine Anzahl Republikaner die den Verschwörungen fremd war und die man auf 1500 schätzen kann; rechnet man diese Fractionen zusammen, so kommen etwa 4000 Männer heraus. Ich habe die Gewißheit daß die republikanische Partei in Paris nicht größer war, und leugne daß man das Gegentheil beweisen könne."

„Ich glaube gut zu rechnen wenn auf die Departements 15—16,000 Republikaner kommen. In Frankreich verhält sich daher bei einer männlichen Bevölkerung von 10,000,000 der Republikanismus wie 500 : 1!"

Gehen wir zu der innern Organisation der geheimen Gesellschaften über, so treffen wir zuerst auf die Namen, welche sie nach und nach bei dem fortwährenden Kampfe mit der Regierung annehmen mußten: Gesellschaft der Volksfreunde, der Menschenrechte, der Familien, der Jahreszeiten, der Neuen Jahreszeiten u. s. w. Bereits seit 1832 hatte sich die republikanische conspirirende Partei mit den Socialisten vereinigt: ein Umstand für den de la Hodde die unumstößlichsten Beweise bringt.

Nicht mit Unrecht geißelt der Verfasser die Feigheit der Anführer im Junikampfe, welche erst die Massen aufstachelten, aber auf dem Pflaster ihre Kühnheit verloren. Als im Jahr 1833 die Gesellschaft der Menschenrechte in Permanenz erklärt worden war, um eine friedliche Manifestation zu bewerkstelligen, die dann bei einer Revue des Königs in eine Insurrection übergehen sollte, war Alles schon vorbereitet, die Sectionen auf ihren Plätzen, die Truppen durch Placate bearbeitet. Allein die Polizei, gut unterrichtet, wußte die Sectionen zu finden, und hob soviel darin auf als nur immer möglich. Da der Handstreich nunmehr vereitelt war, wurde ein neues Placat verbreitet, und darin gesagt daß der Ausschuß nur die Bereitwilligkeit der Patrioten habe prüfen wollen, und daß der Erfolg seinen Hoffnungen entsprochen habe!

Besonders Blanqui war es der sich in dieser tyrannischen Organisation, mit welcher er diese unglückliche, zum Gemetzel bestimmte Heerde beherrschte, auszeichnete.

Unscheinbar an Zahl, ohne Einheit im Ziel, geführt von unentschlossenen Häuptern, war es gleichwol diese Partei welche zehn Jahre lang die Julíregierung in Schach hielt, vom Proceß der Minister bis zur Emeute Barbès'. Der Versuch der Jahreszeiten im Mai 1839 ist vielleicht, wie de la Hodde bemerkt, nebst der Verschwörung des General Mallet das erstaunlichste Ereigniß dieses Jahrhunderts. Seit 1830 war es die einzige Emeute welche unvorgesehen ausbrach. Ihre jämmerliche Niederlage beweist wie eine künstliche Revolution ihr Ziel nicht erreichen kann wenn sie keine Unterstützung findet, sondern nur der Gleichgültigkeit oder dem Widerstand begegnet.

Zur Antwort auf die Frage: wie daher es möglich gewesen sei daß die republikanische Partei einen solchen Einfluß habe üben können, gibt uns der Verfasser die Betrachtung daß die auserwählte Schar der Verschwörer nur den Kern der Emeute bilde, während die Elemente der Anarchie das eigentliche Heer der Revolution seien.

Nach dem Jahre 1840 bestand infolge des kräftigen Widerstandes der königlichen Regierung, der offenen (?) Politik, der trefflichen Polizei, der kräftigen Repressivgesetze und des blutigen Maiaufstandes fast gar keine republikanische Verschwörungspartei mehr. Es ist hier an der Zeit das System näher zu betrachten welches zu ihrer völligen Vernichtung angewandt wurde, und bei dessen Ausführung de la Hodde selbst mit thätigen Antheil nahm.

An der Spitze der Polizei stand damals Gabriel Delessert. Sein Plan war die demagogische Partei nicht durch gewaltsame Unterdrückung, sondern allmälig und durch das Mittel der Zersetzung ihrem Untergange entgegenzuführen. Er wollte sie neutralisiren, indem er sie nach und nach zur Unscheinbarkeit verringerte, die Leitung derselben ansichbrachte, die Fäden selbst in den Händen hielt, die Anführer besoldete, und so allmälig in ihrem Innern eine stufenweise, unmerkliche Auflösung herbeiführte, welche zuletzt den Tod der ganzen Partei für die Mitglieder selbst zur Erleichterung machte. Denn wenn auch die Verschwörung ausbricht und unterdrückt wird, so bleiben doch immer noch die Verschwörer, und „die unterdrückte Verschwörung macht einer neuen Platz", wie de la Hodde sagt. So war es auch nach dem Tode der Jahreszeiten Barbès'; aus ihren zerstreuten Mitgliedern entstanden die Neuen Jahreszeiten, deren Oberhaupt Lucien de la Hodde war, mit dem Auftrage sie zu desorganisiren und zu vernichten. De la Hodde ergriff, wie er sich ausdrückt, „die souveraine Gewalt". Seine Collegen waren ihm an Erziehung und Geist nicht gewachsen, die Vorstädter liebten ihn, da er weder stolz noch kriechend war. Es ist interessant wie er beschreibt daß er keine Sorgfalt, keinen Schritt versäumte um dem Ungeheuer die Klauen und Zähne auszureißen. Die Mitglieder jedes Zweigvereins vereinigten sich häufig, aber nur um zu trinken und zu singen. Mitunter las de la Hodde eine beredte Tirade vor, welche gewaltig beklatscht wurde; allmälig wurden sie jedoch immer seltener. Hauptsächlich schärfte er ein keine Waffen und keine Munition aufzuspeichern, und suchte durch Hinweisung auf die Zukunft die Unzufriedenen zu beruhigen. „Wir müssen uns an eine schwere, aber nothwendige Tugend gewöhnen", sagte er, „an die Resignation; um diesen Preis ist uns der Sieg gewiß."

Indeß versuchte die republikanische Partei, welche ihr Hinsterben fühlte, sich wieder zu kräftigen: eine schwierige Aufgabe bei den gelockerten Banden. Es trat daher eine Spaltung ein. Die Extremen suchten sich durch die unsinnigsten Vorschläge zu entschädigen. So schlug Einer einmal alles Ernstes vor „mit Leitern die Tuilerien anzugreifen und sie durch Sturm zu nehmen".

Die Geschichte des revolutionnairen Congresses in Lyon, welche de la Hodde erzählt, schließt sich an diesen Verfall der republikanischen Partei. Wir wollen, da sie sehr lang ist, einen kurzen Auszug davon mittheilen:

„Um den Monat Juni 1842 hatte das Comité in Lyon einen definitiven Insurrectionsplan fertig, wollte aber vor der allgemeinen Erhebung noch die hauptsächlichsten Städte hören. Der Brief den ich erhielt war von einem lyoner Seidenfabrikanten X....., der zugleich ein zerschnittenes Stück Papier als Erkennungszeichen mitschickte."

„In Lyon fand ich an dem Orte meiner Adresse ein ruinenartiges Haus, dessen Portier mich zu einer Dame auf einem

Digitized by Google

entfernten Gäßchen wies. Ich fand eine Frau in einem gewissen Alter und mit männlichen Zügen, der ich meine Erkennungszeichen vorzeigte, und die mich mit Wein bewirthete. Ein politisches Gespräch welches sie anfing zeigte ihre entwickelte demokratische Gesinnung."

„Endlich kam X..... selbst, dem sie mich vorstellte, und der nach genauer Prüfung des Erkennungszeichens mich in die Rue Pat-d'Argent in ein Hôtel führte, wo die Congreßmitglieder bereits ihre Wohnung genommen hatten. X.... hatte das vollkommene Aussehen eines echten Verschwörers; klein, mager, untersetzt, besaß er eine kluge Energie."

„Gegen 10 Uhr führte uns Z....... (eines der drei lyoner Mitglieder) in ein Zimmer des X....., welches der Versammlungsort war. Das dritte Comitémitglied **** war ebenso klein und mager wie seine beiden Genossen. Wenn man sie ansah, so hätte man nicht gedacht daß sie allen Ernstes über den Sturm auf die zweite Stadt des Königreichs sprechen wollten. Z....... begann alsbald mit der Auseinandersetzung. Die Sache war folgende: Am Jubelfest sollte man, während die obrigkeitlichen Personen in der Kathedrale die Messe zu Ehren der Gefallenen hören würden, durch einen Handstreich alle Forts nehmen; aus dem von Fourrières sollten sofort zwei mit Kartätschen geladene Kanonen auf ein Plateau geschafft werden, welches die Kirchenthüre beherrschte; wenn dann nach Beendigung des Gottesdienstes die obrigkeitlichen Personen die Kirche verlassen würden, sollten alle Civil- und Militairchefs durch die Kanonenschüsse in Stücke geschossen werden. Dieses Blutbad wäre dann das Zeichen zur Insurrection."

„Am folgenden Tage holte X..... die Delegirten ab und zeigte ihnen die im Plane angegebenen Punkte. Er führte uns zuerst an das Eingangsthor der Festung, sodann weiter auf einen Fußsteig, der breit genug für einen Artillerietrain war, und gelangte in einigen Minuten auf die Plattform des Observatorium, welches er als die wichtigste Position bezeichnete; der Transport der Kanonen bis hierher sei leicht, alte Kanoniere würden sie richten. Im Laufe des Tags gaben die Abgeordneten ihre Meinung ab; die aus dem Norden, Marseille und Grenoble stimmten für die Insurrection; der von Toulouse nur bedingungsweise, und auch ich nur für den Fall der Zustimmung meiner Absender."

„Alles Das fiel im Juni 1842 vor. Drei Wochen nachher ging ein Pferd durch und warf den Thronerben gegen einen Stein, an welchem er das Haupt zerschellte. Frankreich war hierdurch von dumpfem Schmerz getroffen. Die Enragirtesten fühlten daß in diesem Augenblick Alles sich um das Königthum schaaren würde, und X..... schrieb selbst nach Paris daß das Unternehmen aufgeschoben sei."

Auch der Tod des Herzogs von Orleans belebte die republikanische Partei nicht wieder, und verlieh ihr nicht die alte Ordnung und Stärke. Und seltsam! Gerade Dies so kurze Zeit vor der Stunde wo in Paris eine Revolution ausbrechen sollte aus der die republikanische Regierung hervorging. De la Hodde sprach in einer Versammlung selbst einmal: „Da ich nun einmal das Gemälde unsers Elends enthüllen muß, will ich es auch mit Offenheit thun. Die Kräfte der Demokratie sind folgende: die Gesellschaft der Jahreszeiten, 600 desorganisirte Männer; die Andersmeinende Gesellschaft (Société dissidente), 400 in ihrer Auflösung begriffene Männer; zuletzt noch 500 alte Verschwörer, welche bereit wären die Waffen zu ergreifen! Und dann keine Waffen, keine Munition, kein Angriffsplan. Um Niemand zu täuschen brauche ich nur Ein Wort zu sagen: daß die Partei noch nie so schwach und so unfähig zu einer Bewegung war wie jetzt."

Der Gedanke des Buchs ist daher der daß die Revolutionen in Frankreich niemals das Werk von Verschwörern gewesen sind; sie sind vielmehr entweder das Werk einer allgemeinen Erhebung, wie 1830, gewesen, oder nur „Ereignisse, Streiche, geführt von Verbrechern", wie im Februar 1848. Wenn aber die Februarrevolution trotzdem nach der hartnäckigen Behauptung Vieler wirklich das lang vorbereitete Werk der geheimen Gesellschaften gewesen sein soll, wie soll man sich dann die Worte Louis Blanc's erklären, welcher am 21. Februar in der Abendversammlung im Bureau der „Réforme" sagte: „Ihr werdet die Insurrection beschließen, wenn ihr wollt; wenn ihr aber diesen Beschluß faßt, so werde ich nach Hause gehen und mich mit Trauerflor bedecken, und über den Untergang der Demokratie weinen." Warum sollte ferner Ledru-Rollin gesagt haben: „Wenn unsere Väter in der ersten Revolution einen Kampf vorhatten, so rüsteten sie sich lange vorher. Können wir uns mit ihnen vergleichen? Haben wir Waffen, Munition, organisirte Leute? Die Regierung ist völlig gerüstet, und die Truppen erwarten nur das Zeichen uns zu vernichten. Meiner Ansicht nach ist ein Aufstand unter diesen Umständen angefangen eine Thorheit."

Ist daher die Regierung fest, werden „die Banditen" gebändigt, und reichen die Honneten den Demagogen nicht die Hand, so wird die Demagogie immer ohnmächtig sein. Zum Schluß noch einige Worte de la Hodde's selbst: „Zu sagen daß die Juliregierung gefallen ist weil sie Dies oder Das gethan, ist altes Weibergeschwätz. Sie ist gefallen weil ihr in dem Augenblicke wo sie deren benöthigt war die steifsche Energie fehlte, und sie eine unkluge Großmuth bewies. Sie fiel, wie auch die Stärksten fallen können, durch einen Fehltritt!"

13.

Notiz.

Neues über den Ursprung der englischen Episcopalkirche.

Ein englischer Geistlicher, Fletcher, der auf seinen Reisen auch mit den chaldäischen Christen mehrfach in Berührung kam, erzählt daß die Engländer sowol bei diesen wie auch bei den Moslems sich in religiöser Beziehung eines sehr schlechten Rufs erfreuen. Als Fletcher einst in einer Gesellschaft von chaldäischen Christen war, kam auch die Rede auf die englische Kirche. Ein rechtgläubiger Kaufmann aus Aleppo, der die Geschichte dieser Kirche sehr genau zu kennen versicherte, trug da etwa Folgendes vor: Es habe in England einst ein großer Sultan gelebt, Napoleon Bonaparte, ein zweiter Alexander, zu dessen Füßen die Könige von Frangistan gelegen. Napoleon's Frau sei alt gewesen und habe seinem Auge nicht mehr gefallen, zumal habe er in seinem Uebermuthe selbst Allah getrotzt. Eines Tags habe ein schönes Mädchen seine Liebe gewonnen und er habe beschlossen sich von seinem Weibe scheiden zu lassen. Als Dies geschehen sei, da seien die Engländer aber noch alle Katholiken gewesen, und deshalb habe Napoleon sich an den Papst gewandt und gefodert er solle die Scheidung aussprechen. Auf dessen Weigerung aber sei er ausgezogen gegen Rom, und habe die Heilige Stadt belagert und den Papst gefangen hinweggeführt und ihn in den großen Thurm zu London gesperrt. Hierauf hätten die Könige der Franken sich verbunden, den Sultan Napoleon besiegt und den Papst befreit. Als dieser aber zurückgekehrt sei nach Rom, habe er den Sultan verflucht und über alle Inglis (Engländer) den Kirchenbann ausgesprochen. Napoleon habe dazu gelacht und in seinem Trotze ausgerufen: Ich will fortan meine eigene Kirche haben! Er habe deshalb Bischöfe gewählt und sich von der alten Frau scheiden lassen, und die junge geheirathet und flugs darauf die Episcopalkirche gegründet. Fletcher versichert daß der geschichtskundige Aleppenser seine Zuhörer ergriffen und völlig überzeugt habe.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 14. —— 16. Januar 1851.

R. W. L. C. von Keudell.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Zu den poetischen Gedanken die der Autor so glücklich versinnlichte gehört auch der daß zwischen den einzelnen Menschennaturen und den elementarischen Urkräften eine Affinität besteht, die bedingend auf sie einwirkt. So gibt er in dem Schreiber Bärenklau uns einen geborenen Triton, einen Wassermenschen hin, der denn auch badend sein Glück erreicht; der alte Lorenz ist eine Erdnatur, alle Schwere dieses Elements versinnlichend; der Jäger Heinrich ist ein Luftmensch; Arnold selbst, von allen Flammen des Lebens geläutert, im glühenden Elemente der Dichtung lebend, ist die Salamandernatur, der Feuermensch, kochend, siedend und Andere entzündend. Auch diese poetischen Bilder sind in gelungenen Dichtungen und warmen Schilderungen schön durchgeführt. Dagegen ist nun Harfenrösel, eine Gestalt von höchstem Reiz, ganz die Liebestreue die sie so schön besingt:

Die Lieb' ist alt, die Lieb' ist neu,
Sie lebt zu allen Stunden;
Jedweden Ort, wo ich auch sei,
Hat immer sie gefunden.
Sie ist mir eingebunden,
Sie macht mein Herz so treu! u. s. w.

In einem gleich reizenden Gedicht „Vom kalten Bronnen" macht sich die Felsnatur des alten Lorenz Luft. Es ist ein Gedicht wie von Stein, wie ein Fels:

Es war einmal ein junges Blut,
Ein Reiter frisch und wohlgemuth,
Der that so feine singen
Daß Fels und Wald erklingen.
Des Königs Tochter Das vernahm,
Ihr Herz in Liebe zu ihm kam:
„Muß ich dich seh'n von Weiten,
Gern möcht' ich dich begleiten."
Der Reiter hält sie lieb und werth,
Er setzt sie vor sich auf sein Pferd,
Sie fliehen viele Meilen
Zu'n Bergen ohne Weilen u. s. w.

Sowie Libussa die sinnliche Weiblichkeit, Harfenrösel die Weibestreue darstellte, so stellt in gleich naiver Erscheinung Bettina die volle Unschuldsnatur des Mädchens dar, und der Autor schließt damit den Cyklus der Grundelemente der Weiblichkeit in drei schönen Gestaltungen. Am Schlusse stellt sich nun diese ganze Naturwelt grell und wirksam der Welt der „Gesellschaft", dem Burg-, Schloß- und Salonleben, der künstlichen Entsittlichung des der Natur entfremdeten Menschendaseins entgegen. Hier ist Härte der Seelen, Grausamkeit, Gräuel und Verbrechen wider den Heiligen Geist der Menschheit das Element aller Handlung, die stets am Rande des sittlichen Verderbens heuchlerisch umhertaumelt. Es ist nicht zu leugnen daß der Verfasser hier etwas starke Farben aufträgt, ja sogar wol wider besseres Wissen grau in Grau malt. Denn während dort auf Seiten der Naturmenschen die Bilder Heinrich's des Jägers als Opfer der Pflichtliebe und der Ehrlichkeit, Bärenklau's als Rächer eines beschimpften Vaters, Harfenrösel als Opfer der Treue und der Liebe in mannichfaches Unheil gerathen, sehen wir hier, auf Seiten der Culturmenschen, Eberhard als herzlosen Verführer um einer politischen Doctrin willen, den alten Wolfenschießen als sinnlichen Sünder, Elfrede im Pfuhl aller Laster versunken, den Prinzen als egoistischen Zerstörer einer edeln Frauennatur und endlich — unsern Arnold (Graf Wolfenschießen) selbst ein freches Spiel mit der Mannesehre seines Oheims heuchlerisch bis zu Ende führen: dergestalt daß wir uns mit tiefem sittlichen Grauen von allen diesen Salonmenschen, welche noch dazu die wohlverdiente Strafe nicht einmal erreicht, abwenden müssen. Es mag Dies ein wenig parteiisch erscheinen; allein der Dichter schließt damit sein Gedicht in dieser Bedeutung ab daß es — was jede Dichtung sein soll — ein Stück Welt sei, ein Mikrokosmos der Erscheinung des Daseins überhaupt. Ueber diesem Mikrokosmos aber schwebt die Salamandernatur des Dichters, wie sie das Gedicht von dem Weinstock in seinem Endreim:

Der Trauben Fülle sinkt ins Faß,
Der Stock verbleibt der Erde;
Die Kelter preßt ein feurig Naß, —
O selig: Stirb und Werde!

so schön ausdrückt.

Obwol der Dichter nun in dieser Novelle einen ungleich höhern Flug genommen hat als der in seinen Kunstnovellen eingeschlagene, so hat er seine Natur, die ihn einmal zur Erhöhung der Kunstschönheit hinzieht,

doch nicht so ganz verleugnen können daß er nicht auch kritisches Beiwerk dieser Erzählung eingeflochten hätte. Erscheint Dies hier auch einigermaßen fremdartig, so sind wir doch gedrungen das scharfe Urtheil welches Arnold über gewisse „Dorfgeschichten“ ausspricht ganz zu unterschreiben. Er sagt dem Doctor:

Sie geben uns in den Bauern und ihren Dirnen nicht eine poetische Potenz der Wirklichkeit, sondern ein Ideal wie Sie es gern haben möchten. Sie wollen Etwas mit diesen Leuten u. s. w. Deshalb machen Ihre Geschichten mir den Eindruck unwahrer Genrebilder, wie sie jetzt so häufig in Düsseldorf und München und überall gemalt werden. Das Costume ist richtig; die ursprüngliche Wahrheit, das poetische Leben fehlt. Vergleichen Sie nur damit eine Bauernhochzeit von Teniers — doch Irren ist ja menschlich.

So schwer es uns fällt, wir müssen ablassen von dieser Novelle und ihren poetischen Reichthümern. Noch einmal, sie ist ein Gedicht, eine Welt im Kleinen, eine Gabe höchster Gattung, in Form und Inhalt dem Edelsten dieser Art gleichstehend das Tieck, Arnim, Brentano oder Eichendorff in dem deutschen Dichterhain gepflanzt haben, und eine reiche Zukunft verkündend.

Nach dieser Leistung nehmen wir natürlich ungern mit Geringerm vorlieb. Zu diesem Geringern aber haben wir das Fragment: „Noch Etwas über Musik“, und auch die voller angelegte Novelle: „Eine Novembernacht in Dresden“, zu rechnen. In der letztern bewährt der Verfasser wiederum sein Talent, zu einer plötzlich angeschauten Gruppe oder Scene eine Vor- und eine Nachgeschichte zu erfinden, in welche sich jene Gruppe natürlich und wirkungsvoll einreiht, indem sie uns erklärlich und bedeutend wird. Die Hauptsache sind hier jedoch wieder bedeutende Kunstlehren und Urtheile, und da wir von der Form der letztern dem Leser noch eine Probe schulden, so wollen wir gleich aus dem Eingange der Novelle das Urtheil über Meyerbeer und seine „Hugenotten“ hier anführen:

„Gut, gut“, sagte Walter, „ich habe schon vorhin die Oper als ausgezeichnet, «in ihrer Art» erklärt. Nur diese Art! Laßt euch durch ein Bild verdeutlichen welchen Eindruck sie mir macht. Mir ist als träte ich Abends in das hellerleuchtete Kunstcabinet einer reichen Meßhandelsstadt. Hier hat man allerhand werthvolle und auch werthlose Gegenstände in das glänzendste, blendendste Licht gestellt Käufer anzulocken und Gaffende zu entzücken. Gleich beim Eintritt will die unter gothischem Bogen in Glasfarbenpracht prangende Copie eines allbekannten Heiligenbildes dein Herz mit mächtiger Rührung bewältigen; aber du wirst nicht gerührt, weil du die Absicht dabei fühlst; du meinst vielmehr jenes geliebte alte Bild sei zu schnöden, profanen Zwecken misbraucht werden und wendest dich ab von der übertünchten Lüge. Magst du weitergehen, so siehst du in vergoldeten Rahmen mancherlei Bilder, muntere Trinkgelage, groteske Schlachtscenen, reizende Liebesgärten, nächtliche Schrecken, Verrath, Verschwörung, Mord, alle von Virtuosenhand gezeichnet und mit dem Bewußtsein aufgestellt daß jedes Einzelne an seinem Ort die gewünschte Wirkung macht. Du bist wirklich geneigt den Handelsmann der dies Alles geschickt arrangirt hat in seinem Fache für einen Meister zu halten, für einen ausgezeichneten «Faiseur», der überall eines großen Erfolges sicher sein kann, wenn du auch recht gut weißt daß alle jene romantischen Figuren nur Fabrikarbeiten von Papiermaché sind, die Heiligenbilder werthlose Copien, welche nicht mehr die Seele des ursprünglichen Meisters athmen, und endlich daß überall nicht der Künstlergenius, sondern nur ein bedeutendes, meist industrielles Talent diese Aladinsgrotte geschaffen hat. Im dritten Zimmer beginnst du freilich schon zu gähnen und eine etwas hochmüthige Unterhaltung zu finden an der Verwunderung und dem Entzücken Derjenigen welche mit dir zusammen die Zauberhöhle in Augenschein nehmen: du gehst jedoch bis ans Ende durch alle Zimmer, weil du einmal das Eintrittsgeld bezahlt hast und, wenn auch nicht ästhetisch angeregt, doch neugierig gespannt bist auf die dort aufgestellten Effecte. Beim Herausgehen aber fällt dir ein daß dies Conglomerat recht empfehlenswerther Meßartikel von der mit dir lebenden Menschheit wirklich für ein Kunstwerk gehalten wird, und da ergrimmt deine Künstlerseele und du rufst ein Anathema aus über den profanen Handelsmann, der das Product seiner vortrefflichen Champagnerfabrik der betrogenen Menge für Nektar einschenkt! O wie fehlt doch unserer Zeit ein Gesalbter des Herrn, ein eifriger Christus daß er die Tempel der Kunst reinige, daß er die Wucherer und Wechsler vertreibe und vor allem die gleisnerischen Gecken welche mit hoffärtiger Thorheit darin umherstolziren die Herzen der Kinder Gottes mit teuflischem Blendwerk zu verwirren!“

„Da haben wir den Durchgänger, wie immer“, rief ein Mann mit hoher Stirn, der älteste in der Genossenschaft. „Das macht der böse Vernichtungstrieb, der ihm faustdick hinter den Ohren sitzt ... Laß dir doch, mein guter Knabe, ein geschickt zusammengesetztes musikalisches Potpourri ebenso ruhig gefallen wie andere Menschen, und verzehre es mit angenehmem Appetit, ebenmäßig wie einen recht delikaten Heringssalat oder Dergleichen.“

„Hole der Teufel den Wirth der mir einen Heringssalat vorsetzt“, rief Walter, „zusammengesetzt aus Religion und Leichtfertigkeit, aus Leidenschaft, Treue, Tugend und Coquetterie — o bodenlose Albernheit und lächerliche Tragik! Ich muß ärgerlich lachen“ u. s. w.

Der Verfasser kann gewiß nicht klagen daß wir seinem Werke nicht das volle Maß theilnehmender Liebe zugewendet hätten, das uns überhaupt als Vorbedingung bei der ernstlichen Betrachtung jedes Kunsterzeugnisses erfoderlich scheint. Es kann ihm vielmehr nicht entgangen sein daß wir an demselben fast nur gelobt und, sowie er verdiente, Geleistetes anerkannt haben. Umsomehr werden wir nun an dieser Stelle berechtigt sein — zur Wahrung unsers kritischen Gewissens — einige Bedenken anzuregen und mit einem gutgemeinten Rathschlage unsere Betrachtung zu schließen. Die Bedenken welche wir haben beziehen sich nur auf einige Auswüchse des Stils, der uns hin und wieder nicht zwangslos und natürlich erschienen ist. Der Autor liebt es neue Wortbildungen zu gebrauchen, die nicht immer richtig und logisch zusammengefügt sind; er überströmt uns zuweilen mit solchen Bildungen, an andern Stellen ist er zu wortreich. Endlich können wir auch so pretiöse Wendungen wie z. B. S. 197: „Brigitte blieb gern als Dienerin in dem blütenpflegenden Kreise zurück welchen die holde Jungfrau Mutter mit heiligem Liebesglauben durchwaltete“ — nicht loben, namentlich nicht wenn sie häufig wiederkehren. Worte wie: Sonnenchoral, fruchtumflossene Krystallwohnungen, unmittelbares Einigungsstreben u. a. m. geben zu viel Schmuck und zu wenig klaren Sinn. Wir möchten daher zu einem einfachern Stil rathen.

Digitized by Google

Hiernächst aber haben wir gegen die Lebensauffassung des Autors überhaupt vorzubringen daß sie etwas Heftiges und Grelles herausstellt, das noch der mildernden Künstlerhand bedürfen mag. Er vertheilt Tugend und Werth zu ungleich, indem er sie nur einer Seite der Menschengesellschaft zutheilt, die andere aber leer ausgehen läßt. Dasselbe thut er mit der Kunst. Wir würden daher rathen Licht und Schatten mehr zu theilen und vor allen Dingen nicht grau in Grau zu malen. Der Verfasser schreibt im Uebrigen sein Innerstes kühn heraus, er gibt ein Stück Leben, er stellt uns einen „Mikrokosmos" dar, voll poetischen Anschauens, Empfindens, Fühlens. Wir preisen ihn deshalb — er ist ein Dichter und ein Denker, und daß er als solcher nicht blos sich gefördert hat in seinem „Bergan!", sondern auch uns, haben wir schließlich lobend zu bekennen. 17.

Theologisch-politische Polemik.

1. Drei Fragen eines Gläubigen an die Philosophie und Politik. Buchholz, Adler. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ehre wem Ehre gebührt. Der erste Platz gehört unstreitig dem Kämpfer der sich die meisten und gefährlichsten Gegner erwählt hat. Für diesmal ist es ein Anonymus, welcher erklärt: daß eine Versöhnung mit den Verständigen ihm undenkbar ist (S. 36). Diesen Verständigen werden aber nicht etwa die Vernünftigen gegenübergestellt, sondern die Polemik richtet sich wirklich gegen „das Denken" überhaupt. Ausgehend von der unbestrittenen Wahrheit daß das Leben noch etwas Mehr als das bloße Denken ist, gelangt der Verfasser zu dem nicht ganz neuen Resultate: daß das Denken überhaupt seiner Natur nach ganz unfähig sei Wahrheit zu erfassen, welche lediglich erlebt werden könne. Natürlich erscheint die Gegenwart mit ihren Kindern Dem der Dies erlebt hat in einem sehr traurigen Lichte, besonders das eitle Sinnen und Streben: zu denken und seine Gedanken Andern mitzutheilen. „Die Foderung die man an den nach Wahrheit Strebenden stellt, daß er sich nämlich unbedingt und ohne allen Rückhalt dem von irgend einem Punkte aus sich selbst forttreibenden Gedanken hingebe, erscheint mir als eine unberechtigte, eine widernatürliche, eine unwürdige." Denn auf diese Weise könnte es ja geschehen daß das Ich in die furchtbare Lage käme etwas Fremdes aufzunehmen, sich einem Andern hinzugeben. Vielmehr muß es fortwährend, sowol in Einsamkeit als auch wenn er unglücklicherweise mit jemand Anderm in Berührung kömmt, sich bestreben: „daß man sich nicht vom Gedanken treiben lasse, sondern man den Gedanken nach dem bewußten Ziele hintreibe, d. h. daß man nicht der Consequenz oder Verstandeseinheit den Charakter oder die Lebenseinheit aufopfere, sondern den Folgegedanken, dessen Anerkennung das Gefühl der Lebenseinheit stören würde, als verkehrt und unwahr zurückweise." Offenbar die eigentliche Grundlage zum seligen Leben! jede Wahrheit die das behagliche Gefühl: Ich bin Ich und mit mir einig, stören könnte als eine Lüge zurückzuweisen. Dies Gefühl daß der Mensch lediglich für sich selbst, am allerwenigsten für die Gesellschaft da sei, nennt der Verfasser Glauben oder Gottesbewußtsein, weil Gott ja auch ein reines „in und für sich" ist. Die Lebensatmosphäre dieses Glaubens ist die „dunkle Klarheit", denn „da gibt's Nichts mehr zu denken" (S. 15) und das Denken ist ja das Unwahre und Gemeine. Mit dem Denken hängt auch aufs innigste die ebenso niedrig geartete Sprache zusammen, welche alles Ewige und Göttliche nur „entstellt und verzerrt". Aus diesem Grundcharakter der Sprache kommt es ja „daß was dein ganzes Herz mit Allgewalt bewegt dir matt und bedeutungslos erscheint sobald du es aussprichst, und die reinsten, heiligsten Gefühle scheinen zur Lüge zu werden sobald sie auf die Lippen kommen.

Doch genug von dieser Blumenlese eines romantischen Katechismus aus dem ersten Theile der Schrift. Das negative Resultat lautet ganz consequent: daß „der Mensch die gefährlichste Versuchung für den Menschen ist", weil ja Denken und Sprechen, die Erbsünden, im geselligen Verkehr kaum zu vermeiden sind. Positiv haben wir gewonnen: daß die Ahnung, in welcher weder Klarheit noch Erkennen und Wissen ist, eben darum, und wegen ihrer absoluten Unmittheilbarkeit, „der wahrhafteste und heiligste Zustand des Menschen ist", in dem das Ich sich am ungestörtesten in seinem Dusel conservirt.

Im zweiten Abschnitt gibt der Verfasser sich Mühe unserm niederträchtigen philanthropischen Geschlecht wieder einmal eine Ahnung davon beizubringen was die wahre Liebe sei. „Wahrhafte, wirkliche Liebe ist nur in der Gemeinschaft des göttlichen Menschengeistes mit dem ewigen Gottesgeiste. Und wie könnte diese unendliche Gottesliebe eingehen in die beschränkten kümmerlichen Verhältnisse der Menschen untereinander? Die Nächstenliebe hat also in sich keinen sittlichen Werth. Die Menschengesellschaft muß untergehen, soll ganz und voll in uns aufgehen die Herrlichkeit der Gemeinschaft Gottes." Jetzt versteht der Leser auch das in vollem Ernst gemeinte liebenswürdig menschliche Motto der Broschüre:

Nur Gott und ich, sonst Keiner mehr;
Ach daß ich weit von Menschen wär'.

Besonders interessant ist noch der letzte Theil: „Die Geschichte." Man kann dem Verfasser nicht absprechen daß er seine Feinde zu erkennen weiß, und mit viel Geschick und jener glücklichen Sophisterei des gegen alles Andere feindlichen zufälligen Ichs, gegen sie zu Felde zieht. Geschichte ist „ein Wort ohne Sinn und Bedeutung; nur die Armuth des eigenen Lebens konnte den wahnsinnigen Gedanken einer Geschichte der Menschheit gebären". Nämlich, wenn Jeder sich von Anfang an allgenugsam in seiner Vortrefflichkeit und Unveränderlichkeit gefühlt hätte, wie das anonyme Ich es will, so wäre keine Gesellschaft und keine Geschichte möglich geworden. „Entwickelung der Menschheit und Freiheit des Menschen ist unvereinbar; jene kann nur sein wo das Individuum zu einem unselbständigen, unfreien Gliede eines Organismus herabgewürdigt wird; und diese nur, wenn allenthalben der Kreis des individuellen Lebens der größte ist, von keinem andern umschlossen, selbständig in und für sich, d. h. wenn es keine Menschheit und keine Geschichte der Menschheit gibt." Veränderungen, Das muß man zugestehen, gibt es leider auf der Welt; aber, süße Befriedigung des Ichs! „die äußere Schale des weltlichen Geschehens durchbricht der Gläubige, der da erkennt daß Alles was um ihn geschieht nur um seinetwillen geschieht. So ist freilich die physische Einheit und Ordnung der Dinge verloren, aber eine sittliche Harmonie, eine göttliche Einheit haben wir gewonnen."

Bei solcher Naivetät ist dem Verfasser die Mühe einer weitern Kritik erspart. Das gebildete Bewußtsein ist stark genug an diesen citirten Sätzen ihre eigene Kritik zu haben. Die Schrift beweist mit ihrer ganzen Aufwärmung und Wiederkäuung des romantischen Katechismus nur: daß auch der hartnäckigste und allgenugsamste Egoist und das unabhängigste Ich sich selbst widerlegt, indem es doch nicht unterlassen kann von andern Ichs seinen armseligen Flitterstaat zu borgen und seine heiligen „Ahnungen", „durch das Wort verzerrt", auf den Markt der Gesellschaft zu bringen.

2. Briefe eines communistischen Propheten nebst einem Anhang von Gedenkversen. Von dem Verfasser der Neutestamentlichen Zeitgedichte. (Eine Sammlung journalistischer Mittheilungen.) Leobschütz, Weilshäuser. 1850. Gr. 16. 18 Ngr.

Eins jener unfruchtbaren Machwerke die aus einer ästhetisch ohnmächtigen Lust etwas Lächerliches zu verhöhnen hervorgegangen sind. Man kann natürlich nicht die Anfoderung

Digitized by Google

stellen daß Alles was über die unserm Jahrhundert eigenthümliche sociale Gedankenbewegung geschrieben wird dieselbe in ihrer welthistorischen Bedeutung kritisch auffasse, von den Persönlichkeiten und zufälligen Erscheinungen getrennt. Auch die Straßendemokratie und der Commis-voyageur-Socialismus sind Existenzen die sich literarisch consumiren lassen, nur sei es in der angemessenen Form. Statt wahren Humors und unbefangen richtiger Darstellung — die allein wirksam ist — wird uns hier ein would be-Humor, brockenweise einem langweiligen und halbgelehrten Raisonnement und Gegenraisonnement untermischt, angeboten. Man fühlt sich keinen Augenblick auf dem Boden der wirklichen Welt, sondern phantastisch gemachte Verhältnisse und ein nach dem Belieben des Verfassers zugeschnittener, nicht aus dem Leben copirter Communist werden nach theoretischen Motiven zusammengebracht. Das einzig Genießbare sind einige Distichen des Anfangs, obwol es oft Mühe hält sie als Distichen zu erkennen. Z. B.:

„Weide der Hand" also pred'gen die Evangelisten des Tages;
Pfaffen des Tages ihr brüllt: „Apotheose der Faust!"

3. Pietisten oder Apostel der Knechtschaft in Lippe. Von R. Kulemann. Bielefeld, Helmich. 1850.

Der Pietismus in Lippe ist zwar schon ein Decennium alt; neu ist aber der Aufschwung welchen er seit der Revolution genommen. Die Frommen sahen ein daß auch Satans Werk, nämlich die in Lippe eingeführten Grundrechte, den Kindern des Lichts zum Besten dienen müsse. Kraft der neuen Religionsfreiheit constituirten sie „eine freie evangelische Gemeinde" zu Lemgo, und der Reiseprediger der barmer Gesellschaft macht von diesem neuen Zion aus seine Apostelzüge im Ländchen. Die Mittel und Wege, alte und neue, die wahre Lehre zu verbreiten, werden von Kulemann nicht ohne Humor geschildert. Persönliche Streitigkeiten werden nebenbei ausführlich erledigt. Dem Verfasser wäre nur zu rathen Etwas von dem bunten gelehrten Ballast über Bord zu werfen, wenn er ja doch für das Volk schreiben will.

4. Die Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne Jakob's, und die Geschichte der Aseneth, der Frau Joseph's. Aus alten verborgenen Schriften ins Deutsche übertragen von Richard Akibon. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. 12. 15 Ngr.

5. Achtzehn Psalmen Salomon's, welche sich in unserer Bibel nicht finden. Aus einer geheimgehaltenen Schrift ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Richard Akibon. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 12. 6 Ngr.

Die „geheimgehaltenen und verborgenen" Urkunden werden vielleicht manchem Leser den Gedanken nahebringen daß hier eine ähnliche Mystification vorliege wie sie jüngst in ziemlich plumper Weise in den auch in diesen Blättern besprochenen Schriften über „Jesus der Essäer", und mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit in dem Buche „Maran Atha oder von der Zukunft Christi" versucht worden ist. Der Verfasser oder der Verleger haben unrecht gethan durch diese gespreizte Uebersetzung des Worts „Apokryphen" das Publicum anlocken zu wollen. Denn die vorliegenden Schriftstücke sind eben weiter Nichts als einige jedem Gelehrten bekannte Apokryphen, von verhältnißmäßig geringem Interesse, wenngleich die Testamente der Patriarchen doch nicht viel jünger als das 2. Jahrhundert n. Chr. sein mögen. Den Patriarchen wie dem Psalmisten werden verschiedene Weissagungen auf Christus in den Mund gelegt; die wissenschaftliche Ausbeute für die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte ist ziemlich gering, da das bloße Ermahnen und Moralisiren den Hauptstoff bildet. Die Geschichte der Aseneth ist stellenweise in jenem Familientone gehalten der den früher entstandenen Sagen einen so nachhaltigen Reiz verliehen hat. Die Anmerkungen des Herausgebers sind mehr populair gehalten als für die Gelehrten berechnet. Immerhin ist es aber wieder merkwürdig zu sehen, wie das Interesse des größern Publicums — das der Verleger voraussetzen durfte — an jenen sonst für abstrus und ganz unwichtig gehaltenen Documenten der christlichen Urgeschichte zunimmt. 18.

Bibliographie.

Andree, K., Amerika. In geographischen und geschichtlichen Umrissen. Mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer, der Einwanderungen und der Ansiedelungen, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schifffahrt und des Handels. 1ster Band. Nord-Amerika. 1ste und 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1850. Lex.-8. à 10 Ngr.

Blum, L. v., Die Germaniade. Ein Heldengedicht. Erfurt, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Frey, L., Frankreichs Civil- und Criminalverfassung, mit Beziehungen auf England, nebst einer Darstellung der in Deutschland erschienenen vollständig in sich abgeschlossenen Gerichtsverfassungen. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Erlangen, Enke. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. 1ster Jahrgang 1851. Mit dem Portrait von G. Spiller von Hauenschild. Bremen, Schlodtmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hersch, H., Gedichte. 2te Auflage. Bonn, Wittmann. 1850. 16. 10 Ngr.

Alte und neue Liebeslieder. Mit Bildern und Singweisen. 2te Auflage. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1850. 8. 7½ Ngr.

Martin, J. H., „Vor unserer Thüre sind allerlei edle Früchte. Mein Freund, ich habe dir beide heurige und fernige behalten." Dreißig Predigten und Betrachtungen. Basel, Schneider. Gr. 8. 27 Ngr.

Rollett, H., Dramatische Dichtungen. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Weller. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wehl, F., Theater. 1ster Band. Hamburg, Berendsohn. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ansichten eines Constitutionellen aus Ungarn. Leipzig, Leiner. 1850. 8. 8 Ngr.

Bedenknisse eines Slaven. Leipzig, Barth u. Schulze. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beust, F. C. Frhr. v., Ueber die Fortschritte des Berg- und Hüttenwesens in Sachsen seit dem J. 1817. Vortrag, gehalten am Wernerfeste zu Freiberg den 25. Sept. 1850. Freiberg, Craz u. Gerlach. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Erkenntnisse in der gegen den Kreisamtmann O. L. Heubner geführten Untersuchung. Mit Genehmigung des königlichen Justizministerii aus den Jahrbüchern für sächsisches Strafrecht abgedruckt. Leipzig, Arnold. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Gruenhagen, F., Ein Wort an und für die Friedensvereine. Königsberg, Samter. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Hodenberg, W. v., Bescheidene Gedanken im Anlaß der hannoverschen Organisationspläne zur öffentlichen Prüfung empfohlen. I. — A. u. d. T.: Die Vertretung nach der Steuerlast. Zuruf an die hannoverschen Landschaften, in Anlaß der vorgeschlagenen Zusammensetzung der Provinzialstände. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 1850. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Holdheim, S., Trennung und Anerkennung. Predigt, gehalten im Gotteshause der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin, am 3. März 1850. Berlin, Lassar. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Waldburg-Zeil, Fürst, Meine Grundsätze. Schaffhausen, Hurter. 1850. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 15. —— 17. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

1. Die Geschichte der Deutschen von J. G. A. Wirth. Zweite durchaus verbesserte Auflage. Vier Bände. Stuttgart, Hoffmann. 1846—47. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reichs bis auf unsere Tage. Von J. G. A. Wirth. Fortgesetzt von W. Zimmermann. Erster bis dritter Band, erste und zweite Lieferung und vierter Band, erste bis achte Lieferung. Karlsruhe, Kunstverlag. 1847—50. Gr. 8. 6 Thlr.

Als Luden sich anschickte den vor mehr als vierzig Jahren gefaßten Entschluß eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben zur Ausführung zu bringen, war er nahe daran durch die großen Anfoderungen die an ein solches Unternehmen gestellt wurden, und es in jenem Zeitpunkte noch gewissermaßen als unmöglich bezeichneten, abgeschreckt zu werden. Seitdem sind nicht nur die bekannten Quellen, deren mangelhafte Erforschung damals als Haupthinderniß hervorgehoben wurde, viel zugänglicher gemacht, sondern auch manche neue eröffnet, und es ist überhaupt auf diesem, dem deutschen Fleiße von jeher besonders werthen Gebiete so Bedeutendes geleistet worden daß auch für gesteigerte Ansprüche die Mittel der Befriedigung nicht mehr fehlen. Unsere an bedeutenden Begebenheiten so reiche Zeit ist überdies geeignet den Geschichtschreiber in jene schwungvolle Stimmung zu versetzen, die er bedarf um, ein rückwärtsgekehrter Prophet, aus der Vergangenheit eines großen Volks die Gesetze seiner Entwickelung und das Geheimniß seiner Bestimmung zu ergründen. Hat er dann noch selbst in der Mitte dieses Volks ein vielbewegtes Leben geführt, und an dessen Bestrebungen thätigen Antheil genommen, so läßt sich von ihm wol ein Werk erwarten das nicht blos die äußere Folgereihe der Ereignisse, sei es auch mit gewissenhaftester Treue, wiedergibt, sondern ihren organischen Zusammenhang nachweist und das scheinbar Zufällige und Vereinzelte zu einem geordneten Ganzen gliedert. So hat es politisch durchgebildeten Völkern nie an Männern gemangelt die zugleich Geschichte machten und Geschichte schrieben, und wir brauchen, um bei der neuesten Zeit stehen zu bleiben, nur an Macaulay zu erinnern, um zu zeigen welch hohe Stufe die Historiographie unter der Einwirkung so günstiger Umstände erreichen kann.

In Deutschland aber hat sich unter den Männern die einer solchen Aufgabe gewachsen leider noch keiner ihrer Durchführung unterzogen, und wir besitzen zwar von einzelnen Abschnitten unserer Geschichte ausgezeichnete, ja classischer Vollendung sich nähernde Darstellungen, vermissen jedoch ein diese Geschichte in ihrer Gesammtheit umfassendes, der Form und dem Inhalte nach wahrhaft nationales Werk: eine Lücke die umsomehr zu beklagen ist als Niemand bezweifeln kann daß Männer wie Luden, Schlosser, Ranke, Dahlmann, Raumer, Loebell u. s. w. fähig gewesen wären dieselbe vollständig auszufüllen, wenn sie den besten Theil ihrer Kraft diesem Unternehmen gewidmet hätten. Jetzt aber mag der Schmerz über die neuerdings und ärger als je eingerissene Zersplitterung patriotisch Gesinnte wol abschrecken die Geschichte einer Nation zu schreiben die ihr Dasein in thörichtem Bruderzwiste aufs Spiel setzt, und vielleicht würde auch Wirth, wenn er den jüngsten Aufschwung nicht blos erlebt, sondern wie wir Andern überlebt hätte, die Feder noch weit früher niedergelegt haben als sie ihm der Tod entriß. Denn er ergriff sie zumeist in der Absicht „Belehrung zu ertheilen, zur Weisheit zu ermuntern, über den Ernst des Lebens und den tiefen Zusammenhang der Weltverhältnisse Nachdenken zu erregen", und in der Hoffnung, „die Ermahnungen der Geschichte würden trotz des historischen Erfahrungssatzes daß sie in der Regel für die Völker verloren sind und aller wohlthätigen Einwirkungen auf letztere entbehren, dennoch bei zunehmender Reife erhöhtere Wirksamkeit erlangen und die Erringung jener staatlichen Freiheit erleichtern, deren Pflege für den wahrhaft selbständigen, rastlos fortstrebenden Geist bei den Fehlschlägen kühnerer Hoffnungen allein noch Reiz, Trost und Freude zu gewähren vermag".

Von solchen Gesinnungen durchdrungen, und der alten Größe des deutschen Volks mit Begeisterung eingedenk, beabsichtigte Wirth keineswegs eine bloße Geschichte der Dynastenhäuser, eine Kriegs- und Schlachtengeschichte zu schreiben; er wollte vielmehr die innere Entwickelung der Nation darstellen, d. h. nachweisen wie der Geist derselben schon in der Urzeit beschaffen war, wie hieraus als wirkender Ursache die Anlage des Verfassungsgebäudes und der gesellschaftlichen Zustände überhaupt entsprang, in welcher Weise der Volksgeist seinen ursprünglichen Keimen gemäß im Laufe der Zeit folgerichtig sich

ausbildete, und wie immer aus ihm und seinen Veränderungen die äußern Erscheinungen als Wirkungen hervorgingen. Diesen Stufengang verfolgend, sieht er die Deutschen aus rohen Anfängen sich allmälig zu solcher Blüte erheben daß sie im 14. und 15. Jahrhundert alle europäischen Völker an politischem Gewicht, Wohlstand, Bürgerfreiheit und Kunstfleiß überragten und unbestritten für die erste Macht der Welt galten. Noch im 16. Jahrhundert rühmte Herold mit Recht, quanta adversus gentes exteras omnes aeterna illa nostrorum autoritas, Imperiique amplitudo: da begann der Verfall, und Wirth klagt:

Wie sieht es dagegen heute aus? Wo sind Liefland, Kur- und Esthland, wo Holland, die Niederlande, Elsaß, Lothringen und die germanische Schweiz? Man zeige uns die deutsche Flotte welche die Meere beherrscht und den Botschafter der, gestützt auf das unermeßliche Gewicht der Reichseinheit, das Vaterland in London, Paris und Petersburg vertritt. Deutschland war vordem anerkanntermaßen der reichste Staat Europas, doch jetzt ist es ungleich ärmer als England, und selbst ärmer als Frankreich. Von allen Staaten welche gegenwärtig die Großmächte bilden hat ein jeder Seemacht, nur unser Stamm nicht, also das Reich nicht welches hierin früher das ansehnlichste war, und soweit ist es gekommen daß man es gar nicht einmal fühlt welch ungeheuere Schwäche für ein Volk von 40 Millionen in dem gänzlichen Mangel der Seemacht liegt... Die traurigsten Folgen hatte der Verfall der Nation in sittlicher Beziehung; denn an die Stelle des wenigstens verhältnißmäßigen Unabhängigkeitssinnes der Bürger trat allgemeine Unselbständigkeit, Schwäche und Unterwürfigkeit, ja wir erlitten sogar das herbste Schicksal das einem gebildeten Volke widerfahren kann, d. h. vorherrschender Grundzug des Nationalcharakters wurde der Bedientengeist, und der Geschichtschreiber muß erröthen welcher die Staatszustände vom 17. bis 19. Jahrhundert getreu zu schildern hat...

Auf die Frage aber wie es kam daß Deutschland so tief sank, und Ruhm, Macht und Würde in solchem Maße verlor, bezeichnet Wirth die Zerstörung der ursprünglichen Verfassung, die Untergrabung der Strebepfeiler auf welche die Reichshoheit gebaut war als Hauptursachen. Er sagt:

Das Geheimniß der mittelalterlichen Größe unsers Volks lag in der Unabhängigkeit und dem Ebenmaß verschiedener Stände, die durch erregende und belebende Wechselwirkung nicht nur den innern Staatszuständen Reichthum, Schönheit und Fülle, sondern auch der Nationalmacht Nachdruck und Stärke verliehen. Der Kaiser voll von Ansehen und Hoheit, doch beschränkt durch die Fürsten und Stände des Reichs; die Fürsten mächtig und gebietend, gleichwol gezügelt durch einen reichen und unabhängigen Adel; der Adel einflußreich und hervorragend, dessenungeachtet in Schranken gehalten durch einen thatkräftigen und wohlbemittelten Bürgerstand. Glänzten Kaiser, Fürsten und Adel durch Ritterlichkeit, freien Anstand und Kunstsinn, so wetteiferte der Bürger durch Gewerbfleiß, Treue und Ehrbarkeit. In dieser Weise waren die Elemente des deutschen Volkslebens zur Zeit der Blüte beschaffen, und solange ein jedes innerhalb des Kreises seiner natürlichen Stellung beharrte, theilte sich Allen verhältnißmäßig Zufriedenheit und Wohlbefinden mit. Als dagegen der heilsame Wetteifer in Unterdrückungssucht ausartete; als die Städter, uneingedenk ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, das Landvolk unterjochen, Fürsten und Adel selbständige Bürger zu willenlosen Unterthanen erniedrigen wollten, wurde das Gleichgewicht der Stände aufgehoben, und dadurch die öffentliche Freiheit vernichtet, der Wohlstand zerrüttet, die Nationalmacht gebrochen, die Seemacht verloren, der Welthandel zerstört. Durch den Vertilgungskampf der Dynasten und des Adels gegen die Städte fiel das selbständige Bürgerthum, zur Strafe alsdann Freiheit und Macht des Adels, und weil auf ihr, sowie jener der Städte, die Stärke des Kaisers gegen die Fürsten beruhte, sank auch die Reichsgewalt. So mußte sich denn — ruft Wirth am Schlusse dieser Uebersicht aus — die Fülle, die Anmuth und die Großartigkeit des deutschen Staatslebens in die starre Alleinherrschaft unbeschränkter Fürstenmacht auflösen!

Um zu diesen traurigen, aber leider nur allzu gut begründeten Ergebnissen zu gelangen, läßt es sich Wirth zuerst angelegen sein Das zu zerstören was er „die Dichtung der alten deutschen Freiheit" nennt, um den Beweis zu liefern daß diese Freiheit nichts Anderes war als das Monopol einer verhältnißmäßig sehr kleinen Zahl Bevorrechteter, auf Kosten der großen Masse des Volks, und im schroffen Gegensatze zu demselben Bevorzugter, die sich nicht nur im ausschließenden Besitze der Rechtsfähigkeit, sondern auch im fast ebenso ausschließenden Besitze des Grundeigenthums und des Vermögens im Allgemeinen befanden. Aber diese Bevorrechteten, die dem Volke gegenüber einen wirklichen Adel bildeten, zerfielen selber wieder in zwei staatsrechtlich unterschiedene Classen, Edlinge und Frilinge, wovon die Erstern oder der edle Herrenstand den eigentlichen Adel nach den Begriffen der Urzeit ausmachten, sodaß statt jenes Vorbildes einer reinen staatsbürgerlichen Freiheit, welche manche Geschichtschreiber in der Urverfassung der Deutschen finden wollen, gerade zur Zeit der „alten deutschen Freiheit" die üppigen und wuchernden Keime zur nachfolgenden übermüthigen Verachtung und Bedrückung des Adels gegen das Bürgerthum gelegt wurden. Die Gründe für diese Behauptungen entnimmt Wirth vorzüglich den alten Rechtsbüchern, besonders den Bestimmungen über das Wehrgeld, welche er durch ausführliche Darstellung der deutschen Münzverfassung in der Periode vom 5. bis zum 8. Jahrhundert zu verdeutlichen bemüht ist. Auch läßt sich nicht leugnen daß er hier Manches zutagefördert was selbst so bewährten, scharfblickenden Forschern wie Jakob Grimm und Hüllmann entgangen ist, und es gebührt ihm überhaupt die Anerkennung daß er um die älteste und die mittelalterliche Geschichte unsers Volks aufzuhellen sorgfältigen Quellenstudiums beflissen war. So unterwirft er z. B. die verschiedenen Hypothesen über die Abstammung desselben genauer Kritik, widerspricht, wie schon Luden gethan, der aus zweifelhafter Namensähnlichkeit hergeleiteten Verwandtschaft der Germanen mit den Γερμανοί oder vielmehr Καρμανίοι Herodot's, und kommt endlich zu dem Schlusse: daß die Gothen mit den Geten identisch, und weil Letztere Thracier waren, auch die Deutschen mit diesen zu einem und demselben Volke gehörten. Dagegen läßt er die Einwirkung des keltischen und des slawischen Elements beinahe völlig unbeachtet, obschon vielleicht gerade im erstern die Wurzeln jenes Antagonismus zwischen Süd- und Norddeutschland zu suchen sind, der durch unsere ganze Geschichte geht, und letzteres auf das Germanenthum nicht blos durch feindselige Conflicte, sondern auch durch verwandtschaftliche Berührungen Einfluß übte. Wir erinnern nur an

die Berichte Julius Cäsar's und Tacitus' von der Gemeindeverfassung der Sueven, ja der Deutschen überhaupt, die, auf Gemeinsamkeit des Grundbesitzes beruhend, überraschende Aehnlichkeit zeigt mit Dem was noch heutzutage bei den Slawen in einem Theile von Rußland und Polen üblich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Henriette Herz.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Mit einem Portrait. Berlin, Besser. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Ruf ihrer Schönheit war so verbreitet daß kaum ein ausgezeichneter Mann einen auch nur kurzen Aufenthalt in Berlin machte ohne die Bekanntschaft der schönen Henriette Herz gemacht zu haben. Auch Mirabeau, zur Zeit seines Aufenthalts in Berlin schon als geistreicher Schriftsteller berühmt, und wenngleich noch nicht Held der Französischen Revolution, doch Held mancher Liebesabenteuer deren Geschichte Europa durchflog, war unter Denen welche sich um die damals etwa 22 Jahr alte Herz scharten. Henriette Herz wurde in Berlin als eine Art Probirstein für weibliche Schönheit gebraucht. Man setzte berühmte Schönheiten dem Focus der ihren aus, um zu erkunden ob sie nicht durch diese vernichtet würden.

Wir schicken diese Auszüge aus dem Buche voraus um den fern von Berlin lebenden Lesern von vornherein den Titel der Berühmtheit einer Frau zu geben welche nach ihrem vor kurzem in ihren achtziger Jahren erfolgten Tode für bemerkenswerth genug gefunden ward daß mitten in den chaotischen Wirbeln unserer politischen Zeit ein Schriftsteller es für angemessen fand ihr Leben zu schreiben und herauszugeben. Für Berlin war diese Vorausschickung nicht nöthig, hier war die Herz ein public character in den gebildeten Kreisen, nicht von gebietender, rauschender, einflußreicher Art, sondern von dem stillen Werth der sich unter den Bekannten Ansehen, Achtung, Einfluß erworben hat, außerhalb dieser Kreise aber nicht genannt ist. Wir möchten ihre Berühmtheit mit der mancher Parlamentsmitglieder in wirklichen constitutionnellen Staaten vergleichen, die keine glänzenden Redner sind, vielleicht nie die Tribune betreten haben, und doch so geachtet, einflußreich, daß ohne sie Nichts geschieht, daß sie die natürlichen Vermittler unter den Parteien bilden. In jeder großen Stadt und Gemeinschaft werden sich solche Celebritäten finden deren Name auswärts kaum gekannt ist, weil sie Nichts geschrieben, geschaffen haben, und deren Wirken doch so bedeutend und anregend in ihren Kreisen war daß Nichts ohne sie geschehen, daß man sich nichts Gemeinsames als vollbracht denken kann wo sie nicht mitgeholfen, ihre Stimme dabei abgegeben. Berlin hatte gerade zur Zeit der Herz einen solchen public character, den alten Heim. Er hatte nie Etwas gethan was ihm ein Anrecht gegeben in der Geschichte genannt zu werden, er hatte auch nie Etwas geschrieben was ihm in der Wissenschaft einen Namen verleiht, ja er hatte nicht einmal die glänzenden Einfälle welche vielen Menschen Berühmtheit verschafft haben ohne daß sie etwas Anderes gethan, und doch war er unstreitig der bekannteste Mann, der beliebteste, und ich möchte sagen der berühmteste in seiner Stadt, und Das nicht allein dadurch daß er der scharfblickendste und glücklichste Arzt gewesen. Er hatte das volle Vertrauen seiner Mitbürger. Der berühmte Hufeland war sein Zeitgenosse. Man sagte: Es gibt zwei Lichter in Berlin; das eine leuchtet wie eine Sonne in der Ferne, wird aber immer kleiner je näher man Berlin kommt (Hufeland war als praktischer Arzt wenig bekannt), das andere klein in der Ferne, wird immer größer und in Berlin strahlt es als Sonne.

Dies, wie sich von selbst versteht, findet nur mit Maß Anwendung auf die Herz. Der Schein den eine Frau wirft darf in der Regel nicht der eines Mannes und Arztes sein der wiederglänzt in den Kellern und Dächern. Die Kreise in denen die Herz glänzte sind genugsam angedeutet, wenn wir anführen daß Mirabeau hier nur eine passagere Erscheinung war, daß ihr Name aber seinerzeit mit dem eines Schleiermacher immer in Verbindung genannt ward, und daß Alexander von Humboldt in ihrer Jugend ihr Freund im edelsten Sinne war, und es noch werkthätig blieb als die würdige Frau das achte Decennium überschritten hatte. Die Aufnahme welche das Buch in Berlin gefunden spricht deutlich genug für die Bedeutung welche die Verstorbene im Leben nicht beansprucht, sondern sich ohne Anfoderung errungen hat.

Eine Kritik des Buchs, wenn dafür Zeit, Aufmerksamkeit wäre, nimmt uns der Verfasser von vornherein weg, indem er selbst eine erschöpfende Charakteristik der ausgezeichneten Frau als Vorrede liefert. Die Herz war mehr als nur eine wunderschöne Frau, sie hatte viele Eigenschaften welche ihr die Herzen und Geister gewannen; aber seine Aufgabe ist zugleich auszusprechen wie keine dieser andern Eigenschaften so überragend gewesen daß sie um derselben willen der Mittelpunkt der Geister geworden: es war eben der Complexus dieser Eigenschaften welcher sie bedeutend machte, ihre Schönheit nur das Aushängeschild welches die Aufmerksamkeit auffoderte, und ihre schöne edle Weiblichkeit, ihr Herz das Siegel auf diese Eigenschaften gedrückt. Der Verfasser gefällt sich eine Parallele zwischen ihr und der Recamier zu ziehen. Die Recamier war reizend, früher sehr reich, in dem schönen Körper wohnte ein noch schönerer Geist, sie war das hülfreichste Weib, die treueste, eine muthige Freundin, die selbst Napoleon's Zorn nicht scheute um ihrer verbannten Freundin, der Staël, Trost zu bringen. Sie hatte Reichthum, Jugend und Schönheit durch die Unbilden einer despotischen Regierung und der Zeit verloren, aber sie glänzte fort durch ihren Reichthum des Gemüths, „sie blieb den Freunden, die Freunde blieben ihr, und diese Freunde waren die bedeutendsten Männer und Frauen Frankreichs.... Sie machte keinen Anspruch geistreich zu sein, aber ihre nähern Freunde wußten dennoch daß sie Geist besaß, und wenn er nicht von der blitzendsten, so war er von der erwärmendsten Gattung."

Der Verfasser bemüht sich darzustellen daß Henriette Herz für Berlin Dasselbe war was die Recamier für Paris, und daß Dies nicht zur Notabilität gekommen, daran sei nur schuld daß Berlin keine Weltstadt wie Paris ist. Wieviel ist nicht damit gesagt! Es ist, oder war vielmehr nur Ein Paris wo Das möglich war. Die Herz war unvergleichlich an Schönheit (nach den unvollkommenen Bildern, der Büste von Schadow und den edeln Zügen die wir noch an der Greisin bewunderten, wahrscheinlich weit schöner als die Recamier, von der wir ausgezeichnete Abbildungen besitzen), reicher noch an Gemüth, treu und aufopfernd in der Freundschaft wie Jene, in manchen Zweigen des Wissens bedeutender als sie, und ebenfalls in genauester persönlicher Beziehung zu fast allen hervorragenden Geistern ihrer Stadt, in brieflichem Verkehr mit vielen der bedeutendsten Männer und Frauen Deutschlands, der Mittelpunkt eines geselligen Kreises zu dem Prinzen (eine seltene Erscheinung) und die Dürftigsten ihr Contingent stellten. Auch sie sah Generationen an sich vorüberziehen, und auch sie blieb nicht verlassen, denn sie besaß noch in späten Jahren Anziehungskraft genug für Diejenigen „welche nie Vorzüge des Körpers an ihr zu bewundern gehabt hatten". Auch sie hatte den Schmerz die meisten ihrer ausgezeichneten Freunde, Männer die auch das Vaterland tief betrauerte, vor sich ins Grab sinken zu sehen; aber der Verfasser preist sie glücklich daß ihr wenigstens der tiefste Schmerz der Patriotin, der Umsturz ihres Vaterlandes im Jahr 1848 erspart geblieben. Sie starb im vorangehenden. Die Herz war eine Jüdin. Wer die Vorurtheile gegen die Juden kennt welche damals die Gesellschaft beherrschten muß eingestehen daß eine Frau welche ihre Bewunderer über diese Kluft zu sich führte ein mehr als gewöhnliches Wesen

sein mußte. Berlin zählte in jener Zeit viele Schönheiten; die Kränze welche ihnen nur um deswillen gereicht wurden verwelkten mit ihrer Jugend. Der Geist der Herz konnte ebenso wenig allein diese Anziehungskraft üben, denn ihre berühmten Glaubensgenossinnen, Dorothea von Schlegel und Rahel von Varnhagen, überragten sie in dieser Hinsicht. Aber daß dieser seltene Verein fesselnder Eigenschaften auf dem Boden einer vollendeten Weiblichkeit ruhte, ist es was ihr eine ebenso eigenthümliche als für sie erfolgreiche Bedeutung verlieh. Und diese reine Weiblichkeit ließ ihre Sittlichkeit siegreich aus allen Versuchungen hervorgehen. Diese lagen in Berlin, besonders im damaligen, und in seinen höhern Kreisen nahe genug. Dies breitete ebenfalls einen Nimbus um sie „welcher dem Gemeinen, es zugleich blendend und zurückschreckend, fern von ihr zu bleiben gebot, während sein Glanz den Reinen und Edeln mächtig antrieb sich ihr ehrfurchtsvoll zu nahen“. Geistige Größen, producirende Geister fühlten sich in ihrer Nähe wohler als in der ihrer weiblichen Schwestern von selbst männlichem, daher kritischem Geiste, weil der ihre ein vollkommen weiblicher, also ein empfangender war. Rahel sagte sie habe einen Fehler: sie sei zu bescheiden, und Schleiermacher stattete ihr fast täglich zur Zeit seiner schönsten Productivität Bericht und Rechenschaft ab über seine wissenschaftlichen Leistungen. Und sie blieb hochstehenden Männern nicht nur eine anziehende, sondern sogar eine erhabene Erscheinung. „Möge die Herrin, die Herz, sich meiner freundlich erinnern“, schrieb Chamisso an Hitzig. Prinz Louis Ferdinand gehörte zu ihren Verehrern, und auch König Friedrich Wilhelm IV. hatte in seiner Jugend die schöne und geistvolle Frau kennen und schätzen gelernt. Auf Humboldt's Fürsprache übermachte er noch in ihren letzten Jahren aus seiner Schatulle ihr eine Pension, deren sie bedurfte, mehr für Andere als für sich, und stattete persönlich der Greisin einen liebevollen Besuch in ihrer bescheidenen Wohnung ab.

Die biographische Skizze welche der Verfasser uns entwirft schildert ein Jugend- und Familienleben aus einer Zeit die unsern heutigen Verhältnissen fast schon mythisch klingt — Sitten, Tracht, Ansichten einer angesehenen jüdischen Arztfamilie portugiesischer Abkunft, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin. Manche Züge, charakteristisch genug, möchten wir daraus mittheilen, wenn wir nicht schon genug der Schilderung aus dem Buche gegeben hätten, und den Leser lieber auf dasselbe selbst verweisen wollten. Henriettens Ehe mit dem seinerzeit berühmten Arzt und Schriftsteller Marcus Herz war kinderlos; ob glücklich, darüber läßt der Biograph und die geschilderte Frau uns selbst in Zweifel. Doch sie eigentlich nicht, sie sagt: „Es war ein glückliches Verhältniß wo von eigentlicher Liebe nicht die Rede sein konnte“, da ihr Mann deren nicht bedurfte. Den Mangel derselben ertrug sie vermöge ihrer ruhigen, Andere sagten, kalten Natur; genährt durch die Bewunderung und Liebe ihrer reichen, geistvollen Umgebung. Von andern Zeitgenossen wissen wir daß sie in diesen ehelichen Verhältnissen dieses Temperaments nur zu sehr bedurfte. Marcus Herz wird uns als ein genialer, aber wüster und ganz sittenloser Mann geschildert. Eine Klage scheint von ihren Lippen nie gekommen. Daß die Herz durch die Spötter ihrer Zeit auch von einer andern Seite und in einem andern Lichte aufgefaßt wurde als ihr Biograph sie verherrlicht, wissen wir aus einem boshaften Epigramm des damals noch jungen Ludwig Robert, das in der bösen Welt von Mund zu Munde ging, soviel uns bekannt nie gedruckt ist, und das auch wir der Vergessenheit gern überlassen wollen. Ihre hervorragenden Eigenschaften werden dadurch nicht verdunkelt oder befleckt, wenn der Epigrammatist die ganze Schärfe seines Spottes auf eine Tugend ausgießt die es ist weil sie zu kalt sei um zu sündigen. Henriette's letzte Lebensjahre vergingen im Wohlthun. Sie widmete ihre Zeit und ihr Wissen dem Unterricht armer junger Mädchen, um sie zu Erzieherinnen heranzubilden.

Schriftstellerin war sie nicht, die meisten ihrer Briefe hat sie verbrannt. Nur Einiges ist gerettet. Ihre mündlichen Urtheile, Ansichten, charakteristische Züge und Erlebnisse mit berühmten Personen ihrer Zeit hat der Verfasser bald nach der Unterhaltung möglichst mit ihren Worten niedergeschrieben, und diese bilden den größern und zum Theil sehr interessanten Theil dieses Buchs, welches zur Culturgeschichte der vormärzlichen Zeit und der Vorjulizeit jedenfalls einen sehr beachtenswerthen Beitrag liefert. Wir sehen unter Anderm von Mirabeau nur eine flüchtige, aber treffende Erscheinung, von der Genlis ein charakteristisches Stillleben; Genz reißt sie mit ein paar Zügen allen jüngst ihm angeklebten Lustre erbarmungslos ab, er steht vor uns da in der ganzen Niederträchtigkeit seiner sittlichen Erscheinung; wenig Worte über Jean Paul Friedrich Richter gewähren einen tiefen Blick in das Mysterium der wunderbaren Frauenanbetung die ihm geworden. 19.

Notiz.

Die ältesten Eichen Englands.

Im Walde von Sherwood in Nottinghamshire stehen Englands älteste Eichen. Man findet sie einige Meilen im Umkreis von Mansfield. Die Authenticität dieser Eichen ist gänzlich unverdächtig, England ist das Land der Tradition und der gesetzlichen Förmlichkeiten die diese Authenticität bestätigen. Jede Familie kennt hier ihren Ursprung. Zwei Dinge schützen und wahren die Erinnerungen: die Achtung vor der Vergangenheit und die Achtung vor dem Gesetze. Man bezeichnet eine der Eichen von Sherwood als die unter welcher König Johann seinen Unterthanen Audienz ertheilte. Sie steht dicht am Rande eines Wegs und ist von einer quadratförmigen Vertiefung umgeben. Auf der Feldseite wird sie durch die Hecken der benachbarten Grundbesitzer geschützt, auf der Wegseite durch die öffentliche Achtung. Der halbzernagte Stamm schmückt sich jährlich noch mit einem dichten Blätterdache, aber im Laufe der Jahrhunderte sind die gewaltigen Aeste vertrocknet, und die grünen Blätter schmücken daher nur noch den Stamm der sie nährt. Und dieser Baum war vielleicht schon zu Johann's Zeiten Jahrhunderte alt, da seine Schatten schon damals die königliche Audienz schirmen konnten. Die Magna charta des Königs Johann stammt übrigens aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Derselbe Geist hat die ersten Freiheiten Englands und diesen Baum, unter dem der Fürst saß welchem England dieselben entriß, heilig gehalten. An andere dieser großen Eichen knüpfen sich Erinnerungen an Robin Hood, und jede hat im Volksmund ihren bestimmten Namen. Da ist eine deren gespaltener Stamm wie eine Nische Platz bietet um einen sitzenden oder stehenden Menschen zu beherbergen. Shambles heißt sie oder das Schlachthaus. In ihr präsidirte Robin Hood der Zerlegung und Vertheilung der königlichen Dammhirsche unter seine lustigen Genossen. Berühmter noch ist die Parliament oak oder the thrysting tree, die Eiche der Stelldichein, weil Robin an ihr seine Versammlungen abhielt. Die älteste ist die Green dale oak, die Eiche des grünen Thals, in deren Stamm sich der ganze geheime Rath Robin Hood's placiren konnte. Die Spalte welche den Stamm in zwei Hälften trennt ist groß genug um einen Wagen hindurchfahren zu lassen. Ein Reisender der sich des Nachts hierher verirrte würde glauben ein altes Thor mit einem Thurme zu sehen. Durch ein Gerüst wird eine noch größere Erweiterung der Spalte verhindert, und so bleibt die Form des Thors unveränderlich. Das mag vielleicht geschmacklos erscheinen, allein die Geschmacklosigkeit ist ebenso alt wie die Oeffnung im Baum und mit diesem ist sie ehrwürdig geworden. In Gemäßheit eines besondern Pachtvertrags muß der Pächter der Eiche jedes Jahr an einem bestimmten Tage mit einem Wägelchen durch die Spalte fahren. Man hat auf diese Weise gleichzeitig die Antiquität des Baumes und die Eigenthümlichkeit der Thatsache bewahren wollen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Beschluss aus Nr. I.)

86. **W. von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Briefe von W. von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

87. **Mundt (Th.), Die Matadore.** Ein Roman der Gegenwart. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

88. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Sechzehnter Theil. Neue Folge. Vierter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermässigt.

Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

89. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Sechste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis fünfte Lieferung erschienen 1847—50.

90. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes VI et VII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

91. ——————, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Sechster und siebenter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

92. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Dreizehntes Heft. (Nachträge: **Algier — Zürich.**) (Schluss.) Breit 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

93. **Moderne Titanen,** kleine Leute in grosser Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf die

zehnte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexikon,

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft

in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint.

Die in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhaltenden ersten Hefte zeigen die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage des bekannten Werks, sowie die sorgfältige äussere Ausstattung. Binnen drei Jahren soll es beendigt sein, und **die vollständige Lieferung in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.** Monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben.

Ausländische Commissions-Artikel.

Dareste, De forma et conditione Siciliae provinciae romanae. 8. Lutetiae. 18 Ngr.

Encyclopédie d'architecture. Journal périodique publié par **V. Calliat**, architecte. Avec planches. Gr. in-4. Paris. Preis des Jahrganges 8 Thlr. 20 Ngr.
Wird jährlich in 24 Lieferungen mit 120 Kupfertafeln erscheinen. Ein ausführlicher Prospect ist gratis zu haben.

Gibelin, Etudes sur le droit civil des Hindous; recherches de législation comparée sur les lois de l'Inde, les lois d'Athènes et de Rome et les coutumes des Germains. 2 vol. In-8. Pondichéry. 5 Thlr. 10 Ngr.

Leblanc (Ch.), Manuel de l'amateur d'estampes, contenant 1) un Dictionnaire iconographique; 2) un Répertoire des estampes dont les auteurs ne sont connus que par des marques figurées; 3) un Dictionnaire des monogrammes des graveurs; 4) une Table des peintres, sculpteurs, architectes et dessinateurs etc.; 5) une Table méthodique des estampes décrites. Ouvrage destiné à faire suite au Manuel du libraire et de l'amateur de livres par Brunet. Ire livr. Gr. in-8. à 2 colonnes. Paris. 1 Thlr. 8 Ngr.
Wird in 12 Lieferungen, von denen alle zwei Monate eine erscheint, vollständig sein. Bei dem Erscheinen der dritten Lieferung wird eine Preiserhöhung eintreten.

Lemoine, Charles Bonnet de Genève, philosophe et naturaliste. Thèse présenté à la Faculté des lettres de Paris. In-8. Paris. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lescoeur, De l'ouvrage de Pascal contre les Athées. Ire partie. In-8. Paris. 22½ Ngr.

Regnault, Règne de Louis-Philippe. Histoire de huit ans 1840—48. Ouvrage faisant suite à l'Histoire de dix ans 1830—40 par L. Blanc. Illustrée de magnifiques gravures et portraits. T. Ier. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr.
Wird in drei Bänden vollständig sein.

Zirardini, L'Italie littéraire et artistique. Galerie de cent portraits des poëtes, prosateurs, peintres, sculpteurs, architectes et musiciens les plus illustres. **Traduction** française par **Ubicini**. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr.

Machiavelli (N.), Opere scelte pubblicate per cura **Zirardini**. Con ritratto. Gr. 8. Parigi. 5 Thlr.

Gil y Zarate (D. Antonio), Obras dramaticas. Edicion precedida de una noticia biografica, y dada a luz por **D. Eugenio de Ochoa**. 8. Paris. 3 Thlr. 10 Ngr.

Poplinski (A.), Historya powszechna dla Klass średnich szkół realnych i gimnazyalnych. Tom II zawierający Dzieje wieków średnich Poszyt 1. Lex.-8. Poznań. 10 Ngr.

Frey. Tidskrift för Vetenskap och Konst. 1850. 1—8. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Ny Tidskrift för Lärare och Uppfostrare. Utgifven of **Bagge** och **Falk**. Andra Årgången. 1, 2. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Thlr

Finnische Literatur.

Argelander, DLX stellarum fixarum positiones mediae ineunto anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inservientia adjecit. Gr. 4. Helsingfors. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I—III. Folio. Åbo. 1830—32. 9 Thlr.

Castrén, De affixis personalibus linguarum Altaicarum dissertatio. 4. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

Europaeus, Pieni Runon-seppä eli Kokous paraimmista Inkerinmaan puolelta kerätyistä runo-lauluista ynnä Johdatyksia Runon tekoon. (Lehrbuch der finnischen Metrik nebst einigen Gesängen.) 8. Helsingfors. 1847. 10 Ngr

Kalevala, Toinen painos. (Zweite Ausgabe dieses finnischen Nationalepos.) 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kellgren, De cosmogonia Graecorum ex aegypto profecta, Dissertatio. 8. Helsingfors. 1850. 9 Ngr.

Nervander, Skrifter utgifna till Minne för Landsmän. Med Författarens portrait. (Nervander's Schriften.) Zwei Bände. Gr. 8. Helsingfors. 1850. 2 Thlr. 10 Ngr.

Runeberg, Fänrik Ståls Sägner, en Samling Sånger. Andra Upplagan. 1. Häftet. (Gedichtsammlung.) Lex.-8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.

Suomen Kansan Laulantoja Pianolla soitettavia. 1. Häftet. (Finnische Nationalmelodien.) Quer Lex.-8. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 5 Ngr.

(Tengström.) Chronologisca Förteckningar och Anteckningar öfver Finska Universitetets etc. (Geschichte der finnischen Universität in Biographien.) Lex.-8. Helsingfors. 1836. 1 Thlr. 15 Ngr.

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien bis 1. October 1850.

In **WILHELM BRAUMÜLLER'S** Buchhandlung
des kaiserl. königl. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Archiv für Kunde **österreichischer Geschichts-Quellen.** Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1. Heft. 1848. 12 Ngr. 2.—5. Heft à 10 Ngr.
— — 1849. I. Band. 1.—4. Heft. 1 Thlr. 5 Ngr. II. Band. 1.—4. Heft. 1 Thlr.
— — 1850. I. Band. 1.—2. Heft. 10 Ngr. 3.—4. Heft. 1 Thlr. 5 Ngr. II. Band. 1. Heft. 20 Ngr. 2. Heft. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arneth, Jos., **Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien.** Mit 25 Kupfertafeln. Fol. 1849. 10 Thlr.
— — **Die antiken Gold- und Silbermonumente** des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien. Mit 41 Kupfertafeln. In Mappe. Fol. 13 Thlr. 10 Ngr.

Erster Bericht über die zur Dampfschifffahrt geeigneten Steinkohlen Englands. Von Sir Henry de la Beche und Dr. Lyon Plaifair. Auf Veranlassung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien aus den „Memoirs of the geological survey of Great Britain" Vol. II pag. II., übersetzt und von ihr herausgegeben. 8. 1849. 20 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien: Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. I. Band. Mit 53 Tafeln, separat gebunden. Fol. 1850. Geb. 20 Thlr.
— — II. Band. 1. Lieferung. Seite 1—100 mit 17 Tafeln. Fol. 1850. 5 Thlr.
— — II. Band. 2. Lieferung. Seite 101—130 mit 4 Tafeln. Fol. 1850. 3 Thlr.
Philosophisch-historische Classe. I. Band. Mit 6 Tafeln. Fol. 1850. Geb. 20 Thlr.

Diemer, Joseph, Custos an der k. k. Universitäts-Bibliothek, **Deutsche Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts.** Aufgefunden im regulirten Chorherrn-Stifte zu Vorau in der Steiermark und zum ersten male mit einer Einleitung herausgegeben. Mit vier Nachbildungen der Handschrift. 1849. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diesing, Car. Maur., Systema Helminthum. Vol. I. 8. 1850. 4 Thlr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Davon erschien bisjetzt:
Zweite Abtheilung. **Diplomataria & acta.** I. Band. Diplomatarium miscellum seculi XIII. — A. u. d. T.: **Urkunden zur Geschichte von Oesterreich, Steiermark, Kärnten,** Krain, Görz, Triest, Istrien, Tirol. Aus den Jahren 1246—1300. Aus den Originalen des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs. Herausgegeben von **Joseph Chmel,** Vicedirector des Haus-Hof- und Staats-Archivs. Gr. 8. 1849. 1 Thlr.
— — II. Band: Diplomatarium Habsburgense seculi XV. — A. u. d. T.: Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Habsburgischen Fürsten König **Ladislaus Posth.,** Erzherzog **Albrecht VI.** und Herzog **Sigmund** von **Oesterreich.** Aus den Jahren 1443—73. Aus Originalen oder gleichzeitigen Abschriften. (Meist des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs.) Herausgegeben von **Joseph Chmel.** Gr. 8. 1850. 1 Thlr.
(Erste Abtheilung ist noch nicht erschienen.)

Kreil, Karl, Director der k. k. Universitäts-Sternwarte zu Prag, **Entwurf eines meteorologischen Beobachtungs-Systems** für die Oesterreichische Monarchie. Mit 15 Tafeln. Nebst einem Anhange, enthaltend die Beschreibung der an der k. k. Sternwarte zu Prag aufgestellten Autographen-Instrumente: Windfahne, Winddruckmesser, Regen- und Schneemesser. Mit 2 Tafeln. 8. 1850. 1 Thlr.

Mittheilungen über ältere magnetische Declinations-Beobachtungen, sammt den auf deren Zustandebringung sich beziehenden Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kais Akademie der Wissenschaften. 1. Heft. Mit einer Tafel. 8. 1850. 10 Ngr.

Meiller, Andreas v., Dr. der Rechte und Official des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs, **Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg.** Aus Urkunden und Saalbüchern gesammelt und erläutert. (Veröffentlicht auf Kosten der kais. Akademie der Wissenschaften.) 4. 1850. 4 Thlr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. Gr. 8. 1848. 1. Heft. 16 Ngr. 2. Heft. 28 Ngr. 3. Heft. 1 Thlr. 4 Ngr. 4. Heft. 28 Ngr. 5. Heft. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. 1849. 10 Hefte. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
— — der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. 1849. 10 Hefte. Gr. 8. 3 Thlr.
(Für August und September erschien kein Heft.)
— — der philosophisch-historischen Classe. 1850. 1.—3. Heft. Gr. 8. 25 Ngr. 4. und 5. Heft. 20 Ngr. 6. und 7. Heft. 20 Ngr.
— — der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe 1850. 1.—3. Heft. à 10 Ngr.
— — Dieselben. 4. Heft. (Mit 3 Kupfertafeln.) 1 Thlr.
— — Dieselben. 5. Heft. 15 Ngr. 6. Heft. 12 Ngr. 7. Heft. 1 Thlr. 6 Ngr. 8. Heft. (October.) 24 Ngr.

Unger, F., Med. et Phil. Dr., bot. Prof. publ. ord. in Universitate Vindobonensi, **Genera et species plantarum fossilium.** (Sumptibus academiae caesareae scientiarum.) 8. 1850. 4 Thlr.

Als **Separat-Abdrücke** sind zu haben:

Fritsch, C., Anleitung zur Ausführung von Beobachtungen über die an eine jährliche Periode gebundenen Erscheinungen im Pflanzenreiche. 8. 10 Ngr.

Hlasiwetz, Dr. Heinr., Ueber einige Verbindungen der Radicale (C_6 H_5) R w. 8. 4 Ngr.

Kurajan, Th. G. v., Zur Geschichte des Concils von Lyon 1245. Fol. 1850. 1 Thlr.

Pierre, Dr. Vict., Ueber eine Methode, die Spannkraft der Dämpfe in der Luft direct zu messen. Mit 1 Tafel. 8. 8 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 16. — 18. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Am bezeichnendsten aber für die Grundsätze die Wirth theils als Ergebnisse seiner geschichtlichen Forschungen genommen, theils dabei als maßgebend angenommen hat, ist eine Reihe von Bemerkungen, zu denen ihm die Schilderung der Lage Deutschlands nach dem Untergange des römischen Reichs Anlaß gibt. Er sagt:

Vernunft und Erfahrung lehren daß das Menschengeschlecht ohne eine Reihe selbständiger Völker nicht bestehen kann, und daß diese unerläßliche Nationalunabhängigkeit nur durch gerechtes Gleichgewicht der Staaten erwerben, sowie aufrechterhalten werden kann. Da nun durch die Herrschaft Roms jenes Gleichgewicht gänzlich zerstört und ein Weltreich ausgebildet werden war, so mußte auch bei dem Einsturz des letztern den Siegern gegenüber das zügelnde Gegengewicht fehlen. Und so war es auch wirklich, da die Germanen nun an die Stelle der Römer traten, und in Ermangelung gleichmächtiger Völker eine freie Wechselwirkung verschiedener Staaten auf den Grundlagen nationaler Unabhängigkeit nicht möglich war. In der allgemeinen Staatenlage entstand daher durch den Einsturz des römischen Reichs eine Lücke nach der entgegengesetzten Richtung, die vor allem auszufüllen war, d. h. es mußten neue selbständige Nationalitäten sich bilden, und durch Herstellung eines dauernden Gleichgewichts derselben die Grundlage für die künftige höhere und bleibendere Cultur des Menschengeschlechts gewonnen werden.

Welchen Antheil nun die Deutschen an dieser Völkerentwickelung nahmen, und welche Hindernisse sie bei Ausbildung ihrer eigenen Nationalität zu überwinden hatten, Das setzt Wirth mit ebenso großem, von der hohen Bestimmung unsers Volks durchdrungenem Selbstgefühle als sicherm, dessen Schwächen unparteiisch musterndem und rügendem Urtheile auseinander. Er bemerkt weiter:

Eine tausendjährige Geschichte der Germanen hatte bis zum Jahre 400 nach unserer Zeitrechnung erwiesen daß alle Kraft und Tapferkeit, alle Sittenreinheit und Treue, alle Genialität und Großartigkeit der Anlagen für die Wohlfahrt eines Volks ohnmächtig ist ohne innigen Staatsverband und ohne das unschätzbare Gut einer weise geordneten Nationaleinheit. Was half den Deutschen ihre Ueberlegenheit über die Römer, wenn sie durch Zersplitterung ihrer Kräfte, sowie durch gräuelhafte Bündnisse einzelner germanischer Stämme mit dem Reichsfeind sich gegenseitig aufrieben, und durch die Befestigung der römischen Weltherrschaft mit den übrigen unterdrückten Völkern auch sich selbst häufig elend machten? Vor allem ein wesentliches und dringendes Bedürfniß hatte darum unser großes Volk bei seiner ersten Entwickelung, die Herstellung seiner Nationaleinheit. Solange das römische Reich bestand, war die Politik desselben ein bedeutendes Hinderniß dieser Einheit, da die Römer die Uneinigkeit der Germanen eifrig nährten, und die hin und wieder auftauchende Neigung derselben zu einem innigern Staatsverband durch Bestechung und Erweckung innerer Verrätherei meistens wieder zu entkräften wußten... Durch die Auflösung des römischen Staats ward daher das größte Hinderniß deutscher Nationaleinheit entfernt, und die Neigung zur Ausbildung derselben trat alsbald hervor. Gleichwol unterlag die Durchführung des Zwecks noch manchen andern nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, welche durch die eigenthümliche Sinnesart der Germanen und durch das Wesen ihrer Stämmeverfassung gegeben war. Daß unabhängiger Sinn den vorzüglichsten Charakterzug der deutschen Freien ausmachte, und daß eine solche Eigenschaft nur als sehr edel und rühmlich erscheinen muß, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen. Indessen in der Rauheit der ersten Entwickelung nahm jene schöne Eigenthümlichkeit zum Theil eine falsche Richtung, indem sie auch diejenigen Einschränkungen des eigenen Willens welche ein weiser Staatsverband fodern muß nicht ertragen, also überhaupt dem letztern wie er zur Kraft der Nation nach außen nothwendig ist sich nicht fügen wollte. So entstanden denn die Massen von reichen und mächtigen Familienhäuptern, von welchen jedes keinen Willen über sich dulden, und auch in allen Nationalangelegenheiten nur nach eigenen Zwecken und Neigungen handeln wollte. Diese sehr ausgeprägte Richtung des germanischen Herrenstandes war das erste Hinderniß der Herstellung der Reichseinheit. Ein zweites lag aber in der organischen Gliederung der Deutschen in mehre Stämme, und in den Verhältnissen in welche diese wechselseitig zueinander sich gesetzt hatten. Diese Gliederung hätte an sich die Nationaleinheit nicht beeinträchtigen können, sondern dieselbe vielmehr durch die Fülle der Mannichfaltigkeit und der verhältnißmäßigen freien Bewegung der untergeordneten Glieder nur noch veredeln müssen, wenn jedem Stamme in seinen Sonderangelegenheiten Selbständigkeit und Spielraum belassen, und nur Das was alle Stämme gemeinsam berührt in den Bereich einer starken Reichsgewalt gezogen werden wäre. Allein bei den Stämmen verhielt es sich wie bei den einzelnen Freien: Jeder foderte nicht blos Selbständigkeit, sondern sogar unbedingte Unabhängigkeit: Macht, Einfluß und auch Uebergewicht über Andere sucht zwar Jeder, aber von einer gemeinsinnigen Beschränkung des Eigenwillens, soweit diese zur Herstellung einer Oberleitung der allgemeinen Nationalinteressen nothwendig war, wollte Keiner Etwas wissen. Unter solchen Umständen konnte die Anbahnung der deutschen Reichseinheit auf keinem andern Wege möglich sein als dadurch daß in dem gegenseitigen Streben der einzelnen Stämme, an Macht und Einfluß sich über die andern zu erheben, irgend einer ein ent-

scheidendes Uebergewicht erlangen, und die übrigen zur Anerkennung einer gemeinsamen National- oder Reichsgewalt zwingen würde. Solches Mittel war freilich wenig von gewaltsamer Unterdrückung der Mehrheit durch einen einzigen siegreichen Stamm verschieden; allein nach den geschichtlichen Erfahrungen werden in den rohen Zeiten selbst große Nationalzwecke selten auf dem Wege erreicht den Vernunft und Menschenfreundlichkeit empfehlen, und so geschah es denn auch daß die Nationaleinheit der Germanen nur planlos und zufällig infolge von Ehrgeiz und Herrschsucht entstand.

Nämlich durch das allmälig immer mächtiger hervortretende Uebergewicht des fränkischen Stammes, das unter der Herrschaft der Karolinger seinen Höhepunkt erreichte und endlich dahin führte unter dem Scepter des größten derselben sämmtliche deutsche Stämme zu einem Ganzen zu vereinigen. Mit Recht bemerkt aber Wirth daß die Erneuerung der römischen Kaiserwürde zu Gunsten Karl's nicht nur die freie Volksentwickelung ungemein benachtheiligte, sondern auch für die nationalen Zwecke die verderblichsten Wirkungen hatte. Er sagt:

Das Unglück der Menschheit im höhern Alterthum war die gänzliche Verkennung der welthistorischen Bedeutung, sowie der daraus entspringenden Rechte der Nationalitäten. Unter dem Eroberungsprincip Roms wurde die Selbständigkeit aller Völker zerstört, und dadurch ihre Entwickelungsfähigkeit unterbunden. Die Cultur durchlief deshalb einen kleinen armseligen Kreis, und mußte nach mehr intellectuellen als praktischen Erfolgen frühzeitig zum Sinken sich neigen. Rom nahm das eigenthümliche Leben aller Völker, mit Ausnahme der Germanen, in sich auf, seine Sprache und Denkungsweise, seine Sitten und Einrichtungen dafür zurückgebend, und so entstand jenes flache und geistlose Einerlei, dem in Ermangelung der reichen und fruchtbaren Mannichfaltigkeit verschiedener nationaler Eigenthümlichkeiten weder Leben und Fülle noch Anmuth und Würde einzuhauchen war. Mit dem Untergang des römischen Weltreichs konnte und sollte Dies anders werden, und der Gang der Dinge offenbarte auch die Neigung dazu; denn obgleich das Reich der Franken mit starken Schritten der Nachahmung des römischen Weltreichs sich näherte, so war nach der eigenthümlichen Lage in welche die germanischen Stämme gerathen waren doch vorauszusetzen daß das reindeutsche Element von den mit den Franken vermischten Germanen früh oder spät sich ausscheiden, und durch einen großen Wahlverwandtschaftsproceß zur endlichen Feststellung einer Reihe von unabhängigen Nationalitäten die Veranlassung geben würde. Dieser heilsamen Richtung trat nun die Erhebung Karl's zum römischen Kaiser störend in den Weg. Dem Papste war es nämlich bei dieser Neuerung nicht blos um einen Namen, sondern vielmehr um eine tiefe Staatswirkung zu thun. Seit Jahrhunderten sprachen die Bischöfe in Rom die Hoheit über die gesammte Christenheit an, und um diesem Ziele mit einem entscheidenden Sprunge sich zu nähern, entstand der Plan als Werkzeug zur Vollziehung der päpstlichen Entwürfe auch ein weltliches Oberhaupt der gesammten Christenheit zu ernennen. Einen solchen Sinn hatte nun die Erhebung Karl's zum Kaiser. Nicht die Herrschaft des Letztern über die Germanen sollte dadurch einen glänzenden Anstrich erhalten, sondern er sollte über alle Könige und Völker, welche dem Christenthum schon zugethan waren und noch zugewendet werden mochten, das Oberhaupt sein. Einheit der gesammten Christenheit in Staat und Kirche war demnach der Zweck der Erhebung Karl's zum Kaiser. Einheit eines jeden selbständigen Volks ist heilsam und unerlaßlich; allein Verschmelzung aller Nationen zu einem Staate und einer Kirche war ein beschränkter und unseliger Wahn, der nur Elend erzeugen konnte, weil durch die staatliche Einheit aller christlichen Völker das nationale Princip und mit ihm die freie Entwickelung jedes Schrittes, durch die kirchliche Einheit derselben hingegen die Freiheit der Forschung und der Fortbildung des Christenthums nach Maßgabe der nationalen Eigenthümlichkeit aufgehoben wurde. So setzte sich denn eine Neuerung, die nur einen Namenswechsel anzukündigen schien, mit dem heiligsten Gut der Völker, der freien Entwickelung ihrer Individualität in staatlicher und geistiger Beziehung, in feindlichen Gegensatz. Leider erhob sich jene bedauernswürdige Neuerung zum Gesetz der gesammten mittelalterlichen Entwickelung, und war daher wirklich von den übelsten Folgen begleitet, die sich später in dem Vertilgungskampf zwischen „Kaiser" und „Papst" hervorthaten.

Wir können uns nicht enthalten hier auf Das hinzudeuten was Schaumann in seiner „Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse" (im „Historischen Taschenbuch" für 1850) über den Einfluß und die Bedeutung des Kaiserthums so treffend bemerkt. Daselbst heißt es:

Es gibt große, fortlaufende Erscheinungen in der Geschichte der Völker, deren Motive weder in Zufällen noch in feinen politischen Berechnungen Einzelner, sondern allein in der psychologischen Natur des Menschen überhaupt gesucht werden müssen. Nichts haßt dieser mehr als Zwang; auch wenn sein eigenes Heil dadurch bedingt würde. Stände kein zusammentreibender Karl am Anfang der Geschichte des Deutschen Reichs, so berichtete diese vielleicht ein fortgesetztes Streben der einzelnen Stämme zur Annäherung und Vereinung, sowie die natürliche Verwandtschaft derselben es zu gebieten scheint. Mit Gewalt zur Vereinigung gezwungen ging dagegen ihr Streben ununterbrochen darauf die ihnen aufgedrungene Einheit wieder zu lösen, und in nicht mehr als 30 Generationen erbten Kinder und Enkel diese Stimmung von ihren Vätern. Es begann sofort im Innern wieder das ursprünglich eigenthümliche Naturleben der Deutschen: Sucht sich nach Stämmen welche das Volk gebildet weiter zu entwickeln, gleichwie eine von der Natur in den Menschen gelegte Eigenthümlichkeit, die sich schon im Treiben des Kindes deutlich ausgesprochen, in jeder Lage des Lebens mehr oder weniger hervortreten wird, auch wenn sie eine zeitlang unterdrückt war. Einheit der Karolingischen Verfassung war für Deutschland nicht aufrechtzuerhalten. Zwar that damals die Kirche was in ihren Kräften stand um das gänzliche Auseinanderfallen unsers Vaterlandes in ebenso viele Stämme als die waren aus denen sie entstanden zu verhindern. Allein sie that es nur in eigenem Interesse, um mit einer einigen großen Nation, die unter Einem Regenten stand, der vom Papste wieder abhängig war, diesem leichter große Erfolge erkämpfen zu können. Als später kräftigere Kaiser für die deutsche Nation eine politische Einheit zu begründen suchten, um, auf die daraus zu entwickelnde Kraft gestützt, den weltlichen Staat Deutschland unabhängig von der Kirche zu machen, da war es wieder diese sogleich welche am meisten darauf hinarbeitete die Zersplitterung Deutschlands in Stämme mit unabhängigen Vorstehern zu befördern, damit die Macht des deutschen Kaisers, des einzigen weltlichen Nebenbuhlers des Stellvertreters St.-Peter's, auf ewig in ihren Grundfesten gebrochen sei. Der Plan mußte vollkommen gelingen. Wie konnte es auch anders sein? War er doch auf die innerste Natur des deutschen Volks gegründet, was damals den Ruf, sich nicht in einem concentrirten Staate, sondern nach den ursprünglichen Stämmen zu entwickeln, wie einen Ruf zur Freiheit ansah. Die Nationalherzogthümer stellten sich immer fester heraus und vertraten die Stämme dem Ganzen gegenüber; aber im letztern wieder (ein Spiegelbild des Ganzen) trieben vom Stamme aus nochmals nach allen Seiten Zweige und Aeste. Geistliche Fürstenthümer schienen auf immer die Vereinigung zu einem einigen weltlichen Staate zu hindern. Das Heilige römische Reich deutscher Nation und sein Kaiser zeig-

ten sich von da an oft als Caricaturen von Dem was sie eigentlich hätten sein sollen. Wenn Kaiser wie Rudolf von Habsburg zuweilen weiter strebten, so mußten sie bald bei einer gewissen Grenze die zu überschreiten unmöglich war einhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke. Von Wilhelm Beste. Zweite stark vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Holle. 1850. 16. 10 Ngr.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift ist im engern Kreise vergriffen; erst mit dieser zweiten Auflage wendet sich das Buch an das große Publicum. Es soll Begeisterung fördern ohne Schwärmerei, Gottinnigkeit ohne Frömmelei, Freisinn ohne ochlokratisches Gelüst, eine liebreiche Versenkung in die menschliche Seele ohne Sentimentalität. Die Form ist eine aphoristische, den Aphorismen aber schreibt der Verfasser den Vorzug zu daß sie frisch aus dem Grünen geschnitten sind. Der Verfasser hat in diesen Anschauungen Glück und Frieden gefunden, gleichen Erfolg wünscht er seinen Lesern. Schwerlich aber wird er diesen Zweck in großem Umfange erreichen. Einige Epigramme verdienen allerdings Beifall, z. B.:

Ernennungen.

Die ihr den Genius hemmt und die Stümper befördert, entsetzt euch,
Weil ihr die Sünde begeht wider den Heiligen Geist.

Gottes Ruhe.

Weil, o menschliches Herz, in dir Gott wohnet und weset,
Drum hat er zuerst als du erschaffen geruht.

Stimmenmehrheit.

Wollet ihr über Ideen nach Majoritäten entscheiden?
Merket, den Heiland schlug Mehrheit der Stimmen ans Kreuz.

Wirkung der Freiheit.

Freiheit ist wie der Wein. Sie begeistert und stärket den Weisen;
Wahn und thierische Wuth gießt sie dem Thoren ins Herz.

Trost in einer öden Stadt.

Gibt's auch Städte wie Wüsten, so haben doch alle Oasen:
Wenn dich die Wüste verdrießt, such' die Oasen dir aus.
Findest du keine, so weiß ich doch eine: die eigene Seele;
Wirthbar dir und der Welt blüh' in der Wüste sie auf

Archimedes.

Würd' ein Punkt mir vergönnt der außer der Erde belegen,
O dann höb' ich sie aus den Angeln heraus!"
Schwinge dich, Archimed, ins ewige göttliche Wesen;
In ihm und mit ihm erhebst du aus den Angeln die Welt.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Sprüche besteht aber in Nichts als in Bildern und Umschreibungen von Bildern; sie haben nichts Anregendes und Erhebendes, und sind durchaus nicht berechtigt als Laienphilosophie aufzutreten. Beispielsweise seien genannt:

Weihe des Lebens

Eine verborgene Welt voll goldiger Lebensdurchleuchtung
Wallt um den himmlischen Sinn mitten im irdischen Sein.

Ebenso inhaltsleer ist:

Verbreitung der Ideen.

Glühte der Hekla, so glühen alsdann die italischen Krater;
Also glüht sie im Süd, glüht sie im Nord, die Idee.

An die deutschen Vereine.

Eure Wiege, Vereine, umzüngelt die Schlange der Ehrsucht;
Tod in der Wieg' erfolgt, liegt nicht ein Hercules drin.

Anderes ist ohne Verstand, wie S. 52:

Wahres Glück.

Strebst du nach eigenem Glücke, so wirst du es nimmer erreichen;
Lebst du für Anderer Glück, hast du das eigene schon.

Was soll der denkende Leser auch zu solchen Epigrammen sagen, die einander widersprechen, wie „Das Geheimniß gut zu unterhalten" und „Wachsthum". Und nicht besser wird diese Straßenphilosophie wenn sie spielend wird, wie:

Meisterstück für das Jenseits.

Die vor dem Tod erzittern, verschmähet die Innung des Himmels,
Welche zum Meisterstück fröhliches Sterben bestimmt.

Oder vollends:

Schwanenwallen.

Majestätisch und still, wie der Schwan durch die ruhigen Fluten,
Wallet die reine Idee durch das gestillte Gemüth.

Oder wenn sie die Blitze des Himmels zu Hülfe nimmt, wie:

An einen habsüchtigen Gutsherrn.

Weh' dir, du fälschtest die Uhr, die Armen im Schweiße zu schmoren:
Soviel länger wirst du einst in der Hölle geschmort!

Was die Form endlich betrifft, so kommen metrische Monstra genug vor, wie:

Was im Verklärungsdrange das Ich zu werden du rangest,
Menschheit, in Christo steht's als ein Gewordenes da.

Eine gewaltige Predigt ist weniger Lehre als Zeugniß,
Und noch heut' sollst du Feder oder Prediger sein.

Es ist somit zu wünschen daß der Verfasser noch an Reichthum und Tiefe der Gedanken und prosaischen Kenntnissen wachse, ehe er eine neue Laienphilosophie in die Welt schicke.

20.

Bibliographie.

Ballhorn, F., Geschichte der Stadt Oranienburg bis zur Einführung der Städte-Ordnung im Jahre 1808 nebst kurzen Nachrichten von den übrigen zum Oranienburger Kirchspiel gehörigen Ortschaften. Berlin. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, B., Kritik der paulinischen Briefe. 1ste Abtheilung: Der Ursprung des Galaterbriefs. Berlin, Hempel. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Belani, H. E. R., Die Emigranten. Novelle. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bodenstedt, F., Tausend und Ein Tag im Orient. Fortsetzung und Schluß. Berlin, Decker. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bolzano's, B., Paradoxien des Unendlichen herausgegeben aus dem schriftlichen Nachlasse des Verfassers von F. Přihonsky. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 1 Thlr.

Byam, G., Wildes Leben im Innern von Central-Amerika. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Kuntze. 1850. 8. 1 Thlr.

Emilie oder die getrennte Ehe. Neu herausgegeben von Gr. K. Aachen, Cremer. 1850. 8. 20 Ngr.

Ernestine, Skizzen, entworfen in meinen Mußestunden. Gratz, Hesse. 1850. 8. 24 Ngr.

Escher, H. H., Das Recht und der Werth der Sachen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Esterle, C., Humoristische Erzählungen. Linz, Eurich u. Sohn. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrection im Jahr 1849, mit besonderer Beziehung auf das Neckarcorps, namentlich die Großh. Hess. Armeedivision. Nach authentischen Quellen, mit geschichtlicher Darstellung der pfälzisch-badischen

Revolution, bearbeitet von einem ehemaligen Offizier als Augenzeugen. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Darmstadt, Pabst. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Foster, Mrs., Handbuch der gesammten europäischen Literaturgeschichte bis auf die neueste Zeit, nach der 3ten Auflage des englischen Originals für deutsche Frauen bearbeitet, und mit berichtigenden und ergänzenden Zusätzen versehen von E. Geibel. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

Griepenkerl, R., Maximilian Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Bremen, Schlodtmann. 16. 22½ Ngr.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Zwei Bände. Große Ausgabe. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 16. 2 Thlr.

Hebel's, J. P., allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heine, H., Buch der Lieder. 9te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 16. 2 Thlr.

Heffter, M. W., Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekannten urkundlichen Quellen zusammengestellt. Nebst einem Anhang, worin die „lehninsche Weissagung" und die „Regesten des Klosters." Brandenburg, Müller. Gr. 8. 20 Ngr.

Hofmann, R., Das Leben Jesu nach den Apokryphen im Zusammenhange aus den Quellen erzählt und wissenschaftlich untersucht. Leipzig, Voigt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Homberg, T., Der Cid. Eine Heldengeschichte. Nach alten spanischen Romanzen für Jung und Alt. Barmen, Langewiesche. 1850. 8. 16 Ngr.

Kaiser, F., Der Sternenhimmel beschrieben. Nach der 2ten holländischen Auflage übersetzt von F. Schlegel. Mit einem Vorwort von J. F. Encke. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kraus, J. B., Die Apokatastasis der unfreien Creatur auf katholischem Standpunkte. Eine dogmatisch-exegetisch-historische Abhandlung. Regensburg, Pustet. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Lazarus, M., Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland. Berlin, C. Schultze. 1850. Gr. 12. 20 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1851. Herausgegeben von P. A. Klar. 10ter Jahrgang. Prag, Calve. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ludwig, F., Buch der heiligen Liebe. Sonette. Kassel, Hotop. 1850. 16. 15 Ngr.

Maconochie, Capitain, Verbrechen und Strafe. Das Marken-System. In deutscher, möglichst wortgetreuer Uebersetzung von H. Wulsten. Frankfurt a. d. O., Kesckz u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Martineau, Miß, Jerusalem. Eine Sage aus der Zeit des Erlösers. Aus dem Englischen übersetzt von K. Löffler. Berlin, Brandis. 1850. 8. 9 Ngr.

Mayer, A., Vandalia. Die Royalisten oder die Brautpaare. Vaterländische Dichtung aus der neuesten Zeit. Neubrandenburg, Lignau. 1850. 8. 15 Ngr.

Menzel, W., Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Micke, R., Geschichte des zweiten punischen Krieges nebst einer historischen Einleitung. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Oersted, H. C., Der mechanische Theil der Naturlehre. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1ste Lieferung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Eine Denkschrift. Mit dem Entwurfe einer neuen Bundesverfassung und einer Verfassung für die Vereinigten Staaten von Deutschland. 2te Auflage. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Spamer. 8. 20 Ngr.

Oettinger, L., Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper. Freiburg, Diernfellner. 1850. Gr. 4. 24 Ngr.

Philipp August König von Frankreich. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, G. Reimer. 1850. 8. 25 Ngr.

Preller, L., Carl Otto von Madai zur Erinnerung an ihn für seine Freunde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Preschko, F. J., Eichenblätter. Eine Sammlung historischer Original-Erzählungen. Linz, Eurich u. Sohn. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Prutz, R., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 1ster Jahrgang. — A. u. d. T.: Das Jahr 1849. Dessau, Katz. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Geschichte des deutschen Volkes für das deutsche Volk. Heidelberg, Groos. 1850. 8. 1 Thlr.

Scherenberg, C. F., Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht. 3te Auflage. Berlin, Hayn. Hoch 4. 20 Ngr.

Scheurlin, G., Gedichte. Ansbach, Gummi. 16. 1 Thlr.

Wangenheim, K. A. v., Das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 und die Radowizische Politik in Vergleichung mit dem Fünfkönigsbündnisse vom Jahr 1814—15, nebst zahlreichen Mittheilungen aus den nicht veröffentlichten Verhandlungen der Deutschen Bundesversammlung. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Heiden- und Christengräber. Ein Vortrag gehalten bei dem Missionsfeste zu Magdeburg den 9. Octbr. 1850. Halle. 1850. 8. 2 Ngr.

An die evangelischen Gemeinden Preußens in Stadt und Land. Ein brüderliches Wort über die neuesten kirchlichen Verordnungen insbesondere über den Oberkirchenrath und die Gemeindeordnung vom Comite der Unionsvereine. 2te Auflage. Berlin. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die deutsche Ansiedelung in Mittel-Amerika. Dargestellt und herausgegeben von dem Comité der Berliner Colonisations-Gesellschaft für Central-Amerika. Nebst 2 Karten von Central-Amerika und Westindien und dem Wasserbecken von Nicaragua. Berlin, Hempel. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Berechtigung der Preußischen Intervention in Kurhessen. Berlin, Schneider u. Comp. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Claussen, H. R., Die Anschuldigungen, die Haft und das Strafverfahren wider den Schullehrer Davids zu Haßmoor, als Verfasser mehrerer Artikel in der demokratischen Zeitung „das Volk" beleuchtet. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Der Preßproceß wider Dr. Rauch in Kiel, Mitglied der schleswig-holsteinischen Landesversammlung, beleuchtet. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hasenkamp, H. v., Offene Briefe. Nr. 1. An den Staats-Minister und Oberpräsidenten, Ritter rc. Hrn. Flottwell, Exc., betreffend die Bildung der Königsberger Schwurgerichte. Königsberg, Theile. 1850. 8. 2 Ngr.

Unsere Politik. Berlin, Schneider u. Comp. 1850. 8. 7½ Ngr.

Zur Beurtheilung des gegenwärtigen Rechtszustandes der evangelischen Kirche in Preußen in Bezug auf den Allerhöchsten Erlaß vom 29. Juni 1850 und die zu diesem veröffentlichten Motive. Von einem preußischen Richter. Berlin, Enslin. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 17. —— 20. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

Indessen ist Wirth billig genug, dort wo er den Kampf zwischen Kirche und Kaiserthum schildert auch der erstern und ihrem gewaltigsten Vertreter, Gregor VII., ihr Recht widerfahren zu lassen. Dieser Papst, sagt er, habe gewiß nur das Gute gewollt; aber gleich den politischen Schwärmern die das Wohl des Volks durch Gewalt und Zwang zu befördern strebten habe auch Hildebrand seine wohlmeinenden Absichten durch hierarchischen Despotismus zu erreichen gesucht. Selbst seine Eingriffe in die Geistesfreiheit könnten nun nicht mehr befremden, da auch politische Fanatiker von der Volkspartei sich nicht gescheut hätten zur vermeintlichen Beförderung des öffentlichen Wohls die Gedanken unter Vormundschaft zu stellen, und sogar den Aeltern das Recht zur Erziehung ihrer Kinder zu entwinden. Und trotz jener schon früher gerügten Verleugnung des nationalen Princips und des seltsamen Strebens nach einer christlichen Staats- und Kircheneinheit, der unglücklichen Hinterlassenschaft Karl's des Großen, trotz der daraus entspringenden Verwickelung in die römischen Wirren, welche der Geschichte unsers Volks häufig einen ganz fremdartigen Schauplatz anwies und die besten Kräfte desselben aufrieb, trotz dieser und anderer wesentlichen Mängel scheint dem Historiker die eigenthümliche Reichsverfassung der Deutschen den tiefsten Sinn und einen bewunderungswürdigen Geist zu bergen. Denn es tritt ihm aus ihr der große Gedanke entgegen die Freiheit mit der Staatseinheit zu verschmelzen, ohne der geistlosen und zerstörenden Centralisation zu verfallen. Das Deutsche Reich war nach jener Verfassung keine Föderation oder Verbündung unabhängiger Staaten, sondern eine wirkliche Einheit, da sämmtliche einzelne Landschaften mit ihren Fürsten in allen Gegenständen der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Rechtspflege dem Kaiser und den Reichsständen unterworfen waren. Gleichwol sollten Reichsstädte und Provinzen in einem gewissen Kreise selbständige Bewegung haben, sodaß Bevormundung in Angelegenheiten die das Einzelne und nicht das Ganze betreffen ausgeschlossen war. Freilich konnte der Bildungsgrad jener Zeit noch nicht überall das Princip finden das die Sonderinteressen von den Reichsangelegenheiten ausscheidet, und so den großen Abstand zwischen Staatseinheit und unterdrückender Centralisation nachweist; indessen dunkel lag der Gedanke davon der mittelalterlichen Reichsverfassung dennoch zum Grunde. Die Grundsätze derselben waren überhaupt vortrefflich: Wahl des Reichsoberhauptes und Verantwortlichkeit desselben; verfassungsmäßiges Mitwirken der Reichsstände in der Gesetzgebung und Staatsverwaltung; Unterordnung der Stämme und Landschaften unter Kaiser und Reichsstände in allen Reichsangelegenheiten, dagegen freie Bewegung der Stämme, Landschaften und Reichsstädte in allen Provinzialangelegenheiten; Ueberwachung der landesherrlichen Gewalt durch Landstände und noch außerdem Verantwortlichkeit der Landesherren dem Kaiser und den Reichsständen gegenüber; Oeffentlichkeit sowie Mündlichkeit der Rechtspflege und unmittelbarer Einfluß des Volks auf Urtheilsschöpfung; lebendige Fortbildung des Rechts durch Uebung und Weisthümer; endlich Gewährleistung der persönlichen Freiheit fast bis zum Uebermaß, und das Waffenrecht oder die Befugniß zur Selbsthülfe gegen widerrechtliche Gewalt der Fürsten wie des Kaisers! An folgerichtiger Durchführung dieser Grundsätze fehlte es allerdings; doch bleibt es immer anziehend und lehrreich daß jene Art der gesellschaftlichen Einrichtung der Völker, wie sie in Zeiten der Erleuchtung angestrebt wird, dem Principe nach schon historisches Recht der Deutschen ist. Die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung im Grundsatze hatte auch die Folge daß die wesentlichen Gebrechen in der Ausführung das Gute nicht sogleich ersticken konnten, die deutsche Nation vielmehr von Heinrich IV. an noch mehre Jahrhunderte auf das kräftigste sich entwickelte.

Welche Verdienste um diese Entwickelung sich namentlich Rudolf von Habsburg erwarb, wird von Wirth gebührend hervorgehoben, und ist vielleicht gerade jetzt erneuerter Betrachtung werth, da ein geistreicher Forscher auf die Aehnlichkeit der heutigen Zustände mit jenen des Interregnum hingewiesen und angedeutet hat: unsere Zeit könne wol einen zweiten Rudolf gebären, der Abhülfe bringe. Wirth sagt:

Die Lage der Nation war bei Rudolf's Erhebung äußerst

traurig, da Recht und Gesetz von den Mächtigen verspottet wurden. Er aber setzte sich mit Muth und Ausdauer dem Unwesen entgegen, und kämpfte mit Entschlossenheit für die Wiederherstellung einer würdigen Reichsgewalt. Sowie schon ein solches Streben ohne Rücksicht auf den Erfolg sehr rühmlich war, so gilt das Gleiche von dem Verfahren des Habsburgers gegen die verschiedenen Stände und seinen Grundsätzen überhaupt. Rudolf besaß entschiedenen Gerechtigkeitssinn; er war ferner so redlich daß er in dieser Tugend seinen Zeitgenossen als Muster vorgestellt wurde. Nicht minder ehrenwerth war sein lebhaftes Nationalgefühl. . . . In der Lebensweise blieb Rudolf so einfach daß er sein Aeußeres bald vernachläßigte. Stolz besaß er in hohem Grade; allein sein schlichter Sinn erwies daß es nur die Eigenschaft der edlern Art, nicht aristokratischer Hochmuth war. Daher kam denn auch der größte Vorzug des Habsburgers, seine gleichmäßige und gerechte Behandlung aller Stände. Rudolf näherte sich der Politik Heinrich's III., die Größe Deutschlands durch das Gleichgewicht der verschiedenen Stände zu erhalten, vielleicht am meisten, und da er seine Entwürfe zugleich mit ebenso großer Kraft als Ausdauer verfolgte, so mußte sich während seiner Laufbahn ergeben, ob die Hoffnung Deutschlands auch für die Zukunft auf dem Kaiser ruhen oder auf ein anderes Element des Nationallebens übergehen werde. Welcher dieser Wechselfälle aber auch gegeben war, immer bleibt dem Stifter des habsburgischen Kaiserhauses der große Ruhm daß er wenigstens die einzig wahre Politik eines deutschen Königs erkannt und das Seinige that um sie wirklich durchzuführen. Endlich gebührt ihm das weitere bedeutende Verdienst durch Zerstörung des Faustrechts der Auflösung des Nationalverbandes mindestens für den Augenblick gesteuert zu haben. Freilich strebte er sehr nach Erhöhung seines Hauses durch Ländererwerb; doch Das thaten auch die Kaiser welche nicht so viele Verdienste um Deutschland hatten.

Nachdem aber unter Rudolf's Nachfolgern, besonders jenen aus dem luxemburgischen Hause, die Kaisergewalt immer mehr geschwächt und die Reichsverfassung zerrüttet worden, während die päpstliche Gewalt zwar aus dem Kampfe gegen die Concilien siegreich hervorgegangen, durch den erwachten Geist der Wissenschaft jedoch bereits in ihren Grundfesten untergraben war, schien sich endlich gegen das Ende des 15. und in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts das deutsche Nationalleben zu einer großartigen Wiedergeburt vorzubereiten. Die Bewegung der Zeit suchte sich in vier eigenthümlichen Richtungen Bahn zu brechen: der religiösen, die eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern wollte; der humanistischen, die auf Läuterung des Geschmacks und des wissenschaftlichen Geistes drang; der national-patriotischen, die Kräftigung der Reichsgewalt und Wiederherstellung der deutschen Größe anstrebte, und der satirisch-volksthümlichen, die auf Förderung der religiösen, sittlichen und patriotischen Interessen Deutschlands zugleich hinwirkte. Alle diese Richtungen waren reformatorisch, und alle standen miteinander im innern Zusammenhange. Hätten sie sich nun insgesammt zum Sturz der entgegengesetzten Systeme verbunden, und wäre unserm Volke ein Mann erstanden der sie alle in sich aufnehmend zum gemeinschaftlichen Haupt derselben sich erhoben hätte, so mußte eine vollständige Wiedergeburt Deutschlands erzielt werden. Und da die Idee daß der Kaiser sich an die Spitze der staatlichen und der kirchlichen Reform stellen sollte mit großer Macht im Geiste jener Zeit lag, so wäre ohne Zweifel das Reichsoberhaupt der geeignetste Mann gewesen um eine solche Umwandlung zu verwirklichen. Unglücklicherweise konnte sich Karl V. mit den Plänen, wenigstens soweit sie sich auf reinkirchliche Reformation bezogen, nicht befreunden, und da es um sie auch gegen seinen Willen durchzuführen einträchtigen Zusammenwirkens der mittlern und untern Stände bedurft hätte, so brachte es empfindlichen Schaden daß letztere, von der Aufregung zuerst ergriffen, den rohesten Antrieben folgten und communistischem Fanatismus die Zügel schießen ließen. Denn nun scheute sich, für sein Eigenthum besorgt, das Bürgerthum in den Städten, d. h. jener Mittelstand, ohne dessen Mitwirkung keine Staatsumwälzung auf die Dauer durchzusetzen ist, an einer Bewegung theilzunehmen die mit allgemeiner Plünderung endigen konnte, gerade wie die Bauern Bedenken trugen mit den Männern die sich früher als Glieder der Ritterschaft ihrem Aufstande widersetzt jetzt gegen Kaiser und Fürsten gemeinsame Sachen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen der beiden Secretaire Ledru-Rollin's über die Februarrevolution.

Die beiden Bücher die uns vorliegen: „Histoire du gouvernement provisoire“, von Elias Regnault, ehemaligem Bureauchef des provisorischen Ministers des Innern, und „Histoire de la révolution de février“, von Alfred Delvau, Geheimsecretair Ledru-Rollin's, stimmen (wir müssen Das jetzt gleich erwähnen) nur in einem einzigen Punkte miteinander überein, nämlich in der Angabe daß Ledru-Rollin das Ministerium mehr sich nahm als bekam. „Bei der Vertheilung der Portefeuilles“, schreibt der Bureauchef, „drängte sich Ledru-Rollin weit mehr zum Minister des Innern auf als daß er dazu gewählt wurde.“ „Der erste Fehler Ledru-Rollin's“, schreibt der Geheimsecretair, „war daß er wie seine Collegen auf die Ministerienjagd ausging. Er hätte sich diesem Nepotismus widersetzen, ihn brandmarken oder ihn beschämen sollen. Auf keinen Fall durfte er ihn selbst ausüben.“

Nachdem Ledru-Rollin also Minister geworden war nahm er zwei Secretaire. Der Eine war ein verständiger Mann, der Andere ein Narr. Hr. Delvau mag uns Das nicht übelnehmen, denn seit die Könige Narren genannt worden sind (delirant reges) kann sich ein Volkstribun Das auch gefallen lassen.

Regnault ist der Sohn eines ehemaligen Leibarztes Ludwig's XVIII.; ernst und gebildet, eine gewandte Feder, gemäßigter und verständiger Republikaner, hätte er besser zum Secretair Armand Marrast's gepaßt. Der Andere sagt selbst von sich: „Volk, ich bin eines deiner niedrigsten und ergebensten Kinder. Sohn des Volks werde ich nie meinen Ursprung verleugnen. Ich bin stolz auf ihn. Er hat mich gelehrt was ich bin und was ich werth bin; zwei mal habe ich Das in meinem Leben bewiesen.“ Wahrscheinlich meint er das Barrikadenbauen damit. Er hätte besser für Blanqui gepaßt.

So hatte Ledru-Rollin zwei Secretaire: den einen vorn, den andern hinten, er selbst in der Mitte. Der Grund dieser seltsamen Wahl, von denen keine seiner Gesinnung entsprach, ist in seinem Charakter zu suchen. In seiner Sprache, seiner Persönlichkeit, seiner Stellung, seinem Talente ist er ein Mischling, von der Natur ebenso zum Guten wie zum Bösen disponirt; vom Bösen beherrscht wenn der Wind daher kam, ein

anderes mal wieder ebenso sehr auch zum Guten. Ledru-Rollin, so oft als ein furchtbarer Mann dargestellt, ist eigentlich nur schwach. Freilich ist Das genug in Revolutionszeiten um schrecklich zu werden.

Er wußte recht gut daß er bald von Ahriman, bald von Ormuzd inspirirt wurde, und da er keinen Secretair von dieser Zwittergattung finden konnte nahm er deren zwei, von denen Jeder einer seiner Neigungen entsprach. Natürlich waren Beide daher auch nicht von ihm zufriedengestellt. Jeder schildert ihn und die Februarrevolution von seinem Standpunkte aus, und es ist begreiflich daß, wenn man durch diese doppelten Gläser schaut, man sieht wie der Eine die Partie des Andern demaskirt.

Die Schilderung welche Delvau von Denjenigen entwirft welche die Februarrevolution gemacht haben ist eben nicht anziehend. Der Eine war „ein dicker Mann mit viereckigen Schultern, das Product der Eitelkeit und der Ohnmacht in ihrem Paroxysmus", der Andere „ein Herz ebenso leer wie sein Gehirn"; Einer der noch am Morgen Ludwig Philipp besuchte und am Abend das Königthum proscribirte „trug noch die Chevrons des Royalisten auf seinem republikanischen Kleide"; „ein Figaro der republikanischen Presse, ein durch den Journalismus heruntergekommener großer Herr, schrieb mit Manschetten wie Buffon und bekränzte sich wie Alcibiades mit Rosen, nachdem er sie mit Tinte befleckt hatte"; „der Vernünftigste von Allen war ein sechszigjähriger Träumer"; „der Ehrgeizigste und der Berühmteste haschte nach Volksgunst, und seine Beredtsamkeit glich leider dem Flusse in Arkadien, dessen Wasser immer dieselbe Temperatur behält".

Dafür hält Delvau einen Panegyrikus von 25 Seiten auf Ledru-Rollin und schildert ihn folgendermaßen:

„Ledru-Rollin war ganz der Mann der Massen. Seine Rede war voll abgerissener, plötzlicher und seltsamer Wendungen, die oft sehr trivial, doch immer von mächtiger Wirkung waren. Was er sprach war etwas ungeschlacht, fast etwas gemein, man merkte Das indeß nicht, wie fast bei allen improvisirten Reden; dabei war seine Sprache gedrängt, zusammengezogen, höckerig, aber gestählt und glänzend. Ledru-Rollin hatte eine hohe, etwas gekrümmte Gestalt, eine Stirne mit ungleichen aber ausdrucksvollen Flächen, und wenn er sein Haupt rückwärts warf, vielleicht etwas zu stolz, so imponirte er. Seine breite unebene Gestalt, ohne Harmonie der Linien, ohne Schönheit der Contouren, hätte vielleicht etwas Gemeines gehabt, wenn sie nicht von einem Lächeln aufgeklärt worden wäre, welches, wenn er wollte, von unwiderstehlicher Güte war..... Dem Volke hatte er die ganze Kraft seines Geistes gewidmet, die ganze Energie seines Republikanismus und alle Hülfsquellen seines Vermögens. 500,000 Francs, sein ganzes väterliches Erbtheil, hatten dazu gedient die Journale und bedrängte Patrioten zu unterstützen."

Regnault lobt nicht so sehr und ist strenger. Er liebt die leere Declamation und falsche Bilder nicht. Außer einigen hingeworfenen Zügen malt er nicht, sondern erzählt nur; so heißt es von der Provisorischen Regierung: „Jeder wollte etwas Anderes als er that; Ledru-Rollin hielt sich bei nichts Bestimmtem auf; heftig in den Worten und sich fügend bei Handlungen war er doppelt unzulänglich, er beunruhigte ohne zu erschrecken; er beging den Fehler Das nicht zu thun was er ankündigte: wenn seine Sprache kühn war, so waren seine Handlungen furchtsam". Regnault konnte niemals Etwas schreiben wie Delvau, bei dem es nach der Einnahme der Tuilerien heißt: „Die Kugeln und der Dampf verloren sich in der Luft, und das einzige Opfer war nur hier und da eine Taube, welche über dem großartigen Schauspiel dahinflog um die Nachricht dem geknechteten Lande zu bringen."

Regnault ist kein Tacitus oder Sueton daß er ohne Uebertreibung die einfache Erzählung welche die Thatsachen einzig auf ihre wahren Ursachen zurückführt brächte; aber manchmal kommt ihm doch dies Verdienst zu. So bei der demagogischen Manifestation vom 16. April. Letzterer Tag ist allein das Werk Ledru-Rollin's. Er organisirte die Emeute und zerstreute sie, bereitete die Demonstration vor und löste sie auf. Paris war eben der „friedlichen Demonstration" des 17. März entgangen. Seitdem war die Macht des Schreckens, worin Ledru-Rollin's Einfluß bestand, gewachsen. Die Majorität der Provisorischen Regierung war verletzt und erschreckt. Seinerseits war der Minister des Innern, wennschon von der Revolution bereits überholt, doch durchaus nicht unzufrieden sich einen Einfluß zuschreiben zu sehen den er nicht hatte, und waren seine Freunde auch besser unterrichtet, so war er für seine Feinde doch ein Schreckbild und erlangte für seinen Namen doch einen Zuwachs an Macht. Gleichwol fürchtete er dieselben Clubs mit denen er seine Collegen erschrecken wollte. „In dieser seltsamen Stellung ermuthigte er zu Gewaltthaten die er beklagte und die er offen nicht desavouiren konnte ohne sich zu schwächen." Außerhalb dieser Clubs hatte er das Volk, welches wie er glaubte den 17. März gemacht hatte. Der 16. April war eine Demonstration des Ministers der für das öffentliche Wohl sorgen sollte, „ein Handstreich gegen seine Collegen", wie Regnault sehr naiv sagt. Das war der Gedanke des 16. April, eine Verschwörung des Ministers des Innern unter dem Vorwande der Wohlfahrt der Republik; der Aufruhr war das Mittel, das Volk das Werkzeug, die Clubs die Hülfstruppen, und die möglichen Chancen waren Schlacht, Blutbad, Plünderung! „Der Minister schrak nicht davor zurück den Abgrund der Revolutionen nochmals zu öffnen", sagt Regnault.

Das Vertrauen war verschwunden, der Schatz leer, die Gewerbe lagen danieder, auf dem Marsfelde lebten 100,000 Menschen von Almosen, die Stadt bebte noch unter den Folgen der Emeute des 16. März. Caussidière ward befestigt und Sobrier eingesetzt. Der regulairen Armee fehlten die Waffen und man errichtete auf der Rue de Rivoli einen Waffenplatz für die kommende Revolution; die nächtlichen Conferenzen beim Minister des Innern waren nur Verschwörungen. Und der Hauptverschwörer?

„Allerdings befand sich Ledru-Rollin", sagt Regnault, „in einer falschen Stellung; an den Willen seiner Collegen gefesselt und von seiner Neigung zu den heftigen Republikanern gezogen, hörte er auf Beide nur halb, half Beiden nur halb und machte beide Parteien gleich unzufrieden..... Er stützte sich nie ganz auf seine Collegen, gab sich nie ganz den Ungeduldigen hin; aber er flößte ihnen genug Ermuthigung ein um sie Alles wagen zu lassen. Sie rechneten auf ihn und er nahm ihnen diesen Wahn nicht..... Zu derselben Zeit einigte sich Ledru-Rollin, immer bemüht Gewaltthaten zu vermeiden, mit Caussidière dahin: nach dem Erfolge Blanqui zu arretiren um dem Exceß einen Namen und ein Banner zu nehmen."

Also gegen die Provisorische Regierung wollte man Tollköpfe hetzen, damit sie selbst zugrundegingen wenn sie jene stürzten. Und würden sie entkommen, so sollten sie nachher vernichtet werden.

Als der entscheidende Augenblick kam waren die Massen bereit, die Nebenchefs bereit; aber der Hauptchef der den Sturm losgelassen hatte zauderte. Regnault versichert daß das edelste Motiv: Besorgniß für seine Feinde, schuld daran gewesen. Warum hielt er aber gleichwol nicht inne? Regnault erzählt daß einige Tage vor dem Losbruche Sobrier eine Conferenz mit dem Minister des Innern hatte, und als er ihn unentschlossen fand mit den Worten fortging: „Nun gut! Wenn Sie nicht mit uns gehen wollen, so werden Sie nächsten Sonntag mit den Andern zum Fenster hinausgeworfen; wir sind entschlossen." Der Verfasser fügt hinzu: „Ledru-Rol-

lin sah daß er statt Verbündete Herren bekommen hatte ... Er zitterte weil er sich etwas Unbekanntem gegenüberbefand ..." Eigentlich war die Sprache Sobrier's doch verständlich genug.

In der Nacht vom 14.—15. April ward von Carteret, Landrin und Jules Favre ein ehrenwerther Schritt beim Minister versucht. Es war zwar spät zum Umkehren, aber doch noch Zeit genug. Ein Wort genügte und man hätte tausend Vorwände gefunden. Ledru-Rollin dankte seinen Freunden. Er schien bekehrt. Der Zeitpunkt mit Caussidière zu brechen und Blanqui arretiren zu lassen war da. Aber statt Dessen brachte er den ganzen 15. April damit hin die verschiedenen Chancen und den möglichen Erfolg der kommenden Ereignisse zu prüfen. Bis 10 Uhr Morgens des 16. April dauerte dieser Kampf und diese Unentschlossenheit zwischen dem Wunsch seine Collegen zu züchtigen und der Furcht in die Hände seiner Genossen zu fallen. Da ging er zu Lamartine sich Raths zu holen. Wenig Augenblicke nachher erging an alle Mairien der erschreckten Hauptstadt Befehl Generalmarsch zu schlagen.

Das hieß aber Verrath an der eigenen Partei! Das hieß Louis Blanc die Hauptverantwortlichkeit, und Blanqui das Gehässige der Bewegung zuschieben. Das hieß die lange organisirte Emeute beschimpfen: „Eine doppelte Reihe von Nationalgarden war unter den Fenstern des Stadthauses gebildet worden, welche nur einen schmalen Durchweg für die Arbeiter ließ, die beim Durchdrängen mehr als eine Beleidigung verschlucken mußten."

Der 16. April endete aber auch mit einer großartigen Mystification der Departements. Das Land glaubte daß die Nationalgarde einen Sieg über die Clubs davongetragen habe, daß die Gemäßigten die Rothen geschlagen hätten. Dem war nicht so. Man kennt die Maßregeln welche die Provisorische Regierung als Gegengewicht gegen diesen Triumph der Ordnungspartei versuchte. Marrast rief auf: „Ihr seht hinter der Nationalgarde die Dynastien aller Art nicht. Lassen wir sie keinen Vortheil von diesem einfachen Familienzwiste ziehen. Wir haben siegen müssen um uns zu vertheidigen; aber Sieg ist gefahrvoll."

Die Komödie war damit noch nicht zu Ende. Hören wir Delvau:

„Es war fünf Uhr. Die Corporationen zogen mit flatternden Fahnen auf den Platz, und die Mitglieder der Provisorischen Regierung nahmen in den Wagen Platz die an den Perron gebracht worden waren ... Hinten und erhaben über Alle sah man den Bürger Ledru-Rollin. Es handelte sich darum einig zu scheinen um stark zu scheinen. Garnier-Pagès neigte sich sogar einmal mit einer gewissen Affectation zu seinem Collegen und versuchte vertraulich seinen Arm zu nehmen, um Etwas von der Volksgunst zu erhaschen welche sich an den Minister des Innern knüpfte. Dieser stieß ihn zurück. „Wie, mein Lieber, Sie weigern mir den Arm?" „Wenn Sie mir öfter im Staatsrathe die Hand reichten", entgegnete Ledru-Rollin, „so würden Sie mehr Recht haben öffentlich meinen Arm zu nehmen."

Das hinderte Ledru-Rollin indeß nicht mit Garnier-Pagès eine Proclamation zu unterzeichnen in welcher sich alle Mitglieder der Provisorischen Regierung „über das Resultat des 15. April glücklich priesen"!

Mit etwas mehr Verstand würde Ledru-Rollin sich gar nicht in die Verschwörung eingelassen, mit etwas weniger sich nicht herausgezogen haben. Das Juste-Milieu ist also nicht blos für kluge Leute gut. Auch halbe Namen können es brauchen.

Es wird Dies zur Charakteristik der beiden Bücher genügen. Immer liefern sie einen schätzbaren Beitrag an Anekdoten, Reden, Parteilisten, persönlichen Eitelkeiten, geheimen Ursachen, patriotischen Kriegslisten und republikanischen Fallstricken. Will man die Zahl der Gäste haben deren Bankets die Monarchie stürzten? Es waren 17,000 in Paris und Rouen zusammen. Will man das berühmte Programm für die Februarrevolution haben, und die Rolle kennenlernen welche Marrast spielte; will man die närrischen Vorfälle bei Bildung der Provisorischen Regierung wissen, den Besuch Bethmont's auf der Polizeipräfectur, und wie er dem großen Säbel Sobrier's entwischte; will man endlich den Minister des Innern sehen „wie er eine berühmte tragische Schauspielerin über die Schauspielkunst, welche die äußere Hülle der Beredtsamkeit ist, examinirt": so lese man Regnault's Buch.

Zum Schluß nur noch eine Anekdote, welche indeß Regnault selbst vertreten mag. Nach dem Wahltriumphe Lamartine's im April 1850 kam Marrast zu ihm um ihm die Stimmenzahl die er erhalten hatte zu bringen. Der Dichter sprang von seinem Stuhle auf, sah gen Himmel, streckte die Arme aus und rief: „Da bin ich also ein größerer Mann als Alexander und Cäsar!"

13.

Volkssage aus Chile.

In einem neuen Werke über die Südsee: „Four years in the Pacific in H. M. S. Collingwood, from 1844 to 1848. By *F. Walpole*" (2 Bde., London 1849), wird folgende Volkstradition aus Chile erzählt: „In alter Zeit wanderten drei Männer über die Berge, und als der Abend kam zündeten sie ein Feuer an und setzten sich um dasselbe. Es war eine garstige, dunkle Nacht. «Gut», sagte der Eine, «ich mache mir Nichts aus den Löwen, denn ich habe ein Schwert.» «Ich auch nicht», sagte der Zweite, «denn ich habe eine Lanze.» «Ich auch nicht», sagte der Dritte, «denn ich habe meinen guten Glauben.» Nun horchte ein Löwe die ganze Zeit zu. «Ach», sagte er zu sich selbst als der Erste sprach, «ich fürchte dein Schwert nicht; wenn ich rasch springe wirst du es nicht brauchen können. Auch deine Lanze nicht», als der Zweite sprach. «Ich bin flink und kann ihr ausweichen; so gehe ich also weiter, weil mich hungert»; und damit kroch er hervor. Aber als der Dritte sprach stand der Löwe still: «Schwert und Lanze kenne ich und fürchte sie nicht; aber dieser gute Glaube, was ist Das? Er kann mich tödten oder verwunden; ich will warten und zusehen.» So trabte er fort mit dem Vorsatze zu entdecken was das für eine Waffe sei. Nun begegnete er einem alten Weibe. «Gut», sagte er; «Das ist meine Sache: zuerst will ich es von ihr erfahren und dann sie verspeisen. Vielleicht mag sie zähe sein, allein meine Zähne sind tüchtig und mein Appetit scharf.» Er redete sie also mit folgenden Worten an: «Gute Mutter, in der verwichenen Nacht lauschte ich auf drei Männer. Einer sprach er habe ein Schwert um sich damit zu vertheidigen; der Zweite eine Lanze; aber der Dritte versicherte er habe seinen guten Glauben. Sage mir, Mamita, was ist dieser gute Glaube?» Mit großer Geistesgegenwart versetzte sie: «Mein armer Junge, du läufst wirklich große Gefahr. Es ist eine neue, eben eingeführte Waffe von so schlimmer Art daß, wenn Einer der sie hat Jemand Uebles wünscht, der kläglichste Tod erfolgt. Da nimm Dies, mein Kind», indem sie ihm einen Laib Brot reichte, «und dank' deinen Sternen daß du ihn nicht angegriffen oder mir Schaden zugefügt hast.» Der Löwe, dem es nicht in den Sinn kam daß ein altes armes Weib ihn foppen werde, verzehrte seinen Laib und trollte zu seiner Familie heim. Von diesem Tage bis auf den heutigen hat der Löwe nie menschlichen Geschöpfen nachgestellt; er fürchtet den guten Glauben. «Dies, Señor», setzt der berichterstattende Führer hinzu, «sind die Mirakel welche die gebenedeite Jungfrau an uns, ihren demüthigen, in der Wildniß wohnenden Dienern thut.»"

21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 18. —— 21. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Erst mit dem Auftreten Luther's trat in dieser Stimmung ein wesentlicher Umschwung ein. Von seinen Lehren, die überall mit Macht umsichgriffen und eine geistige Gährung ohne Gleichen erzeugten, erwarteten nicht blos denkende Anhänger eine tiefe und vollständige Umänderung der Staatsverhältnisse, sondern auch, mehr instinctmäßig und eben darum desto zuversichtlicher, die untern Classen, während in den Städten, seit die Religion ins Spiel kam und das Seelenheil miteingemischt wurde, die Besorgnisse um das Eigenthum vorübergehend in den Hintergrund traten. Zudem war das Ansehen Luther's so überwiegend daß man ihm genügende Bürgschaft wider die Anarchie zutraute. Wirth sagt:

Welchen Gang mußten unter solchen Umständen die Ereignisse nehmen, wenn Luther mit Sickingen und Hutten sich verbunden, wenn er den dunkeln Gefühlen die in den Volksmassen lagen durch seine überwältigende Beredtsamkeit Worte gegeben, wenn er die politische Bewegung geleitet hätte? Gewiß, der Augenblick schloß nicht zu berechnende Folgen in sich, und die Reformation näherte sich offenbar ihrer wichtigsten Entwickelungsstufe.... Doch jetzt erklärte sich gerade der kirchliche Reformator gegen jede gewaltsame Staatsveränderung, nun verstand gerade er seine Lehren anders als alle seine Anhänger sie ausgelegt hatten, d. h. er wollte nur die Kirche, keineswegs den Staat reformiren. Ja er erklärte die wahre Religion und edle Nationalzustände geradezu für unvereinbare Gegensätze.

Wie es aber kam daß Luther einer politischen Umwälzung entgegen war, ja sie von seinem Standpunkte sogar bekämpfen mußte, Dies sucht Wirth aus dem Charakter des Reformators, den Zeitverhältnissen und den allgemeinen geschichtlichen Entwickelungsgesetzen nachzuweisen. Er sagt:

Bei allen entscheidenden Umwälzungen treten zwei Kräfte im Kampfe auf: ein altes, abgelebtes Princip, das im Laufe der Jahre von der Natur selbst zerstört worden ist, und neue, reformatorische Grundsätze. Ursprünglich schwebt nun der Kampf zwischen diesen beiden Kräften, aber sobald die reformatorischen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte, eigenthümliche Richtung hervor. Dieselbe besteht darin daß man die Veränderungen welche die zuerst aufgetretenen Reformatoren verlangen nicht groß und durchgreifend genug findet, daher wesentlich andere Verbesserungen fodert, die zwar allerdings viel tiefer gehen würden, jedoch nicht ausführbar sind. Sämmtliche Anhänger der letztern Meinung sind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker, sodaß die Beförderer der Reformation selbst wieder in zwei Richtungen zerfallen: in die besonnene und in die ausschweifende und fanatische Partei. Daraus entspringt nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erstlich ist zu besorgen daß die Anhänger des angegriffenen alten Princips über die reformatorische Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dies kann theils dadurch geschehen daß die Bekenner der neuen Grundsätze durch ihren innern Zwiespalt sich schwächen und aufreiben, theils dadurch daß die übertriebenen Foderungen der fanatischen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände spielen. Die Vertheidigung der letztern besteht nämlich immer in der Behauptung daß die reformatorische Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöse, das Eigenthum gefährde und den mittlern Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieser Vorwand enthält nun außerordentliche Nahrung und Unterstützung, wenn von Seite der verbessernden Partei eine Richtung sich ausscheidet, die fanatische und mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Foderungen erhebt. Dadurch werden die ängstlichern Anhänger des neuen Princips unruhig und werfen sich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme als daß sie sich der Möglichkeit aussetzen wollen unter die Herrschaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indessen auch dieser Wechselfall nicht eintritt, sondern vielmehr die reformatorische Richtung siegreich wird, so droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, die ebenso dringend ist und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zustand der Dinge. Diese Gefahr erhebt sich dann, wenn nach dem Sturze des abgelebten alten Princips in der verbessernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Besonnenen erhalten. In solchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Uebermaß ihrer Foderungen und Bestrebungen unrettbar zugrunde, reibt sich selbst auf und führt dadurch Alles auf den frühern Zustand zurück. Die Durchführung und Rettung der Reformation ist daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt daß zwar die Bekenner der neuen Grundsätze, aber unter ihnen der besonnene Theil oder die Partei der Mäßigung die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Princips siegreich sich behauptet, sondern zu gleicher Zeit auch die fanatischen Reformer überwindet und in dauernder Weise zur Ruhe bringt.

Da nun der Charakter der Kirchenverbesserung Kampf gegen ein tausend Jahre in der Meinung gegründetes und festgewurzeltes Princip und Freiheit ihr Wahlspruch war, so konnte sie füglich dahin ausgelegt werden daß sie die politische Freiheit, mithin die Beschränkung oder Entfernung der fürstlichen und königlichen Macht, ebenso gut beabsichtige als die der päpstlichen, die Fürsten aber unter diesem Gesichtspunkte sehr

leicht gefährlich erscheinen und bei denselben Widerstand erregen. Vereinigten sich dann die päpstliche und die weltliche Macht gegen sie, so war an Durchführung der Lehre nicht mehr zu denken. Umgekehrt hingegen schien letztere nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürsten für die Evangelischen gewonnen werden konnte. Ja selbst in diesem Falle war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anstrengung zum Vortheil des reformatorischen Princips entschieden werden. Die Gegner desselben wußten dies Alles sehr gut, und darum ging ihr Bestreben gleich anfangs dahin dieses Princip den Fürsten in Ansehung der politischen Folgen die daraus entspringen müßten verdächtig zu machen und ihnen die Besorgniß einzuflößen daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürstlichen Macht dadurch entstehen müsse: Behauptungen die an sich nicht ganz ungegründet, aus psychologischen Rücksichten sogar sehr wahrscheinlich waren, und durch den Gang der Ereignisse theilweise wirklich bestätigt wurden. Denn es folgte der Aufstand der Bauern, die von den schwärmerischen Reformatoren aufgeregt worden waren, und zwar mit allen Gräueln und Schrecken die der bewaffnete Fanatismus zu verursachen pflegt. Die Gefahr welche unter solchen Umständen für das reformatorische Princip entstehen mußte war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel sie abzuwenden. Dasselbe bestand weniger in dem heftigen Widerstande den Luther beim Ausbruch des Aufstandes den Fanatikern leistete, als darin daß der Reformator die nothwendige Entstehung der schwärmerischen Partei und deren gewaltsame Verfahrungsart schon längere Zeit voraussehen und ihr daher schon von vornherein mit Nachdruck entgegenwirken mußte. Und Luther hatte in der That den klaren, scharfen Blick der erfodert wird um solche Ereignisse jahrelang vorauszusehen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt der gefährlichen Richtung zur rechten Zeit entgegenzuwirken. Hätte er sich von der mäßigen und billigen Sprache die in dem Manifeste der Bauern geführt wurde irreführen lassen und seinen Widerstand verschoben, so wäre es ihm später nicht mehr möglich gewesen die siegreiche fanatische Partei in die gehörigen Schranken zurückzuführen: er würde vielmehr ihr erstes Opfer geworden sein, weil sie ihn, wie Dies bei solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, mehr haßte als die Anhänger des Papstes selbst. Wie er aber durch sein scharfsinniges Vorhersehen der Entstehung der fanatischen Richtung den Vertheidigern des alten Princips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, entwunden hatte, so vernichtete er eben dadurch schon im Keime die Macht und Wirksamkeit der überspannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre war schon mehre Jahre vor dem Hervortreten der ausschweifenden Richtung mit dem nothwendigen Entstehen dieser Erscheinung und mit deren verderblichen Folgen bekanntgemacht worden; überdies sagte der Reformator die Art und Weise vorher wie jene Richtung nun wirklich im Leben sich geltendmachte. Alle besonnenen Anhänger desselben, und diese bildeten die große Mehrheit, waren also ebenfalls lebhaft überzeugt daß die Rettung des reformatorischen Princips durch die Ueberwindung der Fanatiker bedingt sei, weshalb sie sich mit Macht gegen letztere erhoben und sie schnell und dauernd zur Ruhe brachten.

Bei der Lehre des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit welche Luther verkündete wäre endlich für die politischen Umwälzungspläne nur dann ein günstigerer Erfolg zu hoffen gewesen, wenn der Kaiser sich dafür erklärt hätte, weil dann die größte Macht der Zeit, der Reformator selbst, ihnen auch das Wort geredet haben würde. Da jedoch, wie bereits angedeutet, von Karl V. eine solche Mitwirkung nicht zu erwarten war, so mußten die politischen Bestrebungen des Reformationszeitalters nothwendig scheitern.

War Dies ein Unglück? fragt Wirth, dessen Ansichten wir hier im Wesentlichen mit seinen eigenen Worten wiedergegeben haben, und erklärt sich in verneinendem Sinne. Er bemerkt:

Jedes Streben hat seine besondere Zeit: das 14. Jahrhundert war das politisch- und das 16. das kirchlich-reformatorische. Dort durchdrang das Bedürfniß der socialen Umgestaltung die mittlern und untern Stände von ganz Deutschland ebenso allgemein wie im 16. Jahrhundert jenes der Kirchenverbesserung; unterlag aber die freisinnige Richtung, und mit ihrer Zeit war sie selbst unwiderruflich dahingegangen. Wie in Folge eines solchen Ereignisses die Verhältnisse im 16. Jahrhundert sich gestalteten, mußte durch das Wiederhervortreten der politischen Richtung die Reformation der Kirche gefährdet werden, und diese war im gegebenen Zeitalter ungleich wichtiger als jene des Staats. Schon 100 Jahre früher hatte der Sittenverfall so sehr zugenommen daß er die Völker aufzulösen drohte. Alle höherstehenden Männer deuteten auf das schreckliche Uebel hin und drangen auf Abhülfe, indessen der Widerstand der römischen Curie vereitelte alle Bestrebungen. Die Ausschweifungen setzten sich fort, und selbst der schwunghafte Verkehr vermehrte noch die Gefahr, weil in Ermangelung eines tiefern sittlichen Haltpunkts im Gemüth die Wohlhabenheit der Bürger und Bauern zu übermäßigem und entnervendem Luxus führte. Die Entwürfe der politischen Reform konnten solcher Verirrung keineswegs steuern, sondern dieselbe eher fördern, da gerade die Bauern in ihrem Aufstand nur das Mittel suchten den schon zum Bedürfniß erhobenen Luxus zu behaupten oder noch höher zu steigern. Bei einer solchen Lage der Dinge war es nothwendig das Gemüth der Menschen in seinen innersten Tiefen zu erschüttern, und dazu war kein Mittel geeigneter als die Lehre Luther's über den Unterschied vom himmlischen und weltlichen Reich. Ohne die düstere Auffassung des Lebens für ein Glück oder eine Pflicht zu erklären, muß man doch im Auge behalten daß seine Zeit krank, sehr krank war und ungewöhnlicher Heilmittel bedurfte. Das war denn die ungeheuere Erschütterung der Gemüther welche seine Lehre hervorbrachte: die Menschen gingen in sich und suchten sich andere Lebenspfade. Die Sitten wurden anständiger und die Menschen dadurch besser; an die Stelle der frühern Leichtfertigkeit trat würdiger Ernst, und die wohlthätigen Folgen äußerten sich zunächst im innigern Bande des Familienlebens. Tief im Innersten änderte die Reformation Luther's die Gesinnung der Deutschen, und so entstanden die stark ausgeprägte Gemüthlichkeit sowie der sittliche Drang, die vornehmlich in den Liedern der Meistersänger liegen und fortan der Charakterzug der mittlern Stände in Deutschland wurden. Dieser Einfluß der Reformation erstreckte sich rückwirkend auch auf die Bekenner des katholischen Glaubens, sodaß diese mehr durch Namen und Formen als im Wesen von der allgemeinen Verbesserung der Zustände verschieden blieben. Zugleich übte der Grundsatz freier Forschung auf die Wissenschaft so mächtig ein daß auch sie durch die Reformation verjüngte Triebkraft erlangte, und es bildete sich also im regen Wechselspiel sittlicher Gemüthlichkeit und geistiger Forschung die Zeit der Studien und der Volkserziehung, woraus allein die höhere und bleibende Freiheit der Völker hervorgehen kann. Und so zerstörte die Kirchenverbesserung unreife Versuche der Freiheit im Interesse der letztern selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gustav Scheve und die Phrenologie.

Wer A sagt muß auch B sagen, Dies gilt nicht blos im Leben, sondern ebenso und noch mehr in der Wissenschaft, d. h. die Wissenschaft muß consequent sein, sie muß aus den Grundsätzen die sie als wahr erkannt hat die mit Nothwendigkeit aus denselben hervorgehenden Folgesätze ableiten und anerkennen, wenn sie nicht einem Vater gleichen will der seine eigenen Kinder verleugnet und verstößt. Gustav Scheve macht

Digitized by Google

nun zwar in seiner neuesten Schrift: „Phrenologische Bilder“ *), darauf Anspruch für einen wissenschaftlichen Phrenologen zu gelten, aber er ist Nichts weniger als consequent. Einerseits zieht er Folgerungen aus den phrenologischen Grundsätzen die keineswegs aus ihnen hervorgehen; andererseits läßt er diejenigen Folgerungen die mit Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen ganz im Stich und zieht die entgegengesetzten. So geht es aber immer wenn man zweien Herren dienen will deren Interessen miteinander in Conflict kommen. Gustav Scheve will nämlich einerseits der wissenschaftlichen Wahrheit huldigen, und doch auch andererseits den modernen praktischen Tendenzen, den Fortschritts- und Verbesserungsbestrebungen in Staat und Kirche sich anschließen, denen keineswegs überall wissenschaftlich erkannte Wahrheit zugrundeliegt. Daher denn sein Hin- und Herschwanken, seine Unsicherheit, seine Inconsequenz, die ihn bald die phrenologischen Grundsätze durch die aus modernen Aufklärungstheorien geschöpften Folgerungen, bald diese wieder durch jene aufheben läßt.

Es ist nach Scheve einer der vornehmsten Grundsätze der Phrenologie: daß die Charakterverschiedenheit der Menschen eine angeborene, und daher im Ganzen eine feste, unwandelbare sei:

„Sowie ein Riese sich nicht in einen Zwerg und ein Zwerg sich nicht in einen Riesen umwandeln kann, so kann ein Blödsinniger nicht über kurz oder lang ein geistvoller Mensch, und ein geistvoller Mensch (Krankheitsfälle natürlich ausgenommen) nicht ein Blödsinniger werden. Oder wie ein Mensch der sich von einem Andern durch die Größe oder Kleinheit einzelner Körpertheile unterscheidet nicht mit diesem seine angeborene Körperbeschaffenheit wechseln kann, so wird ein Mensch der bisher wohlwollend oder charakterfest, oder muthig, oder offenherzig war, nicht künftig boshaft, oder wankelmüthig, oder feig, oder versteckt sein; ebenso ist bekanntlich das Genie, z. B. des Dichters, des Feldherrn, des Mathematikers, des Philosophen angeboren. Daher eben das Wort Charakter, welches zu Deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet.“

Der angeborenen Grundvermögen, welche in ihrem verschiedenen Maße und in ihrer verschiedenen Combination die verschiedenen Charaktere der Individuen ausmachen, gibt es nach Scheve 35, die an örtlich verschiedenen Stellen der dort abgebildeten Köpfe nachgewiesen werden, und die drei verschiedene Gruppen bilden.

1. In der Gruppe der thierischen Sinne: der Geschlechtssinn, der Sinn der Kinder- oder Jungenliebe, der Sinn der Anhänglichkeit, der Kampfsinn, der Zerstörungssinn, der Verheimlichungssinn, der Eigenthumssinn, der Sinn der Vorsicht.

2. In der Gruppe der Gemüthssinne: der Sinn des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens, der Sinn für Nachahmung, der Sinn für das Wunderbare, der Schönheitssinn, der Sinn für Scherz.

3. In der Gruppe der Verstandessinne: der Gegenstandsinn, der Gestaltsinn, der Ortsinn, der Gewichtsinn, der Farbensinn, der Ordnungssinn, der Zahlensinn, der Thatsachensinn, der Zeitsinn, der Tonsinn, der Bausinn, der Wortsinn, der Sinn des Vergleichungsvermögens und der des Schlußvermögens.

Alle diese Sinne sind, behauptet Scheve, als unter sich getrennt, als selbständig im Geiste vorhanden dadurch nachgewiesen daß jeder derselben entweder sehr stark und alle andern sehr schwach, oder sehr schwach und alle andern sehr stark, in unzähligen Fällen beobachtet worden ist. Sie verhalten sich ebenso unabhängig voneinander wie der Gesichtssinn vom Gehörsinn.

Da für jedes nachgewiesene Grundvermögen auch ein besonderes Organ im Gehirn nachgewiesen werden kann, so zerfällt die ganze Phrenologie in die zwei Haupttheile: 1. Nachweisung der Grundvermögen und 2. Organenlehre. Die phrenologische Organenlehre ist nach Scheve in folgenden vier Grundsätzen enthalten: 1. Das Gehirn ist das Organ des Geistes, 2. das Gehirn ist ein zusammengesetztes Organ, 3. die Größe des Gehirns ist ein Maßstab seiner Kraft, 4. die Gestalt des Gehirns ist äußerlich erkennbar. Der Beweis dafür daß das Gehirn das Organ aller innern Sinne sei ist: daß das Gehirn von den niedern Thieren zu den höhern und zum Menschen übereinstimmend mit den geistigen Fähigkeiten an Größe zunimmt. Der Mensch hat das größte Gehirn weil er geistig am höchsten steht, oder er steht geistig am höchsten weil er das größte Gehirn hat. Dieser Schluß wiederholt sich im Einzelnen. Der Hinter- und Unterkopf ist in der Größe übereinstimmend mit der Stärke der thierischen Sinne, der Oberkopf in Uebereinstimmung mit den Gemüthssinnen, der Vorderkopf in Uebereinstimmung mit den Verstandessinnen. Endlich sind besondere einzelne Gehirntheile in der Größe übereinstimmend mit einzelnen Grundvermögen, sodaß z. B. dieser Mensch den und den bestimmten Theil des Hinterkopfs besonders groß hat, folglich den und den thierischen Sinn besonders stark besitzt, und umgekehrt.

Von diesem Standpunkt aus verwirft nun Scheve mit Gall die gewöhnlichen psychologischen Eintheilungen der Seelenvermögen indem er sagt: „Man nehme ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, oder sieben Geistesvermögen an, der Irrthum ist immer derselbe, weil alle diese Vermögen nur abgezogene Eigenschaften der wirklichen Grundvermögen sind. Keins der erwähnten Vermögen bezeichnet weder einen bestimmten Instinct, noch eine Neigung, noch ein Talent. Wie kann man durch das Empfindungsvermögen, durch die Aufmerksamkeit, die Vergleichung, die Begierde, die Freiheit, kurz durch alle diese Allgemeinheiten den Ursprung und die Thätigkeit des Geschlechtstriebes, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, die Talente für die Musik, die Mechanik, die Malerei, die Dichtkunst u. s. w. erklären? Gehen wir in eine Schule oder in eine Erziehungsanstalt wo alle Zöglinge unter der Leitung eines gleichmäßigen Unterrichts- und Erziehungsplanes stehen. Unter der großen Anzahl werden wir einige Unglückliche finden welche, obgleich oft streng bestraft und scharf bewacht, die Sitten und die Gesundheit der Uebrigen gefährden. Wir finden Solche welche die Bücher ihrer Kameraden stehlen, welche lügenhaft, treulos, feig, undankbar, träge, unempfänglich für Ehrenauszeichnungen sind. Unter Denjenigen welche die Preise gewinnen zeichnet sich Dieser in der Geschichte, Jener in der Dichtkunst, ein Dritter in der Mathematik u. s. w. aus. Der Ehrgeiz der Einen richtet sich auf den Staatsdienst, der Andern auf Kriegsruhm; die Einen beschäftigen sich vorzugsweise mit der Literatur, die Andern mit der Philosophie oder den Naturwissenschaften. Kein Erzieher oder Lehrer wird uns den Charakter seiner Zöglinge durch eine oder die andere der von den bisherigen Geistesforschern angenommenen Allgemeinheiten bezeichnen. Auch in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer werden gewöhnlich andere Eigenschaften hervorgehoben als jene psychologischen Allgemeinheiten der Erkenntniß, der Willenskraft, der Begierde u. s. w. Nero, heißt es, war der grausamste Mensch, und der zügellosesten Wollust ergeben; Pascal errieth auf die bloße Begriffsbestimmung von Geometrie hin die 32 ersten Sätze des Euklides; die Erdbeschreibung wurde durch Cook zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht; Dumenil und Clairon, diese beiden berühmten Schauspielerinnen, werden noch lange Muster bleiben; kurz: nirgend findet man daß ein Mann oder eine Frau sich nur im Allgemeinen durch Erkenntnißvermögen, Willenskraft, Aufmerksamkeit, Vergleichung, Begierde u. s. w. berühmtgemacht habe. Wie bezeichnen wir endlich die verschiedenen Charaktere der Thiere? Wir sagen: dieser Hund ist bissig, sanft, gelehrig, muthig, anschließend, von gutem Ortsgedächtniß, feig, der Dressur unfähig; dieses Pferd

*) Phrenologische Bilder. Zur Kenntniß des heutigen Standpunkts der Phrenologie von Gustav Scheve. Mit Portrait von F. J. Gall und 24 in den Text gedruckten Abbildungen und eine Steindrucktafel. Leipzig, Weber. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.

ist scheu, sanft, gelehrig, sehr böse, dumm; diese Kuh ist eine vortreffliche Mutter; die Sau ist eine schlechte Mutter, weil sie ihre Kleinen auffrißt u. s. w."

Gemäß dieser den Menschen als bloßes Naturwesen mit angeborenen unveränderlichen Grundvermögen betrachtenden Ansicht, die durch 24 in den Text gedruckte Abbildungen und 24 charakteristische, von Moritz Rugendas gezeichnete, auf einer Steindrucktafel beigefügte Portraits anschaulichgemacht wird, leugnet nun Scheve consequenterweise die unbedingte Willensfreiheit des Menschen, sich auf den Ausspruch Lavater's in der „Physiognomik" berufend: „Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten unüberschreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten unveränderlichen Spielraum." Aber nun beginnt die Inconsequenz. Scheve hat, von modernen philanthropischen Strafrechtstheorien gerührt, nicht den Muth die weitern Consequenzen der phrenologischen, den Menschen in Hinsicht des Angeborenseins und der Unveränderlichkeit der Grundvermögen auf gleiche Stufe mit dem Thier stellenden Ansicht zu ziehen. Anstatt nämlich einzusehen daß wenn der bestimmte Charakter eines Menschen ganz ebenso angeboren und unveränderlich ist wie der eines bestimmten Thieres oder überhaupt einer bestimmten Naturkraft, ein verbrecherisches, z. B. mordsüchtiges Individuum ganz ebenso zu behandeln ist wie ein mordgieriges Thier, nämlich zu tödten, um die menschliche Gesellschaft von einem solchen Ungeheuer zu befreien, statt Dessen folgert Scheve (höchst inconsequent!) daß die Todesstrafe höchst ungerecht, und daß das allein richtige Verfahren gegen den Verbrecher Dies sei daß man ihn zu bessern und zu heilen suche. In demselben Capitel wo er den Charakter der Beckenbach, die ihren Mann, einen Landmann von Wilhelmsfeld bei Heidelberg, vergiftet hat, als einen schaudervoll sitten- und gemüthlosen, von Jugend auf rohen schildert, und an dem Bau ihres Schädels nachweist wie nicht nur ihr zügelloser Geschlechtstrieb den Wunsch sich des Gatten entledigt zu sehen, sondern auch ihr sehr großer, alle bessern Gefühle beherrschender Zerstörungssinn den Gedanken an die Ermordung ihres Gatten in ihr erwecken mußte, in demselben Capitel sagt Scheve:

„Das Gesetz ist nicht folgerichtig welches eine Uebelthat, durch fehlerhafte Bildung der Verstandessinne (durch Irrsinn) veranlaßt, unzurechnungsfähig nennt, eine Uebelthat dagegen, durch fehlerhafte Bildung der Gemüthssinne (den schlimmern Irrsinn) hervorgerufen, des Mitleids für unwerth hält. Eine Strafe kann nur dann gerecht sein wenn sie nicht zu dem Unglück des Verbrechens nur blos ein neues Unglück hinzufügt, sondern wenn sie zugleich für den Uebelthäter eine Wohlthat ist, d. h. wenn sie ihn bessert. Daher ist die Todesstrafe, weil sie nur nimmt ohne zu geben, und weil sie sogar die Möglichkeit der Besserung des Verbrechers ausschließt, doppelt ungerecht. Ueberdies liegt in der Todesstrafe, insofern in ihr gleichsam ein Mord durch einen Mord gesühnt werden soll, etwas sittlich höchst Unheimliches."

Ist es nicht absurd an dem Schädel einer Giftmörderin nachzuweisen daß sie zur Mörderin geboren war, und in ihrer Biographie zu zeigen daß ihr ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von thierisch-rohen Handlungen war, und dennoch von Mitleid und von Besserung zu sprechen? Verdient eine Giftmörderin Mitleid die, wie die Beckenbach, beharrlich leugnend, fast drei Monate nach ihrer Einkerkerung im Gefängnisse belauscht wird wie sie mit einer andern Gefangenen über ihre That spricht, und dabei sich roh scherzend äußert, und die ihre That nicht innerlich und von Herzen, sondern nur äußerlich ihres schlimmen Erfolgs wegen bereute? Ferner was die Besserung betrifft, ließ sich denn der Beckenbach ein anderer Kopf aufsetzen, an dem der Geschlechtstrieb und der Zerstörungssinn minder vorherrschend war als an ihrem in Abbildung beigefügten Kopfe? Und warum, wenn die Beckenbach Mitleid verdiente, und man sie statt hinzurichten hätte bessern sollen, warum hätten die grausamen, mordgierigen Thiere nicht denselben Anspruch auf das Mitleid und die Besserungsversuche des Menschen, da doch auch sie durch ihre natürlichen Anlagen und den Bau ihres Gehirns prädeterminirt sind? Wahrlich, wenn die Phrenologie den Menschen ganz und gar als Naturwesen wie das Thier betrachtet, so muß sie auch dieselbe Strafrechtstheorie für die Thiere wie für die Menschen aufstellen, und entweder für recht finden daß man die notorisch bösartigen Menschen ebenso schonungs- und rücksichtslos behandele wie die bösartigen Thiere; oder daß man die letztern ebenso philanthropisch bemitleide und bessere als die erstern.

Scheve betrachtet alle Verbrecher als „geistig Kranke". Deshalb behauptet er: „Die einzige menschlich praktische Frage kann hier nur die des Hülfebringens, der Heilung sein." Wie stimmt Dies aber mit der früher ausgesprochenen Unveränderlichkeit und Unwandelbarkeit des angeborenen Charakters? Und welcher Begriff der Krankheit liegt der Scheve'schen Behauptung zugrunde? Hat Jemand die angeborene Natur eines menschlichen oder thierischen Individuums schon für Krankheit gehalten und sie zu heilen versucht? Ist nicht Krankheit vielmehr die Abweichung von der angeborenen Natur? Wenn also ein Individuum von Natur zum Rauben und Morden bestimmt ist, betrachten wir ein solches Individuum als krank? Vielmehr befindet sich ein solches Individuum dann gerade am wohlsten wenn es recht nach Herzenslust rauben und morden kann. Angeborene Naturanlagen, charakterbestimmende Grundvermögen, sind sowie keine Krankheit, so auch nicht heilbar, man müßte denn das ganze Wesen vernichten und ein anderes darausmachen.

Entweder muß die Phrenologie aufhören den Menschen als bloßes Naturwesen zu betrachten, das unter derselben unwandelbaren Nothwendigkeit steht wie die Naturkräfte der Schwere, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., oder wie die unveränderlichen Charaktere der Thiere: oder sie muß ihre philanthropischen Strafrechtstheorien und ihre mitleidigen Heilbestrebungen als unnütz und sogar als schädlich aufgeben. Beides zugleich annehmen, den Menschen einerseits für ein durch die bestimmte Organisation zu einem ganz bestimmten Wirkungskreis prädeterminirtes, unwandelbares Naturwesen halten, und doch auch andererseits von Veränderlichkeit und Verbesserlichkeit eingefleischter Verbrechernaturen zu sprechen, ist ein completer Widerspruch. 22.

Bibliographie.

Jüdisches Athenäum. Gallerie berühmter Männer jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens, von der letzten Hälfte des 18., bis zum Schluß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 6 Portraits. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bähring, B., Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz, in den ersten dreißig Jahren ihres Bestehens, von 1818 bis 1848. Allen protestantisch-evangelischen Christen der Pfalz, die ihre Kirche lieb haben, gewidmet. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. Gr. 16. 10 Ngr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Uebersetzt von J. D. Gries. Supplement-Band. — A. u. d. T.: Der Maler seiner Schmach. Des Namens Glück und Unglück. Zwei Schauspiele. Uebersetzt von der Verfasserin der Roland's Abenteuer. Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 16. 25 Ngr.

Cauer, K., Ueber die Urform einiger Rhapsodien der Ilias. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben. Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben. Bingerbrück. 1850. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 19. —— 22. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Indessen verhehlt Wirth keineswegs, obschon er den Werth und die Nothwendigkeit der Reformation anerkennt, welch große Nachtheile sie verursachte, indem sie sich mit den nationalen Interessen in Zwiespalt setzte. Er sagt:

Der Ausgang der Bewegung vom 16. Jahrhundert war das reine Gegentheil von Dem was anfangs angestrebt worden war und den Hauptcharakterzug jenes Zeitalters bildete; statt den vaterländischen Geist und das nationale Selbstgefühl wiederzubeleben, endete das Ganze mit der vollkommenen Abtödtung der Nationalität. Wegen religiöser Meinungen kämpften Deutsche gegen Deutsche, und gaben diesem schauderhaften Krieg nicht einmal den Namen Bürgerkrieg. Die Fremden mischten sich in diesen innern Zwiespalt und suchten ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten. Während die französische Regierung den Protestantismus in ihrem eigenen Lande krampfhaft verfolgte und durch unerhörte Grausamkeiten am Ende vernichtete, vertheidigte sie denselben in Deutschland, um sich zu vergrößern, um Deutschland das schöne Elsaß zu entreißen. Schweden scheint dagegen, wenigstens anfangs, zwar die Absicht gehabt zu haben der Sache der Reformation aufrichtig und uneigennützig zu dienen; allein am Ende benutzte es dieselbe ebenfalls als Staatsmittel zu seiner Vergrößerung, indem es für die geleisteten Dienste nicht weniger als den dritten Theil Deutschlands foderte. Als die Vergrößerungspläne der Fremden, welche sich in die innern Kämpfe Deutschlands gemischt hatten, bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zutagetraten, so hätten sich doch wenigstens jetzt beide Religionsparteien vereinigen, ihre Streitigkeiten gütlich schlichten und die vereinte Macht der Nation gegen die Ausbeutungsversuche der Fremden kehren sollen. Oestreich machte wirklich auch Vorschläge in diesem Sinne, die ziemlich billig waren, und die bei weiser Erweiterung und Entwickelung die kirchliche Wiedervereinigung Deutschlands herbeiführen konnten, ohne die geistige Freiheit und die Bildungsfortschritte welche durch die Reformation errungen worden waren zu beeinträchtigen. Indessen bei den Fürsten war die Reformation schon zum Staatsmittel geworden, sie strebten nach unbeschränkter Souverainetät und absoluter Gewalt, und es lag also gar nicht in ihrem Plane die deutsche Nationaleinheit wiederherzustellen. Auf Seite des Volks war aber aller Patriotismus und nationaler Sinn durch das Uebermaß des Glaubenseifers erloschen; alle patriotischen Bemühungen scheiterten also, die Fremden erreichten ihre Vergrößerungszwecke auf Kosten Deutschlands, die Fürsten die beabsichtigte Souverainetät, wenn auch noch nicht dem Worte doch der That nach. Deutschland verlor einen großen Theil seines Gebiets und noch außerdem seine gesammte nationale Verfassung, d. h. die Freiheit und die Einheit zugleich, die beide fortan nur ein Begriff ohne Wirklichkeit waren; es verlor seine Bedeutung als consolidirte europäische Großmacht durch die nun definitive und ewig beklagenswerthe Trennung der Nation in zwei Religionsparteien.

Da sich nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs mit der steigenden Ohnmacht nach außen der tiefste innere Staatsverfall verband, so schien der Untergang der Deutschen nothwendig bevorzustehen; glücklicherweise sollte der Rückgang aber nur periodisch sein und den Uebergang zu einer neuen, kräftigern Entwickelung der Nation bilden.

Vermöge der organischen Entwickelung der Völker — mit diesen Betrachtungen leitet Wirth den Abschnitt ein, worin er das Emporstreben der Deutschen im Beginne des 18. Jahrhunderts schildert — sind diese ebenfalls an das Gesetz des Wachsens, Blühens, Reifens und Abnehmens, oder der Stufenalter des Lebens gebunden; Alles culminirt in ihrer Geschichte und steigt wieder herab — doch herrscht dabei die eigenthümliche Regel daß weder das Emporsteigen zum Gipfel der Entwickelung noch der Rückgang ununterbrochen vorsichgeht, sondern daß vielmehr wieder Zwischenperioden des Steigens und Fallens eintreten. Daraus entspringt die weitere Eigenthümlichkeit des Bildungsganges daß in jeder absteigenden Periode, und neben den Erscheinungen des Verfalls zugleich die Keime künftiger Entwickelung oder die Triebkräfte zu neuen, höhern Leistungen der Cultur sichtbar und wirksam werden. Alle diese Gesetze sind nur in der deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts ungemein scharf ausgeprägt. Der Verfall des Reichs setzte sich in dieser Zeit entschieden fort, die Nation verlor gegen außen Macht und Ansehen, im Innern Freiheit und Wohlstand, und beinahe ihre eigene Sprache; das Altern zeigte sich in der Schwerfälligkeit der Reichstagsverhandlungen, in der allgemeinen Rath- und Thatlosigkeit der Regierenden und der Willenlosigkeit und dem Stumpfsinn der Regierten; aber zugleich mit diesem Verfall veredelte sich in den schöpferischen Geistern des Volks die Sprache und kündigte dadurch eine neue Literaturepoche, oder, was Dasselbe sagt, einen neuen kräftigen Aufschwung in allen Theilen des deutschen Staatslebens an. In der Fortbildung der Sprache drückt sich stets die jeweilige Entwickelungsstufe eines Volks aus, und wo daher eine neue Epoche in der Literatur eintritt steht auch eine politische Umgestaltung der Nation bevor. Zufolge der hier angedeuteten Regeln bietet die deutsche Geschichte im 18. Jahrhundert also den seltsamen Charakter dar daß eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen in höchst folgerichtiger Weise den fortgesetzten Staatsverfall nachweisen, während zugleich eine Reihe von andern Phänomenen, die ebenso genau

untereinander verknüpft sind, in nicht minder folgerichtiger Weise den bevorstehenden Eintritt einer höhern Culturstufe anzeigen. Die innere Triebkraft der Zeit war nunmehr die Gährung der Geister welche sich in der Literatur offenbarte; was daher für die Urgeschichte die alten Rechtsbücher sind, in denen sich die Seele der damaligen Volkszustände abspiegelte, Das wird für die neuere Geschichte die Literatur. In der letztern bildeten sich zuerst die Ideen für künftige Verhältnisse, und die Literargeschichte des 18. Jahrhunderts wirft darum bis auf die jüngste Gegenwart das hellste Licht auf den Gang der allgemeinen Entwickelung des Volks.

Wie richtig und wie fruchtbar an den anziehendsten Ergebnissen diese Anschauungsweise aber auch erscheint, so war doch Wirth wenig bemüht durch selbständige Erforschung der Quellen und sorgfältige Sichtung des Stoffs seine Leser dafür zu gewinnen, und widmete diesem letzten Theile seines unter Nr. 1 angeführten Werks sichtlich weit geringern Fleiß als den frühern. Wir können daher, nachdem wir den Hauptgesichtspunkt hervorgehoben, flüchtiger darüber hinweggehen — umsomehr als einer der wichtigsten Abschnitte desselben seitdem durch Ranke's „Neun Bücher preußischer Geschichte" vielfach neue, wenngleich einseitige und vielleicht allzu sehr auf die Gegenwart berechnete Beleuchtung erhalten hat — und begnügen uns, um der pragmatischen Auffassung des patriotischen Historikers ihr volles Recht widerfahren zu lassen, die leitenden Gedanken zu bezeichnen die ihm bei der Darstellung der Französischen Revolution, soweit sie ihren umwälzenden Einfluß auf Deutschland und die Grundlagen aller Staatsgesellschaften überhaupt ausdehnte, vorschwebten. Wirth sagt bei diesem Anlasse:

Wer die Geschichte der Menschheit mit prüfendem Blicke überschaut muß zur Einsicht gelangen daß es für die gesellschaftliche Ordnung der Völker nichts Gefährlicheres gibt als den Zweifel an einer sinnvollen Weltordnung und einer höhern Bedeutung des Lebens; denn dieser Zweifel führt zur Zerstörung der Sitten und zu falschen Staatstheorien, die sich bei versuchter Ausführung auf das schrecklichste an den Völkern rächen. Das Christenthum hat in dieser Beziehung, wo es rein aufgefaßt wurde, der Civilisation unsägliche Wohlthaten erzeigt, weil es jenen zerstörenden Zweifel auch auf dem Wege des Glaubens, also selbst für jene Menschen zu beseitigen wußte deren Fassungskraft das Begreifen einer vernünftigen Weltordnung auf wissenschaftlichem Wege nicht zuläßt. Allein das Christenthum war im 18. Jahrhundert, und besonders um die Zeit des Eintritts der französischen Staatsumwälzung heftigen Angriffen ausgesetzt, die sein Wesen selbst betrafen und die Pfeiler worauf das Ganze ruhte bis auf den Grund erschütterten. In die Fußstapfen der englischen Freidenker tretend, spielten die Encyklopädisten den Kampf auf ein Gebiet wo er immer ernsthafter und folgereicher wurde, und namentlich machte sich es Voltaire zum eigentlichen Lebenszwecke das Christenthum zu untergraben, und verfolgte dasselbe bis an sein Ende mit Eifer und Ausdauer. Zwar bediente er sich dabei vorzugsweise nur der Waffe des Witzes, und man hat über seine Bemühungen, weil sie nicht auf zureichender Gelehrsamkeit und Sachkenntniß beruhten, oft gelacht und sie für erfolglos erklärt, jedoch mit Unrecht — denn Voltaire richtete das Christenthum in den Augen der höhern und vielfach selbst der mittlern Stände Frankreichs allerdings zugrunde, und erreichte seinen Zweck eben dadurch daß er nicht gelehrt zuwerkeging, nicht mit tiefern wissenschaftlichen Gründen, sondern mehr mit Witz und Spott kämpfte. Die Wirkung war ungeheuer: das Christenthum begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zu wanken und war gegen Ende desselben in einem bedeutenden Kreise schon gänzlich gefallen.

Natürlich mußte nun — fährt Wirth fort — die politische Richtung hervortreten, und die Grundlage und Vorarbeiten der nachfolgenden Umwälzung waren daher entschieden die Schriften und Lehrsysteme Voltaire's und seiner Genossen. In dieser Umwälzung erschien demnach die politische Richtung zum erstenmale als überwiegendes, ja sogar, wenigstens später, als ausschließendes Princip; allein sie schweifte eben dadurch auf der entgegengesetzten Seite zu weit aus und verlor dadurch jede Grundlage. Die nächste Veranlassung dazu waren aber wieder Voltaire und die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts überhaupt. Voltaire und alle Die welche das Christenthum gänzlich verwarfen fühlten zwar dunkel daß die Welt und der Lauf der Dinge kein Zufall sei, sondern von Etwas geleitet werde; sie konnten jedoch hierüber, also über die Natur der Weltordnung, nicht ins Klare kommen. Voltaire erkannte blos daß das Ganze von Regeln beherrscht werde, die er allgemeine Gesetze nannte; indessen zur nähern Einsicht des Charakters derselben gelangte er nicht. Zudem blieb ein wesentlicher Mangel zurück, ein Umstand der Alles verdarb, alle tiefere Einsicht und mithin die wirkliche Erforschung der Gesetze der Weltordnung unmöglichmachte und zugleich furchtbare Folgen hatte, nämlich die Behauptung daß es keine Unsterblichkeit gebe.

Jene Forscher — heißt es weiter — konnten sich außer dem Christenthum und bei dem Gedanken der Weltregierung durch Naturgesetze keinen Begriff und keine Vorstellung von der Ewigkeit und Unsterblichkeit machen. Sie leugneten daher dieselbe, und Dies stürzte Alles. Dazu kam noch die gefährliche und mit den Gesetzen der Natur so sehr in Widerspruch stehende Lehre von Helvetius: daß alle Menschen gleiche Anlagen hätten, sowie endlich die nichtige, aber in ihren Folgen gleichfalls höchst verderbliche Idee Rousseau's: daß der Staat und das öffentliche Leben der Völker auf einem Vertrage beruhen. Diese drei Dinge — das Ableugnen der Unsterblichkeit, die Lehre von der Gleichheit aller menschlichen Anlagen, und die Meinung daß der Staat eine bloße äußerliche Form, ein Vertrag sei — stehen im engsten Zusammenhange, unterstützen sich wechselseitig und richteten die französische Staatsumwälzung schon von vornherein zugrunde.

Wer nicht an Unsterblichkeit glaubt Der muß alles Glück des Menschen in einer guten Staatseinrichtung, in politischer Vollkommenheit suchen. Der beste oder der vollkommene Staat wäre aber der wo alle Menschen gleiches Glück genießen, wo mithin vollständige Gleichheit herrscht. Haben nun die Menschen von Natur alle gleiche Anlagen, so müßte Dies an sich möglich sein, und die Ursache wenn es nicht so wäre, also der Grund aller Uebel, müßte nur in fehlerhafter Staatseinrichtung liegen, vermöge deren bevorzugte Stände die Macht ansichreißen, die Anlagen der andern Menschen nicht ausbilden lassen und die letztern dadurch in geistiger und körperlicher Knechtschaft halten. Ist indeß der Staat ein Vertrag den man nach Belieben, nach seinen Wünschen, nach Dem was man am liebsten möchte, ohne Anstand einrichten kann, so muß auch ein Verhältniß möglich sein wo alle Menschen ihre Anlagen nun gleich ausbilden können, und Alle folglich gleiche materielle und geistige Güter besitzen. Und dieser Schluß wäre auch richtig wenn alle Menschen gleiche Anlagen hätten und der Staat ein bloßer Vertrag wäre. Unter solcher Voraussetzung wäre die Foderung völliger und unbedingter Gleichheit freilich das Recht Aller, und eben darum die heiligste Pflicht jedes wahren Menschenfreundes und Patrioten.

Der Widerstand gegen die Versuche eine vollkommene Gleichheit aller Menschen herbeizuführen kann nämlich nur dann ein Recht oder gar eine Pflicht sein, wenn die Anlagen der Menschen ungleich sind, und die Gleichheit der geistigen und materiellen Güter demnach auf Naturgesetzen beruht. In die-

sem Falle ist letztere aber nicht schlechthin ein Uebel, sondern wird nach dem Gange der Weltordnung das Mittel zu höhern Zwecken, oder wenigstens das Mittel zur Hervorbringung des Lebens, und ist folglich nothwendig. Wenn hingegen die Natur, wenn die Ungleichheit nur Menschenwerk ist, dessen Abstellung daher möglich wäre, so muß sie weg und das Streben nach ihrer Beseitigung ist gerecht, edel, erhaben; jeder Widerstand aber, weil er nur auf Selbstsucht, Eigennutz und sittlichem Verderbniß beruhen könnte, ungerecht, unwürdig, grausam. Deshalb verdienten dann die Widerspenstigen auch keine Schonung; man müßte sie als Menschen die das Elend ihrer Mitbürger vorsätzlich wollen, die ihre Brüder von der Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen abzuhalten und dadurch in Knechtschaft und Erniedrigung zu stürzen streben, die mit Einem Worte Elend statt Glück, Unterwürfigkeit statt Erhabenheit, Unwissenheit statt Aufklärung wollten, man müßte solche Menschen glühend hassen, und alle Kräfte müßten aufgeboten, alle Macht vereinigt werden diese Widersacher der Zwecke der Menschheit zu stürzen ...

(Die Fortsetzung folgt.)

Theologenstellung.

Der alte Berliner Friedrich Nicolai war ein Vielschreiber, Vielschwätzer, von seinem Werthe als Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" und Freund Mendelssohn's höchst überzeugt, darum absprechend in seinen Urtheilen, abhold neuern Bestrebungen, namentlich der Kant'schen Philosophie, ein Philister im Gegensatz zu den frischen Studentenkräften des letzten Jahrzehnds verflossenen Jahrhunderts, mithin von J. G. Fichte spottend wahr genug gezeichnet, und in unserm Zeitalter hinreichend vergessen. Mußte er nun nothwendig in lästiger Weise dociren, weil er nicht anders konnte, weil er ein Führer der deutschen Literatur war, weil er wußte was zum guten Stil gehörte, den seine Freunde Lessing und Mendelssohn — auch er selber — schrieben, weil nur ihm das Ideal vorleuchtete zu welchem Menschen und Schriften sich erheben sollen, und ging das störrige Deutschland darum nicht minder seine eigenen Wege: — so hat der Mann doch mit praktischem Verstande Vieles gesehen und in Lebensverhältnissen erkannt was zum Theil erst die folgenden Jahre bestätigten, namentlich das Dasein der Inquisition, deren Ausspürung ihm so bitter vorgeworfen worden, und überhaupt ist zum Sehen des Daseienden eine platte prosaische Natur vielleicht geeigneter als eine erhabene poetische. Merkwürdig sind seine Aeußerungen über die Theologen, im Verkehr mit ihnen aus entschiedener Erfahrung geschöpft.

Joh. Müller hatte eine Recension über Naturalismus eingesandt und Nicolai, der sie Sack und Spalding mittheilt, sendet sie zurück mit dieser Männer Bedenken (1772) und bemerkt dabei: er habe durch Vertheidigung derselben beinah allen Geruch der *heterodoxen Orthodoxie* verloren, den er durch Schweigen am rechten Ort sich erworben. „Sack sagte noch nie Alles was er denkt, aber Vieles was er nicht denkt, ist dabei bis in sein zweiundsiebenzigstes Jahr Oberconsistorialrath geblieben und billigt nicht daß Jemand *Aufsehen* erregen will. Ueberhaupt wollen die neuern Theologen das Ansehen der Orthodoxie untergraben, aber in der Stille durch geheime Bewegung; sie wollen statt des orthodoxen Despotismus Aristokratie einführen und selbst die Oligarchen sein, fürchten Den der demokratisch denkt, machen Partei *wider ihn*; selbst der sanfte Jerusalem sagt: «Sollen Philosophen Richter sein? Gebt uns lieber die alte Inquisition als dieses neue Tribunal!» Er spricht solche erschreckliche Worte — meint Nicolai — weil er gewiß ist Inquisitor, nicht Inquisit zu sein und sich ein Compliment darüber macht daß er keinen Inquisiten verbrennen, sondern ihm nur eine Kugel an den Fuß schmieden will, womit er hingehen kann wohin er beliebt. Dies muß man beständig vor Augen haben wenn man mit Theologen unterhandelt. Sie lieben die Freimüthigkeit und die Freimüthigen sehr, sobald diese nur zu verstehen geben daß sie ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nicht berühren wollen, von denen die Theologen festgesetzt haben daß sie stehen bleiben. Man darf sagen was man will, aber dabei einige theologische Sätze mit geweihten Worten voranschicken, hernach fein bedächtig sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen, vor allen Dingen aber nicht witzig und lustig sein wollen. Fast alle Theologen haben eine besondere Art die Gegenstände zu betrachten und zu behandeln, die einem Laien der ihrer nicht gewohnt ist etwas fremd vorkommt; eine gewisse Bedächtigkeit ist immer das Kennzeichen derselben. Wenn sie sich mit Liebe zur Wahrheit vermischt, so wird sie freilich verursachen daß die neuen Wahrheiten eher auf solche Art vorgetragen werden daß man noch Etwas nach und nach dazusetzen kann als daß man Etwas davon abnehmen dürfte. Dies ist der Weg der Theologen in Berlin."

Wiewol nun seit 70 Jahren und darüber Berlin mit der Welt ganz anders geworden, so behaupten dennoch die von Nicolai gegebene Schilderung der Theologen und eine im Verkehr mit ihm empfohlene Behutsamkeit ihr Recht. Theologen nämlich sind Haushalter von ernsten religiösen Wahrheiten, werden durch sprungweise voreilende Gedanken verletzt und können keine leichte, muntere, witzige, rücksichtlose Wirthschaft leben. Dies gilt für Orthodoxen wie für Heterodoxen. Sie sagen am Ende immer wie Ludwig XV. auf seinem Sterbebett zur Dubarri: „Ich darf nicht vergessen daß ich der allerchristlichste König bin." Theologische Demokraten wie politische wollen davon Nichts wissen, sondern eben Allerchristlichstes und Königthum vergessen, was dem theologisch-oligarchischen Bewußtsein widerspricht. Soll ein Neues sich geltendmachen, so geschehe es behutsam mit allmäligem Zusetzen, nicht mit philosophisch-freibeuterischer Ungebundenheit, wodurch jeder den „Geruch heterodoxer oder anderer Orthodoxie" verliert. Katholische Theologen, deren Haushalt durch kirchliche Autorität entschieden geordnet ist, leiden durch solchen Umstand weniger, werden nicht persönlich verletzt; dagegen protestantische, deren Kirchenthum stets im Aufbau begriffen und die immer einem guten Theile nach ihre häusliche Einrichtung selber getroffen, empfindlicher das derselben Ungehörige ablehnen müssen, und weil alle selbständige Einrichtung nach gewissen Principien, d. h. philosophisch verfährt, so machen sie darauf Anspruch Philosophen zu sein, nämlich die bedachtsamen, weisen, und es ist schon Beleidigung wenn ein Laie Dies nicht voraussetzt. Indem nun neuerdings Philosophie ganz anders freibeutet als in Nicolai's und Mendelssohn's Tagen, suchen heutige Theologen entweder eine orthodoxe Wohnung früherer Zeiten mit offener Verleugnung der jüngsten philosophischen Betriebsamkeit, oder sie machen durch geschickte Verwebung und Einzäunung die Gesammtbeute der Philosophen, z. B. Hegel's, zu ihrem Hausrath, werden zwar hierdurch untereinander uneins, aber darüber einig daß der Gegensatz zwischen Orthodoxie und Heterodoxie von ihnen überwunden worden, bei den Einen nämlich durch Ausschließung (Anathema) aller Philosophie, bei den Andern durch Eindämpfung (Synkresie) für den Jahrgebrauch derselben. Wer etwa mit Beidem nicht einverstanden ist, hat sich — nur in anderer Weise wie Nicolai — vor Verdruß mit Theologen zu hüten und erscheint ihnen, wenn er das Zuwenig und das Zuviel unziemlich rügt, als feindseliger Heide, der ruhestörend allen guten Ruf ganzer oder halber rechter Lehre unfehlbar verwirkt.

Ist in Obigem die Stellung des Laien gegen Theologen beleuchtet, so spricht Strauß in seiner „Christlichen Glaubenslehre" (1, 50) von der Stellung eines Geistlichen überhaupt zu seiner Mitwelt und einem hierin herrschenden Unterschiede bei Katholiken und Protestanten. Er meint daß als Rest der katholischen Ascetenmoral auch im Protestantismus den Ehelosen der Vorrang vor Verehelichten zugestanden werde, und daß ein anderes Stück dieser Moral in der Abneigung vor Theater, Tanz, Spiel und geselligem Scherz bei den Pietisten

sich zeige, weil man Dergleichen nicht im Namen Jesu vornehmen könne. Dann fährt er fort: „Diese pietistische Denkweise bringt namentlich den protestantischen Geistlichen dem katholischen gegenüber in eine Stellung die dem erstern und dem Protestantismus überhaupt weder zum Vortheil noch zur Ehre gereicht. Während der katholische Kleriker durch seine Ehelosigkeit mit der Foderung priesterlicher Heiligkeit sich abgefunden hat und daher an den geselligen Freuden auf heitere und nicht selten gefällige Weise theilnimmt, sieht sich der protestantische Geistliche, der, wennzgleich kein Heiliger, doch ein Musterchrist sein soll, von der Schuld die er durch Enthaltung von der Ehe abzutragen versäumt hat in das gesellige Leben hinein verfolgt, geht hier immer wie auf Eiern, weiß nie recht wieviel er mitmachen, wie er sich versagen soll, und findet sich namentlich einer pietistisch angesteckten Gemeinde gegenüber in einen Pharisäismus äußerer Enthaltungen hineingezogen."

Diese Worte sind aus Lebenserfahrung geschöpft, bedürfen indeß einer Erläuterung. Cölibat ist allerdings Abfindung mit der Ascese und zwar eine harte und lästige, aber nicht Dieses macht den katholischen Geistlichen gesellig und gefällig, sondern die Sicherheit seines Standpunktes im äußern Verbande der Kirche, und daß außer Uebertretung der Kirchengesetze, also des Cölibats, des nüchternen Magens bei Messelesen xc., ihm Nichts die Hochachtung der Gläubigen entzieht. Denn er ist und bleibt der Geweihte, kann das Wunder der Transsubstantiation alle Tage verrichten, entsündigt vor Gott in seiner priesterlichen Eigenschaft die Gemeinde, welche eigentlich nichts Anderes von ihm verlangt und zu fodern hat, und für gewisse Umstände des Lebens Taufe, Firmelung, eheliche Einsegnung, Absolution und letzte Oelung. Von seiner Persönlichkeit ist hierbei Nichts abhängig, sondern Alles von seiner Kirchenweihe. Mit einem solchen Rückhalt in der menschlichen Gesellschaft braucht er diese nicht zu fliehen oder Gegner und Spötter — deren es rücksichtlich der sogenannten Pfaffen unter Katholiken viele gibt — zu fürchten; er ist gewiß sie einmal im Beichtstuhle oder spätestens auf dem Sterbebette zerknirscht und gedemüthigt zu finden. Dem protestantischen Geistlichen, der nur zwei Sacramente verwaltet, fehlt der entschiedene Kirchenrückhalt, er wird erfunden wie ein anderer Mensch und Bürger, hat Weib und Kind gleich ihm, ist aber vermöge seines Amtes verpflichtet fromm zu sein und bei Andern Frömmigkeit zu erwecken. Das kann er lediglich durch Persönlichkeit und persönliches Ansehen, nicht mit der Wucht erhabener Priesterschaft, und darum muß jede ungünstige Meinung von ihm, jeglicher ausgesprochene Tadel seine amtliche Würde und Wirksamkeit in Gefahr bringen, ja weil nie mit Gewißheit zu bestimmen ist was die Einzelnen an seinem Betragen auszusetzen haben möchten, so wird ihm Behutsamkeit zum strengen Gebot, er hat keine feste Wehr gegen Spötter, steht gegen Gemeinde und Welt im Verhältniß eines Schulmannes zu Schülern, der Sorge tragen muß seinem persönlichen Ansehen Nichts zu vergeben. Hierzu sind nun Ernst und Förmlichkeit empfehlungswerther als Heiterkeit und Ungebundenheit, Zurückhaltung mehr als gefälliges Mitmachen, und wenn nur die Pietät alter Jungfrauen durch Scherz und Munterkeit beleidigt wäre, bringt schon deren Jungencher die Amtswürde in Gefahr. Inzwischen sei gestanden daß die gesellige Lustigkeit mancher katholischen Geistlichen, z. B. eines Sailer, neben Erfreulichem auch Misfälliges annehmen und künstlich gewaltsam erscheinen kann, um den Schmerz des ascetischen Cölibatopfers zu vergessen und die gewonnene priesterliche Würde wie jene strenge Hoheit äußerer sichtbarer Kirche gleichsam freundlich zu umhüllen, während bei protestantischen Geistlichen ein mit ihrer aus unsichtbarer Kirche gewonnenen Würde verträgliches Maß geselliger Fröhlichkeit und Theilnahme als natürlicher Ausdruck ihres persönlichen Charakters wohlthätigern Eindruck macht und herzlicheres Wohlwollen — worauf doch am Ende alle Freude des Umgangs beruht — zur Folge haben kann. Tanz und Schauspiel als zu rauschend und mancher Unsittlichkeit empfänglich eignen sich kaum für irgend einen Geistlichen. Und wenn neuerdings protestantische Theologen auf Kirchlichkeit ganz besonders Werth legen, so scheinen sie den festen Rückhalt eines äußern Kirchenverbandes und des eigentlichen Priesterthums wieder zu suchen, den sie durch die Reformation verloren haben, wofür das Kirchengesetz des Cölibats allerdings eine Beihülfe ist, weil es Erhebung über weltlichen Genuß und Familienfreude ein mal für alle mal entschieden darstellt, deshalb auch von der römischen Curie schwerlich aufgehoben werden dürfte. 23.

Lesefrüchte.

Die Fresken Julio Romano's und der eiserne Käfig in Mantua.

In Mantua finden sich im Palaste der Herzöge von Gonzaga meisterhafte Fresken von Julio Romano. Der Schüler Rafael's hat auf dem Plafond eines der Säle die Versammlung der olympischen Götter und zwei allegorische Figuren gemalt, welche Tag und Nacht vorstellen und auf Wagen stehen, die von zwei Viergespann weißer und schwarzer Pferde gezogen werden. Durch einen seltsamen Effect hat es der Künstler möglichgemacht daß man sich in alle vier Ecken stellen kann und die Pferde doch immer gegen den Zuschauer zu galopiren scheinen. Ebenso ist, wenn man in den Saal eintritt, auf einer Seitenwand eine weibliche Figur abgebildet welche dem Eintretenden mit ausgestreckter Hand einen Ring hinhält; geht man nun von einem Ende des Saals an das andere, so scheint die Gestalt den Arm erst einzuziehen und dann wieder auszustrecken um dem Zuschauer zu folgen und ihm immer den Ring hinzuhalten. In der Stadt selbst sieht man noch heutzutage an einem hohen Thurme einen großen eisernen Käfig befestigt, in welchen einer der Herzöge von Mantua seinen Bruder der gegen ihn revoltirt hatte einsperrte um ihn verhungern zu lassen. Der Unglückliche erschreckte die Stadt mit seinem Wehgeschrei, bis ein ergebener Freund auf das Dach eines benachbarten Hauses stieg, und ihn mit einem Schuß aus einer Arquebuse tödtete um seinen Todeskampf zu endigen.

Eine Erinnerung aus dem letzten italienischen Kriege.

Der Haß den die Italiener gegen die östreichische Herrschaft hegen machte sich, wie bekannt, in dem letzten italienischen Kriege auch namentlich bei dem andern Geschlecht durch Demonstrationen Luft. Als im Jahre 1848 Radetzky die angreifenden Piemontesen mit großer Anstrengung in dem Treffen von Santa-Lucia zurückgeworfen hatte, kleideten sich die Frauen dieser Stadt in tiefe Trauer. Eine derselben, Frau Palm......, eine distinguirte Dame, trug sogar am Halse ein handtellergroßes Bildniß Pius' IX., und hatte tricolore Schleifen an ihrem Kleide angebracht wo es nur ging; so stand sie fortwährend am Fenster und lauschte auf die Bewegungen der östreichischen Armee und auf unglückliche Nachrichten. Andere Damen überboten sie noch. Als in Mailand ein gefangener östreichischer Offizier durch die Straßen geführt ward eilte die Gräfin Gr..... mit einem Dolch in der Hand vom Balcon herab, spuckte seine Uniform an und nannte ihn „deutscher Hund" und „Henkersknecht". Eine junge Dame wies bei einem großen Diner beim Grafen B..... eine Schüssel zurück und sagte sich zierend: „Nein! Ich habe keinen Hunger; wenn es aber das Herz eines Kroaten wäre, würde ich es ganz essen." („Souvenirs de la guerre d'Italie sous le maréchal Radetzky, par *G. de Pimodan.*") 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 20. —— 23. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Von diesen Folgerungen auf die Gegenwart Anwendung zu machen, da die socialistischen Systeme mit denen die modernste Staatsweisheit experimentirt mehr oder weniger aus solchen Ansichten und Grundsätzen entsprungen sind, und die Umsturzpartei die Consequenzen der drei oben hervorgehobenen Hauptirrlehren überall ins Leben einzuführen sich beflis — Dies war Wirth nicht mehr vergönnt. Dagegen lautet wahrhaft prophetisch, und wie wenn er das Interim und den in unsern Tagen immer greller hervortretenden Dualismus vor Augen gehabt hätte, was er am Schlusse des ersten Werks ausruft. Es heißt da:

Am 6. August 1806 (dem Tage an dem Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte) hörten die Deutschen auf unter den europäischen Nationen einen Platz einzunehmen. Unermeßlich war das Unglück welches hierin für die Deutschen lag, unermeßlich für die Gegenwart, und möglicherweise sogar leider für alle Zukunft! Solange das Deutsche Reich noch gesetzlich bestand war jedes Bündniß mit dem Auslande wider Kaiser und Reich, war jeder Versuch zur Aufhebung der Nationaleinheit, wenigstens dem Rechte nach, Hochverrath oder mindestens ein Verbrechen. Jetzt wurde dagegen jeder Versuch der Wiederherstellung des Reichs und der Nationaleinheit in den einzelnen deutschen Staaten ein Verbrechen, jeder Kampf wider die Souverainetät des Landesherrn, die nach der Reichsverfassung doch unerlaubt und selbst strafbar sein mußte, eine Uebelthat. So ward die Tugend zum Vergehen und das Vergehen zur Tugend gestempelt! Wol war die Reichsverfassung entartet, allein man hätte sie verbessern können, und zwar so verbessern können daß alle Stände und Glieder des Reichs, die Fürsten so gut als der Kaiser, die Fürsten ebenso gut als Adel, Bürger und Bauern dabei gewonnen hätten. Großartig und herrlich war das Princip der deutschen Reichsverfassung, voll von Fruchtbarkeit, Fülle und schöpferischer Kraft, weise und gediegen, ohne seines Gleichen in der Geschichte des Erdkreises! Welcher Reformen war dieses reiche und lebensvolle Verfassungsprincip fähig! Auf solche Reformen zu dringen wäre vor der Auflösung des Reichs ein Verdienst gewesen, jetzt wurde dagegen das Verlangen nach Regeneration und weiser Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung gesetzlich eine Uebelthat. . . . Es bestehen seit der Auflösung des Reichs freilich noch deutsche Staaten, aber keine deutsche Nation; der Deutsche hat kein Recht sich eine Nation zu nennen; er gilt im Auslande wol für einen Oestreicher oder Preußen, doch nicht für einen Deutschen; nirgend ist der Deutsche als solcher vertreten: es gibt im Auslande allerdings preußische, östreichische, würtembergische, bairische Gesandte u. s. w., allein keinen deutschen — ja die Souveraine der deutschen Staaten würden gar nicht erlauben daß in London, Paris und Petersburg ein deutscher Gesandter als Vertreter einer deutschen Nation aufträte. Nach der officiellen Sprache muß der kleine Badener, Würtemberger, Nassauer, Baier, Hildburghauser, Hechinger das ganze große Deutschland das Ausland nennen. Dies ist der Sinn der Auflösung des Reichs; dahin, dahin ist das deutsche Vaterland und die deutsche Nation.

Wol mag man daher — setzt Wirth hinzu — noch von einem Deutschland sprechen, insofern als die Wiederherstellung eines solchen in Zukunft möglich ist. Indessen staatsrechtlich gibt es seit der Auflösung des Deutschen Reichs keines mehr, und mit dieser Auflösung schließt daher die Geschichte der Deutschen. Fortan gibt es nur noch eine Geschichte der deutschen Staaten, und zwar für immer, wenn die Nationaleinheit nie wieder zu erlangen ist, oder solange bis Dies geschehen sein wird. Ob es je dazu kommen könne, ist im höchsten Grade zweifelhaft. Hierin liegt ein weiterer schlagender Grund daß es für jetzt keine Geschichte der Deutschen mehr gibt, sondern nur eine Geschichte der deutschen Staaten, die nach Umständen auch wol gar in eine Geschichte der Preußen und in eine Geschichte der Oestreicher, oder der Nord- und Süddeutschen sich auflösen kann.

Wo die Ursache dieses Unglücks zu suchen ist — mahnt Wirth zuletzt — lehren die Blätter der gegenwärtigen Geschichte. Vermögen die Lehren der Erfahrung noch auf Deutschland zu wirken, so wird sich das Schicksal des Ganzen später wieder zum Guten wenden — außerdem, und besonders dann wenn die Lehren der Geschichte rücksichtlich des Benehmens und der Verhältnisse der Franzosen gegen Deutschland vergeblich bleiben, dann, ja dann wiederholt sich die Unterjochung Deutschlands durch Frankreich, und selbst im günstigsten Falle steht im Hintergrunde: Geschichte der Preußen, Geschichte der Oestreicher!

Indem es Wirth, trotz so trauriger Anzeichen, dennoch unternahm die Geschichte Deutschlands von der Auflösung des Reichs bis auf unsere Tage fortzuführen, machte er sich es vorzugsweise zur Aufgabe die Mittel zu bezeichnen wodurch eine Wiedergeburt der Nation sich erzielen ließe. An dem warnenden Beispiele Frankreichs suchte er nachzuweisen daß feindseliger Bruch mit der geschichtlichen Entwickelung der Völker, leichtfertiges Austauschen gefährlicher Redensarten und socialer Theorien gegen organische Bildungsgesetze des Staats selbst den Besitz der besten Institutionen, wie der Freiheit der Presse und der Rednerbühne, der Volksvertretung und des Geschworenengerichts, unfruchtbar machen und eine dauerhafte, allseitig befriedigende Regelung der öffentlichen Zustände verhindern müsse. Leider aber, sagt er,

habe man sich auch in Deutschland nach dem Siege über die französische Uebermacht von den französischen Ideen nicht losmachen können, und sich ein Vierteljahrhundert in erfolglosen Kammersitzungen abgemüdet, statt das Heil in der eigenen Kraft und in der Weisheit der angestammten Verfassungsgrundsätze zu suchen. Diese hätten den Keim zu allen wünschenswerthen Reformen enthalten, zu allen jenen Verbesserungen die von dem veränderten Organismus der Nation sowie von dem höhern Bildungsgrade unserer Zeit gefodert werden. Wenn, meint er, die jetzt regierenden Fürsten Deutschlands mit Beibehaltung aller ihrer Rechte, also ihres Titels und Ranges, ihrer Einkünfte und Hoheitsrechte ein erbliches deutsches Fürstenhaus bilden würden, wenn man ihnen zum erhöhten Glanze desselben diejenigen ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen beifügen würde welche ein großes fundirtes Vermögen an Gütern oder Grundrenten besitzen, wenn einem solchen Fürstenhause ein Unterhaus der Abgeordneten der Nation an die Seite gesetzt und über beide der Kaiser mit einer verfassungsmäßigen Reichsregierung gestellt, wenn unter weisen Bürgschaften gegen den Misbrauch Preßfreiheit, Geschworenengericht und öffentliche Rechtspflege eingeführt würden, so wären alle Elemente einer wahrhaft großartigen und fruchtbaren Reichsverfassung gegeben. Nichts wäre hierbei willkürlich, oder nur das Ergebniß abstracter Ideen, sondern Alles aus dem innersten Wesen der Dinge und der historischen Entwickelung des Volks hervorgegangen. Das erbliche Fürstenhaus wäre keine todtgeborene Pairschaft wie in Frankreich, sondern eine mächtige Körperschaft, die durch historische Ueberlieferungen, reelle Vorrechte und großes Grundvermögen bis in das innerste Volksleben Wurzeln geschlagen. Auch die Zusammenfügung des Ganzen wäre so natürlich daß durch die Wiederherstellung des Kaisers und der Reichsgewalt, oder der Nationaleinheit, die Landesrechte der Fürsten nicht beeinträchtigt, sondern eher gesichert, reicher entwickelt und überhaupt veredelt würden. Der Grund, bemerkt er, liege darin daß die Natur selbst die allgemeinen Reichs- und die besondern Landesinteressen voneinander getrennt, somit eine selbständige Verwaltung beider nebeneinander möglichgemacht — und zählt beispielsweise als solche Reichsangelegenheiten auf: die Vertretung Deutschlands als einheitlichen Reichs bei fremden Höfen, einheitliche Leitung des Postwesens und der Eisenbahnzüge, Münze, Maß und Gewicht, Reichsvertheidigung und Zölle gegen außen bei voller Freiheit im ganzen Umfange des Deutschen Reichs für den innern Handel und Verkehr, Errichtung einer deutschen Flotte u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem bairischen Hochlande. Von **Ludwig Steub.** München, Literarisch-Artistische Anstalt. 1850. 8. 1 Thlr.

Schilderungen aus dem bairischen Hochlande! Schlafende Bilder wachen wieder auf und sehen mir lebendig und warm in die Augen. Ich war nicht Tourist als ich an jenen Wassern hinzog und in jenen Schluchten umherkletterte, ich war ein wahrhaftiger Flaneur der keine Sorgen, kein Geschäft, aber Zeit, Freude am Schönen, gesunde Beine, weißes Papier und Bleistifte hatte. Ich brachte geschriebene und gezeichnete Andenken, frohe Erinnerungen und keine Spanne Gram mit heim. Ich war wie gesagt kein Tourist der die Kosten der Reise dem Lesepublicum wieder abzuzwacken gedachte, ich fuhr nicht sondern ging ganz gemüthlich meinen Weg zu Fuß und weiß deshalb auch mehr von den Umgebungen des Pfades als von den Schlafetappen, vulgo Wirthshäusern. Uebrigens blieb ich allenthalben genau solange als es mir gefiel, und versöhnte mein Auge so gut es gehen wollte mit den kurzen Taillen und den breiten Gestalten der „eingeborenen" Mädchen und Frauen; denn mir wurde nicht wie Steub das Vergnügen zutheil eine allerliebste, schlanke, hochgewachsene Achtzehnjährige vom Heuboden zu holen. Ich sah nicht einmal eine solche. Gestört haben sie mich indeß nicht, die dicken Trullen mit den dicken Knochen und den dicken Muskelwürsten; denn ich war weder ihrethalb noch des ettaler Bieres wegen gekommen. Ich schwelgte in Landschaften, Gebirgsformen, Steinen, Pflanzen, Urbäumen und Sturzbächen die dort so häufig und trotz ihres modernen Miniaturformats so ungemein reizend sind. Ich naturpfuschte auf meinem Spaziergange dort und da auch ein wenig, wie Das so meine gute oder üble Art ist, und kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen Unterrichtetere als ich hiermit um gründliche Untersuchung der Gipslager an der Loisach, namentlich bei Garmisch, zu bitten. Ich fand dort sehr hübsche Kalkspathdrusen dicht neben, ja im Gipse, wie es mir nirgend anderswo vorgekommen. Der Gyps ist ein so reinliches, nettes Fossil und so allgemein verbreitet, daß sich wol Jemand bewegen lassen könnte ihm eine Monographie zu widmen. Sein Ich und seine Umgebung ist an verschiedenen Orten so sehr verschieden daß es von höchstem Interesse sein müßte die Arten seines Auftretens wenigstens für Europa festzustellen. Gips vom Montmartre, aus der Schweiz mit Muschelkalkgängen, Gipsadern von der Weibertreue sind in allen Sammlungen und zeigen den Unterschied grell genug; zum Behufe einer Arbeit über dies Thema bin ich gern erbötig mit prachtvollen schlesischen Kristallen und Petrefacten aus den Gipslagern von Katscher und Dirschel, sowie mit Zwillingen von Kösling auszuhelfen.

Aber wo bleibt denn Steub? Nun es ist gewiß kein Tadel daß er mich so lebhaft in die Gedankenkette versetzte die mich damals beschäftigte, und Das ist schon lange her.

Das Buch beginnt mit einer Skizze des „Starenbergersees", wo es mir nur dem königlichen Lustschlosse Berg allzu viel Ehre zu erweisen scheint. Für eine Villeggiatur zöge ich Possenhofen oder in sehr romantischer Laune Garatshausen vor, und hätte ich besondere Lust Forellen zu essen, so ginge ich an Allmannshausen nicht vorbei, obgleich es bis an die Ohren in seinen Fichten steckt. Auf der waldigen Höhe bei Allmannshausen sah ich einen ganz eigenthümlich gewachsenen Epheu. Der Stock war mindestens dreißig Fuß an einer Buche in die Höhe geklettert und oben an den Aesten weitergegangen, ein Trieb aber wahrscheinlich vom Sturme losgerissen worden und frei schwebend wieder senkrecht herabgewachsen. Dieser hatte unten aufs neue Wurzel gefaßt, neue Sprossen getrieben und war als ich ihn sah selbst ein Stamm von nahe drei Zoll Durchmesser. Ich muß gestehen daß ich sehr wenig Lust hatte ihn in der Wildniß der Discretion eines Holzschlägers zu überlassen. Ich hätte ihn auch jedenfalls als Rarität mitgenommen, wenn ich das obere Ende loszumachen gewußt. Wie der Verfasser Berg zum Theil durch ein Hydrooxygengasmikroskop ansieht, so geht es auch mit den „stolzen Schlössern" am Ufer. Das „Palais" des Prinzen Karl über Starenberg ist eine Villa, Possenhofen hat wie ich meine die größten Gebäude, und auch diese würde ich zögern mit dem Namen „Schloß" zu bezeichnen. Was er ferner von dem großen Belebtsein des Sees sagt, ist

Digitized by Google

er am Ende wol selbst geneigt ein wenig zu modificiren. Die einzelnen Einbäume und Kähne die man weiterrudern sieht verlieren sich auf dem großen Wasserspiegel, es geht recht still und melancholisch zu auf dem guten Würmsee, und man hört ganz bestimmt mehr Mövenconcerte als Fischerlieder.

„Ettal" ist das zweite Bildchen. Das ist ein hübscher lauschiger Winkel, der nicht wenig überrascht und sich mit seinen weißen Gebäuden und seiner Klosterkirche ganz allerliebst ausnimmt. Dahinter sind weiche, üppig-grüne Wiesen, von denen sich die Werke von Menschenhand überaus appetitlich abheben. Es ist außen viel freundlicher und durstiger als in dem feuchten, schlüpfrigen und nicht appetitlichen „Trinkstübel" der Brauerei, von dem Herr Steub ein nettes Geschichtchen erzählt und ein so interessantes Bild entwirft. Es würde mir jetzt besser darin gefallen, aber nur Steub's Schilderung zu liebe, denn schmuzig ist es wahrscheinlich noch.

„Von Ettal nach Reute" (Reitti in Tirol) ist die folgende Nummer überschrieben. Das ist eine hübsche Tour voll der eigenthümlichsten und mannichfaltigsten Reize. Man kann dem Leser mit Bestimmtheit zusichern daß er deren mehr als Steub schildert erblicken wird, wenn er nur nicht etwa gerade auf die in dieser Abtheilung verkommende schöne Sennin, auf das „rosenrothe und blütenweiße Marile" erpicht ist. Der ganze Weg ist wildromantisch, nur möchte ich dem Wanderer rathen doch ja lieber Partenkirchen zu berühren, den Eibsee zu besuchen und dann dem Reitsteg nach Hohenschwangau zu folgen. Man kommt bequemer und genau ebenso gut von der Natur bedient an den Plansee. Das k. k. Finanzwachhaus steht in der Regel leer, d. h. die Posten langweilen sich und suchen sich lieber anderweitig zu postiren, oder überlassen ihren Platz ganz einigen Millionen warzköpfiger Kröten, die heiser knarrend ihr liebenswürdiges Antlitz aus dem stillen Wasser strecken. Die Kapelle steht nicht am See, sondern an seinem Abflusse nach Reitti zu. Steub belebt auch den Plansee zu sehr: er ist von erschreckender Oedigkeit. Daß er die Stuibenfälle versäumt hat bedauert er mit Recht, denn es gibt selbst in der Schweiz wenig Wasserfälle die, namentlich zu guter Jahreszeit, so prächtige Wasserfiguren bilden. Das sprudelt, prallt und stäubt, donnert und zischt in dem engen Spalte, daß die kleine Brücke und das Holzgeländer, das für Diejenigen da ist die zu Schwindel geneigt sind, in ewigem Zittern bleiben. Und dann darf und soll man diesen Weg nicht in der Nacht zurücklegen. Der Anblick des Lechthals, das sich ganz plötzlich vor unsern Blicken aufrollt und uns mit seinen Wiesen und Dörfern, Klöstern und Meierhöfen auf einmal für all die genossene Einsamkeit entschädigt, ist von so großer Schönheit daß man ihm zu Liebe gern eine Nacht in Partenkirchen oder Garmisch bleiben kann. Von dem Abhange aus, der hier zugleich der Markstein des Gebirgszuges und des Waldes ist, sehen wir vor uns eine ganze Weihnachtsbescherung von Ueberraschungen, und mit nur einiger Lyrik in der Brust und mit ein klein wenig kindlicher Empfänglichkeit wird es gewiß recht schwer sich von dem Christbaume voller reizender Bildchen abzuwenden. Culturen, Saaten, Häuser und Thürme, Vieh und Menschen lagen einen Tag lang wie eine Sage hinter uns, wir verkehrten nur mit Felsen, Bäumen und Gestripp, ja wir sahen auf dem ganzen Wege allerwahrscheinlichst nicht einmal einen Vogel (am Plansee sicher nicht): nun versetzt uns ein Schritt wieder ganz in das Treiben der Menschen, in den Kampf um Fristung des Daseins, in laute Freude und lautes Leid. An letzteres werden wir sofort durch das Dorf Breitenwang kurz vor Reute erinnert, wo Lothar von Sachsen, der Bekämpfer und Vorgänger der Hohenstaufen, in dessen Charakter das nachfolgende titanenhafte Ringen zwischen der Hierarchie und der Kaiserkrone, das mit dem Untergange der deutschen Staatswürde endete, seine Begründung findet, im Jahre 1137 sein Leben verhauchte. Man erzählte mir daß sich im Orte selbst noch eine Urkunde über diesen Todesfall befinde; ich hatte aber nicht Zeit die Wahrheit dieser Angabe zu prüfen, denn es war Freitag gegen Abend und ich hoffte daß die Post in Reute, „das vielberühmte Wirthshaus", wie es Steub ich weiß nicht warum nennt, humaner gegen mich sein würde als die Wirthin in Garmisch, die in allem Ernste meinte: ich sähe zu ordentlich aus um einen ketzerischen Magen zu haben. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, in Reute sah ich ordentlich genug aus um ganz bequem am Freitage eine Portion Kalbsbraten und Salat nebst einem Flacon Tirolerweins verdauen zu können; und Das geschah denn auch ohne Indigestion. Mein nervus vagus sang einen Lobpsalm und ließ mich darauf in Ruhe. Ist ein guter, ehrlicher Kerl, der seine Pflicht thut, mein nervus vagus.

Eine höchst interessante Schilderung enthält die vierte Nummer des Steub'schen Buches. Sie erzählt von dem „Passionsspiele in Oberammergau", von der Aufführung eines „Mysteriums" mit lebenden Bildern die durch einen „Chor" interpretirt werden. Es will mich bedünken als weiche die Darstellung wesentlich von den in Salzburg und anderweitig noch üblichen mimisch-dramatischen Aufführungen ab. Ueber die Sache selbst ist hinlänglich geschrieben worden, obgleich die Lösung des Knotens am Ende noch ihren Alexander erwartet, zumal seit Fauriel den Ursprung dieser Dramen absolut den Provençalen vindicirt hat. Mehr über diesen Punkt zu sagen würde mich zu weit führen, der Verfasser begnügt sich mit einer Schilderung des concreten Falles, und ich darf dem Leser versprechen daß diese ihn unterhalten wird. Ich sah die Aufführung nicht, vermag also nichts Weiteres darüber zu melden. Das Passionsspiel in Oberammergau ist indeß jüngern Ursprungs als andere derartige „Volksfeste", und scheint von vornherein mehr dem Volke als der Klerisei gehört zu haben.

Nr. 5: „Der Ammersee" und Nr. 6: „Der Peissenberg", enthalten interessante historische Notizen und piquante Excurse in das Gebiet der Fremdenbücher. Einen Pendant zu letztern sah Referent vor kurzer Zeit auf dem Süllberge bei Blankenese, allwo eine köstliche Blumenlese rothrepublikanischer Sinnsprüche dümmster Art zu machen wäre. Bei den historischen Skizzen kommt diesmal die Natur etwas mager weg, aber so geht es immer wenn die Tradition der Natur vorgezogen wird. Ich gebe den Sonnenaufgang auf dem Peissenberge, dessen Zeuge ich auch war, gern für einen Sonnenuntergang auf der Straße von ***. Ja Das ist eine Lücke die ich in Steub's Buche ungern bemerke und die ich ein wenig ausfüllen muß, soweit mein Gedächtniß noch reicht. Herr Steub bringt „aus dem bairischen Hochlande" etwas viel Tirol und brauchte wahrhaftig nicht aus dem Lande zu gehen um noch mancherlei nette Sachen zu zeichnen.

Es waren zwei alte Studenten, närrische Kauze und Norddeutsche obenein (die nach Steub zum Declamiren prädestinirt sind), mit denen ich von München ausflog. Die Beiden machten eine „Bierreise" und hatten nebenbei die Gefälligkeit meinen Rücken außer Unkosten zu setzen, d. h. mein Gepäck an Mappen und Wäsche in ihre Obhut zu nehmen, wozu unterwegs noch mancherlei Steine und andere Raritäten kamen, über deren Nutzbarkeit sich die Herren umsonst die Köpfe zerbrachen. Das eigentliche Staunen aber begann erst an der Menterschwaige, wo ich über einer Erika die sich unter den 14 Arten der Lüneburger Haide nicht vorfindet mein Bier auf unverantwortliche Weise vernachlässigte. Von da ab bereuten sie es wenigstens eine halbe Stunde lang mit mir gegangen zu sein, und ich versöhnte sie erst wieder durch eine Bemerkung die sie mir eigentlich hätten übelnehmen sollen. Vor dem nächsten Orte an der Isar bat ich nämlich den Einen, der sich Blasen an die Füße gelaufen hatte, mit sehr ernsthaftem Gesichte: nicht durch sondern um den Flecken herumzugehen, da die Gensdarmen angewiesen wären Individuen die im Verdachte ständen mit der „Klauenseuche" behaftet zu sein sofort aufzugreifen. Das stand nun wirklich in einer Regierungsverfügung, nämlich das Wort „Individuum", womit allerunmaßgeblichst allerdings Rinder gemeint worden sein mögen. Unter Individuum kann man ja

Digitized by Google

wol auch Menschen verstehen und unser Hinkender hätte sich demnach von dem „Verdachte" schwer reinigen können. Wir kletterten an der Isar fort. Dicht neben uns der sonderbar kalte, eisighauchende, unpoetische Fluß die Isar. Sie schießt mit ihren Schnellen eilig dahin, wirbelt, schäumt und zappelt; aber die Töne die sie in ihrer ganzen Ausdehnung vonsichgibt sind nicht das Rauschen anderer Ströme, sie sind geradezu ein Rasseln, und diese Laute, die wie ein Zusammenschlagen und Aneinanderreiben dünner Eisplatten klingen, mögen nicht wenig dazu beitragen die Isar so auffallend kalt erscheinen zu lassen. Der Lech mit seinem breiten, sandigen Inundationsbette sieht viel einladender aus. Man wandert durch lange Strecken schön bestandenen Waldes und kommt endlich an einen Ort der geweiht ist. Nicht geweiht durch die Hand eines Priesters, sondern geweiht durch ein Genie. Der Name des Ortes ist Schwaneck, sein Erbauer hieß Schwanthaler, ein Schwan dessen letztes Lied jetzt in Erz gegossen, riesig und riesenhaft schön von der Theresienwiese nach München sieht. Das Gebäude an der Isar ist ein Thurm einsam und still, ein Platz wo der Gedanke sich selbst gehört, wo er sich Gestalten schaffen muß um Gesellschaft zu haben, und darum war er ein rechtes Asyl für einen Mann dessen Schöpferkraft nicht genug angestaunt werden kann. Der Thurm ist schlicht und einfach, ein Viereck an das sich ein zweites von geringerm Durchmesser schließt, das über das erste hinausragt und von seinen Zinnen eine herrliche Aussicht bietet. Wer nicht Treppen steigen kann wird im letzten Thürmchen hinaufgewunden oder kann in jeder Etage durch eine Thüre in das eigentliche Wohnhaus gelangen um die Trinkstube mit den alten Humpen und dem Altarschreine zu bewundern. Von oben übersieht man den ganzen Lauf der Isar bis weit in die Berge hinauf, das Panorama ist unendlich weit, und wo es durch die Kämme begrenzt wird vermag sich die Phantasie aufs neue in Tausenden von Schluchten zu verlieren. Jenseit der Isar liegt eine alte Veste deren Namen ich vergessen habe; ein Pulvermagazin sei darin, Das war Alles was ich davon Bemerkenswerthes hörte. Mit Hülfe eines Fernrohrs kann man von der münchener Frauenkirche, die in „stiefelknechtlicher Gestalt" auf der andern Seite vor uns liegt, die Stunde ablesen und seine Uhr danach richten, vorausgesetzt daß sie nicht wie die meiner Begleiter im Leihhause zu Gevatter steht. Den Thurm umspannt eine Mauer mit Zinnen, und ein Thor das von einem scharfen Spitzbogen gebildet wird führt in den kleinen Hofraum. Man versäume ja nicht durch ein kleines, schmales Fenster in der Mauer nach den Bergen hin zu sehen. Das Bild hat dadurch einen Rahmen, läßt sich mannichfach verändern und ist frischer als alle Claude Lorrain der Welt.

Von da ab führt der Weg eine Strecke weit an eingefenzten Feldern oder an dem bebuschten Abhange des Isarbettes hin; man hat immerfort die Zugspitze und ihre Gefährten vor sich, bald über grüne Felder hinweg, bald über blauduftigen Wald, und hat Gelegenheit den Einfluß des Vordergrundes auf das Erscheinen der Färbung des Hintergrundes zu studiren; denn diese wechselt mit Saat oder Wald in greller Weise. Endlich verliert man sich nach vielfachen Irrfahrten, die bei einer Wanderung meiner Art nicht ausbleiben können und auf die man auch von vornherein gefaßt ist, wieder ganz in den Wald. Der beste französische Effectjäger könnte nichts Besseres erfinden als diesen Wald, aus dem man meiner Rechnung nach erst am Abende herauskommt und ganz plötzlich zwischen Buchen und Fichten auf die Fahrstraße von München nach Wolfrathshausen mündet. Man hat hoffentlich über den kolossalen Stämmen mit ihren wehenden Flechten, über beperlten Pilzen und springenden Eichkätzchen unterdeß Alles vergessen was man von den Zinnen von Schwaneck gesehen, und tritt aus der Waldstille ohne die geringste Ahnung Dessen was kommen wird zwischen die beiden Wände von Kieselconglomerat, die durch das Einschneiden der Straße dicht vor Wolfrathshausen gebildet werden. Hat man noch dazu wie ich von unserm Klauenfeuchling einen Panegyrikus auf den „Aesthetiker" Döllinger hören müssen, dessen Ausdrucksweise auf der Tribune bekanntlich ohne Loupe sehr unästhetisch erscheint, so ist man hinlänglich präparirt um beim Biegen um die nächste Ecke die Erlaubniß zu haben etwas Naturnarr zu werden. O, es ist wunderschön! Ich habe das Bild jenes Abends noch immer in mir, ich weiß noch jetzt daß mir das Verdammungsurtheil das ich eben aussprechen wollte in der Kehle blieb, daß ich das Citat im ultramontanen Barrikadenstile aus Ehren-Döllinger's jüngster Rede verschluckte, weil mich das Gefühl überkam der Augenblick sei heilig und dürfe nicht durch eine fäulische Phrase entheiligt werden. Wir bogen um diese Ecke und vor uns lag ein Bild das ich nicht zu schildern versuchen werde, weil Farben nicht zureichen würden, viel weniger Worte. Das waren beglühte Berge, Das war ein kleines, rosig angeleuchtetes Kirchlein über Wolfrathshausen, Das waren Wiesen deren emporstehende Halme goldene Spitzen zeigten, Das war ein Fluß mit goldenen Reflexen, Alles nur duftig, leise gehaucht, zitternd, verschwimmend, ein Abendsegen, ein Ave Maria der Natur, so still, so großartig wie ich es nie vorher gesehen. Die Sonne war hinab, die Kanten der Zugspitze brannten zuletzt nur noch allein, die Schatten facherten weiter, endloser über uns hinaus, es wurde düster um uns, kühler und herdfeuerhafter, die Zugspitze glühte aus — und meine Genossen dachten wieder an das Bier das sie für eine Viertelstunde vergessen hatten. Wir gingen nach Wolfrathshausen hinein.

Das ist eine sonderbare Recension! Ich wußte das vorliegende Werkchen indeß nicht besser mit dem Lobe das die gewandten Schilderungen verdienen zu bedenken als dadurch daß ich mich von ihnen vollständig in die Scenerie versetzen ließ. „Frauenchiemsee" überragt die andern Skizzen noch an Frische der Darstellung und die „Sagen aus der Gegend von Reichenhall" werden auch für Den dem die Landschaft unbekannt ist von großem Reize sein. Ich wünsche nur noch daß Steub seine oberländischen Bilder vervollständigt und Tegernsee und die kleinen Seen nicht übersieht. Soviel auch darüber schon geschrieben worden, eine Feder die so frisch und eigenthümlich zu schildern weiß kommt noch immer nicht zu spät.

Max Waldau.

Notiz.

Das Leben auf einem Bordsch Algeriens.

Unter Bordsch verstehen die Eingeborenen Algeriens eine Art fester Schlösser welche ehemals von den Türken besetzt waren und gegenwärtig von den französischen Agas und Paschas bewohnt werden. Gewöhnlich in einer romantischen Gegend gelegen erhebt sich der Bordsch meist den Bergen gegenüber, mit denen er fast immer im Kriege lebt. Man findet dort noch ganz das Feudalwesen in seiner ursprünglichen Stärke; des Nachts kann man sich nicht niederlegen ohne vorher das Thor sorgfältig zugeschlossen zu haben, und oft wird man von wahren Landstreicherbanden geweckt welche eben ihre Leitern an die Thürme angelegt haben. Die Hunde fangen an zu heulen, man eilt zu den Waffen, wirft die Stürmenden von den Mauern herunter, steigt zu Pferde und verfolgt sie in die Nacht hinein. So geht es hinter ihnen über die Ebene weg, es werden ihnen die Wege ins Gebirge abgeschnitten, man tödtet sie und kehrt des andern Tags mit Burnus und Flinte wieder heim. Hat der Bewohner des Bordsch einmal eine zeitlang nicht diese Belustigung des Kriegs, so hat er dafür die Jagd auf Wildschweine und Panther mit dem Speer oder zu Roß. Werden auch Pferde zu Tode geritten und verliert man auch einige Leute, so hat man doch zum mindesten eine andere Freude als die Besieger einiger armen Hasen oder Hühner zu sein. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 21. —— 24. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwickelung der Deutschen.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Von der im Wesen des deutschen Volksgeistes begründeten Zweckmäßigkeit einer solchen hier nur in ihren Hauptzügen angedeuteten Verfassung durchdrungen, und überzeugt daß sie den Interessen der Fürsten wie des Volks gleich sehr entsprechen würde, richtet Wirth an beide die ernstlichsten Ermahnungen. Er fragt:

Was soll werden, wenn die deutschen Regierungen dem bisherigen Systeme treubleiben, niemals dem Geiste der Zeit Rechnung tragen, die Ansprüche des Volks auf Nationaleinheit und Reichsrepräsentation beharrlich zurückweisen, niemals eine Grundreform in den staatlichen und socialen Verhältnissen des Deutschen Reichs bewilligen? Glauben sie wirklich auf dem bisher befolgten Wege den Volksgeist bewältigen und den gegenwärtigen Stand der Dinge oder den sogenannten status quo auf die Dauer erhalten zu können? Wenn sie Dies glauben, so werden sie bitterlich getäuscht. Eine große Wahrheit steht über allen Irrthümern und Nebeln des menschlichen Erkenntnißvermögens, und wird sowol von der Forschung als der Erfahrung oder der Geschichte bestätigt, die folgenreiche Wahrheit nämlich daß die Entwickelung der Völker organisch ist, daß sie unabänderlich nach organischen Gesetzen vorsichgeht. Vermöge dieser Gesetze fallen in den Gesinnungen und der Denkungsart der Menschen periodisch Veränderungen vor, und diese organischen Umwandelungen, nicht die Lehren allein erzeugen den Geist der Zeiten. Aber eben deswegen kann derselbe nicht durch Censur, Bücherverbote oder andere Zwangsmaßregeln niedergehalten werden. Er entsteht innerlich von selbst, sucht sich auch bei der äußersten Strenge solcher Zwangsmaßregeln wenigstens im Geheimen seine Nahrung, und bricht am Ende gerade in einem Augenblick siegreich und Alles überwältigend hervor, wo die Regierungen ihn für gänzlich erstickt gehalten haben....

Wird aber — heißt es weiter — das Volk dabei gewinnen wenn die Entwickelung diesen Gang nimmt, wird es alsdann eine freiere Verfassung und höhere Staatszustände erlangen als die oben angedeutete Reichsverfassung gewähren könnte? Auch hierauf hat die Geschichte eine bündige Antwort. Man war in Deutschland bisher vielfältig der Meinung ergeben daß eine gewaltsame Umwälzung in unserm Lande nicht von den Gräueln begleitet sein könne die in andern Staaten so schauderhaft hervortraten. Die Gemüthlichkeit des deutschen Nationalcharakters und die höhere Bildung der neuern Zeit unterstützten diese Meinung auch mit gewichtigen Gründen; gleichwol machen viele Erscheinungen der Gegenwart jenen guten Glauben unerwartet sehr schwankend. Es ist natürlich und selbst nothwendig daß in allen Gährungen der Völker auch extreme Parteien auftreten; allein so reißend schnell geht bei uns die Bewegung der Geister daß Die welche in den Jahren 1831—33 Ueberspannte, ja selbst Schwärmer genannt wurden, jetzt der gemäßigten Meinung angehören. Wir wollen nicht einmal von den Anhängern der Gütergemeinschaft sprechen, obschon es bezeichnend genug ist daß sogar ein solcher Irrwahn so viele Köpfe bethören konnte; aber auch unter den gesunden Vertheidigern der entschiedenen Richtung ist es schon Mode geworden Jeden der nur im Kleinsten von ihrer Meinung abweicht der Halbheit zu beschuldigen. Männer welche die Staatswissenschaft und die Ergründung der Mittel zur Emporhebung des Volks zum Studium ihres Lebens gemacht haben werden von unwissenden Schreiern wie Schulknaben gemeistert, ja, was das Merkwürdigste ist, Männer welche die geistige Bewegung zuerst anregten, welche sprachen als Alles schwieg, welche ihrer Ueberzeugung unter schweren Stürmen und Drangsalen treublieben, für sie darbten und litten, werden für Servile, Treulose, Abtrünnige und Ueberläufer erklärt. Lächerliche Theorien über sociale Einrichtungen gelten für Staatsweisheit, Roheit des Ausdrucks für Kraft, Grobheit und gemeine Sitten für Patriotismus. Die vorlaute Jugend meistert das erfahrene Alter, der ungeschlachte Handwerksbursche den gereiften Staatsmann, und soweit ist schon die Umdüsterung der Vernunft gekommen daß man den Radicalismus für einen Talisman erklärt, welcher Bildung, Wissenschaft und Kenntnisse entbehrlich macht.... Wenn solche Leidenschaften schon in der gegenwärtigen Phase der Entwickelung hervortreten, so sind die Bürgschaften für einen geordneten Gang stürmischer Umwälzungen gar sehr verringert oder wol gar aufgehoben, und es wird daher sowol von dem Interesse des Volks wie von jenem der Fürsten gefodert daß eine Katastrophe, wo nur immer möglich, vermieden werde.

Deshalb sollen also — mahnt Wirth — zuvörderst die Regierungen zur wirklichen Staatsweisheit sich wenden und auf die Bahn der historischen Entwickelung unsers Volks zurückkehren. Die Fürsten empfahlen so sehr den historischen Boden; indessen sie haben ihn zuerst verlassen, indem sie die Auflösung des Deutschen Reichs entweder veranlaßten oder unterstützten. Die trügerische Souverainetät welche der Rheinbund ihnen gab war nicht eine Ueberlieferung der Geschichte, sondern ein Geschenk der revolutionnairen Grundsätze, keine deutsche, sondern eine französische Idee. Eben deswegen ist es keineswegs folgerichtig wider die revolutionnairen Tendenzen zu eifern, und doch eine Würde behaupten zu wollen die nur diese Tendenzen gegen den Geist der deutschen Geschichte und des deutschen Staatsrechts ihnen verliehen haben.

Kehren aber die Regierungen auf den Boden der historischen Entwickelung zurück, gewähren sie die großen Rechtsformen welche der veränderte Organismus der Staatsgesellschaft und der Geist der Zeit unabweislich fodern, so erklärt es Wirth für die Pflicht aller charakterfesten

und besonnenen Männer der strebenden Richtung oder der freisinnigen Opposition: die Regierungen in allen wohlwollenden Absichten zu unterstützen, ihnen zu gemeinsamer Veredelung der Staatszustände die Hand zu bieten. Dann würden sich die Fürsten überzeugen daß Fortschritte in der Volksentwickelung welche von der Zeit bereits zur Reife gebracht sind ohne verderbliche Erschütterung auf friedlichem Wege zum Wohl aller Stände vorsichgehen können. Die höhere Einsicht unserer Bildungsstufe gebe die große Lehre daß die Geister durch Ideen, die Massen hingegen durch Interessen gewonnen und geleitet werden müssen. Durch die aufrichtige Eröffnung der Bahn der Reformen könnten aber die Regierungen die Geister der Opposition sich befreunden, und im Bund mit ihnen das Materielle des Volkslebens soweit verbessern daß sie auch die Massen durch das Interesse ansichzuketten vermöchten.

Durch ein mildes Schicksal vor dem Jammer bewahrt die Täuschung jener Hoffnungen zu erleben, die er mit Millionen seiner Landsleute auf den Umschwung des Jahres 1848 setzte — einen Umschwung zu dem der Anstoß freilich von einer Seite gegeben wurde von welcher gerade Wirth am wenigsten Heil für Deutschland erwartete —, brach Wirth in seinem Werke gerade dort ab wo die Versuche der Cabinete den nach organischer Entwickelung strebenden Volksgeist durch Zwangsmaßregeln in Schranken zu halten, statt ihm durch geeignete Reformen breite Bahn zu eröffnen, ihren Höhepunkt erreichten, nämlich bei den Karlsbader Beschlüssen, und ein Freund des Verewigten, Professor Wilhelm Zimmermann, ehemaliges Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, hat es übernommen die Lücke auszufüllen. Dagegen sind die „Denkwürdigkeiten“, worin Wirth sein stürmisches Leben zu schildern versuchte, ein keiner Ergänzung fähiges Bruchstück geblieben (das erste, 1844 in Emmishofen bei Konstanz erschienene Bändchen geht nur bis zum bairischen Landtage von 1831) — doch ist was der bei allen Irrthümern von den edelsten Ideen bewegte Historiker an Ergebnissen ernster, von echter Vaterlandsliebe beseelter Forschungen hinterlassen wol genügend ihm bei seinem Volke ein ehrenvolles und dauerndes Andenken zu sichern.

F. E. Pipitz.

Die volksthümlichen lateinischen Dichtungen des Mittelalters.

Der Verfasser eines „Essai philosophique sur le principe et les formes de la versification“ und einer „Histoire de la poésie scandinave“, Edelestand Duméril, hat den ebenso neuen als glücklichen Gedanken gehabt mit Beigabe eines reichen Schatzes von Noten unter dem Titel: „Poésies populaires latines“, die Poesien des verderbten Latein zu sammeln wie sie sich während des Mittelalters im Munde des Volks erhielten, wie sie von den Kriegsleuten gesungen und in den Klöstern gemacht wurden. Eine ganze Seite der geistigen Geschichte neuerer Zeit findet sich in dieser interessanten Gabe dargestellt, es tritt in ihr zutage wie sich die Sprachen der verschiedenen Nationen vermittels der freilich seltsam metamorphosirten und verderbten lateinischen Sprache vermischen und vereinigen. Das Wort „volksthümlich“, das der Herausgeber diesen Dichtungen vorgesetzt hat, hat Magnin zu dem Einwande Veranlassung gegeben: es seien diese mitunter recht kunstvoll gearbeiteten Verse doch nicht sowol ein Werk des Volks als vielmehr der Klöster. Mit Recht aber entgegnet Duméril daß die lateinischen Weihnachtslieder, die lateinischen Wunder und Legenden, die erotischen Oden zwar von den Gelehrten (d. h. Denen die im Gegensatze zu den Kriegsleuten die Feder führen konnten) gekommen wären, aber Jedermann habe die in ihnen ausgedrückten Gefühle zu den seinigen gemacht, Jungfrauen und Knappen haben die Liebeslieder gesungen die der schöne Abälard für seine Heloise gedichtet, und selbst hinter dem Pfluge habe der Hintersasse die in oft ziemlich komischem Küchenlatein von den Mönchen gemachten Legenden und Bitten abgeleiert, wie er sie vom Cantor oder einem Chorknaben gelernt hatte.

Wenn man die zahlreichen Legenden, Lieder, Trauer- und Kriegsgesänge der Italiener, Longobarden, Gothen und Skandinavier, fast alle in lateinischem Gewande, betrachtet, so ist man erstaunt über das historische Resultat, nämlich über die vollkommene Einheit des Occidents vom 8. bis zum 13. Jahrhundert. Die Schranke der Nationalität ist hier gefallen und es gibt nur die eine christliche Republik; Dies ist der Charakter der sich in all diesen Dichtungen aufs schärfste ausprägt. Unter dem mächtigen Alles umfassenden Arme der Kirche und ihrer Civilisation lebte und kämpfte der christliche Feudalstaat, dem Latinismus stellte sich der Germanismus gegenüber. Vier Perioden kann man in diesem Kampfe unterscheiden. In der ersten herrscht noch durch die Legenden des Katholicismus der Latinismus, hinsichtlich der Sprache freilich barbarisch, aber echtrömisch, was Strenge, Zucht und unerschütterlichen Glauben betrifft; weiterhin sieht man wie der strengrömische durch den Einfluß gothischer Ideen modificirt zum longobardischen Latinismus wird, noch weiterhin wie er als Erzieher der Deutschen und Gothen aufzutreten versucht und zuletzt, in der vierten Periode, kaum noch den mächtig sich ausbreitenden Germanismus mit schlecht aufgeputzten römischen Lumpen bedecken kann.

Duméril gibt Beispiele für diese interessanten, stufenweisen Abänderungen. Hier mag nur eine Probe des reinen Germanismus in lateinischen Versen Platz finden; sie ist betitelt: „Das Schneekind.“ Der Ursprung dieses Liedes ist augenscheinlich isländisch; in der Schweiz und in Tirol wurde es um das Jahr 850 gesungen:

Advertite omnes
Populi ridiculum
Et audite quomodo
Suevum mulier,
Et ipse illam
Defraudaret.

(„Horcht Alle auf die närrische Geschichte, wie eine Frau einen Sueven und er sie betrog.“ „In Kostnitz lebte ein Sueve, der zu Schiffe ging, seinen Schatz mitnahm und seine etwas verliebte Frau zu Hause ließ.“)

Vir remige triste
Secat mare;
Ecce subito
Ortà tempestate,
Furit pelagus,
Certant Flumina,
Luctantur Fluctus.
Post multaque
Exulem littore
Longinquo Notus
Exponebat.

(„Kaum ist aber der Schiffer auf offener See, als sich ein Sturm erhebt und das Meer aufwühlt, die Fluten thürmen sich und verschlagen ihn nach vielen Gefahren auf ein fremdes Eiland.“

„Indeß ist seine Frau nicht faul; junge Liebhaber verfolgen sie, sie erhört sie und wird guter Hoffnung, zur rechten Zeit gebiert sie auch den unrechten Sohn.“ [Filium injustum fudit justo die.]

„Zwei Jahre vergehen, da kehrt der Mann heim, die ungetreue Gattin geht ihm, den Sohn an der Hand, entgegen. Er umarmt sie und fragt: Von wem ist das Kind? Antworte! oder die höchste Strafe harret dein.“

„Erschreckt, versucht sie sich durch allerlei Ränke herauszulügen. Gemahl, mein Gemahl, ruft sie, eines Tages ging ich in den Alpen und bekam großen Durst; um ihn zu stillen aß ich eine Hand voll Schnee und davon bin ich schwanger geworden und habe den verdammten Jungen geboren.“

„So vergehen fünf Jahre und drüber.“)

Instaurabat
Remos, ratim
Quassam reficit,
Vela alligat, et
Nivis natum
Duxit secum

(„Da setzt der Kaufmann die Ruder wieder in Stand, bessert sein Schiff aus, befestigt die Segel und nimmt den Schneegeborenen mit.“

Er fährt übers Meer, verkauft das Kind [pro arrha bona] und kehrt reich heim.“

„Zu Hause sagt er seiner Frau: Tröste dich, liebe Frau, tröste dich, meine Theure, ich habe dein Kind verloren. Ein Sturm warf uns auf Klippen; eine schreckliche Sonnenglut verzehrte uns und da ist denn der Schneegeborene weggeschmolzen.“)

. . . . Et nos
Omnis graviter sol
Torret, at ille
Nivis natus
Liquescebat.

(„So ward der ungetreuen Gattin vom Sueven mitgespielt, Betrug gegen Betrug, denn ganz natürlich war's daß wer aus Schnee war auch in der Sonne schmolz.“)

Um ein vollständiges Bild der eigenthümlichen Abstufungen zu geben, müßte neben dieser skandinavischen Ballade eigentlich ein gereimter, echtitalienischer Gesang auf die Schönheit und das Vergnügen stehen, dann, um Nichts zu vergessen, der klösterliche und elegische Trauergesang des verbannten Gottschalk, endlich die seltsamen poetischen Versuche der Longobarden, Engländer und Norweger. Das Gedicht von Gauthier (Waltharius) nimmt in dieser halb germanischen, halb lateinischen Tonleiter einen seltsamen Platz ein; aus der Zeit der Nibelungen ist es mit pedantischer Geschicktheit in Virgil's Methode aufgestutzt, ohne doch den ursprünglichen Barbarismus seines Inhalts verdecken zu können; überall sieht man die Vereinigung des Feudalismus aus dem Thüringerwalde mit dem germanischen Heidenthum in seiner rohesten Form.

Es wäre vielleicht besser gewesen wenn Duméril anstatt dieser Classificirung die chronologische Ordnung angewandt hätte. In der That erklärt diese Methode den Gang der Geschichte. Wenn zu derselben Zeit die germanischen Sachsen einen lateinischen Schlachtgesang zu Ehren eines ihrer siegreichen Könige und die italienisch-longobardischen Krieger auf den Wällen ihrer Städte in demselben barbarischen Latein Lieder sangen, so erkennt man hier die Macht Roms noch im 9. Jahrhundert, und die Größe Latiums wird wahrhaft gespensterhaft wenn auch der Barbare in Cicero's Sprache reden will. Man würde außerdem von der chronologischen Ordnung den Nutzen gehabt haben die Umgestaltungen der römischen Sprache zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert in dem großen Schmelzofen betrachten zu können aus dem die italienische, französische, provençalische und spanische Sprache hervorging.

Als die Soldaten des deutschen Kaisers Ludwig's II. gegen Benevent zogen um ihren Herrn zu befreien, welchen Adalgisa gefangen hielt, sangen die Sachsen und die Tiroler in Ludwig's Heere um ihre Rache aufzufrischen lateinische Verse, welche alle möglichen grammatikalischen Fehler enthalten und deren Anfang folgender war:

„Hört, Enden der Welt, mit Schrecken, mit Trauer, welch Verbrechen in Benevents Mauern begangen worden ist. Man hat mit Ketten belastet Ludwig den Heiligen, den Frommen, den Erhabenen. Das Volk von Benevent hat zu Adalgisa gesagt: Wenn wir diesen Mann lebend entlassen, gehen wir zugrunde, er hat große Verbrechen in der Provinz begangen, er hat uns unsere Macht genommen, hat uns für Nichts geachtet, er hat uns viel Uebel zugefügt, und gerecht ist es daß er stirbt. u. s. w.“

Man kann die Anfangspunkte der italienischen Sprache in dem Urtexte hier leicht erkennen, sie zeigen sich namentlich in der Endsilbe o; so heißt es besonders in: scelus fuit factum Benevento civitas, für: scelus factum est in civitate Beneventi, man hat ein Verbrechen begangen in Benevents Mauern. Laeto animo habebat, für: animum habebat laetum, er war fröhlichen Herzens. Comprehenderunt sancto, pio, augusto, statt: sanctum, pium, augustum, sie nahmen den heiligen, frommen, erhabenen gefangen. Nescio pro quid causa ist offenbar das französische: Je ne sais pour quelle cause, statt: nescio cur, quam ob rem. Sanguine vindicare quod super terram fusus est, statt: sanguinem vindicare super terram fusum. Man sieht aus diesen Beispielen wie interessant es ist die Umschmelzung einer Sprache in ihren einzelnen Punkten zu beobachten, und das Einzige wofür Duméril getadelt werden könnte ist ein Ueberfluß an gelehrten Abschweifungen, die man indeß des großen Scharfsinns und des seltenen Fleißes wegen gern verzeigen mag. 13.

Zur Geschichte der Zeit Karl's V.

Correspondence of the emperor Charles V. and his ambassadors at the courts of England and France, from the original letters in the imperial family archives at Vienna. Edited by *William Bradford*. London 1850.

Daß ein Buch wie vorgenannter Briefwechsel nicht ohne Interesse sein kann, versteht sich wol von selbst. Umfaßt doch die Zeit Karl's V. eine der anziehendsten Epochen der neuern Geschichte, Ereignisse vom wichtigsten Einflusse auf die Geschicke der Nationen und sociale Wechsel, die nicht umhinkönnen die Aufmerksamkeit zu fesseln. Auch liegt außerdem ein Reiz darin daß die Personen welche berufen waren in dem großen sich damals entwickelnden politischen Drama Rollen zu spielen den Lesern mehr oder weniger bekannt sind — in ihren Lebensverhältnissen wie als Charaktere. Ein Leo und Luther, Wolsey und Heinrich VIII., Franz I. und der Kaiser sind erinnerungsschwere Namen. Der Inhalt des Buchs — ohne Inhaltsangabe oder Register — besteht in sechszehn Briefen Karl's V., in ebenso vielen von gewichtigen Personen an ihn gerichteten, einigen Skizzen berühmter Zeitgenossen, einer noch ungedruckten Darstellung von Navaviero, venetianischem Gesandten beim Kaiser, und dem Reisejournale des Kaisers von seinem Privatsecretair Vandenesse. Die zwei letztern Mittheilungen füllen ungefähr ein Fünftel des Bandes, die Skizzen der Zeitgenossen ein anderes Fünftel, den übrigen Raum die Briefe des Kaisers und Verschiedenes aus der Feder des Herausgebers. Unter der englischen Uebersetzung sind die Briefe im altfranzösischen Original abgedruckt.

Die Briefe zeichnen Karl's Charakter wie ihn die Geschichte kennt, ruhig, bedachtsam und vorsichtig, neuen Meinungen abgeneigt ohne dadurch seine Interessen benachtheiligen zu lassen. Der Ton des Briefwechsels ist ganz im Einklange mit des Kaisers politischem Systeme. Auf Meinung wird keine Rück-

ficht genommen, jede Maßregel vom Standpunkte des Herrschers beurtheilt. Die aus solchem Systeme hervorgehende Einheit der Idee macht sich überall sichtbar, und der gerade Weg wie Karl die Hauptfrage erfaßt bürgt für seinen hellen und starken Verstand. Demnach bringt das Buch zwar nichts merkwürdig Neues, gibt aber den durch andere Schriftsteller verbreiteten Ansichten von jener Zeitperiode Leben und Wirklichkeit.

Die interessantesten in den Briefen verhandelten Punkte sind: die Bewerbung Wolsey's um den päpstlichen Stuhl, die Gefangenschaft Franz' I. nach der Schlacht von Pavia und seine Behandlung seitens des Kaisers, Karl's Meinung von den Anhängern Luther's und seine Aeußerungen über den Zustand Europas gegen seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand. Auch die Depeschen Chapuys', Karl's Gesandten in London (Shakspeare's Capucius), verdienen Beachtung. 5.

Bibliographie.

Blanc, C., und A. Jeanson, Die europäischen Malerschulen des Mittelalters und der Neuzeit, in dem Leben, den Bildnissen und Werken ihrer großen Meister durch Wort und Bild dargestellt. Mit den wohlgetroffenen Portraits aller großen Maler, sammt den treuen Nachbildungen ihrer berühmtesten Gemälde wie ihrer Unterschriften und Monogramme (in eingedruckten Holzschnitten), und Namhaftmachung der öffentlichen Gemäldegallerieen und Privatsammlungen, in welchen die Originale zu finden, nebst Angaben der in Kunstauctionen gewöhnlich dafür gezahlten Preise. 1stes bis 3tes Heft. Grimma, Verlags-Comptoir. Imp.-4. à 7½ Ngr.

Bretschneider, K. G., Aus meinem Leben. Selbstbiographie. Nach dessen Tode zur Herausgabe bearbeitet von H. Bretschneider. 2 Lieferungen. Nebst dem Bildniß des Verewigten. Gotha, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buchner, K., Das Großherzogthum Hessen in seiner politischen und socialen Entwickelung vom Herbst 1847 bis zum Herbst 1850. Darmstadt, Jonghaus. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Conscience, H., Die blinde Rosa. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 10 Ngr.

Daniels, A. v., Die Civilstandsgesetzgebung für England und Wales. Im Auftrage eines hohen Justiz-Ministeriums deutsch bearbeitet. Berlin, Mylius. Gr. 8. 15 Ngr.

Groß, Ueber die künftige Gestaltung des Strafverfahrens im Königreich Sachsen in Beziehung auf die neuerlich veröffentlichten Grundzüge desselben. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Hepp, J., Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen. Christlichen Schulen und Familien gewidmet. 1ster Band. Mainz, Kirchheim u. Schott. 12. 18 Ngr.

Humboldt, W. v., Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Liebermann, F. L. B., Predigten. Herausgegeben von Freunden und Verehrern des Verewigten. 1ster Band: Vom 1sten Sonntag im Advent bis Septuagesima. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Link, H. F., Die Philosophie der gesunden Vernunft. Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwölf politische Monats-Rundschauen vom Juli 1849 bis dahin 1850. Berlin, Hertz. 1850. Lex.-8. 28 Ngr.

Perlen aus dem Schatze deutscher Lyrik. Gesammelt von F. Güll. München, Kaiser. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Pichler, A., Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck, Wagner. 1850. Gr. 8. 22½ Ngr.

Pocci, F., Allerneuestes Spruchbüchlein. München, Braun u. Schneider. 1850. Qu. 16. 15 Ngr.

Prutz, R., Die Schwägerin. Novelle. Dessau, Katz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redepenning, E. R., Christliche Wahrheiten für unsere Zeit. Predigten, im academischen Gottesdienste zu Göttingen gehalten. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 25 Ngr.

Renn, P., Gedichte. Wien, Pfautsch u. Voß. 1850. 16. 18 Ngr.

Schmidt, W. A., Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange dargestellt. 1ste Abtheilung: Der Fürstenbund 1785. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Feldmarschall Graf Radetzky, sein kriegerisches Leben und seine Feldzüge vom Jahre 1784—1850. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

Die heilige Schrift in ihrer Ur-Sprache, von H. Goßler. 1ster Band. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Einleitung in die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments, mit besonderer Rücksicht auf die Herstellung der Bekenntniß-Einheit in Deutschland. Die Ursprache und die uralten Ueberlieferungen. Die Hypostase und der Geist der reinen Kabbalah [Ur-Tradition], oder die Philosophie der heiligen Schriften. Lippstadt, Lange. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Die heilige Schrift des alten Testaments übersetzt und erläutert von E. Meier. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die poetischen Bücher des alten Testaments. 1ste Abtheilung: Sprüche und Lieder aus den historischen Büchern. Das Lied der Lieder oder das Hohelied. Das Buch Ruth. Die Klaglieder Jeremia's. Der Prediger Salomo's. Stuttgart, Metzler. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Trendelenburg, A., Ueber Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg. Vorgetragen in der königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. 1850. Gr. 4. 17½ Ngr.

Vogt, C., Zoologische Briefe. Naturgeschichte der lebenden und untergegangenen Thiere, für Lehrer, höhere Schulen und Gebildete aller Stände. Mit vielen Abbildungen. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. à 13½ Ngr.

Tagesliteratur.

Behrens, C. H., Daß wir für das Wohl des Vaterlandes nicht besser sorgen können, als indem wir den Kampf kämpfen, den die Epistel uns vorschreibt. Predigt am 21sten Sonntage nach Trinitatis über Epheser 6, 10—17 gehalten. Altena, Lehmkuhl. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Betrachtungen über die sogenannten Errungenschaften der Neuzeit und einige ihrer Folgen. Dresden, Naumann. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Biedermann, A. E., Stellung und Aufgabe der Philosophie in der Theologie. Akademische Antrittsrede gehalten den 31. Oktbr. 1850. Zürich, Schultheß. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Burdet-Chevallier, Vorträge über Socialismus, gehalten im Verein für Kunst und Gewerbe zu Barmen. I. Barmen, Sartorius. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ebrard, A., Bibel und Vernunft. Ein friedlich Wort zur Verständigung über den religiösen Parteikampf unserer Tage. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Der Tag der Freiheit. Ebendaselbst. 1850. Gr. 16. 3 Ngr.

Fabri, E., Der Nothstand unserer Zeit und seine Hebung. Erlangen, Palm. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kapff, Offene Erklärung über die Ursachen seines Austritts aus dem Königlich Würtembergischen Militairdienste. Stuttgart, Wagner. 1850. 8. 3 Ngr.

Klose, C. R. W., Die Reformation in Hamburg. Eine Entgegnung. Hamburg, Herold. 1850. 8. 4 Ngr.

Preußens und Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Merseburg, Garcke. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 22. — 25. Januar 1851.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

Zürnen Sie mir nicht — so schrieb einst der Astronom Professer Brandes, sich entschuldigend, in Briefen an eine Freundin — wenn meine mathematische und rechnende Darstellung des Weltgebäudes Ihnen zu leer an Empfindung erscheint. Ich kann mir wol verstellen daß es Ihnen einen Augenblick lang vorkommen könne als entheilige unsere kalte Untersuchung den erhabensten aller sinnlichen Gegenstände; als erhebe der Sohn des Staubes zu stolz sein Haupt, indem er sich erkühnt dieses unermeßliche Gebäude, gleich einem Werke menschlicher Kunst, gleich einer kleinen Nachbildung, mit Einem Blicke umfassen zu wollen.

Doch nicht blos bei Frauen, auch bei Männern, sagt Herbart in seiner Abhandlung „Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren" (1817), bei Männern wie ein Jacobi und Fries, welcher Letztere sagte: „Das Spiel mit Zahlen ist ein leichtes Spiel, seine Freude nur Freude des gefangenen Geistes am Klirren seiner Ketten", hat ein Astronom zu fürchten seine prosaische Behandlung des Wundervollen werde auffallend, ja widerwärtig gefunden werden und ihm ernstliche Vorwürfe zuziehen statt des Dankes, den er vielleicht für so große Erweiterungen der menschlichen Erkenntniß glaubte verdient zu haben. Jacobi behauptete alles Ernstes die Wissenschaft hebe alle Bewunderung auf, da diese nur die Tochter der Unwissenheit sei.

Selbst die Herrlichkeit und Majestät des Himmels, die den noch kindlichen Menschen anbetend auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik welche diese Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja sie selbst auch bildete. Nicht vor dem Gegenstande erstaunt er mehr, ist dieser gleich unendlich, sondern allein vor dem menschlichen Verstande, der in einem Kopernicus, Gassendi, Kepler, Newton und Laplace über den Gegenstand sich zu erheben, durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu machen, den Himmel seiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzaubern vermochte. (Jacobi, „Werke", II, 52 fg.)

Mit Recht fragt Herbart, dieser Ansicht gegenüber:

Können wir, ohne Besorgniß ein ungerechtes Urtheil zu fällen, die Himmelskunde, die sich nun einmal nicht widerlegen läßt, als ein Werk herzloser Menschen verdammen? Wovon ist denn eigentlich die Rede? Etwa von einer Schaubühne, deren Darstellung man nur aus der Ferne betrachten darf, weil man sonst seine Absicht sich einer ergötzlichen Täuschung für ein paar Stunden hinzugeben selbst zerstören würde? Freilich ein Theatermeister sucht die Stricke an welchen seine Geister durch die Luft gezogen werden, die Walzen mittels deren er die Todten aus der Unterwelt heraufwinden läßt, die Lampen welche Sonne und Mond vorstellen sollen sammt allem Geräthe zum Donnern und Blitzen, zum Regnen und Hageln, sorgfältig zu verbergen, und kein verständiger Zuschauer verlangt in dergleichen Geheimnisse einzudringen. Aber das Schauspiel was jede heitere Mitternacht uns zeigt ist von anderer Art. Es macht durch sich selbst keinen großen Eindruck; Tausende von Unwissenden betrachten es mit offenen Augen, ohne im mindesten sich darüber zu verwundern. Erst die Wissenschaft, weit entfernt das Große zu erniedrigen, hat uns so weit erhöht daß wir nun vom Dasein desselben eine Ahnung besitzen. Durch sie erst müssen wir lernen welche Massen, welche Entfernungen, welche Kräfte wir zu den leuchtenden Punkten und Scheiben dort oben hinzuzudenken hätten. Durch sie erst erfahren wir wie ungeheuer weit sich das Gebiet — nicht etwa unserer Kenntniß, sondern unserer Unkunde erstreckt

Umsonst und mit Unrecht, meint Herbart, rufe Schiller den Astronomen zu:

Euere Wissenschaft ist die erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt die Erhabenheit nicht.

Herbart sagt:

Wen der Himmel nicht mehr demüthigt Der hat die Räthsel vergessen die ihm der Himmel aufgab; und insofern ist er zu dem gemeinen Standpunkte der Leute herabgesunken deren Auge der Lichtstrahl vergebens rührt, da er in ihren Seelen keine Gedanken zu entzünden vermag.

In der That hat Herbart gegen Jacobi vollkommen recht wenn er behauptet: die Bewunderung weit entfernt eine Tochter der Unwissenheit zu sein, sei vielmehr die Tochter der Wissenschaft. Freilich jene kindische Bewunderung, von der Kant bei Erklärung des Lächerlichen ein ergötzliches Beispiel anführt — das Erstaunen nämlich jenes Wilden der, als er aus einer eben geöffneten Bierflasche den Schaum unaufhaltsam hervorsprudeln sah, nicht sowol über das Herauskommen sich wunderte, sondern darüber wie man es nur habe hineinbringen können; oder das Erstaunen des Unwissenden der zum ersten mal sein Bild im Spiegel erblickt und danach greift — solche Arten kindischer Bewunderung sind freilich Ausgeburten der Unwissenheit. Der Unwissende der nur wenige Wirkungen und ihre Ursachen kennt ist geneigt jede neue Wirkung die er sieht auf die wenigen ihm bekannten Ursachen zurückzuführen, das Bild im Spiegel also von einem darin oder dahinter steckenden, den Schlag

der Uhr von einem darin pochenden Wesen abzuleiten. Der Unwissende der bisher nur fallende Körper kennengelernt hat muß natürlich, wenn man ihm sagt die funkelnden Sterne am Himmelsgewölbe seien freischwebende, ungeheuer große und schwere Kugeln, im höchsten Grade erstaunen und davor zittern daß jene Kugeln nicht herabfallen und die Erde zerdrücken.

Aber weit verschieden von dieser kindischen Bewunderung der Unwissenheit, deren Tochter der Aberglaube ist, ist jene Bewunderung des Weisen, der da weiß daß er mit all seinem Wissen im Grunde doch Nichts weiß. Dies ist die echte, sinn- und gedankenvolle Bewunderung der Wissenschaft, die uns freilich die kindischen Wunder zerstört, aber nur um uns dafür die echten, wahren Wunder kennenzulehren. Es klingt zwar paradox, ist aber doch wahr daß es eigentlich nur für die Wissenschaft Wunder gibt, für den Aberglauben aber nicht; denn der Abergläubische findet ja die wunderbaren Wirkungen, die er den Göttern, den Engeln und Teufeln, den Seelen der Verstorbenen und den göttlichen Gesandten, einem Moses und Mohammed, zuschreibt, ganz natürlich und in der Ordnung. Uebernatürliche Wesen und Kräfte müssen ja übernatürliche Wirkungen zeigen, durch die sie sich als Herren der Natur erweisen. Der Gläubige, der auf alles Erklären und Begreifen aus natürlichen Ursachen verzichtet, muß es ganz natürlich finden daß Christus mit so wenigen Broten so viele Tausende sättigt und Wasser in Wein verwandelt. Gott ist ja absoluter Herr der Natur, und kann also auch seinen himmlischen Gesandten Macht geben nach Gutdünken mit den Naturkräften zu schalten und zu walten.

Anders stellt sich die Sache für den Wissenden. Dieser hebt zwar die Wunder des Gläubigen auf, da sein Bestreben dahin geht jede Wirkung zunächst aus der ihr entsprechenden Naturursache zu erklären, und solche angebliche Wirkungen die den herrschenden unverbrüchlichen Naturgesetzen widerstreiten solange zu bezweifeln, bis er etwa die neuen Gesetze und Kräfte entdeckt hat aus denen sie sich erklären ließen: aber dafür beginnt ihm, wenn er mit der mühsamen und gewissenhaften natürlichen Erklärung fertiggeworden und bei den letzten Grundkräften und Gesetzen angekommen ist, auf die er alle Erscheinungen zurückzuführen sich genöthigt sieht, erst recht das wahre Wunder dieser natürlichen Welt sich dem erstaunten Blick zu zeigen, und er wird es recht inne: Kein Sterblicher vermag den Schleier der Isis zu lüften; ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Denn woher und wozu diese Naturkräfte? Und warum haben sie diese und keine andere Wirkung? Hat der Astronom darum daß er die Mechanik der Himmelskörper auf die Gesetze der Schwere zurückführt die Schwere selbst begriffen? Oder hat der Botaniker indem er die Pflanze aus ihrem Keim sich bilden und durch Luft, Licht, Wasser, Wärme und Boden sich nähren und wachsen läßt das innerste Wesen der Pflanze begriffen? Vermag irgend ein Physiologe die Entstehung des Menschen durch Zeugung und seine Entwickelung aus dem Eie der Mutter einzusehen?

Nein, die Wissenschaft hebt das Wunder nicht auf, denn sie ist es erst die uns das unauflösliche Räthsel der Welt in seiner ganzen Größe vor Augen stellt. Jacobi hat unrecht wenn er an der angeführten Stelle behauptet: den ausgelerntesten Schüler eines Newton oder Laplace könnte zwar immer noch der sinnliche Anblick des Sternenhimmels rühren und sein Gemüth erfreulich bewegen; „nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortet unfehlbar: du wirst kindisch nur bethört, behalte einmal daß Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist". Vielmehr ist die kindische Bethörung auf Seiten Derjenigen die durch wissenschaftliche Aufklärung ihre kindischen Wunder zu verlieren fürchten, die, wie Herbart sagt, die Astronomie lieber leiden möchten, „wenn sie jedem Gestirn einen leitenden Engel mitgäbe, der mit liebreichen Blicken die andern Engel anschaute und seine Bahn so wählte daß er seinen himmlischen Freunden Platz genug ließe, und doch sich nie des Genusses beraubte sie im Auge zu haben und sie mit seinen Strahlen zu küssen". Der wissenschaftliche Astronom braucht wahrlich nicht zu fürchten sich nach dem Grunde seiner Bewunderung zu fragen wenn er von dem Anblick des gestirnten Himmels ergriffen und gerührt wird; wol aber müssen die Abergläubischen eine solche Nachfrage scheuen: denn sie müßten ja sehr bald sich ihrer kindischen Bewunderung schämen, wenn sie sähen wie ihr persönlicher extramundaner Gott die Welt von außen stößt, das All im Kreis am Finger laufen läßt; und ihre Illusion müßte ebenso schnell verschwinden wie dem Zuschauer im Theater, wenn er die Drähte sähe an welchen der Maschinenmeister seine Puppen zieht.

Doch so erwiesen es einerseits ist daß die Wissenschaft indem sie die falsche, eingebildete Welt des Aberglaubens zerstört damit nicht die Bewunderung der wahren und wirklichen Welt aufhebt: so ist es doch andererseits noch zweifelhaft ob und welchen Gewinn die Poesie von der Zerstörung des Aberglaubens ziehe. Poesie und Aberglauben haben beide durch den Hang zum Wunder eine unleugbare Verwandtschaft. Freilich, wäre es blos die romantische Poesie welche die Sagen und Märchen des Aberglaubens gern in ihre Dichtungen verwebte, so ließe sich mit Recht sagen die romantische Poesie sei nur eine besondere Gestaltung der Poesie, erschöpfe aber keineswegs das Wesen derselben, das nicht genöthigt sei in abergläubischer Vermummung aufzutreten und durch nächtlichen Spuk zu schrecken, sondern in klarer lichtvoller Erscheinung am hellen Tage sich zeigen dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taillandier's fortgesetzte Revue der neuesten deutschen Literatur.

In Nr. 271 d. Bl. f. 1850 haben wir bereits auf René Taillandier's Bericht über die nachrevolutionnaire Literatur

Deutschlands aufmerksamgemacht. Der pariser Revuekritiker hat seine Studien unterdessen fleißig fortgeführt und die bemerkenswerthesten literarischen Erscheinungen Deutschlands in übersichtlicher Gruppirung seinen Landsleuten vorgestellt.

„La France s'ennuie!" Das war in der vorrevolutionnairen Zeit jenseit des Rheins ein bekanntes Stichwort. Auch Deutschland hatte ein ähnliches. Man sagte etwa: „Die literarischen Stoffe sind erschöpft. Also eine Revolution, damit die Poesie neuen Stoff erhält!" Die Revolution haben wir nunmehr gehabt; Frankreich hatte wenigstens einige Zeit aufgehört sich zu langweilen, Deutschland hat Stoffe bekommen: und welches sind davon die literarischen Resultate?

Die frühern Schreier sind nach dem Siege der Reaction sehr still geworden; die Ueberzeugungsvollen haben geopfert um das Mögliche zu retten. Nur einen Mann kennt Taillandier der nicht einen Schritt zurückgewichen ist, und „mit heroischer Unerschrockenheit" in seiner Theorie verharrt: Richard Wagner, critique enthousiaste et naïf; die Uebrigen haben sich nach ihm bekehrt oder sind von dem revolutionnairen Tagewerk an ihre Geschäftsarbeit zurückgegangen. Da hat vor allem Strauß das schönste Beispiel gegeben. Während die Junghegelianer (diese Marotte Taillandier's ist schon bekannt) menschliche und göttliche Ordnung zu vernichten bemüht waren, „suchte Strauß in historischen und biographischen Studien eine Zufluchtsstätte gegen die Thorheiten des Pantheismus", und schrieb sein „Leben Schubart's". Dieser ganz deutsche Schubart ist auch für den Franzosen ein interessanter Charakter. „Dieser eigenthümliche Mensch, ungestüm von Natur, aber auch oft unentschlossen in seinem Wesen, der zugleich Abenteuerer, Musiker, Poet und Publicist war, und dessen Leben so vieles Elend aufzuweisen hat, bietet dem Moralisten ein großes Interesse. Strauß hat mit landsmännischer Pietät alle Briefe Schubart's gesammelt, und mit Zugrundelegung dieser Correspondenz das vielbewegte Leben desselben dargestellt. Sein Plan ist: vor, während und nach der Gefangenschaft." Den Biographen und Kritiker Strauß bewundert Taillandier, dagegen ist ihm der Moralist doch noch zu unchristlich. Harmonie, voller Einklang von Natur und Geist, Das ist die Moral des Biographen; die Verwirklichung derselben findet er aber nicht im Christen-, sondern im alten Griechenthum, Griechenland allein hat für ihn den Menschen hervorgebracht. Taillandier schüttelt zu solcher Doctrin fromm den Kopf und tröstet sich damit daß Strauß wenigstens nicht Chorus macht mit Stirner und Feuerbach, und „daß er den naiven Pantheismus Griechenlands dem zügellosen Pantheismus seiner Heimat gegenüberstellt". Hierauf stützt er auch seine Hoffnung „daß Strauß eines Tags erkennen wird wie die Existenz eines persönlichen und freien Gottes die Grundbedingung der menschlichen Würde sei".

An Strauß schließt sich Gervinus an; Beide kehrten, bald der Politik überdrüssig, zu ihren Büchern, zu ihrer Wissenschaft zurück. Gervinus ist für Taillandier einer der Ersten gewesen die Deutschland ins Abenteuerliche hineintrieben, aber sein Buch über Shakspeare ist ihm doch ein unvergleichliches Buch. „Ein lebhaftes patriotisches Interesse feuert hier die Wissenschaft an und gibt ihr eine originelle Physiognomie. Shakspeare erscheint seinem Biographen wie einer der Heroen deutschen Geistes." Eine solche Aneignung macht den Franzosen eifersüchtig. Wenn auch Hamlet in Wittenberg studirt hat, meint er, so ist der Dichter desselben doch in anderer Atmosphäre großgeworden, Shakspeare ist vor allem Engländer. Deshalb hofft auch Taillandier daß Gervinus seinen Landsleuten in Form dieser Aneignung nur einen Ansporn habe geben, daß er ihnen ein erhabenes Muster habe vorstellen wollen.

Schlosser hat sich von dem revolutionnairen Fasching nicht aus der Stube locken lassen; er hat seinen letzten Band der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (bis zum Sturze Napoleon's) zu Ende gebracht. Taillandier hat an dem berühmten Historiker immer einen gewissen mit Leichtfertigkeit gemischten Uebermuth bemerkt, aber in diesem letzten Bande sind ihm Stil und Gedanke allzu equivoque. Die Urtheile über die Vertreter der neuern französischen Literatur, über Fontanes, Chateaubriand, Joubert, die Staël verletzen ihn tief, und wenn P. Chasles bei Beurtheilung Schlosser's schon früher von outrecuidances erronées gesprochen hat, so scheint ihm Dies der mildeste Ausdruck zu sein dessen man sich bedienen kann „um die literarische Liebenswürdigkeit des deutschen Doctors zu bezeichnen". Dagegen steht ihm Leopold Ranke unbestritten an der Spitze der deutschen Historiker; seine Gelehrsamkeit nennt er ingeniös, seinen Stil einfach und gewichtig. „Ueber das Papstthum seit Luther, über die Geschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert hat Ranke Bücher geschrieben in denen Alles neu ist." In dem Lobe über die „Neun Bücher preußischer Geschichte" ist er unerschöpflich; er vergißt selbst darüber den Patriotismus, den die Franzosen in der Regel bei der Hand haben, wenn die Rede auf Friedrich II kommt.

Von den historischen Arbeiten deutscher Berühmtheiten geht Taillandier zu „den beiden schönen Monographien über Gottsched und Lessing" über, „mit denen ein geistvoller und fleißiger Schriftsteller, Hr. Danzel, die deutsche Literatur bereichert hat". Er erinnert sich bei Gottsched an Joachim Dubellay, und meint was dieser in seiner „Défense et illustration de la langue française" versucht habe Das sei bei Gottsched einziger Lebenszweck gewesen. Auch Dubellay habe die griechischen und lateinischen Meisterwerke seinem Lande zur Nachahmung empfohlen. „Danzel hatte Materialien zu seiner Verfügung welche die Literaturgeschichte bisjetzt noch nicht hat benutzen können, unter Anderm die Correspondenz Gottsched's mit renommirten Schriftstellern Deutschlands und Frankreichs, welche die leipziger Bibliothek sorgfältig aufbewahrt hat, und welche nicht weniger als 20 Bände umfaßt. Aus diesem weitschichtigen Material hat Danzel geistvoll den wahren Charakter Gottsched's herausgearbeitet, und über eine der interessantesten Perioden des 18. Jahrhunderts ein plötzliches Licht verbreitet."

Von Danzel's „Lessing" kommt Taillandier auf Düntzer's „Goethe-Studien". Ausführlich aber verweilt er erst wieder bei dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" von Justinus Kerner. Er gibt ein hübsches anmuthiges Nachbild von diesem Dichterleben, und wünscht lebhaft daß der liebenswürdige Autor doch diese Dichtermemoiren fortsetzen möge. „Kerner ist einer der jetzt selten gewordenen Repräsentanten jenes alten Deutschlands welches für immer leider ins Grab gesunken zu sein scheint." Auch mit Auerbach beschäftigt er sich ausführlich; sein Urtheil scheint mir bemerkenswerth genug um es hier wenigstens im Auszug wiederzugeben: „Laufen diese Bauern, die Auerbach mit so großer Wahrheit und Nettigkeit malt, doch nicht am Ende Gefahr mitten in dem Hader der Parteien Tribunen und Prediger zu werden? Der Beweis liegt vor uns. Die neue Folge der «Schwarzwälder Dorfgeschichten» antwortet auf diese Frage. Auch in ihr zeigt sich das alte, geschickte Talent des Erzählers, eine anmuthige Darstellungsweise, ein natürliches warmes Gefühl. Und doch macht sich ein großer Unterschied zwischen den alten und den neuen Dorfgeschichten bemerkbar. In den erstern vermied der Autor des «Tolpatsch» mit der scrupulösesten Sorgfalt Alles was nur irgend wie Declamation aussehen könnte. Er stand von jedem Parteistandpunkte fern; er verherrlichte seine schwarzwälder Bauern nicht auf Kosten der höhern Classen, er hob ihre Fehler ebenso wie ihre Tugenden unparteiisch hervor. Man hätte sagen können daß er noch vor dem Beginn jedweder Erzielung mit der moralischen Vervollkommnung dieser kleinen Commun, deren unbedeutendste Mitglieder er so gründlich kannte, beschäftigt gewesen sei. In den neuen Erzählungen dagegen kann die feine Glätte der Form die unglücklichen (?) Thesen nicht überdecken die der Erzähler vertheidigen will." Nun geht Taillandier zwar auf „Die Sträflinge", „Die Frau Professorin" und „Lucifer" näher ein, erklärt sich aber über die unglücklichen Thesen nicht

Digitized by Google

bestimmter. Mit seinen Versuchen deutsche Autoren wenn ihm Einzelnes an ihnen nicht gefällt zu entschuldigen hat er — wir haben Dies beispielsweise schon bei Strauß gesehen — entschiedenes Unglück. Er weiß nicht daß „Die Sträflinge“ und „Die Frau Professorin“ schon vor Jahren in der „Urania“ zu lesen gewesen und sagt daher: „Man kann nicht glauben daß Auerbach diese Erzählungen veröffentlicht haben würde, wenn die Märzrevolution ihn nicht in seinen poetischen Arbeiten gestört hätte.“ (!) Das Nachfolgende aber verdient als Curiosum hier einen Platz: „Auerbach, der Spinoza übersetzt und sich zum enthusiastischen Vertheidiger seiner Doctrinen gemacht hat, schien von dieser traurigen Richtung abgekommen zu sein. Das Studium der Wirklichkeit schien ihn von dieser Krankheit geheilt zu haben. Woher kommt es nun daß plötzlich die Gedanken, ja selbst die Formeln des holländischen Philosophen einen so großen Platz in den neuen Erzählungen einnehmen? Denn wenn z. B. diese Bauern von Gott reden, so geben sie Definitionen über ihn welche sie von Spinoza oder Hegel gelernt zu haben scheinen; es weht ein Spinozischer Duft durch Auerbach's neuere Gemälde. Die Erklärung dieses Umstandes braucht nicht weit gesucht zu werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit des revolutionnairen Geistes den übeln Neigungen eines Volks eine neue und lebhaftere Anregung zu geben. Man weiß bereits daß das Geschrei der Hegel'schen Philosophie, das sich früher auf die Lehrsäle der Universitäten beschränkte, seit 1848 die Sprache der deutschen Demagogie geworden ist. Auerbach war nicht radical geheilt von seinen alten Irrthümern. Mitten in einer Gesellschaft die keine Schranke mehr kannte, hat er aufgehört sich zu mäßigen, und der Spinozismus seiner ersten Arbeiten hat seine hübschen Bilder aus dem Schwarzwalde entstellt.“ Thatsächliche Irrthümer gehen hier mit einer etwas allzu kühnen Manier sich den Gedankengang eines Schriftstellers zu erklären Hand in Hand.

Dem in Frankreich mehrfach anerkannten Talente der Fanny Lewald läßt auch Taillandier Gerechtigkeit widerfahren; nur ihre St.-Simonistischen Neigungen mag er natürlich nicht vertragen. An Stahr's „Republikanern in Neapel“ gefällt ihm namentlich die Verherrlichung der italienischen Demokratie nicht. „Diese Glorification ohne Vorbehalt“, sagt er, „macht einen sonderbaren Effect kurze Zeit nach einer Revolution die Pius IX. beschimpfte und Rossi ermordete.“

Und nun nur noch ein Wort über die Revue der deutschen dramatischen Literatur. Taillandier leitet seine Theaterrundschau merkwürdigerweise mit Dingelstedt ein, dessen erste Tragödie kaum einen succès d'estime hat erringen können. Dingelstedt sagt: „Eine neue Epoche hat begonnen mit 1789, auch eine neue dramatische Form wird entstehen. Die Demokratie wird ihr Drama haben wie die Revolution das ihrige gehabt hat; das englische, französische und spanische Theater schweigt: sollte das neue Drama nicht Deutschland vorbehalten sein?“ Eine solche Annahme verletzt den französischen Patrioten tief. „Da sucht man die unverbesserlichen Prätensionen des Teutonismus“, ruft er aus, und zählt sorgsam auf was Frankreich dem stuttgarter Poeten Alles entgegnen könnte. Nur der Gedanke beruhigt ihn daß Deutschland seinen dramatischen Messias noch immer nicht gefunden habe; denn weder Griepenkerl mit seinem „Robespierre“, noch Auerbach mit seinem „Hofer“ scheint ihm die Dingelstedt'sche Prophezeiung zu erfüllen. „Ist die Wahl eines Stoffs wie Robespierre“, fragt er, „nicht ebenso sehr eine Beleidigung der Kunst wie der Moral?“ Einzelne Vorzüge des Griepenkerl'schen Dramas erkennt er an; was soll man aber sagen wenn Taillandier von einer „Darstellung“ des „Andreas Hofer“ der nirgend aufgeführt ward spricht, wenn er erklärt Auerbach's Prosa sei weniger brillant als die Verse Griepenkerl's, dagegen sei bei Auerbach die Handlung zusammenhängender? Es scheint fast als habe der Revuekritiker hier sein Studium etwas oberflächlich behandelt. Das Tadelnswertheste am „Hofer“ ist für Taillandier die demokratische Tendenz. Er nennt das Stück eine heftige Declamation gegen die Souveraine Deutschlands und findet die Zeit für ein Pamphlet dieser Art gut gewählt. „Als Publicist hat Auerbach seine Zeit verkannt, als Künstler hat er die Poesie erniedrigt“, und als Revuekritiker hat Taillandier, namentlich reinpoetischen Werken gegenüber, sehr oft das Unglück seine schwächste Seite völlig bloßzulegen. Den Inhalt eines Buchs, biographische Notizen, übersichtliche Aufstellungen, alles Dies weiß Taillandier in gewandter Form und mit einer feinen Auswahl vorzutragen; dieses Geschick und sein Fleiß sind sein eigentliches Verdienst. Dagegen werden seine selbständigen Kunsturtheile meist schief und ungerecht, weil sie sammtundsonders auf das Fundament eines intoleranten, in jeder Betrachtung meist gewaltsam eingemischten Conservativismus sich stützen.
13.

Notiz.

Zur Geschichte des östreichischen Wallonenregiments.

In der italienischen Armee Radetzky's befindet sich ein Regiment welches ursprünglich sich unter Maria Theresia bis zum Tode Joseph's II. nur aus Flandern recrutirte; die Soldaten sprachen nur Französisch und man nannte sie Wallonen. Sie waren es welche die Schlacht bei Kollin, die anfangs verloren schien, gewannen. Die kaiserliche Armee begann zu weichen; Graf von Thiennes, Oberst des Wallonenregiments, erhielt Befehl zum Rückzug. Er eilte zu Daun. „Marschall“, rief er, „lassen Sie mich angreifen, komme ich mit meinem Regimente auch um, so habe ich doch die Ehre gerettet.“ „Was wollen Sie denn mit Ihren Milchbärten aus Flandern machen?“ entgegnete ihm Daun, welcher wußte daß das Regiment aus lauter jungen Recruten bestand. „Sie sollen es sehen“, rief Thiennes. Er stürzte sich, gefolgt von seinen Offizieren, an der Spitze des ganzen Regiments, gerade auf die preußischen Linien. Dreißig Schwadronen Husaren, sammt funfzehn Schwadronen Dragoner in zweiter Linie wurden durch die kaiserliche Cavalerie über den Haufen geworfen und der Sieg gehörte den Oestreichern. Aber Thiennes war mit dem dritten Theile seines Regiments geblieben. Mehre seiner Offiziere waren Lothringer, und die Geschichte des Regiments hat ihre Namen aufbewahrt; es waren Namen wie Ficquelmont und d'Aspremont darunter. Als Friedrich der Große die Schlacht verloren sah, ritt er im völligen Carrière vom Schlachtfelde und rief dem ihn begleitenden Offizier, dessen Pferd vor Erschöpfung stürzte, immer zu: „Ach meine Husaren, meine braven Husaren sind sicherlich verloren.“ Maria Theresia überhäufte Daun mit Ehren (es war der erste über die Preußen erfochtene Sieg), sie ging ihm bis vor Wien entgegen und befahl daß die Soldaten jenes tapfern Regiments niemals einen Bart tragen sollten, um immer an ihre Jugend und ihren Heldenmuth zu erinnern; dann stickte sie mit eigenen Händen eine Rose umgeben von Dornen auf die Fahne und rings herum die Devise: „Wer sich dran reibt sticht sich dran.“ Dieses Regiment ward später Latour-Dragoner genannt; viele von Denen welche die Kriege des Kaiserreichs mitgemacht haben seine Tapferkeit bewundert, und mehre französische Generale sprachen von ihnen in ihren Memoiren. „Nehmt euch in Acht, Das sind die Latour“, sagten die französischen Soldaten, wenn mehre Angriffe ihre Carrées nicht hatten sprengen können und nun zuletzt jene unerschrockenen Reiter gegen sie geschickt wurden. Der einzige kaiserliche Adler der im ersten deutschen Feldzuge gewonnen worden ist wurde von den Latour-Dragonern im Gefecht bei Haslau französischen Dragonern abgenommen. Jetzt hat das Regiment den Namen Chevauxlegers des Fürsten Windisch-Grätz erhalten.
2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 23. —— 27. Januar 1851.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Doch nicht blos Romantiker, nein, auch Classiker, sowol des Alterthums als der neuern Zeit, haben sich von den Sagen und Märchen, sowie überhaupt von der ganzen zum Wunder geneigten Weltauffassung des Aberglaubens nicht lossagen können, sodaß es fast scheint als seien Poesie und Aberglaube unzertrennlich. Die starre Naturnothwendigkeit nach ewigen ehernen Gesetzen, denen Alles sich unwiderruflich beugen muß, scheint nicht poetisch. Die Poesie fodert vielmehr für ihre Wesen Freiheit und individuelles Leben. Die Natur scheint kalt und gefühllos; die Poesie fodert eine beseelte Welt voll inniger Theilnahme und Empfindung. Der so philosophisch und classisch gebildete Schiller ruft in „Poesie des Lebens" dem kalten Verstandesmenschen auf seine Worte:

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit verborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Besitz die Hoffnung hintergeh'n?
Entblößt muß ich die Wahrheit seh'n!

entgegnend zu:

Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruh'n der Horen Tänze
— — — — — — — —
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

In den „Göttern Griechenlands" klagt er daß die schönen Wesen aus dem Fabelland die Welt nicht mehr regieren:

Ausgestorben trauert das Gefilde;
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick:
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!

Er klagt daß

Einen zu bereichern unter Allen
Mußte diese Götterwelt vergeh'n!

Und:

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur!

In der That ist es poetischer, anstatt astronomisch das Verhältniß der Sonne zur Erde nach den Gesetzen der Schwere zu bestimmen, den Helios in stiller Majestät seinen goldenen Wagen lenken zu lassen; es ist poetischer, statt von Bergen, Gewässern und Bäumen nach Art des Geologen und Botanikers zu sprechen, die Höhen von Oreaden anzufüllen, in jeden Baum eine Dryas zu versetzen, und aus den Urnen lieblicher Najaden der Ströme Silberschaum hervorspringen zu lassen. Es ist poetischer im Lorber die sich einst um Hülfe windende Daphne zu erblicken und aus dem Schilfe der Syrinx Klage, aus dem Haine Philomela's Schmerztöne zu hören, als Lorber und Schilf botanisch zu classificiren und die Nachtigall zoologisch einzuordnen.

Aber schon diese wenigen Beispiele zeigen daß Naturwissenschaft und Poesie so völlig heterogener Natur sind daß eine Zusammenstellung beider und die Befürchtung daß die eine störend in das Gebiet der andern eingreifen könnte etwas Auffallendes hat. Haben die Götter der Ober- und Unterwelt, die Heroen, die Nymphen, die Faunen und Satyrn, oder, um Beispiele aus der christlichen Mythologie zu wählen, die Engel und Teufel nebst ihren Gehülfen darum weil sie in der Wissenschaft Nichts gelten, auch in der Poesie ihr Bürgerrecht verloren? Haben sich Shakspeare und Goethe, doch wahrlich keine Obscuranten, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften im geringsten abhalten lassen oder nur im geringsten geschämt, Engel und Teufel, gute und böse Geister, Hexen und Kobolde, abgeschiedene Seelen der Verstorbenen und andere dergleichen auftreten zu lassen?

Goethe weiß zwar sehr wohl daß

. . . unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Dennoch hat er es sich als Dichter nicht nehmen lassen der fühllosen Natur Gefühl zu leihen, sie zu beseelen und zu begöttern, was ihm besonders in den „antiker Form sich nähernden" Gedichten so schön gelang. Hier singt er:

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen;
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Dennoch, troß dieser von Grund aus so verschiedenen, aus ganz heterogenen Seelenthätigkeiten entspringenden Naturauffassung der Poesie und der Wissenschaft, die beide so wenig miteinander gemein haben daß die Befürchtung, jene könnte durch die Fortschritte dieser in Gefahr kommen, fast so ungereimt erscheint als wenn Einer fürchtete er werde die Sonne nicht mehr auf- und untergehen sehen, weil ja nicht sie um die Erde, sondern die Erde um sie sich drehe: hat dennoch ein berühmter Naturforscher der Gegenwart, Hans Christian Oersted, in seinem neuesten Werk: „Der Geist in der Natur", sich bewogen gefunden die Naturwissenschaft gegen die Besorgniß als könnte sie der Poesie schaden in Schuß zu nehmen. Da Oersted nämlich nachgewiesen wie die Naturwissenschaft den Aberglauben zerstört, sah er sich genöthigt auch der „vermeintlichen Poesie des Aberglaubens" ein Capitel zu widmen. Denen welche den Aberglauben für etwas Poetisches halten und deshalb gegen dessen Ausrottung feindlich gestimmt sind gibt Oersted zu bedenken daß manche von den Gegenständen des Aberglaubens in den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts mit der dichterischen Auffassung verknüpft wurden, ohne für diese unentbehrlich zu sein, aber daß die Welt des Aberglaubens, in seiner Fülle entwickelt, soweit entfernt ist eine Welt der Schönheit zu sein daß er ihr vielmehr im höchsten Maße entgegengesetzt ist.

Es ist nicht der Glaube an das Dasein der übernatürlichen Wesen in der Wirklichkeit des Alltagslebens welcher sie poetisch macht, sondern soweit sie es sind haben sie ihren dichterischen Werth und ihre Bedeutung dadurch daß eine von der Vernunft durchdrungene Einbildungskraft sie gebraucht hat schöne Bilder des höhern Daseins vor unsere innere Anschauung zu stellen. Es ist dem Dichter genug daß diese Wesen Wirklichkeit für unsere Einbildungskraft haben, während wir sein Werk auffassen oder in unserm Innern wiederholen. Die Foderung einer andern Wirklichkeit ist lächerlich.

Demgemäß tadelt Oersted auch Tieck daß er in dem Streben der herrschenden prosaischen Denkweise seiner Zeit kräftig entgegenzutreten über die Grenzen der Wahrheit hinausgegangen. Von dem Grausen redend welches derartige Erzählungen erregen in denen das Uebernatürliche eine andere Wirklichkeit als die dichterische gleichsam ertrogt, sagt Oersted:

Ein solches Gedicht macht als Ganzes den Eindruck als ob die Welt von den Mächten der Finsterniß regirt würde und der Mensch ein willenloses Spielzeug für sie wäre; man wird, während man sich recht dem Eindruck hingibt, von einem unaussprechlichen Grausen ergriffen, und wenn man ihn sich nachher erneuert, fühlt man sich so unheimlich als ob man in eine Welt des Wahnwitzes eingesperrt gewesen sei, wo kein Schimmer der göttlichen Vernunft sein Licht über das bedrehte Menschendasein werfe. Dichterpflicht ist uns in eine Welt der Schönheit zu versetzen; diese schließt ein mächtig erschütterndes Grausen gewiß nicht aus, aber sie duldet nicht daß die Macht der Finsterniß über das Licht herrsche.

Nach Oersted ist sowie das ganze Dasein so auch das Reich der Schönheit ein Vernunftreich. Er begnügt sich daher von seinem Standpunkte als Naturforscher nachgewiesen zu haben daß es der Naturwissenschaft nicht zum Vorwurf gereichen könne „wenn sie einigen Stoff vernichtet welcher bisher von den Dichtern benutzt wurde". Um zu beweisen daß sie für das Vernichtete der Poesie reiche Entschädigung zu bieten habe, sagt er z. B.:

Ist der Gedanke von der freischwebenden, durch unsichtbare Kräfte getragenen, im Weltenraume weit umherwandelnden Erdkugel nicht reicher Ersatz hinsichtlich des Schönheitssinnes für die Grundfeste der Erde? Und ist die Aussicht in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Welten voll von Leben und Gedanken nicht ein reicher Ersatz für das feste Himmelsgewölbe?

Alles was Oersted sonst noch über diesen Punkt sagt ist sehr wahr und vortrefflich. Doch da es nur in seinem Zwecke lag nachzuweisen daß auch die durch die neuern Fortschritte der Naturwissenschaft gewonnene Weltanschauung der Phantasie hinlänglichen Spielraum zu poetischer Auffassung und Gestaltung übriglasse, die Ausrottung des Aberglaubens durch Naturwissenschaft also keineswegs der Poesie so gefährlich sei wie Manche befürchten, so konnte er sich nicht auf eine tiefer eingehende Untersuchung über das Verhältniß zwischen Poesie und Aberglauben einlassen, und wir glauben daher daß Nachfolgendes zur Ergänzung des von Oersted Gesagten nicht überflüssig sein wird.

Untersuchen wir zunächst worin die Verwandtschaft zwischen Poesie und Aberglauben bestehe und wodurch sie beide einen Gegensatz zur Wissenschaft bilden, so bietet sich sogleich, wie gesagt, der Hang zum Wunderbaren dar, den Poesie und Aberglauben miteinander gemein haben. Es hilft Nichts daß auf Recha's Ausruf:

Wie wollen wir uns freu'n und Gott,
Gott loben! Er, er trug euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan den weißen vorgespreizten Mantel des Tempelherrn in dem weißen Fittiche des Engels erkennt und Recha belehrt:

Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder sein? Der Wunder höchstes ist:
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wol schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen müßte.

Trotz dieser „Subtilitäten", wie sie Daja nennt, bleibt jene, wenn auch unwahre Ansicht Recha's, der

währen des Nathan gegenüber, dennoch die poetischere, die schönere. Mag es auch immerhin Wahn sein daß hülfreiche Engel als Schutzgeister für die Rettung guter, edler Menschen besorgt sind, so ist es doch ein schöner, poetischer Wahn, gerade sowie die von Shakspeare der Ermordung Cäsar's vorangeschickten Wunderzeichen:

Es warf auf off'ner Gasse eine Löwin,
Und Grüft' erlösten gähnend ihre Todten.
Wildglüh'nde Krieger fochten auf den Wolken
In Reih'n, Geschwadern und nach Kriegsgebrauch,
Wovon es Blut gesprüht aufs Capitol.
— — — — — — —
— — — — — — —
O Cäsar, unerhört sind diese Dinge.
Kometen sieht man nicht wann Bettler sterben:
Der Himmel selbst flammt Fürstentod herab.

Diese wenn auch nur auf einem Wahn beruhende Theilnahme der Natur an großen menschlichen Geschicken, wovon auch die bei der Kreuzigung Christi geschehenen Wunderzeichen, die Finsterniß, das Erdbeben und der Riß im Vorhang des Tempels, ein erschütterndes Beispiel geben, dieses gemeinschaftliche Aechzen und Erbeben der Natur mit dem menschlichen Geiste ist doch weit poetischer als die fühl- und theilnahmlose, nach ewigen ehernen Gesetzen sich drehende Natur, die Schiller so traurig findet, weil:

Morgen wieder neu sich zu entbinden
Wühlt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Novellen von Karoline von Göhren. Zwei Bände. Dresden, Schäfer. 1850. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine Reihe anspruchsloser Erzählungen handeln auf nicht außerordentliche Art und Weise von nicht außerordentlichen Ereignissen. Sie erregen nicht, sie spannen nicht, sie nehmen weder Neugierde, noch Interesse, noch irgend ein Gefühl in Anspruch. Sie sind ganz moralisch und harmlos, und eignen sich zur Lecture für junge Damen welche noch nicht verwöhnt sind durch die würzereichen Romane der letztern Jahre. Die Schilderung der Charaktere ist skizzenartig, sowie auch der Verlauf der Erzählungen. Die Ereignisse scheinen wirklich vorgefallene zu sein; um erfunden zu werden sind sie zu einfach. Der Stil ist fließend und anspruchslos; er zeugt von einer geübten Feder.

2. Ein Mädchen vom Schwarzwald. Roman von Gustav von Heeringen. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die einfältige, für dumm geltende Tochter eines Tagelöhners im Schwarzwald zieht mit Vater und Oheim nach Frankreich um dort Besen und Uhren, die Erzeugnisse ihres Landes und ihres Fleißes, zu verkaufen. Sie trägt den Spitznamen Krikellise wegen eines sonderbaren Tanzes den sie ausführen kann. Ein französischer Soldat rettet sie vor der rohen Behandlung ihres brutalen Oheims, und sie liebt diesen Soldaten aus Dankbarkeit. Als dessen Vater einen Priester am Altar schlägt, weil derselbe den großen Kaiser und dessen Armee geschmäht hat, hilft Krikellise mittels ihres sonderbaren Tanzes den Alten vor den Verfolgern zu bergen. Später ist sie behülflich ihn zu befreien als er auf die Galeeren gebracht werden soll; sie steckt deshalb eine Scheuer in Brand und begleitet den Alten auf der Flucht, indem sie mit ihm Gefahren trotzt und Wunden erhält. Bald gelingt diese Flucht, bald wird sie vereitelt; die Schilderungen der Verfolgung, der Rettung, des abwechselnden Siegs der List und der Gewalt sind spannend, wie man Solches von der Feder des rühmlich bekannten Autors gewohnt ist. Humoristische Momente wechseln mit den tragischen ab; doch werden alle Rettungsversuche vereitelt; der Alte muß auf die Galeeren, sein Sohn der Soldat nach Algier, und Krikellise bleibt trauernd zurück bei einer wohlmeinenden Dame. Nach Jahren fährt indeß das Mädchen vom Schwarzwald in ihr Dörfchen ein als die stattliche Gattin eines französischen Capitains. Es ist der vormalige Soldat, und mit dem glücklichen Paar zieht der alte von der Galeere begnadigte Vater. Sie findet ihre Familie arm und in Vermögensumständen zurückgekommen. Sie die dümmste und vernachlässigtste unter den Geschwistern hat durch die Liebe eine Seele entwickelt und ein glänzendes, beglückendes Schicksal erhalten welches sie befähigt den Ihrigen beizustehen. Ein alter Engländer mit seinem Sohne, sowie noch zahlreiche andere Gestalten, sind in der Erzählung eingeführt, wodurch dieselbe etwas überladen ist. Des Lesers Aufmerksamkeit wird oft von Hauptpersonen und Hauptinteressen durch Nebendinge und Nebenpersonen abgezogen.

3. Keine Politik. Roman von Ida Frick. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1850. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wenn auch die Politik aus dem vorliegenden Roman gebannt wurde, so ist derselbe doch ein Kind der Zeit, indem die Zeitfrage der Judenemancipation und der zeitgemäße Jesuitenhaß die Tendenz desselben bilden. Die Erzählung ist in ihren Details äußerst spannend, reich an durchdachten Gesprächen und Charakterentwickelungen; doch das Ganze hinterläßt weder erfreuliche noch wohlthuende Eindrücke. Die rachsüchtige schöne Raphaele, eine Jüdin welche dem christlichen Grafen Liebmann in Civilehe angetraut und von ihm vernachlässigt wird, verfolgt denselben, nachdem sie sich von ihm hat scheiden lassen, mit ihrem Haß, und wendet alle Mittel an um ihn, sowie auch ihre edle Stiefschwester, die sich ebenfalls ihren Haß zugezogen hat, unglücklich zu machen. Ihre zahlreichen Bosheiten rufen unangenehme Regungen im Leser hervor. Als sehr unwahrscheinlich erscheint die Intrigue, zufolge deren sie als eine Fremde mit dem Todtenkopf auftritt, um durch diese Verkleidung ihren geschiedenen Gatten mit ihren Millionen zu einer Ehe zu verlocken und ihn dann auf diese Weise lächerlich zu machen. Auch will sie ihre Schwester die er liebt in seine Nähe bringen, damit sie Beide unglücklich werden. Der Betrug wird aber entdeckt, die Fälschung ihres Namens auf dem Paß macht sie der Polizei verdächtig; sie flieht und entdeckt daß während sie dem Gefühl ihrer Rache gefolgt ist, sie selbst das Opfer weiblicher Rache ward. Die Erzieherin ihres Sohnes, Rosa Schatten, war die Geliebte des Grafen Liebmann gewesen und verlassen worden als derselbe die reiche Jüdin heirathete um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu ordnen. Die Verlassene, welche soeben eines Sohnes genesen war, hatte der reichen Braut geschrieben um die Heirath zu hintertreiben. Raphaele aber, welche Gräfin Liebmann werden wollte, hatte dieses Flehen nicht berücksichtigt, und war dadurch der Rache dieses Weibes verfallen. Als sie wegen ihres Fehltritts aus der Gesellschaft verstoßen ward und in Armuth leben mußte, ohne alle Unterstützung, da hatte sich die katholische Kirche ihrer angenommen, und die Jesuiten ihr die Aufgabe gestellt die reiche Jüdin ihnen zuzuführen. Das Rachegefühl ihres Herzens hatte sie für den Plan williggemacht: sie wendet das Herz des Sohnes von der Mutter ab, sie überliefert ihn dem Vater, der ihn fern von der Mutter erziehen läßt, sie fördert den Umgang eines jungen verliebten Mannes mit der Jüdin, damit dieselbe falle und dann verachtet und verlassen werde, sie verräth alle Schritte und Rachepläne Raphaelens um sie zu verderben, und als Letztere trostlos, mit dem Schmerz um geschei-

Digitized by Google

terte Rache, verschmähte Liebe und Trennung vom Sohne ringt, steht Rosa Schatten wieder vor ihr um ihr höhnend zu erklären was und warum sie ihr alles Dieses gethan. In ihrer Verzweiflung und Verlassenheit fällt Raphaele in die Hände der Jesuiten, denen ihr großes Vermögen als eine willkommene Beute erscheint. Als Christin ebenso leidenschaftlich fühlend wie als Jüdin, nimmt ihre Frömmigkeit eine unerfreuliche Richtung; bewacht von einem Geistlichen und von dessen Werkzeugen umgeben, ist sie selbst ein Werkzeug in dessen Hand geworden, und will das Testament unterschreiben wodurch sie den Sohn enterbt und ihr Vermögen der Kirche vermacht. Da erscheint dieser Sohn mit seiner jungen Gemahlin an ihrem Kranken- und Sterbelager. Die junge Frau ist die Tochter von Raphaele's Schwester, deren Enterbung sie einst herbeigeführt, der sie in ihrem Haß viel Unrecht gethan, den Bräutigam entlockt und ihren Ruf angetastet hat durch böslich verbreitete Gerüchte. Der Bräutigam hatte sich aber bald von Raphaele abgewendet und nach langem Leiden und Getrenntsein die Braut wiedergefunden und geheirathet. Raphaele's Sohn wird bei dem edeln Paar erzogen auf den Wunsch des Grafen Liebmann, der im Duell den Tod sucht und findet; der junge Graf dringt mit seiner Gemahlin bis ans Sterbebett der Mutter; sie wollen versöhnen und das Rachegefühl ersticken. Es gelingt, der Pater wird entfernt, und die Gattin des Sohnes als Raphaele's Erbin eingesetzt. Die beiden rachsüchtigen Frauen sind mit Talent auf ganz verschiedene Weise gezeichnet, indem die Rachlust der Einen den orientalischen Charakter, die Färbung der mosaischen Religion ansichträgt, und sich dadurch von der Christin unterscheidet. Herrschsucht und allzu große Leidenschaftlichkeit führen sie zu weit, sie fällt als ein Opfer ihres bösen Strebens, während die mit kalter Berechnung ausgeführte Rache der Rosa Schatten siegt. Letztere endigt noch mit einer edeln Handlung, indem sie ihrem Verführer vergibt und dessen Sohn zum Erben ihres kleinen Vermögens einsetzt. Noch zahlreiche Nebengestalten sind in dem vorliegenden Roman verflochten, und mehr oder weniger gelungen. Die Schilderung des Studentenlebens ist lebendig, die verschiedenen Charaktere der jungen Männer gut skizzirt und durchgeführt. Das Ganze enthält viel Leben und fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers im hohen Grade.

4. Martin Luther's kirchengeschichtliches Lebensbild aus dem ersten Zehntel der Reformation von August Wildenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Absicht und Tendenz des vorliegenden Romans sagt die Vorrede Folgendes: „Noch ehe der Verfasser die beiden treuen Zeugen unserer evangelisch-lutherischen Kirche, Paul Gerhard und Johannes Arndt, als Rahmen zu seinen kirchengeschichtlichen Lebensbildern benutzte, lag in ihm der Plan bereitet die persönlichen Schicksale Luther's bei einer Popularisirung unserer kirchlichen Lehrbegriffe zu verwenden. Aber damals gebrach es ihm noch an Muth die Größe eines Mannes wie Martin Luther seiner und seiner heiligen Sache würdig zu schildern. Wenn es nun jetzt geschehen ist, so will der Verfasser damit keineswegs sagen daß ihm dieser selbstvertrauende Muth dazu gekommen sei; Luther wird immer nach seiner ganzen großartigen Persönlichkeit hier so hoch dastehen daß mehr als gewöhnlicher Schriftstellermuth dazu gehört sein Leben und Wirken, seine unleugbare Gottesgesandtschaft, seine Bedeutung für alle Zeiten der christlichen Kirche auf Erden in vollkommenem Maße aufzufassen und darzustellen. Wenn jetzt der Verfasser mit diesem Buche hervortritt, so hat ihn nur die ihm gewordene Ueberzeugung dazu getrieben daß eben jetzt Zeit und Stunde dazu gekommen ist das von dem Geiste der Zeit vielfach verschobene, oft völlig alterirte Bild Martin Luther's in seinen wahren Zügen dem Volke wieder aufzufrischen und aufzustellen." Um diesen Zweck zu erreichen hat der Verfasser mit historischer Wahrheit Luther's eigene Worte und Reden wiedergegeben und dessen Freunde und Umgebungen in verschiedenen Lebensbildern und Gruppen treu geschildert. Luther als Vater, Gatte, Freund, als Priester und als Menschenfreund wird dargestellt und dem Leser bekanntgemacht. Das Historische des Werks ist mit viel Umsicht und mit großer Liebe zum Gegenstand bearbeitet; eine tiefe Pietät hat die Feder dabei geführt, und der orthodoxe altlutherische Glaube findet an dem Verfasser einen eifrigen Vertreter. Ein warmes Herz vermag andere Herzen zu erwärmen und mit sich fortzureißen; eine fromme Stimmung bemächtigt sich des Lesers bei den vorliegenden Seiten, er kann dem Werk die Anerkennung nicht versagen, wenngleich der Romanfaden ihm allzu lang gesponnen erscheinen muß. Ein junger Bildschnitzergesell, Leonhard Fichtner aus Mailand, sucht in Nürnberg beim Bildschnitzer Homberger Arbeit. Er ist im Stillen den Lehren Luther's zugethan und findet im Meister einen eifrigen Gegner derselben; Letzterer ist ein harter, düsterer Mann, welcher unter der Last eines schweren Verbrechens lebt. Seine blinde Tochter Margaretha, die er als Strafe des Himmels ansieht, thut im Hause Mägdedienst, während die schöne Schwester dem Vater als ein Zeichen der Versöhnung gilt und die Herrin spielen darf. Der junge Gesell verliebt sich in die fromme blinde Margaretha, welche sehr hübsch und poetisch dargestellt ist in ihrer unbewußten Anmuth und Anspruchslosigkeit; Leonhard Fichtner heirathet sie. Katharine aber stirbt bekehrt nach manchem Kampfe, und auch der Vater geht zur lutherischen Kirche über und fühlt sich versöhnt mit Gott und Menschen, und mit der blinden, so ungerechterweise zurückgesetzten und verstoßenen Tochter. 15.

Notiz.

Andrieux in den Tuilerien.

Andrieux, der nachmalige Secretair der Französischen Akademie, war zwar durch seine politische Thätigkeit in der Revolutionszeit und durch seine spätern poetischen Arbeiten genugsam bekannt, allein er entbehrte lange Zeit des Ansehens das seine Talente verdienten. Im Jahre 1812 war eines Tages zahlreicher und glänzender Empfang in den Tuilerien. Der Kaiser näherte sich Andrieux: „Sind Sie jetzt für die Bühne beschäftigt?" „Ich habe ein neues Stück in drei Acten zur Aufführung bereit." „Der Titel?" „Die Schauspielerin." „Wird es gegeben werden? Ich zweifle, wenn das Urbild getroffen ist." „Ich habe das Portrait etwas unkenntlich gemacht." „Nun, ich werde mir das Stück seiner Zeit ansehen." Die Unterhaltung hatte vier oder fünf Minuten gedauert; allein kaum hatte der Kaiser sich entfernt, so war der kleine, einen Augenblick vorher noch von Niemandem beachtete Mensch der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Napoleon hatte mit ihm gesprochen! Ein vornehmer, ganz mit Gold bedeckter Herr drängte sich mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt an den dramatischen Autor. „Sie sind doch wohl? mein lieber Herr Andrieux. Wie geht es Ihnen? Es ist schon lange daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe Sie zu sehen!" „Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß ich nicht die Ehre habe Sie zu kennen." „Mein lieber Herr Andrieux, ich bin der Herr von C.....; ich traf Sie beim Herzog von Uzès; derselbe hatte für Sie eine große Zuneigung." „Sagen Sie eine große Nachsicht, mein Herr!" „Nein, nein, Besseres als Das, mein lieber Herr Andrieux, Zuneigung! Zuneigung! Denn Sie waren sein Freund!" „Wie? Ich? Mein Herr, ich war sein Secretair." Wie oft mögen ähnliche Scenen sich nicht schon seit den ältesten Zeiten wiederholt haben. Es ist schon Alles dagewesen, sagt Ben Akiba. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 24. —— 28. Januar 1851.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 23.)

Die strenge, starre, fühllose Naturnothwendigkeit, die allem Individuellen feindlich und nur auf Erhaltung der Gattungen bedacht ist, sagt ebenso wenig der poetischen Gemüthsstimmung zu als derjenigen aus welcher der Aberglaube entspringt, der keineswegs blos, wie Naturforscher meinen, in der Unwissenheit seine Wurzel hat, sodaß man ihn durch Verbreitung der Naturwissenschaft gänzlich ausrotten könnte, sondern aus einer tiefen Neigung des menschlichen Gemüths, einer Sehnsucht nach Erlösung von dem Druck des starren Naturgesetzes, hervorgeht, die sich selbst in den aufgeklärtesten Köpfen wider ihr besseres Wissen zu Zeiten geltendmacht. Noth lehrt beten, und so brauchte es nicht in Erstaunen zu setzen wenn man einen strengen Naturforscher, der von der Unabänderlichkeit der ewigen ehernen Naturgesetze wissenschaftlich überzeugt ist, dennoch in gewissen kritischen Lagen des Lebens auf den Knien liegen sähe ein Gebet zum Himmel emporzuschicken. Gesteht doch selbst ein Lichtenberg in den „Nachrichten und Bemerkungen von und über sich selbst" ein:

> Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich Dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben daß die Erde stille steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott daß er mir eine Seele gegeben hat die Dieses corrigiren kann.

Die Erfahrung daß auch der Aufgeklärteste im Finstern und an unheimlichen Orten dahingebracht werden kann an Geister und Gespenster zu glauben, die er vielleicht am Tage verlacht, ist bekannt. Steffens, auch ein moderner Naturforscher, hat in seiner „Religionsphilosophie" in dem Capitel über das Wunder ganz vortrefflichen Aufschluß über die Gemüthsrichtung aus welcher der Wunderglaube entspringt gegeben. Er sagt:

> Für die Natur fodern wir, obgleich sie ganz Gesetz ist, dennoch die Willkür, und die scheinbar unwiderlegliche Strenge des Denkens vermag diese Foderung nicht abzuweisen. Mit einem tiefdringenden Interesse der forschenden Vernunft blicken wir nach solchen Erscheinungen des Universums hin die das strenge Gesetz der Ordnung zu lüften scheinen. Wenn Sterne ihr Licht wechseln, andere zum Vorschein kommen die nicht da waren, wieder andere auszulöschen scheinen, so ergreift uns eine tiefe Ahnung, als hätte das Weltall inmitten seiner entschiedenen Ordnung eine offene Seite, und wir athmen geistig freier, indem wir lebendige Pulse da zu erkennen glauben wo nur starres Gesetz war.

Diesem Bedürfniß nach Lüftung des strengen Gesetzes der Ordnung und nach Wahrnehmung lebendiger Pulse inmitten der starren Gesetzmäßigkeit der Natur verdankt aber nicht blos der Aberglaube, sondern ebenso sehr die Poesie ihren Ursprung, wie denn auch die Menschheit in den Kinderzeiten des Aberglaubens am meisten poetisch gestimmt war, und noch heutzutage der abergläubische Katholicismus weit poetischer ist als der nüchterne, verständige Protestantismus in seiner Aufklärung und Lichtfreundlichkeit. Warum wählten auch im Alterthum epische und dramatische Dichter und in der neuern Zeit Romanzen- und Balladendichter so gern mythische Stoffe, wenn nicht die Gemüthsrichtung aus welcher die Sagenwelt entspringt der poetischen so verwandt wäre? Karl Friedrich Becker hat in seinem 1803 erschienenen Werke: „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet", das Bedürfniß der gesammten Menschheit nach der Dichtkunst aus gewissen geheimen Neigungen abgeleitet, die jedem Menschen werth sind, und unter diesen auch den Hang zum Wunderbaren in der ältesten Zeit des Menschengeschlechts als eine Quelle der Poesie nachgewiesen. Da der Mensch nämlich, sagt er, in so vielen Fällen seine Abhängigkeit von der Naturnothwendigkeit empfindet, da er angefangen hat die Gegenstände außer sich mit neugierigen Blicken zu untersuchen, da er bei diesen Untersuchungen auf tausend Unbegreiflichkeiten gestoßen ist, die ihn lehrten daß er von lauter Wundern umgeben sei und vermuthlich in der Macht höherer Wesen stehe: wie sollte er nicht eine brennende Neugierde empfinden diese Wesen und sein Verhältniß zu ihnen kennenzulernen, und wie sollte er es nicht dem Dichter innig danken der sich selbst beredet durch den innern Geist von diesen Dingen nähere Offenbarungen erhalten zu haben? So entstehen die Dichtermärchen von den Göttern, von der Erschaffung und Regierung der Welt, von der Unterwelt und dem Zustand der Seelen nach dem Tode. Zu diesen Träumereien kommt noch die dem Menschen tief innewohnende Trägheit, die es nicht verschmähen würde wenn die Götter lauter Sylphen und Gnomen zu ihrer allerbe-

quemsten Bedienung herabschicken wollten, und sonstige kindische Wünsche, Ausgeburten der Schwäche, die ihre Kräfte lieber durch übernatürliche als selbstversuchte Mittel gestärkt sähe. Für die Dichter, sagt Becker, war die Entdeckung dieser geheimen Neigung, die sie selbst mit ihren Zeitgenossen theilten, Auffoderung genug ihre Phantasien darauf zu bauen und sie in ihre Dichtungen zu verweben.

Mit welchem grausigen Interesse solche Phantasien von den Zuhörern verschlungen werden, wissen wir aufgeklärten Europäer ja selbst aus eigener Erfahrung, und Euripides, Virgil und Shakspeare berechneten ja darauf bei ihrem Publicum große Effecte.

Zwar einem wahrhaft gebildeten Manne unserer Zeit, meint Becker, sind kindische Vorstellungen dieser Art schon ziemlich unnatürlich geworden, aber stimmen kann er sich immer noch zu der Empfänglichkeit dafür, wenn er die Träume seiner Kindheit mit einiger Lebhaftigkeit zurückzurufen im Stande ist. Für solche Stimmungen haben unsere Romanzen- und Balladendichter, besonders Bürger und Goethe, treffliche Stücke geliefert.

Der „Erlkönig" des Letztern hat etwas so Schauriges von geheimer Ahnung, ich möchte sagen, es flimmert darüber so ein graulich zitterndes Licht daß Einem der das Stück in der Stille der Mitternacht lesen hörte die Haare zu Berge stehen müßten. Dagegen weht in dem „Fischer" von Goethe ein geheimnißvoller Zauber ganz anderer Art, der die Sinne umnachtet und die Sehnsucht mit einer seltsamen Innigkeit anzieht. Gewiß werde ich dies kleine wunderbare Gedicht selbst zum hundertsten male nicht ohne Thränen lesen können. Aber, wie gesagt, es gehören dazu eigene Stimmungen, ohne welche ein Werk dieser Art uns so abgeschmackt vorkommt wie eine Illumination bei Tage.

Diese eigene, dem Wunder geneigte und darum dem Aberglauben verwandte Gemüthsstimmung wird allerdings bei dem sich verbreitenden Lichte der Natur- und Geschichtswissenschaft in unsern Zeiten immer seltener; aber ganz verschwinden wird sie doch nie aus der Menschheit; denn immer wird sich die bedrängte Menschenbrust sehnen nach einer andern seligern, mühelosern Welt, immer wird sie daher die poetischen Schilderungen eines bessern Lebens in den elysäischen Gefilden schön finden, und, was auch Oersted sagen möge, die Naturwissenschaft wird ihr dagegen keinen Ersatz bieten können. Befriedigte die wirkliche Welt wie sie uns die Natur- und Geschichtswissenschaft kennenlehrt das menschliche Gemüth, so bedürfte dieses freilich keiner Poesie und keines über die natürliche Welt hinausgehenden Glaubens an übernatürliche Mächte. Aber da Dieses nicht der Fall ist, so schafft sich der Mensch in Poesie und Glauben, der Welt wie sie ist gegenüber, eine Welt wie sie sein soll, wie er wünscht daß sie wäre. Freilich ändert sich dieses dem Menschengemüth vorschwebende Ideal der Welt mit den Zeiten und läutert sich auf höhern Entwickelungsstufen der Menschheit; aber immer bleibt der Unterschied zwischen der idealen und wirklichen Welt noch groß genug als daß die Wissenschaft je dahin kommen könnte Poesie und Glauben aus der Menschheit auszurotten.

Wie aber, könnte hier Jemand zweifelnd fragen, die Wissenschaft lehrt uns Wahrheit und die Poesie zeigt uns Schönheit; können denn aber Wahrheit und Schönheit einander widersprechen? Kann das Schöne unwahr und das Wahre unschön sein? Muß also nicht der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Poesie verschwinden, muß nicht die Kluft zwischen beiden ausgefüllt werden? Allerdings kann das Schöne nicht unwahr sein; aber wenn man nur von Wahrheit so in abstracto spricht, so vergißt man daß es verschiedene Gattungen von Wahrheit gibt, mathematische, logische, naturwissenschaftliche, geschichtliche, moralische und ästhetische Wahrheit. Die Frage kann daher nicht sein ob das Schöne, Poetische auch wahr sein, sondern ob es noch eine andere als ästhetische Wahrheit haben müsse, etwa logische, oder mathematische, oder naturwissenschaftliche, oder geschichtliche? Da ergibt sich denn sehr bald daß das Schöne nur die ihm selbst eigenthümliche ästhetische Wahrheit zu haben brauche und daher von den nicht zu seiner eigenen Natur gehörigen Gattungen der Wahrheit sehr wohl abweichen könne, weshalb es kommen kann daß die Poesie einem, wenn auch als Aberglauben erkannten Wahn geneigter ist als einer naturwissenschaftlich oder geschichtlich erkannten Wahrheit.

Selbst in wissenschaftlich aufgeklärten Zeiten, wo die Dichter den Phantasiegebilden des Aberglaubens schon längst keine Wirklichkeit mehr beilegen, wo sie erkannt haben daß die transcendenten, extramundanen Götter und Geister des Aberglaubens immanente, der Natur und dem Menschen inwohnende Mächte sind, können sie doch nicht umhin ihnen poetische Wahrheit beizulegen und sie als geeignete Verkörperung ihrer Ideen zu gebrauchen. Denn die Poesie kann die Wahrheit nicht in wissenschaftlich abstracter Begriffsform darstellen, sondern muß ihr einen concreten, individuellen, anschaulichen Leib geben, sie muß den Gedanken verdichten. Sie sieht sich daher genöthigt die immanenten Mächte der Natur und des menschlichen Geistes doch wieder als transcendente persönliche Wesen vorzustellen, und z. B. anstatt wie die Moralsysteme vom negativen, verneinenden Geist im Menschen zu reden, uns den Teufel in leibhaftiger Gestalt vorzuführen, „den Gesellen der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen". Die abstracte Wahrheit daß im Menschen zwei entgegengesetzte Principien miteinander kämpfen, wird poetisch als der Kampf guter und böser Geister um den Menschen dargestellt. Auch die Versuchungsgeschichte Jesu ist darum so poetisch, weil die innern Vorgänge in seiner Seele dadurch anschaulich werden. Die Geister, Gespenster und Hexen bei Shakspeare haben obgleich keine Wirklichkeit doch poetische Wahrheit, weil sie innere Vorgänge in der Seele des Helden abbilden; und wenn Homer dem Achilles, dessen Herz

Unter der zottigen Brust rathschlagete, wankenden Sinnes,
Ob er, das schneidende Schwert alsbald von der Hüfte sich reißend,
Trennen sie sollt' auseinander und niederhau'n den Atreiden;
Oder stillen den Zorn und die muthige Seele beherrschen,

des Aegis erschütternden Zeus blauäugige Tochter vom Himmel herabsendet seinen Zorn zu besänftigen, so ist Das weit poetischer als wenn der Dichter blos gesagt hätte: er besann sich und steckte das Schwert wieder in die Scheide. Ebenso ist es in der „Odyssee" weit poetischer daß Poseidon, zurück von den Aethiopen sich wendend, den Odysseus auf der dunkelwogenden Meerflut erblickt und in heftig tobendem Zorne sogleich die Wolken versammelt, die Meerflut empört, den Dreizack schwingt, die Orkane erregt zum Kampf mit Orkanen und ganz in Gewölke verhüllt Erde zugleich mit Gewässer (Od., V, 282 fg.): — es ist diese Schilderung weit poetischer als die eines blos natürlich entstandenen Sturmes gewesen wäre; denn das freundliche oder feindliche Walten der Naturmächte verwandelt sich poetisch in die Gunst oder Misgunst der an den menschlichen Geschicken theilnehmenden Götter. Homer hat vielleicht ebenso wenig an die Wirklichkeit seiner Götter geglaubt als die spätern Dichter; aber sie hatten ihm wenn auch keine Wirklichkeit doch poetische Wahrheit gegeben, und so kommt es denn daß auch wir seine Gedichte noch mit Vergnügen lesen, obgleich uns jene Götterwelt längst entschwunden ist. Ja, unsere neuesten Dichter kleiden fort und fort noch ihre poetischen Ideen in das Gewand der Mythen und unser ästhetischer Sinn wird dadurch nicht im mindesten beleidigt, sondern bei geschickter Benutzung des Mythischen oft sehr erfreut. Wie schön dichtet nicht Goethe, um das Lieberweckende in dem Gesange der Nachtigall zu erklären:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

und um das verschiedene Zeitmaß der Liebenden begreiflich zu machen, wie sinnig dichtet er:

Eros, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtsinniger Gott, missest du doppelt die Zeit?
„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernten Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab."

Wenn Schiller in den „Göttern Griechenlands" die dahingeschwundene Fabelwelt beklagt, so läßt sich mit Recht erwidern daß nur die abergläubisch angenommene Wirklichkeit der fabelhaften Wesen für uns verloren sei, aber nicht ihre poetische Wahrheit. Denn was im Leben untergeht hört darum noch nicht auf unsterblich im Gesang zu leben. Glauben wir auch z. B. nicht mehr an die schlangenhaarigen Eumeniden als an wirkliche Wesen, so darf doch der Dichter noch fort und fort die den Verbrecher überallhin verfolgende Gewissensqual durch sie anschaulich machen; erklären wir auch den Schlaf und Tod natürlich, so gefällt es uns doch, wenn der Dichter sie als zwei Brüder darstelle, und vor das Bett des Sterbenden kein gräßliches Gerippe treten läßt, sondern einen Genius mit gesenkter Fackel, der durch einen Kuß das letzte Leben von der Lippe nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Zum Schul- und Predigtwesen in Italien.

In dem vor kurzem erschienenen dritten Bande von A. Stahr's „Ein Jahr in Italien" *) finden sich, wie in den beiden frühern Bänden, anziehende Beiträge zur nähern Kenntniß des Schul- und Predigtwesens in Italien, das noch immer so sehr im Argen liegt, und von dem man so wenig erfährt. Es sei vergönnt Einiges hier mitzutheilen.

In der Fastenzeit (quaresima) wird in vielen Kirchen Roms von Priestern und Mönchen für die Jugend des ärmern Volks eine Art Religionsunterricht (esame) gegeben; es sind Kinder von etwa neun bis dreizehn Jahren, welche bald zum ersten male beichten und die erste Communion begehen wollen. Wenn Kinder von acht und neun Jahren beichten, mögen wol wunderliche Sünden zum Vorschein kommen. Unser Landsmann wohnte einem solchen esame in der Kirche degli apostoli bei; er fand drei bis vier verschiedene Abtheilungen von Kindern, je zu vierzig etwa, an verschiedenen Seiten der Kirche auf einem Viereck von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite. Obenan auf einem Lehnsessel saß ein wohlgenährter Franziskaner (frate), und das Ganze lief eigentlich auf ein reinäußerliches Dressiren der jungen Seelen auf landesübliches Christenthum hinaus. Das Exercitium begann zuerst mit Uebungen im Schlagen des Kreuzes; dann folgte Aufsagen des Paternoster, des Credo, der Kirchengesetze (legge della Chiesa) und der Zehn Gebote. Der Frate nannte einige Kinder bei ihren Namen; die meisten bezeichnete er bei seinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung oder nach irgend einer Eigenthümlichkeit ihrer Gesichtszüge, z. B.: Du, mit dem weißen Halstuche! (tu, col fazzoletto bianco!), oder: Du, mit dem rothen Gesichte! (tu, col viso rosso!) Einige beehrte er wol auch mit irgend einem Scheltnamen: Dieb, Schelm (bricone, birbaccione) u. s. w. Heftig polterte der gutmüthige Franziskaner, wenn, wie es meistens der Fall war, vorzugsweise die Knaben schlecht bestanden; er eiferte und keifte, verdarb aber dadurch den zerlumpten Quiriten ihre gute Laune nicht im geringsten, denn sie fuhren fort allerlei Schalkspossen zu treiben. „Welche Todsünde", schrie der Frate, „solche Dinge zu vernachlässigen. Kinder! Kinder! Das sind wesentliche Dinge (sono cose essentiale), und du lachst, Spitzbube? Na, der Sommer ist nicht weit, und wenn du dann das gelbe Fieber kriegst und stirbst dann, wohin denkst du daß du gehst wenn du diese cose essentiale nicht in deinem birbantischen Kopfe hast? Geradewegs in des Teufels Haus (dirittamente in casa del diavolo). Denn", fuhr er nach einer kleinen Pause, während welcher er in die Höhe geblickt hatte, fort, „seht ihr die Fensterbogen dort? Es ist keine Treppe da daß man zu ihnen hinaufsteigen könnte. Aber es gäbe doch wol ein Mittel da hinauf zu gelangen auch ohne Treppe; denn kluge Menschen erfinden Vieles. Aber per entrare nel paradiso senza sapere le cose essentiale, dafür gibt es kein Mittel, kein Priester und kein Frate, ja der Heilige Vater selbst mit all seiner omnipotenza kann euch dazu nicht helfen. Darum (mit großem Nachdrucke und einer doppelten Prise aus der schwarzen Tabadose) dunque, figliuoli miei, imparatevi bene le cose essentiale!"

Auch unsern Landsmann zog der Katechet in seinen Unterricht mit hinein. „Ein Knabe stockte bei dem siebenten Gebote. «Il settimo!» schrie der Frate, vor Zorn ganz braun im Gesichte. «Non sai il settimo, birbaccione chi sei!» Dann mit einer Stimme die durch die ganze Kirche donnerte rief er: «Non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalke das siebente Gebot schwer eingeht, und ist doch selbst ein piccolo rubatore! Hast du nicht deinen Schwestern manch Stück Brot und ihre gebratenen Maronen gemauset? Seht ihn euch an, den briconcello, wie er dasteht!» Dann fuhr er besänftigter

*) Wir berichteten bereits darüber in Nr. 283 d. Bl. f. 1850.
D. Red.

Digitized by Google

fort: «Ja, meine Kinder! Lernet die commandamenti di Dio fleißig. Selbst die Signori Inglesi, obschon sie Ketzer sind, sogar sie kennen die Zehn Gebote. Der Signor da — er zeigte auf mich — wird es bezeugen.» Die ganze kleine Heerde wendete jetzt ihre Blicke auf mich, und ich bestärkte mit mehrmaligem Kopfnicken die Worte ihres eifrigen Hirten."

Immer mehr und mehr ward von da ab unser Landsmann in den Unterricht hineingezogen. „Als sich ein kleiner Buffo durchaus an Nichts erinnern wollte, selbst im Schlagen des Kreuzes sich ungeschickt stellte, und zuletzt unter allerlei Possen zum Gelächter seiner Kameraden auf seinen Platz zurückkehrte, wendete sich der Mönch an mich mit der Frage: «Was sagt Ihr zu einem so ungezogenen Buben?» Ich erwiderte mit einer verständlichen Pantomime daß hier ein guter Stock noththäte. «Da vero! da vero!» bekräftigte er, drohte dem Buben, doch kam es zu dem Aeußersten nicht. Als er bei dem Abfragen der Zehn Gebote mit dem sechsten an ein Mädchen kam welches nicht zu antworten wußte, ging er darüber hin mit den Worten: «Nun, das ist noch nicht für dich.»"

Zum Schluß zog er mit sämmtlichen Kindern an den Altar, ließ sie da niederknien, und begann selbst kniend das „Ora pro nobis!" unter Anrufung einer Menge Heiliger, bei deren Namennennung jedesmal die Kinder ein erneutes: „Ora pro nobis!" hineinplärrten. Dann führte er sie aus der Kirche, wo sie sich von ihm, die artigen und frommen unter Handküssen, verabschiedeten.

Höchst ergötzlich ist der Schluß einer Kapuzinerpredigt, den Stahr an einer andern Stelle seines anziehenden Reiseberichts mittheilt. Die Predigt handelte über das vierte Gebot, und schloß mit folgender Exemplification:

Nostro S. Gesu Cristo, quando era ragazzo del età di dodici anni, una volta, come fanno mica spesse volte le creature, s'era allontato da sua Santissima madre. Quella povera Madonna — benedetto sia il suo santissimo nome! — angustiata di ritrovare il carissimo figlio, andò cercando per tutta Gerusalemme, ed in fine entrò nel templo — forse anche per dire un Ave o due.	Unser Herr Jesus, als er noch ein Bürschchen in dem Alter von zwölf Jahren war, hatte sich eben auch einmal im Spielen, wie Das die Kinder wol in diesem Alter thun, von seiner allerheiligsten Mutter entfernt. Die arme Madonna — gebenedeiet sei ihr Name: — ängstlich bekümmert ihren geliebten Sohn wiederzufinden, wanderte suchend durch ganz Jerusalem, und trat zuletzt in den Tempel ein — vielleicht auch um ein Ave Maria oder zwei zu beten.
Imaginatevi, figliuoli miei, la sua gioia, quando ci trovò il figlio cercato, chi stava chiacchi rando colli professori. „Gesu Cristuccio mio!" — 'sclamò — „come ti potevi staccare dal benedetto fianco della madre? Quanto m' hai fatto penare!" Ma lui, sgualiatamente da ragazzaccio, rispose: „Che v' importa a voi, o donna!" Vedete, fratelli miei, v' era una risposta propriamente impertinente. Ma che fine ha fatto poi? — In croce!	Nun stellt euch vor, meine Kinder, wie groß ihre Freude war als sie dort ihren überall vergebens gesuchten Sohn fand, der dastand und mit den Professoren schwatzte. „Jesus Christchen!" rief sie aus, „wie hast du es übers Herz bringen können dich von der gesegneten Seite deiner Mutter zu entfernen? Was für Sorge hast du mir gemacht!" Er aber, widerspreecherisch wie Jungen sind, antwortet trotzig: „Was geht Das Euch an, Donna?" Ihr seht, meine Brüder, Das war eine Antwort, so unschicklich wie nur Etwas sein kann. Aber wo hat er denn zuletzt auch sein Ende genommen? — Am Kreuze!

24.

Bibliographie.

Bluntschli, Allgemeines Staatsrecht, geschichtlich begründet. 1ste Abtheilung. 1stes bis 5tes Buch. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der 6ten Auflage von C. Vogt. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hunkler, T. F. X., Leo der Neunte und seine Zeit. Mainz, Kirchheim und Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Klencke, H., Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal. Mit dem Portrait A. von Humboldt's und einer Karte des Orinoco-Stromes. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neues Laienbrevier. Aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von W. Wolfsohn. Dessau, Katz. 16. 1 Thlr.

Reden, Frhr. F. v., Allgemeine vergleichende Finanz-Statistik. Vergleichende Darstellung des Haushalts, des Abgabenwesens und der Schulden Deutschlands und des übrigen Europa. 1stes Heft. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Richers, J., Natur und Geist. 1ster Theil: Die Grundprincipe der Materie. — A. u. d. T.: Der Magnetismus, der Galvanismus und die Elektricität. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schults, A., Haus und Welt. Neuere Gedichte. Elberfeld, Bädeker. Gr. 16. 1 Thlr.

Stifter, A., Studien. 1ster bis 4ter Band. 3te Auflage. 8. Pesth, Heckenast. 1850. 8. 8 Thlr.

Streber, F., Die ältesten Münzen der Grafen von Hohenlohe oder zwanzig bisher meist unbekannte Pfennige des Hrn. Ulr. von Hohenlohe. Ein Beitrag zur Geschichte der Grafen von Hohenlohe von 1371 bis 1408. Mit einer Tafel Abbildungen. München. 1850. Gr. 4. 22½ Ngr.

Von einer verschollenen Königsstadt. Ein romantisches Gedicht. Vom Verfasser der „Parallelen." Wien, Pfautsch u. Voß. 1850. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wanner, M., Der Kanton Schaffhausen in seiner antiquarischen Bedeutung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 16. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Meinertzhagen, G., Der 18. Oktober 1850, eine Mahnung an die Zukunft des himmlischen Königs und seines Reichs. Predigt über Apocalypse 11 V. 15—18. Bremen, Heyse. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schandein, L., Die Auswanderer. Gedicht in westricher Mundart. Kaiserslautern, Mahla. 8. 2 Ngr.

Schleswig-Holstein. Einfache geschichtliche Darstellung. Empfohlen von dem Unterstützungs-Comitee in Elberfeld und Barmen. Elberfeld, Bädeker. 1850. 8. 2½ Ngr.

Schweizer, A., Die Aufnahme in die Synode kirchenrechtlich beleuchtet. Zürich, Orell, Füßli u. Com. 1850. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schwenck, K., Ein Würzburger Facultätsspruch mit einigen Anmerkungen herausgegeben. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den Hrn. Minister von Manteuffel. Leipzig, Keil u. Comp. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Unbilden der Gegenwart gegen den geistlichen Stand, besonders gegen die Landgeistlichen und Landschullehrer im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Altenburg, Jacob. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Verdict des Bürgers über die Bekenntnisse eines Soldaten. Leipzig, Müller. Gr. 12. 7 Ngr.

Wagl, F., Der christliche Religions-Unterricht an der Volksschule und am Gymnasium, mit Rücksicht auf die Anfoderungen der Gegenwart. Gratz, Hesse. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur Erinnerung an Nicolaus Falk, Professor des Rechts in Kiel. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 25. —— 29. Januar 1851.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Der Unterschied der poetischen von der wissenschaftlichen Wahrheit liegt keineswegs blos in der Form der Darstellung, die für jene concret anschaulich, für diese abstract begrifflich ist, sondern ebenso sehr im Inhalte des Dargestellten. Denn während die Wissenschaft die wirkliche Welt in ihren verschiedenen Reichen und deren Causalzusammenhang zum Gegenstand hat, unbekümmert ob und inwieweit die wirklichen Dinge den Ideen im platonischen Sinne, d. i. den ewigen Ur- und Musterbildern, entsprechen: so zeigt uns die Poesie dieselben gerade im Lichte dieser Ideen, unbekümmert darum ob sie so auch in der Wirklichkeit vorkommen. Denn nicht Nachahmung der Natur ist die Aufgabe der Kunst, sondern Vollendung derselben, Veranschaulichung derselben in ihrer der Idee entsprechenden Erscheinung. Daher kann nicht die gemeine Wirklichkeit in Natur und Geschichte Gegenstand der Poesie werden, sondern nur das in seiner Art Vollkommene, das ein Repräsentant seiner Idee ist, das Schöne und Charakteristische. Während der Naturforscher das Stein-, Pflanzen- und Thierreich abgesondert betrachtet und jede, auch die häßlichste und unentwickeltste Art in seine Classification aufnimmt, so stellt uns der Maler oder Dichter in einem Landschaftsbild die Natur nicht so auf Schnüre gezogen, was höchst abgeschmackt wäre, vor Augen, sondern in ihrem bunten Durcheinander von Berg und Thal, Gestein und Gewässer, Pflanzen und Thieren, in trüber oder heiterer Atmosphäre, so jedoch daß die disparaten Theile durch eine Idee, eine bestimmte, sei es nun schöne oder charakteristische Naturstimmung, zu harmonischer Einheit verbunden werden. Und sowie der poetische Naturschilderer uns die Natur im Lichte einer Idee zeigen, also die rohe Wirklichkeit verklären und veredeln muß, ebenso darf uns auch der epische und dramatische Dichter nicht die Geschichte in ihrer gemeinen Realität vorführen, sondern muß bedeutende, charakteristische Helden und Begebenheiten wählen, in denen sich ebenfalls eine Idee zur Anschauung bringen läßt. Während der Wissenschaft also der Stoff gleichgültig ist und sie den Mistkäfer mit gleicher Wißbegierde und Wahrheitsliebe betrachten muß wie den Menschen, so ist es in der Kunst die Vorliebe für diese oder jene Gegenstände die die Wahl des Stoffs bestimmt, eine Vorliebe die freilich nicht willkürlich ist, sondern bedingt durch das an sich Schöne in jeder Gattung.

Hieraus ergibt sich aber auch, was die Verwandtschaft der Poesie zum Aberglauben betrifft, daß nur solcher Aberglaube poetisch wirkt der uns die Dinge im Lichte einer schönen Idee sehen läßt. Gemeiner, häßlicher, unsinniger Aberglaube, abgeschmacktes dummes Zeug, was das Gemüth nicht in eine edle, harmonische Stimmung versetzt und nicht ebenso den Kopf als das Herz zu befriedigen vermag, kann unmöglich poetisch wirken. Sowie wir die poetische Wahrheit von der wissenschaftlichen unterschieden haben, ebenso müssen wir auch den poetischen Aberglauben vom unpoetischen unterscheiden. Sowie die Poesie, wenn sie wirkliche Gegenstände aus der Natur und Geschichte zum Stoff ihrer Darstellung wählt, dieselben nicht lassen kann wie sie sind, ebenso wenig kann sie abergläubische Vorstellungen, wenn sie dieselben benutzt, unverändert aufnehmen, sondern muß ihnen das Gepräge einer poetischen Idee aufdrücken, wenn sie dasselbe nicht schon ansichtragen. Der abergläubische Wahn z. B. daß den Göttern zu ihrer Versöhnung Menschenopfer geschlachtet werden müssen, ist abscheulich und an sich keineswegs poetisch. Aber die Art wie Euripides in seiner „Iphigenia in Aulis" diesen Aberglauben verarbeitet hat ist sehr poetisch und wirkt echttragisch. Es leuchtet aus dieser Tragödie der Conflict zwischen der Foderung der Natur und der des positiven, für göttlich geoffenbart gehaltenen Gebots hervor. Agamemnon opfert, obwol nicht ohne Schmerz, sein Familienwohl dem Wohle des Vaterlandes; Iphigenia, obwol gegen das herbe Geschick kämpfend und sich sträubend, das sie als blühende Jungfrau statt zum erwarteten Traualtar zum unerwarteten Opferaltar führt, besiegt sich doch heldenmüthig und erträgt in der Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit und zugleich Heilsamkeit ihres Todes mit großartiger Ergebung ihr Unglück. Die Helden des Stücks stehen also, obwol intellectuell klein, weil abergläubisch, doch moralisch da, und eben dieser Zwiespalt zwischen intellectueller Befangenheit, die in ihrem Wahne so Unnatürliches für göttliches Gebot hält, und resignirendem Heldensinn, der sich dem Gebotenen mit Freiheit

unterwirft und alle persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer bringt, erregt unser Mitleid und wirkt echttragisch; während ein bloßes Hinschleppen der Iphigenia zur Schlachtbank wider ihren Willen und ihre Ueberzeugung im höchsten Grade unpoetisch wäre, weil es das Gemüth des Zuschauers mit Entsetzen ergreifen würde, wie sonst ein gewaltsamer; aus keinen innern Conflicten hervorgegangener Mord.

Aehnlich unpoetisch an sich wie der Wahn der Menschenopfer ist auch die schroffe Schicksalsidee welche unschuldige Menschen schon vor ihrer Geburt durch Götterspruch zum Untergange bestimmt sein läßt. Ein so unschuldig, man weiß nicht warum, dem herben Geschick verfallener Mensch könnte kein Gegenstand einer Tragödie sein. Dennoch hat Sophokles es verstanden im König Oedipus einen echttragischen Helden aufzustellen, und Karl Friedrich Becker hat in seinem oben angeführten Werke „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet" Unrecht wenn er nach Betrachtung des Sophokleischen Oedipus in Betreff der darin waltenden Schicksalsidee sagt:

Will ich mir die Sache recht versinnlichen, so kann ich mir den Schicksalsgott allenfalls wie einen spaßhaften Schiffsherrn denken der mitten auf dem Meere zu seinem Vergnügen einen Sklaven über Bord geworfen hat, um zu sehen wie lange er das Schwimmen wol aushalten werde ehe er untergeht. Der Sklave will auch diesem Schicksale entgehen, und glaubt es recht gut zu machen wenn er sich an dem Rand des Bootes festhält; aber der Schiffsherr haut ihm mit einem glücklichen Hiebe beide Hände ab. Der Sklave will darauf mit den Zähnen in ein herabhängendes Seil beißen, aber der Herr taucht ihn durch einen kräftigen Stoß mit einer Stange tief ins Wasser hinab daß er blutig wieder heraufkommt. Doch schwimmt er noch ganz matt eine Strecke fort, bis ihn die Kräfte verlassen und er ertrinken muß.

Dieser Oedipus, der, wie es Becker sich vorstellt, aus einer grausamen göttlichen Tyrannenlaune, ohne seine Schuld, zu ungeheuerm Unglück ausersehen ist und, gegen dies Unglück ankämpfend, nur immer tiefer hinein versinkt, ist keineswegs der Sophokleische. Von diesem hat Karl Johann Hoffmann (in einer Alexander von Humboldt gewidmeten 1832 in Berlin erschienenen Schrift „Ueber das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst") nachgewiesen daß keineswegs die Schicksalsidee das Hauptmotiv der Tragödie bildet, sondern die Schuld des Oedipus, und eben Dieses hat auch Konrad Schwenck in seinen 1846 erschienenen Erklärungen der Tragödien des Sophokles auf überzeugende Weise dargethan. Konrad Schwenck, ein gediegener und gründlicher Kritiker, hat auch neulich in seinen Erklärungen der Schiller'schen Werke gezeigt wie Schiller in der Behandlung der Schicksalsidee weit hinter Sophokles zurücksteht, da in der „Braut von Messina" der Fluch des Ahnherrn, welchem die feindlichen Brüder erliegen, nur wie ein gräßlicher Schicksalspopanz willenlose, unzurechnungsfähige Wesen zermalmt:

Der Haß eines solchen Brüderpaars wie es uns der Dichter verführt muß, wenn er irgend sittlich wirksam sein soll, sich in menschlichen Ursachen des Hasses bewegen, damit ihnen eine Zurechnungsfähigkeit zutheilwerde. Bei solcher Motivirung mag ein Fluch im Hintergrunde stehen und einen dämonischen Schauer über das Ganze verbreiten, er wird dann das Sittlich-Menschliche nicht ganz vernichten. Schiller hat jedoch nur das vollkommen schroffe Schicksal ohne Spur einer Milderung zu seiner Darstellung gewählt, obgleich die Oedipus-Sage die Schroffheit in hohem Grade mildert. In dieser fühlen die Söhne des Oedipus daß ein Fluch in ihrem Hause walte, aber ihr Haß entbrennt erst um die Herrschaft und reißt Beide in der Wuth des Wechselmordes in den Tod. Um Herrschaft kämpfen aber auch Andere, ohne daß sie glauben ein Fluch lauere auf sie, und um Herrschaft sind schon zahlreiche grauenvolle Verbrechen begangen worden und werden noch begangen. Da bietet sich denn doch eine menschliche Leidenschaft dar welche in so vieler Menschenbrust heftige Begier entflammt, und die Jeder verstehen kann, und es ist nicht ein gegenstandloser Haß, der nur wie ein thierischer Instinct wirkt und, wie bei Schiller, als unbegreifliche Idiosynkrasie erscheint.

Aus diesen Beispielen ergibt sich unter welchen Bedingungen die Wunderwelt des Aberglaubens in die Poesie hereinspielen darf, wenn sie ästhetisch wirken soll. Das Uebernatürliche darf nichts Unnatürliches erzeugen, denn alles Unnatürliche ist unschön. In der Poesie müssen immer menschliche Situationen, menschliche Charaktere und Leidenschaften nebst deren Conflicten die Hauptmotive bilden, und jener sinnlose, das Leben verstörende Aberglaube, der die in finsterm Wahn befangenen Menschen zu widernatürlichen Handlungen fortreißt, kann kein Gegenstand der Poesie sein, sondern lediglich der psychologischen Pathologie. Von dieser aus dummer Angst oder aus thörichten Wünschen entsprungenen Wunderwelt des Aberglaubens hat Oersted ganz recht daß sie, in ihrer Fülle entwickelt, soweit entfernt ist eine Welt der Schönheit zu sein daß sie vielmehr ganz das Gegentheil davon ist. Teufelsverschreibungen, zauberhafte Besprechungen, Geisterbeschwörungen, Exorcismen, magisch wirkende Flüche, gespenstischer Spuk, Hexenwunder u. dgl. ist an sich gar nicht poetisch. Die poetische, ästhetische Gemüthsstimmung ist völlig verschieden von der in jenem finstern unheilvollen Wahn befangenen. Der Wilde der bei einer Sonnenfinsterniß zittert und bebt als sollte die Welt untergehen; der Feige der sich bei einem Gewitter verkriecht; der Thörichte der anstatt seine kranken Kinder durch natürliche Mittel zu heilen sie durch Zaubersalben und Tränke zugrunderichtet; der Sünder der sich schon im voraus für noch künftig zu begehende Sünden einen Ablaßzettel kauft; der Reliquienanbeter, der Vogelflug- und Eingeweidebeobachter: — all dieses Gesindel ist Nichts weniger als poetisch. Soll der Dichter, dessen Gemüthsstimmung die ruhige, von Angst und Wahn freie contemplative, in das Anschauen der göttlichen Ideen vertiefte ist, jene Wahnwelt des Aberglaubens in seine Dichtungen aufnehmen, so kann er sie nicht zum Zweck derselben machen, sondern sie nur als mitwirkende Ingredienzen einmischen, die dazu dienen die poetische Idee in ein desto helleres Licht zu stellen.

Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung was Tieck 1796 in seiner dem Shakspeare'schen „Sturm" vorangeschickten Abhandlung über „Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren" sagt. Bei so richtigen und tiefen

Einsichten über die Bedingungen unter denen allein das Wunderbare poetisch wirken kann, ist es zu verwundern daß Tieck selbst es nicht poetischer zu verarbeiten gewußt hat. E. T. A. Hoffmann, der das Wunderbare und Grauenhafte in seinen Erzählungen mit so großer Vorliebe behandelt, hat sich dafür auf Tieck berufen und gemeint: es bedürfe keiner Apologie des Grauenhaften, da die größten Dichter vermöge jener Hebel das menschliche Gemüth in seinem tiefsten Innern zu bewegen gewußt. Man dürfe nur an Shakspeare denken, sowie sich auch Niemand besser darauf verstanden als Tieck in mancher seiner Erzählungen, z. B. im „Liebeszauber". Die Idee dieses Märchens müsse in jeder Brust eiskalte Todesschauer, ja der Schluß das tiefste Entsetzen erregen, und doch seien die Farben so glücklich gemischt daß, trotz alles Grauens und Entsetzens, uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragischen befange, dem wir uns willig und gern hingeben. Aber Konrad Schwenck hat gezeigt daß weder in dieser Tieck'schen Erzählung auf die sich Hoffmann beruft noch in Hoffmann's eigenen Erzählungen das Grauenhafte und Wunderbare poetisch wirkt. („Literarhistorische Charakteristiken und Kritiken", 1847.)

Die romantische Schule hat es überhaupt nicht verstanden das Wunderbare poetisch zu verarbeiten, weil in ihren Dichtungen entweder die Phantasie sich auf Kosten des Verstandes geltendmacht, sodaß die Seelenkräfte nicht harmonisch angeregt werden, was doch jede echte Dichtung thun muß; oder weil das Wunderbare, Außerordentliche mit dem Alltäglichsten und Gemeinsten so bunt durcheinander gemischt ist daß man nicht weiß ob man in einer eingebildeten Welt des Wahnwitzes oder in der wirklichen lebt, mithin alle Einheit fehlt, ohne die doch ein wahrhaft poetisches Product nicht bestehen kann. In der Poesie kommt Alles auf den Gehalt an; dieser entscheidet ob und welcher Aberglaube in eine Dichtung aufzunehmen sei. Gehaltvolle Mythen, wie der vom Prometheus, von der Pandora, von der Psyche u. a. dgl., sind schon an sich poetisch und erleichtern daher dem Dichter sehr eine poetische Bearbeitung. Gehaltloses dummes Zeug hingegen, wie es im abgeschmackten Aberglauben des Pöbels vorkommt und nur dessen innere Angst und Noth abbildet, dürfte auch dem größten Dichter schwer werden in Poesie zu verwandeln.

22.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Leo's XII. Grabmal.

Vor dem Altar Papst Leo's des Großen in der Peterskirche zu Rom, welchen Alessandro Algardi's Hochrelief des Attila schmückt, ein bewunderungswürdiges Werk, soviel man auch von Seiten des strengern Kunstgeschmacks dagegen einzuwenden haben mag, bemerkt man im Fußboden einen einfachen Marmor mit folgender von einem Kreise eingefaßter Inschrift:

Leoni Magno
Patrono coelesti
Me supplex commendans
Hic apud sacros cineres
Locum sepulturae elegi
Leo XII humilis cliens
Haeredum tanti nominis
Minimus.

Papst Leo XII. hat diese schöne Inschrift selbst verfaßt; seit dem December 1830, das ist seit dem Tode Pius' VIII., ruht er unter diesem Stein, nicht in jener Abtei bei La Genga wo er sich ein Grab bestellt hatte. (Vergl. Nr. 206 d. Bl. f. 1849.) Auf letzterm liest man folgende Worte:

Cinis Annibalis
Misserrimi peccatoris
Coagmentatus et in lucem editus
Postridie Kal August MDCCLX
Solutus . . . . . .
Hic novam coagmentationem
Indissolubilem expectat
Orate ut sit in pace locus eius.

Gleich diesem für Annibale della Genga bestimmten Grabmal ist manches andere leer geblieben. Einige wenige nur unter den in Italien befindlichen mögen genannt werden. In der Benedictinerklosterkirche von Monte Vergine bei Avellino im Königreich Neapel ist das Grab welches König Manfred sich erwählte, ein antiker Sarkophag, wie mehr denn einer der Porphyrsärge der normannisch-hohenstaufischen Herrscher Siciliens antiken Ursprung anzeigt. Dem Sohne Friedrich's ward kein Grab zutheil: längs des Verde an des Reichs Grenze verwehte der Wind die Asche des Gebannten. Leer steht in der Certosa von Pavia das Mausoleum Gian Galeazzo Visconti's: als es fertig war konnte man seine Gebeine nicht mehr auffinden. Neben der Marmorstatue der Beatrice d'Este liegt in derselben Kirche die ihres so unglücklichen wie schuldigen Gemahls Lodovico Sforza, genannt il Moro; aber er starb einsam im Schlosse von Loches in Frankreich nach zehnjähriger Gefangenschaft. Papst Alexander's VI. Grab in den vaticanischen Grotten ist leer: seine Reste wurden nach der spanischen Kirche Sta.-Maria in Monserrato gebracht. Manche der prächtigen aber häufig geschmacklosen Papstmonumente in St.-Peter sind nur Ehrendenkmale, wie das des Dante Alighieri in Sta.-Croce zu Florenz.

Italienische Streitkräfte im 17. Jahrhundert.

Gregorio Leti, ein Vielschreiber, welchem eine Masse guten Materials neben der Kenntniß zahlreicher Curiosa zugebotestand, dessen Bücher man aber nur mit der äußersten Vorsicht gebrauchen darf, weil er theils nach allerhand on dits schrieb, theils die Wahrheit absichtlich entstellte, gibt in seiner „Italia regnante" folgenden Ueberschlag der Streitkräfte Italiens seiner Zeit (um 1675): Waffenfähige Männer 1,972,000; im Kriegsdienst befindlich oder dazu verpflichtet 369,500 Mann Fußvolk, 32,200 Reiter; im Garnisondienst 27,400; Milizen „welche ohne Bedrückung der Unterthanen besoldet werden können" 149,500 Mann Fußvolk, 10,000 Reiter. Diese Zahlen wären bedeutend, namentlich im Verhältniß zu der damaligen Bevölkerung, welche weit unter der gegenwärtigen steht; aber bei dem Mangel an glaubwürdigen statistischen Angaben, über den man zum Theil heute noch klagt, darf man dieser Zählung keine große Wichtigkeit beilegen, indem sie wahrscheinlich nur nach einem ganz allgemeinen Ueberschlag oder der Annahme einer willkürlichen Proportion gemacht ist. So ist denn die ganze Berechnung kaum viel mehr als illusorisch, und da sie nicht nach den einzelnen Staaten eingetheilt ist läßt sich eine Vergleichung mit neuern Verhältnissen nicht anstellen. Letztere Verhältnisse sind übrigens infolge der Umwälzungen der beiden jüngsten Jahre äußerst schwankend, und während im Lombardisch-venetianischen Königreich wie in Beiden Sicilien die Zahlen sich im Vergleich mit früher bedeutend gesteigert, sind im Königreich Sardinien, in Toscana, im Kirchenstaat die Militairetats vermindert worden. Für das Jahr 1833 gab Serristori der Lombardei acht Linienregimenter Infanterie, ein Jägerbataillon, ein Gensdarmerieregiment, ein Cavalerieregiment (Chevaux-

legers), elf Artilleriecommandos u. s. w., und berechnete die im Königreich ausgehobenen Truppen auf etwa 30,000 Mann, nämlich im Verhältniß zur Bevölkerung wie 1 : 142,000. In derselben Zeit gab er dem Kirchenstaat eine Militairmacht von beinahe 18,000 Mann. Das sardinische Königreich hat gegenwärtig etwa 35,000 Mann (Kriegsfuß mit Einziehung sämmtlicher Reserven 146,000); Toscana gegen 11,000 oder nach Abzug der Polizeitruppen, Invaliden und freiwilligen Grenz- und Küstenwächter nur 6000; Neapel, dessen regelmäßige Macht nicht über 35,000 war, über 90,000 mit Einschluß von vier Schweizerregimentern. Die päpstliche Armee wird neu gebildet und soll aus etwa 10,000 Mann und 5000 Mann Polizeitruppen bestehen.

In dem erwähnten Jahr 1675 berechnete der nämliche Gregorio Leti die Kriegsmacht des Kirchenstaats folgendermaßen: Festungscommandos 4000 Mann; im Dienst unterrichtet und zum Tragen der Waffen fähig und verpflichtet 80,000 Mann Fußvolk, 3500 Reiter, die indeß zu Hause sind und „keine Löhnung beziehen, einige Privilegien ausgenommen". Von diesen würden ohne zu große Anstrengung 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter besoldet werden können. Außer den für diese Mannschaft nöthigen Waffen werden noch angegeben: in den Festungen Ferrara, Bologna, Engelsburg, vaticanischer Palast, Ancona, Ravenna Waffen für 60,000 Mann und reichliche Munition; im Hafen von Civitavecchia außer vieler Munition zwölf vollständig gerüstete Galeeren. Gemäß einer Relation über den Kirchenstaat aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts konnte der Papst über etwa 70,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reiter verfügen. Davon stellten Umbrien 10,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter; Romagna 20,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter; Marken 15,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter; Bologna und Ferrara 25,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter. Man weiß indeß nur zu gut aus der Geschichte jener Zeiten was das für Truppen waren, namentlich aus den Berichten über die lächerlichen Ereignisse des Kriegs welchen die Barberini (Urban VIII.) gegen die italienischen Verbündeten (Venedig, Toscana, Parma und Modena) wegen des Farnesischen Lehens Castro-Ronciglione unternahmen. Die Reputation der päpstlichen Truppen besserte sich auch im französischen Revolutionskriege nicht. Von den neuesten Ereignissen und dem Abfall der bewaffneten Macht von ihrem Souverain ist es besser ganz zu schweigen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des Bauernstandes.

Neuerdings ist in Paris erschienen: „Histoire des paysans en France, par M. A. *Leymarie*" (2 Bde.). Viele Jahrhunderte lang mußte der Bauernstand das härteste Joch tragen. Ihn drückte am längsten die Knechtschaft; denn obgleich dieselbe ohne Zweifel allmälig milder wurde, so hörte sie doch erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ganz auf. Die Revolution fegte in Frankreich ihre letzten Spuren weg, indem sie Alles was noch vom Feudalwesen übrig war vernichtete. Es ist ziemlich sonderbar daß die Cultur der Erde diese erste Quelle alles Reichthums und aller Gesittung so lange an die unterste Stufe der Beschäftigungen denen der Mensch seine Kräfte widmet hat verwiesen werden können. Dies kam wahrscheinlich von dem Vorherrschen des kriegerischen Elements während eines langen Zeitraums. Die besiegten Völker wurden Sklaven der Eroberer, welche den Boden unter sich theilten. Das Feudalwesen, welches nach dem Einfall der Barbaren errichtet wurde, behielt diese Demarcationslinie bei zwischen dem Grundbesitzer, als freien Mann, und dem Leibeigenen, als glebae adscriptus, d. h. als zu gewissen, mehr oder weniger erniedrigenden Leistungen gegen seinen Grundherrn gezwungen. Es war ein Fortschritt, weil diese Verpflichtungen wenigstens durch Gesetze und Verordnungen bestimmt wurden; aber der Bauer, dessen Schicksal noch ungewisser als das des Sklaven gemacht wurde, gewann dabei nicht an Wohlsein. Die Gewalt der Herren trat gar zu leicht die Gerechtigkeit mit den Füßen nieder, und ihre unaufhörlichen Fehden erlaubten dem Ackerbau nicht irgend einen Aufschwung zu nehmen. Auch versuchten es die durch Erpressungen und Elend zum Aeußersten getriebenen Bauern bisweilen sich gegen ihre Unterdrücker zu verbinden. Es waren schreckliche Empörungen, bezeichnet durch Raub, Mord, Brand, mit einem Worte durch alle Ausschweifungen welche die Rachsucht hervorbringen kann. Unterdessen führte die Entwickelung des Gewerbfleißes und des Handels bessere Resultate herbei. Es bildeten sich Communitäten um die Rechte der Herren abzulösen und um sich nach und nach zu emancipiren. Allein in dem Maß als die Feudalherrschaft sich ihrem Ende neigte schien sie sich rächen zu wollen, indem sie Denen welche noch unter dem Joche waren immer drückendere Lasten auflegte. Als die Französische Revolution ausbrach begrüßten die Bauern sie als ein Signal der Empörung gegen ihre Herren, und benutzten dieselbe um sich von den gräulichen Unterdrückungen woraunter sie solange gelitten zu befreien. Die Schlösser wurden geplündert und verbrannt, und die Adeligen, zum Lohn dafür daß sie auf die letzten Vorrechte die ihnen übrig waren großmüthig Verzicht geleistet hatten, sahen sich genöthigt die Flucht zu ergreifen, um dem Tode zu entgehen. Hr. Leymarie hat sich bemüht ein vollständiges Gemälde des Zustandes von Elend, Verlassenheit und Knechtschaft zu machen, worin die Bauern unter den verschiedenen Wandelungen des Feudalsystems bis zu seinem entschiedenen Falle sich befanden. Er hat die Untersuchungen welche eine solche Arbeit erfodert nicht gescheut, angefeuert von dem Wunsch die Sache einer Classe der Gesellschaft zu vertheidigen, für deren Wohl man seiner Meinung nach beiweitem nicht Alles was man thun sollte gethan hat. Wir glauben mit ihm es sei wünschenswerth daß die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers sich mehr auf die Interessen der ackerbauenden Bevölkerung richte; denn vor allem in einem Lande wie Frankreich ist sie die erste Quelle alles Reichthums, und bildet den festesten Bestandtheil des Staats, denjenigen der den Versuchen der Aufwiegler und den Theorien der revolutionnairen Utopisten am besten widersteht. Aber unser Verfasser scheint ein wenig zu übertreiben, wenn er sagt der Zustand des Bauers habe sich fast gar nicht verbessert. Derselbe ist ganz gewiß sehr verschieden von dem was er vor hundert Jahren war, und wenn er nicht Alles was man von der Emancipation erwartete erhalten hat, so kommt es großentheils davon her daß die allgemeine Bestrebung der Geister sich vorzugsweise nach der Entwickelung der Industrie gerichtet hat. Die Gewalt der Dinge wird in dieser Hinsicht von selbst eine Reaction herbeiführen, die gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, und deren erste Symptome sich schon auf verschiedenen Punkten von Frankreich zeigen. Die wahre Ursache des Uebels liegt in der falschen Civilisation, gegen welche heutzutage zahlreiche Stimmen sich mit Gewalt erheben. 27.

Bibliographie.

Eötvös, J. Freih. v., Der Dorfnotair. Aus dem Ungarischen übersetzt von Grafen J. von Mailáth. Drei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Gätschenberger, S., Grundriß der Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 10 Ngr.

Geist deutscher Klassiker. Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthlichsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. Herausgegeben von E. Freih. v. Feuchtersleben. Fünf Theile. Leipzig, Hartleben. 16. à 15 Ngr.

Walther, P. A. F., Literärisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Grossherzogthum Hessen insbesondere. 1stes Supplement. Darmstadt, Jonghaus. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Wessen Herz sich einsam fühlt in einer Zeit, die den edelsten Träumen keine Erfüllung gewährte, wer sich von den Ereignissen des Tags unbefriedigt abwendet, Der findet eine **erhebende Sammlung des Gemüths** in der dichterisch aufgebauten Welt dieses Romans, den die gebildete Lesewelt und unparteiische Kritik als eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete darstellender und erzählender Poesie begrüßt hat. Schon haben die mit sicherer Hand gezeichneten Gestalten der beiden ersten Bände der „Ritter vom Geiste": die Gebrüder Wildungen, Prinz Egon, Fritz Hackert, Franz Schlurck, die schöne Melanie, Guido Stromer, der Heidekrüger Justus, die Excellenz von Harder, Pauline von Harder sich als bedeutsame Typen der Gegenwart dem Gedächtnisse der Leser eingeprägt. In dem eben erschienenen **dritten** und **vierten** Bande gesellen sich zu ihnen in dem räthselhaften Amerikaner Ackermann, dem „lutherischen Papste" Propst Gelbsattel, der genialen Künstlernatur Max Leidenfrost, dem verstandesklaren Rudhard, dem freisinnigen Militair von Werdeck, dem Jesuiten Rafflard, dem geheimnißvollen Manne mit der schwarzen Binde, dem socialistischen Schwärmer Louis Armand, verbunden mit den anmuthigen weiblichen Erscheinungen der Helene d'Azimont, Olga Wäsämskoi, Luise Eisold und der seelenvollen Anna von Harder bis auf die komischen, immer belustigenden Erscheinungen der Frau von Trompetta und der Treubündlerin Friederike Wilhelmine von Flottwitz soviel **neue** Charakterbilder der Gegenwart, daß wir gewiß sein können, es bedarf nur der einfachen Anzeige eines nunmehr rasch aufeinanderfolgenden Erscheinens dieser durch eine **spannende Handlung** verbundenen wahrhaften **Sittengemälde unserer Zeit**, um ihnen auch die ungetheilte Aufmerksamkeit Derer zuzuwenden, die sonst nicht gewohnt sind Romane zu lesen.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer's ausgewählte Werke.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Novellen, Gedichte und **Laienbrevier**, statt 6 Thaler **Drei Thaler.**

Novellen und Gedichte ohne das Laienbrevier. 10 Bände. **Zwei Thaler.**

Berlin, im Januar 1851.

Veit & Comp.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von

B. M. Keilhau.

Drittes Heft. Mit einer Tafel.

Christiania 1850. Folio. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen 1838—41 und kosten 10 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine grössere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Hiervon sind 1850 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Einundfunfzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Siebenundzwanzigster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Fünfundzwanzigster Theil.

Diese neu erschienenen drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Fulcher, Full, Fehme, Foscari, Friesisches Recht, Friesische Sprache von *Wachter;* Fulgentius von *Baehr;* Fulgorellae von *Schaum;* Function von *Sohncke;* Fund, Frist von *Wirk;* Fuss von *Theile;* Futurum von *Grotefend;* Farel von *Escher;* Fischart von *Vilmar;* Flachs von *Döbereiner;* Frankreich von *Eiselen;* Französische Literatur von *Grässe;* Französische Musik von *Marx;* Frias, Fürstenberg von *Stramberg;* Frytag von *Boineburg-Lengsfeld.*

Zweite Section: Juden (Geschichte) von *Selig Cassel;* Judenchristen von *Stieren;* Judenemancipation von *Scheidler;* Judenthum von *Reuss;* Jüdische Literatur von *Steinschneider.*

Dritte Section: Phonetik von *Fink;* Phonolith von *Volger;* Phosphor, Phrenologie, Physicat, Phthisis von *Klose;* Phrantzis von *Aue;* Phrenesie von *Laehr;* Phrygien von *Hause;* Physik von *Hankel;* Physiognomie von *Piper.*

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der ***Dyk'****schen* ***Buchhandlung*** in ***Leipzig*** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Conflict der preussischen Regierung mit den katholischen Bischöfen in Betreff des Verfassungseides. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Sgr.

Danzel, Th. W., Dr. phil., **Gottsched und seine Zeit.** Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert. Nebst einem Anhange: Daniel Wilhelm Triller's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepublik. 1848. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Danzel, Dr. Th. W., **Gotthold Ephraim Lessing,** sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 1. Band. Mit zwei Facsimiles. 1849. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Düntzer, Heinr., **Goethe's Faust.** Erster und zweiter Theil. Zum ersten mal vollständig erläutert. Zwei Theile. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Düntzer, Heinr., **Goethe's Prometheus und Pandora.** Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. 1850. Gr. 8. Geh. 27 Sgr.

Fichte, J. H., **Sytsem der Ethik.** Erster kritischer Theil. — Auch unter dem Titel: **Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt.** 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Gioberti, V., **Der moderne Jesuitismus.** Deutsch bearbeitet von J. Cornet. Drei Bände. 1848, 1849. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Grote, G., **Geschichte Griechenlands.** Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. N. N. W. Meissner. 1. Band. Nebst 3 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Jacobs, Fr., **Personalien.** Zweite wohlfeile Ausgabe. 1848. 8. Geh. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Layard, A. H., **Niniveh und seine Ueberreste.** Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer Karte. 1849. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Lukaszewicz, Joseph, **Geschichte der reformirten Kirchen in Lithauen.** Zwei Bände. 1848, 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Lynch, W. F., **Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere.** Nach der zweiten Auflage deutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 26 Kupfertafeln und 2 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Mundt, Theodor, **Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik.** 1850. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Nork, F., **Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients.** 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Staatsregierung Sachsens und die einundzwanzig Professoren. Von einem aus ihrer Mitte. Nebst einer Beilage. 1850. Gr. 8. Geh. 8 Sgr.

Thesaurus commentationum selectarum et antiquiorum et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis inservientium. Recudi curavit, praefatus est, appendicem literariam et indices adjecit M. J. E. Volbeding. I. 1, 2. II. 1, 2. 1845—49. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Sgr.

Volbeding, J. E., **Index dissertationum programmatum et libellorum quibus singuli historiae N. T. et antiquitatum ecclesiasticarum loci illustrantur.** 1849. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Nouvelle méthode
pratique et facile
pour apprendre la langue allemande
par
F. Ahn.

Premier cours. 4me édition. 8 Ngr.
Second cours. 2me édition. 10 Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster bis fünfter Band.

Gr. 8. Preis des Bandes geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

(Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., von denen 12 einen Band bilden.)

Die große Anerkennung, welche dieses für das Verständniß der Geschichte unserer Tage unentbehrliche Werk in den weitesten Kreisen gefunden, überhebt uns einer ausführlichern Ankündigung. Die Redaction wird, soweit es noch nicht geschehen, auch künftighin den überaus reichen Stoff, den die Zeitgeschichte seit 1848 darbietet, in übersichtlicher und geistreicher Weise von Augenzeugen darstellen lassen. Zugleich soll in erhöhterm Maße als bisher das reiche geistige Leben der Gegenwart, wie es sich in Kunst, Literatur und vor allem in den mächtigen Fortschritten der Wissenschaften abspiegelt, von den Hauptvertretern dieser Gebiete geschildert werden. Die „Gegenwart" nähert sich auf diese Weise ihrem Abschlusse, wenn dieser auch im voraus noch nicht genauer bestimmt werden kann.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage erscheint:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn.

1851.

Erstes Heft.

Inhalt: Schöll, A., aus Goethe's Leben. — Gutzkow, K., über innere Mission. — Böckh, A., die Philologie im Allgemeinen und ihr Verhältniß zur Gegenwart. — Auerbach, B., der letzte Sommer Lenau's. — Geibel, E., der Kampf auf dem Isenstein. — Mosen, J., Cromwell. — Literatur und Kunst. — Briefe aus Berlin und Hamburg.

Zweites Heft.

Inhalt: Wellmann, A., der englische Sittenroman. — Guhrauer, G. E., Goethe in Karlsbad. I. — Koenig, H., Metamorphosen eines angehenden Studenten. — Waldau, M., slawische Volkslieder aus Oberschlesien. I. — Kahlert, A., ein ungedruckter Brief Schiller's. — Literatur und Kunst. — Correspondenz aus Berlin, Wien und Dresden. — Uebersicht der Tagesereignisse.

Das **Museum** erscheint jährlich in 24 Heften, welche regelmäßig am Anfang und in der Mitte eines jeden Monats ausgegeben werden. Je 12 Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Titel und vollständiges Inhaltsverzeichniß geliefert wird.

Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Leipzig, 15. Januar 1851.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei **Wilhelm Hassel** in **Elberfeld** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung von

Sprüchen heiliger Schrift

für evangelische Schulen,

zu jedem kirchlichen Lehrbuche zu gebrauchen, mit dem Abdruck der wichtigern Schriftstellen für schwächere Kinder.

Herausgegeben von

M. A. H. Jaspis,

Pfarrer in Elberfeld und der Zeit Schulpfleger.

Preis cart. 2 Sgr.

Die Rheinische Provinzialsynode sagt in ihrem Protokoll, §. 169, Folgendes darüber:

Die von Herrn Pastor Jaspis in Elberfeld herausgegebene **Sammlung von Sprüchen heiliger Schrift** für evangelische Schulen wird auf Grund der von der Commission eingereichten Beurtheilung von der Synode zum Gebrauche genehmigt, **und als eine in Auswahl und Anordnung vortreffliche, ihrem Zwecke durchaus entsprechende,** namentlich auch als Hülfsbüchlein für den Religionsunterricht **in unirten Gemeinden empfohlen.**

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Aiken (P. F.), Vergleichende Darstellung der Constitution Grossbritaniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von *K. J. Clement.* Mit einer Vorrede von *Franz Baltisch.* Gr. 8. 1844. (1 Thlr. 6 Ngr.) **12 Ngr.**

Eisenhart (H.), Philosophie des Staats, oder Allgemeine Socialtheorie. 2 Theile. Gr. 8. 1843—44. (2 Thlr. 12 Ngr.) **1 Thlr.**

Raumer (F. L. G. von), Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. (1 Thlr. 8 Ngr.) **20 Ngr.**

Schmalz (T. A. H.), Encyclopädie der Kameralwissenschaften. 2te, von *A. Thaer, G. L. Hartig, P. F. Rosenstiel, S. F. Hermbstädt* und dem Verfasser verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1823. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Wiesand (G. F.), Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? Gr. 8. 1835. (2 Thlr. 5 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 26. —— 30. Januar 1851.

Kopf und Bauch.

Eine Vorlesung.*)

Es ist den hochzuverehrenden Herren aus dem Livius hinreichend bekannt wie sich einst die Glieder des menschlichen Körpers gegen den Bauch empörten und ihm als einem faulen Genossen gleich einer belagerten Festung alle Zufuhr abschneiden wollten; ebenso bekannt ist es Ihnen wie ihr feindliches Complot nur zu ihrem eigenen Nachtheil ausschlug und der gering geachtete Bauch siegreich seine Suprematie behauptete. Allein der Friede den die Glieder damals mit dem Bauche schlossen war kein dauernder; der Streit zwischen beiden Theilen hatte sich nur vertagt, ist aber in der That bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Ende gekommen, und was das Sonderbarste ist, der Bauch der damals eine passive Rolle spielte hat jetzt eine active übernommen, der Verklagte ist zum Kläger geworden. Wer sollte es glauben daß er, ohne dessen Mitwirkung die Existenz aller übrigen Leibesglieder gefährdet erscheint, er der an die übrigen Glieder keine höhern Ansprüche macht als mit hinreichendem Material gefüllt zu werden, sich jetzt über Zurücksetzung und Verkürzung beschweren muß? Und doch ist es so. Die Zeit welche zwischen der heutigen Welt und jener frühern liegt in welcher die erwähnte Empörung der Glieder gegen den Bauch stattfand ist eine andere geworden. Sitten, Gebräuche, Lebensweise u. s. w. haben sich verändert und obwol auch heute noch der Bauch Etwas gilt in der Welt und sich sein Einfluß selbst in geistigen Angelegenheiten oft da geltendmacht wo man es am wenigsten vermuthen sollte, so ist doch seine Stellung zu den übrigen Gliedern eine Nichts weniger als behagliche geworden. Namentlich ist er zu dem Haupte in ein ganz schiefes Verhältniß getreten und die Disharmonie zwischen beiden scheint allmälig immer größer zu werden. Während der Bauch nicht aufhört das Haupt wie die übrigen Glieder des Organismus mit den erfoderlichen Mitteln zur Ernährung zu versorgen, ist dieses nicht zufrieden mit der ihm von der Natur verliehenen Herrschaft über alle Leibesglieder, sondern dehnt seine Macht auf eine so despotische Weise aus daß dadurch dem Bauche und allen übrigen von ihm abhängenden Organen der Lebensodem verkümmert wird. Die schönen Tage wo der Bauch in medio quietus, nihil aliud, quam datis voluptatibus fruens, sind vorüber; dem mächtigen Willen des Hauptes unterthan, wird ihm nur Das zutheil was ihm die Barmherzigkeit desselben zufließen läßt, und alle seine Leiden, sie mögen die Folgen des Mangels oder des Ueberflusses sein, hat es nur ihm, dem allmächtigen Gebieter im Reiche des Organismus, zu danken.

Es ist nicht meine Absicht hier den Sachwalter des Bauchs gegen die Usurpationen des Hauptes zu machen, was am wenigsten in der Mitte eines Vereins der der Förderung geistiger Interessen gewidmet ist am Platze sein würde; nur auf einige Beschwerden des in seinen Rechten Gekränkten will ich aufmerksammachen, die Entscheidung, ob darin Grund zu gerechten oder ungerechten Klagen liege, höherer Einsicht überlassend. Doch ich lasse den Bauch seine Leiden selbst klagen:

Unter allen Organen des menschlichen Leibes ist mir das härteste Loos zugefallen, und alle Leiden über die sich meine Nachbarn und Bundesgenossen beklagen mögen sind gegen die meinigen nur Kinderspiel, ja selbst meine Genüsse, um die sie mich beneiden, sind im Vergleich damit nur einzelne grüne Halme in dürrer unfruchtbarer Wüste, ja oft die Quellen andauernder tiefer Leiden. Die Summe meiner Qualen aber vereinigt sich in dem einen Worte: Hunger, und als den vorzüglichsten Urheber dieser Qual kann ich nur meinen Blutsverwandten, das Haupt, anklagen. Allen Geschöpfen der Erde hat der Schöpfer ein Plätzen angewiesen auf dem sie ihre Nahrungsbedürfnisse befriedigen können, ja selbst die an an den Boden gefesselte Pflanze erhält er durch Regen und erquickenden Thau. Auch mir würde er den nöthigen Lebensbedarf nicht versagen, aber da tritt der im Haupte thronende allmächtige Menschengeist dazwischen und wirft alle Ordnung der Dinge über den Haufen. Er ist es der aus Menschen Könige und Bettler macht, der Tonnen Goldes dem Einen in den Schoos

*) Zum Verständniß dieser Vorlesung muß der Verfasser die Bemerkung hinzufügen daß sie vor einem Kreise von größtentheils aus Philologen bestehenden Freunden gehalten wurde, die sich zu wöchentlichen Zusammenkünften verpflichtet halten, in denen wechselsweise eine kleine Abhandlung vorgetragen und dann ein frugales Mal eingenommen wurde.

wirft, während er dem Andern kaum die verschimmelte Brotrinde läßt; er ist es der Kriege, Hungersnoth und Seuchen schafft, der dem Wucher und der Habsucht die Thore öffnet; der Maschinen baut und Erfindungen zutagefördert die den Armen um sein Brot bringen; er ist es der diesen Umsturz der Dinge, diese Klagen einer großen Menschenclasse über Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen auf dem Gewissen hat, und wie sehr er sich auch bemühen mag das von ihm geschaffene Misverhältniß wieder auszugleichen, bisjetzt ist es ihm noch nicht gelungen.

Doch nicht immer habe ich ihm diese Vernachlässigung meiner Bedürfnisse vorzuwerfen, und besser ergeht es mir an der Tafel der Reichen, ja hier scheint es mein Gegenfüßler, der Geist, recht eigentlich darauf angelegt zu haben mich in allen Genüssen zu ersäufen; Gänseleberpasteten, Austern, indianische Vogelnester, mit Einem Worte: die köstlichsten Gerichte, gewürzt durch die trefflichsten Weine, stehen mir da zugebote, und es könnte scheinen daß es kein beneidenswertheres Loos auf der Welt gäbe als mitten unter solchen Tafelfreuden Bauch zu sein. Doch die Sache hat ihre Kehrseite. Den übermäßigen und oft wiederholten Genüssen folgen Leiden aller Art. Die Kraft meiner Eingeweide erlahmt, und Das was früher zu meinen Ergötzlichkeiten diente wird nun von mir verabscheut, oder, wenn ich auch ferner dazu Verlangen trage, mir untersagt. Das mich dominirende Haupt verurtheilt mich zur strengen Buße und Entsagung und überschüttet mich mit einer Menge der widerlichsten Substanzen aus der Teufelsküche des Pharmaceuten, gegen die sich mein Innerstes empört. Aber Dies ist noch nicht die schlimmste Probe auf die meine Geduld und meine zähe Lebenskraft gestellt werden. Ich muß auch alle Sünden mittragen deren sich die übrigen Leibesglieder schuldiggemacht haben. Für jeden Schmerz, jede Schwäche und Unbehaglichkeit die eines von ihnen befällt muß ich büßen; alle Mittel die ihnen zu Hülfe geschickt werden nehmen ihren Weg durch mein Reich, und die Materia peccans mag sitzen wo sie will, so muß sie durch mich ausgetrieben werden. Am schlimmsten ergeht es mir wenn ich den Wasserärzten in die Hände falle. Wasserströme gehen da durch mein Inneres, die zusammensummirt zu kleinen Seen werden, in denen sich Rohr und Meerlinsen ansiedeln könnten.

Zu allem Diesem kommt noch die Herrschaft der Mode und ihrer Launen, womit mich der allmächtige Geist neckt und plagt. In die Mitte gestellt zwischen Ueberfüllung von der einen und Zusammenschnürung durch enge Corsette von der andern Seite, weiß ich oft nicht wo aus und ein und schmachte wie ein armer Gefangener nach Erlösung.

Alles Dieses danke ich dem tyrannischen Bruder der über mir thront. Aber damit ist die Reihe an Qualen die ich seinem Einfluß zu danken habe noch nicht zu Ende. Alle Stufen der Bildung welche der Geist durchschreitet muß ich mitmachen, und alle Freuden die ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen durch die Gefilde des Wissens zutheilwerden, alle Ehrenzeichen und Ruhmeskränze die er dabei einerntet werden für mich eine Quelle der Leiden und Trübsale. Schon in der frühen Kindheit und noch nicht zur vollkommenen Entwickelung gelangt, seufze ich, in die engen Räume eines Schulzimmers eingezwängt, unter dem Drucke geistiger Anstrengung, und lateinische Declinationen und Conjugationen, Vocabeln und Zahlen liegen wie Blei in meinem Innern, und je stärker das jugendliche Bedürfniß ist nach Befriedigung sinnlicher Genüsse, desto schwerer wird es mir den Verlust den ich durch geistige Anstrengung, durch unangemessene, gepreßte Stellung und durch Mangel an Bewegung erleide, auf die Dauer zu ertragen.

Ich fühle es wie die Spannkraft meiner Muskelfasern allmälig erlahmt, wie Speisen und Getränke, anstatt sich kräftig durch die Windungen meiner Organe zu bewegen, langsam und träge dahinschleichen, wie das Blut in meinen Adern stockt und in seinem beschränkten Laufe die übrigen Glieder des Leibes nicht mit frischer und gesunder Zufuhr versehen kann. Schon ein alter Arzt behauptet daß die Seele ihren Körper baue und ich glaube daran. Ich fühle es wie die Kraft die dem Haupte zuströmt und zu geistigen Zwecken verwendet wird mir und durch mich allen übrigen Leibesgliedern entzogen wird. Ich bescheide mich gern daß ich gegen den allmächtigen Geist nur ein untergeordnetes Glied des menschlichen Organismus bin, daß Das womit ich mich nähre nur ein unedles Material ist, im Vergleich gegen den edeln Stoff den er in seinem Innern verarbeitet, und ich lasse ihm seine Freuden und seine Lorbern; aber was ich fodere ist Anerkennung meines Einflusses und meines Werthes in der thierischen Oekonomie.

Ich theile gern mein Leben und meine Kraft mit jenem höhern Gebieter, aber ich kann, als ein von Gott mit gleichen Berechtigungen erschaffenes Glied des Ganzen, fodern daß man mich in meiner Entwickelung nicht störe und die Mittel zu meiner Existenz nicht verkümmere.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Amadeus VIII. und die alten savoyischen Ritterorden.

In der Nähe von Thonon am südlichen Ufer des Genfersees liegt Ripaille, berühmt durch den Aufenthalt Amadeus' VIII., Herzogs von Savoyen, des ersten welcher Piemont und alle italienischen Besitzungen des Hauses mit denen auf der Nordseite der Alpen vereinigte, und den Grund zu dessen nachmaliger Größe legte. Amadeus baute sich in Ripaille einen Palast, der an einen weitläufigen Park stieß, und nicht fern von demselben gründete er ein Kloster welches er der Madonna und dem heiligen Mauritius widmete und Augustinern aus einem Kloster in der Diöcese Sitten (Sion) anvertraute. Im Jahr 1410 weihte der Bischof von Genf, von Papst Johann XXIII. dazu ernannt, das Kloster. Hierher beschloß Amadeus sich zurückzuziehen als er nach dem Tode seiner Gemahlin und manchen Prüfungen der Regierung entsagen wollte. Er ließ sieben

Zellen bauen, jede mit einem Gärtlein, behielt sich zu seinem Unterhalt die Summe von 10,000 Gulden vor, wählte sich sechs Gefährten und nannte sich ihren Decan. Am 7. Nov. 1434 übertrug er seinem ältesten Sohne Ludwig die Statthalterschaft in seinen Staaten, und begab sich mit den sechs Rittern nach dem neuen Wohnort. Sie hießen Claude de Sar, Lambert Oddinet, François de Bussy, Amédée Champions, Louis de Chevelet und Henry de Colombiers. Ihre Kleidung bestand in einem langen Gewande von grauem Sammet mit goldenem Gürtel, einem ähnlichen Mantel, über welchem ein Kreuz hing, dem ähnlich das die deutschen Kaiser trugen; das Haupt deckten sie mit einer rothen Mütze und grauen Kapuze. In der Hand trugen sie einen einfachen gekrümmten Stab. Ihr Eremitenleben war nicht so streng daß auf ihrem Tische nicht (wie die Rechnungen der Schatzmeister von Savoyen ausweisen) „pomagrana, kabrolas, orengias et alia; pernices, faysanos et capones" gestattet gewesen wären. Dies war der Ursprung des Ordens des heiligen Mauritius, Schutzheiligen von Savoyen, eines geistlichen Ritterordens mit welchem später der des heiligen Lazarus vereinigt ward, sodaß ihre Insignien das weiße Kreuz des erstern und das grüne des zweiten ein Ganzes bilden wie es gegenwärtig als Abzeichen des königlich sardinischen St.-Mauritius- und Lazarusorden getragen wird. Savoyen besaß schon den Orden del collare, welchen Graf Amadeus VI. im Jahr 1362 für 15 Ritter zur Erinnerung an die 15 Freuden Maria's stiftete, eine Kette aus Liebesknoten (vielleicht zur Erinnerung an den von der Königin Johanna I. von Neapel gestifteten Ordine del Nodo, welchem anzugehören für eine große Auszeichnung galt) mit der räthselhaften Devise „FERT", welche die Devise des savoyischen Wappens geworden ist, und deren Erklärung: „Fortitudo Eius Rhodum Tenuit", ebenso wenig wie andere vor der Kritik stichgehalten hat. Man hat neulich vorgeschlagen das Fert buchstäblich zu nehmen und auf das Tragen der Liebesketten zu beziehen; Andere deuten es durch „Fert vincula fidei". Herzog Karl III. fügte der Ordenskette ein Medaillon der Verkündigung hinzu, woher der gegenwärtige Name der Sta.-Annunziata, und vermehrte die Zahl der Ritter um fünf, zur Erinnerung an die fünf Wunden des Heilandes. So ist der Orden auf unsere Zeiten gekommen, einer der seltensten und geachtetsten aller Ritterorden. Dessen Stifter, der in den savoyischen Geschichten gewöhnlich den Namen des Comte Vert führt, hatte bereits im Jahr 1350 einen ritterlichen Verein gegründet, welcher der Orden des Schwans hieß, von einem schwarzen Schwan mit rothem Schnabel den sie auf dem Schild oder der Rüstung anbrachten. Ihr Zweck war Fehden zwischen den einzelnen Herren und Rittern zu verhüten, und eine Art Ehrengericht zu bilden. Die Statuten sagen darüber: „Que si aucons Compaignons de cest ordre auoit a faire li uns auec aultres ou par paralles ou par aultre chose quelle quelle soit quilz ne soyent tenus ne puissent mourre guerre li uns encontre laultre mais que les Cheualliers ordenes es marches ainsi dict est le puissent accorder. Et ils soyent tenus de faire et attendre tout ce que les ditz Cheualliers en vouldrent ordener et cougnoistre. Et ou cas en que lune des parties ne vouldroyent tenir lordenance des Cheualliers que en celi cas sans rompre sairement *(serment)* les Compaignons de lordre puissent aider a laultre partie a lordenance des dits Cheualliers a garder et deffendre sa raison." Auch dieses Ordre de la compaignie du Cine hatte 15 Mitglieder, als deren erste drei: Monsieur de Savoye, Monsieur de Geneve und Monsieur Galeaz Visconte genannt sind. (Vergl. L. Cibrario, „Notizia storica del nobilissimo ordine dell' Annunziata", in dessen „Opuscoli", Turin 1841.)

Auf Amadeus VIII. zurückzukommen, so ist es bekannt daß die Papstwahl welche auf dem die Erneuerung des Schisma nicht scheuenden Baseler Concil am 17. Nov. 1439 auf ihn fiel, ihn aus seiner niemals einsamen Einsiedelei herauszog, und mit seinem neuen Hof nach Basel, nach Genf, nach Lausanne führte. Unter allen Gegenpäpsten derjenige welchen die katholische Kirche am mildesten beurtheilt hat, und zum Glück der letzte. Am 7. April 1449 entsagte er zu Gunsten des rechtmäßigen Nachfolgers Eugen's IV., Nikolaus V., wurde zum Cardinal-Bischof von Sabina und Bischof von Genf ernannt, kehrte nach Ripaille zurück, und entwarf die Regel für seinen neuen Ritterorden, wie er die Statuten für den des Collare aufgesetzt hatte. Er starb zu Genf am 7. Jan. 1451 im 68. Jahre seines thätigen und vielbewegten Lebens.

Bildniß des Giovanni da Procida.

In der von Robert Guiscard erbauten, durch beinahe völlige Modernisirung leider schmählich entstellten Kathedrale zu Salerno, welche dem heiligen Matthäus gewidmet ist, sieht man a cornu epistolae eine Kapelle welche in mehr als einer Beziehung große historische Wichtigkeit besitzt. Sie enthält das Grabmal des großen Papstes Gregor VII., welcher hier am 25. Mai 1085 starb; es ist ein neues mit dem Altar verbundenes Monument, welches nach der Inschrift der Erzbischof Lucio Sanseverino im Jahr 1614 errichtete, nachdem dessen Vorgänger Marsilio Colonna 1578 die Gruft des Papstes eröffnet und die Leiche in den Pontificalgewändern noch ziemlich gut erhalten gefunden hatte. Diese Kapelle wurde von Giovanni da Procida, welcher solange als Haupturheber der Sicilischen Vesper angesehen worden ist und, was auch immer die historische Kritik einwenden möge, beim Volke ferner dafür gelten wird, erbaut oder zum mindesten ausgeschmückt. Unter dem Musiv welches die Absis der Tribune hinter dem Grabe Gregor's ziert liest man die Inschrift: „Studiis magnis fecit pia cura Joannis de Procida dici meruitque gemma Salerni." So zierlich erschien die Kapelle den Bewohnern der Stadt. Procida's Figur im Kleinen ist darin angebracht; ich gestehe offen daß es mir ungeachtet aller Mühe nicht gelungen ist die schwärzlichen Gesichtszüge genau zu erkennen. Andere scheinen glücklicher gewesen zu sein, denn dem neuesten Abdrucke von Niccolini's Trauerspiel: „Giovanni da Procida" (in dessen Werken, II, 71, Florenz 1844), ist ein diesem Mosaik entnommenes charakteristisches Portrait beigegeben. Eine andere Erinnerung an diesen Mann ist die in dieser Kapelle eingemauerte alte Inschrift, welche der auf König Manfred's Befehl unternommenen salernitanischen Hafenbauten gedenkt. Man liest sie in verschiedenen Büchern, unter Andern in Matteo Camera's „Annali delle Due Sicilie" (I, 253, Neapel 1841), nirgend aber ganz richtig. In genauer Abschrift heißt sie:

† A. D. M.CC.LX *Dominus* Manf
ridus magnificus rex Siciliae
Domini imperatoris friderici filius inte
rventu eg v *domini* Iohannis de procida
magni civis Salerni domini *insulae*
procidae tramunti caiani et ba
roniae postiglionis ac *opere domini* nostri
regis socii et *familiaris* hunc
portum fieri fecit

(Die cursiv gedruckten Buchstaben sind abgekürzt.) Was den Hafen betrifft, so blieb dieser infolge des Unglücks welches Manfred erreichte unvollendet, und hatte später ein gleiches Schicksal, obgleich im Jahr 1318 König Robert „pro confectione et reparatione portus dictae civitatis usque ad sexennium" eine besondere Steuer ausschrieb. Die Lage ist ungünstig und zu offen, und der Hafen ist ganz versandet.

Wie über manche andere historische Personen ist auch über Giovanni da Procida in neuerer Zeit das Urtheil sehr schwankend geworden. Nachdem zuletzt Niccolo Buscemi in seiner „Vita di Giovanni di Procida" (Palermo 1836) großentheils die ältern Quellen benutzt, obgleich er auch manches Inedirte beigebracht, trat Michele Amari in seinem bekannten Buche:

Digitized by Google

„Un periodo della storia siciliana (Palermo 1842)", in nachmaliger pariser Ausgabe: „La guerra del Vespro siciliano", mit einer auf Urkunden gestützten durchaus neuen Kritik der Thatsachen auf. Die Erzählung der Chronik von Procida's Verschwörung und den Vorbereitungen zur Vesper wird dadurch ziemlich zur Fabel, Procida's Charakter aber in seinen spätern Beziehungen zu Sicilien in ein ganz anderes Licht gestellt. Wie viele Lorberkränze sind schon entblättert worden! 10.

Ein neuer Versuch zur Lösung der socialen Frage.

L'ère des Césars, par *M. Romieu*. Paris 1850.

In den Augen des Verfassers ist die Gesellschaft so entnervt und verfault daß sie nichts Festes mehr in sich hat. Die Discussion ist das Instrument dieser vollkommenen Auflösung gewesen; sie hat den Glauben, die Ideen, das Gefühl der Autorität und des Gehorsams, kurz Alles was ein Element für die Gesellschaft und deren Dauer ist, zerstört. Was bleibt also noch übrig? Die Gewalt, und zwar die Gewalt welche durch die Armeen repräsentirt wird; sie sind berufen die Regierungen welche abwechselnd an die Spitze der Gesellschaft treten werden zu begründen und zu erhalten. Es ist die Wiederholung der römischen Militairdictatur die sich auf die Prätorianer stützte; es ist das Zeitalter der Cäsaren und des Cäsarismus, die neue Macht im Verfalle Roms, welche Romieu verkündigt. Napoleon ist der erste der Cäsaren unsers Zeitalters gewesen; er hat die Dynastie gegründet, Andere werden sie unzweifelhaft lange Zeit fortsetzen bevor die Gesellschaft zu einer andern Bedingung ihrer Existenz wird zurückkehren können.

Das Buch ist ein sonderbares Gemisch von geistreichen Einfällen, Urtheilen, absoluten Doctrinen und praktischem Skepticismus. Grundgedanke desselben ist eigentlich daß die Gesellschaft bei dem völligen Mangel eines moralischen Lebens zugrundegeht, da das Princip der Discussion, welches seit Luther zur Geltung gekommen ist, in dem religiösen und philosophischen Glauben wie in der Politik Alles zerstört hat. Folge davon soll sein daß eine Regierung der Gewalt unter der grausamsten und brutalsten Form als unumgängliche Nothwendigkeit auf lange Zeit eintreten müsse. Der Verfasser verräth damit selbst daß er einer jener Leute ist die dem herrschenden Skepticismus verfallen sind, und weil sie die innern Einrichtungen der Gesellschaft zu reformiren sich scheuen, lieber das bequeme Mittel der Gewaltthat anrufen.

Uebrigens sind die historischen Analogien auf welche der Verfasser seine Ideen mitgründet nicht so schlüssig wie er vermeint. Die Unterschiede beider Zeiten sind weit größer. Jene Welt der römischen Cäsaren welche im Verfalle convulsivisch kämpft ging durch ihr Princip unter, weil ihr gegenüber eine neue Gesellschaft, eine neue Civilisation kraft ihres unsterblichen Princips entstand. Es war das Christenthum welches noch jetzt die Welt beherrscht, und dem der Verfasser die Lebensfähigkeit wol noch nicht absprechen wird. Der römische Cäsarismus war die Form für die Regierung in einer Gesellschaft deren Princip völlig zu Ende war. Wollte Dies Romieu auf uns anwenden, so würde er auf die Ansicht Pierre Leroux' kommen, welcher behauptet wir seien die wahren Heiden, während die Verkünder des Socialismus die Heiligen und Apostel der zukünftigen Kirche seien. Nimmt man die Ansicht Romieu's praktischer, persönlicher, so ist es übrigens keine Schmeichelei für Denjenigen der gegenwärtig an der Spitze Frankreichs steht, wenn ihm die Rolle eines römischen Cäsar zuertheilt wird. Der Verfasser hat also die Lösung welche Frankreich sucht auch nicht gefunden. Das Beste am Buche ist die Wärme mit welcher endlich der Verfasser die Schwächen, Leidenschaften und Vorurtheile der Gegenwart schildert, und den Geist der Anarchie zeigt welcher jede Form, jede Maske leiht um in die Gesellschaft einzudringen.

Ein bekannter französischer Kritiker bezeichnet nicht weniger das Buch Romieu's als verunglückten Versuch der gegenwärtigen Ungewißheit das rechte Ziel zu setzen. „Romieu sagt", ruft der Kritiker des „Journal des débats" aus, „man könne sein Buch brutal finden; und er täuscht sich nicht. Er sagt seine Wahl zwischen den Kanonen und der Discussion sei geschehen, er ziehe die erstern vor; Das ist freilich eine Geschmacksache. Er ist also überzeugt daß wir in das Zeitalter der Cäsaren, d. h. der Militairherrschaft treten werden. Das Regiment der Cäsaren ist die Vernichtung der Vernunft und die Kanonisation des Säbels. Es ist Dies ein Socialismus wie jeder andere, Gleichheit unter dem Despotismus. Zu jeder Zeit gab es jene Classe von Niveleurs die keinen hervorragenden Mann gelten lassen wollte, gleichwie Tarquinius Superbus die höchsten Mohnköpfe mit seinem Stocke abschlug." 13.

Literarische Notiz.

Aus der Regierungszeit Ludwig's XIV.

Als Fortsetzung seiner „Histoire de la vie et de l'administration de Colbert", über die in Nr. 133 d. Bl. f. 1850 berichtet worden ist, hat Pierre Clément neuerdings einen Band veröffentlicht den er „Le gouvernement de Louis XIV, ou la cour, l'administration, les finances et le commerce de 1683 à 1689" betitelt hat, und welcher werthvolle historische Studien über diese Zeit, namentlich aber an bisjetzt noch nicht herausgegebenen Briefen und Documenten vieles sehr Schätzenswerthe enthält. Unter Anderm theilt Clément einen Extract aus den sogenannten „Ordonnances au comptant" auf das Jahr 1685 mit. Es waren Dies Anweisungen auf den königlichen Schatz, welche selten einen andern Grund als die Laune und die Gunst des Königs hatten. Einige dieser Posten, die durch ihre Aufeinanderfolge zum Theil sehr piquant sind, mögen als Probe folgen: „Dem Sieur Colbert Maulevrier, Generallieutenant in der Armee des Königs, als Gratification 60,000 Fr. Zur Unterstützung der armen Kranken in den Vorstädten 60,000 Fr. Dem Sieur de la Marre, Commissair beim Châtelet, als Gratification 430 Fr. Dem Sieur Barillon, außerordentlichem Gesandten in England, dem Sieur Marquis de Villars, Gesandten in Dänemark, dem Kurfürsten von Brandenburg (?), den Agenten des Herzogs von Mantua 288,500 Fr. Dem Sieur Dongois, erstem Gerichtssecretair am Parlamentshofe, als Gratification 25,000 Fr. Dem Sieur Herzog de la Feuillade, Marschall von Frankreich, als außerordentliche Gratification 50,000 Fr. Zum Putz, für Masken, Spitzen u. s. w. der Frau Herzogin von Bourbon, der legitimirten Tochter Seiner Majestät, 66,849 Fr. Dem Bischof von Grenoble zum Vertheilen an die Bergbewohner welche durch Hagel gelitten haben 6000 Fr. Der Herzogin von Montespan zur Unterhaltung des Herzogs du Maine und der Fräulein von Nantes und Blois 500,000 Fr. Monseigneur dem Herzog von Bourbon wegen seiner Heirath mit dem Fräulein von Nantes, der legitimirten Tochter des Königs, 500,000 Fr. Den Sieurs Marquis de Louvois, de Seignelay, Colbert de Croissy, Staatssecretairen, und Lepelletier, Generalcontroleur der Finanzen, als außerordentliche Gratification im Ganzen 100,000 Fr. Dem Sieur Chevalier de Lorraine als Gratification 100,000 Fr." Die Spielwuth war, wie dieselbe Quelle berichtet, damals so groß daß ein Verlust von 100,000 Thlrn. etwas gar nichts Seltenes war. Am Christtag verlor die Marquise von Montespan sogar einmal 700,000 Thlr.; ein anderes mal setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten und gewann sie. Die Pistole beträgt 10 Livres, und sie hatte somit einen Gewinn von anderthalb Millionen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

―Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 27. —— 31. Januar 1851.

Kopf und Bauch.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Es ist noch nicht lange her daß sich ein einsichtsvoller preußischer Arzt meiner kräftig angenommen und mich gegen die Eingriffe des Geistes in Schutz zu nehmen versucht hat, und ich fühle mich ihm noch dafür zum Danke verpflichtet; allein der Erfolg seiner Bemühungen war nur gering. Die gelehrten Schulmänner, sich aufs tiefste gekränkt fühlend, setzten ihre mächtigen Federn in Bewegung und suchten mit allen ihnen zugebotestehenden Kräften den guten Mann aus dem Felde zu schlagen. Sie behaupteten daß wenn der Einfluß der geistigen Beschäftigungen auf das leibliche Wohl ein so nachtheiliger sein solle, so könne Dies doch Niemand besser wissen als sie, die sie ihre Schüler doch täglich unter den Augen hätten, und wiesen, um ihrer Rede Nachdruck zu geben, auf die Lebensfrohen und Rothwangigen unter ihnen hin, denen man ja keine Krankheit ansähe, ja, sie suchten sogar zu beweisen daß zweckmäßige geistige Thätigkeit die körperlichen Functionen belebe und veredle, wie sich Dies ja in den Physiognomien geistigbegabter Menschen deutlich herausstelle. Sie schlugen den Werth körperlicher Thätigkeit gar nicht zu hoch an, und meinten ein oder ein paar Stunden des Tags, der körperlichen Bewegung gewidmet, sei vollkommen hinreichend alle möglichen Differenzen zwischen Geist und Körper wieder auszugleichen. Das Hauptmotiv aber was allen ihren Kämpfen gegen meine Interessen zum Grunde lag war der geistige Stolz mit welchem das hohe Haupt auf den armen Bauch herabsieht, das Gefühl der Uebermacht und das Bewußtsein des hohen Standpunkts den er meiner niedern Abkunft und meinen Beschäftigungen gegenüber behauptet. Ja, Das ist der Fluch der auf mir ruht daß man mich nur als das Thier im Menschen betrachtet, das der Geist niederzuhalten und zu bekämpfen die Aufgabe habe. Während man meinen Nachbarn, dem Herzen und den Lungen, noch einige Bedeutung im organischen Staate zugesteht, bin ich nur der verachtete Karrengaul der den nöthigen Bedarf zu- und das Unbrauchbare wegführt.

So habe ich denn, wie es scheint, meinen Proceß vor dem Forum der Pädagogen verloren. Dessenungeachtet kann ich nicht aufhören immer wieder an sie zu appelliren, denn nur von ihnen kann mir Hülfe kommen. Sie, die Wächter und Pfleger des geistigen Lebens der Jugend, müssen sich auch meiner annehmen. Ich protestire feierlich gegen die Annahme daß das scheinbare Wohlbefinden und das gesunde Aussehen der jungen Leute in den Schulen ein Beweis für die Unschädlichkeit geistiger Anstrengung und Mangel der körperlichen Bewegung auf das physische Wohl sei. Ich gebe zu daß eine kräftige Organisation längere Zeit die Nachtheile welche daraus für den Körper erwachsen ungestraft ertragen könne; ja, ich gebe selbst zu daß es Naturen gibt die dem anhaltenden Drucke geistiger Thätigkeit ihr ganzes Leben hindurch widerstehen: aber ich leugne daß Dieses Alle und daß es Viele können ohne in spätern Jahren die nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit zu empfinden. Ich möchte fragen wie viele von Denen die einst auf den Schulbänken saßen und sich dem wissenschaftlichen Berufe mit Fleiß und Anstrengung widmeten noch nach 40 oder 50 Jahren am Leben sind, und wenn sie es sind, wie viele von ihnen nicht an schwacher Verdauung, an Stockungen des Pfortadersystems, an Hypochondrie, Melancholie, an chronischen Brustübeln, an Herzkrankheiten, Schwindel u. dgl. leiden. Nicht in den Schulen müssen wir die Folgen geistiger Anstrengung und des Mangels an körperlicher Bewegung suchen, sondern in den Collegien, auf dem Katheder, auf den Kanzeln u. s. w.

Die Ausbildung des menschlichen Geistes fällt in eine Zeit in welcher die Entwickelung der körperlichen Organe noch nicht ihren Culminationspunkt erreicht hat, in eine Zeit in welcher aber auch die körperlichen Organe am thätigsten sind das Ziel dieser Entwickelung zu erreichen, das Bedürfniß Luft und Nahrungsstoffe aufzunehmen und diese in Fleisch und Blut zu verwandeln, sowie das Bedürfniß des Schlafs, in welchem der Assimilationsproceß die regste Thätigkeit entwickelt, am größten sind; in eine Zeit wo frische Luft und Bewegung unentbehrlich sind, damit nicht allein die aufgenommenen Nahrungsstoffe hinreichend verdaut und in gesundes Blut verwandelt, sondern damit auch dieses Blut in den Lungen hinreichend belebt und zur Erzeugung gesunder Organe tauglich gemacht werde. Es ist Dieses für den Körper

die Zeit der Einsaat, von deren naturgemäßer oder misbräuchlicher Verwendung sein ganzes künftiges Wohl oder Wehe abhängt. Wird ihm in dieser Zeit nicht das Quantum von Lebenskraft zutheil dessen er zu seiner Entwickelung bedarf, geht der Strom des Lebens zu gewaltsam nach meinem Gegenfüßler, dem Haupte, und wird dort lediglich zu geistigen Processen verwendet, so stocken die materiellen Processe der Blutbereitung, der Umwandlung und des Ansatzes der organischen Stoffe, und es bleiben diese Processe mehr oder weniger hinter der Idee zurück die sie zu verwirklichen von der Natur bestimmt sind, und mit der Entfaltung der normalen Lebensprocesse kommen zugleich die Keime der Krankheit zur Entwickelung. Jemehr das Geistige überwiegt, je rastloser und mächtiger es seine Bahnen durch die Gebiete der Wissenschaft beschreibt, desto größer ist die Consumtion körperlicher Kräfte, desto schneller der Lebensquell erschöpft. Dies lehren nicht allein die Beispiele jener an Verstand frühreifen Kinder, sondern auch die mancher großer Genien, die sich zu früh und zu anstrengend ihrem wissenschaftlichen Streben hingaben, jenen zarten Pflanzen ähnlich, deren Blüten sich zwar glänzend und schnell erschließen, aber ebenso schnell wieder dahinwelken.

Ich kenne wol die Einwürfe die mir mein Gegenfüßler, der Geist, entgegenstellt. Ich kenne seinen Wissensdrang, sein Streben, auch das Unedle zu vergeistigen und sich immer mehr von der Macht körperlicher Einwirkungen zu emancipiren; ich ehre in ihm den mächtigen Herrscher, von dem ich und die übrigen Leibesglieder nur die Vasallen sind. Ich gestehe zu daß allein durch ihn die Idee eines Geschöpfes wie es der Mensch ist verwirklicht werden konnte, und sage mit Hamlet: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und bewundernswürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen!“ Aber leider muß ich mit ihm hinzufügen: „Doch was ist mir diese Quintessenz von Staube?“ Und da frage ich denn in meiner Einfalt: Kann sich das geistige Leben in dem Grade über das körperliche erheben daß es die körperliche Hülle von sich abthue, daß es die dienenden Organe hinter sich zurücklasse? Kann es dem materiellen Leben seine Rechte vergeben? Kann es auf unbeschränkte Weise auch den Antheil vom Leben vergeuden der den übrigen Organen zukommt, und gibt es nicht eine Grenze über die es in seiner Anmaßung nicht hinausgehen darf? Das Reich des Wissens ist ein unendliches; weder der Einzelne noch die gesammte Menschheit kann je dahin gelangen es in seiner Allgemeinheit zu erfassen, ja selbst der Einsichtsvollste, der Erfahrenste muß sich am Ende seiner Tage sagen daß er trotz alles Strebens sich die möglichste Summe der Erkenntniß anzueignen doch nur dahin gekommen sei zu wissen wie wenig er weiß und wie alles Wissen nur Stückwerk ist. Obwol nun im Allgemeinen dem Streben und Forschen des Geistes keine Schranke gesetzt werden soll, so ist es doch billig daß Der welcher die Regel für seine eigenen Operationen gefunden hat und der Welt Gesetze vorschreibt auch Maß halte in seinem Wirken und die Harmonie des Ganzen nicht durch gewaltsame Eingriffe störe; es ist billig von ihm zu fodern daß er auch seinen Antheil beitrage zur Erhaltung des Ganzen: denn nur dadurch daß alle Glieder des Leibes, ein jedes nach seiner Weise, dem Leben als Inbegriff aller organischen Verrichtungen dienen, kann die Gesammtheit erhalten werden und können selbst jene höhern geistigen Functionen fröhlich gedeihen. Dazu ist erfoderlich daß ermittelt werde welcher Antheil am Gesammtleben dem Geiste und welcher dem Leibe gebühre: eine Aufgabe die nicht dadurch gelöst werden kann daß man erst die Nachtheile abwartet die durch gewaltsame Uebergriffe des erstern in das Leben des letztern herbeigeführt werden, sondern durch eine auf physiologische Grundsätze gebaute Körper- und Seelendiät.

Dies die Klagen des Bauches, die ich den hochzuverehrenden Herren zur weitern Prüfung und Entscheidung vorlege. Möge die letztere ausfallen wie sie wolle, so bitte ich, wenigstens bei dem Geschäfte zu welchem wir jetzt überzugehen im Begriff stehen, ihm sein Recht angedeihen und sich den Genuß weder durch seine Klagen noch durch meine magere geistige Kost verbittern zu lassen.

K. Hohnbaum.

Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche von Max Goebel. Erster Band. Die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz, Bädeker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Plan und Tendenz der vorliegenden Geschichte lassen sich am besten mit den Worten Spangenberg's bezeichnen welche der schon durch andere schriftstellerische Arbeiten, namentlich „Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche“ (Bonn 1837) bekannte Verfasser ihr als Motto vorgesetzt hat: „Ach, hätte man eine Kirchenhistorie die — mit Hintansetzung der Dinge die mehr zur Welt als zu einer in dem eigentlichen Sinne genommenen Gemeine Christi gehören — von den Verborgenen des Herrn, von den Zeugen des Evangelii, von den Gemeinlein Jesu Christi und wie die aufeinander gefolgt, wovon man nur bald hier, bald da, bald dort Etwas aufgezeichnet findet, die möglichste Nachricht gäbe: was wäre die werth!“

Dem Berichterstatter ist eine Kirchengeschichte unter diesem Gesichtspunkte um so dankenswerther als er sie in solcher Fassung noch nicht gefunden hat. Denn die ihm bekannten Lebensbeschreibungen „Verborgener des Herrn“*) stehen als bloße Biographien in nur geringem Zusammenhange mit der Kirchengeschichte und befriedigen daher mehr das ascetische als historische Bedürfniß und Interesse. Diese Befriedigung gewährt die gegenwärtige Geschichte in hohem Grade, ohne da-

*) Von diesen Biographien sind dem Referenten die Tersteegen's („Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen“) und Kanne's („Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche“) auch als sich gegenseitig ergänzend von großem Werthe, indem jene Katholiken und diese Protestanten enthalten.

durch das Bedürfniß und Interesse der Erbauung in den Hintergrund zu stellen. Im Gegentheil kann von ihr gesagt werden daß das ascetische, historische, dogmatische und selbst kritische Element in ihr sich glücklich durchdringen und so ein sehr harmonisches und lebensfrisches Ganze bilden. Man könnte sie eine biographische Geschichte nennen, indem die einzelnen Biographien gleichsam die (keineswegs dürren, sondern vielmehr aus dem geschichtlichen Boden hervorgrünenden) Stäbe sind um welche die eigentliche Geschichte sich hinaufrankt.

Was dem Berichterstatter diese Geschichte noch außerdem werth macht, ist ihr vom kirchlichen Dogmatismus freier Geist, welcher ihren Verfasser das Leben über den Begriff und diesen wieder über dessen Fassung setzen und mit seltener Freiheit des Blicks das Leben aus Gott in allen protestantischen Kirchen und Sekten suchen und glücklich finden läßt, ohne ihn zur Ueberschätzung oder gar Beschönigung ihrer dogmatischen, sittlichen oder sonstigen Auswüchse zu verleiten. Sein Standpunkt ist der — für eine solche Arbeit passende — der wahren Union, welcher durch seine theologische Bildungsgeschichte, über die er in der Vorrede zu seiner obenerwähnten Schrift Auskunft gegeben hat, ungemein begünstigt worden ist. Auch muß des Glücks gedacht werden welches dem Verfasser reichen Stoff und selbst urkundliche Quellen zugeführt hat, besonders bei den weniger bekannten Partien der Geschichte, wie z. B. den Wiedertäufern.

Der vorstehende Band ist in folgende Bücher getheilt, deren jedes wieder in verschiedene gleichfalls überschriebene Paragraphen zerfällt: I. „Einleitung." II. „Die Erasmische Reform in den klevischen Landen." III. „Die Lutherische Reformation." IV. „Die Wiedertäufer." V. „Die Melanchthonische Reformation." VI. „Die reformirte Kirche." VII. „Die oberrheinische reformirte Kirche." VIII. „Die rheinisch-westfälische reformirte Kirche." IX. „Die westfälisch-lutherische Kirche."

Dieser Ueberblick genügt um die Schwierigkeit zu zeigen den historischen Faden durch das Ganze zu ziehen und nicht an den einzelnen Partien reißen zu lassen. Der Verfasser behält ihn aber trotz des rhapsodischen Charakters seines Stoffs und führt ihn, wenn auch mehr innerlich als äußerlich, überall glücklich hindurch.

Der Raum gestattet die Aushebung nur der folgenden Stelle, die Referent jedoch weder als eine Probe des Ganzen noch als einen vollständigen Beleg seines Urtheils betrachtet wissen mag. Sie betrifft die Wiedertäufer, deren in unsern Tagen auch in Deutschland wieder auftauchende Richtung ebenso falsche als gehässige Urtheile hervorgerufen hat. So wird der friedliche Baptismus mit dem wilden Anabaptismus der Fanatiker von Münster identificirt und übersehen daß dieser nur die Ausartung des erstern ist, daß auch der gesundeste Baum durch Zwang verkrüppelt, das beste Korn durch Brand und Mehlthau vergiftet werden kann und es gewiß thöricht ist die Verkrüppelung in dem Samen zu suchen:

„Die Täufer, Wiedertäufer — Anabaptistae, Retincti —, Taufgesinnte, Mennoniten, Baptisten und wie sie mit ihren zahllosen Sekten und Namen sonst noch heißen mögen, vertreten in der Geschichte der christlichen Kirche und Reformation eine ganz bestimmte Richtung des christlichen Lebens, welche in ihrer fanatischen Ausartung wol bekämpft und auch wol gewaltsam ausgerottet, in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit aber nie völlig unterdrückt werden konnte, und welche allein dann ihre rechte Stellung erlangt hat wenn sie neben und in der evangelischen Kirche als auch christlich berechtigt anerkannt und geduldet wird. Das eigentliche Wesen und darum das unterscheidende und nothwendige Merkmal dieser Richtung besteht in dem Dringen auf wirkliche und persönliche Bekehrung und Wiedergeburt jedes einzelnen Christen durch den Heiligen Geist, auf völlige Gewissens- und Gottesdienstfreiheit, auf Trennung von geistlichen und weltlichen Dingen, von Kirche und Staat, und auf Darstellung und Einrichtung einer wahren heiligen christlichen Gemeinde der Wiedergeborenen durch einen besondern Bund der Gläubigen, welcher alles Weltliche und Sündliche durch christliche Zucht und Bann fernhält. Diese Richtung strebte also nicht blos nach einer Reformation der christlichen Kirche in ihrer Lehre und in ihrem Gottesdienste, wie die lutherische Reformationen in ihrer Sitte und Verfassung, was über die lutherische Reformation hinaus die zwinglische und die calvinische Reformation beabsichtigte, sondern zugleich und vornehmlich nach gründlicher und völliger Durchführung und Geltendmachung dieser Lehre und dieses Glaubens in dem Herzen und Wandel jedes einzelnen wahren Christen und in der ganzen christlichen Gemeinde.... Sie wollte also Das was die Reformation ebenfalls eigentlich und ursprünglich beabsichtigt hat: die Herstellung des rechten Verhältnisses des Gewissens zu Gott ... äußerlich in jedem einzelnen Christen und in einer nur nach biblischen Grundsätzen eingerichteten ... reinen und freien Gemeinde verwirklichen.... Die Verwerfung der Kindertaufe und die Ausübung der Wiedertaufe ... ist keineswegs das wesentlichste, sondern nur das äußerlich sichtbarste Merkmal ... Ihr innerster Grundsatz war vielmehr die völlige Scheidung des Reiches der Natur und der Gnade, der Welt und des Reiches Gottes, der Unbekehrten und Bekehrten...." (S. 134—137.) 25.

Bibliographie.

Blüten und Früchte aus Goethe's Dichtergarten. Gesammelt von J. C. Passavant. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. 16. 10 Ngr.

Der neue Eulenspiegel, das ist: Leben, Thaten, Meinungen und Prophezeiungen des Meister Mathias Tobias von Hebborn, ein Volksbuch, worin nicht blos Eulen gespiegelt sind, sondern auch Raben, Elstern, Neuntödter rc. und andre lose Vögel wie sie Namen haben. Von einem Volksfreunde. Barmen, Sartorius. Gr.-8. 10 Ngr.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation, nach ihrer fortschreitenden Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt durch E. M. Arndt. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Lex.-8. 7⅓ Ngr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 3ter Band. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Huttler, M., Die Religions-Philosophie des Raymundus von Sabunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Jósika, N., Stephan Jósika. Historischer Roman. In's Deutsche übertragen von Julie Jósika. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller, O., Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Die Olympiade oder die eilf Stück vom Glück der Rheinischen Social-Republik. Ein großes Heldengedicht, wer's lies't, wird darnach dümmer nicht. Von einem Volksfreunde. Solingen, Pfeiffer. 8. 15 Ngr.

Ramshorn, C., Geschichte des deutschen Volkes für deutsche Frauen. 2te verbesserte, vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

Roth, A., Neuenburgische Studien. Bern, Jent und Reinert. 1850. Br. 8. 21 Ngr.

Schefer, L., Laienbrevier. 7te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 1850. 16. 2 Thlr.

Digitized by Google

Schlagintweit, H., und A. **Schlagintweit**, Untersuchungen über die physicalische Geographie der Alpen in ihren Beziehungen zu den Phaenomenen der Gletscher, zur Geologie, Meteorologie und Planzengeographie. Mit 11 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Barth. 1850. Gr. Lex.-8. 12 Thlr.

Schmeller, J. A., Ueber die Endung -ez [-es] spanischer und portugiesischer Familiennamen. München. 1850. Gr. 4. 8 Ngr.

Schmidt, H. R., Mein Traum in der Neujahrsnacht 1850. Gera. 1850. 8. 1¼ Ngr.

Schöchlin, C., Kaiser Julianus der Abtrünnige. Tragödie in fünf Aufzügen. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. 1850. 12. 16 Ngr.

Die heilige Schrift. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die poetischen Bücher des alten Testaments. 2te Abtheilung: Die Psalmen. Lippstadt, Lange. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwartze, M. G., Koptische Grammatik. Herausgegeben nach des Verfassers Tode von H. **Steinthal**. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schweder, G., Die Bedeutung der evangelischen Kirchenfrage in Preußen. Vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Somerville, Maria, Kosmos für gebildete Frauen. Nach der 3ten Auflage des englischen Werks unter Bezugnahme auf den Berghaus'schen physikalischen Atlas bearbeitet von C. **Hartmann**. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr.

Steger, F., Drei Bücher neuester Geschichte 1815—1850. 1ste u. 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 10 Ngr.

Inhalt des Monats Januar.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 1. Februar 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Moritz Wagner's Reise nach Kolchis.

Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseit des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens. Von Moritz Wagner. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 2 Thlr.

Die drei Hauptgegenstände welche der Verfasser vorführt sind: „Das Volksleben in Tiflis", „Der Zustand der deutschen Colonien," „Der Naturcharakter und das Urwaldleben in den Ländern jenseit des Kaukasus". Er behandelt diese Stoffe in einer Reihe anziehender Schilderungen und Beschreibungen. Seine Naturgemälde sind mit lebhaften Farben aufgetragen, seine ausführlichen Mittheilungen über die deutschen Ansiedler enthalten viel Interessantes; die Vergleichung der Sitten, Einrichtungen und Charakterzüge bei den alten Deutschen und den heutigen Völkern des kolchischen Hochlandes bekundet ein scharfsinniges Auffassen der ethnographischen Verhältnisse. Auch die herben Wahrheiten welche der Verfasser am Schlusse über die deutsche Gegenwart ausspricht dürften als keine überflüssige Zugabe zu betrachten sein. Somit empfiehlt sich diese Schrift als eine willkommene Bereicherung derjenigen Reiseliteratur welche zwar weniger einem strengwissenschaftlichen Zwecke als der angenehmen Unterhaltung dienen will, dabei aber des belehrenden Inhalts keineswegs entbehrt.

Der Verfasser legte die Reise über das kaukasische Hochgebirge in rauher Jahreszeit zurück. Ein dunkler Horizont, ein frostiger Wind, Wälder ohne Laub, Wiesen ohne Grün und ohne Blumen, mit nacktem Felsgebirge wechselnd — Das waren die ersten reizlosen Naturbilder bei seinem Eintritt in Georgien. Südlich von Mzkhetha schwanden die Wälder immer mehr, die Berge wurden immer kahler und in der nächsten Umgebung von Tiflis starrte dem Reisenden der winterliche Anblick einer Märzschneedecke trostlos entgegen. Vorderhand war Das allerdings keine erfreuliche Aussicht für entomologische und botanische Forschungen; die hierüber erhobene Klage verstummte jedoch als der Verfasser in der Dämmerung die Vorstadt von Tiflis erreichte und den Vorschmack jenes bunten Gemäldes von unbeschreiblicher Wirkung empfand, welches ihm erst am folgenden Morgen zu bewundern vergönnt war als er von einem günstigen Standpunkt aus die Stadt überblickte. Mit seinen amphitheatralisch gruppirten Häusern, seinen Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen und dem mächtigen Strome, dessen Wasser in reißendem Laufe die Stadt durchrauscht, gewährt Tiflis einen Anblick welcher den Landschaftsmaler eine Reise von ein paar Hundert Meilen nicht bereuen läßt. Der Verfasser sagt:

> Wenn ich alle die durch ihre pittoreske Lage berühmten Städte der Alten Welt: Konstantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg, Algier u. s. w., die ich mehr oder minder lange bewohnt habe, mit dem Gemälde der georgischen Hauptstadt vergleiche, möchte ich Tiflis nicht in die letzte Reihe stellen. Fehlt ihm auch die Mannichfaltigkeit des unvergleichlichen Panoramas von Konstantinopel, jener durch eine merkwürdige Uferentwickelung so schön vertheilte, in wahrer Demantpracht strahlende Kristallgrund, welcher um die Städtekönigin am Bosporus wogend, die goldenen Riesenkuppeln ihrer Moscheen, die schlanken Minaretsäulen und die Cypressenwälder der Friedhöfe in blauer Tiefe wiederspiegelt, mangelt ihm auch der zaubervolle Uferschmuck des Golfs von Neapel mit seinem alten Feuerberge und den in märchenhafter Schönheit aus dunkelgrünem Seegrunde auftauchenden Inseln Capri und Ischia, hat Tiflis weder den olympischen Pflanzenreichthum noch die imposante Thürmezahl von Brussa, noch die am bithynischen Götterberge aus tausend Springquellen musicirende Wasserorgel der Natur, so ist der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige, bunte Mannichfaltigkeit seiner orientalischen und europäischen Bauwerke, welche die hohen Ufer eines wilden Bergstroms krönen, doch Augenweide genug und übertrifft an großartiger Pracht der Scenerie das majestätische Prag, welches mit Tiflis eine gewisse Aehnlichkeit und unter allen Städten des Deutschen Reichs keine Rivalin hat.

Der Verfasser verweilte in Tiflis länger als in irgend einer andern Gegend Transkaukasiens, und wählte es als Hauptquartier seines dortigen Aufenthalts, als

Niederlage seiner wissenschaftlichen Sammlungen, als Ausgangspunkt seiner verschiedenen Wanderzüge, weil seine günstige Lage im Centrum zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, zwischen dem kaukasischen Hochgebirge und dem alten Vulkanlande Armenien zu Excursionen nach allen Richtungen einlud. In wenigen Tagen erreicht man von Tiflis den Berg Ararat, die berühmten ewigen Feuer bei Baku auf der Halbinsel Apscheron, die ossetischen Alpen und das kolchische Paradies am Schwarzen Meere. Auch hinsichtlich der Postverbindung, des Transports naturhistorischer Sammlungen und des Umgangs mit gebildeten Menschen bietet kein anderer Ort in jener Gegend ähnliche Vortheile dar.

Es gibt in Tiflis nicht weniger als 42 Kirchen, eine im Verhältniß zur Bevölkerung übergroße Zahl. Der Anblick des Gottesdienstes in einigen dieser Kirchen veranlaßt den Verfasser zu der Bemerkung daß die Religion der Christen im Morgenlande dem Islamismus, troß der Verschiedenheit der Dogmen, in den Formen wie in der Praxis näher steht als dem Christenthume des Abendlandes.

Beide Religionen sind heute bei den Orientalen nur noch ein leeres Formen- und Ceremonienwesen ohne Anwendung im Leben. Der regelmäßige Besuch der Gotteshäuser, das geistlose, stille oder laute Herplappern und die eintönige Wiederholung der vorgeschriebenen Gebetformel, das Nachahmen gewisser Geberden bei der gemeinschaftlichen Andacht und vor allem die strenge Beobachtung der Fasten ist heute das Wesen der Religion im Morgenlande. Wohl belebt und beseelt die Bekenner beider Religionen der gleiche Glaube an einen Gott und an ein schönes, freudevolles Fortleben nach dem Tode, welches aber nicht als Lohn für ein wirklich tugendhaftes Leben nach abendländischem Begriffe, nicht für ein edles, von Menschenliebe tieferfülltes Gemüth, das die schweren Prüfungen dieses Lebens in unerschütterlicher Treue besteht, gedacht wird, nein, als der Lohn für einen dumpfen, von keinem Zweifel, keinem Einwurf der Vernunft erschütterten Glauben, für die strenge Uebung der von den Priestern vorgeschriebenen Fasten, Gebetformeln und Geberden, wobei die Kirche auch noch die Mildthätigkeit gegen Arme und vor allem die ihr selbst dargebrachten Opfergaben als der Gottheit besonders wohlgefällige Handlungen, welche zu einem ausgesucht schönen Plätzchen im Paradiese berechtigen, gelten läßt. Von einer Kenntniß der Sittenlehre im Evangelium und im Koran findet man im Orient wenig Spuren. Dem gemeinen Mann ist die Heilige Schrift ein unzugängliches Buch, welches ihn nicht beschäftigt, das er nie zu lesen begehrt und dessen vertraute Bekanntschaft und Deutung er lediglich dem Priester überläßt. Das Christenthum wie es uns als Volksreligion im Orient erscheint ist Nichts als ein hohles Formelwesen, das weder erhebt noch anregt, den Geist verödet und das Herz verdirbt, und in dem weder der Genius der Liebe noch der Genius der Freiheit seinen Platz gefunden.

Die große Zahl der Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen erhöht natürlich den imposanten Eindruck welchen Tiflis auf den Fremden macht; im Uebrigen gibt die Mischung orientalischer und europäischer Bauwerke der Stadt eine sehr verschiedenartige Physiognomie. Bekanntlich lieben die Orientalen enge und schattige Straßen, die Russen das Gegentheil. Diese Contraste zeigen sich in Tiflis an vielen Stellen. Ueberall wo russische Baumeister thätig waren findet man Raum, Luft, Sonne und freie Aussicht; überall wo die alte Bauart unangetastet verblieb sind Gassen und Plätze schmal und düster, obwol nicht in gleichem Grade wie in den moslemischen Städten. Von den Straßen ist keine als besonders merkwürdig zu erwähnen. Unter den Plätzen zeichnen sich die zum Theil mit modernen Bauwerken umgebenen Plätze von Tauris und Eriwan durch Raum und schöne Fernsicht auf das Kurthal und das kaukasische Hochgebirge aus. Am merkwürdigsten aber ist der Marktplatz, den man passiren muß um von der alten zur neuen Stadt zu gelangen. Die Größe desselben reicht nicht hin für das ungeheuere Gewühl von Marktbesuchern, von Armeniern, Georgiern, Tataren, Osseten, Persern, Lesghiern, Russen und deutschen Colonisten. Mischt man sich unter diese Gruppen, so hört man die verschiedensten Zungenlaute; selbst das klangvolle Spanische wird von morgenländischen Juden gesprochen. Der bekannte Reisende Graf Hallberg aus München, welcher mit dem Verfasser öfters diesen Marktplatz besuchte und das ungeheuere Gedränge all der in ihren verschiedenen Costümen so ungemein malerischen Gestalten, die Kameele, die fremden Waaren und die bunten Marktscenen mit Interesse und Verwunderung betrachtete, äußerte einmal: er habe, mit Ausnahme des Marktes von Kairo, in allen Ländern des Orients und Occidents die er besucht nie ein so anziehendes Völkergemisch gesehen. Dieses lebendige Treiben, welches ein erfreuliches Zeugniß für die gewerbliche Thätigkeit ablegt, hat leider ein Gegenstück in dem kaum minder starken Gedränge der Bettler an den Freitagen. Mit Ausnahme des Kirchenstaats und des Königreichs Neapel sah der Verfasser nirgend solche Scharen von Bettlern. Die russische Polizei gestattet ihnen nur einen Tag in der Woche zum Sammeln milder Gaben. Um so schaudervoller und erschütternder ist der Anblick, sooft jeden Freitag Hunderte, ja Tausende von Hungerleidenden, von Kranken, siechen Greisen, Krüppeln und Unglücklichen aller Art durch die Gassen wanken, an jede Thüre klopfen, ihre Noth, ihre Leiden klagen und im herzzerreißendsten Jammertone um ein Almosen flehen. Die Zahl dieser Bettler, die Summe dieses Elends ist so groß daß selbst das mildthätigste Herz nicht wirksame Hülfe spenden, nicht einmal allen Bedürftigen eine kleine Gabe reichen kann. Wie in Neapel und Sicilien gewöhnt man sich hier allmälig den Anblick des menschlichen Elends in schauderhafter Nacktheit zu ertragen und an dem hungernden Bettler ohne Almosen und mit trockenem Auge vorüberzugehen.

Indem wir uns von diesem Uebermaße des Häßlichen und Traurigen abwenden, werfen wir lieber einen Blick auf die weltberühmten Repräsentantinnen des Schönen. Der Ruf außerordentlicher Schönheit, deren die Georgierinnen nicht nur im Orient, sondern auch im Abendlande genießen, und der in die Poesie so mancher Völker eingedrungen, beruht zum Theil auf dem allgemein verbreiteten Irrthum daß die schönen Odalisken des türkischen Harems meist aus Georgien oder Tscherkessien stammen. All die schönen Sklavinnen welche die pontischen Schiffer aus Batum, Sukhum-Kaleh und Trape-

zunt nach Konstantinopel bringen werden als Georgierinnen verkauft. Der Verfasser hat aber aus dem Munde türkischer Sklavenhändler selbst erfahren daß seit geraumer Zeit die Mehrzahl dieser unglücklichen Geschöpfe von den Völkern Lasistans, Guriens und Mingreliens an die Türken zu Kauf und Tausch geliefert werden. Diese Völker sind mit den Georgiern zwar sprach- und stammverwandt, übrigens so verschieden wie Italiener und Spanier, wie Deutsche und Skandinavier. Es sind die Bewohner des eigentlichen Kolchis, deren Blut sich von weiblicher Seite mit dem der vornehmen Türken weit mehr vermischt hat als selbst das tscherkessische. Die kolchischen Völker grusinischen Stammes sind aber durchaus hübscher als die eigentlichen Georgier, und von allen transkaukasischen Völkern tragen die Bewohner des herrlichen Landes Gurien den Preis der Schönheit davon. Indeß würde die Schönheit der Frauen in Georgien, Kolchis und Cirkassien dem Bildhauer mehr zusagen als dem Dichter; sie ist gar zu oft ein starres Bild, dem der Anmuthsgürtel der Aphrodite fehlt. Die Charitinnen sind im Orient fremde Gottheiten, und in den Gesichtern von langweiler Regelmäßigkeit quillt nicht jener holde Ausdruck von Frohsinn, Liebreiz und Lebenslust, ohne welchen die Frauenschönheit Nichts heißen will.

In Betreff der ehelichen Verbindungen macht der Verfasser die Bemerkung daß kein Volk Europas so sehr geneigt ist sich mit fremdem Blut zu vermischen wie das russische. Deutsche Bauernmädchen sind von russischen Beamten und Kaufleuten fast ebenso gesucht als die schönsten Mädchen aus georgischem und armenischem Adel, während russische Leibeigene und Kosacken häufig Ehen mit Töchtern von Tataren und Tscherkessen eingehen. Bemerkenswerth ist daß aus all diesen Mischehen fast immer echtrussische Kinder, dem Typus und Charakter nach, hervorgehen — eine Thatsache welche für die solide Kraft der slawischen Race zu zeugen scheint. Da der Russe im Allgemeinen an das weibliche Geschlecht andere Foderungen stellt als die gebildetern Völker des Abendlandes, so sind die meisten dieser Ehen weniger unglücklich als man vermuthen sollte. Ein Franzose würde bei den Frauen Georgiens die Grazie, ein Römer die edle Würde, ein Spanier das glühende Temperament, ein Deutscher die Gemüthlichkeit stets vermissen. Nach Allem was der Verfasser in Georgien und anderwärts von den Frauen des Orients gesehen und erfahren, möchte er keinem gebildeten Abendländer rathen nach dem Morgenlande mit Heirathsgedanken zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Abende von Berthold Auerbach. Manheim, Bassermann. 1851. 16. 27 Ngr.

Drei Erzählungen, die schon früher entstanden und zu verschiedenen Zeiten in Zeitschriften publicirt worden sind, bilden den Inhalt dieses zierlichen Bändchens. Die zwei ersten entstanden, wie uns der Verfasser in der Vorrede mittheilt, nach der Uebersetzung des Spinoza, und zu dem Zwecke einzelne Begriffe in mannichfaltiger Auffassung mehr durch Besprechung als durch Thatsachen und Ereignisse darzustellen. So führen uns denn die zwei ersten Erzählungen mitten in das gesellige Treiben der Jetztzeit hinein, und rechtfertigen völlig den Titel, da ja der Abend für die Geselligkeit recht eigentlich den Knotenpunkt abgibt. Die dritte Erzählung haben wir als eine Beigabe zu betrachten, in der wir den Verfasser „ein Stück Kinderleben" schildern sehen in der Art die wir von den „Dorfgeschichten" her kennen und lieben. Alle drei Erzählungen sind geschrieben mit jener fast weiblichen Zartheit und Sorgsamkeit, mit welcher der Verfasser jeder Regung des Geistes und Gemüths nachzugehen weiß, und vermöge welcher er uns die kleinsten Ereignisse und Lebenserfahrungen als anziehende Bilder vorführt. Leider läßt sich indeß eine gewisse Skizzenhaftigkeit, zumal in den beiden letzten Erzählungen, nicht verkennen, indem neben breit und zart ausgeführten Partien sich Sprünge und Lücken finden die je weiter wir in dem Büchelchen vorwärts gehen um so störender auftreten.

Die erste Erzählung, betitelt: „Liebe Menschen. Ein Idyll aus der gebildeten Welt", führt uns in die reizenden Herbsttage des Rheinlandes und zwar nach Köln und seinen Umgebungen. Liebe Menschen sind wirklich darin geschildert, denn der Wanderer den wir zuerst begrüßen findet neben dem geliebten Universitätsfreunde nicht nur dessen liebenswürdige Mutter, sondern auch seine Schwester, die ihm selbst die Liebste geworden ist, wenn wir die Erzählung beendet haben. Gleich schildert der Verfasser wie der Wanderer in die Wohnung des Freundes eintretend sich dieser lieblichen Erscheinung gegenübersieht, und wie die gegenseitige Verlegenheit, dies erste Zeichen eines tiefern Eindrucks, gar bald in eine bedeutende Unterhaltung übergeht. Was folgt ist eigentlich nur die Ausführung der in diesem ersten Zusammentreffen unbewußt entstandenen Neigung bis zu dem klaren Erkenntniß und Geständniß der gegenseitigen Liebe. In diesem kleinen Kreise bewegt sich die Schilderung, der nur ein Besuch im Dom und eine Rheinfahrt ins Siebengebirge äußerliche Abwechselung verleihen. Im Innern dieses kleinen Kreises lieber Menschen aber wird noch in mannichfacher Weise die Idee ausgesprochen und ausgeführt, welche wir als die Grundlage dieser Erzählung betrachten müssen, nämlich daß nicht da Harmonie sei wo Alles einen Klang habe, sondern wo Alles Einklang habe.

Mit der Harmonie, mit dem Einklang, in dem Alles zusammenstimmt in dieser ersten Erzählung, steht im scharfen Contrast die Dissonanz welche die zweite Erzählung unter der Ueberschrift „Was ist Glück?" durchzieht. Auch diese führt uns in einen geselligen Kreis ein, aber nicht in den friedlichen, stillen einer kleinen Familie, sondern in den bunten Wust einer modernen sogenannten Abendgesellschaft. In diesem Cirkel, in dem Titel und leere Redensarten einen weit höhern Rang einnehmen als ein denkender Geist und ernste Wahrheit, läßt ein junger Advocat seinem übersprudelnden Geiste freien Lauf, was ihm zwar das Herz einer jungen Dame gewinnt, jedoch nicht ohne bei der Mutter und andern Damen Misfallen ob seiner Excentricität hervorzurufen. Der Gegenstand aber der Unterhaltung, den unser junger Freund trotz den Abschweifungen der Damen immer wieder aufs Tapet zu bringen weiß, ist eben die Frage die der Titel enthält, und in bunter Mannichfaltigkeit finden sich Antworten zusammengestellt, von dem Glück sich am Gängelbande Anderer durch das Leben führen zu lassen, bis zu dem Glück ohne Rücksicht auf alle Schranken sich selbst seine Bahn zu brechen. Mit dem Händedruck und einem leise geflüsterten „Schlaf wohl!" der beiden jungen Leute auf dem gemeinschaftlichen Heimwege schildert der Dichter eine andere Phase des Glücks die in jener Gesellschaft keine Besprechung fand. Während nun das Mädchen das Glück der ersten Liebe ihrer Schwester ausspricht, die Aeltern aber Maßregeln zur Verhütung derselben berathen, führt der Verdacht der Theilnahme an der Verfassung mißliebiger Schriften den jungen Advocaten ins Gefängniß, in dem ihn die Weigerung einem außerordentlichen

Digitized by Google

Gerichte Antwort zu geben bis zum Tode des Fürsten festhält. Auch dann erreicht ihn die Amnestie des Nachfolgers nur um ihn an das Sterbebette der Geliebten zu führen. Wir verlassen ihn dann wie er auf seiner Bahn rüstig fortschreitend als Abgeordneter und Rechtsanwalt Das erreicht hat was er als Glück definirt hatte: die bewußte Uebereinstimmung des innern und äußern Berufs, und wovon ihn die Liebe abzulenken im Begriffe stand. Ob aber mit unserm Verfasser viele Leser darin übereinstimmen werden daß in diesem Satze wirklich alles Glück enthalten sei, müssen wir dahingestellt sein lassen, wollen aber doch noch bemerken daß der Mensch unserer Meinung nach nicht blos zum Wirken nach außen geschaffen ist, und auch nicht lediglich darin sein Glück suchen kann, sondern daß das Glück, nur im Innern wohnend, auf dem Bewußtsein der eigenen Vervollkommnung ebenso nothwendig begründet sein muß als auf dem Bewußtsein der erfolgreichen Thätigkeit nach außen. Wenn unser Verfasser als den innern Beruf die innere Fortbildung und Entwickelung auffaßt, so läßt sich unserer Ansicht nach gegen jenen Satz nur Das einwenden daß nicht die Uebereinstimmung, sondern die Fortbildung als Grund des Glücks zu betrachten ist.

Die dritte Erzählung „Des Waldschützen Sohn" ist zuerst in dem „Jugendkalender" für 1847 abgedruckt worden. Der Verfasser malt hier in seiner sinnig-zarten Weise den Wald und das einsame Häuschen eines Waldschützen, der durch die Büchse eines Wilderers seinen Tod fand, und nur ein Söhnchen unter der Obhut der Großmutter hinterlassen hat, die jetzt zusammen das kleine Häuschen bewohnen. Dieses Stillleben, wie es uns der Eingang der Geschichte schildert, wird unterbrochen durch die Rückkehr des Wilderers, der, von der Anklage des Mordes freigesprochen, sich nun mit dem Knaben zu thun macht. Er lockt ihn in den Wald, weiß ihn dort zu interessiren und zu fesseln, und sucht, nachdem er zuerst wie es scheint halbwegs den Versuch gemacht hat ihn aus dem Wege zu räumen, den Knaben dahin zu bringen daß er ihn erschieße. Es treibt ihn dazu der Glaube an eine Art Blutrache, nach der mehre Generationen hindurch die Vorfahren des Wilderers wie des Knaben einander erschossen haben. Der Glaube daß auch ihn dies Schicksal treffen müsse, und der Wunsch daß es ihn bald erreiche, ein Wunsch nur erklärlich aus den Gewissensbissen die er sich über den begangenen Mord macht, stellen sich als die Triebfedern einer solchen Handlungsweise heraus. Er will auf diese Weise den Mord aus seiner Familie in die des Schützen bringen, dessen Büchse mit dem letzten Schusse geladen noch immer für den Mörder aufgespart im Zimmer hängt. Dieses Gewehr in den Wald zu bringen läßt sich der Knabe bereden, erhält aber ein falsches ungeladenes, da der Besitzer des Waldes das geladene zum Gange durch den Wald mitsichgenommen hat. So löst sich dann die Geschichte dadurch daß eben der Schuß dieser Büchse ihn trifft als er den Knaben durch Drohungen umsonst zum Abdrücken der ungeladenen Flinte zu bestimmen sucht. Ein Hund der, von dem Wilderer erzogen, dann dem Waldschützen angehörte, und bei der Ermordung des Letztern den ältern Herrn nicht angriff, wird zuvor dieserhalb von dem Wilderer erstochen. Diese Grundlage, an sich schon phantastisch genug, ist durch eine abspringende Behandlungsweise und die überall eingewebte Malerei des bunten Waldlebens, sowie durch die Verfolgung des Gedankenganges des Knaben so zerrissen daß sie sich von keiner Seite in ein klares Bild zusammenfassen läßt, sondern nur einen unbestimmten verschwimmenden Eindruck hinterläßt. Aber noch in einem andern Punkte steht diese Erzählung den frühern ähnlichen des Verfassers nach, darin nämlich daß bei den Naturschilderungen nicht mehr jene alte Naivetät und Einfachheit sich findet die uns so oft erfreut hat. Der Verfasser hat sich durch das Eingehen auf eine fremde der Holtei'schen verwandte Sprech- und Darstellungsweise von seiner Anschauungs- und Schilderungsweise ableiten lassen, nicht sehr zum Vortheil seiner Darstellung. Möchten wir den Verfasser bald wieder in die frühere Bahn einlenken sehen. 28.

Mancherlei.

Prosa und Poesie sind in Büchern geschieden, und bilden in Literargeschichten zwei Abtheilungen der Prosaisten und Dichter; im Leben sind sie beisammen, streiten sich über Hab und Gut, machen Ausgleichungen und beginnen ihre Abrechnung stets von vorne. Die Philosophie, deren Amt es gerade ist von vorne zu rechnen, geräth deswegen mit beiden in Geschäftgemeinschaft, und will eigentlich daß keine von ihnen, so wenig als sie selber, zukurzkomme. Da es ihr um volle Wahrheit des Soll und Habens zu thun ist, muß sie sich der vollen Unparteilichkeit befleißigen, was nicht immer von ihr geschah, indem der Materialismus die Prosa, der Spiritualismus aber die Poesie begünstigte, ja die Parteilichkeit oft soweit ging das Gleichgewicht der Ansprüche gar nicht anzuerkennen und vernünftige Rechnung unmöglich zu machen. Zu fürchten wäre, da keine menschliche Thätigkeit weniger Poesie insichaufnimmt als Rechnen, daß letztere bei jedem Abschluß desselben gegen Prosa zukurzkäme, wenn nicht im Völker- und Einzelleben der Menschheit die Poesie als ein Erstes, Ursprüngliches sich kundgäbe, welchem weiterhin das Prosaische sich anschließt: wie denn Dichter die ersten Belehrungen der Jahrhunderte vorgetragen und Redner die zweiten. Wahrheit und Dichtung bilden daher keinen schroffen Gegensatz für die philosophische Erwägung, die Dichtung hat Wahrheit gleich der Prosa durch ihr Dasein selber, und man dürfte nur von einer poetischen und prosaischen Gesammtwahrheit sprechen. Schönheit, Tugend, Frömmigkeit sind so wahr für den menschlichen Haushalt als Trank, Speise und Schlaf, ein gesundes Dasein bedarf ihrer aller. Wer eine Wahrheit ausschließlich zur Herrschaft erhebt und gegen die übrigen feindlich verfährt, verfällt in Unnatur, wovor die ausgleichende Philosophie warnt, und deswegen gegen Epikur, Stoa und Asceten Einwendung und Ausgleichung bereit hält. Selbst die Kirchen haben sich damit beschäftigt; aus Poesie hervorgegangen vernachlässigten sie doch nicht die Prosa, und konnten mit Rechtfertigung derselben oft ein gebührendes Maß überschreiten. Alle Fehlgriffe indeß deren Philosophie und Kirche beschuldigt sein mögen beweisen das zugrundeliegende Wahre, da überhaupt kein Irrthum möglich ist ohne Voraussetzung irgend einer Wahrheit, die als ein unverwüstlich Gegebenes dem Menschenleben als Poesie und Prosa sich aufdrängt. Hier stehe und erwäge, wenn du vernünftig stehen und weise sein willst.

Ohne besondere Körperleiden und Schwäche ist das Schlimmste des Alters daß ihm Alles alt vorkommt — Aufstehen, Niederlegen, Wachen, Schlafen, ja selbst das Essen und Trinken. Wie erlabt sich der Knabe am Kuchen, sei dieser frisch oder alt, jede Lebensfreude kommt ihm aus dem Ofen und des Schlürfens und Verschlingens derselben wird er nicht müde. Dieser Reiz der Kinderjahre ersetzt weder Wissenschaft noch Kunst, welche nur den Jugendlichen lebhaft und neu ergreifen, so wenig wie irgend andere Zerstreuung, Anregung und Umgang; nie kehrt zurück die Genußfülle erster Liebe, Reise, Autorschaft. Und ein Alter welcher vergißt wie er selbst gewesen ärgert sich über den Lusttaumel in welchem die heranwachsende Welt sich herumtreibt, er wird zu salomonisch weise über die Eitelkeit menschlicher Dinge, und bedürfte einiges Unverstandes und glücklicher Unerfahrenheit um mit Befriedigung Tägliches zu erfahren. Wird darum der Jugend vernünftige Enthaltsamkeit empfohlen, so meint sie nicht ganz unverständig: es sei noch immer Zeit dazu, und das Alter murrt etwas thöricht über Alles was geschieht, wäre am zufriedensten daß Nichts mehr geschähe, weil Nichts mehr mundet. In der „Hamasa" hat der Dichter Elhußein Ben Mutair mit nicht salomonischer Weisheit dieses Verhältniß untheologisch ausgedrückt.

Möcht' entweder Gott vergang'ne Sünden uns verzeihen,
Oder, wenn er Das nicht wollte, sie uns neu verleihen!

26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 29. —— 3. Februar 1851.

Moritz Wagner's Reise nach Kolchis.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Nach den von unserm Reisenden gemachten Erfahrungen lebt man in Tiflis im Ganzen nicht theuer, wenn man sich einzurichten versteht. Die meisten Lebensmittel, alle Getreidearten und vorzüglich der Reis sind billig, ebenso das Gemüse welches die deutschen Colonisten zu Markt bringen. Auch die leckern Gerichte: Honig, Geflügel, Wildpret, vorzüglich Fasane, welche aus Mingrelien kommen, sind in Tiflis billiger als in Deutschland. Das Kaspische Meer liefert eine Unmasse von Fischen, welche im Winter frisch, im Sommer getrocknet von Baku gebracht werden. Kaviar ist ein Lieblingsgericht der Eingeborenen wie der Russen. Der Wein wird in ungeheuern Quantitäten aus Kachetien gebracht, welches unter all den traubengesegneten Provinzen Transkaukasiens den besten Wein liefert und in dieser Beziehung bereits den Alten bekannt war und von Strabo gerühmt wird. Die Tunga (fünf Flaschen) von gutem rothen Wein, der in der Farbe dem Burgunder gleicht, kostet einen Abasen (20 Kreuzer). Der Wein geringerer Qualität wird zu dem Spottpreis von 5 — 6 Kopeken die Tunga verkauft. Man transportirt denselben in Schläuchen von Büffel- oder Ziegenhäuten, die von der innern Seite mit schwarzer Naphtha verpicht sind und dem Wein einen unangenehmen Naphthageschmack mittheilen. Dieser kachetische Wein gilt übrigens für ungemein gesund und stärkend und erzeugt nie das Fieber; nach der Behauptung des Dr. Conradi soll er sogar die Gicht heilen. Der mingrelische Wein, welcher in Tiflis nur von reichen Personen getrunken wird, hat einen weit lieblichern Geschmack, soll aber weniger gesund und haltbar sein; der beste kommt aus Odischi. Auch die deutschen Colonisten liefern einen Wein, der, da er in reinlichen Fässern statt in verpichten Schläuchen gekeltert und aufbewahrt wird, weit angenehmer schmeckt als der kachetische. Dennoch ziehen die Eingeborenen den Naphthageschmack des letztern, an welchen sie gewöhnt sind, im Allgemeinen vor. Die Weinconsumtion ist im Verhältniß zur Bevölkerung enorm und beträgt alljährlich gegen 7,500,000 Flaschen, also fast eine Flasche täglich auf den Kopf.

Oekonomische Einzelheiten aller Art, besonders in Bezug auf die Erzeugnisse der deutschen Colonien, wurden dem Verfasser von seinem Hauswirthe, dem schwäbischen Drechslermeister Gotthardt, und von andern eingewanderten Deutschen reichlich mitgetheilt; doch sprachen diese Leute nur selten von ihrem Vaterlande. In Denkweise und Bildung repräsentiren diese Auswanderer ganz die Zeit als sie Deutschland den Rücken kehrten. Erst in Gesprächen mit Solchen welche an den Fortschritten des Volks- und Staatslebens daheim keinen Theil genommen haben merkt man welche umwandelnde und bewegende Gewalt ein Zeitraum von 30 Jahren hat, und welchen Einfluß derselbe auf geistige Cultur und Denkweise eines Volks übt. Ein trauriger Mangel an patriotischer Gesinnung fand sich überall in diesen deutschen Colonien; für Alles was außerhalb ihres nächsten Ideenkreises vorgeht zeigten die schwäbischen Ansiedler gar kein Interesse. Am auffallendsten und schmerzlichsten war es dem Verfasser daß sie von der lieben alten Heimat auch gar Nichts zu wissen begehrten. Er unterhielt sich mit ihnen, wenn Hitze und starker Regen ihn in seinen täglichen Excursionen störten, oft stundenlang über alle Gegenstände die ihnen nahelagen; sie erzählten unendlich viel von ihren Schicksalen, von dem Ueberfall der Kurden und Perser im Jahre 1826, von den religiösen Zerwürfnissen ihrer Gemeinden, vom Pfarrer, Inspector und Generalgouverneur: aber nie fragten sie wie es daheim im deutschen Vaterlande stehe. Ueber Georgier, Armenier, Tataren und ihre Weise zu leben theilten sie unzählige Einzelheiten mit; von ihren Landsleuten daheim in den Thälern der Schwäbischen Alp haben sie nie gesprochen. Und doch waren es erst 28 Jahre seitdem diese Deutschen ihr Vaterland verlassen! Diese Gleichgültigkeit, dieses gänzliche Vergessen von all Dem was einem Volke mindestens als Erinnerung lieb und theuer sein sollte, wenn es dasselbe auch als Besitz für immer verloren hat, mußte dem Verfasser weher thun als der Anblick ihrer ziemlich günstigen Lage ihn erfreuen konnte.

Allgemein herrschte unter diesen Ansiedlern der trockene, prosaische Geist, von welchem folgende von dem Verfasser erzählte Anekdote eine Probe gibt:

Eines Tags wohnten wir der Verbrennung des Leichnams eines Hindu bei; es war der Pächter der saljanischen Fischerei,

dessen Seele sich zu den Vätern versammelt hatte. Einer seiner Glaubensgenossen erzeigte ihm nach hindostanischem Gebrauche die letzte Ehre, indem er die Leiche in weiße Leinwand hüllte, den Kopf mit fünf Pfund Butter bestrich und den Körper auf dem Holzstoß unter lauten Gebeten verbrannte. Mein dicker Drechslermeister erzählt die Sache seiner Frau daheim mit löblicher Genauigkeit. Während ein gebildeter Landsmann mit mir sich an der poetischen Seite einer Leichenfeier erbaute, wo der Körper, ohne in das schauerliche Dunkel der Erde versenkt zu werden, ohne den langsamen und ekelhaften Proceß der Verwesung, durch die heilige, läuternde Macht des Feuers an die Elemente schnell zurückgegeben wird, beachtete Frau Gotthardt nur die ökonomische Seite und meinte auch diese Art der Todtenbestattung sei besser und wohlfeiler; man erspare den Sarg, den Todtengräber und die Kosten der Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Herr Gotthardt opponirte und meinte: dafür sei die Butter womit der Hindu den Kopf der Leiche so freigebig beschmiert habe in Tiflis um so theuerer. Die Frau Drechslerin erwiderte: „Glaubst du, ich würde dir auch fünf Pfund Butter aufs Gesicht schmieren? Ein halb Pfund allerhöchstens! Oder auch gar nix. Du hast ja selbst genug Speck auf dir." Mein dicker Hausherr gehörte nicht zu den zartfühlendsten Personen; aber die Art wie seine Ehehälfte so ganz ohne Spur von Gemüthsbewegung, als handle es sich um eine Angelegenheit der Werkstätte oder des Stalles, von seiner künftigen Bestattung sprach, schien ihn sichtbar zu verdrießen, und ich hörte ihn später nie wieder vom Hindu oder vom Tode reden.

Der Frühling dauert in Georgien nur wenige Wochen und ist wegen des raschen Temperaturwechsels eine fast ebenso unangenehme Jahreszeit wie der heiße trockene Sommer und der ziemlich rauhe Winter. Der Verfasser benutzte die ersten sonnigen Tage des Aprilmonats, um von der Stadt Tiflis nach der deutschen Colonie Neutiflis, welche eine Viertelstunde stromaufwärts am linken Ufer des Kur gelegen, überzusiedeln. Wie alle deutsche Colonien jenseit des Kaukasus hat auch Neutiflis ein ziemlich wohlhabendes, behagliches Ansehen, besonders wenn man die häßlichen grusischen Dörfer der Nachbarschaft mit ihren elenden Häuschen, aus Rollsteinen und Lehmerde schlecht zusammengekittet, mit ihnen vergleicht; die Häuser der Colonisten sind klein, aber sauber. In der Mitte des Dorfes steht das hübsche Kirchlein, gelb angestrichen, mit römischen Säulen; dasselbe ward auf Kosten der Krone erbaut, die überhaupt alle ältern deutschen Niederlassungen in Georgien sehr gut dotirt hat. Dem Kaiser Alexander lag besonders am Herzen in den neu erworbenen sehr fruchtbaren Provinzen Musterwirthschaften zu errichten, welche den georgischen und armenischen Bauern, die selbst in den paradiesischen Gegenden des Landes arm und kümmerlich in ihren düstern Lehmhütten leben, als anregendes Beispiel vorleuchten sollten; dieser Zweck wurde leider bis heute nicht erreicht. Die Eingeborenen haben auf dem Lande ihre Art zu leben und zu wohnen nicht geändert, und von den landwirthschaftlichen Kenntnissen der Deutschen sich nur wenig angeeignet. Gleichwie in der Krim und in den Städten von Neurußland merkt man auch hier welche schwere Aufgabe man unternimmt, wenn man ein Volk lehren will anders zu sein als es ist.

Die meisten deutschen Ansiedelungen in Georgien wurden in den Jahren 1818 und 1819 gegründet. Drei Jahre zuvor hatte die Mehrzahl der deutschen Auswanderer die schwäbische Heimat verlassen und war, von russischen Agenten geleitet, nach Ismail gekommen, wo sie eine lange und strenge Quarantaine halten mußte; Viele starben dort infolge des bösen Klimas und der ungewohnten Nahrung. Von Ismail zogen sie nach Odessa und nach den Steppen Südrußlands, wo die russische Regierung ihnen freistellte zu bleiben oder nach Grusien weiterzuziehen. Viele die anfangs aus Reisemüdigkeit zurückgeblieben waren entschlossen sich später infolge der ersten Misernten im trockenen Steppenboden zur Fortsetzung ihrer Wanderung über die kaukasischen Berge. Ein großer Theil der in verschiedenen Zügen ankommenden Colonisten hatte die Heimat Würtemberg aus religiöser Schwärmerei verlassen. Es waren die sogenannten Separatisten, welche behaupteten daß im Vaterlande der religiöse Sinn und die alte Gottesfurcht von Jahr zu Jahr abnehme und weltliche Genußsucht und religiöse Gleichgültigkeit an ihre Stelle getreten. Einige von den ältern Dorfbewohnern hatten in mystischer Ueberspannung die Nähe des Jüngsten Tages und den baldigen Untergang der sündhaften Welt verkündigt und wußten mit ihrer Schwärmerei und Auswanderungslust nach dem Orient, um dort näher bei Jerusalem und dem Heiligen Grabe zu sein, Tausende ihrer beschränkten Landsleute anzustecken. Das nüchterne Elend der langen und mühseligen Reise hatte Viele von ihrer Ueberspannung curirt, Andere aber noch exaltirter und hartnäckiger gemacht. Von den eigentlichen Separatisten, die von der Kirche und ihren Pfarrern Nichts mehr wissen wollten und zum Beten und Singen in ihren Häusern sich versammelten, blieb damals etwa ein Drittel in den südlichen Steppen zurück; mit einer regen Sehnsucht nach dem Gelobten Lande im Herzen trieb sie späterhin die Wanderlust weiter, bis sie, den Vorstellungen Yermolow's nachgebend, in Georgien Halt machten. Dort gründeten sie zuerst in der Nähe der Hauptstadt die Ortschaften Marienfeld, Petersdorf, Neutiflis und Alexandersdorf, dann 25 Werst weiter gegen Süden die Colonie Elisabeththal, später die entfernter gelegenen Ortschaften Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf. Die beiden letztgenannten liegen am fernsten von Tiflis in südöstlicher Richtung gegen Elisabethpol; ihre Lage ist fruchtbar, aber im höchsten Grade ungesund. Erst 20 Jahre später wurden die deutschen Colonien bei Achalziche und Schamachie gegründet. Alle diese deutschen Colonien in Transkaukasien standen früher unter einem besondern Fürsorgecomité, später wurden sie der Domainenkammer in Tiflis untergeordnet; ein Oberinspector und die Dorfschulzen handhaben die Polizei. Im Ganzen äußern sich die Ansiedler ziemlich zufrieden mit ihrer Lage; doch ist die Fruchtbarkeit des Bodens und daher auch der Grad der Wohlhabenheit der Colonisten sehr verschieden. Die schönste dieser deutschen Ansiedelungen ist Katharinenfeld, 60 Werst südöstlich von Tiflis in einem reizenden Thale gelegen. Weinbau und Kartoffeln sind die vor-

theilhafteste Cultur; mit Seidenzucht, welche sehr lucrativ ist, wollen sich die deutschen Bauern nicht befassen, weil sie ihnen etwas Unbekanntes ist. Der Getreidebau ist nur in wenigen Gegenden ergiebig und liefert überhaupt in Georgien nicht die schönen Ernten wie in dem fetten reichbewässerten Boden des eigentlichen Kolchis, ja nicht einmal wie auf der Hochebene des Ararat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Schullehrer von Sträke von Hermann Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1850. 8. 2 Thlr.

Man pflegt die Wirren der letztvergangenen Jahre in Deutschland von der mangelhaften Schulbildung des Volks herzuleiten, und möchte der Demoralisation der Menschheit durch gute Schulanstalten entgegenwirken. Wenn auch nicht alle Menschen dadurch gebessert, nicht alle Uebel dadurch gehoben werden, so ist das Bestreben doch gut und lobenswerth und kann nur Gutes hervorrufen. In dieser Tendenz ist nun das vorliegende Buch geschrieben, und enthält die einfache Lebensgeschichte eines Schullehrers — wie er sein sollte.

Diese Geschichte beginnt bei der ersten Kindheit und schildert zuerst das Verhältniß zu seinen Aeltern; sein Vater ist auch Schullehrer. Der Leser folgt dem einfachen Lebenslauf bei den ersten und spätern Unterrichtsstunden, auf dem Seminar, sieht ihn sodann als Gehülfen eines andern Schullehrers, hierauf als Substituten seines Vaters, und endlich als selbständigen Schullehrer mit Frau und Kindern, im musterhaften Wirken für seine Gemeinde, im glücklichen Verkehr mit den Schulkindern und deren Aeltern. Im Verlauf der zwei vorliegenden Theile werden in zahlreichen Reflexionen und Betrachtungen die Ansichten über die Erfodernisse des Volksunterrichts entwickelt, und manches lehrreiche Wort, mancher ersprießliche Rath wird dem Pädagogen gegeben, für welchen eigentlich das ganze Buch geschrieben ist. Es mag Aeltern geben welche über die Erziehung ihrer Kinder wenig nachdenken, bei denen wichtige und unwichtige, kleine und große Ereignisse gleich unbeachtet vorübergehen, die also auch auf den ersten, freilich schwach beginnenden Anfangspunkt des werdenden Geistes eben nicht sonderliches Gewicht legen. Anders muß es sich mit Lehrern der Jugend verhalten. In ihren Augen muß es etwas Großes sein wenn eine Schar von Kindern von der Grenzlinie der Natur hinaustritt um im eigenen Geiste sich auszubilden, selbständig nur ihrem Willen zu folgen, um den erhabenen Endzweck der Menschheit mitlösen zu helfen. Hier ist eine neue Generation, hier sind neue Hoffnungen; hier ist Etwas worauf die Blicke der Gegenwart sich richten, woraus sie eine bestimmte Zukunft sich entwickeln sehen. Geht nun zwar das Menschengeschlecht in einer eng aneinandergeschlossenen Kette fort, und mag Nichts denn Reinmenschliches zum Vorschein kommen: so sind doch hier die Abstufungen immer der Art daß sie entweder Glück oder Unglück, entweder Segen oder Unsegen mitsichbringen, oft eine Grundlage werden welche ganze Jahrhunderte fortdauert. Es ist wol auch nicht wahr daß der Geist der Zeit Alles thun, und die Welt mit ihm wie am eisernen Gängelbande fortgezogen werde; vielmehr ist es historisch gewiß daß des Menschen sittliche Kraft die er frei aus sich selbst entwickelt den Geist der Zeit schafft. Die Menschen sind es welche in der großen Totalität oder Ganzheit die Zeit machen. Wer von dieser durch eine lange Vergangenheit bestätigten Wahrheit ausgeht Der ist befähigt eine Kinderwelt recht zu beurtheilen, Der steht sinnenden Ernstes vor ihr still, und legt wo er kann die thätige Hand mit ans Werk um solches seinem höchsten Zwecke baldigst entgegenzuführen. Die Kindheit ist der schönste Blumengarten der Menschheit, der sich in ein reiches Fruchtgefilde verwandelt wenn die sie erziehende Generation treu das Ihrige thut.

Unser Schullehrer war überzeugt daß der Elementarunterricht sowie jede Jugendunterweisung in einer der Seelennatur angemessenen Weise die geistige Geburt fördern solle. Diese besteht nach seiner Ansicht in der Entsinnlichung des Menschen, wodurch er anfängt zum Bewußtseinleben zu gelangen, sich von Allem was ihn umgibt schlechterdings abzusondern, sich Diesem in seinem abgeschlossenen Ich entgegenzustellen. Solche Entsinnlichung geschieht allein durch das Denken. Aber in dem Denken kündigt sich auch ein Wille an der es fühlt daß er Selbstmacht insichträgt aus freiem Entschluß Etwas zu wollen und zu vollführen. Doch bedingen sich solche Entschlüsse nach dem Denken insofern es wahr und zweckmäßig, mit dem geistigen Leben übereinstimmt und an sich gebilligt werden kann. Solcher Art kündigt sich die sittliche Freiheit an, die sich in Dem was schlechthin, gewiß und allgemein bestimmt ist, in dem Gewissen begründet. Zu einer solchen Geburt, zu einer solchen Erweckung und Bildung des Bewußtseinlebens sollen die Unterrichtsmaterialien und das Unterweisen, die Erziehung führen. Solches war der leitende Lehrgrundsatz unsers Schullehrers; nach diesem behandelte er Alles in seiner Schule. Er wirkte dadurch auch auf das Gemüth, auf die edlern Gefühle, insofern diese mit der Erkenntniß des Guten und Wahren, des Schönen und Zweckvollen erweckt, hierdurch zum Bewußtsein gerufen und in das wollende und handelnde Leben hineingeführt werden. Die edle Begeisterung für Wahrheit und Tugend, für ein sittlichrechtes und geachtetes Leben, für die Menschheit, für das Gemeinwesen und Vaterland finden hier den immer erleuchtenden und erwärmenden Herd. Das pädagogische Glaubensbekenntniß unsers Lehrers umfaßt indeß noch einen zweiten Satz. Er findet es nämlich für den Volkselementarunterricht nicht genügend wenn der Geist eine formelle Bildung erlange; wenn er sich denkend entsinnliche, sich durch das Bewußtsein der sittlichen Freiheit in seiner Würde fühle: es solle ihm auch ein Inhalt, ein Gehalt mitgetheilt werden mit dem er schon jetzt solche Formen des Denkens und Handelns anfülle; ein Material welches in realen Kenntnissen bestehe die zum sich fortbildenden, wissenden und handelnden Leben unentbehrlich sind. Die Jugend soll Etwas lernen und im Gedächtnisse niederlegen; sie soll sich gewisse Fertigkeiten verschaffen um von diesen einst einen nützlichen und ethischen Gebrauch zu machen. Keine Form ohne Inhalt, kein Inhalt ohne Form. Nur in einer harmonischen Vereinigung beider liegt Heil. So lehrt es die Natur, so wirkt sie; was sie zusammengefügt hat, was sie fortwährend verbindet soll der Mensch nicht scheiden. Geistiges und leibliches Leben finden nur in einer solchen Verknüpfung statt. Unter verschiedenen Gegenständen des Unterrichts wird das Rechnen ganz besonders als auf zwiefache Weise nützlich hervorgehoben: das Rechnen soll nicht blos die Jugend mit einer für das bürgerliche Leben unentbehrlichen, technischen Fertigkeit vertrautmachen, es soll sie auch zum Denken, Beurtheilen und Verstehen anleiten. Es sei, heißt es, gewissermaßen die angewandte Logik und ersetze die Theorie hier vollkommen. Er empfiehlt Kopf- und Tafelrechnung zugleich und mit zweckmäßiger Abwechselung. Dabei müsse vor allem das abstracte Denken geübt werden, nicht geistestödtender Mechanismus. Daß bei den vielfach herrschenden religiösen Ansichten unser Schullehrer auch die seinigen hatte versteht sich von selbst.

Was über Glauben und Hoffen Gelehrte, Weltweise, Philosophen und Seelenlehrer gesagt, gedacht und aufgestellt haben war ihm nicht unbekannt; allein er hielt sich doch an Das was das Natürlichste, das Praktischste ihm zu sein schien. Er dachte: mag man sich über die Vernunft streiten; mir und meinen Kindern liegt Alles daran von ihr einen so zweckmäßigen Gebrauch zu machen als es vergönnt ist. Mögen die ewigen, übersinnlichen Wahrheiten unmittelbar mit der Vernunft gegeben sein; mögen sie durch den rechten Gebrauch der Vernunftgesetze erst abgeleitet werden, oder mögen sie durch eine höchste, besondere Offenbarung uns verliehen sein, sodaß wir sie mit der Vernunft annehmen und sie uns lebendig aneignen: im Grunde ist Al-

les Dasselbe; ihr letzter Grund ist doch der allweise Schöpfer unsers Daseins. Jene Wahrheiten bleiben was sie sind, wie sie auch gleich erklärt werden mögen; sie verlieren Nichts von ihrem Werth, von ihrer Glaubwürdigkeit; es wird dadurch weder ihr wissenschaftliches Interesse noch ihre praktische Brauchbarkeit, ihre Anwendbarkeit im allermindesten geschwächt. Daher nahm er solche Grundwahrheiten unbedingt an; er lehrte dieselben in der Oberclasse, und suchte sie bei seinen Schülern in Anwendung zu bringen, sie für dieselben zu begeistern. Er vermied Beweise zu geben, indem er jedoch aus Natur, den Werken Gottes, aus Gewissen, Erfahrung und Kirchengeschichte ihnen eine überzeugende Gewißheit zu geben suchte. Gott, Tugend und Unsterblichkeit erkannte er als Grundwahrheiten an, welche durch die Gottesoffenbarung wie sie Christus, der Heiland der Welt, dem menschlichen Geschlecht gab, gelehrt wurden; das Evangelium galt ihm für die Erkenntnißquelle jener unsichtbaren ewigen Wahrheiten überhaupt. Er lehrte nicht sowol selbst, sondern er ließ das Evangelium lehren, indem er die Kinder anwies wie sie hier lernen sollten um zu erkennen und zu verstehen, zu würdigen und anzuwenden. Er war also weit entfernt sich in Das zu verlieren, Das aufhellen zu wollen was niemals durch Verstandeslicht erleuchtet werden kann, was dessenungeachtet als positive Offenbarung gegeben ist, was die Vernunft, der Geistmensch nicht entbehren kann wenn er seine Würde behaupten und kein Thiermensch sein will. Es fiel ihm nicht ein die Wunder erklären zu wollen welche von dem Heilande und mit ihm geschehen sind. Er meinte jene Thatsachen sollten ja eben Wunder, außerordentliche Thatsachen sein, daher werde es als ein Widerspruch erscheinen sie in den Bereich Dessen zu ziehen was uns als natürlich und alltäglich vorliege. Aber aus dem Evangelium las er Alles mit seinen Kindern; suchte ihnen das Alles zu einer lebendigen Anschauung oder doch zum geistigen Bewußtseinleben zu bringen was in demselben sich auf den reinen Glauben, auf die sittliche Pflicht beziehe. Für Gott, für Tugend und für Unsterblichkeit, vor allem aber für Jesus Christus strebte er die Kinder zu begeistern. Den zusammenfassenden, den wissenschaftlichen Religionsunterricht ertheilte er nach dem Landeskatechismus; an diesen hielt er sich ohne weitere Ausbiegungen. Aber die gegebenen Wahrheiten knüpfte er durchaus und unmittelbar an die Bibelsprüche an auf welche diese zurückweisen; er pflegte sie aus denselben abzuleiten.

Während er denkende Christen zu bilden sich bemühte, betrachtete er das Denken als eine Himmelsleiter welche zum Glauben, zum unmittelbaren Fürwahrhalten Dessen hinaufleitet was der menschliche Geist bedarf um sich in seiner Würde zu fühlen und in seinem Werthe zu behaupten. Er hielt sich ebenso fern von dem unedeln, thatenlosen Mysticismus als von dem vulgairen, verflachenden Rationalismus. So stellte er sich auf den sichern, religiösen, wahrhaft christlichen Standpunkt worauf die wissenschaftlich hochgebildeten Männer der Christusreligion stehen, und worauf auch jedes unverbildete Menschengemüth verweilen kann, daß in der Einfalt seines Herzens Dem vertraut was in den Evangelienbüchern geoffenbart ist. Viele Verirrungen welche im Volksleben vorkommen finden statt aus Mangel an Achtung vor dem Gesetz, sowie auch aus Mangel an Kenntniß desselben. Diesem Uebel hofft der Schullehrer vorzubeugen indem er einen kurzen Auszug aus dem Criminalgesetzbuch anfertigt und die Jugend damit bekanntmacht. Von da geht er zu den eigentlichen Civil- und Bürgergesetzen über, nach denen die bürgerlichen Gesetze sich gestalten. Bei dieser Unterweisung enthielt er sich aller kritischen Bemerkungen über die Gesetze; er lehrte sie wie sie vorlagen. Er sagte nicht einmal daß man sie nicht übertreten solle weil eine bestimmte Strafe dagegen drohe. Er pflegte aber ganz besonders hervorzuheben daß das Wohl und Wehe, die Ruhe und Sicherheit, der Schutz des Lebens und Eigenthums, der Friede eines Landes, einer bürgerlichen Gesellschaft, ihr Glück, ihre leibliche und geistige Ausbildung, Künste und Wissenschaften u. s. w. mit der Befolgung der Staats- und Bürgergesetze auf das innigste und unzertrennlichste zusammenhängen. Er bediente sich, diese Wahrheiten um so anschaulicher zu machen, sie um so fester dem Herzen der Kinder einzuprägen, der Schriftstelle des Apostels Paulus welche über das bürgerliche Wesen handelt. Das weitere Wirken des Schullehrers von Stråke ist erbaulich und belehrend; er zeigt sich in jeder Hinsicht als ein Mann des Fortschritts; errichtet Industrieschulen für Mädchen und Turnanstalten für Knaben, und begründet jede neue Einrichtung als ein Resultat des Nachdenkens und der Menschenliebe. Wir empfehlen das vorliegende Werk allen Denen welche sich dem Lehrfach widmen oder sich für dasselbe interessiren. 45.

Bibliographie.

Amari, M., Der Freiheitskampf der Sicilianer im Jahr 1282, genannt die sicilianische Vesper. Von J. F. Schröder. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

d'Encart, G., Berlin, zwei Jahre nach der Revolution. Ein Reisebild, geschrieben im Herbste des Jahres 1850. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 16. 10 Ngr.

Erdmann, Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens. Vortrag, gehalten in Halle am 30. Novbr. 1850. Halle, Knapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. v., Zur Regierungsgeschichte Friedrich VI. Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Nach den dänischen Vorlagen von H. P. Giessing umgearbeitet. Zwei Theile. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, C. F., Der frühere und dermalige Stand der staatswirthschaftlichen, forstlichen und rechtlichen Verhältnisse bei den Waldungen und Jagden in Deutschland und namentlich bei den dasigen Reichsforsten. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Frankfurter Musen-Almanach. Herausgegeben von J. Bachmann-Korbett, H. Kothe und G. Maurer. 1ster Jahrgang. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 12. 1 Thlr.

Pfeiffer, L., Das Prinzip des internationalen Privatrechts. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 15 Ngr.

Schultes, C., Lieder und Gedichte. Leipzig, Weber. 16. 24 Ngr.

Thürmer, Ueber das Verhältniß des geistigen Lebens zum körperlichen oder die Grundbegriffe der Anthropik. Den Freunden des Wissens und Denkens. Wien, Gerold. 1850. 8. 8 Ngr.

Zoller, F., Pestalozzi und Rousseau. Pädagogische Monographie. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Allhusen, C. G., Allgemeine politische Volksbelehrung für Jedermann. Kiel. 8. 5 Ngr.

Blendermann, E. H., Der Angriff des Hrn. Pastor Dulon auf die St.-Stephanigemeinde in Bremen beleuchtet. Bremen, Heyse. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der deutsche Bund und die Union. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Wirren in Deutschland während der Jahre 1849 und 1850. Dresden, Naumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Fresenius, J. F., Ueber die geistliche Wachsamkeit. Eine Wächterstimme in der Adventszeit. Rostock, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

Die gefährlichen Klassen Wiens. Darstellung ihres Entstehens, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Sitten und Gewohnheiten und ihrer Sprache. Mit belehrenden Winken über Gaunerkniffe und einem Wörterbuche der Gaunersprache. Wien, Wenedikt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Mißtrauensvotum der zweiten Kammer. √—1. Von einem Namenlosen. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 30. — 4. Februar 1851.

Moritz Wagner's Reise nach Kolchis.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Die Colonie Elisabeththal liegt 25 Werst östlich von Tiflis in einem engen Thal und kündigt ihre Nähe durch eine reichere Vegetation, durch eine lieblichere Landschaft an. Hohe Büsche von Corneliuskirschen, Zitterpappeln und Saalweiden sind die Vorläufer schöner Laubwälder, welche die Umgegend des Dorfes freundlich schmücken und sich viele Meilen weiter durch die Provinz Somchetien fortziehen. Wie durch den Machtspruch einer deutschen Titania verschwindet hier plötzlich der Orient mit seinen phantastischen Bildern, mit seinem glänzenden Elend, und statt seiner ist ein Stück Deutschland hingezaubert in seiner hausbackenen Gestalt, aber auch in seiner ganzen Gemüthlichkeit, mit all dem Segen der im Gefolge des Fleißes, des religiösen Sinnes und der Liebe zum Herd und zur Familie ist. Keine stolzen Moscheen- und Kirchenbauten, neben deren Pracht die armselige Bauernhütte nur eine um so traurigere Figur macht, kein augenblendender Putz von Turbanen, Kalpaks und goldgestickten Gewändern, unter denen das Ungeziefer sich birgt, kein Flitterstaat von Divanpolstern und schlechten Teppichen, die ein schlechter Ersatz sind für Frost und schmale Bissen — kleine, aber schmucke und solide Häuser, die gegen jedes Wetter schützen, im Innern gar wohnlich eingerichtet mit Kachelofen, Pendeluhr und sammetnem Lehnstuhl, Alles reinlich und behaglich wie daheim im Schwarzwald und am Neckar. Neben dem Häuschen ein sauberes Gärtchen ohne Blumen, aber voll Wicken und Bohnen, voll Sallat, Rüben und Krautköpfen. Unweit des Gartens ein Weinberg oder eine Wiese, oder ein schönes Saatfeld, nicht eine halbe Wildniß wie sie oft die Dörfer der Tataren und Georgier umgibt.

Katharinenfeld liegt 20 Werst von Elisabeththal und eine kleine Tagereise von Tiflis entfernt in südwestlicher Richtung. Hohe Waldberge umgeben das reizende Thal, welches der Dschawalabach, der am Pambakgebirge entspringt, mit lustigem Murmeln durchströmt. Das Dorf ist weniger regelmäßig gebaut als Elisabeththal; auch fehlt ihm das schmucke Kirchlein mit den weißen Säulen. Ein strohgedecktes Bethaus in der Mitte des Dorfes hat ein mehr als bescheidenes Aussehen. Doch tönt sein Glöcklein ebenso melodisch, so fromm und lieblich wie anderwärts durch das Thal und in den duftigen Buchenwald hinein. Hübsch sauber und freundlich sind auch hier die deutschen Wohnungen, obwol die meisten Dächer mit Stroh gedeckt und die grünen Fensterläden welche die Colonistenhäuschen in der Krim zieren hier selten sind. Die Natur hat für den Schmuck dieser deutschen Ansiedelung freigebiger gesorgt als Menschenhände es vermöchten. Zwar waren es deutsche Hände welche diese Gärten und Weinberge angelegt; aber es gehörte der von Ueppigkeit strotzende Thalboden, über welchen ein georgischer Osiris seine zeugende Wunderkraft ausgegossen, dazu um auf so schmalem Raume eine solche Segensfülle hervorzurufen. Ohne das fürchterliche Unglück im Jahre 1826 würde diese Ansiedelung außer dem Beinamen der „Schönsten" auch das Prädicat der „Reichsten" besitzen. Aber der damals stattgehabte Ueberfall durch Räuberbanden von Kurden und Tataren unter persischen Anführern schlug ihr eine Wunde von der sie sich nie recht erholt hat. Hiervon gibt der Verfasser folgende Beschreibung:

Noch heute lebt der Schreckenstag im Munde aller Katharinenfelder, und während der langen Winterabende erzählt die Großmutter am Spinnrade davon den kleinen Enkeln welche das Ereigniß nicht miterlebt haben. An einem schwülen Augustabend waren die Bauern wie gewöhnlich von der Feldarbeit ermüdet heimgekehrt und sorglos zur Ruhe gegangen. Nicht das leiseste Warnungszeichen hatte sie auf eine Katastrophe vorbereitet. Zwar wußte man daß die fernerliegenden Colonien Helenendorf und Annenfeld zwei Monate früher von tatarischen Streifbanden überfallen worden. Aber diese Dörfer lagen nahe der feindlichen Grenze, und die Mehrzahl der Bewohner war durch schleunige Flucht dem tatarischen Mordstahl entgangen. In Katharinenfeld hatte man umsoweniger Besorgnisse als man auf die rasche Hülfe von Tiflis vertraute. Yermolow hatte dort eine bedeutende Streitmacht zusammengezogen und die leicht berittenen donischen Regimenter konnten im Falle einer Gefahr der bedrängten Colonie in einem halben Tage zu Hülfe kommen. Die Russen selbst schienen die Natur und Kampfweise eines Feindes zu ignoriren der in allen militairischen Leistungen den russischen Heeren nachstand, nur nicht in der leichten Beweglichkeit. Der Feind, von dessen Stellung man nur unvollkommene Kunde zu haben schien, überschritt plötzlich das Pambakgebirge; Nacht und Wald verbargen seine Annäherung.

Kurz vor dem Aufgange der Sonne hatten die berittenen

Banden das Dorf erreicht. Mit fürchterlichem Geschrei in dessen Gassen stürmend, scheuchten sie die Schläfer aus den Betten. Kampflust ist nicht die starke Seite unserer Landsleute in Transkaukasien. Hätte aber auch unter ihren leinenen Kitteln das Heldenblut ihres Landsmannes Eberhard Greiner oder eines eisenhändigen Götz pulsirt, bei solcher Ueberraschung gegen zehnfache Uebermacht wäre doch Nichts auszurichten gewesen. Die armen Schwaben, über deren Köpfen der tatarische Krummsäbel dräuend blitzte, während die entsetzlichen Räubergestalten der Kurden ihnen die Spitzen der Bambuslanzen unter die Nase hielten, verlegten sich aufs Jammern, Weinen und Flehen, womit auf solche Barbaren wenig zu wirken ist. Das wilde Heer durchraste im sausenden Galop das Dorf, hieb und stieß Jeden nieder der zu fliehen oder seine Habe in Sicherheit zu bringen suchte. Den Separatisten kam diesmal ihr starkes Gottvertrauen zu Hülfe. Gerade sie, die statt zu jammern in stoischer Ruhe ihr Loos erwarteten, fanden mehr Schonung als die Verzagten. „Wir glaubten der Jüngste Tag sei angebrochen", erzählte mir ein alter Separatist. „Es brauste durch das Dorf wie eine Wetterwolke. Meine Kinder erwachten zuerst als ein Reiter durch den Fensterladen schoß und die Scheiben in die Stuben fielen. Die Mutter war zur Schlafkammer hinausgesprungen und hatte den Laden geöffnet, kam aber sogleich erschrocken zurück und sagte: der Teufel schaue draußen durch das Fenster herein. Der Teufel? Tausend Teufel schienen vor dem Hause zu toben, so abscheulich brüllten und schnaubten draußen die Reiter und die wilden Pferde. Da war Nichts als höllisches Mordio und Schießen und Schreien, Klagen und Jammern von den Unserigen und mitten drein läutete die Glocke unsers Bethauses wie von selbst, was uns noch mehr in dem Glauben bestärkte daß das Jüngste Gericht gekommen. Es war aber des Schulmeisters Bube, der die Glocke gezogen um ein Nothzeichen zu geben. Ein Kurde hat den Buben dafür mit der Lanze an die Wand gespießt. Ich sagte zu meinem Weibe: Laß uns beten, jetzt ist's aus mit der sündigen Welt! So fielen wir auf die Knie, die Kinder beteten mit uns. Indeß ward die Hausthüre eingestoßen und das Zimmer füllte sich mit fürchterlichen Menschen. Wir aber beteten laut und ließen uns nicht irremachen, auch als die Männer ihre Säbel und Dolche über unsere Köpfe schwangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: Gottes Wille geschehe! Als ich die Fremden Tatarisch reden hörte, merkte ich freilich daß es keine Geister waren, sondern Mörder und Räuber, die unser Leben und unsere Habe wollten. Wir wären auch gewiß Alle umgekommen, hätte nicht ein alter Tatar, der ein Priester zu sein schien, die andern abgewehrt. Sie reden mit ihrem Gott, sagte der Alte; Keiner krümme ihnen ein Haar! Darauf öffneten sie Schränke und Kasten und nahmen was sie fanden. Einer wollte auch meine Bäbi mit Gewalt fortschleppen. Aber das Kind war ihrer Mutter in die Arme gefallen und der hätte man eher das Leben genommen als das Kind. Der Räuber drohte ihr, aber der Alte schlug sich wieder ins Mittel, und so verließen sie das Haus das sie rein ausgeplündert hatten. Wir aber dankten Gott daß uns sonst kein Leid geschehen."

Nicht alle Bewohner Katharinenfelds kamen mit so heiler Haut davon wie diese Separatisten welche das Beten gerettet hatte. Es wurden 30 Menschen getödtet, 65 in die Gefangenschaft geschleppt. Die schrecklichen Banden verweilten nur wenige Stunden, weil sie ohne Zweifel einen Angriff der Kosacken befürchteten. Aber diese kurze Zeit reichte hin die blühende Colonie völlig zugrundezurichten und eine harmlose und glückliche Bevölkerung in Elend und Verzweiflung zu stürzen. Die Brandfackel folgte der Mordscene. Aus den angezündeten Strohdächern prasselte die Flamme empor und fraß was die Räuber übriggelassen hatten. Mit dem Geschrei des Triumphs und der gesättigten Rache jagten die Unholde durch Rauch und Schutt wieder vondannen; die gefangenen Weiber und Kinder und die tragbare Beute auf ihren Pferden mitschleppend. Die russischen Streitkräfte, die Kosacken, welche ziemlich nahestanden, regten keinen Fuß um dem Feinde Gefangene und Beute wiederabzujagen, was nicht allzu schwer gewesen wäre, denn die Kurden zogen sich ziemlich langsam in der Richtung des Goktschaisees zurück. Nach erfolgtem Friedensschlusse wurde die größere Hälfte der Gefangenen durch Geldsammlungen aus Deutschland und der Schweiz und durch die Bemühungen der basler Missionnaire mehr als durch die Erfolge der russischen Diplomatie, welche in dieser Sache geringen Eifer zeigte, aus der Gefangenschaft befreit. Die Zahl Derer welche nie wiedergekehrt sind beläuft sich auf etwa 30. Ein Colonist der seine junge Frau bereits als todt beweinte erhielt eines Tags von ihr aus Teheran einen Brief, worin sie ihm schrieb daß sie einen persischen Priester geheirathet habe, daß ihr das Haremleben ganz gut gefalle und daß sie ihm rathe sich auch recht bald wieder zu verheirathen.

Der Verfasser findet besonders Gefallen daran eine Reihe von Abenteuern und Dorfgeschichten aus dem Leben jener deutschen Ansiedler zu erzählen, die sich meistens mit Vergnügen lesen lassen. Am Schlusse seiner ausführlichen Beschreibung dieser Colonie sagt er:

Im Allgemeinen kann ich ohne Verletzung der Wahrheit behaupten daß die Ansiedler materiell in bessern Umständen leben als vor ihrer Auswanderung, daß sie auch in ihrem übervölkerten Vaterlande schwerlich zu diesem Grade von Wohlstand gelangt sein würden. Immerhin fanden sie aber nicht das schöne Land welches sie geträumt hatten. Auch auf jenem fernen Boden des Orients gewinnt der Auswanderer nur im Schweiß der Arbeit sein tägliches Brot. Wo besonders glückliche Verhältnisse die einzelnen Ansiedler begünstigten wurden die Leute wohlhabend und sogar reich. Die Mehrzahl der Colonisten genießt eines mäßigen Wohlstandes, Viele sind nur dürftig bedacht und Manche kämpfen mit überwiegenden Nachtheilen und sind vom Elende bedroht. Dieselben Verhältnisse herrschen bei den Colonisten der Krim in Neurußland, in Bessarabien und an der Wolga ganz sowie in den transkaukasischen Provinzen. Große Zufriedenheit mit ihrer materiellen Lage habe ich bei unsern Landsleuten in Georgien im Ganzen nicht gefunden. Dies ist ein wesentlicher Grund weshalb sie fortwährend das Bild eines andern gelobten Landes, das weder die alte noch die neue Heimat ist, in sehnsüchtigem Herzen tragen. Hätten die von religiöser Schwärmerei angesteckten Auswanderer in jenen Ländern ein leibliches Eldorado und eine Atmosphäre geistiger Freiheit gefunden, ihre seltsamen Jerusalemsgelüste wären sicherlich nicht immer und immer wieder mit solcher Stärke aufgetaucht. Meinen daheim lebenden Landsleuten die Auswanderung nach Transkaukasien zu empfehlen schiene mir schwere Sünde. Wol ist der kolchische Küstensaum, das Phasisthal ein wundervolles Paradies, wie ich nirgend ein zweites sah; aber das Klima dieses üppigen Bodens ist selbst den Eingeborenen verderblich; hinter diesen immergrünen Lorberbüschen, unter diesen geil wuchernden wilden Reben voll süßer Früchte lauern Fieber und Tod. Der Beherrscher dieses kolchischen Eden ist der russische Raubvogel, der, unendlich schlimmer als die Schlange des mosaischen, allein die unbeschränkte Gewalt übt und als seine Stellvertreter unerbittliche Vampyre sendet, welche dem Volke das beste Lebensblut aus dem Leibe saugen. Der Wahrheit zur Ehre wollen wir gern anerkennen daß unter allen Nationalitäten welche das Unglück haben unter russischem Scepter zu leben der Deutsche am besten behandelt, vor den Uebrigen sogar bevorzugt ist. Aber diese Bevorzugung ist kaiserliche Gnade, welche jeden Augenblick aufhören und in das Gegentheil umschlagen kann. Wie wenig aber selbst die kaiserliche Gunst gegen die Willkür übelwollender Beamten zu schützen vermag, davon erlebten auch deutsche Colonien schlagende Beispiele.... Ihr Europamüden und Wanderlustigen, die ihr daheim ein kümmerliches Leben führt und durch materielle Noth oder durch trübe Besorgnisse über eine

düstere und unbekannte Zukunft oder aus Schmerz über die trostlosen Wirren unsers unglücklichen, ruhelosen Vaterlandes euch mit dem Gedanken des Scheidens von Deutschland befreundet habt, euch könnten wir jene schönen Gegenden des Orients, die wir während dreijähriger Wanderungen kennengelernt, als Ziel- und Ruhepunkte nicht empfehlen, obwol es dort viele Landsleute gibt welche sich wohl und behaglich fühlen. Wie oft man auch versucht hat die deutsche Auswanderung nach andern Himmelsgegenden zu leiten, wie unleugbar groß die Vortheile sind welche uns die Gründung grosartiger deutscher Colonien an beiden Donauufern und an der Küste des Schwarzen Meers unter Schirm und Banner des Deutschen Reichs gewähren müßten, so blieb die deutsche Emigration doch bis heute unaufhaltsam der westlichen Richtung getreu, wohin ein innerer Drang, eine natürliche Sehnsucht sie rief, während der Orient trotz seiner Nähe und dem Zauber seiner Geschichte auf die deutschen Auswanderer offenbar wenig Anziehungskraft übte. Besser die freie Wildniß zum Wohnsitz als geknechtete Paradiese — schien eine innere Stimme ihnen zuzuflüstern —, besser der Ocean trennt uns vom Vaterlande als Rußlands chinesische Mauer, lieber Irokesen und Klapperschlangen zu Nachbarn als Kosacken und russische Ispraweiks! Jene schönen Länder die lange Zeit fast herrenloses Gut gewesen sind heute nicht mehr frei, und der russische Doppeladler hat sich an der Grenze der herrlichsten Gegenden welche den Pontus euxinus umsäumen als Schlagbaum aufgepflanzt und würde die schöne Beute nicht fahren lassen ohne Kampf auf Tod und Leben. Diese fruchtbaren Länder, welche dem dünnbevölkerten Rußland wenig nützen, dem übervölkerten Deutschland unermeßliche Vortheile geboten hätten, waren vor einem Jahrhundert noch mit leichter Mühe zu gewinnen. Heute ist es zu spät.

Solange das Deutsche Reich sich nicht neu auf starker Grundlage gebildet, solange der erschlaffte deutsche Charakter sich nicht wieder ermannt hat, solange Deutschland an der untern Donau nicht eine würdigere politische Stellung eingenommen, solange die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse im Orient sich nicht von Grund aus geändert haben, ist die Hoffnung grosartiger Colonisation jener Länder durch deutsche Hände ein leerer Traum, ist es Sünde und Verbrechen die deutsche Emigration von ihrer westlichen Richtung abzulenken. Wir verkennen nicht die Nachtheile Amerikas, den Verlust der auswandernden Kräfte für Deutschland; aber solange wir ihnen im Osten nicht ein besseres, gesicherteres Loos unter dem kräftigen Schirm des Deutschen Reichs bieten können, müssen wir diesen Verlust ertragen. Eine deutsche Ansiedelung im Orient unter russischem Schutz wird bei einiger Kenntniß der Verhältnisse kein Mensch empfehlen der es mit Deutschland und der Emigration redlich meint. In Ermangelung eines nähern und glücklichern Asyls für deutsches Elend und überflüssige Arbeitskräfte bietet die Neue Welt noch immer für den Verlust des Vaterlandes den besten Ersatz. Ihr deutschen Auswanderer findet in Amerika nicht die gnädige Fürsorge des „Väterchen" von Petersburg, vor dessen huldvollem Blicke die Herzen zu sibirischem Eis erstarren, keine von russischen Sklaven für euch gebaute Häuschen, keine lockenden Kronvorschüsse, die man euch später wieder abfodert. Möglich daß bei eurer Landung in der andern Hemisphäre kein Freund die Hand zum Willkommen bietet, und ein mühevolles Loos mit Schweiß und Sorge harrt eurer gewiß an den einsamen Ufern jener Ströme, wo keine Ruinen an untergegangene Cultur erinnern. Aber die ersten und natürlichsten Rechte des Menschen, die euch das unter Zunftzwang, Bevormundungssystem und Schreiberregiment seufzende deutsche Vaterland mit raffinirter Grausamkeit versagte, sie bietet euch die Neue Welt so groß, so unverkümmert wie die Alte Welt nur in der frühesten Urzeit des Menschengeschlechts: den freien Familienherd und die freie Arbeit!

Um unsere Mittheilung über das interessante Buch nicht zu weit auszudehnen, schließen wir mit folgender Stelle, welche des Verfassers Art und Weise die Natur zu schildern erkennen läßt:

Das Land welches wir im Westen von Kutais durchzogen ist wunderschön und gleicht einem unabsehbaren englischen Park mit Wiesen, rauschenden Bächen, mächtigen Baumgruppen von Laub und Früchten schwer, ein Feengarten, durch kolchischen Pflanzenwuchs, Sonnenschein und blauen Himmel verschönert. Der imiretische Landschaftscharakter ist heiter, lieblich, einfach ohne Monotonie. Man wird nicht müde zu schauen in diese frischgrünen und bunten Wiesengründe, strotzend von Kräutern, Blumen, Saftpflanzen, in das lichtgrüne Laubgewirre der Nußbäume und Erlen, der Weiden und Silberpappeln, der Birn-, Kirsch-, Aepfel- und Aprikosenbäume, dann in die dichtere, riesigere Urwaldung, an deren Saum zuweilen der Weg hinführt. Buche, Linde, Ahorn, Eiche und Ulme, Esche und Wallnußbaum, Platane und Silberpappel bilden mit unendlicher Abwechselung diese kolchischen Urwaldungen, und sind, wenn auch nicht kräftiger und dickstämmiger wie in unsern deutschen Wäldern, doch mit Schlingpflanzen ungleich prächtiger decorirt. Neben diesen heimatlichen Pflanzengestalten erkannten wir südliche Gäste: den immergrünen Bux, die dickstämmige Planera Richardi, den Feigenbaum und Lorber, die Kastanie und den Erdbeerbaum mit der feuerrothen Rinde mitten unter einem unermeßlichen Strauchwald von Stechpalmen, Rosenbüschen, Myrten, Farrnkräutern und Rhododendron. Doch die edelste Figur in dieser jungfräulichen Vegetation von Kolchis spielt die Rebe. Hier ist ihr ursprüngliches Vaterland; hier spendete sie dem Bewohner zu allen Zeiten die kühlende Frucht und den glühenden Trank; von hier breitete sie sich nach Kleinasien und Europa aus, um überall „Leiber zu stärken, Geister zu beflügeln und Herzen zu erfreuen". Die kolchische Rebe erscheint in einer Pracht, Fülle und Größe wie sie dem Abendländer nie zu schauen vergönnt ist. Fallmerayer bemerkt einmal, von der kolchischen Pflanzenwelt sprechend, daß Pflanzen welche in Europa demüthig auf der Erde kriechen in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinanklimmen. Kein Gewächs ist in dieser Hinsicht von dem europäischen so verschieden wie der wilde Weinstock. Selbst in Italien, wo man die Reben um die Bäume sich schlingen läßt, statt wie in Deutschland sie zu stützen oder sklavisch an den Stock zu binden, gewinnt man nur eine schwache Vorstellung von der Rolle welche der Culturmangel der Mingrelier dieser Pflanze in den kolchischen Wäldern zu spielen noch gegönnt hat. Parrot nennt die Rebe die Königin der Wälder von Imirethien und Mingrelien. Wie eine Riesenschlange greift sie die mächtigsten Stämme an und windet sich fest um sie als wollte sie den Koloß ersticken. Ueber manche Urwaldwipfel schwebt die kolchische Waldrebe bald in Form einer prächtigen Fahne, bald wie die Decke eines Thronhimmels, ihre schlanken Zweige und gezackten Blätter zu zierlichen Guirlanden ausbreitend.... Ein besonderer Reiz der imirethischen Landschaft ist daß der Urwald zwar in seiner ganzen Majestät, doch nicht ausschließlich herrscht. Ueberall wo er ohne Abwechselung dominirt ist der Landschaftscharakter trotz der jungfräulichen Erde doch etwas einförmig. In Imirethien ist der Urwald an vielen Stellen zurückgedrängt, gelichtet und durch Wiesen und Maisfelder ersetzt. Aber die lichten Stellen sind nicht von beträchtlicher Ausdehnung. Baumgruppen des alten Waldes sind inmitten der Wiesengründe stehengeblieben und ragen mit ihren gewaltigen Laubdomen, von Epheu und Reben bis zu ihren höchsten Spitzen umrankt, über dem saftstrotzenden Teppich des Bodens. Kein Fels, kein Stein, kein nackter Fleck ist im Lande des untern Phasis sichtbar. Junges, frisches Getriebe, einjährige Kräuter und Blumen, dichte Schlinggewächse keimen, sprossen und schmarozen überall wo sie Raum finden, wo perennirende Pflanzen ihnen nicht das Leben streitigmachen. In der höhern Region der Bäume überrascht die Abwechselung der grünen Färbung. Das Grün aller Nuancen ist hier repräsentirt, vom Dunkel der Tanne, Tamariske

Digitized by Google

und Cypresse bis zu den glänzenden Blättern des Kirschlorbers, zum Silbergrün der kolchischen Pappel, und zwischen jeder Astlücke lauschen die halbreifen Purpurtrauben der sie umrankenden Rebenzweige. „Hier ist's ja wie im Paradiese!" riefen unsere Reisegefährten wie aus Einem Munde beim Anblick solchen Erdensegens. Das Edenbild der Genesis paßt so wunderbar auf dieses Land! „Und Gott der Herr ließ aufwachsen auf der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen." Den Ruf: Hier ist's wie im Paradiese! hat mancher Wanderer in den üppiggrünen Wildnissen der Alten und Neuen Welt vernommen, und es gibt Reisende welche damit seltsam freigebig sind. Tournefort verglich die sterile Ebene bei Edschmiadsin in Armenien, Joseph Wolff das baumlose sumpfige Euphratthal in Mesopotamien, Daniel Schlatter die trockene Südküste der Krim mit dem Paradiese. Reisende denen jede Art von Uebertreibung zuwider würden sich an genannten Orten über diese Vergleiche billig wundern. Beim Anblick der kolchischen Natur, besonders am untern Phasis, drängt sich dem nüchternsten Beobachter des Paradieses Bild der Mosaischen Ueberlieferung unwillkürlich auf. Aus zehnjährigen Reiseerinnerungen in drei Welttheilen, wo mir des Schönen gar viel zu sehen vergönnt war, kann ich kein Landschaftsbild finden das den Phasisgegenden gleich wäre an lieblicher Anmuth, an Pflanzenpracht und an reizender Vertheilung der Hügel, Wälder und Ströme. Selbst Kleinasiens weltberühmter Götterberg, der saftig-grüne, waldbekränzte, quellenmurmelnde Olympos, auch der atlantische Hesperidengarten von Belida, den ich noch im unversehrten Schmuck seiner Orangenwälder gesehen habe, ringen der kolchischen Natur die Palme nicht ab, und Italien kann neben ihr selbst mit seinen berühmtesten Gegenden am Comersee, in den lucchesischen Apenninen, an der genueser Riviera und am Golf von Neapel nicht in die Schranken treten. Die Phasisgegend zwischen Poti und Marran mag als der Glanzpunkt des alten Heliadenlandes gelten.

29.

Leigh Hunt über sich selbst.

The autobiography of *Leigh Hunt*; with reminiscences of friends and contemporaries. Drei Bände. London 1850.

Ungeachtet der wohlbekannte Leigh Hunt dieses Buch seine eigene Lebensbeschreibung nennt, ist es doch eigentlich keine. Was darin aus der persönlichen Geschichte des Verfassers vorkommt dürfte kaum mehr sein als daß er am 19. October 1784 in Southgate geboren worden, Zögling von Christ's Hospital, der „blauen Knabenschule", in London war, Einiges drucken ließ, sich verheirathete, mit seiner Frau und sieben Kindern eine Vergnügungsreise nach Italien machte, mit Allen glücklich heimkehrte, und schließlich zur Belohnung seiner literarischen Verdienste von der Regierung eine Pension erhielt. Vermißt der Leser also auch Aufschlüsse und Mittheilungen über persönliche und Familienangelegenheiten, so werden ihm dafür Scenen, Portraits, Charaktere, Aeußerungen, Anekdoten und Stellen aus den Schriften des Verfassers in reichem Maße gespendet. Nur wer letztere genau kennt wird Das überflüssig finden, keinem Andern dadurch die Freude an dem Ganzen beeinträchtigt werden. Auch liegt ein besonderer Reiz darin daß das Buch kein regelrechtes Ganzes ist, kein sichtbarer Faden die Einzelheiten zusammenhält, und deshalb der Leser statt zu ermüden sich immer aufs neue angezogen fühlt. Fast jede Seite bringt etwas Unerwartetes und Amusantes.

Der Vater des Verfassers, für einen Geistlichen allem Anschein nach stark jovial, dabei aber Freund der Bibel und des Predigens, und, wie der Verfasser von jemand Anderm sagt, „ein gutes Herz, ein gesunder Verstand, ein echtes menschliches Wesen", dieser Vater der immer glaubte Bischof zu werden, es jedoch nicht wurde, vererbte auf seinen Sohn rundweg Nichts als eine heitere Laune, welcher die Stimmung seiner Mutter vergeblich Abbruch thun wollte. „Ich kann mich", schreibt er, „in jedem Sinne des Worts, den etymologischen eingeschlossen, ein Kind der Heiterkeit und der Traurigkeit nennen; denn mein Vater hieß mit Vornamen Isaak, was im Hebräischen Lachen bedeutet, und meine Mutter Marie, was in derselben Sprache von einem Worte abstammt welches Bitterkeit bedeutet. Und fürwahr, wie ich meine Mutter nie anders als durch Thränen habe lachen sehen, so höre ich noch jetzt meines Vaters schallendes Gelächter. Nicht über den Ernst meiner Mutter lachte er, denn er liebte sie, hielt sie für einen Engel auf Erden, sondern weil er seine Heiterkeit nicht zu zügeln vermochte. Von meiner Mutter habe ich eine Anlage zur Gelbsucht geerbt die mich oft traurig genug gemacht hat. Ich zweifle wirklich ob ich mein halbes Leben hindurch einen Tag ohne tiefes Nachdenken zugebracht habe, wovon die frühesten Keime durch die schweren Leiden in mich gepflanzt worden sind, welche einst die Folge jener Anlage waren. Dessenungeachtet herrscht meines Vaters Temperament bei mir vor, und hat mich nicht allein befähigt aus jenen Gedanken Ruhe und Freudigkeit zu schöpfen, sondern auch die Liebe mit welcher ich mich meiner Mutter erinnere in den Stand gesetzt mir eine Art Stolz auf die von ihr überkommene Krankheit einzuflößen."

Leigh Hunt's Jugend war eine glückliche. Er spricht mit Wonne von seiner langen blauen Kutte, von seinen kurzen gelben Hosen und von seinen gelben Strümpfen als Christ's Hospitalschüler, und war das Dünnbier bisweilen nicht zum Trinken, so stand ihm zu seinem Brote Wasser zu Diensten soviel er wollte. Gerade weil in Christ's Hospital die Sonne nicht immer schien, war der Sonnenschein so schön. Wie der empfindlichste Mangel Mangel an Geld, so war die größte Lust die es zu verthun. Hunt's Aeltern waren Beide „freigebig wie das Tageslicht, konnten aber nicht geben was sie nicht hatten", und so fiel es seiner reichen Tante anheim ihn den Gebrauch des Geldes zu lehren, was sie zuzeiten mittels einer halben Guinee that. Die erste war indessen eine Verlegenheit. Was anfangen mit solch einer unerschöpflichen Summe? Er pflegte Raths mit seinen Kameraden, und „ein Schilling wurde zu Birnen, ein zweiter zu Aepfeln, ein dritter zu Kuchen u. s. w., jedoch zu deren sofortigem Ankauf bestimmt, und als es an den letzten Schilling und ich zu der Erkenntniß kam daß ich mir dafür etwas Nützliches anschaffen müsse, kaufte ich für einen Sixpence Schuhband". Gleich dieser Erkenntniß kam endlich auch die Zeit die Schule zu verlassen, in die Welt einzutreten, statt der kleinen flachen Mütze („a little crumpet of a cap") einen Hut zu tragen. Der Vater holte seinen Knaben ab, „der verhängnißvolle Hut wurde aufgesetzt, und

> We, hand in hand, with strange new steps and slow,
> Through Holborn took our meditative way."

Eins jedoch nahm Hunt mit sich und suchte es treu zu bewahren: seine Jugend, seine Zufriedenheit, seine Liebe zu allem Schönen. Er fing an zu lesen, las viel, und das Gelesene bereicherte sein Wissen und seine Phantasie. Er fing an zu schreiben, schrieb viel, unter Anderm eine politische Schmähschrift, und wurde dafür zu zweijähriger Freiheitsstrafe verurtheilt: eine Zeit welche er sich mit Lesen verkürzte, namentlich des „Parnasso italiano", einer Sammlung italienischer Dichter in 56 Duodezbänden, wofür er mit Freuden 30 Pf. St. oder 200 Thlr. bezahlte. Der „Parnasso" war „ein Stück Sonnenschein auf seinem Bücherbrete, wo Nymphen, Zauberinnen, Magiker, heidnische Gottheiten und christliche Heilige sich im bunten Wirbel durcheinander drehten".

Außer dem Angedeuteten treffen die besten Stellen des Buchs auf die Mittheilungen des Verfassers über ihm persönlich bekanntgewordene literarische Notabilitäten, namentlich Isaak Walton, Campbell, Walter Scott, Wordsworth, Lamb und Coleridge.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 31. —— 5. Februar 1851.

Franz von Baader.

Franz von Baader's sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Franz Hoffmann, Julius Hamberger, Emil August von Schaden, Anton Lutterbeck, Christoph Schlüter und Friedrich von der Osten. Elfter Band. — A. u. d. T.: Nachgelassene Werke. Zweite Hauptabtheilung der sämmtlichen Werke. Erster Band: Tagebücher aus den Jahren 1786—93. Herausgegeben von Emil August von Schaden. Leipzig, Bethmann. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein höchst bedeutender origineller Mann soll hier in der Totalität seines Denkens und Wirkens dem deutschen Volk von seinen Schülern vorgeführt werden, da seine Thätigkeit eine vielfach zerstreute und vereinzelte war und ihrer ganzen Eigenheit nach nur auf wenige seiner Zeitgenossen den sonst wohlverdienten Erfolg äußerte. Franz Xaver Baader war 1765 zu München geboren. Er studirte Medicin, wandte sich aber dann den Bergwissenschaften zu, und ward nach kürzerm Aufenthalt in England in Baiern als Director des Berg- und Hüttenwesens angestellt; seit der Gründung der münchener Universität hat er an derselben Philosophie gelehrt. Hier war sein eigentliches Fach und der Mittelpunkt seines Wesens. In früh errungener Selbständigkeit begleitet er die Entwickelung des deutschen Gedankenlebens von Kant bis Hegel und zu dessen Schule, und während er sich das ihm Zusagende verarbeitend aneignete, verfolgte er Schlag auf Schlag in einer Reihe von Aufsätzen mit scharfer Polemik alles seiner eigenen Anschauung nicht Entsprechende. Baader war nämlich ein Glied in der großen Kette der Gnostiker, die von den ältesten Zeiten des Christenthums bis in die Gegenwart reicht und in ihrer Tradition neben den offen ausgesprochenen Erkenntnissen manche Geheimlehre bewahrte; in Jakob Böhme, in St.-Martin hatte er früh die ihm congenialen Vorgänger erkannt, denen er auslegend, ergänzend, fortbauend sich anschloß, und auch nach der Seite der Naturauffassung neigte er sich der Richtung zu welche im Mittelalter als Magie, als philosophia occulta bezeichnet ward.

Ich habe in meiner philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit entwickelt wie damals des Geistes Kraft die Natur erkennen und beherrschen sollte. Dem Menschen war die Ahnung von einem unermeßlichen Weltganzen aufgegangen, in welchem Alles mit Allem im Zusammenhange steht, und so ward das Universum von der jugendlichen Phantasie in einen Zaubergarten verwandelt, in welchem jedes Wesen als ein Mittelpunkt und Werkzeug wunderbarer Kräfte auf alle andern wirkt; die besondere Art und Weise dieser wechselseitigen Einflüsse zu erkennen und walten zu lassen war des Magiers Sache. Da die ganze Natur auf Zahl und Maß gegründet ist, schrieb man Linien und Zahlen als solchen eine beherrschende Macht zu; in unserm Jahrhundert wollte man durch sie zwar nicht mehr über die Natur gebieten, doch aber meinte man sie durch Symbole und Analogienspiele erkannt zu haben, doch übertrug man auf sie was man vom Geiste begriff, da überall ja nur Ein Leben erscheint. Wenn Varnhagen unter den Hemmungen die Baader nicht in die Reihe der weltwirkenden Geister ersten Ranges eintreten ließen neben dem vereinsamenden Stolze eine Leichtgläubigkeit nennt, die in höhern Dingen sich das Wunderbare allzu leicht aufbinden läßt und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine: so hat er auch hiermit ein Kennzeichen angegeben welches unsern Denker an Pico von Mirandola, Reuchlin und Agrippa von Nettesheim anreiht. Dadurch ward er den Naturforschern entfremdet, dadurch veranlaßt auch in der Religionsgeschichte so manches Wunderbare welches nur der mythische, der dichterische Ausdruck einer Idee ist für ein äußerlich reales Factum anzunehmen; dies war wiederum in einer Zeit der Aufklärung ein Hinderniß daß sein Theismus nicht zu allgemeiner Anerkennung kam, seine scharf und gut geführten Streiche gegen die pantheistischen wie rationalistischen Richtungen zu keinem öffentlich anerkannten Siege führten.

Gott war nämlich für Baader wie für jene Mystiker das allgegenwärtige Centrum aller Wesen, keine formlose, ruhende Einfachheit, sondern eine stets sich gestaltende, durch ihre innere Unterscheidung sich durchführende und zu sich selbst zurückkehrende Einheit; er war ihm thätig und lebendig in allen Dingen, aber nicht verloren in sie, sondern ewig im Selbstbewußtsein als ihr

Schöpfer und Herr sich erfassend. Von diesem innersten Einheitsquell aus sah er den Zusammenhang des Reiches der Gnade mit dem der Natur, der Physik mit der Ethik, des Erkenntniß- und Zeugungstriebs; von hier aus lichteten sich ihm die Geheimnisse des Christenthums wie der heidnischen Religionen; aber die Sonderung der einzelnen Lebensgebiete gelang ihm weniger, sie spielen bei ihm zu sehr ineinander, er vermag überhaupt sich nicht auszubreiten, architektonisch zu entfalten, sein Geist entladet sich blitzartig und wirft auf Das was ihm gerade vorliegt ein grelles, oft blendendes Licht, während das Ringsumgebende vorderhand im Dunkel bleibt und des neuen Strahls harren muß. Hiermit hängt die Form seiner Arbeiten genau zusammen, sein gedrungener in sich gewundener Stil, seine Lust am Wortspiele so gut wie Dies daß er nur specielle Gegenstände in einzelnen Auffsätzen, Sendschreiben oder Vorträgen besprach. Baader's philosophische Begabung war größer, Baader's Humor war frischer, ich möchte sagen gottfreudiger als der hypochondrische, grillenhaftere Hamann's; sonst aber hat er mit diesem in Tendenz und Form der Schriftwerke die hervorragendsten Aehnlichkeiten. Schaden sagt hierüber in der Vorrede:

Beide, Baader und Hamann, von den innerlichsten Seiten des menschlichen Geistes und Herzens her auf das unerschütterlichste von der objectiven Wahrheit des Christenthums durchdrungen, besitzen sie tiefsinnige Schärfe und wahrhaft überraschenden, ja selbst oft erschütternden Witz als die eigensten Doppelpole ihres geistigen Lebens. In Beiden scheint auch diese zwiefache Gabe in ziemlich gleichem Maße gemischt gewesen zu sein. Und wenn Jean Paul von der Hamann'schen Kürze sagt ihre Kommata bestünden zuweilen aus Planetensystemen, ihre Perioden aus Sonnensystemen und ihre Worte seien ganze Sätze, so gilt Dies auch von der Baader'schen. Ebenso haben Beide fast nur kleinere Arbeiten verfaßt. Aber diese Samenkörner bergen ganze Wälder in sich. Endlich ist auch noch in dem Stile beider Männer die innigste Verwandtschaft wahrzunehmen. Bei Hamann finden wir wie bei Baader dieselbe Massenhaftigkeit, den gleichen cyklopischen Charakter, dieselbe bis an die Grenze der Ueberladung gesteigerte Gedrängtheit: aber auch bei Beiden jene unvergleichliche concentrirte Fülle, jene keusche Sprödigkeit, den gleichen dissonanzenreichen, aber die Auflösung immer mitsichführenden Wohllaut. Muß man auch von Baader gelten lassen was Friedrich Roth von Hamann sagt: „Wegen seiner Derbheit und seiner nicht seltenen Sprachfehler sowie seiner Dunkelheit wegen mag ihm der Rang eines Classikers streitiggemacht oder abgesprochen werden", so kann man doch rücksichtlich Baader's mit demselben Autor fortfahren: „Er hat dennoch sicherer als mancher legitime seinen Platz unter Deutschlands grossen Schriftstellern." Goethe sucht das Princip der Hamann'schen Autorschaft mit den Worten zu bezeichnen: Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. So war auch Baader der entschlossene Gegner alles Successiven und Discursiven; voll, ganz und simultan ließ er seine mächtigen Geburten wie aus dem Haupte des Zeus hervorspringen.

Baader war seiner Natur nach ein Gegensatz zu Schelling, dem kunstsinnigen, formengewandten, der eine geringere spontane oder originale Geisteskraft zu einer viel ausgedehntern Wirksamkeit brachte; seltsamerweise hat man ihn vielfach als einen Schüler desselben angesehen und in die Geschichte der Philosophie eingeordnet. Neuerdings hat aber Franz Hoffmann in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Baader's „Kleinen Schriften" vielmehr den Beweis geführt daß nicht Schelling auf Baader, sondern Baader auf Schelling einen grossen Einfluß geübt, daß nicht Baader als Schelling's, weit eher Schelling als Baader's Schüler anzusehen, indem die Wendung die Schelling von der Naturphilosophie, Spinoza und der Identitätslehre zu dem Theismus, zur Offenbarung und zu Jakob Böhme nahm, wesentlich unter Baader's Einwirkung und mitunter im ausdrücklichen Anschluß an Baader's Worte geschehen ist. Großartig neidlos hat Baader jenen Umschwung in Schelling begrüßt ohne sein eigenes Verdienst in Anspruch zu nehmen; später freilich trat der Unterschied von beiden Naturen scharf hervor. Baader schrieb an Hegel: „Schelling, welcher von seinen alten oder jüngern Philosophemen nicht loswerden und darum auch nicht vorwärtsgehen kann, geht in die Breite. Seine junge Philosophie war ein kräftiger und saftiger Wildbraten, jetzt aber gibt er ihn als ein Ragout mit allerhand, auch christlichen Ingredienzien gebrüht"; er nannte Schelling's neue Lehre „une belle pénitente qui se souvenait encore avec trop de douceur de sa faute passée"; ja ich hörte ihn einen Franzosen, der von ihm seinen Unterschied von Schelling wissen wollte, mit der Bemerkung abfertigen: „Schelling fait beaucoup d'eau claire, et moi je fais un peu de semence."

Die ganze Bedeutung Baader's wird erst recht erkannt und gewürdigt werden wenn seine zerstreuten Blätter gesammelt sind. Dies soll in zehn Bänden geschehen; sie verbreiten sich über alle Gebiete der Natur und des Geistes, und eine verständige Anordnung wird schon durch ihre Aufeinanderfolge die systematische Einheit hervorheben. Fünf Bände sind für den Nachlaß vorgesehen; sie werden neben mancherlei Vorlesungen und Studien namentlich die Erläuterungen oder Commentare zu Jakob Böhme und St.-Martin bringen, denen die Freunde dieser Männer längst mit Verlangen entgegensehen; sodann Biographie und Briefwechsel. Eröffnet ist der Nachlaß wie die Gesammtausgabe selbst durch die eben erschienenen Tage- und Studienbücher.

Baader's Tagebücher umfassen in 100 Heften den Zeitraum von 1786—1841. Aber nur das bis gegen 1796 Niedergeschriebene trägt durch Aufzeichnung von Lebensereignissen, Gefühlen und Gedanken den Charakter des Tagebuchs; alle spätern Hefte sind Studienbücher, Auszüge aus andern Schriftstellern mit Baader's Bemerkungen. Aus diesen soll ein Band Aphorismen gesammelt werden, während jener kleinere erste Theil durch Schaden der Oeffentlichkeit übergeben ist. Wir sehen in ihnen die Gährung des Baader'schen Geistes im Uebergange vom Jünglings- ins Mannesalter, die grossen Probleme des Lebens treten an seine reine Seele heran, er ringt mit ihnen unter dem Aufwand nicht blos von intellectueller, sondern auch von sittlicher Kraft, und enthüllt dabei die Keime welchen sein späteres Den-

Digitized by Google

ken ihre Entfaltung gab. Schaden hat sich der Herausgabe mit großer Sorgfalt unterzogen und den Baader'schen Text mit Sinn und Geschick durch erläuternde Anmerkungen bereichert. Citate werden angefügt, Anspielungen erklärt, interessante Parallelstellen anderer Schriftsteller herangezogen, namentlich aber wird auf Baader's geistigen Entwickelungsgang aufmerksamgemacht, die Ruhe und Stetigkeit in demselben dargethan, der Zusammenhang des hier zuerst Hervortretenden mit der spätern Entwickelung Baader's nachgewiesen. Diese Anmerkungen sind eine sehr dankenswerthe Arbeit einsichtiger Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur holländischen Literatur.

Kommt man als Ausländer in eine holländische Stadt, z. B. nach Rotterdam, so fühlt man sich hier wie sonst nirgend unheimisch, fremd. Die mit Waaren beladenen Fahrzeuge; die Kanäle mit den großen Bäumen am Rande; in den Straßen eine sich drängende Bevölkerung wie man sie in den größten Städten nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten findet: eine Volksmenge die sich ohne Unordnung und sogar ohne Geräusch eilig fortbewegt, denn man hört weder Pferde noch Wagen; eine geschäftige und doch ruhige, eifrige und doch stille Volksmenge; ein wahrer aufgeregter Ameisenhaufen von Menschen; zu beiden Seiten jeder Straße Häuser von einer Nettigkeit, Glätte, Zierlichkeit und Gleichheit daß man eine Theaterdecoration zu sehen glaubt: Das ist der Anblick der Jedem auffällt welcher zum ersten male nach Holland kommt und von dem man sich nur in Holland selbst einen Begriff verschaffen kann, in jenem Lande wo man immer die ewige Wiese Paul Potter's durchwandert, jenem Lande das wie ein großer Park erscheint, den man auf einem durch grüne Wiesen gezogenen Kanal mit Kiosken, indischen Pavillons, chinesischen Brücken unter dem Schatten wie ihn Ruysdael malt durchfährt, und in welchem das seltsame und phantastische Licht Rembrandt's sein Spiel treibt.

Kein Theil von Europa hat so sehr wie Holland seinen Nationaltypus bewahrt. Gleichen sich die Holländer untereinander auch nicht so sehr wie ihre Häuser, ihre Straßen, ihre Kanäle und Ebenen, so sind sie doch in der Familie der europäischen Nationen ein Individuum mit scharf bestimmtem Charakter. Im Gegensatz zu Belgien ist Holland kein Agglomerat verschiedener Nationalitäten, sondern hat sich aus sich selbst geschaffen und damit begonnen sich im fortwährenden, unausgesetzten Kampfe mit dem Meere ein Territorium zu erringen. Dieser geduldige Krieg gegen die Natur hat jenes muthige Phlegma hervorgebracht welches den Kampf gegen Philipp II. und Ludwig XIV. ermöglichte. Die Deiche der Holländer erprobten sich zwei mal als fest gegen den Sturm des Meers wie des Feindes, und war dieser bis an sie herangekommen, so öffneten sie sich um ihn zu verschlingen. Zwei kleine Länder Europas haben sich durch ihre zeitweilige Macht eine Geschichte gemacht: Holland und Portugal. Beide unterwarfen sich große Länderstrecken und hatten ihr Zeitalter des Glanzes und der Größe, nur mit dem Unterschiede daß Portugal bald Spanien, bald England unterworfen, mit König Sebastian auf dem Felde von Alcaçar Kebir fiel und seine überseeischen Besitzungen verlor, während Holland jetzt ein freies, reiches, glückliches Land mit 15 Millionen Unterthanen im Indischen Meere ist. Einer entschlossenen aber nicht anarchischen Opposition gelang es die Revision des Staatsgrundgesetzes durchzusetzen, und dieser Umstand war es der Holland nicht von den Stürmen des Februar und März erschüttert werden ließ.

Eine Nation von so eigenthümlichem Charakter und Temperament muß eine eben solche Kunst und Literatur haben. Erstere ist Jedem bekannt, letztere weniger. Mit ihr wollen wir uns gegenwärtig beschäftigen.

Im Mittelalter hatte Holland noch keine Volkspoesie, die holländische Nationalität hatte sich noch nicht constituirt, der Holländer sich noch nicht ganz vom Flamänder geschieden. Vor dem 16. Jahrhundert hatte Holland gereimte Chroniken, didaktische Gedichte und Rittergesänge wie das übrige Europa; aber man bemerkt noch nicht den eigenthümlichen Volkstypus an ihnen. Dieser erschien erst als das fremde Joch abgeschüttelt wurde.

Das 17. Jahrhundert war Hollands großes Jahrhundert. Die Entdeckungen, die Kriege, die Eroberungen riefen Stimmen hervor sie zu besingen. Heinsius feierte in kräftigen Versen Jakob Heemskerk, der als ein unerschrockener Seeheld auf dem Eisstrande von Nowaja-Semlja und siegreicher Admiral in den Gewässern von Gibraltar sich wechselsweise als der Cook und der Nelson Hollands zeigte. Vondel, der classischste Name der holländischen Poesie, rief eher eine annähernde Nachahmung der antiken und französischen Literatur zurück als eine nationale Schöpfung. Gleichwol haben die besten Trauerspiele Vondel's nationale Sujets. Einer seiner Helden ist der fabelhafte Prinz Bato, der den Batavern den Namen gegeben hat, oder vielmehr der seine Existenz diesem Namen verdankt, wie der König Dan dem dänischen Volke, König Brut den Bretagnern und König Frankus den Franken die ihrigen verdankten. „Gijsbrecht von Amstel" hat ein weniger entlegenes Ereigniß zum Gegenstand. Die Prophezeiung der künftigen Größe Amsterdams in der letzten Scene ist eine trefflich ausgearbeitete Partie und von nationaler Färbung. Das Trauerspiel „Palamedes" verdankt sein Hauptinteresse den Anspielungen, deren Gegenstand Barneveldt ist. Es wurde geschrieben nachdem die Partei des Moritz triumphirt hatte, und als die patriotische Begeisterung genöthigt war sich in eine fremde Fabel zu verstecken und bis zur Belagerung von Troja zurückzugehen; der politische Haß entdeckte Dies indeß und Vondel wurde verfolgt, weil er sich bei seinem griechischen Gegenstand erinnert hatte daß er Holländer war.

Die holländische Republik, welche Ludwig's XIV. Macht widerstanden hatte, unterlag der französischen Literatur, welche Musterbild wurde. Dies dauerte bis in die erste Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich manche Stimmen gegen den Cultus einer fremden Muse erhoben, und zwar zu einer Zeit wo Triumphlieder die Niederlagen der Franzosen und die Siege Eugen's und Marlborough's feierten. Aus der Menge der mittelmäßigen Dichter deren Namen damals die Blätter der Literaturgeschichte füllten zeichnet sich der Name der beiden Brüder van Haren vor allem aus. Der Eine, Wilhelm, versuchte sich in einem Nationalepos dessen Held der fabelhafte Stammvater der Friesländer ist. Leider hat dieses Gedicht nichts Nationales als den Titel. Sonst war Wilhelm van Haren ein guter Bürger. Voltaire, der ihn auf einer Reise nach Holland kennenlernte und ihn in seiner „Correspondence" rühmlich erwähnt, widmete ihm schöne Verse, in welchen er den holländischen Diplomaten mit Demosthenes, Pindar und Tyrtäus vergleicht. Sein Bruder verdient wegen seines Gedichtes „De Geuzen", welches durch und durch patriotische Begeisterung athmet, eine lobende Anerkennung. Nach den beiden van Harem besang der melancholische Feith den Sieg bei Doggersbank und den Großadmiral Ruyter; dasselbe Nationalgefühl belebt die Gedichte Bellamy's. An dieses Nationalgefühl knüpft sich die neue poetische Schule Hollands. „De Geuzen" wurden im Jahre 1830 von Bilderdijk herausgegeben.

Unter den gegenwärtigen Nationalschriftstellern hat sich eine Dame, Fräulein Toussaint, durch ihre Romane am meisten Ruf und Leser erworben. Sie gehört einer Flüchtlingsfamilie an, wie Das schon ihr französischer Name anzeigt, und ist zu

Alkmaar in Nordholland geboren. Von Gestalt ist sie klein, ihr Wuchs fein und zart, die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Gesichtszüge drückt ihren leidenschaftlichen Charakter aus. In vertraulichem Kreise überläßt sie sich einer fast kindlichen Naivetät, welche sie trotz ihrer ernsten und andauernden Studien in ihrer ganzen Frische zu bewahren gewußt hat. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber fein, ausdrucksvoll und scharf gezeichnet; im Sprechen werden ihre Züge lebendig und erhalten einen belebten und eigenthümlichen Reiz. Seit 1835 hat sie eine große Anzahl Romane und Novellen geschrieben, die alle dem historischen Genre angehören und große Vorstudien erfodert haben. Sie debutirte mit dem „Herzog von Devonshire", einer Episode aus der Jugend Maria Tudor's; dann kamen „Die Engländer in Rom", eine Schilderung Roms unter Sixtus V., welche einen großen Erfolg hatten. „Das Haus Lauernesse" hat eine Reihe von Werken begonnen in welchen die Verfasserin Personen die ihrem Vaterlande angehören oder mit dessen Geschichte in Verbindung stehen erscheinen läßt, indem sie bald den Hof von Burgund in „Karl dem Kühnen", bald den Cardinal Ximenes oder den Herzog von Alba schildert. Der bedeutendste dieser Romane ist ein historischer Roman, „Leicester in den Niederlanden" betitelt. Bekanntlich stellten die Holländer, nachdem sie den Herzog von Anjou gerufen hatten, im Kampfe gegen Spanien den berühmten Günstling der Elisabeth an ihre Spitze. Die Lage Hollands ist Gegenstand des Romans. Die Religionsparteiungen und die Spaltungen der damaligen Zeit sind mit historischer Treue geschildert.

Die Handlung geht nur langsam weiter; jede neuauftretende Person wird bevor sie zu handeln beginnt dem Leser durch Dialoge oder psychologische Analysen vorgeführt, und Dies mit einer Minutiosität wie sie der holländischen Genremalerei Terburg's und Mieris' eigen ist. Jedes Zimmer, jede Kleidung, jeder Gesichtszug wird mit dieser sorgfältigen Genauigkeit abconterfeit, der sich Fräulein Toussaint mit einem gewissen dem holländischen Charakter eigenthümlichen Wohlgefallen hingibt.

Ein trefflich durchgeführter Charakter ist Reingoud. Dieser, die Seele der Regierung Leicester's, unterlag den Verwünschungen der Nationalpartei und dem Hasse Barneveldt's. Ohne Grundsätze und Glauben, aber geschickt und muthig, einer Sache sich hingebend nicht aus Begeisterung, sondern nur weil sein Schicksal mit ihr verknüpft ist, wild im Kampfe, weil er bei dessen Ausgang Verderben oder Sieg erblickt, seine Feinde beherrschend oder erschreckend, die Einen verführend, die Andern beugend, ohne Mitleid, ohne Zorn, ohne Herz, außer für seine Enkelin, die er erst verstoßen und deren Güte ihn dann bewältigt hat: Das ist das Bild Reingoud's. Aus Brabant gebürtig, ehemaliger Diener Egmont's, Schüler und Werkzeug Granvella's, war er nach dem Sturze der spanischen Regierung nach Holland geflüchtet. Nachdem er die katholische Religion abgeschworen, wußte er sich den calvinistischen Ministern bemerklichzumachen, und wurde von diesen nach England geschickt um mit der Regierung Elisabeth's zu unterhandeln. Hier ward er Leicester's Mann, diente ihm und lenkte ihn, indem er sich ihm unentbehrlich machte durch das Geld was er ihm verschaffte. Lange widerstand er dem Sturme, bis er gestürzt wurde.

Graf Leicester ist von der Verfasserin nicht unter einem so glänzenden Lichte dargestellt wie von Walter Scott. Er ist nicht in seinem herrlichen Schlosse Kenilworth wo er seine Souverainin empfängt. Er erscheint düsterer, ernsterer, inmitten eines fremden Volks, umringt von Feinden, gegen unendliche Schwierigkeiten ankämpfend, von dem Verdachte und den Ränken Elisabeth's verfolgt; nicht wie in Kenilworth in eine romantische Lage verwickelt, sondern dem Manne mit dem traurigen Gesichte, mit den schwerfälligen und unzarten Zügen gleichend, den seine Medaillen, seine Bilder, unter andern das im Schlosse Warwick, darstellen. Die Verfasserin zeigt uns den Höfling der durch seine liederliche Lebensweise berüchtigt war, der seine erste Frau ermorden und den Mann Derjenigen die er nachher heirathen wollte vergiften ließ.

Dem ehrgeizigen Leicester ist der patriotische Barnevelb entgegengesetzt. Barneveld war einzig Staatsmann, seinem Verstande, seinem Herzen, seiner Neigung, seinem ganzen Wesen nach. Er hatte ein einziges Ziel, und ließ sich durch Nichts von diesem abwendigmachen; mit geschmeidiger Geduld erwartete er den Augenblick wo er auf dieses Ziel losgehen konnte; mit unbeugsamer Ausdauer näherte er sich ihm allmälig und erfaßte es endlich mit kräftiger Hand. Hierdurch wurde es ihm möglich über Reingoud den Sieg davonzutragen.

Die Verfasserin hat sich ganz in die damalige Zeit zu versetzen vermocht, und gibt die politischen Parteiungen Hollands mit allen ihren Nuancen treu wieder. Alle Schattirungen der religiösen Lage sind mit einer tiefen Kenntniß der damaligen Zeit entwickelt und skizzirt, von Barbara Boots, der frommen Katholikin, bis auf Douglas, den jungen milden Protestanten. Als vermittelnde Personen stehen auf dieser Glaubensleiter der ehrgeizige und verfolgungssüchtige Prediger Fraxinus und der tugendhafte Taco-Sijbrandz, der ehrenwerthe Geistliche einer Dissidentensekte.

Die Verfasserin hatte früher die Absicht gehabt den zweiten Aufenthalt Leicester's zum Gegenstande eines andern Buchs zu machen, hat jedoch später diesen Plan aufgegeben und in einer Nachrede zu dem erstern Romane motivirt. 13.

Bibliographie.

Stiebritz, L., Frühling eines Sängerherzens. Gedichte. Buchholz, Adler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, D. F., Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Trutz Dänemark! Deutsche Lieder für Schleswig-Holstein. Gesammelt und herausgegeben von H. Marggraff. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Volkmar, W., Geschichte des Landes Dithmarschen bis zum Untergange des Freistaates. Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 15 Ngr.

Wille, Eliza, Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Boldényi, J., Das Magyarenthum oder der Krieg der Nationalitäten in Ungarn. Aus dem Französischen von ***. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 15 Ngr.

Offener Brief an die Geschworenen. Posen, Merzbach. 1850. 8. 2 Ngr.

Dieckhoff, W., Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wahlpredigt am 23. Sonntage p. Trinit. zu Hannover gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1850. Gr. 8. $2^{1}/_{2}$ Ngr.

Dreer, J. G., Der apostolische Priester. Eine Primizrede gehalten am 4ten Sonntage nach Pfingsten, als der neugeweihte Priester Ludwig Mayr zu Lindau sein erstes heiliges Meßopfer feierte. Lindau. 1850. Gr. 8. $2^{1}/_{2}$ Ngr.

Fritze, A. E., Die Stellung des Rationalismus zur neuen Gemeindeordnung. Ein Wort für die Freiheit in der Kirche, gerichtet an alle freigesinnte Geistliche und Glieder der evangelischen Kirche. Dessau, Neubürger. 1850. Gr. 8. $2^{1}/_{2}$ Ngr.

Jetzt noch Theologie studiren? Ein ermunternd-abmahnendes Wort aus dem Munde eines Theologie Studirenden. Jena. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Mediatisirung und Dualismus in Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. $7^{1}/_{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 32. — 6. Februar 1851.

Franz von Baader.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Die Tagebuchblätter beginnen mit einem Streben und Ringen über die Launen und Gährungen des Gemüths wie über die Verdrießlichkeiten des Daseins Herr zu werden, durch die täglich lebendiger werdende Idee Gottes Heilung zu finden. Baader will sich selbst größer und besser fühlen als Andere von ihm glauben, und in dem Drang nach Vollendung sieht er sogleich eine Bürgschaft der Unsterblichkeit. Er sagt:

Ja die gütige Natur oder vielmehr Gott hat in jedem Menschen so ein Ideal, Vorbild von Güte, Größe eingegraben, dem er sein ganzes Leben durch nachleben und sich ihm nachbilden soll, das sich aber in dem Verhältnisse in dem er sich ihm nähert erweitert und vergrößert: denn wer hienieden hat wol sich selbst erreicht?

Bei dem Ausspruch dieser Gedanken wird es ihm leicht wie nach einer glücklichen Entbindung. Eine Menge von Ideen, Vorsätzen, Bildern „fliegen vor seiner Seele vorüber wie Schattenbilder, oder durchblitzen sie wie Sonnenblicke oder wie Nachtgespenster"; aber jenes hohe, frohe, gottinnige Lebensgefühl will er nicht zergliedern, um sich nicht durch Vereinzelung seiner Elemente die Freude zu verderben. „Consonanz!" schließt er, und hat sogleich am ersten Tage seiner Selbstbeobachtung sein ganzes späteres Sein präludirt: seine stets wiederholte Analogie von Zeugen, Gebären und Erkennen, die Identität von Geist und Natur, wie die Einheit von Gedanken und Willen, sein blitzartiges Produciren wie sein Streben stets das Ganze, das Sinnliche im Geistigen, das Geistige im Sinnlichen zu haben, und als Grundlage von alledem den religiösen Trieb seiner Seele, sein Bewußtsein von einem selbstbewußtlebendigen Gott. Aufgelegt zu allem Guten schreibt er am folgenden Tag:

Sieh die Blume wie sie sich ihrem Bräutigam, der Sonne, entgegenwendet, sie sauget Licht und pranget und blühet — Nacht, Finsternisse umgeben sie, — sie welkt! — Das geht täglich vor unsern Augen vor, nach physischen Gesetzen wie man sagt. Und sollten im Innern der Dinge, in der Geisterwelt diese Gesetze nicht wirken? Ist denn mein Geist so isolirt, abgetrennt, willkürlich als wir wähnen? — Nein! er wendet sich hinauf zum Quell und zu der Sonne aller Wesen, und Licht und Wahrheit und Güte und himmlische Wollust füllt ihn; er vergißt seines Gottes, wandelt in irdischen Dingen herum, greift nach Schatten — und welkt! — Alles nach denselben ewigen physikalischen Gesetzen! Ein wahrer Influxus, den unser Selbstgefühl beweist. Einzig wahre Philosophie und Physik alles Gebets.

Bald macht Baader die psychologische Erfahrung daß mit den Momenten seines activen Denkens und Forschens, seines Grübelns und Speculirens andere abwechseln in welchen er sich empfangen verhält, wo er einem seligen Einströmen von Bildern, Gefühlen, Ideen sich hingibt. „Ich empfange und weiß nicht woher, aber Das weiß ich daß mir gegeben wird. Ich fühle das Wahre des belebenden Geistes, weiß aber nicht woher es kam, ahne jedoch wie im Traum daß es zu Einem hingeht." Darin findet er einen lebenden Zaubertrank für die mühselige Reise durch dies Frohnleben. Moral ist ihm ja nur höhere Physik des Geistes, und wie der Baum in des Frühlings Luft und Licht wächst, so will er, umspielt von jenen in ihm webenden Gedanken, eine Morgenröthe der Wahrheit begrüßend, in die göttliche Vollkommenheit emporwachsen. Im Kampf mit der eigenen Sünde und Schwäche lernt er duldsam und milde für Andere sein. Hat er Frieden mit sich, so hat er ihn mit der Welt; Tugend ist schönen Seelen nicht Pflicht, sondern Wollust. Und jetzt thut er das Gelübde seines Daseins, er schwört den Fahneneid der Wahrheit mit den Worten:

Gang Gottes in der Natur, die Gedanken die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie seien das heilige Buch, in dessen Charakteren ich mein ganzes Leben hindurch mit Treue und Eifer buchstabire! Mein ganzes Leben, alles Wirken und Weben meines Geistes sei: fernher den Gedanken des Allmächtigen nachzudenken, mich seiner, der himmlischen Vernunft zu fügen!

Wie ihm große Gedanken in der Stille des Gemüths nach der Reinigung des Willens aufkeimen, so erkennt er daß Wahrheit und Güte unzertrennlich sind: „So gilt Alles was man in Geheimwissenschaften von moralischer Diätetik vorschreibt, was am meisten verspottet wird und was vielleicht daran das Beste ist."

Weiter wird Baader inne — und es ist eine Lust zu sehen wie er die Tiefen des Seelenlebens mit naiver Genialität durch seine zunächst ganz individuelle Selbstbeobachtung erfährt — wie die Seele des Stoffs der Außenwelt bedarf, aber gerade das ihn gestaltende Princip ist, und wie der Wechsel der Empfindungen gerade ein Beharrliches, Dauerndes beweist: denn wie könnte er als Wechsel ausgesprochen werden, wenn die

Seele nicht als Eines bliebe welches im Vergangenen war, im Gegenwärtigen ist und im Zukünftigen sein wird? Er sagt:

Bliebe das Substrat aller jener Kraftäußerungen, die unaufhörlich in ihrem Spiel abwechseln, nicht eines und dasselbe, so würde ich mit jedem Augenblicke vergessen nicht blos wie und was ich war, sondern auch daß ich war.

Weiter entdeckt sein forschender Blick daß in der Seele Nichts vorgeht, daß alles einmal Erlebte ein Fortwirkendes ist; jede neue Idee bekommt den Wiederschein vom ganzen Reichthum der Seele. Er schreibt:

Ich sehe täglich daß alles Gute und Schlimme mein inneres bleibendes Wesen nicht vorübergeht wie Schall der verhönt, oder die Welle am Ufer, sondern in seinen Wirkungen in ihm bleibt, insgeheim oder öffentlich fortwirkt, und wie der Keim der ins Erdreich fällt nur zu verschwinden und zu ersterben scheint, aber über kurz oder lang als duftende Blume oder als giftiges, wucherndes Unkraut wieder emporkommt, als Blume oder Unkraut gut oder nur dürre fortkommt, je nachdem der Boden war auf den er fiel, die Laune und Witterung worin er empfangen war, die Gesellschaft die er antraf, die Pflege die ihm aufhalf. Wie du den Tag über zugebracht, so bist du nun selbst, alles Gute und Böse das in dich kam und in dir aufkam ist und bleibt nun in dir und wird ewig bleiben. Wie du dich niederlegst, so träumst und erwachst du.

Die Welt faßt Baader jetzt schon als ein großes Ganzes auf, darin jedes Wesen ein Mittelpunkt ist, von der unendlichen Peripherie soviel Radien aufnehmend als es vermag, und von sich aus seine Strahlen nach allen Seiten aussendend; Alles ist Erfüllung und Aufschluß des Vorhergegangenen wie Keime und Siegel des Zukünftigen, Alles ineinander verschlungen und auseinander sich schlingend. Gott ist ihm der belebende alldurchdringende Geist in diesem lebendigen All, der gemeinsame Mittelpunkt aller Dinge; Alles geht von ihm aus und kommt wieder zu ihm, Nichts geht unter an seinem Gewande, und so ist er Alles in Allem. Ihn suchen heißt ihn finden und haben, ihn erkennen heißt in ihm leben, durch Thaten seine Treue und Güte verkündigen.

Im Schein das Sein, im Fluß der Dinge das Ewige zu erfassen, Das ist für Baader Philosophie; so ist sie ihm Eins mit der Religion, und er findet ebenso in Sprüchen der Bibel wie in Stellen aus Bacon's Schriften bald Erweckung bald Bestätigung seiner Gedanken und Entschlüsse. Das Tagebuch endigt im Jahr 1786 mit einem Gebet voll Tiefsinn und Begeisterung; mit Recht sagt Schaden: es sei eine Blüte reinster Menschheit und zu hoher Reife gediehenen Christenthums, die an das Schwunghafteste erinnert was Young, Hamann und ähnliche Geister geschrieben haben.

Wenn er das neue Jahr mit einem Worte des Apostels Paulus beginnt, so thut er es mit religiösem freien, nicht mit scholastisch-knechtischem Sinn; gegen Obscurantismus engbrüstiger Dogmatiker wendet er seine Polemik, es empört ihn daß man der Vernunft, dem Göttlichen in uns, so wenig vertraue, daß man eine Schrift trefflich und reich und doch ein Werk der Finsterniß heiße. Er ruft aus:

Ist nicht Wahrheit allemal nur Eine Wahrheit, und gibt es denn Wahrheit die wider Wahrheit zeuget? Nein! Kein Mensch soll mir auch nur von ferne solchen Wahn beibringen können, kein Mensch soll mir wehren überall zu forschen, und meine Leuchte soll in keiner Pestluft irgend eines dumpfen Grubengebäudes erlöschen!

Auch diesem Vorsatz des Jünglings ist der Mann und Greis unverbrüchlich treugeblieben. Dann folgen treffliche Betrachtungen über das Gebet, darunter der keck-geniale Ausspruch:

Ferner die Art von Philosophie welche die armen Kinder von dem liebenden Vater entfremdet anstatt sie auf ihn hinzuweisen, und welche unsere im Staub der Erde tiefgebeugte Himmelsvernunft, anstatt ihren Blick auf ihre schönere Heimat emporzulenken, nur noch tiefer in den Schlamm niedertritt, indem sie statt die in jedem Werk sich offenbarende Güte und Liebe des Allvaters bewundernd anzubeten, das ganze All als einen großen Bratenwender und das eiserne Fatum mitteninne als die innerste Feder dieses Bratenwenders vorstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Römische Studien von A. Kestner. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zu jeder Zeit würde dieses Buch eine willkommene Erscheinung sein, doch mit besonderm Dankgefühl haben wir es eben jetzt entgegengenommen. Während die Politik sich unserer ganzen Gedankenwelt bemeistern möchte, und die Stürme der wildaufgeregten Zeit aus allen Ecken der Windrose brausen, athmen diese „Römischen Studien" den Geist des Friedens, und versetzen uns in Regionen in welchen die Seele von Heimatsluft umweht wird. Sie versetzen uns nach Rom, dem Wallfahrtsziel unauslöschlicher Erinnerungen und stiller Sehnsucht für Alle die in den Mauern der ewigen Stadt einen Schatz für das ganze Leben entweder schon einsammelten oder zu finden noch hoffen. Kestner, durch langjährigen Aufenthalt dort eingebürgert und auf den mannichfachen Gebieten der Kunst wohlbewandert, theilt uns hier aus der Fülle seiner angehäuften Anschauungen und Erfahrungen eine reiche Blumenlese mit, bei welcher sich uns nur der Vorwurf aufdrängt daß er so spät damit hervortritt. Er hat wie uns scheint die horazische Frist ungebührlich verlängert, und den Herbst seines Lebens zur Mittheilung dieser Blätter abgewartet, welche wol großentheils der Zeit seiner Jugend angehören dürften. Keinesfalls aber kommen sie zu spät; sie haben sich den Duft der Frische bewahrt, und enthalten des Guten und Schönen soviel daß ihr Werth bleibend und der Eindruck den sie erzeugen ein überaus wohlthätiger ist.

Die „Römischen Studien" bestehen aus zwölf Aufsätzen, von denen drei dem Rafael und Michel Angelo, und die übrigen der neuern Kunst gewidmet sind. Der erste betrachtet die Stanzen im Vatican, und faßt dieselben als eine Epopöe in vier Gesängen auf. Nach allem Geistreichen was nun schon seit Jahrhunderten über diese unsterblichen Werke gesagt und geschrieben worden ist, hören wir auch noch unsern Verfasser gern, der in ihnen den Meister groß als Philosophen, Historiker, Dichter und Maler darzustellen sucht. Wenn er dabei sich ganz auf den religiösen Standpunkt stellt, der nun allerdings manchem Kritiker ein Aergerniß ist, so entspricht er doch so am gewissesten den Intentionen des erhabenen Künstlers. Die Stanzengemälde sind nach seiner Ansicht ein organisch gegliedertes Ganzes, eine tiefphilosophische Dichtung, deren erster Gesang den Menschen zeigen soll „wie er die Gottheit sucht und findet". Hierauf beziehen sich die Gemälde der Philosophie (Schule von Athen), des Parnasses, der Theologie und des allegorischen Bildes der Gerechtigkeit. Dem zweiten Gesange liegt der Gedanke zugrunde „daß Gott den Gläubigen in Zeiten der Gefahr hülfreiche Botschaft sendet", welcher Ge-

danke durch die Befreiung Petri aus dem Gefängnisse, die Verjagung des Heliodor, das Wunder in der Messe von Bolsena und die dem Attila auf seinem Zuge nach Rom drohend erscheinenden Apostel Petrus und Paulus entwickelt wird. Im dritten Gesange sollte „der Verwalter heiliger Dinge auf Erden, der Statthalter Christi verherrlicht" und dargethan werden wie durch Diesen die göttliche Macht sich offenbart. Hierzu wählte Rafael die Krönung Karl's des Großen durch Leo III., die Dämpfung der Feuersbrunst im Borgo durch Leo IV., den Sieg desselben Papstes über die Saracenen bei Ostia und den Reinigungseid Leo's III. auf das Evangelium. Endlich empfängt im vierten Gesange auch „die weltliche Macht ihre Heiligung aus den Händen der offenbarten Religion", und hierzu bot das Leben Konstantin's des Großen den Inhalt dar, welchen Rafael durch die Bekehrung des Kaisers, durch seine Taufe, seinen Sieg über den Maxentius und seine Schenkung an den Heiligen Stuhl erschöpfte. Mit diesen 16 Hauptgemälden der vier Stanzen bringt der Verfasser dann die kleinern Darstellungen und Deckenbilder, deren jedes wie eine kleinere Melodie sich einem großen Musikchore anschließt, wie auch die Chiaroscuri unter den großen Bildern in Verbindung, und läßt die Weisheit und den Tiefsinn bewundern welche der Meister in der Wahl und Ausführung dieser Gegenstände entwickelt hat. Um die Wundergaben des größten Malers in noch helleres Licht zu stellen beschäftigt sich Kestner in einer besondern Studie noch mit einer Analyse der berühmten Gruppe des Archimedes, die ihm „als der vollste Inbegriff des anmuthigsten künstlerischen Vermögens und philosophischen Tiefsinns" erscheint.

Aus den Stanzen des Vaticans folgen wir dem Verfasser in die Sixtinische Kapelle, wo er die Erschaffung des ersten Menschen von M. Angelo zum Gegenstande einer besondern, sehr ansprechenden Studie macht. Aber nur zu bald scheiden wir von Rafael und Buonarotti um den Erscheinungen der neuern Kunst uns zuzuwenden. Hier bespricht Kestner zuerst die heutige Mode und das Ballet, und wie sich erwarten ließ mit jener tiefen Indignation welche der wahre Schönheitskenner, vollends auf dem classischen Boden Roms, bei dem Anblick unserer unschönen Kleidertracht wie der Unnatur und widerwärtig fratzenhaften Verzerrung der edeln Menschengestalt durch die Balletttänzer, und gerade durch die gepriesensten empfinden muß. Hierauf kommt die Musik an die Reihe, deren heutiger sehr im Argen liegender Zustand in drei aufeinanderfolgenden Studien der Prüfung unterworfen, und an drei glänzenden musikalischen Erscheinungen beleuchtet wird. Den Vortritt hat die Sängerin Catalani, welche der Verfasser nicht allein wegen ihrer musikalischen Begabung, sondern auch ihres moralischen Charakters wegen sehr hochstellt, an welcher Ansicht vielleicht die Freundschaft einigen Antheil hat. Dann folgt der Geigenspieler Paganini, über welchen der Verfasser zu den verschiedensten Zeiten sehr eifrige, selbst durch Excerpte aus Tagebüchern belegte Studien angestellt hat. Angezogen und abgestoßen von der wunderbaren Kunst des merkwürdigen Mannes forscht er den Gründen des gewaltigen und doch unheimlichen Eindrucks nach den die zauberhafte Geige auch auf den Kenner hervorbringt, und kommt so zu dem traurigen Resultate daß hier nicht Begeisterung und reiner Schönheitssinn, sondern Eitelkeit, Affectation, Effectsucht und selbst Gemeinheit den Bogen führt. Der Dritte, über welchen die Kritik des Verfassers den Stab bricht, ist ein gewichtiger Repräsentant der neuern Opernmusik, Gioachino Rossini. Ihn trifft die Schuld, wie Kestner sich ausdrückt, „den Parnaß in den Salon verpflanzt, und seinen Pegasus mit einem englischen Sattel gesattelt oder vor pariser und londoner Staatskutschen gespannt zu haben". Seine leichtfertig-sinnliche, alle höhere Weihe und Würde entbehrende Musik hat der wahren Kunst unendlichen Schaden gebracht, die heutige musikalische Misère erzeugt oder doch mächtig gefördert, und den Geschmack zumal in Italien schmählich verderben. Namentlich liegt die Kirchenmusik dort im Argen, wo man z. B. bei dem „Gloria in excelsis" Figaro's Arie: „Dort vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern" zu hören bekommt, aber auch in den eigentlich geistlichen Compositionen der seichte scherzhafte Opernstil vorherrscht und die echte Kunst profanirt, weshalb unserm Verfasser Rossini's „Stabat mater" wie eine Sünde gegen das Christenthum erscheint. Gern glauben wir seiner Behauptung daß die leichtfertigste Musik aus der Zeit des Benedetto Marcello noch heiliger sei als die heiligste unserer Tage, wie denn in der That einmal der Diener des Verfassers den Gesang der Musica madrigalesca Marcello's für Musica sacra hielt, die er ehrfurchtsvoll nicht zu unterbrechen wagte.

Unter den folgenden Studien heben wir zuerst die neunte hervor, deren Gegenstand Vittoria, die schöne Winzerin von Albano, ist. Was der Verfasser über dies von ihm 1820 in Albano entdeckte Wunder von Schönheit in sehr anziehender Weise erzählt wird Manchem unglaublich scheinen, wiewol es die reinste Wahrheit ist. Die Schönheit der reizenden Albanerin brachte die Hunderte von Künstlern in Verzweiflung welche mit Griffel, Pinsel und Meisel vergebens sich abmühten ihr Bild zu gewinnen. Kestner hat 44 selbst von den berühmtesten Meistern angefertigte Bildnisse nach ihr gezählt, die nicht nur dem Originale fast gar nicht entsprachen, sondern auch untereinander sich nicht einmal ähnlich sahen. Horace Vernet sagte von seiner eigenen Arbeit daß sie nur ein instant d'un instant de Vittoria sei. Thorwaldsen's und Schadow's Büsten befriedigen sehr wenig, etwas mehr die Arbeiten der beiden römischen Bildhauer Tenerani und Trentanove, wiewol beide Büsten auch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander besitzen. Ohne daß der Spiegel ihres reinen und liebenswürdigen Gemüths durch die Weihrauchdämpfe jahrelanger Bewunderung und Huldigung auch nur den geringsten Anhauch erlitt, lebt jetzt Vittoria als Gattin eines russischen Malers und Mutter zweier Söhne in der Krim, wo sich ihr Gatte des milden Klimas wegen angekauft hat.

Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich mit berühmten künstlerischen Persönlichkeiten meistens unserer Landsleute, die von Rom aus der gesunkenen Kunst zu neuem Aufschwung verhalfen und den wahren Beruf derselben in unsterblichen Werken verkündeten. Zuerst erscheint hier Thorwaldsen. Das von ihm entworfene Bild gehört zu den anmuthigsten der ganzen Sammlung. Referent, der das Glück hatte sechs Monate mit Thorwaldsen in demselben Hause, der so Vielen theuern Casa Buti, zu wohnen, findet es bis in die kleinsten Züge getroffen, deren Kestner viele durch köstliche Anekdoten belebt hat. Ganz so erschien der geniale unvergleichliche Künstler im Leben, ein liebenswürdiger Jüngling noch im späten Alter, freundlich, wohlwollend, genügsam, in keiner Sprache des Ausdrucks mächtig, fast ohne alle wissenschaftliche Bildung, und doch mit tiefem Wissen begabt. Ein anderer in diesen Studien zu gerechter Würdigung gebrachter Künstler ist der geniale Landschafts- und Geschichtsmaler Joseph Koch. Wie Giotto aus einem Hirtenknaben zum Maler geworden, Karlsschüler in Stuttgart, als Flüchtling in Strasburg begeistert für die Französische Revolution, dann in der Schweiz und Italien, welches er für einige Zeit mit Wien vertauschte, bis er für immer nach Rom zurückkehrte, hat diese kräftige und gesunde Tirolernatur mächtig zur Wiedergeburt der Kunst in neuerer Zeit mitgewirkt. Seine Landschaften, die nicht durch Farbenglanz bestechen und zuweilen selbst von einer gewissen Trockenheit nicht freizusprechen sind, zeichnen sich alle durch einen großartigen Charakter und einen gedankenreichen Inhalt aus, welchen vollständig zu erkennen der Zukunft vorbehalten bleibt, da nur wenige Zeitgenossen, aber unter ihnen freilich die competentesten, ihn verstanden. Auf Koch folgen die Brüder Franz und Johann Riepenhausen, die sich ein hohes Verdienst um die neue Richtung der Kunst vorzüglich durch Aufsuchung vorrafaelischer Werke (von Memmi, Masaccio, Ghirlandajo u. A.), und durch die davon verbreiteten Zeichnungen erworben. Diese Zeichnungen eröffneten dem damals funfzehnjährigen Overbeck, welcher sie

Digitized by Google

durch unsern Verfasser zuerst in Lübeck zu Gesicht bekam, eine neue Welt, in welchen er sogleich seine Heimat erkannte und später die höchsten Ehren errungen hat.

Die letzte Studie, „Cornelius und Overbeck" überschrieben, und beiweitem die umfangreichste, beschäftigt sich nicht blos mit diesen Meistern und ihren Werken, sondern zuvörderst mit der geschichtlichen Entwickelung und Gestaltung der neuern Kunst überhaupt, bei welcher jene Männer vorzugsweise betheiligt sind. Kestner stellt hier Alles zusammen, und wir glauben sehr einleuchtend, was zu Ende des vorigen und in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts einige junge deutsche Künstler von hohem Berufe anregte den Bann zu brechen in welchen die Kunst gerathen und dadurch den seichten Eklektikern und Manieristen verfallen war. Sie suchten nämlich die Natur wieder auf und begaben sich in die Schule der alten Meister, doch nicht sowol Derjenigen welche wie Rafael und M. Angelo den Höhenpunkt der Kunst bezeichnen, als vielmehr Solcher welche Vorgänger und Lehrer jener gefeierten Größen waren. Sie wollten aus denselben Quellen schöpfen aus welchen Rafael und die andern Heroen im Blütenalter der Kunst sich begeistert, und wählten sich deshalb nicht diese und ihre Nachahmer, mit welchen schon der Verfall der Kunst beginnt, sondern jene Alten aus den Zeiten der aufsteigenden Kunst zu Vorbildern. Allerdings führte die von Vielen übertriebene Verehrung des Quatrocento zu mancher beschränkten Auffassung und unschönen Darstellung, die den Bekennern dieser Richtung, vielleicht auch ihrer oft auffallenden äußern Erscheinung wegen den Spitznamen der „Nazarener" zuzog. Man muß aber von der Sache sehr wenig verstehen wenn man den sogenannten Nazarenismus oder Äschermittwochsstil, wie ihn ein Kritiker neulich zu nennen beliebt hat, für etwas mehr als ein Uebergangsstadium oder gar für noch bestehend hält. Wer ihn in den Werken eines Overbeck, Veit, Steinle, Führich u. A. noch heutzutage findet, kennt Jene wol nur von Hörensagen, und hat keine Ahnung von der Schönheit der Composition und dem durchgebildeten historischen Stil durch welchen unsere neuen Meister ihre Lehrer aus dem 15. Jahrhundert übertreffen. Statt also sie mit ihren Fehlern nachahmen zu wollen, streben sie ihnen nur in einem Punkte gleich zu sein, nämlich in Tiefe der Empfindung, in heiligem Ernst und Seeleninnigkeit, durch deren Zauber religiöse Darstellungen verklärt sein müssen. Aber freilich ist jetzt bei Vielen alles Religiöse im Verruf; es soll auch in der Kunst nicht mehr gelten und gelingen; daß es aber gelingen und auf jeden wahren Kunstfreund in welchem „das specifisch-religiöse Element noch nicht so abgeschwächt ist" wie in einem blasirten Kunstrichter tiefergreifend wirken könne, haben Overbeck und seine Freunde siegreich dargethan. Es ist begreiflich wenn Kestner, seit 30 Jahren in Rom Zeuge dieser neuen Kunstrichtung, ihr mit Entschiedenheit und Wärme das Wort redet, wobei er sich auch auf eine von ihm schon 1818 herausgegebene Schrift „Ueber die Nachahmung in der Malerei" stützt. Er benutzt diese Gelegenheit gegen eine damals über diese Schrift unter der bekannten Firma der W. K. F. (Weimarische Kunstfreunde) erschienene Recension, mithin also auch gegen Goethe's Ansichten anzukämpfen, welcher bekanntlich im Widerspruche gegen seine frühern in dem schönen Aufsatze „Ueber die deutsche Baukunst" entwickelten hier alles Heil in der Kunst allein von den Griechen und allenfalls noch von Rafael herleitet und dem neuen Streben sich nicht günstig zeigt. Allein Goethe's Autorität in Sachen der Kunst hat nie viel Geltung gehabt, und wenn sie auch vielleicht während seines Lebens hier und da imponiren mochte, so wird sie doch jetzt nirgend mehr in Anschlag gebracht. Von den Werken der beiden in der Ueberschrift genannten Meister hebt der Verfasser einige besonders hervor, von Overbeck den Triumph der Religion in den Künsten, jetzt die Zierde des Städel'schen Museums, und von Cornelius die Entwürfe zu den dereinstigen Fresken im königlichen Campo santo in Berlin, und die Zeichnung zu dem Schilde welches der Prinz von Wales als Pathengeschenk erhielt. Die mitgetheilten Danksagungsbriefe der Königin Victoria und des Prinzen Albert an den gefeierten Künstler dürfen wir als eine schöne der deutschen Kunst vom Auslande dargebrachte Huldigung ansehen. Der Verfasser aber nimmt hierbei Veranlassung Engländer und Deutsche in Beziehung auf die schönen Künste zusammenzustellen, und das Uebereinstimmende und Abweichende beider Völker durch einige geistreiche Striche zu bezeichnen. Was er am Schlusse noch über das Verhältniß der Farbe zur Zeichnung sagt, welcher letztern er allerdings im historischen Bilde den Primat einräumt ohne doch die erste im mindesten zu unterschätzen, zeigt wie tief er in das Wesen der Kunst eingedrungen ist, für welche überhaupt in diesen Blättern ein Schatz trefflicher Gedanken und sinniger Andeutungen enthalten ist.

Ungern trennen wir uns von den „Römischen Studien", doch nehmen wir nicht Abschied für immer. Sie gewähren eine Lecture die nicht mit einem male ausgenossen wird, und die gewiß bei Vielen den Wunsch erregt dem uns liebgewordenen Verfasser recht bald wieder mit neuen Gaben zu begegnen. 30.

Notiz.

Ein Beitrag zur Familiengeschichte der Mirabeau.

Bevor Louvois mit seiner eisernen Hand die großen Seigneurs in der Armee ebenso behandelte wie Richelieu die Großen am Fuße des Throns und Colbert die großen Finanzleute, war es ganz unmöglich gewesen den stolzen Adel in der Armee nur in irgend Etwas der Disciplin zu unterwerfen. Die von Lucas-Montigny unter dem Titel „Mémoires de Mirabeau" herausgegebenen Familienpapiere enthalten verschiedene Mittheilungen, die einen Begriff von der damaligen Subordination geben können. Der Marquis von Mirabeau, der Großvater des berühmten Revolutionnair, war ein Edelmann von ebenso großer Tapferkeit als großem Stolze und Uebermuthe. Allein so bekannt sein kriegerischer Ruhm war, so bekannt war auch seine Insubordination. Vendôme sagte einmal zu seinen Offizieren: „Mirabeau ist ein großer Mann." „Ja, Monseigneur", entgegneten ihm die Offiziere, „er ist sechs Fuß groß." Allein Vendôme wollte dem Neide Nichts vergeben und rief: „Ich meine daß er groß am Tage der Schlacht ist." Wenn aber die Schlacht gewonnen war, so konnte Mirabeau schon in seiner Jugend sich nicht an das Joch der Unterwerfung unter fremde Befehle gewöhnen. Bald peitschte er einen Commissarius der bei einer Inspection seine Abwesenheit bemerkt hatte, bald drang er halb mit List und halb mit Gewalt in einen französischen Platz und quartierte sich mit seinen Leuten widerrechtlich ein, während er auf den Glacis campiren sollte. Ein anderes mal nahm er trotz des ausdrücklichen Verbots des Ministers Cadetten in sein Regiment auf, oder er ließ die Thüren einer Kirche in welche sich Deserteure geflüchtet hatten mit Aexten einschlagen. Diese Manier zu verfahren war zwar dem ganzen Adel gemeinsam, jedoch übertraf Mirabeau darin meist alle Standesgenossen. Ein mal sollte er aber eine Lehre erhalten. Er ging nämlich eines Tags ins Kriegsministerium, in die Bureaux des Hrn. von St.-Pouange. Ein einziger Commis saß an einem Tische. „Ich komme nun schon das zehnte mal wegen meiner Expedition", rief ihm der Marquis in ziemlich unhöflichem Tone zu, „ist sie nun endlich fertig?" „Ich weiß nicht." „So sehen Sie doch einmal nach, Sie müssen Das doch wissen." Der Commis erhebt sich also, setzt eine Brille auf und sieht in der Registrande mit großer Aufmerksamkeit nach, antwortet ihm jedoch nach langem Suchen: „Ich finde Nichts." Der Marquis entfernt sich hierauf noch höchst unwillig und brummend, trifft aber unten St.-Pouange und kehrt wieder mit um. Wie erstaunte er aber als St.-Pouange zu dem vermeintlichen Commis sagte: „Ach! Herr Marschall, Sie haben also die Güte gehabt auf mich zu warten!" Der Commis war nämlich der Marschall Catinat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 33. — 7. Februar 1851.

Franz von Baader.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Das Jahr 1788 beginnt Baader mit dem Gedanken daß vernünftig sein immer das Beste sei. In innern Kämpfen ist ihm diese Wahrheit wie ein neuer Stern aufgegangen; mit glücklichem Griff hält er den Augenblick dieser Ideengeburt fest und sagt darüber:

Ich kann diese Lichtmomente nicht anders als Momente poetischer Begeisterung, Inspiration nennen: und so gewiß es ist daß diese Inspiration ohne unser Zuthun kommt und wieder schwindet, so deutlich unser Geist fühlt und erkennt daß ihm auch diese Gabe, die ihm Das ist was der Odem dem Kindesleben, gegeben wird, so gewiß ist es daß alles Wahre, Große und Schöne was die Menschenkinder dachten und thaten nicht Dem was gewöhnlich Fleiß und Nachforschen heißt, sondern ähnlichen Inspirationen sein Dasein zu danken hat. Uns bleibt nur die Ehre des Aussagens, Vertheilens Dessen was uns im Geheimen anvertraut ward — Echo. Wenn ich es genau angeben soll was in mir in solch einem Moment vorgeht, so muß ich sagen daß ich mich als ein thätiges Organ fühle, nicht aber als ein bloßes blindes Werkzeug. Es ist nicht Impulsion von außen, wol aber Impulsion von innen.

Wer Aehnliches erfahren hat wird Baader völlig beistimmen: der Genius ist das thätige Organ der Gottheit, somit aber auch ein lebendiger Beweis für das Dasein dieser Gottheit als eines freithätigen, Gedanken offenbarenden, weil selbst denkenden Geistes. Es kommt nur darauf an daß der Mensch sich für die Thatsachen der Natur und der Geschichte nicht verblende, daß er vielmehr für äußere und innere Lebenserfahrung sein Auge schärfe, und er wird überall ein ordnendes, zwecksetzendes, leitendes, rettendes, heiligendes, liebendes Wesen erkennen, das diesem seinem Wirken nach gar nicht anders denn als selbstbewußte Vernunft gedacht werden kann. Freilich steht diese nicht außer der Welt, so wenig die Seele neben dem Körper oder das Bewußtsein außerhalb seiner Vorstellungen; aber als Vernunft muß sie doch vor allem sich selbst vernehmen, und Vorstellungen und Gedanken sind nur wirklich als Entfaltungen und Thaten eines denkenden Subjects.

Aus dem Jahr 1789 liegen schöne Zeugnisse von Baader's reinem Gemüthe vor.

Man sagt es gebe kein bewährteres Verhinderungsmittel unsittlicher Ausschweifungen als echte Liebe! Ich glaube Das, und glaube daß allgemein das sicherste Verhinderungsmittel alles Bösen nicht die steinernen Tafeln allein, sondern ein lebendiger Enthusiasmus fürs Gute ist.

Wer die moralische Versumpfung, die Gewissenlosigkeit kennt und bedauert mit welcher sich so Viele in unserm Jahrhundert leichtsinnig über das sechste Gebot hinaussetzen, mit welcher eine liederlich-schlaffe Jugend gerade in den obern Schichten der Gesellschaft in der Hurerei nicht blos kein Laster und keine Schande sieht, sondern wol gar Dessen als eines schwächlichen Sonderlings spottet der die leibliche Vermählung nur da gestattet und will wo auch die geistige vollzogen ist, Der wird den Sinn zu schätzen wissen kraft dessen der vierundzwanzigjährige Baader schreibt:

Enthaltsamkeit — Keuschheit! — welch altdeutsches steifes Wort, wie selten noch im Gebrauche, und führt man es in vernünftigen, honneten, gesitteten Gesellschaften, unter Jungen und Alten, Männern und Weibern wol je anders als im Scherze, als Satire auf? Mag es denn auch! Wirklich enthaltsam sein ist doch immer mehr werth, und Der es ist befindet sich doch ungleich besser als alle jene scherzenden Herren und Damen. Ringe du danach, und laß es dir übrigens an deinem positiven Beweise gegen die tausend negativen genügen. Die lieblichste Grazie eines Mädchens ist doch nur jene holde Scham die nicht blöde ist. Jungfräulichkeit ist Morgenroth der Liebe. Jedes Ding in der Welt hat gewissermaßen sein Jungfräuliches, seine zarte Blüte, und nur ein züchtiger Sinn fühlt diese durch.

Mehr als alle andern Symptome spricht mir nicht sowol ein Uebermaß von sinnlicher Ausschweifung, sondern die Zeitmeinung welche in derselben nichts Verwerfliches, Menschenunwürdiges sieht, für ein Siechthum unserer europäischen Gesellschaft bis in den Mittelstand herab. Die verlotterte Sittenlosigkeit des Hofs und der Aristokratie rief als reinigendes Gewitter die erste französische Revolution hervor; — geht unsere Gesellschaft, an Entnervung absterbend, langsam zugrunde — oder wird der Herr im Donner oder im sanften Säuseln rettend und erlösend nahen? Wie wirkungslos ist doch an Millionen die Mahnung vorübergegangen mit welcher das Jahr 1848 an die Thüren, an die Herzen pochte! Wer wird uns ein Zuchtmeister zur Freiheit sein, wie England einen hatte in Cromwell?

Etwas später, während seines Aufenthalts in England, studirte Baader die Schriften von Marie Wollstonecraft, von Godwin, von Rousseau und Kant; die

Tagebücher nehmen da bereits den Charakter von Studienbüchern an. Seine mehr auf das Historische und Positive in Staat und Religion gerichtete Natur, der zugleich St.-Martin die homogene Speise bietet, ringt mit jenen Geistern, die ihn ihrerseits in ihre Kreise ziehen, von denen der Freiheitsdrang seiner Seele sich das ihm Zusagende aneignet. Er schreibt:

Noch immer fallen mir Schuppen von den Augen! Aller Misbrauch der Kraft, alle Usurpation muß schlechterdings aufhören in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn Tugend in ihr sein und bleiben soll, d. i. Wahrheit. Sie muß zu Trümmern gehen oder eine neue Organisation empfangen.... Viele Leute meinen das Leben sei nur dafür da sich die Zeit zu vertreiben. Andere warten blos bis sie sterben oder bis der Abend ihrer Tage kommt, wie der Papagai in Goethe's „Vögeln" („Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?" Papagai: „Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.") Andere beschäftigen sich mit Nichts als sich am Sterben zu hindern und vor ihm zu hüten. Sie leben nicht, sagt Rousseau, sie hindern sich zu sterben. Sie meinen: Lebensfristen und alle Weltgeschäfte die diesen Zweck haben sei Leben. Die meisten Menschen seufzen durch unsere widersinnige Politik unter diesem elenden Selbstbetruge und schrumpfen zu kümmerlichen Thieren ein.

Aber bei alledem behält Baader guten Muth, indem er, was auch uns jetzt so noththut, von der Spanne des Raumes und der Zeit darin er sich befindet den Blick erhebt auf das große Ganze, und so ist es uns als ob es heute geschrieben sei was er 1789 aufzeichnete:

Das wahre Gute entzieht sich dem sinnlichen Auge mehr und mehr, je feiner, edler, himmlischer, verborgener es wirkt und wird. Das Böse wird dagegen immer offenbarer, breitet sich mit despotischer Allgewalt aus, und scheint als wucherndes Unkraut jeden guten Keim zu ersticken. Es ist indessen nur Mittel zur Beförderung, zur Cultur des wahren Guten, Wind der die Spreu vom Weizen wegführt, Feuer das alles unedle Metall wegfrißt, Sauerteig ohne den sich der Wein nicht in der Schnelle, der Lauterkeit und Reinheit losbilden könnte von aller Hefe! Je größer der Wirrwarr in dieser Welt voll Kampfes des Bösen mit dem Guten, je verworrener die Handlung, desto näher die Entwickelung des Knotens. Ohne Gährung wird kein Wein: — sie fing erst langsam unter der Masse des Menschengeschlechts an, wurde heftiger und heftiger, die Masse selbst wurde trüber und trüber, — sie ist es noch, aber wird es nicht immer bleiben.

Rahel Varnhagen, die große Menschenkennerin, sagte von Baader:

Er hatte mir als ich ihn eben kennenlernte ein großes Interesse eingeflößt: und ich hörte ihn wirklich erhellende Blitzworte sagen; es nahm mich ungemein für ihn ein daß er sich gedrungen fühlte mit allen Menschen zu sprechen: ich fand es schön daß ihm jedes Menschengebilde ein Mensch war, und daß er mit dem etwas Bessern sich zu erörtern gedrungen fühlte, es zu lieben schien.

Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem reichen Schatz seiner Tagebücher mit einem Worte das er an einen Ausspruch Kant's anreiht, und in Bezug auf welches jene Bemerkung Rahel's als Bestätigung dient: daß der gereifte Mann erreicht und bewährt was der angehende sich vorgesetzt.

Den Gesetzen des göttlichen Princips in uns nachspüren, der Harmonie dieser innern Offenbarung mit der in der äußern Natur sinnend nachgehen sei mein Lieblingsgeschäft fortan! Die Exaltation dieser Lebenskraft in mir und ihr wohlthätiger Sonneneinfluß auf Alles was sich ihm nähert, sei dieses Geschäfts Lohn und Preis der Mühe! Wo immer ein Wesen meiner Art sich mir nähert, erkenne ich dasselbe Princip in ihm, dieselbe Natur, und die (erkannte) Vernunftsympathie (und keine blos gefühlte) sei das Schibboleth an dem sich Menschen und Menschen unter den übrigen Naturwesen suchen, finden, erkennen, vereinigen und lieben.

M. Carriere.

Thomas Rymer, der größte Verächter Shakspeare's.

Gleichwie neben der majestätischen Eiche allerlei Unkraut aus dem Boden aufschießt und den Riesen des Waldes zu umranken sucht, so drängte sich um Shakspeare der anmaßende Unverstand vieler seiner frühern Beurtheiler; man könnte sie größtentheils vergessen und die Welt hätte Nichts daran verloren; doch gibt es darunter Einen welcher verewigt zu werden verdient, wenn auch mit keinem andern Rechte als der ungestaltete, schimpfselige Thersites.

Gervinus erwähnt in der Einleitung zu seinem Werke über den großen Briten eines Thomas Rymer, „der jedem Affen mehr Geschmack und Naturkenntniß zuschrieb als Shakspeare". Nähere Auskunft über diesen gestrengen Kunstrichter ist in Gervinus nicht zu finden, schwerlich auch in andern deutschen Büchern; dagegen enthält ein kürzlich in London erschienenes Werk: „Studies of Shakspeare", von Charles Knight, interessante Mittheilungen über Rymer, der sich in der That als der vollkommenste Repräsentant einer unpoetischen und geistesbeschränkten Kritik darstellt. Hat es auch in Deutschland, und noch mehr in Frankreich an ähnlichen Krittlern nicht gemangelt, so bleiben sie doch an ästhetischer Impotenz weit hinter Rymer zurück; selbst Voltaire, der Shakspeare einen betrunkenen Wilden nennt, und ihm Rohheit, Geistlosigkeit und Abscheulichkeit vorwirft, gibt doch zu daß ihn die Natur auch mit Größe und Erhabenheit ausgestattet hat. Zu solchem Zugeständniß läßt sich aber Rymer niemals herab, seine Verachtung ist so kolossal wie das Denkmal der Lächerlichkeit welches er sich selbst gesetzt hat, und welches hiermit vor dem deutschen Publicum enthüllt werden soll.

Thomas Rymer gab 1678 heraus: „The tragedies of the last age considered and examined", und 15 Jahre später: „A short view of tragedy; its original excellency and corruption." Als Culminationspunkt der Verderbniß erscheint ihm Shakspeare; eine Probe seiner Beurtheilung wird es klar machen wie scharfsinnig und allseitig er den Dichter erfaßt hat. Zuvor aber wird es zweckmäßig sein zu zeigen welche erleuchtete Begriffe Rymer von dramatischer Vortrefflichkeit besaß; daraus dürfte sich am sichersten der Maßstab ergeben mit welchem er Shakspeare gemessen hat. Es kommt uns hierbei zustatten daß Rymer nicht blos mit abstracten Lehren, sondern auch mit lebendigem Beispiel auftritt. So gibt er den Entwurf zu einem hochtragischen Stücke, dessen Gegenstand die spanische Armada als Nachahmung der „Perser" des Aeschylos sein soll. Dieser Entwurf lautet wörtlich:

„Der Ort der Handlung kann zu Madrid in der Nähe eines Begräbnißplatzes sein; oder wenn man hierin die Bezeichnung eines Uebergangs vom Glück zum Unglück vorzieht, so mag es ein Prachtzimmer im Palaste neben des Königs Schlafgemach sein. Anfang der Handlung 12 Uhr Nachts."

„Beim Aufziehen des Vorhangs sieht man 15 spanische Granden in prächtigen Kleidern und mit höchst feierlich aussehenden Bärten; sie kommen hier (wie angenommen wird) nach einem Balle oder einer andern öffentlichen Lustbarkeit zusammen. Sie sprechen vom Stande der Staatsangelegenheiten, der Größe ihrer Macht, der Unermeßlichkeit ihrer Besitzungen, und sehen sich binnen kurzem als Herren der ganzen Welt. Entzückt von diesem Glücke und diesen schönen Gedanken stimmen sie endlich einen Chor an und bewegen sich nach der Musik

in einem Takte welcher der ernsten Würde eines solchen Chors geziemt."

„Dann treten zwei oder drei Mitglieder des Cabinetsraths auf, denen es verstattet ist das Geheimniß mitzutheilen daß die Ausrüstung der unüberwindlichen Flotte die Eroberung Englands bezweckt. Diese Cabinetsräthe können mit einem Theile des Chors alles Nähere beschreiben: die Verproviantirung, die Land- und Seemacht, die Gewißheit des Erfolgs, die Vortheile dieses Länderzuwachses und die vielen Theertonnen zum Verbrennen der Ketzer. Diese Gegenstände werden mit den Chören hinlänglichen Stoff für den zweiten Act gewähren."

„Im dritten Acte können die vorerwähnten Herren sich über die Theilung der in England zu erwartenden Vortheile nicht einigen, und es erhebt sich ein gewaltiger Lärm und Streit unter ihnen. Der Eine will sich nicht begnügen wenn er nicht König von Man wird, der Andere will Herzog von Lancaster werden. Einer der die Krönung in England gesehen hat will durchaus Herzog von Aquitanien oder Herzog von Normandy werden. Und bei dieser Gelegenheit finden zwei Bewerber eine weit passendere Veranlassung sich aufzuregen und leidenschaftlich zu werden als Shakspeare's Cassius und Brutus.*) Hierauf kommt der Chor."

„Der vierte Act kann einige alte Hofdamen welche Träume zu haben und Gespenster zu sehen pflegen in ihren Schlafröcken und Nachtmützen vorführen. Diese Damen flößen obenbesagten Herren allerlei Besorgniß ein (wahrscheinlich mit Gespenstergeschichten). Die hierdurch hervorgebrachte Unruhe und Verwirrung genügt zur Ausfüllung des Acts."

„Im letzten Acte tritt der König ein; um die Gemüther der Herren und Damen zu beruhigen hält er sehr weise Reden über die Bedeutungslosigkeit der Träume und Kobolde; und um seine Hofleute noch besser von allem Schreck zu befreien, erzählt er ihnen daß ihm der heilige Loyola erschienen sei und ihm verkündet habe es stehe Alles gut. Kaum hat er Dies ausgesprochen, so tritt ein Bote mit den Unglücksnachrichten ein; sein Bericht ist lückenhaft, man mistraut ihm und er wird ins Gefängniß geworfen. Ein zweiter Bote, der viel später abging, aber eine schnellere Ueberfahrt hatte, trifft ein; seine Meldung ist deutlich und bestimmt, der ungeheuere Verlust ist nicht mehr zu bezweifeln. Der Chor schließt mit den Worten des Euripides: «So seht ihr daß die Götter oft anders verfügen als die Menschen gewollt und gedacht.»"

Können wir uns nach Vorstehendem wundern daß Thomas Rymer der Gegner William Shakspeare's ist? Hören wir nun, um an einem einzigen Beispiele die ganze Höhe und Tiefe dieses Kunstrichters zu umspannen, was er über „Othello" sagt. Er gibt zuerst die Fabel des Stücks und hebt als die wichtigsten Punkte hervor: Othello's Heirath, seine Eifersucht wegen des Taschentuchs und die Ermordung der Desdemona. Darauf erklärt er: „Welche Unebenheiten und Schwierigkeiten auch an der Schale dieser Fabel haften mögen, so ist doch die Moral derselben sehr lehrreich. Erstlich mag es eine Warnung für alle Fräulein von Stande sein, ohne Einwilligung ihrer Aeltern nicht mit Mohren auf und davon zu laufen. Zweitens mag es eine Mahnung für alle guten Ehefrauen sein, auf ihr Leinenzeug gehörig aufzupassen. Drittens mag es eine Lehre für Ehemänner sein, daß bevor ihre Eifersucht einen tragischen Ausgang nimmt mathematische Beweise erforderlich sind."

Nächst dieser unvergleichlichen Nutzanwendung sagt uns Rymer daß die Geschichte des Othello eigentlich doch Nichts taugt, da sie ganz und gar auf einer unwahrscheinlichen Lüge beruhe. „Es liegt zwar in der Eigenthümlichkeit jenes Staats (Venedig) Fremde in seinem Kriegswesen anzustellen; aber darf sich ein Dichter deshalb einfallen lassen daß die Venetianer einen Neger zu ihrem General machen oder einem Mohren ihre Vertheidigung gegen die Türken anvertrauen werden? Bei uns könnte ein Schwarzer allenfalls bis zum Trompeter avanciren; aber Shakspeare läßt ihn nichts Geringeres als Generallieutenant sein. Bei uns könnte ein Mohr etwa eine kleine Straßendirne oder höchstens eine Kohlenverkäuferin heirathen (some little drab or small coal wench); Shakspeare versorgt ihn mit der Tochter und Erbin eines großen Herrn oder Geheimraths, und die ganze Stadt sollte Dies für eine passende Partie ansehen! So Etwas wäre schon bei uns toll, unwahrscheinlich, und doch sind die Engländer nicht einmal mit so großem Haß und Abscheu gegen die Mohren erzogen wie die Venetianer, die fortwährend von ihren Feindseligkeiten leiden. Littora littoribus contraria ... Nichts in der Welt ist widerlicher als eine unwahrscheinliche Lüge, und sicherlich war nie ein Stück so vollgepfropft mit Unwahrscheinlichkeiten als dieser «Othello»." Uebergehend zu den Charakteren des Stücks findet Rymer sie nicht minder unnatürlich und unrichtig als die Fabel unwahrscheinlich und abgeschmackt. Von solchen Charakteren haben wir „weder wahre noch schöne und edle" Gedanken zu erwarten; „in dem Wiehern eines Pferdes oder in dem Knurren eines Kettenhundes ist ebenso viel Sinn und lebendiger Ausdruck, ja noch mehr Menschlichkeit als sehr häufig in dem poetischen Aufschwunge Shakspeare's".

Der Glanzpunkt von Rymer's kritischem Meisterwerk ist die Art wie er die Scene zwischen Othello und Jago im dritten Acte behandelt: „Nun kommt die wundervolle Scene in welcher Jago durch Achselzucken, halbe Worte und zweideutige Bemerkungen Othello zur Eifersucht aufregt. Nach Dem was man bereits gesehen hat sollte man denken daß es gar keiner großen List, keiner großen Erfindung und Geschicklichkeit bedürfe um den Mohren eifersüchtig zu machen. Soviel Ungeduld und Aufhebens wegen eines hübschen jungen Burschen schon am Morgen nach ihrer Hochzeit müßte ihn entweder antreiben eifersüchtig zu werden, oder sie für eine Wankelmüthige zu halten die seiner Eifersucht gar nicht werth ist. Nach dieser Scene möchte es des Dichters Aufgabe sein das Paar wieder auszusöhnen und die Eifersucht zu besänftigen. Jetzt kann Jago nur actum agere, und das Publicum mit ekelhaften Wiederholungen plagen. Woher kommt es aber daß Dies die Hauptscene ist, diejenige welche Othello über alle andern Trauerspiele unserer Bühne erhebt? Einzig und allein wegen des Spectakels, des gewöhnlichen Gesichterschneidens, Grinsens, Zähnefletschens und Gesticulirens. Scenen wie diese machen alle Welt zu Harlequin und Scaramuz laufen ... Was kann das Publicum von dieser Sorte Poeterei zu seinem Nutz und Frommen mit nach Hause nehmen? Was vermag sie — statt den Geist zu bereichern und die Leidenschaften zu läutern — was vermag sie anders als die Sinne zu verlocken, die Gedanken zu verwirren, geistige Leere zu erzeugen, das Herz zu verderben, und den Kopf mit Eitelkeit, Confusion, wüstem Lärm und elendem Plapperwerk anzufüllen, schlimmer als es je die Zunft der Pfaffen und Schreiber mit ihren Zwischenspielen und Possen aus dem Alten Testament zur Zeit Richard's II. hat thun können. Unsere einzige Hoffnung für das Heil ihrer Seelen ist: daß diese Leute das Theater ebenso besuchen wie sie in die Kirche gehen, nämlich um still zu sitzen, einander anzusehen, keine Betrachtungen anzustellen, sich um das Schauspiel in keinem höhern Grade zu kümmern als sie es um die Predigt thun ... Es liegt im «Othello» manches Burleske, Humoristische, komisch Witzige und manches Aeußerliche was den Zuschauer unterhalten kann; aber der tragische Bestandtheil des Stücks ist durchaus nur ein geistarmes, geschmackloses, blutiges Possenspiel."

Dies wird genügen um Thomas Rymer's Verdienste als Kritiker zu voller Anerkennung zu bringen. Es bleibt nur noch zu erwähnen daß derselbe Mann welcher so blödsinnig über den größten Dichter seiner Nation urtheilte keineswegs,

*) An einem andern Orte sagt Rymer: Shakspeare habe jene beiden Römer als Raufbolde und Schalksnarren dargestellt, die wie ein paar betrunkene Eisenfresser um einer Pfennigzeche willen ihre Geschicklichkeit im Poltern und Bramarbasiren zur Schau stellen!

Digitized by Google

ein obscurer Schreiber, sondern ein zu seiner Zeit angesehener Gelehrter war. In seiner Eigenschaft als königlicher Historiograph gab er unter dem Titel „Foedera" 15 Foliobände geschichtlicher Actenstücke, die er in dem königlichen Archive gesammelt hatte, heraus. Diese Frucht seines Fleißes wird noch jetzt in seinem Vaterlande geschätzt, und sein Name deshalb in literarhistorischen Werken der Engländer nicht ohne Beifall erwähnt; dagegen erscheint er in seiner usurpirten Autorität auf dem Throne der poetischen Kritik so kläglich und machtlos wie in Hogarth's Bild jener Verrückte der mit papierener Krone und hölzernem Scepter nackt und einsam auf faulem Stroh der Welt Gesetze zu geben vermeint. **K. Graefer.**

Bibliographie.

Albion und Erin. In Liedern von Th. Moore, Lord Byron, R. Burns, P. B. Shelley, Th. Campbell, J. Thomson; und aus Th. Percy's „Ueberreste altenglischer Dichtkunst." Im Versmaße der Originale übertragen von B. v. Arentsschild. Mit beigedrucktem Originaltext. Mainz, v. Zabern. 16. 2 Thlr.

Alpenrosen auf das Jahr 1851. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, J. Gotthelf, K. R. Hagenbach, E. Dößekel, F. Kruter u. a. Aarau, Christen. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in sogenannten Einblatt-Drucken mit Kupferstichen und Holzschnitten; zunächst aus dem Gebiete der politischen und religiösen Caricatur. Aus den Schätzen der Ulmer Stadtbibliothek wort- und bildgetreu herausgegeben von J. Scheible. Mit 88 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1850. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Evers, G., Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 15 Ngr.

Ficquelmont, L. Graf, Deutschland, Oesterreich und Preußen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 18 Ngr.

Flachsland, H., Gedichte. Cöln, F. C. Eisen. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Haid, P. L. M. v. d., Novellen der Neuzeit. Cöln, Eisen. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Das Testament, oder drei Mal Mitternacht. Original-Drama. Episode aus der neuern Geschichte Posens. Ebendaselbst. 1850. 8. 20 Ngr.

Paine's Zeitalter der Vernunft, eine Untersuchung wahrer und fabelhafter Theologie; und Cabet's Glaubensbekenntniß. Deutsch von E. G. Allhusen. Kiel. 8. 5 Ngr.

Schlecht, F., Mein Ausflug nach Texas. Bunzlau, Appun. 8. 20 Ngr.

Schrautenbach, L. C. Frhr. v., Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit dargestellt. Herausgegeben von F. W. Kölbing. Gnadau. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Staatsweisheit der deutschen Classiker. Geordnete Zusammenstellung der Aussprüche und Betrachtungen deutscher Classiker über Staat und Staatsleben. Herausgegeben von M. A. Zille. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Das Buch der Freiheit. Aehrenlese aus den Schriften unserer classischen Dichter und Denker. Leipzig, Falk. 8. 22½ Ngr.

Stahr, W. R., Morgen- und Abendgedanken in Gedichten. Gesammelt und theilweise bearbeitet. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 16. 1 Thlr.

Steinhofer, F. C., Erklärung der Epistel Pauli an die Römer. Mit einem Vorwort von J. T. Beck. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 16 Ngr.

Theiner, A., Der Cardinal Johann Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, Primas von Belgien, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche und die bischöflichen Seminarien unter Kaiser Joseph II. Freiburg im Br., Herder. 1850. Gr. 8. 27 Ngr.

Wedderkop, T. v., Das Rauhe Haus. Ein Bild aus der Zeit. Mit 1 Kupferstich nach der Zeichnung von K. H. Hermann in Berlin. Oldenburg, Schmidt. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wegener, F. W., Das Leben der Thiere. Bilder und Erzählungen. Nebst einem Vorwort von L. Reichenbach. Leipzig, Weber. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wirkner, F., Pater Johannes. Novelle aus dem österreichischen Klosterleben. Zürich, Kießling. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Bülow-Cummerow, Die Revolution, ihre Früchte, die Politik, die Reform. Berlin, Herz. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dietlein, W. O., Die reformirte Kirche und ihr Bekenntnißrecht. Mit Rücksicht auf den Beschluß der bremischen Gemeinde von St. Stephani. Bremen, Heyse. 1850. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Finsler, G., Der rechte Schriftgelehrte. Synodalpredigt über Matth. XIII. 52, gehalten zu Zürich am 29. Oktbr. 1850. Zürich, Meyer u. Zeller. 1850. 8. 3 Ngr.

Genzken, E., Das gute Recht unserer kirchlichen Symbole, aus ihrem innern Entwickelungsgange geschichtlich nachgewiesen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Meinerding, H., Gedächtnißrede auf Schlacht und Sieg bei Leipzig vor den alten Kriegern am 21. Oktbr. 1849 gehalten. Duisburg, Schmachtenberg. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Moltke-Grünholz, M. Graf v., Ist Grund zum Kriege da? Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Palmié, R., Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche. Abhandlung. Stettin, Weiß. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfitzer, G., Anlaß und Entstehung des Kampfes in Schleswig-Holstein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. 16. 1¾ Ngr.

Pfordten, L. v. d., Reden und Proklamationen. Gesammelt und zur Würdigung seiner Wirksamkeit als bairischer Minister herausgegeben. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Schenkel, D., Die projectirte reformirte Kirchenzeitung und das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. Zürich, Meyer u. Zeller. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Schütze, K., Eine Konfirmationshandlung; am 2ten Ostertage 1848 zu Lissabon an 12 Konfirmanden vollzogen. Leipzig, Hartmann. 1848. Br. 8. 6 Ngr.

— — Drei Predigten auf einer Reise in das heilige Land zu Athen, Konstantinopel und Jerusalem im Jahr 1850 gehalten. Ebendaselbst. 1850. Br. 8. 12½ Ngr.

Stein, K. W., Der Herr in unserm großen Unglück. Brandpredigt, am 1. Septbr. 1850 gehalten. Potsdam, Riegel. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tauberth, C. E., Die Abschaffung der Stolgebühren im Königreich Sachsen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Tholuck, A., Festpredigt am Missionsfeste den 9. Octbr. zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die konstitutionelle Verfassung und das Preßgesetz vom 5. Juni. Berlin, C. Schulze. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vom Gelde. Berlin. 1850. 8. 5 Ngr.

Weiss, S., Beleuchtender Beitrag zur österreichischen Finanz-Epoche. Wien, Schaumburg u. Comp. 1850. 8. 2½ Ngr.

— — Preussen, Dänemark und die Herzogthümer Schleswig-Holstein; nebst Staatsplan zur möglichen Regulirung der streitigen Verhältnisse. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Winkler, J., Der Farmer. Leiden und Freuden eines deutschen Auswanderers in Amerika. Ein Phantasiegemälde in poetischem Gewande. Dresden, Grimm u. Comp. 1850. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 34. — 8. Februar 1851.

Japan.

Ein ethnographischer Vortrag.

Auf der abendlichen Seite des großen europäisch-asiatischen Festlandes liegt das britische, auf der morgenlichen das japanische Inselreich; in allen andern Beziehungen so verschieden und entgegengesetzt daß man dem Ausspruche eines japanischen Statthalters beitreten muß: „Jedes Land hat verschiedene Gebräuche, gute Handlungen aber werden überall geachtet.“[1]) Von England aus hat das britische Volk eine Herrschaft gegründet welche den ganzen Erdball umspannt und nie in ähnlicher Weise dagewesen ist; die Japaner hingegen haben sich von der ganzen übrigen Welt streng abgesondert und einen geschlossenen Handelsstaat zustandegebracht wie ihn ein deutscher Philosoph (Fichte) kaum zu träumen wagte.

Drei Inseln, Kiusiu, Sikokf und Nipon, bilden die Hauptmasse des japanischen Reichs. Unter ihnen ist Nipon weit die größte und begreift etwa 5/12 der gesammten Grundfläche.[2]) An 4000 kleinere Inseln liegen rings um diese größern zerstreut. Obwol hiermit die Unzahl von Klippen und Untiefen, die Nebel und Wirbelstürme in Verbindung stehen, welche die Schiffahrt unsicher, ja gefährlich machen[3]), so hat doch kein Land verhältnißmäßig soviel, jede Verbindung erleichternde, Seeküsten.

Die Breite (geographisch zu sprechen die Länge) des Landes ist sehr gering und beträgt nur an einigen Stellen Nipons 40 deutsche Meilen, wogegen die Ausdehnung nach Breitengraden außerordentlich groß ist. Jene Hauptinseln erstrecken sich nämlich schon von Süden gen Norden vom 31. bis 41. Grad nördlicher Breite, etwa von Kairo bis Konstantinopel, oder von Marokko bis Madrid. Rechnet man aber die entferntern Inselgruppen und einzelne japanische Ansiedelungen hinzu (von den Boninsinseln bis Karafto), so steigt die Ausdehnung vom 25. bis 50. Grad nördlicher Breite, oder etwa von Theben in Oberägypten bis Prag.

1) Ricord, „Fahrt nach Japan“, S. 24.

2) Hassel, „Erdbeschreibung“, XV, 463.

3) Fisscher, „Bydrag tot de kennis van het japansche rijk“, S. 67.

Der Zeitunterschied zwischen London und Jedo, den Hauptstädten der beiden großen Inselreiche, beträgt etwa neun Stunden; oder wenn es dort 1 Uhr in der Nacht ist, ist es in Jedo bereits 10 Uhr Morgens.

Die Oberfläche des japanischen Reichs ist noch niemals genau ermittelt, und wird sehr verschieden abgeschätzt[1]), von 5305—7520, mit den Inseln selbst bis 11,500 Quadratmeilen. Noch abweichender sind die Abschätzungen über die Bevölkerung[2]), sie steigen von 15 — 50 Millionen, sodaß man 25—30 Millionen wol als Durchschnitt annehmen kann.

Es ist wahrscheinlich daß die Grundfläche und Bevölkerung Japans und des europäisch-britischen Reichs nicht sehr verschieden sind. Da Japan zum Theil von hohen Bergrücken, mit feuerspeienden Bergen, durchzogen und starken Erdbeben ausgesetzt ist, so vertheilt sich die Bevölkerung sehr ungleich.

Nicht minder wirkt hierauf das Klima, welches infolge der Berge, Nebel und der sibirischen Westwinde viel kälter ist als unter gleichen Breitengraden in Europa.[3]) In Nangasaki (etwa unter der Breite von Jerusalem) sinkt das Thermometer zwar selten bis unter den Gefrierpunkt; aber in Miaco hört man laute Klagen über große Kälte und vielen Schnee[4]), obgleich die Stadt fast mit Algier unter einer Breite liegt. Im Ganzen ist die östliche[5]), dem großen Meere zugewandte Küste Japans wärmer als die westliche. Es regnet viel im Lande, was zur Fruchtbarkeit beiträgt. Vor allem zeichnet sich der Monat Juli durch drückende Schwüle und gewaltige Regengüsse aus.[6]) Darauf folgt ein heißer Sommer von 20—30 Grad, und nächstdem ein sehr schöner Herbst. In den Sommernächten fällt das Thermometer selten unter 21 Grad.

Die zahlreichen Flüsse haben nur einen kurzen und

1) Siebold, „Nipon“, S. 21. 60.

2) Meylan, „Japan“, S. 113; Fisscher, S. 63; Hassel, S. 419; Siebold, S. 60; Palmer, „Letter to Ingersoll“, S. 11.

3) Golownin, II, 7; Zimmermann's „Taschenbuch“, IX, 2, 47; Thunberg, II, 140.

4) „Cartas de los padres de la Compañia de Jesus“, S. 229; Vasenius, „Descriptio regni Japoniae“, S. 11; Fisscher, S. 68.

5) Siebold, S. 86.

6) Fisscher, S. 67—70.

raschen Lauf, sind jedoch zum Theil schiffbar. Hinsichtlich der landschaftlichen Schönheit wird Japan gerühmt und mit der Schweiz und Italien verglichen.[1]) Auf den Wiesen und in den sehr sorgfältig unterhaltenen Gärten sieht man unzählige Blumen der mannichfachsten Art, und an den Landstraßen viele Bäume mit prachtvoll gefüllten Blüten.

Infolge eines außerordentlich sorgfältigen Anbaus, und der großen Ausdehnung von Süden gen Norden hat Japan reichere und verschiedenartigere Erzeugnisse als fast irgend ein Land. So Gold in ansehnlicher Menge[2]), weniger Silber und Eisen; hingegen Kupfer in so großem Ueberflusse daß es häufig statt des theuerern Eisens gebraucht wird. Man findet ferner: Zinn, Blei, Schwefel, Steinkohlen in hinreichender Menge; auch mancherlei Edelsteine, die man aber in Japan nicht schätzt.[3]) Zahlreiche, verschiedene Mineralquellen werden sorgfältig benutzt.

Man baut alle Arten Getreide (auch Rübesaat), weit das wichtigste Erzeugniß des Pflanzenreiches ist aber der Reis. Weinbau fehlt hingegen, und auf Veredelung der Obstbäume verwendet man wenig Mühe. Kastanien, Orangen, Citronen und ähnliche Früchte werden in Ueberfluß gewonnen. Desgleichen die meisten Arten Gemüse: so Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Rettiche (bis zu 15 Pfund Gewicht), Champignons, Melonen u. s. w. Man gewinnt hinreichend Flachs und Hanf, aber noch mehr Seide und Baumwolle. Thee wird in sehr großer Menge gebaut und verbraucht[4]); er ist jedoch von dem chinesischen verschieden und (wie man behauptet) minder gut. Soya bereitet man aus einer Art von getrockneten Bohnen; aus den Fasern der Blätter des Papierbaums wird Papier, aus dem Firnißbaume der schönste Lack bereitet.

In einigen südlichen Bezirken gewinnt man in einem Jahre zwei Ernten Reis[5]); häufig dagegen zwei Ernten von Getreide und andern Früchten. Dies ist zum Theil eine Folge der vielen Wasserleitungen und sorgfältigen Berieselungen.

Japan ist so angebaut daß sich nicht viel Thiere finden können[6]); doch werden erwähnt Füchse, Wölfe, Bären, wilde Hunde und Gemsen. Sehr viele zahme Hunde und Katzen, fast gar keine Schafe und Esel. Zahme Schweine und Rindfleisch werden beinahe gar nicht gegessen, was mit religiösen Ueberzeugungen und Gebräuchen in Verbindung steht und zur Vernachlässigung dieser Theile der Viehzucht führt. Desto sorgfältiger wird die Fischerei an den ausgedehnten Küsten getrieben[7]), da die Japaner verhältnißmäßig weit mehr Fische als Fleisch essen.

1) Fisscher, S. 69, 76.
2) Hassel, S. 445; Thunberg, II, 60.
3) Varenius, S. 16.
4) Fisscher, S. 218—222; Meylan, S. 125—129; Golownin, II, 169; Krusenstern, I. 305.
5) Siebold, „Nippon, Reise nach Jedo“, S. 73; „Handel“, S. 61
6) Fisscher, S. 213—215; Hassel, S. 445.
7) Meylan, S. 129.

Gehen wir jetzt zu den Menschen über, so werden über die Herkunft der Japaner vier ganz verschiedene Ansichten aufgestellt; ein Beweis daß man hiervon nichts Bestimmtes weiß.[1]) Man sagt also, sie stammen ab: 1) von den Chinesen; 2) von einem andern asiatischen Volke; 3) von mehren asiatischen Völkern; 4) sie sind Erdgeborene, Autochthonen. Die letzte Ansicht würde sich mit dem japanischen Glauben vertragen daß nicht alle Menschen von einem Paare abstammen.[2])

Daß die chinesische Bildung auf die japanische eingewirkt, und auch einzelne Ansiedelungen stattgefunden haben, ist nicht zu bezweifeln; sonst sind, laut Kämpfer[3]), verschieden Sprache, Schrift, Religion, Essen, Trinken, Schlafen, Kleidung, Haarscheren, Grüßen, Sitzen u. s. w. Golownin sagt[4]): Gesichtszüge, Sitten, Gesetze und Gebräuche, Alles spricht dafür daß Japaner und Chinesen nie ein Volk waren. Wenn jene Jemand einen Schuft oder Spitzbuben nennen wollen, so sagen sie: er ist ein Chinese!

Die japanische Sprache ist nicht einsilbig wie die chinesische, sondern mehrsilbig, und schon dadurch wesentlich verschieden und viel bildsamer. Sie ist ferner durchaus verschieden vom Koreischen, Tunkinischen, Manschurischen, Mongolischen und Türkisch-tatarischen.[5]) Artikel und Geschlechtsunterschied der Hauptwörter und Fürwörter finden nicht statt. Sie werden am Ende declinirt. Die Zeitwörter haben drei, oder wie Andere berichten vier Zeiten. Schriftzeichen sind wahrscheinlich von China nach Japan gebracht[6]), aber allmälig so sehr vervielfacht worden daß man von 47 Buchstaben sprechen kann. Man schreibt von der Rechten zur Linken, und von oben senkrecht nach unten. Die Aussprache des Japanischen ist schwer.[7]) Nach Maßgabe des Standes sind viele Formen des Sprechens und Schreibens sehr verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Philipp und Wilhelm III.

Guizot's „Discours sur la révolution d'Angleterre“ gibt einer geübten Feder in der „Revue des deux mondes“ Veranlassung zu einer geistvollen Parallele zwischen Ludwig Philipp und Wilhelm III. Die Darstellung der heterogenen Verhältnisse unter denen beide Könige wirkten wird die Möglichkeit so verschiedenartiger Erfolge begreiflich machen.

Noch vor zwei Jahren konnte man vielleicht mit einem Schein von Berechtigung den Glauben festhalten daß die englische und französische Revolution zwei ganz gleichmäßig begonnene und beendete Ereignisse seien. Ludwig XVI. erinnerte nur zu sehr an Karl I., Napoleon an Cromwell, Ludwig XVIII.

1) „Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap“, Bd. 13.
2) Golownin, II, 15.
3) Kämpfer, I, 101; Klaproth, „Aperçu“ in Titsingh's „Annales des empereurs de Japon“, X.
4) Golownin, II, 11—12.
5) Caron, „Beschreibung von Japan“, S. 137; Titsingh, „Mémoires sur la dynastie des Djogouns“, S. 656; Adelung, „Mithridat“, I, 567; Meylan, S. 117.
6) „Verhandelingen“, Bd. 11; Abhandlung von Siebold; Fisscher, S. 30.
7) Golownin, II, 31.

an Karl II., Karl X. an Jakob II., Ludwig Philipp endlich an Wilhelm III. Ein einziger Tag vernichtete diese Hoffnung. Viele allerdings halten die Februarrevolution für ein Ereigniß welches den Lauf der Dinge nur auf kurze Zeit unterbrochen habe. Dem ist aber nicht so. Die Februarrevolution ließ sich allerdings vermeiden, die gesetzliche und constitutionnelle Ordnung konnte sie überwältigen; die Elemente aber, der revolutionnaire Geist wären geblieben, und hierin liegt der Unterschied zwischen der englischen und französischen Revolution.

Unter Denen die Frankreich vor diesen entsetzlichen Schwankungen bewahren und ihm aufrichtig nach dem Muster Englands eine Repräsentativverfassung geben wollten steht Guizot obenan. Als er die Arbeit von mehr denn 30 Jahren an Einem Tage zusammenstürzen sah, mußte er sich um die Ursachen dieser Entscheidung fragen. Das Resultat legt er in seinem „Discours sur la révolution d'Angleterre" nieder. Die Frage: „Warum hat die englische Revolution gesiegt?" schließt eine zweite in sich: „Warum hat die französische Revolution nicht gesiegt?"

In England 1688 wie in Frankreich 1830 bieten sich der Vergleichungen viele dar. In beiden Ländern war das Princip der Legitimität verletzt. Aber Ludwig Philipp war directer Thronerbe, Wilhelm III. nicht; er war nur der Mann der Prinzessin Marie, wie Prinz Albert Mann der Königin Victoria ist. Ludwig Philipp war ferner Franzose, Wilhelm III. ein Ausländer, der weder England noch die Engländer liebte. Dieser war kalt, hochmüthig, schweigsam und hart, Jener offen, wohlwollend und leutselig; Dieser mehr zum Despoten geschaffen, Jener, wie die in den Tuilerien aufgefundenen Papiere nachweisen, Nichts weniger als Dies, noch durchdrungen von der großen Idee des Jahres 1789.

Man hat beiden Fürsten den Vorwurf gemacht thätigen Antheil am Sturze der vorhergehenden Regierung genommen zu haben. Bei Wilhelm III. ist Dies wahr, er conspirirte gegen seinen Oheim, nahm die unzufriedenen Engländer bei sich in Haag auf, und zog mit einer Armee gegen Jakob II., nachdem er die Legitimität des Prinzen von Wales in Zweifel zu ziehen gewagt hatte. Ludwig Philipp theilte allerdings die Wünsche und Neigungen der Opposition, aber er nahm die Krone im Juli nur an weil er mußte: „Thron oder Verbannung", sagte Laffitte zu ihm. Dort war es eine wirkliche Invasion, hier machte das Land den Anfang; der Herzog von Orleans hat keine Verantwortlichkeit für den Juliaufstand. Sein Verbrechen ist: nicht mit auswandern gewollt zu haben und sich zum König haben wählen zu lassen, obwol er Bourbon war. An die Regentschaft dachte Niemand im Ernste. Anders bei Wilhelm III., der eine große Partei im Parlamente zu bekämpfen hatte.

War ferner Ludwig Philipp ganz Franzose, nur auf das Wohl Frankreichs bedacht, so trachtete Wilhelm III. nach dem englischen Throne nur um mit dessen Macht seinen Erbfeind, Ludwig XIV., zu bekämpfen, und England mußte einen langwierigen Krieg für fremde Interessen führen.

Zum Ueberfluß hatten Wilhelm und Marie keine Kinder. Die Krone kam nach ihnen an eine Frau die an einen Ausländer verheirathet war, und nach der Königin Anna wieder an einen ausländischen Fürsten, den Kurfürsten von Hanover. Was für Garantien bot also die Thronbesteigung Wilhelm's III. gegen neue Wirren und Gefahren durch die männlichen Erben des Hauses Stuart? In Frankreich scharte sich dagegen eine große Familie um den Monarchen. Fünf französische, junge, schöne, tapfere und im Kampfe erprobte Prinzen schienen dem Hause Orleans eine unbegrenzte Zukunft zu sichern.

Ebenso gestalten sich die Regierungen der beiden Könige. Wilhelm III. regierte 13, Ludwig Philipp 17 Jahre. Jenes Regierung begann unter den unglücklichsten Auspicien; der Frieden von Ryswijk entschädigte nur gering; erst unter Anna begannen Marlborough's Siege. „Ohne jenen Frieden", sagt Hume, „wäre England vollkommen ruinirt worden." Zuletzt wurde Wilhelm III. noch von Ludwig XIV. dupirt, der ihm von einer Theilung Spaniens vorredete, und ihn dann plötzlich mit dem Testamente Karl's II. und der Thronbesteigung Philipp's V. überraschte.

Im Gegensatze zu diesen Niederlagen hatte Ludwig Philipp den im Jahre 1830 unvermeidlich scheinenden Krieg beseitigt, das Königreich Belgien war an der französischen Nordgrenze gegründet, Oestreich durch die Besetzung von Ancona an seinem Vordringen in Italien aufgehalten, Algerien vollständig erobert, Marokko gezüchtigt, und Tahiti trotz des Widerstandes Englands genommen, die Unabhängigkeit Griechenlands befestigt, die spanische Erbfolgefrage gelöst, und ein Sohn des Königs der Franzosen der Gemahl der Erbin Castiliens.

Im Innern war in England 1688 noch Alles zweifelhaft und schwankend; Privilegium und Unterdrückung kämpften noch mit dem neuen Geist. In Frankreich war dagegen die Verfassung festbegründet, und ein Musterbild für Belgien, Spanien und Griechenland geworden, und sollte es für Piemont und Neapel werden.

In finanzieller Hinsicht hat in Frankreich die Julieregierung die Abgaben nicht vermehrt, und nur unmerklich die Ziffern der Staatsschuld vergrößert. Das England von 1688 besaß nicht für drei Milliarden öffentliche Bauten und gleichwol betrugen die öffentlichen Abgaben unter Wilhelm III. drei mal mehr als unter Jakob II. Neun Jahre nachher betrug die Staatsschuld, die unter den Stuarts nicht existirte, 500 Millionen Francs, eine damals in Europa unerhörte Summe. Machte das Haus der Gemeinen dann bittere Vorwürfe, so ging Wilhelm III. nach Holland und drohte nicht wiederzukommen; der Sturm wandte sich dann stets gegen die Minister, welche abtreten mußten.

Man hat viel von der Corruption der Julieregierung gesprochen. Abgesehen von der Wahrheit dieses Vorwurfs, so ist es doch Nichts im Verhältniß zu denen die der Regierung Wilhelm's III. gemacht wurden. Hume sagt: „Um besser an sein Endziel zu gelangen und seine Staaten in die fremden Kriege zu verwickeln, in denen sie ihren Untergang zu finden schienen, machte Wilhelm III. sich keinen Scrupel daraus alle Mittel der Corruption anzuwenden und dadurch die Sitten seiner Unterthanen gänzlich zu verderben." Um die bedeutenden Subsidien zu erhalten mußte er das Parlament bestechen. Dies geschah ganz öffentlich durch Stellen, Pensionen, Ländereien, und im Budget bemerkte man beträchtliche Summen die zu geheimen Ausgaben an Parlamentsmitglieder verwendet wurden. Diese skandalösen Thatsachen blieben ungeahndet, der Präsident der Gemeinen Sir John Trevor wurde 1695 des Unterschleifs überführt und aus dem Hause gejagt. Dagegen kam er später ins Oberhaus. Es ward constatirt daß die Indische Compagnie 90,000 Pf. St. für geheime Zwecke gezahlt hatte. Der Herzog von Leeds ward von den Gemeinen angeklagt seinen Theil davon erhalten zu haben. Da kam Wilhelm III. selbst in die Sitzung und sagte: die Parlamentsmitglieder sollten sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, da er das Parlament bald auflösen werde. Da die Gemeinen nicht wollten wurde die Sitzung geschlossen, und die Anklage blieb erfolglos. Ebenso ward Lord Falkland, Präsident des Admiralitätsraths, angeklagt, kam in den Tower, ward aber alsbald wieder entlassen. Halifax, Somers, Portland, alle drei Wilhelm's III. Minister, blieben nicht frei vom Verdacht. Diese Corruption stammte eigentlich noch von Karl II. her, dessen ganzes Cabinet fast stets im Solde Ludwig's XIV. stand. Eine funfzigjährige Revolution hatte natürlich das Ihrige zur Verwirrung der Begriffe von Gut und Schlecht beigetragen. Ebenso stammt die Corruption in Frankreich noch aus den Zeiten des ancien régime her, wuchs in den Zeiten der Revolution und des Kaiserthums, und verminderte sich eher unter der Restauration und der Julieregierung als daß sie zugenommen hätte.

Was ist also die Ursache des ganz verschiedenen Schicksals zweier Regierungen von denen die

zweite die erste soweit übertraf? In der Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Parteien lag sie nicht. Im Gegentheil hatte England in den Jakobiten ebenfalls seine Legitimisten, und was diese Letztern nie gethan haben, sie lieferten 60 Jahre hindurch förmliche Schlachten bis zum Treffen bei Culloden. Die Republikaner dachten nicht minder allen Ernstes daran die Krone künftighin an Niemand mehr zu vergeben, freilich zu einer Zeit wo der Name Republik noch nicht durch das Beispiel der Französischen Revolution in Miscredit gekommen war, sondern wo dieser Name nur an Venedig und die Vereinigten Staaten von Holland erinnerte. Ja die eigene Republik, so schmachvoll die Hinrichtung Karl's I. war, hatte die glorreiche Erinnerung an die Eroberung Irlands, den glücklichen Krieg gegen Spanien und die Vereinigten Staaten, die Einnahme Dünkirchens und Jamaicas. Die Parteien im Parlamente endlich waren nicht weniger erhitzt. Auf kurze Zeit zum Sturze Jakob's II. vereinigt, bekämpften sich Whigs und Tories doch bald mit der alten Wuth und Erbitterung.

Die Ursachen dieser Erscheinung daß von zwei Monarchien die bessere unterliegen mußte, sind für Guizot folgende. Das vornehmste Gewicht legt er zunächst auf den **Anfang** beider Revolutionen. Die englische hatte sehr wesentliche religiöse Elemente, ganz verschieden von den Saturnalien des Vernunftcultus in Frankreich. Die englischen Puritaner, so revolutionnair sie auch im religiösen Gebiete waren, ordneten sich doch dem Evangelium als gemeinsamem Gesetz unter. Die Stuarts wurden als Katholiken exilirt, Wilhelm III. als Protestant gerufen. In Frankreich dagegen gab es seit der Abschaffung des Christenthums kein Maß und Ziel mehr das nicht überschritten worden wäre.

Der zweite Unterschied liegt darin daß die englische Revolution nichts Neues wollte, daß sie nur das Alte, Herkömmliche, die ererbten Rechte bewahren und gegen die Uebergriffe der Krone vertheidigen wollte. Das Parlament hatte nie aufgehört zu bestehen, während die Generalstaaten Frankreichs 200 Jahre lang geschlummert hatten.

Ein Jahrhundert der zersetzendsten Philosophen hatte jeden politischen und religiösen Glauben in Frankreich vernichtet. Während in England der Glaube an Monarchie und Aristokratie nie unterging, und noch jetzt mit der Muttermilch eingeflößt wird, war er bei den Franzosen nur noch ein Vorurtheil. Man war zwar nicht entschieden republikanisch, aber auch nicht monarchisch. Man nahm die Monarchie an wie etwas Nützliches, aber Niemand sah in ihr ein Princip. Was aber die Aristokratie anbelangt, so war die Wuth des Volks besonders gegen diese gerichtet. In England hatte sich der Adel getrennt, und der eine Theil war ins Oberhaus gegangen, der andere dagegen hatte sich ins Haus der Gemeinen begeben. Deshalb war ein Classenkampf unmöglich. In Frankreich, wo der niedere Adel sich noch schroffer vom dritten Stande absonderte als der hohe Adel, mußte der tödtliche Zusammenstoß um so erbitterter sein.

Der Charakter der beiden Revolutionen mußte demgemäß ein gänzlich verschiedener sein. Die englische hatte gleich vom Anfang an bekannte Grenzen, die französische nicht; die eine war wesentlich conservativ, die andere destructiv und radical; die eine blieb specifisch englisch, die andere wollte einen allgemein menschlichen und socialen Zweck erreichen. Die französische Revolution wollte zwar gleich der englischen eine constitutionnelle Monarchie, wo das Parlament und in diesem das Haus der Gemeinen vorherrschen sollte, begründen; allein es war Das etwas Künstliches, was dem Charakter des französischen Volks gänzlich zuwider war, und keine festen Wurzeln schlagen konnte.

Ein fernerer wesentlicher Unterschied ist: daß die englische Monarchie ohne aristokratisch zu sein eine aristokratische Basis im Lande bot. In Frankreich fehlt dieses Mittelglied. Bis jetzt stehen sich nur Monarchie und Demokratie gegenüber; ihre Vereinigung ist nicht gelungen. Zwei mal ist sie mißglückt; 1830 begann die Monarchie den Kampf, 1848 die Demokratie; diese blieb Siegerin, mochte sie sich vertheidigen oder angreifen. Das Ausschließliche der französischen Demokratie ist England ganz fremd; hier hat diese selbst Gegenstände hervorgesucht die ihr Ungestüm zügeln sollen.

Die topographische Lage Englands gestattet ein strenges Abschließen von dem andern Europa; das offene Frankreich war jeder Intervention sofort ausgesetzt, die Furcht vor derselben führte die Krisis von 1792 herbei, verursachte die Septembermorde, und war das herrschende Factum von 1793. Zwanzig Jahre Krieg gegen ganz Europa mußten den revolutionnairen Geist Frankreichs ganz übermäßig reizen, und seine Neigung sich auf die Nachbarn auszudehnen nähren; die Gewöhnung an Kampf und Gefahr, an das Waffenhandwerk, die Gelegenheit den Adelsbrief auf dem Schlachtfelde zu gewinnen gab dem Volke erst das Bewußtsein seiner Kraft. In England dagegen blieb das Soldatenthum immer eine bloße Nebensache, es bedurfte keiner Erhebung in Masse gegen einen auswärtigen Feind. Hier endlich hat die Centralisation das Volk nicht um seine Freiheit betrogen.

Der Engländer ist vernünftig, praktisch, positiv; ohne große Einbildungskraft weiß er das Mögliche überall herauszufinden und begnügt sich dabei. Der Franzose dagegen ist unternehmend, nicht berechnend, das Mögliche genügt ihm nicht; er zieht das Unbekannte, Neue, Unmögliche vor.

In England scharte sich in Zeiten der Gefahr das Volk um den Thron, so sehr die fremden Fürsten auf ihm, ihre Ausschweifungen oder Familienzwiste es auch anwiderten. In Frankreich suchte die Nation sich nie mit der Regierung zu identificiren, sondern betrachtete sich stets als Gegensatz zu ihr. Was sie daher that ward bekämpft; so bildete die Heirath des Herzogs von Montpensier, welche der Nation eine so große Stütze im Auslande verlieh, eine mächtige Waffe in der Hand der Opposition. Als daher eines Tags eine Emeute gegen die Regierung losbrach, so ließ man sie ruhig gewähren, und bemerkte erst am andern Tage daß man eine Revolution wider Willen gemacht habe. Ein Bataillon hätte genügt Dies zu hindern. Aber so schwach die wirkliche Emeute war, so groß war die moralische; die Regierung war von der öffentlichen Meinung vollständig verlassen, sie wollte zwar nicht ihren Sturz, aber sie half ihr auch nicht und Das ist Dasselbe. Und selbst hätte die Regierung gesiegt, so wäre es ein blutiger Sieg über die Nationalgarden gewesen; denn auch diese stimmten in den allgemeinen Ruf: „Es lebe die Reform!“ mit ein als die Republik sich noch nicht blicken ließ. Sowie Paris so nahmen die Departements den Fall der Monarchie gleichgültig auf.

Das Ende dieser Ereignisse läßt sich nicht absehen. Unmöglich ist es zu glauben daß der Verfall des schönen Frankreich beginne, und daß die herrliche Bewegung von 1789 nur der Anfang eines Todeskampfes gewesen sei. 13.

Notiz.

Das Manuscript von „Waverley“,

ganz Walter Scott's eigene Handschrift, wurde beim Verkaufe seiner übrigen Manuscripte 1831 einem Hrn. Wilks für 20 Pf. St. zugeschlagen. Eine Woche darauf trat er es einem Hrn. Hall für 40 Guineen ab, und Letzterer hat es nun der reichhaltigsten Bibliothek in Schottland, der Advocates' Library in Edinburg, zum Geschenk gemacht. Das Wasserzeichen des Papiers und handschriftliche Bemerkungen beweisen die Richtigkeit der Thatsache daß „Waverley“ von Scott um das Jahr 1805 angefangen, bis 1813 beiseitegelegt und dann erst vollendet worden ist. Welchen Erfolg das Erscheinen hatte, brauchen wir unsern Lesern nicht zu erzählen. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1850
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.

2. **———, Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Premier cours. 4me édition. 8 Ngr. Second cours. 2me édition. 10 Ngr.

3. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster bis sechster Band und siebenten Bandes erstes bis drittes Heft. Gr. 8. 1837—50. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im **ermäßigten Preise** 6 Thlr.

4. **Ayrer (D. H.), Der letzte Hohenstaufe.** Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. **Berg (K. H. E. von), Die Staatsforstwirthschaftslehre.** Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

   Der Verfasser lieferte auch für meinen Verlag eine neue Bearbeitung von: **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd,** zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1848. 3 Thlr. 6 Ngr. **(Auch in 6 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.)**

6. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis dreiundsiebzigster Band. Gr. 12. 1841—50. Geh.

   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 10 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis),** Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavell's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage,** Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr.

7. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) **Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen.**

   I. Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
   II. Abtheilung: Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
   III. Abtheilung: Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
   IV. Abtheilung: Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
   V. Abtheilung: Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
   VI. Abtheilung: Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
   VII. Abtheilung: Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
   VIII. Abtheilung: Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
   IX. Abtheilung: Schöne Künste. (25 Tafeln.) 1 Thlr.
   X. Abtheilung: Nützliche Künste u. Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

   Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

   Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

8. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Erstes bis sechstes Heft. (Nr. 1—1379.) Grossfolio. 3 Thlr. 14 Ngr.

Der „**Bildersaal**" ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sich befinden und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute **Abklatsche** geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes **Bilderbuch** für die Jugend empfohlen werden.

9. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1850. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört dazu ein **Literarischer Anzeiger.** Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

10. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Familie H. Zweite Auflage.
Kleinere Erzählungen.
Streit und Friede. Dritte Auflage.
Ein Tagebuch. Zwei Theile.
In Dalekarlien. Zwei Theile.
Geschwisterleben. Drei Theile.
Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile.

☞ **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

11. **Das Buch der Religion,** oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

12. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

13. **Carneri (B.), Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

14. **Chalybäus (H. M.), System der speculativen Ethik,** oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

15. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** 14 vol. In-8. 1849—50. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 vol. In-12. 1816. 2 Thlr. **Ermässigter Preis** 8 Ngr.
Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. In-12. 1817. 1 Thlr. 10 Ngr. **Ermässigter Preis** 6 Ngr.

16. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XI. Jahrgang. Neue Folge. I. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

17. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tomes I—XVII. 8. 1846—50. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Eine Fortsetzung dieses Romans unter dem Titel:
Ange Pitou
ist unter der Presse.
Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:
Le Collier de la Reine. 8. Preis des Bandes 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien früher:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

18. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. G. Gruber.** Erster bis einundfunfzigster Theil. Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Erster bis siebenundzwanzigster Theil. Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Erster bis fünfundzwanzigster Theil. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr. Prachtausgabe 15 Thlr.

Hiervon sind 1850 neu erschienen:
Erste Section. Einundfunfzigster Theil. (Fulcher — Fyzabad. Nachträge: Fatal—Faus.)
Zweite Section. Siebenundzwanzigster Theil. (Juden — Jüdische Literatur.)
Dritte Section. Fünfundzwanzigster Theil. (Phol — Physios.)

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

19. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Gr. Folio. Text in 4. Erste und zweite Lieferung. 1847—50. Preis einer Lieferung, Text und Atlas 9 Thlr.

20. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 Heften. Gr. 8. 1847 — 50. Preis eines Heftes 10 Ngr., des vollständigen Werks 13 Thlr. 10 Ngr.

21. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Schmal gr. 4.

Die erste Folge dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.; die zweite Folge erschien 1850 in 18 Lieferungen und kostet geheftet 4 Thlr. 20 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. Einzelne Lieferungen beider Folgen kosten 8 Ngr.

In demselben Verlage erschien:
Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr.; elegant cartonnirt mit reichverzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.

22. **Frensdorff (E.), Joseph von Radowitz.** Eine Charakterschilderung. 12. Geh. 15 Ngr.

23. **Gaea Norvegica.** Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von **B. M. Keilhau.** Erstes bis drittes Heft. (Christiania.) Folio. 1838—50. 14 Thlr. 15 Ngr.

Preis des ersten Hefts 6 Thlr., des zweiten Hefts 4 Thlr. und des dritten Hefts 4 Thlr. 15 Ngr.

24. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Erstes bis sechzigstes Heft, oder erster bis fünfter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

25. **Grangier (L.), Premiers éléments de littérature française,** comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. Geh. 18 Ngr.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser erschienen:
Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Januar. Nr. 418—421.

Inhalt. Karl der Große. — Das angeblich hohe Alter des Hirsches. — Die Urwelt und die jetzige Welt. — Ziegelthee. — Magdalene Elisabeth Schrader. — Die Türken, wie sie jetzt sind. — Die Riesenbaßgeige. — Der todesmuthige Tscheschenz. — Die redende Weintraube, der lachende Apfel und die klingende Pfirsich. — Gutgemeinter Unsinn. — *Peitschentanz auf Delos. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. V. — Abgetrumpft. — Klageweiber. — Wie viel der Mensch dem Mikroskope zu verdanken hat. — Wie steht es wol jetzt mit der ägyptischen Cultur? — *Das Schuppenthier in Ostindien. — *Der Riesenara. — *Die Narrenmutter in Dijon. — Die Ersteigung des großen Ararat. — Die fliegende Kutsche. — *Eine Kanone aus dem 14. Jahrhundert. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.
Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Zur Beachtung für Geschichtsfreunde und Alterthumsforscher.

Soeben ist erschienen:

Heffter, Dr. C. Chr., Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen. Mit 5 Abbildungen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese Chronik, das Resultat einer zwanzigjährigen Arbeit eines anerkannt achtbaren, wahrheitsliebenden Mannes, ist nicht nur den Bewohnern der hiesigen Gegend von Interesse, sondern allen Geschichtsfreunden und Alterthumsforschern u. s. w., welche die gelehrten Angaben über die älteste Geschichte der wendischen und deutschen Völkerstämme gewiß mit Dank aufnehmen werden. Das Ganze ist ein in seiner Art vollendetes Werk, ebenso geeignet zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung, und kann dieses Buch zur Anschaffung für alle öffentlichen Bibliotheken mit Recht empfohlen werden.

Jüterbock. A. M. Colditz.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Germania.

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der **deutschen Nation.**

Inhalt der 1. und 2. Lieferung: Preußen und Oestreich in ihrem Verhältniß zu Deutschland. Von P. A. — Die deutschen Denkmäler. Von W. Stricker. — Die Rechts- und Staatsverfassung Kurhessens in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Von Staatsrath Wippermann. — Deutsche National-Erziehung, ihre Bedeutung, ihr Zweck, ihre Mittel. Von F. A. W. Diesterweg. — Deutsch-dänische Wechselwirkungen. Von W. Stricker. — Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs. Von O. Abel. — Die deutsche Kleinstaaterei und ihre Folgen. Von A. L. von Rochau. — Die Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland. Von K. Biedermann.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr.

Leipzig, im Januar 1851.

Avenarius & Mendelssohn.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Januar. Nr. 1—4.

Inhalt. *Die Jugendzeitung an ihre Leser. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Dritter Artikel. — *Der Schneemann in der Dorfgasse. — Das Neujahrfest der Chinesen. — *Lustige Wohnung. — Zum Neujahr. — *Die nordamerikanische Wandertaube. — *Die Akropolis in Athen. — Kolchische Wälder. — Die drei Thiere. — *Kaninchen. — *Blumensprache für die Jugend. — *Mutterliebe. — *Die verunglückte Bienenjagd. — Der doppelte Geburtstag. — *Die Schildkröte. — Gib — und du nimmst! — *Paß aus dem Haslithal über die Grimsel. — *Blüten, Blätter und Bohnen des Cacaobaums. — *Zwei neue Bilderbücher mit Thiergeschichten. — *Blumensprache für die Jugend. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten **zusammengenommen im herabgesetzten Preise** geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechzigstes bis zweiundsechzigstes Heft.

Inhalt: **Die Märzkatastrophe in Oestreich.** (Schluß.) — **Die Anhaltischen Herzogthümer.** Zweite Abtheilung. Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen. — **Das russische Staatsleben.** Erster Abschnitt. Rußlands innere Politik. — **Politische Verbrechen und Vergehen.** — **Das Märzministerium in Würtemberg.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen **Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im Februar 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **Wilhelm Hassel** in **Elberfeld** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

von

Sprüchen heiliger Schrift

für evangelische Schulen,

zu

jedem kirchlichen Lehrbuche zu gebrauchen, mit dem Abdruck der wichtigern Schriftstellen für schwächere Kinder.

Herausgegeben

von

M. A. S. Jaspis,

Pfarrer in Elberfeld und der Zeit Schulpfleger.

Preis cart. 2 Sgr.

Die Rheinische Provinzialsynode sagt in ihrem Protokoll, §. 169, Folgendes darüber:

Die von Herrn Pastor Jaspis in Elberfeld herausgegebene **Sammlung von Sprüchen heiliger Schrift** für evangelische Schulen wird auf Grund der von der Commission eingereichten Beurtheilung von der Synode zum Gebrauche genehmigt, **und als eine in Auswahl und Anordnung vortreffliche, ihrem Zwecke durchaus entsprechende**, namentlich auch als Hülfsbüchlein für den Religionsunterricht **in unirten Gemeinden empfohlen.**

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Antike Marmorwerke. Zum ersten male bekannt gemacht von *E. Braun*. Erste und zweite Decade. Mit 21 Kupfertafeln. Folio. 1843. (8 Thlr.) **4 Thlr.**

Förster (E.), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit 4 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Hagen (A.), Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

——, Leonardo da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Quandt (J. G. von), Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten. Nebst zwei Beilagen. 8. 1826. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Reumont (A. von), Andrea del Sarto. Mit einem Grundriss des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Gr. 12. 1835. (1 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

Schopenhauer (Johanna), Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Bände. 16. 1830. (2 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Weise (A.), Albrecht Dürer und sein Zeitalter. Mit Dürer's Bildniss. 4. 1819. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 35. —— 10. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Wenn uns die Sprachkunde zu keiner Kenntniß der Verbindung Japans mit andern Ländern und Völkern verhalf, so bringt uns Das was als Geschichte vorgelegt wird auch nicht weiter. Daß die Japaner ihre Sagengeschichte (wie die Aegypter) mit Göttern und Halbgöttern beginnen, läßt man sich gefallen; daß aber die erste Dynastie 100,000 Millionen Jahre regierte und die zweite 836,702 Jahre vor Christus begann [1]), zeigt daß man (trotz der ungeheuern Zahlen) Nichts hatte um diese leeren Zeiträume auszufüllen. [2]) Denn mit einem Sprunge gelangt man bis zum Jahre 660 vor Christus, wo die eigentliche Geschichte angehen soll. Aber auch von hier ab bleibt Alles noch so leer und unzuverlässig daß man gern mit einem zweiten Sprunge zum Jahre 1191 nach Christus übergeht. Wie soll man auch zu einer eigentlichen Geschichte kommen [3]), wenn noch jetzt (wie Thunberg berichtet) nur wenige Japaner (Geheimnißkrämerei halber) den Namen ihres Kaisers erfahren. Die Jahrbücher welche uns vorliegen sind trocken, formlos [4]), keine Darstellung oder Erzählung, ohne echten Inhalt, ohne Gedankenentwickelung und lebendige Charakteristik. Alles steht abgerissen und deshalb bedeutungslos da, und unzählige male wiederkehrende Kleinigkeiten ermüden auch den Geduldigsten.

Wir geben wenigstens einige kurze Beispiele. Im achten Monate des Jahrs 994 starb der Kwanbak Mitsi und erhielt elf Tage nach seinem Tode den Titel Sou thian kouan ye. [5]) Der Kwanbak Tada sane erhielt die Erlaubniß in einem Wagen nach Hofe zu kommen. Der Dairi (Kaiser) vertrieb sich die Zeit mit Reiten und Bogenschießen. Er besuchte seine Mutter Yo me mon in. Er begann im zwölften Monate des Jahres 1186 das Buch „Keokiu" zu lesen. Der Sternkundige Ngan pou Tsingming erkannte in den Sternen daß dem Dairi Kwa San-No-In etwas Ungewöhnliches begegnet sei. Auf Befehl des Dairi schoß Minamo-to-no Yori masi einen schrecklichen Vogel vom Dache. Hierfür schenkte ihm der Dairi erstens einen Säbel und zweitens — eine Hofdame, Namens Ayame-no maye.

Die Japaner lebten und leben der Ueberzeugung [1]): ihr Regentenhaus stamme von den Göttern; weshalb ihrem Herrscher, dem Dairi, oder Kin Rey (gleichwie den ersten Khalifen) die Leitung aller weltlichen, und ebenso aller geistlichen oder religiösen Angelegenheiten zustand. Diese Häufung der Gewalten hinderte jedoch nicht den Ausbruch von Familien- und Bürgerkriegen, welche schon im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts dahin führten daß Joritomo, ein glücklicher Feldherr [2]), nebst seinen Nachfolgern die weltliche Macht des Dairi wesentlich schwächte. Sie ging nach neuen furchtbaren Kriegen ums Jahr 1586 durch Taiko Sama ganz verloren, sodaß man seitdem den Dairi nicht ganz passend mit einem Papste, oder eher mit den spätern Khalifen, verglichen hat. Gewiß ging alle weltliche Gewalt auf den weltlichen Herrscher oder Kubo über, welcher jedoch bis auf den heutigen Tag jenen Kirchenfürsten äußerlich aufs höchste ehrt und durch ihn seine eigenen Zwecke zu befördern weiß.

Seit dieser völligen Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, oder seit völliger Unterordnung der ersten unter die letzte, erfreut sich Japan auf seltene Weise eines steten innern Friedens. Der Dairi lebt mit seinem sehr zahlreichen Hofstaate getrennt von der übrigen Welt in seinem Palaste zu Miaco [3]), wo neben einigen geistigen Beschäftigungen sinnliche Genüsse vorherrschen. Damit sein Stamm nicht aussterbe ist er verbunden zwölf Frauen aus den schönsten und edelsten Töchtern des Landes zu heirathen. Der erstgeborene Sohn ist in der Regel sein Nachfolger; doch werden (auffallend genug) auch oft weibliche Dairis oder Päpstinnen erwähnt. [4]) Da die eigenen Einnahmen des Dairi seine Ausgaben nicht decken, ist er in dieser Be-

1) Kämpfer, I, 115.
2) Klaproth, „Aperçu", I, xi; Golownin, II, 13.
3) Thunberg, II, 117.
4) Titsingh, „Annales des empereurs du Japon".
5) Titsingh, S. 152, 185, 155, 167, 214, 149, 168.

1) Meylan, S. 1—6; Hassel, S. 425.
2) Doeff, „Herinneringen uit Japan", S. 7—8; Zimmermann, IX, 2, 164; Golownin, I, 41.
3) Caron, S. 140.
4) Titsingh, „Annales", S. 39, 43, 52, 59, 79; Charlevoix, „Description du Japon", I, 75, 76.

ziehung von den Zuschüssen des Kubo abhängig; woher es kommen mag daß an einer Stelle von seinem Reichthume und seiner Verschwendung die Rede ist, und dann wiederum es gehe ihm zuweilen so knapp daß er sich gern ein Kleid schenken lasse. Das Letzte wird freilich begreiflicher, wenn es wahr ist daß er dem Hofgebrauche gemäß (wahrscheinlich zum Besten der Hofbeamten) kein Kleidungsstück zwei mal anziehen dürfe; und ebenso müsse man alle Geschirre, Schüsseln, Teller u. dgl. nach einmaligem Gebrauche durch den geheiligten Herrscher in Stücken schlagen. Noch weniger kommt wol (anderer nicht zu gedenken) die Vorschrift zur Anwendung [1]: des Dairi Fuß dürfe die Erde nicht betreten, sein Haupt nicht von der Sonne beschienen werden u. s. w. Noch wird erwähnt daß die Verleihung von Titeln (wonach man in Japan sehr begierig ist) dem Dairi eine bedeutende Einnahme gewähre. [2])

In dem Palaste des Dairi (so wird erzählt) befinden sich 365 Götzenbilder [3]), von denen man in jeder Nacht eins als Schutzwächter vor sein Bette stellt. Begegnet aber dem Dairi etwas Unangenehmes, so wird (nach den Worten des Berichterstatters) „der Götze mit Prügeln tapfer abgeschlagen, oder auf 100 Tage verbannt".

Seit der durch Taiko Sama bewirkten Umwälzung hat der Dairi Nichts gegen den Kubo unternommen. Angeblich um Jenen zu ehren und zu schützen [4]), hält Dieser jedoch eine starke Besatzung in Miaco. Nicht minder ernennt er vier Beauftragte oder Tempelherren welche den Dairi mit Rath unterstützen sollen, in Wahrheit aber ihn beaufsichtigen und die meisten Sachen entscheiden. Zu ähnlichem Zweck schickt der Kubo ferner Gesandten nach Miaco, oder ehrt den Dairi durch einen persönlichen Besuch. Hierzu werden die größten, mannichfaltigsten Vorbereitungen getroffen und selbst Särge mitgenommen [5]), damit es unterwegs nicht daran fehle. Man überschlug die Kosten auf 1,680,000 Thaler. Der Andrang der Menschen und die Zahl des Gefolgs war bei einer solchen Gelegenheit in Miaco so groß daß sehr Viele erdrückt und die ärgsten Frevel begangen wurden. [6])

Schwieriger als das Verhältniß zum Dairi scheint für den Kubo das zu den zahlreichen Fürsten des Landes gewesen zu sein. [7]) Sie besaßen weder gleiche Macht noch gleiches Recht, richteten aber sich und das Land durch unzählige Fehden zugrunde; sodaß die Verstärkung der kaiserlichen Centralgewalt und das Vernichten untergeordneter, beanspruchter Souverainetäten als ein heilsamer Fortschritt betrachtet wird. Alle Fürsten leben jetzt in einer Lehnsabhängigkeit und sind gezwungen dem

1) Fisscher, S. 147.
2) „Cartas de los padres", S. 98[b]; Doeff, S. 22.
3) Montanus, „Gesandtschaften", S. 267.
4) Fisscher, S. 147; Doeff, S. 7—8, 16.
5) Thunberg, II, 121; Charlevoix, I, 79.
6) Montanus, S. 135.
7) Golownin, II, 56; „Cartas de los padres", S. 226[b]; Caron, S. 49—51; Frois, „De statu religionis in Japonia"; Kämpfer, I, 176; Charlevoix, I, 64.

Kubo eine bestimmte Anzahl von Soldaten zu stellen. [1]) Außerdem wendet dieser viele, zum Theil sonderbare Mittel an, Abhängigkeit zu erhöhen und die Macht der Fürsten zu schwächen. So müssen sie einen Theil des Jahres in der Hauptstadt Jedo wohnen oder ihre Familie als Geiseln zurücklassen. [2]) Man verlangt daß sie daselbst Paläste bauen, großen Aufwand machen und zahlreiches Gefolge mitbringen. Sie müssen es für eine Ehre halten, wenn ihnen der Kaiser kostspielige Aufträge ertheilt oder sie durch Monate lang dauernde Feste und Besuche zugrunderichtet. Noch schlimmer wenn er ihnen für ungeheuere Zahlung beim Dairi einen höhern Titel auswirkt; am allerschlimmsten wenn er ihnen gnädigst ein Geschenk macht. So mußte ein Fürst für einen vom Kaiser gefangenen, ihm übersandten Kranich sich zu einem Gegengeschenk verstehen das ihm seine halbjährige Einnahme kostete. Auf die Verheirathung der Fürsten und Hofleute übt der Kaiser einen wesentlichen Einfluß [3]); auch wird berichtet daß er um geringer Ursachen und Missethaten willen Fürsten verwies, ihre Güter einzog, ja sie mit dem Tode bestrafte. All dieser Gründe und unangenehmen Verhältnisse halber danken Fürsten häufig ab, sobald sie einen erwachsenen Sohn haben, erhalten zum bequemern Leben ein Jahrgehalt [4]), heißen dann Freiherren und leben als Freiherren.

Es gibt in Japan keine geschlossene Kasten, doch ist der Uebergang aus einem Stande in den andern nicht ohne natürliche und gesetzliche Schwierigkeiten. [5]) Zu 1565 werden vier Abtheilungen erwähnt: Adelige, Priester, Gewerbtreibende, Landleute [6]), was an die indischen Sonderungen erinnert. Neuere zählen folgende Unterscheidungen auf: 1) Fürsten (Daimiö), welche weder gleiche Macht noch ganz gleiche Rechte besitzen und von denen wir bereits sprachen. [7]) 2) Adelige, meist Lehnsleute des Kubo oder Afterlehnsleute der Fürsten. Aus ihnen werden alle hohen Reichsämter besetzt; doch bleiben sie, des Zwangsaufenthalts in Jedo sowie mancher andern lästigen Pflichten halber, meist arm. 3) Die Bonzen oder Priester. Sie sind persönlich nur wenig geachtet, weil sie sich öfter einer leichten Lebensweise als ernsten Beschäftigungen hingeben. 4) Die Soldaten schließen sich als Unterlehnsleute dem Adel an und haben vor den Bürgerlichen mancherlei Rechte und Freiheiten; so z. B. das Recht zwei Säbel zu tragen. Uebrigens stehen sie, des zweihundertjährigen Friedens halber, in keiner großen Achtung. 5) Personen die zu den geehrtern Bürgern gehören. 6) Kaufleute, trotz ihres Reichthums in Japan nur wenig geachtet. 7) Handwerker. 8) Bauern und Tagelöhner. Jene meist

1) Meylan, S. 48—53, 81, 82.
2) Meylan, S. 7; Doeff, S. 22; Caron, S. 60—61; Charlevoix, I, 84.
3) Charlevoix, I, 85; Caron, S. 65, 29.
4) Meylan, S. 49 fg.
5) Meylan, S. 61.
6) „Cartas de los padres", S. 227.
7) Golownin, II, 56.

ohne Grundeigenthum und den Leibeigenen fast gleichgestellt, und die Minderzahl der Eigenthumsbauern durch hohe Abgaben gedrückt.[1] 9) Sklaven entstanden sonst aus Kriegsgefangenen und verkauften Kindern.[2] In neuern Zeiten sind Gesetze dawider gegeben worden.

In Bezug auf diese Verhältnisse sagt ein Schriftsteller[3]:

> Der Despotismus besteht in Japan nur dem Namen nach, nicht in der That; denn in der Regel geht Alles nach festen, bekannten Gesetzen, und die Ungleichheit der Standesverhältnisse drückt wenig, weil Jeder daran gewöhnt und mit seiner Stellung zufrieden ist, ohne nach Höherm zu trachten. Es fragt sich: ob die Aufklärung in irgend einem europäischen Staate soviel Heilsames erzeugt hat als sich in Japan verfindet.

Inwiefern dies Urtheil anzuerkennen oder zu berichtigen ist, dürfte sich aus unserer frühern und der folgenden Darlegung ergeben.

An der Spitze der gesammten Verwaltung steht ein hoher Rath von fünf Fürsten, mit denen jedoch der Kubo nach Belieben wechselt.[4] Dann folgen eine Art von Senat mit Fürsten oder Adeligen besetzt, und die Ministerien für Finanzen, Handel, Polizei, Rechtspflege, Krieg, und (unter Mitwirkung des Dairi) für geistliche Angelegenheiten.[5] Sehr viele Aemter sind erblich; doch steht dem Vater die Wahl unter ehelichen oder adoptirten Söhnen frei.

In den Städten gibt es zwar Bürgermeister, die höhere Leitung hängt jedoch von zwei kaiserlichen Beamten oder Gouverneuren ab[6], von denen einer stets abwechselnd in Jedo leben muß, zum Theil als Geschäftsführer, zum Theil als Geisel für Abhängigkeit und Gehorsam.

Viele Städte sind nicht gepflastert[7], und Staub und Schmuz die natürliche Folge dieser Lässigkeit. Am bekanntesten ist den Europäern Nangasaki geworden, welches etwa unter einer Breite wie Kairo liegt und an 70,000 Einwohner zählt.[8] Die Hauptstadt des Dairi, Miaco, liegt in fruchtbarer[9], von einem Flusse bewässerter Gegend und zählt 600,000 Einwohner. Weit größer und bevölkerter ist Jedo, der Wohnsitz des Kubo. Man braucht angeblich 21 Stunden um sie zu umgehen. Sie ist (gleichwie viele japanische Städte) nicht regelmäßig gebaut[10], ohne Mauern, aber mit Gräben versehen und von Kanälen durchschnitten. Sie liegt in der Breite von Gibraltar, in schöner Gegend an einem fischreichen Meerbusen. Ja ein Reisender bezeugt daß er Miaco und Jedo, wo unzählige Schiffe und Fahrzeuge das Meer durchkreuzen und Abends mit unzähligen Laternen erleuchtet wären, der Gegend und den Naturgenüssen am Lago maggiore vorziehen würde.

Die Größe und Regelmäßigkeit der japanischen Dörfer wird gerühmt.[1] Doch sind die Häuser sehr leicht gebaut, ein Umstand von welchem noch weiter unter die Rede sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

1) Meylan, S. 53—61; Fisscher, S. 30.
2) Golownin, II, 61.
3) Fisscher, S. 57.
4) Golownin, II, 51—55. Nach Palmer's „Letter to Ingersoll" fünf Prinzen von Geblüt und acht Fürsten.
5) Doeff, S. 17; Meylan, S. 61.
6) Meylan, S. 18; Kämpfer, II, 16, 26.
7) „Bemerkungen über Japan", S. 103.
8) Fisscher, S. 276; Krusenstern, I, 328; Meylan, S. 10—13.
9) „Claims upon Japan", S. 112; Fisscher, S. 295; Siebold, S. [illegible].
10) Thunberg, II, 112; Fisscher, S. 78; „Claims", S. 141, 146.

1) Golownin, I, 116.

Neue Romane.

1. Der entscheidende Augenblick. Socialer Roman von Fedor Alexander Wegener. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 2 Thlr.

Referent wird mit seiner Erfahrung nicht allein stehen daß es Bücher gibt deren scheinbar ganz einfacher Inhalt doch so schwer wiederzugeben ist daß über ein solches Buch eigentlich gar Nichts gesagt werden kann. Dahin gehört genau betrachtet auch „Der entscheidende Augenblick". Es sind darin so mancherlei Geschichten in einer Weise hintereinandergestellt daß man über der spätern die frühern ganz vergißt, und es ist um so schwerer den Fluß der Begebenheiten gehörig zu verfolgen als ihre Darstellung sich über den dürftigen Organismus eines raisonnirenden Conspects nicht sonderlich erhebt. Die Hauptsache scheint jedoch zu sein daß eine polnische Fürstin sich von einem berliner Handwerksgesellen, der sich ihr als ein Herr von Varése und als Dichter darzustellen weiß, dupiren läßt. Die Frucht dieses Verhältnisses sind Zwillinge die, wie oft dergleichen Kinder, in die Welt hinausgeschleudert werden. Der Knabe wird Scherenschleifer, rettet einen französischen Obersten und dessen Frau und Tochter aus einer Lebensgefahr, und wird von ihnen als Sohn behandelt und ausgebildet. Das Mädchen findet bei gutmüthigen Landleuten die nach Amerika auswandern ein Unterkommen. Die ganze Romangesellschaft findet sich endlich in Amerika wiederzusammen; der Zwillingsvater, ohne hinlänglichen Grund ein Bösewicht, findet den Lohn seiner Thaten; die Uebrigen, Vornehm und Gering, durcheinander verschwägert, bilden eine neue Colonie, und diese wird den auf dem Titel angedeuteten Socialismus repräsentiren sollen. Zwischen das Alles sind mehre Episoden und Reisebeschreibungen, z. B. ein Prairiebrand, hineingeschoben. Das Ganze kann Nichts weiter sagen wollen als daß die verschiedenartigsten Menschenkinder auf dieser Erde manchmal gar eigen hin und her und durcheinander geworfen werden um sich am Ende doch ganz leidlich zurechtzufinden. Nun Das ist ja eine bekannte Sache! Der Verfasser hat es sich gar zu bequem gemacht um nur schnell ein Buch von zwei Bänden zusammen und zu Ende zu bringen. Da dasselbe an mehren Stellen ein gutes Darstellungstalent verräth, so ist zu wünschen solches durch einfachere Compositionen gehörig ausgebildet zu sehen.

2. Damerones oder der Dreiständekampf im 12. Jahrhundert von George Hesekiel. Berlin, Brandis. 1850. 8. 1 Thlr.

Staat und Kirche haben es sich bekanntlich stets angelegen sein lassen an Gut und Macht zu erwerben was nur erreichbar ist. Das Feudalwesen mit seinem verwickelten und tausendfach sich durchkreuzenden Vasallenthum trat der Entwickelung des Staats stets hindernd in den Weg. Die Kirche dagegen, die es überall verstand Alles und Jedes zu ihrem Vortheil zu benutzen, befand sich dabei gar trefflich, sodaß manche Aggregate derselben an Land und Leuten mit fürstlicher Macht ausgerüstet dastanden, um so unbezwinglicher als die Kirche die materiellen Mittel noch mit sogenannten geistlichen verstärken konnte, während der weltliche Fürst nur auf unzuverlässige

Vasallen mit ihren Leibeigenen sich beschränkt sah, und die beste Stütze des Staats, ein geregeltes kräftiges Bürgerthum, kaum vorhanden war. Mit den Anfängen desselben mußte zugleich das Verlangen nach Unabhängigkeit erwachen, und die Mittel und Wege dieses Verlangen zu verwirklichen waren der Zeit und den Umständen angemessen oft genug gewaltsam. Etwas der Art hat auch der Verfasser in seinem „Dreiständekampf" darstellen wollen, indem er die leibeigenen Fleckenbewohner der reichbegüterten Abtei Typhaines das Kloster bestürmen und den Flecken mit Wall und Graben umziehen läßt. Damerones, die Tochter des Hauptführers der Revolution, kommt wenig in Betracht. Sie rettet nur einen jungen Rittersmann der, vom Gelobten Lande heimkehrend, der Abtei in ihren Nöthen beistand und gefangen ward, vom Tode, und geht, da ihre Liebe zu dem Ritter keine Erwiderung finden kann, ins Kloster. Der Ritter selber ist durch die Abtei um Hab und Gut gekommen; sein Verhältniß zu einer reichen Erbin wird ein feindseliges und endlich ganz zertrümmert, und er geht wieder nach dem Orient, um hier als Großmeister der Tempelherren von den Sarazenen getödtet zu werden. Aus dem Allen hätte sich gewiß ein sehr guter Roman bilden lassen, und ein Anderer würde wahrscheinlich den jungen Abailard, der hier nur einmal über die Straße geht, gar trefflich benutzt haben um das aufdämmernde Licht einen todten Kirchenglauben, eine dürre Scholastik beleuchten zu lassen, und denen Geist und Wille gefangen lagen. Indessen scheint es dem Verfasser sei die Befähigung zu nur einigermaßen haltbarer Darstellung nicht einzuräumen. Die hier im Allgemeinen nur angedeuteten Verhältnisse und Misverhältnisse der Zeit in Staat, Kirche und Leben sind allerdings auch im Buche angezeigt: allein nur angezeigt. Wer mit der Geschichte nicht bekannt ist begreift gar nicht wie die Einwohner von Typhaines eigentlich auf den Einfall gekommen sind ihr leibeigenes Verhältniß zur Abtei, wobei sie sich doch ganz wohl zu befinden scheinen, plötzlich gewaltsam übers Knie zu brechen. Das Gehaben der Personen in Wort und That ist fast noch weniger geeignet wahrhaften Antheil zu erwecken. Man wird von der Idee nicht losgelassen auf dem Jahrmarkte vor einer Marionnettenbude zu stehen, wo denn die Figuren sich so gut bewegen und reden als es ihre Construction, sowie Hand und Mund des Lenkers gestatten wollen. Und dennoch haben die Marionnetten noch einen Vorzug! Jede dieser Figuren hat nämlich einen bestimmten Charakter dem sie wohl oder übel treubleiben müssen. Von Charakter aber kann in diesem Buche schwerlich die Rede sein: die Menschen fallen jeden Augenblick aus der Rolle. Wie sodann die Moral am Schlusse: „Die großen Edelleute und die großen Bürger sind seit vielen Jahrhunderten verschwunden. Ihre Schatten selbst haben aufgehört die Erde zu besuchen. Ihre Tugenden sind heute unglaublich. Wir leben in einer verächtlichen und verachteten Zeit. Aber also ist es geschehen im 12. Jahrhundert!" wie, sagen wir, diese Moral aus der ganzen Geschichte, wie sie nun einmal gegeben ist, hervorgehen kann, bleibt jedenfalls höchst räthselhaft. Was sonst noch gegen diese Exclamationen zu sagen wäre liegt zu klar am Tage daß jedes Wort darüber verschwendet erscheinen müßte.

3. Jenny, die schwedische Sängerin. Von Adolf Ebeling. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir Deutschen sind im Ausbeuten neuer Erscheinungen noch viel zu schwerfällig unsern westlichen Nachbarn gegenüber. Das liegt in unserer Ehrlichkeit und in der angeborenen romantischen Richtung. Die Ehrlichkeit will erst abwarten wohin es eigentlich mit dem Neuen hinausläuft, um gegen die Gefahr möglichst geschützt zu sein Diesem oder Jenem gar Unrecht zu thun; die romantische Richtung will das Neue erst in eine gewisse Form gerückt sehen um der rechten Perspective und damit zugleich des besten Glorienscheins sicher zu sein. Daß Jenny Lind daher endlich auch der Feder eines Novellisten verfallen würde, durfte erwartet werden. Der Enthusiasmus für ihre Persönlichkeit, ihre Stimme, ihre Kunst sind nun schon zu einer gewissen beschaulichen Ruhe abgeklärt die für den Gegenstand die echten Situationen, und für diese das rechte Wort zu finden strebt. Die Ruhe darf denn auch der vorliegenden Erzählung so wenig abgesprochen werden daß man sogar versucht wird sie mit der bekannten deutschen Nüchternheit zu identificiren. Ein junger poetischer Jurist, dessen Vermögensverhältnisse durch des verstorbenen Vaters sorglose Neigung für Kunst und Künstler etwas gedrückt sind, ist von der schwedischen Sängerin so bezaubert daß die Juristerei, und damit die Pflichten gegen sich, die Mutter und die Schwester in den Hintergrund treten. Er will Nichts als nur ein mal der Sängerin sagen wie innig er sie verehre. Gedichte hat er schon viele geschrieben, und selbst einen Band derselben namenlos in die Welt gesandt. Jenny liest oft in diesem Bändchen. Endlich kommt sie nach Heidelberg, und da sie schon früher in öffentlichen Blättern eine Gesellschafterin suchte, so fügen es die Umstände so glücklich daß der junge Mann durch seine Schwester das langersehnte Ziel bei einer Weihnachtsbescherung erreicht. Mit dieser stillen Liebe und einem poetischen Tagebuche schließt die Erzählung. Um aber, wie der Verfasser sagt, der poetischen Gerechtigkeit zu genügen, heirathet die Schwester einen Assessor nachdem er Rath geworden. Daß in der Erzählung der poetischen Gerechtigkeit zwei mal gedacht wird könnte zu der Vermuthung führen das Ganze sei etwa humoristisch gehalten: es ist aber im Gegentheil der ernsthafteste Ernst der die Feder und zwar in einer Weise führt daß man annehmen kann die Erzählung sei Emanation jugendlicher Befangenheit, die hoffentlich noch erkennen wird daß poetische Gerechtigkeit doch etwas höher im Preise steht als in Clauren'schen Erzählungen. Das von Goethe im „Faust" gebrauchte Bild vom Zuströmen der Menge nach dem Bäckerladen während einer Hungersnoth ist hier im Buche fast wörtlich auf die zum Concertsaale Hindrängenden transponirt. Das Buch ist der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz dedicirt. Ob das in der Dedication gebrauchte Bild von sturmtrotzender Eiche einer wenn auch hochstehenden Dame angemessen sei, darüber wagt Referent keine Ansicht zu äußern.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

Wunderbare Heilkraft eines Bildes.

Bei Gelegenheit der Veröffentlichung der Memoiren der Lola Montez erzählen die pariser Journale folgende Anekdote. Als die Tänzerin noch die Hauptstadt ihres deutschen Beschützers bewohnte wird sie eines Tags krank. Alle Sorgfalt und Behandlung half Nichts. Die Pinakothek jener Stadt besitzt ein herrliches Gemälde Rafael's, welches unter dem Namen „Die Jungfrau mit dem Vogel" bekannt ist. Dieses Gemälde verlangte Lola um gesund zu werden. Ihr Beschützer sah die Unmöglichkeit ein und weigerte sich wie erklärlich. Sie bestand darauf, ward ganz außer sich .... und man mußte ihr endlich das Gemälde versprechen. Die Sache zog sich indeß in die Länge und die Krankheit auch. Endlich traten aber solche bedenkliche Krisen und Wuthanfälle ein daß die Aerzte eines Tags vor der Kranken erklärten ihr Leben sei in Gefahr, wenn sie nicht das Bild erhalte. Der Beschützer gab nunmehr nach, und der berühmte Rafael ward eines Abends geheimnißvoll mit seinem prachtvoll gearbeiteten Rahmen ihr gebracht. In derselben Nacht ward Lola gesund. Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Heilung verließ die Gräfin Landsfeld ein wenig wider ihren Willen den Hof und die Liebe ihres Beschützers. Das Gemälde nahm sie sorgfältig mit und zeigte es in London, wo die Erscheinung eines solchen Werks großes Aufsehen erregte. Lord Hertford, der bekannte Sammler, war ganz entzückt davon .... und machte Kaufofferten. Lola ließ sich nicht lange bitten und begann zu handeln. Aber, o Unglück! bei genauerer Prüfung fand sich daß der berühmte Rafael nur eine geschickte Copie in dem Rahmen des echten war. 2.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 36. — 11. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Es herrscht in Japan ein sehr ausgebildetes und strenges Polizei- und Spionirungssystem. Zunächst müssen sich die Fürsten gefallen lassen daß ihnen der Kubo unter allerhand höflichen Namen und Vorwänden Aufseher zusendet [1]); und so geht es hinab in Bezug auf alle Beamten, Orte, Häuser und Familien. Ja, die Verpflichtung und Bestrafung erstreckt sich auf ganze Familien, Hausgenossen und Straßenbewohner. Die Regierung sendet Späher umher in der Gestalt von Kaufleuten, Priestern, Reisenden, Bettlern, Blinden u. s. w.

Hiermit mögen die kaiserlichen Posten in Verbindung stehen, welche zwar nirgend Wagen stellen (die in Japan überhaupt nicht gebräuchlich sind), wol aber Reitpferde, Träger und Briefboten. [2]) Alle Preise sind vorgeschrieben, und man wird schnell genug befördert, wenn nicht (wie ein Berichterstatter bemerkt) die Dienstfertigkeit und Beliebtheit der überall sich findenden schönen Aufwärterinnen den Reisenden länger aufhält. [3])

Man rühmt im Allgemeinen die japanische Rechtspflege, erzählt indessen zu gleicher Zeit manches Einzelne welches dawider erhebliche Bedenken erregt. So zuvörderst daß es gar keine wissenschaftliche Rechtskunde und keine Gesetzsammlungen gibt. [4]) Abschreckend ist ferner die große Strenge, welche Todesstrafen nicht blos für die schwersten Verbrechen anwendet, sondern auch für Diebstahl, falsches Zeugniß und Schleichhandel. Schlimmer noch daß sich bei gewissen Verbrechen die Strafe nicht blos auf den Thäter [5]), sondern sich auch auf dessen Verwandte erstreckt. Zur Entdeckung von Diebstählen wird eine Probe des glühenden Eisens angewandt [6]); wessen Hand verletzt wird Der gilt für schuldig.

Zufolge des japanischen Erbrechts wird der erstgeborene Sohn sehr bevorzugt [7]); die nachgeborenen Söhne erhalten wenig, und die Töchter noch weniger.

1) Caron, S. 75; Zimmermann, IX, 2, 124; Meylan, S. 9.
2) Kämpfer, II, 210.
3) Fischer, S. 54.
4) Varenius, S. 162; Thunberg, II, 2, 18; Fischer, S. 22; Caron, S. 83, 97, 154; Zimmermann, IX, 2, 166; Kämpfer, II, 327.
5) Varenius, S. 112.
6) Varenius, S. 117; Caron, S. 155.
7) Varenius, S. 104; Golownin, II, 65.

Das Kriegswesen der Japaner beruht, wie wir sahen, auf der Einrichtung von Lehnsfürstenthümern, und leidet also gewiß an den fast nothwendig damit verbundenen Mängeln. [1]) Außerdem aber sind ihre Luntenflinten und ihre Kanonen sehr mangelhaft, und ein großer Theil des Heers nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Mit Ausnahme von Mönchen, Krämern und ganz geringen Personen trägt Jeder einen Säbel aus Cementstahl, der sehr hart und scharf, aber wenig elastisch ist.

Zölle und Verzehrungssteuern scheint man in Japan kaum zu kennen, die Hauptabgabe ist eine Grundsteuer, und eine Abgabe nach Maßgabe des jedesmaligen Ertrags, erhoben in Gelde oder Naturalien. [2]) Jene beträgt $^{1}/_{2}$, ja bis $^{2}/_{3}$ des Ertrags, und würde ganz übertrieben erscheinen, wenn sie nicht etwa minder als Steuer denn als Zeitpacht zu betrachten ist. Dasselbe gilt wenn bis 60 Procent des Reinertrags vom Reis eingefodert wird. Immer bleibt die Behauptung sehr wahrscheinlich daß die Bauern im Ganzen arm sind. Da ein großer Theil der Landeseinkünfte in Naturalien erhoben wird, die im Preise bald höher, bald niedriger stehen, so werden auch die Ausgaben (z. B. die Gehalte der Beamten) danach abgestuft. Außer den eigentlichen Steuern scheinen die angeblich freiwilligen Geschenke an Vorgesetzte eine bedeutende Last aufzuwälzen. [3]) Von den reichen Goldbergwerken soll der Kubo bis zwei Drittel des Ertrags erhalten.

Obwol die Reichsausgaben sich dadurch sehr ermäßigten daß die Kosten des Heers größtentheils von den Fürsten getragen werden, so entsteht doch hierdurch für das Volk keine Erleichterung; wogegen die doppelte Hofhaltung des Kubo und Dairi (neben den fürstlichen) die Ausgaben sehr erhöht. [4]) Auch fehlt es nicht an sinnloser Verschwendung; so mußten die Unterthanen einen Elefanten (welchen der Kaiser von China dem Kubo geschenkt hatte) von Nangasaki nach Jedo — tragen!

Bevor nunmehr von dem Handel und dem Verhältnisse Japans zum Auslande die Rede sein kann, ist es

1) Siebold, „Volk und Staat", S. 7, 10; Rikord, S. 30.
2) Thunberg, II, 183; II, 2, 13; Kämpfer, II, 38; Siebold, „Handel", S. 61; Fischer, S. 30, 44, 28.
3) Kämpfer, II, 37; Hassel, XV, 445.
4) Fischer, S. 26; Zimmermann, IX, 2, 197.

nothwendig von den dortigen Religionsformen und dem Versuche zu sprechen das Christenthum daselbst einzuführen. Die große Schwierigkeit unbekannte Religionen richtig zu erkennen und zu würdigen zeigt sich auch hier; es werden viele Sekten aufgezählt und durch ganz einzelne Lehren bezeichnet und gesondert.[1] So heißt es: eine Sekte ißt keine Landthiere, eine lehrt die Seelenwanderung, eine betet die Sonne oder das Feuer an. Es werden Bilder oder Heilige verehrt und Blumenopfer dargebracht. Es gibt Freidenker welche das Dasein höherer Wesen verwerfen und Alles auf das jetzige Dasein beschränken.[2] Andererseits finden sich Mönche, Nonnen, Einsiedler, Pilger und Pilgerinnen (besonders nach einem Haupttempel in der Landschaft Iro), welche durch Gelübde, Uebungen und Aeußerlichkeiten mancherlei Art den Himmel zu verdienen glauben. Die Pflicht viel, und selbst unterwegs viel zu den Gottheiten und Heiligen zu beten wird anerkannt[3]; um jedoch dies Geschäft abzukürzen und zu erleichtern, befinden sich Drehscheiben an den Wegen auf denen die Gebete geschrieben sind. Durch Herumdrehen dieser Scheiben glaubt man der Betepflicht genügt zu haben.

Lassen wir jedoch diese Sonderbarkeiten sowie kleine Sekten zur Seite, so stellen sich drei Hauptformen der Religion heraus: die Sinto, die Budy oder Boosdo und die Sju.[4] Die erste ist alte Urform japanischer Religion, die zweite steht mit der Buddhalehre in genauester Verbindung und kam vom Festlande nach dem Inselstaate, die dritte Hauptsekte besteht aus den Anhängern des Confucius.

Als höchst eigenthümlich und folgenreich muß es hervorgehoben werden daß der Dairi von allen diesen Sekten als geistliches Oberhaupt anerkannt und geehrt wird[5], und daß er (da sie sämmtlich Gott anbeten) allen seinen Schutz angedeihen läßt. Die hieraus entspringende Duldung, welche religiösen Zwist und Verfolgung ausschließt oder unmöglichmacht, stand (um es schon hier zu bemerken) mit mancher, angeblich christlichen, verketzernden Ansicht im schroffsten Widerspruche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 25.)

4. Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Drei historisch-politische Novellen von Uffo Horn. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 1851. 8. 2 Thlr.

Auch dieses Buch ist einer Dame, einer Wienerin, zugeeignet, und die Dedication ist so eigener Art daß man sich versucht sieht einige Augenblicke dabei zu verweilen. Sie spricht sich nämlich über das bisher noch wenig berührte Verhältniß der Frauen zur Revolution aus. Wenn man schon den deutschen Männern nachsagt sie hätten die Revolution nicht begriffen, eben weil die politische Bildung in den seit 1815 waltenden Verhältnissen ihre Fessel fand: so dürfen wir uns nicht wundern die Frauen, sogar die emancipirten, also auf dem Boden einer socialen Revolution erblüheten, einer Umwandelung des Bestehenden abgeneigt zu finden. Der Glanz der nobeln Gesellschaft, der blütenduftende Frieden des Boudoir, die lange Gewohnheit des Herrschens, wenigstens der exclusiven Geltung, haben zu viel lockende Reize als daß sie den Frauen nicht als das einzig Wahre, Rechte, Gesetzliche, mindestens doch als historische Berechtigung erscheinen sollten. Alle außer diesem Kreise Stehenden sind Barbaren, die man nur zügelnd duldet weil man ihrer nicht entbehren kann; man benutzt sie, etwa wie das baufällige, verräucherte Haus eines armen Handwerkers oder Tagelöhners neben einem fürstlichen Palais, als Folie. Das ist ihr Recht oder eigentlich ihre Pflicht. Sprechen sie sonstige Rechte an; unterstützen sie den Anspruch im äußersten Falle durch äußerste Mittel, so sind — Staat und Kirche in Gefahr von der Nacht der Barbarei verschlungen zu werden. Das ungefähr ist die Logik die der Verfasser den deutschen Frauen in Oestreich beimißt, und wenn er eine wiener Dame, schwarzgelb coiffirt, eine Masse Placate und Broschüren im Kamin des zartdurchdufteten Salon verbrennen, wenn er die deutschen Frauen in Wien den zaghaften Ministerien zu entscheidenden Thaten vorangehen läßt, so mag er leicht bei der Wahrheit geblieben sein. Aber selbst Frauen deren Bildung sie über den Kreß der nobeln Gesellschaft erhebt fürchten den Untergang der Bildung und damit aller Schätze der Kunst und des Geistes in der politischen Bewegung. Das ist echtweiblich. Wenn jedoch auch solche Frauen keine Thräne, keinen Ausdruck des Mitleids bei den allbekannten Hinrichtungen hatten, so steht die sonst soviel gerühmte deutsche Weiblichkeit auf einem Fragezeichen. Dennoch lebt der Verfasser in dem schönen Glauben daß unsere verbitterte Generation einer edlern platzmachen, daß ein neuer Frühling über die Gemüther kommen werde die gegenwärtig im Hasse erstarrt sind. Diesem Glauben müssen wir Alle uns anschließen, und fragen wir ob es edel sei die Frauen, zunächst die östreichischen, so herbe anzuklagen, so wird die Antwort genug sein: daß überall in alten und neuern Zeiten die Geschichte keinen Augenblick zögerte die Namen edler unverbildeter Frauen auf ihrer Tafel aufzustellen.

Eine andere Frage ist: In welchem Verhältnisse steht diese wenn auch vielleicht nur fingirte, doch immer eigenthümliche Dedication zu den drei Novellen die als historisch-politische bezeichnet sind? Da sei denn hier nur erwähnt daß diese Novellen nicht etwa Kinder des Jahres 1848 sind, sondern schon viel früher niedergeschrieben wurden, wie denn gleich die erste Erzählung „Der Brandstifter" schon pseudonym im Taschenbuche „Libussa" für 1842 sich findet; daß ferner der Grund und Boden jeder dieser Novellen ein Kriegszustand ist, wo das Gehaben der Frauen einen wesentlichen Einfluß auf das Geschick der Männer ausübt. Die ebengenannte Erzählung ist die schwächste. Ein junger böhmischer Handwerker ist gewaltsam unter die Soldaten gesteckt, weil er die so kindlichliebend mit ihm aufgewachsene Nachbarstochter nicht vergessen konnte die in Prag bei reichen Verwandten einen angesehenen Bräutigam gefunden hat. Er gelobt diesem Bräutigam Rache, und kommt mit der vom französischen General Melac nach Böhmen gesandten Mordbrennerbande auch nach Prag. Eine Entführung der Braut während der überall auflodernden Flammen mislingt; die Mordbrenner müssen fliehen, und der rachedurstende Mensch wird endlich in seiner Vaterstadt in Ketten geschmiedet und verbrannt. Die einzelnen Theile der Erzählung, unter ihnen mehre sehr anziehende, wie z. B. die böhmischen Gebräuche beim Kranzbinden, gehen nicht recht zusammen. Das Ganze bot Stoff zu einem größern Romane, der nun hier auf 81 Seiten zusammengedrängt sich unbehaglich in dem engen Kleide fühlt. Dagegen ist die zweite Erzählung: „Der Eremit auf Skalitz", wol die Perle des Buchs zu nennen. Der ein-

---

1) Golownin, II, 33—43.
2) Ricord, S. 136; Hassel, XV, 437.
3) Golownin, II, 39.
4) Kämpfer, I, 252; Meylan, S. 46.
5) Hassel, XV, 438; Meylan, S. 51; Golownin, II, 41.

sache Stoff ist gut angelegt und ausgeführt. Die Preußen sind weniger als solche denn als Ketzer den östreichischen Schlesiern verhaßt. Während der für die Preußen siegreichen Schlacht bei Leitmeritz schießt der Förster von Skalitz einen jungen preußischen Dragonerofsizier im Walde vom Pferde. Des Försters Tochter Marie findet den Schwerverwundeten; er wird zu dem Eremiten hinaufgeschafft und von diesem trotz der sehr armseligen Mittel glücklich wiederhergestellt. Der Offizier ist ein echter französirender märkischer Junker seiner Zeit; der Eremit hat Mühe Marie mit ihrer aufkeimenden Liebe von ihm fernzuhalten. Später schickt der Junker drei Männer aus das Mädchen gewaltsam zu entführen; der Eremit hindert den Raub, wird aber dabei zum Tode getroffen. Nach dem Kriege ist der Junker ein Anderer geworden, und Marie wird seine Gattin. Die Personen, die Landschaft, Alles ist recht und wahr gezeichnet, und die poetische Gerechtigkeit die ganz einfach moralisch sich kundgibt müssen wir eben hier gelten lassen, denn sie ist durch die Verhältnisse bedingt, und obgleich einen religiösen Waldbruder treffend, doch ohne alle sich breitmachende Ostentation behandelt. In der dritten Erzählung: „Der Aufstand in Wallis", finden wir uns dem Thema der Dedication am nächsten gebracht. Die Kämpfe des Liberalismus mit der republikanischen Aristokratie (!) und der lieben Geistlichkeit, oder was diese lieber hört und selber sagt, der Kirche, stehen uns im schweizerischen Nachbarlande noch nahe genug, sodaß sie als bekannt angenommen werden dürfen. Dennoch hätten wir zu klarem Verständniß der Erzählung als solcher eine gedrängte Darlegung dieser Misverhältnisse in Wallis wol gewünscht. Ein östreichischer Angestellter aus Böhmen hat eine Urlaubsreise nach Mailand gemacht, und wird von dem Magnet einer schönen blonden Walliserin nach der Schweiz verschlagen. Er trifft einen Reisegefährten der ihn in sein Haus einladet. Seine Schwester ist schön, gebildet, geistreich. Jene Blonde ist Aristokratin, während die Gastfreunde liberal sind. Ein steifer, wortkarger Engländer fehlt auch nicht. Er will eigentlich die Blonde heirathen; es ist jedoch nicht wahrscheinlich daß er dieser Absicht verständlichen Ausdruck gegeben habe. Mittlerweile regt es sich überall im Lande, und der strenggesetzliche Oestreicher wird in den Strudel, auf der liberalen Seite stehend, er weiß selbst nicht recht wie, mit hineingerissen. Die Liberalen werden geschlagen; von seinem Freunde findet sich keine Spur. Die Schwester will Gewißheit, und er geleitet sie in finsterer Nacht mitten durch die Feinde nach dem Kampfplatze, wo der Verlorene noch lebend gefunden wird. Das starke Mädchen, die ganze Nachtscene bilden den schönsten Theil der Erzählung. Nach Auflösung des Reichstags von Kremsier im März 1849 geht der Oestreicher mit einem Gemüth voll Kummer und Ekel an den Verhältnissen nach der Schweiz; Amelie ist nun die Freiheit und das Glück an das er glaubt; Sir John macht der blonden Claire, die während des Kampfes in Ischl promenirte, noch immer den Hof. Sie aber versteht ihn nicht, und es ist wahrscheinlich daß sie, die eigentlich doch nur dem stockaristokratischen Vater folgen mußte, den gesetzten und seines Verstandes wie seiner Talente wegen sehr beliebten Bruder Ameliens jetzt mit andern Augen ansieht als früher den Demokraten. Ihr Vater will nach Petersburg, wo allein noch Ruhe und Ordnung zu haben sind. Damit wäre denn, außer etwa dem Engländer, Allen geholfen, und es ist erfreulich die schroffen Verhältnisse nicht gewaltsam zerschnitten zu sehen. Die friedliche Lösung ist jedenfalls wohlthuender als etwa das spottwohlfeile Mittel einer Auswanderung, welches gegenwärtig so manchen Romanen und Novellen zu einem nichtssagenden Schlusse verhelfen muß.

5. Clemens von Rom. Eine Geschichte aus dem apostolischen Zeitalter von G. F. G. Goltz. Berlin, Brandis. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist möglich daß man es als Ironie anspricht, ein Buch hier den Romanen angereiht zu sehen welches ganz andere Zwecke verfolgt als solche die man in Romanen vertreten zu sehen gewohnt ist. Dennoch läßt sich dem Buche hier kein anderer Platz nachweisen, denn obgleich die Nachschrift des Verfassers es als Zweck desselben bezeichnet: „Den Blick der Christen aus den verwirrenden und verwirrten Verhältnissen der Gegenwart hinweg auf die erste christliche Kirche zu richten, die allein geeignet sein dürfte dem ruhesuchenden Herzen den rechten Hafen zu zeigen", so soll dieser Zweck doch meistens durch Hülfsmittel erstrebt werden die in der Geschichte überhaupt wie im Christenthum höchstens nur relative Geltung haben. Nehmen wir nun kurz die Geschichte wie sie gegeben ist. Der historisch unsicher dastehende Clemens ist ein gebildeter, reicher und durch seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause hochstehender junger Römer. Er zweifelt an der Fortdauer nach dem Tode, und dieser Zweifel stellt nach und nach das ganze Religionswesen und alle Philosophien in Frage. Seine Zeit wird überhaupt dargestellt: als sei in Vornehmen und Geringen längst schon das Bedürfniß nach einem Bessern regegeworden. Da fügt es sich daß ein wandernder Evangelist auf der Rückreise nach Rom kommt und das Heil verkündet dessen Licht in Palästina aufleuchtet. Clemens beschließt dieses Licht aufzusuchen. Der Verfasser benutzt die Reise um aus ältern und neuern Werken uns die berührten Länder und Städte zu beschreiben, wo wir denn gar Vieles erfahren was uns noch von der Schule her gar wohlbekannt ist. Das möchte hingehen wenn ein sonderlicher Bezug auf den Zweck des Ganzen ersichtlich wäre. Clemens findet den Stifter der christlichen Religion nicht mehr auf Erden: er vernimmt nur aus dem Munde Anderer von seinem Wandel, der Kreuzigung, der Auferstehung, und ganz flüchtig auch der Himmelfahrt. Von seiner Lehre hört er Nichts, sondern nur von Außendingen, z. B. die bekannte Beschreibung seiner Person und Kleidung, und die Wunder. Das und der Unterricht von der Trinität, die auf Christus gedeuteten Prophetenworte des Alten Testament, das Paradies, die Auferstehung des Fleisches, das Jüngste Gericht, die Hölle und Sonstiges was in das Christenthum hineinsystematisirt ist um auf dem Felsen des menschlichen Egoismus mit seiner Furcht und Hoffnung eine Kirche zu erbauen, Das, sagen wir, ist stark genug den Clemens zur Taufe zu führen! Der alte Glaube der Griechen und Römer daß die Seele nach ihrem Abschiede vom Körper in ein Schattenreich übergesetzt werde meinte es, abgesehen davon daß er schon eine Fortdauer bedingen mußte, doch ehrlich: Etwas das sicherer wäre hat bisjetzt keine Philosophie, keine Kirchenlehre zu geben vermocht. Wenn die letztere jenes Schattenreich mehr oder weniger farbig ausmalt und dann die Menschen an den Glauben verweist, so ist damit an sich Nichts gewonnen. Will sie diesen Glauben durch Hoffnung auf ewige Seligkeit, durch Furcht vor ewiger Höllenpein wach erhalten, so mag sie Bedacht darauf nehmen die Benutzung unsittlicher Mittel zu rechtfertigen. Gedenken wir nun der alten Philosophen, so müssen wir ebenfalls sagen daß sie es ehrlich meinten in ihren Bestrebungen für die höchsten Fragen mit dem ganzen Aufwande ihrer geistigen Kraft eine Lösung zu finden. Diese fanden sie nicht: aber wie armselig stehen gegen solche Bestrebungen jene Außendinge, jene Wundergeschichten, jene apokalyptischen Tiraden! Und dadurch wird ein hochgebildeter, einsichtsvoller junger Mann, wie Clemens uns vorgeführt ist, dem Christenthum zugewandt! Wer jene Zeit auch nur durch den Goldenen Esel des Apulejus kennt wird wissen was damals die Menschen Alles zu glauben im Stande waren. Es kann daher nicht auffallen daß die Apostel, denen selber gar Manches wunderbar erschien, den allgemein herrschenden Glauben benutzten um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Sie thaten aber mehr wie ihre Briefe und die Apostelgeschichte bezeugen. Sehen wir dagegen auch ohne dieses Mehr den Clemens seine ganze Bildung an Nichts beweisende Wundergeschichten wegwerfen, so war es mit seiner Bildung nicht weit her, oder er müßte jener vornehmen Corruption ebenfalls verfallen gewesen sein wie sie

auch heute die christlichen Blasirten einem widerwärtigen Pietistenkitzel in die Arme zu führen pflegt. Da er jedoch als hochgebildet und sittlichrein dargestellt wird, so bleibt wol nur die Annahme übrig die zufällig einmal erwachte Sucht nach etwas Neuem habe ihn immer weiter verlockt. Fragen wir nun: Können dergleichen Dinge wirklich einen Hafen der Ruhe in unserer zersplitterten Gegenwart gewähren? so mag es vielleicht nicht wenig Leute geben die darin ihr Heil zu finden glauben, was wir denn auch in keiner Weise zu stören gesonnen sind. Der wahre Christ aber, überhaupt der echte Mensch wird sich nimmer in einen Kreis bannen lassen dessen Phantasmagorien wol die Sinne, nicht aber Geist und Herz befriedigen mögen. Wir könnten hier schließen, aber wir müssen noch drei Worte sagen! Es gab eine Zeit in Deutschland wo man zunächst von Berlin aus in gar vielen Erscheinungen des Lebens und der Literatur eine heimliche Einwirkung und Leitung der Jesuiten erblicken wollte, und die Aufhebung des Jesuitenordens schien dafür zu sprechen, denn die zerstreuten Glieder desselben mußten doch Etwas thun für eine möglichst triumphirende Kirche. Auch in der Gegenwart redet man hier und da von jesuitischen Machinationen. Wir könnten daher auch das vorliegende Buch in dem gar manche katholische Elemente zutagetreten als eine gute Handhabe benutzen um daran eine Warnung vor dem Einflusse jener gefürchteten Propaganda zu knüpfen. Das thun wir nicht. Wir sind vielmehr der Meinung zugethan daß das Buch nur den Blasirten als ein Kopfkissen untergeschoben werden solle, um in dem verwüsteten Gehirn, das nicht einmal mehr Träume der Wollust festzuhalten vermag, durch neue Bilder einen bisher nicht gekannten Reiz zu erwecken, und gelänge es auf diesem Wege einen Verlorenen zur Besinnung zu bringen, so hätte das Buch sogar einen geringen Nutzen gestiftet. Um demselben noch mehr Gutes nachzusagen wollen wir gern bekennen daß das Gespräch zwischen Clemens und Atticus eine gutgedachte Widerlegung communistischer Principien durchführt, die, wenn sie überall Eingang finden sollte, die reichen Blasirten von der Furcht erlöst ihres zeitlichen Gutes durch Proletarierfäuste verlustigzugehen. Fragen wir sodann: Ist, wie die Nachschrift sagt, die erste Kirchenzeit in ihrer wahren historischen Gestalt dargestellt? so ist der Verfasser ehrlich genug auf den folgenden Seiten alle die apokryphischen Schriften nachzuweisen welche das Gerüst für seine „wahre historische Gestalt" bilden. Sodann hat er auch Traditionen benutzt. Angenommen aber auch es habe mit dieser Gestalt seine volle Richtigkeit, so ist nicht abzusehen, wenigstens nicht nachzuweisen versucht, welch ein Heil daraus für unsere Zeit erwachsen könnte. Ein Zurückführen auf diese Gestalt ist wie in allen Dingen nicht möglich, und wäre Das auch, so könnte doch aus solchem Boden wahrhaftes Glück nicht aufsprießen. Fragen wir endlich: Sind, wie ebenfalls angeführt wird, besonders die Seiten unsers christlichen Glaubens in ihrer ursprünglichen Lauterkeit hervorgehoben deren gründliche Kenntniß unserer letzten Zeit ebenso nothwendig ist wie sie ihr ganz abhanden gekommen zu sein scheint? so sind oben bereits die Gegenstände nachgewiesen die der Verfasser allein als christlichen Glauben anzusehen scheint. Damit ist eine Kirche gegeben, und die haben wir ja! Sogar zwei, wo in der einen dramatisch, in der andern episch-didaktisch dieser Glaube fort und fort aufrechterhalten wird. Lassen wir daher das Buch immerhin unter den Romanen stehen, von denen die meisten bekanntlich so rasch verschwinden wie sie aufgetaucht sind. 1.

Bibliographie.

Lätitia Arnold. Ein Roman von dem Verfasser von „Emilie Wyndham", „Norman's Bridge" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Bilder aus dem Honvédleben von K. W. M******. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Braun von Braunthal, Das Ende der Welt. Wien, Sollinger's Wwe. 8. 20 Ngr.

Diezel, G., Die deutsche Reichsverfassung und die pfälzische Anklageacte. Beleuchtung der Schrift: „Anklageacte, errichtet durch den königlichen Generalprocurator der Pfalz ꝛc. in der Untersuchung gegen Martin Reichard, entlassenen Notar zu Speyer und 332 Consorten, wegen bewaffneter Rebellion gegen die bewaffnete Macht, Hoch- und Staatsverrath ꝛc. Zweibrücken, Ritter 1850." Zur Charakteristik der Bewegung und der Parteien. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Familie von Maros. Ein Roman aus der Neuzeit. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Greiling, C. E., Die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der Zukunft der Hannoverschen Landeskirche. Eine Kritik der mit Genehmigung des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten gedruckten Commissionsentwürfe zur Einführung und Ausbildung von Presbyterial- und Synodal-Einrichtungen in der evangelischen Kirche des Königreichs Hannover. Celle, Capaun-Karlowa. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

James, G. P. R., Henry Smeaton, oder die Jakobiten unter Georg dem Ersten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Mundt, T., Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pillersdorf, F. v., Die östreichischen Finanzen beleuchtet. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Pulszky, Therese, Sagen und Erzählungen aus Ungarn. 1stes Bändchen: Sagen. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Volkslieder. Gesammelt von G. Scherer. Leipzig, Mayer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Hasemann, J., Beurtheilung der evangelischen Gemeinde-Ordnung vom 29. Juni 1850 aus der Geschichte und aus ihr selbst. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Hungerbühler, J. M., Die Antwort der Reaktion auf die Sozialfrage und der schweizerische Demokratismus. Eröffnungsrede des Präsidenten der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, an der Hauptversammlung zu Heiden, den 2. Septbr. 1850. St. Gallen, Huber u. Comp. 1850. 8. 6 Ngr.

Krieg oder Frieden? Eine Rechtfertigung unserer Kabinets-Politik. Berlin, Logier. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Liebeherr, v., Andeutungen über die Reform des Mecklenburgischen Rechtes. Schwerin, Stiller. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Für St. Stephani Gemeinde. Abwehr und Angriff. Bremen, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Mazzini, J., Republik und Königthum in Italien. Köln. 32. 10 Ngr.

Moser, R., Ueber die Münzgesetze vom 7. Mai 1850 und die Nothwendigkeit einer Revision derselben. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Naumann, C. F., Ueber die Fortschritte der Geognosie im Gebiete der Sedimentärformationen seit Werner's Tode. Vortrag gehalten am Wernerfeste zu Freiberg den 25. Septbr. 1850. Gr. 8. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 6 Ngr.

Unsere Politik. 4te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Was sollen wir wollen? Betrachtungen zu einer Verständigung. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Vier Wochen auswärtiger Politik. Mit Urkunden. 2te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 37. — 12. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Die uralte Sintoreligion könnte man als eine sehr einfache Natur- oder Vernunftreligion bezeichnen, wo indessen die Lehren von Gott und Unsterblichkeit nur mangelhaft entwickelt sind. Sie stützt sich auf keine Offenbarung oder geschriebene Urkunden.[1]) Neben der Feier einiger Festtage und der Uebernahme etlicher Wallfahrten fodert sie vor allem von ihren Bekennern Reinigkeit des Herzens und des Leibes. Die letzte bezieht sich allerdings auch auf Aeußerlichkeiten, z. B. kein Blut vergießen, kein Fleisch essen (insbesondere nicht Rindfleisch, Butter oder Milch), nichts Todtes berühren, ja es nicht einmal sehen.[2]) Einer andern Nachricht zufolge verbietet die Sintoreligion eigentlich nicht das Fleischessen, und man tritt dem Schlachten des Rindviehs hauptsächlich entgegen, damit es nicht an Zugvieh fehle. Zu den geistigen Tugenden welche Jeder sich aneignen soll wird ausdrücklich Gehorsam gegen die Landesgesetze gerechnet.[3]) Ein höchster Gott wohnt im Himmel. In den kleinen, sehr einfachen Tempeln gibt es kein Abbild desselben; wol aber ist ein großer Spiegel als Sinnbild der Klarheit aufgestellt mit welcher Gott in das Herz der Menschen schaut, und daß diese gleicherweise ihre Fehler und Flecken auffinden und abstellen sollen. Weil indeß Gott sich nicht unmittelbar um alles Einzelne bekümmern kann, so gibt es Camis (oder Bewohner des Himmels) welche zwischen ihm und den Menschen vermitteln[4]); und da nun der Dairi mit diesen zusammenhängt oder von ihnen abstammt, so muß man auch ihm und seinen Gesetzen gehorchen. Die Priester der Sintoreligion dürfen heirathen und unterscheiden sich äußerlich nicht von den Laien.[5])

Daß die Boosdoreligion mit dem Buddhismus zusammenhängt, unterliegt keinem Zweifel; über ihren Inhalt oder eine vielleicht in Japan stattgefundene Umbildung fehlt es aber an sichern Nachrichten.[1]) Ihre sehr zahlreichen Priester leben unverehelicht, haben sich aber klüglich dem Dairi untergeordnet, um beim Ausbreiten ihrer Lehre keinen Widerspruch zu finden. Die Tempel der Buddhisten sind zwar größer als die der Sinto[2]), im Vergleiche mit denen des Alterthums und des christlichen Abendlandes jedoch ganz unbedeutend. In jenen Tempeln befindet sich eine Unzahl von Götzenbildern, angeblich 33,333 in einem Tempel zu Miaco. Das eine ist von ungeheuerer Größe und mißt von der Achsel zur Achsel 35 Spannen und vom Knie zum Knie 50 Spannen.[3])

Die Eigenthümlichkeiten der Lehre des Confucius sind anderswoher bekannt, sodaß es unnöthig erscheint sie hier näher zu entwickeln. So war also der Zustand Japans als Europäer das Land kennenlernten.

Zuerst erwähnt Marco Polo Japans unter dem Namen Zipangu[4]); doch blieb das Land völlig unbekannt bis Portugiesen ums Jahr 1541 dahin verschlagen wurden. Mit höchster Anstrengung suchten sie Handelsverbindungen anzuknüpfen, zugleich aber auch (nach der begeisterten Weise jener Zeit) das Christenthum auszubreiten. Der thätigste und vorzüglichste der damaligen Religionslehrer war Franz Xaverius welcher im Jahre 1549 Japan betrat. Ihm folgten mehre Jesuiten und später auch Dominicaner, Franciscaner und Augustiner. Ihre Bemühungen hatten einen fast beispiellosen Erfolg, sodaß die Zahl der zum Christenthume bekehrten Japaner auf 1,800,000 angegeben wird.[5]) Dieser Erfolg entsprang allerdings zuvörderst aus dem innern Werthe des Christenthums; dann aber auch (was man lobend anerkennen muß) aus dem Muthe, der Thätigkeit und Aufopferung der Missionnaire.[6]) Insbesondere nahmen sie sich, ganz anders als die japanischen Bonzen, der Armen und Leidenden an und eröffneten ihnen neue und

1) Kämpfer, II, 262; Charlevoix, I, 95; Meylan, 73—75.
2) Doeff, S. 24.
3) Doeff, S. 31; Meylan, S. 73; Zimmermann, IX, 2, 294.
4) Charlevoix, I, 90, 91; Fissher, S. 138; Hassel, XV, 471.
5) Doeff, S. 32.

1) Thunberg, II, 128; Fissher, S. 318.
2) Meylan, S. 76; Fissher, S. 63; Doeff, S. 35; Hassel, XV, 478.
3) Albertinus, „Relation über Japan", S. 5.
4) Siebold, S. 3—5; Varenius, S. 9; Titsingh, „Mémoires", S. 633; „Claims of Japan upon Christendom", S. 3.
5) „Claims of Japan", S. 23.
6) 1603 waren 118 Jesuiten in 19 Residenzen vertheilt. Albertinus, S. 16; Frois, „De statu religionis in Japonia".

trostreiche Aussichten.[1]) Umgekehrt unterstützten die Fürsten (welche zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit viel Geld brauchten) das Christenthum auf jede Weise, weil es ihnen mit dem einträglichen Handel in der engsten Verbindung zu stehen schien. Endlich blieb den Missionnairen nicht unbemerkt und unbenutzt daß manche Aehnlichkeit zwischen der japanischen und christlichen Lehre stattfand: so hinsichtlich der Geistlichen, Mönche, Nonnen, Pilgrimschaften und des Dairi, den man mit dem Papste verglich.

Wie war es möglich (fragt man erstaunt) daß dieser glückliche, bewundernswerthe Bau plötzlich ganz zu Boden stürzte, das Christenthum grausam verfolgt und ausgerottet wurde. Wir wollen die Gründe in höchster Kürze aufzählen:

1) Das Christenthum ward nicht in seiner beglückenden Reinheit gelehrt, sondern mit gar vielen Menschensatzungen und Aberglauben vermischt[2]), woran sich Tadel und Widerspruch anreihte. Auch ist die Bibel (diese Grundlage aller Lehre) nie übersetzt und den japanischen Christen in die Hände gegeben worden.

2) Neben der religiösen Thätigkeit beschäftigten sich die Missionnaire, insbesondere die Jesuiten, auch mit dem Handel; was zu ihrer Erhaltung nöthig sein mochte[3]), aber zu mancherlei unangenehmen Einreden und Bemerkungen führte. Noch übler daß sie mit den Missionnairen aus andern Orden in bittern Streit geriethen; wobei sich außerdem ergab daß Lehre und Wandel nicht immer übereinstimmten.

3) Unbegnügt mit Duldung und ungestörter Ausbreitung des Christenthums, wurden Bekehrer und Neubekehrte höchst unduldsam und herrschsüchtig.[4]) Die Bonzen welche sich zeither lernbegierig und geduldig gezeigt hatten verwandelten sich sehr natürlich in heftige Gegner, sobald man ihnen Güter und Einkünfte nehmen und ihre Tempel zerstören wollte. Sie sprachen: Wie können wir leiden daß einige ärmliche Fremde, die kaum ein paar Worte unserer Sprache verstehen, aus ferner Weltgegend herkommen, unsere Tempel und Götterbilder (die seit Jahrhunderten verehrt wurden) zerstören, uns Götzendiener und Thoren schelten und eine Lehre einführen welche dem Herkommen, den Sitten, den Ueberzeugungen widerspricht, allen Gehorsam gegen die Obrigkeit aufhebt und die Bekehrten unbedingt ihrer neuen geistlichen Tyrannei und ihrem geistlichen Aberglauben unterwirft!

4) Um den hier emporwachsenden Gefahren zu entgehen, nahmen die Christen Partei in den ausgebrochenen Bürgerkriegen meist für die Fürsten gegen den Kubo[5]); woran sich nach dessen Obsiegen natürlich Verfolgung und Unterdrückung anreihte. Wir haben, sagte der Oberpriester, die Christen nur verbannt um des Unheils willen welches nach dessen Einführung durch innere Kriege entstand.[1]) Die Lehre: daß Kirchengesetze höher ständen als Staatsgesetze, sowie eine an den Papst gerichtete Obedienzgesandtschaft, mußte Verdacht und Vorwürfe natürlich erhöhen.[2])

5) Hierzu kam daß Portugiesen und Spanier in jener Zeit ihrer glorreichsten Fortschritte sich überkühn und anmaßend betrugen und deutlich zu erkennen gaben daß ihnen und ihren Königen die Weltherrschaft zustehe. Die Eroberung Amerikas und der Philippinen blieb den Japanern nicht verborgen[3]), und man kann es ihnen keineswegs verdenken daß sie die Holländer (welche mit jenen Mächten in Krieg lebten) als natürliche Bundesgenossen betrachteten und benutzten. Es mag zweifelhaft bleiben wie die Holländer ihren Protestantismus dem Katholicismus gegenüber darstellten und inwieweit sie sich gefoderten Schmähungen des Christenthums unterwarfen[4]); gewiß trugen sie zur Vertreibung der Portugiesen bei, um sich an ihre Stelle zu setzen.

So wichtig alle hier aufgezählten Gründe auch erscheinen mögen[5]), können sie doch in keiner Weise die ungeheuere Grausamkeit rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, mit welcher (laut einstimmigen Zeugnissen) unzählige Christen gemartert und hingerichtet wurden. Dennoch schienen alle diese Mittel nicht hinreichend zu schützen gegen fremde Religion und fremde Uebermacht, und so ist nun seit mehr als 200 Jahren ein System des Schließens und Absperrens wirklich durchgeführt, welches weit über Das hinausgeht was Fichte in seinem geschlossenen Handelsstaate erträumte und Napoleon in seinem Continentalsysteme auf nur kurze Zeit erzwang. Die japanische Sperrung bezweckte übrigens Nichts weniger als die Beförderung oder Erweiterung des eigenen Handels; denn dieser, welcher sich bis Manilla, Bengalen, ja bis Acapulco erstreckt hatte, verminderte sich bis zu bloßem Küstenhandel. Ja, damit kein Schiff sich in die hohe See wagen könne, ward vorgeschrieben es dürfe nur 100 Fuß lang und 25—30 Fuß breit sein.[6]) Hin und wieder mag auch der Gedanke sich geltendgemacht haben daß eine zu bedeutende Metallausfuhr für Japan nachtheilig sei; im Ganzen und Großen herrschte aber immerdar die feste Ueberzeugung: nur durch völlige Trennung oder Isolirung von der ganzen übrigen Welt sei für Japan innere und äußere Sicherheit zu erlangen. Philosophische Betrachtungen über das Verkehrte, Hemmende, ja Unmenschliche eines solchen Absperrens fanden

---

1) van Haren, „Van Japan", S. 52—54.

2) „Claims", S. 22; Fischer, S. 14; Piñeyro. „Relacion del successo etc.", S. 5.

3) „Claims", S. 20, 16, 17; Fischer, S. 14; Charlevoix, I, 506 fg.; van Haren, S. 54.

4) Charlevoix, I, 197; Piñeyro, S. 230.

5) „Claims", S. 27; Fischer, S. 14; Piñeyro, S. 56, 69.

---

1) Ricord, S. 25.

2) Im Jahre 1581; Charlevoix, I, 427.

3) van Haren, S. 70; Montanus, S. 190; Piñeyro, S. 12; „Lettres adressées au père Vitelleschi", S. 196.

4) „Vertheidigung der Holländer durch van Haren."

5) Piñeyro; Montanus, S. 234; Roiz Giram, „Relation aus Japan"; Caron, S. 174.

6) „Claims", S. 20, 61; Titsingh, „Cérémonies du Japon", S. 6; Fischer, S. 251.

wol nur selten oder gar nicht statt; auch mußte die überall in Asien wachsende Herrschaft der Europäer in neuern Zeiten die Besorgnisse eher vermehren als vermindern. Daher sind denn auch alle Versuche der Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner [1]), sich den Zugang in Japan zu eröffnen, nicht blos höflich, sondern selbst mit Gewalt zurückgewiesen worden. Es ist gefährlich (sagte man den russischen Abgeordneten) mit ungleichen und unbekannten Mächten Freundschaft zu schließen. [2]) Japan hat keine großen Bedürfnisse, leidet an Nichts Mangel, trachtet nach keinem höhern Luxus, und erhält die angewöhnten Gegenstände durch Chinesen und Holländer.

Im Jahre 1590 begannen die Verfolgungen der Christen und endeten 1637 mit völliger Vertreibung der Portugiesen. Die Holländer, welche hierbei Hülfe geleistet und schon 1611 manche Vorrechte erhalten hatten, sahen sich aber in ihren Hoffnungen völlig getäuscht [3]); denn schon 1641 wurden sie auf der Halbinsel Desima bei Nangasaki eingesperrt, welche nur 400 Schritte lang und 180 breit ist. Die Beschränkungen und Scherereien welchen sie hinsichtlich des Verkehrs, des Umgangs, der Lebensweise, der Freiheit unterworfen sind übersteigen allen Glauben und werden nur durch Angewöhnung oder Aussicht auf Gewinn erträglich. Sie dürfen nur durch Dolmetscher und unter Aufsicht von Beamten mit Eingeborenen sprechen, keine Waffen besitzen und keine christlichen Bücher sehen lassen; sie müssen des Nachts in jenem durch ein Thor verschlossenen Bezirk bleiben, und erhalten nie die Erlaubniß auch nur den kleinsten Theil der Umgegend zu betreten. Alle eingeführten Waaren werden von den Japanern nach Belieben geschätzt und müssen für den festgesetzten Preis abgelassen oder zurückgeführt werden. Die Visitation ist so genau daß man früher vorschrieb wieviel im Durchmesser ein Holländer haben dürfe, und nur ihrem ersten Beamten einen größern Durchmesser verstattete. Erstaunen erregte es als ein Matrose in zwei Stimmen sprach: er hatte nämlich einen Papagai in seinen Beinkleidern versteckt. [4]) Selbst Eier wurden zerschlagen, weil man besorgte es wären verbotene Waaren darin verborgen.

Zu hohen Zöllen tritt (infolge des unfreien Handels) ein Zinsfuß, der bis zu 18—20 Procent steigt und (in der Mitte des 18. Jahrhunderts) eine solche Abnahme des Handels daß er fast gar keinen Gewinn mehr abwarf. Daher sagt ein Berichterstatter [5]): „Die ganze Einrichtung des niederländisch-japanischen Handels ist eine Combination von seit Jahrhunderten eingeschlichenen Misbräuchen, Beschränkungen und ängstlich-langweiligen Proceduren.“ Und Krusenstern ruft aus [1]): „Empörend, unbeschreiblich empörend ist der Anblick, brave Männer mehre Minuten in der verworfensten Lage vor einem japanischen Banjos, der oft zum niedrigsten Pöbel gehört, zu sehen, währenddem dieser Banjos die ihm gezollte, demüthige Ehrfurcht nicht einmal mit einem Kopfnicken erwidert.“

Mit all dem Erzählten stehen Klagen in enger Verbindung über untreue Beamte, Schmuggeln, Ueberladen und Verlust von Schiffen, schlechten Waaren u. s. w. [2]) Außer den Holländern ist nur den Chinesen der Handel nach Japan erlaubt; er unterliegt aber gleich drückenden Beschränkungen.

Die in Europa so gründlich untersuchten Fragen über Bedarf, Nachfrage, Erzeugung und Verbrauch kommen in Japan gar nicht zur Sprache. Die Regierung setzt fest daß ein Schiff von solcher Größe, mit so und soviel Gegenständen befrachtet in Nangasaki einlaufen, und was und wieviel es nach Batavia oder Europa zurückführen dürfe. Der ehemals viel bedeutendere Ausfuhrhandel (z. B. an Getreide, Mehl und Metall) ist dadurch entweder ganz gehemmt oder auf ein Geringstes hinabgedrückt. [3]) Als Gegenstände der hoch zu verzollenden Einfuhr werden aufgezählt [4]): Zinn, Quecksilber, Eisen, Salpeter, Sandelholz, Cocosöl, Cajaputöl, Safran, Pfeffer, China, Krebsaugen, Theriak, Moschus, Aloe, arabisches Gummi, isländisch Moos und andere Arzneimittel; ferner fremde Thiere und Vögel, Spiegel und Glaswaaren, Uhren, Tücher, Gold- und Silberstoffe. [5]) Die Einfuhr von Priestern (so wird berichtet) ist ausdrücklich verboten.

Die Ausfuhr besteht in Reis, Kampher, Soya, eingemachten Früchten, Schlafröcken, Porzellan, lackirten Waaren, und vor allem in Kupfer. [6]) Indessen ist die jährliche Ausfuhr des letzten Gegenstandes von 25,000 Pikols (über drei Millionen holländische Pfunde) auf 6000 Pikols herabgesetzt, und Ausfuhr von Gold und Silber findet gar nicht mehr statt; angeblich um für den einheimischen Bedarf genug übrigzubehalten. Ebenfalls ist die Ausfuhr von Karten und Büchern verboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das phonetische System in den englischen Gefängnissen und Armenschulen.

Die Fähigkeit gedruckte Bücher zu lesen ist ohne Zweifel das erste und nothwendigste Bildungsmittel, oft das einzige welches die großen Massen vor geistiger und sittlicher Barbarei rettet. Und doch ist die Erlangung dieser Fähigkeit mehren Millionen Menschen in England geradezu unmöglichgemacht, weil die herkömmliche Orthographie für die ärmern Classen, welche nur während kurzer Zeit einen unvollkommenen Unterricht empfangen können, ein unübersteigliches Hinderniß des

1) „Moniteur des Indes orientales 1846—47“, II, 41; „Claims“, S. 131, 160; Golownin, II, 26.

2) Langsdorf, I, 269.

3) Eichhorn, V, 641; Meylan, S. 29—33; Fisscher, S. 15—20; „Claims“, S. 26, 29; Siebold; Firato und Dezima, S. 4.

4) „Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap“, Bd. II; Zimmermann, IX, 2, 155; Thunberg, II, 19, 205.

5) Siebold, „Handel“, S. 43.

1) Krusenstern, I, 285.

2) „Claims“, S. 49; Zimmermann, IX, 2, 46, 170.

3) Varenius, S. 13.

4) Fisscher, S. 274.

5) „Claims“, S. 19.

6) Doeff, S. 58, 59; Montanus, S. 192; Thunberg, II, 51, 52; Fisscher, S. 451; Siebold, „Handel“, S. 41.

Lesenlernens ist. Von dem Schreiben, diesem zweiten Mittel zur Bildung und zu besserm Fortkommen im Leben, kann in Bezug auf diese Classen noch weniger die Rede sein. Nach amtlichen Berichten sind von den 16 Millionen Einwohnern von England und Wales ungefähr acht Millionen unfähig ihren Namen zu schreiben, fünf Millionen unfähig ihre Muttersprache zu lesen! Dieser traurige Zustand war nicht zu ändern solange man nicht die principlose, willkürliche und irreführende Orthographie mit einem naturgemäßen Schreibsystem vertauschte. Ein solches System, das phonetische, ist neuerdings von zwei Männern, Isaak Pitman und Alexander J. Ellis, erfunden und bereits mit glücklichem Erfolge zur Anwendung gebracht worden. (Der beschränkte Raum verstattet hier keine ausführliche Darlegung dieses Systems; es genügt wenn wir sagen daß vermöge eines erweiterten Alphabets jeder Buchstabe eine unabänderliche Geltung hat, sodaß das Auge sofort bei dem Anblicke eines gedruckten Wortes dessen Aussprache mit vollständiger Sicherheit erkennt.) Den unermüdlichen Anstrengungen der genannten beiden Männer, namentlich den wissenschaftlichen Begründungen und praktischen Ausführungen des Hrn. Ellis, welcher eine beträchtliche Anzahl phonetisch gedruckter Werke bearbeitet und herausgegeben hat, ist es gelungen zahlreiche Freunde und Beförderer der guten Sache zu gewinnen. Der Leseunterricht wird an vielen Orten nach der phonetischen Methode ertheilt, z. B. im liverpooler Armenhause, im glasgower Stadtgefängnisse, in den Sonntagsschulen zu Sheffield, Manchester, Preston u. s. w.; phonetisch gedruckte Bibeln, belehrende und unterhaltende Schriften sind in unzähligen Exemplaren vertheilt; schon sind viele Tausende, Erwachsene und Kinder, durch diese wahrhaft menschenfreundlichen Bemühungen aus der Nacht der Unwissenheit und der aus ihr entspringenden Rohheit gerettet worden.

Unter der Menge von Zeugnissen über diese erfreulichen Resultate theilen wir Nachstehendes mit, dessen Authenticität wir verbürgen. In der Fabrikstadt Preston (mit 50,000 Einwohnern) in Lancashire ist die phonetische Art des Lesenlernens in dem Stadtgefängniß förmlich eingeführt; der Gouverneur des Gefängnisses, Oberst William Martin, schrieb darüber im November an einen der Hauptbeförderer dieses Systems:

„Noch immer fahren wir in der Anwendung des phonetischen Unterrichtssystems in diesem Correctionshause fort, und wie ich mich überzeugt halte zur großen Befriedigung der Lehrer und Lernenden; selbst die Stumpfsinnigsten, auf welche früher gar nicht einzuwirken war, gehen jetzt mit einem alles Vermuthen übertreffenden Eifer und Vergnügen auf die Sache ein. Ich glaube daß das phonetische System das einzige ist durch welches wir erwarten dürfen den Stumpfsinnigen, Leichtfertigen, Trägen, Gedankenlosen und Dummen etwas Gutes zu thun. Ich frage: hat irgend ein anderes Unterrichtssystem jemals die Unwissenden befähigt in 20—30 Stunden lesen zu lernen? Das phonetische hat es gethan. Unsern Gefangenen gefällt das System sehr gut; ihre Aufmerksamkeit ist dergestalt an das Buch und den Lehrer geheftet daß ich niemals eine einzige Klage über Verletzung der Disciplin aus dem Schulzimmer erhalten habe, wohingegen als noch nach dem alten System gelehrt wurde die Klagen so häufig kamen, die Gefangenen so leichtsinnig und schwatzhaft waren daß ich es für geeignet hielt das Aufgeben der Schule zu beantragen." Von besonderer Wichtigkeit ist noch die Stelle in demselben Briefe in welcher der Gouverneur sagt: „Hinlängliche Erfahrung hat mich überzeugt daß die Unwissendsten, nachdem sie erst phonetisch Gedrucktes lesen gelernt haben, mit Leichtigkeit auch andere, nach der herkömmlichen Orthographie gedruckte Bücher zu lesen vermögen." (Hierin liegt ein sehr verständlicher Wink welche große Vortheile auch Fremde, die sich mit Erlernung des Lesens des Englischen abquälen, aus dem Hülfsmittel des phonetischen Alphabets ziehen könnten.) Zu dem ebenerwähnten rühmlichen Zeugnisse gesellt sich dasjenige welches der in England durch seine Schriften über das Verhältniß der Armuth und Unwissenheit zum Verbrechen bekannte Geistliche J. Clay ausstellt: „I cannot conceive that anything of the kind could be more satisfactory than the result of your kind endeavours to teach such dull, dense, ignorant creatures as those selected from our prisoners, for the purpose of your most benevolent experiment. We still continue to teach on your method and with the most decided success."

Wir sind der wohlbegründeten Ansicht daß die Erfindung und Verbreitung des phonetischen Systems eine für die Culturgeschichte Englands nicht unwichtige Thatsache ist, welche in ihrer stillen Unscheinbarkeit segensreicher, wahrscheinlich auch dauernder wirken wird als der rohe Waffenlärm oder die feinen Diplomatenränke, und daß diese Thatsache demnach sehr wohl verdient auch in unsern Kreisen zu allgemeiner Kenntniß gebracht zu werden. 29.

Lesefrüchte.

Ein Seitenstück zum Wartburger Autodafé 1817.

Zu dem im Jahr 1817 auf der Wartburg stattgefundenen, gleichsam politischen Autodafé findet sich in der deutschen Literargeschichte des 18. Jahrhunderts ein Seitenstück, also ein literarisch-kritisches Autodafé. Der am 12. September 1772 gestiftete Dichterbund des Eichengrundes bei Göttingen lehnte sich vorzüglich an Klopstock an, und seine Mitglieder Boye, Hölty, Voß u. s. w. schwelgten, im Hochgefühle Deutsche zu sein, in schwärmerischer Verehrung Klopstock's. Voß schrieb einmal: „O! welch ein Mann ist Klopstock! Ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seelen durchbohren als unser Klopstock." Die überwallende und brausende Begeisterung machte sich bei der Feier von Klopstock's Geburtstag, am 2. Juli 1773, Luft, wennschon in einseitigem Haß gegen Wieland als leichtfertigen und undeutschen Dichter. Schon im October 1772 war man einmal von Seiten des Bundes soweit gegangen daß man mit vollen Gläsern aufgestanden war zu dem Rufe: „Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!" Aber bei jener Geburtsfeier im Jahre 1773 ging man weiter. Voß schreibt hierüber: „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's «Idris» zerrissen. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boye, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen «Idris» stampfen ... zuletzt verbrannten wir Wieland's «Idris» und Bildniß."

Vor kurzem ist in einem Rechtsfalle in Frankreich, in welchem es sich um das Recht zur Herausgabe vertraulicher Briefe handelte, ein Urtheil gesprochen worden das auch in Deutschland auf Beachtung Anspruch haben dürfte. Im Auftrag der Frau Récamier nämlich waren Briefe Benjamin Constant's an sie herausgegeben worden, dagegen wurde Einsprache erhoben, und das Gericht erklärte: daß das Recht der Herausgabe der Briefe der Familie Constant's zukomme. Unter Anderm wurde in den Entscheidungsgründen gesagt: „Ein vertraulicher Brief ist nicht das unbedingte Eigenthum Dessen an den er gerichtet ist, die Geheimnisse die er enthalten mag sind ein Depositum worüber er nicht allein verfügen darf, ein vertraulicher Brief enthält gewissermaßen die Bedingung daß er nicht über einen bestimmten Kreis hinaus bekannt werde, diese Bedingung hat alle Kraft eines wirklichen Vertrags, und wenn nichtsdestoweniger der Inhalt veröffentlicht wird, so muß Dieses ein Mistrauen über alle Privatmittheilungen verbreiten, und dadurch die Bande der menschlichen Gesellschaft schlaffer machen; und diese Grundsätze sind auch dann nicht außer Acht zu lassen, wenn der Schreiber der Briefe eine historische Person ist." 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 38. —— 13. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Wenden wir uns jetzt zu der mehr geistigen oder wissenschaftlichen Bildung, so mag doch das Christenthum zu mancher Prüfung Veranlassung gegeben haben und mancher Nachhall übriggeblieben sein. [1]) So fragten Japaner: warum Gott nicht alle Menschen erlöse und beselige, und ein gelehrter Bonze schwankte sehr ob er die Unsterblichkeitslehre annehmen oder verwerfen solle. [2]) Merkwürdig und löblich ist es daß die christliche Unduldsamkeit die Japaner nicht angesteckt hat. Man kennt daselbst keine Proselytenmacherei: Freunde und Verwandte, Mann und Frau bleiben ungestört in Liebe und Freundschaft bei ihrem Glauben. [3]) Nur unter den zahlreichen und eigennützigen Bonzen war Streit, sonst schreibt der tüchtige und hier unparteiische Xaverius im Jahre 1553 [4]): „Die Verschiedenheit des Glaubens und der Bekenntnisse schwächt oder zerstört in keiner Weise die Uebereinstimmung der Gemüther oder häuslichen Frieden und Eintracht; vielmehr folgt Jeder in Erwählung der Religion seinem eigenen und keinem fremden Urtheile."

Obgleich nun hiermit ein Haupthinderniß wissenschaftlicher Bildung aus dem Wege geräumt ist und manche Berichtserstatter die Japaner als das gebildetste Volk Asiens bezeichnen und sie über die Chinesen hinaufsetzen [5]); obgleich wir hören von Schulen, Universitäten, Dolmetschern, Uebersetzungen, Karten- und Büchersammlungen [6]): so scheinen doch im Allgemeinen die Kenntnisse sehr dürftig und die Literatur sehr ärmlich zu sein. Man sagt sie erstrecke sich nur auf Religion, Moral, Arzneikunde und Geschichte. [7]) Was jedoch aus dem letzten Fache bekanntgeworden ist steht selbst weit hinter den Geschichtschreibern des Mittelalters zurück.

1) „Lettres au père Vitelleschi", S. 193.

2) Unas veces me dice, che si; otras che no! „Cartas de los padres", S. 40.

3) Caron, S. 99.

4) „Epistolae japanicae", Bd. I, 6. Brief.

5) Meylan, S. 125, 135; Palmer, S. 9.

6) „Cartas de los padres", S. 45b; Montanus, S. 169; Fisscher, S. 97.

7) Charlevoix, I, 59.

Zwar heißt es: jeder Japaner könne lesen und schreiben [1]); hieraus folgt (wie wir auch in Europa sehen) aber noch gar nicht daß sie lesen und etwas (da ihnen auch heilige Offenbarungsschriften fehlen) zu lesen haben. [2]) Zum Schreiben gebrauchen die Japaner keine Federn, sondern Pinsel. Briefe werden auf aneinandergeklebte, schmale Streifen Papier geschrieben, die oft über fünf Ellen lang sind. Man verschließt dieselben mit etwas Stärke oder einem Körnchen Reis. Die Japaner bedrucken Holzplatten auf einer Seite, kennen aber keine beweglichen Lettern. [3])

Die Japaner, heißt es, sind in den Künsten sehr zurück, aber fähig zu größerer Entwickelung [4]), was man zuletzt jedem Volke zugestehen muß. Von ihren Gedichten wird viel gesprochen, bisjetzt aber noch keine irgend erwähnenswerthe Probe dargeboten. Es gibt Bildsäulen aus Stein oder Metall gegossen; sie sind aber ungestalt und häßlich. Ein japanischer Künstler zeichnete rasch und genau europäische Gegenstände [5]); auch werden Malereien in Wasserfarben von Blumen und Vögeln gerühmt. Oelmalerei und Perspective ist dagegen unbekannt. Die Japaner singen viel bei der Arbeit, und die Frauen begleiten ihren Gesang häufig mit der Samsie (einer Art Guitarre), während die Männer Sacki trinken [6]); doch wird ganz allgemein bezeugt die Musik sei herzlich schlecht und die Instrumente seien sehr unvollkommen. Den Tanz nennt ein Berichtserstatter mimisch [7]), sodaß man in Japan das europäische „huppelen en trippelen" nicht kenne. Abbildungen von Hausgeräth, Gefäßen, Zierathen, Leuchtern u. dgl. zeigen gute und häßliche Formen in bunter Mischung. Manche Gewerbe werden mit Sorgfalt getrieben [8]), so der Bergbau, die Seiden- und Baumwollenweberei; Anderes haben sie von den Europäern gelernt, so die Anfertigung der Ther-

1) Golownin, II, 21; Fisscher sagt: höhere Bildungsanstalten fehlen, S. [illegible].

2) Varenius, S. 172; Fisscher, S. 232.

3) Zimmermann, IX, 2, 222; Meylan, S. 133—135.

4) Golownin, II, 23; Hassel, XV, 419.

5) Langsdorf, I, 257; Fisscher, S. 129.

6) Golownin, II, 23; Fisscher, S. 273; Meylan, S. 137; Charlevoix, I, 59.

7) Meylan, S. 138.

8) Meylan, S. 131; Hassel, XV, 417.

mometer, Barometer und Ferngläser; noch andere Dinge liefern sie in höchster Vollkommenheit, so Stahl- und Lackirarbeiten.

Bei der Kleinheit und Unbedeutsamkeit der Tempel fehlt der Hauptantrieb zur Vervollkommnung der Baukunst; doch geschieht mehrstöckiger Thürme Erwähnung, welche den chinesischen mögen nachgebildet sein.[1] Der Sitte gemäß und aus Furcht vor den häufigen Erdbeben sind alle Wohnhäuser von Holz und nur einstöckig (sehr selten zweistöckig) erbaut.[2] Statt fester Wände hat man in Japan blos verschiebbare Scheidewände, um die Stuben größer oder kleiner zu machen. In diesen findet man äußerst wenig Möbel, aber die größte Reinlichkeit und so zierliche Matten und Fußdecken daß man nur auf Strümpfen hereintreten darf und Stiefeln und Schuhe draußen läßt.[3] Die Thüren zu den Zimmern gehen gewöhnlich in eine Galerie welche rings um das Haus läuft. Statt gläserner Fensterscheiben bedient man sich des ölgetränkten Papiers und schiebt bei schlechtem Wetter hölzerne Tafeln vor, wodurch aber natürlich die Stube finster wird.[4] Trotz strenger Kälte kennt man keine Kamine oder Oefen, sondern nur Kohlentöpfe, weshalb die Bewohner in den leichtgebauten Häusern umsomehr vom Froste leiden. Ein Loch im Dache dient statt des Schornsteins.

Hinsichtlich der Nahrungsmittel scheinen weder alle Sekten, noch scheint man zu allen Zeiten gleiche Grundsätze aufgestellt und beobachtet zu haben. So heißt es zum Jahre 749: „Es ward im ganzen Reiche verboten irgend ein Thier zu tödten"; ein Gesetz das gewiß nie zu voller Ausführung kam.[5] Denn wenn auch (wie wir schon bemerkten) sich gewisse Religionsparteien des Rindfleisches enthalten, so erstreckt sich diese Enthaltsamkeit doch nicht auf alle und jede Fleischspeisen. Verhältnißmäßig werden aber allerdings mehr Fische gegessen, sowie auch die Abneigung gegen fette Speisen und thierisches Fett sich nicht auf Fischfett und Thran erstreckt. Auffallender erscheint es daß die Japaner keine Mahlmühlen kennen und kein Brot essen; dessen Stelle vertritt das Reis als Brei oder in festen Klumpen.[6]

Thee wird zu allen Zeiten und auch bei den Mahlzeiten getrunken[7]; statt des Weines aber aus Reis bereiteter Sacki, welcher, in Uebermaß genossen, berauscht. Man trinkt ihn jedoch fast nie kalt, wie denn die Japaner allen kalten Getränken abgeneigt sind. Die Gastmähler der Japaner sind einfach und selten[8]; mehr sucht man sich durch eine zahlreiche Dienerschaft auszuzeichnen. Statt der Gabeln bedient man sich kleiner

1) Abbildungen bei Kämpfer und Siebold; Montanus, S 117.
2) Golownin, I, 116; Kämpfer, II, 181; Hassel, XV, 421.
3) Golownin, II, 72; Fischer, S. 223, 68; Thunberg, II, 170–173.
4) Fischer, S. 228.
5) Titsingh, „Annales", S. 74; Golownin, II, 31; Thunberg, II, 15; Varenius, S. 159, 163; Fischer, S. 230.
6) Montanus, S. 76; Varenius, S. 137.
7) Thunberg, II, 2, 99; Fischer, S. 231, 232; „Verhandelingen", III, 153.
8) Golownin, II, 81.

Stäbchen.[1] Häufig werden kurze Gebete vor und nach der Mahlzeit gesprochen.

Seit Jahrhunderten ist die Kleidung der Japaner unverändert[2]; aber Nichts weniger als schön, da sie die menschliche Gestalt ganz durch weite, formlose Gewänder verhüllt, die sich am ersten mit Schlafröcken vergleichen lassen. Deshalb werden Beinkleider oft gar nicht oder von einer ganz übertriebenen Weite getragen, sodaß sie mit Frauenröcken Aehnlichkeit haben und die Leichtigkeit der Bewegung hindern. Bisweilen sind sie auch auf der Seite offen um das ganze Oberkleid hineinzustecken. Die überweiten Aermel dieses Oberkleides bilden zugleich eine Art Tasche, in welche die Männer Tabackspfeife, Dose u. dgl. stecken[3], die Weiber hingegen verbergen Messer, Schere u. dgl. in ihrem Gürtel. Man trägt weder Tuch noch Pelze, aber viel Baumwolle und noch mehr Seide.[4] Regenmäntel werden meist von ölgetränktem Papiere gemacht. Regenschirme und Fächer sind allgemein im Gebrauch. Strümpfe werden nicht gewebt oder gestrickt, sondern bis zur Wade zusammengenäht. Statt der Schuhe trägt man häufig bloße Sohlen. Was wir Wäsche nennen (insbesondere Hemden) kennt der Japaner nicht; jedoch (wie man versichert) unbeschadet der Reinlichkeit. Die Schnupftücher bestehen aus feinem weißen Schreibpapier. Das Familienwappen wird gewöhnlich in das Oberkleid eingenäht oder eingewirkt.[5] Weiß ist die Trauerfarbe. Der Bart wird geschoren oder ausgezwickt und ebenso der Kopf; mit Ausnahme eines schmalen Striches, dessen Haare zusammengebunden und nach vorn gezogen werden. Bloß ist der Hals und der Kopf, nur bei Regenwetter mit einem Hute bedeckt.[6]

So schwer es ist ganze Völker passend durch lobende oder tadelnde Beiwörter zu schildern, ist Dies doch von den meisten Reisenden versucht worden. So heißt es von den Japanern: sie sind ehrlich, menschlich, friedliebend, sparsam, gutmüthig, reinlich (wie schon das häufige Baden beweist), fleißig, standhaft, geduldig, besonnen, dienstfertig, treu, nicht zänkisch oder verleumderisch, ehrliebend, höflich, dankbar, mitleidig.[7] Sie ehren alles Alte und die Alten.[8] Ihre Kindererziehung ist milde und zweckmäßig. „Das japanische Volk", sagt Siebold, „kann man mit einer zahlreichen, wohlerzogenen, gehorsamen Familie vergleichen.[9] Sie erziehen ihre Kinder mehrentheils zu Hause und lassen sie in der Schule lernen. So böse Jungen wie man sie von unsern lateini-

1) „Bemerkungen über Japan", S. 105; Fischer, S. 229.
2) Meylan, S. 84; Ricord, S. 110; Thunberg, II, 179; Charlevoix, I, 29.
3) Fischer, S. 231.
4) Krusenstern, I, 293 – 294; Golownin, II, 15; Thunberg, II, 185—186; Meylan, S. 92.
5) Krusenstern, I, 290; Golownin, II, 75—80; Meylan, S. 84.
6) Thunberg, II, 177; Siebold, „Nippon", S. 39.
7) Golownin, II, 20; Thunberg, II, 160—165; Fischer, S. 69, 34, 227; „Cartas", S. 39[b], 48[b]; Varenius, S. 132.
8) Fischer, S. 116; Thunberg, II, 157.
9) Siebold, „Volk und Staat", S. 146.

schen Schulen kommen sieht gibt es dort nicht." Von Andern wird Scharfsinn und Gedächtniß, insbesondere der Knaben, gerühmt, und Montanus schreibt [1]): „Die Kinder sind eines so geschwinden Verstandes, so artig von Wesen und so wenig bäuerisch an Geist daß man sich darüber verwundern muß."

Dem Allen gegenüber wird tadelnd bemerkt: Die Japaner sind stolz (schon deshalb weil sie kein anderes Volk besiegt habe), rachsüchtig, zurückhaltend, argwöhnisch, wollüstig. [2]) Daß Arme häufig ihre Kinder umbrächten, um sie von der Last und Noth des Lebens zu befreien, wird von Einigen behauptet, von Andern geleugnet.

(Der Beschluß folgt.)

Hanna More. Ein christliches Lebensbild, nach Roberts und Thompson. Mit ihrem Bildniß und einem biographischen Register der vorkommenden Personen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ein Lebensbild und zwar ein ebenso anziehendes wie treues, das reichbegabte und fruchtbare Leben einer schönen weiblichen Seele sinnig abspiegelnd!

Hanna More, geboren am 2. Februar 1745, gestorben im neunundachtzigsten Lebensjahre am 7. September 1833, hatte mit ihren vier Schwestern, unter Leitung des wackern Vaters, welcher Rector der lateinischen Schule in Fishpond bei Bristol war, und der trefflichen Mutter eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und sich schon früh durch vielversprechende Anlagen und lebendigen Bildungseifer in ihrem Kreise hervorgethan. Als sie 16 Jahre alt war, erregten ihre außerordentlichen Geistesgaben und die ungemeinen Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften schon die Aufmerksamkeit und Theilnahme mehrer gebildeter Männer und Frauen. Ihre ältern Schwestern hatten in Bristol eine Erziehungsanstalt für Mädchen gegründet, Hanna widmete dieser Anstalt eine einflußreiche Thätigkeit, und gewann bei dem fröhlichen Gedeihen derselben erwünschte Muße zur Fortbildung und zu literarischen Arbeiten.

Im siebzehnten Lebensjahre schrieb sie ein ländliches Drama: „Das Suchen nach Glück", zunächst für weibliche Zöglinge, welche kleine Schauspiele in den Schulen aufführten. Diese und andere Schriften gewannen ihr bald einen weiten Kreis von Gönnern und Freunden, unter welchen mehre der ausgezeichnetsten Männer Englands sich befanden.

In ihrem zweiundzwanzigsten Jahre verlobte sie sich mit einem angesehenen und reichen Manne, aber die Verehelichung fand unerwartete Hindernisse. Nachdem dieses Verhältniß auf die mildeste und zarteste Weise sich gelöst hatte, beschloß sie unverehelicht zu bleiben, und obwol Talent und Neigung sie zu dem stillen Walten einer Hausfrau zu bestimmen schienen, sich einen andern Wirkungskreis zu gestalten.

Innerhalb 40 Jahren verfaßte sie außer mehren kleinern 18 größere Schriften, von denen einige durch 9, 10 — 19 Auflagen ausgezeichnet wurden. Und doch war Dies eigentlich nur eine Nebenbeschäftigung, zu der noch ein sehr ausgebreiteter Briefwechsel sich gesellte. Sie widmete einen Theil ihrer Zeit, ihre Sorge und Mühe vornehmlich jener weiblichen Pensionsanstalt, die von ihr in Verbindung mit ihren Schwestern geleitet ward und in jeder Hinsicht ersprießlich war, wie sie denn auch einen in ganz England anerkannten Ruf genoß. Dabei durfte sie sich gestatten zu Zeiten wochenlang in London zu verweilen, wo der lebhafte Verkehr mit Garrick, Dr. Johnson, Sir Josua Reynolds, Burke, und mit allen politischen und literarischen Koryphäen der britischen Hauptstadt, ihr mannichfache Auszeichnung und noch mehr Genuß bereitete. Obwol nicht unempfänglich für Lob und Beifall, die ihr überall entgegenkamen, blieb sie doch unbefangen, anspruchslos, und mit ihrem Ruhm schien ihre Demuth zu wachsen. Nach dem Tode Garrick's, ihres Freundes und Berathers (1779), entsagte sie den dramatischen Arbeiten, obwol diese ihr einen außerordentlichen Ruhm und viele Freunde, neben sehr bedeutendem Honorar gewonnen hatten. Nur geistliche Dramen dichtete sie noch; aber sie wohnte nie wieder einer theatralischen Vorstellung bei, der Glanz und Ruhm der Welt hatte für sie den Reiz verloren. Sie zog sich selbst von dem Umgange mit mehren ihrer Gönner und Freunde zurück; mit ihrer vertrautesten Freundin, Garrick's Witwe, widmete sie sich vornehmlich der Sorge für das Eine was noth ist, und Werken der Liebe. Besonders bemühte sie sich gute Volksschulen zu stiften, und erwarb sich dadurch ausgezeichnete Verdienste; die vielen Schwierigkeiten die zu überwinden waren konnten ihren Eifer nicht ermüden, und sie ließ vereint mit ihren Schwestern auch durch große Unannehmlichkeiten und persönliche Gefahren sich nicht abhalten selbst Gegenden in denen die Roheit des Landvolks abschreckend war zu durchziehen, um dem geistigen Bedürfniß der verwahrlosten Kinder entgegenzukommen. In neun Schulen welche sie, unterstützt von wohlhabenden Freunden und Gönnern, gegründet wurden 1200 Kinder unterrichtet, und die in Einem Geiste wirkenden Schwestern besuchten mit Hanna More 20 Jahre lang an jedem Sonntage drei, zum Theil fast weit auseinandergelegene Schulen. Da mußten sie oft in einem elenden Dorfe übernachten, und benutzten die Abende den Leuten Erbauliches vorzulesen. Es fehlte nicht an Anfechtungen und Widersachern, aber der heilige Eifer der Liebe überwand Alles. Es geschah auch wol daß Aeltern, wenn sie ihre Kinder in die Schule sendeten, dafür eine Bezahlung begehrten; Andere weigerten sich hartnäckig die Kinder dem Unterricht anzuvertrauen, weil sie fürchteten man werde sie wenn sie herangewachsen wären als Sklaven verkaufen, oder doch über das Meer senden. Durch die Stiftung von Frauenvereinen wurde das gute Werk der Bildung des armen Landvolks wesentlich gefördert. Mit der Sorge für das geistige Leben der Armen ging die für das leibliche Hand in Hand. In die elendesten Hütten, an die abschreckendsten Krankenlager brachten sie Trost und Hülfe, Nahrung, Kleidung, Erwärmung, Erquickung. Hanna More erfüllte in der That was sie Einem ihrer Freunde in ihrem siebenundvierzigsten Lebensjahre schrieb: „Der Rest meiner Tage ist den Armen und Denen die keinen Helfer haben gewidmet, und wenn ich ihnen auch nicht viel Gutes thun kann (sie that aber des Guten bewundernswürdig viel!), so kann ich doch wenigstens mich ihnen theilnehmend beweisen, und ich weiß daß es einem verlassenen Wesen ein Trost ist sagen zu können: Es ist Jemand der meiner gedenkt!" Und bis in das neunundachtzigste Lebensjahr beharrte sie, soweit ihre Kräfte und ihr Einfluß reichten, in ihrem wohlthätigen Bemühen.

Als eine hochherzige Frau bewährte sie sich auch in ihrer lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und politischen Verhältnissen. Während Viele eifrig bemüht waren die verführerischen Grundsätze der Französischen Revolution (1792) weiter zu verbreiten, und durch Flugschriften den Geist des Volks zu vergiften, ergingen viele Auffoderungen an sie durch ein populaires Tractätchen dem Unwesen entgegenzuwirken: sie lehnte es ab, konnte aber sich doch nicht versagen die „Dorfpolitik von Will Chip" zu schreiben und diese anonym drucken zu lassen. Die kleine Schrift gewann außerordentlichen Beifall und heilsamen Einfluß. Im Jahr 1791 verfaßte sie auch eine beredte Schrift gegen die berüchtigte athei-

1) „Epistolae japanicae", S. 11, 11, 73; Montanus, „Gesandtschaften", S. 45.

2) Thunberg, II, 160—165; Fischer, S. 59; „Epistolae japanicae", S. 11; Meylan, S. 177.

stische Rede Dupont's in der Nationalversammlung, und widmete den ganzen Ertrag derselben (an 240 Pf. St.) der Sammlung zur Unterstützung der ausgewanderten französischen Priester, denen sie das tiefste Mitleid nicht versagen konnte, je mehr sie ihre Ueberzeugungstreue ehrte.

Mit dem lebhaftesten Interesse begleitete sie auch die eifrigen Bemühungen ihres vertrauten Freundes Wilberforce für die unglücklichen Sklaven, und dankte Gott als derselbe im Februar 1794 eine günstige Clausel der Bill für die Sklaven im Unterhause durchgebracht hatte. An dem Tage schrieb sie in ihr Tagebuch: „Herr, laß bald die Zeit kommen, da wahre Freiheit, Licht und Erkenntniß sich über die ganze Erde verbreiten!" Sie selbst wirkte dazu eifrig mit, indem sie, zur Förderung der Volksbildung und zum Gegengift gegen die weitverbreiteten schädlichen Schriften, eine „wohlfeile Sammlung kleiner Volksschriften", jeden Monat drei Tractate, Geschichten, Balladen, Sonntagserzählungen 2c., in blühend populairem Stile herausgab. Oft krank und schwach, arbeitete sie neben ihren andern Beschäftigungen unablässig an dieser Sammlung und wußte auch so bedeutende Hülfsmittel zu gewinnen daß der geringste Preis gestellt und dadurch die Verbreitung der Tractate gefördert werden konnte. Schon im ersten Jahre wurden zwei Millionen dieser Schriften verbreitet.

Ihrem Lande und Volke war sie treulich zugethan. Obwol hochherziger Gesinnung, kann ihr Patriotismus doch engherzig erscheinen, da sie sich zu dem Grundsatz bekannte: „Besser in England sterben als anderswo wohl sein!"

Bei ununterbrochener einflußreicher und wohlthätiger Wirksamkeit nach außen, und bei lebhaftem Verkehr mit ihren Freunden und Gönnern, den sie jedoch allmälig beschränkte um weniger zerstreut zu werden, arbeitete sie mit immer erhöhtem Eifer an der Läuterung und Kräftigung ihres innern Lebens. Wie scharf sie sich selbst beobachtete, wie gründlich sie ihr Herz erforschte, wie streng sie sich selbst richtete, Das beurkunden auf eine höchst lehrreiche Weise die Mittheilungen aus ihren fleißig geführten Tagebüchern, welche die treuesten Selbstbekenntnisse enthalten. Kräftig kämpfte sie denn auch gegen die mannichfachen Versuchungen zur Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die der berühmten, vielgefeierten Schriftstellerin und in jeder Beziehung ausgezeichneten Frau von allen Seiten sich aufdrängten; es war ihr ein Herzensbedürfniß nach vollkommenerer Anspruchslosigkeit und Demuth zu ringen, und bei Allem was sie unverkennbar Gutes in reichem Maße gewirkt nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben. Oft durch körperliche Leiden, am meisten durch heftige und hartnäckige Kopfschmerzen, in ihrer geistigen Thätigkeit gehemmt, kehrte sie stets mit erneutem Eifer zu ihrem Wirken zurück.

Im Jahr 1799 erschienen ihre „Bemerkungen über weibliche Erziehung", eine Schrift welche Aufsehen und Bewunderung erregte und mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt ward, sodaß im ersten Jahre sieben Auflagen vergriffen wurden. Sie enthält vortreffliche Bemerkungen und Rathschläge, hebt besonders überzeugend das christliche Element in der weiblichen Bildung hervor, und verdient auch jetzt noch eine deutsche Uebersetzung. Die von ihr und ihrer Schwester Martha gestifteten und geleiteten Schulen rechtfertigten erfreulich und ermunternd ihre Erziehungsgrundsätze, und der Einfluß welchen sie durch Vorlesungen und Ansprachen an Sonntagsabenden in vielen, vordem verwilderten Gemeinden auch auf die Erwachsenen gewonnen, war so in die Augen fallend fruchtbar und heilsam daß ihm die ehrendste Anerkennung nicht versagt werden konnte. Und sie blieb mit ihrer Schwester diesem Wirken treu, auch unter mancherlei oft bittern Anfechtungen und Verfolgungen, die von manchen Geistlichen und Laien ihnen bereitet wurden. Man hätte sie gern in den Verdacht des Methodismus gebracht, und beschuldigte sie laut frommer Schwärmerei, obwol das thätige Christenthum das sie unablässig übten sie gegen solchen Vorwurf rechtfertigte. Sie huldigte nicht einem blinden oder todten Glauben, sondern dem der in der Heiligung des Lebens sich bewährt. Auch kämpften Methodisten gegen sie, und klagten daß Hanna More die Leute von ihnen abwendigmache. Allen Verleumdungen und boshaften Angriffen, auch den heftigsten Schmähschriften begegnete sie mit großmüthigem Schweigen, und wenn zu Zeiten ihre Gemüthsruhe durch solche Anfechtungen getrübt ward, so gewann sie doch bald wieder ruhige Ergebung.

Dringend und unabweisbar aufgefodert, schrieb sie im Frühling 1805 „Winke über die Erziehung einer jungen Prinzessin", zunächst der Prinzessin Charlotte, Enkelin des Königs Georg III. Obwol sie aus Bescheidenheit ihre Autorschaft verbarg, ward dieselbe doch bald bekannt, und bereitete ihr neue Auszeichnungen und lauten Beifall. Schnell wurden sechs Auflagen abgesetzt.

Zwei Jahre lang, von 1806—8, krank darniederliegend, blieb sie doch geistig thätig und konnte schon 1809 ihren Roman „Cölebs, der eine Gattin sucht", erscheinen lassen, der einen so außerordentlichen Eingang in ganz England fand daß binnen 14 Tagen die erste Auflage und nach neun Monaten die zwölfte vergriffen war. In Amerika wurden 30 Auflagen, jede zu 1000 Exemplaren, gedruckt und schnell verbreitet. Eine deutsche Uebersetzung, die in Stuttgart erschien, scheint weniger Eingang gefunden zu haben.

Wir können hier nicht alle Werke der ungemein fleißigen Schriftstellerin anführen und gedenken nur noch der „Praktischen Frömmigkeit" in zwei Theilen 1811 und der „Christlichen Moral" 1812, welche beide großen Beifall und Einfluß gewannen. Mit einer bei einer Frau wol seltenen theologischen Gründlichkeit schrieb sie auch den „Versuch über den Charakter und die Schriften des heiligen Paulus". In ihrem vierundsiebzigsten Lebensjahre schrieb sie noch die „Moralischen Skizzen der herrschenden fremden und einheimischen Meinungen und Sitten".

Ihre vier Schwestern gingen ihr im Tode voran; die getreue Martha 1819. So tiefschmerzlich sie ihre Vereinsamung empfand, so ertrug sie dieselbe doch mit musterhafter Ergebung. Ihr Alter ward durch öftere, langwierige und schwere Krankheiten getrübt, aber auch immermehr geläutert; wer Gelegenheit hatte sie zu beobachten ward von ihrer gediegenen Frömmigkeit und unerschöpflichen Geduld erbaut. Selbst als sie von ihrem lieben Landhause und seinen heitern durch sie verschönerten Umgebungen scheiden mußte, um ihren Hausstand einzuschränken und für ihre Schulen und Wohlthaten Mittel zu gewinnen, klagte sie nicht. Während der gealterte Leib abnahm nahm ihr Geist zu an Lebens- und Sterbensweisheit, und ihre Seelenkräfte minderten sich erst in den letzten Wochen ihres Lebens, das im Herbst 1833 vollendet ward.

Referent ist oft in Versuchung gewesen aus diesem höchst anziehenden Lebensbilde mehr beachtenswerthe Züge mitzutheilen; doch durften die Grenzen welche d. Bl. solchen Mittheilungen setzen nicht überschritten werden. Aber recht dringend möge das inhaltreiche, wahrhaft erbauliche, wie ermunternde und belehrende Buch empfohlen sein! 33.

Literarische Notiz.

Angeblich ungedrucktes Gedicht von Schiller.

In dem „Archiv für das Studium neuerer Sprachen" (1850, VII, 311) theilt Hr. Langbein in Stettin als „bisher ungedruckt" ein Gedicht von Schiller mit, welches derselbe für seinen Sohn zum Geburtstage der Frau Professor Griesbach in Jena gemacht. Dies Gedicht ist aber schon fünf mal gedruckt: 1) von R. Abeken in der Biographie Griesbach's in den „Zeitgenossen" (3. Reihe, Bd. 1, Heft 8, S. 52); 2) von Döring in seiner „Nachlese"; 3) von Boas in den „Nachträgen" (I, 71); 4) von Viehoff in dem „Commentar der Gedichte Schiller's" (V, 293); 5) von Hoffmeister in den „Supplementen" (III, 59). 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 39. —— 14. Februar 1851.

Japan.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Diesen allgemeinern Angaben fügen wir noch Einzelnes hinzu, was als sonderbar und abweichend ist hervorgehoben worden. Die Japaner steigen von der rechten Seite aufs Pferd und sitzen oft auf dazu eingerichteten Sätteln mit kreuzweis geschlagenen Beinen. Sie sind im Hause besser angezogen als draußen und grüßen mit dem Fuße.[1]) Vornehmern Personen gegenüber wirft man sich platt auf die Erde, berührt sie mit dem Kopfe und kriecht dabei vorwärts und rückwärts.[2]) Kein Volk auf Erden lernt, ehrt und übt eine solche Unzahl von Ceremonien und Etiquettenregeln; nirgend gibt es soviel Abstufungen, Titel, Ehrenzeichen und Auszeichnungen an Wappen, Kleidern, Waffen, Schuhen u. s. w.[3])

Diese Vorliebe für Aeußerlichkeiten ward vor allem geltendgemacht bei den Audienzen der Holländer in Jedo; ja man fügte, um sie herabzusetzen, gewiß noch ganz Ungewöhnliches hinzu.[4]) Sie mußten förmlichen Unterricht nehmen im Complimentenmachen, vor dem Kaiser singen, tanzen, springen, Allerlei vorstellen, die Perücken abnehmen und aufsetzen, zum Sitze des Kaisers hinkriechen und rückwärts hinauskriechen. Einiges hiervon war Sitte des Landes, Anderes Folge natürlicher Neugier, noch Anderes Beweis hochmüthiger Ueberlegenheit. Jene Neugier belästigte die Holländer selbst in ihren Wohnungen zu Jedo: sie erhielten unzählige Besuche, auch von vielen Frauen, und mußten Fragen aller Art beantworten[5]), während man ihnen auf ihre Fragen Japan betreffend, aus Furcht vor Bestrafung, keine Auskunft gab. Jeder Gast wünschte ein Andenken zu erhalten (wären es auch nur einige Worte auf einen Fächer geschrieben), während alle Vorräthe von Zuckerwerk und Liqueuren erschöpft wurden.

Nicht besser ging es der russischen Gesandtschaft unter Krusenstern. Alle wurden in einem engen Raume eingesperrt[6]), und als sie endlich hofften auf dem Wege zum Statthalter von Nangasaki allerhand Anziehendes und Lehrreiches zu sehen, fanden sie Häuser und Fenster verhangen. Am Schlusse aller Unannehmlichkeiten und Beschränkungen gab man ihnen die Weisung auf den Weg: niemals dürfe irgend ein russisches Schiff nach Japan kommen.

Nichts hat wol mehr Erstaunen erregt als die Berichte über die japanische Sitte des Bauchaufschneidens. Sie beruht allerdings auf einer höchst seltenen Todesverachtung[1]), wird aber doch in ganz anderer Weise und aus andern Gründen geübt als man gewöhnlich annimmt. Zuvörderst ist es ganz irrig daß der Hof oder die Regierung jemals einen Befehl zum Bauchaufschneiden gebe[2]), und ebenso steht die Meinung ganz unerwiesen und in der Luft, als wenn es eine Ehrensache sei sich den Bauch aufzuschneiden, weil ein Anderer es für gut gefunden Dies zu thun. Die Sache verhält sich so: Wenn ein Beamter Etwas verbrochen hat, worauf schwere oder gar Todesstrafe steht und ihm hierüber amtliche Kunde zukommt, so vollzieht er die Strafe selbst oder kommt ihr zuvor, indem er sich unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten den Bauch aufschneidet. Hat er diesen Muth, so spricht man von ihm wie von einem braven Manne, seine Familie bleibt unbescholten und erbt in der Regel sein Amt. Dies Vorrecht des Bauchaufschneidens haben jedoch nur Adelige und Krieger.

Eine ganz andere Bedeutung gewinnt die Sitte und erinnert an die indische Weiberverbrennung, wenn sich beim Tode vornehmer Personen viele ihrer Diener den Bauch aufschneiden um sie in jene Welt zu begleiten.[3]) Diese können denn doch nicht die Unsterblichkeit leugnen, wie es von Vielen jener Vornehmen behauptet wird.

Wie für das Leben so bestehen auch für Tod und Begräbnisse unzählige förmliche Vorschriften[4]), z. B. über Begraben oder Verbrennen, Trauerzeit, Trauerkleider, Fasten, Enthalten gewisser Speisen, gewisser Vergnügungen u. s. w.

Die Japaner werden als sehr vergnügungssüchtig

1) „Bemerkungen über Japan", S. 91; Charlevoix, I, 12.
2) Krusenstern, I. 290; Thunberg, II, 151.
3) Fischer, S. 27, 29.
4) Krusenstern, I, 291; Kämpfer, II, 281, 295, 317.
5) Fischer, S. 307, 309.
6) Langsdorf, I, 264; Krusenstern, I, 280—290, 315.

1) Charlevoix, I, 51.
2) Doeff, S. 30; Charlevoix, I, 65; Titsingh, „Mémoires", S. 298; Varenius, S. 119.
3) Charlevoix, I, 95, 67; Caron, S. 77.
4) Titsingh, „Cérémonies", S. 117, 118, 129; Caron, S. 98.

beschrieben.[1]) Thee, Taback und Sacki gewähren die allgemeinsten Genüsse; dann aber erwähnt man weiter Gastmahle, Handspiele (Morra), Pfänderspiele[2]), hierbei zur Strafe trinken (und sich durch Thee wieder ernüchtern), Seiltänzer, Luftspringer, Maskeraden, chinesische Schattenspiele, Reit- und Fechtschulen, Wettrennen, Ringen, Bogenschießen, in Gondeln spazierenfahren, insbesondere bei Abendbeleuchtung durch farbige Papierlaternen. Einige Gesellschaftspiele, sowie das (dem unserigen sehr ähnliche) Schachspiel sind beliebt und erlaubt[3]), jedes Glücksspiel hingegen als unwürdig und eigennützig streng verboten.

Der 1., 15. und 28. jedes Monats ist eine Art von Sonntag. Als größere Feste werden bezeichnet das Sternenfest, das Lampenfest (zu Ehren der Todten), das Flaggenfest (zum Andenken eines Siegs über die Chinesen und als Geburtsfest der Knaben), das Puppenfest zur Geburtsfeier der Mädchen und in Verbindung stehend mit einer Legende von einer Frau die sich sehr Kinder wünscht, darauf 50 Eier legt aus welchen 50 Kinder hervorkriechen u. s. w.[4]) Bei allen diesen Festen findet man kaum irgend eine Spur von Religion oder eine Beziehung auf dieselbe.[5])

Zu den geistigen Vergnügungen gehört das Schauspiel, das im Verhältniß zu der übrigen Bildung unerwartete Fortschritte gemacht hat. Es gibt Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, Possen und eine Art von Opern, mit allerdings sehr schlechter Musik.[6]) Einheit des Orts und der Zeit wird nicht berücksichtigt, und an einem Abend das Verschiedenste aufgeführt. Ja nicht einmal die einzelnen Stücke von Anfang bis zu Ende, sondern abwechselnd Acte aus dem einen und dem andern, sodaß (sofern man nicht Alles sehen will) Zeit bleibt dazwischen die Theehäuser zu besuchen. In Osacca hatte das Schauspielhaus außer dem Parterre drei Arten von Logenreihen, und Fechterspiele wechselten mit andern Aufführungen.[7]) Kleidung und Decorationen werden gelobt. Die Schauspieler gehen wol quer durch das Parterre um sich und ihre Kleiderpracht zu zeigen. Ebenso wechseln die Damen welche das Stück sehen während der Aufführung zwei, drei mal ihre Kleider, welche sie von Bedienten oder Kammerfrauen nachtragen lassen. Die Aufführung beginnt Nachmittags und dauert bis spät Abends. Gedruckte Büchlein geben in aller Kürze den Inhalt der Stücke an. Weiberrollen werden durch Männer gespielt, und es gilt für eine Ehre in einem Stücke mehre Rollen zu übernehmen. Die Schauspieler sind nicht geachtet, aber gut bezahlt. Staats- und Liebesgeschichten bilden den Hauptinhalt der Darstellungen. Man lobt die Mimik, tadelt dagegen das übermäßige Schminken, die übertriebene Declamation, das Schreien und Umsetzen der Stimme, sodaß man nicht begreifen könne wie Jemand diese Anstrengung auch nur eine Stunde auszuhalten im Stande sei.[1]) Ein minder strenger Freund des Theaters sagt dagegen[2]): „Die Schauspieler wissen überallemaßen künstlich verliebte Freier und Jungfrauen, knurrende alte Leute, betrügliche Knechte, liebkosende Spielmägdlein und verthuliche Jünglinge darzustellen."

Wir kommen jetzt, zum Schlusse unserer Mittheilungen, auf die Verhältnisse der Frauen und Mädchen. Man ist auch in Japan nicht gleichgültig gegen ihr Aeußeres, und behauptet z. B. daß in der Gegend von Miaco die schönsten Frauen zu finden wären[3]); der europäische Geschmack dürfte jedoch schon daran Anstoß nehmen daß die Augenlider schief gestellt sind und gegen die Nase zu herabsinken. Noch weniger kann man mit allen Mitteln einverstanden sein wodurch die Japaneserinnen ihre Schönheit zu erhöhen suchen. Sie scheren eine kleine Stelle des Kopfes kahl und bilden aus den bleibenden Haaren zwei Strähnen[4]), eine nach vorn und eine nach hinten, welche sie in der Mitte zusammenziehen und mit Nadeln oder andern Dingen schmücken. Täglich wird der Kopf gekämmt, geölt oder mit Eiwasser genäßt. Verheirathete Frauen[5]) (und Dies gilt für einen Vorzug) rupfen sich die Augenbrauen aus und färben die Zähne schwarz.[6]) Japanerinnen hielten die weiße Naturfarbe einer Russin für Schminke, denn sie selbst schminken ihr Gesicht weiß mit einer Art Puder und die Lippen violett.[7]) Man behauptet daß die Frauen 6—10, ja 30—50 sehr weite Röcke übereinander ziehen, jedoch von so außerordentlich feinen Stoffen daß sie nur fünf Pfund wögen.[8]) Diese Röcke sind von den verschiedensten Farben (der unterste jedesmal schwarz). Man kennt keine Schnürleiber; jene Röcke werden aber durch tiefliegende, sehr fest angezogene breite Gürtel festgehalten[9]), was entstellt, den Gang hemmt und der Gesundheit schädlich ist. Man trägt keine Ohrringe, Armringe oder Handschuh.

Die Heirathen werden meist sehr früh und lediglich nach dem Willen der Aeltern geschlossen.[10]) In der Regel heirathet Keiner außerhalb seines Standes oder unter denselben.[11]) Nur unter Geschwistern ist das Abschließen einer Ehe verboten. Der Verlobte macht seiner Braut mancherlei Geschenke[12]); ja, er muß, wenn

1) Fisscher, S. 197; Golownin, II, 91.
2) Fisscher, S. 202—204.
3) Charlevoix, I, 44.
4) Meylan, S. 96.
5) Charlevoix, I, 86.
6) Meylan, S. 113; Kämpfer, II, 46.
7) Fisscher, S. 319.

1) Fisscher, S. 201.
2) Montanus, S. 138.
3) Fisscher, S. 296; Siebold, „Volk und Staat", S. 2.
4) Meylan, S. 85; Krusenstern, I, 293—294; Montanus, S. 119.
5) Thunberg, II, 69.
6) Meylan, S. 87—88; Ricord, S. 87—88.
7) Meylan, S. 87; Kämpfer, II, 204.
8) Thunberg, II, 176; Golownin, II, 76; Ricord, S. 87—88.
9) Fisscher, S. 59—62, 235—237.
10) Kämpfer II, 204; Titsingh, „Cérémonies", S. 50—51.
11) „Cartas", S. 39; Golownin, II, 67.
12) Titsingh, „Cérémonies", S. 21, 25; Thunberg, II, 2, 18; Charlevoix, I, 26.

diese schön ist, auch den Schwiegervater in ähnlicher Weise zu gewinnen suchen. Hingegen ist das Heirathsgut und die Mitgabe der Mädchen äußerst gering, und wenn Reiche ihren Töchtern auch bei der Heirath einiges Geld geben [1]), so wird dies gewöhnlich nach einigen Tagen vom Manne zurückgeschickt, aus Furcht von der Frau abhängig zu werden oder Vorwürfe hören zu müssen. Während eines Gebets zündet die zur Rechten stehende Braut (und Dies gilt für Trauung) ihre Fackel an einer brennenden Lampe an, dann der Bräutigam die seine an der Fackel der Braut. [2]) Hierauf folgen die Glückwünsche. Geistliche werden bei den Heirathsgebräuchen nicht zugezogen. [3]) Neugeborene Kinder bringt man nach Ablauf eines Monats in den Sintotempel und schlägt drei Namen vor, aus denen der Priester einen erwählt. Diese Namen werden jedoch öfter geändert, so beim Eintritt in das Jünglings- und Mannesalter. Scheidung ist erlaubt; auf Ehebruch der Frau steht Todesstrafe; ihre Treue wird indessen (trotz mancher Zurücksetzung) sehr gerühmt. [4])

Vielweiberei ist nämlich nicht blos erlaubt, sondern auch sehr allgemein im Gebrauch. Man sucht ihn sowol durch das natürliche Bedürfniß, als dadurch zu rechtfertigen daß es in Japan viel mehr Frauen als Männer gebe. [5]) Eine dieser Frauen wird jedoch in der Regel als Hauptfrau, die andern werden hingegen als Nebenfrauen behandelt, und auch deren Kindern nur ein geringeres Erbrecht zugestanden. Gegen europäische Erwartung vertragen sich alle diese Frauen untereinander sehr gut, wenngleich, wie ein Holländer sagt: meer soorten van kinderen rondhuppelen. [6]) In Bezug auf die großen Unkosten welche die Vielweiberei verursacht bemerkt ein Europäer [7]): „Eine Frau die bei uns aus Modesucht oder aus Eigensinn nicht mit ihrem Manne lebt, nimmt eine Wohnung ein die für 30 Concubinen des reichsten Japaners hinreichen würde."

Die jungen Damen beschäftigen sich zu Hause und in Gesellschaften mit feinen Handarbeiten [8]): sie fertigen Schachteln, Blumen, Vögel, Brieftaschen, Börsen, Flechtwerke von Fäden und Haaren. Sie rauchen sehr fleißig, wie die Männer, und haben immer ihre Pfeife im Gürtel bei sich. Es gilt für ein Zeichen großer Freundschaft, wenn eine Frau der andern erlaubt die Pfeife an der ihrigen anzuzünden. [9])

Auffallender als alles bisher Erzählte ist das Folgende. Es werden Mädchen schon in der ersten Kindheit für eine gewisse Zahl von Jahren erhandelt, sehr sorgfältig erzogen und unterrichtet, dann zu Preisen welche die Obrigkeit festsetzt, überlassen und nach Ablauf der Vertragsjahre gewöhnlich verheirathet. [1]) Ihr anstößiger Wandel gereicht ihnen während dieser Zeit nicht zum Vorwurf; sie gelten für unschuldig an ihren Vergehungen. Diese Mädchenhäuser liegen meist in der Nähe der Tempel, ja sie sollen bei einigen Sekten damit in ungebührlicher Verbindung stehen. [2]) Man bezeugt daß sie prachtvoll eingerichtet, fürstlichen Palästen ähnlich sind und öffentlich von Jedermann, selbst von Frauen besucht werden. Wenn wir auch die Nachricht daß bis 600 solcher Mädchen in einem solchen Hause lebten für einen Schreibfehler halten und sie mit Andern auf 60—80 herabsetzen [3]), so übersteigt Dies doch alle europäischen Erscheinungen verwandter Art. [4])

Gewiß steht mit dem Allen eine Geringschätzung der Frauen in Verbindung, worüber wir noch einige Zeugnisse beibringen:

1) Wenn der Mann schon etwas Ungebührliches thut und auf bösen Wegen geht, so wird ihm in Japan die Frau doch darum kein böses Gesicht geben [5]), also daß der Mann durch seines Weibes Dienst und Liebe überwunden und sie wieder zu lieben gezwungen ist.

2) Frauen sollen sich um Politik und Geschäfte gar nicht bekümmern. [6]) Wenn ein Mann in sein Weiberhaus geht, so schlägt er sich alle Berufsverrichtungen aus dem Sinn als ob er keine hätte. Denn an dem Orte wird nichts Anderes gethan noch geredet als von lieblicher und freundlicher Kurzweil bei Banketen, allerlei Saitenspielen, Pfeifen, Singen, Tanzen, Komödienspielen; — und wissen die Frauen, sowol hohen als niedrigen Standes, mit einer sonderlichen Zucht und Respect ihrem Manne zu dienen und ihm an den Augen anzusehen wie sein Gemüth gestellet ist.

3) Der vierundfunfzigjährige Fürst von Mito hatte 54 Söhne und noch viel mehr Töchter [7]), deren Anzahl (weilen es Weibsbilder sind und von Wenigen gesehen werden) unbekannt verbleibet.

4) Von religiöser Seite her hat das weibliche Geschlecht in Japan keine Hülfe oder Trost zu erwarten. Vielmehr sagten die Bonzen den christlichen Missionairen [8]): „Jedes einzelne Weib hat der Sünden und

---

1) Thevenot, „Voyages", II, 25.

2) Thunberg, II, 2, 81.

3) Jamais on n'appelle un prêtre pour les cérémonies du mariage. Titsingh, „Cérémonies", S. 41.

4) Charlevoix, I, 85—86.

5) Fisscher, S. 63; Montanus, S. 361; Titsingh, „Cérémonies", S. 50; Varenius, S. 82; Charlevoix, I, 85.

6) Fisscher, S. 62.

7) „Bemerkungen über Japan", S. 87.

8) Fisscher, S. 203.

9) Fisscher, S. 227.

---

1) Kämpfer, II, 10.

2) Meylan, S. 48; Caron, S. 99; Thunberg, II, 206; Fisscher, S. 51.

3) Golownin, II, 22; Thunberg, II, 2, 206. Von unnatürlichen Ausschweifungen, und als Mädchen verkleideten, geschminkten Knaben, Golownin, II, 22; Kämpfer, II, 257. Für kein Verbrechen gehalten, auch ehelose Geistliche ihm ergeben, Varenius, S. 133. Auch Holländer schließen Quasiehen auf Zeit, Varenius, S. 92; Caron, S. 157.

4) Ueberall lieux publics, de peur que les hommes n'attentent à la pudicité des personnes libres, ou des femmes mariées. Thevenot, „Voyages", II, „Relation du Japan", S. 25. Depuis les premières classes, jusqu'aux dernières, tous les hommes vivent avec des concubines, ou frequentent des maisons de débauche. Titsingh, „Cérémonies", S. 50—51.

5) Caron, S. 113.

6) Caron, S. 69.

7) Caron, S. 34.

8) „Epistolae japanicae", S. 8.

Verbrechen mehr als alle Männer auf der ganzen Welt. Doch bleibt noch eine Hoffnung sie von der Verdammniß zu retten, wenn sie uns mehr schenken als die Männer!"

F. von Raumer.

Ein Pendant zu Goethe's „Recensent".

Die bekannten Verse worin Goethe in kraftgenialischem Uebermuth sich über die Splitterrichter und Recensenten ausläßt: „Da hatt' ich einen Kerl zu Gast" u. s. w., entstanden in der frankfurter Sturm- und Drangperiode des Dichters im Jahre 1774. In der Ausgabe von 1774 gehört dieses Gedicht zu jenen kleinern Productionen die den Schluß der „Vermischten Gedichte" bilden; zuerst erschien es jedoch nebst dem Gedichte „Ein Gleichniß" im „Göttinger Musenalmanach" für 1775, und zwar anonym mit der Chiffre „H. D." Nicht uninteressant dürfte die Notiz sein daß die Schnurre, in dem Almanach unter der Aufschrift „Der unverschämte Gast" gedruckt, damals zu einer Entgegnung aufstachelte. In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1774 (Nr. LXXXXI vom 15. November) findet sich ein „Pendant" zu derselben, den wir hier folgen lassen:

Der Sudelkoch.

Ein Pendant zum unverschämten Gast im Göttingischen Musenalmanach aufs künftige Jahr.

Da hing ein Kerl ein neues Schild heraus,
Kramte Pastetchen und Törtchen zum Kauf aus;
Rühmte sie seinen hung'rigen Gästen
Als die schmackhaftesten und besten
Die je gebacken worden. Hum!
Dacht' ich — zu seiner Zeit ein Leckerbissen
Schmeckt eben nicht dumm!
Wießt wol auch eins davon versuchen müssen:
Ich that's, gab meinen baaren Groschen drum,
Erkauft' also zugleich das Recht zu judiciren,
Ob Ich für mein Theil es goutiren
Könn' oder nicht? — Da geschah nun grad' das Letztere:
Die liebe Butter, mit Respect zu sagen, älzelte;
Der span'sche Teig war härter fast als Steine;
Das Eingefüllete halb roh, kaum gar für Schweine;
Hin warf ich's! schlich voll Aergers weg.
Brummt' in den Bart so was von Sudelkoch und Dreck. —
Drob that der Kerl sich strecks formalisiren.
Fing an von Unverschämt, von Gast, von Recensent,
Und tausend Sakerment
Was her zu raisonniren: —
Der Bengel! — schmeißt ihn todt den Hund! Es ist ein
Autor der nicht kritisirt will sein.

J. W. Appell.

Bibliographie.

Burgstaller, Damberger und Schlosser, Missions-Predigten, gehalten in der Pfarrkirche zu Sursee, Kantons Luzern. Getreu nachgeschrieben von mehreren Zuhörern. 2te, erst eigentlich in den Buchhandel kommende Auflage. Luzern. Gr. 8. 21 Ngr.

Der Christbaum. Parabel. 2te Auflage. Berlin, Brandis. Gr. 16. 5 Ngr.

Doerr, A., Poetische Werke. Louise. Gedicht in drei Gesängen. Darmstadt, Lange. 16. 15 Ngr.

Geschichte, Revision, Kritik und Reform der constitutionell-monarchischen Staats-Verfassungen. Vom Verfasser der „Täuschungen des Repräsentatif-Systems." Marburg, Elwert. Gr. 8. 25 Ngr.

Gumposch, V. P., Die philosophische und theologische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die philosophische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Horn, W. O. v., Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 12½ Ngr.

Der Josephinismus und die kaiserlichen Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 21 Ngr.

Kaltenborn, C. v., Grundsätze des praktischen Europäischen Seerechts, besonders im Privatverkehre, mit Rücksicht auf alle wichtigeren Partikularrechte, namentlich der Norddeutschen Seestaaten, besonders Preussens und der Hansestädte, sowie Hollands, Frankreichs, Spaniens, Englands, Nordamerikas, Dänemarks, Schwedens, Russlands etc. Zwei Bände. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 4 Thlr.

Kehrein, J., Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Capitel aus dem Evangelium des heil. Matthäus. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 27 Ngr.

Otto d. j., J. und C. Thieme, Der Spinnabend. [Přaza.] Cyclus von Bildern aus dem wendischen Bauernleben. Lieder. Declamation von C. Thieme. Mit freier Benutzung wendischer Originalmelodieen componirt von C. J. Otto. Schleusingen, Glaser. Gr. 8. 3 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 4te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Reuß, L., Kurzgefaßte Geschichte des älteren Italiens als Einleitung zur Entwicklungs-Geschichte der Neu-Italiener. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 8. 20 Ngr.

Salon-Album. Festgabe für 1851. Herausgegeben von L. Storch. Mit Beiträgen von C. Boas, G. von Celenveldt, A. Görling ꝛc. 2ter Jahrgang. Mit zwölf Stahlstichen. Leipzig, Englische Kunstanstalt von Payne. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine preußische Antwort auf die deutsche Frage. Danzig, Homann. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Flüchtige Blicke auf die den Kammern des Königreichs Sachsen unter dem 19. Juli 1850 vorgelegten Gesetzentwürfe, eine revidirte Verfassungsurkunde und ein Wahlgesetz betreffend. Von einem Conservativen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Büchsel, Am ersten das Reich Gottes. Predigt über Evangelium St. Matth. VI., V. 33, gehalten am Buß- und Bettage 1850. Berlin. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Christus der gute Hirt. Predigt über das Evangelium St. Joh. X., 12—16. gehalten am Sonnt. Miser. Dom. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Dulon, R., Die Stephanigemeinde in Bremen am 22. Octbr. 1850. Bremen, Geisler. 1850. 8. 10 Ngr.

„Die Eigentlichen." Ein Versuch zur Verständigung über die Wahrheit der konstitutionellen Monarchie. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Ngr.

Ewald, H., Ueber Deutschland und Preußen. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Der eiserne Hebel des Volkswohlstandes. Stettin, Saunier. Imp.-4. 4 Ngr.

Ob Oestreich — Ob Preußen? Historisch-politisches Spiegelbild. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Pangkofer, J. A., Das Siegesthor zu München. Geschildert und besprochen. Mit einer artistischen Beilage. München, Franz. Lex.-8. 7 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 40. —— 15. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.*)

Histoire de la révolution de 1848 par *A. de Lamartine.* Zwei Bände. Paris 1849.

Indem wir Lamartine's Geschichtswerk aus der Hand legen, im warmen Gefühle der reichen Genüsse welche wir der Lesung desselben verdanken, berührt uns schmerzlich die Erinnerung an die Gleichgültigkeit mit der die Gegenwart den jüngst so hoch gehobenen und dann zur Unpopularität herabgesunkenen Staatsmann betrachtet. Und ist nicht auch die Aufnahme welche die „Histoire de la révolution de 1848" bei den Zeitgenossen gefunden hat unter dem Einflusse jener Gleichgültigkeit getrübt? Spricht man doch in manchen Kreisen nur wegwerfend von den unglücklichen Versuchen des frühgefeierten Dichters, als Staatsmann und Geschichtschreiber hervorzutreten, und kaum läßt man ihn, zumal nach seinen neuesten unter ungünstigen Verhältnissen entstandenen Productionen, selbst als Dichter noch Gnade finden. Hier haben wir es zunächst mit dem Geschichtschreiber Lamartine zu thun, dessen Darstellungsweise man oft mit der einzigen Bezeichnung einer „poetischen Geschichtschreibung" hinreichend verurtheilt zu haben meint, und dessen uns vorliegendes Werk noch außerdem mit dem gegen alle Autobiographien und Memoiren herrschenden Vorurtheile, die Lust der Selbstbespiegelung sei ihre Quelle, zu kämpfen hat. Wir sind nicht gewohnt uns mit Autoritäten zu waffnen, wo es die Einführung einer neuen Erscheinung in die Lesewelt gilt; aber wir möchten alle Classen unserer Leser zur Empfänglichkeit für den uns durch Lamartine's Schrift gewordenen Hochgenuß stimmen, jede falsche Ansicht die vom Studium derselben zurückhält beseitigen, und darum erinnern wir hier zunächst an die Kritik in den „Heidelberger Jahrbüchern" (Jahrgang 1849, Heft V, S. 796 fg.), deren historischer im Geiste Schlosser's gehaltener Theil wenigstens von Niemand der Hinneigung zu irgend einer Art der Schönthuerei bezüchtigt werden wird. Dort wird uns „dies merkwürdige, in Auffassung und Stil ganz eigenthümliche und durch den Inhalt wie Gehalt höchst lesenswerthe Buch" als eine echte Geschichtsquelle dringend empfohlen, und es heißt im Besondern — von dem Theile des Werks in welchem Lamartine vorzugsweise von seinem persönlichen Eingreifen in die wildesten Scenen der Umwälzung zu erzählen hat: „Einzelne Züge der Großmuth, der Aufopferung, der edlen Menschlichkeit beleben das Gemälde mit ungemeiner Frische und Schönheit und übertreffen das Herrlichste was ein Dichter hätte erfinden können."

Wie steht es denn aber überhaupt mit der Berechtigung der „poetischen Geschichtschreibung", und liegt wirklich in diesem Begriffe ein innerer Widerspruch, wie man es oft ohne Weiteres voraussetzt? Ohne hier auf eine Theorie der historischen Kunst einzugehen, erinnern wir nur daran daß, so gewiß die Poesie ihren Stoff aus dem Leben (der Wirklichkeit) zu schöpfen hat — was seit Goethe, dem realsten unserer Dichter, von Niemand mehr bestritten wird —, auch die Geschichte, das Menschenleben in seiner großartigsten Entwickelung, eine poetische Darstellung in Anspruch nehmen darf, und daß wie eine sentimentale Dichtung neben der naiven, so auch eine poetisch-philosophische Geschichtschreibung neben der naiv-objectiven „ursprünglichen" (Hegel) Anerkennung fodern kann.*) So wenig ferner die Dichtungsgattungen durch irgend eine Theorie im voraus zu erschöpfen und schroff zu begrenzen sind, so wenig dürfen wir auch dem Genie unter der Einwirkung einer fortgeschrittenen Entwickelungsstufe der Menschheit das Recht eine neue Gattung der Geschichtschreibung zu gestalten absprechen. Wer aber könnte in Lamartine den höhern Genius verkennen und wer möchte der „Histoire des Girondins" einen Platz in der Reihe der großen historischen Compositionen versagen? Das hoffen wir inzwischen unsern Lesern schon durch die wenigen Proben die wir aus der „Histoire de la révolution de 1848" hier mittheilen werden zur Ueberzeugung zu erheben: daß in dieser Geschichtserzählung die Wahrheit in der Dichtung wahrlich

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 34 — 37 und 118—122 d. Bl. f. 1850. D. Red.

*) Wir verweisen hier auf die schöne Stelle Macaulay's („Essays", I, 103): „History at least in its state of ideal perfection, is a *compound of poetry and philosophy*", und die weitere Ausführung daselbst.

nicht untergegangen ist, und daß das dichterische Element des Buchs vor allem in der Lebendigkeit der Anschauung und Darstellung, in dem tiefen Eindringen in die psychologischen Motive der Begebenheiten, und in der idealen Auffassung der geschichtlichen Aufgabe der Menschheit besteht. Wenn aber dabei „die Absicht mit seiner Person hervorzutreten" in Lamartine's Darstellung des großen Weltereignisses, in welchem ihm eine zeitlang geradezu die erste Rolle zugetheilt war, nicht zu verkennen ist, so hat doch eben diese Person unleugbar eine so große geschichtliche Bedeutung gehabt daß die Wissenschaft die Fügung, nach welcher uns der Lenker einer großen Nation in einer ihrer merkwürdigsten Krisen mit Dichterkraft sein eigenes Innere enthüllt, kaum dankbar genug zu preisen vermag; mögen deshalb, was wir zugeben, einige Abschnitte des Buchs selbst von einer gewissen Coquetterie des Verfassers, von Selbsttäuschung und Schönmalerei nicht frei sein, so können diese Schwächen, die noch dazu bei einem Gemüthsmenschen sehr verzeihlich erscheinen, dem Werthe des Ganzen doch keinen Eintrag thun. Auch haben wir hier wiederum die treffende Bemerkung der heidelberger Kritik anzuerkennen: „Der individuelle persönliche Charakter ist dem Werke mit starken Zügen aufgeprägt. Nichtsdestoweniger ist es kein autobiographisches Memoire, kein apologetisches Concept, es ist ein großes, rhetorisch-dramatisches, in allen Farben der Romantik prangendes und bisweilen zum lyrischen Schwunge der Hymne sich erhebendes Kunstwerk, in welchem Lamartine und Revolution in eine Idee verwebt sind." Was jedoch dieser Geschichte den höchsten Werth verleiht ist die ganze Auffassung des erzählten Ereignisses, in welcher sich zugleich der staatsmännische, philosophische und reinmenschliche Charakter des Darstellers auf das schärfste ausprägt, und dabei gibt „die religiöse Stimmung, die immer bei besondern Epochen hervorbricht, diesem Werke eine eigenthümliche Weihe". Doch hier ist mehr als vorübergehende Stimmung, hier ist ein echtchristlicher Glaube und eine durch tiefes Eindringen in die Geschichte befestigte Ueberzeugung von der höhern Bestimmung der Menschheit. Und so erhebt uns das Werk Lamartine's, des gemüthvollen Staatsmannes, der unter den widrigsten Erfahrungen seines politischen Lebens den Glauben an die fortschreitende Vervollkommnung seiner Nation wie der Menschheit bewahrt hat — nur in anderer Weise wie Macaulay's nicht genug zu preisende „History of England" *) —, über den lähmenden Wahn dieser trüben Zeit, als sei der Verfall der europäischen Menschheit im Anzug, zu dankbarer Freude und muthvoller Hoffnung.

*) Wir erinnern hier an folgende Stelle aus Macaulay: „Diejenigen welche das Zeitalter in welches ihr Loos gefallen ist mit einem goldenen Zeitalter vergleichen, das nur in der Einbildung besteht, können von Entartung oder Verfall reden; aber Niemand der genau von der Geschichte unserer Vergangenheit unterrichtet ist wird eine trübe oder verzweiflungsvolle Ansicht von der Gegenwart hegen können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Urtheil August Wilhelm Schlegel's.

Es ist gegenwärtig nicht an der Mode in Deutschland das sogenannte classische Drama der Franzosen zu überschätzen. Vielmehr haben die Keulenschläge welche Lessing und die höflichen, aber gefährlichen Fechterstöße die August Wilhelm Schlegel gegen dasselbe geführt haben eine so nachhaltige Wirkung geäußert daß man geradezu in Gefahr kommt von jedem Commis-voyageur als eine zurückgebliebene Zopfnatur verschrien zu werden, wenn man es nur wagt die französische Tragödie eines Corneille oder Racine eines ernsten wissenschaftlichen Blicks und Worts für werth zu erachten. Niemand der die einschlagende Literatur etwas genauer kennengelernt hat wird es vermögen das verdammende Urtheil welches Lessing und Schlegel über das französische Drama der sogenannten classischen Zeit gefällt haben im Großen und Ganzen zu widerlegen. Je unzweifelhafter aber und verdienter die kritische Niederlage dieser Tragödie im Allgemeinen ist, und je vollständiger sich das deutsche Theater mit Recht von der Nachahmung derselben emancipirt hat, um so ungefährlicher ist es dem überwundenen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.*) Und eine Revision dieses Processes thut wirklich noth! Denn in der Hitze des Streits hat besonders August Wilhelm Schlegel Bannstrahlen gegen die französische Tragödie geschleudert deren Motive eine besonnene Kritik nicht mehr anerkennen kann. Wir glauben das Andenken des großen Kunstrichters zu ehren, wenn wir in einem eclatanten Falle sein Urtheil auf Das zurückführen was mit Wahrheit der französischen Tragödie vorgeworfen werden mag, da er selbst, wie es uns scheint, darin zu weit gegangen ist. Die deutsche Kritik gegenüber der tragischen Unnatur der Franzosen bedarf keiner Ungerechtigkeit zu ihrem Siege.

Schlegel hat bekanntlich außer seinen „Vorlesungen über dramatische Literatur" besonders in der „Comparaison des deux Phèdres" seine Ansicht über die französische Tragödie niedergelegt. In dieser Abhandlung, welche sich zunächst auf den „Hippolyt" des Euripides und die „Phädra" des Racine bezieht, wird die Behauptung Laharpe's geprüft: „Racine a partout substitué les plus grandes beautés aux plus grands défauts." Natürlich ist das Ergebniß der Schlegel'schen Untersuchung das gegentheilige: er findet daß Racine nur da erträglich ist wo er den Euripides abgeschrieben hat, und abgeschmackt sobald er Veränderungen versucht. Das Meiste was zum Beweise dieser Ansicht beigebracht wird ist unwiderleglich richtig. Aber gerade drei Hauptanklagen, die Schlegel über die veränderte Composition der Tragödie gegen Racine schleudert, sind meiner Ansicht nach unbegründet, und sie sind es über die ein Wort der Versöhnung zu sprechen mir vergönnt sein möge.

Erstens. Racine hat eine falsche Todesnachricht von Theseus erfunden (la fausse nouvelle de la mort de Thésée), augenscheinlich um die Liebeserklärung der Phädra, welche unter dem Eindruck dieser falschen Botschaft erfolgt, weniger abscheulich zu machen. Es ist unbegreiflich wie Schlegel leugnen kann daß dieser Zweck erreicht werde. Zwar sind die Worte der Oenone: „Votre flamme devient une flamme ordinaire", niedrige Schmeichelei einer Sklavenseele; aber wahr bleibt es doch daß die Abscheulichkeit des Verbrechens geringer erscheinen würde wenn Theseus wirklich nicht mehr am Leben wäre. Und nur unter dieser Bedingung, glaube ich, ließ sich die Sache modernen Hörern und Zuschauern allenfalls verführen. Bedenklich genug bleibt sie doch. Wenn Schlegel sagt: „Je pense, que toutes les âmes bien nées sentent des remords, quand une personne à qui elles étaient attachées par des liens sacrés et envers lesquelles elles ont eu des torts, vient à

*) Wir erinnern unsere Leser an einen Aufsatz über die altfranzösische Tragödie von H. Hettner, den d. Bl. in Nr. 256—258 f. 1858 brachten. D. Red.

mourir, parce qu' alors ces torts sont irréparables", so vergißt er daß eine von dem Wahnsinn einer verbrecherischen Liebe ergriffene Seele die Stimme der Pietät und der frommen Scheu gar leicht und oft überhört.

Zweitens. Der Hippolyt des Euripides ist ein strenger, rauher Jüngling, allen Frauen abhold, Verehrer und Diener der Artemis; der Hippolyt des Racine liebt Aricia und verachtet die Phädra. Schlegel spricht mit Entrüstung von le fade personnage d'Aricie, und sieht darin Nichts als einen neuen Beweis daß Racine ohne Boudoir-Intriguen nicht auskommen könne, daß er die keusche Schönheit des griechischen Heros nicht verstanden, daß er der Dichter der Galanterie sei. Es ist wahr daß in den meisten Tragödien Racine's eine stereotype Verwickelung wiederkehrt: A liebt B, B aber nicht A, sondern C. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Berenice, Bajazet u. A. Es ist als ob Racine Heine's Verse habe dramatisiren wollen:

> Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
> Die hat einen Andern erwählt;
> Der Andere liebt eine Andere
> Und hat sich mit dieser vermählt.

Im vorliegenden Fall aber scheint mir eine richtigere Kunstanschauung den Dichter der französischen Tragödie geleitet zu haben. Würde der begeisterte Artemis-Verehrer, der jungfräuliche Heros auf der französischen Bühne etwas Anderes geworden sein als ein ungeschlachter Weiberhasser, halb verwunderlich, halb lächerlich anzusehen? Dieser mythische Umgang mit der Göttin der Wälder, so reizend bei Euripides geschildert, liegt so vollständig außer der modernen Weltanschauung daß ein französisches Publicum sich niemals würde hineinversetzen können. Etwas Anderes mußte also an die Stelle treten. Schlegel selbst sagt: „Pour mettre en plein jour les égarements d'une passion voluptueuse et criminelle, il fallait leur opposer le calme imperturbable et l'austère pureté d'une âme virginale", oder, setze ich hinzu, eine reine, unschuldige Liebe. Dies hat Racine mit dem Verhältniß des Hippolyt zu Aricia erstrebt, und ich bekenne daß es mir scheint als habe der moderne Dichter durch diese Erfindung den einzigen Ersatz für die herrliche, aber bei unserm Theater unanwendbare Euripideische Charakteristik beigebracht der unter den obwaltenden und gegebenen Verhältnissen zu erdenken war.

Endlich besteht der dritte Hauptvorwurf gegen Racine darin daß er die Phädra zur Hauptperson gemacht und dieselbe erst am Ende des Stücks sterben läßt. Wenn Beides wirklich ein Fehler ist, so theilt Racine denselben mit dem „Hippolyt" des Seneca. Eine schöne Autorität, dieser Tragiker Seneca! rufen vielleicht die Leser. Meinem Gefühl nach ist dieser Seneca nicht so schlecht als sein Ruf, und ich hoffe Dies nächstens einmal bei anderer Gelegenheit nachweisen zu können. Vorderhand lasse ich diese Quelle Racine's, die Schlegel fast unberücksichtigt läßt, liegen und wende mich zur Sache selbst. Ich sehe wie die Umstände liegen auch in diesem dritten Punkte keinen Grund Racine anzuklagen. Daß er Phädra zur Hauptperson gemacht hat, wie Dies schon Seneca that, halte ich, trotzdem es bei Euripides anders ist, für einen Fortschritt. Denn eignet sich denn Hippolyt, der nur leidet, nie handelt, irgendwie zum Helden einer Tragödie? Er schiebt nicht, sondern wird geschoben; es geschieht Vielerlei mit ihm, aber er thut Nichts. Das movens liegt immer außer ihm, und zwar fast durchgängig in dem entschiedenen Handeln der Medea. Gebührt also nicht dieser der Rang des Protagonisten? Und wenn Dies der Fall, ist es dann nicht natürlich ihren Tod bis zum Ende der Tragödie hinauszuschieben? Für dieses Letztere gibt es überdies noch einen Grund. Das Stück des Euripides schließt mit der Erscheinung der Artemis, welche ihren Liebling beklagt und dem verblendeten Vater die Augen öffnet über die Unschuld seines Sohnes, den er auf die falsche Anklage hin verflucht und ins Verderben gestürzt hat. Die Scene ist von so unerreichbarer Schönheit daß ich selbst im Deutschen nicht wagen mag sie nachzubilden: ins Französische übersetzt, wie es Schlegel gethan hat, klingt sie wie eine Parodie. Aber dennoch mußte die moderne Tragödie, auch wenn Racine sich nicht gescheut hätte den Duft griechischer Sprache und griechischen Rhythmus abzustreifen, diese herrliche Scene entbehren: denn eine Göttererscheinung auf der Bühne in einem tragischen oder nur ernsten Stück liegt bei uns außer der Möglichkeit. Wer also sollte dem alten Vater den Betrug entdecken, den Hippolyt, durch Schwüre gebunden, nicht entschleiern durfte? Wer anders als die Stiferin alles Unheils, Phädra, und die moralische Vernichtung die sie durch diesen Act an sich selbst vollzieht scheint mir ein strengeres Gericht als der Tod selbst den sie erleidet.

Ich habe zu zeigen versucht daß die drei Hauptvorwürfe welche Schlegel gegen die Composition der „Phädra" vorbringt abzuweisen sein dürften. Eine andere wohl aufzuwerfende Frage aber hat Schlegel gar nicht oder so gut wie gar nicht berührt: ob nämlich dieses Sujet sich überhaupt für die moderne Bühne eignet? Ich habe nicht die Absicht diese Frage hier zu erörtern, sondern begnüge mich mit einer kurzen Recapitulation meiner Ansicht, der ich meine Meinung auch über den letzten Punkt hinzufügen will. Sollte einmal eine Phädra auf der modernen Bühne erscheinen, so konnte Dies, was die Composition betrifft, im Ganzen nur in der Form geschehen die ihr Racine und nach ihm Schiller gegeben haben; besser aber wäre es gewesen die moderne Bühne hätte dieses Sujet ganz unbearbeitet gelassen: denn der Stoff ist zu bestimmt antik um sich unsern Formen einzufügen.

A. Henneberger.

Robin Hood in den Balladen Altenglands.

Die Kirchen in Nottinghamshire haben alle ihre besondern Legenden. Nur eine, die von Edwinstow, kommt mit der ihrigen etwas in die Enge. Eine Tradition erzählt nämlich, Hood habe sich in ihr verheirathet; sie steht jedoch damit allein, denn alle andern lassen ihn nur bei der Heirath von Allan-a-Dale als Zeugen figuriren. Eines Tags nämlich stieß Robin Hood auf einen schönen, jungen, unter einem Baum ruhenden und tief aufseufzenden Mann und noch Tags zuvor hatte er ihn festlich geschmückt und lustig und heiter gesehen. Der erste der Bande nach Robin Hood, der treue Little-John, führt ihn heran und Robin fragt ihn ob er Geld habe.

„Fünf Schillinge besitze ich", sagt Allan-a-Dale, „und diesen Ring den ich seit sieben Jahren an meinem Finger trage! Gestern war ich noch glücklich und froh, denn ich war Bräutigam; heute — meine Braut ist mir entführt, sie soll gezwungen einen alten Ritter heirathen!"

„Und was ist mein Lohn, Allan-a-Dale, wenn ich dir deine Dame wiedererobere?"

„Ich schwöre dir daß ich von Stund an dein treuester Diener bin!"

Und Alles eilt nach der Kirche von Edwinstow, wo die Vermählung vorsichgehen sollte. Der Hauptmann tritt in der Kleidung eines Minstrels ein, eine Harfe in der Hand. Auf den plötzlich ertönenden Ruf seines Waldhorns eilen seine Gefährten, Allan-a-Dale voran, in die Kirche, und Robin vereint die Hände der beiden Liebenden. Als der Bischof sich weigert, auf seinen Befehl dieselben zu trauen, weil zu einer legalen Ehe ein dreimaliges Aufgebot gehöre, so zieht Robin ihm den Priesterrock aus und befiehlt seinem Little-John als Priester zu fungiren. Mit gravitätischer Stimme spricht dieser das Aufgebot nicht drei mal, sondern sieben mal und über diese seltsame Ceremonie lacht alle Welt, mit Ausnahme des Bischofs und des normännischen Ritters. „Wer will der Braut als Vater dienen?" fragt Little-John. Natürlich Robin Hood. Er nimmt das Mädchen unter seinen Schutz und erklärt daß es Jedem der Lust haben sollte sie ihrem Manne zu entführen theuer zu stehen kommen würde. „So endete diese heitere Hoch-

Digitized by Google

zeit", sagt die Ballade, „die Braut sah aus wie eine Königin und sie kehrten heim in den fröhlichen Wald unter das grüne Laubdach." Heiter, fröhlich, merry, das ist das Wort welches in diesen Poesien vorherrscht. Die Dichter legten das Glück und die Freude die ihnen fehlte in diese Zeiten zurück.

Robin Hood tritt sehr oft als Heirathsstifter unglücklich Liebender auf; er ist überhaupt der Held des besiegten und unterdrückten Volkes. Um den Preis eines einzigen Unrechts (Räubereien gegen Reisende und Pfeilschüsse gegen des Königs Jagdhüter) gab sich Robin Hood den Glorienschein alles andere Unrecht zu verhindern oder zu bestrafen. Die wollüstigen Bischöfe und die tyrannischen Obrigkeiten wurden von ihm angegriffen, mitleidlos geplündert, bisweilen selbst getödtet, noch öfters aber nach irgend einer Mystification in dem etwas plumpen Geschmacke der Zeit gesund und unversehrt und gegen ein Lösegeld zurückgeschickt. Seine Truppe bestand meist aus Leuten der niedersten Classe, deren Kraft oder Geschicklichkeit Robin Hood bei irgend einem Rencontre kennengelernt hatte. Bald war es ein Lohgerber, dessen schwere Hand er gefühlt, bald ein Kupferschmied, den man ausgesandt hatte ihn selbst todt oder lebendig einzubringen, und der sich zuletzt selbst unter dem Banner der Outlaws anwerben ließ. In listigen Streichen und Verkleidungen war er unerschöpflich. Mit ihrer Hülfe entging er seinen Feinden und lockte sie in seine Fallen. Einstmals hatte er es auf den Sheriff von Nottingham abgesehen; es war sein Plan ihn mitten aus der Stadt zu entführen. Aber wie? Robin Hood tritt in Nottingham als Fleischhauer auf. Er kleidet sich seinem Stande gemäß und placirt sich vor einer Fleischbank. Angelockt durch die billigsten Preise die er stellt, strömten alle Käufer ihm zu und die ehrenwerthe Fleischerzunft von Nottingham geräth in Aufruhr. Man fodert den Sheriff zur Schlichtung der Sache auf, und dieser begibt sich in Person zum Pseudometzger. Robin erbietet sich ihm hundert seiner Ochsen zu verkaufen, und sagt dieselben ständen im nahen Walde. Der Sheriff folgt ihm sorglos dahin, und bald kommen die Beiden an den gewohnten Sammelplatz der Truppe Robin Hood's. Statt von hundert Ochsen sieht er sich von hundert jubelnden Gesellen umgeben, und versöhnt zieht er nach Zahlung eines tüchtigen Lösegeldes wieder heim, ohne daß man ihm ein Leid gethan.

Robin Hood war nicht verheirathet; er lebte mit der schönen Maid Marian im Concubinat. Ehe er Hauptmann der Wildschützen ward, war er ein junger großer Herr gewesen, ruinirt theilweise durch die Thorheiten seiner Jugend, theilweise durch einen Abbé und einen Richter, die sich listig in den Besitz seines letzten Vermögensrestes gesetzt hatten. Er war damals sehr verliebt in die schöne Marian und fand Erhörung. Als er in das Dickicht der Wälder hinauszog, konnte Marian nicht ohne ihn leben und als Mann verkleidet suchte sie ihn auf. In dieser Verkleidung begegneten sie sich, Marian in Männertracht, Robin im Costume des Räuberhauptmanns. Sie schlugen sich, das schöne Blut der Marian floß und Robin Hood ward leicht verwundet. Dies war so seine Art Rekruten zu werben. Er bietet der Marian die Hand und schlägt ihr vor mit in den Wald zu kommen und das Lied der Nachtigall zu hören. Seine Stimme verräth ihn, Marian ihn wiedererkennend stürzt sich in seine Arme, und ein herrliches Fest wird sofort zur Feier des falschen Pagen veranstaltet. Nach beendigtem Mahle gingen Robin und Marian in den einsamen Wald, vom Little-John gefolgt. Die Ballade erzählt nicht ob er den beiden Liebenden als ehrbarer Begleiter diente, aber sie spricht von dem langjährigen Glücke der beiden Liebenden.

Charakteristisch ist daß aus den Balladen überall hervorleuchtet wie Robin Hood mehr mit einem Zustande der Dinge als mit einzelnen Personen Krieg führt. Mit den Personen spielt er öfter als er sie mishandelt, er will nicht den einzelnen Mann der die Justiz handhaben muß plagen, sondern die Justiz selbst verhöhnen. Nur parteiische Richter kommen nicht ohne Lösegeld fort, ebenso Adelige und Priester. Das ist das Budget des Königs von Sherwood. Dagegen liebt und vertheidigt er den Kleinbürger und den Landmann. Der Schäfer und der Ackerbauer, Witwen und Waisen haben keinen bessern Schutz als ihn, und die Sagen des Landes wissen davon zu erzählen wie er den Müttern ihre Söhne wieder zugeführt und den bedrängten Ehefrauen ihre Männer gerettet hat. Natürlich ist er vor allem der Beschützer der Damen, der Bewunderer ihrer Schönheit und ein treuer Verehrer.

Eine Ballade läßt ihn auf sehr rührende Weise sterben. Er fühlte seine Gesundheit schon einige Zeit untergraben und klagte Dies seinem treuen Little-John. Er zog deshalb seine Cousine, die Aebtissin des Klosters Kirkley, welche die Heilkunst verstand, zurathe, und diese empfing ihn in ihrem Kloster mit gleißnerischer Freundlichkeit. Nach dem Essen führte sie ihn in eine abgelegene Kammer, öffnete ihm mit ihrer Lilienhand eine Ader und schloß ihn ein. Das Blut floß den ganzen Tag und die ganze Nacht und Robin erkannte den Verrath. Obwol einer Ohnmacht nahe machte er doch einen Rettungsversuch. Das Fenster ist zu hoch, die Thür zu fest: da stößt er in sein Horn und entlockt demselben einige schwache Töne, aber sie genügten für das treue Ohr seines Little-John. Er erkennt in den sterbenden Tönen des Hornes den nahen Tod seines Herrn, eilt herbei, öffnet Schlösser und Thüren, und als er endlich Robin Hood findet, kann er ihn zwar nicht mehr retten, aber doch noch rächen. Er fragt den Sterbenden, ob er das Kloster sammt den Nonnen den Flammen preisgeben sollte, und Robin ruft ihm ein Nein entgegen. „Nie", sagt er, „habe ich einer Frau Leids gethan, und nicht einmal einem Manne unter den Augen einer Frau. Was ich im Leben nicht that thue ich auch nicht im Tode. Reiche mir Pfeil und Bogen dar und laß mich begraben wo mein Pfeil niederfällt. Unter mein Haupt lege ein Stück grünen Rasen und ein anderes zu meinen Füßen und auch das Grab bedecke mir mit solchem. Macht das Grab breit genug und lang, und bettet mich auf ein grünes Kissen daß ich sagen kann: hier liegt der kühne Robin Hood."

Und so ward er auch begraben, nahe bei der Abtei Kirkley in Yorkshire. 13.

Literarische Notiz.

Nathalie.

Referent erinnert sich nicht ob zwei Romane: „Woman in France" und „Madeleine" von Julia Kavanagh in d. Bl. Erwähnung gefunden haben. Ist es geschehen, so reiht sich ihnen „Nathalie: a tale" (3 Bde., London 1850), als dritter, längster und bester an. Der Stoff kann nicht Original heißen. Wahrscheinlich hat „Jane Eyre" den ersten Gedanken zu dem Buche gegeben. Alles Uebrige ist aber unbedingt Eigenthum der Verfasserin, namentlich der gefühlvolle Ausdruck, die Tiefe und Zartheit der Empfindung, und die altfranzösische Grazie. Es dürfte mehr Wahrheit als Beleidigung sein sie die englische Reybaud zu nennen. „Nathalie" ist die Liebesgeschichte eines launischen Herzens, die Erzählung eines verstockten Kampfes zwischen dem Eigensinne und der Berückung des jungen, der Pruderie und dem Argwohne des mittelalterlichen Mädchens, und nebenbei einer Menge Verwickelungen, die durch eine hinreichende Zahl von Personen veranlaßt und gefördert werden. Statt jedoch zu langweilen regt das Buch immer aufs neue an, und wol möglich daß manche Leserin — Leser sind für Dergleichen zu männlich — wenn der Kampf sich am wildesten, die Verwickelungen sich am verworrensten gestalten, einen Blick auf die letzten Seiten des dritten Bandes wirft um zu sehen wie der Kampf sich entscheiden, die Verwickelungen sich lösen werden, der Roman sich endigt.*) 31.

*) Eine deutsche Uebersetzung dieses Romans erscheint bald im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. IV.)

26. **Guizot (F. P. G.), Histoire de la révolution d'Angleterre,** depuis l'avénement de Charles I[er] jusqu'à sa mort, précédée d'un Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 2 vol. In-8. Geh. 2 Thlr.

27. ——— **Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?** Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. In-8. Geh. 10 Ngr.

28. ——— **Warum hat die Revolution in England gesiegt?** Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

De la démocratie en France. In-8. 1849. Geh. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ferner erschien bei mir:

Wietersheim (E. von), Die Demokratie in Deutschland. März 1848. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

29. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Briefe aus Paris. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.

Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. 1844. 2 Thlr. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.

Neue Novellen. 1. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

30. ——— **Vor- und Nach-Märzliches.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Vermischten Schriften** des Verfassers. Die drei ersten Bände derselben sind aus dem Verlage des Herrn Carl B. Lorck in Leipzig an mich übergegangen und zu dem **ermäßigten Preise** von 2 Thlr. von mir zu beziehen.

31. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Erster und zweiter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Der dritte und vierte Band sind ebenfalls bereits erschienen; die übrigen Bände werden rasch hintereinander folgen.

32. **Bibliographisches Handbuch** der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** bearbeitet von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

33. **Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:

Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Luther's. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.

34. **W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

35. **W. von Humboldt.** Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

36. **Jahn (H.), Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad.** 8. (Waldenburg.) Geh. 2 Thlr.

37. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium.** In drei Theilen. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Die einzelnen Theile auch unter besondern Titeln:

I. **Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter.** Zweite, mit einem Anhange von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. 1842. 10 Ngr.

II. **Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter.** Dritte, mit u. s. w. vermehrte Auflage. 8. 1850. 21 Ngr.

III. **Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter.** Zweite, mit u. s. w. vermehrte Auflage. 8. 1842. 1 Thlr. 5 Ngr.

38. **Koenig (H.), William Shakspeare.** Ein Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.
Regina. Eine Herzensgeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.
Spiel und Liebe. Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr 18 Ngr.
Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

39. **Lamartine (A. de), Geneviève.** Histoire d'une servante. In-8. 24 Ngr.

40. ——————, **Nouvelles Confidences.** In-8. 12 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:
Les Confidences. In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. In-8. 22½ Ngr.
Histoire de la révolution de 1848. 2 vol. In-8. 2 Thlr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

41. **Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche;** ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Elfte Auflage. 8. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Auflage. 8. 1848. 27 Ngr.
Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.
Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.
Lloyd und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr. 10 Ngr.

42. **Meyern (G. von), Monatsmärchen,** Bilder und politische Gedichte. 8. Geh. 16 Ngr.

43. **Müller (W.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von **Gustav Schwab.** Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 6 Thlr.
Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. **Ermäßigter Preis** 12 Ngr.

44. **Mundt (Th.), Die Matadore.** Ein Roman der Gegenwart. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

45. **Newman (F. W.), Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.** Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

46. **Noack (L.), Das Mysterium des Christenthums** oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

47. **Oehlenschläger (A.), Neue dramatische Dichtungen.** Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Aladdin, oder: Die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Neue verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit zwei Kupfern. 8. 1820. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.
Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.
Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1835. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.
Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von **A. Oehlenschläger.** Vier Theile. 8. 1822—23. **Ermäßigter Preis** 4 Thlr.

48. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des **Pfennig-Magazin** (1833—37) kosten im **ermäßigten** Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band **zusammengenommen** 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrgang (1848 und 1849) kosten jeder 2 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

49. **Pipitz (F. E.), Mirabeau.** Eine Lebensgeschichte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter bis sechzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis vierter Theil. Gr. 12. 1848—50. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermäßigt

worden.

51. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:
Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. Gr. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

52. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Erste bis sechste Lieferung. Gr. 4. 1847—50. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

53. **Raumer (F. von), Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

Ebendaselbst sind von **F. von Raumer** erschienen:
Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—49. Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.
Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden. I—VI. Gr. 12. 1848. 5 Ngr.

54. ——————, **Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Erster bis achter Band. Gr. 8. 1832—50. Druckpapier 24 Thlr. 13 Ngr., Velinpapier 48 Thlr. 25 Ngr.

Der achte Band erschien auch unter dem Titel:
Geschichte Frankreichs und der Französischen Revolution 1740—95. Gr. 8. Druckpapier 4 Thlr. Velinpapier 8 Thlr.
Von demselben Verfasser erschienen ebendaselbst:
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1840—42. Velinpapier 12 Thlr., extrafeines Velinpapier 24 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.
Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

55. **Raumer (K. von), Palästina.** Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Im meinem Verlage ist auch erschienen:
Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

56. **Religiöse Reden und Betrachtungen** für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

57. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Von E. Schulze erschien früher ebendaselbst:
Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
—————— Miniatur-Ausgabe. 1849. Gebunden. 3 Thlr.
Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. **Ermäßigter Preis** 12 Ngr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1811. **Ermäßigter Preis** 16 Ngr.

58. **Stimmen aus dem Morgenlande**, oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper.** Gr. 8. (Hirschberg.) Geh. 3 Thlr.

59. **Sturm (J.), Gedichte.** 16. Geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

60. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple**, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I—VII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

61. ——————— **Die Geheimnisse des Volks**, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis siebenter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.

Atar-Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr. **Ermäßigter Preis** 8 Ngr.

62. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. 1851. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster Jahrgang 1850 kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

63. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Erstes bis dreizehntes Heft. (Aachen—Zwoll, und Nachträge: Alessandria — Zürich.) (Schluss.) Breit 8. 1851—50. 7 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk ist auch cartonnirt in zwei Abtheilungen zu obigem Preise zu erhalten.

64. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Ebendaselbst erschien:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

65. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes bis sechstes Heft. (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel; Würger — Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel.) Bogen 1—36 und Tafel I—LX. Gr. 4. 1845—50. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Von dem Verfasser wurde daselbst auch herausgegeben:

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Erstes und zweites Heft. Mit zwei illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1846—49. 3 Thlr. 22 Ngr.

(**Der Beschluß folgt.**)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Januar. Nr. 1—4.

Inhalt: Die angemessensten Säemaschinen für kleinere Wirthschaften. — **Was** es mit der amerikanischen, angeblich von Hamm verbesserten Häckselmaschine auf sich hat. — Entgegnung auf einen Aufsatz „Ueber die Verschaffung bleibenden Verdienstes für die arbeitende Classe." — Entgegnung auf einen **Schmähartikel** gegen Horsky's „neues Culturverfahren" und auf eine Reihe von Verdächtigungen in der Agronomischen Zeitung. — Anfrage, die empfohlene gelbe Luzerne betreffend. — Ernteberícht aus dem Herzogthum Koburg. — Was hat der deutsche Schafzüchter zu thun, um den Nachtheil, der ihm aus der vermehrten Einfuhr australischer Wolle entsteht, abzuwenden? — Beantwortung der Anfrage, eine Ernte von sogenanntem chinesischen Sommerroggen ohne Aehren betreffend. — Ueber das Verhältniß des Fleischgewichts zum lebenden Gewicht des Thieres. — Gesammtbericht der Ernte des Jahres 1850. — Die Errichtung einer Hufbeschlagschule in der Residenzstadt Altenburg. — Die neue Luzerne Medicago intermedia. — Ein Wink für Landwirthe, das Luftbutterfaß und insbesondere die Untauglichkeit des Hamm'schen Luftbutterfasses betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 1—4, und **Artistische Beilage** Nr. 1.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer's ausgewählte Werke.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Novellen, Gedichte und **Laienbrevier**, statt 6 Thaler **Drei Thaler.**

Novellen und Gedichte ohne das Laienbrevier. 10 Bände. **Zwei Thaler.**

Berlin, im Januar 1851.

Veit & Comp.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen,

kleine Leute in großer Zeit.

Drei Theile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. 16. 1844. (24 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. 16. 1846. (24 Ngr.) **4 Ngr.**

Brederlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. 2 Theile. Gr. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Alfred Campbell, oder Reisen eines jungen Pilgers nach Aegypten und dem gelobten Lande. Aus dem Englischen für die Jugend bearbeitet von *K. Stille*. 12. 1830. (22 Ngr.) **4 Ngr.**

Persische Fabeln für Jung und Alt. Aus dem Englischen des *G. H. Keene* übertragen von *J. Sporschil*. Mit 18 Holzschnitten. 8. 1834. (15 Ngr.) **4 Ngr.**

Glatz (J.), Die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit des Verfassers Bildniss und 1 Titelkupfer. 8. 1829. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Jerrer (G. L.), Erzählungen der Geschichte der europäischen Völker, von Karl dem Grossen bis auf unsere Zeiten. 3 Theile. Gr. 8. 1827. (3 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Overbeck (C. A.), Fritzchen's Lieder. Neue Ausgabe. 8. 1831. (10 Ngr.) **4 Ngr.**

Schmidt (F. L.), Dramatischer Jugendfreund. Ein Weihnachtsgeschenk. Mit Kupfern. 8. 1812. (1 Thlr.) **4 Ngr.**

Schopenhauer (Adele), Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 12. 1844. (24 Ngr.) **12 Ngr.**

Wächter (G. P. L.), Jugendunterhaltungen. 8. 1827. (1 Thlr.) **4 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Morgen- und Abendgedanken
in
Gedichten.
Gesammelt und theilweise bearbeitet von
W. R. Stahr.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1½ Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der letzte Hohenstaufe,
Tragödie in fünf Aufzügen von **D. H. Ayrer.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.
Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten
von
Friedrich Bülau.

Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert. — II. Ein Prätendent aus dem 19. Jahrhundert. — III. Ein Erbfolgestreit im Lande Lippe. — IV. Herzog Friedrich von Schomberg. — V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Vom Hofrath und Professor **Schulze** in Gotha. — VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Von **G. E. Guhrauer.** — VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. — VIII. Kaunitz und Choiseul. — IX. Der Königstein und seine Gefangenen. — X. Menzel und Glermann. Ein Beitrag zur Geschichte des Staats- und Postgeheimnisses im 18. Jahrhundert. — XI. Die Grafen von Promnitz. — XII. Die Grafen von Hoym. — XIII. Entführungen. — XIV. Joseph von Frohn. — XV. Friedemann von Tümpling. — XVI. Verschwörung auf Malta. — XVII. Die Damaßdörfer Groß- und Klein-Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. — XVIII. Johann Gottfried Sillig. — Miscellen.

Der erste Band erschien zu Anfang dieses Jahres und hat denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen sechzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil für einige Zeit auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der dreizehnte bis sechzehnte Theil, der Neuen Folge erster bis vierter Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.
Ein Roman
von
Eliza Wille, geb. **Sloman.**

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die **Preisermässigung** einer Auswahl werthvoller bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienener Werke, deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, besteht noch
bis Ende April 1851.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 41. —— 17. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Bei Dem was wir hier der Darstellung Lamartine's entnehmen werden wir uns auf eine Ergänzung unserer frühern Mittheilungen über die Februarrevolution beschränken müssen, die insbesondere das Eingreifen Lamartine's selbst in diese Weltbegebenheit wie seine Ansichten von derselben näher ins Auge faßt.

Lamartine's Grundgedanke bei Auffassung der Geschichte ist der Glaube an ein Fortschreiten der Menschheit zur Vernunftentwickelung und dadurch zur Freiheit; auch die Revolutionen sind heilsam, wenn sie das Erzeugniß einer sittlichen Idee sind. Dies war der Charakter der ersten französischen Revolution von 1789, die aber durch große Verbrechen verunstaltet ihr Ziel verfehlte. „La révolution de 1848", heißt es, „n'est qu'une continuation de la première, avec des éléments de désordre de moins et des éléments de progrès de plus." Die Idee von der beide Revolutionen ausgingen ist: le peuple. Im Jahr 1789 entledigt sich das Volk der absoluten Monarchie, des Privilegiums u. s. w.; 1848 entledigt sich das Volk der repräsentativen Monarchie, die auf eine allzu engbegrenzte Oligarchie gestützt war. Im Jahr 1814 war mit Napoleon die Contrerevolution gefallen; die restaurirten Bourbons mußten durch die Charte den Sieg der Revolution von 1789 anerkennen. Karl X. glaubte er könne mit der Charte spielen und starb im Exil. Von seiner eigenen Stellung zu den frühern Phasen der Revolution bemerkt Lamartine: Er war im Haß gegen das Kaiserthum erzogen; aus einem soldatischen, religiösen und royalistischen Geschlecht war er bei der Rückkehr der Bourbons in die Garden des Königs eingetreten, dann in die diplomatische Laufbahn übergegangen. Seine Ansichten dès-lors libérales et constitutionnelles misfielen dem Hof und schadeten seiner Beförderung. Nach der Julirevolution nahm er seinen Abschied par un sentiment de respect gegen das gestürzte Königshaus. Ludwig Philipp hielt ihn für einen unpraktischen Träumer. Bei diesem persönlichen Misverhältniß erscheint Lamartine's Milde in Beurtheilung Ludwig Philipp's um so liebenswürdiger. „Frankreich hatte das Recht ihn vom Throne zu stürzen; die Geschichte wird nie das Recht haben ihn zu hassen oder ihn herabzuwürdigen.... Man kann sagen Natur und Kunst hatten ihn mit allen Eigenschaften begabt die einen König populair machen, mit Ausnahme einer einzigen, der Größe." Den Mangel der Größe suchte er durch Schlauheit und Gewandtheit (habileté) zu ersetzen. Die Republikaner mußte er zu bezwingen, die Legitimisten niederzuhalten, die constitutionnelle Partei zu gängeln; mehr und mehr umgab er sich mit einer blind ergebenen oder bestochenen Oligarchie. Die auswärtigen Mächte gewann er durch Schmiegsamkeit und sicherte so Europa den Frieden; doch opferte er den Einfluß Frankreichs um die Duldung seiner Dynastie zu erlangen. Zuletzt hatte ihn das Glück, mit dem er seine Politik 18 Jahre lang durchführte, verblendet; Guizot, der sich ihm nach und nach ganz hingab, indem er sein System aus wissenschaftlicher Ueberzeugung billigte, était rassuré par la confiance en lui-même et par le dédain du vulgaire qui faisaient le fond de sa nature — ein echter Doctrinaire. Als Hauptfehler des herrschenden Systems betrachtet auch Lamartine die Abhängigkeit der repräsentativen Körperschaften von dem königlichen Willen und insbesondere die zu arge Beschränkung des Wahlrechts durch den Census; Lamartine fodert das allgemeine Wahlrecht, bis zu der Revolution von 1848 jedoch wol nur eine allmälige Erweiterung desselben (l'avènement régulier des masses dans la politique, quelque difficulté que présente aux hommes d'état un phénomène démocratique si nouveau). Auch die spanische Heirath verstimmte viele Anhänger von Ludwig Philipp's System; sie zeigte wie der König das Wohl Frankreichs seinem dynastischen Interesse preisgab. Bis dahin hatte der Julikönig um nicht isolirt zu stehen sich zuweilen selbst bis zu der Stellung „eines englischen Vicekönigs auf dem Continent" herabgelassen, jetzt drohte in der Ferne der Krieg (?!) infolge der spanischen Heirath. Die Nation, auf der Oberfläche ruhig, gährte in der Tiefe. Schon längst leitete Thiers — adversaire impatient du ministère — die parlamentarische Opposition wider die Selbstregierung des Königs. Odilon-

Barrot's Opposition heißt dagegen modérée, toujours libérale, jamais personnelle. Auch die Urtheile Lamartine's über die Journalistik zeugen überall von seiner milden Humanität, die das Bessere auch in den Gegnern anerkennt. Marrast, der Redacteur des „National", war der Camille Desmoulins sérieux et modéré de la future république, die für die Massen nur noch ein pressentiment lointain war; die „Réforme" wollte das Volk tiefer aufregen und näherte sich bisweilen dem Socialismus, doch war der Redacteur Flocon caractère loyal même dans la guerre d'opinion. Allmälig bildete sich eine Coalition gegen das Ministerium Guizot, welche Paris und die Departements durch Bankets aufzuregen suchte. Thiers, der als Historiker die Gefahren einer solchen Agitation kannte, hielt sich ebenso fern von derselben wie Lamartine, dem die Opposition der Bankets zu unbestimmt erschien, auch als Odilon-Barrot und Thiers' Freunde mit den Republikanern für die Wahlreform zu denselben zusammentraten (1847). Lamartine wußte daß solche Coalitionen nur Umsturz zu erzeugen vermögen. C'est leur impuissance pour le bien qui en fait l'immoralité. In diesem Sinne trat er bei mehren Bankets auf; so z. B. zu Dijon gegen die aufregendern Reden Ledru-Rollin's: „Wenn wir, hommes de démocratie régulière, uns mit den démagogues vermischen, so werden wir in der öffentlichen Meinung verloren sein." Am Ende des Herbstes 1847 waren die Urheber der Bankets bereits nicht mehr im Stande sie zu zügeln. Le peuple est toujours passion. „Die Republik ist das unfreiwillige Werk der parlamentarischen Coalition von 1840 und der agitirenden Coalition von 1848."

Die Rede des Königs bei Eröffnung der Kammern (Buch 2) war ein Zeugniß von der Hartnäckigkeit mit welcher der König und Guizot an ihrem Systeme festhielten; die Reformbewegung wurde in derselben als das Werk einer blos künstlichen Agitation dargestellt. Als das pariser Banket vom 22. Februar verboten wurde, glaubte Lamartine darin eine Beeinträchtigung des Rechts der freien Vereinigung zu erkennen, die er wie Ledru-Rollin nur durch ein Gesetz in die Schranken gewiesen wissen wollte. In einer Versammlung von etwa 200 Deputirten der Opposition erklärte er: „Nous sommes placés entre la honte et le péril. Voilà l'arbitraire ministériel à la place du droit national." So trieb er die schwankend gewordene Opposition zur Theilnahme an dem verbotenen Banket, obgleich er die Gefahren einer solchen Demonstration nicht verkannte. Aber, fügt er hinzu: „Abandonnons le reste à la providence et à la responsabilité du gouvernement!" Wegen dieser Rede verurtheilt sich indeß Lamartine selbst; er glaubte die Ehre der Opposition wahren zu müssen; la satisfaction secrète de prendre une fois de plus cette opposition en flagrant délit de faiblesse hatte vielleicht ohne sein Wissen (à son insu) einen Antheil an der Hitze in seinen Ausdrücken. Obgleich das Banket bekanntlich nicht zustandekam, nennt Lamartine doch jene Rede den einzigen Fehler der im ganzen Laufe seines politischen Lebens schwer auf seinem Gewissen lastete; denn „er überließ dem Zufall was die Tugend nur der Klugheit überlassen soll, die Ruhe des Staats! il tentait Dieu et le peuple."

Von dem Morgen des 22. Februar sagt auch Lamartine: L'événement parut naître de la curiosité qui l'attendait. Der Ausdruck: Die Nacht (22/23.) sank herab ohne daß Blut geflossen wäre, ist zu allgemein, da schon am 22. Februar die Municipalgarde einhieb. Die Stimmung der Nationalgarde heißt hier charakteristisch un mécontentement sourd qui ne se résoudrait pas en sédition, mais qui pourrait se manifester en abandon à l'heure du danger; und „die Erschütterung der versteinerten Hartnäckigkeit des Königs schien der Bourgeoisie die gerechte Strafe eines zu langen Glücks". In gleicher Sicherheit wie der König verharrte die Majorität der Kammer; sie dachte höchstens an einen Ministerwechsel. Auch Lamartine „sah noch Nichts von der Katastrophe voraus welche die Monarchie in einigen Stunden verschlingen sollte".

Bei dieser Stelle schaltet Lamartine sein politisches Glaubensbekenntniß ein, dessen Hauptzüge wir hier herausheben: Die politischen Grundsätze Lamartine's waren die der ewigen Wahrheit, von der das Evangelium ein Blatt bildet. Die Gleichheit der Menschen vor Gott, auf der Erde verwirklicht durch die Gesetze und Regierungsformen, welche der größten Zahl und alsbald (bientôt) der Gesammtheit der Bürger möglichst gleichen persönlichen Antheil an der Verwaltung geben, und dadurch alsbald (bientôt) auch an den moralischen und materiellen Wohlthaten der menschlichen Gesellschaft. Doch erkannte Lamartine dabei an daß die Herrschaft der menschlichen Vernunft eine höhere Berechtigung habe als die unvernünftige Souverainetät der Zahl (la brutale souveraineté du nombre); denn in seinen Augen war die Vernunft der Abglanz Gottes im Menschengeschlecht, und er trieb sein Streben nach Gleichheit nicht bis zur Chimäre einer gewaltsamen und unmöglichen Gleichmacherei aller Bedingungen des geselligen Lebens. Er begriff daß keine civilisirte Gesellschaft ohne die drei von dem Instinkt geheiligten Grundlagen bestehen könne, Staat, Familie und Eigenthum. Das Eigenthum schien ihm, wie Alles, der Vervollkommnung fähig durch Institutionen welche es entwickeln statt es zu zerstören; doch fand er das wahre Verhältniß zwischen Capital und Arbeit in einem freien Lande in der Concurrenz, bei welcher der Staat nur vermitteln und in außerordentlichen Fällen durch den travail d'assistance wie durch eine Armentaxe eintreten soll. Hiernach war ihm die Frage nach der Regierungsform nicht eine Frage des Princips, sondern der Umstände (circonstance), und er würde die Monarchie vertheidigt haben, wenn sich Ludwig Philipp's Regierung als ein pouvoir assis nicht fast unbezwinglich den nothwendigen Umbildungen widersetzt hätte. Deshalb hielt er sich zwar im Gewissen verbunden selbst keine Revolution zu provociren, aber

er war entschlossen sie anzunehmen, — *accepter, si la force des choses en contenait jamais une.* In diesem Falle wollte er sie zur Verwirklichung der Ideen die er für hinreichend gereift hielt benutzen und sie in den Schranken der Sittlichkeit halten, soviel es an ihm wäre. Die Ideen, die er jedes Opfers, auch seines Lebens, werth hielt, waren: 1) die Gelangung der Massen zu politischer Berechtigung und 2) die völlige Freiheit der religiösen Bekenntnisse, denn, sagt er, wenn die religiöse Wahrheit frei wird, wird sie heiliger und wirksamer werden; sie ist jetzt nur Gesetz, sie wird Glauben werden; sie ist Buchstaben, sie wird Geist; sie ist eine Formel, sie wird Handlung werden. Lamartine (sagt er selbst) *avait été créé religieux, comme l'air a été créé transparent,* — aber *son seul apôtre était la liberté; c'est le seul digne ministre de Dieu dans l'esprit des hommes etc.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

Erscheinungen und Gespenster.

Es grenzt wirklich ans Fabelhafte woher in Deutschland alle Lieder kommen! Ich behauptete: der germanische Mensch hat seit Arminius und Wittekind noch in keiner ärgern Tinte gesessen als die ist worin er jetzt sitzt; er möchte nach allen Seiten hin des Teufels werden; er sagt es in jedem Zeitungsblatt; er fängt bereits an mit seinem verzweifelnden Volksbewußtsein zu coquettiren, ja das Ungeheuerste was kommen konnte ist geschehen: aus dem Weltschmerz ist ein germanisch-nationaler Schmerz geworden, und was selbst noch über dies Ungeheuerste geht: das absolute Verdict Heinrich Heine's ist längst gestraft, denn zwölf Deutsche bilden jetzt nicht einmal mehr ein Dutzend; Deutschland ist ohne Hoffnung, ohne Eintracht, ohne Morgenroth, ohne Zukunft, ohne Kraft von innen, ohne Gnade von oben ... und dennoch, dennoch schreibt der Deutsche — der Germane, wollen wir sagen — immerfort Gedichte; nein, er schreibt sie nicht fort in dieser grau-in-grauen Zeit wo alle Lebensquellen versiegen, sondern er fängt erst recht an welche zu schreiben!

Es ist wirklich entsetzlich wie zähe das germanische Bewußtsein ist! Man muß für diese Zähigkeit erst noch ein germanisches Wort erfinden! Und wirklich, auch die deutsche Innigkeit hat etwas Rührend-Unverwüstliches, diese unendliche Gemüthsseligkeit und Selbstberuhigungskraft die kein anderes Volk begreifen kann. Der Deutsche ist stets und immerdar sein eigener Panakeer; er ist sozusagen der Welttröstungsbegriff als nationales räthselhaftes Wesen gedacht, als lyrischer Interpolator, der sich in Alles findet wenn man ihm nur nicht wehrt Gedichte zu machen.

Man singt freilich in der ganzen Welt. Vom Nowaja-Semlja bis zum Feuerlande wird gesungen. Der Franzose hat seine Chansons; Spanien schuf einst die Romanze, Skandinavien seine Ballade. Das sind nationale Kategorien, feste Eigenthümlichkeiten. Bei dem Deutschen jedoch stellt sich Das noch anders, denn neben der poetischen Hoheit seiner Lyrik läuft noch ein Unding als sein Privilegium her, dies Unding heißt: die Versmacherei. Der Deutsche allein — macht Gedichte, und daß er sich darauf Etwas zugutethut ist ein integrirendes Moment des alten Michel.

Diese bittere Wahrheit war zu sagen wenn es sich darum handelt einunddreißig Gedichtsammlungen, die als modernste deutsche Liebes- oder Hessegaben auf dem Schreibtisch liegen, kritisch abzufertigen. Nachdem sie ausgesprochen, wie es von einem höchsten Standpunkte poetischer Kritik allerwegs geschehen muß, heben wir ab von aller Bitterkeit und wenden uns den Liedern selbst zu, aufspürend und aufzeigend, ob und welcherlei Gutes, vielleicht sogar Schönes in ihnen lebt. Für das Schlechte, Schwächliche, Mittelmäßige (und das letztere ist seit lange deutscher Lyrik besonderer Fluch gewesen) genügt ein Wort. Wir zählen Dies nicht zu der Morgen-, sondern zu der Abenddämmerung deutschen Gesanges. Wir haben Erscheinungen verkündet; was darunter Gespenster sind wird sich zeigen. Ich theile meine poetische Cohorte (es sind nicht lauter Lyriker, es ist auch einiges Wenige von epischer Art darunter) in drei große Gruppen:

Die Gruppe A sind die stillen Leute (lauter Lyrik).

Die Gruppe B sind die äußerlich oder innerlich Bewegtern (ebenfalls nichts als Lyrisches).

Die Gruppe C formire ich aus der epischen und erzählenden Art.

Ich gestehe daß diese Gruppirung selbst mehr äußerlicher Art ist. Sie macht sich nicht anders wo solche losgerissene, zerflatternde Fragmente vorliegen: *disjecta membra,* nicht des Poeten, sondern leider der Poesie selbst. Solange der Geist des Liebes dem deutschen Liede nicht wiedergekehrt ist, kann man dem Nachtrab des deutschen Gesanges nur von außen beikommen.

Wo aus einer Tiefe Perlen heraufblinkeln wird deutsche Liebe sie zu finden wissen; denn die Kritik ist auch die Liebe, wie Alles was vom Geiste stammt.

Gruppe A: Die stillen Leute.

1. Neue Gedichte von August Thieme. Merseburg, Garcke. 1850. 8. 1 Thlr.
2. Herbstblüten. Gedichte von Hermann Waldow. Dresden, Türk. 1850. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters, ausgewählt und herausgegeben von Oskar Remackarg Johannes. Marienwerder, Baumann. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Im Freien. Eine poetische Gabe von Wilfried von der Neun. Leipzig, Kößling. 1850. 16. 10 Ngr.
5. Dichtungen von L. von Arentsschildt. Neue Sammlung. Hanover, Hahn. 1850. 16. 1 Thlr.
6. Almer. Innerösterreichische Volksweisen. Aus einer größern Sammlung mitgetheilt von J. Gabriel Seidl. Erstes Heft. Wien, Gerold. 1850. 18. 8 Ngr.
7. Reiser und Reisig von A. Hirsch. Wien, Gerold. 1850. 18. 1 Thlr.
8. Lenz und Liebe. Gedichte von Heinrich Pezel. Leipzig, O. Klemm. 1850. 8. 20 Ngr.
9. Zwanzig Gedichte von A. Schüler. Berlin, Reimarus. 1850. 8. 10 Ngr.
10. Aus den Tagen der Jugend. Gedichte von Hermann von Loeper. Landsberg a. d. W., Volger u. Klein. 1850. 12. 15 Ngr.
11. Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten von Adolf Ströber. St.-Gallen. 1850. 16. 12 Ngr.
12. Gedichte von Franz Brömel. Berlin, Mittler. 1850. 16. 20 Ngr.

In Nr. 1—3 meiner stillen lyrischen Leute, die vom lauten Markt des trostlos zerrissenen Lebenstreibens fern und abgewandt der politischen Parteifehde die Dichtung um ihrer selbst willen pflegen, findet sich eine äußerliche Wahlverwandtschaft darin daß sie sämmtlich von bejahrtern Verfassern herrühren.

In dem Autor von Nr. 1, Hrn. August Thieme, begegnen wir einem alten, und wir wollen sagen lieben Bekannten. Was ich früher von der ersten Sammlung seiner Gedichte sagte gilt auch von diesen: ein innigstes Sichhineinleben in die Natur, ein liebevolles Aufspüren ihrer geheimsten Manifestationen. Ohne Geistiges keine Liebe. Man muß Kenner der Natur

sein um sie so in allen ihren kleinsten Erscheinungen zu lieben und durch höchstes Lieben Andern zu deuten. Wer es nicht versteht die Natur durch stille Forschung zu lieben und lieben zu lernen, Dem wird Manches in diesen Gedichten wunderlich erscheinen. Mir nicht; denn die Natur selbst bietet Erscheinungen die uns wunderlich dünken. Ueberhaupt darf man keinen Dünkel mitbringen um in die Natur einzudringen und aus ihr herauszudichten. Gott zum Gruß! dem würdigen siebzigjährigen Greise der Das noch in so reicher Lebens- und Liebesfülle versteht. Möge diesem „Geron", der so liebevoll entbrannt für Kindheit und Jugend seine „Abendstunden" feiert, noch lange die Natur, die seinige, herrlich leuchten. Einer drückt ihm warm die Hand, der es weiß und erfahren wie jegliche „Erdenbergfahrt", gehe sie über „Kryptogamen" oder „Heliotropen" oder auf demantblitzendem „Schneefilialweg", endlich doch zum „Kreuze" führt.

Der Autor von Nr. 2, Hermann Waldow, erblickt ebenfalls die Natur durch das sanftleuchtende Prisma des Gemüths. Obwol minder als bei seinem Vorgänger finden sich doch auch bei ihm mannichfache Jean Paul'sche Wiederklänge. Eine so tiefe Indagation des Naturseins wie bei Jenem findet sich bei ihm nicht; er schaut mit äußerlicherm Auge, aber noch immer liebevoll-verständig. Die stille Rückkehr ins Gemüthsleben aus dem was der Blick draußen erschaut ist ihm eigenthümlich, und darum ist diesen bescheidenen Dichtungen etwas Leises und Zartes eigen, was mir am deutlichsten wurde als ich das Gedicht „Der Wanderbursch auf dem Weihnachtsmarkt" las. Was zum ewigen Urgrund jeglicher im Irdischen nur möglichen Liebe zurückführt bleibt immer Wahrheit und Poesie, und darum bedarf eine Strophe wie diese:

> Ja, ob auch reich an Wundern die Erde allerwärts —
> Das heiligste der Wunder bleibt doch ein Mutterherz ...

keiner kritischen Unterschrift.

Nr. 3. Die „Strandlieder" offenbaren, wiewol nicht in widerwärtiger Weise, ganz eigenthümlich-schulmeisterliche Anschauungen und Reflexionen. Unser pseudonymer Schulmeister wohnt nahe dem Strande der Ostsee, und obgleich man dort seit Jahrtausenden Bernstein fischt, und Schiffe nach allen Weltregionen aussendet, so ist seine Pfründe doch, wie es scheint, nicht die beste. Darum durchzittern leise schulmeisterliche Klagen diese Gedichtsammlung, als z. B.

Grund.

> Wenn sich die Augen wollen feuchten
> Ob Noth und Sorgen, ruft man drein:
> „Wie Sterne sollt ihr Lehrer leuchten,
> Geht ihr einst in den Himmel ein!"
> D'rum soll die Noth das Auge feuchten
> Und bald der Leib verhungert sein,
> Darum wir nur recht bald zum Leuchten
> In Gottes Himmel gehen ein.

Ich glaube dir es, mein alter Junge! der du auf der weißumbrandeten Düne deine „Lesestunde" hältst, wo du vielleicht mit einem Butterbrot in der Tasche im dunkelwerdenden Himmel, im dunklerwerdenden Meere und im einsamen Lichtlein „vom Dorfe her", wo „vielleicht der Pfarrherr drüben die Hauspostille liest", ich sage: wo du dann noch die Gottheit liesest, ja ich glaube es dir ... Alles ... Alles ... Sei getrost! Auch auf Fichte's Grabe auf dem Oranienburger Kirchhof zu Berlin steht dieselbe schöne Stelle aus dem Jesaias: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die so Viele zur Gerechtigkeit wiesen wie die Sterne immer und ewiglich." Sei getrost und bleibe du nur fest in Lehre und Wandel: Sie werden einst leuchten, die Lehrer, und ich glaube wir brauchen darum noch nicht vom Jenseits zu reden. Darum singe du nur immerfort dein „Hold umbrausen mich die Ostseewogen", oder:

> Lerchengesang klingt
> Nieder zur Gruftkluft u. s. w.

ich habe Nichts dagegen; ich glaube dir dein Leben! Nur vergiß über der lyrischen Salbaderei deine Lehre nicht, denn sie allein ist es die dich einst leuchten läßt „wie des Himmels Glanz!"

Nr. 4. Herr Wilfried von der Neun geruhen sich ebenfalls „im Freien" zu bewegen, und singen auf 56 Seiten daß Ihnen zuweilen „der Busen und das Hirn will springen", und daß Sie alsdann hinauslaufen zu „der Natur allmächtigem Zauberbilde" (welches allerdings Niemandem verboten ist), und daß alsdann Ihnen „die Sonne lächelt", und die „Berge selbst sich «singend» (merkwürdig!) neigen" um Ihnen „zum Himmel eine Brücke zu bauen" u. s. w. Genug, genug! Die Natur kennt keine Aristokratie, und die Berge sind öfters sehr grob, wenn auch nicht gerade in Hinterpommern. Werden Sie auf jeden Fall natürlicher, Hr. Wilfried von der Neun, vielleicht bringen Sie es dann noch bis zur Achtzehn, und es stellt sich dann ganz in jener Goethe'schen „Stille" die Sie kennen vielleicht selbst das „Talent" noch bei Ihnen ein. Fern sei aller Groll, aber mit der Natur, der ewigen, zu aristokratisiren ist wenigstens unpoetisch, und einem Alexander von Humboldt Blätter wie diese zuzueignen grenzt nahe an Unverschämtheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die kaiserliche Bibliothek in Petersburg.

Die öffentliche kaiserliche Bibliothek in Petersburg, welche dermalen an 15,000 Manuscripte und 500,000 Bände besitzt, wurde von der Kaiserin Katharina II. gegründet, von ihren Nachfolgern vielfach bereichert und gewann besonders durch die Vergrößerung des Landes sehr an Ausdehnung. Nachdem im vorigen Jahre das Institut eine den Anfoderungen der Zeit entsprechende Stufe erreicht hatte, und eine klare Uebersicht über die vorhandenen Schätze gewonnen war, wurde zum Verkauf der vorhandenen Duplicate geschritten. Den Anfang machten die historischen und archäologischen Werke in einer Anzahl von 6162 Nummern, von denen allein gegen 300 sich auf Polen beziehen. Die kaiserliche geographische Gesellschaft in Petersburg und die archäologische in Odessa haben eine bedeutende Anzahl Werke käuflich an sich gebracht. Was die polnischen Duplicate, die in dem durch den Druck veröffentlichten Kataloge enthalten sind, betrifft, so ist Manches unverkauft geblieben, wahrscheinlich deshalb weil viele von ihnen, als noch im Buchhandel vorkommend, als weniger werthvoll betrachtet wurden. Professor Muchlinski und Eustach Tyszkiewicz waren hier die Hauptkäufer. Eine der größten Seltenheiten waren die Dobromiler Ausgaben des Dlugosz und Orzechowski. Alle Werke waren im Allgemeinen in sehr gutem Zustande und die aus der Zaluski'schen Bibliothek (welche nach dem polnischen Kriege nach Petersburg wandern mußte) herstammenden vielfach mit eigenhändigen Notaten ihres Gründers versehen. Die meisten Werke welche die Geschichte Polens behandeln sind in lateinischer, deutscher oder französischer Sprache verfaßt. Durch den Verkauf der Duplicate sind dem Geschichtsforscher unschätzbare Reichthümer zugänglich gemacht und Schätze ans Licht gefördert worden von denen unsere Gelehrten bisher kaum etwas gewußt haben. Kupfer und Titel alles Desjenigen was vorgelegt worden ist waren so schön und rein erhalten, als wenn sie noch nie eine Hand berührt hätte. Viele der dem Publicum übergebenen Werke verdienten wol eine neue Auflage und mehr noch eine zeitgemäße Bearbeitung oder Uebersetzung; es darf wol angenommen werden daß mancher Andere derselben Ansicht ist, und unsere Literatur bald in dem bis jetzt vergrabenen Pfunde einen kostbaren Zuwachs erhalte.

35.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 42. — 18. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Hier erkennen wir eine Seele die „an Edles in der Freiheit glaubt"; und den Glauben daß das Gute in der Menschheit überwiege, wie das Streben für den Sieg edler Freiheit hat Lamartine unter den Schreckenserfahrungen einer furchtbaren Umwälzung treu bewahrt. „Gott hat die Menschheit wie den einzelnen Menschen aus zwei Principien zusammengesetzt, aus dem des Guten und dem des Bösen. Es gibt ein Maß der Tugend wie des Lasters und des Verbrechens in den Massen wie in den Einzelnen. Laster und Verbrechen steigern sich in den Revolutionen; Alles was sie in Bewegung setzt scheint sie zu vervielfältigen, bis die Ruhe zurückkehrt und ihre Natur sie zu Boden senkt. Das ist der Krieg des Schaumes gegen den Ocean. Der Ocean beruhigt sich immer wieder und verschlingt siegreich den Schaum." Doch ist er darum nicht minder davon befleckt. Lamartine wußte Dies. Er zitterte im voraus vor den Ausschweifungen der Demagogie. Er war entschlossen ihr zu widerstehen und, wenn es sein müßte, zu sterben, um den reinen Theil des Volks vor ihrer Wuth und ihrem Wahnsinn zu bewahren und die ruhige Majestät der Revolution zu retten.

Ueber die Scene vor Guizot's Hôtel (23. Februar Abends) maßt sich auch Lamartine kein entscheidendes Urtheil an; doch weist er aus dem ganzen Hergange nach daß dabei nicht blos le souffle unanime de la révolution wirkte, dem die Massen unbewußt folgen, sondern eine republikanische Verschwörung. Aber von wem kam der erste Schuß? Nul ne le sait; crime ou hasard, ce coup de feu ralluma une révolution. Jedoch war Dieses nur infolge der herrschenden Stimmung möglich.

Im dritten Buche schildert uns Lamartine zunächst die Verhandlungen über den Ministerwechsel während der Nacht vom 23/24. Februar. Am Morgen des 24. genügte dem Volke weder Thiers' noch Odilon-Barrot's Name. Auf die Frage eines braven Offiziers, des Hrn. von Prébois: „Und würdet ihr die Waffen niederlegen wenn der König Hrn. Lamartine beriefe?" antwortete ein Volkshaufen mit „Vive Lamartine! Oui, oui, voilà l'homme qu'il nous faut!" Aber dies war der letzte Name der über die Lippen des Königs kommen konnte! Gegen 11 Uhr Morgens erfuhr der König beim Frühstück daß die Truppen in der Nähe der Tuilerien anfingen sich mit dem Volke zu verbrüdern; die Revue über die Soldaten und die in geringer Menge erschienenen Nationalgarden vor dem Schlosse ließ ihn fast nur noch den Ruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit den Ministern!" vernehmen. Nicht lange darauf erschien Emile de Girardin im Schlosse und erklärte: es bleibe dem König nichts Anderes übrig als die Abdankung; zugleich legte er eine vierzeilige Proclamation vor in welcher die Abdankung nebst der Regentschaft der Herzogin von Orleans verkündet wurde. Die Erzählung ist hier indeß dunkel und verwirrt. Später erfahren wir daß der König nicht vermocht werden konnte in die Regentschaft der Herzogin zu willigen, da durch ein früheres Gesetz der Herzog von Nemours zum Regenten ernannt war; hier aber heißt es Girardin habe die von ihm verfaßte Proclamation unter das Volk verbreitet, bei der „in der Eile die Unterschrift vergessen" sei die der König wollte! Sodann habe der König den Marschall Gérard (als dieser statt Bugeaud's das Commando in Paris übernahm) beauftragt: dem Volke „seine Abdankung" anzukündigen, doch sei diesem die Proclamation (Girardin's?) durch den Republikaner Lagrange entrissen und ihre Verbreitung unter dem Volke verhindert; woran Lamartine sogar die Betrachtung knüpft: „Ce geste enleva la régence et le trône à la dynastie d'Orléans. La république se fût peut-être arrêtée devant un nom de femme." Wir können diese Darstellung, namentlich unter Vergleichung der später folgenden Betrachtungen Lamartine's selbst, nur für ein Haschen nach poetischem Effect erklären.*) Erst von dem Herzog von Montpensier gedrängt, über dessen Motive Lamartine in Zweifel bleibt, schreibt der König endlich die förmliche Abdankung, bekanntlich nur „zu Gunsten des Grafen von Paris", er-

*) Es scheint dabei auch geradezu eine Verwechselung stattzufinden. Bamberg erzählt wenigstens mit Bestimmtheit daß Lagrange die vom König selbst geschriebene Abdankungsacte dem General Lamoricière abgenommen und zu sich gesteckt habe, sodaß sie nicht einmal vor einer gesetzlichen Behörde niedergelegt sei. Gedächtnißverwirrungen scheinen doch öfters bei Lamartine vorzukommen!

klärte aber auch ausdrücklich auf Crémieux' Frage: ob dabei nicht die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu verstehen sei? „Nein! es gebühre ihm nicht ein Gesetz zu verändern." Während darauf der König mit seiner Gemahlin die Flucht ergreift, bleibt der Herzog von Nemours in uneigennütziger Sorge für die Herzogin und ihre Kinder bei diesen zurück, sodaß Lamartine von ihm rühmt: Dieser unpopulaire Prinz zeigte sich allein der Popularität würdig. Die Herzogin befolgte dann des einflußreichen Dupin Rath: „Allons à la Chambre des députés!"

Ungern verzichten wir darauf das ergreifende Gemälde von dem Erscheinen der Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer (Buch 4) vor unsern Lesern aufzurollen. Unserm Zwecke gemäß erwähnen wir zunächst nur daß Lamartine erzählt, schon als ihn am 24. Februar etwa um 11 Uhr Morgens vor seinem Eintritte in die Deputirtenkammer eine Gruppe von Republikanern als „den Mann der Umstände" um Rath fragte, ob er das französische Volk für die Republik reif halte, habe er sich für den Fall daß der König abdanke gegen eine Regentschaft, von der nur die Anarchie zu erwarten sei, und für die Republik erklärt. Vergebens beantragen dann Dupin und später Crémieux und Odilon-Barrot (als Minister) die Anerkennung der Regentschaft der Herzogin von Orleans in Gegenwart derselben in der Versammlung; Marie erinnert daß Dieses dem Gesetze über die Regentschaft widerspreche, und er zuerst stellt den Antrag auf eine provisorische Regierung, der unter dem Tumulte des in den Sitzungssaal eingedrungenen Volks von Ledru-Rollin dringender und mit dem Zusatz der Berufung eines Convents wiederholt wird. Lamartine meint daß es noch jetzt bei ihm gestanden habe „mit Einem Worte die schwankende Revolution für eine Republik voller Probleme oder eine Regentschaft voll von Anarchie zu entscheiden". Auch Dies können wir nur für eine poetische Selbsttäuschung halten. Obgleich er aber früher bei den Debatten über das Regentschaftsgesetz „das Recht der Mütter" vertheidigt hatte, glaubte er doch jetzt im wahren Interesse des Landes, um bei der Losgebundenheit aller Leidenschaften den Bürgerkrieg zu verhüten, eine provisorische Regierung für eine Nothwendigkeit erklären zu müssen. Dies soll die letzte Entscheidung gegeben haben und Lamartine erhielt von allen Seiten Zustimmung. Die Herzogin von Orleans hatte inzwischen nach Lamartine's Darstellung mehr Muth als Geistesgegenwart gezeigt; für ihren mehrmaligen Vorsatz zu reden konnte sie doch nicht den rechten Augenblick finden. Endlich ward sie mit Mühe dem wachsenden Getümmel und der ihr drohenden Todesgefahr entrissen. Als die Deputirten, so viele ihrer nicht geflüchtet waren, Lamartine auffodern den Sitz des entflohenen Präsidenten Sauzet einzunehmen, wird auf seinen Vorschlag der durch sein Alter ehrwürdige und durch seinen aufrichtigen Republikanismus populaire Dupont de l'Eure zum Präsidenten erhoben, und diesen fodert er (doch nicht er allein) auf die Mitglieder einer provisorischen Regierung vorzuschlagen, die sämmtlich durch Zuruf angenommen werden. Sie stehen hier in folgender Reihe: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Crémieux. Auf Lamartine's Ruf begaben sich die Gewählten „auf das Hôtel de Ville, diesen aventinischen Berg der Aufstände von Paris, wo vielleicht binnen einer Stunde eine andere provisorische Regierung von den Volksmassen ernannt sein würde". Daß Dieses wirklich hier oder anderswo geschehen sei, erzählt Lamartine nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Nr. 5. Die Welt besteht aus Gegensätzen, Antithesen, ja Widersprüchen; so ist es auch in der Welt der Lieder. Hier in dem Autor dieser „Dichtungen" (der wahrhaft gebildete Geist findet stets den einfach-richtigen Ausdruck) begegnen wir einem poetisch so gründlich gesattelten (ich will mich einmal absichtlich dieses Ausdrucks bedienen) Geiste wie uns in heutigen Tagen wenige begegnen. Hier ist poetische Anschauung der Poesie, und Das kann man jetzt nur von wenigen Poeten sagen die Gedichte schreiben. Hier begegnen wir einem Dichter dem nicht blos das Mark, nein, dem auch die Form der Poesie heilig ist. Es stehe hier beinahe das kürzeste Gedicht dieser reichen Sammlung als einfacher Beweis des Ebengesagten.

Todt.

O du warst jung und schön und gut und wahr,
Ein lichter Stern an meinem Horizonte,
In dessen reinen Strahlen wunderbar
Verklärt, entsündiget mein Herz sich sonnte.

Und jetzt! — Das war ein trauriges Bestatten!
Mit dir versank der Seele stiller Friede!
Durch all mein Leben fällt ein tiefer Schatten
Von deines Grabes dunkler Pyramide.

Wenn Dies keine Poesie ist, so gibt es keine. Als ihrem Inhalt nach reich und schön zeichne ich noch aus die „Ritornelle" (S. 45); den Epen- oder Romanzencyklus „Harald"; ich nenne es absichtlich Romanze und nicht Ballade, wiewol wir es hier mit nordischer Halbmythe zu thun haben, weil diesem Dichter ein hervorragend-südliches Element innewohnt. Ferner, und ganz vorzugsweise bezeichne ich als in Form und Ausdruck meisterhaft den Sonettenkranz nach Camoens (25 Sonette), darunter eins, das sechsundvierzigste (S. 101): „Grão tempo ha ja que saube da ventura", unübertrefflich schön in rührender Einfachheit, und endlich die Uebertragungen aus dem Schwedischen nach Geijer und Tegnér, insbesondere „Der Köhlerknabe" von Ersterm (S. 134 fg.). Parallelisiren wir diesen „Köhlerknaben" mit seinem durchweg nordischen Hauch und dem ewigen dunkelnachtönenden Refrain: „Es ist so finster im Walde", mit dem Sonett Nr. 76 nach Camoens: „Quem fosse acompanhando juntamente":

O könnt' ich mit der Nachtigall durchschweben
Den duft'gen Hain, vergessen von der Zeit u. s. w.

und gehen wir gleichzeitig die Originalpoesien dieses Autors durch, so muß wiederholt eingeräumt werden daß hier wirklich eine seltene poetische Auffassung des Poetischen stattfindet, und daß hier, was in aller Poesie das Hauptsächlichste ist, sich ungleichnamige Pole zu schönster Eintracht verbinden. Eine Tragödie „Fulco", deren historischer Hintergrund die Sicilische Vesper (1282) ist, beschließt das Ganze. Sie zu beleuchten gebricht hier der Raum. Nur Dies: neben zu vielem Oratorischen herrscht hier eine schöne, sanfte, durchaus südliche Charakterzeichnung, Etwas was an Calderon und Lope de Vega

erinnert, während die Gestalt Maria's, der Geliebten Fulco's von Puyregard, Vicekönigs von Sicilien, das täuschend deutsche Gepräge von der Maria Goethe's im „Clavigo“ trägt.

Unter Nr. 6 und 7 stellen wir zwei östreichische Poeten zusammen. Das muß wahr sein: die östreichische Lyrik ist so unverwüstlich wie die Metternich'sche Politik, und J. G. Seidl insbesondere ist eine von jenen unerklärlichen lyrischen Individualitäten die sich nie ausgeben. Wir wissen die östreichischen Poeten führen viel Scheidemünze; sie besitzen jene Gedichtmachfertigkeit, von welcher ich oben sprach, im höchsten Grade; an lyrischer Dutzendwaare fehlt es bei ihnen nie, und manches Dutzend ist im eigentlichsten Sinne keinen Kreuzer werth. Von den „Almer“ Seidl's wollen wir Das just nicht behaupten. Es sind unter diesen inneröstreichischen Volksweisen recht hübsche Sächelchen; nur läuft das Alles nach wie vor aufs „Schnodahüpfle“ und die „Lustigkeit“ hinaus, und der „Bua“ der nach dem „Dearndl“ geht ist und bleibt der einzige Heros dieser Art von Volkspoesie, wenn er auch einmal zur Variation im „Soldatenjanka“ steckt, und „d'Muschkedn“ trägt. Das Verdienst haben diese Weisen daß sie, wie z. B. die „Steierische Wirthshausscene“, aus dem echtesten inneröstreichischen Leben gegriffen sind, welches dieser Dichter gründlich kennt, und aus einigen, Das sei nicht verkannt, hört man wol auch die tiefere Weise des echten deutschen Volksliedes heraus wie etwa:

Im Voitsbergà Thal
Sànt d' Wässerl goar schmal.
Koan Bàmerl, koan greaus
Und koan Dearnd'l koan schraus u. s. w.

Ein anderer Geist ist M. Hirsch. Er gehört nicht zu dem naiven, vielmehr zu dem pretentiösen Genre der östreichischen Lyrik. Auch er versteht sich gut auf das Gedichtemachen. Wie es kommt so ist es gleich da, nämlich auf dem Papier, und seine Rubricirung, ich meine im Inhaltsverzeichniß, ist eben jene weitläufige, weitschichtige, weitsperrige, dem Mantel der christlichen Liebe vergleichbare, in welche Alles paßt, und welche neuerdings unsern mittelmäßigen Poeten so eigenthümlich geworden ist. Da dürfen natürlich „Balladen und Romanzen“ nicht fehlen. Ein „Wanderbüchlein“ ist eben an der Mode. Alsdann geht dem Dichter der positive Stoff, das bestimmte Object aus, und es heißt darum: „Von allen Farben“, denen man zuletzt, um wieder auf die eigene Eitelkeit zu kommen, etwa noch „Reflexionen“ anreiht. Dazu ist die Diction dieses Dichters, wie der meisten Poeten dieser Sorte, eine völlig poesielose, und die Gesetze des Versbaus und Reimes sind geradezu mit Füßen getreten, abgesehen davon daß Erfindung und Formgebung oftmals ans Gemeine grenzen. Z. B. ein Gedicht wie dieses aus dem „Wanderbüchlein“ (S. 113):

Erdbeeren roth am Wege glüh'n,
Flugs nach der süßen Frucht gehascht!
Wer würde da vorüberzieh'n
Und hätte nicht davon genascht?

Am Wege steht ein rosig Kind,
Was Zirerei und was Verdruß!
Gefaßt sie an dem Kinn geschwind,
Da, runder Schatz, nimm einen Kuß!

Erdbeeren, Lippen, frisch und roth
Zu kosten ist ein guter Brauch;
Herr, gib uns unser täglich Brot,
Doch manches mal ein Beerchen auch!

wird für Poesie ausgegeben und damit noch pretentiös gethan. Das beste Gedicht in der ganzen Sammlung ist die Ballade „Des Finklers Weib“. Hier waltet ein tiefer poetischer Zug, und die Form ist mindestens angemessen. Dies Gedicht hat freilich seine Quelle, nämlich eine thüringische Sage.

Nr. 8 und 9 stellen uns zwei entschiedene Gegensätze dar. Es kann keine Frage sein wo hier das Vorzüglichere waltet. Die Petzet'schen Gedichte, die, beiläufig gesagt, Adolf Böttger zugeeignet, auffallend böttgerisiren, gehören entschieden einer gewissen modernsten Schule an, die, anstatt in Empfindungen oder besser gesagt: in die Empfindung sich zu vertiefen, es liebt zu phantasmagorisiren und mit Apperçus zu tändeln, während im Gegentheil die Gedichte Schüler's sich an die einfache Empfindung und Anschauung halten, und eben darum um desto wahrer sind. Als Parallele und zugleich als Beweis für das Ebengesagte stehe hier der Anfang zweier Gedichte von diesen beiden gegensätzlichen Autoren. Das Gedicht Schüler's „Bald wird es Frühling sein“ beginnt so:

Ich sitz' auf einem lust'gen Fels
Beim letzten Abendschein,
Mein Hündchen freudigen Gebells
Spielt mit dem Kieselstein.

Ich aber schaue unverwandt
Weit in die Flur hinein,
Mir ist's als spräche rings das Land:
Bald wird es Frühling sein.

Das sagt der warme Sonnenstrahl
Beim letzten Abendglüh'n,
So flüstert leise in dem Thal
Das erste junge Grün u. s. w.

Statt Dessen singt H. Petzet in seinem Gedicht „O käm' doch der Frühling“ also:

O käm' doch der Frühling, der wonnige Mai
Mit den Locken, den blumenbekränzten,
O käm' er die Fluren zu schmücken neu
Und die Berge, die sonnenbeglänzten u. s. w.

Diese Mode die Prädicate nach den Substantiven zu bringen und solcherweise den Reim auf hochtönende Art fertig zu kriegen, ist ganz jener Schule eigen. Auf welcher Seite hier die poetische Wahrheit, ist leicht einzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Castiliens. Bruchstücke aus der Chronik des Alonso de Palencia herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Tübingen, Fues. 1850.

Alonso von Palencia nimmt unter den spanischen Geschichtschreibern der ältern Zeit eine ehrenvolle Stelle ein, und ist seine Bedeutung in neuerer Zeit besonders von William H. Prescott in seiner „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's“ (deutsche Uebersetzung, I, 138) rühmend anerkannt worden. Sein Geschichtswerk über König Heinrich IV. ist um so wichtiger als er Augenzeuge und Theilnehmer der Auftritte war die er beschreibt, und mit den entgegengesetzten Parteien in Verbindung stand. Nach Prescott ist er 1423 geboren, ward im Alter von 17 Jahren Edelknabe bei Alfonso von Cartagena, Bischof von Burgos, und gewann im Gefolge dieses achtungswerthen Prälaten einen Geschmack für die Wissenschaften, der ihn während einer geschäftvollen Staatslaufbahn nie verließ. Nachher besuchte er Italien, wo er mit dem Cardinal Bessarion und durch diesen mit dem gelehrten Griechen Trapezuntius bekannt ward, dessen Vorlesungen er hörte. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland ward er von Alfons, einem jüngern Bruder Heinrich's IV., der mit diesem zugleich sich um die Krone bewarb, zur Würde eines königlichen Geschichtschreibers erhoben. Nach dem Tode Alfonso's zeigte er Theilnahme für Isabella's Geschick und ward vom Erzbischof von Toledo zu mancher schwierigen Unterhandlung gebraucht, besonders die Verheirathung der Prinzessin mit Ferdinand betreffend, zu welchem Ende er heimlich eine Reise nach Aragonien machte. Nach der Thronbesteigung Isabella's ward er im Amte eines Landesgeschichtschreibers bestätigt, und beschäftigte sich sein übriges Leben hindurch mit der Abfassung von

Werken über Sprachkunde und Geschichte, und mit Uebersetzungen der alten Römer und Griechen. Die Zeit seines Todes ist unbestimmt, doch scheint er alt geworden zu sein. Seinen Geschichtsstil charakterisirt der englische Historiker als weit entfernt von gelehrter Schulbreitheit und die geschäftskundige Weise eines Weltmannes verrathend. Sein in castilischer Sprache geschriebenes Geschichtswerk über Heinrich IV. ist wahrscheinlich zum Gebrauche des Volks bestimmt gewesen, es hat keinen künstlich angelegten Plan und enthält so weitläufige genaue Einzelheiten daß es keinen Zweifel über den großen Antheil aufkommen läßt den er an den Begebenheiten nimmt die er beschreibt, und worin er selbst thätig aufgetreten ist. Seine Meinungen sind mit Kühnheit ausgesprochen, zuweilen mit der Bitterkeit von Parteigefühlen. Er ist wegen seiner Wahrhaftigkeit von den besten spanischen Schriftstellern, als Zurita, Zuniga, Marina, Clemencia, vielfältig gelobt worden. Diese Wahrhaftigkeit geht besonders klar und stark aus seiner Schilderung derjenigen Auftritte hervor wobei er selbst betheiligt war. Dagegen wird man in seinen Berichten über Andere leicht Beispiele von Nachlässigkeit und Ungenauigkeit finden. Neben dem spanischen schrieb Alonso auch noch ein lateinisches Geschichtsbuch über die Regierung der Königin Isabella bis zum Jahre 1480.

Die spanische Chronik Alonso's, den wir hier zunächst nach Prescott als Menschen und Geschichtschreiber kurz geschildert haben, ist bis auf unsere Tage in den Handschriften begraben geblieben, bis sich deutscher Fleiß auch dieser Aufgabe bemächtigte. Holland hat das Geschichtsbuch in Paris nach zwei Handschriften der großen Bibliothek bearbeitet. Es ist dies wol das erste Beispiel daß eine spanische Chronik sich einer kritischen auf Handschriftenvergleichung beruhenden Textbehandlung zu erfreuen hat. Ob und wann die ganze Arbeit gedruckt werden wird, ist in dem Schriftchen nicht angegeben. Vorerst hat Holland auf eigene Kosten in wenigen Exemplaren einige Proben daraus abdrucken lassen, wonach allerdings die vollständige Herausgabe sehr wünschenswerth erscheinen muß. Das erste Stück handelt von der Absetzung Enrique's IV. zu Avila 1465; das zweite vom Tode Alonso's, des jüngern Bruders Isabella's der Katholischen 1468; das dritte vom Tode des Königs Enrique IV. 1474; worin wir Stellen lesen, die auffallende Parallelen zu den jetzigen spanischen Zuständen bieten; das letzte Fragment endlich gibt eine Schilderung des Königs Enrique IV.

Die kleine Schrift ist als Festgabe gedruckt und nicht in den Buchhandel gegeben. 30.

Bibliographie.

Bayerle, B. G., Ueber die Inquisition im Allgemeinen und die spanische Inquisition insbesondere. Ein Vortrag gehalten im Piusvereine zu Düsseldorf. Düsseldorf, Kampmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Cappe, H. P., Die Münzen der Herzöge von Baiern, der Burggrafen von Regensburg und der Bischöfe von Augsburg aus dem 10. und 11. Jahrhundert beschrieben. Mit 8 Kupfertafeln. Dresden. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Flegler, A., Das Königreich der Langobarden in Italien. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, J., über schule universität academie. Eine in der academie der wissenschaften am 8. Novbr. 1849 gehaltene vorlesung. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 4. 15 Ngr.

— — über das verbrennen der leichen. Eine in der academie der wissenschaften am 29. Novbr. 1849 gehaltene vorlesung. Ebendaselbst. 1850. Gr. 4. 1 Thlr.

Der Harlekin aus dem Lande Utopia. Ein Drama in unbestimmten Acten. 1ster Act in 4 Scenen. Bremen, Kaiser. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Dasselbe. 2ter Act: Harlekin's Triumph. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 1 Ngr.

Kant, I., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Staatsrath und Leibarzt C. W. Hufeland. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den spanischen Erbfolgekrieg, aus den Archiven von Karlsruhe, Wien und Paris, mit einer geschichtlichen Einleitung und Facsimile herausgegeben von Frhr. P. Röder von Diersburg. Zwei Bände. Karlsruhe, Müller. 1850. Lex.-8. 4 Thlr.

Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der lateinischen Urschrift übersetzt von F. Ködiz von Salfeld, zum ersten Mal herausgegeben mit sprachlichen und historischen Erläuterungen von H. Rückert. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Vor hundert Jahren. Historischer Roman. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der kleine Mann des Palais Royal. Historischer Roman aus der Gegenwart von dem Verfasser „des Unbekannten, der Geheimnisse von Wien". Zwei Theile. Meißen, Goedsche. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Memoiren der Lola Montez. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1stes Heft. 2te Auflage. Berlin, G. Schultze. 8. 4 Ngr.

Meynert, H., Kurzgefaßte Geschichte Oesterreichs, seiner Völker und Länder, von der ältesten bis auf die neueste Zeit; mit einer allgemeinen geschichtlichen Einleitung. Für Jünglinge gebildeter Stände, zur Selbstbelehrung, wie auch zum Lehrvortrage für den öffentlichen und häuslichen Unterricht, für Erziehungs-Anstalten, Gymnasien, Bürger- und Hauptschulen bearbeitet. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Chorninger, E., Ideen über die Errichtung des Reichsrathes in Oesterreich. Eine staatswissenschaftliche Abhandlung. Wien, Lechner. 1851. 8. 8 Ngr.

Die Constitutionellen. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Fischer, F. A., Zum Gedächtnisse des Consistorial-Raths rc. Johann Wilhelm Fischer. Breslau, Trewendt u. Granier. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Fritsche, F. G., Die Ermahnung der Reformation, den Glauben an Jesum Christum festzuhalten. Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Altenburg gehalten. 2te Auflage. Altenburg, Joseph. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die freien Gemeinden, mit besonderer Berücksichtigung auf das Herzogthum Sachsen-Altenburg. Ronneburg, Hofmeister. 8. 5 Ngr.

Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem Preußischen Patrioten. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Merckel, W. v., Zwei fünfte Dezember. Bezirks-Verein-Vortrag. Berlin, Schlesinger. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Ministerwechsel oder die Goldwäscher zu Georgdorf. 2te Auflage. Leipzig, Hübner. 8. 10 Ngr.

Patow, R. v., Die Wollproduktion des deutschen Zollvereins und die Mittel zur Verminderung der für dieselbe aus der Concurrenz der überseeischen Wollen entstehenden Nachtheile. Zur Motivirung eines Beschlusses der 12ten General-Versammlung aller zum landwirthschaftlichen Central-Vereine des Frankfurter Regierungs-Bezirkes gehörenden Special-Vereine dargestellt. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 5 Ngr.

Wille, G., Die Sünde wider den heiligen Geist, welche nicht vergeben wird. Pfingstpredigt. Siegen, Kogler. 1850. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 43. —— 19. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Lamartine und seine Collegen verhehlten es sich indessen nicht (Buch 5) daß ihr Recht zur Regierung nur auf ihrem Gewissen beruhte, auf der Pflicht die Friedensstifter des Volks zu werden. Nur unter dem furchtbarsten Tumulte von Hunderttausenden gelang es ihnen nach dem Stadthause zu gelangen und sich daselbst nach und nach in einem abgelegenen Zimmer zu vereinigen. Daselbst erschienen immer mehr Deputirte, Journalisten u. s. w., unter ihnen Louis Blanc u. A. Die Regierung organisirte sich; Lamartine übernahm das Ministerium des Auswärtigen, und auf seinen Vorschlag wurde der alte energische General Subervic zum Kriegsminister ernannt, dessen nachherige Entfernung er für einen Fehler erklärt. Marrast, Flocon und Louis Blanc wurden anfänglich ihrer Popularität wegen zu Secretairen gewählt. Ueber ihre Aufnahme in die Regierung sagt Lamartine: Ihre Namen, anfänglich mit dem Titel der Secretaire unter die Decrete gesetzt, näherten sich unmerklich denen der Mitglieder der Regierung; sie hatten im ersten Augenblicke berathende, alsbald beschließende (délibérative) Stimme. Nun erst waren alle Hauptfractionen der Republikaner in der Regierung vertreten. Es erschien nothwendig daß die Regierung eine Erklärung erließ. Lamartine „nahm die Feder und schrieb" zwei Proclamationen, eine an das Volk von Frankreich, die andere an die Armee. In dieser heißt es: „Man muß die Einigkeit des Volks und der Armee herstellen!" In der ersten: „Die provisorische Regierung will die Republik mit Vorbehalt der Genehmigung des Volks, welches unmittelbar befragt werden soll." Diese Proclamation wurde, wie es scheint ohne Unterschrift, nur mit der Bezeichnung: „Au nom du peuple français!" in einer Unzahl von Exemplaren unter das Volk geworfen. Uebrigens ist hier wieder die Zeitangabe nicht recht klar; erst gegen Abend (des 24. Februar) scheint von der Regierung der Beschluß gefaßt zu sein sich durch ein förmliches Decret in dem Sinne jener bereits früher verbreiteten Proclamation zu erklären. Ohne Debatte waren alle Mitglieder der Regierung über die Nothwendigkeit dem Drange der vorherrschenden Stimmung nachzugeben einig. Schon zogen (Buch 6) die Bewohner der Vorstädte und der Banlieues in immer größern Scharen heran. Das Geschrei aller Bewaffneten war: „Vive la république!" Treffend sagt Lamartine: „Wer sie nicht gehört hätte wäre ein Unsinniger gewesen, wer nur sie gehört hätte ein Feiger. Darin aber blieb die Regierung — mit der Mehrheit der Pariser — trotz alles Andringens fanatischer Haufen fest, die Veränderung der Regierung nicht (definitiv) im Namen einer Stadt oder einer Partei auszusprechen"; und: „Die Institutionen die durch den Handstreich einer Minorität gewonnen werden gleichen den Früchten des Diebstahls: man genießt sie schlecht und sie dauern kurz."

Man pflanzte jetzt die dreifarbige Fahne auf und streute Papierstreife unter das Volk: „La république est proclamée." Hunderttausende von Menschen auf dem Grèveplatz erhoben Waffengeräusch und Jubelgeschrei, und ein Theil des Volks, die ruhigern Bürger, zogen sich in ihre Häuser zurück. Die ganze Stadt nahm die Erklärung der Republik ohne Murren auf comme un dénouement quelconque, und am Abend war Paris glänzend erleuchtet. Inzwischen vermißten die exaltirtesten Republikaner (die Partei der „Réforme") die Vertreter ihrer Ansichten in der provisorischen Regierung, und auf die Massen gestützt wollten sie diese mit Gewalt verdrängen. Die bessern Bürger suchten indeß neuen Kampf zu verhüten. Lagrange verlangte wenigstens Aufschub der Gewaltthätigkeit, espèce d'apôtre de paix, l'arme à la main; Louis Blanc foderte das Volk zum Frieden auf, doch unter der Bedingung daß er selbst und seine Freunde in die Regierung aufgenommen würden. Mit unaufhaltsamer Wuth stürmten die Massen gegen das Sitzungszimmer der Regierung an, aus welchem sich die meisten Mitglieder mit Ausnahme von Marie und Lamartine zu ihren Departementsgeschäften zurückgezogen hatten. Hier in unmittelbarem Verkehr mit den wüthenden Volksmassen ist ein Glanzpunkt der Wirksamkeit Lamartine's; wer in ihm nur den träumerischen Dichter sieht erkenne wie er sich in den wildesten Stürmen des Lebens durch die That bewährt und mit dichterischer Beredtsamkeit die rohen Massen zügelt. Wer aber als er hätte die Scene dieser Nacht mit sol-

chem Leben zu schildern vermocht? „Das Erhabenste und Großartigste", sagt der heidelberger Recensent, „und zugleich das Rührendste und Herzgewinnendste in dieser Geschichtserzählung sind unstreitig jene Schilderungen Dessen was in und vor dem Hôtel de Ville vorging." Schon den Tag über war Lamartine beständig gerufen; sein hoher Wuchs und seine sonore Stimme ließen ihn vor Allen geeignet erscheinen zu der Menge zu reden; umgeben von Bürgern und Nationalgarden wie von einem Generalstabe erschien er gleich dem Feldherrn auf dem Schlachtfelde der Revolution. In der Nacht mußte er noch sieben mal den Schreibtisch verlassen, um von einigen Getreuen begleitet in den Zimmern und auf den Treppen des Stadthauses von diesen gährenden Massen Gehorsam oder den Tod zu fodern. Jedes mal wurde er anfänglich mit Murren und Verwünschungen empfangen („Hütet euch vor dem Verräther! Nieder mit dem Träumer!" u. s. w.), jedes mal schafft er sich mitten unter Dolchen, Säbeln und Bayonneten Raum zum Reden und schließt unter Beifallsruf und Thränen des Enthusiasmus, den die überwältigende Macht der Vernunft und Liebe hervorruft. Um 12 Uhr Mitternachts zieht er sich in seine Wohnung zurück um einige Stunden zu ruhen; gegen 4 Uhr Morgens wandert er wieder nach dem Stadthause durch die einsam gewordenen Straßen, in denen er bei dem Glanze der Bivouakfeuer nur einzelne Haufen mit blutrothen Abzeichen in unruhiger Thätigkeit findet.

Die klarste Einsicht in das Räderwerk der Februarereignisse wie in die gesammten Zustände des französischen Volks gewährt uns das siebente Buch, das uns den Sieg des dreifarbigen Nationalbanners über die rothe Fahne der Revolutionspartei (25. Februar) erzählt. Alle Elemente des Volkslebens, die Parteien und ihre einzelnen Bestandtheile, selbst mit Angabe von Zahlenverhältnissen werden uns hier zergliedert, und es ist als ob uns ein Taucher, der bis auf den Grund des wildempörten Meers hinabgestiegen, erzählte was die grausende Tiefe da unten verhehle, und das Geheimniß des Sturms durch die anschauliche Schilderung der Bewegungen aller Wellen und Strömungen enthüllt. Wir deuten wieder nur an: Es gab drei Parteien, die zugleich nationale und liberale, die socialistische und die revolutionnaire, die hier mit ebenso viel Milde als Bestimmtheit geschildert werden. Die erste, die in der That durch ihre langjährige Opposition das Meiste gethan hatte die Revolution herbeizuführen, wollte sie jetzt schließen und durch Anerkennung der Republik den zeitgemäßen Fortschritt sichern. Von den socialistischen Schulen wollte keine den Sieg ihres Systems durch Umsturz, Gewaltthat und Blut, sie dachten an eine stufenmäßige Umgestaltung der Gesellschaft. Insbesondere war der Fourrierismus eine doctrine de bonne foi, de concorde et de paix, er konnte keine Verbrecher, aber bei seinem religiösen Enthusiasmus unsinnige Schwärmer bilden. Louis Blanc täuschte sich durch Sophismen, indem er seine Organisation der Arbeit mittels eines Regierungsdespotismus mit dem Eigenthum verträglich glaubte. Ce parti était l'avant-garde du communisme sous un nom qui trompait tout le monde, même ses propres soldats. Die revolutionnaire Partei, der Abschaum der Völker, existirte als theoretische und politische Partei nur in Frankreich, ein Ueberbleibsel der Conventspartei, welche die erste Revolution nur durch das Verbrechen retten zu können meinte und den Schrecken zum System erhob. Das Heer dieser Partei besteht aus der unwissenden Menge der großen Städte, wo das Laster und Verbrechen aus der Armuth und dem Elende der alten Gesellschaft hervorgeht. Diese Partei, die am vorigen Tage vergeblich die provisorische Regierung zu stürzen versucht hatte, erhob am 25. Februar die rothe Fahne und verlangte die Anerkennung derselben. Ihr Anhang war selbst in Paris verhältnißmäßig gering, denn „die Masse der arbeitsamen und angesessenen Bevölkerung hatte seit 50 Jahren ungeheuere Fortschritte in wahrer Civilisation gemacht". Die Terroristen konnten vor allem auf zwei Elemente der Bevölkerung rechnen, auf die befreiten Verurtheilten (etwa 20,000, d. i. $\frac{1}{70}$ von $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner) und auf die niedrigsten Classen der Stadt, welche durch das arme Volk der Vorstädte und der Banlieues auf mehr als 80,000 anwuchsen. *) Ihr Plan war, ihren eigenen Anhang in die Regierung zu bringen oder wenigstens die einstweilige Regierung unter ihren Willen zu beugen. Vor allem mistrauten sie Lamartine, denn, sagten sie: „Se contenir pour une révolution, c'est la trahir"; in der provisorischen Regierung war nur Ledru-Rollin der Mann ihres Vertrauens. Dieser war indeß bei den Scenen des 25. Februar auf dem Stadthause nicht gegenwärtig. Louis Blanc übte seinen Einfluß allerdings dans une intention d'apaisement et de modération; doch rieth er der Regierung dem wiederholten Andringen von Deputationen und Volksgeschrei auf Anerkennung der rothen Fahne nachzugeben. Lamartine blieb unerschütterlich, und auch jetzt hielt seine Beredtsamkeit die wildesten Fanatiker im Zaum, bis die bessere Bevölkerung von Paris von selbst in hinreichender Zahl mit den Waffen herbeiströmte und das Nationalbanner rettete. Mit Recht hatte Lamartine erklärt: die Anerkennung der Republik in Europa sei nur von der Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne zu erwarten! An demselben Tage schlug übrigens Lamartine noch die Abschaffung der Todesstrafe, mindestens bei politischen Verbrechen, vor, — eins der schönsten Zeugnisse in welchem Sinne er diese Revolution durchzuführen gedachte!

Am folgenden Tage (Buch 8) fanden sich vor Tagesanbruch 5—6000 bewaffnete Bürger vor dem Stadthause ein; auch die Jugend der höhern Schulen trat für die Ordnung auf. Là où est la coeur de la jeunesse, là est l'esprit de l'avenir.

Die Regierung vermochte jetzt, auf Louis Blanc's

*) Die im Verlaufe der Erzählung vom 24. Februar immer höher gesteigerte Zahl der Aufständischen erinnert allerdings an Falstaff's steifleinene Kerle, muß aber aus dem fortwährenden Zuströmen der Massen erklärt werden.

Antrag, in Ruhe die Abschaffung der Todesstrafe (für politische Verbrechen) zu beschließen; die Verkündigung des Decrets wurde von dem Volke wie „ein Evangelium der Humanität" begrüßt. Dupont sagte: „Dieser Tag ersetzt mir 80 Jahre Arbeit, die mir Gott gegeben!" In der Nacht ordnete Lamartine Maßregeln an die Flucht des Königs zu unterstützen. Am 27. Februar fand die Acclamation de la république bei einer Revue der Nationalversammlung statt; bald erkannten auch die Departements die Republik an: immer ein großartiger Beweis der Macht des französischen Nationalgefühls, denn nur dieses erblickte in der Annahme der Republik „eine Nothwendigkeit".

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Adolf Stöber, der Autor von Nr. 11, ist uns eine bekannte südlich-lyrische Größe. Einen hohen poetischen Werth haben diese Schilderungen — Kleincopien gewaltiger Originale der Alpennatur: wie „Die Jungfrau", „Der Rhonegletscher", „Auf dem Gotthard", „Das Reußthal", „Der Vierwaldstättersee", und was Alles sonst noch hier gefeiert wird — nicht. Ich kenne schönere Dichtungen von Stöber. Als Tableaux wollen wir sie immerhin gelten lassen, und weil der Dichter am Schluß jedes Einzelbildes immer die Wendung auf Geistiges, Zeitanklingendes, auf die Gottheit und auf Alles gewinnt was uns in dieser öden zerfließenden Gegenwart im Innersten unsers Selbst bleiben soll, so will ich eben darum diesen Naturgemälden die Bedeutung und das Pathos einer manches Gemüth berührenden Oratorik keineswegs abgesprochen haben. Das kurze Gedicht „Am Rosenlauigletscher" möge zum Beweis des Gesagten hier stehen.

Am Rosenlauigletscher.

O wundervolles Eisgebäue,
Durchleuchtet von der Sonne Strahl!
Wie glänzt in reinster Himmelsbläue
Das hochgewölbte Domportal!

Die Thürmchen blinken so krystallen,
Die Pfeiler steh'n smaragdengrün,
Und amethyst'ne Säulenhallen
In zartem Dämmerlichte glüh'n.

O Sonne, welch ein Glanzgebilde
Du wunderbar geschaffen hast!
Du zauberst aus dem Eisgefilde
Den allerschönsten Feenpalast.

O Licht der Gnade, Licht von oben,
Durchleuchte so mein Inn'res ganz,
Bis du mein dunkles Herz durchwoben
Mit deinem reinsten Himmelsglanz!

Ich komme jetzt zu den beiden letzten und werthvollsten Pièçen dieser ersten Section meiner lyrischen „Erscheinungen", den „Aus den Tagen der Jugend" von Hermann von Loeper, und den „Gedichten" von Franz Brömel.

Aufrichtig gestanden; ich liebe solch Kategorisiren, Rubriciren und Inphrasenbringen einfacher Lieder, wie es Loeper bei den seinigen vornimmt, nicht. Was einfach, insichabgeschlossen und, wir hoffen es, an und für sich poetisch ist, warum für Solches bunte Zettelkästchen mit hochtönenden Aufschriften? Diese Art von Einschachtelungstheorie, wo noch dazu das Einzelne in seiner individuellen Bedeutung öfters Eintrag erleidet, diese Rede des Vielsagenwollens ehe man Etwas gesagt hat, des Deutenwollens seines eigenen lyrischen Products will mir nicht gefallen. Trotzdem führen diese Gesänge die Bezeichnung „Aus den Tagen der Jugend" mit Recht, denn es findet sich darin eine unverfälschte Jugendfrische, ein starker Muth in lyrische Tiefen zu dringen, ein redliches Verschmähen Dessen was im Lyrischen nur Bild, Spiel und Blendwerk ist, und jene Unmittelbarkeit des Dichtens die wir leider an der immer mehr überhandnehmenden modernsten Prätension, Gefühlscoquettirsucht und sich selbst beäugelnden Geziertheit nur zu unangenehm vermissen. Dieser Dichter versteht es schon seinen Gefühlen Gestalt zu geben, sie von innen heraus in Anschauungen zu verwandeln; er versteht es mit jenen allgemeinen, nie verlöschenden Zügen des Menschenlebens und der Menschennatur fertigzuwerden. In seinen Anschauungen und Bildern liegt eine wackere Selbständigkeit, Ruhe und Klarheit, und wahr und richtig hat er jenes bedeutungsvolle Moment deutscher Lyrik begriffen, wo das Lied aus sich selbst den leisen Uebergang in die Ballade findet. „Bettlerin und Gräfin" (S. 66—68) ist eine solche Ballade, deren reinlyrische Genesis sich nicht verleugnet. Und um wenigstens anzudeuten wie der Autor im reinen Liede sich zeigt, stehe hier nur dies Eine (S. 73):

Heimliche Liebe.

Frage nicht ob ich dich liebe!
Laß verschlossen meine Lippe!
Daß nicht der Empfindung Woge
Strande an des Wortes Klippe.

Frage nicht ob ich dich liebe!
Lies in meines Auges Spiegel.
Lies der Aufschrift treue Zeichen,
Doch nicht brich des Briefes Siegel!

Frage nicht; denn uns're Liebe
Soll so heimlich wie die Kohle
Glimmen, nur in Dämmerungen
Duften gleich der Nachtviole.

Uns're Liebe sei wie Wolken
Welche still vorübertreiben,
Uns're Liebe soll ein ewig
Ungelöstes Räthsel bleiben.

In den „Gedichten" von Franz Brömel, mit denen ich diese lyrische Abtheilung schließe, weht ein verwandter und doch auch sehr verschiedener Hauch. An Wahrheit und Stärke der Empfindung gleicht er seinem Vorgänger; an Ruhe und Selbständigkeit steht er ihm nach. Die Tiefe ist da wie bei Jenem, aber sie ist nur ruhig bewegt; ein unklares Weben brütet in und über diesen Wassern. Und wieder stoßen wir in dieser Gedichtsammlung auf einen seltsamen Widerspruch. Während dieser Autor sich des Wesens des eigentlichen Liedes, das in der Kürze die Empfindung austönt und wieder in sich zurücknimmt, vollkommen bemächtigt hat, weigert ihm doch sein kerngesundes Selbst die besonnene Klarheit der Ausführung. Es mangelt die lyrische Gestaltung, die formende Macht über die Gefühle. Und trotzdem gibt uns derselbe Dichter in dem Cyklus von Elegien, die er seltsamerweise „Maria, ein Gedicht" überschreibt, ein kunstvoll gegliedertes Ganze von bewußter Plastik. Hat der unklare Lyriker sich als Elegiker klar begriffen, und darum vielleicht diese reizende Geschichte der Liebe in Elegien — eine Art Hoheslied in antiker sehr gelungener Versform — ein Gedicht genannt? Dann wäre es richtig. Ich sage nur dies Eine: man vergegenwärtigt sich sogleich bei Lesung der ersten Elegie Goethe's römische. Ja, sie sämmtlich sind eine Nachbildung der Goethe'schen, aber eine selbstgestaltende und innig durchempfundene. Die Distichen, keineswegs durchweg vollendet wie die Goethe'schen, sind ungleich im metrischen Bau, an vielen Stellen aber trefflich und tadellos. Der Geist selbst der Elegie, wie sie Goethe zuerst deutschem Wesen unveräußerlich anbildete, ist untadelig erfaßt. Es thut mir aufrichtig leid bei dieser lieblichen Perlenschnur nicht län-

ger verweilen zu können. Indeß stehe hier beweisend der Schluß der vierten Elegie:

Zwar Triclinien nicht mit wollustkühlenden Polstern
Schmiegen zur Seite sich uns träge an marmor'nem Tisch —
Nur aus alten Folianten erbau'n wir die Platte den Flaschen;
Kirchenvater und Mönch feuchtet der weltlichste Wein.
Oben thronet Ambrosius hoch mit versilberten Hüften,
Den schon der zehrende Biß frevelnder Würmer bezwang;
Hier der Römer Ulpian, und der hochehrwürd'gen Pandekten
Staubausleuchende Last häuf' ich zum Sessel hinauf.
So zu heit'rem Genusse verbinden wir Zeiten und Geister
Und das Antike verträgt sich mit romantischem Wust.
Wir die Lebendigen stemmen die Faust in die flammende Wange;
Siehe — es wird uns dabei selber verständig der Rausch!
Feierlich ruht's sich so und es kommen die Todten und nippen
Mit dem verblichenen Mund leise die Perlen vom Rand.
Phöbus kommt und erwecket die Freude und regelt die Stimmen
Reiner zum kräftigen Lied, reiner zum Denken das Herz;
Und unter Schweigen und Lächeln erklinget am Glase der Glückwunsch,
Den die begehrliche Brust stille dem Liebchen gebracht.
Aber wir nennen sie nicht, denn namenlos ist ja die Liebe;
Ach, für das Heiligste bleibt nur ein verkümmertes Wort!
Nur durch Schweigen verehrest du immer am tiefsten die Gottheit,
Auch dein Verschwiegenstes klingt ihr als der lauteste Psalm!

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Die Wahl Abd-el-Kader's zum Sultan der Araber.

Nach der Vernichtung der türkischen Macht in Algerien durch die Franzosen war eine große Unordnung und viel Zwiespalt unter den Arabern entstanden, welche die Verständigern derselben durch die Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes zu beseitigen suchten. Namentlich waren es die Stämme der Hachem, der Beni-Hamer und der Garabas, welche sich nach Si-Mahiddin's, des Vaters Abd-el-Kader's, Aufenthalt in der Nähe von Maskara zu Pferde begaben. Die Versammlung ward von dem obersten Marabout der Hachem, Si-Larrach, einem allgemein geachteten Manne, präsidirt.

Mahiddin, der Vater Abd-el-Kader's, erfreute sich damals in der ganzen Gegend eines großen Ansehens, was ihm sein Ruf als Weiser, die Verfolgungen der Türken und seine beiden Wallfahrten nach Mekka erworben hatten. Als er im Jahre 1828 das Grab des Propheten zum zweiten male besuchte nahm er seinen Sohn, Abd-el-Kader, mit. Von Mekka gingen die Wallfahrer nach Bagdad, um auf dem Grabe Si-Abd-el-Kader-el-Djelalli's (Sultan der Vollkommenen), der im westlichen Afrika in großem Ansehen steht, ihre Andacht zu verrichten. Während sie Dies in dem vergoldeten Dome, der sich über der Kobba (Grabmal) des Heiligen erhebt, thaten, trat dieser selbst in der Gestalt eines Negers welcher in einem Korbe Datteln, Milch und Honig trug ein, und fragte Mahiddin: „Wer von euch ist der Sultan des Westens?" „Es gibt keinen Sultan unter uns", entgegnete Mahiddin, „wir sind arme Leute welche Gott fürchten und von Mekka kommen." Als sie eine einzige Dattel des Negers gegessen hatten fühlten sie sich vollkommen gesättigt, und der Letztere sagte noch bevor er sich entfernte: „Der Sultan ist unter euch; habt Acht auf mein Wort; das Reich der Türken geht seinem Ende entgegen."

Diese Legende hatte der Familie Mahiddin's großen Credit verschafft, und als der Marabout Si-Larrach erzählte er habe im Traume den Mulei-Abd-el-Kader-Djelalli und einen goldenen Thron gesehen, und es habe Ersterer auf die Frage: für wen dieser Thron bestimmt sei, geantwortet: für El-Hadj-Abd-el-Kader-Ould-Mahiddin, war die Versammlung mit dieser Wahl sofort einverstanden, und schickte Si-Larrach mit 300 Reitern zu Mahiddin. Dieser hatte denselben Traum gehabt, nur hatte der Heilige auf seine Frage für wen der Thron bestimmt sei geantwortet: für dich oder für deinen Sohn; im erstern Falle wird dein Sohn, im letztern wirst du bald sterben. Nach einer Unterredung mit Si-Larrach rief Mahiddin seinen Sohn und fragte ihn wie er herrschen werde. „Wenn ich Sultan werde", entgegnete Abd-el-Kader, „werde ich mit eiserner Hand herrschen; und wenn das Gesetz den Tod meines Bruders beföhle, werde ich es mit beiden Händen befolgen." Mahiddin führte Abd-el-Kader vor das Zelt und sprach zu den Arabern: „Das ist der Sohn Zoras, der Sultan den der Prophet verkündet." Und der neue Sultan hielt mit dem Reiterhaufen seinen Einzug in Maskara ohne weiteres Vermögen als einen Franc, den er in einen Zipfel seines Haik geknüpft hatte. Am folgenden Tage sicherte ihm eine Contribution von 20,000 Budjus, die er den Juden auferlegte, die ersten Hülfsquellen.

Die arabischen Stämme erkannten, obwol erst nach und nach, fast alle seine Herrschaft an, der Frieden zu Desmichels im Jahre 1834 und der zu Tafna waren günstig für ihn und gestatteten ihm vollkommene Muße sich zu rüsten, und namentlich seinen Grundgedanken, eine arabische Nationalität zu gründen, auszuführen. Die Feindseligkeiten des Jahres 1839 fanden ihn daher mit einer regelmäßigen Armee, ergebenen Dienern, reichen Hülfsquellen von Waffen und Munition, und mit großen Magazinen ausgerüstet. „Die Beni-Hamer und die Garabas sind meine Kleider, die Hachem sind meine Hand", pflegte er zu sagen. Der General Lamoricière unternahm daher den Winterfeldzug nach Maskara um ihm Kleid und Hemde zu gleicher Zeit zu nehmen. Dieses Manoeuvre, welches bereits 140 Jahre früher den türkischen Beis gelungen war, gelang. Nach dem Verluste Maskaras verlor Abd-el-Kader einen Waffenplatz nach dem andern mit den darin aufgehäuften Vorräthen. Er errichtete daher die Smala, d. h. eine Art wandernder Stadt, in welcher sich mehre Stämme und die Familien seiner Diener um die Seinigen geschart befanden; die Araber erhielten in derselben Alles was sie bedurften. Die Juden versorgten ihn in Masse mit allen Bedürfnissen. Bekanntlich gelang es im Jahre 1843 dem Herzoge von Aumale diese wandernde Festung durch einen gelungenen Handstreich, und mit ihr die ganze Macht des Emir zu vernichten. 13.

Notiz.

Gilt Das auch jetzt noch von den Briten?

In seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" sagt Schleiermacher, der dort die Meinung ausspricht daß die Deutschen die Einzigen seien welche er für fähig und also auch für würdig halte daß „der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge", von den Briten: „Jene stolzen Insulaner, von Vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgefecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesetzt wie sie pflegen, und ihre heilige Freiheit dient selbst nur der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend ja ist es ihnen Ernst mit Dem was über den handgreiflichen Nutzen hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen und brauchen nur das todte Holz zu Masten und Rudern bei ihrer gewinnlustigen Lebensfahrt. Und ebenso wissen sie von der Religion Nichts, außer daß nur Jeder Anhänglichkeit predigt an alte Gebräuche und seine Satzungen vertheidigt, und Dies für ein durch die Verfassung weislich ausgespartes Hülfsmittel ansieht gegen den Erbfeind des Staats." Die Anklage die in diesen Worten liegt ist hart, doch ist sie zum Theil nicht ungerecht, und soviel dürfte unzweifelhaft sein daß die Religion den Briten oft nur Formensache ist, und die „heilige Freiheit nur der Selbstsucht dient". Letzteres hat sich namentlich in der neuern Zeit, und nirgend mehr und deutlicher als in dem Verfahren der britischen Regierung gegen Griechenland gezeigt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 44. —— 20. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.
Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

So schien die gemäßigte Partei gesiegt zu haben. Aber die Extreme waren nur für den Augenblick zurückgedrängt. Wir können Lamartine hier, wo er den ersten Theil mit einem poetischen Effect schließt, den Vorwurf der Schönmalerei nicht ersparen. Er spricht nur von seinen Siegen; er sagt Nichts davon daß die Verfügung über die Civilliste, die er später nur beiläufig erwähnt, der Regierung gewaltsam entrissen wurde; er erzählt daß er die Künstler, die sich für eine organisation du travail erhoben, von der Unmöglichkeit derselben überzeugt, aber Nichts von der Festsetzung der Arbeitercommission im Luxembourg, die doch allein die spätere Gestaltung der Nationalwerkstätten erklärt.

Wie Lamartine in der innern Leitung der Republik den Geist der bessern Mehrheit des französischen Volks, die ungetrübte sittliche Idee der Revolution von 1789 repräsentirte, so auch in den auswärtigen Verhältnissen, denen er zunächst vorstand (Buch 9). Das Princip der Brüderlichkeit war ihm kein leeres Wort; er wollte Frieden und Freiheit im Innern Frankreichs, Frieden und Freiheit für die Völker der Erde. Sein Gemälde der europäischen Verhältnisse führt ihn zu dem unbestreitbaren Satze: „Wenn es für den Staatsmann leicht war dieses glückliche Zusammentreffen der Republik mit den Zuständen Europas zu erfassen, welches gestattete den Frieden zu erhalten, so war es schwer einer jungen aufgährenden Republik begreiflichzumachen daß sie sich im Zaume halten müsse (se contenir)." Lamartine aber hatte die echtchristliche Ansicht: daß der Krieg kein Fortschritt, daß er nur ein Mord in Masse ist; auch der innern Entwickelung der Republik hielt er den Krieg gefährlich, der mit den Maßregeln des Jahres 1793 eine dictatorische Gewalt oder infolge des Siegs eine Militairdespotie zurückführen konnte. Auf der andern Seite hatte er die unbedingte Ueberzeugung von der Macht der Vernunft und des Rechts in der Politik, er erwartete Alles von dem friedlichen Fortschreiten der Demokratie und der Sympathie der Völker mit dem freien Frankreich. Diese Ansichten waren aber nur der Ausdruck der wahren öffentlichen Meinung des französischen Volks; Alle die den Fortschritt wollten wollten den Frieden, ja eben der Socialismus erstickte den Gedanken der Eroberung. L'idée de l'organisation du travail amortit l'idée de la guerre dans les masses. Dabei aber verlangt Lamartine im Geiste des französischen Volks einen größern Einfluß Frankreichs in dem europäischen Staatensystem als es seit der Restauration besessen hatte. Frankreich und Europa erwarteten in ängstlichem Harren das erste Wort der Republik an die Welt. Lamartine hielt es für klug und würdig dasselbe einige Tage erwarten zu lassen. Am 7. März erließ er in Uebereinstimmung mit der ganzen Regierung sein berühmtes Manifest an Europa, das an Canning's glänzende Botschaft vom Jahr 1826 erinnert, und wenn es nicht ganz so praktisch ist, sich desto mehr zum Idealen erhebt. Der Grundgedanke desselben liegt in den Worten: „Die Republik weiß daß es keine dauernde Freiheiten gibt als diejenigen die aus ihrem eigenen Boden entspringen." Aber dabei betrachtet auch Frankreich die ihm aufgedrungenen Verträge von 1815 nicht als rechtlich gültig, wenngleich es entschlossen ist dieselben für jetzt factisch bestehen zu lassen. Die so aufgefaßte Friedenspolitik konnte indeß nur durch große kriegerische Rüstungen Frankreichs aufrechterhalten werden. Man beschloß die Armee auf 580,000 Mann zu vermehren und schritt mit Energie zur Aufstellung derselben vor. Die finanziellen Schwierigkeiten die sich besonders hierdurch vermehrten, vor allem jedoch der aufstrebende Socialismus der Arbeiter im Luxembourg, den Lamartine nur für ein vorübergehendes Uebel hielt, bewogen den Finanzminister Goudchaux zum Rücktritt; doch rettete Garnier-Pagès, indem er muthig an Goudchaux' Stelle trat, den Credit der Republik.

Nach einer Episode über die Fluchtreise des Königs und seiner Familienglieder (Buch 10) kehrt Lamartine zu den innern Verhältnissen zurück und enthüllt uns den allmälig deutlicher hervortretenden Zwiespalt der Ansichten in der Regierung; doch spiegeln sich in diesem offenbar nur die Parteien im Volke selbst ab: die gemäßigte, welche der Mehrheit des französischen Volks gewiß war und dieser vertrauensvoll die Weiterentwickelung der Revolution überließ, und die radicale Minorität, die im Gefühl ihrer Schwäche ihren Grundsätzen durch Ein-

schüchterung der Mehrheit mit Gewalt Bahn brechen wollte. Die Letztere fand in Ledru-Rollin, dem Minister des Innern, ihren Ausdruck. Charakteristisch war ein Circular desselben an die Regierungsagenten über die Anstellung des Verwaltungspersonals vom 8. März. Im ersten Theile desselben heißt es: „Ganz Frankreich hat nur eine Stimme; diese Vereinigung Aller muß die Quelle der Mäßigung nach dem Siege sein"; am Schlusse dagegen: „Für die öffentlichen Anstellungen macht es zur Regel daß sie nur erprobten Republikanern anvertraut werden dürfen, mit Einem Worte, nur Männern de la veille et non pas du lendemain!" Doch waren die Handlungen Ledru-Rollin's gemäßigter als diese Worte; auch traten Flocon und der Polizeipräfect Caussidière als Vermittler auf.

Ein Hauptdifferenzpunkt zwischen den Parteien wurde alsbald die demnächstige Berufung der Nationalversammlung. Die Gemäßigten in der Regierung wünschten diesen Zeitpunkt herbei um zu einer festen Ordnung zu gelangen; die Terroristen wollten die Dictatur der provisorischen Regierung verlängern, da sie bei den allgemeinen Wahlen kaum die Mehrheit für die Republik zu erlangen hofften. Sie bearbeiteten inzwischen das Volk in den Clubs (Buch 11). „Les clubs", sagt Lamartine treffend, „institutions ou plutôt résultat révolutionnaire, ont même un danger de plus que la place publique, l'esprit de secte et la discipline combinée des partis." Bald traten besonders die Clubs von Barbès, Blanqui, Raspail und Cabet hervor, die hier auch nur sehr milde Beurtheilung finden; mit denselben verbinden sich besonders die agitateurs étrangers. Unter diesen Verhältnissen rückte die Zeit der Wahlen heran, welche die Aufregung natürlich in hohem Grade vermehrten (Buch 12). Die „Bärenmützen-Manifestation" (vom 16. März) war nach Lamartine nur eine Demonstration der bessern Bürger für die Majorität der Regierung, insbesondere für Lamartine gegen die von dem Ministerium des Innern ausgegangene Bedrohung der Wahlfreiheit. Doch sieht man auch wider Willen des Darstellers deutlich genug daß sich dieselbe in der That auch auf die aristokratische Bevorzugung (zunächst in der Uniformirung der Nationalgarde) bezog. Allerdings lag in dem kleinlichen Uniformunterschied nur die nächste Veranlassung zur Kundgebung eines tiefern Gegensatzes, und so folgte die große Volksdemonstration vom 17. März (von 140,000 Menschen) für die Minorität der Regierung, welche Aufschub der Nationalversammlung verlangte. Lamartine sagt von derselben: „Die Mitglieder der Majorität der Regierung verhehlten sich den Sinn dieses Tages nicht und fingen an einem Einfluß zu mistrauen der Alles vermochte."

Zufällig war es eben in diesen Tagen (Buch 13) daß sich in Wien (14. März) und in Berlin (18. März) ein Wiederhall der Februarereignisse in der Erhebung des Volks kundgab; doch stellt Lamartine hier die Ereignisse in Preußen in ein schiefes Licht wenn er meint: „Die Polen aus den berliner Gefängnissen waren am 20. März Herren der (preußischen) Monarchie; sie trieben das Volk zur Republik. Der König kam dieser Bewegung durch eine machiavellistische Schmeichelei gegen das Deutschthum (adulation machiavélique au génie allemand), durch Annahme der deutschen Tricolore zuvor." Wie richtig er jedoch im Ganzen die Interessen Preußens beurtheilte und wie großartig er die Stellung Frankreichs zu demselben auffaßte, ergibt sich schon aus der Wahl des durch vielseitige positive Kenntnisse wie durch philosophische Bildung ausgezeichneten Hrn. von Circourt (esprit presque universel) zum Geschäftsträger in Berlin und aus den diesem ertheilten Instructionen. Derselbe begriff wie Lamartine daß die Freiheit des Friedens bedürfe und daß der Friede in Berlin und in London wäre; er unterstützte in Berlin „das Streben Deutschlands nach einer moralischen Einheit, welche die kleinen Staaten dem ausschließlichen Einflusse Oestreichs entzöge, und eine Machtstellung Preußens für die deutsche Unabhängigkeit gegen den Druck Rußlands".

(Der Beschluß folgt.)

Ueber englische Zustände.

The social condition and education of the people of England and Europe. By *Joseph Kay*. Zwei Bände. London 1850.

Observations on the social and political state of Europe. By *Samuel Laing*. London 1850.

Der Verfasser des zuerst genannten Buchs, Joseph Kay, dürfte einer der bedeutendsten Schriftsteller sein welche sich neuerlich über die Gebrechen der englischen Volkszustände ausgelassen haben. Er hat es in zwei gewaltig dicken Bänden gethan, die durch eine massenhafte Sammlung von Thatsachen und beigegebene Erklärungen einigermaßen Das ersetzen was ihnen an philosophischem Geiste abgeht. Der Form nach ist das Ganze eine Vergleichung des Volkslebens auf dem Continente mit dem Volksleben in England, zum Nachtheile des letztern, und die Befugniß des Verfassers diese Vergleichung anzustellen beruht darin daß, nachdem er sich mit den englischen Volkszuständen vertrautgemacht, er alle Theile des westlichen Europa bereist und sich bestrebt hat die dasigen Sitten, Schulen und Lebenserwerbe kennenzulernen. Das Resultat seiner Vergleichung kommt also darauf hinaus daß dem Continent gegenüber die englischen Volkszustände sehr unsicherer Art und in der Wurzel faul sind.

Reichthum, meint der Verfasser, häufe sich in den Händen Weniger zu kolossalem Umfange; in gleichem Verhältnisse mehre sich die Zahl der Armen die nach hoffnungslosem Kampfe mit der Noth des Lebens eine gefährliche Classe zu werden drohten. Ziemlich sechs Millionen Pf. St. würden jährlich an Armentaxen erhoben und verbraucht; mehr als Dies würde jährlich für Hospitäler und milde Stiftungen verausgabt; die Summe der Privatwohlthätigkeit spotte jeder Berechnung. Alles Dies würde gethan um das Volk vor dem Verhungern zu schützen, sein Elend zu lindern, seine Laster auszurotten, und alles Dies sei vergeblich. Es sei vergeblich Arbeitshäuser zu bauen, zerlumpte Schulen zu errichten, Asyle zu gründen; vergeblich den Verkauf der Spirituosen zu beschränken; vergeblich als Schullehrer und Geistlicher seine Pflicht zu erfüllen; es sei mit Einem Worte Alles vergeblich. „Ich spreche aus voller Ueberzeugung", heißt es, „wenn ich sage daß es meines Erachtens keinen herzzerreißendern, keinen — ich will mich stark ausdrücken — schauderhaftern Anblick gibt als die Hintergassen und Vorstädte in England und Irland mit ihren schweinischen Bewohnern, mit ihren Haufen halbnackter, schmuziger, ver-

wahrloster Kinder die im Kothe spielen, mit ihren zahllosen Branntweinpalästen, wo Menschen sich drängen deren Hände und Gesichter Zeugniß liefern daß ihr Fleisch mit Spirituosen getränkt ist, dem einzigen Troste dieser armen Menschen, und mit elenden jungen Mädchen welche Mangel an Religionsunterricht in ihrer Kindheit und später Entbehrungen aller Art auf die Bahn des Lasters geworfen und dem entwürdigendsten Gewerbe preisgegeben haben."

Am betrübendsten findet der Verfasser die Lage der armen Kinder in den großen Städten, weil sie Ursprung und Quelle der allgemeinen Lasterhaftigkeit sei. In London, meint er, existirten trotz aller mildthätigen Anstalten zu jeder Zeit Tausende von verlassenen, umherschweifenden, Niemand angehörigen Kindern, welche die Straße bevölkerten und nie eine Schule besuchten. „In elenden Häusern", schreibt er, „wo jedes Alter und jedes Geschlecht wohnt, sind Väter und Töchter, Mütter und Söhne, erwachsene Brüder und erwachsene Schwestern, volljährige Mannspersonen und volljährige Frauenzimmer, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Todte so zusammengepfercht, so nah aneinander gedrängt, so eng aufeinander gedrückt daß Thiere zurückbeben würden, ist es physisch unmöglich die gewöhnlichsten Anständigkeiten des Lebens zu beobachten; muß aller Sinn für Schicklichkeit und Selbstachtung untergehen, und tritt an deren Stelle eine Rohheit des Benehmens wie solches von diesen in Laster versunkenen Menschen nicht anders zu erwarten steht", eine Zeichnung welche der Verfasser in hundert und einigen Seiten fortsetzt. Sobald er damit fertig ist wendet er sich zu einem weitern Beweise herrschender moralischer Krankheit, zum Kindermorde. Dieses, seiner Versicherung zufolge, in England früher ungekannte Verbrechen soll neuerlich „stark in Aufnahme gekommen sein", und zwar hauptsächlich als Erwerbszweig. Gleich nach ihrer Geburt würden Kinder in Begräbnißkassen eingekauft um bei ihrem Tode höhere Beträge zu empfangen, und der Tod werde durch Gift oder durch Auszehrung bewirkende Tränkchen herbeigeführt.

Alles Dies schildert vorzugsweise die Entsittlichung und das Elend der großen Städte. Aber, sagt der Verfasser, auf dem Lande ist es um keinen Deut besser; nur verliere sich dort das Laster in weitern Räumen und entschlüpfe dadurch der allgemeinen Wahrnehmung. Die Statistik soll Das belegen. Zwei Beispiele mögen die Hunderte bezeichnen. In Rutlandshire, der kleinsten Grafschaft Englands, das keine Fabriken hat und auf je 100 Acker 22 Einwohner zählt, kommt auf 439 Einwohner ein Verbrecher. In Lancashire, das fast über und über mit Fabriken bedeckt ist, und auf je 100 Acker 147 Einwohner enthält, kommt ein Verbrecher auf 509 Einwohner. Und vergißt man, oder ist es unwahr was Canning einst behauptete: daß Nichts trüglicher sei als Thatsachen, ausgenommen Zahlen, so beweist der Verfasser daß im Punkte der von Kindern begangenen Verbrechen das nördliche Lancashire von 22, und im Punkte weiblicher Fehltritte und daran geknüpfter Verbrechen von 19 meist ackerbautreibenden Grafschaften übertroffen werde.

So ungefähr sieht, juristisch zu reden, der status causae des Hrn. Joseph Kay aus. Er ist für seine Person auf das festeste überzeugt daß die englischen Volkszustände an der Grenze ihrer Auflösung stehen, daß sie keinenfalls länger so fortdauern können wenn nicht „Etwas gethan wird". Gerathen wir Freunde Englands nicht zu früh in Angst, oder stoßen wir Feinde Englands nicht zu schnell in die Jubeltrompete! Kay ist ein Bangemacher, und „bangemachen gilt nicht". Es mag jede von ihm für die Zunahme der Armuth und für die Vermehrung der Verbrechen angeführte Thatsache wörtlich wahr sein, so folgt nicht daß seine darauf gebauten Schlüsse richtig sind; sie können dessenungeachtet ungeheuer irrig sein, gewaltig wackeln. Wie beklagenswerth auch die Zustände der untern englischen Volksschichten sein mögen, und ohne Zweifel großentheils sind, England bricht deshalb nicht in Stücken, denn die Veranlassung liegt nicht in seinen Institutionen, sondern rein und allein in der Sorglosigkeit, in dem Nicht-an-morgen-denken der untern Schichten. Kein Handarbeiter in ganz Europa ist so leicht besteuert wie der englische. Er ist frei von den Landes-, und frei von den Orts-, frei von allen directen Steuern. Nur die indirecten treffen ihn, und diese haften jetzt blos noch auf Gegenständen deren er, mit Ausnahme der Seife, weder zu seiner Gesundheit noch zu seiner Zufriedenheit bedarf. England hat keine Conscription, der Engländer muß nicht Soldat werden, braucht nicht in den Blütentagen seines Lebens sieben oder drei Jahre, zwei Jahre oder eins „den Schießprügel zu tragen". England hat weder Landwehr noch Landsturm; folglich braucht kein Engländer sich jährlich 14 oder 40 Tage „schuhriegeln" zu lassen. England hat kein Paßsystem und keine gewerblichen Schlagbäume; wie deshalb der Engländer keine Reiselegitimation bedarf, braucht er auch das Oeffnen solcher Schlagbäume nicht zu bezahlen. Wird dann eingeworfen: Aber ist nicht das Anhäufen des Reichthums in den höhern Classen ein sicheres Merkmal von der Verarmung der untern? so ist Das ein seltsamer Einwurf, eine spaßhafte Frage. Reichthum ist keine selbständige Wesenheit. Will der Frager angeben wo Reichthum anfängt und wo er aufhört? Daß England jedes Jahr reicher wird steht fest. Es steht jedoch ebenso fest daß die Zunahme des Reichthums nicht in den sogenannten höhern Classen, sondern in der großen Masse des Mittelstandes als natürliche Folge seines Fleißes und seines Denkens an morgen stattfindet.

Ueber dieses interessante und oft falsch ausgelegte Thema äußert sich der Verfasser des zweiten oben rubricirten Buchs, Samuel Laing, folgendermaßen: „Es ist ein Lieblingsthema der nach England kommenden Ausländer, und vieler oberflächlichen Beobachter daheim, daß unsere socialen Zustände eine monströse Vereinigung unbegrenzten Reichthums, unbegrenzter Verschwendung und unbegrenzten Luxus nach oben, und gänzlicher Entblößung, tiefsten Elends und größter Entbehrungen nach unten seien. Sie betrachten blos die Extreme der Gesellschaft, die obersten und untersten Schichten der socialen Masse, und sehen nicht daß der Raum zwischen beiden dicht mit Einkommen und Erwerben jeden Betrags und jeden Bruchtheils besetzt ist, von der höchsten Ziffer, den Tausenden oder Zehntausenden jährlich, bis herab auf Null. Bei uns gibt es nicht wie auf dem Continente ein vacuum in der Masse zwischen dem Zuoberst und Zuunterst. Eine Null, eine äußerste und gänzliche Entblößung muß in jedem Lande an dem einen Ende der socialen Kette vorkommen. Erwägen wir aber das verhältnißmäßige Wohlbefinden der arbeitenden Classe in verschiedenen Ländern, so entsteht die Frage: Wo liegt die Null am weitesten ab? Wo ist die Neigung zu ihr herabzusinken oder sich über sie zu erheben die stärkste? Und da leidet es keinen Zweifel daß wo die Mitte des socialen Körpers die meisten Einkommen aller Stufen hat, wo in den meisten Händen das meiste Capital und der meiste Umsatz existirt: da auch für den Arbeiter die meiste Beschäftigung und in ihm die meiste Neigung vorhanden sein muß auf der Stufenleiter der Erwerbe, der Einkommen und des Wohlbefindens sich über Null zu erheben."

Bedauernswerth wie mancher sociale Zug der Gegenwart in England unstreitig ist, gibt es doch wol keinen der nicht um Vieles besser wäre als vor hundert Jahren. Daß an Einem Morgen zwanzig Menschen in Newgate gehängt werden, ist eine Antiquität; Straßenraub und Hauseinbrüche werden immer seltener; die Arbeitshäuser mögen voll sein, aber Land- und Stadtstraßen sind leer von den ehemals aussätzigen Bettlern; das sogenannte sorning oder Erpressen von Lebensmitteln kommt gar nicht mehr vor; daß Kinder weggefangen und in Schiffsladungen nach den Colonien gebracht würden — eine Praktik die sich noch vor 80 Jahren wiederholte — ist unerhört; ebenso ist keine Rede vom Einfangen und Fortschleppen von Männern für den Militairdienst; Pascherei ist in Verfall, und von den heimlichen Branntweinbrennereien, wie sie

bis vor 30 Jahren im Schwange gingen, gibt es jetzt nur noch einen Schatten. Ein ähnliches Vorwärts macht sich in hundert andern Dingen bemerkbar.

Was Joseph Kay in Betreff der „Branntweinpaläste" und verwandter Handlungen der Unmäßigkeit sagt kann und muß in derselben Weise zurückgewiesen werden. Es fehlt nicht an unumstößlichem Zeugniß daß Völlerei in England gegen sonst sich bedeutend vermindert, jetzt eigentlich nur in den untersten Klassen ihren Sitz hat. Noch vor 60 Jahren geschah es daß reiche und vornehme Männer vom Abend bis zum Morgen bei der Flasche saßen, und Der galt für einen knauserigen Wirth der es nicht einzurichten wußte daß seine Gäste zuletzt unterm Tische lagen. Das geschieht jetzt selbst nicht in den Ständen die ehemals gar nicht beachtet wurden. Auch sie haben die bessere Sitte angenommen, und vieles Andere ist bei ihnen ebenmäßig besser. Die richtigste Probe ob die englischen Volkszustände besser oder schlechter geworden dürfte die sein: irgendeinen Engländer zu fragen ob er nicht besser wohnt, besser speist, sich besser kleidet und besser erzogen werden ist als sein Großvater, vorausgesetzt daß in den äußern Verhältnissen seiner Familie kein Wechsel eingetreten. Oder man sehe zu ob nicht jedes Dienstmädchen in England zierlichere Kleidung und mehr Bequemlichkeiten hat als es zu Anfang des 18. Jahrhunderts bei den meisten vornehmen Frauen der Fall war. Es gibt vielleicht keinen Arbeiter der, wenn er wöchentlich 20 Schillinge verdient und das Seinige zurathehält, nicht bessere Kleidung besitzt als ein Arbeitgeber unter der Regierung der Königin Anna besaß. Ist alles Dies nicht zu leugnen, so läßt sich willig einräumen daß, obgleich die englischen Volkszustände merklich besser geworden sind, zu weitern Verbesserungen es an Nichts weniger als an Raum und Gelegenheit mangelt. Nur muß genau erwogen und streng beachtet werden *worin* die Verbesserung bestehen soll. 5.

Mancherlei.

Chateaubriand sagt in seinen „Mémoires d'outre-tombe" ganz wahr: „Le peuple souverain étant partout, quand il devient tyran, le tyran est partout, c'est la présence universelle d'un universel Tibère"; aber die Einschränkung, der allgemeine Tiberius sei nur vorhanden wenn das Volk Tyrann werde, ist keine. Das souveraine Volk ist immer Tyrann, wird beherrscht von Launen, bestraft unerbittlich, weil das Herz des Einzelnen Gnade und Milde kennt, das Herz von Tausenden nicht; dem souverainen Volke fehlt das Gewissen: denn wo sollte es stecken in der Menge, die sich gegenseitig Sünden zuschiebt und dadurch allen Anlaß des Beichtens verliert; das souveraine Volk kennt keinen Zügel der Sitte, des Anstandes, der Ehre: denn wo wäre diese zu finden, da die Gesammtzahl alle Einzelwesen verschlingt von denen Sitte ausgehen könnte, da sie kein Wesen außer sich sieht vor welchem Anstand zu beobachten und von welchem Ehre zu empfangen; die Allgewaltsamkeit des souverainen Volks ist eine dämonisch-sichtlose, leidenschaftlich-despotische, und kann nur wenn sie sich geltendgemacht hat durch ein Aehnliches ihrer selbst bezwungen werden, weswegen im Orient, wo Dies zu geschehen pflegt, nur Doppeltiberen Dieses glücklich gelingt, die dann, weil Gleichartiges sich erkennt, Anhänglichkeit und Ehre des Volks genießen, um mit Galgen und Rad die Zügel der Sitte und des kriechenden Anstandes wiederzubringen. Für ein gesittetes christliches Abendland ist deswegen die Lehre von Volkssouverainetät eine Thorheit, zumal da die Doppeltiberen fehlen.

Goethe ward von Friederike angezogen, von Lili besiegt, von Frau von Stein gefesselt und von einer Genossin, nicht Künstlerin, des Theaters, zuvörderst ohne und dann mit kirchlicher Weihe, geheirathet. Dies verbreitet Erlahmung und geheimen Schmerz über sein sonst so glückliches und glänzendes Leben. Wer gleich Adam im Paradiese ohne eine Gehülfin nicht zurechtkommen kann, was freilich manche Adamskinder können, Dem bestimmt die Wahl seiner Begleiterin und das feste Band der Ehe sein ferneres Geschick. Sind Bund und Band übel gerathen, so verdirbt es mehr als es hilft, und das Beste kann durch Ausartung zum Schlechten übergehen. Was darin geschieht beruht auf innerer Haltung und äußerer Weiterbildung der Charaktere, aber ohne Zweiheit gibt es keine Harmonie und deren Freuden, die Einheitigkeit ermüdet in sich selbst, wobei aller Reichthum von Kunst, Poesie und Wissenschaft mehr unruhige Anstrengung herbeiführen jene zu überwinden als Erfolge sie zu verherrlichen. Ob Goethe mit seiner Heftigkeit, seinem nach allen Seiten hin dämonischen Streben, für beruhigende Harmonie empfänglich gewesen läßt sich bezweifeln; daß er sie nicht gefunden beweist sein Geständniß, wenn er kaum vier befriedigende glückliche Tage seines langen Lebens aufzählte. Es ist dem Menschen zum erwünschten Abschluß seines brüchigen Daseins noch etwas Anderes nothwendig als Geist, Kraft und Werkthätigkeit, nämlich Ruhe und Besänftigung durch Zweiklänge und Dreiklänge, welche, wenn sie zur Wahrheit des Zustandes geworden, alle darüber aufgeführte Dichtung und Gedankenmischung verherrlicht und mit werthvollem Gleichmaß bei sich selbst einkehrt, wo sie zu Hause ist.

Ein Pfarrer, hieß es, sei närrisch geworden und in eine Heilanstalt gebracht. Auf die Anfrage: was denn Anlaß gegeben ihn für närrisch zu erklären, erfolgte die Antwort: „Das Mistrauen gegen seine Frau sei so groß gewesen daß er sie Nachts nicht im Schlafzimmer geduldet, fürchtend sie möge ihn bestehlen, daß er deswegen seine Uhr und sein Geld im Zimmer unter Schloß und Riegel gehalten; daß er ferner seine Magd ohne Aufhören Fenster waschen lassen, behauptend Flecken und Schmutz daran zu sehen; daß er Baupläne für sein Haus gemacht, welches gut und keiner Verbesserung bedürftig; daß er eine neue Erfindung Torf zu bereiten sich fälschlich zugeschrieben; daß er seine Umgebungen für eigensinnig und mistrauisch gehalten, sich selbst aber körperlich und geistig für vollkommen gesund." Nach kurzem Aufenthalt in der Heilanstalt war er wiederhergestellt und verwaltete sein Amt. Unter diesen Vorwürfen war kaum Eines entscheidend für Narrheit. Eifersucht ist mistrauischer gegen eine Frau als Bestehlungsfurcht, weil diese aber sich auf Uhren und Geld bezieht, und jene die Frau stets unschädlich, nicht fernhalten will, schickt man weder Eifersüchtige noch Geizige ins Irrenhaus. Vielwaschen und Bauen ist eine Leidenschaft der Männer und Frauen oft unterliegen, mit Erfindungen täuschen sich viele Erfinder — wie Besitzer des Steins der Weisen Gold bereiten wollen statt Torf, und Letzteres scheint leichter —, sich selbst aber hält jeder Verrückte für vernünftig, und tadelt sonach seine Umgebungen über Thorheit. Weil daher jene Beweise unzureichend und zweifelhaft waren ward die Heilung schnell vollbracht. Ueberhaupt machen Thorheit und Unvernunft keine Narren, sonst müßte Niemand woher man alle Narrenhäuser nähme; es muß Unvernunft und Ueberthorheit hinzukommen um Narrheit augenfällig zu machen, und dieser oft geringe Zuschuß bestimmt das Urtheil der Welt, sodaß wenig einzusehen warum nicht mehr Leute nach Bedlam kommen, und doch manche. Der junge Thellusson saß dort seit Jahren, weil er als der reichste Privatmann von Europa Alles für sich erlaubt hielt, Hundertthaler zum Fenster hinauswarf, und dadurch die einsammelnden Proletarier aus den Werkstätten zu den Wirthshäusern versuchte, endlich gegen Polizei und Polizeibeamte sich Trotz und Mishandlung erlaubte; dies Letzte war der Zuschuß welcher seine Einsperrung zur Folge hatte. W.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 45. —— 21. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Die Aufregung der revolutionnairen Partei in Frankreich stieg inzwischen theils infolge der gährenden Sympathien in den Nachbarländern, theils mit dem Heranrücken der Wahlen. So erklärt sich die Arbeiterdemonstration vom 16. April, bei der das kräftige Auftreten von 200,000 Mann Nationalgarden die unter sich uneinigen Volksmassen ohne Blutvergießen in den Schranken der Ordnung hielt. Das Feldgeschrei der Nationalgarde war: „Vive Lamartine! à bas les communistes!" Das Benehmen Ledru-Rollin's bei dieser Gelegenheit war mindestens zweideutig, doch bemüht sich Lamartine die Schuld einer verspäteten Zusammenberufung der Nationalgarde von ihm abzuwälzen. Bei der am 21. April veranstalteten Revue der Nationalgarde war der Enthusiasmus für Lamartine so hoch gesteigert daß von Berufung desselben zur Dictatur, ja zu einem volksthümlichen Königthum die Rede war. Er sagt darüber: „Il se retira confus d'un fanatisme qu'il ne devait qu'au caprice de la multitude, humilié d'une prédilection qui était due à ses collègues autant qu'à lui."

Nach diesem Siege der Majorität der Regierung (Buch 14) wurden die Wahlen zur Nationalversammlung mit bewundernswerther Ruhe und Einmüthigkeit vollzogen; sie fanden am Osterfeste (27. April) statt, um die Arbeiten des Volks nicht zu unterbrechen und der Handlung selbst eine religiöse Weihe zu geben. Am 7. Mai eröffnete Lamartine die Nationalversammlung im Namen des dreiundachtzigjährigen Regierungspräsidenten Dupont de l'Eure mit einem allgemeinen Rechenschaftsberichte; noch glänzender ist sein sodann folgender Bericht über das Ministerium des Auswärtigen, nicht nur ein Meisterwerk der Darstellung, sondern ein Spiegel der edelsten Politik vollendeter Humanität. Es ist keine Selbsttäuschung wenn Lamartine sagt, auf ihm vor Allen hätten in dieser Zeit die Augen der Versammlung, Frankreichs und Europas geruht. Von den 900 Mitgliedern der Nationalversammlung waren 700 seine Anhänger, in Frankreich hatte man ihm 7—8 Millionen Stimmen für die Wahl zur Versammlung angeboten, Europa erwartete von ihm die Durchführung seiner Friedenspolitik. So lag der Gedanke nicht fern, bis zur Vollendung der neuen Verfassung Lamartine allein die Dictatur zu übertragen, und hätte Lamartine es gewollt, so hätte ihn die Nationalversammlung damals wol dazu ernannt. Höchst interessant ist das Raisonnement durch welches Lamartine seinen Entschluß motivirt nur in eine Executivcommission der Versammlung von fünf Mitgliedern einzutreten. Wol klingt es zu stolz wenn er von der ihm zugedachten Dictatur sagt: „Er fühlte in sich die Kraft und traute sich die nöthige Klugheit zu um diese Macht sanft und fest zur Zufriedenheit der Versammlung zu handhaben; er allein hielt die Fäden Europas in Händen." Und wenn er hinzufügt: „So zogen alle Rücksichten die er aus sich selbst entnahm ihn zu jener Rolle hin", so erkennen wir doch aus Dem was er später selbst gesteht: daß er mit Klarheit erkannte, auch er werde einer solchen Rolle nur auf kurze Zeit gewachsen sein, und eine baldige Erhebung der verwegenen Minorität gegen die von ihm repräsentirte Majorität werde die junge Republik zerrütten. Dieses war es in der That was ihn für eine Executivcommission aus der Mitte der Versammlung entschied, ce parti mauvais, mais nécessaire. Wenn er aber selbst in diese eintrat, so blieb es ihm auch dabei nicht verborgen daß er sich zum Opfer brächte um Frankreich zu retten; er dachte: Il faut un Décius; je m'engloutis, mais je vous sauve!

Schon die entschiedene Vorherrschaft der gemäßigten Partei in der Nationalversammlung reizte die radicale Partei zu neuer gewaltsamer Erhebung. Am 15. Mai nahm sie bekanntlich (Buch 15) die polnische Frage zum Vorwand einer neuen gefährlichen Demonstration, bei der die Nationalgarde sich aus eigenem Antriebe für die Regierung erhob. Dieselbe verhaftete den General Courtais, der mit ihrer Zusammenberufung gezögert hatte, worauf Thomas an dessen Stelle trat. Auch der Polizeipräfect Caussidière sah sich dabei auf Lamartine's Vorstellungen zum Rücktritt veranlaßt, doch urtheilt Lamartine mit gewohnter Milde: War Caussidière instigateur et complice? je ne le crois pas; — war er wachsam und thätig genug? je n'oserai pas l'affirmer non plus. Lamartine, der auch bei diesem Ereigniß seine Politik

mit Muth und Entschlossenheit aufrechterhalten hatte, war der Abgott der Nationalgarde. Noch einmal heute hatte der bessere Geist der Revolution, der in ihm selbst seine Verkörperung fand, ohne Blutvergießen gesiegt. Bei der Heerschau über 300,000 Nationalgarden, die infolge jenes Ereignisses am 21. Mai stattfand, stieg der Enthusiasmus für Lamartine auf das Höchste. Doch hiermit hatte Lamartine auch seinen Culminationspunkt erreicht. „Niemals", bemerkt er selbst, „war der Name eines einfachen Bürgers als Sinnbild der hergestellten Ordnung vom Volke höher erhoben, um nach einigen Tagen plötzlich zur Unpopularität herabzusinken." Und zur Erklärung dieses Ereignisses dienen besonders folgende Worte: „Seine Popularität, die sich so langsam gesteigert hatte, sank rasch unter dem Rachegefühl der Anhänger der gestürzten Monarchie, unter der Undankbarkeit des Proletariats und unter den drohenden Umtrieben der Nationalwerkstätten."

Die Nationalwerkstätten hatte Lamartine niemals als eine dauernde Institution, sondern nur als einen durch Erschütterung des Credits nothwendig gewordenen zeitweiligen Beistand für die nahrungslosen Classen betrachtet. Längst war er für allmälige Entlassung der Arbeiter, bei etwanigem Widerstande selbst mit Anwendung militairischer Gewalt. Doch rief dieser Gedanke eine ungeheuere Aufregung unter den Arbeitern hervor, und bald wurde diese von der nach und nach hervortretenden bonapartistischen Partei zu ihren Zwecken benutzt. Lamartine, der in den Bonapartisten gleichfalls nur eine revolutionnaire Faction erkannte, beschloß auch sie mit Gewalt niederzukämpfen, wobei das erste Blutvergießen nöthig wurde; und sodann wollte er der geschlagenen Partei durch das Verbannungsdecret gegen Ludwig Napoleon den Namen den sie auf ihrem Banner trug entreißen. Sein milder Geist durchschaute noch nicht daß nicht seine Humanitätspolitik die entfesselten Leidenschaften auf die Dauer zu zügeln vermochte, sondern nur der Name in welchem sich die entgegengesetztesten Parteiinteressen vereinigen sollten. Ueber die nachherige Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten der Republik sagt er von sich: „Il reconnut que le peuple était plus confiant et plus sage que lui."*) Nicht lange, so kam das Ungewitter, das sich längst zusammengezogen hatte, zum Ausbruch. Es folgten die Schreckenstage des Juni, der Kampf der hungernden Proletarier gegen die moderne Civilisation, durch welche sie, zumal seit den Tagen der Umwälzung, die sie zu den kühnsten Hoffnungen erhoben hatte, zu langsamem Hinsterben verurtheilt schien. Lamartine glaubt, ohne darüber aburtheilen zu wollen, daß die Truppen bei jenem Ereigniß nicht rasch genug versammelt wurden. Vor allem aber findet er in der Langsamkeit mit der die Nationalgarde erschien die Ursache des so furchtbar verlängerten Blutvergießens. „Il faut le dire", sagt er, „à l'humiliation de cette journée et à l'instruction de l'avenir, les gardes nationaux ne répondirent pas d'abord en masse assez décisive à l'appel du gouvernement." Doch war die Regierung von vollem Vertrauen auf den Erfolg von Cavaignac's Dispositionen, den Lamartine's Blick aus Algier auf den Posten des Kriegsministers berufen hatte, beseelt. Unter den Schrecken des Kampfes aber erzwang eine Partei der Nationalversammlung das Decret welches die Regierung zum Rücktritt nöthigte, indem es Cavaignac neben der Militairgewalt zugleich die ganze Civilgewalt der Republik übertrug.

*) Sonderbar ist Lamartine's Ansicht: daß auch die definitive Constitution der Republik für die erste Periode ein pouvoir exécutif militaire bedürfe.

So trat Lamartine von dem Schauplatze ab, um sich — ähnlich wie Washington, in die Schatten der Einsamkeit zurückzuziehen. Seine Mission war erfüllt; er hatte sie richtig erkannt. „Am 24. Februar weihete er sich seiner Bestimmung bis zum Tode, der Revolution ihren wahren Sinn zu geben und sie ohne Blutvergießen und Verbrechen, ohne innern Umsturz und äußern Krieg durch das Zwischenreich hindurchzuleiten welches das Land zu verschlingen drohte." Daß er Fehler begangen leugnet er nicht; am Schlusse seiner „Histoire de la révolution" bittet er Gott, seine Zeitgenossen und die Nachwelt, sie ihm zu verzeihen!

W. Aßmann.

Vermischte Schriften von Karl Gutzkow. Vierter Band. — A. u. d. T.: Vor- und Nach-Märzliches. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vermischte Aufsätze eines geistreichen Schriftstellers poetischen, politischen und kritischen Inhalts: eine „Ansprache an die Berliner im März 1848"; ein „Sendschreiben an den Staatsminister von der Pfordten" über die Vervollkommnung der Kunst Komödie zu spielen; ein begonnenes Drama des Inhalts: wie eine reiche, fromme und poetische Natur sich nach langen Kämpfen endlich doch einem Fürsten hingibt der den Himmel zum Kuppler für die Erde zu gebrauchen weiß; „Ueber Theaterschulen", Vorschläge wie auf unsern Bühnen der Dilettantismus bekämpft und künftige Schauspieler an der Hand der Natur in die Hallen der Kunst zu leiten wären; „Ueber Romeo und Julie", wie dieses Evangelium der Liebe am besten in Scene gesetzt werden kann; „Zur Bühnenreform, mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin", wie die bisherige Politik zeit- und zweckgemäß zu ändern, und eine neue Verfassung einzuführen wäre, versteht sich für das bretterne Reich; „Unsere Zeitgenossen", vor 1848 geschrieben, aber 1851 wieder zeitgemäß, Betrachtungen über den Mangel großer Charaktere in unserer Zeit, in welcher „die Masse den Einzelnen zieht, und die Selbstbestimmung beschränkter ist als je". Das ist der Inhalt dieses Bandes, welcher, wie man sieht, sich über sehr verschiedene anscheinend heterogene Gegenstände verbreitet.

Umsomehr ist er ein Bild unserer Zeit, die auch zwischen Sein und Schein, zwischen bitterm Ernst und wenig nachhaltiger Theaterillusion hin- und herschwankt, und die ganze Windrose der verschiedenartigsten Gefühle und Gedanken mit Blitzesschnelle durchläuft. So seltsam verwebt sind die Fäden unserer Tagesgeschichte daß wir in den scharfsinnigen Vorschlägen unsers Verfassers über die Reform der Bühne manchen guten politischen Gedanken finden, und die „Ansprache an die Berliner" nach den Begebenheiten des folgereichen März im Jahre 1851 fast einem Drama entlehnt scheint das uns in unserer schönen Jugendzeit gewaltig ergriff. Wenn die Zeit, wie Goethe, „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" schreiben könnte, es würde, wie in des Dichters Selbstbiographie, jene von dieser kaum getrennt werden können. Manches was

ein großes Ereigniß schien würde sich als ein Theaterstreich, und mancher Theaterstreich als eine folgenschwere Begebenheit darstellen; mit der alten Aristotelischen Lehre von den drei Einheiten könnte manche politische Theorie verglichen, und aus gewissen Parteistellungen in und außerhalb der Paulskirche viel Gutes für das Theater gezogen werden.

Was fehlt z. B. folgender Stelle (S. 150) aus dem Aufsatze unsers Verfassers „Zur Bühnenreform, mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin", um für eine politische Betrachtung zu gelten? „An Würde hat diese Bühnenverwaltung allerdings wenig gewonnen. Die ewigen Berufungen an das Publicum, die halbofficiellen vertraulichen Mittheilungen haben diese Direction zur persönlichen Angelegenheit eines einzelnen Mannes gemacht der auf schwierigem Boden den Beweis seiner Tüchtigkeit liefern wollte, und zuletzt das Institut selbst in einen fraglichen Personalitätsproceß herunterzog. Der Glaube an die Anstalt ist untergraben, das Vertrauen wankend geworden. Man muß das Alles umsomehr beklagen als gegen den besten Willen und die Zuvorkommenheit des Hrn. ... durchaus Nichts eingewandt werden kann. .... Eine Kritik des Instituts, seiner Leistungen, seiner Methode, seines Personals würde hier zu weit führen. Es ist das unerfreulichste Ergebniß das sich herausstellen würde; eine um so auffallendere Thatsache als wir in den letzten Jahren gerade ein sehr warmes Interesse an der Bühne erlebt haben, und eine Theilnahme ihr zuströmte die wir sobald nicht werden wiederkehren sehen. Halten wir vorläufig den Blick in der Zukunft fest. Welche Wandelungen wären hier durchzumachen, welche Möglichkeiten wol zu durchlaufen."

Difficile est satiram non scribere. Das haben wir noch mehr bei folgender Stelle (S. 147) gefühlt, wo doch offenbar, wie in der ebenangeführten auch, nur das Theater ins Auge gefaßt ist. „Welches ist die Politik, die wirkliche, wahre, edle Politik ... der Bühne? Keine andere als die: daß man das von der Bühne darzustellende Material nicht mehr wie bisher vom Zufalle abhängen läßt. Wie es bisher in dieser Hinsicht bei uns stattgefunden hat kann es unmöglich länger fortgehen. Wer hat unsere — Bühnen regiert? Der Zufall! Einiges ergab sich im Laufe des Jahres als nothwendig darstellbar, das Uebrige waren Lückenbüßer ... Wo ist hier das Vertrauen des Publicums, eines Volks, daß es eine — Bühne besitzt die der immer rege Ausdruck der zum Ausbruch sich drängenden künstlerischen und dichterischen Production ist? Ist hier nicht vielmehr eine Maschine die in langsamem, trägem Geleise fortgeht, einmal ein gutes Korn aufgeschüttet erhält, dann wieder leere Spreu verarbeitet, und die Künstler selbst nur zu gedankenlosen Rädern und Wellen dieser Maschine herabsetzt? Wenn man sagt die königliche Bühne ... müsse ein Nationaltheater werden, so ist nicht so sehr damit gesagt daß sie die Bewahrerin alter guter Stücke, sondern daß man in ihr zu erkennen habe den Drang des Wachsens, das Gähren und Werben nach Form und Gestaltung, die Immanenz der gleichzeitigen Bewegung des Volks, die Offenbarung der Zeit und ihres nach — künstlerischer Bethätigung ringenden Bewußtseins. Die vielen ängstlichen, besorglichen und herzlich gutgemeinten öffentlichen Erklärungen der jetzigen — Generalintendantur sind Tropfen auf einen heißen Stein."

So ist es in unserer Zeit. Wir machen Politik, wie Molière's bourgeois-gentilhomme Prosa, ohne es zu wissen. Doch hat das Räthsel eine tiefere Lösung. Das Leben folgt denselben Gesetzen wie die Kunst, das Bild des Lebens. Die Grundsätze deren Befolgung wohlthätig auf den großen Verein wirkt den wir den Staat nennen, sind auch auf die kleinern Vereine anwendbar welche im Staate dazu beitragen sollen die großen Ideen die er fördern soll, zu welchen die der Kunst, „der Bezähmerin wilder Sitten", wesentlich gehört, zu pflegen, zu nähren oder zu schützen. Die Bühne ist, in höherm Sinne als man gewöhnlich glaubt, ein Bildungsmesser des Volks, und ein Schluß von Dem was das Publicum im Theater anzieht auf die Gesinnungen und Gefühle der Nation ist keineswegs unzulässig. Wenn wir von dem Zeitalter Ludwig's XIV. Nichts wüßten als daß sein beliebtester und in Wahrheit großer Tragödiendichter ein liebendes Mädchen das, eben im Begriffe sich mit dem Heißgeliebten auf ewig zu verbinden, plötzlich erfährt daß ihn sein kaiserlicher Nebenbuhler vergiften ließ, sich höflich bei der Kaiserin-Mutter wegen seines Schmerzes entschuldigen läßt *), oder daß der Freund eines tugendhaften, wegen seiner Unschuld verfolgten Helden, den sein königlicher Vater von einem Drachen tödten ließ, und der eben von der Schreckensscene heimkehrt, demüthig um Erlaubniß bittet den unglücklichen Freund unschuldig zu finden **), so könnten wir schon daraus den Grad der politischen Freiheit ermessen deren sich Frankreich unter dem großen König erfreute. Daß unter Herzog Karl von Würtemberg ein junger Dichtergenius die Freiheit nur in einer Räuberbande zu finden vermochte, wirft manches Licht auf das Regiment welches der strenge Herr führte. Griechenlands nationale und politische Bildung spiegelt sich in den Tragödien seiner Meister, die innere Unwahrheit der römischen Zustände zur Zeit der Kaiser in denen des Tragikers Seneca, Englands Zukunft und große geschichtliche Bedeutung unter Elisabeth in Shakspeare ab, und eine nationale Bühne, wie sie unser Verfasser in der angeführten Stelle erstrebt, setzt ein Nationalleben voraus. Wir wollen hiermit nicht sagen daß die Blüte der Kunst mit dem Aufschwunge der Völker zusammenfalle, die Geschichte lehrt daß sie (wie zur Zeit des Perikles, des Augustus, der Mediçäer) gewöhnlich eintritt wenn dieser aufhört. Aber es ist darum nicht minder wahr daß sie, zumal die Poesie, und vor allem die dramatische Poesie, den Charakter des Nationalgeistes, wie die Färbung der Zeit trägt in welche sie fällt.

Ebendarum aber hat der vorliegende Band nicht nur einen ästhetischen Werth, er ist auch nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Zeit. Er enthält geistreiche und vernünftige Anwendungen der Ideen welche diese bewegen auf Kreise welche bei oberflächlicher Betrachtung gar nicht damit zusammenzuhängen scheinen; Versuche in das Gebiet der Kunst die Wahrheiten eindringen zu lassen welche andern Sphären entlehnt sind; geharnischte Angriffe gegen den Dilettantismus, der sich heutzutage überall, auch in dem breternen Reiche so breitmacht und Alles zu verflachen droht. In der Literatur wie auf dem Theater sind wir reichlich mit Sonntagskindern gesegnet, die Alles zu verstehen glauben ohne Etwas gelernt oder durchdacht zu haben, und sich einer gewissen Intuition rühmen, die allerdings großen Geistern, aber auch nur diesen eigen ist. Nicht minder scharf sind die Waffen mit welchen unser Verfasser gegen die Unnatur kämpft die sich den Namen der Kunst anmaßt, und von dem Theater der Alten Nichts gelernt hat als auf Stelzen zu gehen. Viel Beherzigungswerthes enthält in dieser Beziehung der Aufsatz „Ueber Theaterschulen"; sehr richtig wird darin die wahre und die falsche Kunstbildung bezeichnet, und die leichte und gewandte Darstellungsweise des Verfassers trägt nicht wenig dazu bei seine Ideen auch Denen klarzumachen die mit dem Gegenstande den er behandelt weniger vertraut sind. Auch geht die Tragweite dieser Bemerkungen über das Theater hinaus, und die parlamentarische Beredtsamkeit kann nicht minder Nutzen davon ziehen. Sehr

*) Pardonnez, Madame, à ces transports. („Britannicus", acte V, scène 4).

**) J'ai vu des mortels périr le plus aimable
Et j'ose dire, Seigneur, encore le moins coupable.
(„Phèdre", acte V, scène 6).

ergötzlich ist das Beispiel eines beliebten Schauspielers der, gewohnt immer in dem höhern Pathos zu sprechen, wodurch die Sprache der Götter in ihrer Anwendung auf die gewöhnlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Menschen so lächerlich wird, nicht eher lernt gut und natürlich zu sprechen als bis seine schöne Toilette ganz zufällig durch einen Eimer Wasser verdorben wird, den eine Magd unvorsichtig darauf schüttet. Da kommt ihm plötzlich die Natur zurück, der Ärger wird ihm zur Muse, er spricht gut, kräftig, ungekünstelt, und „wenn er den schwedischen Hauptmann im «Wallenstein», der den Tod des Max erzählt, so vorträgt wie die Geschichte seines wasserbegossenen, eleganten Fracks, so macht er Sensation". Daran knüpft nun eine der redenden Personen folgende Nutzanwendung: „Was ist die wahre Kunst des Mimen? Herauszutreten, sich an die Lampen zu stellen und zu sagen: Ich! Ob Das nun Hamlet, oder Richard III., oder Commissionsrath Frosch ist, er muß sagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie als ob er sie eben selbst erst erlebte. Die ganze Weihe des Augenblicks muß über ihn kommen."

Das Ich ist es was wir Deutsche nicht auf der Bühne allein zu lernen haben. Wir sind überall Buchmenschen. Wir verstehen die Vergangenheit besser als die Franzosen, und selbst als die Engländer, aber gerade die Gegenwart ist uns ein Buch mit sieben Siegeln. Wer von der Sprache der Engländer und der unsern weiter Nichts wüßte als daß jene I groß, und you klein, wir aber Sie groß und ich klein schreiben, Der könnte daraus schon den politischen Charakter beider Völker ableiten. Nicht etwa als wüßten unsere Philosophen, Poeten, Theologen und Philologen ihr Ich nicht oft übermäßig zu betonen: aber wenn sie Das thun, so nehmen sie die göttliche Grobheit gegen ihre Gegner zu Hülfe, und haben dabei etwas Weniges, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe. Aber ganz ruhig, fest und kalt zu sagen: „ich bin Ich", auf sich selbst zu ruhen, seine Inspirationen nicht in seinen Reminiscenzen, sondern in seiner innersten Eigenthümlichkeit zu suchen, seine selbsteigene Natur frei und offen, ohne Anmaßung wie ohne Demuth vor den Augen eines zahlreichen Publicums wirken und spielen zu lassen, Das vermögen wir nur schwer. Wir lernen Geschichte und machen keine; wir sind objectiv und geben unser Subject wohlfeil hin. Wir gehen gebückt oder auf Stelzen, leider weil wir den rechten Schwerpunkt nicht zu finden wissen worauf Volk wie Mensch ruhen soll. Treten wir hinaus und stellen uns vor die Öffentlichkeit, so besinnen wir uns vor und fassen uns, wie man zu sagen pflegt, ein Herz. Ein Herz soll man sich aber nicht fassen, man soll es ruhig walten lassen. Wie sollten wir eine Nationalbühne haben? Liegt es doch mehr am Volke als an den Poeten daß wir, der höhern und größern Nationalbesitzthümer nicht zu gedenken, kein nationales Lied haben wie Engländer oder Franzosen, keinen nationalen Liederdichter wie Béranger, noch weit weniger einen nationalen Tragöden wie Shakspeare. Ebendarum aber weil das Leben und dieses Bild des Lebens wechselseitig aufeinander wirken, stehen Bestrebungen zur Bühnenreform und Vorschläge zu Theaterschulen nicht ohne alle Verbindung mit den größten Aufgaben welche unsere Zeit an ihre Kinder, und namentlich an die Schriftsteller innern Berufs, stellt, und die Mannichfaltigkeit dieser „Vermischten Schriften" entbehrt von diesem Standpunkte aus keineswegs des durchgehenden, leitenden Gedankens. 37.

Bibliographie.

Aus der Geschichte des Dorfes Deutschheim. Vom Verfasser des Morgenlandes. Für Oesterreich ungeänderte Ausgabe. Wien, Pichler. 1850. 8. 5 Ngr.

Aus den hinterlassenen Papieren eines teutschen Patrioten. Den Staatsmännern der Gegenwart. Coblenz. Gr. 8. 15 Ngr.

Barthel, C., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. Braunschweig, Leibrock. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Freimaurerei in ihrem schönsten Lichte. Aus mehreren Schriften gezogen und nach eigener Erfahrung aufgestellt von einem Veteran der Maurerei. Als verbesserte und mit den Ceremonien der Aufnahme in die Elenschischen Geheimnisse, des Tempels der Weisheit, vermehrte Auflage. Schw.-Hall, Haspel. 8. 7½ Ngr.

Hartmann von Aue, Erek., Eine Erzählung übersetzt von G. D. Fistes. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

— — Gregorius. Eine Erzählung übersetzt von G. D. Fistes. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Heffter, C. C., Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen, namentlich des Klosters Zinna, der Fabrikstadt Luckenwalde, der Herrschaft Baruth, der vormaligen Herrschaft Dahme, des Ländchens Bärwalde und auch der Stadt Treuenbrietzen. Mit 5 Abbildungen. Jüterbock, Colditz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herbst, G., Taschenbuch der wichtigsten Entwickelungs-Momente der Erde und ihrer Bewohner. Mit 2 Holzschnitten. Weimar, Hoffmann. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

Hessel, J., Belohnte Regententreue. Eine Weihnachtsgabe. Düsselthal, Buchhandlung der Rettungsanstalt. Gr. 16. 10 Ngr.

Klar, K., Ritter Edulf von Lauenfeld, das Kind der todten Mutter, oder die Erlösung aus den Ketten der Verdammten. Erzählung aus dem Mittelalter. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Paoli, Betty, Nach dem Gewitter. Gedichte. Die um die Hälfte vermehrte Auflage. Pesth, Heckenast. 1850. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Plange, Henriette, Gedichte. Gesammelt und herausgegeben zum Andenken an die heimgegangene Verfasserin von L. S. Lippstadt. Gr. 16. 10 Ngr.

Pamieu, M. A., Der Cäsarismus oder die Nothwendigkeit der Säbelherrschaft dargethan durch geschichtliche Beispiele von den Zeiten der Cäsaren bis auf die Gegenwart. Nach der 4ten französischen Originalauflage. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Schumacher, A., Wiener Novellenbuch. Ein Album novellistischer Darstellungen aus Erlebniß und Geschichte. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Sympathie. Ein Roman aus dem literarischen Nachlasse eines Wiener Arztes, mit einem einleitenden Phantasiestücke: Der Gefangene. 1ster Theil. 1stes Heft. Wien. 1850. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Hesekiel, G., Der achtzehnte Januar. Zum 3. funfzigjährigen Jubelfeste der Aufrichtung des Königreichs Preußen. Vier Gedichte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Pietistendorf. London, Koessler. 1850. 8. 7½ Ngr.

Sachse, C. F. H. und H. F. Hempel, Reden bei der Beerdigung des verewigten Hrn. Dr. Friedrich Gotthilf Fritsche, Consist.-Rath, Gen.-Superint. und Oberpfarrer, gehalten den 7. Jan. 1851. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 3 Ngr.

Schetter, H., Wie selbst in gottentfremdeten Zeiten der Name des Herrn sich immerdar verherrliche. Predigt über Maleachi 1, 11. gehalten am Freitage nach dem 2ten Adventsonntage 1850 zu Neustadt a. d. Orla. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1850. 8. 2 Ngr.

Schmitz, L. F. v., Peter Schlinkert, der Seher im Möhnethale. Ein Beitrag zur Geschichte der sogenannten westfälischen „Spökenkieker." Lippstadt. 1850. Gr. 16. 2 Ngr.

Die Abwehr der Beschuldigung des Undankes und der Untreue Sachsens gegen Preußen. Dresden. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 22. Februar 1851.

Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Zwei Theile. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Zugleich die reinnatürliche Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit alles Seins zum Bewußtsein zu bringen, und wiederum die volle selbstbewußte Freiheit des Geistes, das selbständige Gesetz seines innern Wesens herzustellen: Dies bildet nach des Verfassers eigener Erklärung die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Indeß so ganz allgemein charakterisirt, würde sie Beifall und Zustimmung von manchen Seiten finden, die sie selbst abweisen müßte; denn in jener Allgemeinheit ist die ebenbezeichnete doppelte Tendenz schon in hohem Grade ein uns vertrauter Gedanke geworden und als der unterscheidende Grundzug der neuern Geschichte erkannt. Sie liegt ja einerseits in der selbständigen und umfassenden Naturforschung und ihrer Befreiung von der Herrschaft des Reinreligiösen, in der dadurch hervorgebrachten Umwandelung der ganzen physischen Weltanschauung und der ernüchterten Betrachtung der Dinge überhaupt, endlich in höchster Form im naturphilosophischen Streben zutage; sie zeigt sich dann praktisch in der vollständigern Ausbildung des gegenwärtigen Lebens nach seinen natürlichen Bedingungen, vor allem in der wachsenden Bedeutung der politisch-socialen Entwickelung. Und andererseits ist diese Tendenz zur wahrhaften Natur schon an sich selbst unauflöslich Eins mit der zur vollen geistigen Selbständigkeit. Wie erst mit der Befreiung des Geistes aus der religiösen reinen Gebundenheit die Naturwissenschaften und der allgemeine politische Trieb Kraft gewannen, so ist auch erst mit der Erkenntniß der reinen selbständigen Natur das volle Bewußtsein des Geistes möglich, der sich nach seinem reinmenschlichen, von ihr unterschiedenen Wesen erfaßt.

Diese allgemeine Tendenz der neuern Zeit hat der Verfasser nun aber in ihrer reinsten und ausgesprochensten Gestalt darzustellen gesucht; in der vollen principiellen Schärfe erfaßt, ist sie ihm die Seele eines philosophischen Systems geworden, dessen erste Grundlegung und encyklopädisch ausgeführte Umrisse dieser erste Haupttheil seines Werkes enthält. Wie immer, sobald die scheinbar allgemein anerkannten Gedanken einer Epoche in den einfachsten Ernst concentrirt und von diesem Centrum aus mit der Nothwendigkeit des Denkens nach allen Seiten hin gegliedert werden, so ergibt sich auch hier als Resultat dieses Läuterungs- und Organisationsprocesses: daß sie in den bisherigen Entwickelungsformen noch fast überall zugleich in ihr Gegentheil verkehrt sind. Es zeigt sich wie die neuere Geschichte noch der fortwährende Widerstreit jener beiden Tendenzen ist, wie im unversöhnten dualistischen Gegensatze gegen die realen Wissenschaften Religiöse und Philosophen die Natur noch einseitig vom Interesse des Geistes und seiner Freiheit aus begreifen und beherrscht sein lassen wollen, und eben darum noch nicht zum reinunterscheidenden Gesetze des in seiner Bedingtheit doch selbständigen Geistes gelangen können; ja wie auch auf dem rechtlichen Gebiete ungeachtet des Strebens nach den ewigen Grundlagen des Rechts Aller doch noch der von den unabhängigen Naturbedingungen absehende subjectiv-idealistische Drang vorherrscht. Die Bedeutung der vorliegenden Schrift, welche unsere ausführlichere Betrachtung derselben rechtfertigt, beruht demnach zuerst in ihrem systematisch ausgeprägten und encyklopädisch umfassenden Charakter. Hinter uns liegt seit dem Tode Hegel's und Goethe's eine Periode der Auflösung und Kritik, in welcher die neuen Lebens- und Zukunftsgedanken auf allen Gebieten sich Bahn brachen, aber nicht nur vielfach noch den reinen Gegensatz zu unserer classischen Weltanschauung ansichtrugen, sondern auch vor allem noch nicht zum festen, nach allen Haupttheilen harmonischen und entschieden von einer ausgesprochen beherrschenden Idee beseeltem Bau wissenschaftlich zusammengefügt waren. Die Kämpfer traten vereinzelt auf, das Princip erschien in vielfachen Modificationen, und was auf den einzelnen Gebieten gearbeitet und erobert wurde, so sehr auch überall das Allgemeine sich darin manifestirte, war doch zuletzt nur für Jeden das Gesammtmaterial, welches er selbst ordnen und zur wahrhaft organischen Einheit reinigen und verbinden mußte. Diese letztere systematische und encyklopädische Arbeit selbst aber blieb eben dem Einzelnen überlassen und ward bisher kaum von einer bedeutenden Kraft versucht. Wir können die Planck'sche Schrift gleichsam als

einen Erstling dieser nun beginnenden neuen Periode des Ordnens und Organisirens auf wissenschaftlichem Gebiete begrüßen; und Niemand der den geschichtsphilosophisch nothwendigen Weg auf welchem das Princip einer neuen Zeit sich zur Herrschaft emporringt erkannt hat, wird die Bedeutung einer solchen Thatsache, des Anbruchs einer neuen Periode, geringachten. Denn das vollständige wissenschaftliche System ist in seinen Wirkungen dem rechtlich constituirten Gesetze zu vergleichen, welches, über Gewohnheit, Sympathie und natürlichen Trieb sich erhebend, ihren wesentlichen Inhalt als erkannte allgemeine Nothwendigkeit ausspricht, ihn vereinfacht, erklärt, befestigt und so erst bleibend die lebende und werdende Generation erzieht. Das Christenthum wurde in dieser Weise, nachdem es fast zwei Jahrhunderte lang wesentlich nur der allgemeine, von individuellen Bedürfnissen und Anschauungen modificirte und damit noch unsichere Inhalt der Köpfe und Herzen gewesen, erst durch die Systematisirung des Origenes und der alexandrinischen Schule, erst durch das feste Knochengerüst der Dogmatik, vor einer Wiederauflösung gerettet und zur Weltherrschaft befähigt. In der geschichtsphilosophischen Erkenntniß dieser Nothwendigkeit liegt zugleich die Versöhnung für die Verknöcherungen und Verhärtungen des Systems, und für den steifern und beschränktern Gang in den es den unendlichen Drang und die schön beflügelte Begeisterung der Lebenspulse des ursprünglichen Princips bannt. Nur so würdigt sich die volle Bedeutung des Code Napoléon, in dem die politische Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wenn auch vielfach despotisch verknöchert, doch als felsenfestes Gesetz für die Zeiten der mittelalterlichen Restauration gerettet wurde; nur so versöhnen wir uns den alten Hegel, den preußischen Staatsphilosophen und grämlichen Feind der Julirevolution, mit dem Jünglinge der enthusiastischen neunziger Jahre, der an Schelling schrieb: „Das Reich Gottes komme, und unsere Hände seien nicht müßig im Schooße!" Vielleicht ist die verhältnißmäßige Ruhe der Gegenwart dienlich uns als einzige edle Frucht der Reaction gegen den nun für eine Zeit besiegten idealistisch-revolutionnairen Sturm und Drang die Besonnenheit jener Erkenntniß von den harten natürlich geschichtlichen Bedingungen der Menschheitsentwickelung zu bringen, und insofern möchte der Verfasser mit den in der Vorrede gegebenen Andeutungen über die Ungunst der Gegenwart für die Wissenschaft wol im Irrthume sein. Wie übrigens sein eigenes System sich ebenfalls jenem allgemeinen Gesetze nicht hat entziehen können, und wie die Mängel und Einseitigkeiten seiner Ausführung eben aus der strengsystematischen Form ableiten, in die er die neue Weltanschauung zusammengefaßt hat: Dies wird uns in einem zweiten Artikel des Referats beschäftigen. Doch sind wir weit entfernt jenes geschichtsphilosophische Gesetz als ein blos mechanisch in jeder Epoche wiederkehrendes geltendmachen zu wollen, vielmehr entwickelt es sich in umgekehrtem Verhältnisse zu der weltgeschichtlichen Fortbildung der Menschheit. Je tiefer der Geist in die ewigen Weltgesetze eindringt und je reiner und voller das Leben sich innerhalb seiner wahren Bedingungen entwickelt, desto mehr erfaßt jedes neue System den bleibenden Inhalt auch in den wesentlich bleibenden Formen und nähert sich so in unendlicher Weise dem einfachen und ewigen Verhältniß in welchem die Wissenschaft selbst vom Leben unterschieden ist. Dies gilt auch von dem vorliegenden System, gerade weil es gegenüber dem einseitigen wissenschaftlichen Hochmuth die Naturbedingungen des Geistes zur Geltung bringt, und doch zugleich gegen die moderne, nur mit der umgekehrten Einseitigkeit noch theilweis behaftete Demüthigung des Geistes unter die Natur, dessen unveräußerliche Selbständigkeit in Schutz nimmt.

Dies führt uns auf den zweiten bedeutenden Charakterzug der Planck'schen Schrift. In ihr offenbart sich jene Vertrauensfülle der geistigen Kraft, welche sich stark genug fühlt nicht nur an allen Gestalten der Vergangenheit sich zu messen und an deren sterblichem Theile ihr eigenes Unsterbliches zu bewähren, sondern auch mit klarem Bewußtsein von sich aus auf die ganze Vergangenheit als auf das abgelebte Weltalter zu blicken und das neue, bleibende, goldene Weltalter von dem Markstein den sie setzt zu beginnen. Nur dem oberflächlichen Betrachter kann diese Kühnheit als ein schlechthin gemeinsamer Charakterzug aller Systeme erscheinen, als dieser wissenschaftlicher Ausdruck der natürlichen Nothwendigkeit mit der jedes Individuum die allgemeingültige Wahrheit zu besitzen glaubt. Es ist aber ein sehr wesentlicher Unterschied, ob in dem der Vergangenheit, oder in dem der Zukunft zugewandten Blicke das hellere Geistesfeuer brennt. Hegel und seine Schule, die in diesem vulgar sogenannten Hochmuth am stärksten gewesen sind, legten den eigentlichen Nachdruck des Vertrauens auf die Methode ihrer Wissenschaft und charakterisirten sich selbst nur allzu wahr, indem sie sich vor allem rühmten: die Welt, d. h. die Welt wie sie bis zu ihrer Zeit geworden war, begriffen zu haben. In der That ist denn auch die Hegel'sche Philosophie — wie das Planck'sche Buch vielfältig nachweist — eine Philosophie der Vergangenheit, eines altgewordenen und im Vergehen begriffenen Weltalters; der Zukunft gegenüber schlägt ihr Selbstvertrauen in die vollständigste Resignation um. Nachdem Hegel sein Leben darauf verwandt hatte die Wirklichkeit zu begreifen, nachdem er in der Religion nur eine besondere Form für das Wissen, in der Kunst nur eine Erscheinung der Idee gefunden: konnte er nicht mehr fassen daß diese Wirklichkeit von Revolutionen erschüttert und nicht nur ihre Formen, sondern sie selbst und ihr Inhalt wesentlich geändert werden sollten. Ihm war „die Wahrheit über Recht, Staat und Sittlichkeit ebenso sehr alt als in den öffentlichen Gesetzen, der öffentlichen Moral und Religion dargelegt und bekannt". Nur etwa die Formen konnten sich noch ändern, diese Wahrheit aber nicht. So sprach er denn in der Vorrede zur „Rechtsphilosophie" jene Worte

aus die wir hier anführen, weil der neue Philosoph mit dem wir es hier zu thun haben selbst sie gewählt hat um den schärfsten Gegensatz zu seiner eigenen Gesammtanschauung von der Bedeutung der Wissenschaft in ihrer neuen und bleibenden Gestalt auszudrücken. Hegel sagt:

> Zu dem Belehren wie die Welt sein soll kommt ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und sich fertiggemacht hat. Dies, was der Begriff lehrt, zeigt nothwendig ebenso die Geschichte, daß erst in der Reife der Wirklichkeit das Ideale dem Realen gegenüber erscheint und jenes sich dieselbe Welt, in ihrer Substanz erfaßt, in Gestalt eines intellectuellen Reiches erbaut. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.

Für den Philosophen des „reinen Realismus" aber ist umgekehrt gerade Dies die unterscheidende Aufgabe des wahren Wissens für die nun kommende Entwickelung: daß es gegenüber von der nur erst durch das einseitige subjective Verhalten beherrschten geschichtlichen Gesammtanschauung, vor allem auch gegenüber von dem nur erst durch das subjective geschichtliche Thun geschaffenen Rechtszustande, erst ganz das auf den natürlichen Bedingungen für alle Gebiete beruhende vom Subject unabhängige Gesetz herstelle, und eben damit Das was wahrhaft sein soll und als solches auch einst sein wird. So ist der Realismus des wahrhaften Wissens nicht blos die Abenddämmerung eines fertiggewordenen Weltalters, sondern der hereinbrechende Morgen aus dessen Schoose ein neues bleibendes Alter der Geschichte hervorgehen soll. Jene allgemeine Entgötterung des Daseins, wie man sie längst als den eigenthümlichen Zug der neuern Geschichte bezeichnet hat, ist allerdings in der vorliegenden Schrift in ihrer letzten schärfsten und nüchternsten wissenschaftlichen Gestalt ausgesprochen; allein wie sie in diesem durchdringenden Bewußtsein der Unendlichkeit (im Contrast zu der vorhergegangenen falschen Absolution des Bewußtseins) erst die ganze Demuth der wahrhaften Religion herstellt, die durchaus nicht mehr in einem von der Endlichkeit freien Sein, sondern nur in der über diese zugleich erhabenen Kraft des sittlichen Willens ihre Unendlichkeit sucht: so weiß sie auch daß erst die Einigung mit der Naturbedingung, das wahrhaft objective Verhalten zur Wirklichkeit, jene volle Versöhnung möglichmacht, die für den hiervon noch abstrahirenden Geist nie zu finden ist.

Aus dem bisher Gesagten wird nun auch der Titel der Schrift: „Die Weltalter", den der Verfasser mit Recht dem Leser zu erklären überlassen hat, vollkommen verständlich sein. Im ersten Theile werden die reinen Gesetze des neuen Weltalters als System des reinen Realismus entwickelt, und nur auf die deutsche Philosophie von Kant an fallen die Schlaglichter der Polemik; in gleicher Weise wird auch das Christenthum nur gleichsam zur Orientirung, zum aufhellenden Gegensatz, in den Gesichtskreis der Betrachtung gezogen. Der zweite Theil ist nur noch zur geschichtsphilosophischen Ergänzung in den nöthigen Hauptpunkten bestimmt und wird vor allem auch das Wesen der alttestamentlichen und christlichen Offenbarung in einer Art behandeln in der nach der Ueberzeugung des Verfassers die philosophische Lösung mit dem Geschichtlichen vollkommen zusammentrifft.

Indem Referent nun weiter auf den Inhalt des Werks eingeht, bringt es die Rücksicht auf den Raum wie auf den Charakter d. Bl. mit sich daß nicht eine wissenschaftlich vollständige Specificirung des Systems gegeben werden kann, sondern nur die Grundgedanken, die eigenthümlichsten Anschauungen und fruchtbarsten neuen Begriffsbestimmungen hervorgehoben werden sollen. Die Hauptpunkte unserer Kritik sparen wir auf den zweiten Artikel und suchen fürerst eine sachgetreue und vor allem orientirende Darstellung zu geben. Die äußere Eintheilung des ersten Theils ist folgende: nach einer Einleitung über den Anfang des Wissens wird die Hauptmasse in zwei Theile gesondert. Der erste, das theoretische Wissen, begreift in sich die Wissenschaft der Natur und die Anthropologie; der zweite, das praktische Wissen, behandelt zuerst die subjective Selbstverwirklichung des Geistes (Wissenschaft des Sittlichen), dann die objective, oder: die endlichen Geistesgebiete. Der letztere Abschnitt wiederum enthält zuerst die praktische Seite (das Recht), und dann die theoretischen Geistesformen (Kunst und Wissenschaftslehre).

Der Ausgangspunkt für die Betrachtung des Verfassers ist der Wille, als der wahre thätige Mittelpunkt des geistigen Lebens, wie er zwischen der unmittelbaren passiven Bestimmtheit des Gefühls, in welcher sich der Geist innerlich überhaupt noch nicht aus seinem gegebenen Gesetztsein losgerungen hat, und der vollendeten Bewußtheit, mitteninneliegt. Der Wille ist die Unbedingtheit mit welcher die Selbstheit sich innerlich von sich aus bestimmt, und nur als Wille hat daher der Geist seine ursprüngliche objective Wirklichkeit. Indem aber der Wille selbst, seinem Inhalte wie seinem Dasein nach, durch das allgemeine Gesetz der Wirklichkeit bedingt ist, so ist damit der nothwendige Ausgangspunkt für das geschichtliche Bewußtsein die praktische Anschauung der Dinge. Der Mensch fing nicht mit der denkenden Anschauung an, sondern als Wille konnte er auch die Natur und das allgemeine Gesetz der Wirklichkeit nur als Das erfassen was sie für den Willen sind; er sah darin ebenfalls einen Willen, eine Unbedingtheit die seinen eigenen Willen bestimmte: und so ist die ursprüngliche Anschauung der Dinge die religiöse, in deren Ursprunge hiermit ebenso ihre wesentliche Wahrheit wie ihr Gegensatz gegen die denkende Betrachtung des Reinobjectiven ausgesprochen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Georg Volker: Ein Roman aus dem Jahre 1848 von Otto Müller. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Vielleicht ist es Vielen so ergangen; ich wenigstens nahm diesen Roman mit dem entschiedensten Mistrauen in die Hände. Ich glaubte es sei unmöglich schon jetzt die großen Zeitstürme der Gegenwart in den engen Rahmen eines Romans einfangen zu wollen, und am allerwenigsten hielt ich den Dichter des „Bürger“ einem so kühnen Unternehmen gewachsen. Denn so unverkennbar in diesem „Bürger“ die Glut der Phantasie ist, so leidet er doch noch entsetzlich unter falscher Sentimentalität und süßlicher Weichheit.

Wie war ich daher überrascht als ich sogleich auf den ersten Seiten gewahrte mit welch ganz anderer Kraft wir es hier zu thun haben. Der Jüngling ist inzwischen zum Manne geworden; die verschwimmende Gefühlsschwelgerei hat sich zur gesunden und gediegenen Plastik herausgearbeitet. Der Dichter bannt uns sicher in seine Welt, wir verlenken uns mit inniger Theilnahme in seine Charaktere und Situationen, wir lesen von Blatt zu Blatt mit steigender Spannung.

Es ist meine feste Ueberzeugung: O. Müller hat eine bedeutende Zukunft. Er hat eine fesselnde Erfindung und verbindet damit eine große Sicherheit in der Anordnung und Gruppirung. Diese glückliche Begabung ist unter den neuesten Dichtern sehr selten, und doch kann ohne sie eigentlich nirgend von wirklicher Kunst die Rede sein.

Der Dichter erzählt uns hier die Geschichte eines odenwäldischen Gutsbesitzers, der durch den Drang der Ereignisse hineingezogen wurde in die verheerenden Bauernaufstände die im Jahre 1848 im Odenwald wütheten, und die sammt und sonders hauptsächlich aus dem furchtbaren Drucke entsprungen waren der auf diesen Bauern lastet, weil diese nicht allein Unterthanen des Landesfürsten sind, sondern zugleich Unterthanen von mediatisirten Standesherren.

In der That, hier steht der Dichter auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei. Mit reinem und gesundem Herzen hört er überall den lebendigen Herzschlag der Geschichte und weiß mit edelster Unbefangenheit alle Parteien in gleicher Weise in ihren verschiedenen Vertretern nach ihren psychologischen Motiven und dem aus diesen entspringenden Recht und Unrecht aufzufassen und darzustellen. Das sind hier dieselben Zustände und Charaktere die Häusser in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution“ zu schildern unternommen hat. Aber wie unendlich feiner und edler ist das Weltverständniß des Dichters.

Diese furchtbaren Bauernaufstände bilden den tiefbedeutsamen Hintergrund, sie werden und wachsen und enden hier vor unsern Augen; aber dies Alles tritt nirgend auf in der aufdringlichen Nacktheit selbständiger Erzählung, sondern überall wächst es mit innerster Nothwendigkeit aus der Geschichte Volker's, des eigentlichen Helden der Dichtung.

Ich werde mich wohl hüten näher auf die große Fülle der hier vorgeführten Dichtung selbst einzugehen; ich könnte ja von diesem blühenden Leben Nichts geben als ein todtes Gerippe. Alle Charaktere sind frisch und naturwahr; einzelne, wie z. B. der alte Hauptmann Bärenhorst, geradezu meisterhaft; die Situationen sind spannend und tiefergreifend. Aus grausem Hintergrunde erheben sich die zartesten Blüten innigster und gesundester Liebespoesie. Wir stehen hier überall mitten im vollsten und wirklichen Leben; nirgend Gemachtheit, nirgend Tendenz!

Und dennoch nehme ich mein anfängliches Vorurtheil nicht zurück; es war mehr als mislich die Bewegungen des Jahres 1848 schon jetzt zum Vorwurf einer Dichtung zu nehmen. Der Roman hat, wie Dies nicht anders sein konnte, zwar ein Ende, aber keinen Schluß. Volker schießt sich, nachdem der Aufstand unterdrückt und er also als Hochverräther dem Gesetz verfallen ist, verzweifelt eine Kugel durch den Kopf. Dies verstößt gegen das Grundgesetz aller Dichtung. In einem Roman muß sich ein Charakter wesentlich entwickeln; der Roman schließt wo die Entwickelung des Helden ihren naturgemäßen Abschluß gefunden hat. Das aber ist hier nicht der Fall. Volker erschießt sich aus Rathlosigkeit. Er könnte fliehen und auf bessere Zeiten warten, wo er aufs neue für seine Parteizwecke wirken kann; er mag es nicht, denn er gehört überhaupt nur mit halbem Herzen der Revolution an und ist irregeworden, ob nicht selbst eine Revolution in Deutschland nur höchst verderblich wirke. Er könnte sogar sich ruhig vom Gerichte einfangen lassen; es walten allerhand mildernde Umstände ob, die es sicher machen daß er begnadigt wird. Er will diese Begnadigung auch nicht, denn so wenig er mit der Demokratie zufrieden ist, so wenig hofft er von den stillen und friedlichen Reformen die von oben ausgehen. So endet er wie ein bankrotter Spieler.

Woher aber kommt diese unbefriedigende Lösung dieser sonst so vortrefflichen Dichtung? Daher daß hier ein Thema behandelt ist das eben selbst noch mitten in der Entwickelung steht und dessen thatsächliche Lösung noch nirgend vorhanden ist. Der Dichter konnte daher den Knoten nur durchhauen. Es bleibt ewig wahr: ein Gegenstand ist nur dann reif für die Dichtung, wenn er fest und abgeschlossen dasteht vor Aller Augen. Doch dieser Mangel soll uns die Freude an dieser Dichtung nicht verkümmern. Dieser „Georg Volker“ gehört zu den besten Erscheinungen der neuern Literatur, und der Dichter desselben — ich wiederhole es — hat eine bedeutende Zukunft. 30.

Literarische Notiz.

Neuestes von Dickens.

Das Neueste von Dickens alias Boz: „The personal history of David Copperfield“ (London 1851), wird vom „Athenaeum“ seine in mehrfacher Hinsicht schönste und vollendetste Arbeit genannt. „Sie vereinigt Alles“, heißt es, „was den Verfasser zum Lieblinge einer weiten Leserwelt gemacht hat, und verbindet damit eigenthümliche Reize, oder mindestens Reize die in seinen frühern Schöpfungen sich nur leise andeuten. In keiner derselben hat er mit so weichem Pinsel so zarte Farben aufgetragen, in keiner während des ganzen Verlaufs der Erzählung sich so gänzlich aller Effectmacherei enthalten, und eine solche Fülle in ihrer Einfachheit doppelt ergreifende und poetische Menschenkenntniß entwickelt. Der Annalist selbst ist eine von Dickens' besten Skizzen oder eins seiner gelungensten Gemälde. Sanft, liebevoll und vertrauend, ein feiner Beobachter und ein kleiner Schwärmer erhebt sich David Copperfield über den Schwarm der sentimentalen Liebhaber und bramarbasirenden Jünglinge, deren Erlebnisse und Charakter in Schriften dieser Gattung den Vergnügen und Aufregungen der Geschichte nur zu oft als Hebel dienen. Das liebende, phantasiereiche Kind, dessen kindliche Einflüsse nach Höhen emporlangen welche das Kind nicht zu erklimmen vermag; sein rascher, sympathetischer Trieb nach Lust und Freude; seine lebendige Empfindung alles Unrechts; sein bangendes Ahnen eines nahenden Schmerzes; der von den verführerischen Eigenschaften eines gefährlichen Freundes verlockte Knabe; die Knabenliebe des Jünglings zu seiner kleinen Frau, und diese Liebe selbst die bis zum letzten Augenblicke nicht wankt, ihn aber in dunkeln Umrissen ein höheres erreichbares häusliches Glück erkennen läßt: — alles Dies ist gezeichnet, ausgeführt und gemalt, ohne daß ein Strich zu viel, eine Farbe zu stark wäre. ... Nur wer mächtiger angeregt sein will, für so natürlich Wahres keinen Sinn hat, wird aus dem Grunde weshalb wie dieser Erzählung den Vorzug geben sie anderen Erzählungen von Dickens nachsetzen.“ 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 47. —— 24. Februar 1851.

Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Durch diesen beherrschenden praktischen Ausgangspunkt der Entwickelung ist nun auch in den übrigen Geistesgebieten eine entsprechende Einseitigkeit gesetzt. Das Recht, jemehr es sich — am Vorabend des Ablaufs dieses Weltalters — im Wesen des freien Subjects zu begründen strebt, kehrt sich doch selbst auf dieser Seite seiner Entwickelung noch von der realen Bedingtheit des Seins ab, zu schweigen von der andern Seite, wo es sich ganz in die Zufälligkeit der geschichtlichen Bedingtheit versenkt. In der Kunst fehlt selbst dem hellenischen Geist eben in seiner unmittelbaren praktischen Einheit mit der Natur noch der Sinn für das bildende und poetische Verhältniß zu der Natur als solcher im Großen und Ganzen, während in der neuern Kunst das Naturstreben und die eigentlich geistige ideelle Seite noch einseitig geschieden ist. In der Wissenschaft endlich fällt in gleicher Weise noch die reale Seite als einseitiger Empirismus der Naturwissenschaften, und andererseits das ideelle Wissen als philosophischer Idealismus, unvollständig geeinigt, auseinander.

Diesem Idealismus, dessen letzte Spitze und Vollendung der Verfasser in dem (außerhalb der philosophischen Bildungskreise noch wenig bekannten) Systeme des tübinger Gelehrten Reiff nachweist, tritt nun der „reine Realismus" gegenüber, in dem das unabhängige Wesen des Wirklichen und das allgemein praktische Verhalten des Geistes zu ihm vollständig geschieden ist, und der, von Planck zuerst systematisch dargestellt, sich als die unvergängliche Form des in sich selbst reifgewordenen Geistes und des vollendeten Bewußtseins der Dinge ankündigt. Er enthält die Anerkennung der ursprünglichen allgemeinen Bedingtheit des Seins, zufolge welcher alles Wirkliche eben dadurch erst Reales ist daß es auch Natur ist. Auch der reine Geist ist nicht der in sich naturlose, nicht idealistische Absolutheit, sondern er ist Selbstheit nur in einfach unzertrennlicher Identität mit der innerlichen positiven und unabhängigen Bedingtheit. Die Geschichte im Ganzen aber ist so der wesentliche allgemeine Gegensatz zweier Weltalter, deren erstes das des reinselbstischen Geistes, seine wechselnde, ruhelose, immer neu sich gestaltende Jugendzeit, mit deren Abschluß jetzt das des wissenden, freien und zugleich zu freier, bewußter Hingebung an die Bedingtheit des unendlichen Ganzen erhobenen Geistes, sein wahres und bleibendes goldenes Alter eintritt.

Bei der systematischen Ausführung, welche die im vorigen dargestellten Grundanschauungen erst wahrhaft als Princip bewähren muß, bietet sich nun als erstes Hauptproblem die Frage nach dem Anfang des Wissens dar. Es handelt sich ja um ein unbedingtes Wissen des Wirklichen überhaupt, wie es außer und unabhängig von dem bloßen Bewußtsein ist, und das reine Denken als solches kann nicht mehr wie im philosophischen Idealismus den Anspruch machen ein solches Wissen zu sein; es hat nur den innerhalb des Bewußtseins gesetzten formellen Begriff des Wirklichen. Die Bedingung durch welche das Subject auf nothwendige Weise zum Wirklichen als solchem gelangt ist offenbar ein vom bloßen Bewußtsein unabhängiges Entäußertsein des Subjects zum Objecte, und doch genügt wieder auch diese Bedingung für sich nicht, weil in ihr das Subject nicht zugleich in sich die Nothwendigkeit hätte. Die allein wahrhafte Synthese nun zwischen diesen beiden Extremen, dem rein Idealen und dem unabhängig Realen, ist die Anschauung a priori. Sie ist als solche vom Bewußtsein unabhängig, und doch ist zugleich in ihr die Nothwendigkeit eines dem reinen Nichts entgegengesetzten Seins enthalten. Sie weist nach der Consequenz auf die wirkliche Nothwendigkeit eines über ihren eigenen Inhalt wahrhaft hinausliegenden Realen hin, und wieder, indem sie selbst das Bewußtsein bedingt, zeigt sie auch auf eine noch weiter zurückliegende Bedingtheit desselben: auf die leibliche, natürliche hin. Das ganze System der Wirklichkeit nun, indem es auf identisch nothwendige Weise von der Anschauung a priori aus gesetzt ist, gibt insofern nur den reinen Inhalt dieser Anschauung, wie Dies vor allem von der Wissenschaft der Natur gilt. Das aufgestellte Princip des Wissens ist das schlechthin inhaltsvolle, eben weil es die Bedingung enthält unter welcher der Begriff des unabhängigen Wirklichen überhaupt in seiner objectiven Wahrheit, nicht blos ideal gesetzt, zu denken ist. In jenem einen real gewordenen

Begriffe ist der Consequenz nach mit einem mal die ganze unendliche Wirklichkeit gesetzt, und die wirkliche Wissenschaft ist nur die fortgehende Entwickelung durch welche dieser Begriff aus der formellen Allgemeinheit zum inhaltsvollen Systeme des Wirklichen wird. Von hier aus überblicken wir die Gliederung des Systems. Sofern das Wissen einfach innerhalb seiner realen Bedingung bleibt und nur durch die von der reinen Anschauung aus gesetzte Consequenz sein Inhalt bestimmt wird, enthält es, als theoretisches Wissen, die reale Bedingtheit des Seins, wie sie nicht blos in der Natur ist, sondern auch im Begriffe des Geistes noch bleibt (Naturphilosophie und Anthropologie). Es beginnt so mit dem reinen Unterschieden sein (in Zeit und Raum) und endigt mit dem reinen Unterscheiden, dem Denken. Aber so hat das Wissen noch an dem blos endlich bedingten und hierin noch dem innern Widerstreite anheimfallenden Sein seinen Gegenstand, während es gemäß dem Gesetze der Identität doch nur an dem in sich selbst unbedingt Versöhnten die letzte Wirklichkeit hat. Das selbstthätige Denken, mit dem jene erste Entwickelung endigte, entfaltet nun also in eigener (nicht absoluter, sondern eben im vorigen bedingter) Machtvollkommenheit das Gesetz dieser unendlichen Versöhnung, und ist damit praktisches Wissen. Im Gegensatz zu der frühern vom Niedersten, Selbstlosen aufsteigenden Entwickelung beginnt es mit dem Höchsten, dem Gesetz jener Versöhnung (Wissenschaft des Sittlichen). Insofern aber eben diese Versöhnung auch wieder die Uebereinstimmung mit jener frühern endlich bedingten Gesetzmäßigkeit fodert, hat das praktische Wissen auch eine theoretische Seite, in welcher die endlich bedingten Gesetze für die nun als objective sittliche Aufgabe gefaßte Verwirklichung des Subjects enthalten sind (Recht, Kunst, Wissenschaftslehre). So endigt das Wissen naturgemäß mit sich selbst als dem Wissen seiner eigenen Gesetze.

Mit der Entwickelung der Anschauungen von Zeit und Raum, die nun die Wissenschaft der Natur beginnen, ergibt sich sofort eine bestimmtere Fassung des Grundprincips. Es ist nur eine Substanz, die ausgedehnte, denn der Geist selbst ist nur die vollendete innerlich selbständige Existenz des Ausgedehnten; oder anders ausgedrückt: es ist nur die eine und wahrhafte reine Natur, sodaß die bloße Natur im engern Sinne und der Geist nur Gegensätze innerhalb der einen Natur im höhern und umfassenden Sinne sind. Mit dem ersten Schritte in die Wirklichkeit trägt das System allen Pantheismus zu Grabe; gegenüber jenen Abstractionen, „die noch trunken sind vom Kelche des Absoluten", erscheint sich das wirkliche Wissen wie ein Nüchterner unter Taumelnden und verkündigt als erste Grundbedingung aller wirklichen Wissenschaft Dies: „Zu wissen daß kein Absolutes ist." Denn Wirklichkeit, Inhalt und Leben ist nur wo zugleich auch ein Element des von der Selbstheit unabhängigen, in sich bedingten Seins ist; wo keine Bedingtheit ist ist keine Wirklichkeit. Wir müssen uns versagen der naturphilosophischen Entwickelung hier weiter im Einzelnen zu folgen. Der Verfasser erklärt in der Vorrede daß sie nur die ersten schwachen und vielfach noch ganz ohne nähere Ausführung gelassenen Grundzüge eines Systems enthalte das erst in seiner allmäligen Ausbreitung die innerliche Fruchtbarkeit des Princips bewähren könne; ihm selbst würde Nichts erwünschter sein als gerade dem naturphilosophischen Weiterbau auf dieser Grundlage seine Kräfte vorzugsweise widmen zu können. Referent glaubt daß diese Neigung zu den Naturwissenschaften vielleicht die wesentlichste von den „unabhängigen Bedingungen" der Persönlichkeit des Verfassers ist, aus denen, solange sie eben nicht vollkommen „versöhnt" waren, verschiedene Mängel und Beschränktheiten des Systems sich ergeben mußten; vielleicht werden wir im zweiten Artikel insbesondere den Einfluß erwähnen welchen der in dem naturphilosophischen Abschnitte aufgestellte Begriff des Organismus, und die ihm gegebene Bedeutung, auf die spätern rechtsphilosophischen Ausführungen ausgeübt hat.

Dieser Begriff des Organismus bildet den Uebergang zur Anthropologie. Die Naturwissenschaft hat gezeigt wie das Quantitative, die reine natürliche Bedingtheit, sich nothwendig im Qualitativen stets vollständiger verinnerlicht, bis der Geist ihre vollendete Form wird. Im bloßen Begriffe des Körperlichen ist das unterscheidende Qualitative desselben noch reinabstract, noch keine innerliche Beziehung auf den quantitativen Unterschied. Im Chemismus ist der Unterschied zwar verinnerlicht, aber das Qualitative bleibt noch gleichgültig gegen das Außereinander; im Organismus erst ist das Qualitative innerliche lebendige Beziehung und Selbstheit des quantitativ bedingten Ganzen geworden, doch ist dies Verhältniß in reiner Weise nur erst für den Geist. Hiermit gehört denn die nun beginnende Wissenschaft vom Menschen als solche auch nach ihrer physischen Seite nicht mehr der Wissenschaft der Natur an; denn auch die Leiblichkeit ist hier nun durch die sich verwirklichende bewußte Selbstheit bedingt. Innerhalb der reinen Anthropologie aber scheidet sich allerdings die Physiologie, welche schließlich die geistigen Thätigkeiten in ihrem leiblich bedingten Sichvollziehen begreift, von der Psychologie, deren Gegenstand die zur Bewußtheit sich entwickelnde Selbstheit hat. In der vorliegenden Schrift kann nur die letztere in Betracht kommen, und auch von ihr finden nur die Formen des Bewußtseins, nicht die der reinen Sinnlichkeit als solcher, eine nähere Entwickelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Byron als Mensch und als Dichter.

Nach dem englischen Kritiker Tuckerman.

„Mein werther Herr", sagte einst Johnson, „reinigen Sie Ihren Geist von gemeinen und unsinnigen Vorstellungen!" Dieser Reinigungsproceß ist für eine richtige Würdigung Lord Byron's nothwendig; denn in Demjenigen was von der moralischen Verderbtheit dieses Mannes nur allzu häufig gesagt wird ist eine Masse von Unsinn. Kein Mensch „trug" vielleicht jemals vollständiger als Byron „sein Herz an seinem Aermel", und kein Herz ward jemals von den „Dohlen" mehr „zerhackt"

als das seinige. Die moralische Seite dieses Dichters ist nie ganz verstanden worden. Mit ihr wollen wir uns daher vorzugsweise hier beschäftigen. Keine geringe Zahl sonst wohlmeinender Personen meidet Byron's Werke, als ob dieselben eine pestartige Ausdünstung verbreiteten, während es doch schwierig sein würde einen Dichter zu nennen dessen guter und dessen schlimmer Einfluß bestimmter sich unterscheiden ließen. In dem Garten seiner Poesie sind die Blumen und das giftige Unkraut nicht unentwirrbar durcheinandergemischt. Die nämliche Offenheit und Freimüthigkeit welche sein Leben auszeichneten finden wir in seinen dichterischen Erzeugnissen wieder. Da wo er von niedrigen Ansichten beseelt scheint färbt die Trübheit der Quelle den ganzen Strom, und wo er dagegen der Liebe zum Schönen sich hingibt ist Dies ebenso augenfällig. Am unbefangensten zeigt sich Byron in seinen von Moore herausgegebenen Tagebüchern und Briefen. Man wird aber kaum ein Buch anzugeben wissen das melancholischer und zugleich moralischer wäre als diese Denkwürdigkeiten. Dieselben schildern die vergeblichen Bemühungen eines begabten Geistes in der Lust Das zu finden was allein von der Tugend gewährt werden kann. Wir erhalten mittels dieser Biographie das Bild eines durch große Empfindsamkeit, edle Triebe und reiche Geistesgaben ausgezeichneten Mannes, der ohne feste Grundsätze zu leben und ohne erhabene Hoffnungen glücklich zu sein versucht. Ein rührenderes Schauspiel gibt es nicht. Wenn, wie bei Byron der Fall war, Genie mit großen Verirrungen verbunden erscheint, ertheilt dasselbe der Welt eine Lehre die weit über den Bereich der Fähigkeit des Predigers hinausgeht. Welche furchtbare Andeutungen liegen in der erheuchelten Spaßhaftigkeit der Tagebücher und Briefe Byron's verborgen. Welche Vorstellung von Seelenkämpfen erwecken sie! Hat man unserm Dichter wegen des menschenfeindlichen Tons seiner längsten und besten Dichtungen Vorwürfe gemacht, wer kann da umhin „mit einem Blick mehr des Mitleids als des Zorns" den Barden zu betrachten wenn dieser erklärte: „Ich fühle, ihr habt Recht; aber ich weiß auch daß ich aufrichtig bin."

Scheinbar läuft die in Verse gebrachte Logik Byron's auf Skepticismus hinaus. Er predigt beständig Hoffnungslosigkeit. Die wahre Wirkung seiner Poesie scheint uns aber gerade das Gegentheil davon zu sein. Kein Dichter beweist nachdrücklicher als Byron daß die Wahrheit und die Liebe uns Allen ein absolutes Bedürfniß sind. In dieser Hinsicht ist sogar sein Klagen bedeutungsvoller als die Fröhlichkeit zahmerer Minstrels. Niemand kann mit Verstand die Betrachtungen Byron's verfolgen ohne die Ueberzeugung zu gewinnen daß die düstere Farbe derselben aus dem vergeblichen Bemühen des Dichters entspringt seine Seele mit dem Irrthum zu befreunden. In seinen der Natur und der Freiheit gewidmeten Gesängen herrscht eine edle Glut. Auch ist keineswegs jede seiner Aeußerungen höhnisch und sarkastisch; und es verräth einen höchst beschränkten Sinn, Geisteserzeugnissen so mannichfaltiger Art wie die Dichtungen Byron's sind ein einziges Beiwort aufzustempeln. Vielmehr ist es interessant die launenhafte Veränderlichkeit zu verfolgen welche überhaupt in den Gewohnheiten und Meinungen Byron's herrschte. In vielen Beziehungen suchte er allerdings aus bloßem Muthwillen das seltsame Geschöpf zu werden zu welchem die Welt ihn durchaus machen wollte; zugleich gehörten aber die vielfältigsten Widersprüche wirklich zu seiner Natur und zu seinem Schicksal. Seine Briefe an Murray allein enthalten eine fortlaufende Reihe launenvoller Anordnungen. Sehr wahr bemerkt er daher selber: „Ich bin wie Quecksilber und sage Nichts positiv." Niemand urtheilte ausschließlicher nach individuellen Ansichten, oder ward öfter von blos persönlichen Beweggründen geleitet als Byron.

Aus dieser eigenthümlichen Natur seines von veränderlichen Empfindungen und nur subjectiven Meinungen beherrschten und mit äußerst reger Phantasie ausgestatteten Geistes ist auch sein Aberglauben entstanden. Der Gedanke des Schicksals pflegt über Personen von starkem Empfindungsvermögen und lebhafter Einbildungskraft große Gewalt auszuüben. Ist das Gemüth bei Verfolgung eines besondern Zwecks in hohem Grade aufgeregt, oder nimmt das Herz an einem Individuum tiefes Interesse, dann wird die Seele von tausend unbestimmten Vorstellungen heimgesucht. Vorzeichen und Vorgefühle, jedes Rauschen eines Blattes das von kommenden Ereignissen flüstert, jede das Zukünftige anzudeuten scheinende Regung der Seele wird begierig festgehalten und vergrößert. Solche Gemüthsrichtungen werden oft in Verein mit seltener Denkkraft und großer Charakterstärke gefunden. Wenige Menschen aber haben den Einfluß dieser abergläubischen Stimmungen offenherziger anerkannt als Lord Byron. Derselbe stahl ein Amulet, weil er einen dunkeln Glauben an dessen Wirksamkeit hatte. Wie er, an dem Tage nach der Vollendung seiner schönen, an den Parnaß gerichteten Verse, eine Flucht Adler sah, begrüßte er diesen Zufall als einen Beweis daß Apollo mit ihm zufrieden sei. Als er bei seiner Abreise aus Venedig, nach bereits erfolgter Einschiffung seines Gepäcks, schon seinen Hut und Stock ergriffen hatte, überfiel ihn eine unglückliche Stimmung, die ihn veranlaßte zu befehlen daß die Reise aufgeschoben würde, falls nicht Alles vor 1 Uhr fertig wäre. Er foderte ein Geschenk zurück, weil dasselbe nach seiner Meinung auf Unheil deutete, und er kehrte plötzlich von einem Ausgange heim, weil ihm einfiel daß es Freitag war. Er sandte sogar einen Rock zurück den ihm ein Schneider an jenem Tage brachte, und dennoch segelte er, mit echtdichterischer Inconsequenz, an einem Freitage nach Griechenland ab. In Bezug auf die Jahrestage seiner Geburt und seiner Verheirathung hegte er die schwermüthigsten Ideenverbindungen; und über das Schicksal eines einzigen Kindes hatte er mancherlei seltsame Ansichten. Die merkwürdigste unter seinen vielen abergläubischen Vorstellungen war aber sein starkes Vorgefühl eines ihm bestimmten frühzeitigen Todes. Dies Gefühl lastete so schwer auf ihm daß er seine Abreise aus Ravenna um eine Woche nach der andern in der Hoffnung verzögerte ein so trauriges Gefühl zu verscheuchen, bevor er sich auf seinen Zug nach Griechenland einließe, und als ungestümes Wetter ihn zur Rückkehr nach dem Hafen zwang, sprach er von dem „schlimmen Anfange" wie von etwas Vorbedeutungsvollem. Kurz, er gestand daß er mitunter glaubte: „Alles hänge vom Glück und Nichts von uns selbst ab." Inwiefern diese fatalistische Ansicht auf sein Benehmen Einfluß hatte, Das zu ermitteln würde schwierig sein. Gewiß aber können derartige Meinungen, zusammen mit einer aus seiner Leibesbeschaffenheit entstandenen Neigung zur Niedergeschlagenheit, manche Unregelmäßigkeit in Byron's Charakter erklärlichmachen.

Die körperlichen Gebrechen unsers Dichters sind niemals hinlänglich in Erwägung gezogen worden. Niemand kann Byron's Beschreibung seiner eigenen Empfindungen lesen ohne zu gewahren daß er selten gesund war. Immer stand er in melancholischer Stimmung auf; „in eine muntere Stimmung" pflegte er „sich hineinzuquälen"; und fortwährend sprach er davon daß er milzsüchtig und leberkrank sei. Er bildete sich ein er werde wie Swift im Tollhause sterben; aber unähnlich dem Dechanten äußerte er keine Furcht vor Verrücktheit, sondern erklärte „einen Grad ruhiger Tollheit für besser als Vernunft". Er hatte eine so melancholische Phantasie daß die verwitterten Bäume auf den Alpen ihn an seine Familie erinnerten. Oft sehnte er sich, in Gegenwart des von ihm geliebten weiblichen Wesens, nach der Einsamkeit seiner Studirstube. Seine Unruhe, die häufigen und schnellen Wechsel seiner Gewohnheiten, seine unregelmäßige Lebensweise, seine Neigung zu heftigen Leibesbewegungen und seine Begier nach Reizmitteln: — alles Dies zeigt an wie sehr er ein Opfer krankhafter Empfindungen war. Könnten wir aber seine Leiden nachempfinden, so würden wir Vieles in seinem Leben zu vergeben um so bereitwilliger sein, jemehr wir, seine Lichtseiten betrachtend, uns erinnern daß Byron nie einen Freund verlor, nie Rachegefühle hegte, und daß seine Mildthätigkeit groß, seine menschenfreundlichen Absichten aufrichtig und edel waren.

Digitized by Google

Stellen wir die körperlichen und die moralischen Anfechtungen Byron's zusammen, so finden wir deren eine Schar die für seine Verirrungen die höchste Nachsicht fodert. Die Charakterschwäche und das unbändige Temperament der Frau welcher seine Kindheit zur Leitung anvertraut war; die Gleichgültigkeit seines Vormundes; Byron's Lahmheit; die von ihm zwischen Cambridge und London verbrachten heimatlosen Jahre; seine vereinzelte Stellung bei seinem ersten Eintritt ins Parlament; der schlechte Einklang zwischen seinem Range und seinen Einkünften; die ungerechte Kritik welche seine frühzeitigen ersten dichterischen Versuche erfuhren; die nach einer zweijährigen Reise bei seiner Heimkehr erlittenen Verluste, welche ihn bewogen zu schreiben: „In meinem dreiundzwanzigsten Jahre stehe ich allein, ohne Hoffnung, fast ohne einen Wunsch; andere Menschen können zu ihrer Familie ihre Zuflucht nehmen, ich habe keine andere Zuflucht als meine eigenen Gedanken"; und endlich, um Allem die Krone aufzusetzen, seine unglückliche Ehe, die gesellschaftliche Verfolgung die er erlitt, sein langes Belagertwerden von Gerichtsdienern und häuslichen Spionen, Das zusammen bildet ein Verzeichniß von Widerwärtigkeiten die sogar ein sanfteres Wesen zu verzweifelten Verirrungen zu treiben im Stande gewesen sein würden. Byron aber war außerdem während seines ganzen kurzen Lebens mit einem Schmerze bekannt der, wie sehr auch gemeine Menschen oder Weise darüber spotten mögen, für ihn ein wirklicher und zerstörender Kummer war. Seine zärtlichen Gefühle sehnten sich nach einem Gegenstande der ihnen stets versagt blieb. Seine häufigen Anspielungen auf seine Liebe im Knabenalter, sein schmerzvolles Bedauern, wenn er auf die Zeit zurückblickte wo „Beide jung waren und Eines schön"; seine launenhaften Liebschaften auf dem Festlande in Verbindung mit der glühenden Sehnsucht von welcher seine Poesie überströmt: — Dies sind Beweise daß er „demjenigen Glauben zugethan war dessen Märtyrer gebrochene Herzen sind". Diese unbefriedigte Liebe war in seinem Busen eine Quelle zärtlichen Verlangens, welche seine dichterischen Ergießungen befruchtete und die Bitterkeit derselben milderte. Aus dieser Quelle sind die rührendsten Stellen seiner Dichtungen herzuleiten.

Byron's Poesie ist demnach das Ergebniß der Leidenschaft und des Nachdenkens. Die schöpferische Einbildungskraft tritt bei ihm weniger hervor. Seine Gemälde sind mehr nach dem Gefühl und dem Gedanken als nach genauer Beobachtung entworfen. „Ich kann nicht glätten", sagt er selbst in einem seiner Briefe. „Ich bin wie der Tiger; springe ich beim ersten Sprunge fehl, so gehe ich knurrend in das Dickicht meiner Gedanken zurück." Byron gibt uns gleichsam die Empfindung eines Ortes oder einer Leidenschaft. Er sagt buchstäblich: „Für mich sind hohe Berge etwas Gefühltes"; und es ist kaum allegorisch gemeint wenn er sich „einen Theil des Sturmes" nannte, oder wenn er ausrief: „Ich lebe nicht in mir selbst, ich werde ein Theil von Dem was mich umringt."

Moralisiren Bewunderer einer ruhigern Classe von Dichtern über Byron's fieberhafte Schreibart, so ist Das sehr unvernünftig. Die ausschließliche Bedingung unter welcher sein Geist sich in Dichtungen ergießen konnte war die: daß die Hervorbringungen desselben die besondern Eigenschaften des Mannes an sich offenbarten; und in der That verdankt seine Poesie die sie auszeichnenden Schönheiten den eigenthümlichen Zügen seines Charakters. Denn durch seine individuelle Natur kam er zu Dem was er sah in dasjenige innige Verhältniß welches ihn befähigte mit der Beredtsamkeit tiefer Sympathie seine Dichterworte zu richten — an den Parnaß und Waterloo, an Griechenland und den Lemanischen See, an Rom und den Ocean, an Apollo und die Einsamkeit, an die Sterne und den „sterbenden Gladiator". „Ich konnte", sagte er, „über Nichts schreiben, wenn ich nicht irgend eine persönliche Erfahrung zur Grundlage hatte." Und umgekehrt ward fast jede seiner persönlichen Erfahrungen unwillkürlich ihm zur Dichtung. Der Ungestüm seines Charakters und die Unruhe seines Lebens spiegeln sich deshalb sehr deutlich in seinen Werken ab. Wie es die Natur einer Trauerweide ist ihre Zweige herabhangen zu lassen, und wie es dagegen die Natur einer Eiche ist die ihrigen dem Sturme trotzig entgegenzustrecken: so lag in Byron's Natur, in seinem heftigen Temperament, in seinem an keine Zucht gewöhnten Geiste und in seinem leidenschaftlichen Herzen die Unmöglichkeit mit der philosophischen Ruhe Wordsworth's zu schreiben. Man begeht daher eine Abgeschmacktheit wenn man klagt daß seine Poesie voll Leidenschaft sei; denn Dies war gerade ihre rechtmäßige Form. Und gibt es nicht in dem Leben jedes Menschen eine Epoche der Leidenschaft? Ist es nicht wünschenswerth daß die Poesie auch dieses Zeitraums niedergeschrieben werde? Können denn jene Menschen mit gleichmäßigem Pulsschlage und heiterm Temperament enthusiastischern Naturen nicht gestatten gleichfalls ihren poetischen Spiegel zu haben? Byron stellt eine wirkliche Phase des Seelenlebens dar; nicht die gesammte, noch die höchste Entfaltung der Seele, aber doch einen interessanten Theil ihrer Entwickelung. Er ist daher nicht der unnatürliche Maler, zu welchem manche Kritiker ihn gern machen möchten. Sogar die Misanthropie von welcher seine Schriften beseelt sind kann vernünftigerweise nicht für ganz krankhaft und verwerflich erklärt werden. Wie voll von erhabenen Verheißungen ist selbst die Unzufriedenheit die er äußert! Wie sehr deutet dieselbe auf Wünsche die für die Gegenwart zu weit gehen, auf sehnsüchtige Gefühle welche zu befriedigen Ruhm und Lust nicht im Stande sind! Wie oft verräth seine Unzufriedenheit ein unendliches Liebebedürfniß, ein ewiges Streben nach Fortschritt! Die Misanthropie hat ebenso wol wie die Lust ihre Poesie, und die beredten Klagen Byron's haben unzähligen Herzen eine tiefere Ueberzeugung von dem absoluten Bedürfniß der Wahrheit und der Selbstachtung beigebracht als Dies irgend eine logische Beweisführung vermöchte. Des Dichters Fackel ist nicht immer ein Meteor das nur um zu betrügen anlockt, sondern häufig eine fernhinstrahlende Leuchte welche den Freund des Genies vor den Felsen und Untiefen warnt an denen dasselbe scheiterte. Ueberdies hegt man nicht genug Vertrauen zu dem gediegenen Sinn und dem richtigen Gefühl der Leser. Können wir nicht unsere Herzen den an den Lemanischen See gerichteten ergreifenden Versen Byron's öffnen ohne dadurch zur Annahme des Glaubens Don Juan's verpflichtet zu werden? Können wir nicht die von unserm Dichter der Venus und dem sterbenden Gladiator in Versen dargebrachte Huldigung gutheißen ohne seine bacchanalischen Orgien in Newstead-Abtei zu billigen? Können wir uns nicht an der wilden Freiheit des „Corsaren" erfreuen ohne das Beispiel des Helden „Einer Tugend und tausendfältiger Verbrechen" nachzuahmen?

L. Boumann.

Notiz.

Die französische Tragödie.

Hr. Hettner hat in Nr. 256—258 d. Bl. f. 1850 eindringlich den Werth der französischen Tragödie auch für uns auseinandergesetzt. Bei dieser Gelegenheit mag an ein Wort Zelter's erinnert werden; er schreibt an Goethe (III, 43): „Oft genug hat es mir weh gethan wie deutsche Kritiker auf französische Stücke losgegangen sind die nur in Sprache, Form der Theile und des Ganzen unwidersprechlich bequem und manierlich erschienen sind. Und wenn sich dieser Eindruck auf ihre eigene Nation Jahrhunderte hindurch fortgeerbt hat, wie soll nicht der Fremde, der Deutsche, der nichts Altes hat, hingerissen werden? Hier ist mir nun das Verdienst deiner Uebersetzung („Mahomet" und „Tancred") deutlich worden, die so füglich, klar, ohne sich vom Originale zu entfernen, die Charaktere renaturalisirt." Und in ähnlicher Weise erwidert Goethe (S. 64): „Was du über «Mahomet» und «Tancred» sagst ist vollkommen richtig, doch waren mir dergleichen abgemessene Muster zu meinen Theater-Didaskalien höchst nöthig und haben mir unsaglichen Vortheil gebracht, weswegen ich ihnen nicht feind sein kann." 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 48. — 25. Februar 1851.

Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

In einem Systeme der allgemeinen Bedingtheit wird man nun mit besonderm Interesse danach forschen wie es die Freiheit rettet, und eben Dies glauben wir aus dem anthropologischen Theile des Buchs hervorheben zu müssen. Was der Verfasser das Element der realen Bedingtheit oder der nothwendigen Passivität im Geiste nennt, ist ihm sozusagen nur der in Geistigkeit umgewandelte letzte Rest des quantitativen Seins. Auch die Freiheit im Bewußtsein überhaupt ist nichts Absolutes, denn sie ist nicht Grund des reinnothwendigen Elements der Bestimmtheit; sie beherrscht dasselbe nur als einen von ihr ebenso unabhängigen Stoff, dem sie nur seine bestimmte Gestalt, sein Verhältniß zur Selbstheit gibt, ohne dessen allgemeines unabhängiges Sein aber überhaupt kein Inhalt und geistiges Dasein wäre; und so ist hier auch die Freiheit ebenso sehr bloßes Element. Auf diese Weise wiederholt sich consequent in höherer Weise Dasselbe innerhalb des Geistes als solchen was von dem Verhältnisse des Geistes zur Leiblichkeit galt, indem ja auch diese ebenso der vom Geiste beherrschte Stoff, wie zugleich als solcher in unabhängiger nothwendiger Identität mit dem Geiste war. In diesem rein psychologischen Begriffe der Freiheit liegt nun bereits die Entscheidung über die Frage um die es sich in der Psychologie bei dem Gegensatze des Indeterminismus, Determinismus u. s. w. handelt. Indem der Wille im Elemente der Bestimmtheit seinen von der Freiheit ebenso unabhängigen Stoff hat, bestimmt er sich dem Inhalte nach mit Nothwendigkeit, sodaß er in keinem einzelnen Falle wirklich auch anders handeln könnte als er handelt. Der Form nach ist er aber auch schon hier wirklich freier Act, nicht nach der Weise des Determinismus ein bloßes Hindurchgehen einer unfreien Naturbestimmtheit durch das Bewußtsein. Die Möglichkeit des freien sittlichen Handelns aber, an welche sich das eigentliche Interesse knüpft, ist in der psychologischen Sphäre noch nicht berührt. Aber schon hier ist das wirkliche sittliche Bewußtsein in seiner vollen wissenschaftlichen Consequenz ermöglicht. Der eben gegebene Begriff der psychologischen Freiheit hebt von Grund aus jenen Egoismus auf welcher nur in sich den Grund seiner Vortrefflichkeit zu finden und auf Andere herabsehen zu dürfen glaubt; ihm gegenüber ergibt es sich vielmehr daß das Ich Alles was es in sittlicher Beziehung ist ganz durch seine ursprünglich von ihm unabhängige Anlage, durch seine Erziehung, Lage u. s. w. geworden ist; und in voller Schärfe tritt die Wahrheit hervor daß es die Erziehung und Bildung durch die Gemeinschaft ist, wodurch der Mensch zum sittlichen werden muß, und wie darum in der sittlichen Versunkenheit des Einzelnen immer eine Schuld der ganzen Gemeinschaft liegt. Aber wenn auch das ganze Handeln psychologisch betrachtet dem Inhalte nach eine ununterbrochene consequente Nothwendigkeit ist, und hier nur die Form der Freiheit gerettet ist: so erhebt sich das sittliche Handeln, ohne jenem psychologischen Zusammenhange sich durchaus entziehen zu können, doch zugleich über die bloße psychologische Nothwendigkeit, indem es in sich einen unbedingten und sich schlechthin gleichbleibenden, über den Zusammenhang der empirischen Bedingtheit erhabenen Zweck seiner selbst hat. Die Kraft eines nur dem innern Gesetze folgenden Handelns ist nicht in der bloßen Freiheit als geistiger Form des Ganzen, sondern in dem Willen, der seinen Zweck darin hat als diese Form mit seinem allgemeinen Wesen einig zu sein; in der sittlichen Freiheit also welche die bloße Selbstheit untergehen läßt in der sich als Zweck setzenden That, einer That welche, als der allgemeinen Bedingtheit des menschlichen Wesens entsprechend, das Object dieser Freiheit ist. Eben indem der Wille sich thätig mit einem allgemein vorausgesetzten und so über ihn als Subject hinausliegenden Gesetze einigt, ist er von der subjectiven, empirischen Willensbedingtheit emancipirt zur freien Kraft des Guten. Dies ist die Grundlage auf welcher dann weiterhin die eigentliche Wissenschaft des Sittlichen oder der subjectiven Selbstverwirklichung des Geistes erbaut wird.

Auch aus diesem Abschnitt erscheint es passend einen Hauptpunkt hervorzuheben. Wenn nämlich der Verfasser den sittlichen Geist in seinem allgemeinen, eben von uns wiedergegebenen Begriffe als die vollendete Wahrheit des religiösen bezeichnet: so wäre damit selbst für den philosophisch gebildeten Leser noch nicht mit Sicherheit die Stellung des „reinen Realismus" zu Religion und Christenthum bezeichnet, geschweige denn für das

allgemein gebildete Bewußtsein, welches nur allzu gewöhnlich bei der „Vollendung“ das in ihr zugleich enthaltene Ende einer Lebensgestalt, bei der „Erfüllung“ die darin nothwendig zugleich gesetzte Auflösung übersieht, und demgemäß ohne Weiteres zu der eben geretteten „Freiheit“ noch die geläufig gewordenen verbundenen Begriffe „Gott und Unsterblichkeit“ als selbstverständlich hinzufügen würde. Obwol nun der Verfasser ausdrücklich die vollständige Darstellung der Selbstverwirklichung des einseitig religiösen Ichs für den zweiten Theil seines Werks, die Geschichtsphilosophie, aufgespart hat, so genügen doch die in diesem Abschnitt gegebenen Umrisse uns schon das neue System in dieser wichtigen Beziehung zu charakterisiren. Lassen wir ihm selbst das Wort:

Was der Idealismus des reinreligiösen Bewußtseins schon innerhalb seiner selbst im Widerspruche mit sich und so in einer über sich selbst hinausweisenden Form festhält, daß Gott nur als der offenbare wahrhaft gedacht sei, Das muß in seiner überhaupt nicht mehr blos praktischen, sondern durch das reinreale Wissen geläuterten Gestalt die bleibende Form des religiösen Bewußtseins werden: das Sittliche ist nur die vollendete innerlich selbständige und in der selbständigen Verinnerlichung ihres vorausgesetzten Wesens sich als Selbstzweck wissende Existenz des Natürlichen. Daß das „Wort“ wahrhaft „Fleisch werde“, das innerliche Licht ganz als gegenwärtiges in dieser Sichtbarkeit scheine, daß es endlich nicht mehr Gott als der jenseitige, sondern jenes im Bewußtsein selbst lebende Wort sei, welches die herrschende und richtende Macht dieses Daseins ist: Dies was in seiner Weise das Christenthum selbst in der höchsten versöhntesten Form seines anfänglichen noch im reinpraktischen Inhalte der Versöhnung lebenden Bewußtseins ausgesprochen hat (im Johanneischen Evangelium), ehe dieser praktisch gewisse Inhalt sich zur gegenständlich und theoretischen und auf das transcendente Ansichsein Gottes zurückgeführten Gestalt des kirchlichen Dogmas verfertigt hatte, Dies und nichts Anderes ist auch das Ziel der selbständig bewußten sittlichen Vollendung des Geistes.

Auf diese Weise verschwindet nun allerdings, wie der Verfasser sich wissenschaftlich ausdrückt, „alle theoretische Unendlichkeit des Seins, wie sie in dem Begriffe Gottes und von hieraus des Ichs selbst enthalten ist“, oder populair ausgedrückt: von einem persönlichen Gotte und einer persönlichen Unsterblichkeit kann weder im echten altchristlichen, noch im flach-rationalistischen, noch auch im hegelisch-idealistischen Sinne mehr die Rede sein. Aber die in der freien Sittlichkeit wirklich gewordene Versöhnung ist dem geistigen Inhalte ihres Wollens nach allerdings eine wahrhaft unendliche, denn sie geht auch gar nicht auf das theoretische Sein des mit seinem allgemein menschlichen Wesen einigen Wollens, sondern immer schon unter Voraussetzung des endlich bedingten Daseins des Willens auf das Wollen selbst, auf seine freie Selbstbestimmung. Wie könnte daher diese reininnerliche Versöhnung des Ichs davon abhängig sein (wie die einseitige Religiosität meint) daß es in vorausgesetzter Weise, noch ehe es sich um Sittlichkeit überhaupt handelt, von der endlichen Bedingtheit oder Vergänglichkeit seines Wesens frei wäre? Seit Kant äußerte: er sage zwar nur was er erkannt habe, aber nicht Alles was er erkannt habe sage er auch, seit jener Zeit ist auch in die vorsichtig geordneten, ängstlich verhüllenden Falten des Philosophenmantels der oft wilde, aber befreiende brausende Sturm der rothen Geistesrevolution gefahren. Der wissenschaftliche Anstand, auf kurze Zeit von Einzelnen suspendirt, kehrt nun wieder und ordnet die bacchantisch auseinandergeflatterten Gewänder, aber mit der pruden, steif ängstlichen Fältelung ist es vorbei.

Aus jener Anschauung eines beherrschenden reinidealen Gesetzes der Dinge — sagt der Verfasser mit offener voller Entschiedenheit —, in welcher das im Vergehen begriffene bisherige Weltalter sein Leben gehabt hat: aus ihr ein mal für alle mal herauszutreten, Dies ist der nothwendige Schritt mit welchem die Geschichte für immer ihr Jugendalter hinter sich schließt und in den bleibenden mit den natürlichen Bedingungen seines Seins geeinigten Realismus des Mannesalters übergeht.

Daß nun der Cultus einer so gereinigten Religion eine nicht minder wesentliche Umwandelung erfahren muß, ergibt sich ebenso nothwendig wie andererseits besonders in der neuesten Zeit schon vielfach die Kunst mit dieser Umwandelung in engste Verbindung gebracht ist. Doch wird die eigenthümliche und consequente Deduction dieser Verhältnisse im vorliegenden Systeme den Leser interessiren. Gemäß dem Organismus des Systems scheidet sich die Sittlichkeit (Religiosität) in zwei Formen, jenachdem das unabhängig bedingende oder das innerlich selbständige Element herrscht. Nach dem erstern ist die Sittlichkeit Hingebung an das unabhängige die Versöhnung des Ichs bedingende Gesetz; nach dem letztern ist sie wesentlich thätige Verwirklichung jenes Gesetzes. So scheidet sich Cultus (sittliche Feier) und sittliches Handeln. Das Bestimmende für die Fortentwickelung der Formen des Cultus liegt nun seinem Wesen nach darin daß die Hingebung (in Gemüth, Anschauung und Denken) an das sittliche Gesetz immer vollständiger gesetzt sei und von der bloßen subjectiven Innerlichkeit zu gegenständlicher Form weitergehe. In der unmittelbaren Versenkung der Andacht bleibt das Gesetz doch nur innerhalb des Ichs, und auch die bloße religiöse Rede ist wieder nur das Zeichen dieser Innerlichkeit; aber eine höhere objective Form ist es, wenn das Ich an jenes Gesetz als ein auch unabhängig von ihm erscheinendes hingegeben ist. In der Form eines gegenständlichen Erscheinens ist der geistig-sittliche Inhalt nun in der Kunst, und damit ergibt sich allerdings die ästhetische Form des Cultus; aber so sehr die wahrhafte ästhetische Schönheit Bedingung ist, so liegt der Ursprung hier doch nicht im geistigen Bedürfnisse des Schönen, sondern in der Hingebung an den sittlichen Inhalt als einen erscheinenden. Die ganze Stufenfolge der Künste, wie das System sie nun hier ordnet, ist also nicht durch den Begriff der Kunst, sondern durch den des Cultus gegeben; daher erscheinen die unmittelbar sinnlichen Künste in ihrer umgekehrten Ordnung: Musik, Malerei, Sculptur, Architektur, weil das Ideale umsomehr für sich hervortreten muß, jemehr die reine Realität des Körperlichen den Stoff bildet; und nur die Poesie, das allgemein Ideale und das subjectiv In-

bividuelle vereinigend, steht in der Mitte. Die wahre Verwirklichung des Cultus in dieser seiner ästhetischen Form ist aber erst da möglich wo das Sittliche sich mit der reinnatürlichen Bedingtheit seines Seins geeinigt hat. Wo der geistige Inhalt noch als ein schlechthin Transscendentes aufgefaßt wird, sei es nun in der subjectiv einseitigen Innerlichkeit des Protestantismus, oder in der reinäußerlich gegebenen Objectivität des Katholicismus: da wird immer ein erdrückendes Uebergewicht entweder auf die ästhetische oder auf die sittliche Seite fallen; wahrhafte Einigung und somit Universalität dieser Cultusform wird dort nicht möglich sein.

(Der Beschluß folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

Ich komme zu der zweiten Abtheilung meiner poetischen (lyrisch-epischen) Leute. Es sind Dies:

Gruppe B. Die innerlich und äußerlich bewegtern.

13. Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte von Gustav von Meyern. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 16 Ngr.
14. Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners von C. Cerri. Wien, Gerold. 1850. 8. 24 Ngr.
15. Gedichte von B. Carneri. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
16. Gedichte von Arthur Schott. Stuttgart, E. Hallberger. 1850. Gr. 16. 1 Thlr.
17. Gedichte von C. F. Scherenberg. Zweite Auflage. Berlin, Hayn. 1850. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
18. Eine Dichterwoche von Feodor Löwe. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung. 1850. 16. 18 Ngr.
19. Lieder aus Frankfurt von Feodor Löwe. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung. 1850. 16. 18 Ngr.
20. Aus der Asche. Erinnerungslieder und Gedichte von Karl Sondershausen. Weimar, Panse.
21. Sturmvogel und Nachtigall. Neue Gedichte von C. Wälti. Bern, Jent u. Reinert. 1850. 8. 18 Ngr.
22. Lieder der Nacht von Adolf Strodtmann. Bonn, Habicht. 1850. Gr. 12. 1 Thlr.
23. Gedichte von C. Schulte. Enthaltend politische und sociale Gedichte, Revolutionslieder, Balladen u. s. w. Köln, Greven. 1850. 8. 20 Ngr.

Wenn von Originalität die Rede ist, so verdienen unter dieser lyrischen Gruppe, die ich als eine innerlich und äußerlich bewegte bezeichnet habe, jedenfalls die Nrn. 13, 14 und 17 den Preis. Diese drei Autoren sind völlig divergirende Größen, aber jeder ist für sein Part originell. In Nr. 13, den „Monatsmärchen" von Gustav von Meyern, feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capriciösen Carneval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonificationen zu gliedern, ist neu und eigenthümlich. Das Märchen hat stets seine eigenthümliche Phantastik; es gilt hier nicht im Allgemeinen zu bildern, Gestalten auf- und abschweben zu lassen, sondern diesen Bildern und Gestalten muß ein innerster Sinn, ein Kern des Verständnisses, eine Mannichfaltigkeit der Deutung eingeprägt und eingebildet werden. Diese nothwendige Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharfsinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: „April und Sonne", „Novemberwetter" und „Decembers Triumph", vortreffliche Genrestücke dieser Art. Das erste stehe hier als Probe:

April und Sonne.

Wer stets von der Sonne nur rühmen will,
Als ob sie ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die .... Erzcoquette!

Der junge April in der schönen Zeit
Wo die Herzen noch nicht gelernt sich zu schützen
Sah nach der Sonne oft beiseit',
Das merkte die Sonne und wußt' es zu nützen.

Erst huschte sie, räthselhaft fragend und doch
Ganz deutlich schon, über ihn weg mit dem Blicke:
„Halt — dacht' er — was war Das?" Doch zweifelt er noch,
Es ging ihm beinahe zu rasch mit dem Glücke.

Da ersah sie's und traf ihn mit glühendem Strahl
Um Mittag — dem war er nur zu empfänglich!
Ha, wie der elektrisch mit einem mal
Das Herz ihm entzündete überschwenglich!

O weh, jetzt war er in ihrer Gewalt,
Und grausam begann sie mit ihm zu scherzen —
Denn plötzlich blickt sie so kalt, so kalt,
Daß der junge Trieb ihm erstarrt im Herzen:

„Was hab' ich vergangen? wie that ich ihr weh?"
So fragt er betäubt. Du Aermster, mit nichten!
Brauchst hinter die Wolken dort nur in die Höh'
Zu neuem Entzücken die Blicke zu richten!

Und wahrlich, siehe, noch halb versteckt,
Aufs neue glänzt die Falsche nieder
Und reizt ihn mehr und mehr und weckt
Und tödtet die junge Liebe wieder.

Da endlich hat er ihr Spiel durchschaut:
„Dein Herz ist Eis, und Trug dein Schimmer!"
So ruft er in Verzweiflung laut —
„Wohlan, so flieh' ich dich für immer!"

Und ob sie noch so hold gelockt:
Er hüllt sich in des Vaters Erbe,
Den Wintermantel, schneeumflockt,
Und schwört zu frieren bis er sterbe.

Und als sie, besorgt, den Mai entbot,
Den trotzigen Bruder zu erbitten,
Da fand der Mai den Bruder todt —
Am Herzleid hatt' er ausgelitten!

D'rum sag' ich: wer nur rühmen will
Daß die Sonne ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die Erzcoquette!

Himmelweit verschieden von dieser phantastisch-heitern Märchenplastik ist die Phantasie des Autors von Nr. 14: „Glühende Liebe." Diese Phantasie schwelgt, ohne alle Plastik als die des prachttönenden Verses, in ihrem eigenen Wesen und Sein. Es ist wahr: es ist in diesen prächtigen zuckenden Gleichnissen, in diesem Lavabrand und Wetterleuchten der Dichtung eine starke Dosis von italienischer Fieberhitze. Das tausendfach variirte Thema ist die Liebe ... sie ganz allein. Der Dichter schleudert sie in tausend Metamorphosen aus seinem Innern heraus wie aus einem glühenden Krater Felsblöcke fliegen. Es ist ein wundersam zu nennendes Berühren was diese Dichtungen ausüben. Man zweifelt an der Wahrheit dieser Parforceempfindung, und wird doch durch ihre düstere Rembrandt-Glut, durch dies jagende rastlose Fiebern hingerissen. So sprüht und fiebert es unter Anderm in dem Gedicht „Nachtgedanken" an „Corona" gerichtet (S. 27—29):

Kennst du dies Herz? Aus dunkler Wunden Tiefen
Riß ich es aus dies liebbethörte Herz;
Noch zuckt's — noch bebt's — du siehst's vom Blut noch triefen,
Noch raucht es lebenswarm in seinem Schmerz:

Digitized by Google

Kennst du es noch mit seinem tollen Wahn?
Kennst du es noch mit seinen tausend Wunden?
Es ist dasselbe was du einst gefunden
So rein, so kindlich-fromm auf ferner Bahn.

Was lachst du nicht, du falsche Luftsirene,
Wie ein Vampyr durch grauenvolle Nacht,
Wie bei dem Leichenschmause die Hyäne,
Wenn sie ihr Werk, ihr blutiges, vollbracht? ...
Was soll die Mahnung an ein fernes Glück?
Was sollen diese trügerischen Thränen?
Genug, genug! mir ist's als hört' ich tönen
Die letzte Stunde — und es stirbt mein Blick.

Nacht wird's ringsum; — sieh', dort in wilden Flammen
Loht, sinkend, einmal noch ein jeder Stern;
Die Erde bebt, verkohlt stürzt sie zusammen,
Und schaurig heult der Sturm in weiter Fern'!
Ein Donnerschlag — ein Blitz — ein blut'ger Schein,
Nun ist es still — mein Aug' wird todtumnachtet —
Geh' hin und sag' der Welt die ich verachtet:
So starb ein liebbetrog'nes Menschenfein ...

Da lobe ich mir statt dieser „ringsum werdenden Nacht", nebst Fieber- und Lavagesprüh u. s. w., doch beiweitem das kecke, handfeste Gebahren unsers wohlbekannten Freundes Scherenberg (Nr. 17). Da sieht man doch wo man bleibt und steht, man sieht ein Wo und Wie. Wer hier bei diesem guten Jungen den Grund und Boden verliert Der muß bodenlos geboren sein. Was „Luftsirene", was „Donnerschlag" und „blutiger Schein"; wir halten es mit „Simson" (S. 193 fg.), dem ewigen Geisteskrieger, und Tod für alle Zeiten allen Philistern! Eine gesundere Phantasie als dieses Scherenberg's ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Bei ihm ist Alles positiv, praktisch, kernig, wenn auch manchmal etwas hausbacken, was mancher zarter besaiteten Seele nicht behagen mag. Dieser Poet ist der stricte Gegensatz von aller lyrischen Blasirtheit, eine Natur wenigstens in dieser Zeit der Unnatur. Auf was er sich wirft, immer sind es mindestens Naturtöne die er anschlägt, mag sein Lied nun „dem alten Blücher" oder „dem Polfahrer im Binnenmeer", dem Wüstenkönig in der „Menagerie", der sich „durch des Pinsels Trug auf bunter Leinwand urplötzlich in der Trope Land gezaubert sieht":

Der Wüste erster Sohn sieht seine Wüste wieder,
Und wie der Heimat ewig klaren Nächten
Das blutig glüh'nde Meteor entsteigt,
So plötzlich blitzt aus seiner tiefen Nacht
Die Seele blutig in das Auge ihm;
Und wie der Wüste Wind lothrechten Schwunges
Gedankenschnell von dem Zenith
Herniederfährt, als wollt' er seine Feuer
Flugs in der Erde Tiefen schlagen,
So schlägt es glühend durch die Adern ihm
In das erstorb'ne große Löwenherz.

Und alle Pulse wecken das entschlaf'ne Leben ...
Und zuckend richtet er sich auf,
Die Mähne schüttelnd schlägt er mit des Schweifes Knauf
Die Sklavenerde;
Es zucket Nerv an Nerv,
Und jede Muskel spannt sich an,
Und jeder Tropfen Bluts in ihm wird Grimm ...

Und donnert, brüllet der verlor'ne Sohn
Es in die heiße Heimat aus,
Ihm hingemalt vom Menschenhohn —
Und brüllt es aus
Als wollte er in einem einz'gen Schrei
Der Wüste weiten Raum
Ausfüll'n mit seinem ungeheuren Schmerz.
Und vor dem Schrei erbleicht der Schöpfungskönig,
Und vor dem Schrei entflieht das Publikum,
Ein ganzes Heer von Schöpfungskönigen ..

oder dem „lustigen Bruder Erasmus" und dem närrischen Kauz „Eulenspiegel" u. s. w. gelten, von welchen höchst ergötzlichen Kern- und Lebensbildern uns weitere Proben mitzutheilen leider der Raum versagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Auswahl handelsrechtlicher Streitfälle, verhandelt vor dem Handelsgerichte der freien Hansestadt Bremen, nebst den von dem Handelsgericht und den höhern Gerichten abgegebenen Erkenntnissen und Entscheidungsgründen. 1stes Heft. Bremen, Heyse. 8. 20 Ngr.

Baerensprung, F. v., Ueber Volkskrankheiten. Ein im wissenschaftlichen Verein am 4. Januar 1851 zu Berlin gehaltener Vortrag. Halle, Anton. Gr. 8. 5 Ngr.

Haneberg, D., Abhandlung über das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner im Mittelalter, in der öffentlichen Sitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs am 27. Novbr. 1850 bruchstückweise gelesen. München. 1850. Gr. 4. 12 Ngr.

Heldenlieder von Adolf IV. dem Schauenburger. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Hillig, Gebr., Lose Blätter. Gedichte ernsten und heiteren Inhalts. Chemnitz, Ernesti. 16. 7½ Ngr.

Höfken, G., Ueber das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, mit Bezug auf die Neugestaltung des höhern Unterrichts und die Staatsprüfung in Oesterreich. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Kühne, F. G., Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 6te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

— — Ein Märchen. 2te Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 21 Ngr.

Deutsche Reichsgeschichte. Eine Darstellung der Geschichte und Verfassung des deutschen Volkes, Reiches und Bundes von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1851. 2te mit besonderer Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse bearbeitete Ausgabe. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 10 Ngr.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von W. Wolfsohn. 3ter Theil: Alexander Herzen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seling, J. M., Rüstkammer, Geschicht' und Lehr' zu Schirm und Wehr gegen die Macht des Branntweins. 2te Auflage mit den Mäßigkeitsliedern des Verfassers vermehrt. Paderborn, Schöningh. 8. 6 Ngr.

Spreu, Emilie, Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Albani, J. W., Ueber militärischen Verrath. Mit besonderer Beziehung auf die wegen Theilnahme an dem Dresdner Maiaufstande gegen verschiedene Militairpersonen geführten kriegsgerichtlichen Untersuchungen. Dresden, Höckner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Balzer, E., Die freie Gemeinde zu Nordhausen, ein Zeugniß aus ihr und über sie. 2te zum 5. Stiftungsfeste am 5. Januar 1851, verbesserte und vermehrte Auflage. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Becker, C., Beantwortung einiger Beschuldigungen, welche man gegen die lutherische Kirche in Preußen vorbringt. Schneidemühl, Eichstädt. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Constitutionellen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Feuerbrände eines alten Monarchisten. 1. Olmütz und die stillen Coalirten. Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 49. — 26. Februar 1851.

Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Wenn die erste höhere Form des Cultus auf der Seite des objectiven Inhalts gesetzt war, so kommt nun auch andererseits die Hingebung des Ichs als solche zur wahren lebendigen Wirklichkeit, zur thätigen äußern Erscheinung. Die individuelle Innerlichkeit tritt in ihrer ganzen ausgesprochenen Bestimmtheit hervor in der geselligen gegenseitigen Mittheilung. Und wie nun der Verfasser innerhalb der Sittlichkeit überhaupt den Cultus als die passive, weibliche Seite bezeichnete, so läßt er hier, wo innerhalb des Cultus überhaupt wieder das active Element nach jenem mehr passiven ästhetischen zu seinem Rechte kommt, auch die Bedeutung des Weiblichen auf ausdrücklich unterscheidende Weise hervortreten. Er betrachtet es als die Bestimmung des Weibes, hier vorzugsweise sowol das Anregende der gegenseitigen Hingabe als auch deren erhaltender natürlicher Mittelpunkt zu sein. Im Uebrigen erkennt er es sehr wohl daß alle Umgestaltungen auf diesem Gebiete nur mit der entsprechenden allgemein geschichtlichen Vollendung des Bewußtseins möglich sind. Die Zeit welche, in sich zerrissen, erst nach dieser Vollendung ringt kann es auch hier zu keiner eigenen allgemeinen Form bringen; das frühere unmittelbar religiöse und damit substantielle Bewußtsein ist ihr abhanden gekommen, während ihre Freiheit noch in der Zersplitterung des Subjectiven befangen ist.

Nachdem gegenüber dem Cultus dann die eigentlich active Sittlichkeit dargestellt ist, ist der erste Theil des praktischen Wissens überhaupt geschlossen. Bis hierhin indeß hat es blos den Inhalt des sittlichen Wollens entwickelt, nicht aber die in dem allgemeinen menschlichen Wesen liegenden objectiven Bedingungen für die Verwirklichung dieses Willensinhalts. So erschließt sich im praktischen Wissen nun von der Innerlichkeit des Reinsittlichen aus wieder ein Gebiet der theoretischen Gesetzmäßigkeit, in welchem es sich nicht mehr um das sittliche Wollen selbst, sondern um die für dasselbe objectiv gegebenen theoretisch bedingenden Gesetze seines Handelns fragt. Das erste ist hierin das Recht, als das Gesetz für die praktische Versöhnung des selbständigen Willens mit der Wirklichkeit; denn Dies bildet selbst wieder die nothwendige äußere Voraussetzung für die theoretische Versöhnung des Bewußtseins mit der Wirklichkeit, d. h. für Wissenschaft und Kunst. Diese letztern folgen consequenterweise erst auf das Recht, indem sie auch psychologisch die höchsten, letzten, d. h. bedingtesten Gebiete sind. Das Recht als die allgemein vernünftige äußere Voraussetzung für die versöhnte Wirklichkeit des Ichs überhaupt bildet gleichsam über der ersten Natur, der Grundlage des geistigen Daseins, eine zweite Natur, eine äußere Ordnung des Handelns, in der das selbständige Sein seine gesetzmäßige Wirklichkeit findet. Diese Bedeutung des Rechts wird erst in ihrem vollen Lichte erscheinen, wenn das Recht selbst nicht mehr blos in seinem geschichtlichen formalen Begriffe, sondern in seiner Bestimmtheit durch die unabhängig natürliche Bedingung welche es insichschließt erkannt ist. In welcher durchaus eigenthümlichen Weise der „reine Realismus" nun diese unabhängige natürliche Voraussetzung des Rechts gefaßt und von ihr aus den Rechtsorganismus entwickelt hat: Dies werden wir erst im zweiten Artikel zeigen, weil wir die beabsichtigte Kritik nicht von der Darstellung trennen können.

In einer Zeit wo die Kunst noch eine vom Dasein des Volks losgerissene und vereinzelte Form ist, wo sie „mumienartig in Galerien einbalsamirt liegt", gibt allerdings auch das vorliegende System zunächst nur allgemeine Begriffe, die in ihrer abstracten principiellen Haltung das gerade Gegentheil des wirklich ästhetischen Daseins sind. Aber es behauptet daß diese Begriffe allein jenen Widerspruch lösen, wonach eben das vollendete geistige Bewußtsein dazu bestimmt scheinen mußte im „Grau in Grau" des bloßen Begriffs das Lebendigschöne immer mehr zu verlieren; während freilich andererseits es das Unterscheidende der Kunst sei daß sie nicht aus dem bloßen Begriffe hervorgebracht, nicht wie etwa das Recht nach diesem constituirt werden könne, sondern nur erst von einer lebendig angeschauten Wirklichkeit aus möglich sei. Die Gegenwart erscheint erst noch in dem nüchternen prosaischen Ringen begriffen, das äußere rechtliche Dasein des Geistes, in voller Einigung mit den natürlichen Bedingungen der Freiheit Aller, herzustellen; und auf dieser äußern Grundlage eines

versöhnten Daseins wird dann auch das Wahrhaftschöne möglich sein. Die Kunst in ihrem selbständigen Wesen ist so geschichtlich und nothwendig erst die letzte Krone der allgemeinen Vollendung des Bewußtseins.

Dem Begriffe nach ist sie das Vorangehende, und im Systeme erscheint als das Letzte die Wissenschaftslehre. Im Wissen ist der Geist ebenso sehr innerliche freie Thätigkeit, vom Gegenständlichen geschieden, wie zugleich die reine passive Hingebung an den Gegenstand als solchen. Indem nun das Denken als Wissen sich mit seiner immanenten gesetzmäßigen Thätigkeit in dem Gegenstande wiederfinden muß (wodurch es eben die Versöhnung der beiden entgegengesetzten Seiten ist), so ergibt sich innerhalb der Wissenschaftslehre als erster Theil die Entwickelung jener Thätigkeit selbst, die Logik; als zweiter die Entwickelung des reinen Wissens nach dem Verhalten des Denkens zu dem realen über es selbst hinausliegenden Gegenstande, die Erkenntniß- oder Methodenlehre. Das Wissen endigt aber mit sich selbst nicht wie bei Hegel, als eine Form des absoluten Geistes selbst, sondern als ein endliches objectives Gesetz für den sittlichen Willen. In diesem letztern allein, als in dem mit seinem allgemein menschlichen Wesen geeinigten innerlichen Selbstzwecke, ist die Unendlichkeit.*) 18.

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 98.)

Nr. 15, den „Gedichten" von W. Corneri, fehlt es keineswegs an Feuer, Colorit und oft überraschenden lyrischen Wendungen, wol aber an Ruhe, Sammlung und jener Interesse der lyrischen Stimmung die wir allerdings in heutigen Tagen zu den seltensten poetischen Gaben zählen müssen. Am durchgebildetsten und formvollendetsten zeigt sich dieser Dichter im Sonett, und man sieht hieraus wie eigenthümlich sich oft eine Dichternatur markirt, denn eben das Sonett erfordert mehr als irgend eine andere lyrische Form jene ruhige Plastik der Empfindung und Herausgestaltung des Gefühls zur Anschauung. Die 36 Sonette, welche uns der Autor in seiner Sammlung gibt, bezeichnen durchweg den innig-heißen Drang nach jener objectiven Gemüthsstille die noch mangelt, vielleicht aber doch errungen wird. Einige dieser Sonette athmen einen Schwung und eine Glut welchen wir im deutschen Sonett nicht oft begegnen. Das schönste Lied dieser Sammlung erblicke ich in dem mit „Treue" überschriebenen (S. 40 u. 41), das deswegen als einfache Probe hier stehen möge:

Treue.

Deine dunkeln Blicke schauen
Liebevoll zu mir empor,
Und ein kindliches Vertrauen
Quillt aus ihnen mild hervor.

Doch in ängstlich bangem Zagen
Zittert oft dein Lippenpaar,
Gleich als wolltest du mich fragen
Ob mein Lieben treu und wahr?

Würde gleich für dich verbluten;
Glaube diesem Kuß, mein Kind.
Dessen leidenschaftliche Gluten
Heiliger als Schwüre sind.

Glaube lang an mein Lieben,
Dulde sicher jeden Schmerz,
Ob ich stets dir treugeblieben
Saget dir mein Ende nur.

Wirst du warten bis zur Bahre
Hinzuwerfen mein Gebein,
Daß dein Herz bestimmt erfahre
Ob ich dir zum Tode treu?

Warte nicht auf mein Vermodern,
Düster ist des Grabes Nacht,
Und der Liebe selig Lodern
Ist für diese Welt gemacht.

In Betreff der „Vaterländischen Lieder", welche den Schluß der Sammlung bilden, genügt es zu bemerken daß der Autor ein Oestreicher ist.

Unter den Nrn. 18, 19, 20, 21, 22 und 23 haben wir es durchweg mit stärker oder schwächer angehauchten und schattirten Zeit- und politischen Lyrikern zu thun; darunter befinden sich mehre halbe und ganze rosenrothe und blutrothe Republikaner. Man kennt das Knistern, Knattern, Schnauben, die hin und wieder in unsägliche Knall- und Blutreflexe getauchte Fassung dieser Art von Epigonenpoesie. Es ist darin nichts Erfreuliches, ja noch mehr: nichts Begeisterndes mehr. Das deutsche Wort, sause und brause es noch so sehr, hat sich überlebt, weil der Deutsche weiter Nichts gemacht hat als Worte. Das Dupirend-diabolische dieser Sangesweise hat aufgehört. Wir glauben nicht mehr daran. Es thut uns leid, aber wir können nicht. Wenn C. Gälli, der Autor von „Sturmvogel und Nachtigall" (Nr. 21), sich an die Zeitdichter gewendet folgendermaßen hören läßt:

Klimperei, girrt nicht mehr länger
Schmelzendsüße Seufzerlein:
Nein, es muß ein echter Sänger
Troubadour der Freiheit sein.
[illegible]
In der Dichtung Götterwein;
Schenket nur uns Himmelsmilden
Und nicht Zuckerwasser ein!

Wie zur Auferstehung schallen,
Schmettern wild Posaunenton,
Also muß es widerhallen
In der Brust der Nation:
Scharf wie Schwertesstreich, schneidend, schlagend,
Blutigroth wie Nordlichtschein,
Geisterartig, himmelragend
Muß die Dichtung heute sein u. s. w.

so wollen wir uns diese Sprache die sich überlebt hat, diese „geisterartige, himmelragende" Anmaßung nicht sonderlich gefallen lassen, bevor uns nicht dies trügerische, scharf und blutigroth sein wollende Dichten eine That gebracht, würdig gethan zu werden; wir wollen bedenken daß eben diese Worte voll Klang und ohne Sinn und Weihe uns um die schönsten Thaten betrogen haben die man nicht blos thun konnte, sondern sogar wollte. Es wird, soweit deutscher Himmel blaut, kein Mensch dessen Kopf eines wirklichen Gedankens, dessen Brust einer wahren Empfindung fähig ist, so strohköpfig mehr sein aus Ueberzeugung die Freiheit zu verlangen, und sie, das ursprünglichste aller Daseinsrechte, der Knechtschaft vorzuziehen. Selbst der Röthste aller Rothen darf deutscher Vernunft diese Dummheit nicht mehr zutrauen, aber Worte ... Worte ..., und immer und ewig nur sie, die lügend Thaten verkünden, retten die Welt nicht mehr, und jemehr der Deutsche solche „nordlichtschein-blutig-blitzende" gut versificirte Lieder in die Welt hinausschickt, destomehr wird er zum Verächter an der eigentlichen Thatkraft, und desto unverantwortlicher trägt er zu jener politischen Confusion bei die noch heute wie vor drei Jahren bei uns in Deutschland vorherrscht. Wann wird

*) Einen zweiten Artikel geben wir im April. D. Red.

es Morgen im Grabe? Diese Frage sollten sich die Blutdichterepigonen stellen, wenn sie von der „Dämmerung der Zeit" und dem „Tagen der Weltgedanken" leichtsinnig kohlen. Der erste ursprünglichste Act jedweder That ist ihr Werden, und selbst zu diesem ersten Werdeact der werdenden That hat es der schwatzende Deutsche noch nicht gebracht.

Ganz ähnlich an Ton, Färbung, Schwung, Excentricität und Virtuosität im Versbau dem Vorigen sind die „Lieder der Nacht" von Adolf Strodtmann (Nr. 22). Auch hier wird von „Haß und Tod" gesungen, ja eine ganze Gruppe von Gesängen diesen grimmigen Mächten gewidmet, und von jener imaginairen „Auferstehung" die ja eben noch so fern liegt. Sie hassen, sie wüthen, sie bewegen den Acheron, da sie die Himmlischen nicht beugen können; und bei dem Allen täuschen sie sich doch so sehr. Ja, diese Zeitlyrik hat ihre eigene Tragik. Ein großer Theil dieser Tragik besteht darin daß diese Dichter wenn sie auf Besonderes kommen auf weichere Nebenformen des Zeitbösen gerathen, wo sie mit ihrer grimmigen Natur weniger durchschlagen können, daß sie da gerade am poetischesten sind; so der Verfasser von Nr. 21, ein Schweizer, wenn er „aus der Heimat" singt, und neben heimischen Alpen- und Menschengrößen: „Der Rigi", „Bild im Aarenfall", „Pestalozzi", „Der Friedhof zu Malters" u. s. w. die er feiert, auch „Am Grabe eines Jesuiten" (S. 125 fg.) des speciellst personificirten Bösen seines Vaterlandes gedenkt. Ebenso schlägt der Autor von „Lieder der Nacht" seine wahrsten Töne an, wenn er das allgemeine Hasses- und Todespanier einen Augenblick beiseitestellt, und sich an menschliche Persönlichkeiten, an Gestalten der Zeit wendet, und von ihnen aus die Brücke schlägt zu Dem was ihm in der Zeit speciell verworfen scheint; so in der „Klage um Immermann" (S. 86), und in dem Gedicht an „Emanuel Geibel" (S. 78 u. 79). Aus dem letztern mögen einige Strophen als Probe hier stehen:

Wol denk' ich oftmals noch an jene Zeit,
Da mir ins Ohr dein ernstes Wort geklungen:
„Sei nicht der Herostrat, der ruhmbereit
Die Fackel auf des Tempels Dach geschwungen!"

Und wie zu jener Stunde kann ich heut'
Nicht schuldbewußt vor dir das Auge senken —
Was ich gethan, ich hab' es nie bereut!
Daß es so kam, muß mich wie dich ja kränken.

Wir pred'gen Haß weil drinnen in der Brust
Der unermess'nen Liebe Flammen glühen —
Doch seh'n wir Freiheit nur aus Schlachtenlust
Und Auferstehung nur aus Tod erblühen.

Und wer so grimmen Haß im Busen nährt,
Der trägt dabei wol eine Welt voll Lieben!
Die haben sie mit Feuer und mit Schwert
Mir aus dem Herzen nimmer doch getrieben.

Die blöde Welt die dich so oft verkannt,
Ich weiß: sie wird mein Lieben auch verkennen!
Sie sieht die Fackel nur in meiner Hand,
Doch nicht im Aug' die heiße Thräne brennen u. s. w.

Nr. 20: „Aus der Asche" von Karl Sondershausen, nach Versform und Gedankeninhalt unbedeutend, singt in schon oft vernommener Weise von „Ungarn", „Görgey", „Henkersscenen", von „Kossuth", „Bem", dem versunkenen „Christian", und andern diesen verwandten Personen und Zuständen. In manchem dieser Gesänge ist der volksthümliche Ton nicht übel getroffen; am besten wie mich dünkt in dem Liede: „Strick, Stahl und Kugel" (S. 47).

Der radicalste, rothgefärbteste, blutdürstigste von allen dieser Gruppe angehörigen Sängern ist E. Schulte, Verfasser von Nr. 23. Die alten Schlagwörter dröhnen hier im verhundertfachten Echo wider. Gleich das erste Gedicht: „Die Nacht vom 18.—19. März", beginnt so:

Legt an, schlagt an, die Salve kracht!
Es brüllt der Tod nach seiner Beute u. s. w.

. . . .

Zum nächt'gen Himmel strahlt die Glut
Von lichterlohen Flammenbränden u. s. w.

. . . .

Ein jeder Krieger wird zum Würger u. s. w.

In einer andern Strophe heißt es als Paraphrase des Freiligrath'schen: „Pulver ist schwarz" u. s. w.

Schwarz ist die Nacht, schwarz ist der Tod;
Doch purpurröthend naht Aurore,
Und sieh', das erste Sonnengold
Die hohen Zinnen übergleitet...

Ferner in zwei, nur zwei Strophen eines andern Gedichts: „Wien" überschrieben, geschieht folgendes Ungeheuere in stetiger Aufeinanderfolge. Zuerst „schreit unterm Bauche einer Königshyder vor Qual und Schmerz ein Löwe", sodann „befreit er sich bäumend im Drang des Todes aus den Stricken ihrer mächt'gen Glieder", hierauf an seinem Namensvetter, dem wirklichen Wüstenkönig, ein Beispiel nehmend, „rafft sich der Volksleu, vom Sturm umbraust, vom Wetterstrahl umzuckt, verzweiflungsvoll empor", endlich sehen wir naturgemäß „das Blut aus tiefen Wunden in vollen Güssen rieselnd (?) niederquellen, ... die Riesenkraft schwinden", den „Arm brechen ... Herzen sprudelnd überschwellen", und zuletzt den „furchtbar waltenden Frevel der Tyrannenmacht gräßlich gerochen werden". Nein, Hr. Schulte, nehmen Sie es wie Sie wollen, aber Das ist in einem Athem doch zu viel. Und so geht es fort: „Die Kroaten in Ungarn", Kossuth, Bem, Dembinski natürlich dürfen nicht fehlen. In der „Schlacht von Waitzen" schüttelt der „grimme Völkerleu" bei „der Bombe Donnerrasseln", „der Städte Trümmerfall" abermals „brüllend seine blutige Mähne". Hr. Schulte, um des Himmels willen haben Sie Erbarmen. . . . Doch, Scherz beiseite, was sollen uns jetzt solche Gräuelverse? Nur Schwindsüchtige speien Blut, und die feuerspeienden Lindwürmer sind alle von Rittern erlegt worden, von Rittern welche Schwerter führten, aber keine Worte.

Der Autor von Nr. 18 und 19: „Eine Dichterwoche" und „Lieder aus Frankfurt", Feodor Löwe, gehört dieser blutigen Richtung nicht an. Er ist, obwol Zeitlyriker, doch besonnen und gemäßigt, obwol von straffem Wort, starkem Ausdruck und leidlichem Versbau, doch höchst abgeneigt rothes Blut zu vergießen... seine Gesinnung ist wo nicht eine königliche, doch eine königische. Wir spüren Das gleich aus seinem Widmungsgedicht an Freiligrath, den er seinen Freund nennt, den er unter Anderm so haranguirt:

O sängst du wieder vom Kameel,
Vom Leuengebrüll, dem Mumienlauschen,
Statt dich beim Porter oder Ale
Zum Freiheitstaumel zu berauschen!
Flieh' wieder in den Wüstensand,
An der Oase Born zu schöpfen,
Statt mit der reinen Dichterhand
Zu deuten nach den Fürstenköpfen.

Einst war ein König dein Patron,
Und jetzo schreist du nach Patronen!
Der Ton ist nicht dein eig'ner Ton,
Brich ab um deiner selbst zu schonen!
Die heil'ge Freiheit wollen wir,
Doch nicht nach edeln Häuptern greifen,
Und nicht das Schwarz-Roth-Goldpanier
Durch Lachen steh'nden Blutes schleifen u. s. w.

Der frankfurter Nationalversammlung geht dieser Poet tüchtig zu Leibe. In Bezug auf deren Linke heißt es bei ihm nicht: „Vivat membrum quodlibet", sondern eher „Pereat

mundorum quodlibet", entgegen allem alten Burschenbrauch. In der „Paulskirche" erinnern ihn die „von Fremden arg verschnitzten" Pulte der ehemals dort Tagenden „seltsam wie zum Hohn der Tricolore zu sein, noch tiefer als sie zerschnittenes Vaterland". Es ist merkwürdig daß Hrn. Feodor Löwe erst die Pulte daran erinnern müssen! In einigen dieser „Frankfurter Lieder" nimmt sich der Inhalt selbst ebenfalls nur so als ein „wirrer Trödel und bunter Mist" aus, um des Autors eigene Worte anzuwenden, so in dem Liede: „Börne's Haus." Kann man es denn durchaus noch nicht soweit bringen an Börne zu denken ohne Zwiebeln, Knoblauch und Judenkaftan? Ist es denn dem Deutschen absolut unmöglich den reinen Menschen ins Auge zu fassen!

Die „Dichterwoche", von demselben Verfasser, Franz Dingelstedt zugeeignet, bringt bessere, poetischere Gaben. Hier walten, in diesen zum Theil in Dämmerungskolorit und Nachtstückweise gehaltenen Bildern, feste Umrisse, allgemeinmenschliche Züge. Unter diesen lyrischen Aquarellen, die schon den Umfang des Kleinlyrischen überschreiten, hat mir das Charakterbild „Die Mehrin" am besten gefallen, und auch das Bedlam-Nachtstück: „Mene mene, tekel upharsin", mag den beherrschlosten Schächern, die mit „gemordeten Gedanken" schachern, und nebenbei den vormärzlichen — Censoren, einst des Gedankenmordes Werkzeugen, Mancherlei zu denken geben.

Ich berühre schließlich noch als zu dieser Gruppe einigermaßen gehörig die „Gedichte" von Arthur Schott (Nr. 16). Der Autor gehört entschieden zu den Leuten die à tout prix Gedichte machen müssen. Es thut's halt nit anders. O glückselig-naive Daseinsepoche, wo der Mensch wähnt jeglicher Gegenstand zwischen Himmel und Erde sei nur da um von ihm besungen zu werden, wo man Allem was vorhanden ist vom „Gottesacker" bis zum „Känguru", vom „Cruzifix" bis zum „Grenzpfahl" ein Lied versetzt. Unser Autor gehört auch ganz strikte zu den Rubrikmännern, ja es finden sich bei ihm sogar Ober- und Unterrubriken, wie man Ober- und Unterröcke hat. Da gibt es „Küche", „Waldleben", „Kraut und Unkraut", „Licht und Schatten", und diesen subordinirt wieder „Dornranken", „Maiven", „Ehrenpreis", „Sprichwörter", „Wechselgesänge", „Stillleben" und dergleichen mehr. Daneben gibt es auch eine „Reisetasche", denn der Verfasser war — man wird nicht recht klug ob als Soldat — mit seiner [illegible] Liederdispositionen auch in Italien, Ungarn, der Walachei und Serbien. In dem „Waldleben" wird jede Baumgattung einzeln besungen, sogar der Holzapfelbaum und die „Waldvampyre", unter welchen man aber nicht, wie man vermuthen sollte, die Mücken oder Schnaken wie man sie einigerwärts nennt, vielmehr den Epheu und die wilde Weinrebe zu verstehen hat, weil sie „ein höfliches Wesen" dadurch treiben daß sie

ihre grüne Färbe
[illegible] rauben vom and'rer (Bäume nämlich) Leben . . .

Mit der Poesie in diesen, wie man sieht, sehr complicirten Gedichtsammlung ist es wirklich nicht weit her, aber der Ton darin hat etwas Treuherziges, und man spürt mindestens freie gesunde Luft. Die bloße Beweglichkeit, wenn sie sich nur rüstig auf eigene Faust gerirt, ist immer auch sich Etwas werth. So singt der Autor als er Rimnik verließ:

Durch Kum und Thäler,
Durch Berge und Wald,
Wie weicht da der Quäler,
Der Unmuth, sobald.

Das nagende Wächle
Heimtückener Noth,
Bald wüßt' er uns ein,
D'rum reiten wir zu.

Scharf Abschied genommen,
Die Grillen verscheucht:
Traute wie gekommen,
So scheiden wir leicht.

Ich will nun diese Gruppe der „bewegten Leute" mit der Hindeutung auf ein etwas abweichendes lyrisches Büchlein beschließen, das jedoch, weil es in buntester Mannichfaltigkeit eine Fülle von Poetischem, Praktischem, dem Leben und der Lebensweisheit Angehörigem in kurze Sprüche gefaßt enthält, ebenfalls nicht uneigentlich diese Stelle einnimmt. Dies Büchlein führt den Titel:

24. Gnomen. Drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und der Schule von **Ludwig Pape**. Harburg, Dankwerts. 1850. 16. 15 Ngr.

Ohne mich auf eine Kritik dieses Spruchbüchleins einzulassen, bemerke ich nur daß der Verfasser Doctor der Philosophie und Pastor primarius in Buxtehude ist, weshalb mir denn in dem Werkchen neben manchem Guten und Nützlichen, einerseits einige Wunderlichkeit der Zusammenstellungen und Confusion in Conception und Ausdruck, andererseits ein klein wenig von dem gerade jetzt wieder furchtbar wuchernden theologischen Zopf verspüren. Hier nur ein paar Pröbchen.

Dreiheitlicher Strauß.

Weiße Binderöschen holen
Fromm und friedlich aus Berlin,
Maut'er Walzerreigen schallen
Frei und fröhlich von der Wien;
Heit're Wege mögt ihr wallen,
Die zu Tanz und Tempel zieh'n,
Aber vor dem Frost der Mode
Wahrt ihr nur die frische Blüte,
Wißt ihr Thüringen zu flieh'n . . .

Das Licht.

Aufklären kann der Mensch mit ird'scher Kelle,
Erleuchtung kommt von Gott in Himmelshelle.
Denn mag der Wind die Wolken gleich verjagen,
Der Sonnenaufgang wird es doch nicht tagen.

Die Weltklugen.

Weltklugheit sagte wol, wenn nicht nach aller Lehre
Der Teufel stets vor Gott ein dummer Teufel wäre.
Es bleibt der feinste Kopf ein Tropf vor seinem Schöpfer
Und alle Weltklugheit dienstbar dem Weltenschöpfer.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Autographenversteigerung in London.

Eine Autographenversteigerung in London brachte jüngst 26,775 Francs ein. Im Allgemeinen scheint sich die Wuth etwas abgekühlt zu haben, denn ein Brief Eduard's VI. ward mit 275 Fr. am theuersten bezahlt. Das Verhältniß der Preise betrachtet sich übrigens nicht ohne Interesse. Während ein Brief des gepriesenen Ludwig XIV. mit 30 Fr. bei der Versteigerung wegging, hat man auf ein kleines Schreiben des guillotinirten Louis Capet gerade das Doppelte. Jean Jacques Rousseau ward mit Kaiser Karl V. gleich werthvoll gehalten: Beide wurden mit 43 Fr. bedacht. Eine Unterschrift Cromwell's bezahlte man mit 50 Fr., einen Brief Karl's II. mit 31 Fr. Außerdem sind in dem Verzeichniß noch bemerkenswerth: ein Brief Nicolas Poussin's 81 Fr., ein Brief der Frau Necker an David Garrick 55 Fr., ein Brief von Rubens 81 Fr., zwei Briefe Pope's 100 Fr., zwei Briefe Robert Peel's 57 Fr., eine Note Johnson's 63 Fr., fünf Briefe David Garrick's 183 Fr., ein Schreiben der Königin Elisabeth 70 Fr., ein Brief der Königin Henriette Marie 61 Fr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 50. —— 27. Februar 1851.

Goethe's Leben. Von J. W. Schäfer. Erster Band. Bremen, Schünemann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des hier anzuzeigenden Werks hat wohlgethan daß er sich durch die Bedenklichkeiten die sich ihm nach dem Beginn desselben aufdrängten nicht von der Publication abhalten ließ. Diese Bedenklichkeiten waren das Erscheinen der Viehoff'schen Biographie und die politischen Stürme der letzten drei Jahre. Was die erstere betrifft, so fühlte er bald selbst daß sein Werk recht wohl neben dem seines Vorgängers bestehen könne; denn dieses sollte ein literarhistorisches, kritisches sein, ein kritisches auch in Hinsicht auf Goethe's Productionen, wogegen Schäfer's Absicht war ein biographisches Gemälde zu entwerfen, das Leben Goethe's „nicht sowol innerhalb des Bereichs literarhistorischer Wissenschaft, als für den weitern Kreis gebildeter Leser so zu erzählen daß Gründlichkeit der Fassung und anziehende Darstellung sich nicht gegenseitig ausschlössen". Wenn Schäfer auch Dies in der Vorrede nicht selbst sagte, würden wir während der Lecture des Buchs seine Absicht fühlen und erkennen. Uns wenigstens war indem wir lasen immer als ob wir den Verfasser einem Kreise bildungsfähiger und gebildeter Zuhörer und Zuhörerinnen einen Vortrag halten hörten; und als wir zu Ende gelesen erkannten wir, wie richtig ein gründlicher, um das Verständniß des Lebens und der Werke Goethe's hochverdienter Kenner, Schöll, Schäfer's Buch ein Werk nennt „worin die Ergebnisse neuer Aufhellungen zu einem anmuthigen Gemälde verknüpft sind". Daß ferner Schäfer das aus der stürmischen Zeit hervorgehende Bedenken abgewiesen hat, dafür werden alle Die ihm danken welche fühlen daß theils es noththut den Deutschen bei dem Scheitern so vieler und so großer Hoffnungen an Schätze zu erinnern die keine Zeit, keine Macht ihm rauben kann, theils es wohlgethan ist gerade in unserer verworrenen Zeit auf einen Mann hinzuweisen der, seines Vaterlandes treuester Freund, nach den bedeutendsten Erlebnissen, nach dem gründlichsten und tiefsten Forschen, nach redlichem Wirken auch in Staatsverwaltung und Politik, durch unsterbliche Werke Maß, Ordnung und Sitte gepriesen und gelehrt hat.

Der erste Band des Werks zerfällt in zwei Bücher: „Kindheit und Jugend" und „Weimarische Lehrjahre." Wir vermuthen daß der zweite Band mit einem „Römische Lehrjahre" betitelten Buche anheben werde; denn wenn Goethe auch sich als einen in und durch Italien Wiedergeborenen schildert und so sich nennt, obgleich er in Rom die Meisterschaft erreichte, so ging doch dieser ebendaselbst eine ernste, strenge Lehrzeit voraus, und er selbst schreibt am 21. December 1786 aus Rom: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an wie neuerzogen zu sein."

Wir machen hier sofort noch auf einen Umstand aufmerksam, der Schäfer als Biographen Goethe's günstiger stellte als Viehoff und dessen Vorgänger. Wie Manches ist seit der Abfassung des Werks des Erstern über Goethe's Leben und Werke erschienen was Jenem zugutekam, ja einem Biographen Goethe's nothwendig war! Wie wird dem zweiten Theile der Briefwechsel mit dem Grafen Reinhard zugutekommen! In Bezug auf den ersten erwähnen wir hier nur die Briefe an Frau von Stein und die an die leipziger Freunde. Wieviel ist da dem frühern Biographen in seiner Schilderung der leipziger Universitätsjahre und der weimarischen Zeit bis auf die Reise nach Italien entgangen! Wie Vieles was seinen Capiteln Leben und Seele gegeben haben würde! Freilich wird auch später, wenn der Briefwechsel mit Knebel, dem ein günstiges Geschick Guhrauer zum Redacteur gegeben hat, erschienen ist, oder wenn wir mit den zwischen dem Großherzoge Karl August und Goethe gewechselten Briefen beglückt werden sollten, wenn die Kestner'sche Familie ihre Abneigung die Briefe an Kestner und seine Lotte bekanntzumachen überwindet, freilich wird dann auch er klagen: O daß diese Schätze mir nicht offenstanden!

Doch versetzen wir uns in jenen Kreis vor dem wir uns Schäfer seinen Vortrag haltend dachten. Die von dem Vortragenden ausgehende Anregung ist etwas Bedeutendes, Belebendes, die Liebe aus der er spricht etwas Erwärmendes, die Gemüther für Das was sie in Zukunft gewinnen sollen empfänglich Machendes, gehörig Stimmendes.

Die Kindheits- und Jugendgeschichte Goethe's hat der Verfasser möglichst zusammengedrängt; mit Recht.

Für sie, wenigstens für die Zeit bis zu den Universitätsjahren, haben wir die Quellen in der jedem Gebildeten bekannten Selbstbiographie Goethe's; für die weitern Jahre, wo die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" Lücken hat, oder einer Berichtigung bedarf, wird er ausführlicher. Denn besonders seit Goethe's Hinscheiden hat sich von Jahr zu Jahr mehr herausgestellt wie jene Selbstbiographie dichterisch componirt und organisirt worden, oder wie den das Große und Ganze vor Augen habenden Verfasser das Kleine wenig kümmerte, wie so Irrthümer sich einschlichen.

Schäfer hat sich wohl gehütet vor dem Fehler grübelnder Forscher, die in dem kleinsten Ereigniß aus den Kinderjahren Goethe's eine Andeutung der Zukunft finden wollten; so in dem Schrecken bei Gelegenheit des lissaboner Erdbebens eine Andeutung des spätern prometheischen Titanenstolzes, in dem sechsjährigen Kinde. Doch möchten wir nicht in Abrede stellen daß in dem Versuche des Knaben sich seinem Gotte durch einen Ceremoniendienst zu nähern nach Goethe's Absicht etwas Symbolischbedeutendes liegen solle, daß er bei Erzählung von den durch Kindeshand zerschmetterten irdenen Töpfen an die Töpfe dachte die er als Jüngling und Mann zerschmettern sollte. Nicht ohne Grund scheint dagegen die Bemerkung zu sein daß, wenn auch die Masse der mannichfaltigsten Gegenstände des Unterrichts auf die Vielseitigkeit Goethe's gefördert wurde, doch auch das rasche Abspringen von einem Gegenstande zum andern, was Goethe durch das ganze Leben eigen blieb, erzeugt ward. Indeß kann man auch wol sagen: Wenn Goethe, wie Schäfer wünscht, sich als Knabe und Jüngling folgerechter mit dem griechischen Alterthum beschäftigt hätte, würde er wol nicht mit „Götz" und „Faust" debutirt haben. Zu rigoristisch erscheint auch die Bemerkung, die Schäfer nach der Erzählung von Gretchen, diesem Typus der gleichnamigen Geliebten Faust's, wie Klärchen's im „Egmont" und jenes Mädchens Gesellschaft macht: „Es war ein unsittliches Treiben, das der Schleier der Dichtkunst vergebens zu verhüllen sucht." Lieber hätten wir hier die Bemerkung über die Kunst des Dichters gefunden mit der er Gretchen's anmuthige Gestalt sich zwischen den allerhöchsten, prachtvollen Gegenständen und Scenen des Heiligen römischen Reichs, das Lebendige zwischen dem Todten, bewegen läßt. Doch nehmen wir von jener Bemerkung Anlaß zu der: daß Schäfer von dem Gegenstande seiner Liebe und Bewunderung sich nicht so hinreißen läßt daß er die Schwächen und Fehler desselben übergehen oder vertuschen sollte; immer jedoch eingedenk des schönen Wortes von Johannes Müller: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf ohne daß er groß zu sein aufhört." Dabei kann ganz wohl das Wort Goethe's bestehen welches er an Schiller richtet:

Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.

Wieviel das zweite Capitel (die Jahre 1765 — 68) durch die „Briefe an die leipziger Freunde" und die einleitende Rede von O. Jahn gewonnen, ist oben angedeutet worden. Doch hätte der in Leipzig auftretende Jüngling, Knabe könnten wir sagen, „das Vöglein, das auf einem grünen Aestlein in allen seinen Freuden jubelt" (Brief an Riese vom 21. October 1765), lebendiger in Verbindung gesetzt werden können mit dem der wenige Monate darauf an denselben Freund an den jene Worte gerichtet sind die von Schäfer mitgetheilten, von „der anmuthigsten Bescheidenheit", von der rührendsten Pietät eingegebenen Verse richtet. Wenn übrigens das Leben Goethe's in Leipzig uns als wenig bedeutend für die Entwickelung des großen Geistes erscheinen sollte — ein Gedanke der freilich Dem der in „Dichtung und Wahrheit" zwischen den Zeilen zu lesen versteht nicht kommen wird —, so werden wir hier auf manche Bezüge des Gegenwärtigen auf das Zukünftige aufmerksamgemacht; und seitdem uns die Briefe an Oeser, dessen Tochter und Käthchen bekanntgeworden sind, wird uns klar wie so Manches aus der leipziger Zeit in den auf diese folgenden stillen und tristen Monaten in Frankfurt zu einer wirksamen Gährung kam, auf die ein gehaltreicher Niederschlag folgte. Das hat Schäfer wohl erwogen, wie auch daß auf diese frankfurter Zeit, diese Beschäftigung mit metaphysischen, zum Theil abstrusen Dingen, zu Goethe's Glück die heitern strasburger Jahre folgen mußten. Jedoch erinnert jene triste Zeit an Wieland's späteres, bei einer andern Veranlassung gesprochenes Wort: „An diesem herrlichen Götterjüngling geht Nichts verloren." Dem „Faust" ist Manches aus jenen trüben Monaten zugutegekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Beschluß aus Nr. 49.)

So hätten wir denn mit unserm gnomen- und sprüchereichen Hrn. Archidiakonus aus Burtehude die Gruppe B, die bewegtern lyrischen Leute umfassend, und damit die reinlyrischen Vorlagen überhaupt würdig beschlossen. Es folgt jetzt letztlich Gruppe C: Die epische und erzählende Art, umfassend sieben Werkchen und poetische Persönlichkeiten, auf welche wir ihrem Gehalt und Inhalt gemäß uns nur in gedrängtester Kürze einlassen können. Nehmen wir die unbedeutendern zuerst, das Bedeutendere zum Schluß.

25. Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Tellkampf. Hanover, Rümpler. 1850. 16. 1 Thlr.

Von den vier unbedeutendern Epen und poetischen Erzählungen das ausgearbeitetste und gelungenste. Eine gut hexametrisirte Idylle, deren historischer Hintergrund das Befreiungsjahr 1813 ist, deren nicht glattweg ausgesprochener Schauplatz nebst Scenerie die Gegend um Naumburg oder Weißenfels sein mag, denn man hört von fern den Kanonendonner von Lützen. Die „Prosopa" dieses idyllischen Kriegsepos sind: eine stattliche Edeldame und deren hochherzige Tochter Irmgard, ein hübscher junger freiwilliger Jäger, der die Letztere endlich, nach-

dem sie den verwundeten Jüngling aufopfernd gepflegt — man weiß was in einem Idyll solch eine Pflege zu bedeuten hat — zur Frau bekommt; ferner ein würdiger Pfarrherr, ein wackerer Oberförster, ein Doctor der dem Freund zu Gefallen edelmüthig entsagt, und da er mit seinen Ideen schon zur Hälfte in der „neuen Zeit" steht doppelten Grund hat nach Amerika überzuschiffen, und Andere mehr. Auch der Kaiser Napoleon tritt einmal und zwar ziemlich wunderlich auf. Die Ingredienzen eines Idyllenepos, wie wir Deutsche Tausende besitzen, wären hiermit sämmtlich vorhanden. Der Autor macht einen sauberklingenden Vers und weiß zu rühren, und was die Hauptsache ist, zuletzt unter allgemeinem Befriedigtsein die Hände zierlich-sittsam ineinanderzufügen.

26. Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen von Karl Heinrich. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch in diesem Idyll, das der Verfasser den „schleswig-holsteinischen Frauen" widmet, „insonderheit Denen welche sich in diesem Bilde (in dem Bilde der Anna nämlich) wiederfinden", kommt ein Doctor vor. Die Doctoren müssen doch ein integrirendes, nicht zu beseitigendes Moment in jedem idyllischen Epos sein! Das vorliegende gehört der schleswig-holsteinischen Jüngstzeit an und schildert in sehr beschränkten Umrissen das Stillleben einer schleswig-holsteinischen Landfamilie, in welcher, wie natürlich in jedem Idyll, eine Liebe still vorsichgeht und es bis zur Hochzeit bringt. Der sonst nicht ungeschickte Ton dieses Idylls — ein Idyll ist genau genommen die anspruchsloseste aller poetischen Formen — ist widerlich pretiös und pretentiös, namentlich die „Widmung" an die schleswig-holsteinischen Frauen. Es gibt heutzutage Poeten die sich geradezu für Abgesandte Gottes halten. Natur! Natur! und immer wieder Natur! muß man diesen Poeten zurufen; und nicht tendenzelt, speculirt und prudisirt da wo es nur der einfachen Schilderung bedarf.

27. Die Landsgemeinde. Ein Gedicht von An der Linth. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Ist gerade das Gegentheil von dem vorigen, schildert einfach den Hergang bei einer im Freien tagenden schweizerischen Landsgemeinde, die Opposition in Wort und Rede der bei dieser Gelegenheit Sprechenden, und endlich den Sieg des principiellen Fortschritts, der in der Zeit selbst liegt, und den der letzte Sprecher der versammelten Gemeinde recht verständig auseinandersetzt. Auf poetischen Schwung macht dies einfache Wort, in die Zeit und in die besondern Zustände eines besondern Cantons hineingesprochen, nicht den geringsten Anspruch.

28. Erzählende Gedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Geisler. 1850. 8. 15 Ngr.

Enthält zwei poetische Erzählungen, davon die erste: „Johannes und Magdalene", eine reine biblische Legende; die zweite: „Der Flüchtling", eine Scene aus den letzten Feldzügen der deutschen Fremdenlegion in Spanien. Obwol keinen hohen poetischen Nimbus adspirirend, sind diese allerdings mit unnöthigem Wortschwall ausstaffirten Erzählungen immer nicht das Schlechteste was man heutzutage lesen kann; denn das Schlechteste von Allem ist: die unendliche Mittelmäßigkeit die sich ins Ungeheuere als himmelanreckender Weltriese geberdet, der nach allen Sternen greift.

Mit drei ganz heterogenen Dingen schließe ich den Cyklus dieser epischen oder dem Epischen zugewandten Dichtungen.

29. König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Herausgegeben von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. 1850. 12. 15 Ngr.

30. Die Zauberin Kirke. Heitere Reime von Bernhard von Lepel. Berlin, Mittler. 1850. 8. 20 Ngr.

31. Evangelium der Freiheit von Karl Rick. Wien, Keck und Sohn. 1850. 16. 1 Thlr.

„König Laurin" („Kunich Luarin und sin rosengarten") ist eins der ältesten dem reindeutschen (ostgothischen) Sagenkreise angehörigen Gedichte die wir besitzen. Die Zeit seiner Entstehung fällt jedenfalls in den Anfang des 13. Jahrhunderts; seine Autorschaft wird dem halbmythischen Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben, der ein Hauptkämpfer bei dem Wartburgkriege gewesen sein soll, und also um das Jahr 1206 gelebt haben muß. Jedenfalls kann „König Laurin und sein Rosengarten", der schon im spätern Mittelalter, wie die Anzahl von Handschriften und die vielen zum Theil sehr schön ausgestatteten Ausgaben des Gedichts beweisen, ein sehr beliebtes Volksbuch war, sich, was die Frische der Charakteristik, die edle Einfachheit der Sprache, den anmuthigen Inhalt und den feinen Humor, der das Ganze durchweht, anlangt, mit jedem erzählenden Gedichte des Mittelalters — etwa die zwei großen Volksepen: „Nibelungen" und „Gudrun", und die beiden Glanzpunkte höfischer Ritterdichtung: „Tristan und Isolde" und „Parcival" ausgenommen — messen. Den Inhalt des Gedichts bildet der Raub der Similde, der Tochter Biterolf's, Herzogs von Steiermark. Laurin, der König der Zwerge der im Gebirge wohnt, hat sie unsichtbar Aller Augen entrückt und in einem Berge nahe seinem Rosengarten verborgen. Dietlieb, Simildens Bruder, nebst Hildebrand, Dietrich, Wolfhart und andern Recken ziehen aus sie zu befreien. Sie verheeren und zerstören zuerst Laurin's Rosengarten, der sie dann aber mit List in seinen Berg lockt, sie dort durch Zauberkünste blendet und gefesselt in einen Kerker wirft. Sie sollen Alle gehängt werden, allein Similde befreit zuerst ihren Bruder und löst dann Aller Zauber durch magische Ringe. Es kommt nun zu einer ungeheuern Schlacht im Innern des Bergs, wobei alle Zwerge und auch fünf Riesen erschlagen werden, und Laurin selbst gefangen wird, der sich später zum Christenthum bekehrt u. s. w. Näher auf den innern Gehalt der gar anmuthig begrenzten Dichtung einzugehen versagt der Raum. Doch kann ich mich nicht erwehren dieser neuesten Bearbeitung des „Kunich Luarin", die mir durchaus als eine gelungene erscheint, hier eine kurze Probestelle zu entheben:

An dem Morgen früh
Kamen zu dem Berge sie.
Da stund davor ein Plan.
Der war wonniglich gethan,
Wie ich euch sagen will;
Da stunden Bäume viel,
Mehr als man sagen kann;
Die waren lieblich gethan,
Und wehten in die Luft
Bei Nacht und Tag süßen Duft.
Was Vogelsanges man haben soll
Deß war der Plan recht voll.
Und was ein großes Wunder:
Jedweder sang besonder.
Da hörte man süßes Singen
Aus Kehlen schön erklingen.
Daß es gab durcheinander Schall.
Auf dem Plane überall
Sah man wilder Thiere viel:
Die haben gen einand ein Spiel,
Und standen auf dem Platze schön,
Man sah sie vor die Herren geh'n,
Denn gewohnt waren Alle sie
Daß sie stets Morgens früh
Liefen zu einer Linde breit,
Deß war Laurin erfreut.
So schön Alles gezieret was,
Fürwahr wisset Das,
Wer es haben möchte,
Sein Trauern zu Ende brächte u. s. w.

In dem Verfasser von Nr. 30: „Die Zauberin Kirke", Bernhard von Lepel, begrüßen wir einen bereits durch mehrfache Arbeiten bekannten Dichter. Auch dies jüngste Werk von ihm beweist daß er ein Strebender ist, daß ihm das Talent

der Gestaltung und heiterer Individualisirung im reichen Maße innewohnt und, was vorzüglich anzuerkennen, daß er durch sinnvolles fleißiges Studium der poetischen Form nach den Mustern der alten wie der neuern Meister, insbesondere Platen's, es selbst bereits zu einer künstlerischen Vollendung gebracht, die in diesem Grade höchst Wenige unserer Modernsten mit ihm theilen, was die reinlyrischen und dramatischen antiken Versformen betrifft vielleicht Keiner. Der Humor der in diesem Gedicht spielt ist halb romantisch, halb der Antike nachgebildet, und doppelt ergötzlich, da bei der derben Komik des Sujet doch alles Gemeine mit glücklichem Takt vermieden ist. Jobs der blonde Candidat, Muckerchen, Aristokrätchen und Hofiewit, der jetzt auf des Ministers Rath die Jesuiten studirt, Hirsch, der Licentiat, ein „langbartiger edler Demokrat voll großer Theorien", und noch ein Dritter, welches bei Licht besehen der Autor selbst ist, reisen zusammen in den pontinischen Sümpfen wo Kirke, die odysseische Zauberin, deren Zauberschloß nicht weit davon liegt, gefolgt von Faunen und Nymphen durch die berühmte Büffelweide ihre wilde Jagd zu halten pflegt. Der verschmitzte Vetturin, anstatt Terracina zu erreichen, fährt das Trifolium in den Sümpfen fest: hier erwischt sie der alte Pan als Büffelhirt verkleidet, und zwingt sie, da sie schon jetzt sich in der Gewalt von Kirke's Zauber befinden, auf Büffeln mit ihm nach ihrem Schloß zu traben. In Kirkepolis angelangt ergeht es dem Jobs und dem Hirsch wie einst den Gefährten des Odysseus: sie werden in Schweine verwandelt und müssen in den Kofen hinein. Der Poet entgeht noch diesem Schicksal, es wird ihm so wohl die prachtfunkelnde Zauberstadt Kirkepolis als Mensch zu schauen, wo er bei nächtlich magischer Beleuchtung in der großen Kirkestraße die „Unter den Palmen" heißt, ähnlich wie es in Berlin ein „Unter den Linden" gibt, sich poetisch-begeistert in anapästische Erinnerungen an den vor ihm hiergewesenen herrlichen Dulder Odysseus verliert, und man muß sagen: diese Anapästen sind Platen's wohl würdig:

O zaub'rische Welt, die früher besucht
Der erhabene Dulder Odysseus!
Hier landet' er an nach stürmischer Fahrt
An der felsigen Insel Aäa.
In schattige Bucht erst lenkt' er das Schiff
Und rastete mit den Gefährten.
Sie schnarchten am Strand in der laulichen Nacht
Beim ruhigen Rauschen des Meeres
Als Eos d'rauf vom Schoose der Flut
Mit rosigen Fingern emporstieg,
Aufsprang da schnell vom kiesigen Strand
Der erfahrene Führer Odysseus.
Und erfaßte den Speer und das eherne Schwert
Zu erklimmen die Höhe des Felsens u. s. w.

Was nun dem würdigen metamorphosirten Paar Hirsch und Jobs in Kirkepolis weiter geschieht, wie sie noch baß gehudelt werden, der Poet aber bei der Zauberin Kirke, die ihn gleich seinem Vorgänger Odysseus gar nicht von sich lassen will, sonderliche Gnade findet, bis er endlich, unvermögend den Ueberfluß des Glücks länger zu ertragen, das Ding satt kriegt und sich von der Fee Morgana befreien und nach ihrem alten Reich Trinakria entführen läßt, zeigt der Verlauf des durchaus trefflich versificirten Gedichts, bei dem wir hier leider nicht länger verweilen können.

Ich beschließe diesen Artikel, worin uns im Abend- oder Morgendämmerschein (die Entscheidung bleibe dahingestellt) Erscheinungen und wol auch Gespensterchen genug begegnet sind, mit einem kurzen beachtenden Wort über das „Evangelium der Freiheit" von Karl Rick.

Der Gedanke: das Evangelium als die Freiheit selbst zu fassen, das Wort als den Vorläufer der Freiheit, welches die Freiheit in der menschlichen Gestalt des Herrn aussendet in die Welt, ist an sich schön und poetisch, und die Ausführung dieser Idee, obwol ganz einfach und von fern an Schefer's Dicht- und Denkungsweise erinnernd, bleibt nicht hinter dem Gedanken zurück. Der evangelischen Geschichte treu folgend, verfolgt in einzelnen perikopischen und Gleichnißabschnitten der Autor die Erscheinung, das irdische Wirken, Leiden und Sterben der Freiheit schildernd und deutend, von der „Genesis" des Worts, das die Freiheit ist, an bis zu seinem „Ostern", welches die Auferstehung des Heilandes und zugleich der Freiheit ist. Den Schluß des Gedichts, welchem die Form der gereimten Jamben gut kleidet, ist das Hallelujah der Menschen: „Christ ist erstanden, darum kann auch die Freiheit nicht mehr sterben!" Die zart und tief empfundene Dichtung wird mannichfachen Anklang finden und sie verdient es. W.

Notizen.

Ein Denkstein für einen armen Künstler aus Ludwig's XIV. Zeit.

Die Französische Republik ist im Begriff eine Pflicht der Dankbarkeit gegen einen armen verdienstvollen Maler aus Ludwig's XIV. Zeit zu erfüllen. Die Künstler der Vergangenheit hatten oft mit den unverdientesten Drangsalen zu kämpfen. Was für Hindernisse hatte nicht das ausdauernde Genie Lesueur's zu überwinden ehe es nur einige Geltung errang? Ohne einen andern Beschützer als sein Talent, arm, unbekannt, von Noth gedrückt, zeichnete Lesueur theologische Thesen, oder Büchertitel, oder er malte auf kleine Medaillons heilige Jungfrauen für die Nonnen von Paris. Welch ein Unterschied zwischen dieser Beschäftigung und den 22 Gemälden die er später in dem kleinern Karthäuserkloster zu Paris malte. Diese unsterbliche Galerie wurde ihm kaum dürftig bezahlt. Bekannter geworden malte er abwechselnd für die Kirchen und für das weltliche Publicum, bald Heilige, bald Liebesgeschichten oder heidnische Göttinnen. Allein gläubig und christlich im Gemüth blieb er stets keusch und züchtig in seinen Bildern. Vorzüglich wird die Musengalerie im Hotel Lambert gerühmt. Als Frau du Châtelet unter Ludwig XV. das Hotel kaufte, nahm Voltaire Besitz von diesem Zimmer. Lesueur verwandte neun Jahre auf die Malereien im Hotel Lambert. Die angestrengte Arbeit untergrub seine Gesundheit, der Kummer trug dazu auch noch das Seinige bei. Seine Bescheidenheit konnte seine Nebenbuhler nicht entwaffnen. So sehr ihn die Natur begünstigt hatte, so sehr vernachlässigte ihn das Glück. Verschwenderisch gegen die Schriftsteller und Künstler, die ihn schmeichlerisch in Versen und mit dem Pinsel unaufhörlich rühmten, ließ Ludwig XIV. einen großen Maler und einen großen Dichter unbeachtet: Lesueur und Lafontaine. Künstler, Schriftsteller, Dichter, Gelehrte und selbst die Regierung haben gegenwärtig den Gedanken gefaßt sein Andenken durch Setzung einer Bildsäule zu feiern. Das kleinere Karthäuserkloster in Paris, der Ort seines Ruhms, ist der passendste Platz für diese Bildsäule; das Kloster wird dann eine doppelte Zierde haben.

Das Bett der Maria Stuart.

Die Ruinen von Hardwicke-Castle waren einst das Gefängniß Maria Stuart's. Das Meublement dessen die Königin während ihrer Gefangenschaft sich bediente wird gegenwärtig im neuen Schlosse noch treulich aufbewahrt, und als das interessanteste Stück desselben zeigt man Maria's Bett, dessen Decke sie zum großen Theil selbst gestickt hat. Dieses Bett hörte manchen erstickten Seufzer, es sah so viele schlaflose Nächte, so viele heiße Thränen, so viele Träume von Flucht, Macht und Freiheit. Im langen Laufe der Jahre sind seine Farben verblaßt, und auch den Einschlag der gesteppten Decke, die Beschäftigung während der schweren Gefangenschaft, hat die Zeit abgenutzt. Der Anblick eines Grabmals kann keinen traurigern Eindruck machen als der dieses Betts. Diese schwarzgewordene Pracht mit dem Thronhimmel und den Helmbüschen gleicht einem Leichenwagen und war es auch, denn hier starben ja allmälig alle Hoffnungen des armen Weibes. Der Saal in dem das Bett aufbewahrt wird ist noch ganz so meublirt wie zu den Zeiten der Elisabeth. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1850
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. V.)

66. **Moderne Titanen**, kleine Leute in großer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

67. **Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung.** Vorschläge zu einem Bundesparlament von A. M. Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

68. **Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. **Hermann Brockhaus.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

69. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft**, herausgegeben von den Geschäftsführern. Vierter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

70. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von M. J. E. **Volbeding.** Fünfter Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten **zusammengenommen im ermäßigten Preise** geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte und fünfte Jahrgang (1849 und 1850) kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

71. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1850. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Folio. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

72. **Zorrilla (Don José), Don Juan Tenorio.** Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 1 Thlr.

Aus dem Verlage des Herrn Otto Spamer in Leipzig ist an F. A. Brockhaus übergegangen:

Elsner (J. G.), Die rationelle Schafzucht. Ein Handbuch für Landwirthe, Schafzüchter u. s. w. Resultate dreißigjähriger Praxis und Erfahrung. Zweite, durchgesehene, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. 8. 1849. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf die

zehnte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexikon,

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft

in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint.

Die in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhaltenden ersten Hefte zeigen die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage des bekannten Werks, sowie die sorgfältige äußere Ausstattung. Binnen drei Jahren soll es beendigt sein, und **die vollständige Lieferung in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.** Monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben.

Häftet: Bokstafs-och Ordböjnings-Lära. 8. Stockholm. 16 Ngr.

Frey. Tidskrift för Vetenskap och Konst. 1850. 1—8. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Kärlek och Poesi. 12. Stockholm. Cart. 2 Thlr. 10 Ngr.

Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift Sällskapet. II. Delen. Häft. 4. Herr Ivan Lejon-Riddaren. IV. Delen. Häft. 3. Ett Forn-Svenskt Legendarium. V. Delen. Häft. I, II. Sagan om Didrik af Bern. 8. Stockholm. 6 Thlr. 20⅔ Ngr.

Ny Tidskrift för Lärare och Uppfostrare. Utgifven of **Bagge** och **Falk**. Andra Argången. 1, 2. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Thlr.

Gorecki, (A.), Wolny Głos. 16. Paryż. 1 Thlr.

Otwinowski, (E.), Dzieje polski pod panowaniem Augusta II. od roku 1696—1728. Gr. 8. Kraków. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Panowanie Henryka Walezyusza i Stefana Batorego Królów polskich. Z rękopismów Albertrandego podlug wydania **Z. Onacewicza**. Gr. 8. Kraków. 3 Thlr. 15 Ngr.

Poplinski (A.), Mniejsza Grammatyka lacinska dla klass niższych i średnich gymnazyalnych. Druga poprawiona i pomnożona edycya. 8. Poznań. 20 Ngr.

——— Historya powszechna dla Klass średnich szkół realnych i gimnazyalnych. Tom II zawierający Dzieje wieków średnich Poszyt I. Lex.-8. Poznań. 10 Ngr.

Wasilewski, (E.) Poezye. 8. Kraków. 1 Thlr. 10 Ngr.

Argelander, DLX stellarum fixarum positiones mediae ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inservientai adjecit. Gr. 4. Helsingfors. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

——— Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I—III. Folio. Åbo. 1830—32. 9 Thlr.

Castrén, De affixis personalibus linguarum Altaicarum dissertatio. 4. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

——— Elementa grammatices Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

——— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

Eklöf, Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Euren, (G. E.), Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Europaeus, Pieni Runon-seppä eli Kokous paraimmista Inkerinmaan puolelta kerätyistä runo-lauluista ynnä Johdatyksia Runon tekoon. (Lehrbuch der finnischen Metrik nebst einigen Gesängen.) 8. Helsingfors. 1847. 10 Ngr.

Geitlin, Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kalevala, Toinen painos. (Zweite Ausgabe dieses finnischen Nationalepos.) 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kanteletar. Suomen Kansan Wanhoja Lauluja ja Wirsiä. 1.—3. Kirja. (Alte lyrische Gesänge des finnischen Volks. Erster bis dritter Band.) Gr. 8. 3 Thlr.

Kellgren, (H.), De cosmogonia Graecorum ex aegypto profecta, Dissertatio. 8. Helsingfors. 1850. 9 Ngr.

——— Mythus de ovo mundano, ejusdemque apud Indios notio. Helsingfors. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Kellgren, (H.), Tengström und **Tigerstedt**, Fosterländskt Album. (Vaterländisches Album für finnische Literatur.) Erstes bis drittes Heft. Helsingfors. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Korhosen, (Paawo), Wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua. (Funfzig Runen und sechs Gesänge von Paul Korhosen.) Helsingfors. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

Lagus, Abo Hofrätts Historia. Erster Band. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nervander, Skrifter utgifna till Minne för Landsmän. Med Författarens portrait. (Nervander's Schriften.) Zwei Bände. Gr. 8. Helsingfors. 1850. 2 Thlr. 10 Ngr.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. 1. Häftet. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Renvall, Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linguae finnicae cum interpretatione duplici, copiosiore latina, breviore germanica. Erster und zweiter Band. Åbo. 1826. 4. 6 Thlr.

Runeberg, Fänrik Ståls Sägner, en Samling Sånger. Andra Upplagan. 1. Häftet. (Gedichtsammlung.) Lex.-8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.

Ruotsin, Suomen ja Saksan Tulkki. (Schwedisch-finnisch-deutsches Wörterbuch und Gespräche.) Helsingfors. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Sahlberg, (C. R.), Novae Coleopterorum species. Dissertatio academica. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 5 Ngr.

Sahlberg, (C. R.), Insecta Fennica. Tom. I. II. Helsingfors. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Sahlberg, (R. F.), Monographia geocorisarum Fenniae. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.

Sjogrén, (A. J.), Anteckningar om Församlingarne i Kemi-Lappmark. Helsingfors. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Suomen historia ja maantiede. (Geschichte und Geographie von Finnland.) Helsingfors. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Suomen Kansan Arwoituksia ynnä 135 Wiron Arwoituksen kanssa. (Die Räthsel der Finnen, nebst 135 esthnischen Räthseln.) Helsingfors. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Suomen Kansan Laulantoja Pianolla soitettavia. 1. Häftet. (Finnische Nationalmelodien.) Quer Lex.-8. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 5 Ngr.

Suomen Kansan Sanalaskuja. (Die Sprichwörter des finnischen Volks.) Helsingfors. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. (Zeitschrift für finnische Gegenstände.) Erster bis neunter Jahrgang. 1841—49. Gr. 8. Der Jahrgang 1 Thlr. 10 Ngr.

Tengström, (R.), Finsk Anthologi. Erster Band. (Anthologie der finnischen Volkspoesie.) Helsingfors. 1845. 8. 1 Thlr.

——— Chronologisca Förteckningar och Anteckningar öfver Finska Universitetets etc. (Geschichte der finnischen Universität in Biographien.) Lex.-8. Helsingfors. 1838. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Unterhaltend, anregend, freimüthig! Menschen die dem wirklichen Leben entnommen sind! Stil und Darstellung, würdig der hohen Idee, die durch dies treffende Charaktergemälde unserer Zeit überraschend gelöst wird!

In unserm Verlage ist erschienen:

Niemeyer, Dr. **K., De equitibus Romanis.** Commentatio historica. Preis 12 Ngr.

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hoefer.** III. Band. 1stes und 2tes Heft. Mit Beiträgen von *Böttcher, Dietrich, Fleischer, Hattemer, Kosegarten, Pott, Schmidt* und *Schweizer.* Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hoefer.** I. Band: **Claws Bûr,** ein niederdeutsches Fastnachtspiel. Preis 15 Ngr.

Der II. Band: **Burchard Waldis' Parabel vom verlorenen Sohne** ist unter der Presse.

Euler's, L., Mechanik, oder analytische Darstellung der Wissenschaft von der Bewegung. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von Dr. **J. Ph. Wolfers.** Zwei Bände mit 10 Figurentafeln. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Beiträge zur kirchlichen Literatur und Dogmengeschichte des griechischen Mittelalters. II. Band: **Die Mystik des Nicolaus Cabasilas vom Leben in Christo.** Erste Ausgabe und einleitende Darstellung von Prof. Dr. **W. Gass.** (15 Bogen griechischer Text und 15 Bogen Anmerkungen.) Preis 2 Thlr. 24 Ngr.

Wittmütz, Rector Dr. **C., Drei Kommaregeln statt vieler.** Preis 7½ Ngr.

Jahrbücher der Staats- und landwirthschaftlichen Akademie Eldena. Herausgegeben von **E. Baumstark, C. G. Haubner** und **Franz Schulze.** II. Band. 1stes und 2tes Heft. Preis für alle drei Hefte 2 Thlr.

Zur Einkommensteuer-Frage von **E. Baumstark.** Preis 9 Ngr.

Greifswald.

C. A. Koch's Verlagshandlung.
(Th. Kunike.)

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Achillis Tatii Alexandrini De Clitophontis et Leucippes amoribus libri VIII graece et latine, varietate lectionis notisque C. Salmasii, J. Bd. Carpzovii, T. B. Bergeri ac suis illustrati a *B. G. L. Boden.* 8 maj. 1776. (1 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Aeschinis, Socratici, Dialogi tres graece, tertium edidit, ad fidem Cod. Mss. Vindob., Medic., Aug. et libb. editt. Platonis Stobaeique veterum denuo recensuit, emendavit, explicavit, indicemque verbor. graec. copiosiss. adjecit *J. F. Fischer.* 8 maj. 1786. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Alciphronis Rhetoris Epistolae ex fide aliquot codicum recensitae cum Steph. Bergleri commentario integro, cui aliorum criticorum et suas notationes, versionem emendatam indiculumque adjecit *J. A. Wagner.* 2 tomi. 8 maj. 1798. (2 Thlr. 25 Ngr.) **24 Ngr.**

Anacreontis Teii Carmina graece, e recensione Guilielmi Baxteri cum ejusdem notis tertium edidit varietatemque lectionis atque fragmenta cum suis animadversionibus adjecit *I. F. Fischer.* 8 maj. 1793. (2 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Heliodori Aethiopicon, cum animadversionibus Jo. Bourdelotti, ad. vet. editt. recensuit *J. B. Schmid.* 8. 1772. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Longi Pastoralium de Daphnide et Chloe libri IV curavit, varietatem lectionis ad notas R. Columbranii, G. Jungermanni, P. Molli et suas cum Laurentii Gambarae expositis addidit. *B. G. L. Boden.* 8 maj. 1777. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

(Ovidius.) Die Liebekunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet von *C. F. Adler.* Gr. 12. 1843. (1 Thlr. 6 Ngr.) **16 Ngr.**

Sophoclis Trachiniae; graece, ex recensione Brunckii. Ed. et commentario illustr. *J. G. C. Hoepfner.* 8 maj. 1791. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Xenophontis De Cyri minoris expeditione libri VII et alia opuscula graece et latine ex recensione Ed. Wells, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura *C. A. Thieme.* 8 maj. 1804. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

—— Historia graeca et Hiero, graece et latine ex recensione Ed. Wells, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura *C. A. Thieme.* 8 maj. 1804. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

—— Memorabilia Socratis, Oeconomicus et alia opuscula, graece et latine ex recensione Ed. Wells, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura *C. A. Thieme.* 8 maj. 1804. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Julius Sturm.

16. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Februar 1851. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verzeichniß

der im Verlage

der Dieterichschen Buchhandlung (F. Schlemmer & W. Vogel) in Göttingen

in den Jahren 1848. 1849. 1850

neu erschienenen oder neu aufgelegten Werke.

Abhandlungen
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
Bd. III. die Jahre 1845—47. gr. 4. 9 Thlr.
Bd. IV. die Jahre 1848—50. gr. 4. 8 Thlr.
Bd. I. II. kosten 16 Thlr.
(Hieraus werden auch die Classen einzeln verkauft.)

Einige Beiträge
zur
Erklärung des Zend
von
Th. Benfey.
8. geh. 8 Ngr.

Über den
Aufenthalt lebender Amphibien im Menschen
von **A. A. Berthold.**
gr. 4. 10 Ngr.

Rechtsfälle
zum akademischen Gebrauche
herausgeg. von
H. K. Briegleb.
Heft 1. 2. gr. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

G. A. Bürger's
sämmtliche Werke.
Supplementband
enthaltend
Döring, Biographie Bürger's.
8. geh. 1 Thlr.
(Die Werke, 4 Bände, 8. kosten 2 Thlr. 20 Ngr.)

G. A. Bürger's Gedichte.
Miniaturausgabe mit 1 Kupfer.
Eleg. geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

CICERONIS, M. T.,
de re publica librorum fragmenta
recensuit et adnotatione critica instruxit
Fr. Osannus.
gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bemerkungen
über die
Selbstständigkeit der Fieber
von
J. G. H. Conradi.
gr. 4. 15 Ngr.

Diplomatische Correspondenz
aus den Jahren 1759. 1760 betreffs der Bestrafung und Ausweisung der Jesuiten aus Portugal.
Deutsch und im italienischen Original.
gr. 8. geh. 1 Thlr.

De
Zenodoti studiis Homericis.
Ed. **H. Duentzer.**
gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zeugnisse
aus dem akademischen Gottesdienste zu Göttingen.
Sammlung von Predigten
herausgeg. von
Fr. Ehrenfeuchter.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Michael Akominatos von Chonä
Erzbischof von Athen.
Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Athens im Mittelalter.
Von **A. Ellissen.**
gr. 8. geh. 25 Ngr.

Über die
neu entdeckte phönikische Inschrift zu Marseille
herausgeg. von **H. Ewald.**
gr. 4. 10 Ngr.

Die drei ersten Evangelien
übersetzt und erklärt
von **H. EWALD.**
gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hand- und Lesebuch
der
englischen Sprache
herausgeg. von **A. Freytag.**
gr. 8. 1 Thlr.

Lehrbuch
der
speciellen Nosologie und Therapie
von
Conrad Heinrich Fuchs.
Bd. I. Bd. II. Abthl. 1—3.
gr. 8. 10 Thlr.

Beiträge zur Theorie
der
algebraischen Gleichungen
von **C. F. Gauss.**
gr. 4. 15 Ngr.

Athis und Prophilias
ed. *W. Grimm.*
gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Exhortatio
ad plebem christianam inet.
ed. **W. Grimm.**
gr. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bemerkungen
zur
**Inschrift eines Thongefässes
mit babylonischer Keilschrift**
von **G. F. Grotefend.**
Mit 2 Tafeln.
gr. 4. 15 Ngr.

Desselben Bemerkungen
zur
**Inschrift eines Thongefässes
mit ninivitischer Keilschrift.**
Nebst Nachträgen.
Mit 3 Tafeln.
gr. 4. 21 Ngr.

Bemerkungen
über Gyps und Karstenit.
von ***J. F. L. Hausmann.***
Nebst 1 Tafel.
gr. 4. 16 Ngr.

Darstellungen
aus der innern Geschichte Spaniens während des 15. 16. und 17. Jahrhunderts
von
W. Havemann.
gr. 8. geh. 2 Thlr.

Abhandlungen und Beiträge
zur
classischen Literatur und Alterthumskunde
von **K. F. Hermann.**
gr. 8. 2 Thlr.

Über
**Gesetz, Gesetzgebung und gesetzgebende Gewalt
im griechischen Alterthume**
von ***K. Fr. Hermann.***
gr. 4. 20 Ngr.

Römische Geschichte
vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin.
Mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Verwaltung des Reichs. Bd. 1. Abthl. 3
von **K. Hoeck.**
gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hogarth's Werke
mit Erklärungen von **Lichtenberg** und verkleinerten aber vollständigen Copien von **Riepenhausen.**
Neue Ausgabe von **H. Rödel.**
In 12 Lieferungen fol.
Subscriptionspreis mit Text 10 Thlr.
Späterer Ladenpreis 15 Thlr.

HOLBEINS, H.,
Initial-Buchstaben
mit dem Todtentanz.
Nach Hans Lutzelburgers Original-Holzschnitten copirt von ***H. Lödel.***
Mit Denkversen und einer Abhandlung über die Todtentänze von **A. Ellissen.**
Druckpap. 25 Ngr. Velinpap. 1 Thlr.

Jahrbücher
der
Biblischen Wissenschaft
herausgeg. von ***H. Ewald.***
Jahrg. I. II. gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Jaskâ's Nirukta
sammt den Nighantavas
herausgeg. von **R. Roth.**
Heft 1. 2. gr. 8. 3 Thlr.

Das
apostolische Glaubensbekenntniß
und die Forderung von dessen kirchlichem Gebrauche entbunden zu werden
von **K. Jürgens.**
gr. 8. geh. 15 Ngr.

Überblick
der
deutschen Mythologie
ein Auszug aus Grimm's deutscher Mythologie.
Bearbeitet von **J. Kehrein.**
gr. 8. geh. 15 Ngr.

Studien
zur
Geschichte des Physiokratismus.
Von **G. Kellner.**
gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Notizen über Bonny
an der Küste von Guinea,
seine **Sprache** und seine **Bewohner.**
Mit einem Glossarium
herausgeg. von **H. Köler.**
gr. 8. geh. 25 Ngr.

Krause, K. Ch. F.,
handschriftlicher Nachlass.
Abthl. I. Reihe 1. Analytische Philosophie. II. Vorlesungen über die psychische Anthropologie.
Herausgeg. von Dr. **H. Ahrens.**
gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Ngr.
(Es sind vom Nachlass 11 Bände erschienen und kosten 22 Thlr. 17 Ngr.)

Die Vormundschaft
nach den Grundsätzen des deutschen Rechts
dargestellt von
W. Th. Kraut.
Thl. 1. 2. gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Klinische Beiträge
aus dem Gebiete der
Chirurgie u. Ophthalmologie
von **M. Langenbeck.**
Liefrg. 1. 2.
gr. 4. 3 Thlr.

Mikroskopisch-anatomische
Abbildungen
von ***C. J. M. Langenbeck.***
Liefrg. I—IV. Taf. I—XVII. Fol.
6 Thlr. 20 Ngr.

Nosologie und Therapie
der
chirurgischen Krankheiten
in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen
oder
gesammte ausführliche Chirurgie
für
praktische Ärzte und Wundärzte.
von **C. J. M. Langenbeck.**
Bd. V. Abthl. 4. gr. 8. 4 Thlr.
(Bd. I—V. Abthl. 3 kosten 8 Thlr.)

G. Ch. Lichtenberg's vermischte Schriften.
Bd. 9—14.
(Enthaltend: die Erklärung zu Hogarths Werken.)
16. Subscriptionspreis 2 Thlr.
(Bd. 1—8 der verm. Schriften kosten 2 Thlr.)

Über
das Alter, den Verfasser, die ursprüngliche Form und den wahren Sinn
des kirchlichen Friedensspruches:
In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utriusque caritas.
Eine literar. histor.-theologische Studie
von **Fr. Lücke.**
gr. 8. 25 Ngr.

Bemerkungen
über einige Punkte der
griechischen Wortfügungslehre.
von ***J. N. Madvig.***
gr. 8. 16 Ngr.

Recueil nouveau général de traités conventions et autres transactions remarquables
par **Fr. Murhard.**
Continuation du grand Recueil de feu ***M. de Martens.***
Vol. I—VII. 26 Thlr. 5 Ngr.
(Martens Recueil 29 Vol. (101 Thlr. 15 Ngr.) kosten im herabges. Preise 60 Thlr.)

Ueber die bisherige
Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode
von **K. F. H. Marx.**
gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber
Marc' Antonio della Torre und Leonardo da Vinci,
die Begründer der bildlichen Anatomie.
Von **K. F. H. Marx.**
gr. 4. 8 Ngr.

Monatsschrift für Theologie u. Kirche,
herausgeg. von **Lücke** und **Wieseler.**
Jahrgang V. VI. à 2 Thlr. 20 Ngr.
(Vergleiche: theologische Vierteljahrsschrift.)

Colophoniaca
ed. **C. A. PERTZ.**
gr. 8. 10 Ngr.

Philologus.
Zeitschrift für das classische Alterthum.
Herausgeg. von **F. W. Schneidewin.**
Jahrg. II. III. IV. V. Heft 1—4.
12 Thlr. 15 Ngr.

Die Lehre von dem Beweisurtheil
mit Vorschlägen für die Gesetzgebung
herausgeg. von **J. W. Planck.**
gr. 8. 2 Thlr.

Vorschläge und leitende Gedanken
zu einer
Kirchenordnung für das protestantische Deutschland
auf Grundlage der Geschichte und der Zustände der Gegenwart
von **E. R. Redepenning.**
gr. 8. 20 Ngr.

Umriß
einer
kirchlichen Lehrordnung
nach den Grundsätzen und Bekenntnißurkunden der evangelischen Kirche in Deutschland.
Ein Beitrag zur innern Einigung der Kirche des Evangeliums
von **E. R. Redepenning.**
gr. 8. 20 Ngr.

ROSENBERG,
de microscopii usu in diagnostica.
gr. 4. 15 Ngr.

Praktischer Lehrgang
in
deutscher Sprache und Schrift
von
F. Schwerdfeger.
Thl. 1. 2. gr. 8.

Die dritte Gattung
der
achämenischen Keilinschriften
von **M. A. Stern.**
gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Studien
des
Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde
von ***J. L. F. Hausmann.***
Bd. V. Heft 3. gr. 8. 20 Ngr.
(Bd. III—V. 2. kosten 5 Thlr. 22½ Ngr.)

Das Handelsrecht
als gemeines in Deutschland geltendes Privatrecht mit Berücksichtigung des außerdeutschen Handelsrechts dargestellt
von **H. Thöl.**
2 Bde. gr. 8. 5 Thlr.
(Bd. 2. **Wechselrecht.**)

Des Richtes Stig nach Landrecht
aus einer Handschrift von 1374 und ältern Drucken sammt H. von Ossvelds Cautela und Prems und einem bisher ungedruckten Stücke von Zehnten, Mühlen und Höfen
herausgeg. von **F. W. Unger.**
gr. 8. 20 Ngr.

Vierteljahrsschrift für Theologie und Kirche.
Herausgegeben von
F. Lücke und **C. Wieseler.**
Bd. 4. Jahrg. 1848. Heft 1—4. gr. 8.
2 Thlr. 20 Ngr.

Ueber
den feineren Bau des electrischen Organs im Zitterrochen.
von ***R. Wagner.***
Mit 1 Tafel. gr. 4. 15 Ngr.

Einige Worte
über den Dänischen Geh. Archivar und Historiographen
Dr. C. F. Wegener.
Von **G. Waitz.**
6 Ngr.

Alte Denkmäler
herausgeg. von ***F. G. Welcker.***
Thl. I. Giebelgruppen.
Thl. II. Basreliefs u. geschnittene Steine.
gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Evolutio radicum aequationum algebraicarum e ternis terminis constantium in series infinitas
ed. *J. G. Westphal.*
gr. 4. 15 Ngr.

Grundsätze des Kirchenrechts
von **G. v. Wiese.**
6te Ausgabe.
Ergänzt, glossirt und stylisirt
von **K. E. Morstadt.**
gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Über das Titan.
Von *F. Wöhler.*
gr. 4. 6 Ngr.

Des Freiherrn von Münchhausen
wunderbare
Reisen und Abenteuer
zu Wasser und zu Lande.
Sechste Original-Ausg. der deutschen Bearbeitung.
Mit Federzeichnungen von Hosemann.
15 Ngr.

Zakarija Ben Muhamed el Cazwini's
Kosmographie.
herausgeg. von *F. Wüstenfeld.*
Thl. I. Hft 1. 2. Thl. II. Hft 1. 2.
gr. 8. 8 Thlr. 10 Ngr.

Muhammed Ben Habib
über die
Gleichheit und Verschiedenheit der arabischen Stämmenamen.
herausgeg. von *F. Wüstenfeld.*
gr. 8. 12 Ngr.

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch die **Brüder Grimm.**
2 Bde. Große Ausg. mit 2 Kpfrn. 6te Aufl.
Ausgabe auf feinem Pap. 2 Thlr. 12 Ngr.
Ausg. auf Druckpap. 2 Thlr.

Lindley Murray's
methodische Anweisung zur Erlernung einer richtigen Aussprache des Englischen.
Für Deutsche bearbeitet.
12. geh. 20 Ngr.

Corpus
Paroemiographorum Graecorum.
Tom. 2. Diogenianus. Gregorius. Cyprius Macarius. Aesopus. Apostolius et Arsenius. Mantissa Proverbiorum.
Ed. **E. L. a Leutsch.**
gr. 8. 5 Thlr.

Beiträge
zur
metallurgischen Krystallkunde.
von *J. F. L. Hausmann.*
gr. 4. 20 Ngr.

Lahmeyer,
Orationis de haruspicum responso habitae originem Tulianam.
gr. 4. 10 Ngr.

Die
schweizerische Eidgenossenschaft,
der Sonderbund u. die Bundesrevision.
Eine staats- u. bundesrechtliche Erörterung
von **H. A. Zachariae.**
gr. 8. 25 Ngr.

Unter der Presse sind pr. 1851:

Recueil nouveau général de traités conventions et autres transactions remarquables.
Par **Fr. Murhard.**
Vol. VIII. gr. 8.

Lehrbuch
des deutschen Privatrechts
von **H. Thöl.**
gr. 8.

Geschichte Schleswig-Holsteins
herausgeg. von *G. Waitz.*
In 3 Büchern. gr. 8.

Geschichte
des
Volkes Israel bis Christus
herausgegeben von
G. H. A. Ewald.
Thl. I. neue Auflage.
Thl. III. Abth. 2. als Fortsetzung.

Lehrbuch
der
evangelischen Dogmatik
herausgegeben von
Fr. Lücke.
2te. Auflage.

Alte Denkmäler
herausgegeben von *F. G. Welcker.*
Thl. III.

Lehrbuch
der
allgemeinen Therapie
herausgegeben von
C. G. T. Ruete.

Pathologische Untersuchungen
herausgegeben von
B. Langenbeck, Geb. R.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 51. —— 28. Februar 1851.

Goethe's Leben. Von J. W. Schäfer. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Die Mittheilungen von Schöll, die Forschungen Düntzer's, die Zettelchen an Salzmann, zusammengenommen mit dem den strasburger Aufenthalt schildernden Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit", sind im dritten Capitel unsers Buchs geschickt verarbeitet worden, sodaß auch hier der Totaleindruck nicht ausbleiben kann den in Hinsicht auf Goethe die strasburger Zeit auf den unbefangenen und denkenden Leser machen muß.

So und in noch höherm Grade, weil neben „Dichtung und Wahrheit" die Quellen reichlicher fließen, ist es mit dem vierten und sechsten Capitel, welche die Jahre 1771—75 begreifen. Gerade in der Schilderung dieser Jahre, in denen neben so vielen kleinern und manchen begonnenen, aber nicht vollendeten Productionen der „Götz" und „Werther" entstanden, finden wir Goethe, der dichterisch-symbolischen Darstellung zuliebe, manches Zerstreute, voneinander Entlegene zusammenfassend, zu Einem Bilde vereinend, hier und da unabsichtlich irrend. Schäfer hat, ohne in die Kälte der Kritik zu verfallen, ohne in jedem einzelnen Falle ausführlich das Irrthümliche, wovon wir S. 171 und 196 Proben haben, darzuthun, die zu berichtigenden Punkte in sein Gesammtbild aufzunehmen verstanden, ohne daß dieses den Charakter des ohne Störung hinfließenden, lebendigen Vortrags verliert. Die Erscheinung des „Götz" im Publicum setzt Schäfer in das Frühjahr 1773. Daß er schon am Ende des Jahres 1771 an ihm arbeitete, sagt uns ein Brief an Salzmann vom 28. November desselben Jahres. Am 3. Februar des folgenden hatte dieser das Drama schon gelesen, ohne Zweifel die erste Gestaltung. Der Erscheinung des umgestalteten scheint Schäfer ein etwas zu frühes Datum zu geben. Uns liegt ein Brief jenes gießener Schmid vor, worin es heißt: „Eben habe ich die neueste Neuigkeit, das Shakspeare'sche Drama «Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand» geendigt. Mir dünkt es, bei allen seinen Sonderbarkeiten, voll von Funken eines großen Genies." Was den „Werther" betrifft, so hat Düntzer in seinen „Studien" das Historische der Entstehung des Romans gegeben und dargethan wie in Goethe's „Bekenntnissen" mannichfach von der Wirklichkeit abgewichen ist. Ihm folgte Schäfer, der nur noch mehr Das hätte hervorheben sollen was in den dem strasburger Leben folgenden Jahren auf Goethe's Seele lastete. Sagt er doch selbst: „Meine Arbeiten sind immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens" (S. 185), und, da ihm der „Werther" einmal wieder in die Hände gefallen war, in einem an Frau von Stein gerichteten Briefe (April 1777):

> Was mir in Kopf und Herzen stritt
> Seit manchen lieben Jahren,
> Was ich da träumte, jauchzt' und litt,
> Muß wachend nun erfahren.

Glücklich ist von Schäfer manches Wort aus den Recensionen Goethe's in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" benutzt worden; wie das schöne über Lotte (S. 141). Ein anderes, gegen die patriotischen und bardischen Sänger der siebziger Jahre gerichtetes ist recht auf unsere Tage anwendbar: „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden darauf zu sitzen, kein Bett drinnen zu liegen" (S. 147). Ob Schäfer im „Mahomet" (S. 176) mit Recht eine tiefere Idee als die von Goethe selbst angegebene vermuthet, müssen wir, da das Drama nicht zustandegekommen, dahingestellt sein lassen. Uebrigens sagen uns Goethe's gelegentliche Aeußerungen über „Wilhelm Meister" und andere eigene Producte daß ihm in den Urtheilen über den Sinn seiner Werke nicht immer unbedingt zu folgen ist. Auch darin möchten wir Schäfer nicht geradezu beistimmen daß Eifersucht es gewesen was Goethe von Lili trennte, die sein Glück gemacht haben würde; wie es denn eine große Frage ist ob damals dem Dichter eine eheliche Verbindung zu wünschen gewesen wäre. Nur haben in uns die Worte des Kanzlers von Müller, worin er (in einer Freimaurerrede) die Erscheinung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit" ankündigt:

> Diese Trennung von Lili wird uns noch tiefere Blicke in die Geheimnisse eines Herzens thun lassen, das mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Zauber süßester und edelster Neigung zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlichzarter Anfoderungen galt.

bei der Lecture jenes Buchs sogleich Bedenken erregt.

Wenn in der neuesten Zeit das Bekanntwerden so

Manches was sich auf Goethe bezieht dem Buche Schäfer's einen Vorzug vor Viehoff gibt, so ist Dies vor allem bei dem zweiten Buche: „Weimarische Lehrjahre", der Fall, wo die „Briefe an Frau von Stein" eine bisher nur zu empfindliche Lücke ausfüllen und auch Dem was die Merck'schen Sammlungen über Goethe enthalten Vollständigkeit und Aufklärung geben.

Kommen wir in jenen Briefen an die Stelle wo Goethe schildert wie bei einer Fahrt in ein Bergwerk des Harzes ein mächtiges Gebirgsstück ihn auf ein Haar erschlagen, dann überfällt uns ein Grauen bei dem Gedanken, welche 50 Jahre von einem solchen Leben und Wirken uns geraubt wären. Das hat der Verfasser unsers Buchs, auf dessen zweite Abtheilung wir nun kommen, wohl empfunden. Wieviel ist über die erste weimarische Zeit Goethe's gefabelt und geschwatzt worden! Er ist ein Hofmann geworden, sein Deutschthum hat er fahren lassen, ja mit Verachtung von sich gestoßen, in tollen Streichen hat er sein poetisches Talent vergeudet; dann hat er sich hoffärtig in sich zurückgezogen und das Volk für Nichts geachtet. Und hier in unserm Buche

ist dies vielmehr die Zeit worin sich Goethe's sittlicher Charakter zu der maßvollen Haltung, sein Gemüth zu der Milde und Klarheit herausbildeten; worauf zugleich seine menschliche wie seine dichterische Größe beruhe, die Zeit wo sein rastloses Hinanstreben zu dem Ideal eines nach außen und innen thätigen Lebens mit Bewunderung erfülle, und dem Worte Herder's, daß er in jedem Schritte seines Lebens ein Mann sei, vollgültige Zeugnisse gibt. (S. vii fg.)

Hier kamen Schäfer vor allem die „Briefe an Frau von Stein" zu statten, in denen sich das früher in den Briefen an Lavater, Merck, Jacobi u. A. Zerstreute concentrirt und uns das Bild eines Mannes gibt der aus jugendlich-leidenschaftlicher Genialität, aus Sinnlichkeit, aus dem Treiben der großen Welt, aus einer Verwöhnung die dem Stärksten hätte gefährlich werden können sich zu einer sittlichen Höhe erhebt, welche darzustellen es einer dichterischen Gabe bedürfte gleich der diesem Menschen und den Göttern verliehenen. Aber auch unser Verfasser hat Viel gethan uns dieses Bild vorzuhalten, das Bild Dessen der, in einer Matinée der genialen Gesellschaft „der Ausbund Aller" genannt, in einem seiner reifsten Werke sagen durfte:

> Was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
> Zu dauern, und im Stillen fortzuwirken,
> Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
> Dem holden Lied bescheiden anvertraut!

Denn in den Capiteln die von den weimarischen Jahren bis zu der Reise nach Italien handeln erkennen wir recht wie die Pflicht das Erste war was Goethe, sobald er zu Selbstbewußtsein und Besonnenheit gelangt war, leitete, die Liebe aber Das was der Pflicht Wärme, Leben, Seele gab; wie er denn auch selbst (10. December 1779) an die Freundin schreibt: „Gestern und vorgestern habe ich meine Pflicht gethan; aber was ist Pflicht ohne die Gegenwart der Liebe!"

Uebrigens verfährt Schäfer wie im ersten Buche. Das Bedeutendste aus dem Mannichfaltigen, Zerstreuten zusammenstellend, berührt er oft nur die Spitzen der Dinge. Dies meist mit sicherm Takte. Doch vermissen wir hier und da einen Zug den wir seinem Gemälde wünschen; wie in der Schweizerreise des Jahres 1779 die schönen Worte Goethe's: „Hätte mich das Schicksal in irgend einer großen Gegend wohnen heißen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille"; dann die Stelle wo er von dem Gefühle spricht das ihn bei der Erzählung von dem heiligen Alexius bewältigte. Dem von Schäfer wohl benutzten Briefe an Frau von Stein, wo Goethe sagt: „er entziehe den Springwerken (der Poesie) soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen" (S. 315), hätte zugefügt werden sollen daß an demselben Tage da Goethe Dieses auf einer Inspectionsreise schrieb, da am nächstfolgenden das herrliche „Meine Göttin" überschriebene Gedicht an die Phantasie entstand. Die bedeutende Stelle in einem Briefe an Lavater:

Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher als die sieben Botschaften, Leuchter, Hörner u. s. w. (in der Apokalypse). Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne.

ist nicht vergessen. Doch hätten wir auch hier gern Etwas zugefügt gesehen: Goethe offenbart hier wie die Religion ihm in der Form der Kunst zutheilwird. Die echte Kunst gibt nicht Begriffe, nicht Allgemeines. Sie gibt „das All im Einen", das Göttliche läßt sie im Irdischen erscheinen, das Ewige im Gegenwärtigen, das Dauernde im Flüchtigen"; da konnten ihm jene Symbole Nichts sein gegen Das was er als symbolisch aufnahm, wobei es gar nicht in Betracht kommt daß das Erwähnte Parabeln sind. Er hätte tausend andere Beispiele wählen können; und man denke an seine Gedichte: „Das Göttliche" und „Ganymed". So wird uns das Wort im „Divan" klar:

> Was ich Ird'sches denk' und sinne,
> Das gereicht zu höherem Gewinne.

Rechten möchten wir noch mit dem Verfasser über das von der zweiten Ausgabe des „Werther" (S. 336) Gesagte. Er meint, es dürfte kaum behauptet werden daß der Roman durch diese Vervollständigung gewonnen habe; die Einschaltung der Geschichte des Bauernburschen, der aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, bringe ein fremdes Element hinein. Wenn Schäfer die in der Kestner'schen Familie bewahrten Briefe über den „Werther" gelesen hätte, dann würde er erkannt haben wie zart Goethe, durch ein Versprechen gebunden, dieses, soweit es der Gegenstand des Versprechens möglich machte, zu lösen gestrebt hat. Dann ist jener Bauerbursche keineswegs ein fremdes Element. Schäfer erinnerte sich wol nicht der Worte die Goethe am 19. Januar 1778 an Frau von Stein richtet, als ein Fräu-

fein von Dalberg sich in der Ilm, in der Nähe von Goethe's Garten, ertränkt hatte:

Ich kann es meinen Jungen nicht verdenken, die nur zu denen einen Gang (an jener Stelle vorbei) hinüber wagen; eben die Saiten der Menschheit (die in ihm und der Freundin erklangen) werden in ihnen gerührt; nur geben sie einen rohern Klang.

Man erkennt in diesen Worten die Absicht Goethe's bei jener Einschaltung: die Gewalt der in „Werther" tobenden Leidenschaft sollte als eine Naturgewalt dargestellt werden.

Lesen wir wie liebevoll Goethe den Sohn seiner Freundin behandelt, wie er, gern von den Großen und Vornehmen sich abwendend, vertrauend und liebevoll sich des Volkes freut und für dasselbe wirkt, wie er, in tiefer Herzensbewegung, der Freundin zuruft: „Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe" (Juni 1781), dann wird uns klar was Schiller, noch ehe das vertraute Verhältniß zu Goethe entstand, aus Weimar von demselben berichtet: „Er wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert" (S. 366).

So hat ihn uns Schäfer dargestellt. Wenn wir ein anmuthiges Wesen, z. B. ein Kind, liebenswürdig nennen, dann lieben wir es auch wirklich. Jenes Wort sagt aber noch mehr: wir fühlen und meinen Jeder müsse dasselbe lieben. So geht es uns mit dem Buche das wir angezeigt haben. 40.

Herr von Arlincourt und das rothe Italien.

Der Vicomte von Arlincourt erzählt uns in seinem „Italie rouge, ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palerme etc. depuis l'avénement de Pie IX", daß er um dieses Buch zu schreiben eine große Reise gemacht, Massen von Materialien gesammelt, Tausende von Erzählungen gehört habe, und daß alle Kanzleien, alle Paläste ihm geöffnet worden seien. „Ich habe", erzählt er, „mancherlei Ansichten über den König von Neapel vernommen, daß ich es kaum erwarten konnte selbst über ihn zu urtheilen. Mir ward eine Audienz bei ihm zutheil. Sein erster Anblick nahm mich sofort zu seinen Gunsten ein. Meine Unterhaltung mit ihm dauerte lange. Ich erstaunte als ich ihn hörte über seine tiefe Kenntniß der Gegenwart und der Menschen." Vielleicht war Seine sicilische Majestät nicht weniger überrascht als Arlincourt ihm die Französische Republik „als jene seltsame Schöpfung von Unordnung und Furcht" schilderte, „jene todte und zugleich lebendige Figur, deren Kopf und Schwanz sich jetzt gegenseitig zu verzehren suchen". „Der König hörte mir", fährt der Verfasser fort, „mit der Ueberlegung des Weisen und dem Lächeln des Denkers zu." Alle Staatsarchive sind dem Vicomte von Arlincourt, wie schon erwähnt, geöffnet worden: man flüstert ihm Vertraulichkeiten in das Ohr, man theilt ihm die verborgensten Biographien mit. Jede Polizei entdeckt ihm ihre Geheimnisse, jede Chronique scandaleuse ihre Geschichten. Wie der Held seines ersten Romans ist Hr. von Arlincourt überall, wie dieser Held hört er und sieht er Alles. Und daraus hat der Verfasser des „Solitaire" die Geschichte des rothen Italiens gemacht! Er hat uns in der That nur die Fratze der italienischen Revolution gegeben, ihr Geschichtschreiber fehlt noch. Er hat die lächerliche Seite an ihr herausgekehrt, aber das lächerliche erklärt nicht Alles, namentlich nicht die römische Republik, welche auf dem Leichnam Rossi's errichtet wurde. Man kann indeß doch dem Vicomte von Arlincourt das Gefallen erweisen über Manches in seinem Buche zu lachen. So z. B. über Gavazzi den Barnabitermönch, welcher vom Colosseum herab dem römischen Volke zurief: „Römer! Von der Höhe dieser Mauern sehen 60 Kaiser, Senatoren und Brutus auf euch herab!" Oder über jene tolle Fürstin, „zu welcher das Volk brennende Strohfackeln und Trümmer prächtiger Schränke gleich galanten Bouquets unter dem wüsten Tanzen und Toben der Menge brachte, und welche von ihr brünstig geküßt wurden". Oder über jene andere Heldin des empörten Italien, die Gräfin von B..... „Als Journalistin und Kriegerin nämlich hatte sie sich in Monte d'Oro an die Spitze eines Corps von toscanischen und römischen Freischärlern gestellt, und in der Nähe von Brescia ein Pianoforte auf einen Berg bringen lassen, nach dessen Spiele ihre Offiziere die Polka tanzten." Man kann ferner über jene Republikaner von Neapel lachen welche am 15. Mai besiegt wurden und, um ihr Leben vor der Wuth der Lazzaroni zu retten, „sich diesen im bloßen Hemde entgegenstellten, weil das Weiß zu gleicher Zeit die Farbe des Pardons, des Königs und der Fleckenlosigkeit war". Oder selbst über Garibaldi, welcher mit einem Reste von ungefähr 3000 rothen Blousen in der Republik S.-Marino eine Zuflucht suchte, „dem Gefängniß der Anarchie bei der Republik Tom Pouce". Eines Tags debattirte der Club Victoria über die Wahl eines Ministers. „Wen nehmen wir?" fragte eine Stimme. „Nun Den und Den?" „Nein, Den nicht." „Dann Diesen?" „Ach, was Der!" „Nun, wer soll denn also das Portefeuille bekommen?" „Der Erste welcher die Thüre aufmachen wird", rief eine sehr hübsche Dame. „Bravo!" rief die Versammlung ganz entzückt. Die Thüre öffnete sich und Feretti trat ein. Dieser Feretti wurde Minister. Aus solchen Anekdoten besteht das ganze Buch d'Arlincourt's. Große Wahrheit darf man von dem cäsarischen Stile desselben nicht erwarten: „Ich sah, hörte und schrieb", heißt es bei dem edeln Vicomte. 13.

Bibliographie.

Conradi, W., Liebe und Vaterland. Ein Gedicht. Tübingen, Fues. Gr. 12. 25 Ngr.

Desewffy, M. Graf, Der politisch-sociale Radicalismus der Neuzeit. In seinen Doctrinen kritisch beleuchtet. Wien, Lex. 8. 16 Ngr.

Ebeling, F. W., Zehnte Geschichten aus wilder Zeit. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fahne, A., Das fürstliche Stift Elten. Aus authentischen Quellen. Cöln, Heberle. 8. 12 Ngr.

Gräning, W., Die klassischen und romantischen Stellen des Mittel-Rhein mit Ausflügen nach Düsseldorf, Frankfurt, dem Taunus, Schwalbach, Bad Ems, Berg Nassau, dem Siegethal, Brohlthal und Ahrthal. — A. u. d. T.: Reise-Handbuch für den Mittel-Rhein von Mainz bis Cöln. Bernburg, Gröning. 12. 25 Ngr.

Keferstein, C., Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Teutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. 3ter Band. 1ste Abtheilung: Des Tacitus Germania. Halle, Anton. Gr. 8. 1 Thlr.

Panofka, T., Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs. Mit 15 bildlichen Darstellungen. Berlin, Trautwein. 1850. Gr. 4. 20 Ngr.

— — Die griechischen Eigennamen mit kalos im Zusammenhang mit dem Bilderschmuck auf bemalten Gefässen. Mit 50 Bildwerken auf 4 Erläuterungstafeln. Ebendaselbst. 1850. Gr. 4. 3 Thlr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des J. 1850.

Für Leser aus allen Ständen. Von *r. Leipzig, Fest. 8. 15 Ngr.

Schuselka, F., Völker-Einigung. Ein Beitrag zur Versöhnung der Nationalitäten Oesterreichs. Leipzig, Grunow u. Comp. 8. 15 Ngr.

Sternau, C. O., Gedichte. Berlin, Schlesinger. 16. 2 Thlr.

Streckfuß, A., Robert Blum, sein Leben, sein Wirken. Ein Buch für das Volk, nach den besten Quellen bearbeitet. 3te Auflage. Berlin. 1850. 8. 1 Thlr.

Széchen, Graf A., Politische Fragen der Gegenwart besprochen. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogel, E. G., Bibliotheca biographica Lutherana. Uebersicht der gedruckten Dr. Martin Luther betreffenden biographischen Schriften. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bernstein, M., Einige kulturhistorische Blicke über die Juden in Galizien, nebst kleinen Andeutungen auf den Bildungszustand anderer Nationen, speculativ aufgefaßt. Wien. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Brunner, S., Mane, thekel, phares! Daniel V, 25. Ein letztes Wort an die armen Reichen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Förster, C. v., Ein Wort über die Freiheit der Presse. Offener Brief an die Herrn Abgeordneten der beiden Preussischen Kammern. Berlin, Behr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jetzt — wie sonst! Luther über Fürsten, Adel, Hofbeamte und Pfaffen. I. Leipzig, Bibliophilische Anstalt. 12. 1⅓ Ngr.

Kälin, R., Glaube, Liebe, Hoffnung, die Schutzengel unsers Vaterlandes. Predigt gehalten in Zürich den 15. Herbstmonat 1850. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Krogh, A. v., Meine Erlebnisse vor und während dänischer Gefangenschaft. Ausführlich dargelegt. Altona, Schlüter. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Reichsrath. Befürchtungen und Hoffnungen. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1850. 8. 10 Ngr.

Reinhard, Was sagt das Wort Gottes von Denen welche Gott verleugnen? Predigt am 2. Bußtage den 22. Novbr. 1850 über Psalm 14, 1—3. zu Großmiltitz und Kleinzschocher gehalten. Leipzig, Thenau. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Reorganisation der Provinziallandschaften des Königreichs Hannover. Ein Wort zur Versöhnung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Satyrspiel in Sicilien, oder der Cyklops des Euripides, [auch eine Tragicomödie,] übersetzt von J. Bendixen. Gedenkblätter an die gegenwärtig obschwebenden Verhandlungen über die Vertreibung des Altonaer Gymnasiums von Haus und Hof. Altona, Lehmkuhl. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Inhalt des Monats Februar.

Nr. 28. Moritz Wagner's Reise nach Kolchis. (Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseit des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens. Von M. Wagner.) (Nr. 28—30.) — Deutsche Abende von B. Auerbach. — Nr. 29. Der Schullehrer von Stråke von H. Amas. — Nr. 30. Leigh Hunt über sich selbst. (The autobiography of Leigh Hunt; with reminiscences of friends and contemporaries.) — Nr. 31. Franz von Baader. (Franz von Baader's sämmtliche Werke rc. Elfter Band. Nachgelassene Werke. Zweite Hauptabtheilung der sämmtlichen Werke. Erster Band: Tagebücher aus den Jahren 1786—93. Herausgegeben von E. A. von Schaden.) Von M. Carriere. (Nr. 31—33.) — Zur holländischen Literatur. — Nr. 32. Römische Studien von A. Kestner. — Nr. 33. Thomas Rymer, der größte Verächter Shakspeare's. Von K. Graefer. — Nr. 34. Japan. Ein ethnographischer Vortrag. Von F. von Raumer. (Nr. 34—39.) — Ludwig Philipp und Wilhelm III. — Nr. 35. Neue Romane. (1. Der entscheidende Augenblick. Socialer Roman von F. A. Wegener. 2. Damerones oder der Dreiständekampf im 12. Jahrhundert von G. Hesekiel. 3. Jenny, die schwedische Sängerin. Von A. Ebeling. 4. Aus drei Jahrhunderten. 1680. 1756. 1844. Drei historisch-politische Novellen von U. Horn. 5. Clemens von Rom. Eine Geschichte aus dem apostolischen Zeitalter von G. F. G. Zolz.) (Nr. 35—36.) — Nr. 37. Das phonetische System in den englischen Gefängnissen und Armenschulen. — Nr. 38. Hanna Moore. Ein christliches Lebensbild nach Roberts und Thompson. — Nr. 39. Ein Pendant zu Goethe's „Recensent". Von J. W. Appell. — Nr. 40. Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit. Dritter und letzter Artikel. (Histoire de la révolution de 1848 par A. de Lamartine.) Von W. Assmann. (Nr. 40—45.) — Ein Urtheil August Wilhelm Schlegel's. Von K. Henneberger. — Robin Hood in den Balladen Altenglands. — Nr 41. Jüngste lyrische Dämmerungen. Erscheinungen und Gespenster. (1. Neue Gedichte von A. Thieme. 2. Herbstblüten. Gedichte von H. Waldow. 3. Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters, ausgewählt und herausgegeben von D. R. Johannes. 4. Im Freien! Eine poetische Gabe von W. von der Neun. 5. Dichtungen von L. von Arentsschildt. Neue Sammlung. 6. Almer. Inneröstreichische Volksweisen. Aus einer größern Sammlung mitgetheilt von J. G. Seidl. Erstes Heft. 7. Reiser und Reisig von R. Hirsch. 8. Lenz und Liebe. Gedichte von H. Petzet. 9. Zwanzig Gedichte von A. Schäler. 10. Aus den Tagen der Jugend. Gedichte von H. von Loeper. 11. Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten von A. Stöber. 12. Gedichte von F. Brömel. 13. Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte von G. von Meyern. 14. Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners von G. Cerri. 15. Gedichte von B. Carneri. Zweite Auflage. 16. Gedichte von A. Schott. 17. Gedichte von C. F. Scherenberg. Zweite Auflage. 18. Eine Dichterwoche von F. Löwe. 19. Lieder aus Frankfurt von F. Löwe. 20. Aus der Asche. Erinnerungslieder und Gedichte von K. Sondershausen. 21. Sturmvogel und Nachtigall. Neue Gedichte von C. Wälti. 22. Lieder der Nacht von A. Strodtmann. 23. Gedichte von C. Schulte. 24. Gnomen. Drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und der Schule von L. Pape. 25. Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Tellkampf. 26. Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen von K. Heinrich. 27. Die Landsgemeinde. Ein Gedicht von An der Linth. 28. Erzählende Gedichte von F. Ruperti. 29. König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Herausgegeben von J. V. Zingerle. 30. Die Zauberin Kirke. Heitere Reime von B. von Lepel. 31. Evangelium der Freiheit von K. Rick.) (Nr. 41—43 und Nr. 48—50.) — Die kaiserliche Bibliothek in Petersburg. — Nr. 42. Zur Geschichte Castiliens. Bruchstücke aus der Chronik des A. de Palencia herausgegeben von W. L. Holland. — Nr. 43. Die Wahl Abd-el-Kader's zum Sultan der Araber. — Nr. 44. Ueber englische Zustände. (1. The social condition and education of the people of England and Europe. By J. Kay. 2. Observations on the social and political state of Europe. By S. Laing.) — Nr. 45. Vermischte Schriften von K. Gutzkow. Vierter Band. — Nr. 46. Die Weltalter. Von K. Ch. Planck. Erster Artikel. (Nr. 46—49.) — Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848 von O. Müller. — Nr. 47. Lord Byron als Mensch und als Dichter. Von L. Baumann. — Nr. 50. Goethe's Leben. Von J. W. Schäfer. Erster Band. — Nr. 51. Herr von Arlincourt und das rothe Italien. — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie. — Nebst 3 Literarischen Anzeigern: Nr. IV, V und VI.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 1. März 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Adalbert Stifter.*)

Grundzüge einer literarischen Charakteristik.

Bei der seltsamen, verdächtigen Stellung welche neuerdings die Kritik der Tagespresse der Wahrheit der Thatsachen in unserer schönen Literatur gegenüber eingenommen hat, sind wir gewohnt geworden von jener Seite her Celebritäten creirt zu sehen, zu denen das genießende, eigentlich mit dem Herzen theilnehmende Publicum in keiner weitern Beziehung steht als sie durch den Einfluß der wohlorganisirten journalistischen Bemühungen künstlich hervorgebracht werden kann. In der That seltener als zu wünschen findet sich daß die öffentliche Entscheidung mit der mehr oder weniger allgemeinen Stimmung unbefangener Leser, welche poetische Werke aufnimmt und beurtheilt, naturgemäßerweise Hand in Hand geht. Bleibt einmal das für den Schaffenden so wichtige Interesse, worin bei der echten Wirkung die ergriffenen Gemüther übereinstimmen, hinter dem forcirten Ausdrucke des öffentlichen Lobes weit zurück, so wird man ein anderes mal auch die Erscheinungen nicht vermissen, die unendlich mehr mit stiller Begeisterung gehegt, geliebt und gelesen als laut gepriesen und für werthvoll anerkannt werden. In diesem Verhältniß liegen nun soviel zufällige Schwankungen daß man keineswegs alle Fälle der letztern Wendung mit dem größern Vertrauen ansehen darf. Indessen gibt es eine bescheidene Art des dichterischen Bildens, welche vor allem nach der vollsten Befriedigung eines innigen Dranges, nach der reinsten Darstellung liebgewordener Träume und Gedanken, nicht aber nach einem deutlich vorgestellten Erfolge trachtet und gerade durch diese Unabsichtlichkeit am tiefsten in empfängliche Herzen eindringt. Freilich zeigt sich ebenso wenig als berechnende Absicht eine reife und große Kunstbildung welche die Ziele steckt. Hier wird man sich von einem gewissen kühlen, ablehnenden Verhalten der Kritik nicht imponiren lassen; es gilt eine aufmerksame, ruhige Betrachtung des Geistes dem es gelingen konnte seinen Gaben einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Seit Stifter durch die ersten Bände seiner Studiensammlung über den Leserkreis des östreichischen Almanachs „Iris" hinaus bekannt zu werden anfing, fügte sich rasch eine auch in Norddeutschland hinlänglich verbreitete Gemeinde von Freunden und Verehrern seiner eigenthümlichen Richtung, während die Kritik eine angemessene Erwägung des hier wirkenden Talents stillschweigend ablehnte. Die wenigen Worte des Willkommens welche der ersten Zusammenstellung anmuthiger Bilder von dieser Seite gegönnt wurden haben sich bei dem neuern Zuwachs in bittere, verdrießliche Glossen umgewandelt, in denen getäuschte Erwartung eines Fortschritts zu energischerer Composition sich deutlich genug ausdrückt. Bemerkenswerth wird Dies dadurch daß uns auch sonst unbedenklicher Abfall von dem frühern Liebling mancher Orten entgegentritt. Ich hatte selbst das Vergnügen einen jungen Mann zu kennen der unter dem frischen bezaubernden Eindrucke jener Dichtungen den irdischen „Himmels-Stifter" in einem Sonett verherrlichte und, kaum zwei Jahre später an der eigenen Schwäche Aergerniß nehmend, die Lecture der „Studien" für das sicherste Mittel zur Erzeugung der tödtlichsten Langeweile erklärte. Der freudige Empfang in welchem sich viele Herzen dieser mit mildem Glanze überraschenden Erscheinung zuwandten führt jedenfalls auf eigenste Grundzüge deutscher Gemüthsart zurück, deren Anspruch denn freilich im Lichte einer heftig bewegten Zeit leicht genug ein verdächtiges Aussehen erhält. Fast ausschließlich weibliche Gemüther sehen wir mit herkömmlicher Treue an der einmal bekannten Neigung festhalten, welcher neuerdings durch des Dichters begabte Landsmännin Betty Paoli (vergl. deren „Neuere Gedichte", Pesth 1850) eine begeisterte Feier geworden ist, die wir,

*) Studien von Adalbert Stifter. Mit Vignetten in Stahlstich. Erster und zweiter Band. 1844. Zweite Auflage. 1847. — Dritter und vierter Band. 1847. — Fünfter und sechster Band. 1850. — Pesth, Heckenast. Gr. 12. 12 Thlr.

es auch Eindrücke persönlicher Begegnungen noch darin mitwalten mögen, im Ganzen als wahrer Repräsentation ansehen dürfen. Mir scheint es aber kein Ruhm nunmehr gegen den „Damenautor“ die Dankbarkeit zu verleugnen, mit der man auch bei einer strengern Frage nach der künstlerischen Bedeutung des vorliegenden Gesammtwirkens guter Stunden zu gedenken hat, welche denn doch in der Theilnahme an seiner Production einmal als wahre Erquickung genossen wurden. So wird sich mit der geziemenden Freiheit prüfen lassen was zuletzt Schätzenswerthes in der ganzen Erscheinung bestehen bleibt. Lasset uns sehen ob unser Poet wirklich die Muse nur erst beim Zipfel gefaßt habe.

Es ist gewiß nicht zufällig daß in Oestreich, welches für die Lyrik eine ansehnliche Reihe von Talenten, darunter einige so glänzende und ruhmwürdige aufzuweisen hat, die Kunst der Prosa so außerordentlich wenig von tüchtigen Kräften geübt wird. Neben Stifter hat sich auf diesem Gebiete in neuerer Zeit kaum irgend ein Landsmann geltendgemacht. Etwas Dilettantenhaftes, Ungeschultes klebt den meisten Versuchen an die uns aus diesen Regionen zu Gesichte kommen; dabei erscheint pretensiöses Ausschweifen auf falsche Bahnen noch als der geringste Fehler, wenn im voraus zu sagen ist daß der rechte Ernst, die nothwendige Grundlage einer gesunden Bildung fast durchgängig vermißt wird. Das Schlaffe, Mark- und Haltungslose in der Literatur hat seine praktischen Zusammenhänge im politischen Leben. Daß die östreichischen Poeten, wie man selbst von ihren guten Freunden hört, durch Lernen ihrem Genie zu schaden meinen, wird man nicht als eine unglücklich angewehte Epidemie begreifen, man findet vielmehr in diesem Zustande Etwas das zur Appellation an das k. k. Cultusministerium reizt; auch macht der Staat nachgerade Miene auf die Wurzel der Krankheit in seinen Anstalten ernstliche Rücksicht zu nehmen. In dieser Lage der Dinge ist es für die Beurtheilung Stifter's interessant ihn bei der Verwaltung des Unterrichts eine Stelle einnehmen und als Mitherausgeber einer Zeitschrift für Gymnasialreform wirken zu sehen. Reiche classische Bildung wird ihm nachgerühmt und eifrigen Sinn für die mathematischen Wissenschaften hörte ich einmal — zu gelindem Entsetzen! — unter seinen Vorzügen nicht als den letzten aufführen. Wird der Geist der schöne Werke bildet freilich nicht in Schulen anerzogen, so bringt doch der Mangel der wahren geistigen Zucht dem schönsten Talent verderbliche Folgen zuwege. So kann man bei Betrachtung der östreichischen Prosa in gewissem Sinne auf das Goethe'sche Wort sich berufen: daß die Grammatik — in weitester Bedeutung — an ihren Verächtern sich unausbleiblich zu rächen pflege.*) Indeß leidet die literarische Gewissenhaftigkeit nicht daß diese allgemeine Rüge ohne eine Erinnerung an Einzelnes dastehe, worin bei allen Mängeln doch schöne Spuren eines kräftigern Sinnes und edlern Strebens offenbar werden. „Der moderne Eulenspiegel“ des Ritters von Tschabuschnigg, den ich hier zunächst im Sinn habe, trägt allerdings keineswegs das feste Ansehen einer harmonischen Dichtung; das ganze Werk leidet an einem Uebermaß ungehöriger Reflexion, der Poet verliert sich so tief in die geistreiche Debatte über Zeitnarrheiten daß er am Ende in seinem Epilog selbst zugestehen muß: „Und nennt es einen Aufsatz, wenn ihr wollt!“ — aber es ruht über dem Ganzen eine so ernsthaft-heitere, durchaus poetische Stimmung, die sich zugleich in sicherer und graziöser Behandlung der Sprache aufs wohlthuendste darstellt, alles Dissonirende löst sich so versöhnlich in den Grund einer klaren, beruhigten Weltansicht auf daß man das Schicksal des spurlos vorübergegangenen Buchs nur als ein unverdientes bedauern kann. Ein Talent das z. B. die meisterhafte, biographisch nachholende Episode von Parzeval und Sophie (im zweiten Bande des „Modernen Eulenspiegel“) zu geben vermochte tritt auch von dem Verfasser der „Studien“ nicht ganz in den Schatten. Stifter versetzte uns in einen stillen Kreis, von dem alle polemische Anspielung auf moderne „Lebensfragen“, überhaupt alles Seegen um Streben und Irren der Zeit ferne blieb; hier wurden keine Elemente aufgenommen welche den ebenmäßigen Abschluß eines sinnigen poetischen Gebildes stören konnten. Die außerordentliche Anspruchslosigkeit mit der man die gesammelten „ersten Versuche“ eingeleitet fand zeigte sich zu dem in denselben waltenden Geiste vollkommen einstimmend. Der Dichter erklärte:

> Es lag eigentlich nie in meiner Absicht als Schriftsteller aufzutreten, sondern wie die meisten Menschen eine Lieblingsspielerei haben, der sie sich zur Erheiterung hingeben, so liebte ich es an geglaubten Stunden mich in Bildern und Vorstellungen zu ergehen wie sie eben der Gemüthslage zusagten, und solche Dinge zu Papiere zu bringen; allein wie es mit jeder Liebhaberei geht, daß man sie nämlich immer weiter treibt, so ging es auch hier. Die Zeit am Schreibtische ward endlich die liebste und gewünschteste, und wie jede heimliche Liebe zuletzt eine offene wird, so wird es auch die Schriftstellerei u. s. w.

Und der Eindruck des Dargebotenen war ganz geeignet die volle Wahrheit der hier angedeuteten innern Vorgänge empfinden zu lassen. Während es nun neuer-

*) Haben wir einmal diesen Punkt berührt, so darf allerdings nicht verschwiegen bleiben daß wenigstens in kleinen Zügen des Stils, in Einzelheiten der Sprache auch Stifter an viele, daß ich so sage, Nationalschwäche erinnert, indem er gewisse in der östreichischen Literatur so ganghore Anklänge an Provinzialismen und Ähnliche, zum Theil bewußte Unregelmäßigkeiten keineswegs ganz verschähet. Man bemerke z. B. wie die Leute jedesmal in seinen Erzählungen „bei der Thür“ hereinkommen, „bei dem Fenster“ herausschauen u. s. w., ferner die kühnen Absprünge der Construction, unter denen besonders die seltsame Ellipse auffällt, ohne Angabe eines Subjects und seiner Denkthätigkeit, alle oder freie Wechselrede in indirecter Rede die bei irgend einem Thun leitenden Gedanken eingeschoben. (Schema: Er ging. Der Andere würde schon nachkommen.) Das nämliche Gebiet berührt der häufige, in dieser verwischenden Weise von Stifter eigenthümliche Gebrauch des Wortes: Ding, z. B.: „Der Thomas und ich waren in Pelze und Dinge eingehüllt“ — „Die Sonne beschien fünf mal die seltsamen verschiedenartigen Dinge des Holzschlages“ — „Strauß von Waldedingen“ — „Um den Hals hatte sie ein glänzendes seidenes Ding“ u. s. w.

dings selber sehr stark den Anschein hat als sei der Beifall der sich durch öffentliche Stimmen zwar weniger, desto deutlicher aber durch eine bald nöthig gewordene andere Auflage der beiden ersten Bände zu erkennen gab, dem einmal Hervorgetretenen zum bewußten Uebergange in eine ermüdende Manier Verlockung geworden, lag zuvor in dem Tone dieser Schilderungen eine schöne Weihe, wie sie von der Zartheit eines Herzens ausgeht welches, nicht gewohnt die stillgehegten Schätze vor der Welt zu entfalten, sich gleichsam in seinem Mittheilen mehr belauschen läßt als daß es fremde Aufmerksamkeit mit keckem Nachdrucke herausfodert. Auf der einen Seite spricht Das ohne Frage zu Gunsten des Dichters; je unberühter sein Schaffen von Motiven und Rücksichten eines coquetten, berechneten Verhältnisses zum Publicum sich erhielt, desto eher wird man das würdige Werk eines reinen Künstlergemüths zu erwarten haben. Aber — mag man auch hier erkennen, die echte Bescheidenheit leiste stets mehr als sie ankündigt — es liegt doch in einem solchen Auftreten ein gewisses Verhehlen des unbedingten künstlerischen Maßstabes, das selten ganz der bedauerlichen Rechtfertigung entbehrt. Redet der Dichter einmal über sein Werk, so sehen wir ihn am liebsten frei auf ein Hohes hinweisen das er angestrebt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

H. F. Link's „Philosophie der gesunden Vernunft".*)

„Die Philosophie der gesunden Vernunft", dieser Titel den der berühmte Naturforscher seinem letzten Werke (denn kurz nach dem Erscheinen desselben starb er) vorzusetzen sich veranlaßt fühlte, klang dem Referenten, noch ehe er das Buch in die Hand nahm, wie eine beabsichtigte Opposition einerseits gegen die scholastischen unfruchtbaren Grübeleien der Professorenphilosophie über Sein und Denken, Unendliches und Endliches, Immanenz und Transcendenz, und wie die leeren Hülsen alle heißen die von den Schulpedanten immer und immer wieder von neuem ausgedroschen werden, und bei denen doch nichts Reales, Gesundes, Kerniges und Markiges herauskommt; andererseits schien ihm jener Titel wie eine Opposition gegen die unvernünftigen, unpraktischen Philosopheme der modernen Welt- und Staatsverbesserer. Hier, so schien mir der berühmte Naturforscher durch den Titel seines Buchs sagen zu wollen, habt ihr eine aus dem frischen Quell der Natur geschöpfte und in gesunden Begriffen abgelagerte Philosophie. Denn worin anders in aller Welt sollte denn die Gesundheit der Vernunft bestehen als darin daß sie ihre Begriffe, Urtheile und Schlüsse auf die reale Natur und das wirkliche Leben gründet! Warum ist z. B. in den Utopien der modernen socialistischen Staatsverbesserer keine gesunde Vernunft als lediglich darum weil sich ihr Begriff vom Staate nicht auf die wirkliche Menschennatur, sondern auf leere Einbildungen stützt? Die Vernunft ist, wie schon der Artikel besagt, weiblicher, d. h. blos empfangender Natur; befruchtet wird sie von dem männlichen Verstand, dem Organ zur Auffassung der realen, wirklichen Welt. Wo daher der mit gesundem Samen befruchtende Verstand fehlt da hilft alle Vernunft Nichts. Gesunde Vernunft ist nicht denkbar ohne gesunden Menschenverstand. Der Wahnsinnige hat ohne Zweifel Vernunft, denn er bildet — was die alleinige Function der Vernunft ist — Begriffe, Urtheile und Schlüsse; aber er hat den Verstand verloren, denn seine Begriffe, Urtheile und Schlüsse gründen sich auf eine eingebildete, nicht auf die verstandesmäßig angeschaute reale Welt. Darum wird auch Niemand z. B. von einem Kutscher der in eine Prinzessin wahnsinnig verliebt ist, und sich nun einbildet ein Prinz zu sein, und sich in seinem Wahne wie ein Prinz geberdet, sagen daß er die Vernunft, sondern daß er den Verstand verloren habe. Jeder Wahnsinnige kann in seinem Wahne sogar sehr vernünftig zuwerkegehen, indem er ganz seinen einmal gebildeten Begriffen gemäß urtheilt und schließt, und nach diesen Urtheilen und Schlüssen handelt; aber je vernünftiger er verfährt, je consequenter er handelt, desto unverständiger ist er. So ging Don Quixote sehr vernünftig zuwerke, denn er verfuhr ganz in Worten und Werken seinem einmal gefaßten Begriff von einem Ritter gemäß; aber daß er den von zwei großen Schafheerden aufgewirbelten Staub als das Zeichen zweier anrückenden Heere ansah, und sich nun seiner ritterlichen Pflicht gemäß rüstete dem hülfsbedürftigen unterliegenden Theile beizustehen, und so sehr Sancho — der gesunde Verstand — ihm versicherte daß es doch nur Hammel und Schafe, nicht Heere und wiehernde Pferde wären die ihnen entgegenzögen, dennoch in die Schafheerde einsprengte und sie wüthend niederstach, diese und andere Ungereimtheiten waren nicht die Folge eines Mangels an Vernunft, sondern an gesundem Verstand, der das Gegebene, wirklich Vorliegende richtig auffaßt. (Wer sich über den hier gemachten Unterschied zwischen Verstand und Vernunft noch gründlicher und ausführlicher belehren will der studire Arthur Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung", erstes Buch, und dessen Schrift „Ueber den Satz vom Grunde", zweite Auflage.) Diesem Unterschiede zwischen Verstand und Vernunft gemäß kann die letztere nur dann „gesunde Vernunft" genannt werden, wenn sie mit Begriffen operirt zu denen ihr die vom Verstand richtig aufgefaßte reale Welt den Stoff geliefert hat, während sie krank zu nennen ist wenn sie ihre Begriffe nicht aus dem wirklich Gegebenen, sondern aus leeren Einbildungen schöpft die die Folge eines kranken Gemüths oder eines verkehrten Willens sind.

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, wozu wie gesagt der Titel von Link's Buch Anlaß gab, nahm Referent dieses eine Philosophie der gesunden Vernunft verheißende Buch in die Hand. Aber wie fand er sich getäuscht als er gleich im ersten Capitel, welches überschrieben ist: „Erhebung des Gedankens zu Gott", ganz ernstlich vom „Denken des Denkens", vom „Gegensatz des Seins und Denkens" und vom „Unendlichen und Endlichen", mit Berufung auf Trendelenburg, Hegel, Gabler und andere „scharfsinnige" Philosophen, die Rede fand. „Denken des Denkens" nennt Link selbst „eine harte Foderung", er hätte jedoch hinzusetzen können: eine unverständige, unausführbare, die der gesunden Vernunft so wenig in den Sinn kommen kann als die Foderung das Sehen zu sehen oder das Riechen zu riechen oder das Schmecken zu schmecken. Ferner sagt die gesunde Vernunft daß wenn das Denken des Denkens möglich wäre, ebenso auch das Denken vom Denken des Denkens, und so ins Endlose fort möglich sein müßte, was dann gerade so wäre wie eine Treppe die man aus einer einzigen Stufe, dieselbe immer unten abbrechend und höher ansetzend, aufbauen wollte. Zweitens den Gegensatz von „Sein und Denken" betreffend, wegen dessen Lösung Link Professor Trendelenburg's in dessen „Logischen Untersuchungen" bewiesenen Scharfsinn belobt, so lehrt die gesunde Vernunft daß Sein und Denken ebenso wenig einen Gegensatz bilden wie Thier und Säugethier; denn sowie das Säugethier nur eine besondere Art des Thieres ist, so ist auch das Denken nur eine besondere Art des Seins. Sowie im Säugethiere das Thier steckt, so steckt auch schon im Denken das Sein; es ist also lächerlich sie einander entgegenzusetzen, und sich mit der Frage abzuquälen wie sie zusammenkommen. Link bringt ent-

*) Die Philosophie der gesunden Vernunft von H. F. Link. Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

sich gar heraus daß in der Handlung des Denkens ein innerer Widerspruch stecke „der uns noch zuletzt im Denken des Denkens hindert" (S. 11). Dies ist doch wahrlich kein Ausspruch der gesunden Vernunft, denn diese sagt uns daß, wenn in der Handlung des Denkens wirklich ein innerer Widerspruch steckte, sie ganz unvollziehbar wäre. Man würde jedoch Link sehr Unrecht thun wenn man sein Buch nach dem ersten Capitel beurtheilte. Es ist wirklich viel gesunde Vernunft in dem Buche; nur ist es kein philosophisches System der gesunden Vernunft. Es fehlt der alle besondern Betrachtungen beherrschende Grundgedanke. Die vielen einzelnen Urtheile über verschiedene Gegenstände der Natur und des geistigen Lebens, namentlich über Gefühl und Empfindung, Wollen und Freiheit, Moral und Religion, Recht und Staat, beweisen daß Link in solchen Dingen ein Selbstdenker war, frei von Vorurtheilen, mit gesundem Auge die Natur der Dinge selbst beobachtend; aber diese Betrachtungen stehen zu aphoristisch da, und man vermißt den systematischen Zusammenhang. Link ruhte eigentlich noch auf Kant'schem Boden, wie seine gegen den Schluß des ersten Capitels gegebene Definition der gesunden Vernunft beweist:

„Wir nennen sie die gesunde Vernunft weil sie nicht die Anmaßung hat zu meinen daß sie Alles wissen, Alles begreifen könne; denn diese Anmaßung ist die Krankheit des menschlichen Geistes. Die gesunde Vernunft führt uns an die Grenzen ihres Erkennens und Wissens, wo sie dann in froher Hingebung uns dem Gefühl übergibt welches die Menschheit immer beherrscht hat und beherrschen soll: dem Glauben. Sowie sie aber ihre Schwäche erkennt über jene Grenzen nicht weiter dringen zu können, so ist sie auch ihrer Stärke bewußt bis an jene Grenzen dringen zu können und zu müssen" (S. 14). Doch Link setzte sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch daß er bei dieser Kant'schen Grenzmarke zwischen Glauben und Wissen nicht stehen blieb, sondern sich auf die übersliegenden Speculationen der von Kant abgewichenen Alleswisser, Schelling und Hegel, einließ. Einerseits verwirft er die Schelling'schen naturphilosophischen Constructionen (S. 20), und doch construirt er selbst das Denken nach den drei Dimensionen des Raums. Link hat auf Trendelenburg's „scharfsinniger" Lösung daß die Bewegung das Sein mit dem Denken versöhne (was beiläufig gesagt sehr revolutionnair klingt) weiter bauend, wirklich herausgebracht wie das Denken in den drei Potenzen des Wahrnehmens, Begriffbildens und Schließens der Bewegung in den drei Dimensionen des Raums entspreche.

„Wollen wir uns nämlich Subject und Object jedes in seiner Einfachheit denken, so werden wir sie unserm Geiste als Punkte darstellen müssen, ohne alle Größe, weil es darauf nicht ankömmt; wollen wir das Verhältniß zwischen Object und Subject, den Uebergang von einem zum andern uns deutlich machen, so wird es zweckmäßig nur durch eine gerade Linie zwischen beiden geschehen können. Wir haben dann Object und Subject als Endpunkte einer gezogenen Linie."

Das Denken in dieser ersten Potenz als Linienzieher ist nach Link das Wahrnehmen, „Subject und Object erscheinen hier wirklich als die Endpunkte einer Linie; man kann, wie man will, von dem einen anfangen oder von dem andern." Ueber diese Linie, die man so klein oder so groß denken kann wie man will, „erhebt sich das Denken in zweiter Potenz durch einen Punkt außer ihr, von welchen Linien nach den beiden Endpunkten der erstern Linie gezogen werden, und dadurch ein begrenzter Raum, eine Figur, ein Dreieck entsteht, die Grundgestalt aller Figuren. Durch die Fläche sind wir zu der zweiten Dimension des Raums, zur zweiten Potenz gelangt. Wir können nun auch die ebenangedeutete Handlung des Geistes ein Denken in der zweiten Potenz nennen; es ist das Vermögen durch Begriffe zu denken."

Endlich kommt die dritte Potenz, das Denken des Denkens als Pyramide. „Wenn wir endlich uns auch über die Fläche erheben, einen Punkt außer ihr annehmen, und von ihm Linien zu den Grenzpunkten der Fläche ziehen, so erhalten wir eine Pyramide, die Grundgestalt aller körperlichen Figuren. Wir sind dadurch zur dritten Dimension des Raums oder zur dritten Potenz gekommen, und können nun das Denken des Denkens im Urtheil und Schluß verständlich darstellen, indem wir das Subject selbst, das denkende Ich im Verhältniß zu dem dadurch gebildeten Begriff, über und außer denselben betrachten" (S. 17—19).

Schade daß es keine vierte Dimension im Raume gibt, sonst hätten wir noch eine vierte Potenz des Denkens erhalten, vielleicht das Denken vom Denken des Denkens. Wer etwa hierzu Lust verspüren sollte Dem empfehlen wir vorläufig aus Mises' „Vier Paradora" (Leipzig 1846) das zweite Paradoxon: „Der Raum hat vier Dimensionen", zu studiren. Doch Scherz beiseite. Link gehört trotz der geschilderten Verirrungen dennoch zu den Männern von gesunder Vernunft, und sein Buch ist immer noch lesenswerther als alle spitzfindigen, unfruchtbaren Begriffsklaubereien der modernen Scholastiker. Zugleich liefert Link's Buch den Beweis daß die sich selbstverstehende Vernunft nicht hochmüthig und ungläubig, sondern demüthig und gläubig macht. So maßte sich denn auch Link weder mit Schelling die intellectuelle Anschauung des Absoluten noch mit Hegel das absolute Wissen an, sondern bekannte demüthig (S. 15): „Außer dieser Vernunft durch die wir denken kann es auch noch andere geben durch die man anders denkt, oder deutlicher: da wir auch das Denken nur in Raum und Zeit zu denken vermögen, so könnte es wol auch außer Raum und Zeit ein Denken geben welches wir nicht zu denken vermögen, und wofür die menschliche Sprache keine Worte hat. Einen kleinen Blick in jene Tiefe der Tiefen erlaubt die Vernunft uns zu thun." 22.

Literarische Notiz.

Das Spiel unter Ludwig XIV.

Der Verfasser von „L'histoire de la vie et de l'administration de Colbert", Pierre Clément, hat ein interessantes Werk über Ludwig XIV. veröffentlicht: „Le gouvernement de Louis XIV", mit vielen ungedruckten Briefen und Actenstücken belegt. Es liefert merkwürdige Beispiele der Spielwuth des Hofs. Man setzte ungeheuere Summen ein, und die geschickten oder unglücklichen Spieler waren nicht sehr gewissenhaft. Die Verluste königlicher Personen hatten Colbert aufmerksamgemacht. Selbst Dangeau war ihm verdächtig. Letzterer hatte in Spanien gedient und sprach vortrefflich spanisch. Dies und sein geistreiches Wesen machten ihn schon gleich am Anfange der Regierung den beiden Königinnen Anna und Maria Theresia von Oestreich angenehm. Die Prinzessinnen zogen Dangeau zu ihrem Spiele, welches damals Reversino war. Dieser berühmte Hofmann hatte ein solches Verständniß der Algebra daß er im Fluge die Wechselfälle der Karten zu berechnen vermochte. Diese Fertigkeit beeinträchtigte die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung keineswegs. Die zwei Königinnen amusirten sich und verloren viel. Colbert's Sparsamkeit beunruhigte sich darüber. Fontenelle sagt bei dieser Gelegenheit: „Der König richtete es so ein daß er eines Tags Zeuge von diesem Spiele war, und überzeugte sich selbst, indem er hinter dem Marquis Dangeau stand ohne von ihm gewahrt zu werden, von seiner pünktlichen Treue. Man mußte ihm gewinnen lassen wie er wollte. Dann entfernte ihn der König vom Spiele der Königinnen, aber nur um ihn zu dem seinigen zu wählen. Die Algebra und das Glück ließen Hrn. von Dangeau nicht im Stiche bei dieser neuen Partie. Der Verfasser führt in einer Anmerkung folgende Stelle der „Lettres inédites des Feuquières" an: „Das Spiel der Frau von Montespan ist so unmäßig ausgeartet daß Verluste von 100,000 Thalern etwas Gewöhnliches sind. Am Weihnachtstage verlor sie 700,000 Thaler; sie setzte auf drei Karten 150,000 Pistoles (die Pistole betrug 10 Livres), und gewann sie." Clément fügt bei: „Eine Million 500,000 Livres auf drei Karten gesetzt!" 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 53. —— 3. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Stifter gehört, wie wir jetzt den Umfang seiner Kräfte überblicken, zu jenen Geistern bei denen man beklagt daß sie in einem Mangel ihre Beschränkung haben, der das Schönste und Werthvollste wodurch sie unsere Liebe gewinnen nicht zur Blüte einer großen, vollständigen Wirkung gedeihen läßt. Es dünkt uns dann so leicht, so naheliegend daß auch das Letzte, Vermißte noch ergriffen werde; aber da es nicht ergriffen wird, bleibt noch soviel zu wünschen.

Merkwürdig erscheint Stifter im Verhältniß zu Dem woran die herrschenden Richtungen der Zeit uns in der Literatur — freilich nicht in ihr allein — haben gewöhnen wollen, durch eine wahrhafte Integrität, ja — für den recht Verstehenden — Frömmigkeit des Sinnes, die es sehr wohl erklärt wie Joseph von Eichendorff die leuchtendsten Spuren seines idealen Katholicismus, in dem er noch der Poesie einziges Heil glaubt, bei diesem Dichter als einem Jünger der wahren Romantik so freudig begrüßen konnte. Er preist seine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an Dem messe was des Lebens werth sei und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen; diese umgebe das Ganze wie die unsichtbare Luft die Jeder athmet ohne es zu merken. Ohne mit dem ehrwürdigen Manne über einen Irrthum zu rechten welcher dem katholischen, dem strengkirchlichen Geiste zuschreiben will was am Ende als das höchste Gemeingut bei allen edeln Dichternaturen wiedergefunden wird, bekennen wir uns von Herzen zu seinem Glauben an das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, „das wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet". Und ein solcher Poet tritt uns gerade aus Oestreich, das sich sonst als eine wahre Pflanzschule kränklicher Weltschmerzsänger dargestellt hat, doppelt erfreulich-bedeutsam entgegen. Die leidige Kritik muß denn freilich sogleich mit ihrem „Aber" bei der Hand sein. Wenn wir den poetischen Geist der Liebe wie die Sonne denken, die Alles übergoldet, so ist damit vorausgesetzt daß nicht der Reichthum von Gestalten und Verhältnissen welchen die Welt dem Gemüthe darbietet durch eine ängstliche Scheu in der Dichtung verkümmert werde. Das religiöse Gefühl, der Ernst, die Reinheit womit die Gegenstände aufgenommen werden hat für uns nicht den wahren Werth ohne ein starkes Element sittlicher Ironie, die auch dem Bedenklichen, Schwierigen, Verwickelten nicht aus dem Wege geht. Auf dieser Höhe finden wir nun doch unsern Stifter keineswegs. Einzelne Züge abgerechnet, die sich zuweilen fast wie ein sonderbares Wagniß ausnehmen, hält sich seine Darstellung gern in einem zahmen Gange, durch welchen sie nicht selten leerer Monotonie überliefert wird. Wenn wir Alles so lieb und gut, so friedlich, sänftiglich und wonniglich zum Ziele schweben sehen, so können wir nicht umhin manches mal — nach Tieck'schem Ausdruck — recht von Herzen: „Etwas mehr Wolf in die Schäferei!" zu wünschen. So führt die anmuthigste Eigenschaft selbst an die Grenze wo sich der Tadel erhebt. Vieles von Dem was er trifft hängt zugleich mit der Aufschrift unter welcher die gesammte Reihe dieser Dichtungen sich einführte nahe zusammen. Einfache Situationen, Bilder, Stimmungen, angedeutete Gemüthszustände stehen fast überall so nebeneinander daß sie in ihrer Zusammenfassung eine weite Lebensstrecke überblicken lassen, und doch haben wir nur „Studien", denn das Gemälde ist nicht vollendet. Nirgend hat der Dichter sich in den vollen Drang und Kampf einer Entwickelung begeben. Wir sind also in dem Falle ihm gerade über Das zu predigen was er mit Bewußtsein zurückhielt. Zumeist gewinnen wir den Eindruck von ganzen Lebensromanen, nur daß wunderlich genug in der Hauptsache: den menschlichen Schicksalen, durch jene verschämte Zurückhaltung das kärglich Skizzenhafte sich verkehrterweise als Gesetz geltendmacht und die Empfindung einer gebliebenen großen Lücke hervorruft, während Elemente denen bei noch soweit angelegtem Plane die weise Oekonomie der Dichtung nur eine höchst bescheidene Stelle gönnen würde in einer vom Ganzen unabhängigen maßlosen Ausbreitung wuchern dürfen. Der Mangel lebendiger Bewegung und Mannichfaltigkeit, von dem die „Studien" zum größten Theil ihr Gepräge empfangen, beruht vor allem auf einer eigenthümlichen schüchternen Einsilbigkeit in der Behandlung der Leidenschaft. Ein leises Ahnen berührt uns von der Aufregung in den Tiefen der lie-

benden, leidenden Brust, aber die Glut ist wie gewaltsam zurückgezwungen und die Gestalten wandeln so verschwiegen, mit einer unnatürlichen Ruhe, ja beinahe kalt und anscheinend herzlos umeinander hin gleichgültige Bahnen, daß sie ein wahrhaft ärgerliches Verlangen nach der heftigsten Unterbrechung dieses dumpfen, öden Harrens in uns erwecken. So ergibt sich das Fortschreiten in einer oft gar seltsamen Wechsellosigkeit der Beleuchtung.

Von dem Quellpunkte der fruchtbarsten Beziehungen zwischen den Charakteren meinen wir den Dichter nur zu oft verblendet hinwegweichen zu sehen. Aber auch wo er die größte Innigkeit des gegenseitigen Verhaltens an seinen Menschen darstellen will, wird der gleichsam über den Gemüthern waltende „Himmelsschluß und Zauberbann" des Zusammengehörens in der göttlichen gegen allen Widerstreit zufälliger Conflicte anherrschenden Macht nicht rückhaltslos genug offenbar. Dieses nicht zu entwurzelnde Gesetz tiefgreifender Wechselwirkung müßte in einem ganz anders sichern und starken Ausdrucke hervortreten. Es gibt eine zudringlich gesticulirende Geschwätzigkeit der Gefühle, eine platte Deutlichkeit der Darstellung, durch welche so viele der heutigen Novellisten, wie Dramatiker und Lyriker ein Schrecken jeder gebildeten Seele werden; wißt ihr Nichts mehr von jenem Zauber des nie ganz zu Ergründenden, den der echte Dichter über seine Schöpfung webt?! Stifter's Poesie ist reich an den lieblichsten Zeugnissen dieses Sinnes, auf dessen Beruf er uns einmal (im Eingange der „Brigitta") selbst geradezu hinführt, indem er von gewissen geheimnißvollen Kräften, von Dingen und Beziehungen im menschlichen Leben redet, die, ihrem Grunde nach nicht sogleich klar, mit einem schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele wirken.

Wir glauben — fährt er fort — daß es nicht zu viel ist wenn wir sagen es sei für uns noch ein heiterer und unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung übersliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen, aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Diese poetische Tugend liegt jedoch unendlich weit ab von der bei Stifter so häufigen Art das Wachsen und Reifen, die entscheidenden Wendungen innerer und äußerer Geschicke aufzufassen, welche unsere Theilnahme aufs unbehaglichste in der Schwebe hält. Wo der Dichter Empfindungen weckt zu denen man nicht sogleich in seinem Gebilde das entsprechende Moment zur Rechenschaft findet, wo er das Wichtige zu errathen gibt oder nur im eilenden Blitze augenblicklicher Stimmung, im abgebrochenen Zuge des heftigen innern Kampfes eine ganze Kette verschwiegener Begebenheiten deutlich vor die ahnende Seele führt, wirkt er oft soviel und tief erschütternder als mit der glanzvollsten Ausführung; aber übertrieben oder mit einseitiger Vorliebe ergriffen muß dieses Streben in eine forcirt fragmentarische Manier auslaufen oder gar ohne Weiteres den Eindruck des Leeren hervorrufen. Stifter's Eigenart entwickelt in sich diese Richtung von der graziösesten Feinheit bis zum bedenklichsten Extrem. Indessen verhalten sich seine einzelnen Dichtungen nicht so zueinander daß sie, wie ihre Ordnung nach der Zeitfolge des Entstehens gesetzt ist, ein allmälig stärkeres Hervortreten dieses Zugs bemerken lassen, sondern ganz zufällig berührt uns hier einmal als Fehler worin bei einem frühern Bilde erhöhter poetischer Reiz gefunden wurde. Wenn man z. B. das erste und letzte Stück der „Studien": „Der Condor" und „Der beschriebene Tännling", in dieser Beziehung vergleicht, so kann man sich nur darüber verwundern, denselben Sinn von dem nämlichen Mittel dort einen so durchaus richtigen und höchst wirksamen, hier dagegen einen so verkehrten, geschmacklosen Gebrauch machen zu sehen. Dort fügt sich an eine kurze Reihe von Scenen welche die Vorbereitung eines unvermeidlichen schmerzlichen Bruches mit großer intensiver Gewalt ausdrücken ein Schluß der nur im flüchtig hingeworfenen Bilde äußerer Vorgänge das Dulden und Kämpfen der Gemüther andeutet; wenige Worte, in denen doch ausdrückliche Beziehung auf früheres Geschick vermieden ist, reichen hin daß man den in die Ferne Fortgezogenen als Sieger ahne. Die Sparsamkeit die in der Ausführung Alles umgeht was der betrachtende Geist von selbst mit unzweifelhafter Nothwendigkeit ergänzt und darum nur die Hauptwendungen und -Situationen der vorschreitenden Entwickelung malt, hat sich in dem wahren künstlerischen Maße gehalten. Wir entbehren Nichts, obwol das abgesonderte, wohlbehagliche Eingehen in die innern Zustände: die Grade der Leidenschaft, die Vorspiele des Entschließens, die geistige Verarbeitung der Lebensschicksale, wie auch dieser Fall zeigt, keineswegs Stifter's Sache ist, so tritt uns doch das deutlichste Abbild Dessen was die aufgeregten Seelen durchgelebt und bei sich erwogen in den einzelnen Momenten der Geschichte vor Augen. Einfach und mächtig entfaltet das Bild dieser meisterhaften Novelle, ergreifend mit stiller Pracht, einen Gedanken den wir sonst verzerrt durch modernen Aberwitz in die fade Breite ganzer Bände ausgesponnen finden. In „Der beschriebene Tännling" fehlt bei der schon ohnehin unbegreiflichen Wahl eines ganz verbrauchten, trivialen Stoffs obendrein Alles was zu dem geängsten poetischen Interesse verhelfen könnte. Welche einzige Ueberraschung daß uns dieser Dichter auch einmal von dem alten Roman unterhält: wie ein schöner, vornehmer Herr in Sammet und Seide einem kreuzbraven, herzensguten Burschen „aus dem Volke" im Umsehen sein Mädel wegstiehlt! Doch möge Das noch gelten; wir wollen nur nach der Behandlung fragen. Da ist aber jede geistige Vermittelung des Geschehens übergangen, Nichts motivirt oder erklärt. Man glaubt einen Bericht über die gleichgültigen Actionen einiger Automaten vor sich zu haben; keine Spur davon daß die Gestalten zu Dem was die Erzählung von ihnen aussagt durch eine bewußte Seele getrieben werden. Mit keinem Worte wird irgend einer innern Bewegung erwähnt, aus der uns ein Wille, wenn auch ein verirrter, anspräche. Wie das

Aufkeimen der Untreue in dem Mädchen ebenso wird der Kummer des Betrogenen der vernünftigen Foderung vorenthalten. Die Geschichte beschäftigt sich mit dem letztern noch eine gute Weile, aber das Verhältniß des geistigen Hintergrundes gibt all seinem ferneren Thun und Aufhören einen unheimlich maschinenhaften Charakter; was in ihm vorgeht ist ein Räthsel, eines freilich das sich errathen läßt, jedoch ein Räthsel und die Absicht in welcher der Holzknecht jenen eifrigen Gang mit der geschäftsten Axt nach dem „bescheidenen Täunling", dem vorbezeichneten Jagdstandort des Herrn Guido, unternimmt, bleibt es vielleicht für Manche (weil sie das Nächste was sich zu Holzknecht, Axt und Baum als Viertes darbietet als eine zu matte und leere Pointe zurückweisen) und somit auch das Gebet des heilig leuchtenden Bildes, das dem Träumenden über Nacht in den dunkel überhangenden Zweigen aufgeht. Leider scheint es der Dichter mit dieser seltsamen Manier auf etwas Ungewöhnliches angelegt zu haben, und diese fatale Empfindung des schlechthin Affectirten muß denn den Eindruck noch unerquicklicher machen den man außerdem von der magern, nichtssagenden Begebenheit mithinwegnimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Einfache Geschichten von Emma Niendorf. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 1849. 8. 2 Thlr.

Eine poetische Seele erzählt diese „Einfachen Geschichten" und schmückt sie aus mit der Poesie des Lebens und des Herzens, mit den Reflexionen eines denkenden Geistes. Denkend und fühlend folgt der Leser den Erzählungen, durchdrungen von den Wahrheiten die ihm geboten werden. Der Inhalt der Geschichten ist selten glücklicher Art; keine beseligenden Liebesfreuden bemächtigen sich der Phantasie, keine leidenschaftlichen Motive bringen das Blut in Wallung; da ist kein zuckendes Hoffen und trostloses Fürchten, keine Angst des Mitgefühls welche den Leser ergreift, sondern das stille Herzklopfen der Resignation, das Ahnen, Finden und Schwinden des Glücks wie das Leben solches mitsichführt. Nicht zur Rebellion gegen das Schicksal wird die Frau aufgefodert, sondern zum Schmiegen und zum stillen Ergeben. Dabei bekundet die Verfasserin ein Talent des Schilderns und Ausmalens wie man solches nur selten findet; sie gibt die Stimmungen in ihren verschiedenen Färbungen, die Umgebungen in ihren Details als Hintergrund der handelnden Personen, kleine Züge der Letztern, häusliche Anordnungen, unbewußte Bewegungen woraus der Charakter hervortritt. Unter solchem Zusammenwirken sind sieben einfache Geschichten entstanden, welche die Verfasserin auf folgende Weise selbst charakterisirt: „Nur Schattenrisse von Blumen die in einem vollern Sonnenlichte erblüht wären. Nur einzelne Linien in Tagen hingeworfen wo man in die Gemüthswelt tauchte und noch nicht Geschichte lebte. Wehmüthig blicken sie aus dieser nahen und doch schon so fernen Vergangenheit wie über eine Kluft und bitten um Vergebung für ihr Dasein." Jede einzelne der Erzählungen hat auch ihren verborgenen Blumenduft und Farbenschmelz.

Als eine der vorzüglichsten möchten wir „Die alte Jungfer" hervorheben. Die Folge, sagt die Welt, pflegt jede That und jedes Leben nur nach dem Gelingen zu beurtheilen, und zum Spottnamen zu stempeln was Lebenszeichen sein sollte. Da wo die Letzten die Ersten werden, im Himmelreich, kommt gewiß gleich neben den unschuldigen Kindlein und den vor der Reifezeit entflohenen Mädchenseelen die alte Jungfer. In unsichtbare Nonnenschleier gehüllt schwebt sie wie ein Fremdling durch die Welt, eine Blume welche in unwirthlichem Klima sich nicht entfalten durfte. Immer und immer Andere glücklich sehen, immer entsagen, keinen Wunsch, keinen Neid kennend! In der schwersten Bedeutung immer nur Andern, in der schwersten nur sich allein leben! Das Herz wie ein Altarschrein verschließen, aber voll: Wieviel Liebe, wieviel Träume wehen ungeschaut und unvernommen über den Planeten, fallende Blüten wie auf Gräberbeete! In einer Armuth welche Fülle! Nur die alte Jungfer kann Alles zumal umfassen und verstehen: Braut, Frauen- und Mutterliebe. Ihr barmherzigen Schwestern für die man so wenig Barmherzigkeit hat! Aber wenn auch die Opfer von unserm kranken, faulen Gesellschaftssysteme, so seid ihr doch nicht seine unglücklichsten, nicht die grausam Gedemüthigten die man zum Altar zerrt, deren Todesruf ungehört die Wolken durchschneidet, und deren Seufzer langsamen Sterbens keinen Widerhall auf Erden wecken. Die alte Jungfer der Novelle, welche von der Gesellschaft mit kaltem Auge betrachtet, von der Familie mit wenig Liebe geduldet wird, trägt in ihrer Seele ein tiefes Weh, einen stillen bangen Schmerz über die gebrochene Liebe, über den gestorbenen Geliebten, den sie seit 40 Jahren betrauert. Sie lebt einsam in ihrem alten Hause, in der alten Einrichtung und in ihren alten Gewohnheiten. Und wie lebendig ist alles dieses Alte geschildert, der Leser glaubt es selbst zu sehen wie nach dem Verscheiden der alten Jungfer die Herren der Universität ungeduldig an der Klingel reißen, bis sich ihnen die schwere Pforte aufthut welche in die feuerfeste gewölbte Vorhalle mit dem runden vergitterten Fenster führt. Er sieht den eingelegten Steinboden, das Marmorbecken mit Brunnen in der Muschelgrotte. Auf den blankgebohnten Treppen an den alten Jagdstücken vorüber gleitet manchmal der Fuß eines Artemannes aus. Zuerst geht es vor die vollen Schränke, spiegelglatt mit gewundenen Säulen; dann zu den Vorräthen vom Keller bis zum Speicher; zu den Kammern, in welchen sich ein Luxus von Wirthlichkeit kundgibt, wo dem Küchenmeister Nichts gemangelt hätte für den Fall eines Belagerungszustandes, wo besonders ganze Batterien von Confiturengläsern das sorgliche Walten einer feinen Hand verrathen. Im Vorsaale mit der Stuccaturdecke, bei den lebensgroßen Bildern der Ahnenreihe, tauschen die Gerichtsmänner und die alten Rathsherren mit goldener Ehrenkette, die geharnischten Ritter, die gepuderten Stutzer mit Galaröcken und die Damen mit dem Schoßhunde, im Spitzenschleier, Atlas- oder Amazonenkleid, seltsame Blicke untereinander. Das glatte Parquet kracht unter den vielen ungewohnten Tritten. Immer bedenklichere Mienen unter der Dienerschaft, welche zögernd die Flügelthüren aufschließt. Da ist das große Wohnzimmer mit seiner gewirkten Tapete von Palmen, Mohren und Kameelen; mit seinem riesigen Ofen von blau und weißem Porzellan, neben dem auf ihrem Kissen die weiße Angorakatze schläft; unter dem Spiegel die stummen Goldfischchen die wie verzaubert im Krystalle schwimmen; am Fenster im Erker der Arbeitstisch mit dem Strickkörbchen, mit all den feingewundenen Knäulchen, mit Fingerhut und Schere. Links davon das verlassene Schlafgemach, das Bett mit grünseidener Decke im Alkoven, darüber das Portrait des Vaters in Jagduniform, auf dem nahen Tischchen das Neue Testament, die Brille, die Taschenuhr auf sammetnem Gehäuse, welche in der Sterbenacht stehengeblieben und seitdem von Niemand aufgezogen ward, eine Flacon, eine Handschelle ... Noch eine Flügelthür rechts vom Wohnzimmer. Die Putzstube von der Entschlafenen, immer als Heiligthum gehalten und von keinem andern Fuß betreten. Man sucht lange den Schlüssel, paßt diesen und jenen vergeblich in das Schloß, bis es endlich nachgibt. Um so begieriger drängt sich Alles hinein: die Mauer mit rother Seide ausgeschlagen und von Goldleisten eingefaßt. Sessel und Kanapee von gleicher Farbe; unter dem Pfeilerspiegel eine prächtige alte Uhr, der Zeiger auf die neunte Stunde gestellt; an den zwei Hauptwänden große Oelbilder: die Flucht nach Aegypten von einem Schü-

ler Dürer's, und ein Nachtstück von Schalken: die klugen und thörichten Jungfrauen mit ihren Lampen in der Hand. Vor dem Sopha, über welchem dieses Gemälde hängt, ein runder verhüllter Tisch, geheimnißvoll anzuschauen. Man nimmt die Tafeltücher weg welche darüber gebreitet sind: Alles Damast, sehr fein, aber ganz vermodert von der Zeit, sowie auch das Damasttuch welches auf die Platte gedeckt, und die Servietten. Viel schweres Silberzeug steht darauf, auch Vermeille, Alles sehr reich, aber angelaufen; drei Gedecke. Alles wird begafft, jedes einzelne Stück angefaßt. Das vergilbte Damastzeuch bricht zusammen wie es der Finger berührt, läßt sich stellenweis zu Staub reiben. Wo sind jetzt die drei Menschen welche an dieser traulichen Runde zusammen speisen sollten? wie lange haben diese Gäste sich erwarten lassen? Selbst die trockenen Geschäftsleute fühlen eine Art Rührung, einen Schauder vor dieser wahrhaften Todtenmahlzeit. Viele Fragen regen sich um das schweigende Räthsel von dem nur das Grab weiß. Ein aufgefundenes Tagebuch gibt Aufschluß darüber: die Gedecke waren aufgelegt gewesen für den Bräutigam welcher zur Hochzeit kommen wollte, und für eine taube Cousine, die Zeugin des glücklichen Bundes. Der Tod hatte die frohe Mahlzeit gestört. Die alte Jungfer schildert ihr Glück: „Nur eine Minute Glück sah ich von all der Gefahr, all den Leiden ringsherum, dem ganzen Leben voll Angst, nur die eine Minute Glück! Die Menschenschwalbe hängt ihr Nest selbst an die rauchenden Trümmer eines Vulkans. Die Freude steht immer über dem Schmerz, die echte, und mit Recht, denn er vergeht und sie bleibt... Mein Schutz, sagte ich zu ihm, wie behütet fühlte ich mich gegen eine Welt in Noth und Tod. In solchen Momenten verräth sich die tiefe Verwandtschaft von Freud und Leid, die am Ende beide Eins sind.... Kein Scheiden in der Liebe. Den Geliebten durch das Leben verloren, wieviel herber durch den Tod, wie hoffnungsvoll-hoffnungslos! Jetzt theile ich den Freund nur mit Gott.... Vierzig Jahre den Bräutigam erwartet; durchs ganze Leben warten, das schwere Menschenloos! Vergebens warten, nein, nicht vergebens! Halte immer den Tisch bereit für den Herrn. Die Stunde wenn er kommt weiß Niemand, die Braut harret dein." Solches sind die Accorde der Liebe aus dem Leben der alten Jungfer. Es kann dem Leser nur Gewinn bringen solche feste Gestalten ins Auge zu fassen. Er sieht daraus wie Lebensmechanik die Persönlichkeit modelt und die Seele sich dabei unentstellt bewahren kann; denn jemehr diese ganz in sich geschlossen ist, je ungestörter mag die Maschine gehen. So trägt wol Jeder ein geheimes Geschick mit sich durchs öde Leben, ein begrabenes oder ein schlafendes Glück. Das Bild der alten Jungfer vergegenwärtigt den Bund zwischen Hoffen und Entsagen, der Fülle mitten im Darben.

2. Die Bergenfahrer. Romantische Erzählung aus den Zeiten der Hansa von Heinrich Smidt. Drei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 3 Thlr.

Eine rohe, mittelalterliche Zeit mit dem egoistischen, rücksichtslosen Treiben der nach Macht und Reichthum ringenden Hansestädte ist die Sphäre des vorliegenden Romans, welcher interessante, nicht allgemein bekannte historische Facta enthält, und den Leser in eine ferne Welt versetzt, wo das Gesetz noch ohnmächtig war und die Menschenliebe in Erstarrung lag. Die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken, Ungerechtigkeit und Verfolgung gegen den Unschuldigen, Mishandlung der Kindheit und Jugend, sind die Motive zu den meisten Scenen des vorliegenden Romans, den man zwar mit Interesse, doch ohne Freude liest. Einzelne Charaktere treten scharf gezeichnet hervor mit edeln oder unedeln Zügen, doch alle in Nebel gehüllt; sie sind alle Gestalten ihrer Zeit, belebt durch Rachsucht, Haß, Liebe und Verzweiflung, welchen Gemüthsstimmungen ungezügelt gefröhnt wird. Das Schicksal der beiden lübecker Knaben welche den Hansen zugeführt werden nimmt des Lesers Theilnahme in Anspruch. Der sanfte, träumerische jüngere Bruder stirbt unter den Mishandlungen der furchtbaren Hansen, während der älteste, Gotthold, der Held des Romans wird, und mit seinen Abenteuern bei Seeräubern und Schiffern, mit seiner Liebe zum Bruder, mit seinem Schmerz um denselben als ein edler Charakter selbst unter dem Einfluß seiner blutgierigen Rachsucht gegen die Hansen hervorgeht.

3. Frauenloos von Julie Burow. Königsberg, Samter. Zwei Bände. 1850. Gr. 16. 2 Thlr.

Gewiß ein Tendenzroman mit der heilsamsten Moral! Für wen mag derselbe wol geschrieben sein? Für Frauen? Diese können auch viel daraus lernen: vor allem die Wahrheit daß die Frau ihre Bestimmung und Mission auf Erden erfüllen kann auch ohne zu heirathen, was in jetziger Zeit, in den dermaligen socialen Verhältnissen gewiß eine sehr nützliche Lehre ist. Es ist ein großer Misgriff wenn man jetzt die jungen Mädchen blos für die Ehe heranbildet, und das Eheglück als das einzig wahre darstellt. Insofern hat das vorliegende Werk sich ein sehr heilsames Ziel gestellt. Aber auch die verheiratheten Frauen können Manches daraus lernen, indem die ernsten Pflichten der Gattin im weitesten Sinne des Worts dargestellt und vorgeschrieben werden. Auch erfährt die junge Frau wie sie sich die Liebe des Gatten erhalten kann bis in die kleinsten Details. Die Verfasserin hat die männliche Natur erkannt in allen ihren innern und äußern Erscheinungen, und möchte diese Kenntniß zum Nutzen und Frommen anderer Frauen verwenden. Aber die Schule erscheint uns gefährlicher als die Unwissenheit. Ist es heilsam für ein weibliches Wesen durch alle Cloaken der menschlichen Gesellschaft geführt zu werden, das Bordell in allen seinen Abstufungen, die Ausschweifung mit allen ihren Folgen kennenzulernen? Wozu diese Bilder eines scheußlichen Lebens, eines entsetzlichen Unglücks? Wozu die Ehe mit einem Wüstling also erörtern daß der Leser von der geschwängerten Kammerjungfer, verführten Gouvernante bis zur Verirrung der überreizten Natur zur Unnatur eines ekelhaften Verbrechens eingeweiht werden muß? Warum muß man die ärztlichen Unterhaltungen mitanhören, und sich über die Sünde und deren Folgen im Roman eine Belehrung holen die man in medicinischen Büchern viel besser und auf passendere Weise erhalten kann? Warum Frauen eine Unterhaltungslecture anweisen die sie nicht eingestehen können ohne zu erröthen? Die schwergeprüfte Gattin des obenerwähnten Scheusals hält tapfer aus an dessen Seite; sie ist eine der Mustergestalten des Romans, und erlaubt sich nicht einmal den Gedanken das Verhältniß mit einem Unwürdigen zu lösen. Sie adoptirt das uneheliche Kind ihres Mannes, und als derselbe endlich durch Selbstmord sie von den verhaßten Banden befreit, heirathet sie nicht den Mann den sie geliebt und dem sie entsagt hat, sondern gründet mit einem Theil ihres Vermögens eine wohlthätige Anstalt, und widmet sich derselben in Gesellschaft der andern Gestalten des Romans, deren eheliches Glück durch Tod oder Schicksal zerstört ward. Alle finden Befriedigung in dem gemeinsamen wohlthätigen Wirken. 15.

Notiz.

Nationalsinn der alten Knidier.

Die capitolinische Venus in Rom halten manche Archäologen für eine freiere Nachbildung der berühmten knidischen Venus des Praxiteles, der es zuerst wagte die ganze Schönheitsfülle der Liebesgöttin unverhüllt zu zeigen. Die Bewohner von Knidos kauften sein Werk, und gaben es nicht hin als ihnen ein König Asiens anbot für dasselbe ihre ganze große Staatsschuld zu bezahlen. Der Römer Plinius ehrte diesen Idealismus, indem er darüber sagte: „Die Knidier thaten Recht; denn mit diesem Werke hatte der Künstler ihr Vaterland geadelt." Etwas von dieser Gesinnung, sagt A. Stahr, lebt selbst noch in den Römern von heute fort. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 54. —— 4. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Erblicken wir an diesem Beispiel bereits eine Ausartung ins Absurde, so liegt in der kurz nach „Der Condor" verfaßten Dichtung: „Das Haidedorf", der gleiche wunderliche Zug der Stifter'schen Darstellungsweise mit weniger forcirten und für den guten Geschmack ärgerlichen Consequenzen, indessen schon befremdend genug zugrunde. Hier ist nur ein Anfang und ein Ende; Das was die Mitte bilden sollte: die Zeit welche den Reichthum eines gesunden, edeln Geistes entwickelte, im bunten lockenden Gedränge des Lebens die Kraft eines reinen Herzens erprobte, diese gesammte Mannichfaltigkeit von Bildern, welche das Wachsen in Streben, Kampf und Erfahrung zu dem ernsten, siegenden Abschluß ausführen mußte, kommt nicht zu ihrem Rechte. Den in aller Unschuld nach der bewegtern, größern Schule der Welt verlangenden Haideknaben Felix sahen wir hinauswandern; dann steht der ruhige, noch ebenso unversehrte Mann vor uns, mit sich und seiner Aufgabe im Klaren, dem Schwersten gewachsen und der Schauplatz seiner Kindheit wird fortan die Stätte eines frommen, einfachen, befriedigten Wirkens, das mit dem schmerzlichsten Opfer nicht zu theuer erkauft ist. Diese schöne, feste Gestalt in ihrer unwiderruflichen Rückkehr auf den lange gemiedenen heimischen Boden hat ohne Frage etwas Rührendes, Theilnahme Erweckendes, aber die Stimmung die sich unserer dabei bemächtigt ist nicht frei von dem Bedenken: ob der Dichter den Gewinn solches Ziels sich nicht ein wenig zu leicht gemacht habe. Woran sonst poetische Kräfte mit so natürlicher Lust und Vorliebe sich üben, Das wird hier von dem Resultat aus mit einem flüchtigen Blicke gestreift. Der trefflichste Gedanke, aber das Ganze blos Andeutung, Skizze einer größern, vollständigen Dichtung! Wie die Lehr- und Wanderjahre an dem Sohn der Haide arbeiten, davon ist nicht die Rede, nur daß er sie mit Ehren bestand, und mit welcher Haltung er aus ihnen hervorging schauen wir am Ende. Die Summe des Vergangenen, welche Stifter in dem einen letzten Bilde aufzustellen sucht, kann gleichwol eine gewisse nebelige Dämmerung nicht zerstreuen, die den vollen Umfang des innern Schicksals ins Unsichere, Zweifelhafte entrückt. Während das Leben der Aeltern mit der einfachen, Jahre lang unveränderten Wiederkehr derselben Sorgen und Werke, das der steinalten Großmutter mit dem ewigen dumpfen Fortspinnen eines träumerischen Hoffens und Phantasirens schon an sich keiner tiefern Ausbeutung fähig ist, wirkt das gewaltsame Begrenzen in der Schilderung des weltgewanderten und gebildeten Felix beinahe peinlich und — wenn Das nicht zu viel Interesse ausdrückt — beunruhigend. Man vermißt wenigstens deutliche Spur der Gedanken, durch welche sich das Männerherz kräftig mit der Welt da draußen auch in der Einsamkeit verbunden hält; daß es neben der zarten, treuen Liebe die es den Seinigen entgegenbringt eine andere in sich hegt, dürfen wir erst da ahnen als wir durch die „selbstgewählte Stellung" das Glück das sie hatte schaffen sollen für immer verloren sehen. Unser Auge hascht nur noch das letzte schmerzliche Lächeln der Ueberwindung. Die Bestätigung Dessen was ich über den hier berührten Punkt allgemein voranschickte setzt sich bei dem Dichter durch alle Nuancen fort; auch wo die süße Befangenheit der Leidenschaft inniger in die ganze Anlage der Charaktere und ihres wechselseitigen Zusammenhangs verwoben und als hervortretendes Element der Entwickelung angewendet ist, scheint fast überall etwas Fremdartiges im Spiele, gleichsam eine Furcht das Kostbarste der selig gehobenen Brust preiszugeben oder das große Weh einer göttlichen Seele zu entheiligen.

Doch sind es wieder nicht die geringsten Schönheiten welche in dieser abweichenden Richtung ihre Grundlage haben. Man wagt kaum bestimmt zu urtheilen wo der edle Zartsinn in das spröde, ungeschickte Sonderlingswesen sich verliert. Eines liegt bei Stifter oft gar zu nahe an dem Andern: so in den „Zwei Schwestern". So mannichfach diese Schilderung, wie wir später betrachten werden, durch ein lästiges Zuviel Unzufriedenheit und Tadel aufregt, so erfreut sie gleichwol nach der einen Seite durch die herrlichsten Beweise jenes Taktes der kein überflüssiges Wort gestattet und auf die Lehre unsers Meisters hinführt:

> Bilde Künstler! Rede nicht!
> Nur ein Hauch sei dein Gedicht.

Wie bringt uns doch das verschwiegene Leiden Ca-

milla's, das sich nur der holden Klage der Töne vertraut, tief zu Herzen; wie groß und heilig steht vor uns das stille Opfer Maria's, von süßlicher Schlaffheit und Auflösung wie von theatralisch erheuchelter Bravour der Resignation gleichweit geschieden! Die Keime, Hoffnungen, Schmerzen und Kämpfe der Liebe, welche das ruhige äußere Fortleben der Familie birgt, diese bewegte innere Geschichte drängt bei den Naturen die von Pflicht und reinem Ernste des kräftigen Willens gehalten werden nicht zu einem gewaltsamen, zerstörenden Ausbruche; es bildet sich zwar eine Verwickelung, aber in den Gemüthern selbst die von ihr umfangen sind liegt es daß sie nicht so gefährlich und schwierig werden kann, um in dem rettungslosen Schlage einer eigentlichen Katastrophe ihre Lösung suchen zu müssen.

Zu den charakteristischen Zeichen der eigenthümlichen mehr verschleiernden als ausmalenden Art der Liebesdichtung gehört es daß wir meistens, anstatt vom Auftauchen des ersten Gefühls die allmälige, zur unberechenbaren Gestaltung äußerer Verhältnisse hinausgreifende Steigerung wahrzunehmen, die geheimnißvollen Mächte erst in ihrer bereits vollendeten Herrschaft plötzlich an den Tag treten sehen, wie denn die beiden eben zuvor angeführten Beispiele auch für diesen Zug gelten und in „Der Hochwald" durch das wunderbare Erscheinen des Schützen am Waldsee in tiefster Abgelegenheit, durch seine dann folgende Zwiesprache mit Clarissa und Alles was nach diesem Vorfall mit der heftig Erschütterten sich weiter begibt, dem Leser nicht weniger als dem arglosen, ahnungslosen Kinde Johanna eine ungemeine Ueberraschung bereitet wird. Das merkwürdigste Resultat kommt heraus, wenn Poetenlaune, deren Inspiration doch auch unsern bedächtigen Studiensammler einmal anwandeln darf, zur Hälfte das Herkömmliche der gemessenen Regel beiseitewirft, der unvertilgte Rest aber mit der neuen Licenz in eine gezwungene Mischung zusammengeht, von der uns „Das alte Siegel" ein interessantes Bild gibt, während wir in Jodok's und Chelion's Geschichte aus dem Felsenarchiv in „Die Narrenburg" den Verfasser auf einem ihm fremd geglaubten Gebiet weit sicherer wandeln sahen.

In dem behandelten Gegenstande („Das alte Siegel") und dessen ganzer Anlage scheint sich derselbe Sinn, von dem wie sonst das Einzelne der Darstellung gleichmäßiger Ausdruck bleibt, entschieden zu verleugnen. Was von seiner gewohnten Haltung der Dichter auf der einen Seite gegen Fremdes verloren gibt soll auf der andern durch um so getreueres Festhalten gerettet oder ersetzt werden. Es ist natürlich daß er uns dabei in einer Situation vorschwebt deren seltsame Verlegenheit wenigstens in einigen Momenten unsere Aufmerksamkeit mehr beschäftigt als einem reinen poetischen Genusse förderlich sein kann.

Vor unsern Augen entwickelt sich das Spiel der Intrigue, die unschuldigen Sinn wider Wissen und Willen in der Schuld verbotener Liebe gefangennimmt. Keusche Undeutlichkeit muß über das Wagniß hinweghelfen. Jenes altbekannte: Frage nicht womit das glücklich-unglückselige Weib den Hingegebenen vom Entdecken der zugelassenen Unehre abzuwehren weiß, wie es schon aus den Kindermärchen und Volkssagen uns geläufig ist, welche dem ungeduldig Forschenden verheißenen Schatz oder errungene Liebeswonne auf ewig entziehen, wird in anderer Bedeutung durch den Schleier der Darstellung vom Dichter gegen den Leser geltend gemacht. Das immer kühnere Hinausdringen über alle Schranken von der ersten Zusammenkunft an, wo die schönen, jugendlich blühenden Gestalten einander noch ungewiß und zaghaft gegenüberstehen, bis zu jener fast ängstlichen Schwüle des höchsten Uebermuths glühender Leidenschaft verfolgen wir nicht in einem sichern Fortschritt, sondern erkennen oder eigentlich errathen es nur aus den Worten in welchen der dunkele Schrecken einer plötzlich die Jünglingsseele fassenden unheimlich gepreßten Stimmung sich ankündigt. Völlig klar schauen wir erst das Ganze am Ende in dem lieblichen Kinde, wenn wir dazu Coeleste's Schmerzensruf: „Er kennt sie nicht!" vernehmen, und dieses allzu lange Aufsparen, worin sich die fromme Behutsamkeit genugthun will, führt trotz des wahrhaft tragischen Gehalts in der Scene des Wiedersehens beinahe zu einer komischen Wirkung. Durch alle bis dahin leitenden Bedenken scheint sich denn doch ein siegreiches Gefühl Bahn zu brechen: vor dem starren Manne, der mitten in der Seligkeit des Umschlingens nach vieljähriger Trennung allein auf den nunmehr vergeblichen Mahn- und Wahlspruch des alten Siegels („Servandus tantummodo honos") denken mag, soll das Recht der Liebe nicht verstummen: „Also könntest du der sogenannten Ehre das warme, ewige, klare Leben opfern?" Der Stolz dieses Vorwurfs hebt die arme Schuldige zu einer sanften, heiligen Verklärung empor, und der Dichter verdient gewiß das herzlichste Lob daß er die Sühnung, die für Coeleste's Fehl durch die Hoheit ihrer einzigen, treuen Liebe erworben wird, nicht zurückgehalten und in voller Wahrheit uns hat empfinden lassen wie wohl ihr das Wort ansteht: „Meine Sünde ist menschlicher als deine Tugend." Das ist freilich, wo es sich um den ganzen Charakter in der Aufnahme dieses Themas handelt, doch nur ein bescheidener Anhaltepunkt; indessen welche Betrachtungen der empfangene Gesammteindruck auch immer anrege, es bleibt doch dabei daß hier tiefere Conflicte, wie sie innerhalb des geschlossenen Bundes aus sittlichen Motiven erwachen können, Stifter's gewohnten Vorstellungskreis vergrößert haben. Kräftiger, mit festern, schärfern Strichen — und allerdings ungehindert von einer Wendung für welche ein Stil mit künstlich gedämpften Farben zur beruhigenden Auskunft dienen müßte — zeigt sich in der (auf „Das alte Siegel" unmittelbar folgenden, im nämlichen Jahre gedichteten) „Brigitta" noch ein Bild aus dem sonst so gern gemiedenen Bereiche durchgeführt. Die Schönheit des Frauenherzens zu verherrlichen — auf dieses Ziel ist in aller unruhigen Hitze des Lebens, die den Mann von der ge-

sundenen Liebe hinweg zur leeren Flucht leichtsinnigen Suchens treibt, ein ruhiger Blick gerichtet: hier oder nirgend hat das Talent seiner selbst und zugleich der edeln Gesinnung die es trägt sich vollkommen würdig bewährt. Durch viele Jahre und Länder ist Stephan, einmal vom Dämon treuloser Leidenschaft aus der Stille aufgestört, den Lockungen trügerischer Reize nachgeirrt; heimgekehrt findet er daß längst ihm gehörte wonach er umsonst solange gehascht. Die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen; sie blüht ihm aus der einst unsäglich beleidigten Brigitta Herzen.

In dem einfachen Bilde der beiden wiedervereinigten Gestalten faßt der Dichter den Triumph der seligsten Erfüllung zusammen. In so ungehemmtem Strome aber wie in jenen Briefen, die er nach seiner sinnigen Hinneigung zum Naturleben bescheiden genug als einen Strauß „Feldblumen" darbietet, hat er den schwärmerisch-heitern Jubel, der von allem Zagen und Irren sich hoch hinausschwingt, kein zweites mal freigelassen. Uebrigens ist auch diese Dichtung durch ihren ganzen Ton ungewöhnlich von allen andern desselben Autors verschieden: wie diese frisch sprudelnden, strenge Grazie jedoch nie verleugnenden Bekenntnisse eine vollendete Liebestragikomödie nicht ohne Leid und Hinderniß eifersüchtiger Selbstverblendung abspiegeln, lacht aus ihnen zwischen den Ausdrücken weicherer oder gar klagender Stimmung oft ein muthwilliger Humor, desgleichen uns sonst in den „Studien" nirgend begegnet, und fröhlicher Künstlerdrang zu schönem Lebensgenusse, der zwar wie ein ungreifbarer Hauch in dem Ganzen weht, besonders aber im wachsenden Uebermuth unschuldiger Wünsche, zuletzt in dem Idealentwurf eines Tusculums am Traunsee seine offene Darstellung feiert. Hier walten die Gedankenpräludien eines romantischen Cultus, dessen Jünger freilich, da sie „Liebe nur liebend" in herrlichster Natur Musik, Malerei und Poesie pflegen wollen, Julian Schmidt im Einverständniß mit Arnold Ruge nicht minder denn die Gesellschaft des „Phantasus", als „vornehme Müßiggänger", „Dilettanten des Lebens" und „blos Seiende" verwerfen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Den ersten Theil der werthvollen Veröffentlichung Montalivet's haben wir bereits im Auszug mitgetheilt. Je weniger die versuchten Reclamationen den großen Eindruck der von Montalivet zusammengestellten Zahlen haben abschwächen können, um so gespannter sah das Publicum dem Schlusse der Rechtfertigungsschrift Ludwig Philipp's entgegen, und wir vervollständigen und beenden deshalb heute unsere frühere Mittheilung in der Ueberzeugung: daß auch bei uns diese interessanten Aufschlüsse über den Charakter des Julierkönigs die allgemeinste Theilnahme finden werden.

Ludwig Philipp mußte sehr oft den Vorwurf hören: er sei ein zu großer Bauliebhaber. „Nun da bin ich wenigstens in guter Gesellschaft", rief er eines Tages aus, „der heilige Ludwig, Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV. und Napoleon haben ja auch die Maurerkelle liebgehabt. Mag meine Baulust noch so groß und zu jedem Opfer bereit sein, sie genügt doch nicht um alle von Jenen errichteten Monumente wiederherzustellen."

Während der fünf Monate in denen der König in den Tuilerien seinen Aufenthalt nahm widmete er einen Theil seiner Tage stets mit Recht dem Louvre. Zwar zirkelte er seine Stunden für die verschiedenen Beschäftigungen nicht unabänderlich ab, denn sein ganzer Charakter widerstrebte einer solchen absoluten Disciplin, und eine begonnene Arbeit vollendete er auch immer gern ohne Rücksicht auf die Zeit; indeß hatte sein Leben dennoch gewisse allgemeine Gewohnheiten. Die Morgenstunden weihte er ganz den Angelegenheiten der Familie, dem innern Interesse. Er empfing regelmäßig den Generalintendanten der Civilliste, den Verwalter der Privatdomaine und den Kronbaumeister Fontaine. Stoff dieser Frühconferenzen waren in der Regel nicht die Arbeiten des laufenden Tages, sondern der Zukunft vorbehaltene Verbesserungspläne. Die Verhandlungen über die letztern eröffnete der König gewöhnlich mit den Worten: So will ich es! Aber das Ende klang dann gewöhnlich: Sire! Sie können es nicht! Allzu oft scheiterten die großen Gedanken des Königs an den engen Schranken seines Budget.

Mittags schlug die Stunde der Politik: der König präsidirte seinem Staatsrath oder arbeitete mit seinen Ministern. Gegen 2 Uhr, wenn die Tagesordnungen der gesetzgebenden Kammern die Mitglieder des Cabinets nach dem Luxembourg oder dem Palais-Bourbon riefen, nahm er an seinem Bureau Platz, unterzeichnete Ordonnanzen, prüfte Geschäftssachen oder beschäftigte sich mit seinem vertraulichen Briefwechsel, dessen revolutionnaire Veröffentlichung seinem Rufe so trefflich gedient hat. War alsdann mit dem Schlage der vierten Stunde in die Galerien des Museums Ruhe und Schweigen zurückgekehrt, so beeilte sich der König fast immer im Louvre eine Zerstreuung zu suchen. Abends (nur Dienstag und Freitag ausgenommen, welche beiden Tage ganz dem engen Familienkreise gewidmet blieben) öffnete er die Salons der Tuilerien den Gesandten, den Mitgliedern der beiden Kammern und allen Beamten von einem gewissen Range. Die Besuchenden fanden in dem Könige von 8 — ½11 Uhr einen für ernste und nützliche Gespräche immer bereiten Unterhalter. Um ½11 Uhr kehrte er regelmäßig in sein Cabinet zurück. In der Einsamkeit der ersten Nachtstunden fand er erst eine Zeit die ganz ihm selbst angehörte; erst jetzt ging er mit ruhiger Prüfung ans Erwägen aller großen Angelegenheiten und der brennenden Fragen des Augenblicks. Diese nächtliche Arbeit hörte oft nicht früher auf als bis die Königin oder Madame Adelaide ihn mit ihren Bitten zur Ruhe brachten. Endlich, gegen 1 oder 2 Uhr, gab er nach, aber nur um den folgenden Tag seine Thätigkeit aufs neue zu beginnen.

Wie schon erwähnt, öffnete sich Nachmittags um 4 Uhr für den fast täglichen Besuch des Königs die innere Thür welche den Louvre von den Tuilerien trennt. Diese Thüre bildete gleichsam die Grenze zwischen dem Gebiete der Politik und dem Königreiche der Künste. Sobald der König sie überschritten hatte, schien er leichter zu athmen; er überließ sich eifrig der Herrschaft dieses Reiches, in welchem der Wille unabhängiger, die Wohlthat wirksamer und die Unparteilichkeit leichter ist. Es gab keinen einzigen unter diesen Besuchen der nicht eine Frage der Kunst angeregt oder entschieden hätte, nicht einen einzigen der nicht durch neue Aufträge den Künstlern eine Ermunterung oder eine Hoffnung geworden wäre. In dieser Stunde ernster Erholung betheiligte sich der königliche Besucher durch ein persönliches Examen, durch seine Andeutungen oder Rathschläge an jenen Werken welche später in den Kronpalästen aufgestellt werden sollten. Auf diese Weise ist unter den mehr als 3000 Kunstgegenständen deren Beschaffung unter seiner

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. [illegible] u. [illegible] d. Bl. f. [illegible].
D. Red.

Regierung angeordnet werden; fast keiner wozu er nicht den ersten Gedanken gegeben, die Skizze geprüft und die letzten Anordnungen bestimmt hätte. Der König war also nicht blos Architekt, wie man so oft gesagt hat, sondern er war auch Künstler, und zwar durch seine Ideen, durch seinen Geschmack, durch seine eigenthümliche Natur. Die Kunst, der Stil, das Wort waren für Ludwig Philipp nicht Zweck, sondern ein Mittel, untergeordnetes Werkzeug. Er schätzte die Form nicht eben hoch wenn sie nicht einen praktischen Gedanken, eine wahre Idee, eine genaue Erinnerung veranschaulichte. Er liebte in der Literatur weder den historischen Roman noch in der Kunst die Allegorie. Dagegen verfolgte er vor allem die praktischen Ideen auf dem Gebiete der Geschäfte, den im Stil ausgedrückten Gedanken in der Literatur und in der Malerei die Wahrheit, die Treue. Er mochte Nichts von den herkömmlichen Stellungen und Formen wissen welche die abergläubische Tradition nach alten Regeln festhält. Ja er ging noch weiter: er verlangte daß die einzelnen Personen genau die Menschen der Epoche wären die der Maler darzustellen hatte, er wollte daß die materielle Darstellung der Thatsachen ebenso treu sei als die Geschichte. Hiernach erklärt es sich wie er die glänzenden Allegorien eines Rubens so kühl beurtheilen konnte. Ludwig Philipp hat der französischen Kunst eine ausschließlich historische und nationale Richtung gegeben. Um sich immer vergewissern zu können daß seine Intentionen treulich festgehalten würden, hatte er im Louvre eine Anzahl Ateliers aufschlagen lassen.

Im Jahre 1845 hatte der König dem Herrn Couder die Föderation von 1790 als Stoff gegeben. Der Maler hatte sich als Schauplatz die Zugänge zu der großen Estrade gewählt, auf der Ludwig XVI. und die Nationalversammlung gegenüber dem Altar des Vaterlandes Platz genommen hatten. Um diese Estrade drängte sich ein Menschenknäuel der sich gegen den Altar stürzen zu wollen schien, bereit den Tod für das Vaterland zu beschwören. Nicht weit von den Mitgliedern der Nationalversammlung drängten sich Männer, Weiber, Bürger aus allen Classen, in verschiedenen Trachten und von verschiedenen Orten: ein glänzender der Anordnung abgewonnener Effect! Der Künstler, von seiner Skizze völlig befriedigt, erwartete voll Vertrauen des Königs Urtheil. Der König kam, hatte aber nur einen Augenblick Zeit. Er überblickte die Skizze und sagte lächelnd:

„Herr Couder! Sie lieben die Anordnung ... wir werden noch davon sprechen." Der von seinem Gedanken ganz eingenommene Maler kam nicht darauf diese Worte zu deuten und ging an die Ausführung. Das war zu Anfang des Frühlings, als die ersten schönen Tage den König nach Neuilly lockten, ihn später bestimmten sich in St.-Cloud einzurichten und die Ateliers von Versailles denen des Louvre mindestens für den Augenblick vorzuziehen. Hierdurch hatte Couder genugsam Zeit gewonnen sein Werk fertigzumachen; er hatte es fast beendet als der König wieder im Louvre erschien. Als er das Bild sah, sagte er: „Es ist ein schönes Gemälde, aber es ist nicht die Föderation von 1790. Sie sind über die Epoche im Irrthum gewesen, Herr Couder. Im Jahre 1790 war die Minorität noch nicht Herrin der Revolution geworden. Die Unordnung stand damals noch an zweiter Stelle; warum sie in den Vordergrund treten lassen? Alle diese Leute da scheinen den Thron erstürmen oder den Altar des Vaterlandes erschüttern zu wollen; sie werden es nur allzu bald thun. Aber wo sind denn die 130,000 Schauspieler dieser großen Scene, die aus allen Theilen des französischen Landes zusammengelaufenen Deputationen? Ich war selbst dabei, Herr Couder, ich sah selbst woran ich Sie erinnere, und Das gilt mehr als Alles was näher oder ferner auf den Tag alsdann folgte. Halten Sie nur die Wahrheit Ihres Stoffs freimüthig fest und — fangen Sie Ihr Bild wieder von vorn an."

Man begreift die Verzweiflung des Künstlers, den Kampf den er mit dem Könige im Namen seines fast vollendeten Werkes und im Namen der Schwierigkeiten führte welche bei dem kalten Anblick der offiziellen auf der Estrade sich drängenden Menge und bei der Einförmigkeit dieser unermeßlichen um den ganzen Raum des Marsfeldes parallel sich hinziehenden Reihen mit der Ausführung verbunden sein mußten. Der ehemalige Herzog von Chartres war unerbittlich und verharrte bei seinem Verlangen. Indeß bemerkte der Director der Museen daß der Preis des Bildes auf 25,000 Francs festgestellt worden und daß dasselbe fast vollendet sei. „Nun denn", sagte der König, „Montalivet wird da 25,000 Fr. mehr zahlen; die Veränderung ist zwar etwas theuer, allein ich bin sie der Geschichte schuldig."

Man sieht hieraus wenigstens daß es Ludwig Philipp nicht auf ein Opfer ankam wenn es galt den Werken der Kunst das Siegel der geschichtlichen Wahrheit aufzudrücken. Wenn über die Epoche oder die Details einer Handlung, über den Schauplatz, das Costume oder die Gesichtszüge einer Person Zweifel entstanden, so wurden zur Hülfe für die Studien der Maler oder Bildhauer Bücher, Karten, Pläne und Portraits herbeigeschafft. Geschickte Modellisten mußten weite Reisen machen, um Denkmäler zu Rathe zu ziehen und nachzubilden; endlich gingen die Künstler selbst auf Kosten der Civilliste auf die Schauplätze der Scenen die sie darstellen sollten. So unternahmen Mehre weite Reisen die der Geschichte und der Kunst gleich nützten. Horace Vernet allein empfing nicht weniger als 843,000 Fr. Er hatte bekanntlich den ehrenvollen Auftrag vom König erhalten: das Andenken der glorreichen Feldzüge der französischen Armee zu Land und Meer in Afrika und Mexico auf der Leinwand zu verewigen. Nicht eine einzige dieser großen Scenen gibt es die Vernet nicht nach Zeichnungen welche Augenzeugen während der Handlung entworfen oder nach an Ort und Stelle selbst aufgenommenen Skizzen ausgeführt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. v. Raumer und C. Ritter. Herausgegeben von F. von Raumer. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, F., Frühlingsglocken. Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Glogau, Schröter. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Die weiße Rose. Geheimnisse aus dem Serail. Morgenländischer Roman. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Wackernagel, Phil., Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert. Ein mittelhochdeutsches Lesebuch zusammengestellt und mit einem Wörterbuch versehen. Erlangen, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zielinski, G. v., Der Kirgise. Aus dem Polnischen in's Deutsche übertragen von A. Bahn. Berlin, Behr. Hoch 4. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Politisches Kalenderbrevier! oder schnurrige und kurrige Reden über die Gegenwart des einigen Deutschlands. Von Schillers Capuziner-Prediger in Wallensteins Lager. 1stes Heft. 3te Auflage. Leipzig. 16. 2½ Ngr.

Mühling, C. J. F., Heilige die Tage des Herrn! Rede, gehalten am neuen Jahrestage 1851. Ein homiletischer Beitrag zur Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 6 Ngr.

Weck, F. M., Wer hat Recht: Er oder Ich? Eine Appellation an das deutsche christliche Volk oder Thesen einer Pastoral-Conferenz beleuchtet und beurtheilt. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 55. —— 5. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Am schärfsten tritt der Abstand in welchem dieser Erguß des lieblich trunkenen Gemüths gegen die den „Studien“ sonst eigenthümliche Art die poetischen Mittel der Leidenschaft zu benutzen empfunden werden muß, in „Die Mappe meines Urgroßvaters“ hervor, wo die verwandte Form des Tagebuchs eher noch größere Freiheit zu bedingen scheint. Wenn der Doctor Augustin gesteht daß von Jugend auf ein wilder Trotz in ihm geschlummert habe, der oft sogar in ungeberdige Wuth ausgebrochen sei, so macht Das nur den Eindruck einer kalten, leeren Notiz zur Vollständigkeit der gewissenhaften Aufzeichnungen; diesen selbst ein entsprechend glühendes Licht mitzutheilen ist das angeblich heftige Wesen ihres Verfassers weit entfernt. Die „Feldblumen“ halten uns durch den Schatz mannichfaltiger Herzenserfahrungen in lebendiger Theilnahme; die Geschichte des Urgroßvaters verfolgt man eigentlich nur mit dem matten Merkwürdigkeitsinteresse: wie lange der Poet, der ihm Hand und Feder führt, diesmal in der That ein recht „wunderlicher Heiliger“, sich darin gefallen wird jedem Anlaß bewegter, stürmischer Scenen soviel möglich auszuweichen oder bei dem gegebenen unabwendlichen den protokollmäßigen Stil nüchternen Gleichmuths zu behaupten, dessen pretiöse Steifheit — mit Ausnahme der hübschen Einleitung fast durchgängig herrschend — sich gewiß schwer übertreffen läßt. In den Nöthen und Verwirrungen seiner Liebe zu Margaretha macht der Doctor Anstalt sich im Walde zu erhängen; das milde, ernste Erscheinen und freundliche Wort ihres betagten Vaters bringt ihn wieder auf Lebensgedanken. Man merkt daran nichts Außerordentliches; das Journal über die Krankenbesuche, über allerlei todte Dinge, über den Fortschritt des Hausbaus u. s. w., die Berücksichtigung des Viehstandes, meteorologische Beobachtungen: das Alles gilt in gleicher Linie mit den geistig bedeutenden Ereignissen, mit der Trübsal und Freude des Herzens, mit den dunkeln Stunden der Verzweiflung — und nach dem Maß des Raums ruht dort sogar noch das mehre Gewicht. Sollte damit in diesem Falle etwa die pure Naivetät einer einfachen Seele vorgestellt werden, so wäre Das eben ein Irrthum, den es bei dieser Gelegenheit kurz als solchen bezeichnet zu haben genügen würde; aber es ist nur das unerträgliche Uebergreifen einer Liebhaberei, deren nähere Betrachtung für Stifter's Charakteristik von vorzüglicher Wichtigkeit sein wird. Dieses schöne Talent krankt an der schlimmen, halsstarrigen Neigung mit einem beklagenswerthen Aufwande sich förmlich schwelgend in das Unwesentliche zu verlieren. Durch eine von ihm selbst misverstandene Theilnahme an dem Detail aller möglichen gleichgültigen Vorgänge und Gegenstände, an dem Beiwerk der Geschichte, an Allem was blos Decoration heißen und nie zu vorsichtig behandelt werden kann in der Poesie, ganz besonders durch ein unziemliches Verweilen auf Dem was als Hintergrund der Gestalten und Ereignisse höchst einfach und mäßig anzudeuten ist, d. h. durch die ämsigste Jagd auf Naturschilderungen jeder Art hat er einem befriedigenden Verhältniß der Composition fast immer entgegengearbeitet. So kommt es daß Derselbe der so oft da abbricht wo Andere mit ihren Gaben zu glänzen beginnen, der uns durch eine unerhörte mysteriöse Sparsamkeit ebenso oft mit Räthselaufgaben prickelt als er durch die Zeugnisse seiner profanationsscheuen Bescheidenheit das Gemüth in der lautersten Stimmung zu ruhigem eindringenden Hinschauen fesselt, uns wiederum durch zwecklose, leere Umständlichkeit der Auseinandersetzung, durch ein schauderhaft redseliges Fortspinnen der geistlosesten Berichterstattung ermüdet und so durch den Verdruß der angestifteten Langeweile obendrein hindert diese aus der Himmel weiß was für fabelhaften poetischen Intentionen entsprungene trostlose Bemühung mit dem gehörigen Amusement zu betrachten. Neben „Die Mappe meines Urgroßvaters“ dienen leider die „Zwei Schwestern“, den neuesten Mittheilungen des Dichters angehörend, trotz der tiefen Schönheiten die ich ihnen nachrühmen mußte*), als vollgültiges Beispiel für die extreme Aus-

*) Daß der Dichter mit einer bescheidenen Berufung auf seine Gaben als Anwalt seiner selbst auftritt, macht hier das Schlimme womöglich noch schlimmer. Notizen wie die folgende sind freilich ein bequemes Schutzmittel für unartige Gewohnheiten: „Wir erzählen die Thatsache mit den Worten unsers Freundes, obgleich wir als Nacherzähler auf die Frische und Ursprünglichkeit verzichten müssen die ihm, der die Sache erlebt, eigen war, und wir über-

bildung dieses einschläfernden Stils, in dessen müßiger Breite Analogien zu dem naiven Tone des Homerischen Epos zu entdecken bisjetzt gottlob der einzige Moriz Carriere die Kühnheit gehabt hat. Da ist es nicht genug daß wir dem Wandelnden an diesem oder jenem Orte begegnen: wir müssen nicht nur auf dem Wege jeden seiner Schritte verfolgen, sondern auch, selbst da wo das wirkliche Geschehen nach stillschweigendem Instinct geläufige Richtungen einschlägt, eines vorangegangenen „Beschlusses" zuvor aufs gewissenhafteste versichert werden und, was wir sonst nur aus jenen „spannenden" Histörchen der Kinderzeit gewohnt sind, die uns etwa mit den vorbereitenden Schauern eines erwarteten Geisterabenteuers bänglich-süß umstricken wollen, den Helden beim nachdenklichen Ablegen der einzelnen Kleidungsstücke bis unter die Bettdecke und an die Pforte der Träume zu verfolgen, für alles Das wird hier ohne den geringsten Dank unsere Geduld und unser aufmerksamer Sinn in Anspruch genommen. Das Alltäglichste was sich vollkommen von selbst versteht: daß Otto Falkhaus, oder welcher cultivirte Mensch auf der Welt es sonst immer sein mag, beim Hinausspazieren den Hut nimmt u. dgl., wird uns nicht erspart; hundertfältige Wiederholungen steigern diese Genauigkeit ins Besorgniß Erregende. Spuren dieser zudringlichen Manier, extravagant bis zur Spitze des Lächerlichen, sind überall in den „Studien" zerstreut: was sollen wir z. B. denken wenn es von Coeleste's Erscheinung in „Das alte Siegel", die uns in wenigen Zügen entworfen so hold anmuthet, zuletzt heißt: „Jedes Kleid schloß sich am Halse. *Dann war, wie wir eben sagten, das Haupt mit den großen glänzenden Augen*" — oder wenn uns (für das Spaßhafte vergönne man uns auch den Scherz der Zusammenstellung!) der „Urgroßvater" Augustin erzählt: „Wir führten die drei Kühe — *denn das Kalb war unterdessen auch eine geworden* — von der Hütte herab." (!!!)

Dann und wann steht es einmal wie eine nothwendige Foderung vor dir: Mit diesem ausdrücklichen Licht, das auf die ordinairsten Dinge geleitet wird, muß und muß es doch seine absonderliche Bewandtniß haben; du glaubst jetzt ganz gewiß einen vielverheißenden Anlauf zu erkennen — weit gefehlt! im nächsten Augenblick löst sich die hoffnungsvolle Wendung (d. h. die es für deinen guten Glauben an die künstlerischen Zwecke war) ohne Weiteres ganz wohlgefällig in die harmloseste Trivialität auf. Das ist ein ewiges Erzählen und es geschieht Nichts! Immer langsam voran! Nehmen wir uns doch Zeit zu allerlei Reisebetrachtungen über die Menschheit im Allgemeinen, wie es doch ein großer sonderbarer Anblick sei dieses merkwürdige Geschlecht im Ganzen zu überschauen, wie es sich immer und immer geändert habe und immer zu größerer Vollkommenheit zu gehen vermeine — wie mag es in den Millionen künftiger Jahre sein, wohin unser befangener Blick nicht zu dringen vermag — wer kann es wissen? u. s. w.

Gesellen sich nun noch lehrreiche Aperçus wie bei Gelegenheit des allmälig verrauschenden wiener Milanollo-Enthusiasmus: „Und gerade in großen Städten trägt sich immer Etwas zu und macht von Zeit zu Zeit Etwas Aufsehen. Darum sind die Tagesgespräche so wandelbar" u. A. m. zu jenem Register menschlicher Tagesgeschäfte und Lebensfunctionen, so starrt uns am Ende Alles so dumm und täppisch, fast unheimlich an daß man unwillkürlich von der Vorstellung ergriffen wird: es müsse hier irgend eine Gattung wildfremder Geschöpfe in der Kunde von den nächsten Elementen des gewöhnlichen Menschendaseins unterwiesen werden. Neben diesen Hemmnissen einer lebendigen poetischen Entwickelung, die gerade darum am widerwärtigsten frappiren, weil sie, im Thun und Treiben der eingeführten Gestalten Dasjenige hervorhebend was sonst als Menschlich-Gemeinsames von der Poesie unbeachtet bleibt, an einem falschen Schein des Plastischen und Anschaulichen Recht und Rückhalt suchen, bemerken wir andere Auswüchse, deren sanftes liebliches Farbenspiel auf Manche einen Zauber geübt hat der sie hier den höchsten Vorzug des Dichters erblicken ließ. In seiner *eminenten Sucht* und allerdings auch *Virtuosität der Beschreibung* hat er alles Gefühl des Maßes verloren und den Fortgang zur Stufe reifer künstlerischer Erkenntniß und Wirksamkeit sich selbst zugebaut. Während er auf der einen Seite oft übertrieben sorgsam mit dem Reichthum haushält den ihm die Seele seines Gegenstandes und das eigene Herz darbieten, breitet er auf der andern verschwenderisch den Schmuck der Nebendinge aus und macht dadurch, wie oft, das Untergeordnete zur Hauptsache. Vor den Bildern des Naturlebens, vor den malerischen Studien und Landschaftsansichten schwindet der poetische Gedanke den das Werk im Bilde menschlichen Geschickes zu verkörpern hat.

Master Wilson in den Gutzkow's Pseudo-Bulwer'schen „Zeitgenossen" (I, 10) schilt daß die modernen Dichter Alles zerstückeln was ihnen unter die Hände kommt:

> Auch die Natur, die einfache, stille Natur raffiniren sie; sie kommen auf sie nur aus Genußsucht zurück, verbrauchen einen Sturm, eine Landschaft, eine Aussicht und stürzen sich dann wieder andern Dingen in die Arme. *Ein Dichter darf von der Natur Nichts entlehnen. Er muß sie entweder fliehen oder ganz in ihr wohnen.*

Ich gestehe gern den in diesem Vorwurf herrschenden Grundgedanken und seinen ästhetischen Rechtstitel keineswegs deutlich zu begreifen, aber sicher ist daß wir hier die beste Formel für ein Fundamentalstück des Stifter'schen Poetenglaubens aufgefunden haben. Die Kritik welche ihn einen Irrglauben nennt hat, wofern ihr danach fragt, hohe Autoritäten für sich; um ein Textwort, als dessen Paraphrase gleichsam sie in diesem Punkt ein starkes Ansehen wahren könnte, ist sie nicht verlegen. Soll Wolfgang Goethe's Kunst und Weisheit umsonst unter uns geleuchtet haben?! Er redet durch

---

haupt nicht die Lebendigkeit der Darstellung besitzen wie unser Freund."

schlagfertigen Mund köstliche Wahrheit. Die heitere Waldscene im zweiten Buch (Cap. 4) in „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, zwischen Philine, Wilhelm und Laertes — enthält, meine ich, das schärfste Gericht über die hors-d'oeuvres, die uns bei Stifter ein Dorn im Auge sind. Vermitteln wir Wilhelm's Ausspruch: daß der Mensch dem Menschen das Interessanteste sei und ihn vielleicht ganz allein interessiren sollte, mit den Zugeständnissen welche nach dieser Seite in dem alten Gesetz der Poesie zu bestehen scheinen, so ergibt sich daß wenigstens der Mensch stets als Ausgangs- und Mittelpunkt geachtet, also Jegliches vermieden werden muß was von seinem Geist und Gemüth, von seinem Entschließen, Handeln und Leiden auf fremde selbständige Betrachtungen hinweglenkt. Wilhelm Grimm erinnert uns in seinem trefflichen Briefe an Alexander von Humboldt über diesen Gegenstand (abgedruckt im zweiten Bande des „Kosmos“) an das hohe Vorbild Homer's und des mittelalterlichen Volksepos; aber auch den ritterlichen Dichtern des 13. Jahrhunderts, einem Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, heißt es dort ferner, aus deren umfangreichen Werken man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbreche, würde sammeln können, sei der Gedanke an unabhängige Naturschilderungen fremd, es falle ihnen nicht ein den Fortschritt der Handlung zu hemmen, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stillzustehen. Wenn er alsdann, man kann wol sagen: unmuthigen Staunens, ausruft: „Wie verschieden davon sind die neuern dichterischen Compositionen!“ und dabei auf Bernardin de St.-Pierre deutet, der die Ereignisse nur als Rahmen für seine Gemälde gebrauche, so wollen wir unsers lieben Stifter nicht vergessen, der uns behaglichst mitten in der Geschichte, wenn da freilich überall von Geschichte zu reden ist, durch ein Extrablatt von etwa 30 Blättern bei den Phänomenen des Winters im Gebirge festhält („Die Mappe meines Urgroßvaters“, III, 145—202) oder um den Holzknecht an der Arbeit zu zeigen (in „Der beschriebene Tännling“) zuvor das „Leben eines Holzschlages“ mit aller botanisch-forstwirthschaftlichen Vollständigkeit meint entwickeln und, soviel er davon innehat, die Geheimnisse der Waldvegetation ausplaudern zu müssen. Es ist unbedingt etwas sehr Löbliches um die Pflege solcher Studien und das innige, hellschauende, scharf belauschende Versenken in die duftenden, glänzenden, klingenden Wunder der großen Gotteswerkstatt; aber all Ding hat seine Zeit und poetische Kosmos-Bilderbücher haben die ihre, darum fragen wir mit Charles Nodier kalt und befremdet: „Description que me veux-tu?“ Alles was in Stifter's Werken die Liebe zur Natur, das „Wohnen“ in ihr bedeutet, damit hochmüthig abfertigen zu wollen, kann mir nicht in den Sinn kommen; nur Das war vorerst mit aller Bestimmtheit auszusprechen: daß ein an sich so werthvolles Element bei diesem Dichter tyrannische Gelüste entfaltet welche eine strenge Erinnerung an gewisse Schranken zu fodern scheinen. Das Vergehen wider die Harmonie liegt doch außer allem Zweifel, wenn er uns das Gefühl nicht ganz fernhalten kann, er stelle Menschen nur um des Schauplatzes willen hin den er malen möchte. Er führt uns gern erst ein Weilchen auf dem leeren Theater spaziren vor der Action; sein ist die Schuld wenn wir über Geduldproben murren. Wenigstens hätten wir genug mit dem Bilde der einzelnen Plätze auf denen wir seine Gestalten antreffen; es ist ohne Frage des Guten zu viel daß er uns — wie im Eingange von „Der Hochwald“ — gleich die ganze Physiognomie des Landstrichs der jene umfaßt, in seiner Verkettung von Höhenzügen, Thalwindungen u. s. w. entwerfen will, wobei denn obendrein unter den Zugaben poetischer Malerei die klare Uebersicht des topographischen Grundrisses verloren geht und am Ende die Linien der Zeichnung vor dem Auge des Lesers unentwirrbar ineinanderlaufen. Was ist uns all der viele Sonnenschein, der hier eine weite Haide voll überglänzt, dort durch kleine Oeffnungen des zartgrünen Laubdaches sich hineinstiehlt und goldene Lichtflecken streuend die kühlen Waldschatten unterbricht; was sind uns die tausendfältigen Wunder Tags und der Nacht in dem stillen ewigen Leben der mütterlichen Erde, was sind sie uns — diese Beiträge zur Geschichte der Pflanzenpsyche, diese prachtvollen Scenen aus des Wetterkundigen Tagebuche, was sind sie uns, wenn wir um sie, ich will nicht sagen: von dem Geiste der über dem ganzen Reiche schwebt, der diese unnennbare Fülle in sich hegen kann, aber doch von einer deutlichen Vorstellung des Wirkens in dem er sein Schicksal bildet getrennt werden?!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Vor 1830 fanden die Ausstellungen aller zwei Jahre statt; vom zweiten Jahre der Regierung Ludwig Philipp's an wurden sie jährlich abgehalten. Hierdurch verdoppelten sich auch die Ausgaben, und der Zuwachs beträgt für die ganze Regierungszeit des Königs mehr denn eine Million. Ludwig Philipp fand so eine Gelegenheit die Geburt und das Fortschreiten aller Talente beobachten zu können. Und diese väterliche Mission erfüllte er mit einer religiösen und wahrhaft unparteiischen Beharrlichkeit. Hier kam es nicht auf Empfehlung an, hier hatte die politische Bevorzugung keinen Einfluß, hier sprach nur das Werk für den Künstler. Jeden Tag zu derselben Stunde kam der König pünktlich mit dem Bleistift in der Hand um die am vorhergehenden Tage unterbrochene Revue fortzusetzen. Jedesmal wenn ein Kunstwerk durch seine Ausführung oder auch nur durch seinen Stoff sich über das gewöhnliche Maß zu erheben schien, so bemerkte er sich Dies in sein Notizbuch. Dieses Studium, das jährlich mehr denn 3500 Kunstgegenstände umfaßte, ward mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit bis zuletzt fortgesetzt, später dem Director der Museen mitgetheilt, damit dieser sein Gutachten abgebe, und diente schließlich den definitiven Vorschlägen zur Basis welche der Generalintendant der Civilliste dem Könige zu machen hatte.

Bei einer dieser jährlichen Revuen war dem König ein mit einem unbekannten Namen unterzeichnetes Aquarellbild aufge-

fallen, welches ein Zusammentreffen französischer Soldaten mit Arabern darstellte. Die Ausführung war leicht und elegant. Die Scene war mit so großer Wahrheit wiedergegeben daß der Maler dabei gewesen sein mußte. Das Bild gefiel dem König; die Idee eines Malers mitten im Kampf den er darstellt ging ihm zu Herzen und er trug die Aquarelle in sein Notizbuch. Er hatte sich auch nicht getäuscht; es war wirklich das Werk eines der bravsten Offiziere in der Armee, und dieser Offizier war einer seiner Söhne, der Herzog von Nemours, Soldat in dem glorreichen Feldzug von Konstantine und Maler einer der glänzendsten Episoden desselben. Der bewegte Vater stellte das anonyme Bild in dem Cabinet auf, wo er die ersten Stunden des Tages verlebte; die verbrecherischen Hände des 24. Februar aber haben dies rührende Andenken an die Besuche Ludwig Philipp's im Museum des Louvre entweiht und vernichtet.

Die Folgen dieser persönlichen Thätigkeit des Königs beschränkten sich nicht auf den Ankauf von Kunstwerken, nein, sie bildeten die Basis für eine Reihe von Vorschlägen und Maßregeln welche die Kunst ehren und zum Wetteifer anspornen sollten. So autorisirte der König, wenn der jährliche Bericht des Museendirectors eingegangen war, den Generalintendanten der Civilliste mehre Künstler für das Kreuz der Ehrenlegion zu bezeichnen; die Autoren der besten Werke erhielten Goldmedaillen, die dürftigsten Unterstützungsgelder. Der König selbst machte zahlreiche Bestellungen. Mehr als 1000 Goldmedaillen und eine Summe von ungefähr 11 Mill. Fr. bilden die Summe der directen Ermunterungen welche Ludwig Philipp während der Dauer seiner Regierung persönlich an Künstler verausgabt hat. Was er aber für die Künste selbst, für die Bereicherung der Museen that, Dies wird die nachfolgende Zusammenstellung lautredend bezeugen: Unter dem Kaiserreich hatte man die Große Galerie, die Galerie der Antiken und die Galerie der Zeichnungen mit 17 Aufsehern. Unter der Restauration erweiterte sich das Museum; es fügte den drei angeführten Galerien fünf Säle moderner Sculptur, zehn Säle des Museums Karl's X. und vier Säle des Museums der Marine bei. Die Aufseher waren unter Ludwig XVIII. auf 25 und unter Karl X. auf 34 angewachsen. Unter Ludwig Philipp aber umfaßte das Museum die Große Galerie, die Galerie der Antiken, fünf Säle moderner Sculptur, die Assyrischen Galerien, die antiken Gipse von denen das Museum die Originale nicht besitzt, die algierischen Denkmale, die ägyptischen Alterthümer, die Abgüsse von verschiedenen Denkmalen des Mittelalters, das Museum Karl's X. in zehn Sälen, die Galerie der Zeichnungen in elf Sälen, das Spanische Museum in fünf Sälen, die Standish-Sammlung in sieben Sälen, die Französische Schule, die von den Zöglingen der Französischen Schule zu Rom gemachten Copien und das Marinemuseum (elf Säle) Die Zahl der Aufseher stieg auf 67.

An der Seite des Louvre reihten sich natürlich die Manufacturen von Sèvres, der Gobelins und von Beauvais an. Die königliche Freigebigkeit hielt diese alten Etablissements in dem Range fest den sie unter Ludwig XIV. und XV. einnahmen. Namentlich verfolgte der König gern die Arbeiten der Manufactur von Sèvres. Hr. Brogniart, der ehrwürdige und weise Freund Cuvier's, war vom Ersten Consul im Jahre 1801 beauftragt worden die Manufactur von Sèvres zu reorganisiren und zu leiten. Der König fand ihn noch auf diesem Platze vor. Unter seiner Regierung und durch seine fast persönlichen Bemühungen geschah es daß die Kunst des 16. Jahrhunderts, die Künste Jean Coussin's und Bernard Palissy's wieder einen großen und wahren Aufschwung bekamen. Den Herren Brogniart und Riocreux gewährte er eine königliche Unterstützung zur Veröffentlichung ihres Werkes: „Description du musée céramique de Sèvres", und zahlreiche Ankäufe verliehen diesem Museum eine ganz neue Wichtigkeit. Am 1. August 1830 bestand das Inventar des ceramischen Museums aus 4230 Nummern; bis zum 24. Februar 1848 waren zu diesen 4500 andere Nummern hinzugekommen. Nicht minder groß waren die Opfer die Ludwig Philipp der Veredelung der Pferdezucht brachte. Es sollen hier nur zwei Zahlen angegeben werden: die erste Einrichtung der Anstalten von St.-Cloud und Versailles hatte über 600,000 Fr. gekostet; die jährliche Unterhaltungssumme betrug im Jahre 1848 mehr denn 280,000 Fr.

Ludwig Philipp war auch ein beharrlicher und aufgeklärter Schützer der dramatischen Kunst und der Musik. Allein schon seit dem ersten Jahre seiner Regierung durch den revolutionnairen Fanatismus bedroht, mußte er seinem Geschmacke Gewalt anthun und auf seine alte Gewohnheit verzichten. Die Klugheit seiner Minister legte ihm diese harte Nothwendigkeit auf. Die Logen die er fast in allen königlichen Theatern hatte waren nur eine Verschwendung; nie mehr konnte er sich wie sonst bei öffentlichen Theatervorstellungen in das Gedränge mischen. Er berief deshalb das Theater zu sich und ließ mit großen Kosten die Schauspielsäle der Tuilerien, von St.-Cloud, von Versailles, von Trianon und von Compiegne wiederherstellen. Von 1833—47 verwendete er mehr als 658,000 Fr. um allmälig die Meisterwerke dramatischer und musikalischer Kunst aufgeführt zu sehen. Ludwig Philipp bewunderte Corneille und Racine; er hatte die ersten Versuche Delavigne's protegirt. Das Théâtre-Français zog er allen andern vor; die Comédie-Française hatte viel Schulden, aber glücklicherweise war Ludwig Philipp ihr Hauptgläubiger. Während seiner Regierung hat er ihr allmälig 324,000 Fr. Zinsgeld erlassen, und noch in seinem Exil bewilligte der fast sterbende König dem Theater der Republik einen neuen Erlaß von 124,000 Fr. Im vertrauten Cirkel war ihm die Musik eine Lieblingserholung. Große Concerte, früher von Paer und später von Auber dirigirt, wurden nicht selten veranstaltet. Für kleinere Musikaufführungen stellte Madame Adelaide das Programm fest, und in ihnen wirkten die vorzüglichsten Eleven des Conservatoriums mit. Ludwig Philipp setzte den Musikern und Eleven die in diesen von Auber geleiteten Concerten mitwirkten jährlich eine kleine Zulage aus, die im Jahre 1847 100,000 Fr. betrug.

Gehen wir nunmehr auf ein anderes Gebiet! Was hat man nicht immer für Lärm erhoben um die angeblichen Eingriffe in den Staatsschatz. Das Wahre ist daß Ludwig Philipp dem Staatsschatze mehr als ein mal zu Hülfe gekommen ist, indem er gewisse, unvorhergesehene und durch den Credit nicht genugsam gedeckte Ausgaben aus seiner Kasse bezahlte. Seine freiwilligen Opfer dieser Art begannen schon in den ersten Tagen nach der Revolution von 1830. Am 29. August hatte der König am Ende einer Revue an die Legionen von Paris und der Bannmeile die Fahnen der Nationalgarde vertheilt. Bald darauf strömten aus allen Enden Frankreichs Deputationen nach dem Palais-Royal um ihre Fahnen gleichfalls aus den Händen des neuen Königs zu empfangen. Die an den General Lafayette gerichteten Zahlungsfoderungen lassen auch nicht auf sich warten, aber um diesen zu genügen war kein Credit da. An einem der ersten Septembertage ging der General in das Palais-Royal um von der Regierung die Zahlungsmittel zu verlangen. Der Staatsrath war versammelt. Der General begnügte sich dem Könige in einer kurzen Note die Veranlassung seines Besuchs anzuzeigen; er bat um Erledigung. Diese Note war von der Hand des dienstthuenden Adjutanten auf ein Blatt Papier geschrieben, auf dessen Rand die Worte Maison militaire du roi eingedruckt waren. Die Note kam auch bald zurück, aber statt mit einer mit zwei Entscheidungen. Die eingedruckte Bezeichnung war ausgestrichen und durch die Worte ersetzt: „Ich will und werde nie Haustruppen haben", und weiter unten: „Ich verpflichte mich zur Bezahlung der Fahnen." Diese letzten mit einem Federzug geschriebenen Worte bedeuteten eine Verpflichtung von 600,000 Fr. die der König zur Entlastung der Staatskasse persönlich übernahm.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 56. —— 6. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 55.)

„Nachdem wir nun den Schauplatz beschrieben haben, gehen wir zu Dem über was sich dort zugetragen hat" — so in „Der beschriebene Tännling" der endliche Uebergang zur dürftigen Geschichte; es liegt darin eine Confession deren gewichtiger Sinn für Stifter's gesammte poetische Anschauungen sich schon beim Blick auf die Capitelzeichen ermessen läßt, durch welche allermeist irgend ein Landschaftfragment oder irgend eine herausgegriffene Anknüpfung des bewußten Lebens an die Bilder der Natur willkürlich in den Vordergrund gestellt wird: Waldburg, Waldhaus, Waldfels, Waldsee, Steppenwanderung, Steppenhaus, Steppenvergangenheit, Steppengegenwart, oder gar so leer und allgemein: der graue Strauch, der bunte Schlag, der grüne Wald, der dunkele Baum. Wie der Dichter sich zuvörderst am liebsten in diese stille ungetrübte Welt stetiger Gesetze versenkt, so weicht er von ihrer Betrachtung kaum dann, wenn seine Menschen schlafen oder sterben gegangen sind. Ist es schon dagewesen daß zu der Ruhe die müde Häupter aufgenommen hat unsers Planeten Lauf einen poetischen Contrast hergeben muß?!

„... Indessen ging die Wucht und Wölbung der Erde, unempfunden und ungehört von ihren Bewohnern, stürmend dem Osten zu" u. s. w. Nur so vorwärts in dieser Richtung neuer Effecte und wir bringen es noch zu einer kosmologischen Novellistik, welche etwa, während die Aufregungen und Actionen von einem halben Dutzend bedrängter Erdenwaller für den Augenblick beigelegt sind, in aller Eile nach der Venus oder dem Monde Jagdexcurse unternimmt, um von dort interessante parallele Momente herbeizuholen! Stifter hat vorderhand diese seinem Genius unbestreitbar zugehörige Erfindung erst bis dahin ausgebeutet daß er von dem verödeten Plätzchen, wo der ehemals so freundliche Sitz auf der Berghalde, den der junge Hugo Almot so glücklich mit der Geliebten zu bewohnen gedacht, nunmehr im düstern Bilde hinsinkender Trümmer zu der alten Frische der gleichsam unbefangen lächelnden Natur einen melancholisch-malerischen Gegensatz wirkt, Gedanken in die zweifelhafte Ferne wie forschend nach dem Tage des großen Verfalles schweifen läßt, welcher wol auch die blühende Veste der Erde dereinst ins Nichts fortraffen möge. So verschwebt im Schlusse des „Das alte Siegel" jede deutliche, dem Gedächtniß der erzählten Begebenheit anhaftende Empfindung in den leeren blauen Ahnungsnebel noch unenthüllter Weltgeist-Rathschlüsse:

> Nur die Berge stehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit, ihre Häupter werden glänzen wenn wir und andere Geschlechter dahin sind, sowie sie geglänzt haben als der Römer durch ihre Thale ging und dann der Allemanne, dann der Hunne und dann Andere und wieder Andere.... Wie viele werden noch nach uns kommen denen sie Freude und sanfte Trauer in das betrachtende Herz senken, bis auch sie dahin sind und vielleicht auch die schöne freundliche Erde, die uns doch jetzt so fest gegründet und für Ewigkeiten gebaut scheint.

Da ist die gemüthliche Naturschwärmerei zuguterletzt in der nächsten Nachbarschaft des wesenlosen Urchaos angelangt; die Muse verliert Pfad und Boden zugleich. Nun seid ihr hoffentlich zufrieden und begehrt nicht zu wissen wie die Geschichte „noch weiter geht". Mit stärkerm Recht hieß es nie: der Rest ist Schweigen.

Nach der Anwendung dieses Elements, welche wir eben von der Seite des gefährlichsten Uebermaßes kennengelernt haben, sollte man, wo nun der Zusammenhang mit der Charakterdarstellung (wenn auch nicht unserer Foderung gemäß, sondern meist im umgekehrten Verhältniß) wirklich eintritt, eine Ueberschwenglichkeit des Empfindens voraussetzen, die alles kräftige, gesunde Leben in süße, weichliche Träumerei auflöste. Aber hier durchkreuzt Stifter die hergebrachte Ansicht. Wenigstens ist der Gesichtspunkt von welchem Theodor Mundt in der „Madonna" (S. 14—27) seine „Polemik wider schöne Gegenden" eröffnet, und auch Julian Schmidt in der „Geschichte der Romantik" (II, 260—261) die Naturpoesie verurtheilt, nicht ganz der nämliche den wir bei unserer Rüge gegen die „Studien" einnehmen. Mundt gedenkt der Alten, die vor schönen Landschaften nie geweint hätten, Herodot's des großen Reisebeschreibers, der nur von den Menschen und ihren Sitten zu erzählen wisse. Es ist nicht zu leugnen daß mit diesem Zuge die praktische Energie des Willens stark verbunden ist, und darum andererseits nicht ohne Wahrheit wenn derselbe Autor Tieck's waldromantische Märchenlyrik im Grunde nur als eine brillante Variation jener ohn-

mächtigen Naturstimmung erkennen will die den Deutschen so nachtheilig sei. Stifter's grenzenloser Hang zu all jenen Schilderungen wird gerade dadurch besonders merkwürdig daß er das romantische Verschwimmen, die wollüstige Schwermuth sentimentaler Naturbetrachtung und alle daher entkeimende, schönthuende Schwäche in den eingeführten Charakteren zu begünstigen weit entfernt ist und in manchen Fällen sogar eine jener haltlosen Ausschweifung des Herzens völlig entgegengesetzte Grundlage derselben vermittelt. Unter den vielen Gestalten des Dichters welchen der Verkehr mit der Natur ein wesentliches Stück des ganzen Daseins ausmacht oder die er wenigstens vorzugsweise im Lichte solcher Bilder festzuhalten liebt (und man muß wirklich suchen in den „Studien", bei welcher Das nicht geschieht!), ist mir nur eine aufgefallen, deren inneres Verhältniß zu ihrer Umgebung an jener coquetten lyrischen Beschaulichkeit kränkelt. Der alte Gregor in „Der Hochwald", der seinen ganzen Lebenslauf, seine ganze Seele dem Walde nachgedichtet haben soll, unterhält die Ritterfräulein mit so zarten, sinnigen Vorträgen aus seiner andächtig zusammengeträumten poetischen Naturgeschichte, daß man wahrlich nicht das schlichte einfältige Wort eines grauen, verwitterten Kriegsknechts aus der Zeit Wallenstein's, sondern die gewähltesten Redeblumen moderner albumfähiger Romantik vor sich zu haben glaubt.*) In zierliche Verse gefügt müßte man diese hübschen Sachen als angemessene Zugabe zu den frommen „Waldliedern Amaranth's" gelten lassen, die sich ganz neuerdings bei allen sanft gestimmten Gemüthern so außerordentlichen Beifalls erfreuen. Daß der Alte, dessen Denken und Empfinden sich in diesen weichen Einklang mit dem stillwebenden Geiste der Natur verliert, nur eine Nebenfigur ist, darauf kann ich allerdings kein Gewicht legen, weil überhaupt „Der Hochwald" zu großen Theilen einen Stil, einen Gebrauch der poetischen Farben zur Schau trägt welcher in der Malerei an der saubern Glätte, der geputzten, geschniegelten Niedlichkeit, der gemachten süßlichen Bescheidenheit und Sanftmuth vieler frühern düsseldorfer Schulproducte seinen erschöpfenden Pendant besitzt. Nimmt sich doch auch der ritterliche Greis: der Herr zu Wittinghausen, da er auf kurzen Morgenbesuch in seiner wonnesamen Töchter Gemach erscheint, eher wie des „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau" wahrhaftiger Milchbruder aus; nur ist er nach seiner vornehmern Abkunft nicht ganz so derb und ohne Umstände als der Voß'sche Biedermann, denn mich dünkt er suche mit den Sonnenstrahlen, die nach der Stifter'schen Sprache „ungehört auf das Gras treten", in seiner rücksichtsvollen Haltung, seiner liebevollen Sammetpfötchen-Behutsamkeit nicht ohne Erfolg zu wetteifern. Wird diese Ausnahme zugegeben, unser Dichter von der Verirrung frei befunden, die in Bezug der „Seelenmalerei" bei seinen vorwaltenden Natursympathien am nächsten lag, so überrascht er dagegen öfter durch die am wenigsten erwartete Wunderlichkeit daß er, wie ich bereits andeutete, menschliches Treiben den Bildern und Ereignissen der Natur fast indifferent zur Seite fortführt. Des Urgroßvaters Mappe, überfüllt von Memorandis der letztern Art, zeigt diesen selbst als einen nüchternen Beobachter. Bei Allem was er auf seinen Gängen in der Runde vom Leben der Erde sieht und hört scheint in seinem Innern Nichts vorzugehen als eine, zwar getreue, aber völlig gedanken- und gefühllose Aufnahme. Man begreift hier wie Hieronymus Lorm zu dem ärgerlichen Urtheil gekommen ist: je länger Stifter bei seinen Menschen verweile, desto mehr würden sie zu wandelnden Bäumen. Mit dieser unversehens geläufig gewordenen Vorstellung des affectlosen Vegetirens, in welchem doch allenfalls das mechanische Wiederholen einer beliebigen Thätigkeit gedacht werden kann, hängt offenbar auch die mehrmals zurückkehrende Wendung zusammen die längst dem äußern Leben abgestorbene Gestalten in Leere und unheimliches Dunkel eines unsaglich hohen Alters, ohne angegebenes Ziel, hinausdauern läßt. Da ist die Großmutter des Haideknaben Felix, das Paar der einsam gebliebenen steinalten Schwestern auf Wittinghausen, dann ihr ehemaliger Hüter, den man noch lange wie einen Schemen im Walde gehen sieht, und Niemand weiß wann er einmal nicht mehr ging; bei dem Juden Abdias, der Jahre lang noch in stillem Wahnsinn auf der Bank vor seinem Hause sitzt, wird uns freilich am Ende der tröstliche Blick auf den Frieden des Grabes gegönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Beispiele der blühenden Phrase, die als Ausdruck inniger Regung, herzlicher Aufwallung, im Misverhältniß gegen Umstände und Charakter des Sprechenden oder Angesprochenen, fast ans Alberne streift, tauchen leider noch sonst hier und da bei Stifter auf. Neben den Gregor, der mit besorglicher Rührung die seiner Obhut vertrauten Jungfrauen zwei schöne Waldblumen nennt, um die es schade wäre wenn sie verkämen, stelle ich den zärtlichen Naturforscher in „Die Narrenburg", der mit den ungeschickten Schmeichelworten seines Liebesbekenntnisses an die Wirthstochter der Fichtau: „Du holde, liebe Dichtung! Du unbewußtes Juwel!" mitten in die ernste, selige Weihe der herrlich geschilderten Scene so täppisch, so voll geckenhafter Unnatur hineinfahren muß.

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 55.)

Kurz nach der Revolution von 1830 strichen die Kammern den zu diplomatischen Geschenken bewilligten Credit fast ganz vom Budget. Der König zögerte nicht diese Lücke auszufüllen, welche den Interessen oder der Würde Frankreichs hätte schaden können; er verwendete zu dieser Ausgabe während seiner Regierung mehr denn 800,000 Fr. Bot sich eine Gelegenheit den Souverainen von Asien und Afrika Geschenke zu schicken, so war er immer darauf bedacht daß unter ihnen Waffen, Tuche, Bronze und Bijouterien sich befanden welche die Namen der Fabrikanten ansichtrugen. Auf diese Weise wollte er die Nationalproducte in den fernen Gegenden popularisiren, in denen die französische Industrie noch große Eroberungen machen kann. Die diplomatischen Geschenke waren beiweitem nicht die einzigen Zeugnisse von Courtoisie des Königs gegen auswärtige Höfe. Er versäumte keine Gelegenheit auf seine Kosten und im Namen Frankreichs ihnen in den Kronpalästen eine glänzende Gastfreundschaft zu bieten. So kamen die afrikanischen Fürsten Ibrahim-Pascha und der Bei von Tunis, deren freund-

liche Beziehungen der Regierung von besonderm Interesse sein mußten, als Gäste in das Elysée-Bourbon, stets in Begleitung eines großen Gefolgs. Sobald auswärtige Prinzen den französischen Boden betraten, bezahlte der König das Postgeld, stellte ihnen in ihrem Palaste eine Ehrenwache zur Verfügung, sowie auch eine zahlreiche Dienerschaft, Pferde, Wagen, einen vollständigen Tafeldienst, mit Einem Worte: Alles was sie und ihr Gefolge vollständig befreien konnte. Von 1830—48 aber erhielten das Palais-Royal und das Elisée-Bourbon mehr als 20 Besuche auswärtiger Fürsten. Die folgenden Thatsachen geben eine Idee von den Ausgaben welche dabei die königliche Gastfreundschaft zu bestreiten hatte: der Bei von Tunis hatte 13 Großoffiziere und 14 Domestiken mit sich gebracht. Die Befehle des Königs stellten für die Zeit seines Aufenthalts in Frankreich zu seiner Verfügung einen besondern Dienst, der aus 70 Personen, 30 Pferden und 10 Equipagen bestand.

Für Ausschmückung der Kirchen mit Kunstwerken verwendete er mehr als 1,100,000 Fr.; für das Begräbniß von Quelen's, des verstorbenen Erzbischofs, zahlte er die Kosten, und als ein Theil derselben von dessen Familie übernommen ward bestimmte er den freiwerdenden Theil zu Werken der Wohlthätigkeit. Obwol nach der Verbannung keiner seiner zahlreichen Gläubiger den König drängte, so machte ihm das Schicksal derselben doch sehr viel Sorgen. Unterm 16. August 1848 schrieb er an Montalivet:

„Meine Kinder haben den Wunsch meines Herzens getheilt, die Leiden meiner Gläubiger soweit nur irgend möglich zu mildern. Ich hoffe daß die von meinen Söhnen übernommene Verbindlichkeit und die hypothekarische Bürgschaft die sie bewilligen meinen Gläubigern genug Credit schaffen werden, um sie vor einem Unglück zu bewahren das auch für mich ein Unglück mehr sein würde, nämlich vor dem daß sie ihre Geschäfte nicht mit Ehre fortsetzen könnten. Es ist eines meiner schmerzlichsten Leiden daß ich so viele ehrenwerthe Männer in ihren theuersten Interessen bedroht sehen muß weil sie mir Vertrauen geschenkt haben."

Ludwig Philipp war ebenso gnädig als mildthätig. Diese beiden Instincte seiner Natur schienen sich gegenseitig aufzumuntern. Der junge Vertheidiger des Königsmörders Darmes hatte an den König geschrieben daß die Mutter des Verurtheilten, eine arme alte Frau, von allen Hülfsmitteln entblößt wäre. Einige Zeit darauf öffnete sich derselben ein sicheres Asyl für die Leiden ihres Alters. Als er auf das gerechte Verlangen seiner Minister das Todesurtheil gegen Lecomte unterzeichnet hatte, schrieb er an Montalivet: „Besuchen Sie mich! Ich habe leider Lecomte nicht retten können. So will ich wenigstens seiner Schwester das Leben erleichtern." Der Generalintendant ward beauftragt für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Eines Tages überraschte Montalivet den geheimen Secretair der Königin wie er in einigen Papieren blätterte; er nahm ein Blatt und sah mit Erstaunen ein Verzeichniß von mehr als 300 Kindern die der König und die Königin in den verschiedenen Collegien und Schulen von Paris erziehen ließen.

Um alle Thatsachen in Zahlen zusammenzufassen: Ludwig Philipp verwendete im Laufe seiner Regierung mehr als 21,200,000 Fr. auf Acte der Freigebigkeit, und mehr als 21,650,000 Fr. aus Mildthätigkeit. Stellt man die in allen Zweigen der Civilliste gemachten Ausgaben, und zwar die welche nicht seine Person und seine Familie, sondern nur das Interesse des Staats betreffen, zusammen, so erhält man folgendes Resultat:

1. Ausgaben der Bewahrung, Ueberwachung und Unterhaltung aller Theile der Krondotation	112,540,000 Fr.
2. Verbesserungskosten für die Immobiliardotation der Krone	38,270,000 „
3. Ausschmückung der Paläste, Aufmunterung der Künste, der Literatur, der Industrie und des Handels	28,967,000 „
4. Königliche Freigebigkeit und Milde	42,850,000 „
	222,627,000 „

Im Vergleich mit dieser Zahl von 222,627,000 Fr. ist eine andere Zahl und eine Thatsache merkwürdig: eine Zahl — Ludwig Philipp verwendete auf seinen persönlichen Dienst jährlich nicht ganz 17,000 Fr. und als seine reinpersönliche Ausgabe 10,000 Fr.; eine Thatsache — der König hat nie geduldet daß der Staatsschatz Etwas für seine Söhne verausgabe, obwol diese dem Staate die mannichfachsten Dienste leisteten. Sie bezogen niemals Gehalte, nie Repräsentationsgelder. Betrachtet man Nr. 1 der gegebenen Uebersicht, so findet man daß Ludwig Philipp während der 17½ Jahre auf die Bewahrung, Ueberwachung u. s. w. des Theils der Staatsdomainen wovon ihm der Nießbrauch gehörte mehr als 6,400,000 Fr. verwendete; daß er ein gewissenhafter Usufruitier war geht aber daraus hervor daß die Republik zu diesem Zwecke nicht ganz 5,350,000 Fr. ausgesetzt hat. Ferner: mehr als Zweidrittheile seiner Civilliste hat Ludwig Philipp rein im Interesse des Staats verwendet. Auf die wirklichen Ausgaben des Königthums hat er durchschnittlich im Jahre 6,300,000 Fr. verbraucht. Das Budget der Republik aber weist für die Ausgaben des neuen Souverains, der durch den Präsidenten und die Nationalversammlung repräsentirt wird, jährlich 7,950,000 Fr. an, die 2,160,000 Fr. nachträglich votirten Credit nicht miteingerechnet.

Ludwig Philipp war wohlwollend und sanft und hatte einen unwiderstehlichen Abscheu gegen das Schlachtfeld, obwol er auf ihm seine ersten Lorbern verdient hatte. Mit seiner Liebe zum Frieden hing auch seine Abneigung gegen die Todesstrafe zusammen. Kaum war er zum Julithrone gelangt, so mühte er sich deren Abschaffung durchzusetzen. Allein das erste Ministerium löste sich auf und Tage der Beängstigung und der Gefahr nahten heran. Der Proceß der Minister des Königs Karl X. beunruhigte die Gemüther und versetzte sie in leidenschaftliche Spannung. Der unerschütterliche Muth des Pairshofs und seines berühmten Präsidenten Pasquier gegenüber der aufgeregten Volksleidenschaft ist bekannt. In Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Königs wurden die Minister Karl's X. gerettet. Allein nach dieser Angelegenheit kam er auf Abschaffung der Todesstrafe eifrig zurück, und infolge Dessen beantragte der Siegelbewahrer Barthe bald eine durchgreifende Reform des Code pénal, namentlich Aufhebung der Todesstrafe für mehre Fälle, alsdann der Güterconfiscation, des Brandmarkens u. s. w. Gleichzeitig wünschte Ludwig Philipp eine Revision des Begnadigungsrechts. Jährlich ließ er sich zweimal über die der Gnade würdigen Verurtheilten Bericht erstatten, um regelmäßig am 1. Mai und 9. August Gnade üben zu können. Wo es sich um Capitalstrafen handelte foderte der König vom Großsiegelbewahrer ein Exposé der Thatsachen, die Juryverhandlung, die Bemerkung des Präsidenten der Assisen, die des Generalprocurators und des Justizministers ein. War das Urtheil von einem Kriegsgerichte oder einem Colonialhof ausgegangen, so mußte der Bericht auch außerdem die Meinung des Kriegs- oder Marineministers enthalten. Das von dem König anzustellende Examen war auf diese Weise durch die nöthigen Aufklärungen vorbereitet und mit allen wünschenswerthen Garantien umgeben. Es ist in den 18 Jahren nicht ein einziges mal vorgekommen daß der König dem Siegelbewahrer einen dem Angeschuldigten günstigen Bericht 24 Stunden vorenthalten hätte; und es gibt keinen die Vollstreckung des Urtheils beantragenden Bericht den er nicht gelesen, wiedergelesen und gründlich studirt hätte. Wollte Ludwig Philipp Gnade üben, fand aber in dem Siegelbewahrer einen unbeugsamen Widersacher, so ward die Discussion bis an den versammelten Ministerrath gebracht. Auf seinen ausdrücklichen Befehl hat der Ministerrath jedesmal über die Urtheile debattirt die gegen seine Mörder gesprochen waren. In jedem dieser Fälle wich er nur der feierlichen und einstimmigen Erklärung seiner Minister. Uebrigens kann Niemand Ludwig Philipp treffender schildern als er es selbst durch seine Worte und Handlungen gethan hat. Als er nämlich das Todesurtheil gegen Alibeud

sanctionniren mußte, schrieb er das Todesurtheil mit folgenden Worten: „Das Recht, durch die Anwendung der Gesetze verhängte Strafen zu erlassen oder abzuändern, ist in meiner Hand nichts Anderes als ein heiliges Gut das ich nur im Interesse des Staats und des öffentlichen Wohls anwenden darf. Es hieße meine Pflicht und die Stimme meines Gewissens verkennen, wollte ich von demselben zu meinem persönlichen Vortheil oder zur Genugthuung meines Herzens Gebrauch machen. Deshalb erkenne ich die peinliche Pflicht die mir das Urtel des Pairshofs auflegt an, und ich wollte nur mich selbst trösten, indem ich erkläre daß dieser Gedanke allein mich bewegt hat und daß ich den Tag als den schönsten meines Lebens angesehen haben würde, an dem ich das Begnadigungsrecht gegen den Mann der auf mich geschossen hat hätte ausüben können."

Am 30. August 1843 war ein Araber, Ben Said, von dem Assisenhofe zu Algier zum Tode verurtheilt worden, weil er einen Diener der öffentlichen Gewalt mit dem Willen ihn zu tödten verwundet hatte. Der Großsiegelbewahrer beantragte in Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister die Umwandelung der Todesstrafe in 20 Jahre Gefängniß. Der Kriegsminister ward zu diesem Antrage namentlich durch den Umstand bewogen daß Ben Said den Messerstich in dem Augenblick gegeben hatte in dem er von vier Milizen mit blanken Säbeln in das Gefängniß zurückgeführt ward. Die Aussage Ben Said's, er habe gefürchtet man wolle ihm den Hals abschneiden, schien ihm nicht unglaubhaft. An den Rand dieses Berichts schrieb der König Folgendes: „Auch ich zweifle nicht daß Dies so gewesen, im Gegentheil scheint Dies ganz den Gewohnheiten und Ideen der Araber zu entsprechen. Deshalb erkenne ich es als eine Pflicht an die Todesstrafe nicht anzuwenden. Bezüglich der Umwandelung aber weicht meine Meinung ein wenig von der meiner vortrefflichen Minister ab. Ich lasse die Zwangsarbeit bestehen, aber ich beschränke ihre Dauer auf zehn Jahre. Zwanzig scheinen mir nicht im richtigen Verhältniß zu dem vorliegenden Umstande zu stehen. Uebrigens wünsche ich daß mir, falls die Aufführung des Sträflings mir Solches gestattet, nach Verlauf eines Jahres der Antrag vorgelegt werde: die weitere Zwangsarbeit in ein Jahr Gefängniß zu verwandeln."

Ludwig Philipp trug die Namen der zum Tode Verurtheilten die sein Begnadigungsrecht gegen die Entscheidung seiner Minister schützen konnte in ein Buch ein, und erörterte darin die Gründe welche die Anwendung dieses Rechts unmöglichmachten. In diesem Buche las er bisweilen und unterzog sein Handeln einer letzten und schmerzlichen Prüfung. „Meine Söhne sollen es wissen", sagte er zu Montalivet, „wie sehr mir jedes Menschenleben theuer gewesen ist und wie theuer es auch ihnen sein soll!"

Bei manchen Gelegenheiten war der Begnadigungstrieb des Königs selbst durch Staatsgründe nicht aufzuhalten. Er bewirkte eine thatsächliche Aufhebung der Todesstrafe; alle Verschwörer gegen seine Regierung hat er von ihr befreit. Gestützt auf die trüben Erinnerungen seiner Jugend und die Ueberzeugung seines ganzen Lebens, blieb er in diesem Punkte unerschütterlich. Dieser Festigkeit verdankte auch Barbès das Leben. Mad. Karl, Barbès' Schwester, hatte für ihn gebeten. „Es ist nicht mehr möglich", rief der König aus, „daß die von den Thränen seiner Schwester benetzte Hand das Urtheil unterzeichnet das Barbès zum Tode schickt!" Barbès war gerettet, und am nächsten Tage nahm der Haß der Parteien sein Werk wieder auf gegen den Fürsten der so großmüthig verziehen hatte. Auch die große Amnestie von 1837 hatte die Feinde des Königs nicht entwaffnet. Elf Jahre später gab die Liste der Amnestirten der bewaffneten Revolte des 23. Februar einen Anführer, der republikanischen Regierung des 24. Februar zwei Dictatoren und der Nationalversammlung die Ludwig Philipp und seine Familie verbannte ihre heftigsten Tribune. Dieses Verbannungsdecret war fast das Schmerzlichste was ihn in seinem Exile traf. „Mich verbannt!" schrieb er, „der ich als König mich nie der kleinsten Verletzung der Charte und der beschworenen Gesetze schuldiggemacht! Mich, den ältesten unter jenen Veteranen welche in den Ebenen der Champagne Frankreich vor dem Einfall der fremden Heere gerettet haben!"

Ludwig Philipp schrieb in der Verbannung eine geschichtliche Bemerkung über die Ursachen und die Umstände der Februarrevolution. Nach Montalivet ist diese Arbeit von aller Bitterkeit gegen Diejenigen frei welche seinen Sturz ohne es zu wollen und ohne es zu wissen vorbereitet haben. Vielleicht wird das Publicum seiner Zeit hierüber Näheres erfahren.

Nach all diesen Mittheilungen glaubt Montalivet die Worte Bossuet's — und mit diesen schließt er — auf Ludwig Philipp anwenden zu können: „Er war gerecht, mäßig, hochherzig, sehr unterrichtet in seinen Geschäften und über die zum Regieren nöthigen Mittel. Nie war ein Fürst fähiger nicht allein das Königthum ehrwürdiger und heiliger zu machen, sondern auch liebenswürdig und den Völkern theuer. Was könnte man Anderes an ihm tadeln außer seiner Güte? Ich will gern von ihm zugestehen was ein berühmter Schriftsteller von Cäsar gesagt hat: er sei so gütig gewesen daß er es habe bereuen müssen: Caesari proprium et peculiare sit clementiae insigne, qua usque ad poenitentiam omnes superavit. (Plin.) Wenn man will, möge denn auch dieses Fürsten berühmter Irrthum wie bei Cäsar in der Milde bestehen; aber Die welche an den Unglücklichen und den Besiegten Alles Schwachheit nennen werden uns nicht überreden daß die Kraft seinem Muthe und die Stärke seinem Rathe gefehlt habe." 13.

Literarische Notizen.

Für Homerianer.

Es heißt im „Athenaeum": „Ein Mitarbeiter hat uns aus einem von Hrn. A. C. Harris in Alexandrien erhaltenen Briefe, datirt Rosetta den 12. November, Folgendes mitgetheilt: »Ich habe das große Glück gehabt eine Fraction des fehlenden Theils der Homerischen Papyrusrolle aufzufinden. Sie enthält 171 Zeilen, sodaß die nun noch fehlenden Verszeilen sich auf 139 vermindern, deren ich auch habhaft zu werden hoffe. Desgleichen bin ich zum Besitz einer andern Papyrusrolle gelangt die wenn sie vollständig wäre — und ich bedauere daß sie es nicht ist — laut darauf ersichtlicher Bemerkung noch vier Bücher der Iliade (α, β, γ, δ) nebst der Grammatik des Tryphon aus Alexandrien enthalten würde. Sollte es mir gelingen mehr von diesen Handschriften zu entdecken, werde ich Ihnen darüber ausführlich berichten; wo nicht, schreibe ich Ihnen über Das was ich habe. Ich glaube daß die fraglichen Handschriften vom Körper des Tryphon genommen worden sind, und ein Arm, den ich als Reliquie aufbewahre, ist muthmaßlich der Arm des Grammatikers, den man der Mumie abgerissen hat um die Papyrusrolle loszumachen. Tryphon lebte um die Zeit des Augustus. Folglich ist anzunehmen daß die Papyrusrolle der Iliade aus dieser Zeit oder aus dem ersten Jahrhunderte vor Chr. Geb. stammt.«"

Olive.

Da der Roman „The Ogilvies" der deutschen Lesewelt zugegangen ist, so kann es interessiren daß die Hand die ihn geschrieben — wie verlautet die Hand einer jungen Dame — die Literatur mit einem zweiten beschenkt hat unter dem einfachen Titel: „Olive: a novel" (3 Bde., London 1850). Was im ersten sich herausgestellt: Kraft, Pathos und dichterisches Geschick, Das thut sich hier in erhöhtem Maße kund, und berechtigt dadurch zu der Hoffnung auf etwas noch Besseres. Schon „Olive" könnte dieses Bessere sein, oder würde wenigstens ihm beträchtlich näherstehen, wenn die Verfasserin sich nicht in dem Mittel vergriffen hätte es dazu zu machen. Sie hat ihr Ziel durch rührende Scenen zu erreichen gesucht und deren — zu viele gegeben. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 57. —— 7. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Die Seele die Alles mit ihren Bewegungen begleitet finden wir zuweilen vergessen; gleichwol lautet des Dichters eigener Ausspruch: „Doch ist es zuletzt wieder die Seele allein die all ihre innere Größe — und, müssen wir ergänzen: auch ihre Gebrechenheit und allen Wandel der Stimmung — hinaus in das Symbol der Natur legt." Wo er sich dieses Grundthemas erinnert gelingt ihm das Unvergleichliche im Guten wie sonst im Fehlerhaften, denn auch darin gelingt es ihm und ist nicht zufällig. Ist der gute Fall seltener, so zeigt er die schöne Kraft doppelt schön. Aber doppelt wird auch der Wunsch rege: es möchte dem Ganzen eigen sein was wir nur an einzelnen Momenten mit der reinsten Freude wahrnehmen. Am meisten ist dieses Ebenmaß in der „Brigitta" erreicht. Fragt man nach den einzelnen Punkten, wo die Wunder der menschlichen Brust am tiefsten in der innigen Wechselbeziehung mit den entfalteten göttlichen der Natur aufgefaßt und ihre glänzendste Offenbarung gedichtet worden, so richtet sich vor allem der Blick auf die Tochter des schwer heimgesuchten Abdias, die, von dem unbegreiflichen Segen des himmlischen Geschenkes wie von einer rührenden Glorie umflossen, versöhnend in die räthselhafte qualvolle Dämmerung seiner Geschicke hineintritt. Er gehört zu den Menschen „auf welche eine solche Reihe Ungemach aus heiterm Himmel fällt daß sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen". Dabei ist keine dramatische Spannung und, was Dasselbe, keine deutliche Entwickelung des Seelenlebens möglich. Das wird vornherein zugestanden: es sei von diesem Manne ungewiß ob sein Schicksal ein seltsameres Ding sei oder sein Herz, auf jeden Fall werde man durch Lebenswege wie der seine zur Frage angeregt: „Warum nun Dieses?" und in ein düsteres Grübeln hineingelockt über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge. Die Erscheinung Ditha's, im Verhängniß einer kindischen Hülflosigkeit, einer starren Theilnahmlosigkeit fort und fort gefesselt, hat nun vollends etwas Pflanzenartiges. So fühlen wir uns im Anschauen dieses gehäuften ausgesuchten Elends von dem ewigen Drohen irgend eines Unerkannten, grausam Schaltenden bedrückt; wir sehnen uns nach dem milden Troste eines höhern Lichts, das in diese dunkele Folge trauriger Ereignisse freundlich hereinfalle. Von Ditha's Augen wird der Schleier hinweggenommen. Dieser Uebergang aus kläglicher Armuth zum vollen Besitz einer nie geahnten Herrlichkeit, das Schwanken und Staunen — bis sie Kraft und Bedeutung der Sterne in ihrem Haupt verstehen lernt — im Verwechseln der Farben und Klänge beim langsamen zaghaften Erwachen aus der Gebundenheit des langen unmündigen Zustandes ist mit einer Meisterschaft dargelegt welche Stifter's feinen Sinn für das ganze Gebiet unserer geistigen Berührungen mit der Natur in den werthvollsten Zeugnissen verherrlicht. Wol kaum ein Anderer ist sich so des Inhalts der Worte bewußt die hier den Umfang des urplötzlich gewonnenen Glücks zu bezeichnen suchen: „Die Secunden flogen mit Kleinodien herbei, auf den Augenblicken lagen Welttheile und jeder Tag endete mit einer Last die er ihr auflud."

Nicht minder vollendet ist ein anderes Bild aus demselben Kreise: der kleine Hirt Felix, der in seinem einsamen Haideleben die erste Bildungsschule der zarten, dichterisch geweckten Seele gelehrig durchschreitet und von diesem frühen kindlich-klugen Einverständniß mit dem Geiste der stillen Welt die ihn umschließt, im heitern Anstellen sinnreicher Spiele wie im träumerischen Ruhen, eine dauernde Frische und Ursprünglichkeit, eine kräftige Heiligung des ganzen Wesens für alle fernern Tage mit hinausnimmt. Es kann uns kaum wundern daß aus dem Verlaufe einer solchen vom Dichter besonders gehegten Naturerziehung, die nicht etwa an der Grenze der Knabenjahre die ihre hat, sondern weit jenseit derselben ihren tiefdringenden Einfluß behält oder gar erst zu behaupten anfängt, ein eigenthümlicher Schlag Menschen hervorgeht, welche meistens im stummen Umgange den großen Werken ihrer Erzieherin gegenüber viel mehr als im Zusammentreffen mit Ihresgleichen am rechten Platze erscheinen, und unter welchen eine Angela („Feldblumen"), geschickt selbst der stockenden Citation einer Horaz'schen Strophe, Männer beschämend, fortzuhelfen, durch ihre musische Universalcultur, ohne freilich sich nur von ferne dem gemeinen blue-stocking zu nähern, als sehr abweichende Figur auffallen muß. Wenn die Stifter'schen Menschen statt der unendlichen Bläue

des Aethers die feste Decke des Zimmers über sich haben, wenn sie von Wanderungen, da Auge und Sinn allüberall einem heimlichen Grüßen reizender Farbenwechsel, lieblicher Blütepracht, anschmiegender Lüfte begegneten, zu menschlicher Gemeinschaft, sei es auch der trautesten Freunde, hereinkommen, so gewähren sie fast immer den Eindruck einer soeben erst aus gewissen Regeln freundlicher Wohlanständigkeit gesammelten Haltung, es mangelt ihnen die anmuthige Leichtigkeit der Zwiesprache und, als ob sie sich von der „süßen Gewohnheit" des Schweigens schwer erholten, wird ihr Wort noch oft wo sich in ihm das hingebende Herz öffnen will, nicht recht frei von blöder, spröder Form, vom unerklärlichen Banne eines verschämten Ungeschicks; denn man findet sie wol gar, während von dem Dichter freies Zueinanderneigen der Gemüther gemeint ist, in einem ermüdend linkischen Hin- und Wiederbieten steifer, seelenloser Höflichkeitsrede befangen. Dagegen gibt der gesunde, gute Kern ihres Wesens bei einem ohne alle Versicherung sichern gegenseitigen Trauen und Bauen auf die edelste Gesinnung mancher Verlegenheit keinen Raum, die von sonst Gewandtern selten umgangen wird; ich erinnere nur daran wie naiv man sich in der Geschichte der „Zwei Schwestern" nach dem aufregendsten Vorfall mit dem Urheber desselben freundnachbarlichst zu Tische setzt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Goethe's Torquato Tasso. Abhandlung von G. F. Eysell. Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 1849. 12 Ngr.

Goethe's „Torquato Tasso" ist eine derjenigen Dichtungen die so leicht Keiner genießen kann ohne von ihnen befruchtet und zur Weiterbildung und Reproduction des von ihnen Empfangenen genöthigt zu werden. Einerseits so zart und duftig, so psychen- und sylphidenartig daß der stumpfere und plumpere Sinn gar nicht von ihr berührt und angezogen wird, setzt sie andererseits die Saiten des feiner organisirten Nervensystems in eine so heftige und nachhaltige Vibration daß nicht eher wieder eine Beruhigung eintritt als bis dem angeschlagenen Accord alle in ihm schlummernden Melodien und Harmonien abgewonnen sind. Hieraus ist es zu erklären daß diese Dichtung, wenn auch lange nicht in demselben Maße wie „Faust", bei den Aesthetikern, Literarhistorikern und Kritikern stets eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren hat, und daß man zum Theil selbst in Monographien bemüht gewesen ist sie nach allen Seiten und Richtungen hin zu beleuchten, zu zergliedern, zu erklären und aller ihrer einzelnen Schönheiten sowie ihrer Gesammtbedeutung nicht blos mit der unmittelbaren Empfindung, sondern auch mit dem erkennenden Bewußtsein innezuwerden. Dieser anregenden Eigenthümlichkeit des „Torquato Tasso" verdankt jedenfalls auch die vorliegende Abhandlung ihre Entstehung; wenigstens ist ihr Inhalt wie ihre Darstellung von der Art daß der Verfasser nicht sowol einem reinwissenschaftlichen Motive als vielmehr einem Bedürfnisse des sich aussprechen wollenden ästhetischen Gefühls gefolgt zu sein scheint. Fragen wir nämlich zunächst nach dem Inhalt, und insbesondere nach dem summarischen Ertrag dieser Schrift, so läßt sich nicht sagen daß dieser etwas wesentlich Neues biete, dessenwegen der Verfasser sich hätte getrieben fühlen können die Interpretationen dieser Dichtung noch um eine zu vermehren; vielmehr stimmt der Verfasser in der allgemeinen Auffassung derselben fast ganz mit den frühern Interpreten überein, die auch ihrerseits nur wenig voneinander abweichen und, mit alleiniger Ausnahme von Lewitz, darüber Eins sind daß als der eigentliche Kern des Dramas die Darstellung des Kampfes zwischen der idealen und realen Richtung betrachtet werden müsse. Allerdings haben die frühern Erklärer nicht gerade immer dieselben Ausdrücke gebraucht. Hillebrand faßt, wie der Verfasser selbst angibt, die Idee des Stücks mehr aus dem Gesichtspunkte des Haupthelden, indem er sagt: „Es kam darauf an die Versöhnung des Genius mit dem Gesetze der Wirklichkeit durchzukämpfen." Vischer bezeichnet den Kampf als den „der Phantasie, der poetischen Freiheit mit dem Verstande und der Convenienz"; Rötscher meint: es handle sich hier nicht „um den Kampf der Rohheit und Barbarei gegen Kunst und Wissenschaft, sondern um die Bedeutung und den Werth derselben in ihrer Beziehung zum Leben und zur sittlichen Welt". Referent selbst hat in einer Kritik der Lewitz'schen Schrift („Athenäum", Juliheft 1839) sich dahin geäußert: „Die beiden entgegengesetzten Elemente seien hier auf der einen Seite: die Beweglichkeit eines reich ausgestatteten Gemüths, und auf der andern: die Ruhe eines nicht minder begabten Verstandes; das Gemüth eine ideale, poetische Richtung verfolgend, der Verstand eine reale, praktische; beide in ihrer Art gleich hoch, gleich nothwendig — das überschwengliche Gemüth jedoch nur Recht behaltend vor dem Richterstuhle des Gefühls: daher durchweg die Theilnahme für Tasso im Gegensatz zu Antonio; hingegen der starre Verstand Recht behaltend nur in der realen Weltordnung: daher Antonio als äußerlicher Sieger gegen Tasso." Noch Andere haben geglaubt den Gegensatz als Gegensatz von Talent und Charakter fassen zu müssen, und so hat noch Mancher je nach seiner eigenthümlichen Anschauungsweise den Conflict in etwas abweichender Weise bezeichnet. Allein trotz dieser feinern Nuancen und Schattirungen ist doch die Hauptansicht über die Ideen der Dichtung bei Allen im Wesentlichen dieselbe, und auch die vom Verfasser aufgestellte fällt im Allgemeinen damit zusammen, sodaß also die Anregung zur Schrift wenigstens nicht von dem Drange eine neue Erklärung zur Geltung zu bringen ausgegangen sein kann. Ebenso wenig trägt die Ausführung dieser Idee irgend einen eigenthümlichen Charakter, noch ist sie überhaupt von wissenschaftlichem Gepräge. Statt uns nämlich, wie es die Aufgabe einer reinwissenschaftlichen Reproduction gewesen wäre, unmittelbar an die Quelle der Idee zu führen, diese uns von vornherein zum Bewußtsein zu bringen und alsdann nachzuweisen wie sich dieselbe nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin getheilt und vervielfacht und in dieser Vervielfachung doch der ursprünglichen Einheit treu erwiesen habe, begnügt er sich damit uns nach und nach durch die einzelnen Scenen und Acte des Dramas selbst hindurchzuführen und von dem poetischen Inhalte derselben eine zwar geistreiche und vielfach aufklärende, aber dem tiefern Bedürfniß nicht genügende Paraphrase zu geben. Da Dies nun von allen die einfachste und zunächst sich darbietende Form ist, so kann wol auch in ihr der Impuls zur Erzeugung dieser Schrift nicht gesucht werden, und es bleibt uns also, da rein äußere Motive sie jedenfalls nicht hervorgerufen, nur die oben ausgesprochene Annahme übrig: daß der Verfasser in ihr nur seinem ästhetisch erregten Gemüth Genüge gethan und die durch „Tasso" in ihm angeschlagenen Empfindungen und Ideen habe ausklingen lassen.

Der eigentlich wissenschaftliche Gewinn den wir dieser Arbeit verdanken ist daher nicht bedeutend; aber damit soll dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden. Im Gegentheil, wir müssen es ihm Dank wissen daß er, da nun einmal die Idee der Dichtung bereits richtig erkannt war, nicht wie so viele Interpreten aus reiner Originalitätssucht gewaltsam eine neue Ansicht aufzustellen versucht hat. Diese Verleugnung der Subjectivität und aufrichtige Hingebung an das Object gibt dieser Schrift einen unbestreitbaren Werth vor der Monographie von Lewitz, der bekanntlich im Widerspruch mit allen übrigen Erklärern in „Torquato Tasso" Nichts weiter gesehen wissen will

Digitized by Google

als eine Schilderung des Hofklatsch, zu welcher gänzlich unhaltbaren Ansicht er wol schwerlich hätte kommen können wenn er ebenso wie unser Verfasser von vornherein auf den Ruhm einer ganz absonderlichen und eigenthümlichen Auffassung Verzicht geleistet hätte. Ist daher auch unsere Schrift weniger pikant und neu, so ist sie dafür durchweg wahr und verdient namentlich die Anerkennung: daß in ihr die Resultate der frühern Forschungen mit ruhigster und besonnenster Abwägung benutzt und alle Einseitigkeiten denen sich frühere Erklärer aus individueller Vorliebe für das ideale oder reale Princip hingegeben haben glücklich vermieden sind. Daher erklärt er sich ebenso sehr gegen Die welche wie einige ältere Erklärer in Antonio nur den kalten, völlig herzlosen, allein von Neid und Herrschsucht regierten Verstandesmenschen erblicken, wie andererseits gegen Diejenigen welche wie Rötscher die Schuld vorzugsweise auf Tasso gewälzt und Antonio in gar zu glänzendem Lichte erscheinen lassen. „Wollen wir", schreibt er S. 39, „Tasso unbedingt Glauben schenken, so müßten wir Antonio zweierlei schuldgeben: 1) daß er von Neid über Tasso's Dichtertalent erfüllt sei und 2) daß er die Gunst der Musen erjagen, d. h. selber Dichterkränze erwerben wolle (des Raubes auf seinen Lorbeerkranz zieht Tasso den Antonio auch in der Duellscene). Daß wir aber diese Stellen nur mit der größten Vorsicht benutzen dürfen, wenn wir nicht Antonio schreiendes Unrecht thun wollen, ist unbestreitbar, weil Tasso in diesen Fällen vom höchsten Mistrauen, Zorn und Haß gegen Antonio ergriffen ist. Auf der andern Seite ist schwerlich anzunehmen daß Tasso's Beschuldigungen rein aus der Luft gegriffen wären. Allerdings bezeichnet Eleonore in ihrer Antwort:

O sähst du so klar wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso's Meinung als Irrthum, indessen hält sich Eleonore zu sehr im Allgemeinen als daß wir aus ihrer Entgegnung auf eine völlige Grundlosigkeit alles Dessen schließen dürften was Tasso in seiner trüben Stimmung ausspricht." Noch ausführlicher entwickelt er die Schuld Antonio's S. 38, wo es heißt: „So entschieden wir nun auch den Verdacht des gemeinen Neides, der keinem Verdienste eine Belohnung gönnt, von Antonio fernzuhalten berechtigt sind, so gewiß dürfen wir doch das Benehmen desselben nicht *allein* aus den angeführten Gesichtspunkten betrachten und *nur* aus idealen Motiven ableiten. Die tiefe Verstimmung Antonio's rührt keineswegs *blos* daher daß er durch die übergroße Auszeichnung Tasso's das praktische Princip gegen das ideale des Dichters herabgesetzt glaubt; ebenso wenig entspringt sein schroffes Auftreten gegen Tasso *allein* aus dem Bestreben die absolutidealistische Richtung desselben als eine auch auf dem Gebiete der Poesie durchaus verfehlte und unfruchtbare mit Nachdruck zurückzuweisen; vielmehr ist sein eigenes Geständniß ein schlagender Beweis daß die letzten Ursachen seiner Gereiztheit in *persönlichen* Motiven zu suchen sind. Offenbar ist seine Empfindlichkeit nicht allein daraus hervorgegangen daß er den höchsten Lohn den er nach saurer Arbeit für sich gehofft mit einem Nebenbuhler theilen soll *den er wie einen müßigen Knaben tief unter sich sieht*, sondern ebenso sehr daraus daß er diesen Lohn *überhaupt* mit einem Nebenbuhler theilen soll. Und wie jede Einseitigkeit, jede Abgeschlossenheit der Richtung selbstisch macht, so ruft auch in Antonio die Einseitigkeit seines Standpunkts den Egoismus des Standesehrgeizes hervor. Deshalb ist denn auch sein Gegenwirken wider Tasso und dessen Gönner nicht frei von persönlicher, durch die Ueberraschung des Augenblicks noch mehr aufgestachelter Leidenschaft." Hieraus geht hervor daß er den Conflict zwischen Tasso und Antonio als einen Conflict *gleichberechtigter* und mithin, sobald sie ihr einseitiges Recht zum alleinigen erheben wollen, auch *gleichschuldiger* Mächte ansieht, und daß er sich somit der von Hegel ausgegangenen Ansicht anschließt, wonach eben das Zusammenstoßen zweier derartigen Mächte das eigentliche Wesen der Tragödie ausmacht. Hierbei fällt es auf daß er trotzdem „Torquato Tasso" nicht als eine Tragödie zu betrachten scheint, sondern in ihr vielmehr nur ein Drama sieht, in welchem die Gegensätze dadurch daß sie sich versöhnen wieder zu ihrer Ruhe und Positivität gelangen und die Aussicht auf eine glückliche Entwickelung ihres Wesens und Lebens in der Zukunft eröffnen. Am deutlichsten spricht sich diese seine Ansicht in seiner Besprechung der Schlußscene aus, wo er zunächst nachweist wie einerseits Antonio als edler Mensch voll Milde und Güte sich darstelle, und andererseits Tasso zur Gewißheit gelangt daß die Dämonen seines Unglücks in ihm selbst liegen, mithin Beide aus ihrer selbstischen Einseitigkeit heraustreten, und sodann fortfährt: „In diesem Moment drängt sich die Idee des ganzen Stücks zusammen. Die beiden Richtungen des Idealismus und Realismus welche anfangs in schroffer Einseitigkeit einander gegenübergestanden hatten feiern nach einem schmerzlichen Ausgleichungsprocesse den Bund der Versöhnung; der Kampf zwischen Ideal und Leben ist ausgekämpft, Idee und Wirklichkeit sind in ihren Trägern, Tasso und Antonio, versöhnt. Was die Prinzessin zum Heil des Dichters erstrebt hatte ist nach schwerem Kampfe zur That geworden und damit ein neuer Lebensmorgen für Tasso angebrochen. Getrost sehen wir den nicht weniger durch seine Leiden wie durch seine Genialität uns theuer gewordenen Jüngling in den beginnenden Lebenstag eintreten. Denn dem *Dichter* Tasso ist geblieben was ihm die Gottheit als sein unentreißbares Erbe gab — die poetische Schöpferkraft. Ewig jung, weil nicht irdischer Natur, wird sie die Macht auch des neuen Lebens für ihn werden, in ihr wird er Ruhe und Befriedigung wiederfinden, wenn der erste Sturm des Schmerzes sich gelegt hat. Und der *Mensch* Tasso ist herrlicher aus dem Läuterungsfeuer der Trübsal hervorgegangen. Die Erkenntniß daß er sein Unglück selbst verschuldet ist ja ein Sieg über die finstern Gewalten die ihn ins Leid gestürzt, und in der Versöhnung mit Antonio, dem Repräsentanten des Realismus, ist die Hingabe an das Recht der Wirklichkeit als sittliche That vollbracht. Ist auch unwiederbringlich dahin was bisher sein Alles war, dennoch scheiden wir nicht von ihm mit dem Schmerz über ein ungeheures Unglück wodurch er unrettbar in den Abgrund des Elends geschleudert wäre, sondern unsere Phantasie hat Anhaltepunkte genug um seine Zukunft sich in freundlichen Bildern eines durch Selbsterkenntniß und Mäßigung befriedigter, vom Zauber der Dichtkunst verklärten Daseins zu malen. Und so stimmen schmelzend die ergreifenden Laute des Schmerzes mit den friedlichen Klängen die uns aus der Zukunft des Dichters herübertönen, zu Accorden einer sanften Wehmuth zusammen." Allerdings kann der Verfasser für diese Ansicht einerseits die Autorität des Dichters selbst beibringen, der seine Dichtung nicht als Tragödie oder Trauerspiel, sondern nur als „Schauspiel" bezeichnet hat; andererseits kann er für sich anführen daß sich ja wirklich am Schlusse des Stücks Tasso und Antonio miteinander aussöhnen, daß also damit der Conflict auf gütlichem Wege beseitigt sei. Trotzdem kann ich hierin nicht mit ihm harmoniren. Der letzte Eindruck des Stücks ist durchaus ein tragischer, und weder die von Goethe gewählte Bezeichnung kann uns über diesen Eindruck hinwegbringen noch die endliche Versöhnung. Zwar findet eine solche am Ende statt, aber von welcher Art ist dieselbe und unter welchen Umständen geschieht sie? Der Eine entschließt sich dazu nur im äußersten *Leiden*, der Andere im höchsten *Mitleiden*; Beide erscheinen ihrem innersten Wesen nach als gebrochen: Tasso, indem er in Allem was bisher sein Wesen ausgemacht keinen Halt mehr besitzt als den einen, die tiefste Fülle seiner Noth zu klagen, also gleichsam den Schwanengesang seines Lebens; Antonio, indem er mit all seiner praktischen Klugheit nicht mehr im Stande ist die schönen Verhältnisse die er zerstört hat wiederherzustellen. Wol wird dadurch daß Beide zum Bewußtsein ihrer Einseitigkeit und zur gegenseitigen Anerkennung des Gegensatzes gelangen eine Art restitutio in integrum herbeigeführt, aber keine solche wie-

sie in einem blossen „Schauspiel" beschaffen sein muß. Hier nämlich muß die letzte Aussöhnung der Gegensätze zugleich mit einer Ueberwindung aller bekämpften Hindernisse und Schwierigkeiten und mit einer glücklichen Erreichung des von Anfang als höchstes Lebensglück vorschwebenden Ziels verbunden sein; ist Dies aber bei der Versöhnung zwischen Tasso und Antonio der Fall? Reichen sie sich nicht vielmehr über den Ruinen und Trümmern ihres Glücks die Hände? Und erscheint Dies nicht in der traurigen, auch auf den Leser oder Zuschauer übergehenden Gewißheit daß dieses Glück in diesen Verhältnissen durch Nichts — auch nicht durch ihre Versöhnung — wiederherzustellen sei? Die Aussöhnung ist daher keine solche die wir eine glückliche Lösung der Verwickelungen zu nennen pflegen, sondern vielmehr eine echttragische. Denn auch die Tragödie darf ja nicht mit einer Dissonanz, mit einem unausgeglichenen Conflicte schließen, wenn sie wirklich dem Reiche des Schönen angehören soll; auch ihr Schluß besteht daher stets in einer Ausgleichung der feindlichen Gegensätze. Aber während dort die Ausgleichung eine völlig diesseitige und reale ist, erscheint sie hier nur als eine jenseitige und ideale, d. h. die heilsamen und glücklichen Folgen derselben fallen nicht mehr in diejenige Sphäre in welcher der Kampf stattfand, sondern in eine darüber hinausliegende höhere. In den meisten Tragödien stellen sich die beiden hier unterschiedenen Sphären als die des diesseitigen und jenseitigen Lebens dar, und die Ausgleichung erfolgt daher von dem Ausgleicher aller Conflicte, dem Tode. Aber Dies ist nicht unbedingt nothwendig. Der Dichter kann uns auch einen blossen Kreis oder Abschnitt dieses Lebens als den Inbegriff alles Lebensglücks hinstellen, und uns in demselben dergestalt gegen alles sonst noch Daseiende abschließen und gleichgültig machen daß uns das Scheidenmüssen aus diesem engern Lebensgebiet ebenso sehr als eine Zertrümmerung des ganzen diesseitigen Glücks erscheint wie der Tod selbst. Und so müssen wir unbestreitbar die Lage Tasso's und Antonio's am Schlusse des Dramas auffassen. Mögen sie immerhin noch fortleben — mit dem Leben das wir bisher als die höchste Bedingung ihres Lebensglücks erkannten ist es vorbei; vorbei nicht nur für Tasso, der darin keinen Boden mehr hat und daraus scheiden muß, sondern auch für Antonio, weil nach dem Ausscheiden Tasso's auch dies Leben selbst in sich zerfallen muß. Beide gehen also, sofern sie die Sphären ihres Daseins verlieren, zufolge und gemäß ihrer Schuld unter: Tasso, weil am äußern Leben verschuldet, mehr äußerlich; Antonio, weil gegen die innern Mächte frevelnd, mehr innerlich; Jener, wie Antigone, selbst aus der Lebenssphäre ausgestoßen, Dieser, wie Kreon, in der zerrütteten Lebenssphäre ein trauriges, halt- und bodenloses Scheinleben fortfristend. Das Stück erfüllt also alle Bedingungen einer Tragödie, während es als blosses „Schauspiel" betrachtet eine höchst mangelhafte Befriedigung gewähren würde, da einmal der Mensch an eine glückliche Lösung weit derbere Ansprüche macht als daß ihm eine blos moralische Reinigung und eine nur durch künstliche Reflexionen ermittelte Möglichkeit einer bessern Zukunft genügen könnte.

In allem Uebrigen habe ich kaum Etwas gefunden worin der Verfasser von meinen Ansichten abwiche; im Gegentheil ist mir das Meiste wie aus der Seele gesprochen erschienen. Besondere Hervorhebung verdient noch die Wärme mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, die Hingebung mit welcher er sich in die psychologische Erfassung der einzelnen Charaktere vertieft, die Einfachheit und Klarheit mit welcher er alle seine Gedanken vorträgt, und endlich die Reichhaltigkeit der Parallelstellen aus andern Goethe'schen Dichtungen, namentlich aus „Wilhelm Meister", durch welche er seine Ansichten auf das kräftigste zu unterstützen weiß, lauter Eigenschaften, derentwegen das Buch besonders Denen zu empfehlen ist welche sich über „Torquato Tasso" noch kein eigenes Urtheil gebildet haben und zum Verständniß desselben noch einer fremden Leitung bedürfen.

Richard Morning.

Lesefrüchte.

Eine Stunde voll Rührung im Nationalconvente.

Als Danton und Camille Desmoulin „die Menschlichkeit" auf ihr Banner schrieben, und dieses Wort an dem Rande des Abgrundes in welchen Robespierre sie jeden Augenblick zu stoßen dachte als letzten Rettungsanker erfaßten, hatte sich bereits der Pariser eine gewisse Regung von Mitleid mit den Opfern der Guillotine ermächtigt, und die Reaction, welche am 9. Thermidor explodirte, machte sich bereits durch gewisse Anzeichen bemerkbar. Auch bei den Blutdürstigsten zeigte sich eine Art von Milde. Man braucht nur eine Sitzung des Convents zu betrachten. Eines Tags erzählte man sich in der Versammlung daß ein armer Teufel von Kaufmann guillotinirt werden solle, weil sein Sohn (in seiner Abwesenheit) vergessen hatte ein specielles Verzeichniß der aufgespeicherten Gegenstände seines Ladens anzuschlagen. Allgemeine Sensation auf den Bänken der Gesetzgeber, welche sofort einen Aufschub decretiren. „Man ehrt sich selbst", ruft Danton, „wenn man einen Unschuldigen rettet! Ich eile selbst das Decret zu verkünden welches der Convent soeben erlassen hat." Er entfernte sich. David, der berühmte Maler, kehrte einige Zeit nachher zurück. „Bürger", ruft er, „ich kann Ihr Mitleid beruhigen. Vier Verschwörer haben soeben auf dem Schaffote die Köpfe verloren. Man glaubte daß der Bürger dessen Hinrichtung Sie verschoben haben darunter sei. Der Offizier der mit Bewachung der Hinrichtungen beauftragt ist hat mir das Gegentheil versichert." Die Versammlung bezeigte ihre Zufriedenheit durch lauten Beifall. Einige Tage nachher wird Pierre Chaudon (dies ist der Name des Verurtheilten) vor die Schranken des Convents geführt. Der Präsident (es war Couthon) gibt ihm den Bruderkuß und fügt die Worte hinzu: „Bürger, der blosse Gedanke daß ein Unschuldiger durch das Gesetz getroffen werden könnte hat den Nationalconvent schaudern gemacht, und die schöne Bewegung welche bei dieser Gelegenheit die Versammlung erregt hat ist die beste Antwort auf die Verleumdungen Pitt's und seiner Agenten. Ach! warum konnten nicht alle Völker der Erde dieser denkwürdigen Sitzung beiwohnen! Deine Noth war groß, Bürger, aber dein Triumph ist vollkommen. Das Unglück wird oft für den guten Menschen eine unversiegbare Quelle herrlicher Freuden" u. s. w. Man klatschte nach diesem Vortrag Beifall, Pierre Chaudon tritt mit seiner Familie in den Saal, die Sitzung wird suspendirt und die Thränen fließen reichlich. („Réimpression du Moniteur", XIX, 22, 24 u. 100, December 1793.)

Die Cassette der Königin.

Als Turgot das Colbert'sche Ersparungssystem ins Werk setzen wollte scheiterte er mit diesem Unternehmen an der Weigerung und dem Widerstande des königlichen Hauses. In dem vor kurzem erschienenen „Coup d'oeil sur le règne de Louis XVI" vom Grafen Tocqueville wird eine Anekdote erzählt welche als Beispiel der sinnlosen Ausgaben des Hofs, welche Turgot reduciren wollte, dienen mag. Der geistreiche Prinz de Ligne, dessen große Höflichkeit und angenehme Unterhaltung Marie Antoinette so liebte, kam eines Tags an den Hof nach Fontainebleau. Man sah ihm die heitere Laune an in welcher er sich befand und fragte ihn um die Ursache derselben. Er gab zur Antwort daß er soeben in den Schloßhöfen einen großen vierspännigen Packwagen mit zwei Postillonen, einem Bereiter und vier Gardes du Corps fertig gesehen habe nach Paris abzugehen; auf dem Packwagen habe gestanden: Cassette de la reine. Die Königin fragte ihn was da zu lachen sei, und er fuhr fort daß sie selbst beim Spiele am vergangenen Abende ihm die Ehre erwiesen habe mitzutheilen daß sie keine sechs Louisdor in der Kasse habe, und daß folglich die ganze Equipage mit Menschen und Thieren wegen sechs Louisdor unterwegs seien. „Ja", entgegnete ihm die Königin, „Das ist einmal so hergebracht, und Sie wissen ja daß von Reduction hier nicht gesprochen werden darf."

2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 58. —— 8. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Daß die Stellung in welcher diese Charaktere gegen die Natur verharren mit der misanthropisch-melancholischen Flucht zur Waldeinsamkeit, die allen tapfern Ernst der Lebensarbeit auflöst in den ewigen bequemen Refrain:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

nicht im entferntesten Etwas zu schaffen hat, offenbart sich am nachdrücklichsten durch die mit so unverkennbarer Vorliebe aufgefaßte Pflege des nährenden, fruchtspendenden Bodens. Felix kehrt nicht heim einer weltmüden Seele die abgelegenste Stätte der Ruhe auszuwählen, sondern weil er in der entschiedenen Sammlung der Kräfte auf das unscheinbare Wirken eines Landmannes nach aller Weltschau die innigste Befriedigung zu erkennen glaubt. Selbst der Jude Abdias, gewohnt des Wuchers und Handels auf unsteter Fahrt, wandelt zuletzt, da er den traurigen Wüstenversteck mit dem lachenden Thale Europas vertauscht, durch wogende Kornfelder und blühende Flachsstriche, die sich um seinen Wohnsitz erstrecken. Der Freund, welchem der Dichter die Erlebnisse mit den „zwei Schwestern" nacherzählt, findet bei Alfred Muffar ein von glücklichem Studium und aufmerksamen Reisebeobachtungen gestütztes Muster der Landwirthschaft, das ihm zur Förderung des eigenen Wirkens neue Gedanken anregt. Maria waltet mit verständiger Sorge, erfinderischen Geistes in ihrem kleinen Gartenreich; mit hellem Auge nach dem Rechten schauend, eifrig anordnend und selbst Hand anlegend schafft sie vom frühen Morgen, achtlos gegen Luft und Sonne, die ihr des Antlitzes weiche Lieblichkeit rauben. Und Brigitta theilt noch vor der Wiedervereinigung darin das Loos des Geliebten, Ungetreuen, daß sie ihre Tage dem gleichen Werke gewidmet hat. Die gesammte Umgebung, die Ordnung des Daseins, worin der zuvor so wild Bewegte, so maßlos Strebende und Wünschende nun einem so strengen Maße des eigenen innern Gesetzes folgt, athmet eine herbe, mannhafte Tüchtigkeit, sodaß die Gedanken, die uns gleichsam ein erquickend kräftiger Hauch aus der schönen Dichtung zuträgt, in die vom Steppenwanderer (der wol Eins mit dem Dichter ist) ausgesprochenen unmittelbar einstimmen müssen:

Die Einsamkeit und Kraft dieser Beschäftigungen erinnerte mich häufig an die alten starken Römer, die den Landbau auch so sehr geliebt hatten, und die wenigstens in ihrer frühern Zeit auch gern einsam und kräftig waren.... Wie schön und ursprünglich — dachte ich — ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und veredelt. In ihrer Einfalt und Mannichfaltigkeit, in dem ersten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftlos ist, grenzt sie zunächst an die Sage von dem Paradiese.

Damit weist uns Stifter selbst auf den Standpunkt von welchem der wahre Werth des Grundgefühls, das jene fast unausgesetzte und in manchen Fällen unbedingt tadelnswerthe, weil falsch gefügte Verknüpfung poetischer Naturmalerei mit der Darstellung des eigentlichen künstlerischen Stoffs herbeiführt, am reinsten und vollständigsten zu ermessen ist. Wie auch im Uebrigen dies in seiner luxuriösen Ausbreitung anspruchsvolle und fremdartige Element beurtheilt werde, kann jedenfalls die Gesundheit der Wurzel mit der es im Herzen des Dichters haftet keinem Zweifel unterliegen. So endet auch die ästhetisch-pflichtmäßige Betrachtung freudig anerkennend, indem sie aufdeckt was als bleibende Substanz, als edles Mark von der üppigen Ernte jener Phantasiespaziergänge sich abscheidet und einer festen, geistig-sinnlichen Lebensansicht anschließt, welche sogar als gemeinsame Grundidee zweier Erzählungen in einem der beiden letztherausgegebenen Bände der „Studien" ihre besondere Ausführung erhalten hat. Ich meine „Der Hagestolz" und „Der Waldsteig". Dem erstern gehört nicht nur in diesem bestimmten Zusammenhange der Vorzug, sondern er glänzt, da in den „Zwei Schwestern" die dürre langweilige Strecke bis zum Auftreten der interessanten Gestalten unsere Geduld doch allzu unschicklich auf die Probe stellt, obschon auch seinerseits nicht aller Spur bekannter Eigenheiten ledig, überhaupt als die beste unter diesen neuen Gaben. Darin treffen wir bei „Der Hagestolz" eine Stifter'sche Lieblingswendung daß was in fortschreitender Geschichte vor uns wachsen und werden könnte, im Bilde eines kurzen Zeitraums, mit Hindeutung auf das rückwärts Rufende und den flüchtigen Schlußbericht des Spätern, zusammengezogen wird. Der frische, weichherzig-übermüthige Jüngling Victor und der alte menschenscheue, lebensmatte Schein, „für den Alles, Alles zu spät ist", drücken schon durch einen

bedeutungsvollen Gegensatz in ihrem einfachen Nebeneinandererscheinen aus was wir dann in des Letztern Wort als praktische Mahnung vernehmen. Die Gestalt des Hagestolzen in der schrecklichen selbstgewählten Oede der abgesperrten Inselklause bringt uns das ganze Elend eines liebeleeren, am Bewußtsein seiner eigenen Verfehltheit und Zwecklosigkeit hinkrankenden Lebens mit ungemeiner Tiefe und Wahrheit der poetischen Auffassung vor die Seele. Eine wunderbare, unwiderleglich gebieterische Macht erhebt sich aus der Brust des Einsamen, wie er, umzogen von leisem wehmüthigen Nachschimmer längst gesunkener Hoffnungen, rauhen Tones, wie zu kurzem Labsal der Befreiung nach verstocktem, mistrauischem Schweigen warnendes Bekenntniß und ernsten Rath dem blühenden Neffen, dem Pflegesohn der einst Geliebten ans Herz legt. Wohlmeinend-gewaltsam stößt er die jugendlichen Pläne und Unternehmungen über den Haufen; er sah den schönen, kräftigen Körper, den reinen Sinn, den kecken, trotzigen Willen, den er selbst mit heimlicher Freude durch starren Widerstand aufreizte, er bangt um die Zukunft des einzigen Menschen dem noch seine Sorge zugewendet ist, indem er das arme Leben überschaut, dessen Ende ihm heranaht. Er sagt:

Ich habe Vieles und Allerlei gethan und habe Nichts davon. Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat das über dem Sarge noch fortdauert.

Bei der Vorstellung einer alle Kräfte heilsam zu eigenem Genuß und Anderer Frommen bewegenden Wirksamkeit erscheint ihm die Familiengründung durch den Blick auf seine Lage als das Wichtigste, sodaß er voll heiligen Ernstes den jungen Burschen, der noch kurz zuvor vorschnell verzagt und hochfahrend zuversichtlich in der heitern, laut scherzenden Schar der Genossen verkündet, es sei nun für alle Zeit gewiß daß er nie heirathen werde, mit komischer Hast der Ungeduld gleichsam überfällt:

Das Größte und Wichtigste was du jetzt zu thun hast ist: heirathen mußt du.

Er denkt aber weiter und seine Gedanken sind gerade auf das System gerichtet, das wir schon bei dem „Major" auf der ungarischen Steppensiedlung großartig cultivirt gefunden haben:

Ich meine, du sollst ein Landwirth sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gut gewußt haben wie man es anfangen soll daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden.

In „Der Waldsteig" ist die Idee einer naturgerechten, befriedigenden Lebensgestaltung, vorzüglich durch die Ehe, auf ungleich weniger poetische Weise zur Darstellung gelangt. Während in „Der Hagestolz" das mit Bezug auf diese Idee ergriffene tragische Moment dem Ganzen, welches schon durch die reinen herrlichen Gemüther Victor's und Hanna's eine edle Bedeutung erhält, den Hintergrund höhern Ernstes verleiht, wird hier die Sache in niedrige Regionen herabgezogen und ihres echten Interesse beinahe völlig entkleidet. Die Persönlichkeit die den Mittelpunkt bildet war weit geschickter zu behandeln, wenn diesem Fall ins Triviale, in den gemeinen Lustspielstoff vorgebeugt und der geistige Anhalt behauptet werden sollte; dazu kommt oder vielmehr daraus entsteht das Unglück daß die lustige Nutzanwendung zu grob als äußerliches Anhängsel sich hervorwagt. Ich theile darüber die brieflichen Worte eines Freundes mit:

.... Aber Das ist geradezu eine Aufforderung zum Heirathen: Tiburius ist ein dieser Narr, und was das Schlimmste ist, der Dichter hat ihn nur mit dem gewöhnlichen Auge, d. h. mit dem Blick des Philisters angeschaut, nur ganz gewöhnliche Narrheit herausgefunden. Wie die Narrheit aus dem Stammbaume hergeleitet wird, ist allerdings komisch; wäre Herr Tiburius wie in andern Novellen*) ein grundgelehrter Philologe, Das wäre noch Etwas. Man kann sich am Schlusse des Gedankens nicht erwehren daß seine jetzige Frau — denn wahr scheint die Geschichte fast buchstäblich zu sein — für ihn viel zu gut ist. Daß ein reicher Mann, auch wenn er den Spleen hat, doch eine zwar arme, aber schöne und kluge Frau bekommen kann**), ist die sehr unmoralische Moral der Geschichte. Ob ein solcher durch seine Frau vom Spleen geheilt wird oder nicht, ist sehr gleichgültig — was ist damit bewiesen? würde Julian der Sorrege fragen.

Diese gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen sprechen im Wesentlichen aus, worin das Unersprießliche der ganzen Schnurre — denn höher kommt es nicht — liegt. Die Geschichte ist sehr hübsch erzählt und hat in ihrer Fassung, welche bei launiger Behaglichkeit die sonst beliebten Längen zu vermeiden weiß, sogar Manches vor ungleich gehaltvollern Dichtungen des Verfassers voraus. Aber es fehlt die Seele, die hier nur der feinere Humor geben konnte. Was uns in den „Feldblumen" von verwandter Stimmung anzusprechen schien waren nur einzelne Funken gleichsam in dem bunten Feuerwerk losgebundener Gefühle, es handelte sich dort nicht um die künstlerische Beleuchtung, von welcher der Eindruck des Ganzen abgehangen hätte. Stifter, der noch eben bei der Darstellung des einsiedlerischen Hagestolzen und durch die seltenste Gabe ergriffen, die intimsten Geheimnisse einer wunderlichen Individualität in klarer Verbindung mit dem Gange ihres Geschicks, der nicht durch complicirte Widersprüche, sondern allein durch eine einfache Abweichung charakterisirt war, dichterisch-tiefsinnig zu deuten, verläßt hier nicht einmal die Oberfläche einer barocken, ungereimten Erscheinung, für welche wir wenigstens nach dem Schattenbild eines lautern Grundes forschen. Daß die Narrheit dem noch Unentwickelten gewissermaßen durch seine Umgebung angebildet sei, sagt uns für einen Sonderling, an dessen Treiben wir ausschließliches Interesse nehmen sollen (den man aber als Nebenfigur in einem mannichfachen Romangewebe allenfalls würde gelten lassen), nicht genug. Herr Tiburius ist unglücklich, weil er sein Geld nicht vernünftig zu gebrauchen weiß; aber, wenn ihn auch dieser ungenutzte

*) Es ist zu vermuthen daß dem Freunde hier zunächst die Tieck'sche Novelle „Der Gelehrte", vorgeschwebt hat, die jedenfalls unsere Behauptung gegen Stifter an diesem Orte unterstützt.

**) „Der Dichter will uns zwar glauben machen sie habe von seinen Reichthümern, wenigstens von Kutschen und Pferden Nichts gewußt, aber sie ist zu klug um ihm nicht Alles im Gesichte zu lesen, und man merkt daß Dies vielleicht das einzige Erheiternde an der Geschichte ist." Anm. des Briefstellers.

Ueberfluß zu verrückten Einfällen treibt, so ist das Geld doch nicht die poetische Legitimation seiner ganzen trostlosen Albernheit. Und wenn der Dichter auf den Wendepunkt, die Heilung von aller eingebildeten und wirklichen Krankheit: der faulen Absperrung gegen Welt und Beruf, lossteuernd das Zurückgelegte noch einmal genügsam überschaut: „Somit wären wir denn soweit gelangt das Elend des Herrn Tiburius einzusehen", so kann dieses „einsehen" keinesfalls den tiefern Sinn behaupten den wir bei unserer Forderung im Auge haben. Die „gründliche Umänderung durch den Waldsteig", d. h. durch die wohlthätigen Schweiße bei der Verirrung auf demselben und durch den Fund eines trefflichen Weibes nach der Prophezeiung des Naturdoctors im Leinenhabit, diese Katastrophe laborirt, so nett und glatt sie sich abspinnt, an der nämlichen geistlosen Willkür wie das vorige Bild der Narrheit. Tiburius hat nicht den kleinsten Zug der Liebenswürdigkeit in seiner Bizarrerie, der Dichter hat uns bisher Nichts gezeigt als einen Tagedieb, in dem es todt und verdampft aussieht; seinem Verhältniß zu dem frischen Waldkinde Maria mangelt daher, was die oben mitgetheilte Briefstelle richtig andeutet, jeder nicht etwa poetische, sondern überhaupt irgendwie glaubwürdige gemüthliche Inhalt bei dem einen wie dem andern Theile. So muß ich gestehen daß mir dieses gute Ende in seiner Art nicht mehr werth ist als des hohlen, blasirten Grafen Waldemar Passion für das unschuldige Gärtnermädchen und improvisirter Uebergang zu allerlei moralischen Entschließungen. Ja es lassen sich da noch gewisse Regungen des weiblichen Herzens für den interessanten Wüstling denken, die mit dem Seitenblick auf seinen Stand und seinen Reichthum Nichts zu schaffen haben, während der trockene, steife Gesell im ewigen grauen Ueberrock als Liebeseroberer rein durch sich selbst eine abgeschmackte Fabel oder im besten Falle eine psychologische Curiosität ist, um die sich der Dichter nicht zu bekümmern hat. Indessen, sollte ich meinen, ist es alle erdenkliche Höflichkeit gegen unsern werthgeschätzten Stifter daß die Einreden wider dieses Capitel seines Natur- und Heirathsevangeliums so ernsthaft und weitläufig geworden sind.

Die Vorrede der „Studien" macht darauf aufmerksam daß die Folge der einzelnen Stücke der Zeit ihrer Entstehung nach absichtlich angeordnet sei, um eine Handhabe zur Prüfung etwanigen Fortschrittes darzubieten; überhaupt sucht der Dichter den Eindruck hervorzubringen, als wisse sich sein Talent durch aufrichtige Selbstkritik in unablässiger Läuterung, in rüstigem Aufsteigen zu höherer Reife zu erhalten. Bei der zweiten Auflage der beiden ersten Bände erwähnte er ausdrücklich: er habe nur die kleinern Sinn und Haltung des Ganzen nicht wesentlich berührenden Fehler verbessert, die größern der künstlerischen Fügung des Werks angehörigen deshalb nicht, weil er sonst den Lesern unter demselben Titel ein ganz anderes Buch geben würde als sie in der ersten Auflage besäßen; dessenungeachtet sei er doch für sich an die Umänderung und Ausbesserung des Werkes gegangen und werde sie langsam durch die folgenden Jahre hindurch fortsetzen, damit, auch wenn später keine neue Ausgabe nothwendig werden sollte, er doch für sich die Genugthuung gewinne, Dingen die ihm zu unreif erschienen im eigenen Glauben eine reifere und männlichere Gestaltung gegeben zu haben. Das bereits zum Druck fertige Manuscript des dritten und vierten Bandes nahm er, wie wir hier gleichfalls erfahren, nach der unerwartet freundlichen Aufnahme der ersten vom Verleger zurück und unterwarf es einer nochmaligen Durcharbeitung, damit der „unverdiente" Antheil diesmal etwas mehr ein verdienter werde. Bei allem Glauben an die wahrhaftige Bescheidenheit dieser Worte muß ich gestehen daß ich durchaus nicht begreife, wo eine Ueberschau der „Studien" an die hier ausgedrückte künstlerische Erkenntniß anzuknüpfen hätte. In der That, wenn man z. B. den Inhalt des dritten Bandes: „Die Mappe meines Urgroßvaters", mit den aufgerufenen Voraussetzungen scharf ins Auge faßt, so muß man sich erstaunt und mit dem [illegible] Gefühl gänzlicher Vernageltheit fragen: was nach ästhetischen Gesetzen das „Durcharbeiten" bedeutet von welchem der Verfasser redet. Wenn wir uns die Reihe der Jahreszahlen vor den einzelnen Arbeiten zu dem gemeinten Zwecke dienen lassen, so könnten wir, Hand aufs Herz! nur ein entsetzlich confuses Bild von sogenannter künstlerischer Entwickelung mittheilen; oder sollen wir unser Urtheil vertagen bis Stifter uns gefälligst über seine eigenen Begriffe von Fortschritt, die bei jener Angabe zugrunde liegen mögen, unterrichtet haben wird? Welches Resultat muß aber nach den herkömmlichen Ansichten, bei denen wir uns bescheiden, in manchem Betracht die vergleichende Kritik des vorläufigen Schlusses der Studiensammlung („Zwei Schwestern" und „Der beschriebene Tännling") ergeben! Was in den „Zwei Schwestern" des Dichters würdig ist, glaube ich nicht zu gering angeschlagen zu haben; aber wie breit macht sich hier wieder der alte Fehler, den er nun gar noch recht arglos in das beste Licht zu rücken sucht mit der bescheidenen Vorbemerkung: in diesen Blättern stelle er nicht sowol eine einfache Geschichte als vielmehr noch weniger dar, nämlich blos den Zustand einer Familie, wie er aus mehreren unbekannten Veranlassungen, hauptsächlich aber aus der großen innern Grundverschiedenheit zweier Schwestern, der einzigen Kinder des Hauses, hervorgegangen sei. Es ärgert uns um des Dichters selbst willen an dieser Bescheidenheit daß sie für sein Schaffen ewig unfruchtbar bleiben wird, sofern sie, wie es scheint, mit einem zähen wohlgefälligen Festhalten an denjenigen Liebhabereien des Stils und der innern Anlage zusammengeht welche nach unserer Ueberzeugung eine gleichmäßig befriedigende Wirkung seiner Producte am meisten beeinträchtigen.

Stifter spricht von einer Sammelausgabe, in welcher möglicherweise „nach irgend einer Zeit" nicht nur die „Studien" in der neuen Gestalt, sondern auch andere Werke herauskommen würden. Es ist ein mysteriöses Ding mit diesen „andern Werken"! Liegen sie in sei-

vom Pulte? Sind sie vielleicht namenlos schon in den Händen eines unwissenden Publicums? Oder sehen wir den Wald vor Bäumen nicht, und handelt es sich um Nichts als um einige Stücke in der Manier der „Studien", die, gleich einem bedeutenden Theile dieser selbst, noch aus den Jahrgängen der „Iris" zu sammeln wären? Wir dürfen hier erwähnen daß Stifter uns in den „Studien" nicht die Anfänge eines Jünglings gebracht hat. Es ist zu fürchten daß er hier fertig vor uns steht.

Ich kann die innige, freudige Hochschätzung welche ich für alles im guten Sinne Eigenthümliche dieses Dichtergeistes empfinde nicht besser als durch das Bekenntniß andeutzulegen: wie sehr ich es beklage ihn in seinen weggewünschten Eigenheiten, trotz oder vielmehr wegen der angeführten Versicherungen, bis mich „andere Werke" von meinem Vorurtheil erlösen, als unverbesserlich betrachten zu müssen.

W. Hemsen.

Das „Athenaeum" über Eduard Bülow.

Lesern d. Bl. braucht nicht gesagt zu werden was Schiller's „Anthologie für 1782" enthält, und daß Eduard Bülow eine neue Ausgabe davon veranstaltet hat (Heidelberg 1850). Sie sollen nur hören in welcher Weise sich das „Athenaeum" über den Herausgeber äußert. „Dafür", heißt es, „daß er das Buch zugänglicher gemacht hat verdient er unsern Dank. Nachdem wir Ihm den gebührend abgestattet, müssen wir uns durchaus gegen die Gründe erklären auf deren Boden er das Hauptverdienst seiner Arbeit stellt, wie wir denn auch in dem Vorworte oder Versuche, worin er davon spricht, durchaus keine werthvolle Beigabe zu erkennen vermögen... Er nimmt für das stürmische Wüthen des jugendlichen Genies, das in Schiller's ersten Erzeugnissen, besonders in den »Räubern«, wild einherbraust, eine verhältnißmäßig überragende Herrlichkeit in Anspruch, welche nicht allein der Dichter selbst durch Wort und That abgelehnt, sondern auch unsers Wissens keiner seiner glühendsten Verehrer denselben je im entferntesten beigemessen hat. Kennt und bedenkt man die eigenthümlichen Umstände in denen der junge Dichter sich befand, und die auf den Feuerkopf mächtig einwirken mußten, so begreift sich das Barocke und die lärmende Heftigkeit seiner Dichtungen. Aber Bülow geht beträchtlich weiter; er sieht darin eine höhere Begeisterung als die seine reifern Gedichte durchweht, und findet gerade die Blüte seiner poetischen Herrlichkeit in jenen tobenden Ergüssen leidenschaftlicher, von im Moment erduldeter Unterdrückung zur Verzweiflung gestachelter Unerfahrenheit. Er kniet vor einer Verkörperung der höchsten Gewalten welche die Kritik bisher den dämonischen Geist der »Räuber«, der »Kindesmörderin« u. s. w. genannt hat... Solches Urtheil dünkt Bülow ein beschränktes und schwaches. Er belehrt uns daß der Dichter, indem er seine knabenhaften Begriffe läuterte und die rohe Tollheit und das burschikose Wesen seines ersten Auftretens vanschirbar, aus seiner dämonischen Höhe in ein niedrigeres Kunstgebiet herabstieg. Demnach sind »Die Räuber« Schiller's bestes Theaterstück, und verdunkeln die Gedichte der »Laura-Epoche« diejenigen die seither zu den köstlichsten Früchten des deutschen Parnasses gezählt worden sind. Es war immer unser Glaube daß jene Periode der stürmische Morgen eines herrlichen Tags, der Dichter in ihr das Kind Achilles sei, ehe dieser unter Chiron's weisen Lehren den Beinamen Pyrrhus — des Leuchtendes — verlor. Das Bild muß nun umgekehrt werden. Jene Zeit war die Gipfelhöhe des Dichters, und Bülow besiehlt die Pyramide seines Ruhms nicht ferner auf ihre Grundlage, sondern auf ihre Spitze zu stellen. Welches Wunder für alle Umstehenden!

„Die Gründe solcher zweifelhaften Schlußfolgerung bedürfen keiner nähern Prüfung. Es genügt zu wissen daß das dämonische Element, welches geläutert und hervorgehoben werden soll, nach den eigenen Worten des Herausgebers seine Thätigkeit jenseit der Grenzen anfängt welche Natur und Vernunft gezogen haben, und innerhalb deren Bereich allein Wahrheit und Schönheit ihre Begleiterinnen sein können. Indem der Verfasser ehrlich erklärt was er bewundert, enthebt er uns der Nothwendigkeit über seinen Begriff von Dichtkunst ein Wort zu sagen; denn es liegt uns nicht ob auf ein Thema der eleganten Literatur einzugehen welches geständlich die eben erwähnte Grenzlinie überschreitet. Bülow rühmt und preist die jenseit liegende chaotische Sphäre aus keinem andern Grunde als weil sie »revolutionnair« ist. Seines Dafürhaltens sind ihre ungeheuern, wir wollen nicht sagen monströsen, Geburten bisweilen ein Bedürfniß den trägegewordenen Geist der Nationen anzutreiben, müssen, gleichwie Orkane die Tropenländer erfrischen, so zu Zeiten aus jener Gluthhölle hervorbrechende Stürme die Luft reinigen. Daher jetzt der Zeitpunkt eine Sammlung neuaufzulegen welche unstreitig mehr von Schiller's dämonischen Federstrichen enthält."

3.

Bibliographie.

Barrbaum, J., Die elektro-magnetische Telegraphie mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten Telegraphen-Systeme. Mit vielen Abbildungen auf 8 lithographirten Tafeln. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gräfe, H., Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Liebeslieder. Mainz, Wirth Sohn. 16. 24 Ngr.

Kossak, E., Berlin und die Berliner. Humoresken, Skizzen und Charakteristiken. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Der Landprediger von Wakefield. Eine Erzählung von O. Goldsmith. Aus dem Englischen übersetzt durch K. E. von der Oelsnitz. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 15 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. 1ster Band. 17te Auflage und 2ter Band. 10te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch. 1ste Abtheilung. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 25 Ngr.

Wenck, W. B., Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun [843—861]. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wimmer, G. A., Was ist die Bibel? Ist sie Gottes Wort oder ein Fabelbuch? Dem christlichen Volke beantwortet. Leipzig, O. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bülow-Cummerow, Die Reform der Verfassung aus dem conservativen Gesichtspunkte. Berlin, Herz. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutschland eine Krisis? Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Otto Theodor Freiherr von Manteuffel. Ein Preußisches Lebensbild. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Politik der bayerischen Staatsregierung. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Ringseis, J. N. v., Rede zum Andenken an Geheim-Rath und Leibarzt Dr. Phil. Fr. v. Walther in der zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Maj. des Königs am 25. November 1850 abgehaltenen öffentlichen Sitzung der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen. München, Kaiser. Lex.-8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 59. — 10. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

Hier liegt uns — in Umrissen von großer Ausführlichkeit — das Reisedenkbuch eines Touristen vor, den es nicht wie die Mehrzahl nach dem weichen Schmelz des Südens, sondern nach dem starrer und steinerner ausgeprägten Norden zog.

Das ist der mannichfaltig auseinanderstrebende Zug der Menschennatur in ihrer angeborenen Wanderlust. Wie der heißblütige Zugvogel sich aus der kühlen Herbstregion weiter, immer weiter hinauf nach dem hohen Winter sehnt, so überfliegt im entgegengesetzten Drang die andere Natur, die es schon in Deutschland fröstelt und friert, in stürmender Hast die Alpen, nie auszuruhen, gleich dem gelähmten Kranich auf einem Lotosblatt in einer Epheugrotte von Ischia oder in den Myrtenauen eines Tempethals von Hellas, wo selbst das Mondlicht zum durchglühenden Sonnenstrahl wird für den schlummernden Endymion.

Schweden ist in mehr als einer Hinsicht ein durchaus stabiles Land. Wie sehr sich Dies bewährt bezeugt uns dies Buch, von dessen Inhalt, und mit ihm von dem Antlitz, Bild und Wesen dieses Landes, dem Leser hier ein verkleinertes Abbild gegeben werden soll. Denn der Verfasser des vorliegenden Werks, Ludwig Clarus *), machte seine Reise durch ganz Südschweden zu jener Zeit wo dort eben die Landestrauer herrschte über den Hintritt des Königs Karl-Bernadotte. Es sind also seitdem sieben Jahre verstrichen.

Was ist geschehen innerhalb dieser Zeit bis zum Heute, wo ich das gedrängte Abbild dieser Reiseerinnerungen in d. Bl. niederlege, in andern Staaten und Reichen Europas! Und was ist in eben dieser Zeit in Schweden geschehen?

In Schweden ist in dieser Zeit so gut wie nichts Neues geschehen, und so muß man sagen daß derselbe Karl-Bernadotte, der in seinen letzten Tagen so große Unpopularität und Volksungunst erlebte daß die letztere sich bei seinem öffentlichen Erscheinen öfters bis zur Unanständigkeit gegen ihn steigerte, es dennoch gründlicher verstanden hat seine Dynastie einzunationalisiren als der schlaue Tausendkünstler Ludwig Philipp selbst.

Ja Schweden ist noch ein stabiles Land, ein in das Skandinavische mild übersetztes China; aber Schweden ist auch ein mächtig ergreifendes Naturland, nordisch-lapidarisch ausgeprägt, dauerhaft-poetisch in seinen Eigenthümlichkeiten, und so mag es — heute vielleicht noch mächtiger als damals wo unser Verfasser es besuchte — diejenigen Naturen locken welche dem tobenden Kampfe der politisch erregten Volksgeister entrinnen wollen, um auf Augenblicke Ruhe zu finden an der breiten ruhigen Brust einer ewig sich selbst gleichen Natur eines vom vernichtenden Samum der Revolutionen noch unberührten Volkslebens.

Die Freiheit in ihrem ruhigvollendeten, nicht mehr zu zerstörenden Vorhandensein lieben und ersehnen sicherlich unter Hunderten Neunundneunzig; aber die Blutkämpfe um die Freiheit mitzuerleben und zu bestehen ist wirklich nicht Jedermanns Sache.

Ob nicht Mancher noch in diesen Tagen gen Norden ziehen wird der sich solange gar traulich an den Süden gewöhnt hatte?

Indem ich diesen Punkt berühre, finde ich einen leichten und natürlichen Uebergang auf die Natur unsers Verfassers, dessen Eigenthümlichkeit ich kürzlich construiren will, nur um den Leser zu orientiren, nicht um ihn selbst und sein gewiß treffliches Buch einer Kritik zu unterwerfen.

Der Verfasser, von nicht gemeiner Auffassung, von naturkindlich-starker Empfänglichkeit für das Thatsächlich-poetische, von historischen Nebenkenntnissen überstrotzt, und mit einer so grenzenlosen Manie für geschichtliche Reminiscenzen begabt daß er es förmlich nicht lassen kann bei jedem Mauergerüll das ihm aufstößt ein Seculum schwedischer Geschichte uns aufzubürden, hat bei alledem das große und schöne Verdienst einer außerordentlichen, wohlthuenden Gegenständlichkeit. Er selbst bedient sich dieses Ausdrucks für den abgenutztern nichtssagendern: Objectivität. Er sagt von sich an einer Stelle so naiv als richtig: „Ich komme mir vor wie ein Sieb, das alle Eindrücke hindurchläßt die man hineinschüttet, und

*) Schweden sonst und jetzt geschildert in Briefen auf einer Reise von Ludwig Clarus. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielemann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

meine Briefe (an die im Süden wohnende Freundin) sind der Behälter worin das Sieb seinen Inhalt ausleert."

Einen Fehler hat aber dieser junge Tourist, den daß ihm über all diesem Geschichtlichen, das er aus allen localen Einzelheiten die ihm das fremde Land bietet herausklaubt, das einige bedeutungsvolle göttlich-geistige Wesen der Geschichte verlorengeht; einen zweiten gibt er kund, der aus dem ersten entspringt: daß ihm, weil er von der Geschichte eines Volks (des schwedischen) nur die Monologe und die Persönlichkeiten kennt und anbetet, der richtende, rächende Geist dieser Geschichte selbst verschwindet. Ultraconservativ von Haus aus, tief- und reinreligiös, aber mit der entschiedenst katholischen Färbung, beurtheilt er die Zustände und die Vergangenheit, das „Sonst und das Jetzt" eines durchaus protestantischen Landes nach seinen Idiosynkrasien und Liebhabereien. Er erkennt nicht in Gustav Wasa und Gustav Adolf die selbstunbewußten aber nothwendigen Werkzeuge der Reformation, sondern Beide haben nach dem Verfasser nur die Reformation benutzt um sich innerlich und äußerlich zú situiren. Er mäkelt kleinlich an einem großen und guten Fürsten: Gustav III., weil dieser einstmals, gemäß seinem freien Naturell, die Elemente der französischen Aufklärung insichgesogen. Er erwägt dabei nicht welch bedeutendes Fundament eben dadurch für Schwedens ganze Zukunft gelegt ist. Er betrauert, ja er apotheosirt denjenigen Monarchen ohne welchen wahrscheinlich dieser Keim der Zukunft schon herrliche Sprossen und Blüten getrieben hätte: Gustav IV.

Da mir, dem Nachschilderer eines an sonstigem Stoff überreichen Reisewerks, der Raum keineswegs verstattet auf alle die geschichtlichen Details, die gewiß ein Drittheil des ganzen Werks füllen, einzugehen, so will ich mich begnügen dem tiefgründlichen Verfasser in Bezug auf diesen einen, von ihm so häufig angeregten Moment der schwedischen Geschichte mein selbständiges Urtheil entgegenzustellen.

Gustav IV. war einer jener traurigen Potentaten die sich absolut unfähig zeigen auch nur Einen Moment der Weltgeschichte zu begreifen. Er war unbestritten einer der bornirtesten Fürsten die je auf einem Throne saßen. Die Offenbarung Johannis hatte ihn vollends confus gemacht. Napoleon war ihm das Ungeheuer der Apokalypse, darum gedachte er alles Ernstes (im Jahre 1803!) die Bourbons wieder auf den französischen Thron zu setzen. Ob ein Grenzpfahl so oder so angestrichen werden sollte, darüber wollte er Rußland den Krieg erklären. Und dieser Mann — welche ungeheuere Ironie! — war nach Rousseau's Grundsätzen erzogen. Weil er auch nicht eine Ahnung hatte von Dem was ein Volk bedeutet und ihm sein nahe an Blödsinn streifender Starrsinn für den rechten Ausdruck des Gottesgnadenthums galt, darum verdarb er es mit Allen: mit dem Volk, mit dem Heer, mit dem Adel, sogar mit dem eigenen Geblüt und den Pfaffen. Darum beseitigte man ihn, weil Dies sich von selbst verstand. Von einem Strafgericht der Weltgeschichte ist hier kaum die Rede, sondern sein Schweden relegirte ihn blos als unnützen Mann.

Dies Wenige den historischen Ansichten — ich sage nicht politischen — des Verfassers! Dies Wenige erheischt sein ausgedehntes Verbreiten über die Einzelphasen der schwedischen Geschichte. Nun zu dem Werk, zur Reise selbst, zu dem frischen freudigen Gemälde, das uns hier von einem schönen stillen Lande so liebevoll geboten wird.

Schweden, du Pforte und zugleich du wahrer Culminationspunkt europäisch-nordischer Herrlichkeit! Aus dem Hafen von Swinemünde geht der träge Lauf des Fahrzeugs und führt allmälig die von der Unvermeidlichkeit der Seekrankheit gründlich heimgesuchte Schiffsgesellschaft in die Weiten der Ostsee, vorüber an Bornholm ins Angesicht der schwedischen Küste, welche ihre flachen aber grünbewachsenen Gestade hier immer malerischer von Osten nach Westen erstreckt. Schon ragt der Kirchthurm von Ystad empor als eine „stattliche Größe". Hier in dem unbedeutenden Schmugglerort gelandet, zeigt sich schon ganz die echtschwedische Landesphysiognomie: die im ganzen Hause umhergestreuten zerschnittenen Tannenschößlinge, die einen angenehmen Weihnachtsduft verbreiten und sogar die Stelle des Sandes im Spucknapfe vertreten; die karrenähnlichen Bauerwagen auf dem Marktplatz; die enorme Masse schmuzigen Papiergeldes statt Silbers und Goldes; die stabile Eigenthümlichkeit des schwedischen Frühstückstischleins mit brännvin, knäckebröd, smör, ost (Butter und Käse); die Unzulänglichkeit der Bedienung in den Hotels der kleinern Städte, wo die Jungfru (Aufwärterin), neben welcher noch ein Kellner und einige Buben schalten, kaum die mäßigsten Anfoderungen der Reisenden befriedigen kann, dies Alles ist schon Schweden, Schonen, die fruchtbare Kornkammer Swithiod's, doch nicht eben dessen Eden.

Das Dampfschiff Gauthiod führt die von Ystads ärmlichen Reizen längst übersättigten Reisenden rascher und freudiger weiter hinauf, Blekingens Küste mit Karlskrona und Christianopel vorüber nach dem Kalmarsund. Der Bord des Dampfers ist äußerst belebt: eine Elite schwedischer Aristokratie, dazu Kaufleute und bürgerliche Wesen in Ueberfülle. Eine nordsternenhelle Nacht bedarf der Dampfer um in die Einfahrt des Kalmarsundes zu gelangen, der 17 schwedische Meilen langen Meerenge zwischen den Küsten von Blekingen und Småland und der Insel Oeland. Die letztere, eine schmale, lange Kalkklippe, weithinschimmernd, strotzend von Windmühlen, ist doch auch günstig dem Ackerbau und in ihrem nördlichen District besetzt mit herrlichen Waldungen von Linden, Haseln und Eichen. „Vor den Gehöften dehnen sich Wiesen, Aecker und das Meer aus. Auf einigen Dächern dieser «Höfe» bemerkten wir Graswuchs; Dies rührt davon her daß man auf die Strohdächer, vermuthlich um sie wider Feuersgefahr zu sichern, doppelte Rasenschichten legt, von denen die eine Seite dem Dache zu, die andere in die Höhe gekehrt ist." Kalmar, die

Wiege der Kalmarischen Union, ist eine regelmäßige, gutgebaute und wohlgepflasterte Stadt; mehr läßt sich von ihr nicht sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

William Harrison Ainsworth.

Dieser ausgezeichnete, auch in Deutschland vielgelesene englische Romandichter wurde am 4. Februar 1805 zu Manchester geboren. Sein Vater, dessen Familie Generationen hindurch angesehene Gelehrte zählte, war daselbst ein vielgesuchter Sollicitor, der sich auch mancherlei Verdienste um städtische Verbesserungen in Manchester erwarb. Die Mutter, Anna Harrison, war die Enkelin des presbyterianischen Geistlichen Cuthbert Harrison, der sich als Prediger und Pädagog Ruhm, als glücklicher Speculant in Land und Häusern ein Vermögen von 60,000 Pf. St. erworben hatte. Bald nach der Geburt William's zogen die Aeltern auf einen anmuthigen Landsitz bei Manchester, Beech-Hill (Buchenhügel) genannt. Dort in romantischer Einsamkeit wuchs der Knabe auf. Den ersten Unterricht gab ihm seiner Mutter Bruder, der Geistliche William Harrison. Ein schöpferischer Trieb verbunden mit einer Lust am Schimmernden und Prächtigen wandte die ersten Neigungen des Knaben auf die Anfertigung von Feuerwerk, und nachdem es ihm gelungen war romanische Lichter, Schwärmer u. dergl. zustandezubringen, blieb es lange sein höchster Ehrgeiz eine Rakete zu fertigen. Der Erfolg den er hierin zuletzt davontrug machte ihm die Sache gleichgültig; er fing nun an sich dem Spiel mit Theatern hinzugeben. Im Keller stellte er Gerüste, Decorationen, Figuren her, dichtete Stücke für seine kleine Bühne und führte sie auf. Auch in Gedichten versuchte er sich. Von dem Uebersetzen lateinischer Verse als Schulaufgabe ging er bald weiter und dichtete Romanzen und Balladen eigener Erfindung. Eine Wochenschrift die in Manchester bestand, die „Iris", nahm Beiträge von ihm auf. In kurzer Zeit erwarb er auf diesem Wege einen localen Ruf, der einen dortigen Verleger ermunterte ein Theaterblatt herauszugeben das Ainsworth allein schrieb, an dessen Statt er jedoch bald nachher mit einer größern Zeitschrift, dem „Böotier", sich hervorwagte. Es erschienen von diesem Blatte nur sechs Nummern, doch war Ainsworth inzwischen mit verschiedenen Zeitschriften in Verbindung getreten, wie dem „European magazine", dem „Edinburgh magazine" und dem „London magazine", denen er nun Beiträge lieferte. In letzterm erschien unter Anderm eine Erzählung „Der Fall von Obypyple". In derselben Zeit wurden von ihm einzeln zwei Gedichte gedruckt: „Des Mädchens Rache" und „Sommerabendmärchen". Von den zerstreuten Gedichten und Erzählungen dieser ersten Periode ist nachmals eine Auswahl gesammelt unter dem Titel „December tales" erschienen.

Als Ainsworth eben 19 Jahre alt war starb sein Vater. Dieser hatte ihn dem juristischen Fache und sich selbst zum Nachfolger in seinem äußerst blühenden Advocaturgeschäft bestimmt. Um seine Lehrzeit nach englischer Sitte durchzumachen war er als Clerk zu dem Sollicitor Alexander Kay, der damals in Aufnahme kam, gethan worden. Er hatte die Bureaugeschäfte jedoch über der Belletristik sehr vernachlässigt. Der Tod seines Vaters brachte ihn nun zum Nachdenken; er nahm sich vor sein Brotgeschäft mit Ernst anzugreifen, und ging um sich darin endlich einmal auszubilden nach London in das Bureau des Sachwalters Jakob Philips, welcher der Juristencorporation im sogenannten „innern Tempel" angehörte. Ainsworth's Vorsätze erlagen bald wieder seinen Neigungen. Er hing dem Theaterbesuch und der Beschäftigung mit der schönen Literatur nach. Zugleich wurde er bekannt mit dem Verwalter des königlichen Opernhauses, Hrn. Ebers, dessen jüngste Tochter Fanny er 1826 heirathete. Auch schrieb er eine Novelle, die Ebers herausgab: „Sir John Chiverton", ein Buch dessen damals Walter Scott in seinem „Diary" rühmend erwähnte, das aber jetzt ziemlich verschollen ist. Ebers drang in Ainsworth ein Verlagsgeschäft zu etabliren. Dieser Vorschlag, dem er schnell eine ästhetische Seite abgewann, reizte ihn dergestalt daß er seinen Antheil an der seither von zwei Compagnons fortgeführten Advocatur seines Vaters aufgab, das Geld herauszog und sich in die Buchhändlerlaufbahn warf mit den edelsten und kühnsten Vorsätzen, glühend vor Verlangen und Hoffnung die Belletristik auf einen neuen, wahrhaft künstlerischen Standpunkt zu heben, die Fabrikwaare der „fashionabeln Novellen", welche damals (1828 und 1829) grassirten, vom Markte zu verdrängen, wahre Talente zu unterstützen und dergleichen mehr. Bald bitter enttäuscht und um alle diese glänzenden Erwartungen betrogen, gab Ainsworth, vielfach verletzt in seinem Stolz, über Undank klagend und entmuthigt, schon nach anderthalb Jahren die neue Laufbahn wieder auf, während deren er Wenig geschrieben und Nichts veröffentlicht hatte.

Er bereiste jetzt die Schweiz und Italien. Nach England zurückgekehrt faßte er auf einem Besuche in Chesterfield, angeregt durch die Landschaft, durch die Eindrücke eines alten Rittersitzes und durch die Eigenthümlichkeiten des Volks, den Gedanken zu seinem Romane „Rookwood", in welchem er die Manier der Mrs. Radclyffe wiederzubeleben gedachte, den Hang zum Wunderbaren gleichzeitig mit dem Interesse an der Schilderung altväterischer Zustände befriedigend. Das Werk gedieh erst 1834 zur Vollendung, und wurde als es erschien sogleich mit großem und allgemeinem Beifall aufgenommen, da das Gemisch von Schaurigem, blutigen Familienmysterien und geheimnißvollen Zusammenhängen mit reichabwechselnden Genrebildern aus dem Alltagsleben ganz dem herrschenden Geschmack entsprach. Die Kraft der Schilderungen und die Kunst einer spannenden Anlage, worin Ainsworth überhaupt hervorragt, vollendeten den Erfolg. Im Jahre 1836 ist „Rookwood" von Macrone neuaufgelegt, in prächtiger Ausstattung und mit Zeichnungen von Cruikshank, erschienen, und 1837 in Bentley's Sammlung von „Standard novels" aufgenommen worden. Den nächsten Roman Ainsworth's, „Crichton", kaufte Macrone schon auf Grund der bloßen Skizze dem Verfasser für 350 Pfd. Sterl. ab. Der Roman erschien 1837 und wurde rasch vergriffen. Mit diesem Werke beginnt die Reihe derjenigen seiner Dichtungen in welchen er einen Reichthum antiquarischer Studien über englische Denkmale und Sitten der Vorzeit verarbeitet hat. Ein neuer Roman, den er unter dem Titel „Thames Darrell" ankündigte, wurde erst im Januar 1839 in Bentley's „Miscellany" eröffnet, und zwar unter dem geänderten Titel „Jack Sheppard". Im Herbst dieses Jahres beendet erschien der Roman in drei Bänden mit Zeichnungen von Cruikshank. Derselbe wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen, in mehre Sprachen übersetzt und in London für drei Theater dramatisirt. Dieser letzte Umstand rief eine heftige Opposition der Puritaner und Moralisten hervor, und die respectable Welt gerieth auf einmal in Empörung über die Unanständigkeit daß ein gemeiner Einbrecher und Ausbrecher aus dem Zuchthaus poetisch habe verherrlicht werden dürfen. Inzwischen hatte Ainsworth die Redaction von Bentley's „Miscellany" nach dem Rücktritte von Charles Dickens für ein Monatshonorar von 51 Pf. St. übernommen, und leitete diese Zeitschrift bis 1842, wo er sich eine eigene Wochenschrift, „Ainsworth's magazine", gründete. Im Jahr 1845 erwarb er noch das „New monthly magazine" von Colburn als Eigenthum dazu. Der Roman „Guy Fawkes" war 1840 zuerst in Bentley's „Miscellany", dann in drei Bänden erschienen, und hat dem Verfasser über 1500 Pf. St. eingetragen. Diesem folgte noch in demselben Jahr der „Tower" (dieses Monument als Palast, als Gefängniß und als Festung schildernd), welchen Ainsworth gemeinschaftlich mit Cruikshank, später jedoch mit Zuziehung Bentley's herausgab; im Jahr 1841 „Old Saint-Paul's", zuerst im Wochenblatte „Sunday

times" (das erste derartige Feuilleton-Unternehmen in England) abgedruckt und mit 1000 Pf. St. honorirt, dann in drei Bänden, illustrirt von Franklin, eine Geschichte „von der Pest und dem Brande" (spielend in der Zeit furchtbarer Plagen für London vom April 1665 bis zum September 1666); im Jahr 1842 „The miser's daughter" und „Windsor Castle", die beide zuerst in dem „Ainsworth's magazine", und nachher das erstere mit Illustrationen von Cruikshank, das letztere mit Stahlstichen von Tony Johannot und mit Holzschnitten von Alfred Delamotte im Jahre 1843 erschienen; im Jahr 1844 „Saint-James, or the court of Queen Anne", erst in „Ainsworth's magazine", dann in drei Bänden; im Jahr 1848 „The Lancashire witches", zuerst wieder von der „Sunday times", und abermals für ein Honorar von 1000 Pf. St., dann später in drei Bänden veröffentlicht. Eine Ausgabe von Ainsworth's sämmtlichen Werken ist seit 1848 veranstaltet werden. Dieselbe enthält ein dem vierten Bande beigegebenes Bildniß des Verfassers von Maclise, welches zuerst für die Zeitschrift „The mirror" gestochen war.

Ainsworth ist ein Mann von kräftiger Constitution und frischem, lebenslustigem Aussehen. Er arbeitet viel und rasch, und erübrigt Zeit genug für gesellige Freuden. Außer andern Besitzungen hat er auch das Grundstück auf welchem er seine Jugend verlebte, Beech-Hill, neuerlich wiedererworben; er wohnt gegenwärtig in Brighton. Seine romantische Schreibart ist im Obigen andeutungsweise charakterisirt; seine Werke sind nicht frei von Effecthascherei, seine Composition auf Contraste und starke Erschütterung der Phantasie berechnet, seine Sprache schwunghaft und reich, seine Kunst im Schildern von Oertlichkeiten, Personen, Sitten und Situationen bedeutend. 41.

Zur Sittengeschichte der Araber.

Während seines Commando in Algerien befragte der General Lamoricière jeden Tag nach Tische die Gefangenen selbst. Eines Abends führte man einen Solchen zu ihm, der sich auf die Erde niederkauerte und dann plötzlich rief: „Enta bou chechia, enta bou haraoua", und in einem fort diese Worte wiederholte. Lamoricière hatte nämlich wegen seiner tunesischen Haartour, chechia, den Beinamen Vater des Chechia erhalten, und war in Oran ebenso Vater des Stockes, bou haraoua, genannt worden. Der Araber war Cafetier bei einem Regimente Abd-el-Kader's gewesen, und erschrak als er sah daß der bou haraoua von dem alle Araber sprachen kein Anderer war als der bou chechia, den er selbst fürchten gelernt hatte. „Ich kenne dich", sagte er eine Weile nachher, „erinnerst du dich wie ich dir einen Brief in das Olivenwäldchen brachte?" „Allerdings", entgegnete der General, „gib mir also Nachrichten über dein Bataillon." „Da sei Gott davor! Niemals. Ich bin stumm." „Nimm dich in Acht, ich rufe die chaous, und der Stock wird dich treffen." „Er mag mich treffen. Ich bin stumm." Der General sah seinen Fanatismus und wollte beweisen daß Bestechung Alles bei den Arabern vermag. Er ließ daher seinen Adjutanten einen Sack mit 1000 Francs bringen und die Hälfte davon auf den Tisch schütten. Bei dem Geräusch der Silberstücke begannen die Augen des Arabers sich zu öffnen und seine Augapfel erweiterten sich jemehr Geldstücke zum Vorschein kamen. „Du siehst sie", sagte der General, „sie sind dein wenn du mich zu deinen Bataillonen führst." „Sind deine Leute bereit? Laß uns gehen", entgegnete der Araber schnell. „Das ist nicht genug", erwiderte der General, und auf seinen Wink ward der Sack ganz geleert; „ich muß den ganzen Stamm haben." „Ich bin bereit, ich werde dich führen", rief der Araber, der das Geld nicht mit den Augen verließ. „Wenn du bereit bist, bin ich es nicht mehr", sagte der General, „ich brauche den Stamm nicht mehr; aber wenn du mich morgen zu den Bataillonen führst gehört die Hälfte des Geldes dir." Am andern Morgen wurden die Bataillone des Emir von den Franzosen plötzlich überfallen und geschlagen.

Im December 1841 kam ein arabischer Reiter nach Oran, verlangte den General Lamoricière zu sprechen und sagte zu ihm: „Ich bin Djelloul, mein Name ist bekannt im Lande, und Alle wissen daß ich niemals vor einer Rache zurückgebebt bin. Ich habe Männer aller Parteien getödtet. Jetzt komme ich von Abd-el-Kader und ergebe mich dir: Nimm meinen Kopf oder meine Dienste, die Rache führt mich zu dir." „Ich nehme deine Dienste", entgegnete der General; „ich hebe deinen Kopf auf um dich zu strafen wenn du mich betrügst." „So höre", erwiderte Djelloul, „und du wirst glauben. Bou-Salem, das Oberhaupt der Garabas, hatte eine Tochter und ich liebte sie. Ich verlangte sie zur Frau, aber er weigerte sie mir: darum habe ich ihm und den Seinen Rache geschworen. Ich habe Abd-el-Kader verlassen, und bin zu dir gekommen um dir die Garabas zu überliefern. Ich harre deiner Befehle, und wenn die Stunde der Strafe geschlagen hat, so werde ich es sagen." „Es ist gut, entferne dich; halte dein Wort, und ich werde dich belohnen." „Das Blut Bou-Salem's soll meine Belohnung sein." Zwei Wochen verstrichen und der General hatte Djelloul noch nicht wiedergesehen. Eines Abends befahl er ihn zu ihm zu führen. Man fand ihn in der Nähe eines Stadtthores in einem maurischen Kaffeehause, wohin er sich jeden Tag begab. „Hast du denn deine Versprechungen vergessen?" fragte ihn der General. „Du bist sehr ungeduldig", entgegnete Djelloul, „ich weiß doch zu warten, während du nur meine Rache vollziehst. Jede Nacht gehe ich aus und wache; wenn die neunzehnte (mondfinstere) gekommen sein wird, ist die Stunde der Rache nah, und wenn es Gott gefällt, werde ich dich nach meinem Wunsche führen." In der achtzehnten Nacht kam Djelloul zum General: „Diejenigen die du commandirst mögen Nachts bereit sein; der Augenblick ist gekommen." Am andern Morgen um 6 Uhr waren die Truppen bereit, und die Colonne machte sich auf den Weg. Mit Anbruch des Tags waren sie bei den Zelten der Garabas. „Dort ist der Feind", rief Djelloul, „ich habe ihn dir gegeben, jetzt bin ich frei und räche mich." Mit diesen Worten stürzte sich der Araber an der Spitze der Reiter auf die Garabas. Djelloul kehrte zuletzt aus dem Kampfe zurück. „Mein Arm ist mit Blut bespritzt, aber Bou-Salem ist entkommen", sagte er, „hinter einem Busche fand ich den Aeltesten der Garabas; ich schenkte ihm das Leben und sagte ihm: Mohammed, ich schone deiner, kehre zu Bou-Salem heim und sage ihm daß Djelloul ihn verrathen hat; sage ihm daß meine Rache noch nicht befriedigt ist; sage ihm daß so oft er sein Haupt auf einen Stein legt, er zusehen soll ob mein Dolch nicht da ist." Seit dieser Zeit fröhnte Djelloul weiter der Rache, bis er endlich in einem Treffen blieb. 13.

Notiz.

Venetianischer Stolz.

Der Dichter Platen wollte als er in Venedig war eines Tages bei einem Büchertrödler, wie sie auf Venedigs Brücken noch heute ihre Waaren feil zu bieten pflegen, eine Tragödie kaufen welche irgend einen Dogen der ältesten Zeit Venedigs zum Gegenstande hatte. Der Preis den der Trödler verlangte überstieg jedoch Das was der Käufer billigerweise geben konnte, bis jener endlich im Tone des zornigen Vorwurfs ausrief: „Ma, signore, è un fatto veneto!" (Aber, Herr, es ist aus der Geschichte Venedigs!) Der Stolz in den Augen des zerlumpten Trödlers, in denen sich in diesem Augenblicke der tausendjährige Ruhm Venedigs wiederspiegelte, erschütterte den Dichter so daß er dem Venetianer gerührt das Verlangte zahlte. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 60. — 11. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 59.)

Die folgende Nacht hat den Gauthiod ein tüchtiges Stück weiter gen Norden gefördert. Von Småland waren die Reisenden nach Ostgothland fortgerückt. Da aber die Nacht dem Verfasser nicht erlaubte die Küsten Smålands näher zu beaugenscheinigen, so theilt er uns naturgemäß wenigstens ein Stück von der Nachtseite dieser Provinz mit, von dem crassen Aberglauben nämlich der hier mehr als in irgend einem andern Landstrich Schwedens heimisch ist. Auch hier jedoch wie überall ist der Aberglaube nicht ohne Poesie. Auch hier wie bei jedem echten Naturell wendet er sich vorzugsweise dem Culminationspunkt des Lebens und seinem Ausgang zu: der Hochzeit und dem Tode. So muß die småländische Braut sich bemühen den Bräutigam bei seiner Ankunft zur Hochzeit früher zu erblicken als er sie zu sehen bekommt, damit sie die Herrschaft in der Ehe behalten möge; auch muß sie sich wohl hüten eher einzuschlafen als ihr Bräutigam, damit sie nicht eher sterben möge als er. Die unendliche Poesie der heiligen Christnacht übt auch hier ihre geheimen Zauber. Zwei Lichter brennen in jeder småländischen Hütte die ganze Nacht hindurch. Löscht eins davon aus, so bedeutet es daß Vater und Mutter sterben. Das Heiligsegenvolle dieser Nacht, das sich über das ganze kommende Jahr verbreiten wird, ist bei dem Småländer mannichfach angedeutet und heraufbeschworen. „Man streut in der Christnacht Stroh auf den Fußboden und legt vor jede Thür und unter den Tisch ein Strohkreuz. Dasselbe geschieht auf den Aeckern. Auch um die Fruchtbäume bindet man Stroh; Das geschieht damit im nächsten Jahr Alles wohl gerathe. Findet man am Weihnachtmorgen einige Körner Getreide unter dem Tische, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr." Der Leichwurm (likmatn) ist ein eigenthümlich gespenstig Wesen, das sich durch diese Nachtseite des småländischen Volksglaubens windet. Hüte man sich etwas Grünes von der Erde aufzunehmen oder an eine Blume zu riechen am Johannistage; denn alsdann schwärmt der likmatn und man bekommt ihn sogleich. Desgleichen wenn du eine Beere issest die am Kirchwege wächst wo man die Leichen vorbeiträgt u. s. w.

Als der Ost, zum zweiten mal seitdem der Verfasser auf der breiten Brust des nach jenem benannten Meers dahinfuhr, mit seinen Feuerstreifen diese Schwanenbrust vergoldete, bot sich der nach und nach auf dem Verdeck sich sammelnden Reisegesellschaft das überraschende Schauspiel der Scheeren dar. Man macht sich aus dem ersten Unterrichte in der Geographie, dem die Geschichte noch den Begriff der Scheerenflotte beifügt, allerlei dunkele fabelhafte Vorstellungen davon. Die Anschauung ergibt es anders. Die Scheeren sind nicht der furchtbar grauenhafte schroffe Klippenwall den man sich gewöhnlich darunter vorstellt, sondern

Tausende von größern und kleinern Graniteilanden ziehen sich die schwedische Küste auf- und abwärts, aber keineswegs in einer regelmäßigen Lage nebeneinander, sondern in buntester Mannichfaltigkeit dicht und dünne hingesäet, wie ein anscheinend neckischer und planloser Zufall sie ohne Berechnung dahingeschleudert. Höher und niedriger ragen diese Felsen aus den Fluten empor, welche allerdings hier und dort eine scharfe Brandung erfahren, aber doch überall ihre schleifende Kraft bewährt haben, welche sich allerwärts in runder und glatter Felsenbildung zutagelegt. Die Wasser irren in Strömungen, die sich nach allen Seiten durch ragende Eilande aufgehalten sehen und durch schmale Felsenengen sich den Ausweg ins Freie oder gegen das feste Land hin suchen müssen, wie geängstet in diesem Felsenlabyrinth umher. Viele dieser Inseln und selbst ganze Strecken derselben sind in trostloser Nacktheit zu schauen und machen beim Mangel aller Ecken und scharfen Kanten, welche etwas ragend Keckes in das Bild bringen könnten, einen trübseligen poesielosen Eindruck. Dieses langweilige, regellose Felsenchaos hat aber auch seine reizenden Partien. Denn es tauchen streckenweis häufig genug angenehme Hügel hervor, deren frisches Grün und lieblicher Baumschlag mit den öden Felsenscheiteln ihrer Nachbarn einen gar anmuthigen Gegensatz bildet. Einige haben neben den Waldpartien sogar Weiden aufzuweisen. Nur der kundigste Schiffer darf sich durch diese regellose Inselwildniß hindurchwagen, durch welche nur zwei durch starke Forts gedeckte Fahrwasser zur Küste Schwedens hindurchführen.

Einige dieser Eilande sind bewohnt. Hin und wieder haben auch in einigen kahlen aber sichern Buchten dieser Felseneinöde vereinzelte Fischerfamilien ihre Wohnungen aufgeschlagen. Auf andern dieser Scheereneilande zeigen sich menschliche Wohnungen gesellig beieinander, mit dem gastfreien rothen Lieblingsanstrich der

Schweden. Manche dieser Häusergruppen, architektonischer geordnet, machen den Eindruck einer kleinen Stadt. Dafür gibt es auf andern Punkten auch traurig vereinzelte stallähnliche Hütten, deren öde Umgebung Nichts aufweist als ein Kartoffelbeet oder ein winziges Getreidefleckchen. Rings um diese „verwaisten Winkel" hausen Möven und Robben.

Eine ergreifende Ueberraschung bereitet in diesen Felsengassen die Begegnung eines Schiffs, welches mit geschwellten Segeln daherrauscht und neben den Räderschaufeln zur Durchfahrt kaum Raum behält. Auf den Verdecken der einander begegnenden Schiffe steht die Mannschaft versammelt; oft kennt kein Mann den andern. Gleichwol erfolgt beim Vorüberfahren durch Schwenken der Hüte, Mützen und Tücher ein so herzliches gegenseitiges Begrüßen, wie die nächsten Verwandten einander kaum spenden können.

Die sichere Kunst des Steuermanns leitete den riesenhaften Körper des Gauthiod ungefährdet durch dies Klippengewirr, vorüber dem gewaltigen Thurm von Fort Frederiksborg und der nur noch fünf Meilen von Stockholm mitten im Fahrwasser liegenden Insel Waxholm bis zu der Bucht, an deren Ende Stockholm liegt. Schön ist mitten im klippenvollen Meer, dessen Eilande nun seltener, aber (noch immer häufig) desto üppiger, waldgekrönter, civilisirter sich gestalten, das allmälige Herannahen und Heranwerden der königlichen Hauptstadt. Breiter wird der Seearm; auf und ab heben sich stattliche villenartige Gebäude. Schon werden die schattigen Gehölze des Thiergarten sichtbar. Schiffe kommen und gehen. Das immer mehr sich weitende Bassin wimmelt von Booten. Höher und höher hebt sich zur Linken das Ufer, anmuthige Landhäuser winken herab, und im Hintergrunde heben sich Häuserterrassen über ein weitgedehntes Gestade. Die Kuppeln der Katharinen- und der Ritterholmkirche strecken sich empor zwischen üppigen Baumkronen. Quer vor dem staunenden Beschauer hin zieht sich jetzt ein breiter langgestreckter Quai, an welchem in unabsehbarer Reihe eine Unzahl von Schiffen lagert, „deren Wimpel in allen Farben spielen, deren Mastgewirr nicht unterscheiden läßt welches das Schiff ist zu dem ein flatternder Wimpel gehört". Das Wasser vor uns gleicht einer bewegten Stadt, denn gleich Weberschiffen schwirren und gleiten zur Rechten, zur Linken darüber hin unzählige Boote in geflügelter Eile. Häuserreihen, einander überragend, stellen panoramisch den steten Wechsel von Wald und Fels dar, der das königliche Stockholm eigenthümlich charakterisirt. Heranrücken nun die Inseln Beckholmen, Castellholmen, Skeppsholmen; und noch immer setzt sich der Thiergarten fort am schon zurückweichenden Ufer. Vom Vorderdeck des Gauthiod ertönt jetzt die Begrüßungssalve, die von den Kanonieren auf Castellholmen herzhaft erwidert wird. Grollend hallt der Donner der Geschütze an dem Felsenamphitheater wider.

Links ward unter den Felsenwänden, an welche sich eine Menge Gebäude hingeklemmt hatten, ein langer Uferplatz sichtbar, der bis auf den Quai führt, der [illegible] sich erst in ganzer Ausdehnung zeigte als wir Skeppsholmen mit seinen Kasernen, Arsenalen, roth angestrichenen Bootshäusern, dem mächtigen Krahn und der schönen Kirche auf dem Felsengipfel umfahren hatten. Nun erst erfreuten wir uns der möglichst ausgedehnten Aussicht. Das Schloß welches über die Holmen hinweg und theilweis sichtbar geworden war trat nun voll und mächtig aus den Häusern umher hervor. Ungewiß wo er zuerst beginnen soll, fliegt der Blick, an Bekanntes anzuknüpfen noch nicht belehrt, unstät über die zahllosen Einzelheiten hin. Keine vermag er zu deuten. Er weiß nicht wo er zuerst ruhen soll. Soll er es rechts auf den malerischen Holmen mit dem grünen villen- und felsgekrönten Thiergarten versuchen? Oder soll er sich stärker einnehmen lassen von dem bergansteigenden Häusergewirr zur Linken? Soll er am Gewimmel der Schiffe vor uns einen Halt suchen, oder von der Beweglichkeit der Scene verwirrt, darüber hinweg auf das Schloß sich heben und die langen Dächerreihen des Norrmalms, die sich weit zur Rechten sanft bergan ziehen und mit dem Observatorium schließen? Rechts im Vordergrunde nimmt auch noch der große Stadttheil Ladugårdsland die Aufmerksamkeit in Anspruch, vor welchen sich der Blasieholmen gelagert hat...

Dies, Leser, ist die Königsstadt Stockholm. Auf dem Quai vor einem kleinen Hause legt der Gauthiod an, und nach all dem brausenden Ufergewimmel, das von der Landung eines Dampfschiffs stets unzertrennlich ist, nach all dem Sturm und Drang der Gepäckeroberung, der zudringlichen Zurechtweiser und sich dutzendweis aufschwadronirenden Lohnbedienten gelangt endlich unser Tourist unter strömendem Regen in sein weitentlegenes Hotel oder kellare (Keller), wie dort die meisten Gasthöfe heißen: Drottninggatan Nr. 17.

Der unerbittliche Raum verbietet es uns mit dem Verfasser zu vertiefen in das Anschauen und Schildern aller Straßen- und Platzdetails. Wir müssen spurlos vorübergehen an der prächtigen Nordbrücke (Norrbro) am Stromparterre und dem Markt Karl's XIII., an dem lieblichen Park der Heiligengeist-Insel und ähnlichen Herrlichkeiten. Nur vor einem Hause in der ebengenannten Drottninggatan stehen wir in fast wehmüthiger Erinnerung still. Es ist das Haus das einst Michael Bellman bewohnte, Schwedens wunderbarst organisirter Dichter, ein König des Liedes wie es in allen Zeiten und Zungen nur wenige gegeben, des Liedes das selbst ewig strömender Gesang, einzige schönste That eines ganzen naturbegeisterten, dionysosberauschten Lebens ist. Schön, allerschöpfend, voll Innerlichkeit und Ahnungstiefe ist das Bild welches unser Verfasser von Bellman entwirft. Er hat diese einzige Natur schön, voll und klar begriffen, und was er (I, 42—100) zur Offenbarung dieses Dichterdaseins sagt ist von der nachhallendsten Bedeutung. Auf dem Kirchhof der Klarakirche auf dem Norrmalm liegt Bellman begraben. Selten fehlt einer schwedischen Dichtergröße der ehrende Grabstein, doch Bellman's Grab war nicht ausfindig zu machen. Dafür ist ihm ein schönes Denkmal im Thiergarten, dem oft besungenen Gegenstande seiner Lieder, errichtet.

Wunderbar! Zu dem ewigen Dionysosfeste, das in Bellman's Dichtungen sich feiernd vollendet, drängten sich Tausende und aber Tausende, und doch hat die Menge der es so theuer geworden diesen ganz nationalen Geist nicht viel besser aufgefaßt denn als einen Eulenspiegel. Unser Tourist sagt sehr richtig:

Wer in einer Stadt in welcher sich so viele Reize der Natur vereinigen als in Stockholm zu weilen das Glück hat, wird es eines seiner ersten Geschäfte sein lassen den Standpunkt ausfindig zu machen welcher den Brennpunkt der Wirksamkeit dieser Reize in sich vereinigt.

Es galt also den Punkt zu gewinnen der das umfassendste Panorama von Stockholm gewährt. Dieser Punkt ist unstreitig Mosebacke (Mosesberg), in dessen unmittelbarer Nähe der Katharinenkirchthurm und das Telegraphengebäude noch erhabenere Standpunkte bieten. Auf nach dem Mosesberge! heißt also die Losung, wie der sehnsüchtige Ansiedler ruft: Auf nach Westen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Theosophie.

Der Mensch kann vor sich sehen, über und unter sich, auch wol zur Seite, aber nicht hinter sich. Er kann Dinge gewahren, sie beobachten, messen, zählen, zerlegen, zusammensetzen und gebrauchen, aber nicht hinter die Dinge kommen. Dennoch ist gewiß Etwas hinter ihm und den Dingen, ein Schöpferisches hinter der Schöpfung von Ding und Mensch, und Erkenntniß desselben wäre höchste Erkenntniß und Wissenschaft. Um sie haben sich nun Viele bemüht, suchten Anthroposophie, Kosmosophie — Theosophie als Einheit beider; bewahrten was sie erforscht oder erforscht zu haben glaubten als einen schätzbaren Fund, als etwas Ungemeines, der gewöhnlichen wissenschaftlichen Thätigkeit Verborgenes, Geheimes, und reichten sich durch Jahrhunderte die Hand. Schwierigkeit der Forschung besteht darin daß jenes Hinterliegende anders sein muß als das Vorliegende, und doch auch nicht anders, weil es in inniger Beziehung zu dem letztern stehen soll, und ohne alle Verwandtschaft mit demselben keine Anwendung von Vorstellungen und Begriffen verstatten würde welche dem Beobachter und Denker geläufig sind, und wodurch er irgend ein Verständniß gewinnt, sonach als ein völlig Unverstandenes aller Einsicht entflöhe. Versuche diese Schwierigkeit zu überwinden richten sich daher auf eine Verneinung und eine Bejahung, auf ein Zusammenwachsen beider, auf eine Aenderung gewöhnlicher Vorstellungen und Begriffe, jedoch ohne Aufhebung derselben, mit ihnen in bleibendem Zusammenhange, und wenn man letztere im Allgemeinen Kinder des Sinnengebiets nennen will, auf ein Hinüberspielen derselben in Unsinnliches, auf eine Sublimirung ohne Verflüchtigung ihres Grundstoffs, oder wenn das Sinnliche als Körperliches, das Unsinnliche als Geistiges bestimmt wird, auf eine Vergeistigung des Körperlichen mit materieller Grundlage des letztern, auf eine Verschmelzung des Idealismus und Realismus der Gedanken, wobei ein Ueberwiegen nach der einen oder andern Seite, und auch Widersprüche sich einfinden können. Wer sich blos mit Erforschung der Eigenschaften und Verhältnisse des Sinnlichen beschäftigt flieht ein solches Verfahren als mystisch, obwol er selbst zuweilen zu ihm getrieben wird und deshalb sich nicht erwehren kann; weswegen wir die Mystiker aller Zeiten sich von ihren Gegnern scheiden und mit innerer Verwandtschaft eigenthümlichen Gedankengang und Gebrauch der Sprache verfolgen sehen, der mehr oder weniger Anfechtung oder Beifall findet. Leicht ist ersichtlich wie genau diese Richtung mit Religion zusammenhängt, die auf das Uebersinnliche hinweist, Anerkennung und Verwahrung desselben fodert, wenn auch mit Verzichtung auf näheres Verständniß seiner Wesenheit, zufrieden mit beruhigender Ahnung für das Gemüth und eine dadurch geheiligte Sittenregel des Handelns. Wieweit daher der fromme Mensch den Mystiker auf seinem Wege begleitet, bleibt unbestimmt, er hat mit ihm etwas Mystisches, d. h. außer seinem Gewahren Hinausliegendes gemein, aber nicht immer den Fortgang zu einer Doctrin des Mysticismus und dessen vorsichtigern oder kühnern Ausbildungen. Weil inzwischen die Religion der Völker sich auf Ueberlieferungen und deren Offenbarungen stützt, alles Geschichtliche zugleich eine Sicherheit des Sinnendaseins kundgibt, so wird der Mystiker gern dieselbe für seine Vorstellungen und Begriffe gebrauchen und das Ueberlieferte nach seinem Sinne auslegen und ergänzen. Dieses scheint dem Geistlichen nahegelegt, der Gottesverehrung anzuregen und zu verstärken hat, wofür ihm der Besitz eigenthümlicher mystischer Erkenntniß mehr Entschiedenheit und Beharrlichkeit geben kann. Werth derselben an sich wird von dem Zeitgeist nicht immer auf dieselbe Weise beurtheilt: denn oft überschätzt und überbietet der Mensch seine Kräfte, und läßt sie auch oft wieder sinken.

Mit diesem Vorwort sei die Arbeit über einen Mystiker des verflossenen Jahrhunderts eingeführt, welche aus dessen mannichfachen Aeußerungen mit vielem Fleiß ein Ganzes zusammenstellt:

Die Theosophie Friedrich Christoph Oetinger's nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von Karl August Auberlen. Mit einem Vorwort von Richard Rothe. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vor etwa 100 Jahren, als auf den deutschen Kathedern die Leibniz-Wolf'sche Philosophie herrschte, und sich der kommende theologische Rationalismus vorbereitete, bildete sich in Würtemberg eine eigenthümliche Schule durch Johann Albrecht Bengel, der hauptsächlich als Apokalyptiker bekannt ist, und unabhängig von Zeitansichten auf die Heilige Schrift zurückging, um aus ihr die Wahrheit zu schöpfen. „Ideae scripturariae", sagte der Mann, „sind ganz andere als academicae, man verdirbt sich mit den letztern, und verkennt die erstern für welche er sein Leben hindurch zu wirken strebte." Diese Richtung seiner selbst und seiner Schule ist eigentlich eine doppelte, der Frömmigkeit und der biblischen Erkenntniß, von denen die eine in das Praktischerbauliche ausgeht, die andere in das Theosophische, welche mit exegetischen Studien auch naturwissenschaftliche und philosophische Bestrebungen verfolgt.

Der letztern Richtung angehörig ist Oetinger, geboren 1702 in Göppingen, Stipendiat und Repetent in Tübingen; er machte Reisen, ward Pfarrer in Hirsau, dann Superintendent in Weinsberg und Herrenberg, starb als Prälat in Murhardt 1782 im 80. Jahr.

In seiner Jugend Anhänger Leibniz'scher Philosophie, später ihr abgewandt durch Studium der Griechen, der Kabbalisten, der Kirchenväter und Mystiker, besonders des Jakob Böhme, des Hippokrates, Paracelsus und der Adepten, mit alchemistischen und chemischen Beschäftigungen, hatte auch Swedenborg, eine zeitlang wenigstens, Einfluß auf ihn. Er wollte nichts Geringeres als ein allumfassendes, Natur und Schrift in ihrer göttlichen Einheit ergreifendes System, eine sowol „irdische als himmlische Philosophie". Im Allgemeinen nannte man ihn seiner Zeit einen Fanatiker, Phantasten, verworrenen Kopf, einen „General der Schwärmer"; „er ist aber", sagt Auberlen, „ein Prophet, weil er, einsam dastehend in seiner Zeit, in der ahnungreichen Tiefe seines Geistes vorausgeschaut und vorausgenommen hat was erst ein späteres Jahrhundert über göttliche und menschliche Dinge denken und lehren sollte. Man erzählt von ihm daß er Abends und Nachts in Wälder und Felder oder auch in seine Kirche ging um daselbst den abgeschiedenen Geistern zu predigen. Die Pietisten halten ihn für einen Inspirirten, und hängen selbst an seinen paradoxen über die Kirchenlehre hinausliegenden Sätzen mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit.

Ahnung, Anschauung, Idee waren das Wesen des Oetinger'schen Theosophirens, und es sind drei Richtungen unserer heutigen Wissenschaft die sich an Oetinger lehnen: 1) streng biblisch-gläubige, wie Beck in Tübingen; 2) philosophisch-theosophische, wie Schelling, Schubert, F. Baader, Hamberger; 3) dogmatische Mitte, die Vermittelung des Glaubens und Wissens, wie Rothe.

Naturerkenntniß ward dabei nicht ausgeschlossen; durch das Studium der Alten angeregt forschte Oetinger über das Leben der Dinge, verschmähte die abstracten mechanischen Begriffe, beschäftigte sich mit chemischen Experimenten die in Alchemie übergingen, und sah die Gegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge.

Eine heilige Philosophie (Philosophia sacra) entsteht durch Gebrauch des sensus communis und der Heiligen Schrift. Indem ein Wirksames und ein Leidendes, Geist und Materie, Licht und Finsterniß, Etwas und Nichts die ersten Anfänge aller Dinge sind, entsteht daraus der neutestamentliche Gegensatz des seelischen und geistlichen Lebens, und durch ihn gibt es in der Natur eine gewisse Vorbereitung des Geistes, eine Vorempfindung des Göttlichen, Das ist der sensus communis. Dieser ist ein Mittleres zwischen Seele und Geist, treibt zu Christo hin und ist die Werkstatt des Heiligen Geistes. Man muß realistische massive Begriffe festhalten gegen alle menschlichen Begriffe, eine generative Methode, einen Proceß. Hierbei trat die Kirchenlehre gegen die Bibel zurück, und Oetinger ward bei dem würtembergischen Consistorium verklagt, man verbot ihm eine zeitlang das Schreiben.

Die Grundbegriffe der Heiligen Schrift sind es worauf der Philosoph vor allem lossteuern und worauf er seine Philosophie gründen muß, welche eben deswegen die Philosophia sacra heißt. Darum ist Exegesis die höchste Philosophie. Jakob Böhme und die Kabbala ward hochgeschätzt, eine theosophische Erkenntniß wird gesucht.

Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, leibhaft sein und werden ist eine Vollkommenheit. Die Idealisten verkennen eine unmaterielle Leiblichkeit, wie sie Gott und der Seele zukommt, der Idealismus ist ein pferdscheues Schrecken vor dem Materialismus. Denken ist nicht das Erste, und Sein nicht das Erste, sondern Leben und Selbstbewegung geht beiden weit vor, selbst in Gott. Die chemische Idee des Lebens ist es worauf Oetinger's Theologie ruht: alles Leben ist ein Umlauf wie ein Rad, stetes Werden, dabei ist alles Geistliche auch leiblich, Gott selbst will im Fleisch offenbar werden, die wahre Alchemie ist der Schlüssel zur Grundweisheit, Körperlichkeit die höchste Eigenschaft, der Geist ist ohne solch Salz kein perfecter Geist, sondern nur der Anfang des Geistes. Gott ist actus purissimus, der in einer ewigen Manifestation, unendlichen Gebärung seiner selbst begriffen ist, wobei die kabbalistische Vorstellung von zehn Ausflüssen oder Abglänzen Gottes (Sephirot) aufgenommen wird, die zerstörliche Leiblichkeit der Creatur ist in Gott unzerstörlich, Das ist die höchste Ehre Gottes, er macht sich jetzt und in der Ewigkeit einen Ruhm daraus nach souverainer Willkür zu handeln, als ewige Selbstbewegung in der Herrlichkeit gibt sich Gott durch Zusammenziehung in sich selbst und Wiederausdehnung seines Wesens solche der Creatur näherkommende Eigenschaften, damit er sich ihr mittheilen könne mit seiner Güte in Geist und Leben, er schafft nur sich, er generirt sich selbst, Leben Gottes ist durch Alles. Die Materie ist nothwendig, weil ohne sie kein Geist entstehen könnte, sofern ja dieser selbst nicht ohne Leiblichkeit ist und sich aus der Materie sondert, Das geschieht durch die verschiedenen Geschlechter und Stufen der Natur hindurch. Unser Berichterstatter gesteht daß mehr oder weniger entgegengesetzte Ansichten hier nebeneinander hergehen, und Oetinger selbst fühlte Dies, tröstete sich aber mit der Beschränktheit menschlicher Erkenntniß überhaupt.

Auflöslichkeit und Finsterniß sind Grundeigenschaften der Natur, Dies sagt eine innerliche Beschränkung, voller Stäubchen, die durch ein göttliches Princip bewegt und ins Licht ausgebreitet werden, und dieses Princip nennt Oetinger nach Jakob Böhme die Tinctur, wo nun beide Principe, Stäubchen und Tinctur, ineinanderwirken, ein wirksames und leidendes, Geist und Materie, Etwas und Nichts; darin besteht das Leben der Natur. Die Tinctur, den spiritus rector, wollte Oetinger chemisch zu Gesicht bringen. Die Seele ist kein einfach Ding, sondern ein Complex verschiedener Kräfte und Essenzen, sie entsteht successive, ist ein geistleiblich reines Wesen. Mit dem Triebe sich zu offenbaren, dem Willen, ist der Begriff der Freiheit gegeben, darin besteht die Gottebenbildlichkeit der Seele, Materielles und Geistiges, Finsterniß und Licht, bestimmen sich zum seelischen und leiblichen Leben fort. Darum gibt es ein niederes und höheres Leben im Menschen, das der Seele (psychisch) und des Geistes (der geistlichen Seele), und Sünde entsteht aus einer Auflösung des psychischen und geistigen Lebens, sie ist eine willkürliche Abirrung, abweichende Imagination, falsche Vorstellung, unordentliche Verbindung der Kräfte. Dies sind die eigenen Dinge des Satans, aus der Phantasie gaukelt der Teufel alle Gestalten der Dinge nach.

Stufenweise wird die Creatur aus der Materie in den Geist gehoben, das göttliche Leben successiv mitgetheilt. Geistliches und materielles Princip wirken in Natur und Menschheit ineinander, und weil die Vollkommenheit der Natur nur nach und nach realisirt wird, war der Mensch auch vor dem Fall nicht vollkommen. Nach dem Fall geschieht Restitution aus der Sünde und Mittheilung der Herrlichkeit Gottes durch Christum. Die Menschwerdung des λογος ist die Spitze aller vorangehenden Gottesoffenbarung. Als Actus purissimus offenbart Gott sich selbst zunächst im λογος, in der Weisheit, und diese gebiert dann wieder als Activum und Passivum das Kakia Usio, die Herrlichkeit, den Geist, durch welchen er zum Schaffen und dann auf die Geschöpfe übergeht. Als λογος vollbrachte Christus die Schöpfung, und wirkt durch die Tinctur in höchst realer Gegenwart ewig in allen Creaturen. Das Gefühl und Fühlungswerkzeug für diese Allgegenwart Gottes durch den λογος ist der sensus communis. Christus kam als die Kraft des Höchsten in Mariam, um schattigt und leiblich zu werden, seine Einheit des Göttlichen und Menschlichen actualisirt sich successiv im Leben, Das ist die communicatio idiomatum; er mußte aufs innigste ins Menschliche hineingehen, auch am Tode theilnehmen, nur dadurch konnte das Zornfeuer der Creatur, wodurch der Tod entspringt, überwunden werden; er mußte Alles innewerden was Satan angerichtet, daher der Magie des Satans sich unterwerfen. Dadurch daß nun Heiliger Geist in der Menschheit vorhanden, ist der Herrlichkeit und Heiligkeit Gottes ein Genüge geschehen, und Dies der Begriff der Genugthuung. Christus ist Hoherpriester und Lebendigmacher, im Himmel tritt er erst sein hohenpriesterliches Amt an. Oetinger gesteht es sei schwer die Erlösung in einfache Begriffe ohne Gleichniß zu bringen, und seine Ansicht habe etwas Unfaßliches.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Ein Wort Sannazar's über den Neid.

Am Hofe des Königs Friedrich von Neapel war das Gespräch einstmals auf Augenschwäche und Mittel dagegen gekommen. Die Aerzte hatten Manches darüber vorgebracht und wiederum bestritten, da sagte der Dichter Sannazar: „Meines Bedünkens gibt es nichts Besseres für die Augen als den Neid, denn wer diesen hat Der merkt viel eher an seinem Nächsten Glück oder Mangel, und ihm scheint Alles was ein Anderer hat größer als diesem selbst."

Ulrich von Hutten über Papst Leo X.

Ulrich von Hutten kam auf einer seiner Reisen nach Ferrara. Ueber dem Thore der Stadt stand in Stein gehauen die Inschrift: MCCCCLX. Er fragt seine Gefährten ob sie wüßten was diese Inschrift wol bedeuten möge. Die Jahreszahl ohne Zweifel! war ihre Antwort. „Mit nichten", sagte er, „es heißt: Multi Caeci Cardinales Creaverunt Caecum Leonem X." (Viele blinde Cardinäle wählten den blinden Leo X. zum Papste.) 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. BROCKHAUS in LEIPZIG zu beziehen.

Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Gr. 12. 1836. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835." Gr. 12. 1838. (1 Thlr. 25 Ngr.) **16 Ngr.**

Brandis (C. A.), Mittheilungen über Griechenland. 3 Theile. Gr. 12. 1842. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Baltische Briefe. 2 Theile. Gr. 12. 1840. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Brun (Friederike), Römisches Leben. 2 Theile. Mit den Ansichten der Villa di Malta und der Kapelle von St.-Peter und Paul. 8. 1833. (3 Thlr. 22 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Châteaubriand (F. A., Vicomte de), Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. 12. 1817. (1 Thlr. 10 Ngr.) **8 Ngr.**

Doblado (L.), Briefe aus Spanien. Aus dem Englischen übersetzt von *F. L. Domeier*, geb. *Gad*. Gr. 8. 1824. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Goebel (F.), Reise in den Steppen des südlichen Russland, in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann unternommen. 2 Theile. Mit 18 Kupfern und einer Karte. Gr. 8. 1838. (15 Thlr.) **4 Thlr.**

Gutzkow (K.), Briefe aus Paris. 2 Theile. Gr. 12. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Hahn-Hahn (I., Gräfin), Jenseits der Berge. 2te, vermehrte Auflage. 2 Theile. Gr. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Handbuch für Reisende in Griechenland, von *J. F. Neigebaur* und *F. Aldenhoven*. 2 Theile. Gr. 12. 1842. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Heeringen (G. von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. 2 Theile. 8. 1838. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

——, Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. 1839. (1 Thlr. 25 Ngr.) **16 Ngr.**

Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, 2 Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Kohl (J. G.), Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 2 Bände. Gr. 12. 1846. (6 Thlr.) **3 Thlr.**

Neigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien. 3te, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Theile. Gr. 12. 1840. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Nur nicht nach Norden! Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen von S****. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Raumer (F. von), Italien. Beiträge zur Kenntniss dieses Landes. 2 Theile. Gr. 12. 1840. (4 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, England. 2te, verbesserte und mit 1 Bande vermehrte Auflage. 3 Bände. Gr. 12. 1842. (6 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Rellstab (L.), Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhange von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. 2 Bändchen. 12. 1836. (2 Thlr. 10 Ngr.) **24 Ngr.**

Reumont (A. von), Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—44. (9 Thlr.) **4 Thlr.**

Rhetz (W. von), Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. 2 Theile. 12. 1843. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Rumohr (K. F. L. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen. Gr. 12. 1832. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Russland und Deutschland. 2 Theile. Gr. 12. 1847. (2 Thlr. 24 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Schopenhauer (J.), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1818. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Reise durch England und Schottland. 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 1826. (4 Thlr.) **20 Ngr.**

——, Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 1824. (3 Thlr.) **20 Ngr.**

——, Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828. Mit 1 Vignette. 2 Theile. 8. 1831. (3 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Sierstorpf (H. von), Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris, grösstentheils in Beziehung auf Gemälde und Kunstgegenstände. 2 Theile. 8. 1804. (2 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Staël-Holstein (A. L. G. de), De l'Allemagne. Nouvelle édition, précédé d'une introduction par *C. F. D. de Villers* et enrichie du texte original des morceaux traduits. 4 volumes. 12. 1823. (3 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**
Steub (L.), Bilder aus Griechenland. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**
Tietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preussen, Russland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. 2 Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. 1838. (3 Thlr.) **24 Ngr.**
Vaerst (F. C. E. von), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Von Chevalier *de Lelly*. Gr. 8. 1836. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**
Venedey (J.), Irland. 2 Theile. Gr. 12. 1844. (4 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
——, England. 3 Theile. Gr. 12. 1845. (5 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Neue dramatische Werke

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ayrer (O. H.), Der letzte Hohenstaufe. Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow (K.), Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Oehlenschläger (A.), Neue dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Aladdin, oder: Die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Neue verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit zwei Kupfern. 8. 1820. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.

Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.

Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1835. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von A. Oehlenschläger. Vier Theile. 8. 1822—23. **Ermäßigter Preis** 4 Thlr.

Zorrilla (Don José), Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 1 Thlr.

Soeben erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Leitfaden

beim ersten Schulunterricht in der

Geschichte und Geographie

von

Dr. Ernst Kapp.

Fünfte, sorgfältig verbesserte Auflage

von

Dr. Alex. Kapp,

Professor am Gymnasium zu Soest.

Kl. 8. Preis 8 Ngr.

Dieser bekannte und weitverbreitete Leitfaden wird hiermit den Lehranstalten in einer neuen Auflage übergeben. Dieselbe ist von Herrn Dr. Alex. Kapp einer erneuten, sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden und bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die Verlagshandlung macht alle Schulen, welche sich dieses Leitfadens bei ihrem ersten Unterricht in der Geschichte und Geographie noch nicht bedienen, dringend auf denselben aufmerksam.

Braunschweig, im Februar 1851.

George Westermann.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bildersaal.

Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.

Fünftes und sechstes Heft. (Nr. 903—1379.)

Großfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „**Bildersaal**" ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute **Abklatsche** geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes **Bilderbuch** für die Jugend empfohlen werden. Die ersten vier Hefte (Nr. 1—902) erschienen 1847—48 und kosten zusammen 2 Thlr. 4 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrirte

Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **M. J. E. Volbeding.**

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Februar. Nr. 5—8.

Inhalt: *Am Grabe der Mutter. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — Der doppelte Geburtstag. (Schluß.) — *Winterreise in Rußland. — *Zwei neue Bilderbücher mit Thiergeschichten. (Schluß.) — Das wahre Geld. — *Elisabeth Fry. — Das Zuckerrohr. — *Die Pinie. — *Die graue Kanzel. — Jeder Schalk findet seinen Meister. — Wie es in Konstantinopel bei einer Feuersbrunst zugeht. — Sperling und Adler. — Die Blumenwelt nach Raum und Zeit. — *Blumensprache für die Jugend. — *Die Ueberschwemmung. — *Kampf eines Nilpferdes und Krokodils und Jagd auf dieselben. — Die Sagopalme. — *Mädchen und Kätzchen. — *Chinesische Soldaten. — Denkspruch. — *Kinderbewahranstalten. — *Eichhörnchen. — Fidele. — *Vom halleschen Messerschlucker. — Der junge Sperling. — *Blumensprache für die Jugend. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten

zusammengenommen im **herabgesetzten Preise**

geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dreiundsechzigstes Heft.

Inhalt: **Das Märzministerium in Würtemberg.** (Schluß.) — **Großbritannien seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria bis 1848.**

„Die Gegenwart" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben

von den Geschäftsführern.

Fünfter Jahrgang. 1851.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein ***Literarischer Anzeiger*** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes Heft.

Probe aus einer Anthologie neuarabischer Gesänge, in der Wüste gesammelt. Von *G. A. Wallin*. — Ueber die samojedische Sprache. Von *H. C. von der Gabelentz*. — Ueber das syrische Fürstenhaus der Benû-Schihâb. Von *Fleischer*. — Ueber die Bedeutung des Ausdrucks ... في حلول سنة. Von *G. Flügel*. — Ein mystisches Gedicht des Seid Hatif Isfahani. Von *O. Schlechta-Wssehrd*. — Ueber eine arabische Bearbeitung des Barlaam und Josaphat. Von *M. Steinschneider*. — Aus einem Schreiben des Dr. *Müller* zu Oxford an Prof. *Fleischer*. — Literarisches aus Beirut. Von *Fleischer*. — Literary Society of Jerusalem. — Correspondenz aus Amerika. — Zu 4 Esr. 14, 44—47. Pastor Hermae im Alten Testament. Von *Anger*. — Bibliographische Anzeigen. — Protokolle der Generalversammlung zu Berlin. — Einnahmen und Ausgaben der Deutschen morgenländischen Gesellschaft im Jahr 1849. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Benfey (T.), Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. (2 Thlr.) **1 Thlr.**

Die Sprüche des **Bhartriharis**. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von *P. von Bohlen*. 8. 1835. (1 Thlr.) **16 Ngr.**

Wahl (S. F. G.), Neue arabische Anthologie, oder auserlesene Sammlung seltener und grösstentheils erst neu aus Handschriften ausgehobener Stücke aus verschiedenen Fächern der arabischen Literatur. Nebst einer Einleitung, einem Anhang für die Kenner der persischen Literatur und einem Glossarium. Gr. 8. 1791. (2 Thlr. 5 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 61. —— 12. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Vom Gustav-Adolfs-Platz steigt man auf einer Reihe hölzerner Stufen in der Nähe der rothen Buden (Kaufläden) zum Wasser des Mälar hinab, um sich für 1½ Schilling à Person den schmalen Seearm nach dem Ridderholm übersetzen zu lassen. Tausende von Nachen unterhalten diese Verbindung und gleiten unausgesetzt bis zur sinkenden Nacht hinüber und herüber. Die Schifferinnen sind sämmtlich Frauen, lauter üppige, kräftige Dalekarlierinnen, mit breiten offenen Zügen, im groben Rock und Mieder, auf den Kopf gestülpt die „abscheuliche formlose Mütze", in leuchtend-ziegelrothen Strümpfen und bunten oder gar grasgrünen Schuhen. Wunderbar ist die zarte Weiße ihrer Haut, da sie immer im Freien, im Sonnenschein arbeiten. Die breitschulterigen Männer dieser Dalkullen dienen in der Hauptstadt, ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit wegen, meist als Knechte.

Dem umschauenden Blick zeigt sich nun im malerischen Aufeinander das Mälarufer, die Heiligegeist-Insel mit dem prächtigen Norrbro, der Bonde'sche Palast, das schönste Privathaus Stockholms, die anmuthig begrünte Insel Strömsborg, die Kehrseite des Ritter- und Rathhauses, die Ridderholmskirche mit ihrem schlanken Spitzthurm, und als Herrscher über die zahllosen andern Gebäude das königliche Schloß. Beim Ritterhausmarkt gelandet, führt der Weg weit über den Jrentorget (Eisenmarkt) wo das bunteste Treiben herrscht. Land- und Seeproducte der mannichfaltigsten Art sind zwischen Karren und Fuhrwerk ausgestellt. Eine Musterkarte aller ländlichen Trachten! Vom Södermolm, Stockholms drittem Stadttheil, zu welchem die Schleusenbrücken führen und wo ein ungeheueres Gewühl des See- und Handelslebens herrscht, geht es immer aufwärts durch steil emporführende, theilweise mit Stufen versehene enge Gassen unter unaufhörlichem Gedränge auf- und abwärts wogender Menschen und rollenden Fuhrwerks bis zur Höhe des Mosesbergs, dem ohne Vergleich schönsten Punkt den Stockholm darbietet.

Den Genuß all der Herrlichkeiten die sich von dieser Höhe der Verklärung zu seinen Füßen aufthun schöpfe sich der Leser einmal und öfter aus dem Werke selbst. Hier ist nicht der Raum dafür vorhanden. Der Verfasser sagt:

> Denn wenn man einmal von dieser Anhöhe herab die Herrlichkeiten Stockholms geschaut, zieht es uns mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hinauf zu der unvergleichlichen Stelle, die ein lebendiger Zauber umwebt, der uns wenn wir oben sind so umstrickt daß wir nur mit Mühe uns loszureißen vermögen und uns lieber immer von neuem in den Anblick, der vor uns seine überschwengliche Prachtfülle aufthut, versenken möchten.

Das schmale Dampfschifflein der Tessin, durchaus von Eisen, führte an einem schönen leuchtenden Morgen unsere Reisenden und seinen Freund über die Silberfluten des Mälarsees nach dem alten Schloß Drottningholm.

Der Mälar, schon in den alten Sagen wo er unter dem Namen Lögar vorkommt als eine zauberische Wasserwelt gepriesen, der Mälar: des Nordens Archipel, findet Seinesgleichen vielleicht nirgend in der Welt. Er ist keine üppigschwellende Wasserbrust wie die Seen des Südens; er ist ein Inselmeer herübergestrahlt ins Binnenland von seiner Allmutter: der Ostsee, erfüllt von unzähligen Eilanden und Klippen, deren Zahl nahe an 1300 erreicht. „Die weitern und engern Wasserscheiden zwischen diesen zahllosen Eilanden", Dies ist eigentlich der Mälar. Nur wenige Strecken formiren sich zu einem wirklichen Becken. Man muß, wie gesagt, und wie es der Verfasser sehr schön ausdrückt, den Mälar nicht vergleichen etwa mit den schweizer, tiroler oder den lombardischen Seen. Sein Antlitz ist einzig und soll es bleiben. Wer hier mäkelt und radotirt verdirbt sich den Genuß und schändet sein eigenes Urtheil, indem er die Natur zu schmähen versucht.

So hat sich z. B. die Frau Gräfin Hahn-Hahn (ebenfalls eine Touristin auf dem Mälar) alle Freude an Skandinavien verdorben, weil sie hier nie vergessen konnte was der Süden vor dem Norden voraus hat, was, beim Licht besehen, am Ende auf nichts-Anderes hinausläuft als auf die triviale Wahrnehmung daß es im Süden wärmer ist als im Norden, womit die geistreiche Dame freilich den Nagel auf den Kopf getroffen, den ihrigen aber zugleich in einer Art mit ...

Lesen wir diese Schilderung des Verfassers und zweifeln dann noch an der durchsichtig-verklärten Nordschönheit des Mälar!

Bald befinden wir uns mitten in einer Gruppe von Holmen, welche mit ihren ganz überwachsenen niedern Stranden sich wie schwimmende Wälder ausnehmen, und bald endlich liegt der Kanal wie ein großer blinkender Metallspiegel vor uns, und das Land breitet sich in lichter, langer, lachender Fernsicht neben uns hin. Fichten und Tannen mit düstern Farben bilden hier und da um die Buchten (und diese sind vielleicht der Triumph der Schönheit des Mälar) einen dunkeln Gürtel. Der Blick aber gleitet darüber hinweg, um sogleich mit voller Befriedigung auf jenen zwischen Wald und Klippen hineingedrängten Wiesen, dem lieblichen Blumenflor, den milden sanft niederneigenden Strandthälern zu weilen, deren Grün so klar und fein erscheint, deren Baumschlag von so mannichfaltiger Art und Farbe ist. Die Eiche mit ihrer runden buschigen Krone erhebt sich stolz über die bunten Vogelkirschbäume, Eschen und Erlen. Die Weide, hier zu jährlicher Köpfung nicht wie bei uns verurtheilt, sondern zu einem mächtigen Baume emporgeschossen, und die weißstämmige Birke schütteln in leisern Windesfäuseln ihre lichten Blätter. Hier lagert sich ein einfaches Fischerdorf, dort erhebt ein wohlgebauter Edelhof seine prunkenden Mauern, von einem Garten umzogen, den uralte hochwipflige Bäume umragen. Weiterhin verstecken sich einzelne ärmliche Hütten unter schützende Gebüsche; an nahen Bäumen sind die Nachen befestigt ...

Dies das ungefähre Gesammtbild des Mälarsees. Schloß Drottningholm, das größte aller königlichen Lustschlösser, wirft vom Ufer her einen ansehnlichen Schein. Es ist erbaut in reinem maßvollen Stil von Nikodemus Tessin, der auch das stockholmer Schloß gebaut hat. Unvergleichlich ist seine Lage auf der Insel Lofö. Das Innere des Schlosses, vom Castellan — der in Schweden durchgängig, wie alle Individuen die an irgend einem Sacrum als Aufseher angestellt sind, als: Kirchner, Custoden u. s. w., waktmästare, Wachtmeister, heißt — in minutiösester Weise gezeigt, bietet unter historischen Denkwürdigkeiten auch viel Geschmackloses. Eine Unzahl von Portraits schwedischer Könige und Königinnen finden sich hier. Darunter aber auch das Ludwig's XIV. von Frankreich mit einem Dutzend seiner Maitressen. Die Bibliothek ist von Gustav III. angelegt, deshalb fast nur aus Büchern in französischer Sprache bestehend. Reich und schön, saftig und vielschattig, mit den prachtvollsten Baumgängen und herrlichsten Terrassen gekrönt ist der Park des Schlosses. Noch weht daraus etwas versailler Hofstil, allein schon hat ihn die wilde Naturwüchsigkeit halb überwuchert.

Der Verfasser saugt aus diesen Environs — darunter auch ein „China", ein Lustschlößchen nämlich im chinesischen Geschmack — eine Masse geschichtlich-minutiöser Widerlichkeiten. Er hat es immer und ewig auf diesen Gustav III. abgesehen, und wo es angeht bringt er ihm einen Hieb bei. Wie störend diese Idiosynkrasie bei dem Verfasser der ein so großes, offenes Auge hat für die ewige Natur!

In einer Restauration die sich unter den Gebäuden fand welche das Schloß Drottningholm dorfähnlich umgeben speiste der Verfasser Vitsbohnen in Milch gekocht und gebratenen Rennthierschinken. Nach dieser Mahlzeit, die trefflich sein soll, stach der Tessin wieder in See und brachte Schlag 8 Uhr Abends seine Insassen nach Stockholm zurück.

Der folgende Tag ist ein Regentag und darum der Beschauung merkwürdiger Gebäude und ihres Innern gewidmet. Man begibt sich zuerst nach dem königlichen Schloß, in Wahrheit ein königliches, denn in stolzer edler Ruhe beherrscht es von seinem Hügel herab alle Weiten der Stadt. Der prachtvolle Norrbro zu seinen Füßen scheint nur die Bestimmung zu haben ihm seine Bewunderer zuzuführen. Im Innern des Schlosses häufen sich so viele historische Reliquien daß man daraus beinahe die schwedische Geschichte studiren könnte — in dem Sinne nämlich wie unser Verfasser leider die Geschichte nimmt —; der interessanteste Bestandtheil dieser Reste, die doch zuletzt Nichts offenbaren als die pulvis et umbra des armseligen Menschthums, die der Geist verlassen, ist die „Kleiderkammer der Könige". Hier sieht man die Stiefeln Karl's XII. und seinen Waffenrock aus Elendsleder; aber, was ergreifender ist, auch den vollständigen Maskenanzug in welchem Gustav III. von Ankerström, dem elenden Werkzeug der Aristokraten, erschossen wurde.

Eine nicht minder rührende Denkwürdigkeit findet sich in der vom Verfasser gleich darauf besuchten Ritterholmkirche. Vor dem Altar steht ein Tisch, worauf unter Glas die Kleider ausgebreitet liegen in welchen Gustav Adolf's Leichnam bei Lützen aufgefunden ward. Noch kleben deutlich an diesen Stücken das Blut eines Königs der ein König war, und der Koth eines elenden Morastes von welchem zwei Jahrhunderte wol längst jedes Atom aufgesaugt haben.

Post nubila Phoebus. Der Regen währt nicht immer. Blau und heiter wölbt sich wieder der Himmel über das herrliche Stockholm. Begleiten wir den Verfasser nach dem Thiergarten, für den Schweden das skandinavische Eden. Man fährt von der Treppe aus vor dem Logarden am Schlosse nach dem Thiergarten in sogenannten Drehbooten, deren Bewegung durch schmale Dampfschiffruder mit Schaufeln erfolgt, bei denen die kräftigen Arme von vier rothbestrumpften Dalekarlierinnen die Stelle des Dampfes vertreten.

Der heutige Thiergarten Stockholms, als dessen Haupteingang das Blå porten (blaue Thor), ein hübsch eingerichtetes Wirthshaus, um welches sich eine kleine Stadt hergebaut hat, zu betrachten, ist nicht mehr der Thiergarten Bellman's, der ihn so oft besang, der in ihm lebte und jauchzte. Damals herrschte hier durchaus die Natur vor. Jetzt hat der Luxus der Hauptstadt auf jedem Tritt zwischen der Natur seine Tempel aufgeschlagen. Der Thiergarten wimmelt von Pavillons, Conditoreien, Tanzsälen und Etablissements aller Art. Es gibt hier Vauxhalls und Manegen von Kunstreitern. Die Hauptwege sind wahre Corso für die glänzenden Equipagen der Hauptstadt. Eine der schönsten Zierden

des Thiergarten ist die prachtvolle Marmorvilla des Professor Byström — so wohl wird es unsern deutschen Professoren nicht —, und die Aussicht von dieser ist eine der unvergleichlichsten die Stockholm darbietet. Auch das kleine Schloß Rosendal, einst Privatbesitz des verstorbenen Königs Karl Johann, liegt noch im Thiergarten. Seine eleganten, schwellend-üppigen Anlagen erinnern an die Vegetation des Südens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Theosophie.

(Beschluß aus Nr. 60.)

Einfacher und faßlicher scheint die Theorie der Kirchenväter erster Jahrhunderte und später, welche zur Vergleichung hier mitgetheilt sei. „Der Teufel hatte durch die Sünde zu welcher er das Menschenpaar verführte ein Recht auf die Menschen erlangt; jemehr aber dies Recht anerkannt wurde, desto mehr Gewicht mußte darauf gelegt werden daß der Teufel nicht anders als nach dem Gesetz der Gerechtigkeit behandelt werde, mithin durften ihm die Menschen, sein Eigenthum, nicht durch einen Act der göttlichen Gewalt und Allmacht entrissen werden. Seine Herrschaft konnte nur solange dauern bis er einen Gerechten tödtete, an welchem er Nichts des Todes würdig finden konnte, was Augustin näher dadurch motivirte: Christus sei nicht blos von der Sünde, sondern auch von der Erbsünde frei gewesen, da er ohne die sinnliche Lust der Zeugung geboren war, durch welche der Teufel die Menschen in seiner Gewalt gefangen hielt. Der Teufel wurde auf dieselbe Weise besiegt wie er die Menschen besiegt hatte, durch Vermittelung des freien Willens, Christus widerstand ihm durch die Kraft seines freien Willens. Hierdurch erhielt der Teufel ein entsprechendes, ja größeres Lösegeld für die Menschen. Die Kirchenlehrer trugen kein Bedenken Dies als einen dem Teufel gespielten Betrug zu bezeichnen. Seine Ueberlistung geschah durch Annahme des Fleisches, damit er nicht durch den Anblick der nackten Gottheit zurückgeschreckt wurde. Die Menschheit Christi wurde zur Lockspeise, wie der Teufel die Menschen durch die Lockspeise der Lust betrogen hatte. Für diesen Zweck mußte der Erlöser als Mensch geboren werden, und von Kindheit bis zum Kreuzestode alle Stufen des menschlichen Daseins durchlaufen, um nicht sogleich als nackter Gott in seiner wahren Gestalt erkannt zu werden. Gregor der Große verglich den Teufel mit dem Leviathan, und ließ ihn als Fisch am Hamen fangen; Petrus Lombardus verwandelte ihn sogar in eine Maus, wofür Christus am Kreuz die Mausfalle stellte."

Etwas Anderes sagt Oetinger: „Der Teufel dachte nicht daß durch materialistische Mittel des Todes Jesu am Kreuz dem Uebel mußte geholfen werden, dazu war er zu dumm, wie Semler'sche Philosophen. Und doch mußten Wasser, Blut und Geist da sein, materialistische Principien, der Materie das Ferment zu benehmen und sie zum Geist wieder bequem zu machen; Blut Jesu ist eine leiblich-geistige Kraft, die Tinctur des Bluts Jesu ist edler als alle feurigen Steine, es ist für die Gläubigen das Höchste, und im Himmel das besondere Werkzeug aller Verherrlichung der Seelen. Blut überhaupt ist bei den Mystikern ein Gegenstand der besondern Betrachtung, wenngleich verschieden gewürdigt." St.-Martin äußert: „Das Blut ist das Grab des Menschen, und er muß davon befreit sein um den ersten Schritt zu thun in der großen Richtung des Lebens. Dies zeigt uns auch daß unter allen Thieren das Lamm mit der Wiedergeburt oder der Befreiung des Menschen die weitesten und zuträglichsten Beziehungen hat, und daß dessen Opfer ihm den meisten Vortheil bringt, indem es ihn durch die geheimen Tugenden des Opfers bestimmt ehrenvoller und sicherer aus seinem eigenen Blut herauszutreten... Das vergossene Blut der Propheten ward das Gemeinopfer der Sühnung, auf welches die Thätigkeit des Geistes in einer schrecklichern und heilsamern Art wirkte als auf das Blut der Thiere... Es bedurfte eines andern Opfers, welches durch die Vereinigung der Eigenschaften früherer Opfer damit den Unterricht durch Vorschrift und Beispiel des wahren Opfers verband welches dem Menschen übrigblieb um vollkommen dem Geiste des Gesetzes zu genügen." Auch Oetinger lehrt: die Opfer des Alten Testaments deuten alle auf Jesu Opfer.

Durch die Auferstehung ist Christus Geist, das Psychische ist ins Pneumatische erhöht, Geist ist etwas Zusammengesetztes aus dem Fleisch und ewigen Wort. Nach Christi Erhöhung ist der Zweck Gottes mit dem Menschen: daß Christus sein Leben sei hienieden und in Ewigkeit. Der Heilige Geist ist näher der Geist oder der pneumatische Leib Christi, durch welchen er auf die Menschheit einwirken und pneumatisches Leben mittheilen kann. Dadurch ist der verklärte und erhöhte Christus Hoherpriester und die Kraft des unauflöslichen Lebens. Der Mensch mit der Erbsünde behaftet, in welchen der Geist nur noch von außen einleuchtet, muß erst ergänzt werden durch den Geist aus dem Wort vom Anfang, und aus dem Fleisch und Blute Jesu, welches viel ein subtileres Wesen ist als alle Monadendichter sich vorstellen. Der neu wiedergeborene Mensch liegt in dem alten und hat himmlisch Fleisch und Blut in sich, und desselben Fleisches Geist ist kein fremder Geist, sondern sein eigener aus dem Innern geboren. Die Rechtfertigung besteht darin daß Demjenigen in welchem der Geist die Oberhand führt die künftige Vollkommenheit, die durch den Heiligen Geist nach und nach in langen Zeiten gewirkt werden soll, schon als gegenwärtige von Gott angerechnet wird. Wir empfangen die Gerechtigkeit Gottes täglich als Bettler, ohne Verdienst. Da der Geist aus dem verklärten Wasser, Blut und Fleisch Jesu stammt, so erhält er durch die Sacramente seine Hauptnahrung.

Der Proceß der Wiedergeburt hat unzählige Abstufungen, in Jedem erweist sich die göttliche Offenbarung, je nachdem sein seelisches Leben construirt ist; kein Heiliger hat eine Offenbarung wie der Andere. Philosophische Zergliederung ist wie ein Maulwurf. Deutliche Begriffe haben ist gut, aber der Vorwand deutlicher Begriffe für sich allein ist ein Hinderniß der Weisheit; die philosophische Aufsteigung ins Allgemeine reicht nie soweit als der Männer Gottes erhabenes geistliches Gesicht; die erste Kirche hatte viel vor uns voraus in Ansehung ihrer Lauterkeit und Reinheit. Das Wort Gottes ist das Mittel wodurch das natürliche Leben in das geistliche erhoben wird, man muß davon essen und trinken. Erkenntniß wirkt geistliches Leben und geistlichen Wandel, vertreibt Sünde und blinde Lust. Die Sacramente kommen hinzu; denn die Fülle der Gottheit theilt sich mit im Wasser, Blut und Geist, in Taufe und Abendmahl. Der Zweck der Sacramente ist geistliche Leiblichkeit, die ersten Christen genossen das Abendmahl als Arznei der Unsterblichkeit; es bildet sich nach und nach im Wiedergeborenen, in dem natürlichen Leibe ein zarter geistlicher Leib, siderisch, ätherisch unverweslich, den wir nicht sehen können. Die Seele als ein Mittleres zwischen dem Einfachen und Zusammengesetzten, im ewigen Werden ihrer Gestalt, ist göttlichen Geschlechts, dauert fort nach dem Tode; aber nur der Geist einer wiedergeborenen Seele ist das ewige Leben der Seele, die natürliche Unsterblichkeit ist für keine zu rechnen gegen diese.

Auf demselben Wege auf dem Christus von der Natur sich in den Geist erhoben muß die Gemeinde vom natürlichen Leben losgemacht und seiner göttlichen, geistig-leiblichen Herrlichkeit theilhaftig werden; sie ist der Leib Christi in höherer Potenz, Gott will alle Gläubige als Ein Mann in Christo angesehen haben. Das Leben Gottes und Christi entfaltet sich in den verschiedensten Charismen, die Gemeinde ist im Kampf mit der Welt und ihrem Fürsten, für Christum ist sie ein Werkzeug zur Ueberwindung der Welt, ein Heer das er wider

den Teufel in Kampf führt. Dies ist Christi königliches Amt und er dadurch Zurechtsteller der Natur.

In den letzten Dingen wird uns die unsichtbare Welt vorgestellt, nicht geistlich, sondern leiblich: das auswendige hinein, das innere Leben herausgekehrt; die Offenbarung Johannis thut es, mehr als jemals durch Bengel entdeckt. Einem Swedenborg ist vom Herrn aufgethan zu sehen und zu hören was wir nicht sehen oder hören. Der Zustand nach dem Tode ist zwar außer dem Leibe, aber alle Gliedmaßen des Leibes haben in der Seele ihre Bildung hinterlassen, und es gibt nach dem Tode mancherlei Schulen, Stufen der Seligkeit. Erste Auferstehung ist die der Seligen, bei Manchen ist die Auferstehung schon eingetreten sobald ihr geistlicher Naturorganismus vollendet ist. Die Kirchengeschichte ist eine Erfüllung der Apokalypse. Es kommt die goldene Zeit mit der Majestät des Königs Jesu Christi, er wird wahrscheinlich die ganze Regierung wie David einrichten auf dem Berge Zion, das Land ist das Gelobte Land, die Israeliten erhalten dessen Theile und Christen die sich zu ihm schlagen mit ihnen, Residenz ist Jerusalem. Von da aus wird die ganze Erde regiert, alle Völker sind Unterthanen der Israeliten, Priesterthum und Königthum werden in voller Harmonie sein. Jeder wird Rechte, Medicin, Theologie in der simpelsten Grundweisheit verstehen, diese drei Wissenschaften werden nur Eine sein, und dann auch das Blut Jesu in seinem tiefen Sinne erst erkannt werden. Wider die Antichristen kommt eine erschreckliche Ausführung der Gerichte, zugleich eine Veränderung der Natur, Versetzung der Pole, große Erdbeben, Austrocknung der Flüsse, Ebenmachung der Berge u. s. w., aber allgemeine Glückseligkeit. Dann erhebt sich noch kurze Zeit eine feindliche Macht bis das Jüngste Gericht eintritt und die Natur wieder in ihre ursprünglichen Theile aufgelöst wird, dieser Gerichtstag ist ein großer Tag der chemiae universalis. Es findet allgemeine Auferstehung statt, eine Wiederbelebung des verwesten Körpers durch die dem geistlichen Leibe inwohnende Lebenskraft Christi. Zur Auferstehung des Lebens gelangen die Gläubigen, die lebende Generation wird verwandelt, die Ungläubigen verzehrt das Feuer. Inzwischen ist das Jüngste Gericht nur der Anfang des ewigen Gerichts, dessen Entwickelung im neuen Himmel mit der neuen Erde und in dem Feuersee oder der Hölle, dem andern Tode, sich vollzieht. Auf der neuen Erde entsteht das neue Jerusalem, liegt viereckig, ist größer als die Stadt bei Ezechiel, wird von vollendeten Heiligen, den Königen und Priestern bewohnt, welche von dort aus die neue Erde regieren, Rebellen müssen in der Hölle oder im Feuersee büßen, ihre Seelen haben ihren eigenen unzerstörbaren Leib, aber ohne das lebende Salz; die Strafen haben unzählige Grade: Kälte, Hitze, Finsterniß. Doch muß der Herr welcher der Geist ist, wenn auch auf noch so langsame Weise, die endliche Vergeistigung alles Natürlichen bewirken, und Dies ist die Wiederbringung aller Dinge.

Ein Theosoph unserer Zeit, Professor Rothe, hat die Theosophie Oetinger's mit einem Vorwort begleitet und urtheilt: Oetinger verkündigt eine neue Theologie, aber kann sie nur erst weissagen, er dringt auf massive Begriffe, und weil Realismus dem Christenthum angeboren ist, schreckt er nicht zurück vor einer leibhaften Geisterwelt und reeller Berührung des Menschen mit ihr. Seine Lehre ist nicht fertig, es fehlt seinen Begriffen Klarheit und Deutlichkeit, der kirchliche Lehrbegriff hat ihn in seiner theologischen Bewegung beengt. Er wollte aus den Schachten der Bibel tieferliegende Gedanken hervorholen, und wußte nicht daß er ein speculatives Wissen bedürfe, und was Speculation sei und nicht sei. Durch bloße Auslegung lassen sich die Schätze der Heiligen Schrift nicht ans Licht ziehen, Dies geschieht durch eine tüchtige, vor keiner Consequenz erbebende theologische Speculation, sie allein kann wirklich neue, wirkliche Begriffe erzeugen. Oetinger wandte sich an die Theosophen, welche die Welt aus der Idee Gottes heraus eigentlich denkend erkennen wollten, kam auf Emanation, die von oben anhebt, statt von unten her, combinirte, conternirte und conquaternirte, konnte dann scheinbar seine theosophischen Ideen aus der Schrift ableiten, aber Keinem überzeugend beweisen daß sie wirklich darin enthalten sind; er ist wissenschaftlich groß durch Das was er gewollt, nicht durch Das was er geleistet; der realistische Begriff des Geistes ist für ihn nur erst Aufgabe, nicht Resultat. Die neue Philosophie, worauf wir harren, wird wesentlich Naturphilosophie sein, und dadurch wird eine Besiegung des idealistischen Spiritualismus durch einen realistischen eintreten.

Warten wir auf Erfüllung dieser Verheißung! 23.

Literarische Miscellen.

Wissenschaftlicher Despotismus.

Wir lesen in dem Buche des Römers Suetonius „De illustribus grammaticis" (cap. XXII) vom Kaiser Tiberius, daß derselbe sich anmaßen wollen unlateinischen Worten gleichsam das Bürgerrecht zu verleihen. Etwas Aehnliches wird vom deutschen Kaiser Sigismund erzählt, welcher, als am 5. November 1414 zur Befreiung der Kirche von dem bisherigen Schisma das Concilium zu Kostnitz feierlich eröffnet wurde, seine Zuhörer mit folgenden Worten ermahnte: „Date operam, ut illa nefanda schisma eradicetur." Der Cardinal Placentius, welcher dem Kaiser zur Seite saß, sagte hierauf zu ihm: „Domine, ista tua locutio est parum grammatica, cum schisma sit generis neutrius." Allein der Kaiser, über diese Erinnerung erzürnt, erwiderte dem Placentius: „Domine, ista tua locutio est parum ethica." Hiermit war jedoch diese grammatische Fehde noch nicht abgethan, sondern der Kaiser fragte: „Wer sagt's daß man also reden müsse?" Und als der Cardinal verschiedene Grammatikos benannte, fragte er wiederum: wer denn diese wären? Als die Antwort fiel: es wären sprachkundige gelehrte Männer, erwiderte der Kaiser und sprach: „So bin ich ein Kaiser und höher denn diese, kann also wol eine andere Grammatik machen. Denn bin ich ein Herr der Rechte, Länder und Leute, so bin ich vielmehr ein Herr der Worte." Aehnliches geschieht auch noch im 19. Jahrhundert, und noch im vorigen Jahre haben wir lesen müssen daß einem Gymnasiallehrer in einem kleinen Staate Deutschlands, der in seiner Schule die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzuführen versucht, geradezu verboten worden ist ex officio sich dieser Aussprache zu bedienen. Nichts Neues unter der Sonne!

Volkssage im heutigen Rom von der Tarpeja.

Das Andenken an die Schuld der schönen Römerin Tarpeja — welche einst im Kampfe des Romulus gegen die Sabiner den Feinden den Eingang in die ihrem Vater zur Bewachung anvertraute Burg der jungen Stadt öffnete, indem sie sich von dem Glanze der goldenen Spangen blenden ließ die die Sabiner am Arme trugen, und um solchen Preis eine Pforte der Burg öffnete, später aber, erdrückt von der Last des auf sie geschleuderten Schmucks ihr Verbrechen mit dem Tode büßte — lebt noch in Rom in einer Volkssage fort. Mädchen aus den dem Felsen der Tarpeja nahen Häusern des Pallazzaccio genannten Trümmergewirrs, welches die dem Forum zugewandte Seite des Tarpejischen Felsens bedeckt, erzählten Niebuhr vor ungefähr 30 Jahren Folgendes: „Tief im Berge sitze verzaubert la bella Tarpeja, mit Gold und Geschmeide bedeckt. Wer zu ihr zu kommen suche Der finde den Weg nimmer. Ein einziges mal habe der Bruder der Einen sie gesehen." Die Bewohner dieser Gegend, fügt Niebuhr hinzu, sind Schmiede und Bauernwirthe, ohne einen Anflug von jener scheinbar lebendigen Kenntniß des Alterthums, die aus den trübsten Quellen trivialer Bücher an andere Classen gekommen ist. Durch wahre mündliche Ueberlieferung ist Tarpeja ebenso wie die Nymphe Egeria seit drittehalbtausend Jahren in dem Munde des Volks geblieben welches die Namen von Clölia und Cornelia seit vielen Jahrhunderten nicht mehr kennt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 62. — 13. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Ein Abend, den der Verfasser in dem sogenannten Neuen Theater — da die königlichen Schauspiele wegen der Landestrauer geschlossen waren — zubrachte, wo man eben zwei fade Uebersetzungen aus der pariser Komödienfabrik zur Schau stellte, führt ihn auf das schwedische Nationaldrama und dessen Entwickelung. Es ist eine vollständige, möglichst gedrängte, für sein Buch aber doch sehr umfangreiche Geschichte des schwedischen Dramas die uns der Verfasser hier bietet, und in welcher in der That von den Mysterien an, die auch in Schweden als die Incunabeln der dramatischen Poesie zu betrachten sind, bis auf die neueste Zeit herab, keine wesentliche Erscheinung übergangen ist. Wiewol dieser Darstellung zunächst Lenström's „Geschichte der schwedischen Poesie" als Leitfaden gedient hat, so finden sich doch in ihr so helle, tiefe, selbständige Blicke in Dichterwerke und Dichternaturen, ein so liebevolles Erwärmen an einzelnen vom wahren Genius durchglühten Erscheigen, daß es mir leid thut dem Verfasser nicht weiter hinein in seine Deutungen folgen zu können als es eben nur in den nachstehenden Glossen geschieht.

Zuvörderst erfreut — bei der mehr religiösen als politischen Antipathie die unser Tourist gegen diesen Monarchen hegt — die Anerkennung die er den Dramen Gustav's III. zollt. Es ist aber damit nicht genug. Gustav war ein wirkliches Talent; daß er meist nur entworfen, ist eben davon der schlagendste Beweis. Daß er gerade in Kellgrén den Mann suchte seine Entwürfe auszuarbeiten, beweist seinen poetischen Takt; denn Kellgrén war nicht blos eine geschickte Natur, sondern ein Mensch von tiefer Empfindung, wie alle bedeutenden schwedischen Dichter ohne Ausnahme. Kellgrén, Hallman, Atterbom, Stagnelius, Franzén, wie verschieden ihr dichterisches Wesen sonst, dies Eine haben sie miteinander gemein. Wie hoch Kellgrén im Satirischen steht, übersieht der Verfasser ganz. Er nennt seine lyrischen Dramen: Opern, als ob er es mit einem Metastasio zu thun hätte, den er doch in sechs Worten so vernichtend charakterisirt.

Leopold, geb. 1756, gest. 1829, ist weder „Gustavianer" gewesen noch hat er selbständig französirt, sondern er hat stets nach den schwachen englischen Verstandesmustern hinübergeäugelt und dadurch sich sein schönes Talent verdorben.

Ueber Bellman, den Clarus so tief und schön charakterisirt, habe ich oben schon gesprochen. Hallman faßt der Verfasser vortrefflich auf. Kexell, Hallman, Bellman, Das ist die große dionysos-erfüllte poetische Trinität Schwedens, deren Spitze Bellman ist. Diese Dichter führten ein poetisches Vagabundenleben, aber ein adeliges; denn während sie rücksichtslos, schrankenlos ihren Eingebungen folgten, wurden sie geliebt, geehrt, ausgezeichnet von ihrem König, von der ganzen Welt. Sie konnten nie und nimmer in die Gemeinheit versinken.

Eine poetische Originalfigur ist der Schiffspriester Johann Wallenberg (von 1732—1800), dessen barockster Zug sein unendlicher Shakspeare-Haß ist. „Hamlet", sagt er, „ist ein altmodischer Slentrian welcher alle bonsens in Aufruhr bringt." Der gute Schiffspriester hatte eine Reise nach China gemacht; daher wol das Chinesische in seiner Poetik. Es gibt heutzutage auch noch solche Schiffspriester.

Den Wendepunkt den die sogenannte romantische Schule für die schwedische Poesie herbeiführte faßt unser Verfasser viel zu äußerlich. Dieser Umschwung war beiweitem mehr als eine Geschmacksrevolution, wennschon es wahr sein mag daß seine Ergebnisse sich bisjetzt im Dramatischen am wenigsten bemerkbar gemacht haben.

Des frühverstorbenen (er war erst 30 Jahre) Stagnelius, unbestritten Schwedens genialster Lyriker, dramatische Legende „Die Märtyrer" ist von dem Verfasser gut, wiewol im Geiste jener katholisirenden Weltanschauung charakterisirt, die ich bereits oben als seine hervorstechende Eigenthümlichkeit bezeichnet habe. Es würde bei dieser abstract-religiösen Auffassung der „Märtyrer" deren Vergleichung mit einem tiefsüdlichen Dichterwerk, dem „Wunderthätigen Magus" Calderon's, ebenso interessant gewesen sein als sie naheliegt. Stagnelius liegt begraben auf dem Kirchhof der Magdalenenkirche, und auch seinem Hügel fehlt nicht der ehrende Grabstein.

Interessanter als dem Politiker der kurze unerquickliche Besuch des Verfassers im Ständehause, wird für

den Gastronomen das von ihm eingenommene Diner in der Stora sällskapet sein. Diese Gesellschaft, nur aus Kaufleuten, Offizieren und Beamten bestehend, zählt mehre Tausend Mitglieder. Mittels einer Karte, für welche er anderthalb Thlr. Bco. entrichten mußte, gelangte der Verfasser in die Speiseräume, wo eine Unmasse von Bedienten (uppassare) bereits mit Serviren beschäftigt waren.

Ich machte eine Rundwandelung durch die Speisesäle, welche mit einer Unzahl runder und viereckiger Tische angefüllt waren zu 6—8 Couverts. Eine elegante Speisekarte, über welcher ein von Blumen schwellendes Füllhorn, das sich in einen Schweinskopf endigte, in Kupfer gestochen prangte und worin der Name des uppassare angegeben, ward uns vom Letztern dargereicht, nachdem wir es abgelehnt am brännvinsbordet theilzunehmen. Die Auswahl ward schwer. Denn wir verstanden von den Namen der schönen Gerichte die wenigsten: von der soppor foderten wir soupe à la reine, welche à Portion 12 Schill. ryksgeld (2 Sgr. 11 Pf.) kostete, aber sehr gut zubereitet war. Unter den förrätter wählten wir inlagd strömling, eine Art gesalzenen Fisches, auch für 12 Schill. Was stufvad aborre (geschmorter Barsch) für ein Fisch sein möchte, wußten wir auch nachdem wir denselben genossen noch nicht, und haben es erst hinterher aus dem Lexikon entnommen. Der grön sallade, den wir zum Braten nahmen, ist eine mir unbekannte Sorte. Es wird damit sehr gegeizt. Andere Salate welche in der Karte standen waren ätticks gurkor (Essiggurken), sylt lök (eingemachte Zwiebeln), lingon (Heidelbeeren), rödbettor (rothe Rüben). Von den Vorgerichten muß ich Ihnen noch nennen: lybsk skinka (lübecker Schinken), gasbröst (Gänsebrust), inlagd ål (eingelegter Aal), inlagd gris (eingelegtes Spanferkel), höns sallade (Hühnersalat), auch erdskockar (Artischocken) gab es. Als Dessert ließen wir uns natürlich die hier so beliebten smultron med grädde (Erdbeeren mit Sahne) reichen. Mit dicker Sahne werden hier auch jordgubbar (eine Art sehr großer Erdbeeren, Ananaserdbeeren), körsbär (Kirschen), moreller, klarbär (eine mir unbekannte Frucht), und vinbär (Weinbeeren) angerichtet. Das ist schwedischer Geschmack.

Man sieht hieraus daß in der Stora sälskapet nicht eben Noth gelitten wird.

Wir kommen jetzt zu einem der reichsten und anziehenden Abschnitte unsers Werks, womit sich dessen erster Theil schließt und womit denn auch symmetrisch dieser erste berichtende Artikel geschlossen sei: zu dem Aufenthalt des Verfassers in Upsala.

Herrlich-leuchtend ist der Morgen an welchem der Resekarl (Reiselohndiener) zum Aufbruch treibt, und nicht lange währt es, so braust der Upland von 32 Pferdekraft, den Bord überfüllt mit Passagieren, in den Mälar hinaus. Allmälig schwindet das herrliche Amphitheater Stockholms hinter den dazwischentretenden Felsen; Drottningholm vorüber erscheint in der Ferne das Schloß Gripsholm, in welchem einst den gefangenen Gustav IV. und sein ganzes Hofgesinde jener nächtliche Spuk so grausam ängstete den der Verfasser (I, 335) näher schildert. Hinter der Insel Swartsjö öffnet sich ein breites Fahrwasser; ein weiter Archipel thut sich auf; wieder enger wird die See, das uralte Sigtuna erscheint, die Residenz des sagenhaften Odin, jetzt ein ärmliches Dörfchen. Reizend ist die Partie am Flottsund, wo der Fyris sich in den Mälar ergießt, der gefeierte Strom der schwedischen Dichter. Ein lieblicher Punkt ist auch der Liljekonvaljiholmen (die Maiblümcheninsel). Nun wird schon die Kirche von Alt-Upsala sichtbar, grau, thurmlos; neben ihr ragen die gewaltigen Königsgräber. Endlich kommen hinter dem Walde das alte Wasa-Schloß auf seinem Berge und an dessen Fuße der ehrwürdige Dom zum Vorschein, der schönste und erhabenste der von schwedischen Händen gemauert ward. Häuserchen, durch Gärten und Baumgruppen getrennt, ziehen sich am Ufer hin. Die ganze Avenue von Upsala macht einen durchaus idyllischen Eindruck. „Aus einer Studentenkneipe in der Nähe schallt Gesang und fröhlicher Discours mit obligatem Gelächter." Wir sind in Upsala. Im Gasthause des Herrn Feldin findet unser Tourist eine gar anmuthige, comfortable Wohnung, am Fuß des Schloß- und Bibliothekbergs gelegen, mit Aussicht auf beide. Der Verfasser schreibt an seine Freundin:

Erwarten Sie kein Panorama von üppiger Naturschönheit oder malerischer überraschender Scenerie. Eine kleine Stadt liegt zu unsern Füßen in einer flachen weitgestreckten Ebene, wo noch unabgebrachte Saaten auf den Feldern wogen. Grüne Baumalleen durchziehen das Städtchen. Daß dieses Häuflein Gebäude eine ehemalige königliche Residenz und Krönungsstadt bildet, ist von hier oben nicht zu errathen, nicht einmal daß sie den zweiten Rang unter Schwedens Städten einnimmt. Nicht das leibliche, sondern des Gedankens Auge müssen wir aufschlagen, wenn wir sehen wollen was Upsala ist und gilt. Für Könige hat es allerdings aufgehört eine Residenz zu sein; aber für die Musen ist es eine geblieben. Hat die Herrscherkrone sich der Stadt entzogen, so blieben ihr doch die Kronen von Lorber, womit sie die jungen Kämpfer für das Licht der Wahrheit und Wissenschaft schmückt. Upsala ist die Herzkammer der schwedischen Cultur geblieben....

Der Hauptgegenstand der hier zuerst die Aufmerksamkeit unsers Reisenden fesselte mußte natürlich der prächtige Dom sein. Nicht sowol prächtig als majestätisch, heilige Ehrfurcht gebietend. Leider ist diesem uralten Dom, dessen Ansicht bei Mondscheinbeleuchtung wahrhaft entzückend sein soll, großer Eintrag geschehen durch den Brand im Jahre 1802. Damals verlor er seine drei hohen, schlanken, spitzigen Thürme und den Wald von kleinern Spitzen der, im echten Ausdruck echtgothischer Symbolik, gleich gottgeweihten Lanzen himmelaufstrebte. In dem Gemäuer des Heiligthums haben Scharen von Dohlen ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Wann aber um die Adventzeit des Frühlings der Thurmfalke erscheint, dann flüchten sich die schwarzen Scharen, jedoch nur auf eine Weile. Der Thurmfalke auf dem Dom von Upsala ist hier jedesmal der untrügliche Verkünder und Vorbote des Frühlings.

Hat man erst seinen durchdringenden Schrei vernommen und seine pfeilschnellen Kreise gesehen, so gibt man sich der zuverlässigen Gewißheit hin daß des Winters Gewalt gebrochen ist, mag auch noch soviel Schnee liegen. Man glaubt sogleich die Zunahme der Tageslänge zu spüren, findet den Himmel blauer, die Menschen vortrefflicher. Der Studentengesang beginnt sich von seiner Winterbetäubung zu erholen. Täglich steht man voll Erwartung daß das Eis nun bersten werde am Fyris. Auf diesen Moment und das Schauspiel des Eisgangs ist man überaus erpicht. Das Hintreiben der Eismassen, welche

häufig Ueberreste zerstörter Bauwerke vorsichhintreiben, soll majestätisch sein. Diese Beschädigungen kümmern den muntern Studio nicht. In seinem Herzen jubelt es nur Frühlingsahnungen, denn nun beginnt bald die Dampfschiffahrt und die Idyllen und Dithyramben von Eklundshof nehmen wieder ihren Anfang. Sonne und Blumen werden bald ihre Herrschaft wieder antreten. Der Frühling ist jedenfalls im Anzuge, der heimgekehrte Südlandspilger, der Thurmfalke, hat einmal seinen Sitz am Thurme wiedereingenommen und die liebliche Botschaft verkündigt.

(Der Beschluß folgt.)

Schiller an Göckingk.

Aus den Briefen Schiller's an den Freiherrn von Dalberg, aus Hoffmeister's Biographie Schiller's und aus Boas' „Nachträgen" zu den Werken desselben ist bekannt daß Schiller im Jahr 1784 den Plan zu einer dramaturgischen Monatsschrift entwarf, die aber nicht zustandekam. Um dieselbe Zeit war Göckingk bemüht für das von ihm gegründete „Journal von und für Deutschland" Mitarbeiter zu gewinnen. Die beiden in Beziehung auf diese Journale von Schiller an Göckingk gerichteten, bisjetzt noch ungedruckten Briefe werden hoffentlich den Lesern d. Bl. nicht unwillkommen sein.

Manheim, den 23. August 1784.

Längst schon war es mein Wunsch mit einem Manne den ich so vorzüglich schätze und liebe in einige Verbindung zu kommen, und auch die geringste Veranlassung dazu ist mir wichtig genug. Zwar ist es ungewiß ob ich Ihnen mit meiner Freundschaft etwas Bedeutendes anbiete; aber ich wünschte daß Sie Gebrauch davon machen und mich in den Fall setzen möchten Ihnen Dienste zu thun. Ihr fürtreffliches Unternehmen, das „Journal für Deutschland", hatte schon bei der ersten Ankündigung meinen ganzen Beifall, und eben darum möchte ich mir wenn es möglich ist ein kleines Verdienst um dasselbe erwerben. Lassen Sie mich also, wenn Sie meinen daß Dies der Fall werden könnte, mit Gelegenheit wissen wo und wie ich Ihnen am brauchbarsten sein kann, und verlassen Sie sich auf meinen thätigsten Antheil. Wahrscheinlich haben Sie in Manheim Ihren Correspondenten schon; doch könnte es leicht sein daß dieser oder jener Artikel von einem Andern vollständiger und richtiger angegeben würde.

Ich habe einige Kleinigkeiten beigeschlossen die ich in dem nächsten Hefte abgedruckt wünschte. Da sie wenig Platz wegnehmen, so schadet es meiner Meinung nach Nichts wenn sie auch für das ganze Deutschland nicht interessant sind. Für die Lage einiger meiner Freunde sind sie es destomehr.

Wollen Sie die Güte haben mich Ihrem würdigen Freunde, dem Herrn von Wurmb, zu empfehlen?

Mit vorzüglicher Achtung Ihr ergebener

F. Schiller.

Beigelegt ist diesem Briefe ein kurzer Bericht über die dem Schauspieler Beck von der Deutschen gelehrten Gesellschaft zu Manheim zuerkannte Preismedaille, die von Hrn. von Dalberg auf die beste Beantwortung dramaturgischer Fragen gesetzt war. Er wird in dem Göckingk'schen Journale abgedruckt sein; so auch der folgende Artikel, der indeß interessant genug ist um nach fast 70 Jahren noch einmal abgedruckt zu werden.

Manheim. Am 19. des Augusts ist auf der Nationalschaubühne dargestellt worden „König Lear" von Shakspeare, nach der Schröder'schen Veränderung. Dieses Stück blieb mehre Jahre liegen, weil es keiner der hiesigen Schauspieler wagte den Lear zu spielen, nachdem Hr. Schröder das Aeußerste in dieser Rolle erreicht, und durch sein großes meisterhaftes Spiel das ganze Publicum gegen mindere Kunst verwöhnt hatte. Hr. Iffland mußte zuletzt dem Verlangen des Publicums nachgeben, und erschien in dieser Rolle mit soviel Glanz und Vollkommenheit daß eben die Zuschauer denen noch das lebhafte Bild der Schröder'schen Darstellung vorschwebte die ersten und feuerigsten seiner Bewunderer waren. Unstreitig weicht dieser große Künstler keinem einzigen Deutschlands. Sein Spiel ist geistvoll und wahr, nicht bloße Arbeit der Lunge und Gurgel, womit unsere Theaterhelden gewöhnlich dem Publicum Furcht und Erstaunen, wie Straßenräuber dem Reisenden das Geld mit gespannter Pistole, abtrotzen. Sein Fach ist das ganze Gebiet aller zärtlichen und feinen Empfindungen, des feierlichen Ernstes wie des satirischen Spottes. Seine Darstellung ist ganz, keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutendsten Muskels straft die andern Lügen. Sprache und Mienenspiel vereinigen sich bei ihm die gewagteste Täuschung hervorzubringen; Nichts erinnert uns daß dieser Lear der Franz Moor sei den wir zwei Monate vorher mit schaudernder Bewunderung anstarrten. Zuverlässig hängt es nur von ihm selbst ab worin er groß sein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem britischen Publicum um den Geist des unerreichten Garrick zurückzurufen.

Manheim, den 16. November 1784.

Schütteln Sie den Kopf nicht, mein Werthester, wenn Sie mich unversehens als Journalisten erblicken, und mir auf einer Straße begegnen wo Sie selbst so vollkommen zu Hause sind und alle Gänge und Schliche kennen. Lassen Sie mich armen Wandersmann immer in Frieden dahinziehen; ich trage ja nur die Packete nach die Ihr reichbeladener Frachtwagen fallen ließ. Stören Sie mein bischen Verdienst nicht. Es wird mir sauer genug werden.

Im Ernst, bester Freund, meine gegenwärtige müssige und unabhängige Situation, verbunden mit den Aufmunterungen, einheimischen und fremden, welche noch immer ein Theaterjournal vermissen, haben mich in Versuchung geführt mit einem Avertissement bei dem Publicum anzupochen: ob es mich für den Mann hält ihm eins zu liefern. Es kann möglich sein daß ich meine Verheißungen halte sobald das Publicum mein Gesuch unterstützen will; und Das muß jetzt die Unterzeichnung entscheiden. Ich will offenherzig gegen Sie sein. Ich glaube daß mein Journal in dem Fache worin es eigentlich besteht Aufmerksamkeit verdienen wird. Sie können sich vielleicht den besten Begriff davon machen wenn ich Ihnen sage daß es nach dem Muster des „Philosophen für die Welt" (ungefähr, nicht ganz) wird zugeschnitten werden. Die Welt malt sich in jedem Gehirn anders; auch in dem meinigen, und so werden meine Zeichnungen neu sein.

Da Sie ohnehin die Theaterrubrik in dem Ihrigen leer lassen, da die „Berliner Theaterzeitung" sinkt, und andere Broschüren dieser Art Nichts taugen, so sind wenigstens von dieser Seite meine Aspecten gut. Uebrigens wird der eigentliche Werth meines Museums auf etwas Wichtigerm beruhen, und der Fall kann kommen daß ich Wirkungen erreicht die über den Kitzel der Neugier oder eines flatternden Witzes erhaben sind. Die ersten Hefte, solange bis ich mich mit guten Mitarbeitern vereinigt habe, enthalten mehrentheils meine Arbeiten, die Empfindungen eines vollen Herzens, und einige wichtige Bemerkungen aus meinen bisherigen Cirkeln.

Ja, werthester Freund, und da wollte ich Sie denn bitten zu Ausbietung dieser Blätter und Aufnahme des Journals Ihr Scherflein beizutragen. Lassen Sie mir einige Erfahrungen in der Sache zukommen die Sie vielleicht mit Schaden gemacht haben, und, warum ich Sie vorzüglich ersuchen wollte, rücken Sie die Ankündigung (nach Ihrem Gutdünken abgekürzt) in Ihrem Journal ein; aber wenn es möglich ist schon im nächsten Hefte. Uebrigens weiß ich gewiß daß Ihre Empfehlungen die Unterzeichnung befördern werden.

Ich unterschreibe mich mit unveränderlicher Freundschaft Ihren ergebensten F. Schiller.

P. S. Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen Nichts von Erheblichkeit mittheilen. Eine erbärmliche Theaterbalgerei, die

jedoch das ganze hiesige Publicum in Alarm brachte, ist das Merkwürdigste. Madame Wallenstein (vielleicht kennen Sie sie) mußte schnell vom Theater weichen. Wir verloren eine Here um einer — — platzzumachen.*) 40.

Ein Roman und eine Frage.

Kann eine Geschichte Anspruch auf Wahrheit haben die folgendermaßen anfängt:

Mildred Effingham und Lord Alresford sind durch Familienvertrag verlobt. Sie lebt in England; er reist auf dem Continente, und schreibt ihr so unzärtliche, dictatorische Briefe daß ihr Stolz sich dagegen auflehnt. Er ist zu sehr von sich eingenommen, denkt Mildred, und meint er hat mich schon. Nebenbei denkt sie nicht, sondern fühlt daß sie den liebenswürdigen Oberst Sutherland unsterblich liebt, und ist von Nichts fester überzeugt als daß er ihre Liebe erwidert. Indessen mag sie aus Familienrücksichten mit Alresford nicht brechen. Er erscheint sie zum Altar zu führen. Sie empfängt ihn mit studirter Kälte, coquettirt gleichzeitig trotz ernsten Abrathens offen und traulich mit dem Obersten und begibt sich ein paar Tage darauf trotz der Unzufriedenheit des Verdacht schöpfenden Lords bei „schandbarem" Wetter zu einem Pic-nic — weshalb? Lediglich um dem Obersten auf den Zahn zu fühlen, ob er sie haben will oder nicht. Der Oberst möchte wol, aber kann nicht, und zwar weil er sich einige Tage vorher mit einer Andern verlobt hat. Nun geht Mildred nach Hause, sucht ihren Verlobten auf, findet ihn in sehr schlechter Laune, bekennt daß sie Etwas wie Neigung zum Obersten Sutherland empfunden, daß sie ihn aber aufgegeben, nicht haben möge, den Kampf siegreich durchgekämpft, dafür jedoch die Trauung so schnell als möglich vollzogen wünsche. Der Tag wird bestimmt, die Trauung erfolgt, und Mildred ist Lady Alresford, die Gemahlin eines stolzen, edeln, schüchternen, empfindlichen Mannes, der von weiblichem Zartsinne und ehelichem Vertrauen die höchsten Begriffe hegt.

Kann eine Geschichte die so anfängt Anspruch auf Wahrheit haben? Einstimmiges Nein. Dies ist also der Anfang des Romans „Pique, a novel" (3 Bde., London 1851), und Das der Wunder größtes daß einmal über sothanen Stein des Anstoßes hinweg der Leser von Capitel zu Capitel sich „piquirt" fühlt den Roman zu Ende zu lesen. Wer der Verfasser und ob das Buch eine erste Sünde, ein zweiter Versuch oder eine dritte Unterhaltung ist — nescimus. 5.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1850. 15. Jahrgang. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. Sondershausen, Eupel. 1850. 8. 1 Thlr.

Chownitz, J., Handbuch zur Kenntniß Ungarns, ferner: Siebenbürgens, der serbischen Woiwodschaft, des Temescher Banates, Slavoniens, Croatiens, der k. k. Militairgrenze und des ungarischen Litorales, in historisch-geographisch-statistischer, in topographischer, ökonomischer, industrieller und commercieller Beziehung, insbesondere mit einer erschöpfenden Darstellung der ganzen Auswanderungsangelegenheit, und für Auswanderer nach jenen Ländern speziell eingerichtet und verfaßt. Mit 1 Charte. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen aus Paris. 1817—1818. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ernst, Justus, Der Ministercongreß. Drama in einem Act. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Förster, E., Johann Georg Müller ein Dichter- und Künstlerleben. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Russisches Leben und Dichten. Leipzig, Biedermann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maurer, G., Anthroposophie oder Menschenweisheit. Ein Beitrag zur Lösung der politischen, sozialen, religiösen und pädagogischen Fragen aller Zeiten. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 12. 1 Thlr.

Rüstow, W., Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution. 2te neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Zürich, Kiesling. 8. 24 Ngr.

Sanz, L., Die Schullehrertochter. Eine Geschichte aus der deutschen Revolutionszeit. Berlin, Brandis. Gr. 16. 10 Ngr.

Schilling, G., Lehrbuch der Psychologie. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Soltau, F., Neueste Zustände und Ereignisse in Mecklenburg. Politisch-ökonomisch und social-geschichtlich nach den authentischen Quellen bearbeitet und dargestellt. 1ster Theil: Die Zeit der revolutionären Bewegung und ihre Vorgeschichte, 1843—1850. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 25 Ngr.

Streckfuß, A., Die große französische Revolution und die Schreckensherrschaft. Dem Volke erzählt. 1ster Theil: Ludwig XVI. 1—3. Lieferung. Berlin. 8. à $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Vehse, E., Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 1ster und 2ter Band: 1ste Abtheilung: Preußen. 1ster und 2ter Theil. — A. u. d. T.: Geschichte des preußischen Hofs und Adels und der preußischen Diplomatie. 1ster und 2ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. à 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Weiss, S., Memoiren zum neuen politischen Deutschland. Staatsrechtlich und populär. „Staatswissenschaft und Politik I." Wien, Schaumburg u. Comp. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Weinschwelg. Ein humoristisches Gedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen des 13. Jahrhunderts übertragen von S. Berlit. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Dümichen, F., Die Entstehung und Fortentwickelung der evangelischen Kirche nach ihren drei Bestandtheilen, wie selbige sich, namentlich in Preußen, seit der entstandenen kirchenregimentlichen Union gestalten, nebst Mittheilung über die separirten Lutheraner, Deutschkatholiken, freien Gemeinden, Baptisten, Irwingianer, confessionslosen Unionisten und deren Bestrebungen. Ein Beitrag zur Orientirung und Belehrung bei der bevorstehenden kirchlichen Organisation und Kirchengemeinde-Ordnung. Glogau, Flemming. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Flucht der 10 Tscherkessen oder der Kampf zwischen Tscherkessen und preußischen Truppen in Inowraclaw am 1. u. 2. Oktbr. 1850. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Major, C., Festrede gehalten am 18. Januar 1851, zur Feier des Krönungs-Festes. Halberstadt, Helm. Gr. 8. 2 Ngr.

Palmié, R., Preußens Königthum. Predigt gehalten den 18. Januar 1851, am 150jährigen preußischen Krönungs- und Ordensfeste zu Stettin. Stettin, Weiß. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Preußen und der Bund. Privatbrief eines deutschen Staatsmannes an einen preußischen Freund. Bückeburg, Wolper. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Springer, A. H., Oestreich, Preußen und Deutschland. Mit einem Sendschreiben an den Grafen L. Ficquelmont. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Von der Person des Königs in der repräsentativen Monarchie Preußen. Von K... L...... Berlin, Brandis. Gr. 8. 5 Ngr.

*) Siehe Boas, „Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken", II, 56 fg. Ueber die im ersten Briefe erwähnte Preisfrage ebendaselbst, S. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 63. —— 14. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Vom Gröna kullen (grünen Berg), wo man mit dem Dachforst der neuen Bibliothek (Carolina rediviva) in gleicher Höhe, 80 Ellen über dem Wasserspiegel des Fyris steht, stellt sich das Bild des uralten und doch so studenten-wissenschaft-heitern Upsala in der Vogelperspective dar. Heitere Gegend, voll Leben und Wechsel, wenn auch nicht eben groß gebildet.

Ich kann mich nicht enthalten die schöne sinnvolle Stelle aus einem schwedischen Schriftsteller, mit welcher der Verfasser seine Charakteristik des upsalaer Studentenlebens gleichsam einleitet, hierherzusetzen:

... So mag Jemand einwenden: sind Das nicht bloße Phantasien, ist das Studentenleben wirklich so poetisch, finden sich keine Schatten darin? ... Gleich allem Menschlichen hat auch das Studentenleben seine Mängel und Ausnahmen. Man nenne sie nur, wolle sie aber nicht verleugnen. Denn diese Verirrungen und Unbedachtsamkeiten treten gewöhnlich in einer so reinmenschlichen Gestalt auf daß man dieselben von Herzen gern verzeihen wird. Diese Schatten sind so nothwendig um die Lichtseiten hervorzuheben daß man gar nicht übel davon denkt. Aufrichtig gesprochen: das Studentenleben hat seine schwarzen Schattenseiten, seine Nacht; allein diese Nacht ist wie die Sommernacht im Norden nur eine kurze Dämmerung, und der Tag ist um so länger und schöner. Irret man gedankenlos in dieser Nacht, so bemerkt man nur die dichten Schatten, die ungesunden Nebel, der Eulen Rufen, das Summen der Mistkäfer, vielleicht auch das Gelächter der Satyrn. Nimmt man sich aber Zeit und bleibt stehen, so wird man nun auch den Schlag der Nachtigall und den Duft der Wiesenveilchen bemerken. Die Freude des Studentenlebens breitet sich in manche Farben aus; sammelst du aber recht die bunten Strahlen, so schmelzen sie in das rubigste sicherste Licht zusammen. Das Freie und Wilde, das Frische und Kraftvolle, das Freundschaftliche und Offenherzige verrathen sich hier im Guten und Bösen, steigern das erste und versöhnen das letztere. So verhält es sich mit dem Studentenleben. Man hat gesagt es gäbe hier auf Erden eine und die andere Stätte, so reich an Schönheit und Leben und ewiger Jugend daß Derjenige der daselbst einige Zeit hat leben dürfen niemals durchaus unglücklich werden kann. Ist es nun wol Unerfahrenheit oder Willkür, wenn Viele zu diesen Oasen in der Weltwüste auch Upsala rechnen? Genug! Wer hier aus dem gefüllten Becher der Forschung, Freundschaft und Jugendfreude trank Der hat der Jugend herrliches Geheimniß begriffen; mit klarer Besinnung und offenem Auge hat er seines Lebens Sommertraum geträumt, und er kann ohne Schmerzen sterben, denn er hat, gleich unserm schwedischen herrlichen Stjernenhjelm lefvad glad medan han lefde, solange er lebte fröhlich gelebt.

Ja wohl ist in der Welterinnerungswüste die Studentenzeit eine herrliche Oase, und wessen Gedanke, sei es auch der Lebensmüdeste — ihn dahin zurückführt, wo unter ewigem Frohsinn des jauchzenden Lebensmuths doch auch so stattlich gelernt und so manch schönes Wissen erobert ward, Der kann nie ganz unglücklich sein. Ja, wer dieser Jugend herrliches Geheimniß begriffen und liest diese Stelle, Der drückt im Geiste ihrem Verfasser erinnerungsfreudig die akademische Bruderhand und zieht ihn unsichtbar an die jenem fernen Paradies noch heiß nachklopfende tricolore Bruderbrust. Die Erinnerung ist die Poesie. Auf keiner Universität können die akademischen Feste, z. B. die Promotionen, eigenthümlicher, stärker ausgeprägt, bedeutungsvoller sein als hier in Upsala. Das macht die feurig-freudige Natur der schwedischen Jugend. Aber als der Culminationspunkt des upsalaer Studentenjubels kann der 1. Mai, die Walpurgisfeier, bezeichnet werden. Sie ist „Epoche in den Annalen der jungen Akademie". Hier die Grundzüge derselben:

Nachdem eine jede Landsmannschaft in ihrem Saale die übliche „Sechs" eingenommen und der schönen Walpurgis Gesundheit getrunken hat, erfolgt um 9 Uhr der Zug auf den großen Markt. Alles was Leben und Odem hat versammelt sich dort. Die Svartbäcksstraße entlang vernimmt man bald ein schallendes Chor und eine dunkle Masse nähert sich. Das sind die Ostgothländer! ruft man. Mit ihrem Inspector und den Ehrenmitgliedern an der Spitze rücken sie Glied für Glied in militairischer Ordnung heran. Man umringt sie neugierig, bis ein neuer Gesang von dem Nybro her sich vernehmen läßt; augenblicklich strömt die Volksmasse dahin, um die Upländer zu empfangen, denn als solche hat man sie sogleich am herrlichen Gesange erkannt. Gleich Regimentern zum Sammelplatze erscheinen nacheinander die übrigen Landsmannschaften, jede, sogar die kleine Landsgenossenschaft von Gothland mit ihrem eigenen Marsche und mehre mit den Fahnen und Wappen ihrer Provinzen. Bei dem Rufe: Sänger! löst sich die noch ebenso streng beobachtete Verschiedenheit der Landsmannschaften, und ein einziger großer Studentenverein bildet sich mit Sängern an der Spitze. Nun beginnt ein Gesang der dir durch Mark und Bein geht wenn du noch jung bist, und welcher dein Herz erwärmt wenn du alt bist. Unter Gesang schreitet der lange Zug Arm in Arm die Königinstraße hinauf nach Gustav Wasa's Burg. Vom hohen Schloßwalle sehen

wir wie der Horizont von Feuern flammt, denn auch der gemeine Mann feiert sein Walpurgisfest. Theertonnen brennen hier und da am Ufer des Fyris, das Feuer schimmert in den Wellen. Unzählige Lichter flimmern in der kleinen Stadt an des Hügels Fuß. In Odin's Haine rauschen die Wipfel. Nun erklingt Kapfelman's hinreißende Melodie: „Lenz ist gekommen ꝛc." von tausend Lippen wie ein Siegsgesang über des Winters Grabe. Zuletzt der Volksgesang. Man kehrt zum Markt zurück, die Feier endet mit Tanz. Man ist so gut, so närrisch vor Entzücken, denn der Lenz —

Våren är kommen. På sina kransor
Ängerna binda. Himlen är blå,
Pilträden bära gullgula fransar
Tufvorna vagga liusalfer små.
Högt up i luften foglarna sjunga.
Nu är det vår, hurrah hurrah!

Zu diesem Gesang denke man sich den volltönigen Wohllaut der schwedischen Sprache, den kühlen Sternenglanz und doch milden Schein einer nordischen Frühlingsnacht! Wol nirgend, äußert sich Geijer, kann man einen reinern, ergreifendern Jünglingschor hören als in Upsala. Von diesem Chor muß man in den ehrwürdigen Hallen des Doms von Upsala den schönen Hymnus vernehmen:

Herrliga land,
Frihetens stamort på jorden i
Heil dig du drottning i Norden
Fädernesland —

um in Wahrheit ganz hingerissen zu werden.

Die Verfassung der upsalaer Studenten (so muß man es nennen) ist eine ganz eigenthümliche, von dem Typus unserer deutschen Studentenschaften völlig abweichende. Man zählt hier überhaupt 14 (wirkliche) Nationen als Landsmannschaften. Jede Nation hat ihren Versammlungsort (Nations-sal) mit einem Zeitungs- und Bibliothekraume, ihre Kasse und besondern Statuten, sowie einen von den Professoren zum Inspector, welcher zugleich als deren Vertreter beim akademischen Consistorium angesehen werden kann. Er führt die Oberaufsicht über die Disciplin der Landsmannschaft, und unterstützt deren Mitglieder mit Rath und That. Jede Nation zerfällt wieder in fünf Classen: Präliminaristen, Examinandi, Recentioren, Junioren, und Senioren. Hierzu kommen noch als sechste Classe die Ehrenmitglieder, gewöhnlich Universitätslehrer oder Beamte, die zur Nation gehören. Man sieht daß diese Landsmannschaften mit denen auf den deutschen Universitäten Nichts gemein haben. Durchweg waltet hier der aristokratische Geist vor, der, als stagnirendes Element, nicht eher fallen wird bis überhaupt Schweden für die frischen Lebensströmungen der neuen Zeit flüssiger geworden ist. Trotzdem ist der Umgang der Studirenden untereinander äußerst lebendig und an den nationsskålas (allgemeinen Landsmannschaftschmäusen) nehmen häufig die Professoren und ältern Personen Antheil. „Im Allgemeinen kann man sagen daß die Studenten zu Upsala sittlich, anständig und frei sind, aber frei ohne Ausschweifung und mit Sinn."

Begleiten wir jetzt unsern Freund nach dem Heiligthum des Doms, einer der herrlichsten und erhabensten der Christenheit. Im skandinavischen Reich hat der Upsaladom keine Nebenbuhler, seitdem die Kathedrale von Drontheim fast nur noch eine majestätische Ruine ist. Im reinsten Spitzbogenstil gehalten macht dieser Bau besonders darum einen so gewaltigen Eindruck, weil er durchaus frei ist von allen spätern Zusätzen.

Will man die reine und volle architektonische Wirkung des Innern mit einem male genießen, so muß man durch den westlichen Eingang hereintreten. Man sieht das Gewölbe und die Pfeilerreihen sich in einer majestätischen Pracht dahinziehen. Nicht die materielle Größe allein ergreift uns, die hohe harmonische Einheit ist es, das Freie, Leichte, Luftige in großartigen Raumverhältnissen sind es welche uns hier Befriedigung gewähren. Ein innerliches Entzücken bringt diese festliche Klarheit, dieses volle Licht hervor, das von allen Seiten einströmt ... Betrachtet man die Zierathen an den Portalen, Capitälern, Fenstern, darunter namentlich die beiden Fensterrosetten, so wird man über diesen Kunstfleiß staunen, welcher den harten, widerspenstigen todten Stoff zum Leben zwang; solche Fülle, Weichheit und Leichtigkeit herrscht in diesem Blätter- und Blumenwerke, so ausdrucksvoll, bald edel, bald grotesk stellen sich diese Thier- und Menschengestalten dar, so unerschöpflich die Schöpferkraft dieser romantischen Phantasie. Betrachtet man diese Pfeiler, oder besser: diese Bündel feiner zusammengewachsener Säulen und Pilaster, wie schlank, frei, leicht, aber doch so selbständig streben sie nicht hinaufwärts, als wüßten sie Nichts von ihrer Bestimmung das hohe schwere Gewölbe zu tragen, und als träfen ihre hinaufrankenden Zweige gleichsam zufällig damit zusammen.

Daß in der eigentlichen Kirche keine Denkmäler aufgestellt sind und weder Fahnen, noch Gemälde, noch Wappenschilder diese Pfeiler verunzieren, ist schön und erhebt noch die einfache Majestät des Eindrucks.

Als Nebenbestandtheile dieses Heiligthums sind es zunächst die mannichfaltigen Grabchöre welche die Aufmerksamkeit fesseln. Das hervorragendste Kunstwerk unter diesen ist der Grabchor Gustav Wasa's, ein schwedisches Nationalmonument, als dessen Wandschmuck die sieben Fresken Sandberg's bedeutsame Momente aus dieses Königs Leben darstellen. Er erscheint hier in all jenen wechselvollen Zuständen welche das thatenreiche Leben eines Königs bezeichnen: im Gewühl der Schlacht, umringt vom Jubel seines Volks, als heimatloser Flüchtling im eisigen Winter, und wieder im vollen Glanze des Throns. Diese Fresken sind erst in den Jahren 1831—38 gemalt und der Künstler empfing für seine Arbeit 10,000 Thlr. Bco. Unter den übrigen Grabmälern zeichnen sich aus: das Horn'sche und Oxenstierna'sche und des unglücklichen Magnus Stenbock, über welches sich die schöne Sage breitet daß sein silberweißes Haar aus den Ritzen des Sarges herausgewachsen sei. Vor allen aber fesselt gleich am Eingange der großen Halle das Grabmal des berühmten Olaf Rudbeck durch die unvergleichliche Grabschrift, deren prägnante Antithese hergenommen ist von dem merkwürdigen Werke dieses Polyhistors: „Atlantica." Sie lautet: „Immortalem Atlantica mortalem hic cippus testatur." Auch Linné hat sein schönes Denkmal aus elfdahler Marmor in dem Banér'schen Grabchor.

Unter den sonstigen Curiositäten, an denen der Upsaladom überreich ist, markirt sich in der sogenannten Klei-

derkammer, über der Sacristei befindlich, der zwei Ellen lange Schleifstein welchen König Albrecht seiner Rivalin Margaretha schickte, mit dem Bemerken, lieber darauf ihre Nähnadeln zu schleifen, anstatt mit ihm Krieg zu führen. Die Frau Margaretha wußte sich aber zu revanchiren, sie machte dem König zum Gegengeschenk eine Fahne aus lauter schmalen leinenen Lappen bestehend, wie man behauptet aus ihren abgelegten — Hemden. Auch diese Fahne befindet sich hier und das Linnen daran soll ganz so grob sein wie der Spaß selbst.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Upsalas beschränken sich auf die Bibliothek, das Haus Linné's und den botanischen Garten. Die Bibliothek von Upsala besitzt höchst werthvolle Manuscripte, darunter vorzüglich den weltberühmten Silbernen Codex, die bekannte mösogothische Uebersetzung der vier Evangelien von Ulphilas. Diese prachtvolle Handschrift ist aus röthlichem, ins Violete schimmernde Pergament, die Schrift selbst ist aus Gold- und Silberfarbe; die Initialen sind reine Silberfarbe, daher der Codex seinen Namen hat. Nicht minder interessant ist eine Handschrift der „Edda", ebenfalls auf rothem Pergament und von so hohem Alter daß sie dem Snorre Sturleson fast gleichzeitig erachtet wird. Das Haus Linné's wird jetzt von zwei sehr heterogenen Notabilitäten bewohnt, nämlich von dem Musikdirector und von dem Reitmeister der Universität. Auch ein Theater besitzt Upsala seit dem Jahre 1841, das etwa 500 Zuschauer faßt, worin aber die Hauptsache fehlt — die Acteurs. Denn man spielt in Upsala nur äußerst selten Komödie.

Uebrigens gibt es wol keine Universitätsstadt in Europa wo die Zahl der Studirenden sich zu der Bevölkerung überhaupt so massenhaft verhielte als in Upsala. Man zählt hier neben 5600 Einwohnern über 1000 Studenten.

Mit einem Witz der letztern — da wir doch einmal in einer Musenstadt verkehren — welcher sich auf einen Theil der die Stadt umgebenden Promenaden bezieht, möge unser diesmaliger Bericht beschlossen sein. Der von der Einwohnerschaft Upsalas vielbesuchte Odinshain ist nämlich angelegt von einem Professor und Dompropst Låstborn, der als akademischer Docent eine sehr unbedeutende Größe, als Schriftsteller womöglich noch unbedeutender war. Die Studenten nannten deshalb diesen Odinshain „Lastborni opera omnia", weil in der That von andern „sämmtlichen Werken" des obscuren Herrn Professors keine Rede sein konnte.

Somit freundlichen Abschied von dem ersten Bande des werthvollen Reisewerks, und nochmaliges Bedauern darüber daß es unmöglich fiel den historischen Excursionen des Verfassers überall hin zu folgen. In den schauerlichen Erztiefen Danemoras, zwischen den gespenstigen Nebeln des unergründlichen Wettersees, bei den schäumenden Katarakten von Trollhätta begegnen wir ihm wieder.*) 39.

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im Monat Mai.
D. Red.

Zur Charakteristik Marat's.

Die erste Französische Revolution, so vielfach und von so mannichfaltigen Standpunkten aus beschrieben, läßt immer neue Lichter zu, und die Charakteristik ihrer berühmtesten Helden wird noch manche Ergänzung oder Berichtigung finden. Ohne heute näher auf eine Beurtheilung des von Granier von Cassagnac veröffentlichten Werks: „Histoire des causes de la révolution française", einzugehen, geben wir in Nachstehendem dessen scharfe und treffliche Charakteristik Marat's wieder, welche im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit die weiteste Verbreitung verdient:

Der Name Marat's ist der Ausdruck und das Symbol so schrecklicher und unreiner Doctrinen geworden daß die revolutionnaire Geschichte für sie zwei Erklärungen, ja fast zwei Entschuldigungen suchen zu müssen geglaubt hat: ein mal eine glühende Liebe für die Republik und dann eine strenge Armuth.

Wir werden diese beiden Masken von dem Gesicht der Hyäne reißen, und zeigen daß Marat weder Republikaner noch arm war.

Marat war kein Republikaner, er wollte die Republik nicht, hielt sie für unmöglich; was er vorschlug, predigte und bis zu seinem Tode vertheidigte war die Regierung eines Einzigen, sei sie monarchisch oder sogar dictatorisch. Diese Thatsache ist theils durch seine eigenen Schriften, theils durch das Zeugniß seiner Freunde über allen Zweifel festgestellt.

Wir wollen nicht an die Zeit erinnern wo Marat Chirurg in den Ställen des Grafen von Artois war, und zu Gunsten des Grafen von der Provence schrieb. Da Dies vor der Revolution war, als noch Niemand sie ersehnte oder ahnte, könnte man sagen daß Marat sich damals in die Zeiten schickte, und daß seine republikanischen Gesinnungen erst zum Vorschein kommen konnten als die Republik möglich war. Wir werden daher Marat in dem Augenblicke nehmen wo die Revolution ihren Lauf bereits zur Hälfte vollbracht hatte, wo die Presse bereits seit zwei Jahren frei war, wo die Jakobiner Frankreich mit ihren Clubs bedeckt hatten, wo Marat schon genug Köpfe gefodert hatte um Paris pflastern zu können, kurz in dem Augenblicke wo die Republik bereits öffentlich vorgeschlagen war und über sie berathen wurde. Damals schrieb er:

„Ich weiß nicht ob die Contrerevolutionnaire uns zwingen werden die Regierungsform zu ändern; aber ich weiß daß eine beschränkte Monarchie das Beste für uns ist wenn man die Niederträchtigkeit und die Erbärmlichkeit der Helfershelfer des ancien régime erwägt und bedenkt wie geneigt sie sind die ihnen anvertraute Macht zu misbrauchen. Mit solchen Menschen würde eine Föderativrepublik alsbald in Oligarchie ausarten. Man hat mich oft als einen tödtlichen Feind des Königthums geschildert, aber ich behaupte daß der König keinen bessern Freund hat als mich. Seine Todfeinde sind seine Verwandten, seine Minister, die Sklaven und Beamten der Nationalversammlung, die Mitglieder des monarchischen Club, die conspirirenden Pfaffen und alle die andern Anhängsel des Despotismus; denn sie setzten ihn durch ihre fortwährenden Intriguen der Gefahr aus das Vertrauen des Volks zu verlieren, und sie treiben ihn durch ihre Rathschläge an die Krone auf das Spiel zu setzen die ich auf seinem Haupte befestige indem ich ihre Verschwörungen enthülle und ihn anspornе sie der Strenge des Gesetzes zu überliefern. Was die Person Ludwig's XVI. betrifft, so glaube ich sein einziger Fehler ist seine Erziehung; er ist von Natur ein schlichter Mann, von dem man sagen würde er sei ein guter Bürger, wenn er nicht zu seinem Unglücke auf dem Throne geboren wäre; aber gleichwol ist er der König den wir brauchen. Wir müssen den Himmel segnen daß er gerade ihn uns gegeben hat, wir müssen ihn bitten daß er ihn uns erhalte. Mit welcher ängstlichen Sorgfalt müssen wir ihn nicht unter uns zurückhalten!" *)

*) Dieses Citat sowie die meisten folgenden sind aus dem „Ami du peuple" Marat's entlehnt.

Digitized by Google

Dies ist die politische Richtschnur nach welcher Marat fortwährend handelte. Er hörte nicht auf für die Constituirung und Beibehaltung einer Einzelregierung zu schreiben und zu kämpfen. Er dachte wie Barère, welcher die Republik in Frankreich wegen der Anmaßung der Thoren und der Leidenschaftlichkeit der Ehrgeizigen für unmöglich hielt. „Ich dachte am 21. Juni 1791“, sagte Barère, „wie ich jetzt noch denke seit den verschiedenen Phasen der Revolution, daß die Republik Frankreich ebenso wenig zukommt als den Türken die englische Regierung; und ich gehöre zur Majorität der Nationalversammlung welche von der Aufklärung des Jahrhunderts und der Gewalt der Umstände nichts Anderes erlangen zu müssen glaubte als eine monarchische Verfassung oder eine constitutionnelle Monarchie.“

Am 2. März 1791 tritt Marat als Vertheidiger Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens gegen das gehässige Benehmen Lafayette's auf. „Der treulose Motie“, sagt er, „der sich befleißigt die königliche Familie in Schrecken zu versetzen, ist in die Appartements des Königs geeilt wo Antoinette war, und hat ihnen gesagt er wisse nicht welchem Heiligen sie sich empfehlen sollten; das ganze Volk schreie, der König und die Königin hätten sie lange genug verrathen. Als sie diese Betrügereien hörten wurden der König und seine Gemahlin von Schrecken ergriffen. Findet sich denn in der Umgebung des Königs nicht ein einziger Ehrenmann um dem König über die Meinung des Volks die Augen zu öffnen?“ Am 20. April tadelt er bitter Condorcet, „weil dieser die Jakobiner schamlos verleumde und sie perfid beschuldige sie wollten die Monarchie zerstören“. Am 13. Juni greift er Diejenigen an welche den Eidschwur der Föderation verletzten, weil „die Constitution vertheidigen nichts Anderes sei als dem Volke, dem Gesetze und dem K ö n i g e treu sein“.

Am 21. Juni brachte die Flucht der königlichen Familie eine Krisis in der Ansicht Marat's hervor. Nicht daß er aufgehört hätte eine Einzelregierung für nothwendig zu halten, er glaubte vielmehr daß sie unentbehrlicher als je sei; allein der Gedanke daß Ludwig XVI. an der Spitze einer Armee zurückkehren könne um ihn in einen glühenden Ofen zu stecken, verursachte ihm einen fürchterlichen Schrecken. Er sprach daher nicht mehr von der Gutmüthigkeit Ludwig's XVI. seit er den Glauben daran verloren hatte, er verlangte aber von nun an einen Dictator und verlangte ihn bis an seinen Tod.

„Vor allen Dingen“, sagt er bereits am 16. Juni, „ist es nothwendig daß das Volk sich einen Kriegstribun, einen obersten Dictator ernenne, und daß es sich dazu nur einen Bürger wähle dessen Tugend aus allen Versuchungen rein hervorgegangen ist.“ Am 22. Juni wurde die Dictatur für ihn zum Rettungsanker und zum Feldgeschrei. „Einen Tribunen, einen Kriegstribunen“, schrieb er, „oder ihr seid unrettbar verloren. Bisjetzt habe ich Alles für euch gethan was nur in menschlicher Kraft liegt. Wenn ihr meinen Rath, das Einzige was ich noch für euch habe, überhört, so habe ich euch Nichts mehr zu sagen, und verlasse euch für immer.“ Am folgenden Tage fügte er hinzu: „Bürger, ich komme auf mein Wort zurück: wenn ihr heute keinen Kriegstribunen ernannt habt (aber nicht einen Heuchler vom Hofe oder einen verkappten Helfershelfer des ancien régime, sondern einen Volksmann der sich am meisten durch Verstand, Vorsicht, Vaterlandsliebe, Festigkeit in den Zeiten der Gefahr ausgezeichnet hat), und wenn ihr ihn zu einem andern Zwecke wählt als sich an eure Spitze zu stellen, und euch die Verräther zu zeigen die ihr treffen sollt, so ist euer Untergang sicher.“

Marat behielt diese Sprache bei und foderte mit derselben verzweifelten Energie eine Einzelherrschaft, selbst dann noch als Lafayette, das Haupt der constitutionnellen Partei, mit oder ohne Willen durch seinen Adjutanten, den ehemaligen Marquis Duchâtelet, die Constituirung der Republik verlangen ließ. Merkwürdig dabei ist daß Tags darauf, als wider seine Ueberzeugung die Republik vom Convent proclamirt wurde, Marat in seinem Journal jene Prophezeiung niederschrieb welche durch die Ereignisse bereits zur Hälfte gerechtfertigt worden ist: „Erwartet Nichts mehr von dieser Versammlung; ihr seid verloren für ewig! Funfzig Jahre lang erwartet euch Anarchie, und ihr werdet aus dieser nur durch einen wahrhaft patriotischen und staatsklugen Dictator gerettet werden.“

Ein Jahr später, nachdem er den Convent und die Republik in ihrer Thätigkeit gesehen hatte, brachte Marat seine Meinung von neuem zum Vorschein und behauptete: „Alle die Maßregeln welche bis auf den heutigen Tag durch die Constituante, die Legislation und den Convent getroffen worden sind um die Freiheit zu constituiren und zu befestigen, sind, so sehr man auch dabei sich in gutem Glauben befand, unbesonnen, eitel und illusorisch gewesen. Die meisten scheinen sogar den Zweck gehabt zu haben die Misbräuche zu vermehren, die Unterdrückung zu verewigen, die Anarchie, den Mangel, das Elend, den Hunger zu erzeugen; dem Volk seine Unabhängigkeit unerträglich, seine Freiheit zur Last, die Revolution wegen des Uebermaßes der Unordnung verabscheuenswerth zu machen; es durch Nachtwachen, Ermüdung, Noth und Entkräftung zu erschöpfen, durch Hunger zur Verzweiflung zu bringen, und durch den Bürgerkrieg zum Despotismus zurückzuführen. So stehen die Dinge noch jetzt, bis es dem Himmel gefällt den Franzosen ein Körnchen gesunden Menschenverstandes zuzuwenden, damit sie die Narren von dem Kitzel befreien sich hervorthun zu wollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Johannes von Müller.

So gefeiert er auch als Historiker ist, so wird doch der Vorwurf des Manierirten in seiner Darstellung nicht mit Unrecht erhoben; so sehr der Politiker bewundert ist, hat doch seine Politik einen zweideutigen Charakter gehabt. Aber auch seine Persönlichkeit hat manchen Angriff erfahren, bei Niemandem aber hat er wol weniger Gnade gefunden als bei Henriette Herz, welche in ihren nachgelassenen Erinnerungen (S. 102) über ihn schreibt: „In den beiden Kreisen der Herzogin von Kurland und der Frau von Staël war mir ein Mann der sich damals eines europäischen Rufs erfreute, und fast nie in denselben fehlte, die am wenigsten angenehme Erscheinung. Dies war Johannes von Müller. In der That war es auch nur sein Name welcher ihn zum Zutritt zu denselben berechtigte, seine geselligen Vorzüge waren es nicht. Seine Unterhaltung klang schon nicht geistreich wenn er französisch sprach; eine Sprache die Leute von einigem Geiste gewissermaßen zum Esprit herausfodert, aber sie erschien oft plump wenn er mit seiner schweizerischen Aussprache und seinem besonders störenden gurgelnden «ch» deutsch sprach. Dabei war sein Aeußeres unangenehm, seine Gesichtszüge waren breit, zerflossen, sein Mund sah stets so aus als sei er mit Fett bestrichen, eine Voraussetzung welche bei dieses Gutschmeckers Rüstigkeit im Essen sehr berechtigt gewesen wäre, hätte man nicht zugleich vorauszusetzen gehabt daß der Wein, welchen er in großer Fülle genoß, das Fett wieder abspülen mußte. Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen daß er das Stichblatt der Scherze und der Satire des anmuthigen und etwas übermüthigen Prinzen Louis Ferdinand wurde, in dessen Gesellschaft er sehr viel war. Er, der Prinz, und der holländische Gesandte Dedel schlemmten fast jeden Abend miteinander. Nach den Soiréen bei Frau von Staël wenigstens war Dies regelmäßig der Fall, denn dort machten sie gar kein Hehl aus ihrem Vorhaben. Müller's Weinlaune ergötzte, wie es schien, den Prinzen sehr. «Laßt uns sehen», rief er eines Abends im Hinausgehen, «was unser Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!» Das Verhältniß erinnerte mich ein wenig an das seines Großvaters Friedrich Wilhelm I. zu Gundling.“ 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 64. — 15. März 1851.

Geologische Bilder von Burmeister.

Erster Artikel.

Wer je das Glück hatte dem Vortrage Burmeister's zu lauschen, wenn er mit lebendigen Worten das Leben und Weben der mannichfaltigen Thiergestalten schilderte, sodaß sich das starre Knochengerüst in seiner Hand zur lebendigen, beweglichen, gerundeten Form auszubilden schien, daß jede Eigenthümlichkeit in der Bewegung und Lebensweise des einzelnen Wesens als eine nothwendige sich darstellte und die einzelnen Theile zu der wunderbaren Harmonie sich zusammenfügten die uns jedes lebende Wesen zeigt, wo wir ihm begegnen, Der wird gleich uns mit Bedauern erfahren daß der Verfasser diesem seinem angeborenen Berufe der Lehrthätigkeit, wenn auch nur auf den Zeitraum einiger Jahre, entsagt. Er wird mit uns die Umstände beklagen die einen solchen Mann, einen solchen Lehrer forttreiben um in fernen Welttheilen Ruhe und Heiterkeit zu finden, und wird mit einstimmen in den Wunsch daß eine glückliche Zukunft ihn recht bald frisch und kräftig mit reichen Schätzen wissenschaftlicher Ausbeute beladen uns wieder zuführen möge. Wem aber Burmeister nicht persönlich bekannt ist Dem läßt sich schwer ein Bild seiner eigenthümlichen Erscheinung geben. Wer ihn zuerst sah wenn er das Auditorium betrat und mit langen Schritten das Katheder zu erreichen suchte, Der betrachtete mit Erstaunen die lange, hagere Gestalt, angethan mit dem langen, schmalzugespitzten, schwarzen Leibrock, und oft erregte der eigenthümliche, hastige Schritt oder das große goldene Uhrgehänge ein Lächeln, und nicht unwahr schien dem Beobachter die Behauptung der Freunde des Verfassers: daß ihm der Anfang jeder Vorlesung eine gewisse Verlegenheit und Peinlichkeit bereite, zumal wenn die ersten Worte nur gewaltsam und abgerissen hervorgestoßen wurden und von wunderlichen Geberden begleitet waren. Jemehr aber der Vortrag fortschritt, desto freier ward die Sprache, desto klarer und präciser ward der Ausdruck, bis der Bau nicht nur, sondern auch das ganze Leben der geschilderten Thiere als ein bestimmtes, faßliches Bild vor die Seele des Hörers trat, vielfach erläutert durch Gesten, durch Demonstrationen oder durch eine jener meisterhaften Kreidezeichnungen die wie hingezaubert mit wenigen Strichen den complicirtesten Bau eines Thieres klar darstellten. Wer dann in das blasse, hagere, blonde Gesicht schaute Der konnte nicht verkennen daß hier ein ungewöhnlicher Geist sich regte, der erstaunte ob der Tiefe und Gründlichkeit, ob des Ernstes der den ganzen Menschen durchdrang. Von dem Bestreben in klare Bilder die Erscheinungen der Natur darzustellen, geben auch die Abhandlungen Zeugniß welche Burmeister bei seiner Abreise uns hinterlassen hat. Als „Geologische Bilder"*) hat er uns fünf verschiedene Aufsätze übergeben, von denen der erste: „Die Entstehung der Erdoberfläche", der dritte: „Vergangenheit und Gegenwart des Thierreichs", und der fünfte: „Die gegenwärtige Paläontologie", in kürzerer Fassung und abweichender Weise Gegenstände behandeln die auch in des Verfassers „Geschichte der Schöpfung" besprochen sind, während der zweite: „Der menschliche Fuß als Charakter der Menschheit" und der vierte: „Die Seele und ihr Behälter", für sich stehende Abhandlungen bilden, die als „Geologische Bilder" nur dann aufgeführt werden können, wenn man den Begriff soweit faßt wie es unser Verfasser auf dem Titel seines Büchleins gethan hat.

Die feste Erdrinde.**)

Festes kristallinisches Massengestein, loses geschichtetes Erdreich und Wasser bilden die anorganischen Bestandtheile der jetzigen Erdoberfläche, über die sich die atmosphärische Luft als ein ebenso nothwendiger Bestandtheil des Erdkörpers verbreitet, für die wir freilich nicht im Stande sind eine feste Grenze nach oben zu bestimmen, wenngleich eine Begrenzung und zwar nicht durch einen leeren Raum, sondern durch einen andern von der atmosphärischen Luft verschiedenen Stoff angenommen werden muß. Aber selbst gegen die Erde hin vermögen wir nicht die Atmosphäre sicher abzugrenzen, da sie alle Spalten und Lücken erfüllt und selbst das festeste Gestein durchdringt und auch in dem Wasser Aufnahme (durch Absorption) findet. Auf ähnliche Weise ist auch das Wasser nicht nur durch die feste Erdrinde

---

*) Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner von Hermann Burmeister. Erster Band. Leipzig, Otto Wigand. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

**) Wir haben den ersten und fünften Aufsatz Burmeister's dieser Darstellung zugrundegelegt.

verbreitet, sondern es durchdringt auch als Dunst rings- um die Atmosphäre. So schwebt es in kleinen Bläschen als Wolke oder Nebel über der Oberfläche, bis es als Thau, als Regen oder Schnee wieder zurückkehrt auf und in die Erde. Hier dringt es durch Klüfte und Spalten hinab, bis unwegsame Schichten und treibende Kräfte ihm andere Bahnen anweisen. Es entstehen dann Quellen, Bäche und Flüsse, indem das Wasser, durch immer nachdringende Feuchtigkeit gepreßt, an den minder durchdringlichen Schichten sich ansammelt und ihren Senkungen folgend an niedern Punkten als sprudelnder Quell vorgetrieben wird. Luft und Wasser durchdringen überall mit der geringfügigsten Ausnahme die Massengesteine, und durch ihr unmerkliches Nagen ist allmälig der Erdboden gebildet sowie wir ihn jetzt sehen. Nicht gewaltsame Umstürzungen, sondern nur der gleichmäßige Eingriff des Flüssigen in das Feste, wie er noch heutzutage ununterbrochen fortdauert, hat die ungeheuern Veränderungen der festen Erdrinde bewirkt, freilich in einem Zeitraume der nicht nach menschlicher Rechnung zu zählen ist. Wenn die Zeit des einzelnen Menschen nach Jahrzehnden, die der Geschlechter nach Jahrhunderten, die der Völker nach Jahrtausenden sich abmißt, so läßt sich die Menschheit nur nach Jahrhunderttausenden, die Erde nur nach Jahrmilliarden in ihrem Alter abschätzen. Die 6000 Jahre der jüdischen Schöpfungsgeschichte darf man nur als den Ausdruck der historischen Erinnerung dieser Völkerfamilie ansehen.

Die atmosphärische Luft besteht nun aus Stickstoff und Sauerstoff und enthält außerdem Wasserdunst und Kohlensäure. Die drei letzten Stoffe sind es welche durch ihre unablässige, gemeinsame Einwirkung allmälig die langsame Zersetzung des festen Gesteins bewerkstelligen, obschon der Wassergehalt nur 1 — 6 Tausendstel, der Kohlensäuregehalt aber nur 6 Zehntausendstel Procent der Luft ausmacht. Die im Laufe der Jahre aufgelösten Stoffe werden dann vom Wasser fortgeführt und bleiben wenn dieses verdunstet als fester Absatz zurück, wie die Sinter- und Tropfsteinbildungen, ingleichen die Absätze der incrustirenden Quellen beweisen. Besonders erleidet der Feldspath eine solche Zersetzung durch die drei genannten Stoffe, und aus ihm bildet sich, da er keinem Massengestein fehlt, hauptsächlich das fruchtbare Erdreich. Indem nämlich und zwar besonders durch die ununterbrochene Entwickelung der Kohlensäure zuerst das Alkali und die Kalkerde mit einem Theile der Kieselsäure im Wasser aufgelöst und dem Feldspath entzogen werden, bleibt Thonerde mit Kieselsäure verbunden übrig, welche Wasser aufnimmt und vom Regen fortgespült wird. Solch reine kieselsaure Thonerde ist die Porzellanerde. Das übrige Gestein durch das Fehlen des Feldspaths löcherig und morsch ist bald zerbröckelt und folgt den Strömen des Regens und der Bäche, um, vielfach zerrieben und zerkleinert, entweder mit der Thonerde verbunden als Lehm sich abzulagern, oder als Sand abgesonderte Schichten und Lager zu bilden. Die Kieselsäure und Kalkerde aber schlagen sich theils mit jenen Stoffen in Lagen nieder, theils bleiben sie im Wasser gelöst und treten mit diesem in Thier- und Pflanzenkörper hinein, wo sie großentheils zurückgehalten werden, während das Wasser, mit andern Stoffen meist wieder beladen, ausscheidet und seinen Kreislauf weiter fortsetzt. Die Kieselsäure wird dann hauptsächlich von Pflanzen zurückgehalten und lagert sich besonders an ihrer Oberfläche ab, wie denn das Schilfrohr zum Beispiel durch solche Ablagerungen sein scharfes, schneidendes Blatt erhält, oder sie bildet die ganze Hülle kleiner Geschöpfe die, vielfach den Thieren zugezählt, mit mehr Recht Pflanzen genannt werden. Es sind Dies die Bacillarien oder Diatomeen; auch gehören die Poriferen und Phytolitharien hierher. Die Kalkerde dagegen findet besonders Aufnahme bei den Thieren, und während Muscheln, Schnecken, Strahlthiere und andere fortwährend in ihrem Gehäuse die aus dem Wasser aufgenommene Kalkerde ausscheiden, führen fast die kleinsten der Thiere, die Polypen, jene kolossalen Bildungen, die Korallenriffe, aus demselben Stoffe auf. Während Feuersteine die Erzeugnisse vorweltlicher Diatomeen und Phytolitharien sind, geben die oft mehre hundert Fuß hohen Kalklagen von den unberechenbaren Scharen ihrer Erzeuger der Polypen Zeugniß. So kann man mit Recht von diesen wichtigen Bestandtheilen der festen Erdrinde behaupten: daß sie gefressen, verdauet und wieder ausgeschwitzt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Charakteristik Marat's.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Zu diesen Beispielen, welche den Schriften Marat's entlehnt sind, nehmen wir noch das Zeugniß seiner Zeitgenossen, damit es nicht scheine daß diese Ansichten reinspeculativ waren, sondern wirklich systematisch zu einem bestimmten Glauben gehörten, und daß Marat als Verbündeter und Organ der Aristokraten und Royalisten galt.

Im Januar 1790 sagte Camille Desmoulins von Marat: „Ich habe ihm nicht verheimlicht daß man das Gerücht verbreitet hat er sei das Werkzeug der Aristokratie um Verwirrung zu erregen und das Volk gegen jede Regierungsform aufzuhetzen." Damals war diese Anklage ein bloßes Gerücht; aber zwei Jahre später fügte Louvet hinzu: „Jetzt ist Marat als Royalist entlarvt worden."

Gegen das Ende des Juli 1792 schickte Marat ein Werk an Barbaroux zum Zwecke der Vertheilung an die Marseiller bei ihrer Ankunft. „Das Werk", sagt Barbaroux, „schien uns verabscheuungswürdig. Es war eine Auffoderung an die Marseiller über die Legislative herzufallen. Man müsse, sagt er, die königliche Familie retten und eine Versammlung vertilgen welche offenbar contrerevolutionnair sei." Barère, welcher bei allen Ereignissen der Revolution auf das engste betheiligt war, und den seine officielle Stellung in den Stand setzte soviel Geheimnisse über Menschen und Dinge zu erfahren, drückte sich über den Zweck des „Ami du peuple" so aus: „Marat war der geheime Agent Pitt's und des Grafen von der Provence während der revolutionnairen Krisis. Er war dem englischen Minister und dem Prinzen durch Hrn. von Calonne zugewiesen worden, welcher Marat während der ersten Notabelnversammlung in Paris kennengelernt hatte, und welcher die Feder dieses Scribenten führte. Von Marat sagte Hr. von Calonne eines Tags zu

einem Buchhändler der Vorstadt St.-Germain der ihn ihm zugewiesen hatte: «Ah! die Notablen wollen Revolution, ich will ihnen schon welche machen. Ihr Mann wird mir sehr nützlich sein.»"

Endlich erklärte Cambon, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, daß der Aufstand des 31. Mai zu einem monarchischen Zwecke verabredet worden sei, und daß zwischen Danton, Robespierre und Marat die Frage aufgeworfen worden: ob man den Sohn Ludwig's XVI. restauriren solle. „Danton heuchelte, aber vom Comité gedrängt, bekannte er sein Vorhaben und versicherte daß die Freiheit keine Gefahr laufen solle."

So war Marat niemals Kämpe der Republik, selbst nicht einmal der Theorie nach. Er hielt sie weder für wünschenswerth wie Lafayette, noch selbst für möglich wie Mirabeau. Weder nahm er sie ohne Protest an, noch unterwarf er sich ihr ohne Protest. Die Geschichte mußte daher ziemlich blind sein um uns glauben zu machen daß Marat für die Republik geglüht habe; man wird sehen daß es sich ebenso mit der Armuth verhält in der er sich gefallen haben soll.

Die Nachrichten über die strenge Armuth Marat's beruhen auf Thatsachen denen es entweder an Gewißheit fehlt oder welche einer Erklärung bedürfen. Wenn man an seinem Todestage nur eine 25-Sous-Assignate bei ihm fand, so ist damit noch nicht gesagt wer die andern genommen hat; wenn der Convent beschloß seine Schulden zu bezahlen, so ist damit noch nicht erklärt wie sie gemacht worden sind; wenn er mitunter Diejenigen welche an seiner Tugend zweifelten aufforderte zu ihm zu kommen und ihn zu Mittag essen zu sehen, so beweist Dies noch nicht daß er ihnen die richtige Stunde angegeben hat; und was die affectirte Unreinlichkeit seines Anzugs betrifft, so ist sie ebenso unschlüssig als der alte schmuzige Bindfaden mit welchem Barère seine Haare zusammenband, oder das Stück schwarzen Brotes mit welchem Pache in die Bureaux Roland's kam um es zu frühstücken. Der Bindfaden hinderte Barère nicht mindestens 36 Livres täglich einzunehmen, mit denen er sich wol ein Kopfband hätte kaufen können, und das harte Brot hinderte Pache nicht die schönen Nationalgüter anzukaufen welche ihm hinreichende Sporteln einbrachten. Man muß daher der Wirklichkeit ihren Platz dem Scheine gegenüber einräumen und die Lüge von der Komödie trennen.

Marat besaß immer ein Vermögen welches ihm ein reichliches Auskommen verschafft hätte; aber er ruinirte sich fortwährend durch seine seltsamen Einfälle und seine unordentliche Lebensweise. Als er 1788 aufhörte Arzt in den Ställen des Grafen von Artois zu sein, befand er sich natürlich im Besitze des Kaufpreises seines Amtes. Schwer würde es zu sagen sein wieviel ihm sein Journal im Jahre 1789 einbrachte. Man erfährt jedoch von ihm selbst daß er sich 1790 damit zugrunderichtete daß er physikalische Instrumente verfertigte. Dies dauerte mehre Jahre, und seine Freunde betrachteten ihn als ein Original.

Im folgenden Jahre findet man Marat bedrängt, ärgerlich, von seinen Angelegenheiten gequält, obschon sein Journal einen großen Aufschwung genommen hatte; er läßt uns indessen die Ursachen dieser Unbehaglichkeit und seiner Unruhe erkennen, wennschon sie nicht allen seinen Principien zur Ehre gereichen. Einerseits sind es die Summen welche die Herausgeber verschleudern; andererseits die Summen welche ihm von den Patrioten gestohlen wurden bei denen er ein Asyl gefunden hatte. Hierzu muß man noch die bedeutenden Veruntreuungen der Leute hinzufügen welche mit seinen Geschäften betraut waren, und endlich „eine lächerliche Liebschaft" mit einer Dame deren milchende Kuh er ward.

Nach allem diesen Verdruß hatte er noch einen Rest von den Trümmern seines Vermögens, und er wollte ihn, sagte er, am 21. September seinen Gläubigern abtreten. Man denke indeß nicht daß er diese Unannehmlichkeit muthig ertragen habe; im Gegentheile war er bestürzt und betrübt darüber. Seine Hingebung für die Sache welcher er sich gewidmet hatte verursachte ihm bittern Aerger; er warf seiner Partei den Verlust seines Vermögens vor und erklärte laut daß er sich nicht entschließen könne in der Armuth zu leben. „Der «Ami du peuple»", ruft er zornig aus, „hat die Ehre euch anzuzeigen daß er entschlossen ist das tolle Unternehmen sich für das öffentliche Wohl aufzuopfern aufzugeben, und wird von nun an nur noch daran denken sein Vermögen wiederherzustellen, da er sich durch jene wahnsinnige Absicht an den Bettelstab gebracht hat." Das Jahr 1792 und die Republik haben ihn reichlich getröstet.

Zuerst machte die aufrührerische Gemeinde des 10. August Marat zu ihrem officiellen Journalisten. Er allein hatte eine Tribune im Rathszimmer, und sein Journal wurde bis zu seinem Tode auf Kosten der Gemeindekasse in mehr denn 10,000 Exemplaren verbreitet. Marat fand seitdem in den Sustentationsgeldern seiner Feder eine reiche Einkommensquelle, und um die Exemplare liefern zu können welche die Gemeinde an die Armen schickte, brauchte er nicht weniger als vier Pressen, welche auf seinen Befehl aus der königlichen Druckerei genommen wurden. In der Folge wurde Marat zum Deputirten von Paris erwählt und fügte seinen Journalisteneinnahmen die 18 Livres Diäten bei. Endlich hatte er soviel von den „öffentlichen Blutegeln" und den „Königreichsfressern" (avale-royaumes) gesprochen welche von den geheimen Fonds der Minister gefüttert wurden, daß er Appetit bekam auch einmal davon zu kosten. Er schrieb daher in den ersten Tagen des October an den Minister des Innern, Roland, und verlangte von ihm 15,000 Fr. auf die 100,000 Fr. welche der Convent ihm für seine geheimen Dienste gegeben habe. Roland fand die Summe für einen Anfang etwas stark. Aber Marat schrie, verbreitete überall „den Mangel an Bürgersinn" (incivisme) des Ministers, der ihm 15,000 Fr. abschlug, und machte schließlich solchen Lärm daß Danton vom Gemeinderath beauftragt wurde ihm Genugthuung zu leisten.

Das cynische Aeußere Marat's war kein Zeichen seiner Noth. Es war die Uniform der Demagogie; man trug sie allenthalben, und der Schmuzigste war der Gefeiertste. Man nannte diesen Anzug „Carmagnole", und er bezeichnete die Blüte der Patrioten. Louvet, der sich einmal mit ihm bekleiden mußte, beschreibt ihn folgendermaßen: „Ich trug ein Paar weite Hosen von schwarzem Wollenzeuch, ein detto kurzes Camisol, eine dreifarbige Weste, eine Jakobinerperücke mit kurzen, glatten, schwarzen Haaren, endlich die rothe Mütze, einen ungeheuern Säbel und einen schrecklichen Schnurrbart." In diesem Costume tagte man im Convent; aber wenn man nach Hause und aus den Augen des Pöbels gekommen war, fanden sich mit den anständigen Kleidern auch die schönen Decken und die reichen Tapeten ein. Marat selbst behielt in seinem Hause die Hälfte seines Schmuzes bei, als sei es ihm unmöglich sich gänzlich von seiner Natur zu trennen. Sonst war er Aristokrat in Seide, Blumen und Vergoldung. Folgendes ist die Beschreibung welche Frau Roland von seiner Person und seinem Salon macht: „An den Füßen hatte er Stiefeln ohne Strümpfe, trug ein Paar alte Lederhosen und ein Camisol von weißem Taffet. Sein schmuziges, offenes Hemd ließ eine gelbe Brust sehen; lange und unsaubere Nägel zierten das Ende seiner Finger, und sein abscheuliches Gesicht paßte trefflich zu diesem sonderbaren Costume. Er nahm die Hand der Dame, führte sie in einen sehr neuen Salon welcher mit blau und weißem Damast ausgestattet, mit seidenen Vorhängen, welche elegant in Draperien aufgehängt sind, verziert, mit einem glänzenden Kronleuchter und kostbaren, mit natürlichen, damals sehr seltenen und theuern Blumen angefüllten Porzellanvasen geschmückt war. Er setzte sich neben sie auf eine üppige Ottomane, hörte die Erzählung wegen welcher sie zu ihm kam, interessirte sich für sie, küßte ihr die Hand, drückte ihre Knie ein wenig, und versprach ihr die Freiheit ihres Cousin ... Am selben Abend war Marat im Comité, und der Cousin verläßt am andern Morgen die Abtei; aber binnen

Digitized by Google

24 Stunden schrieb der «Ami du peuple» an den Gemahl der Dame und schickte ihm einen Vorschlag in welchem es sich um eine «Gefälligkeit» handelte die er nicht gut abschlagen konnte."

Die Laufbahn Marat's ließe sich also weder aus der Ueberschwenglichkeit seiner republikanischen Principien noch aus der strengen Armuth seines Lebens erklären; es konnte ihm manchmal an Geld fehlen, niemals konnte er es entbehren, und immer liebte er es. Die Lehrsätze Marat's waren von einer schrecklichen Einfachheit. Sie bestanden darin daß er eine ideale Regierungsreform wollte, an der Spitze den Despotismus und unten die Freiheit; die Constituirung und Aufrechterhaltung erfolgte durch die unmittelbare Vertilgung der entgegengesetzten Parteien. „Die Freiheit darf nur für die Freunde des Vaterlandes existiren; für seine Feinde sind die Ketten und der Tod." Aus diesem politischen Codex hat Robespierre die ganze Theorie seiner revolutionnairen Regierung geformelt: „Für die guten Bürger hat der Staat jeden Schutz, für die Feinde des Volks gebührt der Tod." So ist also Marat der eigentliche Erfinder des Schreckenssystems.

Die Mittel zur Vertilgung im Großen boten Marat mehr als eine Schwierigkeit dar, und er versuchte mehre Mittel sie zu überwinden. Zuerst schlug er vor eine Mördercompagnie zu errichten unter dem Namen „Rächer des Gesetzes". Ihre Constituirung konnte nicht gelingen. Alsdann machte er sich an das Bedauern jener Massen von Banditen welche 1789 zur Ermordung von Delaunay, Flesselles, Berthier und der Gardes du corps gedient hatten. „Die Armen", sagt er, „denen die Revolution keinen Vortheil bietet, konnten und wollten allein uns von unsern Unterdrückern befreien, indem sie sie durch die Todesstrafe der Schuldigsten vor Schreck erstarren ließen. Wir haben thöricht genug den Lauf ihrer heilsamen Rache aufgehalten." Da er nicht wußte wie er den Mord organisiren sollte, wandte er sich an die Vereine mit denen die Jakobiner Frankreich überschwemmt hatten, und brachte es über sich sie zu überreden daß sie das Recht hätten „nicht allein berathend, sondern auch handelnd, hemmend, strafend, tödtend" aufzutreten. Als am 30. Juli 1792 die Marseiller nach Paris kamen, schien Dies Marat ein trefflicher Umstand seinen Plan zu realisiren. Er schrieb an Barbaroux der ihnen entgegenging: „Gebt mir 200 Neapolitaner mit Dolchen bewaffnet, an ihrem linken Arm mit einem Muffe nach Art der Schilder. Mit diesen will ich Frankreich durcheilen und die Revolution weiter tragen." Einwände welche man gegen sein System machte hinderten ihn wenig. Unzweifelhaft würde man in der Eile und in dem Getümmel einige Patrioten mit massacriren, aber er sah kein großes Unglück darin. „Wenn auf hundert getödtete Menschen zehn Patrioten kommen", sagt er, „was thut Das? Das sind 90 gegen 110! Und dann kann man ja gar nicht irren; stürzt euch auf Die welche Wagen, Bediente, seidene Kleider haben oder aus dem Theater kommen: ihr seid gewiß daß Das Aristokraten sind."

Da es ihm nie glücken wollte seinen Mordplan in Ausführung gebracht zu sehen, so begnügte er sich ihn anzupreisen. Am 20. Juli 1790 rieth er 600 Köpfe abzuschneiden; am 14. Februar 1791 lud er die Soldaten ein ihre Offiziere fortzujagen oder „ihnen die Bayonnete in den Leib zu rennen", und dieser Rath schien ihm so gut daß er ihn am 13. Juni wiederholte; am 27. Februar hat er die Halle Häuserbesuche vorzunehmen, „und wenn Bailly", sagt er, „die Frechheit hat sich mit seinem blassen Gesichte zu zeigen um euch zu beruhigen, so gebt ihm seine Tracht, der Elende hat den Strick schon längst verdient"; am 6. März lud er die Vorstädte ein im Hotel Massiac's abzusteigen und den Lumpen von Aristokraten einen Tanz aufzuspielen die sich dort fänden; am 18. März gibt er der Halle die Adresse eines seiner Feinde, damit sie ihn todtschlügen; am 9. April bittet er gefälligst Lafayette, Bailly, die Minister, die Deputirten und die ganzen Verwaltungsbeamten ans Kreuz zu schlagen; er wiederholt seinen Vorschlag am 21., 22. und 26. Juni, und er setzte einen so großen Werth auf den Tod Lafayette's „daß er es sich gern einen Arm hätte kosten lassen". In Nr. 360 des „Ami du peuple" druckte er ab: „Wenn Hr. Petit nicht sofort dem Hrn. Lasalle 12 Livres und seinem Bedienten 3 Livres restituirt, so will ich ihn heruntermachen bis er als Infamer von seinem Platze gejagt wird"; ähnlich schrieb er in Nr. 368: „Wir ersuchen Hrn. Berthereau, ehemaligen Procurator am Châtelet, Mitglied der Nationalversammlung und des Pensionsausschusses, den Vorschlag welcher ihm und Hrn. Mougin bei Hrn. Martin, Notar auf der Rue de Seine, gemacht worden ist, einzugehen. Wir hoffen daß er uns nicht veranlassen wird das Publicum mit den Gründen seiner Weigerung bekanntzumachen."

Mit solchen Dingen ward das Journal dieses Elenden angefüllt, mit Schmuz, wenn nicht mit Blut. Und gleichwol war es das officielle Organ der pariser Gemeinde vom 10. August an, und wurde vom 31. Mai an das der Republik. Nach dem Tode Marat's ersetzte der Wohlfahrtsausschuß sein Journal mit dem schrecklichen „Père Duchêne", welcher den Verwaltungsbehörden und den Armeen unentgeltlich zugeschickt wurde. 13.

Lesefrüchte.

Was sagte ein Neapolitaner im Jahre 1844 von Sachsen.

In Neapel erschien im Jahre 1844 ein Buch: „Passeggiata per Napoli e contorni", von Emanuel Bidera. Er kommt dort auch auf das Lotto und den Hang des Volks in Neapel zu diesem Glücksspiel zu reden, er versteckt jedoch vorsichtig genug seine Klagen über diese blutsaugerische Ausbeutung des armen Volks durch seine Tyrannen hinter dem Troste daß es — anderswo noch schlimmer sei. Und da erzählt er denn: „Das Lotto ist bekanntlich in Sassonia (Sachsen) erfunden. Wie ich in Erfahrung gebracht habe gibt es in jenem Lande Spieler von solcher Leidenschaft daß sie, wenn sie Nichts mehr zu verlieren haben, ihren eigenen Leib verlieren, wo dann ihre Aeltern oder Kinder sie wiederauslösen müssen. Bei uns gibt es, Dank sei dem Himmel, nicht einen einzigen Menschen der Art der an solchen gottlosen Frevel auch nur dächte; und wenn sich Einer fände, so würde er keinen Frevler finden der ihn an Zahlungsstatt annähme." Auf welchem Wege der genannte Neapolitaner so Etwas, was unbedingt nur einer Lügenchronik angehört, über Sachsen in Erfahrung gebracht habe, ist schwer zu errathen, da er darüber Nichts weiter bemerkt; oder sollte etwa der „Spieler" von Iffland dazu entfernte Veranlassung gegeben haben?

Zu spät!

Das seit dem Jahre 1848 im Leben der Nationen classisch gewordene: Zu spät! hat auch bereits in dem classischen Alterthume, nämlich in der Geschichte des alten Roms, eine Rolle gespielt. Wie wir in der meisterhaften, wunderbar ergreifenden und wahrhaft romantischen Schilderung Sueton's von dem Ausgange des Kaisers Nero lesen, der lange mit seiner zaudernden Feigheit kämpfte ehe er, der gekrönte Komödiant! mit Hülfe eines treugebliebenen Dieners sich den Dolch in die Kehle stieß, war Dies kaum geschehen als Reiter, die man von Rom aus gesendet hatte um den Kaiser lebendig zu greifen, am Orte der That ankamen. Der hereinstürzende Reiteroberst fand ihn noch lebend und versuchte mit seinem Mantel das strömende Blut zu hemmen, indem er sich stellte als sei er zur Hülfe herbeigeeilt. Aber der sterbende Schauspieler murmelte ihm zu: „Du kommst zu spät!" 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 65. —— 17. März 1851.

Geologische Bilder von Burmeister.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 64.)

Auf solche Weise sind durch die Elementarkräfte der Natur, wie durch die Thätigkeit organischer Wesen um die kahlen Felsengebirge, welche ursprünglich allein die Meere überragten, allmälig die Massen des hügeligen oder flachen Landes entstanden, auf denen bald eine neue Vegetation ihre Thätigkeit entfaltete und gleich den Geschöpfen des Meers an der Vergrößerung des Erdreichs arbeitete. Eine Vegetation, die in der üppigen Fülle des tropischen Klimas ungestört sich entfalten konnte, bedeckte damals die Lande. Aber noch andere Gewalten arbeiteten und arbeiten fortwährend an der Zerstörung der Berggipfel: Gewitter nämlich und Orkane, verbunden mit plötzlichem Temperaturwechsel, helfen dem Wasser die obersten Spitzen der Gebirge zersetzen, und Sturm wie Regen führen die Beute in Staub und Geröllen auf das Flachland herab. So wird durch die Elementarkräfte der Boden des Festlandes beständig erhöht und unsere Flüsse zeugen durch ihr Versanden von der fortschreitenden Verwitterung der Gebirge.

Doch hiermit endet die Geschichte der Entstehung unserer Erdoberfläche noch nicht; denn nicht blos unter dem Meeresspiegel finden wir heutzutage die Kalklager, jene Riesenwerke der Meeresbewohner, nein, wir sehen sie sogar als mächtige Gebirgszüge weit das Flachland überragen. Da nun diese Bergzüge durch die ihnen eingelagerten Ueberreste organischer Wesen als Meeresproducte sich unzweifelhaft documentirt haben, so müssen irgendwelche Katastrophen sie über das ehemalige Niveau des Meers emporgerückt haben. Eine neue Gewalt, das Feuer, tritt hinzu, umwälzend was Luft und Wasser gebildet haben. Nicht blos Erhebungen des Bodens sind Zeugen seiner Thätigkeit, nein, noch untrüglichere Spuren bieten die gewaltigen Zerreißungen fester Gebirge und die Verwerfung und Schiefstellung der Schichten, die horizontal im Meere sich abgelagert hatten, dafür dar daß von dem glühenden Erdinnern aus bald hier bald dort Durchbrechungen oder Erhebungen der fertigen Erdrinde stattgefunden haben. So gewaltsame Eingriffe finden aber ihre Erklärung nicht in einem stetig fortschreitenden Processe, sondern nur in vorübergehenden Einwirkungen, und wiederum ist es das Wasser dem wir dieselben zuschreiben müssen. Wenn nämlich das Wasser auf seinem Wege in das Innere der Erde mit jenem geschmolzenen Kerne in Berührung tritt, wird es in Dampf verwandelt. Dieser Dampf erfüllt nun die Räume über den Gluten, bis die überliegende Erdrinde von seinem gewaltigen Drucke erschüttert und zersprengt wird. Dann werden unter Erdbeben gewaltige Massen von Wasserdünsten, Asche und Sand einschließend, aus den gebildeten Schlünden emporgeschleudert, während die mitemporgerissenen flüssigen Stoffe als Lavaströme sich ergießen. Mit solchen vulkanischen Processen scheinen indeß auch die langsamen Erhebungen der Küsten in Verbindung zu stehen, wie sie ununterbrochen am Bothnischen Meerbusen, in Absätzen aber an der chilenischen Küste vorsichgehen. Sind aber bedeutende Lücken im Innern der Erde, sei es durch Emportreibungen der Erdrinde, sei es durch Lavaaustritt entstanden, so kann auch ein Durchbruch an einer dünnen Stelle der Erdrinde durch den Druck des Wassers von außenher erfolgen und dadurch eine Erniedrigung des Meerniveau und somit eine Vergrößerung des Festlandes eintreten. Auch solche Erscheinungen mögen nicht selten erfolgt sein.

So brachten die gewaltsamen Eingriffe des Feuers Leben und Bewegung in die ebenmäßig gelagerten Bildungen des Wassers, und eine Erdrinde ist gebildet aus vielfach durcheinandergewürfelten Schichtungen, deren Dicke wir zwar nicht ermessen können, von denen wir aber annehmen daß sie bis auf ⅓ Meile herabreicht. Welche Zeiträume aber erfoderlich waren für die Bildung so kolossaler Ablagerungen, dafür steht uns kaum ein Maßstab zugebote. Wenn wir einen Anhalt für die Berechnung in den Ablagerungen des Nils suchen, als den einzigen deren Alter wir durch die von ihnen theilweise bedeckten Denkmale menschlicher Thätigkeit erforschen können, so finden wir für ein Jahrhundert eine Bodenzunahme von 3⅓ Zoll. Hiernach ergeben sich für unsere Erdrinde 5,760,000, und wenn man, wozu die Eigenthümlichkeit Aegyptens auffodert, den Maßstab als um die Hälfte zu hoch anschlägt, 11,520,000 *) Jahre.

*) Unser Verfasser setzt durch einen Rechnungsfehler 5,761,000 und 11,120,000 Jahre.

Doch nicht das ganze Alter der Erde umfaßt dieser Zeitraum, sondern nur den kleinen Abschnitt in dem aus den schon fertigen kristallinischen Wassergesteinen zerstörende Kräfte den fruchtbaren Boden schufen.

Wenn wir eine solche Schätzung zugrundelegen, führen uns die Ueberreste organischer Wesen ein anderes Mittel dar das relative Alter der verschiedenen Schichten zu bestimmen, indem wir nämlich annehmen dürfen daß diejenigen Schichten gleichalterig sind welche dieselben Gebilde eingeschlossen enthalten. Durch diese Betrachtungsweise haben in der neuern Zeit die Geschöpfe der Urwelt eine früher nicht geahnte Bedeutung erhalten, und die Lehre von ihnen, die Paläontologie, hat sich in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Zweige der Naturgeschichte entwickelt. Die Bruchstücke die wir so unserer Erdrinde eingestreut finden kann man mit Recht als die Denkmünzen der Schöpfung betrachten; denn sie enthalten die Typen der verschiedenen Epochen so fest eingeprägt daß man durch sie allein entscheiden kann welche Schichten gleichalterig sind, welche verschiedenen Perioden ihren Ursprung verdanken. Doch nicht allein als die Hülfsmittel geognostischer Studien sind diese Ueberreste der Betrachtung werth. Ihre genaue Untersuchung hat uns in den Stand gesetzt uns eine Vorstellung von dem organischen Leben auf der Erde zu machen, wie es zu einer Zeit war die Hunderttausende von Jahren und länger der Entstehung des Menschengeschlechts voranging. Denn nur auf einen geringern Zeitraum in Bezug auf das Alter der Erdrinde, wenngleich auf einen viel längern als an den irgend eine Sage hinaufreicht, läßt sich das Alter des Menschengeschlechts schätzen. Gebeine von Menschen finden wir bis in eine Tiefe die 200 Fuß nicht übersteigt, und so können wir nach unserer obigen Berechnung das Alter des Menschengeschlechts entweder auf 72,000 oder auf 144,000 Jahre abschätzen.

Die Resultate zu denen anatomische Forschungen und die Vergleichungen der aufgefundenen Thierreste mit den lebenden Thieren die Zoologen bisher geführt haben sind im Wesentlichsten diese: 1) Die Thierformen früherer Perioden sind in einigen wenigen Fällen ganz identisch mit noch lebenden Arten; sie sind also nicht untergegangen, sondern aus der Vorzeit in die Gegenwart hinübergegangen. 2) Gewisse untergegangene Thierformen sind die Vorbilder lebender Arten, sie entsprechen ihnen im Ganzen, unterscheiden sich aber von ihnen in gewissen wesentlichen Punkten, sodaß man sie als eigene Arten ansehen muß. 3) Andere der untergegangenen Thierformen lassen sich nur als die Glieder einer lebenden Thierfamilie unterbringen, sind aber von den lebenden Arten und Gattungen wesentlich verschieden. 4) Sehr viele und namentlich die ältern der untergegangenen Thiere passen in keine einzige der gegenwärtig vorhandenen Thierfamilien, sondern sie repräsentiren zahlreiche Gruppen der Jetztzeit zugleich als einfacher Urtypus der jetzt vielfach variirenden Formen. 5) Einige wenige untergegangene Thierformen sind so eigenthümliche Bildungen daß wir sie wol neben die lebenden einreihen, aber nicht sie darauf zurückführen können. Es sind die selbständigen Gestalten der Vorwelt, welche der Gegenwart gänzlich fehlen.

So gewährt dies Studium der Paläontologie für viele Fälle eine klarere Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Thiergruppen und Familien, und es ist heutzutage nicht möglich sich eine Uebersicht des Thierreichs zu erwerben, wenn man sich nicht bekanntmacht mit den Bildungen jener längst verschwundenen Generationen. Unter den Thierclassen dürfen wir die Polypen als die ältesten ansehen, und so wenig weichen ihre Formen von denen der Jetztwelt ab daß wir die ältern meist mit den lebenden in dieselben Gattungen zusammenstellen können. Durch alle Perioden halten sie aus, nur einzelne Arten und Gattungen sterben aus um andern platzzumachen. Die Seesterne dagegen und Seeigel sind in den ältern Schichten durch ganz abweichende, jetzt ausgestorbene Formen repräsentirt, und nur eine einzige Art, der Pentacrinus Caput Medusae in Westindien, ist als lebendiger Repräsentant der wunderbaren Crinoiden noch geblieben. Schnecken und Muscheln finden sich ziemlich gleichförmig durch alle Formationen, wenngleich in der ältern Zeit in andern Gattungen und Arten als heutzutage. Nur einzelne Gruppen beschränken sich auf kürzere Zeitabschnitte; so enthalten besonders die Jura- und Kreideformation die eigenthümlichen jetzt ausgestorbenen Ammoniten und Belemniten, Goniatiten, Orthoceratiten, Clymenien, die in der ältesten Zeit die Repräsentanten derselben Gruppe der Cephalopoden abgaben. Bei den Krebsen läßt sich die Ausbildung von den einfachen Urtypen bis in die Mannichfaltigkeit der Jetztwelt durch die verschiedenen Perioden verfolgen. Spinnen und Insekten finden sich wenige, und diese besonders im Bernsteine vor. Unter den Rückgraththieren sind die Fische die ältesten Erdenbewohner, aber sie waren in der ältern Zeit nicht mit den runden Schuppen versehen, sondern waren Eckschupper oder besaßen nur theilweise Knochenschilder in ihrer Hautbedeckung. Die wunderbarsten Gestalten enthält die Classe der Amphibien, und die hierher gehörigen Kolosse, die Ichthyosauren, Plesiosauren, die Pterosaurier, Enaliosaurier und Labyrinthodonten, haben vielfach die Aufmerksamkeit der Zoologen in Anspruch genommen. Unter ihnen finden wir die ältesten Rückgraththiere die Luft geathmet haben. Schildkröten und Krokodile finden sich erst später. Von den Vögeln wissen wir Weniges, desto genauer sind unsere Kenntnisse der Säugethiere: ein Resultat hauptsächlich von Cuvier's umfassenden Arbeiten. Die Säugethiere gehören wesentlich der letzten der tertiairen Periode an, und im Allgemeinen waren die Arten der allerletzten Periode den lebenden analog, nur meist größer und in ihrer Verbreitung über den Erdboden weiter in den Norden hinaufreichend. Dagegen weichen die etwas ältern im Gattungs- und oft auch im Familiencharakter von den heutigen ab, und dahin gehören die Anoplothe-

Digitized by Google

rien, Anthracotherien, Dinotherien, Hippotherien und das wunderbare Seeungeheuer das Zeuglodon.*) 28.

Tagebuch aus Italien 1849 von August von Hoffstetter. Mit zwei Uebersichtskarten von Rom und den römischen Staaten, und fünf Tafeln mit Plänen und Croquis. Zürich, Schultheß. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Vorworte zu dem zweiten Bande der mit Recht so allgemein bekannten und verbreiteten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" wird auf die in Nr. 225 d. Bl. f. 1842 erschienene „ebenso gründliche als geistvolle Beurtheilung" hingewiesen. Auf eine nähere Kritik des militairischen Inhalts des „Tagebuchs aus Italien" ist es hier nicht abgesehen. Doch bliebe es eine Lücke wenn nicht auch in d. Bl., theils um des reichen Stoffs, theils um der hervorragenden Persönlichkeit des Verfassers willen eines Werks Erwähnung geschähe das bereits eine Uebersetzung ins Italienische gefunden hat, und dessen Erscheinen in Italien als ein freudiges Ereigniß begrüßt wurde. Umsoweniger darf hier mindestens eine kurze Anzeige fehlen, als auch das „Tagebuch" ebenso belehrend als unterhaltend geschrieben, und als es in gleichem Maße wie die „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" so gut für Eingeweihte als für Laien im Kriegswesen befriedigend ist; obgleich die Verfasser beider Schriften ganz verschiedene Zwecke verfolgten, und in sehr abweichenden Formen andere Stoffe behandelten. Hatte Hr von Pönitz in den „Briefen" seine Betrachtungen über das ganze Gebiet der höhern Kriegskunst und über einen guten Theil der neuern Kriegsgeschichte ausgedehnt, so gibt uns Hoffstetter in bestimmter und scharf begrenzter Fassung das lebensfrische Bild eines besondern Kriegs, oder einer kriegerischen Episode aus den revolutionnairen Kämpfen der jüngstverflossenen Jahre. Er gibt es aber mit jener Unmittelbarkeit und jenem sichtlichen Gepräge der zweifellosesten Wahrheit selbst in allen einzelnen Zügen, wie es nur aus dem schöpferischen Miterleben der Ereignisse in Verbindung mit der schärfsten Beobachtungsgabe hervorgehen kann. Und hatte der Verfasser der „Militairischen Briefe" seine kriegswissenschaftlichen Belehrungen durch humoristische Zugaben auch den Laien mundrecht zu machen gesucht, so gewinnt das „Tagebuch" durch die Erlebnisse der handelnden Personen, durch die oft tragisch erschütternden Auftritte, deren Wirkung durch die einfache Sprache in der sie geschildert werden nur noch mehr erhöht wird, einen fesselnden Reiz für alle Arten von Lesern. Mit der Spannung in welche ein mit künstlerischem Geiste geschriebener Roman seinen Leser versetzt, folgt man Tag für Tag der Erzählung des Verfassers, und findet auch hier die Wahrheit bestätigt daß die treueste Abspiegelung einer bedeutungsvollen Wirklichkeit zugleich echte Poesie ist. Zwischendurch aber werden auch dem Forscher in den Kriegswissenschaften und in der Geschichte der Kriege sehr wichtige Aufschlüsse, Belehrungen, Winke und Warnungen gegeben; namentlich über solche Gegenstände die in den Schriften der bloßen Theoretiker meist nur beiseite liegen bleiben.

Aus jedem Blatte des „Tagebuch" läßt es sich herauslesen daß der Verfasser ein begeisterter Soldat, und daß er in den Geist aller Zweige des militairischen Wissens und Könnens schon tief eingedrungen ist. Früher als Offizier in Hohenzollern-Sigmaringen machte Hoffstetter zu seiner praktischen Ausbildung im Kriegswesen den Feldzug gegen den Sonderbund unter den eidgenössischen Truppen mit. Schon damals zeichnete er sich durch Muth, Umsicht und Besonnenheit aus, besonders bei dem entscheidenden und eine zeitlang schwankenden Gefechte bei Gislikon, und erwarb sich dadurch die Achtung und das Vertrauen der hervorragendsten Führer des schweizerischen Bundesheers. Seine Ueberzeugung und der Trieb mehr und mehr den Krieg im Kriege selbst kennenzulernen führte ihn 1849 unter die Fahnen der römischen Republik und in Garibaldi's Corps. Hatte Hoffstetter im Anfange mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen bis er die verdiente Anerkennung fand, so geschah Dies doch bald, da er sich mit bewunderungswürdig sicherm und raschem militairischen Takte in die dortige Art und Weise der Kriegsführung wie in die eigenthümlichen Terrainverhältnisse hineinfand, und da er im dichtesten Kugelregen der zum Theil sehr mörderischen Gefechte eine unwandelbare Kaltblütigkeit und Besonnenheit, eine unerschütterliche Tapferkeit und Geistesgegenwart bewährte. Auf dem merkwürdigen Zuge Garibaldi's von Rom nach S.-Marino finden wir ihn daher als Chef des Generalstabs. Aber auch früher schon hatte er einen einflußreichen Antheil an allen Operationen genommen, wenigstens an denen des Garibaldi'schen Corps.

Der Verfasser weist auf manche Lücke und Mängel der römischen Kriegsführung hin, und spricht über mehre Persönlichkeiten einen ernsten, aber wohlbegründeten und gemessenen Tadel aus. Seine aufrichtige Freundschaft für den unglücklichen Manara, sowie seine Anerkennung und Bewunderung für die Fähigkeiten und den Charakter Garibaldi's gereichen ihm jedoch umsomehr zur Ehre als Garibaldi doch nicht immer die von Hoffstetter entworfenen Dispositionen befolgt hatte, sondern einige mal zu seinem eigenen Nachtheile davon abgewichen war. Dies geschah namentlich bei einem der mislungenen Ausfälle aus Rom, wo Garibaldi von der durch Hoffstetter entworfenen Marschordnung abging, weil sie ihm für eine nächtliche Unternehmung und bei des Kriegs nicht völlig gewöhnten Truppen allzu verwickelt schien. Der Letztere hob aber wol mit Recht hervor daß seine Marschordnung nur einen Aufmarsch bezweckte welcher die zum Ausfalle verwendeten Truppen in rascherer Entwickelung vor das zu erreichende Object gebracht hätte.

Man könnte den Verfasser beneiden daß ihm vergönnt war in der kurzen Frist weniger Monate einen so mannichfachen Stoff zur Bereicherung seiner militairischen Erfahrungen vorzufinden. Wir sehen ihn zuerst im offenen Felde in den Gefechten gegen die Neapolitaner, deren Kampftüchtigkeit im Vergleiche mit derjenigen der römischen Truppen nicht eben im glänzendsten Lichte erscheint; während doch das „Tagebuch" im Ganzen sehr wesentlich beitragen wird manche militairische Vorurtheile zu verscheuchen die noch gegen die Italiener in Bausch und Bogen vorherrschen. Wir begegnen ihm sodann in der angestrengtesten Thätigkeit während aller Phasen der Belagerung Roms durch das übermächtige französische Heer unter Oudinot, wo er auch der Tapferkeit und Kriegsgewandtheit der Franzosen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir begleiten ihn auf allen Schlangenwindungen des Schleichzugs vom Mittelländischen zum Adriatischen Meere. Mit wachsendem Interesse auch an der gediegenen Persönlichkeit des Verfassers freuen wir uns endlich mit ihm, nach überstandenen tausendfachen Gefahren, seiner glücklichen Rückkehr zu den frühern schweizerischen Kampfgenossen. Es ist wol kaum zu bezweifeln daß man in der Schweiz darauf denken wird für das eidgenössische Heerwesen die Dienste eines Mannes dauernd zu gewinnen der noch im vollkräftigsten Jugendalter schon so Vieles geleistet hat, und der nach den vorliegenden thatsächlichen Zeugnissen noch weit Größeres erwarten läßt. 43.

Die Schlechtigkeit der Demagogen.

Macaulay sagt in seiner „History of England" (Cap. 5): „In jedem Zeitalter sind die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter Demagogen zu finden." Inniges Behagen wird strengconservative Gemüther bei dieser Aeußerung erfüllen; mit stolzem Triumphe werden sie auf eine so gewichtige Autorität hinweisen, wenn es gilt ihren tiefen Abscheu gegen

*) Den zweiten und letzten Artikel bringen wir im Monat Mai.
D. Red.

Digitized by Google

die Demagogie kundzugeben. Die Sache hat übrigens ihre Richtigkeit, vorausgesetzt daß man sie richtig ins Auge faßt. Bei allen großen politischen Bewegungen und Umwälzungen heißen die Volksführer — im Fall das revolutionnaire Unternehmen gelingt — Helden, große Männer, Befreier des Vaterlandes. Dann versteht es sich von selbst daß ein nicht geringes Theil von Tugend, Ehre und Genie sich an ihren Namen knüpft. Mißlingt aber der Versuch, so heißen sie Verschwörer, Missethäter, Hochverräther oder kurzweg Demagogen; der Begriff der Lasterhaftigkeit, Infamie oder Dummheit klebt unausbleiblich an diesem Titel. Denn stets hat es sich bei verunglückten Aufständen gezeigt daß einzelne dieser Demagogen sich gänzlich in ihren Mitteln verrechneten, und Das war dumm; andere feige davonliefen, und Das war schändlich; wieder andere ihre Genossen verriethen um sich selbst vom Galgen loszukaufen, und Das war ohne Zweifel höchst schmachvoll. Folglich hat Macaulay Recht. Und doch würde jenen Kernspruch des großen Historikers der Vorwurf arger Parteilichkeit treffen, wenn damit ausschließlich einer einzelnen Art politischer Sünder das Brandmal der Schlechtigkeit aufgedrückt werden sollte welches alle Arten, insofern man sich darauf beschränkt die schlechten Repräsentanten derselben herauszusuchen, in gleichem Maße verdienen. Oder meint man etwa daß die in ruchloser Sittenverderbniß kaum übertroffenen Royalisten am Hofe Karl's II. besser waren als die fanatischen Republikaner welche das Königthum vernichtet hatten? Ist die mordgierige Tyrannei des Oberrichters Jeffrey, welcher zum Vergnügen des Königs Jakob II. unschuldige Frauen verbrennen und auf einer einzigen Rundreise 330 Männer köpfen oder hängen oder viertheilen ließ, weniger abscheulich als der Versuch des Herzogs von Argyle und seiner Freunde denselben König Jakob zu entthronen? Wollte man solche Beispiele aus allen Classen und Parteien geflissentlich hervorheben, so würde das von Macaulay über die Demagogen gesprochene Urtheil eine furchtbare Ausdehnung und Allgemeinheit erlangen; man könnte dann sagen: es finden sich in jedem Zeitalter die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter allen Standes- und Gesinnungsgenossen, als da sind Reactionnaire, Conservative, Liberale, Radicale, Rationalisten, Pietisten, Minister, Generale, Geistliche, Kaufleute, Handwerker, Richter, Advocaten ꝛc. ꝛc.

Dies wurde niedergeschrieben, nicht um den Herren Demagogen einen Gefallen zu thun, sondern um zu zeigen daß es rathsam ist dergleichen Kernsprüche, kämen sie auch aus der Feder des ausgezeichnetsten Schriftstellers, nicht ohne alle Kritik hinzunehmen. 29.

Bibliographie.

Bequignollet, H. v., Blondel — Ein Lied vom Kreuze. — Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Bilder aus Oestreich von einem deutschen Reisenden. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das illustrirte Frauenzimmer. Humor, Satire und — Wahrheit. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Guyot, A., Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte des Menschen. Vorlesungen für Gebildete. Deutsch bearbeitet von H. Birnbaum. Mit 3 physikalischen Karten. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jósika, N., Ungar und Spanierin. Roman. Frei nach dem Ungarischen bearbeitet von E. Kovács. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kannegießer, O., Für Religion und Kirche. Vier Aufsätze für das gebildete Publicum. Eilenburg, Schreiber. 8. 7½ Ngr.

Keiblinger, J. F., Geschichte des Benedictinerstifts Melk in Niederöstreich, seiner Besitzungen und Umgebungen. 1ster Band: Geschichte des Stiftes. Mit Abbildungen von Römersteinen und Siegeln. Wien, Beck. Gr. 8. 6 Thlr. 24 Ngr.

Koch, F. E. L., Die deutschen Colonien in der Nähe des Saginaw-Flusses. Ein Leitfaden für deutsche Auswanderer nach dem Staate Michigan in Nord-Amerika. Entworfen nach eigener Anschauung und Erfahrung. Mit 1 Karte und 1 Plan. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kovács, E., Batthyany der letzte Magnat. Roman aus Ungarns neuester Geschichte. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mügge, Thdr., Der Voigt von Silt. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Nord, W., Dichterspiele zur Erheiterung ernster Zeiten, in italienischem Styl nach Casti animali parlanti und Tassoni Secchia rapita. Wien, Beck. 1850. Br.-8. 14 Ngr.

Riedel, A. F., Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des Preußischen Königshauses. Das Aufsteigen des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zur kurfürstlichen Würde und zur Reichsstatthalterschaft in Deutschland dargestellt. Berlin, Ernst u. Korn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schosser, A., Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steyermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Declamatorien dargestellt. 2te Auflage. Steyr. 1850. 8. 24 Ngr.

Seidl, J. G., Lieder der Nacht. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Sollinger. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thielau, W. E. F. v., Gemeinschaftliche Productions-Steuer vom Salz und Rübenzucker in Deutschland. Ein Votum. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, R., Das Böse in der Welt. Predigt gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 27. Januar 1851. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Bally, A. v., Das neue Oestreich, seine Handels- und Geldlage. Wien, Beck. 1850. Gr. 8. 9 Ngr.

Bülau, F., Das Jahr 1850. Zeitbetrachtungen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen. Predigt über 2. Buch Mosis Cap. 20, V. 7 gehalten am 26. Januar 1851. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Predigt über Jesaias Cap. 56, V. 2 gehalten am 12. Januar 1851. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Die anvertrauten Pfunde. Der Hirt und seine Schafe. Das hochzeitliche Kleid. Drei Predigten, gehalten im Octbr. 1850. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Predigt über Evangelist Lucas 11, Vers 33—36. Gehalten am 10. Novbr. 1850. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kolb, G. F., Die Verwerflichkeit der Grundlage des französischen [nun auch in Deutschland eingeführten] Strafrechtsverfahrens, und die Nothwendigkeit einer wahren Sicherung der persönlichen Freiheit. Speyer, Lang. 8. 3 Ngr.

Manifest Sr. Eminenz des Kardinals Wiseman und Hirtenbrief Sr. Hochw. des Erzbischofs (William Bernard) von Birmingham. Zur Beurtheilung der jetzigen antikatholischen Bewegung in England. Wien, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Merckel, W. v., Die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. Bezirks-Vereins-Vortrag. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Unger, F., Bevorwortung der am 4. Novbr. 1850 an der Hochschule in Wien begonnenen Vorträge über Geschichte der Pflanzenwelt. Wien, Beck. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 66. —— 18. März 1851.

Ueber „Francesca von Rimini", Tragödie von Paul Heyse *), und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

Das tragische Geschick der Francesca von Rimini ward schon für die Mitlebenden in der bekannten schönen Stelle der „Divina commedia" dichterisch ausgeprägt und hat mehrfach auch Spätern den Gegenstand für dichterische Darstellung gegeben. Ihnen hat sich ein Jüngster angereiht, Paul Heyse, von dem uns in der oben bezeichneten Tragödie sein dramatisches Erstlingswerk vorgelegt wird. Das Werk gibt uns zu manchen nicht unbegründeten Bedenken Anlaß; aber es enthält zugleich eine so eigenthümliche Behandlung des Stoffs und hierin einen so charakteristischen Beitrag zu der poetischen Richtung der Gegenwart, es macht uns zugleich mit einem dichterischen Talente von so entschiedener Gewalt und Bedeutung bekannt, daß ein näheres Eingehen auf dasselbe und der Versuch dies dichterische Vermögen in seiner Eigenthümlichkeit darzulegen hinreichend gerechtfertigt erscheint.

Zunächst wird auf den Stoff wie er vorliegt und wie er von einigen frühern Bearbeitern behandelt ist ein Blick zu werfen sein. Der Gesichtskreis des Beurtheilers wird hierdurch von vornherein die genügende Weite, das Urtheil durch die von selbst sich darbietenden Vergleichungspunkte eine festere Begründung erhalten.

Francesca war die Tochter des Fürsten von Ravenna, Guido da Polenta. Die Polentanen hatten mit den Malatesten, den Fürsten von Rimini, in Fehde gelegen. Beide Häuser hatten sich nach dem Frieden gesehnt; der Friede war geschlossen und dadurch besiegelt daß Francesca dem zweiten Sohne des alten Malatesta, dem Gianciotto (oder Gian Sciancado — Johann dem Lahmen — oder Lanciotto) vermählt ward. Der ältere Sohn, Malatesta der Einäugige, war im Jahre 1312 nach des Vaters Tode zur Regierung gekommen. Gianciotto, wie der Name andeutet, war misgestaltet und rauhen, wilden Gemüths. Ein dritter Sohn, Paolo, führte den Beinamen des Schönen. Zwischen ihm und Francesca entspann sich ein Liebesverhältniß. Gianciotto überraschte sie und ermordete Beide.

Im zweiten Höllenkreise, wo die Schatten Derer die im Leben die Vernunft dem sinnlichen Triebe untergeordnet von einem ewig kreisenden Sturme umhergetrieben werden, begegnete Dante den Schatten Francesca's und Paolo's. Im fünften Gesang der „Hölle" gibt er die Schilderung dieses Begegnisses. Er hatte Francesca, wie es scheint, im Leben wohl gekannt und weilt mit innigster Theilnahme bei dem Verhängniß ihrer Liebe. Sie erzählt ihm in schlichten Worten von dem Ursprunge, von der „ersten Wurzel" dieser Liebe. Sie hatte mit Paolo das Buch von der Liebe Lanzelot's, eines der Ritter von König Artus' Tafelrunde, gelesen; das Buch hatte ihren Blicken das beredte Wort gegeben; der Kuß Lanzelot's hatte sie zum ersten Kusse vereinigt; an jenem Tage hatten sie nicht weitergelesen.

Bei den Erklärern Dante's, die sich bemühen die Nebenumstände der von ihm angedeuteten Thatsachen ausführlichst beizubringen, finden wir noch eigenthümliche Aufschlüsse über die Geschichte von Francesca's Verheirathung, freilich mit mehr oder weniger novellistischen Zügen. Die zumeist als gültig angenommene Erzählung ist die: daß Gianciotto gefürchtet habe Francesca möchte ihn seiner Misgestalt halber verschmähen, und daß daher, im Einverständniß mit ihrem Vater, der die Furcht getheilt, aber der politischen Verhältnisse wegen die Heirath dringend gewünscht, eine List ins Werk gerichtet sei. Paolo sei an der Stelle des Bruders erschienen und habe die Heirath durch Procuration vollzogen; Francesca — ohne Kenntniß dieser Formalität — sei ihm, den sie als ihren wirklichen Gatten betrachtet, desselben Tages nach Rimini gefolgt und der Verwechselung erst innegeworden als am folgenden Morgen sich Gianciotto statt Paolo's von ihrer Seite erhoben. Dante's Erzählung von der Lecture der Liebe Lanzelot's paßt dazu indeß, wie es scheint, nicht völlig. Vor Vollendung des Betrugs mußte Das was auf die Lecture folgte den Betrug vernichten; nach dem Betruge, und eben durch diesen und Paolo's Verflechtung in ihn, ist wenigstens an diejenige Zartheit des Verhältnisses wie

*) Francesca von Rimini. Tragödie in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Herz. 1850. 8. 24 Ngr.

sie von Dante geschildert wird nicht wohl zu denken. Eine Einreihung der Lecture des Lanzelot in die eben angeführte Erzählung würde jedenfalls eine ganz andere Stimmung des Verhältnisses als bei Dante nöthigmachen. Einer zweiten Erzählung zufolge war Francesca ursprünglich für Paolo bestimmt. Gianciotto kam statt des Bruders nach Ravenna, ebenfalls, wie es scheint, um die Heirath durch Procuration zustandezubringen. Aber beim Anblick Francesca's fühlte er sich getrieben sie für sich zu fodern, und die Aeltern waren außer Stande ihre Zustimmung zu dem veränderten Antrage zu verweigern. So sei Francesca Gianciotto's Frau ohne Paolo's Schuld geworden. So konnte sich später sehr füglich das Verhältniß entwickeln wie es Dante erzählt.

Dante's Begegniß mit den Schatten Paolo's und Francesca's hat, um Dies beiläufig zu bemerken, auch einigen Künstlern das Motiv zu schöner bildlicher Darstellung gegeben. Flaxman hat dasselbe in seinen Blättern zur „Divina commedia" in einer großartig reizvollen Umrißzeichnung, einem der ausgezeichnetsten dieser Blätter, vorgeführt. Hr. Scheffer hat daraus den Stoff zu einem durchgeführten Gemälde, einem der Meisterwerke der neuesten französischen Malerei, entnommen. Der schöne Kupferstich nach Scheffer's Gemälde ist bekannt.

Vorzugsweise mußte das Schicksal von Paolo und Francesca, wie es in den angeführten Ueberlieferungen vorliegt, zur dramatischen Behandlung reizen. Doch scheint Dies erst in neuerer Zeit der Fall gewesen zu sein. Wenigstens sind mir ältere Dramen welche diesen Stoff behandeln nicht bekannt. Ich lasse der Betrachtung der Tragödie von Heyse die zweier anderer Dramen der Neuzeit vorangehen, in denen sich zugleich die Wandelungen des ästhetischen Geschmacks, wie diese in den letzten Jahrzehnden stattgefunden haben, und mit ihnen der Unterschied von Dem wonach die Gegenwart ringt deutlich erkennbarmachen.

Das älteste dieser Stücke ist die „Francesca da Rimini" von Silvio Pellico, die im Jahre 1818 erschien und aus dem Italienischen mehrfach auch ins Deutsche übertragen ist, noch neuerlichst in einer wohlgelungenen Uebersetzung von Max Waldau (Hamburg 1850). Das Stück wird von den Italienern als einer der glücklichsten Versuche vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen geschätzt. Form und Inhalt sind höchst einfach. Die erstere befolgt noch den sogenannten classischen, französisch-italienischen Dramenzuschnitt; die Scene ist die fünf Acte hindurch unverändert dieselbe, im Palast Lanciotto's (wie er hier statt des ursprünglichen „Gianciotto" heißt); die Handlung wird nur durch die vier Personen: Guido, Francesca, Lanciotto, Paolo, vorgeführt. Lanciotto erscheint als Herr von Rimini, Francesca schon als seine Gattin. Sie hat ein tiefes geheimes Leid, zu dessen Heilung der Vater aus Ravenna herbeigerufen ist. Man meint es sei der Schmerz um einen Bruder der im Kriege von der Hand Paolo's gefallen war, und der nicht zu stillende Haß gegen Paolo wegen dieser That. Paolo kehrt nach langer Abwesenheit in auswärtigen Kriegsdiensten zurück. Sie fühlt sich ihm gegenüber als Gattin eines edeln Mannes und wähnt zugleich Paolo liebe eine Andere; er ist überzeugt von ihrem Haß, obgleich vor langen Jahren, ehe sie noch Lanciotto's Weib geworden und ehe noch der Bruder gefallen war, jene gemeinschaftliche Lecture des Lanzelot stattgefunden, aber freilich durchaus nicht weiter als nur zu einigem Zittern und Erbleichen geführt hatte. Jetzt hat die Erinnerung daran das Bekenntniß der beiderseitigen Liebe zur Folge, was bald auch (schon am Ende des dritten Acts) zur Kenntniß des Vaters und des Gemahls kommt. Aber Francesca ist standhaft und bleibt standhaft; sie will mit dem Vater nach Ravenna zurück. Ein unglücklicher Zufall führt sie gegen den Schluß des Stücks nochmals mit Paolo zusammen, der Schlimmes für sie befürchten zu müssen glaubt; es geschieht nichts Unrechtes, selbst kaum mit einem Wort von Seiten Paolo's, so erregt dessen Leidenschaft ist; doch kommt Lanciotto dazu, glaubt Beide schuldig und ermordet Beide.

Eine Charakteristik der geschichtlichen, der localen Situation, auf deren Grunde die Handlung sich aufbaut, ist bei der conventionnellen Classicität der ganzen Anlage des Stücks nicht zu erwarten. Auch in den handelnden Personen erkennen wir keine besondere Eigenthümlichkeit des Charakters, selbst nicht in Lanciotto, der vorzugsweise zu einer markvollen Zeichnung Anlaß geben konnte. Der Dichter hat ihm von vornherein alle körperliche wie geistige Misgestalt abgestreift; er hat ihm das volle Gepräge eines höchst edeln Mannes gegeben und dem Leser dabei freilich die Lösung des Räthsels überlassen, wie er im Verlauf des Stücks nur auf Indicien von der zartesten Subtilität, mit zweimaligem Rückfall, einer sinnlosen Wuth verfallen konnte. Indeß sind es gerade jene subtilen Indicien um die sich das ganze Stück eigentlich dreht.

Es ist eine Leidenschaft, oder um dies grobe Wort hier zu vermeiden, ein unwillkürlicher geistiger Zug, ein Gespinnst körperloser Fäden was über den Gestalten des Dramas hinschwebt, dessen Träger sie bilden und in dessen Verwirrung und Entwirrung ihre Thätigkeit beruht. Das lyrische Element des Stücks ist somit überwiegend, der Art daß das Drama vielfach den Charakter eines Operntextes hat; in der zarten Ausführung dieses Elements beruhen auch ohne Zweifel die Erfolge die das Stück gehabt hat. Aber wie die Gestalten, nur bedingt durch die eben bezeichnete Thätigkeit und außer all und jedem Zusammenhange mit sonstigen Lebenspflichten, ein eintöniges, conventionnell-ideales Gepräge gewinnen, so wird auch jenes lyrisch-leidenschaftliche Element, unbedingt durch persönliche Charakteristik seiner Träger, conventionnell, Das heißt: unwahr. Francesca drückt dieser Unwahrheit den Stempel auf, indem sie, die durchaus schuldlose, mit den Worten einer völligen Blasphemie gegen die göttliche Weltordnung stirbt: „Ewig werden drüben uns Qualen foltern." Der einseitig conventionnelle Standpunkt des Pellico'schen Stücks liegt, so hoffen wir, hinter uns, und ich bezweifle daß seine

dichterische Kraft stark genug ist dieser Einseitigkeit eine bedeutende Dauer zu sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Persepolis.

Eugen Flandin veröffentlichte vor kurzem in der „Revue des deux mondes" einen ausführlichen Bericht über seine archäologische Reise in Persien, aus dem wir in Nachstehendem einen gedrängten Auszug liefern.

Zwölf Tagereisen von Ispahan, durch endlose Wüsten, wo kaum einige stachlichte Ginsterbüsche wachsen, die von Gazellen, den einzigen dort lebenden Wesen, verzehrt werden, gelangt man nach der Ebene welche in dem gewaltigen Umfange von 70—80 Kilomètre Länge und 10 Kilomètre Breite mehre Gruppen Alterthümer umfaßt und welche jetzt Merdascht heißt. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: das eigentliche alte Persepolis, Istakhr und Tacht-i-Dschemschid. Manche meinen dagegen daß Istakhr nur die Nachfolgerin der Stadt des Darius gewesen sei, bis auch sie durch die Araber zerstört wurde. Bekanntlich erzählen die griechischen Schriftsteller daß Alexander die Königsstadt seinen Soldaten zur Zerstörung preisgegeben habe und nur den Palast habe schonen wollen, bis auch dieser von den Flammen ergriffen wurde: während die Orientalen nur den letztern zerstört werden, die Stadt aber ihn lange überdauern lassen.

In dem westlichen Theile Merdaschts sind drei Felsmassen in Kegelform; Fundamente und selbst Mauerreste auf die man zwischen ihnen stößt lassen auf eine befestigte Verbindung dieser drei Citadellen schließen. Auf der mittlern, Kaleh Serb, d. h. Veste der Ceder, findet man ein künstliches Cisternenwerk und eine uralte Ceder. Wie die Steine hinaufgekommen ist unerklärlich, wenn man nicht den jetzigen Personen glauben will daß sie durch Ziegen hinaufgetragen werden seien.

Ueber den Sümpfen der Ebenen erblickt man die prächtigen Ruinen von dem eigentlichen Persepolis, namentlich die 15 Säulen, deren vergoldete Fronten in der Abendsonne erglänzten. Das Schweigen dieses Orts wird Nachts kaum vom Flug der Eulen oder dem kläglichen Tone des Schakals gestört. Diese Einsamkeit macht den Anblick des ehemaligen Glanzes den Alexander darniederwarf ernst und traurig.

Um gegen räuberische Ueberfälle der umwohnenden Stämme einigermaßen gesichert zu sein wählten wir, da wir einige Zeit zum Studium verweilen wollten, eine niedrige Terrasse zum Lager, welche von zwei Seiten steil abfiel, von der dritten durch eine große Mauer gedeckt und nur von der vierten Seite zugänglich war. Ueberdem ließen wir uns noch drei Soldaten gegen hohen Sold vom Gouverneur von Schiraz geben.

Der Palast stand auf einem Plateau, von welchem aus der König der Perser einen mächtigen Theil seines Reichs überblicken konnte. Dieses Plateau, 10 Mètre hoch, ist 473 Mètre lang und 284 breit. Ehemals war es ganz von den zum Palaste gehörigen Gebäuden bedeckt. Die Mauer ist ein wahres Cyklopenwerk. Es gibt Bilder darinnen von 15—17 Mètre Länge und 2—3 Mètre Dicke, welche in zugepaßten Winkeln ineinander, ohne Mörtel, eingreifen, sodaß kaum eine Ritze zu bemerken ist. Diese Mauer öffnet sich, um einer Riesentreppe von 58 Stufen platzzumachen, welche so sanft ansteigt daß sie offenbar auch für Reiter dienen sollte.

Ein großer Theil der Mauern ist buchstäblich mit Sculpturen bedeckt. Unter ihnen zeichnet sich namentlich eine Stelle aus, welche einen Stier darstellt der, bäumend, sich vergebens gegen einen Löwen sträubt, von dem er, mit den gewaltigen Klauen gepackt, in den Rücken gebissen wird. Bei den alten Persern war es ein Lieblingsschauspiel einen Stier von einem Löwen zerreißen zu lassen. Letzterer war eines der Embleme der persischen Monarchie und stellte Stärke und Adel vor. Daher duldeten es die abergläubischen Perser nicht daß der Löwe jemals unterlag, da sie Das für eine böse Vorbedeutung hielten. Man richtete es deshalb immer so ein daß der Löwe den Stier von hinten überfallen und niederreißen konnte.

Mit Recht kann man dem Künstler der diese unermeßlichen Steinbilder verfertigte den Vorwurf machen daß er sich nicht genug an die natürlichen Verhältnisse gehalten habe. Die Figuren sind meist zu kurz, und Menschen und Thiere stehen in keinem Verhältnisse zueinander; letztere sind meist zu klein. Da man diese Unregelmäßigkeiten indeß so häufig antrifft, so scheinen sie mehr auf Gewohnheit zu beruhen als auf Vernachlässigung des Studiums der Natur. Dagegen zeugen namentlich einzelne Partien, Gesicht, Hände, mindestens von kunstgerechter Ausführung.

Durch die Freitreppe gelangt man auf die Plattform, wo sich die mächtige Säulenreihe erhob deren Trümmer am Fuße der jetzt noch 13 aufrechtstehenden Säulen liegen. Die Verbindung der einzelnen Baue läßt sich schwer erkennen; wahrscheinlich waren es eine Hauptsäulenreihe mit drei Flügelgruppen. Unmöglich ist es eine Spur zu entdecken wie das Dach getragen worden sein mochte.

Nur von Zeit zu Zeit führten die Säulen, die man auf drei bis vier Stunden bemerkt, uns einen reisenden Perser zu. Durch ihren Ausruf: Vaih! vaih! drückten sie die Bewunderung aus welche ihnen die Sculpturen einflößten. Sie kamen immer heran, schwatzten mit mir und überschütteten mich mit Fragen über die Ruinen und den Zweck meiner Studien. Unbegreiflich war es ihnen daß ich soweit übers Meer gekommen war um diese alten Ueberreste abzuzeichnen. Der Schluß den sie daraus zogen war: daß sich in meinem Lande nichts so Schönes und Großartiges fände. Bei allen Besuchen muß ich die Artigkeit und Höflichkeit rühmen; nur einer machte eine Ausnahme.

Eines Tages kam nämlich ein Nomadenstamm, Kara-Tschaden oder Schwarzzelte genannt, gezogen, um bei der Nähe des Winters in die Ebenen des südlichen Persiens zu gelangen. Er war sehr zahlreich, hatte viele Heerden bei sich und auf den Kameelen Frauen, Kinder, Zelte und Gepäck. Die Männer gingen zu Fuß, einen Stock in der Hand und die Flinte über dem Rücken. Einige junge Leute davon sprachen mit mir und gingen dann zu meinem Begleiter, Hrn. Coste, den sie indeß bei Aufnahme eines Plans sehr störten. Ich rief deshalb unserm „Goulam" zu die Leute zur Ordnung zu bringen, als einer der Elenden auf mich anlegte und dicht bei mir vorbeischoß. Leider hatte unsere Wache das Pulver von der Pfanne der Gewehre geschüttet, um es nicht naß werden zu lassen, und ich mußte mich mit einem Säbel auf die Verfolgung machen. Der Schuldige war aber längst entwischt und, um eine Geisel zu erhalten, nahm ich ein Kameel trotz des Widerstandes der Begleiter und führte es in unser Lager. Die Klagen, das Geschrei und die Verwünschungen der Weiber im Verein mit dem verzweifelten Gebrüll des Kameels als seine Kameraden sich entfernten veranlaßten mich, nach einer Stunde als der Zorn verraucht war, das Kameel zurückzugeben. Indeß schickte ich den Goulam an das Oberhaupt des Stammes, von dem ich zur Genugthuung die Versicherung erhielt daß der Schuldige bestraft werden solle.

Neben dem beschriebenen Palaste befinden sich noch viele andere große Ruinenreste. Namentlich einer dergleichen welcher ein königliches Wohnhaus gewesen sein mußte; nur mit Mühe ließ sich indeß die innere Einrichtung noch entdecken. In der Mitte des Gebäudes findet sich ein großer Saal auf dessen Boden, nachdem die Erde weggeräumt werden, 16 Grundsteine zum Vorschein kamen, die offenbar auf Säulen zur Tragung der Decken hinwiesen. Sculpturen bedecken auch diese Ruinen über und über. Unter ihnen ist besonders eine sehr häufig wiederkehrende Abbildung zu erwähnen, welche eine räthselhafte Person darstellt die mit einem Löwen, Stiere, Greif oder einem Ungeheuer kämpft welches mit gräßlichem Haupte, langen Oh-

ren, einem Horne auf dem Kopfe, Löwentatzen und Adlerklauen, am Leibe gefiedert, mit großen Flügeln und einem Skorpionenschwanze abgebildet war. Jene Person ist stets in großer Ruhe und Gelassenheit und stets als Sieger dargestellt.

Während ich diese Forschungen machte, kam ein seltsam aussehender Mann auf mich zu: mit gebräunter Haut, langen lockigen Haaren, über den Schultern ein Tigerfell und auf dem Kopfe einen Hut von gelbem Filz. Arme, Beine und Brust waren nackt, auf letzterer hing in einer schwarzledernen Kapsel ein großer Talisman; am Arme hatte er an einer kupfernen Kette eine Art Tasse aus Cocosnußschale, in der sich kleine Münzen und ein wenig Honig befand, das er mir anbot um dadurch ein Almosen zu erhalten. Dieser seltsame Mensch mit einem glasigen, unheimlichen Blicke war ein persischer Derwisch, bei den Indiern Fakir genannt, d. h. ein armer Teufel ohne Haus und Herd, der vom Betteln lebt und mit einem Stocke in der Hand vom Tigris bis zum Indus und vom Persischen Meerbusen bis zum Kaukasus wandert. Trotz ihrer gemeinen Ausschweifungen und Spitzbübereien gelten die Fakirs für Heilige und sind wegen ihrer angeblichen geheimen Tränkchen gegen Schlangenbisse, wegen ihrer Mittel gegen Impotenz und Unfruchtbarkeit der Männer und Weiber, sowie wegen des bösen Blicks gefürchtet und geehrt. Ueberall werden sie rücksichtsvoll behandelt, überall läßt man sie sich eindrängen und gibt ihnen Alles auf den Ruf „Ya-Ali!" An das Gelübde der Armuth halten sie sich nicht streng wenn es die Umstände mitsichbringen. Es gibt indeß auch welche die als wahre Asceten in tiefster Zurückgezogenheit leben. Der meinige war keiner von ihnen, der bat einen Christen um Almosen und küßte sogar den Saum meines Rockes als ich ihm das Verlangte gab.

Eine andere Ruine scheint einen einzigen Saal gebildet zu haben, war aber bis zur Hälfte der Thürpfeiler verschüttet. Auch sie ist ganz mit Basreliefs bedeckt, von denen zwei den König darstellten, ernst, in einfachem Costume, in der rechten Hand einen Stock, in der linken eine Lotosblume; sein langer Bart theilt sich auf der Mitte der Brust in zwei große Locken. Der Bart ist überhaupt bei jeder Person je nach ihrem Range anders formirt und oft ist der König nur an dessen Länge kenntlich. Der lange Bart muß daher wol ein hierarchisches Merkmal sein das den Dienstleuten untersagt war.

Zu den Ausgrabungen die wir nöthig hatten verwendeten wir die umwohnenden Perser, die aber freilich nicht weit mit ihren kurzen Hacken kamen. Das Interesse das sie bei Entdeckung der schönen Sculpturen zeigten war aber doch nicht groß genug um ihnen nicht den Gedanken einzuflößen daß unsere eigentliche Absicht nicht Wißbegierde, sondern Nachgrabung nach verborgenen Schätzen sei, die wir durch die Inschriften entdeckt hätten. So war besonders das Gerücht entstanden: wir fänden alle Tage Gold, Silber und Edelsteine, und hätten ein goldenes Gefäß entdeckt das 16 „Battemanns" oder 24 Kilogramme Goldwerth enthalte, und daß wir einen Theil davon dem Schah zum Geschenk überlassen wollten um das Andere mitnehmen zu dürfen. Diesem Glauben sind wol auch zwei nächtliche Angriffe zuzuschreiben. Gute Dienste erwiesen uns die beiden Soldaten aus Schiras, die aus unserm Gepäck eine Barrikade gemacht hatten und abwechselnd bei Nacht wachten. Um an mehre „Karavuls" oder Schildwachen glauben zu machen, steckten sie Mützen und Mäntel rings um das Feuer auf Pfähle. Trotzdem waren Herumstreifer im Finstern erschienen und hatten auf den Schuß unserer Schildwache geantwortet. An Verfolgung war bei der Nähe des Gebirges nicht zu denken.

Unter den weitern Basreliefs sind die noch zu erwähnen welche in der bizarrsten Zusammensetzung von Körpertheilen verschiedener Thiere bestehen und welche dann meist im Kampfe gegen Menschen abgebildet sind. Ein anderes stellt den König auf dem Throne dar, mit den Füßen sich auf ein Tabouret stützend. Letzteres zeugt durch die Zierlichkeit seiner Formen von einem für jene Zeit höchst entwickelten Geschmack und von weitvorgeschrittener Kunst.

In dem nördlichen Theile des Plateau, das zur gemeinsamen Unterlage der sämmtlichen Bauten dient, sieht man noch eine große Anzahl aus dem Groben zugehauener Blöcke, an sich ohne Interesse, aber ein Zeichen daß noch nicht die letzte Hand an diese unermeßlichen Arbeiten gelegt war als sie vom Brand und von der Plünderung unterbrochen wurden.

Die Erbauer dieser ungeheuern Paläste hatten aber auch an ihre letzte, unterirdische Wohnung gedacht, und die großartigen Grabstätten die, im Felsen ausgehauen, mit Basreliefs verziert, meine Bewunderung erregten, standen ihren Wohnungen im Leben an Pracht und Luxus nicht nach. Während ich diese Hypogäen durchforschte, kamen zwei Greise von kleiner Figur, aber kräftig, mit lebendigen Augen, einem Turban und schneeweißen Barte, den sie nicht wie die Perser schwarz gefärbt hatten, auf mich zu. Die Sprache die sie redeten war die Sprache Zoroaster's und der „Zendavesta", sie selbst Kaufleute aus Jezd und ihrer Religion nach Gebern, d. h. Feueranbeter, die dem großen König Dschemschid, der wie sie ein Feueranbeter gewesen war, einen frommen Besuch abstatten wollten, und sich alsbald einen Scheiterhaufen anzündeten dessen Flamme sie anbeteten. Eines der Basreliefs stellt eine solche Anbetung dar; die Scene war ganz dieselbe, und es konnte dieser Cultus also 2000 Jahre lang nicht von den Muselmännern unterdrückt werden.

Wir gelangten nach zwei Monaten endlich an das Ziel unserer Arbeit; das bisher stets schön und warm gebliebene Wetter wurde kalt und Schnee bedeckte die Gipfel der Berge. Wir sagten daher den bewunderungswürdigen Ruinen Lebewohl und machten uns auf den Weg nach Schiras. 13.

Notiz.

Rückert der Zauberer.

Als Sprachkünstler, als Sprachzauberer wird Rückert von seinen deutschen Landsleuten bewundert, aber die Ehre als Naturzauberer bewundert oder vielmehr mit Schrecken angestaunt zu werden ist ihm noch nicht in seinem deutschen Vaterlande widerfahren, wol aber in Italien. Doch war daran nicht die Gewalt seines dichterischen Vermögens schuld, sondern die Fülle seiner Kopfhaare oder, euphemistisch zu reden, seiner Locken, mit denen er wenn auch nicht wie der olympische Zeus Himmel und Erde, doch die Herzen der ländlichen Bevölkerung von Rom erschütterte. Henriette Herz erzählt davon in den „Erinnerungen": „Die Deutschen, sowol Künstler als Literaten, erregten in den nächsten Jahren nach den Freiheitskriegen bei den Römern, in höherm Grade aber als bei diesen, welchen der Anblick nicht mehr neu war, bei den Fremden, einiges Aufsehen durch ihre sogenannte deutsche Tracht, und mehr noch als durch diese durch das lang herabhängende, oft sehr verwilderte Haar, welchen Schmuck Keiner entbehren zu können glaubte, er mochte ihm nun gut oder schlecht stehen. Der große breitschulterige Rückert besonders that in Bezug auf das Haar das irgend Erreichbare. Er war außerhalb Roms ein Schrecken der Kinder, aber nicht blos der Kinder, oft sogar der Erwachsenen. Als im Sommer 1818 ich mit meiner Freundin Dorothea Schlegel und einigen andern Damen einige Monate in Genzano in einem am See von Nemi belegenen Hause wohnte, gehörte auch eine ebenfalls in der Gegend wohnende Principessa Simonetti zu unsern Bekannten. Diese ging eines Tags, gefolgt von der Amme, welche ihr Kindchen trug, aus als ihnen plötzlich Rückert, der sich damals in L'Aricia aufhielt, in den Weg trat. «Simone mago, oimè Simone mago!» (Simon der Zauberer! Wehe mir, Simon der Zauberer!) rief entsetzt die Amme aus, und war durch kein Zureden zum Stehen zu bringen. Spornstreichs und ohne sich auch nur umzublicken lief sie wieder nach Hause, hinter ihr die Prinzessin, welche alle Ursache hatte für ihr Kind zu fürchten." 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 67. —— 19. März 1851.

Ueber „Francesca von Rimini", Tragödie von Paul Heyse, und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Das zweite Stück ist „Polo und Francesca" von Hans Köster (das zweite von seinen „Schauspielen", Leipzig 1842). Während der Italiener bemüht war den Inhalt seines Dramas thunlichst auf die lyrischen Momente desselben zurückzuführen, hat ihn der Deutsche hier in behaglicher epischer, oder besser novellistischer Breite vor uns entwickelt. Form und Inhalt sind hier eben ein wesentlich Anderes geworden. Die Form ist die freiere des romantischen Dramas, mit mannichfachem Scenenwechsel; das Personal ist reicher, indem der Francesca außer ihrem Vater noch eine Stiefmutter gegeben, dem Polo (wie der jüngere der Malatesten hier heißt) ein alter deutscher Waffenmeister zur Seite gestellt ist und es auch an sonstigen Nebenfiguren nicht fehlt. Den Inhalt bildet jene erste der Erzählungen die die Ausleger Dante's enthalten, wo Polo die Werbung für Lanciotto (der auch hier diesen Namen führt und auch hier als Herr von Rimini erscheint) übernimmt.

Das Begebenheitliche steht durchaus im Vorgrunde, und wir finden dasselbe überall planmäßig, zum Theil meisterhaft, motivirt, wenn auch in der Art daß der Localcharakter und der der geschichtlichen Epoche mit seiner culturhistorischen Eigenthümlichkeit nicht sonderlich berücksichtigt, dem Ganzen vielmehr, wie schon angedeutet, ein entschieden novellistisches Gepräge gegeben ist. An heiterm, gelegentlich vielleicht zu breitem Ausmalen solcher Situationen welche man in der Malerei mit dem Ausdruck „Genre" zu bezeichnen pflegt ist dabei kein Mangel. Der Anfang des Stücks führt uns noch das feindliche Verhältniß beider Häuser, der Polentanen und Malatesten, vor. Guido's zweite Frau, Helena, geräth durch einen von Polo ausgeführten Ueberfall in die Gefangenschaft der Letztern. Es handelt sich um ihre Lösung, und nun ist sie es die zur Beilegung des ganzen Streites die Vermählung Lanciotto's mit der einzigen Erbin des Hauses Polenta, mit Francesca, vorschlägt und zugleich das dazu erfoderliche trügerische Spiel ersinnt. Sie hat aber dabei noch geheime Pläne; buhlerischen Sinnes will sie zugleich den Polo, der einen Eindruck auf sie gemacht, für sich gewinnen. Sie weckt auch später in Lanciotto leise den ersten Stachel der Eifersucht. In blinder Liebe für sie geht Guido auf den Plan ein. Die Composition der Intrigue ist in alledem vortrefflich ineinandergefügt. Die Begebenheit rollt sich nach dieser Anlage ab. Francesca, als Fürstentochter darauf gefaßt ihr Herz bei der Vermählung nicht zu fragen, erkennt freudig in Polo, als dieser statt Lanciotto's kommt, das Bild das ihrem Innern vorgeschwebt hat. Darum aber ruft sie nach der Erkenntniß des Betrugs den Fluch vor allem auf Polo herab. Doch liebt sie ihn. Die Nothwendigkeit der Trennung ist da. Polo geht nach Ravenna. Aber unbesiegbarer Drang führt ihn wieder nach Rimini zurück. Er kommt zur nächtlichen Weile in den Schloßgarten, während Francesca vom Balcon herab ihre Sehnsuchtsklage den Lüften übergab. Die nächtliche Zusammenkunft bereitet sich vor. Polo's deutscher Waffenmeister, der ihm das ganze Stück hindurch in Weinlaune und schlichter Ehrlichkeit als treuer Eckart zur Seite stand, hält Wacht, und gerade sein Wachthalten läßt Lanciotto, als diesen sein ruheloser Drang zur Stelle führt, das Geheimniß errathen. Der Waffenmeister fällt unter seiner Klinge, wie in der Schlußscene die Liebenden selbst. Für jene Lecture des „Lanzelot" hat sich in dem Stück, der erwählten Fabel und der Behandlung derselben entsprechend, keine Stelle gefunden.

Die Charaktere sind überall, nach den Bedingnissen der Handlung, glücklich angelegt. Doch eigentlich nur soweit als erfoderlich war die Handlung in Bewegung zu setzen, während eine Rückwirkung derselben auf die Charaktere nicht stattfindet. Sie bewegen sich, sie wachsen nicht mit der Handlung, wenigstens beiweitem nicht in gleichem Schritt; sie werden zum Theil selbst durch die Handlung überflügelt, wie jene Helena, die Stiefmutter Francesca's, die ursprünglich mit starken persönlichen Ansprüchen den Knoten für das Stück geschürzt hatte und im selbständigen Verlauf der Handlung alle wesentliche Bedeutung verliert. Der ganze Stoff aber wie er vorliegt, dies ganze unheilvolle Gewebe von Intrigue, Leidenschaft und Schuld, scheint sehr entschieden ein Herauskehren Dessen was innerlich in diesen Personen vorgeht nöthigzumachen.

Was davon vorhanden ist trägt wiederum mehr den allgemein lyrischen Charakter und ist in solcher Beziehung an einzelnen Stellen allerdings mit dichterischer Schönheit ausgeführt; aber es genügt nicht, es fehlt die Charakteristik des pathologischen Moments. Ich hebe zwei Punkte hervor, in denen die Entwickelung des letztern für den innern Gang der Handlung vorzugsweise von Bedeutung gewesen wäre. Der eine betrifft die Ueberredung Polo's zu dem Betruge. Wir finden ihn zu Anfang des zweiten Aufzugs zechend mit seinem Waffenmeister, ganz als einen übermüthigen Gesellen der wohl im Stande wäre etwa bei entsprechender Steigerung eben dieses Uebermuths in den gefährlichen Handel einzugehen. Dann kommt der Bruder dazu; Polo wird sehr ernsthaft und besonnen, stutzt und zaudert als Jener mit seinem Vorschlage herausrückt, und entschließt sich doch kurzweg als der Bruder einen einzigen geschickten Angriff auf seinen Edelmuth macht. Das scheint dem Unternehmen, welches, bei Lichte besehen, eben nur ein ziemlich schnödes ist, doch einen allzu schwachen Boden zu bereiten. Der zweite Punkt betrifft Francesca's Verhalten nach dem Betruge. Sie hat Polo bei seinem ersten Erscheinen geliebt, hat ihre Liebe auf der Reise anmuthsvoll kundgegeben, hat dann jenen Fluch über ihn gesprochen; aber der Fluch ist nur Ausdruck momentaner Erregtheit gewesen. Polo erscheint vor ihr, und sie nimmt den Fluch ohne Weiteres zurück und spricht ihm aufs neue ihre Liebe aus. Und doch war ihr das Entsetzlichste, ihrer Liebe die größte Schmach gerade durch den Mann ihrer Liebe geschehen: — waren solche Uebergänge zwischen Fluch und Aeußerungen der Liebe ohne die tiefsten innerlichen Wandelungen möglich?

Die eben angedeuteten Mängel sind übrigens der Art daß sie doch wol zum guten Theil wenigstens durch die volle Kunst des Schauspielers zu ersetzen oder zu verdecken sein dürften. Ich glaube daß das Drama bei den sonstigen Vorzügen seiner Anlage immerhin ein wirksames Theaterstück sein würde.

Ich schalte hier eine Bemerkung ein, die zugleich auch für die Auffassung des folgenden Stücks nicht ganz unwesentlich, vorzugsweise aber für das Köster'sche nach der in diesem vorliegenden Behandlung des Stoffs von Bedeutung ist. Die Geschichte des Betrugs den Paolo, durch das Gesetz der Liebe für Francesca bestimmt, an dieser im Interesse des Bruders ausübt, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der altnordischen Heldensage von Siegfried (Sigurd) und Brunhild (die auch in unserm Nibelungenliede noch nachklingt). Siegfried und Brunhild stehen in ähnlichem Verhältnisse, das nur insofern allerdings noch schärfer ist als Siegfried schon früher um Brunhild geworben hatte, von dieser geliebt und nur durch Zauberkunst zum Vergessen seiner ursprünglichen Liebe gezwungen war. Siegfried gibt sich dann ebenso zu dem Betruge her, der Brunhild in Gunther's Arme führt. Er kämpft statt des Letztern in ihrer Heimat und noch in der Brautnacht zu Worms mit ihr. Sie aber fühlt als sie zur Erkenntniß des Betruges gelangt mit voller Gewalt die ungeheuere Schmach die ihr dadurch widerfahren, und weiß diese Schmach, statt ihrer mit einem schnell verklungenen Fluche zu gedenken, nur durch Siegfried's Mord zu rächen. Das ist das Ziel bis zu dem die Rache der in ihrem innersten Wesen verletzten Weiblichkeit bei dem noch ungebändigten Walten des Naturtriebes führt. Welch eine tiefeindringende dichterische Gewalt, welche Fülle innerlichster Bewegungen ist erfoderlich um nicht blos die Bändigung dieses natürlichen Gefühls, wie sehr immerhin die Civilisation an demselben geglättet und gefeilt haben möge, um auch das Umschlagen dieses Gefühls in eine neue, erhöhte, bis zum gemeinschaftlichen Untergange hinrollende Liebesleidenschaft der Geschichte Francesca's gemäß, wahr und glaubhaft erscheinen zu lassen!

Als drittes Stück reiht sich den eben besprochenen nunmehr die „Francesca von Rimini" von Paul Heyse an. Wir finden hier der Hauptsache nach die von Köster behandelte Fabel aufgenommen, sie aber zugleich einer wesentlich abweichenden künstlerischen Absicht unterworfen. Es kam dem jüngsten Dichter, um Dies von vornherein auszusprechen, vor allem darauf an jene pathologische Entwickelung der Charaktere — und zwar augenscheinlich zugleich derjenigen subjectiven Stimmung entsprechend mit welcher er sich des Stoffs bemächtigt — zur Darstellung zu bringen. Demgemäß ist die Form, ohne irgend auf die monotone Geschlossenheit des Italieners zurückzugehen, doch wiederum eine ruhigere, voller austönende geworden als bei dem deutsch-romantischen Vorgänger. Demgemäß ist auch dem Begebenheitlichen mit seinen Nebenumständen ein ungleich geringerer Raum gegeben; ja, hierin sind Lücken, Willkürlichkeiten, Mängel vorhanden die nicht füglich zu rechtfertigen und vielleicht nur durch jugendliche Unbekümmertheit von Seiten des Autors zu erklären sein möchten. Von der Basis einer culturgeschichtlichen, einer localen Charakteristik ist hier ganz abgesehen. Von einer ursprünglichen Feindschaft zwischen den Fürstenhäusern der Polentanen und Malatesten ist keine Rede. Auch haben beide Häuser nur dem Namen nach die fürstliche Eigenschaft; ihre Verhältnisse, alle Beziehungen des Stücks hindurch erscheinen wesentlich nur als die privaten reicher Adelsfamilien. Der alte Malatesta, der Vater der beiden Brüder, lebt noch als regierender Herr von Rimini; Paolo ist ohne weitere Angabe des Grundes zum ältern Bruder gemacht. Er will sich — auch ohne Angabe des für einen fürstlichen Erstgeborenen doch aller Voraussetzung nach sehr gewichtigen Motivs — dem geistlichen Stande widmen; er hat in Bologna studirt, kommt in der Verfassung eines Studenten nach Ravenna, trifft den Bruder, der sich in Ravenna umhertreibt ohne daß der dortige Hof davon Etwas weiß, oder ohne daß die Mittel für die Bewahrung eines etwanigen Incognito angegeben wären, auf der Gasse, wird von diesem für die lügnerische Werbung gewonnen, geht sofort zum alten Polenta und bringt auch (zwischen dem ersten und zweiten Act) die verhängnißvolle Procurationsheirath zustande, ohne daß ir-

Digitized by Google

gend ein sachliches Hinderniß entgegengesetzt wäre u. dgl. m. Es bedarf des Nachweises nicht daß diese Dinge auf nicht existirenden Voraussetzungen beruhen.

Aber ebenso bedeutend macht sich jenes pathologische Moment, jene Charakteristik der Leiden und Leidenschaften, an denen edle und unedle Charaktere kranken und durch welche sie bei der Verschlingung ihres Geschicks zusammt in den Abgrund gerissen werden, gleich mit dem Beginn des Stücks geltend, ja, in so fesselnder Weise daß wir uns durch sie über die Willkürlichkeiten der äußern Anlage vorerst in der That hinweggehoben fühlen. Lanciotto (wie der zweite Bruder hier wiederum heißt) ist der häßliche wüste Gesell der ursprünglichen Erzählung. Wir finden ihn mit rohen Genossen auf der Gasse, trunken, aber in tiefem innerm Zwiespalt; denn er hatte Francesca gesehen und ein edleres Verlangen war in ihm mächtig geworden. Er übertäubt sich selbst durch schamloses Treiben. Da geht Francesca mit ihrem Vater vorüber; ihr Anblick bringt ihm aufs neue seine innere Schnödigkeit zum Bewußtsein. Dann folgt die unerwartete Begegnung beider Brüder; ihr inneres Verhältniß zueinander und zum Leben wickelt sich vor unsern Augen ab. Es ist das drückende Gefühl der körperlichen Häßlichkeit das in Lanciotto auch eine geistige Häßlichkeit erzeugt, ihn namentlich von früh auf zum Widersacher des schönen, milden Bruders gemacht hat. Jetzt könnte Lanciotto mit dem Geschick und mit dem Bruder ausgesöhnt werden; aber darf er es wagen zu Francesca zu gehen und um ihre Liebe zu werben? Paolo fühlt herzliches Mitleiden mit dem Bruder und wird von diesem nun, durch alle Mittel der Sophistik einer verzweiflungsvollen Leidenschaft, zu dem Betruge gedrängt; edel, aber ohne starken Willen, fühlt Paolo sich einen Gegengrund nach dem andern entreißen, und gibt endlich, innerlichst ermattet, seine Einwilligung. Damit schließt der erste Act. Es sind beklemmende Zustände in die wir uns versetzt fühlen; es ist uns als ob eine, allerdings meisterliche Hand die Sonde tief in krankhaft verletzte edle Theile einlegt.

(Der Beschluß folgt.)

Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution von Theodor Opitz. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ist Robespierre in der jüngsten Zeit sogar auf den Kothurn der Tragödie hinaufgeschraubt worden, darf es da noch Wunder nehmen wenn die Feder der Geschichtschreibung den Helden „in seiner einsamen, reinen, tragischen Größe" der erstaunten Welt zu zeigen den Muth hat? Es ist allerdings von Franzosen vor nicht so gar langer Zeit der Versuch gemacht worden eine Vertheidigung des so übelberüchtigten Revolutionshelden auf den natürlichen Charakter und das frühere Privatleben Robespierre's zu gründen; ihn aber gleich den mythischen Gestalten des Alterthums als eine Person hinzustellen an welcher die Moralität der republikanischen Doctrin in ihrem reinsten Glanze erscheine, in ihr sich gewissermaßen verkörpert habe, sodaß an ihr die Lehre von der republikanischen Tugend am überzeugendsten demonstrirt werden könne: dieses Gebahren mit Robespierre ist denn doch ganz neu und unerwartet. Und gleichwol ist Dem so. Denn Stellen (im Buche des Hrn. Opitz) wie z. B.: „die Seele, die Reinheit und Größe, der Heroismus der Revolution starben mit Robespierre", lassen keinen Zweifel darüber aufkommen. Und die Geschichte hat ihre Pflicht gegen „den großen Chef der Demokratie" noch nicht erfüllt. „Existirt die reinste, heroischste Gestalt der großen Befreiungstragödie nicht noch heute in vielgerühmten, geistreichen Geschichtswerken als die romanhafte Figur welche der Haß, die Verleumdung, die Todesangst verzweifelter Parteien geschaffen? Und doch gibt es nur wenig Charaktere die sich so einfach, offen, sich selber unverbrüchlich treu entwickelt haben; und doch gibt es nicht leicht ein Leben eines weltgeschichtlichen Mannes von dem man mit ebenso viel Wahrheit als von dem Robespierre's sagen kann: «Hier ist eine Bühne die weder Vorhang noch Coulissen hat und wo die Acteurs sich in Gegenwart der Zuschauer an- und entkleiden»; und doch existirt der «Moniteur» der mit unwiderleglicher Evidenz die sonderbaren Romangebilde zunichtemacht!" Allein trotzdem daß Robespierre mit allen Eigenschaften ausgerüstet erscheint die eine tragische Größe zu bilden vermögen, so war er „doch nicht der rechte Mann für Frankreich. Bald fand sich dieser rechte Mann: er bekämpfte nur die letzten Regungen republikanischer Selbständigkeit, er cultivirte die menschliche Gemeinheit, die ihm immer noch nicht gemein genug war, er verstand sich und regierte mit dem «Verbrechen»; ihm war der Mann welchen die zürnende Gerechtigkeit Robespierre's als «feilen und verächtlichen Betrüger» gebrandmarkt unentbehrlich, und die rastlose Thätigkeit dieses imperatorischen Genies, das nur für sich zu schaffen wähnte, hatte am Ende nur fremden Interessen gedient, hatte Nichts vollbracht als dem alten Gottesgnadenthum die Wege zu bereiten und es von Schranken zu befreien die seinem Absolutismus bisher noch hindernd entgegentraten". Also Napoleon steige herab von deiner Ruhmeshalle und überlaß deinen Platz der „reinen Größe" Robespierre's! Denn daß du die Tempel der Vernunft zerstört, die Religion wieder mit der Kirche in ihre Rechte eingesetzt, den zerrütteten Staatsorganismus durch neue Gesetzbücher geordnet, Frankreichs Waffenruhm durch die Welt getragen und überhaupt der Träger einer neuen Epoche in der Weltgeschichte geworden bist: was ist Das anders als eine glänzende Sünde im Vergleich zu „der tragischen Größe" eines Robespierre dessen letzte Worte lauteten: „Ich bin geschaffen um das Verbrechen zu bekämpfen, nicht es zu regieren!" Dieselbe „reine Größe" errichtete ja auch die Tempel und Altäre der Vernunft, schaffte die Religion ab und die Gebräuche welche an das Heilige erinnern und ihm gebühren. Halbnackte Frauen und Mädchen saßen in einer Löwenhaut mit Kränzen von Kornähren und Eichenlaub auf den Hochaltären; man löschte die Kerzen aus, zündete eine Schüssel mit Branntwein an und feierte um die blaue Flamme die Orgien der Naturreligion. Es ist bekannt daß der Convent das höchste Wesen (1794) „decretirte" und daß zu Ehren dieses decretirten Wesens von demselben Convent eine Festfeier für den 20. Prairial (8. Juni) angeordnet ward. Robespierre war Festpräsident. Theilen wir jetzt unsern Lesern, deren wol nur Wenige mit der bizarren Erscheinung näher bekannt sind, die Beschreibung jener Festfeier in ihren wesentlichen Zügen mit, weil sie ein scharfes Streiflicht auf den Charakter der „reinen Größe" zu werfen geeignet sind. „Der 20. Prairial war ein sehr schöner Tag: der Himmel strahlte von dem reinsten Blau. Kaum färbte das Frühroth den Osten, als schon von allen Seiten die Klänge einer kriegerischen Musik in Paris ertönten, dreifarbige Fähnchen herab von den Häusern wehten und die Thore und Säulenhallen mit grünen Gewinden bekränzt erschienen. Kanonendonner gab der Bevölkerung das Zeichen ihre Wohnungen zu verlassen. Die Straßen und öffentlichen Plätze füllten sich bald mit Menschen, welche verschiedene Gruppen bildeten, alle reich mit Blumen geschmückt. Hierauf gab sich die Menge unter Trommelwirbel eine geordnete Gestalt: die jungen Männer mit Flinten be-

Digitized by Google

waffnet bildeten ein viereckiges Bataillon um die Fahne ihrer respectiven Sectionen. Die Mütter mit Rosenbouquets und die Töchter mit Blumenkörbchen trennten sich von den Vätern welche den Degen trugen, und ihre Söhne führten einen Eichenzweig in der Hand. Eine Artilleriesalve verkündigte den Beginn des Festes. Robespierre, der im Pavillon der Flora bei dem Geschworenen Vilate ein Frühstück einnahm, betrachtete aus dem Fenster das den Garten der Tuilerien beherrscht freudetrunken das ungeheuere Zusammenströmen der geschmückten und fröhlichen Massen. «Da ist der interessanteste Theil der Menschheit, das Universum ist hier versammelt. O Natur, wie ist deine Macht so erhaben und kostbar! Wie müssen die Tyrannen bei der Idee dieses Festes erbleichen!» Er vergaß sich im Anschauen, er ließ den Convent auf sich warten. Unter kriegerischer Musik erschien er an der Spitze seiner Collegen in dem Amphitheater wo die Volksmasse versammelt war. Alles schwieg still. Da begann Robespierre: «Er ist endlich herangekommen, der für immer glückliche Tag den das französische Volk dem höchsten Wesen widmet. Niemals bot ihm die Welt die es geschaffen ein seiner Blicke gleich würdiges Schauspiel dar. Es sah auf der Erde die Tyrannei, das Verbrechen und den Trug herrschen; es sieht in diesem Augenblicke eine ganze Nation im Kampfe mit allen Unterdrückern des menschlichen Geschlechts den Lauf ihrer heroischen Arbeiten unterbrechen, um ihre Gedanken und ihre Wünsche zu dem großen Wesen zu erheben das ihr die Mission gab sie zu unternehmen und die Kraft sie auszuführen. Ist es nicht das höchste Wesen dessen unsterbliche Hand, eingrabend in das Herz des Menschen das Gesetzbuch der Gerechtigkeit und der Gleichheit, hier das Todesurtheil der Tyrannen einzeichnete? Beschloß es nicht schon im Anfang der Zeiten die Republik und setzte für alle Jahrhunderte und für alle Völker die Freiheit, die Aufrichtigkeit und die Gerechtigkeit auf die Tagesordnung? Alles was gut ist ist sein Werk oder ist es selbst. Das Böse gehört dem verderbten Menschen der seines Gleichen unterdrückt oder unterdrücken läßt. Der Urheber der Natur hat alle Sterbliche durch eine unermeßliche Kette von Liebe und Glück verbunden. Es mögen die Tyrannen untergehen welche sie zu zerbrechen gewagt haben! Franzosen, Republikaner, an euch ist es die Erde zu reinigen von Denen die sie beschmuzt haben. Die Freiheit und die Tugend sind zusammen aus dem Schoose der Gottheit hervorgegangen: die eine kann nicht ohne die andere unter den Menschen weilen. Hochherziges Volk, willst du über alle deine Feinde triumphiren? liebe die Gerechtigkeit und bringe der Gottheit den ihr einzig würdigen Cultus dar. Volk, überlassen wir uns heute unter den Auspicien des höchsten Wesens den gerechten Entzückungen einer reinen Freude: morgen wollen wir wieder die Tyrannen und die Laster bekämpfen; wir werden der Welt das Beispiel der republikanischen Tugenden geben: wir werden die Gottheit dadurch wieder ehren.»" Er schloß seine Rede, deren mittlerer Theil natürlich des Anfangs und des Endes würdig war, den wir aber füglich übergehen können, mit den Worten: „Wesen der Wesen, du kennst die Creaturen die aus deinen Händen hervorgegangen sind, ihre Bedürfnisse und geheimsten Gedanken. Der Haß gegen die Treulosigkeit und Tyrannei brennen in unsern Herzen mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande; unser Blut fließt für die Sache der Menschheit: sieh da unser Gebet, sieh da unser Opfer, sieh da den Cultus den wir dir bieten." Bei der Rückkehr von dieser bizarren religiösen Feier eilte Robespierre, der ausgesucht elegant gekleidet und freudestrahlenden Angesichts war, seinen übrigen Collegen voraus; den ehrgeizigen Schauspieler richtig erkennend, bemerkten Einige derselben sehr treffend: „Will er sich nicht zum Gott machen? Ist er nicht der Hohepriester des höchsten Wesens? Seht da den revolutionnairen Papst!" Auch diese Farce bestätigt vollkommen das Urtheil was Jacob in seinen „Beiträgen zur französischen Geschichte" ausspricht: „Robespierre's wahnsinniger Ehrgeiz strebte zu offenkundig nach der höchsten Gewalt: seine zur Schau getragenen Ideen von öffentlicher Tugend, von Moral und Menschenliebe sollten nur umsomehr die Ausschüsse der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit dem Hasse bloßstellen, als ob von ihnen allein die unzähligen Hinrichtungen ausgegangen wären." Dieser „reine Geist" würdigte das göttliche Wesen zu einem Schutzpatron der Republikaner herab, die nach seiner Meinung den Schergenauftrag hatten die „unreine Race", die Gegner der Schreckensherrschaft und der Ausgeburt des politischen Fanatismus zu vertilgen. Und um selbst die Gemäßigtern und Bessern für diese Tollheit zu gewinnen, faßte er das Volk bei seiner schwachen Seite, bei seiner Eitelkeit, bei seiner Waffenliebe, bei seinem Durst nach Kriegsruhm durch militairisches und buntes Schaugepränge. Aber er hatte Männer in seiner Nähe die ihn keinen Augenblick aus den Augen ließen, indem sie ihn richtig durchschauten und ihre eigene Gefahr ihm gegenüber erkannten; und womöglich noch schlechter und noch weniger vor Gewaltthaten als ihr Herr und Meister zurückschreckend, stürzten sie ihn ins Verderben. Sein Ausgang war bekanntlich moralisch und physisch furchtbar: er starb unter der Hand einer schrecklichen aber gerechten Nemesis.

Fragen wir jetzt, den Text des vorliegenden Buches verlassend, nach dem wahren Zweck desselben, so gelangt man bald zu folgender Ueberzeugung. Die deutschen Republikaner bedürfen eines Heros, eines Schutzpatrons, eines Talismans, zu dem sie ihre Blicke erheben und von dessen Antlitz sie Begeisterung für ihre Sache einschlürfen können. Die allbekannte und allerdings in ihrer Art hervorragende Gestalt Robespierre's schien am geeignetsten zu diesem Zwecke und Berufe zu sein. Allein das deutsche Volk kennt ihn ja fast nur als Tyrann, als Blutmenschen, als den Nero der Neuzeit. Dieses düstern Gewandes mußte er also entkleidet werden und von der Poesie sowol als von der Geschichtschreibung die Weihe einer „reinen und tragischen Größe" empfangen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß Opitz' Buch betrachtet werden. Aber gerade die rühmlichste Eigenschaft desselben, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, ist der gefährlichste Gegner der Tendenz geworden: dem aufmerksamen und kundigen Leser hat der Verfasser dem Robespierre die Maske weiter als viele Andere vom Gesicht gerissen! 41.

Literarische Notiz.

Führer durch das Britische Museum.

Die Herren Chambers in Edinburg sind kluge Buchhändler. Während — wie geglaubt wird — eine Million Menschen daran denken die Welt-Industrie-Ausstellung in London zu besuchen und nebenbei London zu „besehen", geben sie einen Führer durch eine von Londons größten Sehenswürdigkeiten: „The British Museum, historical and descriptive" (Edinburg 1851), heraus. Es würde der Million nicht zur Ehre gereichen, wenn weniger als ein Zehntel das Museum in Augenschein nähmen. Facit 100,000. Kauft dann nur Einer von Zehn einen „Chambers", macht Das 10,000 Exemplare. Gut demnach wie muthmaßlich die Speculation, ist das Buch zuverlässig gut und hilft wirklich einem Bedürfnisse ab, indem der im Museumgebäude zum Kauf ausliegende Katalog eigentlich nur besser ist als keiner. Der ungenannte Verfasser hat zwei Zwecke verfolgt: ein mal den das Museum vollständiger und unterhaltender zu beschreiben als der officielle Katalog, und zweitens den ein Buch zu liefern welches das Museum auch Denen veranschaulicht die es nicht besuchen. Beide Zwecke dürfte er genügend erreicht haben. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: 1) Allgemeine Einleitung (Entstehen, Geschichte, Verfassung und Leitung der Anstalt); 2) Heidenthum; 3) Naturgeschichte; 4) Sculpturen; 5) Bibliothek. Bei jedem Abschnitte sind eine Menge dahin gehörige wissenswerthe Dinge eingewebt. Mit Einem Worte, das Buch lobt den Verfasser, und der Käufer wird das Buch loben. 31

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 68. —— 20. März 1851.

Ueber „Francesca von Rimini", Tragödie von Paul Heyse, und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

(Beschluß aus Nr. 67.)

Der zweite Act zeigt uns die Krankheit mehrseitig vorgeschritten. Paolo hat Francesca nach Rimini gebracht. Sie hat Liebe zu ihm empfunden und Liebe in ihm, der doch nur ihr Schwager ist und dessen die Tonsur wartet, hervorgerufen. Der einfache Betrug senkt ihn, den willenlosen, in tiefes Grübeln. Aber die Qual soll sich steigern. Es ist noch nicht Abend. Lanciotto besteht darauf daß der Bruder die Rolle des Gatten noch bis zum Schluß des Tages fortspiele. Francesca's sinnig-zärtliches Wesen, das täppisch-frivole Dreinreden des alten Malatesta macht die Stunden zu Jahresmartern. Noch ein Umstand erhöht die Schwüle der Atmosphäre. Francesca ist vom Dichter ganz eigenthümlich gefaßt; so sinnig und liebenswürdig sie erscheint, so vermißt man in ihr doch — in der Art und Weise wie sie entgegenkommt, wie sie zuerst sich hingibt, wo der Mann fodern müßte — das charakteristisch Jungfräuliche. Ihr Wesen würde dies in der That Befremdliche (was im Folgenden noch ungleich stärker hervortritt) nur dann verlieren, wenn der Dichter sie etwa als junge Witwe eingeführt hätte; sollte er sein Stück später überarbeiten, so würde Dies vielleicht die allerwichtigste der erfoderlichen Veränderungen sein. Wie Dem indeß sei: die leise aufbrechende und im Lauf des Stücks immer minder verhaltene Glut dieses Weibes ist wiederum eine Macht, und zwar die stärkste, der die Natur Paolo's, unfähig einen selbständigen Willen zu behaupten, verfällt. Der dritte Act bringt Francesca die Erkenntniß des Betrugs. Sie bricht zusammen und — versucht zu beten. Von Rache, von Fluch gegen den zumeist Schuldigen, gegen Paolo, keine Spur. Sie kommt hernach noch am Morgen mit ihm zusammen; sie bringt ihm unaufgefodert ihre Verzeihung. Ein längeres Gespräch spinnt sich an. Sie hat Besonnenheit genug nach Zerstreuung die sich durch Hochzeitgeschenke darbietet auszusehen. Man kommt zur Lecture des „Lanzelot", durch die Lecture zur Umarmung. Paolo ist durch den neuen Verrath den er hiermit begangen aufs neue zerschmettert; sie ist gefaßt, sie fühlt sich gerade durch diesen Kuß erst von der Schmach entsühnt. Paolo beschließt Rimini zu verlassen; man will aber am Abend nochmals geheim zusammenkommen. Die ganze Situation ist sehr befremdlich und erscheint fast unwahr. Sie gewinnt indeß, wenn auch nicht Schönheit, so doch genügende Realität, wenn wir für Francesca ein Verhältniß etwa wie das vorhin angedeutete unterstellen. Von dem Gefühl einer durch Trug — durch Trug von dem Manne der Liebe gemordeten Jungfräulichkeit ist hier eben keine Spur; vielmehr handelt es sich hier nur um ein allgemeines Gefühl von Schmach, das der Weiblichkeit angethan ist und das seine Entsühnung durch freiwillige Hingabe an den Mann der freien Wahl sucht. Es macht sich hierin wiederum die Gewalt des Naturtriebes geltend, aber etwa der Gegenpol jenes natürlichen Gefühls welches die Brunhild der alten Sage zu Rache und Mord trieb. Wir können es bei der ganzen Passivität Paolo's, bei dem bereitwilligen Verzeihen seiner argen Schuld, bei der Schnelligkeit mit welcher die Morgenscene auf die Nacht und auf das Erkennen des Betrugs folgt, nicht verkennen daß der Naturtrieb hier seiner mitwirkenden geistigen Macht entkleidet ist. Das Schwüle, Beklemmende des ganzen Gedichts, das Element desselben, das vom höhern künstlerischen Standpunkte aus eben nur als häßlich bezeichnet werden kann, prägt sich hier, trotz der auch in diesen Scenen hervorleuchtenden meisterhaften Behandlung (und vielleicht gerade durch dieselbe) in seinem vollen Gewichte aus. Später, gegen den Schluß des Dramas, schlägt es noch einmal in scharfer Flamme auf.

Indeß ist im Verlauf des zweiten und dritten Acts noch Anderes vorgeführt worden. In Rimini lebt eine Dame von zweideutiger oder vielmehr unzweideutiger Lebensstellung, Lauretta, deren Winken Lanciotto bis dahin gefolgt war und auf deren Gemüth nun Paolo's Erscheinen auf der Gasse einen bewältigenden Eindruck gemacht hat. Sie will Paolo für sich gewinnen, nöthigenfalls mit Gewalt, sie drängt sich in das Haus ein, sie erpreßt von Lanciotto Geld zur Ausführung ihrer Pläne, sie schaut mit raschem Blick in die Lage der Verhältnisse (von denen sie hernach auch noch durch Zufall weitere Kunde gewinnt), sie wirft in Lanciotto's Brust, wo schon bei der Rolle die er selbst dem Paolo aufgedrungen alle bösen Geister auf der Lauer stehen, den zündenden Funken der Eifersucht,

den sie auch später noch trefflich zu nähren weiß. Hier entwickeln sich innere und äußere Conflicte, in denen die volle dämonische Gewalt der Leidenschaft und in ihrer Darlegung von Seiten des Dichters ein energisches künstlerisches Bewußtsein zutagetritt, das unser sittliches und ästhetisches Interesse ungleich mehr fesselt als jene Hauptfabel des Stücks, und den Schwerpunkt desselben wesentlich auf diese Seite wirft. Das zehrende Fortwuchern der Eifersucht Lanciotto's auf dem Grunde seiner ganzen Vergangenheit und des von ihm selbst beschworenen Trugs, und der Kampf dieser Leidenschaft mit den edlern Eindrücken die er momentan durch Francesca's bewußte Ruhe und Resignation empfängt auf der einen Seite, auf der andern Seite das Ringen Lauretta's, sich, freilich mit all den Künsten die eben in ihrem eigenthümlichen Gesichtskreise liegen, aus dem Schlamm ihres frühern Daseins heraus und zum Gewinn einer höhern, das Leben mehr ausfüllenden Leidenschaft emporzuarbeiten, geben hier die Elemente einer tiefen erschütternden Tragik.

Der vierte Act bringt die Conflicte, zu denen all dies Widerstreitende, durch leichte Veranlassung in noch nähere Berührung gebracht, zusammenschlagen muß. Am Ende des Acts ist die Frucht des Unheils reif; der letzte Act bricht sie vom Baum. Hier begegnen wir Francesca und Paolo noch in zweimaligem Beisammensein, im Zimmer und im Garten. Aber die Nemesis rächt sich an dem Dichter selbst für die Anlage die er ihrem Verhältniß gegeben hatte. Es fehlt diesem Verhältniß die geistige Gewalt der Leidenschaft, und es kann daher nur sinnlich zu Ende gehen. Paolo wird abermals an Francesca's fieberischer Glut, jetzt zu gleichem Fieber, entzündet. Er spricht Worte denen das Bewußtsein des geistigen Daseins schon ausgegangen ist, und sie — ähnlich, nur im entgegengesetzten Sinne blasphemirend wie Silvio Pallico's Francesca — erwidert: „So heil'ge, tiefe Dinge sprachst du nie!" Es thut wohl daß, als sie Beide durch Lanciotto ermordet sind und dieser vom Wahnwitz geschüttelt wird und der alte Vater gebrochen daliegt, Lauretta erscheint und für das zerstörte Haus sorgt und sich eine Sänfte bestellt die sie zum Kloster bringe. Sie ist die tragische Person des Stücks.

Der Dichter hat es, um das unerfreulich Wirkende seiner Tragödie noch einmal kurz zusammenzufassen, darin vornehmlich versehen daß er die Beziehung zwischen Francesca und Paolo als ein sinnliches Verhängniß gefaßt, daß er der Leidenschaft die zwischen ihnen waltet nicht zugleich das stärkere Wehen des geistigen Athems gegeben hat. Zur Strafe dafür mag er zusehen wie er mit den klugen Leuten die dem Dichter die Missethaten seiner Helden in Rechnung schreiben fertig wird. Dann aber, nach der einmal angenommenen Voraussetzung, hat er mit strenger künstlerischer Consequenz und, wennschon nicht pruder Manier, was dieser Stoff am wenigsten gestattete, so doch noch viel weniger Denen welche in der Behandlung eines solchen Stoffs ein lüsternes Behagen erwarten möchten zu Gefallen gearbeitet. Welche tragischen Conflicte er seinem Stoff im Uebrigen abzugewinnen, mit welcher Energie er dieselben durchzuführen gewußt hat, ist im Vorigen ebenfalls schon angedeutet worden. Ebenso, mit welcher Meisterschaft er dem Kranken der Seele, die der Leidenschaft dahingegeben ist, und den verschiedenen Stadien der Krankheit nachzugehen und uns dessen lebensvolles Bild aufzurollen weiß. Es muß hinzugefügt werden daß hiermit sein Vermögen in der Zeichnung der Charaktere gleichen Schritt hält. Dies gilt zunächst von Francesca und Paolo, wenn Beide auch, eben als Charaktere, die wenigst erquicklichen des Stücks sind, und ungleich mehr noch von den übrigen Personen, von Lanciotto und Lauretta, von Lauretta's kleinem Pagen, einem Muster von Burschen, wie er dem Haushalt solcher Dame ziemt, von dem alten Malatesta, durch dessen graue Haare sein ganzes ungebunden lustiges Jugendtreiben noch durchschimmert, und nicht minder von Lanciotto's wüsten Genossen in Ravenna und Rimini. Jeder Charakter steht an seiner Stelle; das Stück Handlung an welchem er Theil hat entwickelt sich mit aus ihm, wie er dadurch bedingt ist. In Sprache, Ausdruck, Vers endlich (Verse und Prosa wechseln) sehen wir eine vollkommene Herrschaft über das äußere dichterische Material. Die Gedanken sind in stetem klarem Flusse, manchmal lieblich spielend, oft in die Tiefe gehend und wühlend, oder mit einem einfachen Bilde sich umkleidend. Ueberall sind sie naiv wie die Form in der sie gegeben werden. Es ist überall Das was nach dem Moment der Handlung, nach der Stellung der Personen gesagt werden muß. Ebenso naiv ist die Satzbildung, ganz dem dramatischen Zwecke entsprechend, fest, zusammengehalten und durchweg von einem einfachen musikalischen Wohlklange durchhaucht.

Ich glaube daß die Tragödie in ihren eigenthümlichen Vorzügen (auch vielleicht in ihren Mängeln), in dem Herausarbeiten jenes pathologischen Moments und in der Durchführung desselben durch den ganzen Bau und das Geäder des Stücks, ein sehr charakteristisches Denkzeichen ist, wenn nicht für die gesammte dichterische Aufgabe der Gegenwart, so doch für einen sehr wesentlichen Theil derselben. Ich glaube zugleich — und ich hoffe daß das Vorstehende die Gründe dieses Glaubens zur Genüge dargelegt hat — daß hier eine dichterische Kraft aufgetreten ist, die der Hemmungen welche ihren freien Flug noch zu behindern scheinen sich leicht wird entledigen können, und daß der „Francesca" bedeutendere und immer bedeutendere Leistungen folgen werden. Möge der Dichter meinem Glauben bald die weitere Bestätigung bringen!

F. Kugler.

Die Philosophie der Zukunft von Smetana.

Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie von Aug. Smetana. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, dessen Lebensschicksale aus den Zeitungen bekannt sind *), stellt sich in diesem Buche die Aufgabe: das

*) Er ist vor kurzem in Prag gestorben. D. Red.

Problem welches die Philosophie jetzt zu lösen habe in seiner geschichtlichen Nothwendigkeit nachzuweisen. Gegen die Prämissen sowol im Anfange, die eigenthümliche Annahme hauptsächlich einer Philosophie des Orients, wie namentlich auch die Auffassung der neuesten Philosophie, lassen sich erhebliche Einwendungen machen; weniger Streit möchte sich erheben gegen das Ziel welches der Verfasser stellt, und jedenfalls wird der Schrift das Prädicat einer fleißigen und geistreichen Arbeit zukommen müssen.

In der Vorrede wird die Philosophie von dem Verfasser gegen die Praktiker vertheidigt, mit denen er ein leichtes Spiel hat, namentlich aber gegen die Politiker die den Deutschen den Vorwurf machen daß sie gerade über ihren Speculationen nicht zu der politischen Freiheit anderer Nationen gelangen. Denn die Freiheit sei auch nur etwas Einseitiges, Nichts als eine Negation. Ihr müsse erst ein Werth verliehen werden durch die Liebe der Menschen zueinander, diese sei aber nur möglich durch die Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge, welche bedingt sei durch die theoretischen Untersuchungen, welche anzustellen der Weltgeist dem deutschen Volke als seinen Antheil zugewiesen. Die Errungenschaften aber des deutschen Geistes in das Leben der Geschichte und der Natur einzuführen, die Geschichte zum socialen Leben zu beseelen und die Natur zur künstlerischen Schöpfung zu veredeln, diese Bestimmung ist nach des Verfassers Meinung den slawischen Völkern der Zukunft zugefallen, wie ihm die unversehrte Kraft der Slawen, die tiefe Anlage derselben zum Socialismus und ihr inniger Kunstsinn verbürgen. Der Weltgeist wird in nicht ferner Zukunft, so weissagt uns der Verfasser, unter den Slawen seinen Thron bauen, Deutschlands Bestimmung wird in Erfüllung gegangen sein, der Geist der deutschen Philosophie, nachdem er sein reiches Leben in die Schöpfungen der Liebe und Kunst ausgehaucht hat, in der Slawa unsterblich leben, sowie der Geist der Griechen und Römer in der Geschichte der germanischen Völker seine Unsterblichkeit gefeiert hat. Es kommt nur noch darauf an die deutsche Bildung zum Abschluß zu bringen, den deutschen Reichthum zu ordnen und unsern Nachkommen, d. h. den welterobernden Slawen, zum Genuß vorzubereiten. Auch diese Schrift soll nur ein Versuch sein den Abschluß der deutschen geistigen Cultur einzuleiten.

Sich als ein wichtiges und nothwendiges Moment in der Entwickelung der Menschheit zu wissen und anerkannt zu sehen, ist allerdings nichts Verächtliches, und wir Deutschen haben uns schon so sehr daran gewöhnt uns die Hellenen der Neuzeit zu nennen daß der Vergleich des Verfassers uns gar nicht mehr auffällt Aber denselben soweit auszudehnen daß mit der geistigen Befruchtung der Menschheit durch das Germanenthum nun auch unser politischer Tod eintreten müsse, dazu will sich unser Selbstgefühl doch noch nicht herablassen, so sehr die neuesten Zeitverhältnisse dasselbe auch geschwächt haben mögen; noch auch sind wir genöthigt gerade in den slawischen Völkern eine nothwendige Entwickelungsstufe anzuerkennen, denn noch sehen wir nicht daß etwas Neues in die Geschichte eintrete, wie Dies beim Erscheinen der Germanen auf dem historischen Boden der Fall war, noch weniger daß die slawischen Nationen die Träger dieser Idee seien.

Die Katastrophe der Geschichte der Philosophie, beginnt nun der Verfasser, ist mit Cartesius eingetreten, ihr Ausgang ist nicht mehr zu verkennen: es ist nämlich die Erkenntniß der Identität des Denkens und des Seins. Die occidentalische Philosophie bemühte sich von je im irdischen Wissen, die orientalische ruhte im göttlichen Sein. Das göttliche Sein ist das Princip der Einheit, das irdische Wissen das Princip der Entzweiung, der Zersplitterung, der Vielheit. Im Orient war Alles Eins: die Welt war die Gottheit selbst, die Philosophie war noch Eins mit der Religion. Erst der Occident schied die Welt und Gott, und damit entstand die Religion als Complement des von seinem Sein gelösten Wissens. Die höchste Bestimmung des Orientalen war tiefe ungestörte Ruhe und das Erkennen ihm besser als das Handeln. Der Occidentale war infolge seiner Vermessenheit die letzten Gründe der Dinge erkennen zu wollen von seinem Gott abgefallen; damit trat das Bedürfniß nach Erlösung, die Pflicht des Kampfes mit dem Bösen ein: die christliche Philosophie beschränkte das Wissen auf die sinnliche Welt, dem Wissen blieb zuletzt Nichts mehr übrig als sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Der Gegensatz der orientalischen und occidentalischen Philosophie, wie er hier nach der indischen und scholastischen Philosophie aufgestellt ist, ist aber nicht durchweg ein so absoluter. Schon die Perser verehrten deutlich abgegrenzte persönliche Gottheiten: der Schauplatz des Kampfes derselben, wenn derselbe auch zuletzt nicht mehr ein ernstlicher heißen kann, war die Welt, in denselben war der Mensch hineingezogen; und ebenso zeigt sich in dem praktischen Buddhismus der Einfluß des Wissens auf das Sein. Auf der andern Seite findet sich die orientalische Weltanschauung noch wieder in der Platon'schen Ideenlehre und selbst im Christenthum bei den Gnostikern und sogar bei griechischen Kirchenlehrern. Betrachten wir aber die occidentalische Philosophie genauer, so zerfällt die ganze Periode von Thales bis Herbart in drei Hauptabtheilungen nach den drei Kategorien Sein, Wissen und Bewußtsein in die griechische, die eigentlich christliche und die neue. Auf diese neue Philosophie deuten schon die Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Bruno und Campanella, hin; sie beginnt aber eigentlich erst mit Kant und ist wiederum Vorbild der künftigen Philosophie, welche die noch tiefere Vermittelung der orientalischen Weltanschauung mit der gesammten occidentalischen Philosophie zu gewinnen hat, wodurch allein die Identität der beiden Principien des Seins und des Wissens zum Princip der Bildung des menschlichen Geistes erhoben werden wird.

Nach dieser Einleitung theilt der Verfasser seinen reichen Stoff in zwei Capitel. Das erste Capitel behandelt die drei Richtungen der vorkantischen Philosophie, der Phase des Wissens welches entweder ein apriorisches oder ein aposteriorisches oder ein skeptisches ist, welche drei Arten des Wissens sich zueinander verhalten wie Sein, Wissen und Bewußtsein; sie werden repräsentirt durch Cartesius, Baco und Hume. Zuerst werden wir mit dem Empirismus bekanntgemacht; Baco von Verulam ist der eigentliche Begründer desselben durch die Einführung der Methode der stetigen Induction, unterscheidet sich aber wohlthätig von der rohen Empirie, wogegen Hobbes den Empirismus zum Materialismus und Atheismus hinüberführte. Gegen ihn reagirte Herbert von Cherbury, dem eine Art Instinct der Vernunft der echte Quell der menschlichen Erkenntniß ist. In Locke raffte sich der Empirismus noch einmal auf; nach ihm ist der Geist leer wie eine tabula rasa, es gibt keine angeborenen Ideen, das Material mit dem der Geist sich beschäftigt kommt aus der Erfahrung, der äußern und innern. Locke hat das Verdienst die Kritik des Erkenntnißvermögens eingeleitet zu haben; wenn auch der Materialismus sich an ihn angelehnt hat, so bleibt seine Richtung eine edle.

An Locke's Empirismus knüpft sich ein ausführlicher Excurs über die englischen Deisten, die hauptsächlich das sittliche Princip tief zu ergründen suchten, denen aber meist ein objectives Princip für die Handlungen abgeht. Die strengen Consequenzen des Locke'schen Empirismus zogen die Franzosen und gelangten zum Materialismus und Atheismus, gereizt durch die Opposition gegen den religiösen und politischen Druck ihres Vaterlandes. So strich zunächst Condillac aus Locke's System die Reflexion und behielt die Sensation als einzige Quelle der Thätigkeit der Seele, eine Philosophie die schon durch das thierische Leben widerlegt wird, wenn auch der Verfasser die Condillac'sche Erkenntnißtheorie selbst vor der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft hervorheben zu müssen glaubt. Bonnet geht weiter und leitet alle Vorstellungen von gewissen Nervenfibern ab. Vom praktischen Standpunkte liegen die Consequenzen des Empirismus vor in Helvetius, bei dem die Ethik offen in Egoismus umschlägt. Endlich artet der Empirismus

Digitized by Google

soweit aus daß der Mensch nur eine mit Empfindung begabte Pflanze sein soll, so in Lamettrie. Geschlossen wird die empiristische Richtung vor Kant durch das „Système de la nature“ 1770, die Bibel des Atheismus. Neben diesen Materialisten gingen her die französischen Aufklärer, zunächst Voltaire, dem jede höhere Anschauungsweise fehlte, dessen Wirksamkeit nur eine zerstörende ist, die Emancipation nämlich von der Knechtschaft der positiven Religion. Den Uebergang von ihm zu Rousseau, dem Schwärmer, vermittelt Montesquieu, der den politischen Despotismus bestritt. Rousseau bekämpfte den geschichtlichen Staat wie die geschichtliche Religion mit der Begeisterung des Gemüths; er hat mehr als Voltaire gewirkt, weil er die Religion zu einer Sache des Herzens gemacht hat; er schaute prophetisch in die neue Zeit. An diesem Kampfe gegen das Ueberlieferte betheiligten sich ganze Reihen von Gelehrten, unter denen vor Allen die Encyklopädisten zu nennen sind. Es ist bekannt wie sehr das Werk der Zerstörung gelang.

Die zweite Richtung der vorkantischen Philosophie ist der Rationalismus (der Verfasser vermeidet absichtlich den Namen Idealismus). Der Verfasser berücksichtigte hier aber nur die Philosophen welche deutsch geschrieben haben und es sich zur Aufgabe machten das durch Cartesius, Leibniz und Spinoza Errungene zu bewahren. Die Methode aller dieser Systeme ist die mathematisch demonstrirende, durch welche aus angeborenen Ideen oder Grundsätzen die andern Wahrheiten sollen abgeleitet werden können. Diese Methode hat für sich aufgestellt Tschirnhausen (geb. 1651, gest. 1708) in seiner „Medicina mentis“, und sie paßt trefflich zu dem Inhalte der Leibniz'schen aller systematischen Darstellung ermangelnden Lehren. Nach dieser Methode hat Christian Wolf Leibniz' Philosophie in ein System gebracht. Er ist für die Kant'sche Philosophie der Hauptvertreter des Rationalismus und seiner dogmatischen Form. Sein Hauptverdienst bleibt: daß er auf Anregung von Thomasius die Philosophie in deutscher Sprache vortrug, der erste Schritt um das deutsche Volk zu dem philosophischen zu machen; ein zweites daß er das ganze Gebiet des Wissens im Namen der Philosophie in Anspruch nahm. Die meisten seiner Ideen sind von Leibniz entlehnt, doch hat er auch Cartesianische und Spinozische Sätze. In praktischer Hinsicht nimmt sein System den Höhepunkt des rationellen Standpunktes ein; im Gegensatz zum Empirismus, dem der Egoismus die Quelle und die Glückseligkeit die Bestimmung aller Handlungen war, stellt er als Princip der Moralphilosophie die Idee der Vollkommenheit auf und erklärt diese für die wahre Glückseligkeit selbst. Insofern bahnt er dem Kant'schen Formelprincip der Kritik den Weg, nur stellte Kant, die der Vollkommenheit ipso facto inwohnende Glückseligkeit der Rationalisten nicht für genügend erkennend, neben die Sittlichkeit die äußere Glückseligkeit des Empirismus als Bestimmung des Menschen hin und vermittelte so den Rationalismus und Empirismus.

Nach Wolf holte die Bewegung die von Cartesius ausgegangen war noch einmal aus; es wurden die Hauptmomente des Rationalismus von Wolf rückwärts bis auf Cartesius reproducirt. Die Schätze des Rationalismus wurden unter das Volk vertheilt und die starren Mächte der Religion und des Rechts in den Strom der Bewegung gezogen. Dies geschah durch die deutschen Aufklärer. Der Begründer der natürlichen Theologie auf der Grundlage einer lebendigen und geistreichen Naturforschung ist Reimarus. Ihm folgen Basedow, dem die Glückseligkeit des Individuums als höchster Zweck galt; ebenso lehrte Steinbart daß alle Weisheit nur darin bestehe dauerndes Vergnügen zu erhalten. Besonders suchte Mendelssohn die Wahrheiten der natürlichen Religion fester zu begründen und klarer herauszustellen, um dadurch die Humanität zu befördern. Aehnlich wirkten Sulzer, Abbt, Engel, Garve, Ernst Platner, der sich mit skeptischem Sinne an Leibniz, und Lessing, der sich an Spinoza anschloß; auch gehört Herder hierher, der seit Montesquieu zuerst wieder Etwas für die Geschichte der Philosophie that; rein negativ dagegen wirkten Bahrdt und Nicolai.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Andreae, A., Die Anlegung neuer Apotheken vom Standpunkte der Gesetzgebung insbesondere der preußischen. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 10 Ngr.

Aus dem Nachlaße des Fürsten Alexander Hohenlohe, weil. Bischof von Sardika, Großprobst ꝛc. Gesammelt und herausgegeben von S. Brunner. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22⅓ Ngr.

Benecke's, W., System des See-Assekuranz und Bodmerei-Wesens. Vollständig und zeitgemäß umgearbeitet von W. Nolte. Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 10 Thlr.

Ferry, G., Der Waldläufer. Scenen aus dem mexicanischen Waldleben. Aus dem Französischen von G. Füllner. 3ter Band. Halle, Knapp. 8. 15 Ngr.

Das rothe Italien oder Geschichte der Revolution in Rom, Neapel, Palermo, Messina, Florenz, Parma, Modena, Turin, Mailand und Venedig seit der Papstwahl Pius IX. im Juni 1846 bis zu dessen Wiedereinzug in Rom im April 1850. Nach der 3ten Originalauflage deutsch von L. von Alvensleben. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Krebs, J., Aktenmäßig begründete Kriminalgeschichten aus alter und neuer Zeit, dargestellt. 1stes Heft. Glaz. 1850. Gr. 16. 15 Ngr

— — Der Ursprung des Preussischen Königshauses. Eine Sage. Ebendaselbst. 4. 1 Ngr.

Sievers, E. W., Shakspeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet. I.: Hamlet. Leipzig, W. Engelmann. 8. 27½ Ngr.

Spiegel, F., Grammatik der Pârsisprache nebst Sprachproben. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wackernagel, W., Pompeji. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft 27. Oct. 1849. 2te durchgesehene Auflage. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 9 Ngr.

Basler Taschenbuch auf das Jahr 1851. Herausgegeben von W. T. Streuber. 2ter Jahrgang. Basel, Schweighauser. Gr. 16. 25 Ngr.

Zeller, A., Lieder des Leid's. Berlin, G. Reimer. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, R., Die Schule des Lebens und der Natur. Predigt, gehalten vor der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München am 2. Febr. 1851. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Deininger, Rede in der Plenar-Versammlung des Vereins für freiwillige Armenpflege zu Bayreuth gehalten am 27. Jan. 1851. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Von dem Segen der Gemeinschaft mit Christo in unsern Häusern. Predigt am 2. Sonntage nach Epiphanias den 19. Januar 1851 zu Bayreuth gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Dumhof, F., Die Zeichen der Zeit. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 21. Juli 1850. München, Franz. 1850. 8. 2 Ngr.

Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem Preußischen Patrioten. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Eine Frage, beantwortet für Alle, die über diese Sache etwas Zuverlässiges zu wissen wünschen. Berlin, Brandis. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 69. —— 21. März 1851.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

Ueber ein volles Jahr ist seit dem Abschlusse des ungarischen Freiheitskampfes verflossen. Bald werden wieder die Strahlen der Frühlingssonne die Felder bei Világos beleuchten — jene traurige „Stätte des Verraths", wie sie schon jetzt genannt wird, doch kein Honved lebt mehr auf ungarischem Boden. Unheimliche Stille ist auf das verklungene Waffengetöse gefolgt, und die Ruhe des Kirchhofs herrscht in dem unglücklichen, besiegten Lande. Wo sind sie hingekommen jene Männer, deren Muth und Thatkraft das Kaiserreich zum Zittern brachte, von deren Thaten Europa sprach? Sie modern im Grabe oder essen im Auslande das bittere Brot des Verbannten; sie schmachten in den Kasematten östreichischer Festungen, und ihre Witwen beten weinend für Kossuth, während die Schuljugend auf Befehl für das Wohl des Landesvaters Litaneien anstimmt; scharenweise wurden die Söhne des Landes, die einst bei Isſaßeg, bei Nagy-Sarló geblutet, in die Reihen des östreichischen Heers getrieben, und wol die Wenigsten aus unserer Mitte erinnern sich jener Unglücklichen, wenn der feurige, wilde Rakoczy-Marsch, der ihr Blut zum Sieden brachte, der sie tollkühn zum Sturme auf die feindlichen Batterien trieb, im gehäbigen Concertsaale „Da capo!" verlangt wird.

Und all das Unglück, jenes unsagliche Elend unter dem das Land jetzt seufzt, erliegt, jene Ströme Blutes die vergossen wurden, die eingeäscherten Städte und Dörfer, der zerstörte Wohlstand so vieler Tausende von Familien — auf wessen Gewissen lasten sie? Wer gab den ersten Impuls zu dem brudermörderischen Kampfe, und wem kam der Sieg zu statten? Wir sahen beim Beginne des Streites zwei Nationen die sich bitter anfeindeten, zerfleischten — für welche Sache haben sie gekämpft? Es wurde Blut gesäet und geerntet; doch zu wessen Gunsten? Werfen wir einen Blick auf das frühere und jetzige Ungarn — es dürfte Dies zum Verständniß des Nachfolgenden von nicht unwesentlichem Nutzen sein.

Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mohácz (29. Aug. 1526), in welcher König Ludwig, der letzte Jagellonide, fiel, kam die Krone des heiligen Stephan an das Haus Habsburg-Lothringen. Seit jener Zeit — es sind volle drei Jahrhunderte — war die Geschichte Ungarns Nichts als ein fortwährender Kampf des Volks für seine verbrieften Rechte und Freiheiten, gegenüber den Bestrebungen der absolutistischen Hofpartei: sich der unbequemen ungarischen Constitution, sei es durch List oder Gewalt, zu entledigen, und das Land in ein mehr oder minder adäquates Verhältniß zu den übrigen Erbprovinzen zu bringen. Unter den Ferdinanden, Maximilian, Rudolf, Leopold wurde stets dasselbe Princip verfolgt, die Pläne in Hinsicht Ungarns immer von neuem aufgenommen, und die Aufstände Bethlen Gabor's, Rakoczy's hatten keine andere Quelle als die Kossuth'sche Erhebung. Hierzu kamen die religiösen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts.*) Namentlich aber war es die berühmte Clausel der Bulla aurea (die das Recht des Widerstandes sanctionnirte) und die freie Königswahl der Ungarn, die zu stets erneuerten Kämpfen Anlaß gaben. Als endlich der unter Leopold I. 1687 berufene Landtag die Thronfolge für die männliche Linie des Hauses Habsburg nach der Erstgeburt feststellte, athmete das erschöpfte Land für kurze Zeit wieder auf. Die Scene änderte sich bald. Nach den glücklich beendeten Türkenkriegen kehrte die Dynastie zu ihren alten Plänen zurück, die Constitution wurde neuerdings vielfach verletzt, kein Landtag gehalten, neue Steuern wurden ausgeschrieben, das Land mit deutschen Truppen überschwemmt. So kam es zu neuen Wirren und innern Kriegen, bis endlich unter Karl VI., der, da er keinen Sohn hatte und den Thron an seine Tochter übertragen wollte, den guten Willen der Nation dringend benöthigte, die Rechte und Freiheiten Ungarns nochmals verbrieft wurden. Unter ihm wurde die ungarische Hofkanzlei in Wien errichtet und der Statthaltereirath eingesetzt, obschon es Fundamentalgesetz war daß der Monarch in

*) Die Regierung Leopold's I. (1657 — 1705) besonders war für Ungarn eine Periode des Unglücks und des Schreckens. Unter diesem Monarchen wurden die empörendsten Gräuelthaten gegen die Protestanten Ungarns verübt; er ließ sie durch seinen General Karaffa zu Eperies durch Ausnahmsgerichte verurtheilen und unter den gräßlichsten Martern hinrichten. Die Geschichte hat diese Metzeleien mit dem Namen „Laniena Eperjessiensis" bezeichnet.

Ungarn residiren solle, zu welchem Behuf auch die Krone des heiligen Stephan fortwährend im Lande verblieb.*) Unter ihm endlich wurde die berühmte Pragmatische Sanction abgeschlossen.**)

Die große Maria Theresia und ihr noch größerer Sohn Joseph — der Philosoph auf dem Kaiserthrone — sowie dessen Nachfolger Leopold, Franz und Ferdinand haben sich nie auch während der heftigsten Zeitstürme jener traditionnellen Politik in Betreff Ungarns entäußert. Vernichtung der ungarischen Constitution blieb der leitende Gedanke der innern östreichischen Politik, besonders aber unter Metternich wurde jenes System auf die Spitze getrieben.

So kam der März. Die Ungarn benutzten die Bedrängnisse des Kaiserstaats und reklamirten stürmisch ihre alten verbrieften Privilegien. Aber auch die Serben, die Kroaten erhoben sich, sie verlangten Selbständigkeit, Unabhängigkeit, und das süße Wort „Gleichberechtigung", erfunden von dem damals demokratischen Minister Bach, ertönte zum ersten male in den gesegneten Gauen Oestreichs. Der Hofpartei konnte dieser Bruderzwist nur lieb sein, man intriguirte heimlich, desavouirte öffentlich, man hätschelte die Kroaten, versprach ihnen Alles — Jellachich überschritt die Drave.

Seitdem sind zwei Jahre vorüber. Was 14 Königen nicht gelang, was das Genie des großen Joseph vergeblich anstrebte, das hat das kleine Novemberministerium erreicht — Ungarn ist zum Kronlande geworden, die Magna charta existirt nicht mehr. Doch auch die Kroaten sehen sich um die Früchte ihrer Anstrengungen betrogen. Sie wollten Trennung von Ungarn, blos dem Kaiser unterstehen, nur in Betreff des Finanz- und Kriegswesens dem Reichsministerium untergeordnet sein. Was haben sie erreicht? Der Ban, früher die dritte Person im Reiche, erhielt am 24. Juni 1850 die Versicherung der kaiserlichen Gnade. Er, der früher an der Spitze der Civilverwaltung seines Landes stand, untersteht nun den Befehlen des östreichischen Ministers des Innern, alle Aemter werden von diesem besetzt, und der achte Punkt des Patents lautet wörtlich: „Die Banalregierung, die Comitats- und Bezirksbehörden haben die Anordnungen und Aufträge der vorgesetzten Behörden genau und schnell zu erfüllen." Seit dem 11. Jahrhundert mit Ungarn eng verbunden, hatten die Kroaten dieselbe Municipalverfassung, ihre Municipien waren auf der Landescongregation zu Agram vertreten; die octroyirte Charte hat diesen wichtigen Punkt gestrichen. Sie wiesen die ungarische Sprache zurück, obschon ihnen das Ministerium Bathyanyi den Gebrauch ihrer eigenen garantirte; das Patent verfügt daß sie sich nunmehr bei amtlichen Correspondenzen der deutschen Sprache zu bedienen haben. Der kroatische Gedanke griff über die Grenze seines beschränkten Territoriums hinaus — als die treuesten Diener ihres Kaisers wollten sie auch für ihre Dienste belohnt, eine geschlossene Nationalität sein mit vergrößertem Ländergebiete, und nun? Die Murinsel wurde zu Kroatien geschlagen, doch das reiche, üppige Syrmien abgerissen und zur „Woywodina" umgemodelt. Wir sehen es gibt eine Nemesis in der Geschichte.

Diese kurze Einleitung schien uns nothwendig, theils um zu beweisen auf wessen Seite sich das historische Recht befindet, theils um den Standpunkt jener Schriftsteller, deren über den ungarischen Freiheitskampf erschienene Werke wir nun einzeln besprechen wollen, dem geehrten Leser klarzumachen. Es versteht sich daß wir eine objective Darstellung dieses weltgeschichtlichen Kampfes nicht fodern dürfen. Die meisten der bisjetzt erschienenen Schriften sind unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse geschrieben. Der Angelpunkt um die sie sich drehen, der Focus in dem sich ihre Bewunderung und ihr Haß concentrirt sind natürlich die Dioskuren: Arthur Görgey und Lajos Kossuth. Um diese beiden Koryphäen, vorzüglich den Erstgenannten, richtig zu beurtheilen, ihre Thaten gehörig zu würdigen, mit Einem Worte, um sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, genügen die vorhandenen Schriften beiweitem nicht. Selbst die vorzüglichsten darunter (wozu wir Schlesinger und Klapka zählen) sind parteiisch geschrieben, es fehlt die Ruhe, die Unbefangenheit des Geistes; in beiden Werken sind bei Beurtheilung Görgey's die Schattenseiten vorwaltend, obschon ihm Klapka persönlich befreundet war; der Charakter jenes merkwürdigen Mannes ist in allen uns vorliegenden Schriften nur skizzirt, mit dämmernden Umrissen gezeichnet, über die Motive seiner erschütternden That stoßen wir überall nur auf Hypothesen, und erst wenn die eigenen Memoiren dieses Feldherrn erschienen sein werden (eine Hoffnung die sich in der nächsten Zukunft kaum erfüllen dürfte), wird es gestattet sein eine pragmatische Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes zu schreiben.

---

*) Diese Krone spielt eine wichtige Rolle in der ungarischen Geschichte. An sie knüpft der Ungar seine heiligsten Ueberlieferungen, er identificirt sie mit dem Begriffe seines Königs. Aus diesem Umstande wird die Hartnäckigkeit erklärbar mit der das östreichische Ministerium auch nach beendetem Kampfe Kossuth verfolgte und auf dessen Auslieferung bestand. Man gab sich nämlich dem Wahne hin daß er die Krone (die in sicherm Verwahrsam in Ungarn verborgen sein soll) mit sich in die Verbannung genommen habe. Daß übrigens Kossuth einen Edelstein aus der Krone habe ausbrechen und an Bem verschenken lassen, gehört wie vieles Andere zu den müßigen Erscheinungen der Presse.

**) Auf dieses historische Document gestützt, hat das Kriegsgericht zu Pesth den Ministerpräsidenten Bathyanyi verurtheilt. Auch Jellachich hat sich auf diese Urkunde (die nunmehr nur einen antiquarischen Werth haben dürfte) bei seiner Schilderhebung berufen. Unsers Wissens spricht die Pragmatische Sanction von Kroatien und dessen Nebenländern immer nur als von „zur ungarischen Krone gehörigen Ländertheilen". Die Ueberschrift der einzelnen Artikel lautet im Originaltexte:

Articulus II. De Regia Haereditaria Sacratissimae Caesareae et Regiae Majestatis Sexus foeminei Augustae Domus Austriacae in Sacra Regni Hungariae Corona, et Partibus eidem ab antiquo annexis, continua Successione.

Articulus III. Jura, Praerogativae et Libertates Statuum et Ordinum Regni, Partiumque eidem annexarum confirmantur.

Articulus X. De Independentia Regni Hungariae, Partiumque eidem annexarum.

Doch tauchen auch jetzt schon hin und wieder Monographien auf, die — wenn deren Verfasser nur halbwegs Glaubwürdigkeit verdienen — wohl geeignet sind uns den Charakter Görgey's in einem mildern Lichte zu zeigen. So bringt ein unlängst erschienenes, von einer Gesellschaft östreichischer Offiziere verfaßtes Werk: „Geschichte des Sommerfeldzuges in Ungarn", einen merkwürdigen Brief Görgey's an den Ministerrath zu Debreczin, geschrieben im Sommer 1849, worin sich Görgey offen und klar über die damalige und künftige Stellung Ungarns zum Kaiserstaate ausspricht. Dieser Brief, dessen in keiner der uns vorliegenden Schriften Erwähnung geschieht, wirft ein helles Schlaglicht auf den Charakter Görgey's, und steht, wenn die Echtheit nachgewiesen werden kann, in einem nicht zu leugnenden Causalnexus mit der bald darauf erfolgten Katastrophe. Auch Pulszky, der in dem blutigen Drama eine hervorragende Rolle spielte, veröffentlicht in der jüngsten Zeit Charakterskizzen über Görgey, die viel Neues und Piquantes bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie der Zukunft von Smetana.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Das extreme Resultat des Empirismus war der Materialismus, des Rationalismus der Formalismus, dem das Wissen in seiner Wesenhaftigkeit als Demonstration über Alles ging; doch die Annahme der angeborenen Ideen die allem Erkennen zugrundegelegt wurden führte hier noch zur vollständigen Abhängigkeit des Wollens vom Denken, sodaß bei Wolf die Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen sich noch in seinem Formalismus erhielt. Gegen den Empirismus und Rationalismus richtete sich nun, und damit gelangen wir zur dritten Richtung der vorkantischen Philosophie, der Skepticismus. Die Anfänge des Skepticismus zeigen sich schon früher. Schon Montaigne bekämpfte sowol die aufkeimende Naturforschung, den Beginn des Empirismus, wie überhaupt die Fähigkeit des menschlichen Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit. Ihm folgten Huetius u. A.; doch stehen diese nicht innerhalb der Philosophie, sie sind Gegner der Philosophie im Interesse des religiösen Glaubens. Skeptiker durch und durch, der auch den Glauben, selbst den Skepticismus nicht gelten ließ, war Bayle, dessen Wirkung jedoch eine wohlthätige Erschütterung alles menschlichen Wissens war. Anders wirkte Berkeley, der unter die Skeptiker gerechnet werden kann, weil sein System eine reine Negation des Locke'schen Empirismus ist, obgleich er sonst als Vollender des subjectiven Rationalismus an Leibniz angeschlossen wird. Nach ihm existiren die Dinge nur in unserer Vorstellung: materielle Dinge können nicht etwas ganz von ihnen Verschiedenes wie die Empfindungen und Vorstellungen hervorbringen, es gibt keine materielle Außenwelt, sondern nur Geister, die Vorstellungen aber die uns ohne unser Zuthun kommen stammen von einem überlegenen Geiste; durch Gott schauen wir die Sinnenwelt, die nichts Anderes ist als die Summe der von uns vorgestellten göttlichen Ideen. Berkeley ist ein halber Skeptiker, er bestreitet die Locke'sche Realität des Sinnlichen, aber erkennt die Gültigkeit des Causalnexus an. Dies Causalitätsgesetz oder den Satz vom zureichenden Grunde bestritt Hume, er zeigte daß wir den Causalnexus weder a priori noch a posteriori wissen. Nun aber haben wir den Begriff der Causalität und wir finden, sagt Hume, daß wir dadurch zu ihm gelangen daß wir gewisse Uebergänge in unsern Vorstellungen gewohnt sind; alle Begriffe die ein Verhältniß der Nothwendigkeit ausdrücken beruhen mithin auf der Ideenassociation. Es ist somit aber der Causalnexus nur subjectiv, nicht objectiv; gehen wir mit dem Causalitätsbegriff über die Erfahrung hinaus, so täuschen wir uns selbst, so in dem Glauben an ein Dasein Gottes. Weiter leugnet Hume den Substantialitätsbegriff; da der Begriff etwas rein Subjectives ist, so hat auch der Begriff des Ich oder Selbst keine reale Wahrheit; das Ich ist Nichts als ein Complex vieler aufeinanderfolgender Vorstellungen, und das Substrat welches wir diesem Complex unterlegen und Ich nennen ist eine Täuschung. Von einer Unsterblichkeit der Seele kann hiernach gar keine Rede sein, denn mit der Vorstellung hört der Complex der Vorstellungen auf. Hume entkleidete alle Begriffe der Allgemeinheit und Nothwendigkeit und wies nach daß es keine objective Erkenntniß geben könne. Er ist bei der Verzweiflung des Wissens an sich selber angelangt, die bald darauf in den Kant'schen Antinomien ihren wissenschaftlichen Ausdruck fand. Anders wirkte er auf dem Gebiet der praktischen Philosophie. Die Moral ist ihm nicht Gegenstand des Verstandes, sondern des Gefühls oder Geschmacks. Hier also Reaction des praktischen Dogmatismus gegen eine That des theoretischen Skepticismus, wie bei Kant in dem Verhältnisse der Kritik der praktischen Vernunft zur Kritik der reinen Vernunft. Gegen Hume's Verzweiflung am Rationalismus und Locke's tabula rasa erhob sich die schottische Schule und berief sich, um die praktische Philosophie wenigstens zu sichern, wiederum auf angeborene Grundsätze der menschlichen Seele, Thatsachen des moralischen Instincts und des gesunden Menschenverstandes, die sich aus der Erforschung des eigenen Selbst ergäben. Zu ihr gehören Reid (geb. 1710), Beattie, Oswald, Stewart; ihr glücklicher Bekämpfer, der Materialist Priestley, war in seinen Angriffen auf Hume ebenso unglücklich. Priestley fand dagegen einen gewandten Gegner an Price (geb. 1723), dem neben der Sinnlichkeit das Denkvermögen als zweite Quelle menschlicher Erkenntnisse gilt; aus ihm gehen die sittlichen Grundsätze hervor, aber eine wesentliche Bedingung der Sittlichkeit ist die Freiheit, und ein wesentlicher Unterschied von der Sittlichkeit die Glückseligkeit nach der der sinnliche Trieb geht; das Sittliche ist nichts Subjectives. Auch der Glaube an Gott und Unsterblichkeit erscheint bei ihm als Postulat. Price ist der unmittelbare Vorläufer Kant's, und hiermit schließt sich die historische Einleitung in die Kant'sche Philosophie ab.

Das zweite Capitel betrachtet die drei Momente der rationalistischen Philosophie der vorkantischen Philosophie und gibt damit eine Einleitung in die letzten philosophischen Systeme seit Kant.

Wie die Geschichte der Philosophie im Allgemeinen lehrt daß auf das System des Seins und des Wissens, auf dieses das des Bewußtseins folgte, so weist sie es auch in der neuen Philosophie nach; aber in der rationalistischen Gruppe findet sich dies Gesetz auf den Kopf gestellt: auf Cartesius' System des Wissens folgte unmittelbar Spinoza's System der Substanz oder des Seins, auf dies das die beiden Factoren, das Wissen und das Sein, vermittelnde System von Leibniz. Die Bedeutung dieses Umschwungs der geistigen Dinge ergibt sich aus der Betrachtung der frühern Philosophien. Ursprünglich kannte man nicht einen Unterschied zwischen Gott und Welt; das Eine, Sein, war das Wahre, das Wissen des Mannichfaltigen ein trügerischer Sinn. Hierauf löste sich das endliche Wissen von dem unendlichen Sein ab, jenes wurde nun das Bestimmende, das Göttliche, dies das Maßlose und Schlechte. Die Geschichte dieses Processes der Loslösung des Wissens vom Sein beginnt mit Heraklit und Anaxagoras und zieht sich durch die ganze griechische Philosophie hindurch; die vollständige Scheidung der Gottheit und der Welt vollzog Aristoteles: die Welt war ewig, Gott in das abstracte Jenseits verwiesen. Die christliche Phi-

Digitized by Google

losophie hielt Gott und Materie, Wissen und Sein, Seele und Körper am entschiedensten auseinander: die Welt war die todte Masse, Gott der reine Geist. Die neue Philosophie endlich ist die Geschichte des Processes, die Materie oder das Sein mit dem Geiste und dem Wissen wieder zu vermählen. Die italienischen Pantheisten, wie Bruno, leiteten den Proceß ein und versetzten die todte Materie in den christlichen Gott zurück. Aber dagegen opponirte das Wissen, faßte noch einmal Gott als reines Denken und machte das Sein von dem Denken abhängig (Cartesius). In diesem Kampfe zwischen Wissen und Sein erhob sich über beiden ein Drittes, die Substanz Spinoza's, beides dem Einen unterordnend, das Denken wie die Ausdehnung zum Attribut Gottes machend. Fichte's Versuch das Sein zu vernichten und das Wissen als solches für das Absolute zu erklären scheiterte; durch Hegel wurde die Trennung des Wissens vom Sein aufgehoben, und die Rückkehr des Bewußtseins zu seiner ursprünglichen Einheit ist angebahnt. Mit dem Zwiespalt der Wissenschaft wird auch der des Lebens nach und nach aufgehoben und die wahre Humanität geboren werden; keine Religion und kein Recht mehr sollen dann herrschen, sondern die Liebe und die Kunst allein. Dieser große Umschwung der Philosophie war dadurch bedingt daß zunächst die beiden Grundelemente des menschlichen Bewußtseins, Sein und Wissen, in ihrer gleichen Berechtigung anerkannt wurden, und darin besteht eben wesentlich die Bedeutung der Lehre des Cartesius daß er den Zweifel rasch für einen Gedanken erkannte und von diesem ebenso rasch auf das Sein schloß, daß er das Wissen von seinem Sein loslöste, das Wissen für den Grund des Seins erklärte. Er stellte den Gegensatz von Sein und Denken auf und sprach die Vermittelung dieses Gegensatzes als philosophische Aufgabe aus; sein Mangel war daß er die beiden Seiten des Gegensatzes gegeneinander isolirte, daß er sie sich ausschließen ließ. Den Uebergang auf Spinoza bahnen Geulinx und Malebranche. Jener lehrte daß weder die Seele unmittelbar auf den Körper, noch der Körper unmittelbar auf die Seele wirke, sondern daß Dies durch Gott geschehe; Malebranche ließ Gott wirklich schon ausgedehnt sein und nannte ihn das Unendliche des Raums und des Denkens, und Körper und Seele waren ihm bloße Schattensubstanzen. Spinoza endlich fand die endlichen Substanzen des Cartesius als bloße Modificationen, und ihre Allgemeinheiten, unter dem Namen des unendlichen Denkens und der unendlichen Ausdehnung, als bloße Attribute der Einen absoluten Substanz, die nur durch sich ist und begriffen wird. Damit ist die Transscendenz Gottes unmöglich geworden, wenn auch die Identität des Seins und Wissens in Gott noch nicht begriffen war. Außer dem Gott aber gibt es für Spinoza Nichts; der einzelne Mensch ist nicht frei und seine höchste Bestimmung blos die Erkenntniß. Die Individualität ist hier dem Allgemeinen geopfert, wie bei Cartesius die Identität der Differenz. Beides, Identität und Individualität zu retten unternahm Leibniz in seiner Lehre von den Monaden und von der prästabilirten Harmonie. Auch in praktischer Hinsicht vermittelte er die orientalische Weltanschauung mit der occidentalischen Weltweisheit, indem ihm das Ziel des Menschen weder Ruhe noch bloße Erkenntniß war, sondern die größtmöglichste Thätigkeit die zur Vollkommenheit, zur Glückseligkeit und zur allgemeinen Harmonie führen sollte.

Denselben Weg den Cartesius, Spinoza und Leibniz eingeschlagen hatten betraten von neuem die deutschen Idealisten seit Kant. In Kant und Fichte wiederholte sich Cartesius, mit Schelling und Hegel Spinoza, mit Herbart Leibniz, nur daß Herbart einseitig das Element des Geistes vertritt, ein aus dem göttlichen Sein hervorgehendes angeborenes Wissen, das noch bei Leibniz eine so große Rolle spielt, nicht annimmt. Herbart betrachtet der Verfasser als idealistischen Realisten, Hegel als realistischen Idealisten. Die höchste Stufe der Entwickelung des absoluten Geistes bei Hegel, sagt der Verfasser, ist die Philosophie, sonach die Erkenntniß; die Sittlichkeit ist ihm ein viel tiefer stehendes Moment, sie ist ihm die Vollendung des objectiven Geistes als Identität des objectiven und subjectiven Wollens, wodurch das handelnde Subject keine Selbständigkeit mehr behält. Bei Herbart ist die Sittlichkeit das Ziel aller Entwickelung, das Wollen des Individuums ist die alleinige Quelle der Sittlichkeit. Dabei geht aber die Einheit des göttlichen Lebens wie die Einheit der Wissenschaft verloren. Sonach bleibt noch übrig das Herbart'sche Princip der Endlichkeit mit Hegel's Unendlichkeit zu vermitteln; die neue sich anbahnende Philosophie wird dann erklären: nicht wie Gott im Bewußtsein des Menschen zu sich, sondern wie der Mensch zu seinem Bewußtsein gekommen, wie das Bewußtsein des Menschen geworden. Die bei Hegel noch formelle Differenz zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen wird gänzlich schwinden, wenn ihr gegenüber das Herbart'sche Princip der Individualität zur vollen Gültigkeit erhoben, wenn nicht das Bewußtsein des Absoluten, sondern das des menschlichen Individuums abgeleitet, und wenn die relative Identität des Seins und Wissens im menschlichen Bewußtsein, die unmittelbar vorhanden ist, in ihrem vermittelten Charakter nachgewiesen werden wird. Diese Philosophie wird alle die tiefen Gegensätze des Bewußtseins, Pantheismus und Theismus, den Wunsch nach individueller Fortdauer mit der Ueberzeugung allgemeiner Unsterblichkeit, die Ansicht von der Freiheit mit der von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen u. s. w. versöhnen; die Philosophie wird dann in der Liebe und im künstlerischen Schaffen untergehen und Dies ihr „Ausgang" sein. 20.

Notiz.

Ein Musterstück für emancipationslustige Frauen.

Unter der Regierung Ludwig's XIV. hatte der Secretair des Grafen von Armagnac, ein Herr von Aubigny, eine sehr schöne Tochter, welche sich sehr zeitig verheirathete. Drei Monate nach der Hochzeit ging sie plötzlich mit einem Fechtmeister Namens Serone durch. Sie liebte ihn, noch mehr aber die Fechtkunst. In derselben erlangte sie eine furchtbare Geschicklichkeit, und ging fast immer in Männerkleidung. Mit der Cavaliertracht nahm sie auch die Sitten und Gewohnheiten der Cavaliere jener Zeit an; namentlich besaß sie deren Streitsucht. Die Flüchtigen debutirten, er als Schauspieler und sie als Sängerin, im Theater zu Marseille. Hier faßte sie in einem Zwischenacte eine lebhafte Zuneigung zu einer jungen Marseillerin, welche ihre Verwandten bald nachher in ein Kloster in der Nähe von Avignon brachten. Die kühne Aubigny trat als Novize in dasselbe Kloster ein! Eine Nonne starb, sie trug den Leichnam in die Kammer der jungen Marseillerin, legte Feuer an und entfloh mit ihr während des Tumultes. Immer in Männerkleidung kam sie später nach Paris zurück und debutirte daselbst als Frau unter ungeheurem Beifall in der großen Oper in der Rolle der „Minerva". Ein Schauspieler beleidigte sie. Sie gab ihm auf der Straße einen Hieb mit dem Stocke und nahm ihm den Degen weg, den er nicht zu vertheidigen wagte. Ein anderes mal beleidigte sie ihrerseits eine junge Dame welche von drei Herren begleitet wurde, schlug sich mit diesen und tödtete alle Drei. Das Edict wider das Duell war einer so jungen und liebenswürdigen Frau gegenüber blind, sie brauchte nur Paris mit Brüssel zu vertauschen. Nach einer großen Anzahl fernerer Abenteuer verließ sie in einem Anfall von Reue ihre Liebhaber, versöhnte sich mit ihrem Manne, gab die Oper auf und zog sich in ein Kloster zurück. „Minerva" sang hier geistliche Lieder und Jedermann war ihres Lobes voll. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 70. — 22. März 1851.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Gehen wir nach diesen nothwendigen Erörterungen zur Beurtheilung der über den ungarischen Krieg bis jetzt erschienenen Werke über.

1. Aus Ungarn. Von Max Schlesinger. Zweite Auflage. Berlin, Besser. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Memoiren von Georg Klapka. April bis October 1849. Mit einer Einleitung, einem Anhang, die historischen Actenstücke enthaltend, dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plan des Kriegsschauplatzes um Komorn. Originalausgabe. Leipzig, Otto Wigand. 1850. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Aufzeichnungen eines Honved. Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte 1848 und 1849. Mit einem Plane der Festung Komorn. Zwei Bände. Leipzig, Grunow und Comp. 1850. 8. 2 Thlr.
4. Aus dem Tagebuche einer ungarischen Dame von Therese Pulszky. Mit einer historischen Einleitung von Franz Pulszky. Zwei Bände. Leipzig, Grunow und Comp. 1850. 8. 3 Thlr.
5. Arthur Görgey. Eine Charakteristik von Sigismund Wolff. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Arthur Görgey, Obercommandant der ungarischen Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution von J. E. Horn. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 20 Ngr.
7. Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen den socialen und politischen Zuständen in Ungarn vor und während der Revolution entnommen. Von Johann Janotyckh von Adlerstein. Zwei Bände. Wien, Keck und Sohn. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nr. 1. Schlesinger's Buch ist ein Ereigniß. Kaum erschienen, ward es von der Lesewelt verschlungen, man übersetzte es in fremde Sprachen, und es hat schnell die zweite Auflage erlebt. Die „Grenzboten" brachten Auszüge, andere geachtete Blätter des Inlandes folgten diesem Beispiele, und so ward das Werk schnell auch in weitern Kreisen bekannt. Wir selbst, obschon wir das „jurare in verba magistri" nicht lieben, müssen doch aus vollem Herzen das Lob unterschreiben welches die bewährtesten kritischen Organe diesem Buch gespendet haben. Nicht blos die elegante, geistreiche Schreibart, die lebhafte Darstellungsgabe des Verfassers, die reizenden, piquanten Schilderungen des Volkslebens in Ungarn sind es die dem Werke seinen Ruf verschafft haben; es hat andere, größere Vorzüge, die wir hier mit wenigen Worten bezeichnen wollen.

Der Verfasser, der mit einer reichen üppigen Phantasie und einer seltenen Gabe des Vortrags auch eine gründliche Kenntniß des Landes verbindet welches er schildert, scheint überdies an Ort und Stelle sehr schätzenswerthe Aufschlüsse und Notizen gesammelt zu haben, wie sie nur Eingeweihte zu geben im Stande sind. Ueberraschende Enthüllungen, Actenstücke die noch in keinem Werke über Ungarn abgedruckt worden sind, piquante Anekdoten die eine tiefe Localkenntniß verrathen, kommen beinahe in jedem Abschnitte dieses Buchs vor. So unter Anderm die wichtige Proclamation Teleky's und Splenyi's an die ungarischen Regimenter in Italien, der Brief des Erstern an den Fürsten Czartoryisky zu Paris, Pastor Wimmer's Verhältniß zum Könige von Preußen, Szarvandy's Abenteuer. Die Lesewelt, der hier Wahrheit und Dichtung in reizender Mannichfaltigkeit geboten wurde, griff begierig nach diesem Buche, es machte die Runde durch die Welt, und hatte gerade im Auslande, dem Ungarn wie billig eine terra incognita war, den glänzendsten Erfolg.

Insbesondere dürften unsere rheinlustigen Nachbarn an diesem Producte nicht wenig Gefallen finden. Mit echtpublicistischem Takte, aber auch mit wahrhaft französischer Tournure hat der Verfasser die Klippen vermieden die sich dem besonnenen Darsteller der jüngsten Ereignisse entgegenstellen, er geht nicht mit der langweiligen Ausführlichkeit des pragmatischen Geschichtschreibers auf die primitiven Ursachen des Bürgerkriegs zurück, sondern führt uns, wie es Horaz den epischen Dichtern vorschreibt, in medias res, und beginnt sein Werk mit dem Anfange des Endes. So, aber auch nur so war es möglich vereinzelte Blumen zu einem Kranze zu flechten, unzusammenhängende Notizen, die der Verfasser vielleicht selbst unter dem Donner der Geschütze gesammelt hat, organisch zu verbinden.

Wir sind jedoch weit entfernt mit diesen Bemerkungen dem Verfasser nahetreten, sein unleugbares Verdienst

verkleinern zu wollen. Das Buch ist „Aus Ungarn" überschrieben und macht gewiß selbst auf den Rang eines Geschichtswerks keinen Anspruch, so schätzenswerthe Belege es auch einem unparteiischen Historiographen der Zukunft (mit Rücksicht auf die obenerwähnten Enthüllungen und Actenstücke) bieten mag. Die Kritik aber ist nicht berechtigt die Zukunft zu anticipiren, sie muß sich an das Gegebene halten, und so gestehen wir offen daß Schlesinger's Buch nach unserm bescheidenen Dafürhalten für ein Geschichtswerk zu viel Poesie, für Memoiren aber zu viel Geschichte enthält. Offenbar ließ sich der Verfasser durch seinen Genius hinreißen: er hat den Stoff nicht bewältigt, Manches erfunden, viele Lücken gelassen, und wie bei Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" ist der Geschichtschreiber in dem Dichter aufgegangen.

Man kann Schlachten schön, poetisch, geistreich schildern; vor allem aber dürfte die historische Wahrheit festzuhalten sein. Wenn Schlesinger z. B. (S. 385) erzählt daß Görgey in der Schlacht bei Komorn am 11. Juli heldenmüthig an der Spitze der Truppen gefochten habe, so dient Dies wol zur Verherrlichung seines Helden (den der Verfasser übrigens im Verlaufe des Buchs meisterhaft charakterisirt), historisch wahr ist es nicht. Bekanntlich lag Görgey damals an den Folgen seiner Kopfwunde krank darnieder, und die ganze von Klapka mit nur 20 Bataillonen geleitete Schlacht war Nichts als eine großartige Demonstration, um den verspäteten Rückzug des Obercommandanten zu masquiren.

Ueberhaupt scheint uns die Schlesinger'sche Darstellung der zu jener Zeit (Ende Mai bis Juli) am Stromgebiete der obern Donau vorgefallenen Ereignisse manche Lücken zu enthalten. Bekanntlich trat schon damals der Conflict zwischen Görgey und der Regierung offen zutage, und die brennendste Frage war die: ob — nachdem die Russen schon im Lande waren — ein Durchbruch am rechten Donauufer gegen die compacten Heeresmassen Haynau's zu versuchen, oder durch einen forcirten Marsch am linken Ufer die Vereinigung mit der ungarischen Südarmee zu bewerkstelligen sei. Auch in Görgey's Umgebung waren die Meinungen hierüber getheilt; aus Klapka's Memoiren ist ersichtlich daß dieser junge und fähige General fortwährend für die Vereinigung mit den im Süden operirenden Truppen sprach. Auch die Regierung, geängstigt durch die immer näherrückenden Russen, schickte Tag für Tag die gemessensten Befehle zum Rückzug; sie bat, drohte, befahl — Görgey aber, der schon früher an der Waag seine Kräfte zersplittert hatte, behauptete auch nach dem verunglückten Durchbruchsversuche bei Acs (am 2. Juli) hartnäckig bis zum letzten Augenblicke seine komorner Stellung. Dieser Umstand, so wichtig und folgenreich, wird in der Schlesinger'schen Erzählung viel zu wenig betont, so geistreich und originell auch der in den nachfolgenden Capiteln angestellte Versuch ist das Benehmen jenes räthselhaften Mannes zu motiviren.

Von ergreifender Wirkung sind die in diesem Buche häufig eingestreuten Episoden, so die Abenteuer der beiden Edeldamen, die, als Mägde verkleidet, Depeschen der ungarischen Regierung nach Wien brachten; Bem's Entkommen aus Wien und Zusammentreffen mit Kossuth; die drastische Schilderung Szöllösy's, des vielgeprüften Ceremonienmeisters zu Debreczin. Ungenau aber, wenn auch sehr romantisch ist die Erzählung daß sich Guyon als Hausirjude verkleidet in das von den Kaiserlichen belagerte Komorn geschlichen habe, um das Herannahen der Ungarn anzukündigen. Klapka selbst, der in diesem Falle gewiß competent ist, bestätigt die allgemeine Behauptung daß sich der löwenkühne Brite an der Spitze einer Escadron durch die Cernirungstruppen bis in die Festung geschlagen habe.

Die meiste Anerkennung verdienen die plastischen Schilderungen des nationalen Lebens in Ungarn (ein Hauptgrund der Sensation welche das Buch im Auslande gemacht hat), sowie die zarte Zurückhaltung mit welcher der Verfasser die Namen der handelnden Personen gerade bei den piquantesten Situationen verschweigt, in deren mancher er doch selbst eine hervorragende Rolle gespielt zu haben scheint.

Während das Buch in uns den Eindruck eines geistreichen Romans zurückgelassen hat, sodaß wir aus vollem Herzen das Urtheil der „Grenzboten" unterschreiben, die uns in diesem jungen begabten Schriftsteller einen der vorzüglichsten Feuilletonisten in Aussicht stellen, begegnen wir in Klapka's „Memoiren" (Nr. 2) überall dem strengen, scharfen, praktisch-nüchternen Urtheile des Militairs. Seine Darstellung der Ereignisse ist klar und präcisirt und vorzüglich vom militairischen Standpunkte nicht genug zu empfehlen. Einen besonders vortheilhaften Eindruck macht die Bescheidenheit mit der dieser junge intelligente General sich selbst bei der Schilderung gerade jener Schlachten in den Hintergrund stellt deren glücklicher Ausgang eben nur seiner Bravour und Umsicht zu verdanken war. Wir führen beispielsweise nur das Gefecht bei Talja an, in welchem der „ritterliche" Schlick (wie ihn pflichtschuldigst die östreichischen Blätter nennen) seine erste Schlappe erlitt, den glänzenden Bayonnetangriff auf O-Szöny, endlich die Schlacht bei Nagy-Sarlö, den Schlußstein der glänzenden Aprilcampagne.

Ein begeisterter Anhänger Kossuth's, ein warmer Freund seines Vorgesetzten Görgey, spricht der Verfasser doch mit rücksichtsloser Offenheit sein Urtheil über jene beiden Koryphäen der ungarischen Bewegung. Die unmännliche Schwäche Kossuth's, sein Zurückweichen und Intriguiren, wo es einen kecken, durchgreifenden Entschluß galt, wird nirgend verhüllt, oder mit freundlicher Schonung übergangen. Besonders interessant ist Klapka's Urtheil über Görgey. Wir waren darauf gefaßt die bittern Worte des Magyaren zu hören, des Soldaten, der sein Alles an seine Ehre setzt; doch merkwürdigerweise beurtheilt Klapka seinen Freund nur als Politiker. Während Görgey von den eigenen Waffengefährten gehaßt, verdächtigt, als Verräther gebrandmarkt wird (wir werden bei Besprechung von Lapinski's Schrift

darauf zurückkommen), darüber jedoch die ganze Welt einig ist daß eiserne Willensfestigkeit und Consequenz bei Durchführung eines einmal gefaßten Plans die hervorragendste Eigenschaft dieses merkwürdigen Mannes sei, spricht ihm Klapka gerade diese entschieden ab, und schiebt nur seinem unstäten Hin- und Herschwanken nach der Entsetzung Komorns (26. April) die Schuld bei daß die ungarische Nordarmee nicht ihren Marsch nach Oestreich gerichtet habe. Klapka sagt wörtlich:

Görgey ist ein Feldherr, aber kein Staatsmann. Zur Höhe eines Cromwell mußte er sich emporschwingen um sein Vaterland zu retten; doch dazu war Görgey nicht berufen. Mit seinem kalten praktischen Verstande wog er (als die russische Invasion bereits vollendete Thatsache war) die materiellen Kräfte beider Theile ab, die Begeisterung des Volks galt ihm für Nichts — er zählte blos die Bayonnete.

Was es für eine Bewandtniß mit jenem verhängnißvollen Befehle gehabt hat: „die Festung Ofen um jeden Preis zu nehmen", wird uns auch aus diesen Memoiren nicht ganz ersichtlich. Der Verfasser citirt weder jenen Befehl noch widerlegt er die hierin übereinstimmenden Angaben der öffentlichen Blätter, sondern ventilirt blos die Folgen die eine Invasion in Oestreich gehabt hätte, und mißt Görgey allein die Schuld bei durch diese entschlossene That dem Kriege nicht eine entscheidende Wendung gegeben zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Die russische Belletristik des Jahres 1849.

Das Jahr 1849, ein in Deutschland und Frankreich für Schriftsteller und Verleger gleich verhängnißvolles, hat im fernen Norden manches Bedeutende und Werthvolle an den literarischen Markt gebracht, und gibt wiederholt Zeugniß von den Bestrebungen Rußlands mit dem Westen in geistiger Hinsicht gleichen Schritt zu halten. Daß solches Streben in den höchsten Kreisen vorzugsweise Anerkennung und Aufmunterung findet, und dem verborgenen Talente dadurch Muth und Gelegenheit gegeben wird sich zu entfalten und hervorzutreten, verdient unbedingt das größte Lob, und läßt nur bedauern daß es nicht überall solche Männer gibt wie dort.

Unter den Erscheinungen des Jahres 1849 gebührt einer Uebersetzung der Odyssee von dem bekannten Dichter Jukowski jedenfalls der Ehrenplatz, denn sie ist eine Leistung von hohem Werth. Die bedeutendern russischen Zeitschriften haben auch nicht verfehlt sie ausführlich zu besprechen und höchlich zu loben, was immer geschieht wenn sich ein bedeutender Stern am literarischen Himmel zeigt. An sie reiht sich in würdiger Weise die im Verlage der um die russische Literatur vielfach verdienten Buchhandlung von Alexander Smirdin in Petersburg seit Jahren schon erscheinende Sammlung russischer Schriftsteller. Man macht diesem Werke zwar Mangel an Plan und Einheit zum Vorwurf, und rügt daß ohne hinreichenden Grund hier und da die Biographien der Autoren und die nöthigen Anmerkungen fehlen, sowie man auch eine chronologische Folge vermißt. Doch können solche Einwürfe der Wichtigkeit des Unternehmens keinen Eintrag thun, und mit Recht verdient es die ihm zutheilgewordene Anerkennung des Publicums, da diesem dadurch Gelegenheit geboten wird sich mit den Heroen seiner Literatur zu befreunden. Ein der genannten Sammlung ähnliches Werk erscheint bei Perewlewski in Moskau unter dem Titel „Auswahl der bedeutendern Schriftsteller Rußlands", mit Hinzufügung alles Dessen was je über diese geschrieben worden ist, ihre Biographien, Portraits, Facsimiles u. s. w., der sich dadurch besonders die Studirenden zu großem Danke verpflichtet hat.

Von Poesien hat sich außer drei Bänden von dem erwähnten Jukowski wenig Bemerkenswerthes gezeigt, was wol seinen Grund darin hat daß einerseits die Jetztzeit im Allgemeinen arm an Dichtern ist, und andererseits die Foderungen heute so hoch gespannt sind daß das Mittelmäßige nicht mehr aufkommen kann.

In Betreff der Romane und Erzählungen sind „Die Ruthenen am Anfang des 18. Jahrhunderts" von Zagoskin und Aret, und eine Erzählung Ruitsch's das Einzige was nicht in Zeitschriften enthalten gewesen ist. Beide Leistungen bezeugen zur Genüge wie schwer es heutzutage ist im romantisch-poetischen Stile, in welchem sie geschrieben sind, etwas Befriedigendes zu leisten.

Unter den Uebersetzungen muß die gediegene Arbeit Ketscher's ganz besonders hervorgehoben werden; es ist dies eine Uebertragung der bedeutendsten Schöpfungen Shakspeare's, und die bisjetzt veröffentlichten 16 Hefte sind ein schönes Denkmal das Rußland dem Genius des gefeierten englischen Dramatikers setzt.

Im Gebiete der Geschichte und Kritik der Sprache und Literatur hat sich Biliarski mit seiner Abhandlung: „Schicksale der (altslawonischen) Kirchensprache", besonders hervorgethan, und dafür den Demidow'schen Preis empfangen. Der Erzpriester Sabinin brachte eine „Isländische Grammatik", und Görski, Professor am geistlichen Seminar in Moskau, unter dem Titel „Leben des heiligen Dimitri", sehr gelehrte und gründliche Forschungen über den Wandel und die Schriften dieses Heiligen. Zieleniecki beschenkte die Studirenden mit einer kurzgefaßten, aber recht guten „Geschichte der russischen Literatur", und Galachow gab dem dritten Band der vierten Ausgabe seiner „Russischen Chrestomathie" in einer getreuen und vollständigen Charakteristik der vaterländischen Autoren eine dankenswerthe Erweiterung. Starczewski's „Nikolaus Karamsin", eine Zusammenstellung aller Urtheile und Ansichten über diesen Dichter, stand erst in Smirdin's „Bibliothek zum Lesen", erschien dann besonders, ist aber durchaus kein kritisches Werk.

In den Zeitschriften kamen an historischen Erzählungen vor: „Traum des Oblomow", ein Auszug aus einem größern Romane Gontscharow's, und drei neue „Erzählungen eines Jagdliebhabers" von Turgeniew. Das erstere, wenngleich Bruchstück, bildet dennoch ein schönes, anziehendes Ganze, und bekundet aufs neue das mehr als gewöhnliche Talent des Verfassers, für das übrigens auch schon seine frühern Romane, vorzugsweise „Johann Sawitsch Podschabryn" und „Eine gewöhnliche Geschichte" sprechen, die als wahrheitsvolle Erzählungen überall mit Vergnügen gelesen werden. Gontscharow's Schöpfungen sind psychologische Studien, in denen er eine große Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen darthut. Leider ist die künstlerische Seite seiner Arbeiten manchmal etwas nachlässig behandelt; im erwähnten Traum jedoch hat er sich auch von diesem Fehler freizuhalten gewußt. Mit dem edlen Feuer einer lebhaften Phantasie führt er uns in ein Land das er dem Helden seines Stücks im Traume vormalt, und dessen Beschreibung den Leser in fortwährender Spannung erhält. In einem ganz andern Gewande treten die „Erzählungen eines Jagdliebhabers" auf; der Autor zeigt gleichfalls schöpferisches und poetisches Talent, sprudelt aber in dem Maße von Ironie und fröhlichem Humor über als Gontscharow in seinen Schöpfungen kalt und ruhig ist. Unter den übrigen Romandichtern sind noch zu nennen: Druschinin, der im „Gleichzeitigen" einen Roman in zwei Theilen, „Julie" betitelt, und Nekrasow und Stanicki, welche „Die drei Weltgegenden", eine Copie Victor Hugo's und Dumas', gebracht haben. Des fruchtbaren Grygorowicz „Schicksale Nakatow's oder kurzwährender Reichthum" haben zwar schöne Momente, sind aber im Ganzen ohne bestimmtes Ziel, und ermangeln der Feile und eines ernstern In-

Digitized by Google

halts. Awdjejew's „Warynka" ist die erste Frucht eines jungen Schriftstellers, der sich den Fürsten Odojewski und Lermontow's Erzählungen zum Vorbild genommen hat.

Nächst diesen zahlreichen Sprößlingen männlicher Phantasie und Genialität dürfen wir auch der Blumen nicht unerwähnt lassen welche das schöne Geschlecht in den Kranz russischer Literatur geflochten hat. Die meiste Aufmerksamkeit ist dem Roman zutheilgeworden, und drei Frauen besonders haben sich in ihm nicht ohne Glück und Erfolg versucht. Die Dichtungen der Dame Pawlow zeichnen sich durch Leben und männliche Kraft aus; die anonyme Verfasserin von „Lydia" und „Der Marquise Luigi", von den Einen bis in den Himmel erhoben, während sie die Andern in den Staub treten, verdient nach dem Urtheil Unbefangener weder Dieses noch Jenes und hat jedenfalls viel Beruf zum Schreiben. Leider sucht sie nur die Charaktere zu ihren Schilderungen in der Sphäre der Ideale, anstatt sie aus dem wirklichen Leben zu nehmen, geht deshalb von einem falschen Gesichtspunkte aus, und kann daher auch nicht wahr sein. Die besten Erzählungen flossen aus der Feder der Frau Tur, einer ganz neuen Erscheinung, welche 1849 mit einem Romane „Der Irrthum" zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit trat. Wir glauben dieser Schriftstellerin das günstigste Horoskop stellen zu dürfen, denn was sie bisjetzt geliefert hat ist gut angelegt, wahr, höchst einfach und ruhig ausgeführt, und spricht für eine genaue Kenntniß des menschlichen Innern.

Die Dichtungen der neuesten Zeit finden sich vornehmlich im „Moskauer", und haben da in Dmitriew, Berg und Miller ihre Hauptvertreter. Der Letztgenannte ist besonders als treuer und glücklicher Uebersetzer sehr geschätzt. Berg hat eine angenehme glatte Schreibart, und seine besten Sachen sind die Uebersetzung der Sonette A. Mickiewicz's und der Dichtungen anderer polnischer Autoren. Als vorzüglich gelungen muß der in genannter Zeitschrift erschienene Roman von Weltmann: „Der Sonderling", bezeichnet werden; er ist ebenso originell wie alles Andere was wir von diesem beliebten Schriftsteller besitzen, und spricht abermals für ein entschiedenes Talent zur Erzählung. Zum Schluß geschehe hier noch Kossowicz's ersten Actes des indischen Dramas „Wasantasena" Erwähnung, da sie eine ebenso fleißige als gediegene Arbeit ist. 35.

Beschränkt und unbeschränkt.

„Selbst die Beschränkung läßt sich lieben", sagt Goethe, ja vielleicht ist alle Liebe eine Beschränkung, wenigstens diejenige Gottes zu einer irdisch erbärmlichen Menschenwelt. Jedoch gibt es Menschen — die Unbeschränkten, Ueberschwenglichen — welche sich nicht dabei beruhigen, sondern über jede Schranke, über sich selbst hinaus wollen. Und weil Dieses unmöglich ist entstehen wunderliche Bestrebungen, Aufregungen, Leidenschaften, Ungewöhnlichkeiten die den Genies zugeschrieben werden, und wodurch sie oft Andern besser gefallen oder misfallen als sich. Jugend hat hiervon mehr als das Alter, welches weniger die Weite als die Enge, und deshalb am beständigsten liebt. Diese allgemeine von jedem begabten Menschen durchgefühlte Wahrheit schildert Goethe im ersten Theil des „Faust", und hat darum so allgemeinen Anklang bei der Jugend gefunden. Niemand braucht sich deshalb dem Teufel zu ergeben, aber es kann dazu kommen: gesucht wird nämlich mehr als menschliche Macht, Wissenschaft, Kunst, und der Teufel hat sie. Aus solchem unbeschränkten Gelüst entsprangen Astrologie, Alchemie, Magie, und zwar weil Gott sich nicht beherrschen läßt, sondern Demuth fodert, gibt ein Bündniß mit seinem Widersacher, der Uebermenschliches zugebotestellt, bessere Aussicht, wenn auch später eine verdrießliche Umkehrung der Herrschaft eintritt. Faust hat die gewöhnlichen menschlichen Wissenschaften durchgemacht, blieb unbefriedigt, weil er damit nicht über sich selbst hinaus konnte, behielt „zwei Seelen in seiner Brust"; aber eine geheime Kenntniß des Zugangs zur Dämonenwelt bringt ihm die Verbindung mit Mephistopheles. Dieser seit dem Sündenfall wie vorher ein geschworener Feind des Menschengeschlechts, ergreift willig jede Gelegenheit zum Verderben der Einzelnen wie des Ganzen, und blickt mit Hohn auf das vergebliche Streben die Schranken des eigenen Seins zu durchbrechen. Durch Mittheilung übernatürlicher Kraft, Erkenntniß und Kunstgeschick dieses Streben zu befriedigen, kann ihm nicht einfallen, weil er Feind dieses neuen Freundes ist, dessen Nichtbefriedigung er gerade die Bekanntschaft verdankt. Also führt er den mit sich überworfenen Grübler in das ihm bisher unbekannt gebliebene Gebiet der Sinnenlust, in welches dieser schwelgerisch hineinstürzt ohne Rücksicht auf die Folge für christlich bürgerliche Sittenordnung und Meinung, die ohnehin dem Teufel ebenso zuwider und verächtlich sind als das menschliche Forschen in den Wissenschaften. Der ungemeine Faust wird ein gemeiner Sünder, was eben seinen Mephistopheles besonders erfreuen muß, und bleibt dennoch rücksichtlich des Anfangpunktes für die gewordene Sünde ungemein. Den Verlauf schildert der Dichter in einzelnen Scenen mit meisterhafter lebendiger Wahrheit, und bewirkt dadurch jenen großartigen Eindruck welcher bei aller Versündigung an Gesellschaftsbegriffen, deren kecke Nichtachtung selbst einem Don Juan einigen Glanz verleiht, den Faust zu keinem Gegenstande des Abscheus macht, sondern möglicherweise Gedanken hervorruft ihm zu gleichen. Wie Karl Moor aus Ueberworfenheit mit Eigenthumsgesetzen zum Räuber wird und doch kein gemeiner Strauchdieb, so Faust aus Ueberworfenheit mit der Wissenschaft ein Ehrenräuber des Weibes, und doch kein nichtswürdiger Bruder Liederlich. Einst sagte ein verstorbener ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller von hohen Gaben, der freilich durch seinen Lebenswandel vielfältigen Anstoß gab: „Ich bin der Faust."

Wenn nun Luden („Rückblicke in mein Leben") bei seiner ersten Zusammenkunft mit Goethe über „Faust" und absonderliche mystisch-phantastische Auslegung desselben spricht, so hört Dieses der Dichter mit einem Hm, Hm, So, So, und beharrt in der Schweigsamkeit als der Historiker seine eigene Ansicht entwickelt. Sie enthält vielleicht sehr Treffendes, obgleich der Dichter nicht Lust haben mochte durch Beistimmung die Mythologie seiner überschwenglichen Ausleger zu zerstören. Luden meint die Studentenscene in Auerbach's Keller sei die erste ursprüngliche gewesen um welche die übrigen sich allmälig gelagert. Allerdings nicht unwahrscheinlich, denn Jugend will über sich selbst hinaus, wenn auch nur durch Fressen, Saufen und Rasen, sie ist in diesem Bestreben der Faust in rohen Windeln, bis geistiger Aufschwung und spätere Jahre weiter führen. Es kommt dabei zu Nichts, auch nicht mit Hülfe des Teufels, der ohnehin es nicht zu Etwas kommen lassen will. Zugleich folgt, soll anders die Einrichtung von Himmel und Hölle unverletzt bleiben, daß Faust, laut richtigem Instinct der Volkssage, zum Teufel fahren muß.

Aus Weltdialektik und Veränderung der Lebensauffassung in spätern niedergedämpften Jahren und Kräften hat der Dichter im zweiten Theile Versöhnung mit dem Himmel eintreten und den Teufel geprellt sein lassen. Aber wie? Beide Gefährten treiben sich herum am Hofe — der freilich durch Papiergeld über sich selbst hinaus will — in mystischer Fabelsage und Mythologie, im Kriegslärm, und es kommt zur Bebauung eines Stück Landes und Oekonomieverwaltung. Wahrlich, Mephistopheles ist mit Hohn und Ekel über solchen Ausgang der Faust-Gemeinschaft in die Hölle zurückgekehrt. Ungewöhnliches endet im Gewöhnlichen, Ungemeinheit im Gemeinen, Unbeschränktheit in Beschränktheit, wofür man keinen Teufel braucht. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt; und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Thiersch (F. G.), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. 2 volumes. Gr. 8. 1833. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Wichmann (B. H. von), Chronologische Uebersicht der russischen Geschichte von der Geburt Peter's des Grossen bis auf die neuesten Zeiten. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt und vollendet von *H. F. Eisenbach*. 2 Bände. 4. 1821—25. (6 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Wigand (P.), Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. 1841. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

—, Traditiones Corbeienses. Gr. 8. 1843. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Buch der Religion,

oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

☞ **Ermäßigter Preis von Engelhardt's Kirchengeschichte.**

Das in unserem Verlage erschienene

Handbuch der Kirchengeschichte

von

Dr. J. G. V. Engelhardt.

Vier Bände. Gr. 8. 6 Thlr., oder 9 Fl. 36 Kr. Rh.

haben wir, um auch dem weniger Bemittelten dessen Anschaffung zu ermöglichen, bedeutend im Preise herabgesetzt, und sind alle Buchhandlungen im Stande, es von heute an für nur

Drei Thaler, oder 4 Fl. 48 Kr. Rh.

zu liefern. Somit wird dieses treffliche Werk auch in den weitesten Kreisen Eingang finden können.

Erlangen, 10. März 1851.

F. F. Palm und Ernst Enke.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen im Jahr 1850 und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe. 14 vol. 8. Geh. 7 Thlr.

Pipitz (F. E.), Mirabeau. Eine Lebensgeschichte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter bis sechzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis vierter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 22 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermäßigt

worden.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Monatsmärchen,

Bilder und politische Gedichte.

Von

Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nathalie.

Eine Erzählung

von

Julie Kavanagh.

Aus dem Englischen von Dr. A. Diezmann.

Drei Theile. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Seit dem Erscheinen von „**Johanna Eyre**" hat kein Werk in England so große Theilnahme gefunden wie das obige. Dieser Roman bildet zugleich den 17.—19. Theil der „Britannia". Die früher erschienenen 16 Bände der „Britannia", nämlich: James, „Der Verurtheilte", 3 Thle.; Warren, „Jetzt und Einst", 2 Thle.; Currer Bell, „Johanna Eyre", 3 Thle.; James, „Sir Theodor Broughton", 3 Thle.; Horace Templeton, „Tagebuch und Notizen", 2 Thle.; Currer Bell, „Shirley", 3 Thle. — sind zusammengenommen für 6 Thlr., einzeln à Band ½ Thlr. zu haben.

Soeben erschien bei dem Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

System

der speculativen Ethik,

oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

Von

Heinrich Moritz Chalybäus.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Neue wissenschaftliche Schriften,

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** bearbeitet von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Raumer (K. von), Palästina. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

In meinem Verlage ist auch erschienen:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit 1626 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

Stimmen aus dem Morgenlande, oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf nothwendige Verbesserungen an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen. Der pariser Palimpsest (5. Jahrh.) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico Augustanus (4. Jahrh.) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Ebendaselbst erschien:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. **Hermann Brockhaus.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:

Katha Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus,** Leipzig:

A new,

practical and easy method of learning the German language.

By

F. Ahn.

First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.

---

euestes und vollständiges Lehrbuch der Chemie.

In unserm Verlage ist soeben vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch der Chemie

für Universitäten, Gymnasien, Real- und Gewerbschulen, sowie für den Selbstunterricht

von

M. V. Regnault,

Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Uebersetzt von Dr. Boedeker.

In 4 Theilen.

Theil 1—3: Unorganische Chemie. Mit 585 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 6 Thlr.

Theil 4: Organische Chemie. Mit 82 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

Das vorstehende Werk ist von allen Seiten auf das Günstigste beurtheilt worden und dürfte vor allen andern chemischen Lehrbüchern den Vorzug verdienen, einmal weil es ganz neu und jetzt allein vollständig ist, dann aber auch weil es durch seine klare Darstellung und die vortrefflichen Abbildungen das Studium der Chemie wesentlich erleichtert. Es wird Lehrern und Schülern gleich willkommen und besonders auch denen von großem Nutzen sein, die durch Selbststudium tiefer in die Wissenschaften eindringen wollen. Technikern, Fabrikanten, besonders denjenigen, welche sich mit Metallarbeiten beschäftigen, den Beamten des Bergbaus und Hüttenwesens, den gewerblichen Lehrinstituten, besonders den Bau- und Kriegsschulen, kann es nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Für den Werth des Werkes wird am besten sprechen, daß es am königl. Gewerbe-Institut eingeführt ist.

Wer sich vorher ausführlicher über den Inhalt unterrichten will, findet in allen Buchhandlungen einen dem entsprechenden Prospectus. Die einzelnen Abtheilungen werden auch einzeln abgegeben und sind zur Erleichterung der Anschaffung auch in einzelnen Lieferungen à 12 Sgr. zu beziehen.

Berlin, 10. März 1851.

Duncker und Humblot.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und kann als eine **treffliche Kinderschrift** zu Geschenken empfohlen werden:

Jeder ist sich selbst der Nächste.

Erzählung für die Jugend.

Nach dem Englischen.

8. Geh. 15 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Beneficialwesens

von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahrhundert

von

Dr. Paul Roth,

außerordentlicher Professor der Rechte zu Marburg.

Lexikonformat. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rh.

Erlangen, im März 1851.

Palm & Enke.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig für **1851** erscheinende Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Dieselbe erscheint **täglich zwei mal.** Die **Insertionsgebühren** betragen für eine Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung **nicht** beigelegt.

2) Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört zu derselben ein **Literarischer Anzeiger.** Die **Insertionsgebühren** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Die **Insertionsgebühren** werden die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5) Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

6) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7) Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als ein **Supplement** zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. **Anzeigen** aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von *Straparola*, *Basile*, *Perrault* und *L. Tieck*. Mit 12 Radirungen von *O. Speckter*. 4. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Einzeln werden erlassen:

Zwölf Radirungen zum gestiefelten Kater von *O. Speckter*. 4. 1843. (2 Thlr.) **21 Ngr.**

Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. 1845. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 71. —— 24. März 1851.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Neu und höchst interessant sind die Aufschlüsse die uns der Verfasser über sein Verhältniß zur ungarischen Regierung gibt, zu einer Zeit wo das Zerwürfniß zwischen Görgey und Kossuth bereits ein öffentliches Geheimniß war. Wir ersehen hieraus die kleinlichen Bestrebungen Kossuth's sich eine Partei im Heere zu bilden, durch Poussirung eines untergeordneten Generals sich gegen die Uebergriffe des Feldherrn zu schützen und durch Intriguen den stolzen Willen dieses Mannes zu brechen, während es doch nur eines kühnen Entschlusses bedurft hätte um den ungehorsamen General vor der Fronte seiner Armee zu verhaften. Wenn Einer Dies wagen durfte, so war es Kossuth, und jene Schwäche — Weichherzigkeit oder Feigheit, gleichviel — wirft einen trüben Flecken auf den sonst edeln Charakter des großen Agitators.

Ueberhaupt wird durch Klapka's Memoiren Vieles aufgeklärt was früher in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt war, so unter Anderm die plötzliche Absetzung Görgey's nach der Schlacht bei Acs (2. Juli) und die gleich darauf erfolgte Zurücknahme dieses Schrittes. Einen besondern Reiz gewinnt das Werk durch die hervorragende Stellung des Verfassers, durch den persönlichen Antheil den er selbst an den wichtigsten Ereignissen genommen hat, und durch den edeln Freimuth mit dem er sich über Zeit und Menschen ausspricht. Klapka gehörte zu den begabtesten Führern des ungarischen Freiheitskampfes, und dürfte wol der Einzige von den am Leben gebliebenen Generälen aus „Arthur's Tafelrunde" sein die noch eine Zukunft haben.*)

Die beiden nachfolgenden Memoiren (Nr. 3 und 4) bieten wol eine anregende Lecture, ohne jedoch für die Geschichte des ungarischen Kriegs von besonderm Interesse zu sein. Der „Honved" nennt zwar seine Aufzeichnungen: „Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte", doch dürfte Dies nur in weiterm Sinne so zu verstehen sein. Es sind eben nur Skizzen, flüchtig hingeworfene Genrebilder, Notizen, die der Verfasser am Marsche, wol auch am Schlachtfelde gesammelt hat. Während wir in Klapka's Memoiren das Urtheil des erfahrenen Generals und Strategen hörten, und gleichsam ein Gesammtbild erhielten, dem minder bedeutende Ereignisse und Personen nur als Stafage dienten: gibt uns der „Honved" die Anschauungen eines Subalternoffiziers zum Besten, und erzählt uns — im Gegensatze zu jenen imposanten Schlachtschilderungen — die Schicksale irgend eines exponirten Bataillons oder Regiments. Es sind Mosaikstücke, die zusammengesetzt wol auch ein Ganzes bilden; wie ein rother Faden aber zieht sich durch diese „Aufzeichnungen" ein glühender Haß gegen Görgey, eine — wol nur affectirte Verachtung dieses Mannes. Wir können Das dem „Honved" nicht verübeln; ein General der mit kaltem Blute seine Waffengefährten auf die Schlachtbank geliefert hat darf keinen Anspruch auf Schonung machen; doch dürfte es immerhin problematisch sein, ob auch vor der Katastrophe bei Világos ein so hartes Urtheil über Görgey gefällt worden wäre, aus den Reihen jener herrlichen Nordarmee, die, wie Blätter aller Farben uns übereinstimmend versicherten, mit Begeisterung an ihrem Führer hing.

Zu den wichtigsten Partien des Buchs zählen wir die Biographien Kossuth's und Bathyanyi's, die viel Neues und Piquantes bieten. Diese Skizzen haben bei ihrem ersten Erscheinen viel Aufsehen gemacht, und Das mit vollem Recht, da der Verfasser mit einer leichten gefälligen Schreibart auch eine genaue Kenntniß der Geschichte und nationalen Zustände seines Vaterlandes verbindet. Interessant ist die Erzählung von der versuchten Arretirung Görgey's (S. 106), die wir in keinem andern Buche fanden. Die Sache scheint ein Geheimniß geblieben zu sein; doch verschweigt uns der Verfasser welchen Ausgang die Unternehmung hatte.

Sind die Aufzeichnungen des „Honved" mit Rücksicht auf die geschilderten Ereignisse und Persönlichkeiten interessant und spannend (mitunter auch schaudererregend,

---

*) Klapka's Werk ist bereits in mehre Sprachen übersetzt worden, und eine neue Schrift über den ungarischen Kampf aus der Feder dieses jungen Generals ist uns, wie die Zeitungen melden, für die nächste Zeit in Aussicht gestellt worden. Uebrigens lebt Klapka — übereinstimmenden Berichten zufolge — sehr zurückgezogen, und hat sich an den neuesten Ereignissen nicht betheiligt. Auch von seinen Landsleuten wird er nicht eben als zur äußersten Fraction gehörend betrachtet. Er scheint sich für die Zukunft sparen zu wollen.

so unter Anderm die schreckliche Erzählung: „Wie Görgey einem Hauptmann das Ohr abhaut“), so gewähren uns die Memoiren von Therese Pulszky noch ein anderes, ich möchte sagen pathologisches Interesse. Die edle Dame berichtet uns Selbsterlebtes, und ergreifend ist die Schilderung der vielen Mühseligkeiten und Gefahren die sie unter den Schrecken eines verheerenden Bürgerkriegs mit der vollen Hingebung des Weibes überwand, um endlich — per varios casus — zu ihrem Manne nach England zu gelangen. Daß bei diesen Erzählungen die östreichischen Gewalthaber sehr übel weggekommen, versteht sich wol von selbst und liegt in der Natur der Sache. Das Buch ist durchaus nicht invita Minerva geschrieben, und gestehen wir Dies um so freudiger als wir sonst immer mit einer eigenthümlichen Scheu an die Beurtheilung weiblicher Geistesproducte zu gehen pflegen. Drollig sind die Schilderungen mancher vormärzlichen Summitäten, so unter Anderm des ungarischen Hochtory Paloczky, des Grafen Festetits, des „Theoretikers“ Hock, der in dem Flegeljahre der östreichischen Revolution die gemüthlichen „Manifeste“ redigirte und auch bei der berühmten Aprilverfassung Gevatter stand. Doch können wir einiger andern Partien des Buchs nicht mit gleichem Lobe erwähnen. Was z. B. die edle Dame von der Aristokratie der Slawen spricht (S. 142) scheint uns gänzlich aus der Luft gegriffen zu sein, und ebenso eine Sympathie zwischen Polen und Czechen zu den müssigen Erfindungen zu gehören. Ebenso wenig will uns die rücksichtslose Offenheit gefallen mit der die Octoberereignisse geschildert wurden, das *Nennen* von Namen und theilweise noch in Oestreich weilenden Persönlichkeiten, zu denen doch Pulszky (unter dessen Auspicien das Werk offenbar geschrieben wurde) in nähern Beziehungen stehen mußte.

Wir erfahren aus diesen Memoiren die überraschende Thatsache daß Pulszky schon um die Mitte Octobers Wien verlassen habe, um — ob mit oder gegen den Willen Kossuth's, wird nicht gesagt — als Gesandter nach London zu reisen. Der übrige historische Theil des Buchs ist von untergeordnetem Interesse; piquant ist die Charakteristik des unglücklichen, verschollenen Dichters Petöfy, dessen unüberwindlicher Abscheu vor Kravatten und Allem was mit diesen Aehnlichkeit hatte sehr humoristisch geschildert wird. Die beigefügten authentischen Actenstücke endlich (vor allem der noch in keinem andern Werke abgedruckte Brief des Erzherzogs Stephan, der Urtext der Pragmatischen Sanction, das Exposé des Gesandten zu Frankfurt über den ungarischen Krieg) machen diese Memoiren besonders lehrreich und anziehend.

Wir kommen nun zu zwei Monographien über Görgey (Nr. 5 und 6), die sich gerade in den wichtigsten Punkten wesentlich widersprechen. Während die erstere Schrift ein so hartes, mit maßloser Heftigkeit ausgesprochenes Urtheil über Görgey fällt, ihn ohne gründliche Motivirung eben nur als gemeinen Verbrecher darstellt, und überdies in so schlechtem, geschmacklosem Stile geschrieben ist daß wir das Werk lieber mit Stillschweigen übergehen, scheint uns die von Horn herausgegebene Broschüre die volle Beachtung des unparteiischen Geschichtsforschers zu verdienen. Wir haben diese Schrift mit lebhaftem Interesse gelesen. Der Verfasser gibt sich sehr bald als Vollblut-Magyar zu erkennen, und wol aus diesem Grunde glaubten wir auch eine im ultramagyarischen Stile gegen Görgey geschleuderte Anklage erwarten zu müssen. Zu unserer freudigen Ueberraschung sahen wir uns getäuscht. Das Buch ist durchaus in gemäßigtem Tone geschrieben, die Ereignisse werden nirgend zu einer Verherrlichung, nie aber auch zu einer Herabzerrung Görgey's ausgebeutet. In schlichter schmuckloser Sprache erzählt uns der Verfasser die glänzenden Waffenthaten, die genialen Manoeuvres, endlich auch die letzte That Görgey's, jene That durch die Ungarn den Todesstoß erhielt, und die entweder schwarz wie die Nacht, oder ein Räthsel ist, dessen Lösung uns erst eine ferne Zukunft bieten kann.

Wir erfahren aus diesem Buche eine Menge interessanter Details und piquanter Notizen aus dem frühern Leben des gewesenen Obercommandanten der ungarischen Armee. Der Verfasser gibt mit folgenden Worten eine Charakterschilderung seines Helden:

> Man hat ihn oft, seiner glänzenden Feldherrntalente wegen, mit Napoleon verglichen. Noch früher aber als die Lichtseiten entfaltete er schon die Schattenseiten eines Napoleon'schen Charakters.
>
> Sein eigener Wille war ihm das höchste Gesetz. Diesen zu vollführen opferte er Alles. Die Menschen waren ihm nur Mittel, die er wie Sachen beliebig zu seinen Zwecken brauchen dürfe.
>
> Er war ein „Zerrissener“, ein Blasé wie sie die vormärzliche Jugend zu Tausenden aufwies. Allein er war nicht mehr wie die meisten dieser Leute verschwommen, mit sich selbst zerfallen. Er hatte im Gegentheil bereits die Rechnung mit sich und der Welt geschlossen. Das Resultat zu dem er gelangte war: Welt und Menschen verdienen nur unsere Verachtung. Darum brauche das Talent nicht Anstand zu nehmen auch über die Schutthaufen jener und über die Leichen dieser den Gipfel seines Glücks zu erklimmen.
>
> Sein Herz war im Frost des Skepticismus erstarrt. Er war der Freundschaft, der Begeisterung nicht fähig. Er glaubte überhaupt an kein edleres Gefühl. Der Enthusiasmus der Menschen und Völker für hohe Ideen galt ihm als kindische Schwärmerei oder als eine Maske des Egoismus.
>
> Der Kühnste führe die Braut heim. Das Treiben der Welt sei nur ein ewiger Kampf der Interessen. Und wer die körperliche oder die geistige Macht besitzt seinem eigenen Interesse die der Uebrigen dienstbar zu machen, Der habe auch das vollgültige Recht dazu . . .
>
> Görgey's Eigenliebe war sehr leicht beleidigt. Um solche Beleidigungen zu rächen entschloß er sich sehr rasch zu extremen Schritten. So hatte er in Prag einem Mädchen längere Zeit den Hof gemacht. Als er dann ernstlich um ihre Hand anhielt bekam er einen Korb. Um ihr zu zeigen wie wenig ihm an dieser Abweisung liege, die ihn im Grunde sehr tief verletzte, heirathete er alsobald — ihre Gouvernante, ein elsassisches Mädchen. Aehnliche Züge erzählt man mehre aus seinem Leben.

Im weitern Verlaufe des Buchs berichtet uns der Verfasser wie Görgey zur ungarischen Armee kam, sich schnell Kossuth's Gunst erwarb, später als einfacher

Major durch die standrechtliche Hinrichtung Zichy's die Augen von ganz Ungarn aufsichzog, von Stufe zu Stufe stieg, und auf dem Schlachtfelde von Schwechat mit Ueberspringung aller Zwischengrade zum Obercommandanten avancirte. Mit lebhaften Farben werden sodann der geniale Rückzug durch die Bergstädte, die siegreichen Gefechte bei Szolnock, Hatvan, Tapzobicske, Issaßeg, Waitzen, Nagy-Sarló und Komorn, endlich die Einnahme Ofens geschildert. Den Glanzpunkt des Buchs aber bildet unstreitig die Darstellung jener stets wachsenden Eifersucht und gegenseitigen Intriguen zwischen Görgey und Kossuth, die endlich in der Seele des Erstern den Entschluß zur Reife brachten seinem gekränkten Ehrgeize und der verletzten Eitelkeit das Vaterland selbst zum Opfer zu bringen, um unter dessen Trümmern sich und den gehaßten Nebenbuhler zu begraben.

Wir heißen diese Schrift als einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes von Herzen willkommen.

Nr. 7. Es hieße den gesunden Geschmack unserer Leser beleidigen, wollten wir sie mit allen Einzelheiten dieser schamlosen Broschüre behelligen. Wir sind gewohnt gewisse Dinge mit Vorsicht anzugreifen, und können auch dem geneigten Leser (vorausgesetzt daß er unsern Geschmack theilt) nur den wohlmeinenden Rath geben sich vor ähnlichen Gegenständen gleichfalls in einer achtungsvollen Entfernung zu halten. Gegenstand dieser Schrift ist die Schilderung des Nationalcharakters der Ungarn, in welche nach dem Grundsatze: Variatio delectat! Privaterlebnisse des Verfassers und Episoden aus dem letzten Freiheitskampfe in reizender Mannichfaltigkeit eingewoben wurden. Soviel jedoch zur bessern Verständigung daß Hr. von Adlerstein nach seiner eigenen, wenngleich verhüllten Darstellung als ein ganz verworfenes Subject erscheint, welches sich in den verschiedensten Lebensverhältnissen herumtrieb, nirgend geduldet wurde, und endlich post tot discrimina rerum das lucrative Amt eines Denuncianten und besoldeten Pamphletisten erlangt hat. Als Privatlehrer und Wirthschaftsbeamter fand er (wie er uns selbst erzählt) bei verschiedenen Cavalieren Unterkunft, deren Familienverhältnisse er natürlich der Oeffentlichkeit zu überliefern keinen Anstand nimmt. Was den Stil dieser Memoiren betrifft so wechseln darin Denunciationen mit den boshaftesten Lügen und gemeinsten Schmähungen ab; so sind z. B. die Bezeichnungen: Schurke, Dieb, Räuber — natürlich für Kossuth — Hrn. von Adlerstein sehr geläufig. Um dem Leser einen Begriff von der Schreibart und dem Charakter dieses — Schriftstellers zu geben, wollen wir einige Stellen des Buchs hier wörtlich beisetzen. Es heißt I, xvi:

Er (der Ungar nämlich) vergißt daß es nur Deutsche und Slawen gewesen durch welche Intelligenz, Fleiß und Betriebsamkeit dem von ihm usurpirten (!) Lande allein zugeführt wurden, er übersieht daß das Emporblühen der Künste und Gewerbe, durch welche ihm die Goldquellen Ungarns geöffnet wurden, den fremden Einwohnern nur allein zum Verdienste angerechnet werden darf, er überdenkt nicht daß, wenngleich er anfangs die fruchtbringenden Kräfte der von ihm so verachteten und als Eindringlinge bezeichneten Einwanderer hartnäckig zurückgewiesen hätte, es ihm schon lange unmöglich geworden wäre, eingehüllt in den Moder seiner verblichenen Adelsprivilegien dem dolce far niente, diesem einzigen aus der Urzeit seines eigenen Emporlebens (!) unverändert erhaltenen Erbstücke, ohne Anfechtung so bequem nachhängen zu können. So handelnd hatte der Magyar, welcher sich als Kämpfer für die Freiheit allen Völkern Europas zum Vorbilde hinstellen wollte, in seinem eigenen Lande es sich selbst zum fluchwürdigen Princip gemacht die nicht magyarischen Einwohner Ungarns despotisch und mit Verachtung zu knechten, um das Mark aus ihren thatkräftigen Gebeinen desto leichter aussaugen zu können. (!!)

Ferner II, 1:

Wenn irgendwo die Strömungen der Zeit in dem für Europas Geschichte so bedeutungsvollen Monate März des vorigen Jahres erschütternde Krisen hervorbrachten, und die verderblichsten Folgen nachsichzogen, so war Dies in Ungarn der Fall, wo bei dem Verlaufe des Revolutionsfiebers die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft meist wider den eigenen Willen in die heterogensten Verhältnisse und verzweiflungsvollsten Situationen versetzt wurden u. s. w.

Der geehrte Leser wird an den gegebenen Proben wol genug haben und uns gern eine detaillirte Besprechung dieser „Federzeichnungen" erlassen. 45.

Die Lettres de cachet.

Die Missiven, welche ursprünglich von dem Souverain selbst ausgingen, waren von dreierlei Art: offene Briefe, Briefe unter dem großen, oder unter dem Privatsiegel. Die erste Gattung war für Alle offen und begann gewöhnlich mit: „Allen Menschen Gruß", oder „Allen welche es angeht". Diese war vom Könige unterzeichnet, gegengezeichnet vom Staatssecretair und mit dem Staatssiegel gesiegelt. Sie ging gemeiniglich vom Staatsrathe aus, bestand in Edicten, Ordonnanzen, und hatte die Worte angehängt: „Par le roi en son conseil." Die zweite Art von Missiven enthielt Verleihung von Titeln, Eigenthum, Naturalisation und andern Gunstbezeigungen welche der König verleihen konnte. Sie waren von ihm unterzeichnet und von dem Staatssecretair, und wurden auf das Amt des Großsiegelbewahrers gesandt um den Autoritätsstempel zu empfangen, oder zu dem Privatsiegelbewahrer wenn es sich um Edicte von minderm Belange handelte. Aber die Lettres de cachet waren nicht auf Pergament oder ministerielles Papier verfaßt; sie durften auch auf dem gewöhnlichsten Blatte als gesetzlich gelten, von dem Könige und dem Staatssecretair unterzeichnet, in ein anderes Blatt Papier geschlagen, und konnten nur von dem Individuum erbrochen werden an welches man sie richtete. Hochverrath und die daraus entspringenden Todesstrafen knüpften sich an Erbrechung des Siegels oder auch nur an heimliche Kenntniß des Inhalts. Diese Briefe wurden an die Personen geschickt welche die verschiedenen Staatsräthe bildeten und zum Behufe von Verhandlungen sich versammeln sollten. Der Anfang hieß meist: „Ich schreibe diesen Brief Euch zu benachrichtigen u. s. w.", und der Schluß: „Ich bitte Gott Euch in seine heilige Obhut zu nehmen."

Der früheste Gebrauch dieser Briefe zur Bestrafung, bevor sie ein so schreckendes Werkzeug der Tyrannei wurden, war wenn Pairs oder Männer von Macht und Rang sich weigerten vor dem Herrscher oder seinen Gerichtshöfen zu erscheinen und sich über Vergehen gegen den Staat zu verantworten. Dann verkündeten Lettres de cachet dem Angeklagten die Verbannung aus dem Lande oder vom Hofe. Manche solcher Schreiben wurden von Ludwig XI. erlassen. Sie liegen noch vor und beweisen die feinen Kunstgriffe und die krumme Politik welche der grausame Monarch übte. Allein es blieb dem

noch verschmitztern und erfahrenern Cardinal Richelieu vorbehalten, den Winken des fluchwürdigen Paters Joseph du Tremblay folgend, jene Briefe in Werkzeuge des zügellosen Despotismus zu verwandeln. Haft in der Veste Bastille schien das geeignete Mittel sich eines lästigen Feindes zu versichern mit Beobachtung äußersten Geheimnisses. Die Festnehmung mußte mit der möglichst wenigen Oeffentlichkeit geschehen. Die dazu nöthige Wache sollte aus Personen gewählt werden in welche man das höchste Vertrauen setzen durfte, und die zu der unmittelbaren Umgebung des Königs gehörten. Der Gefangene mußte zu anberaumter Stunde an den Ort seiner Bestimmung abgeholt und von dem Gouverneur des Thurmes selbst in Empfang genommen werden, welcher von diesem Augenblicke für die Person, ihre Handlungen und Bezüge zu der Außenwelt gut stand, und allein den Inhalt der Lettre de cachet kannte.

Dieser Brief gab dem Gouverneur bestimmten Nachweis ob der tiefe Kerker, die einsame Zelle oder ein höherer Grad von Gemächlichkeit zulässig, und bezeichnete die Behandlung welche der Gefangene finden sollte, jedoch meist in einer conventionnellen, nur Dem an welchen sie sich richteten verständlichen Sprache. Die Briefe in den Tagen Ludwig's XIV. begannen gewöhnlich: „Hr. de Bernard, da es nothwendig ist daß Hr. .... in mein Schloß Bastille tritt, schreibe ich diesen Brief um Ihnen meinen Willen zu künden." Verschiedene dieser Documente bestehen noch; unter Anderm in einer Autographensammlung eines mit obigem Eingange und Geheiß den Zeugen des Generalprocurator zu einer gewissen Stunde zu den von ihnen begehrten Zwecken Einlaß bei dem im Schlosse Bastille verhafteten Hrn. Beaujeu zu verstatten. Dieser Befehl, von Ludwig gezeichnet und von Colbert contrasignirt, trägt die Form in welcher man nach allgemeiner Annahme die Weisung zu ertheilen pflegte daß der Generalprocurator jene elenden Instrumente der Gewalt entsenden werde deren Amt darin bestand, durch die Folter Bekenntnisse zu entreißen und dann als Zeugen für Beglaubigung der Schuld aufzutreten. Auf der Rückseite steht von Colbert's Handschrift und mit seiner Namenssignatur: „Befehl sechs Personen, Musketiers, bei Hrn. Beaujeu den 8. März 1674 einzulassen." Die Absicht in welcher diese Werkzeuge des Ministers Zutritt erhielten leidet keinen Zweifel; und wie gleichsam den Verdacht zu bestätigen welcher solche Documente stets begleitet, zeigen sich auch noch Blutflecken auf dem Papiere, augenscheinlich der Griff der Finger und des Daumens vom Henker beim Abliefern der Vollmacht welche ihm die Bastille öffnete und wonach er verfuhr. Weitere Forschungen führten zur Kenntniß des Factums daß Hr. Beaujeu, einer verrätherischen Correspondenz mit den Feinden Spaniens verdächtigt, die Folter bestand, und nach seinem eigenen Geständniß der ihm zur Last gelegten Thatsachen schuldig befunden war.

Hinreichende Proben des schändlichen Gebrauchs welchen Cardinal Richelieu mit den Lettres de cachet trieb stellen sich heraus, viele historische Actenstücke, abgesehen von denen welche die Schriftsteller jener Epoche lieferten. Ein Blick in die Mappen die auf den Bücherbretern der Nationalbibliothek schlafen könnte den Novellisten überzeugen daß sich hier Quellen vorfinden aus welchen Romane von viel tieferm Interesse geschöpft werden dürften als bloße Werke der Einbildungskraft bieten.

Während Cardinal Fleury, dessen Sitten so mild und gewinnend waren, dessen Stimme so sanft und bezaubernd klang, in Frankreich mit Vatersorge zu regieren schien, hallten die Kerker der Bastille vom Jammer der Gefangenen wider die um Erbarmen und Rache schrien. Der Mann welcher Austheiler der Wohlthaten Ludwig's XIV. gewesen, der Freund des Armen, der nachsichtsvolle Lehrer verwandelte sich als Minister in den unversöhnlichsten Menschen, den glühendsten Zeloten. Sein Name, behauptet man, heftet sich an 20—30,000 Lettres de cachet. Wer ihm als des Jansenismus verdächtigt bezeichnet war ward augenblicklich eingekerkert.

Vor ihm bediente sich Louvois des nämlichen Werkzeugs im Namen der Religion. Er soll 80,000 Personen nach den Gefängnissen gesandt haben, in der leeren Hoffnung der Ausbreitung des Protestantismus vorzubeugen. Er gab allen Personen von Rang und Stellung ohne Unterschied weiße Lettres de cachet um sie nach Gefallen mit den Namen der Opfer auszufüllen. Der Adel machte einen entsetzlichen Gebrauch von dieser Willkür: Hausbediente, Kaufleute welche Bezahlung ihrer Rechnungen heischten, Aeltern die ihre Töchter nicht beschimpfen lassen wollten, Alles wurde unter wechselnden Vorwänden eingesperrt. Der gegen Alles was Lettre de cachet hieß erzeugte Haß, und die geheimnißvollen von der Bastille verbreiteten Geschichten stachelten den Pöbel beim ersten Ausbruche der großen Revolution diese düstere Veste niederzureißen, dieses Bild des Despotismus unter welchem Paris lange geschmachtet hatte. Bei Zerstörung des Gebäudes fand man blos sieben Staatsgefangene in seinen Mauern, ein Beweis daß zuletzt die Lettres de cachet nur sparsam benutzt wurden.

Unter den bewahrten Gegenständen befinden sich zwei für historische Untersuchung besonders ersprießliche Manuscriptbände, die Tagebücher enthaltend welche der Gouverneur de Launay von dem Momente an führte wo er mit dem Commando betraut wird, bis zu der Stunde da er mit seinem Major Losme Solbray unter den Streichen eines wüthenden Haufens fiel. Es umfaßt den Autograph jedes Gefangenen bei seinem Austritte aus dem Kerker in einem Versprechen bestehend Nichts auszustreuen was man in der Bastille erfuhr. Mit ihr sank der Despotismus der Bourbons. Trotz der kurzen Entfernung zwischen Versailles und Paris drang die Kunde von Dem was in der Altstadt geschah während die Einwohner der Vorstadt St.-Antoine die Bastille schleiften bekanntlich nicht bis zu den Vergnügungen des leichtfertigen Hofs. Der Abend verging ohne daß Ludwig XVI. den leisesten Verdacht schöpfte daß seine Krone ihm schwände. Larochefoucauld-Liancourt trat als Se. Maj. sich zur Ruhe begab in das Schlafgemach und berichtete daß die Bastille sich in den Händen des Pöbels befände. „Was sagen Sie, Herzog?" rief der König indem er auf einen Stuhl sank. „Es ist also eine Empörung?" „Sire", erwiderte der Edelmann feierlich, „es ist eine Revolution." 21.

Bibliographie.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst. Herausgegeben von A. Heinrich. 15ter Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Devrient, E., Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. Mit Illustrationen von F. Pecht. Leipzig, Weber. Hoch 4. 20 Ngr.

Nathalie. Eine Erzählung von Julie Kavanagh. Aus dem Englischen von A. Dietzmann. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Oersted, H. C., Der Geist in der Natur. 2.: Naturwissenschaft und Geistesbildung. Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ritter, J. J., Handbuch der Kirchengeschichte. Zwei Bände. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Der wahre Gemeingeist. Predigt gehalten am 19. Januar 1851. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Unsere Politik und vier Wochen auswärtiger Politik. Unbefangen beleuchtet. Ende Januar und Anfang Februar 1851 geschrieben. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 72. — 25. März 1851.

Die jüngsten Ergebnisse der Evangelienkritik.

1. Jahrbücher der biblischen Wissenschaft von Heinrich Ewald. Erstes und zweites Jahrbuch. 1848 und 1849. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Die drei ersten Evangelien übersetzt und erklärt von Heinrich Ewald. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Aus tausend Gründen ist es unter uns jetzt höchst nöthig daß Jedermann klar erkenne, sowol was die Evangelien wirklich enthalten als wie sie entstanden seien. Welches Gut kann uns zutheilwerden, wenn Christus selbst aus dem Dunkel, wohin ihn theils die Zeit, theils die mannichfachen menschlichen Selbstsuchten zurückgedrängt haben, wieder in sein eigentliches Licht hervortritt und wie zum zweiten male auferstanden unter uns erscheint! Daß Dieses unter uns geschehe ist hohe Zeit; daß es sobald als möglich geschehe, dahin zu wirken die dringendste Pflicht eines Jeden. Geschieht es nicht und muß der neue Aufgang der Wahrheit und Kraft des Christenthums auf eine andere Zeit und eine andere Gegend warten, nun so werden wir rascher in Deutschland untergehen oder, wenn nicht rasch untergehen, dann noch schimpflicher in einen byzantinischen Zustand langsamen Dahinsiechens verfallen, auf den doch zuletzt der unvermeidliche Untergang folgen muß. Das Christenthum sehnt sich und ringt und seufzt in Deutschland jetzt zu werden was es auf diesem Boden noch nie geworden ist, und was uns allein vor dem unsaglich gräuelvollen Zustande retten kann in welchen die Deutschen jetzt infolge der Schulden ihrer Vorzeit, aber noch weit mehr infolge der eigenen großen Sünden aller jetzt Lebenden versinken wollen.

Es mag sein daß obige Worte, aus der Vorrede der zweiten unter den oben angeführten Schriften entnommen, Manchem übertrieben scheinen, auch der sonst die Wichtigkeit der Religion für ein tüchtiges und edles Volksleben nicht verkennt. Sie würden von Vielen als übertrieben getadelt werden, auch wenn sie auf die Geltung des Christenthums ganz im Allgemeinen bezogen würden. Noch weit stärker aber wird dieser Tadel sie treffen, wenn man erfährt daß das Christenthum welches der Verfasser meint ein jetzt noch in sehr Wenigen vorhandenes ist, und gar wenig gemein hat mit dem Christenthum derjenigen Theologen die sich jetzt unter uns am lautesten ihres nur durch sie für die Wissenschaft und für das Leben gewonnenen Glaubens rühmen. Dieses letztere ist vielmehr, neben dem offenbaren Unglauben einer gewissen theologisch-philosophischen Schule, gegen welche der Verfasser seit einiger Zeit eine der erbittertsten Fehden eröffnet hat die noch je auf literarischem Gebiete durchgefochten worden sind, gerade der Feind den er als den allergefährlichsten Gegner einer gesunden, lautern und gediegenen Religiosität allenthalben auf das schonungsloseste und unerbittlichste bekämpft. Ich untersuche nicht, inwiefern der Verfasser sich durch den Eifer dieses Kampfes, durch das Vertrauen zu seiner guten Sache und durch das Gefühl seines persönlichen Berufs zu ihrer Vertretung hin und wieder in seinen Aeußerungen zu weit führen lassen mag. Auch die oben angeführten Worte betreffend, gebe ich gern zu daß die Wichtigkeit einer im Grunde doch zunächst nur historischen Einsicht etwas zu stark darin betont, und letztere wenigstens nicht bestimmt genug von den sittlichen Momenten mit denen sie der Verfasser, an sich gewiß gar nicht mit Unrecht, in Beziehung bringt unterschieden ist. Dessenungeachtet glaube ich es verantworten zu können, wenn ich, ohne weiter an ihnen zu mäkeln, in ihren wesentlichen Sinn einstimme und mich ihrer bediene, zugleich um auf die Bedeutung des Gegenstandes der in den obigen Schriften verhandelt wird hinzuweisen, und um den Standpunkt der Einsicht und Gesinnung aus welchem diese Verhandlung hervorgegangen ist in sein rechtes Licht zu stellen.

Wer der wissenschaftlichen Laufbahn des berühmten Verfassers dieser Schriften auch nur im Allgemeinen, auch nur von weitem gefolgt ist, Der wird sich im voraus versichert halten daß es nicht Beweggründe gemeiner Art sein können was ihn bestimmt hat von dem Gebiete der alttestamentlichen Theologie und Literatur, dem seine Thätigkeit bisher ausschließlich oder so gut wie ausschließlich angehörte, jetzt auf das der neutestamentlichen überzugehen, und die Kraft seines Talents und seiner Gelehrsamkeit, welche dort einen Schauplatz ihrer Wirksamkeit hatte, auf welchem ihr Anerkennung und Erfolg in sehr weitem Kreise bereits gesichert war, in die Verhandlung von Fragen einzulegen welche bisher Denjenigen die sich ihnen mit gleicher Wahrheitsliebe und gleichem Wahrheitssinn unterzogen hatten noch wenig Dank gebracht haben. Auch im alttestamentlichen Gebiet war er, nachdem er durch seine über jeden Zweifel erhabenen Verdienste um Sprache und Grammatik sich zuerst dort angesiedelt und ein wohlbegründetes Ansehen erworben hatte, stufenweise dem Sachlichen und dem religiösen Gehalt immer näher getreten. Er hat sich dort, nach seinem eigenen Ausdruck, eine „Bibel-

wissenschaft" geschaffen, bestehend in einem durchgehenden Processe höherer Kritik, die an den Urkunden geübt wird; nicht im negativen, sondern in einem durchaus positiven Sinne, nicht um durch Nachweis der Unechtheit einzelner Stellen oder ganzer Schriften oder Versetzung derselben in ein späteres Zeitalter einen Theil der Thatsachen loszuwerden, sondern um durch vollständige, völlig vorurtheilslose Erforschung der äußern und innern Beschaffenheit der Urkunden nach Form und Inhalt eine den Gesetzen der menschlichen Natur und der geschichtlichen Entwickelung entsprechende, überall aus lebendiger Anschauung des Einzelnen hervorgehende Gesammteinsicht in die Geschichte des Volks Israel, in alle Aeußerungen, Thaten und Werke seines Geistes zu gewinnen. Bei diesem großen Unternehmen, dessen Ergebnisse in einer Reihe gediegener, inhaltvoller Schriften beinahe vollständig vor uns liegen, ist der Verfasser durchaus geleitet von dem Geiste eines ebenso lebendigen und innigen als nüchternen und gesunden Religionsglaubens. Er erblickt im Alten Testament göttliche Offenbarung, göttliche Offenbarung nicht in dem unbestimmten, weitschichtigen Sinne in welchem der Pantheismus jede höhere Thätigkeit des Menschengeistes ohne Unterschied so nennt, sondern in dem ganz specifischen, der sich an das monotheistische, das Volk Israel von allen Völkern der Alten Welt unterscheidende Gottesbewußtsein knüpft. Freilich ist dieser Offenbarungsglaube kein supernaturalistischer; die Gottesoffenbarung des Alten Testaments ist dem Verfasser nicht ein übernatürliches, durch eine unerklärliche Laune der Gottheit gerade nur diesem Volk ohne sein Verdienst zugedachtes und durch Hülfe äußerer Mirakel dem widerspenstigen aufgedrungenes Geschenk; im Sinne eines Theils unserer „gläubigen" Theologen mag sich der Verfasser immerhin einen „Ungläubigen" schelten lassen. Sie ist ihm ein aus der ursprünglichen, aber freien Richtung eines kräftigen und edel begabten Volksgeistes in naturgemäßer Entwickelung hervorgegangenes, von einer Fülle innerer Erlebnisse, die ihm seinen unschätzbaren Gehalt ertheilen, zeugendes Ergebniß, ein Ergebniß das freilich ohne eine fortwährende Schöpferthätigkeit Gottes, ohne eine fortgehende Gemeinschaft desselben mit dem Menschengeiste undenkbar wäre, aber das doch keineswegs ein abnormes, den gesetzmäßigen Naturlauf unterbrechendes Eingreifen einer außerordentlichen Macht voraussetzt. In dieser Weise, mit ebenso warmer Begeisterung für den eigenthümlich religiösen Gehalt wie mit scharfem und feinem Sinn für alle Formen seiner Bethätigung und Ausprägung, allenthalben aber mit der rückhaltlosesten Aufrichtigkeit und dem unbestechlichsten Wahrheitssinne hat Ewald die Geschichte, die Alterthümer und Literatur des israelitischen Volks in einer Reihe von Werken, die jedenfalls eine bleibende Stelle einnehmen werden in der biblischen Wissenschaft uns wissenschaflich nahezubringen und eine wahrhafte, gediegene Einsicht in ihren geistigen Gehalt zu eröffnen gestrebt.

Das tiefreligiöse Interesse nun, welches sich im Verfolg seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu immer größerer Macht in ihm ausgebildet, immer entschiedener seine großartige kritische Thätigkeit beseelt und durchdrungen hat, dieses Interesse und kein anderer Beweggrund ist es was den Verfasser jetzt der Beschäftigung mit dem Neuen Testament zugeführt hat. Mehre Aufsätze in den zwei Jahrbüchern der von ihm nicht blos herausgegebenen, sondern auch ausschließlich verfaßten „Jahrbücher der biblischen Wissenschaft" geben von dieser Beschäftigung Zeugniß, besonders aber der eine, dessen Inhalte wir, sammt dem damit zusammenhängenden Inhalte der zweiten oben angeführten Schrift, den gegenwärtigen Artikel gewidmet haben. Ich meine die ausführliche Abhandlung „Ueber Ursprung und Wesen der drei ersten Evangelien", welche, durch beide Jahrgänge der Zeitschrift sich hindurchziehend, nicht blos eine Einleitung zu der später herausgegebenen Uebersetzung und Erklärung der Evangelien, sondern allerdings auch (obwol Dies nicht in des Verfassers Absicht lag) eine unentbehrliche Ergänzung und Vervollständigung des letztgenannten Werks bildet. Beide Arbeiten sollen nach der Erklärung des Verfassers nur die Vorläufer einer „Geschichte der Entstehung des Christenthums" sein, an die er nach Vollendung seiner „Geschichte des Volks Israel" Hand anzulegen willens ist. Beide sind ihm jetzt vor Ablauf dieser Frist „fast wider Willen durch die Verhängnisse der Zeit abgedrungen"; nämlich durch den „Anblick jener in Deutschland schon lange zu schädlich gewordenen Zeiterscheinungen", gegen welche er bereits seit mehren Jahren in einem heißen Kampfe begriffen ist. Auch hier, wie sonst allenthalben in den Arbeiten des Verfassers von selbständigem positiven Gehalt, müssen wir wol annehmen daß die polemische Absicht, zu der er sich hier ausdrücklich bekennt, gleichmäßig nach zwei entgegengesetzten Seiten gerichtet ist. Die nächste Veranlassung zwar scheint ihm hier das von ihm als durchaus verwerflich und grundverderblich erkannte Treiben der „Tübinger Schule" und namentlich die jüngste kritische Schrift ihres Hauptes, des Dr. F. Ch. Baur, über die Evangelienfrage gegeben zu haben. Der Verfasser fand sich gedrungen der kritischen Willkür, welche in dieser Schule in der That auf eine Weise geübt wird die nur bei vollkommener Abstumpfung des religiösen Sinnes möglich ist, so rasch als möglich eine echte, aus religiösem Grund hervorgegangene kritische Behandlung desselben Gegenstandes gegenüberzustellen, um dadurch, soviel an ihm, den schädlichen Wirkungen jener zu begegnen. Dies aber konnte nicht geschehen ohne daß er eben damit in einen gleich starken, vielleicht in diesem Fall noch stärkern Conflict mit derjenigen theologischen Partei gerieth die von einer Kritik der neutestamentlichen, der evangelischen Geschichte überhaupt Nichts wissen will, oder, wenn sie ja das Bedürfniß einer solchen anerkennt, doch auf die wohlfeilste Weise, mit möglichst wenigen Zugeständnissen davonzukommen meint. Gegen diese Partei noch ungleich mehr als gegen die der kritischen Negation haben denn auch Aeußerungen der Art

wie die eben angeführte ihre unmittelbare Geltung. Der Verfasser will und bekennt das Christenthum, das inhaltvolle, geschichtliche, nicht ein zu abstracter Speculation verblaßtes Christenthum; aber er will und bekennt ein Christenthum welches, frei von jeder theologischen Halbheit und Künstlichkeit, schlechterdings kein Zugeständniß insichschließt das nicht mit der vollständigsten Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen alle Welt verträglich wäre. In dieser Aufrichtigkeit, in dieser Wahrheitsliebe sieht er das einzig mögliche Heil für die so heillos verwickelten Zustände unserer Zeit, und wenn mit dieser Aufrichtigkeit, mit dieser Wahrheitsliebe die höchste Angelegenheit der Menschheit, die Religion und das Christenthum, ergriffen und dem Zeitalter aufs neue angeeignet wird, so findet er darin, und nur darin die Bürgschaft daß man in eben diesem Geiste der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit auch die andern großen Interessen des Volks- und Menschheitslebens auf neuen, segensreichern Bahnen als die bisherigen es waren verfolgen wird.

Ueber den Inhalt und die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchungen den Lesern d. Bl. den kurzen Bericht abzustatten der allein dem Zwecke der letztern gemäß ist, durfte sich Referent aus dem Grunde vielleicht vor manchem Andern befähigt glauben, weil dieselben in ihrer Richtung, in der Art und Weise ihrer Begründung, und allerdings auch ihren Resultaten ganz überraschend nahe mit den Untersuchungen zusammentreffen welche er, ausführlicher noch als gegenwärtig der Verfasser, schon vor jetzt zwölf Jahren in seinem Werke über die evangelische Geschichte dargelegt *) und seitdem fortwährend im Auge behalten, auch hier und da, in einzelnen Punkten, ergänzt und berichtigt hat. Der Verfasser hat, nach seiner auch auf alttestamentlichem Gebiet stets von ihm befolgten Gewohnheit, bei Durchforschung der Quellen und Darstellung der aus ihnen gewonnenen Resultate durchaus nur seinen eigtnen Weg zu gehen und keine fremden Arbeiten zu benutzen, auch die oben genannten Untersuchungen, ebenso wie alle andern völlig unberücksichtigt gelassen. Referent verübelt ihm Dies nicht; er freut sich vielmehr um so lebhafter jenes so völlig ungesuchten Zusammentreffens zweier gänzlich voneinander unabhängiger Forschungen, und hofft daß dieser Umstand doch einigermaßen dienen wird auch selbst unter unsern heutigen Theologen Diejenigen die sich nicht ganz und gar gegen die Wahrheit verstockt oder verblendet haben auf wissenschaftliche Ergebnisse aufmerksamzumachen die sich in solcher Weise zu beglaubigen vermögen. Allerdings hat er schon einmal (bei Gelegenheit des mit dem seinigen gleichzeitig erschienenen Wilke'schen Werks „Der Urevangelist") die Erfahrung machen müssen, wie wenig über eingewurzelte Vorurtheile selbst so lautsprechende Thatsachen vermögen. Indeß will er, darum unbekümmert, auch diesmal seine Schuldigkeit thun und Nichts unterlassen was von seiner Seite vielleicht dazu beitragen kann den Gehalt und die Bedeutung der vorliegenden Arbeiten, denen der Name ihres Verfassers, gewichtig wie er ist, schwerlich bei dem theologischen Publicum die ihnen gebührende Aufnahme sichern wird, vor dem minder befangenen Publicum in ihr rechtes Licht zu stellen.

Zuvörderst möge hingewiesen sein auf den Umstand daß der Verfasser in beiden Schriften die Untersuchung über die drei ersten, die gewöhnlich so genannten synoptischen Evangelien völlig abgetrennt hat von der Untersuchung über das Johanneische Evangelium. Ueber den Grund dieser Abtrennung hat er nicht für nöthig erachtet eine ausdrückliche Erklärung abzugeben; wer irgend Etwas von der Sache versteht wird den Sinn den eine solche würde haben müssen zwischen den Zeilen zu lesen wissen. Zum Ueberfluß erinnert sich Referent einer Note aus der „Geschichte des Volks Israel", welche die Reden die Christus bei Johannes spricht als nicht von Christus wörtlich gesprochene bezeichnet; möglich daß andere gelegentliche Aeußerungen des Verfassers über jenes Evangelium ihm entgangen sind. Die Meinung des Verfassers ist offenbar diese: daß die Lebensgeschichte Jesus', das Bild seines Charakters und der Inhalt seiner Lehre zunächst nur aus den drei ersten Evangelien zu entnehmen ist; daß das vierte Evangelium, wie hoch auch in anderer Beziehung sein Werth als Urkunde des apostolischen Christenthums stehen mag, doch in jenen Beziehungen durchaus nur als secundaire Quelle dienen und brauchbar und lehrreich nur dem Forscher werden kann der sich bereits aus jenen andern Quellen eine klare und entschiedene Einsicht über dieses Alles gebildet hat, aber gänzlich irreführend Den der zunächst und unmittelbar aus ihm eine derartige Erkenntniß entnehmen will, oder auch nur ihm als Quelle gleichen Rang mit den Synoptikern zugesteht. Daß eine solche Erkenntniß, eine historisch klare und so vollständige Erkenntniß der Person Jesus Christus und seiner Lebensschicksale als wir nach den Umständen irgend erwarten dürfen, aus den drei ersten Evangelien, daß sie nur aus ihnen, aber auch wirklich aus ihnen geschöpft werden kann: Dies ist die offenbare Voraussetzung welche dem Commentar der zweiten Schrift über jene Urkunden zugrundeliegt. Nur in diesem Sinne konnte dieser Commentar über alle Hauptmomente der evangelischen Geschichte entschiedene Ansichten aussprechen, ohne des Johanneischen Evangeliums auch nur mit Einem Worte zu gedenken. Wenn es je ein beredtes Schweigen gab, wahrlich so ist dieses ein beredtes; beredt nicht als Urtheilsspruch über den Johannes — ein solcher Spruch dürfte bei unserm Verfasser immer noch sehr anders lauten als in der Tübinger Schule —, sondern als ein Zeugniß daß in des Verfassers Seele sich die hehre Gestalt des göttlichen

*) Es sei erlaubt diejenigen Leser dieser Zeitschrift denen die Ergebnisse des oben genannten Werks noch fremd sind auf den zwar kurzen und deshalb unvollständigen, aber nicht ohne Geist und Beredtsamkeit abgefaßten Auszug zu verweisen welchen die kürzlich erschienenen „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk, von einem deutschen Philosophen", S. 172 fg., daraus gegeben haben.

Digitized by Google

Meisters zu einem gediegenen Charakterbilde aus dem Ganzen und Vollen des Materials jener drei lautersten Quellen lebendig ausgeprägt hat, und nicht wie noch immer bei der großen Mehrzahl unserer Theologen aus widerstrebenden Elementen künstlich und kümmerlich zusammengeflickt zu werden braucht.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der französischen Fahne.

Die jetzige Flagge Frankreichs faßt gleichsam alle Fahnen in sich welche dies Land im Laufe der Jahrhunderte aufgepflanzt hat. Es ist ein Irrthum, wenn man die weiße Fahne auf das 5. Jahrhundert zurückleiten will. Die Franken unter Clodwig waren Barbaren welche die Sitten ihrer Feinde nachahmten, und sich mit der Beute der Römer herausputzten, auch das Banner der Legionen wählten: ein Drache mit kupfernem Rachen und langem Schweife von scharlachrothem Zeuche, der von einer Lanzenspitze aus Eschenholz herabhing. Zum allgemeinern Feldzeichen, um welches sie sich scharten, hatten sie den Mantel des heiligen Martin in einer reichen Kiste verwahrt, der mitten im Heere unter einem Zelte getragen wurde.

Während der Kämpfe der Feudalität versinkt die französische Flagge unter der Flut von Bannern und Wappen der Herzöge, Grafen, Barone u. s. w. Endlich empfing die vielfach gedrückte königliche Gewalt ihr Feldzeichen von der stärkern geistlichen: die Fahne des Klosters von Saint-Denis, welche die erblichen Vertheidiger desselben, die Grafen von Berin, trugen. Sie ging auf Ludwig den Dicken über, und seitdem holten alle Könige, wenn sie zu Felde zogen, das Banner am Altare der Märtyrer. Der heilige Dionysius war der besondere Patron des Reichs. Daher der von den Geschichtschreibern so falsch gedeutete Ruf: „Mont Joie Saint-Denis!" „Mont-Joie", sagt der Abbé Suger, der Minister und Biograph Ludwig's des Dicken, „heißt man den Ort, wo die nach Rom Pilgernden zum ersten male die Tempel der Apostel erblicken." Hugos von Saint-Cher, ein Dominicaner des 13. Jahrhunderts, setzt hinzu: „Sobald die Wanderer das Ziel ihrer Fahrt gewahren, errichten sie einen Steinhaufen und pflanzen ein Kreuz darauf, das heißen sie Mont-Joie (Mons Gaudii). Delrio berichtet daß die Pilger um den Weg zu St.-Jakob von Galicien wiederzufinden Steine aufthürmen die man Mont-Joie nennt. Moreri versichert daß man zu seiner Zeit die Hügel von Erde und Kiesel, welche die Straße von Paris nach Saint-Denis umgrenzer, Mont-Joie hieß. Der berühmte und solange volksthümliche Ruf: „Mont-Joie Saint-Denis!" bedeutet ganz einfach: „Folgt dem Banner des heiligen Dionysius." Die nämliche Formel kehrt im Feldgeschrei von Burgund, Anjou, dem Herzogthume Bar, der Herrschaft Bourbon wieder: „Mont-Joie Anjou!" u. s. w.

Die Oriflamme war von Seide, und von so reiner rother Farbe wie nur je die Fahne einer Februarbarrikade. Bei Roman de Garin heißt es:

> Devant eux vient l'enseigne Saint-Denis,
> Rouge vermeille; nul plus bele ne vit.

Der Dichter Guillaume le Breton erwähnt in seiner Schilderung der Schlacht von Bouvines: „Der König läßt vor sich her in der Luft ein Banner von glänzend rother Seide wehen, ganz ähnlich den Fahnen bei kirchlichen Processionen. Man nennt sie gewöhnlich Oriflamme (auri flamma). Sie geht in der Schlacht allen andern voraus, und der Abt von Saint-Denis pflegte sie in die Hand des Königs zu legen, wenn dieser in den Krieg zieht."

Die königliche Fahne flatterte lange Zeit nur in zweiter Reihe, blau, mit goldenen Lilien durchsäet. Ihre Bedeutung finden wir in den Jahrbüchern von Nangis. „Li roys de France accoustumèrent en leurs armes à porter la fleur de lys pinte par trois feuillies, comme se il deissent à tout le monde: Foys, sapience et chevalerie, sont par la provision et par la grâce de Dieu, plus abondamment en nostre royaume qu'en uns autres. Les deux feuilles de la fleur de lys, qui sont oeles signifient sens et chevalerie, qui gardent et deffendent la tierce feuille, qui est au milieu d'icelles, plus longue et plus haute, par laquelle foys est entendue et signifiée, car elle est et doit estre gouvernée par sapience et deffendue par chevalerie."

Ludwig VI. war der erste König der Lilien in sein Wappen setzte. Bevor er sich dieselben zueignete waren sie Gemeingut. Jean de Garlande, welcher 1080 eine merkwürdige Schilderung der Halles de Paris schrieb, berichtet daß die Verkäufer der Schilder auf dieselben Löwen und Lilien malen ließen um sie den Rittern zu verkaufen. Die Oriflamme, Sinnbild geistlicher Obermacht, ward verlassen als die zeitliche Gewalt in den Vorgrund trat, und glänzte zum letzten male in der Schlacht von Rosbecq, welche Karl VI. am 29. November 1382 den Flamändern lieferte. In der Geschichte des anonymen Mönchs von Saint-Denis liest man darüber wie folgt: „Nachdem Messire Pierre de Villiers, Hüter der Oriflamme, sie auf Befehl des Königs entfaltete und im Winde flattern ließ, geschah es durch besonderes Wunder göttlicher Vorsehung daß die Nebel plötzlich wichen, wie wenn man einen Vorhang vor den Augen beider Heere weggezogen hätte. Auf den dichten Nebel folgte ein Wintertag so klar wie im Sommer, und die Sonne schien gleichsam für uns zu kämpfen, indem sie unsere Augen erhellte, und ihre Strahlen gegen die Flamänder schoß um sie zu blenden. Bei der Heimkehr aus der Schlacht bezeugte Messire Pierre de Villiers das Wunder feierlich vor dem Altare der heiligen Märtyrer."

Im Jahre 1596 bewahrte man, nach der Versicherung des Abbé Legendre, die Oriflamme noch im Schatze der Abtei, aber bald verzehrt von Motten; die blaue mit Lilien besäete Fahne war die Frankreichs oder „der französischen Republik" geworden, denn man bezeichnete ziemlich oft das Königreich mit diesem Namen, wie es Clément Marot in einer seiner „Complaintes" gethan:

> Hélas! c'estoit françoyse république,
> Laquelle avait eu maine lieux entamé
> Son manteau bleu, de fleurs de lys semé.

Die weiße Fahne erschien erst unter Karl VII., nicht mit Glanz, sondern unter der demüthigen Bezeichnung „Cornette blanche" in den Händen des Vorschneiders. Diese Standarte, anfangs für das Haus des Königs vorbehalten, ward von Karl IX. den Oberst-Generalen der Schweizer, den Lanzknechten und Corsen verliehen. Erst unter Richelieu, welcher die Königsmacht auf festen Pfeiler baute, erhielt die weiße Fahne ihre Bedeutung. Infolge einer zu Rouen 1639 ausgebrochenen Empörung sandte man den Kanzler Séguier mit Vollmacht hin, „und die weiße Fahne", sagt Michel Levassor, „blieb immer in seinem Zimmer". Sie war wie die rothe Fahne 1791 das Zeichen des Kriegsrechts, oder wie man es später nannte des Belagerungsstandes.

Die Revolution mußte einen Wechsel der Flagge erzeugen. Am 3. Juli 1789, im Augenblicke wo der Hof um Paris bedeutende Streitkräfte sammelte, bereitet sich das Volk die Nationalversammlung mit Gewalt zu schützen; die Wahlmänner der 60 Districte ernennen ein „Comité permanent de la sûreté publique", dessen erster Beschluß eine pariser Miliz einsetzt, und die Worte enthält: „Die Cocarde wird blau und roth sein, die Farben der Municipalität u. s. w." Am folgenden Tage erobert man die Bastille; Lafayette, zum Generalcommandanten der Nationalgarde erhoben, verlangt daß man zu den Farben der Stadt die weiße der Monarchie geselle, und die Tricolore ist geschaffen. 21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 73. — 26. März 1851.

Die jüngsten Ergebnisse der Evangelienkritik.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Wem diese Einsicht in das allgemeine Verhältniß der vier Evangelien in der hier bezeichneten positiven Weise aufgegangen ist: einem Solchen wird dann die nähere Erkenntniß über die schriftstellerische Beschaffenheit und über den geschichtlichen Inhalt der drei ersten Evangelien fast von selbst zufallen. Denn er hat an derselben Grundanschauung des positiven, in seiner Art durchaus einzigen Gehalts jener drei Evangelienschriften, die ihn auf jene Einsicht führte, zugleich den Ariadnefaden durch das allerdings in sich selbst ziemlich verschlungene Labyrinth der Composition dieser denkwürdigen Urkunden. So finden wir denn auch daß unser Verfasser sogleich auf der rechten Spur ist, wenn er das jedem nur einigermaßen scharfblickenden Beobachter so auffällige Verwandtschaftsverhältniß derselben nicht durch jene abenteuerliche Hypothese erklärt die neuerdings im weitesten Kreise sowol bei „gläubigen" als bei „ungläubigen" Theologen soviel Beifall gefunden hat. Ich meine die zuerst wol infolge einer verkehrten Uebertragung der Homerischen Hypothese F. A. Wolf's ersonnene Behauptung: es liege den drei Evangelien ein gemeinsamer Traditionstypus zugrunde, der im Schoose der urchristlichen Gemeinde bei stets wiederholter mündlicher Verkündigung der evangelischen Geschichtsthatsachen entstanden sei und bis zur wörtlichen Uebereinstimmung in den meisten Einzelheiten sich allmälig durchgebildet habe. Ueber die Unnatur und gänzliche Ungeschicklichkeit dieser vielfach angepriesenen und gleich sehr von Denen die aller evangelischen Geschichtswahrheit das Garaus machen wollen, wie von Jenen die, aus einer Schwäche und Zaghaftigkeit im Glauben welche ihnen als Stärke erscheint, sich nicht entschließen wollen das Johanneische Christusbild dem plastisch gediegenen der Synoptiker, soweit es nöthig, aufzuopfern, als höchst bequem befundenen Hypothese darf ich auf mein früheres Werk verweisen. Auch unser Verfasser stellt ihr die ungleich natürlichere Annahme entgegen daß jene literarische Verwandtschaft nur zu erklären sei theils aus einer Gemeinsamkeit schriftlicher Quellen, die von den Verfassern dieser Urkunden benutzt worden sind, theils daraus daß die eine derselben ihrerseits zur Quelle für die beiden andern geworden ist. Das Verhältniß dieser Quellen selbst betreffend, so hat er mit sicherm Takt wenigstens eine Grundwahrheit herausgefunden und ans Licht gestellt, eine Grundwahrheit die, so nahe durch äußere und innere Umstände ihre Anerkennung gelegt ist, nichtsdestoweniger mit einer Verblendung wie sie jetzt in keinem andern wissenschaftlichen Gebiet mehr vorkommen kann noch immer von den Theologen verleugnet wird. Er hat nämlich, mit Anschluß an die schlichte, völlig unverdächtige und durch Andeutungen und Voraussetzungen anderer frühzeitiger Schriftsteller vielfach bestätigte Notiz des alten Kirchenschriftstellers Papias, welcher als die Anfänge der evangelischen Geschichtschreibung eine durch den Apostel Matthäus in hebräischer Sprache aufgezeichnete Sammlung von Lehraussprüchen des Herrn (λόγια κυριακά) und eine Geschichtserzählung des Apostelschülers Marcus nennt, den Versuch gemacht auf diese zwei Quellen wenigstens den größern Theil der dem literarischen Grundgepräge nach, zum Theil wörtlich und buchstäblich, übereinstimmenden Hauptmasse der drei Evangelien zurückzuführen, und zwar in der Weise daß er die Marcus-Schrift von der Papias spricht mit dem Evangelium welches diesen Namen trägt, wie billig, bis auf Weiteres für eine und dieselbe Urkunde hält. Daß bereits von diesem Marcus die Spruchsammlung des Matthäus benutzt worden sei, ist eine in den Worten des Papias, der vielmehr dem Marcus die Priorität sogar vor dieser echten Matthäus-Schrift zutheilen zu wollen scheint, keineswegs begründete, und auch sonst ganz unnöthige und vielfach unbequeme Annahme des Verfassers. Sie nöthigt ihn zu der Voraussetzung von Verstümmelungen die das Werk des Marcus erfahren habe, und beraubt ihn mancher Vortheile welche bei der kritischen Erklärung des Einzelnen die entgegengesetzte, in jeder Beziehung ungleich näherliegende Annahme gewährt. Auch in dem Versuch noch weitere gemeinsame Quellen aufzufinden bekenne ich dem Verfasser nicht überall folgen zu können. Ich glaube in der Durchführung desselben, bei welcher er mit großem, an Keckheit grenzendem Selbstvertrauen zuwerkegeht, die Spuren einer gewissen Manier zu erkennen die sich bei seinen alttestamentlichen Untersuchungen allmälig ausgebildet haben mag, namentlich bei seiner Kritik des Pentateuch, deren Ergebnisse, so großartig und wohlbegründet im Ganzen, doch im Ein-

zelnen wol noch manche Berichtigung erfahren werden. Solcher Manier ist Referent insbesondere geneigt die nach seinem Bedünken ganz unnöthige Annahme eines „ältesten" noch über Marcus und die Spruchsammlung des Matthäus hinaufreichenden „Evangeliums" beizumessen, von welchem doch weder Papias noch irgend ein anderer alter Schriftsteller das Geringste weiß. Ueber die fernern Versuche welche der Verfasser macht noch weitere Quellen auszumitteln, theils den Verfassern unsers ersten und dritten Evangeliums gemeinsame, theils dem letztern eigenthümliche, möge für jetzt das Urtheil zurückgehalten sein, und vorläufig soviel dem Verfasser zugestanden werden (ein Widerspruch allerdings mit der frühern Ansicht des Referenten) daß ohne die Annahme noch einer dritten, dem ersten und dritten Evangelium gemeinsamen Quelle, außer den beiden oben genannten, nicht auszukommen ist, wenn die Uebereinstimmung jener beiden kanonischen Schriften ihre vollständige Erklärung finden soll.

Welche Differenzen aber auch hier zwischen dem Verfasser und dem Referenten möglicherweise noch bleiben könnten: sie verschwinden vor der Bedeutung jenes großen gemeinsamen Fundes, der Originalität des Marcus-Evangeliums gegenüber den beiden andern, und der Quellenstellung welche neben jenem für die hebräische Spruchsammlung des Matthäus in Anspruch zu nehmen ist. Möchten es doch alle mit diesen hochwichtigen Gegenständen beschäftigten Forscher über sich gewinnen können die Wahrheit dieses Fundes an seinen Früchten zu erproben! An seinen Früchten, Das heißt an der Möglichkeit die derselbe, falls er echt ist, gewähren wird, den schriftstellerischen Charakter und den historischen Gehalt der Evangelien in reinem Lichte innerer Wahrheit und Uebereinstimmung mit sich selbst zu erblicken, dessen Aufgang bisher auf andern Wegen vergebens nachgesucht worden ist!

Was nun diesen Gehalt betrifft: so haben wir die volle Ausbeute der Untersuchungen des Verfassers allerdings erst von jenem noch in Aussicht gestellten Geschichtswerke über das Urchristenthum zu erwarten. Aber auch der vorliegende Commentar über die Evangelien gibt ein vollgültiges Zeugniß daß der seltene Verein von hoher Geistesfreiheit und voller, wissenschaftlicher Redlichkeit mit tiefem religiösem Sinn und unerschütterlichem Glauben, der seine alttestamentlichen Forschungen auszeichnet, sich auch an diesem noch größern und in mancher geistigen Beziehung noch schwierigern Gegenstande durchaus bewähren wird. Es ist unter unsern Theologen eine nicht ganz geringe Anzahl Solcher welche in Bezug auf das Alte Testament die freie Forschung gewähren lassen und ihre Ergebnisse anerkennen, aber sobald dieselbe auch über das Neue Testament erstreckt werden soll zaghaft zurückweichen und, wenn sie auch das Princip der Kritik nicht ausdrücklich zu verleugnen wagen, doch nur von einer solchen Kritik wissen wollen welche, da sie auf eine handgreifliche Selbstbelügung hinauskommt, in Wahrheit für schlimmer zu achten ist als selbst eine unverholene Beseitigung aller Kritik. Daß unser Verfasser zu diesen nicht gehören kann, Dies wird sich Jeder der ihn nur aus seinen alttestamentlichen Arbeiten kennt zum voraus gesagt haben. Und so finden wir denn auch in Bezug auf die Behandlung des geschichtlichen Inhalts die vorliegenden Untersuchungen in jeder wesentlichen Beziehung mit dem Geiste der in jenen lebt übereinstimmend. Auch hier geht der Verfasser, ohne sich durch kleinliche Nebenfragen beirren zu lassen, geradewegs auf das Hauptziel los, auf die Gesammtauffassung des Charakterbildes der erhabenen Persönlichkeit, welche für sich allein den Schauplatz dieser Geschichte ausfüllt. Bis zu welchem Grade ihm diese Auffassung positiv gelungen ist, darüber wird allerdings erst später ein ganz vollständiges Urtheil möglich sein; entschieden störenden Zügen ist Referent — und Dies will viel sagen beim gegenwärtigen Zustand unserer theologischen Literatur — in den vorliegenden Arbeiten nicht begegnet, wenigstens nicht solchen von denen nicht vorauszusehen wäre daß der Verfasser sie mit Leichtigkeit wird verbessern können, sobald er, was er hier noch nicht gethan, den Standpunkt der eigentlichen, auf Erschöpfung des Ganzen ausgehenden Geschichtsdarstellung betreten und dann auch den Untersuchungen Anderer die ihnen zu diesem Behuf allerdings gebührende Aufmerksamkeit zugewandt haben wird.

Insbesondere ist es — um einen Augenblick bei dem hier angedeuteten Desideratum zu verweilen —, wenn ich recht sehe, ein Punkt dem der Verfasser, wenn er der Aufgabe evangelischer Geschichtsdarstellung vollständig genügen will, zuvor noch ein neues, ihm bisjetzt so gut wie fremd gebliebenes Studium wird zuwenden müssen. Ich meine das mythische Element in der evangelischen und überhaupt in der biblischen Geschichte. Denn allerdings mit diesem Namen halte ich mich berechtigt es zu bezeichnen; ich kann dem Bedenken nicht beistimmen welches den Verfasser bereits in seiner „Geschichte des Volks Israel" vermocht hat nicht nur sich dieses Ausdrucks überall zu enthalten, sondern auch seine Anwendbarkeit auf die sagenhaften Bestandtheile dieser Geschichte, die Gleichartigkeit dieser Bestandtheile mit den Mythen des Heidenthums ausdrücklich zu bestreiten. Auf den Namen würde es mir, wie sich von selbst versteht, nicht ankommen. Möglich daß an der Abneigung des Verfassers diesen Namen zu gebrauchen der Unfug seinen Theil hat der in der Tübinger Schule mit demselben getrieben worden ist. Dort nämlich pflegt der Begriff des Mythus, so schöne Worte auch über seine Bedeutung im Allgemeinen gemacht werden, doch, so oft es zur wirklichen Anwendung kommt, nur als Vorwand zu dienen, um der wirklichen Geschichte und auch der wirklich mythischen Dichtung die willkürlichste, geistloseste Täuschung und Erfindung unterzuschieben; er pflegt, wie Referent sich anderwärts ausgedrückt hat, „als ein gleichgültiges, charakterloses Gefäß behandelt zu werden in welches die Spreu die nicht durch das Sieb der historischen Kritik gehen will — der historischen Kritik

wie sie dort geübt worden ist — hineingeworfen wird." Wenn der Verfasser von „Mythen" in diesem Sinne Nichts wissen will in der biblischen Geschichte, so ist ihm darin nur beizustimmen; aber ein derartiger Gebrauch des Begriffs vom Mythus würde ebenso übel angebracht sein in der Geschichte und Religion der heidnischen Völker wie in der biblischen. Der Mangel dagegen den wir an seiner Behandlung der alttestamentlichen sowol als auch bisjetzt der neutestamentlichen Geschichte allerdings zu bemerken glauben, bezieht sich — nicht auf die Verkennung, denn der Verfasser täuscht sich über ihr Vorhandensein keineswegs, wol aber auf die nicht ganz ausreichende Behandlung jener unbewußten, ebenso dichterisch genialen als tief religiösen Poesie, welche sowol der Geist des israelitischen Volks als auch jener der werdenden Christengemeinde über so manche Stellen seiner Geschichte ausgestreut hat. Auch die Geschichte des Alten Testaments hat aus diesem Grunde, namentlich in ihren ältern Perioden bis zu König David, unter des Verfassers Händen, ungeachtet seiner durchweg geistvollen Behandlung und seiner eigenen hohen Empfänglichkeit für Poesie, die er in der Behandlung der eigentlichen Dichterwerke des Alten Testaments so glänzend bewährt hat, ein trockeneres, poesieloseres Ansehen gewonnen als ihr wahrer Charakter es mitsichbringt. Die neutestamentliche Geschichte betreffend, so sind es vor allen die Kindheitssagen bei Matthäus und bei Lukas die bei einer solchen Behandlung unmöglich ganz in ihr rechtes Licht treten können. Der Verfasser, um die Entstehung dieser Sagen zu erklären, erkennt noch mehr unmittelbar historische Momente in ihnen an, nicht nur als zu ihrer Erklärung nöthig ist, sobald man sich in den Mittelpunkt der Idee versetzt hat aus der heraus ihre Entstehung erfolgt ist, sondern auch als mit den sonstigen Ergebnissen einer unbefangenen historischen Kritik sich vertragen will. So z. B. läßt er es als mindestens nicht unwahrscheinlich gelten daß Jesus wirklich ein Nachkomme König David's und zu Bethlehem geboren sei; was doch aus einer unbefangenen Zusammenstellung verschiedener Notizen der Evangelien selbst seine unzweifelhafte Widerlegung findet. Wenn irgendwo, so hoffen wir daß der Verfasser bei wiederholter Durchforschung sich überzeugen wird wie sehr bei diesen Gegenständen von allerdings ebenso zarter als geistig erhabener Natur ein noch kühneres Verfahren als das seinige gerechtfertigt ist; ja wie nur durch ein solches Verfahren der unendlich tiefe religiöse Gehalt dieser schon aus dem Gesichtspunkt der Poesie betrachtet unschätzbaren Erzählungen in sein rechtes Licht gestellt werden kann. Auch hier liegt das höchste religiöse Interesse darin daß Nichts in diesen Erzählungen problematisch bleibe, sondern daß ihr Sinn sowol als auch ihre Entstehung zur vollkommenen Evidenz gebracht werden. Dahin, auf dieses so entschieden positive Ziel geht unsers Verfassers Tendenz, der wohl zu beurtheilen versteht was uns noththut, ja sonst allenthalben; er wird sich leicht überzeugen daß er auch in diesen und ähnlich dichterischen Partien der biblischen Geschichte ein minder positives Ziel sich zu stellen durchaus keine Ursache hat.

Daß des Verfassers Sinn nicht darauf gestellt sein kann dem plumpen, materialistischen Wunderglauben das Wort zu reden, auf den unsere Theologen, wie gern sie ihn auch durch tiefsinnig klingende Redensarten verkleistern möchten, infolge ihrer aus Glaubensarmuth stammenden Scheu vor einer gesunden positiven Kritik bisher noch immer zurückgekommen sind, wird man leicht vermuthen. Zwar daß außerordentliche Naturkräfte bei der Erscheinung Christi in Aufregung und Wirksamkeit waren, ist er weit entfernt zu leugnen, und die bedeutende Stelle welche in seiner gesammten Wirksamkeit seine wunderbare Heilkraft einnimmt erscheint bei ihm allerorten in dem gebührenden Lichte. Aber die Mirakel deren äußerlich buchstäbliche Geltung Niemand annehmen kann ohne der in Wahrheit ebenso religiösen als wissenschaftlichen Bedeutung der Naturgesetze, und zugleich ohne allen Grundsätzen einer gesunden historischen Kritik Hohn zu sprechen, werden überall von ihm, wenn auch oft nur in leiser Andeutung, als Das bezeichnet was sie sind, als symbolische Darstellung geistiger, religiöser Wahrheiten. So die Zeugung durch den Heiligen Geist, die vermeintlichen Wunder bei der Johannes-Taufe und der Versuchung, die Brotspeisung, die Verklärung auf Tabor u. s. w. Daß er über alle derartigen Gegenstände rasch hinweggeht und das Rechte mehr als ein sich von selbst Verstehendes vorauszusetzen als es mit Nachdruck hervorzuheben liebt, Dies wird Manchen vielleicht als ein Rest theologischer Zaghaftigkeit erscheinen. Der wahre Grund möchte aber wol vielmehr sein einestheils die Scheu der vorwiegenden Neigung unserer Zeitgenossen zur Negation mehr als billig Nahrung zu geben, anderntheils allerdings vielleicht auch hier eine gewisse Verlegenheit, mit den Elementen freier, aber inhaltvoller und religiös bedeutsamer Dichtung, die sich der Geschichtserzählung einverwoben haben, ganz sowie ihre Natur es verlangt zu gebahren. Auf das schönste aber bewährt sich sein Wahrheitssinn und sein Freimuth an dem großen Gegenstande des Abschnitts der die erklärenden Bemerkungen zu den drei Evangelien beschließt. Mit so gerechter Entrüstung er die ebenso unsinnige als unwürdige Hypothese von der angeblichen Wiedererweckung des Gekreuzigten aus einem bloßen Scheintod schon anderwärts gezüchtigt hat: so unverholen bekennt er sich hier zu der großen Wahrheit, die jetzt nachgerade immer mehr beginnt ein öffentliches Geheimniß zu werden, da wo die Thatsachen so laut sprechen auf die Länge doch keine gleißnerische Verhüllung mehr aushilft. Auch er lehrt, wie heutzutage Keiner anders lehren kann der nur Augen hat zu sehen und ein Herz zu bekennen was er mit seinen Augen gesehen hat: daß die Erscheinungen des im Glauben seiner Jünger Auferstandenen reingeistiger, nicht leiblich materieller Art waren, und Auferstehung, Himmelfahrt und Verklärung zur Rechten des himmlischen Vaters eine und dieselbe Begebenheit sind.

Ch H. Weiße.

Digitized by Google

Emerson und Carlyle.

Representative men, seven lectures, by *Ralph Waldo Emerson.* London 1850.

Im Jahre 1848, zu der Zeit wo das allgemeine Stimmrecht überall organisirt ward und die Maxime galt: die Weisheit wird nach der Kopfzahl gemessen, kam der Philosoph Emerson von jenseit des Oceans herüber nach London, um Studien über die großen Männer, „über die Individuen", zu machen welche in sich die Eigenschaften und Gedanken einer ganzen Epoche concentriren und absorbiren. *)

Emerson urtheilt über die einzelnen Menschen gegenüber den Massen ähnlich wie Thomas Carlyle. Allein er bleibt nicht dabei stehen, wie es Carlyle that, die großen Männer für die natürlichen Leiter der Völker, für eine Art alter Halbgötter, für Apostel zu halten: Emerson sieht in ihnen die lebendige Verwirklichung des Idealen, irdische Verkörperungen des Göttlichen und Heiligen, Spiegel der Natur und Tempel Gottes.

Man muß in Emerson eine doppelte Richtung unterscheiden: er ist Skeptiker und Mystiker zu gleicher Zeit. Diese Verbindung zweier Gegensätze mag Manchem verwunderlich erscheinen, namentlich den strengen Formalphilosophen welche für jedes System einen bestimmten Platz in ihrem philosophischen Magazin haben. Allein an Emerson sieht man in der That, wie auch das mystische System mit Lichtstreifen der philosophischen Skepsis durchzogen sein kann und wie es in dieser Form, in dieser Verbindung auch gerade genießbar wird. Der Skepticismus ist nicht eine Schwäche, sondern eine Waffe des Geistes, deren Misbrauch durch die Grenzlinien des Mysticismus gehindert werden kann. Emerson proclamirt den Cultus der Genies, d. h. solcher die der menschlichen Gesellschaft große Dienste leisten und mit Leichtigkeit vollbringen was Andern unmöglich sein würde. „Der ist ein großer Mann", ruft Emerson aus, „der in einer Gedankensphäre lebt zu der die Andern sich nur mit Mühe hinaufschwingen können. Er braucht nur die Augen zu öffnen um die Dinge in ihrem wahren Lichte und unter dem rechten Gesichtspunkte zu sehen." Hier ist Emerson praktischer als Carlyle, der in dem großen Manne ziemlich unbestimmt den Vollführer der himmlischen Mission sieht. Allein Eins ist dabei zu bemerken. Im Alterthume war die individuelle Größe das letzte Ziel; das Christenthum aber hat die Berechtigung des Leidens und der Opferfreudigkeit anerkannt; die Größe ist nicht mehr das letzte Ziel des Menschen, sondern sie ist nur ein Mittel; das Ziel ist weiter gesteckt, und alles Irdische ist nur ein Instrument der Wahrheit. Deshalb sind der modernen Größe weitere Grenzen gesteckt als der antiken. „Ich liebe die großen Männer aller Classen", sagt Emerson, „die welche mitten in den Thatsachen leben ebenso wie die welche sich am abstracten Gedanken begeistern; ich liebe sie, mögen sie nun Gottesgeißeln oder den Menschen ein Wohlgefallen sein. Cäsar liebe ich und Karl V. und Karl XII., Richard Plantagenet und Bonaparte. Ich klatsche Jedem Beifall zu welcher seiner Stellung gewachsen ist, mag er nun Feldherr oder Minister oder Senator sein."

Welches sind nun nach Emerson die Dienste welche die großen Männer uns leisten? Sie sind zweierlei: directe und indirecte. Die ersten sind die am wenigsten wichtigen von allen. „Die Hülfe", sagt er, „die wir direct von Andern empfangen ist eine mechanische. Intelligenz und Gesellschaftstrieb sind die Motive der gegenseitigen Hülfe unter den Menschen; alles Andere ist bloßer Schein. Ein materieller Dienst macht mich weder besser noch schlechter; aber ein moralischer Dienst ist ein positives Gut. Das Leben eines tugendhaften Mannes, wenn es mir auch in Nichts einen Vortheil verschafft, ist mir doch tausend mal nützlicher als alle möglichen Dienstleistungen." Und an einem andern Orte, wo er von Swedenborg redet, sagt er: „Unter den bedeutenden Persönlichkeiten sind nicht Die den Menschen am theuersten welche die Staatsökonomen Erwerber nennen, sondern Die welche Nichts besitzen, die weder die Felder bebaut noch Brot gebacken haben; z. B. die Dichter u. s. w."

Also der wahre Dienst den große Männer uns leisten ist ein indirecter. Sie nützen uns durch ihre Intelligenz, durch die Schönheit ihres Lebens, durch die schweigenden Lehren die sie uns geben. Emerson knüpft an Platon, an Montaigne, an Shakspeare, an Goethe an, und gefällt sich darin in ihnen die verschiedenen und hervorragendsten Typen der Menschheit zu beschauen. Bei Carlyle ist der Held gleichzeitig durch sein Leben und durch das Ziel das er sich vorsteckt ein Held; er ist es namentlich durch die Schwierigkeiten die er beseitigen muß um sein Werk zu erfüllen. Es ist für ihn der Mann der eine hohe Mission empfangen hat und der dieselbe durch alle Gefahren hindurch zum Siege führt, sei es durch eine ägyptische Gefangenschaft wie Moses, sei es durch die Wüsten wie Mohammed, sei es durch die Stille der Mönchsclausen wie Luther, sei es endlich über Schlachtfelder hinweg wie Cromwell und Napoleon. Für Carlyle hat die wirkliche Intelligenz des Helden wenig Bedeutung, seine Mission ist das Wesentliche. Ohne sie würde der Held aufhören Held zu sein. Emerson dagegen verfällt nicht in einen unbedingten Fetischismus der Intelligenz, die Intelligenz ist für ihn ein Spiegel in welchen das Bewußtsein, das moralische Leben, der innere Glaube sich abspiegeln.

Ueber Goethe urtheilt Emerson streng, er kann ihm seinen Indifferentismus und seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber Goethe hat dem Gedanken unsers Jahrhunderts einen Dienst geleistet der alle seine Fehler aufwiegt. Er ist am Ende eines Säculi aufgetreten in welchem die Welt nur noch für ein chemisches Laboratorium galt. Goethe aber ließ ein neues Leben aufblühen, indem er zeigte wie das Universum ein Ensemble unsterblicher, ewigthätiger Kräfte sei. Deshalb ist Goethe in der That für Emerson ein Heros. 13.

*) Vergl. über die oben genannte Schrift auch Nr. 11 und 12 d. Bl. D. Red.

Miscellen.

Eine literarhistorische Frage für Pharmaceuten.

Der bekannte Machiavelli ist nach der gewöhnlichen Annahme an einer Krankheit gestorben die er sich durch den fortwährenden Gebrauch eines Präservativs zugezogen hatte. Sein eigener Sohn bezeichnet dieselbe in dieser Weise, indem er die Todesnachricht seinem Vetter meldet: „Dolori di ventro cagionati da un medicamento preso etc." Einige Jahre vor seinem Tode schon empfahl Machiavelli einem Freunde dieses Präservativ in einem uns noch erhaltenen Briefe. Das Recept lautet dort folgendermaßen:

Rec.	Aloe patico	dr.	1½.
	Carmandeos	„	1.
	Zafferano	„	½.
	Mirra eletta	„	½.
	Bettonica	„	½.
	Pimpinella	„	½.
	Bolo armenico	„	½.

Es verlohnte der Untersuchung welche Bewandtniß es mit diesem Medicamente habe.

Die beiden Souveraine.

Am Harze lag zu den Zeiten des Deutschen Reichs auch eine kleine freie Reichsherrschaft Schauen, welcher Kaiser Ferdinand III. die erste Belehnung im Jahr 1668 ertheilte. Im vorigen Jahrhundert besaß dieselbe ein Reichsfreiherr von Grote, der auf seine landesherrlichen Rechte mit vieler Eifersucht hielt. Als Friedrich der Große auf einer seiner Revuereisen einst die Grenze dieser kleinen Herrschaft passirte, wurde er an selbiger von dem Reichsfreiherrn empfangen. Der König begrüßte ihn mit den Worten: „Ah! Monsieur! Voilà deux souverains, qui se rencontrent!" 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 74. —— 27. März 1851.

Gottfried Kinkel.

Gedichte von Gottfried Kinkel. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1850. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Seit Kinkel's hartem Schicksale in Baden und der diesem folgenden Einkerkerung in die Gefängnisse des preußischen Staats ist für und gegen ihn viel geschrieben, angeführt, vermuthet worden. Alle ohne Ausnahme, Gegner wie Freunde, anerkannten sein großes Talent; freudig oder wider Willen haben sie sich hingerissen gefühlt von der Macht seiner Rede, bei der es ihnen doch wunderbar war wie soviel Schönheit der Form sich mit so entfesselter Begeisterung und extremer socialer Tendenz vereinigen lasse. Die meisten der für Kinkel Schreibenden hielten sich denn auch mehr in einem allgemeinen Raisonnement; kaum Einer hat ihn in seiner Ganzheit, in der nothwendigen Verbindung seiner Lebensthätigkeiten erfaßt, als den ganzen, aus einem Stück gegossenen Menschen. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man seine That durch Aufflammen poetischer Begeisterung erklärte und den Dichter mit Dem entschuldigte was man bei einem andern Menschen nicht würde gelten gelassen haben. Man vollzog die alte, aristokratische Trennung des Dichters vom Menschen. Dem Dichter, dem Künstler, blos weil man so eine Vorstellung von ihm hat als von einem abnormen Geschöpf, soll in sittlicher, religiöser u. s. w. Beziehung mehr als Andern nachzusehen sein, denn er hat ja nun einmal so etwas vom Leben Abweichendes und sein Talent entschädigt für die verletzte Etiquette; an eine durch alle Nerven zuckende Lebensanschauung denkt man nicht, der Sinn für solche Einheit der Thätigkeit kommt nicht in das gewöhnliche Bewußtsein. So bleibt denn jene Combination die schlechte, aber sehr allgemein angenommene Erklärung. Wenn nur nicht überall der Widerspruch dabei hervorbräche! Einem Professor der Kunstgeschichte, einem Manne der um seine Existenz mit der harten Arbeit geistiger Erkenntniß hat ringen müssen, der nun endlich nach jahrelanger Entbehrung äußerlich gesichert dasteht, ein beneidenswerthes Familienglück, eine geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern genießt, soll man doch wahrlich nicht zutrauen daß er all diese Güter in einem Augenblicke poetischer Begeisterung an eine schwankende Sache setzt, in ihr bis zuletzt ausharrt, für sie das bitterste Elend und den Tod nicht scheut, ohne daß der starke, ausdauernde, freie Geist eines ethischen Princips ihn geleitet hätte. Nein! wir müssen mit jener alten Anschauung abschließen. Die neueste Zeit hat manche politisch-raisonnirende Dichter wenn es die That galt als Wortthelden gezeigt. Aber so verächtlich uns diese erscheinen, so hoch müssen wir den Dichter begrüßen der als Mensch mit seiner Weltansicht innerlichst verwachsen ist, nicht allein schöne Gesänge mit ihr erfüllt, sondern die Wahrheit des Gedichts durch den Kampf für den Geist bewährt aus dem alle Kraft seines Wirkens, in realer und ideeller Sphäre, ihm strömte.

Nur so ist Kinkel zu verstehen. Sein überall zu freier Entwickelung drängender Genius war es der ihn vor der Revolution wissenschaftlich arbeiten, künstlerisch genießen, dem Philistersinne der Universitätsstadt in der er lebte trotzen, für das Bürgerthum wirken, endlich nach der Revolution öffentlich auftreten, reden, agitiren und als Alles auf dem Spiele stand, die Muskete ergreifen ließ. Die Revolution brachte die Principien welche in der Stille sich bei ihm entwickelt hatten zur Reife. Schon früher hatte er von ihnen gesungen, jetzt galt es für sie zu handeln. Wie früher, durch eine orthodoxe Erziehung ihm eingeimpft, das alte Christenthum nicht eine äußerlich anerkannte Form, sondern wahrhafte Religion, höchster geistiger Inhalt für ihn gewesen war, so nachdem er diese alten Formen in bitterm Kampf gesprengt und durch sie hindurch die Welt der freien Schönheit und Menschlichkeit erreicht hatte, wurde dieser neue Glaube ihm Religion, praktischer Trieb für ihn zu werben wie einst für den alten; ihn zu verwirklichen, ihm nicht nur in Gedicht und Wissenschaft, sondern im Leben Ausdruck zu schaffen, damit er ebenso etwas Allgemeinsames werde. Das ist auch Poesie — aber nicht die vom Leben getrennte, der alten Weltperiode. Die Poesie des neuen Lebens ist aufgenommen in den Drang zur Verwirklichung der höchsten Principien der Freiheit und Schönheit, und damit lebt sie in der höchsten Sphäre; denn über den Kreis beschränkter Persönlichkeit geht das Streben: die idealen Formen des Seins zu schaffen, hin-

aus in die Weltgeschichte, welche eben an dieser Harmonie des Geistes mit der Realität ihre höchste Aufgabe und Ziel hat.

Diese neue Edition der Gedichte ist eine vermehrte der schon 1844 erschienenen Gedichte Kinkel's. Indem wir die erste Ausgabe als ziemlich bekannt voraussetzen, nehmen wir sie nur in die allgemeine Charakteristik auf und betrachten sie nicht näher im Einzelnen. Nur von den in einigen Abschnitten neu eingeschobenen, wiewol schon der Production nach ältern Gedichten sprechen wir, weil sie den Durchbruch aus den alten Formen noch klarer als manche andere darstellen.

Betrachtet man jene erste Ausgabe, so kann man von Kinkel am allerwenigsten sagen daß er Das sei was man einen politischen Dichter genannt hat. Außer sehr wenigen Anklängen findet sich fast nichts speciell Politisches in seinen Gedichten. Diese besondere Form des politischen Wirkens wie es in Versen eine Verfassung, Geschworenengerichte, Preßfreiheit u. s. w. foderte, paßte nicht für seine poetische Thätigkeit, die sich freier in allen Lebensrichtungen ergehen und alles Leben wie es durch unbefangene, nur durch sich selbst bestimmte Anschauung wirkte, gestalten wollte. Die Freiheit in diesen Gedichten ist eben die Freiheit der dichterisch bewegten Kraft auf dem weitesten Stoff der Welt. Durch die Anschauung wird dieser Stoff in die Freiheit des Geistes aufgenommen. So ergreift die Liebe zum Vaterlande den Dichter beim begeisterten Leben in der Schönheit der vaterländischen Natur. Große Bilder des Muths, der Tiefe, der Erhabenheit rollt er vor uns auf und nimmt seine Stoffe unbekümmert um die Zeit aus der antiken, der apostolischen, der mittelalterlich-christlichen Periode, wie auch seine Form sich in den meisten Metren dieser Zeit bewegt. Dieser Mannichfaltigkeit der Stoffe entspricht dann das verständnißvolle Eingehen in die verschiedenartigsten Stimmungen derselben, indem keine einseitige Sympathie ihn fesselt. Er erkennt das Große der natürlichen Einfachheit und Kraft in den antiken Helden; die innige, tiefe Herzensempfindung der christlichen Märtyrer, das Recht des Lebendigen an den gegenwärtigen Genuß, die nothwendige Verschwisterung des Ernstes mit der Heiterkeit, aber auch des Gedankens mit dem Leben — es ist ein immerwährendes Streben in ihm das Hemmende der Aeußerlichkeit zu überwinden und in harmonischem Walten der Geisteskräfte die innerliche Sehnsucht schöpferisch zu gestalten! Wer hat sich nicht an der strömenden, lebensvollen Darstellung in Kinkel's Balladen, den erzählenden und lyrischen Gedichten, besonders „Otto der Schütz", so erfrischt daß ihm dieser Quell der Poesie wahrhaftiges Leben zuströmte? Die Anschauung statt, wie so vielfach, aus der Poesie zu kommen, war hier vielmehr Quell der Poesie; die Gestalten hatten Mark, Saft, Leben, standen und handelten auf der menschlichen Erde. Zugleich finden sich andere Gedichte in welchen der aus der philosophischen Entwickelung gewonnene Reichthum des Gedankens die Empfindung durchdringt; aber auch nicht als philosophisches Raisonnement, sondern als lebendig angeschaute Entwickelung des Werdens geistiger Gestalten. Nur kann man in dieser Beziehung auch noch Das als Resultat gelten lassen: daß diese und jene Stoffe wegen eines gewissen poetischen Verhältnisses aufgenommen wurden, wenngleich sie vor der reinen Anschauung des freien Lebens nicht ganz bestehen konnten; aber auch so daß sich der Dichter mit ihrer Objectivirung ihrer entledigte. Daß aber das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung mit allem Seienden auch seine alte Religion ergreife, daß nur das fortschreitende Streben zur freien, durch keine Dogmen gebundenen Menschlichkeit die Welt retten und verklären könne, weil in den alten Dogmen die Menschlichkeit zugrundegegangen: — diese Erkenntniß hat Kinkel schon in einem Gedicht von 1843 ausgesprochen, das in der ersten Ausgabe fehlt, dem wir deshalb hier eine Stelle entlehnen. In dem Gedichte „In den römischen Katakomben" (S. 76) redet er den Geist der Kirche so an:

Geist der Kirche! der geschaffen
 Eine Zeit so kraftgeschwellt —
 Mußtest du denn so erschlaffen
 In dem Drang der neuen Welt?

Du der einst vor Kaiserschergen
 Wahrheitstrotz den Mann gelehrt —
 Jetzo lehrst du feig uns bergen,
 Wenn ein Schwertblitz niederfährt.

Und wo Männerherzen schlagen
 In der Lust und Kraft des Seins,
 Lehrst du deine Gläub'gen sagen:
 Sie sind voll des sündigen Weins.

Du der einst im treuen Bunde
 Heid und Jude hielt vereint,
 Schlägst uns jetzt die tiefste Wunde,
 Machst den Bruder uns zum Feind.

Aber nein! der Geist der Zeiten,
 Nein! der Zeitgeist bist du nicht!
 Und ich sehe schon dich schreiten
 Mit den Heuchlern zu Gericht.

Schon so oft hast du gewittert,
 Umgekehrt der Erde Schein;
 Was du schufest selbst zerknittert,
 Weil es stets für dich zu klein.

Roms Basiliken zerschlugst du,
 Warfst in Staub des Ostens Welt,
 Und des Geistes Gluten trugst du
 In des wilden Deutschen Zelt.

Doch den Gothendom nicht minder
 Flohst du, eh' du ihn vollbracht;
 Bau'n ihn fort vorwitzige Kinder,
 Brichst du ganz ihn, über Nacht.

Wie die Häuser, so die Lehren
 Wirbelnd hast du umgestürzt —
 Und mir ist's du hast zum hehren
 Werde wieder dich geschürzt.

Rüst' uns aus, wie du vor Zeiten
 Hast gestählt des Dulders Muth,
 Daß er willig mochte schreiten
 In des Scheiterhaufens Glut.

Und dann laß es sich entscheiden,
 Welches Theil den Sieg erwirbt,
 Du sei Richter über beiden
 Und verloren sei wer stirbt!

Hier die Menschen, dort die Frommen!
Hier die Freiheit, dort die Macht —
Alter Gott, wie soll es kommen?
Wem hast Sieg du zugedacht?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Februar 1851.

Sie haben lange keine Nachricht von mir erhalten. Zur Zeit meiner letzten Mittheilungen war der Büchermarkt so voll daß es einiges Glück oder vielmehr einige Mühe kostete aus den reichen Spenden unserer hiesigen Buchläden Etwas herauszugreifen was zu einem mehr als zufälligen Anknüpfungspunkte dienen konnte. Ganz natürlich, Weihnachten stand vor der Thür und von allen Seiten benutzte die Presse, namentlich die belletristische, den Augenblick wo Jeder die Hand in den Geldbeutel steckt oder stecken muß um irgend ein angenehmes Geschenk zu machen. Bald darauf jedoch war der Bücherverkehr wie abgeschnitten: keine neue Erscheinung kam zutage, wenigstens keine von hervorragender Bedeutung. Woche um Woche verging, und wir warteten vergebens. War diese Leere das Resultat einer Abspannung, einer Verausgabung nach so großer Fülle? „Ein Königreich für ein Buch!" hätten wir beinahe gerufen, wäre uns diese Phrase nicht schon allzu abgebraucht erschienen. In unserm Mangel griffen wir nach einigen Kalendern und Almanachen die hier erschienen, umsomehr als wir früher die Absicht angedeutet hatten uns einmal auch über diesen Zweig der Literatur zu verbreiten. Die Kalender und Almanache können sich in der Welt leider keiner besonders glücklichen Stellung erfreuen: ihr Leben ist gemessen, und wenn die neuen zwölf Monate herum sind, legt man sie ad acta. Eine so kurze Unsterblichkeit ließe es vielleicht überflüssig erscheinen bedeutendere Kräfte in Thätigkeit zu setzen, wenn die Concurrenz nicht mit ihrem Machtgebote dazwischenträte. Der neue Standpunkt den man hier seit ein paar Jahren genommen, ist der diese Bücher zu Parteizwecken zu benutzen. In unserer gegenwärtigen Kalenderliteratur kommen alle möglichen politischen und religiösen Färbungen zum Ausdruck. Unsere Musterung gewährte uns indeß eine so geringe Ausbeute daß wir das Vorhaben einer weitern Besprechung aufgaben und auf fernere Erscheinungen harrten. Der Januar ging vorüber ohne uns sonderlichen Stoff zu liefern, und abermals tauchte die Frage nach der Ursache dieser Stagnation der Literatur in uns auf. Wir fanden sie schließlich in einem materiellen äußern Umstande: sie ist nämlich das consequente Ergebniß der politischen Verhältnisse welche im November eintraten. Die plötzlich befohlene Mobilisirung der preußischen Armee schien auf einmal eine andere Wendung der Dinge in Aussicht zu stellen; wir sagen „schien", da wol nicht Viele den festen Glauben hegen mochten die Cabinete würden wirklich den Streit auf offenem Felde zum Austrage bringen. Nichtsdestoweniger konnte durch die in der Geschichte häufig gleichsam dämonisch hervorbrechende Gewalt der Umstände ein Conflict herbeigeführt und der Friede gestört werden. Die geschäftstreibende Welt sah ein bereits etwas aufgeregtes Meer vor sich, und darüber einen wettertrüben Himmel, während der Sturm in der Ferne einige Signale ertönen ließ. Der Barometer der Papiere sank und aller Verkehr gerieth ins Stocken. Natürlich konnte es nicht fehlen daß auch der Buchhandel eine Pause machte, um sich nicht durch weitere Unternehmungen zu gefährden. Man wartete die nächsten Gestaltungen der Verhältnisse ab, und wenn die Rückkehr der Ruhe und völligen Sicherheit auch nicht lange ausblieb, so war doch immer durch die momentane Unterbrechung der Geschäfte eine Lücke in dem Fortgange der Erscheinungen veranlaßt worden. Und diese Lücke war es welche sich namentlich im Januar bemerkbar machte.

Unter den uns neuerdings vorliegenden Novitäten gewährten uns die „Erinnerungen aus Paris", Verlag von W. Hertz, ein erhöhteres Interesse. Wir besitzen eine Unzahl von Werken über Paris; denn fast Jeder welcher die große Weltstadt besuchte bringt nachträglich einige literarische Daguerreotypbilder seiner Eindrücke zu Markte. Freilich sind diese Skizzen oft sehr flüchtig und mangelhaft, da sie ihr Entstehen mitunter einem nur allzu kurzen Aufenthalt verdanken. Nichtsdestoweniger blättern wir gern in dergleichen Büchern: was dem Autor abgeht wird uns durch die Bedeutung des Gegenstandes ersetzt. Es walten in der Seele des Menschen zwei Richtungen, von denen ihn die eine in die Natur, die andere in die Geschichte drängt. Dieser Ausspruch mag vielleicht unbestimmt erscheinen, aber eben in dieser seiner Unbestimmtheit hat er die nöthige Weite um, wie er kann und soll, im verschiedensten Sinne gedeutet zu werden. Der geschichtliche Geist in uns ist es welcher unsere Sympathien an den Namen Paris knüpft. Die ganze Weltgeschichte concentrirt sich gewissermaßen in zwei Städten. Rom war die eigentlich historische Stadt der Alten Welt, und ist es, wenn auch in veränderter Gestalt, geblieben bis ins vorige Jahrhundert. Von da an ging die Erbschaft der geschichtlichen Initiative auf Paris über, und in keiner Stadt der Welt ist seitdem soviel Geschichte gemacht worden. Obige „Erinnerungen" sind aus der Feder einer hochgebildeten Dame geflossen welche über dreißig Jahre auf jenem großartigen Schauplatze verweilte, und umfassen die Zeit von 1817—48. Die Damen besitzen in der Regel, namentlich bei Beurtheilung von Persönlichkeiten, ein feines und scharfes Auge für charakteristische Einzelheiten und Detailbeziehungen. Wer einmal den Homer aufmerksam gelesen, wird sich einer Stelle erinnern wo diese Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts gleichfalls schon zur Bezeichnung gelangt. Als Telemach zu Menelaos kommt um sich über das Geschick seines Vaters zu vergewissern, ist es Helena welche den Fremdling zuerst mit ahnendem Blick betrachtet und eine Aehnlichkeit mit Odysseus in seinen Zügen wie in seinem Wesen erkennt. Diese Beobachtungsgabe ist den Damen heute noch eigen wie damals vor beinahe dreitausend Jahren. Und ebenso ist es eine Dame von welcher die ersten Memoiren stammen, dieselbe Homerische Helena nämlich. Allerdings sind ihre Memoiren nicht geschrieben, sondern nur geplaudert, und wir meinen damit ihre Mittheilungen an Priamos über hervorragende achäische Persönlichkeiten als der Troerkönig mit dem Aeltesten auf dem skäischen Thore saß und der Feldschlacht zuschaute. Die „Erinnerungen aus Paris" beschäftigen sich nicht minder, fast ausschließlich, mit Persönlichkeiten. Unsere Dame kam in einer Zeit nach Paris wo eine große Vergangenheit die Gegenwart ziemlich in den Schatten stellte. Wir wollen hiermit nicht sagen als ob der Friede der seit 1815 eingetreten geringerer Ehren werth sei als die Epoche der Revolution und des Kaiserreichs. Die Franzosen wünschten den Frieden von ganzer Seele, sie bedurften seiner um die Segnungen der constitutionnellen Principien, wie sie durch das Jahr 1789 festgestellt worden waren, endlich einmal zu genießen. Der Friede konnte somit eine in ihrer Art ebenfalls glorreiche Epoche eröffnen, eine Epoche wie sie Napoleon während seines Consulats dem Lande mehr als ein mal zugeführt hatte. Die Bourbons waren jedoch nicht die Leute um die Verhältnisse richtig zu würdigen: zweifelsohne hätte ihr Regiment bei längerer Dauer die traurigste Versumpfung herbeigeführt. Es gibt wenig Notabilitäten irgend eines Fachs deren Glanzpunkt in die Jahre von 1815—30 fiele. Was in dieser Periode die Aufmerksamkeit aufsichzieht wurzelt mit seinem eigentlichen Ruhme meist in dem Boden des Kaiserreichs, und die nächsten Regungen eines neuen Geistes geben sich durchschnittlich und eigentlich erst nach 1830 kund. Die Verfasserin der „Erinnerungen" führt uns ohne weitere Einleitung in die Galerie der von ihr skizzirten Portraits. Wiewol unser Raum gemessen ist, so können wir es uns doch nicht versagen vor einigen dieser Portraits zu verweilen. An dem Erzbischof de Pradt gehen wir vorüber; seine Wirksamkeit gehört der Geschichte an, und wenn

Digitized by Google

unsere Dame ihren Cyklus mit ihm eröffnet, so geschieht Dies darum weil damals soeben seine Schrift über seinen gesandtschaftlichen Aufenthalt in Warschau erschienen war, und besonders wegen der Angriffe gegen Napoleon, der ersten die von einem ehemaligen Günstling des Kaisers ausgingen, großes Aufsehen erregte. Wer ist die Prinzessin von Chimay? Unter diesem Namen vermuthet man nicht leicht die ehemalige Geliebte und Gattin Tallien's, die Spanierin Therese Cabarrus. Die Verfasserin ertheilt dieser Dame ein hohes Lob. „Sie war damals", heißt es, „einige vierzig Jahre alt; . . . aber nicht leicht sah man wieder so wohlerhaltene Schönheit. Groß, voll, prächtig erinnerte sie an die historischen Schönheiten des Alterthums. So denkt man sich eine Ariadne, Dido, Kleopatra; vollkommene Büste, Schultern, Arme: weiß wie eine belebte Statue, regelmäßige Züge, strahlende Augen, perlengleiche Zähne, rabenschwarzes Haar, Haltung, Sprache, Bewegung noch zum Entzücken. Auch durch ihre Kleidung erinnerte sie an das Griechenthum." Kein Wunder daß also auch der General Bonaparte ehemals unter der Schar ihrer Anbeter zählte, wiewol er sie später namentlich als Kaiser kalt zurückwies. „Ob Eifersucht von Seiten Josephinens ins Spiel kam, ob Napoleon als junger Ehemann ängstlich den intimen Umgang seiner Gemahlin bewachen wollte, ob er seine eigene Leidenschaft für die früher von ihm angebetete Therese fürchtete, darüber sind die Meinungen sehr verschieden." Für den berühmten Alterthumsforscher Baron Denon hat die Verfasserin eine ganz besondere Vorliebe, und sie schildert ihn als eine der interessantesten Persönlichkeiten. Der Name Denon's ist in allerjüngster Zeit wiederum, und zwar in einer ganz eigenthümlichen Beziehung, vor den Ohren des größern Publicums genannt worden, jedoch nicht des deutschen, sondern des englischen Publicums. Wenn man über Memoiren berichtet, darf man sich wol die Freiheit nehmen gelegentlich gleichfalls ein kleines Histörchen einzuschieben. In England nämlich wüthet soeben ein grimmiger Kampf zwischen dem Cardinal Wiseman und der berühmten Schriftstellerin Lady Morgan. Gegenstand dieses Kampfes ist eine kleine Notiz welche die genannte Lady in ihrem Werke über Italien beibrachte, und die besonders dem katholischen Klerus zum bittern Aergerniß geworden. Hin und her fliegen Letters und Remarks: Seine Eminenz wirft theils mit Salbung, oder vielmehr mit beleidigenden Ausdrücken um sich, theils spricht er in jenem hochgehenden Ablaßstil welcher in den Menschen nur Schafe sieht, und seinen faulen Handel hinter huldreicher Milde verbirgt. Die Lady dagegen ficht wie eine Amazone: jeder Hieb sitzt, und zwischen diesen Hieben macht sie sich das Vergnügen den erlauchten Herrn, wie es bei dem römischen Carneval Sitte ist, noch mit vollen Würfen allerliebster Confetti von Witz, Laune und Satire zu necken, sodaß Seine Eminenz in eine sehr lächerliche Position gerathen. Der Cardinal indeß fodert vor allem die Gewährsmänner für jene ehedem niedergeschriebene abscheuliche Notiz. Die Lady entspricht dieser Foderung endlich, und da ist es denn die natürlich gar sehr gewichtige, den Gegner entschieden abweisende Autorität des Baron Denon auf welche sie sich beruft. Denon, sagt sie, habe den Vorgang auf welchem ihre Notiz beruhe öffentlich in einem Salon zu Paris am Abende vor ihrer Abreise nach Italien erzählt, und zwar mit allen einzelnen Umständen. Wir können unmöglich hier abbrechen ohne nun des Vorgangs auch mit ein paar Worten zu gedenken, umsoweniger als wir gerade von seinem nicht uninteressanten Inhalt eine Entschuldigung für unsere Abschweifung überhaupt erwarten. Man höre. Als die Franzosen unter Napoleon in Italien waren, befanden sich bei der Armee bekanntlich auch einige berühmte Gelehrte, welche die Expedition benutzten um wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Diese Herren, unter ihnen der Baron Denon, stöberten Alles durch und waren so dreist sich an die Peterskirche und deren Denkwürdigkeiten zu wagen. Hier wird seit vielen Jahrhunderten in einem prächtigen, von vier Statuen getragenen Bronzeschrein, welcher das Schiff der Kirche am hintern Ende abschließt, eine gewiß äußerst merkwürdige Reliquie, nämlich der hochverehrte Stuhl aufbewahrt den der Apostelfürst, der heilige Petrus, bei seiner Anwesenheit in Rom von dem Senator Pudens zum Geschenk erhalten, und dessen er sich als erster Bischof von Rom bediente. Die genannten französischen Gelehrten nun ließen diesen Stuhl eines schönen Tags aus seinem Verschluß hervorholen um ihn bei hellerm Lichte näher zu betrachten. Sie finden in ihm ein sehr splendides Kunstwerk aus Elfenbein, und wie sie ihn so von allen Seiten in Augenschein nehmen, siehe da entdecken sie eine Inschrift in eigenthümlichen Charakteren. Die Inschrift wird sorgfältig copirt, geprüft, und Champollion sowol wie die orientalischen Gelehrten des Instituts in Paris erkennen sie als mit kufischen Buchstaben geschrieben. Man beginnt sie zu entziffern; es geht trefflich vonstatten; aber was? Die gelehrten Herren fangen an sich gegenseitig verwundert anzusehen und zu lächeln. Was enthält die Inschrift? Nichts mehr und Nichts weniger als die allbekannte arabische Formel: „Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet!" Mit andern Worten, der Stuhl den die Kirchenfürsten als die allerheiligste und merkwürdigste Reliquie aufbewahrten ist kein uralt römisches, sondern ein sarazenisches Vermächtniß. Denon besaß eine außerordentlich reiche Sammlung von Alterthümern und Merkwürdigkeiten jeder Art, und die Verfasserin hatte das Vergnügen in freundschaftlichem Verkehr sieben Jahre lang seiner Belehrung zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Napoleon und Nepomucène Lemercier.

Daß sich Napoleon auch nicht scheute Privatrechte auf das ärgste zu verletzen, wenn es galt seinen despotischen Willen durchzusetzen, dann es aber auch verstand wieder gerecht zu sein dafür möge Folgendes als Beleg dienen. Er hatte eine sehr wohlfeile Manier Paris zu verschönern; um die Rue des Pyramides zu öffnen wurden brevi manu zwei Häuser niedergerissen welche dem Besitzer 75,000 Fr. einbrachten. Während des Rückzugs aus Rußland hatte Napoleon fortwährend seinen Minister Daru um sich, und oft Gelegenheit dessen Treue und Ergebenheit zu erproben. In Paris fragt er ihn daher was er für ihn thun könne; er solle nur verlangen. „Sire", entgegnete ihm der Minister, „ich kann mit Horaz zu Augustus sagen: Was ich wünschte haben mir die Götter gewährt und mehr noch; weiter brauche ich Nichts." „Haben Sie denn keine Freunde für welche Sie Etwas wünschen?" „Allerdings kenne ich einen der sehr unglücklich ist." „Welches Unglück hat ihn denn betroffen?" „Ihre Ungnade." „Wie so?" „Er ist Republikaner geblieben." „Also ein Narr; diese sind nicht mehr zu fürchten; was verlangen Sie für ihn?" „Die Bezahlung zweier Häuser, welche auf Ihren Befehl in der Rue des Pyramides eingerissen worden sind." „Sie sind noch nicht bezahlt?" „Nein, Sire." „Wem gehören sie denn?" „Nepomucène Lemercier." „Dem Verfasser des «Agamemnon»?" „Und einer sehr geschätzten Literargeschichte, Sire." „Verlangen Sie etwas Anderes!" „Ich habe keine Wünsche als für ihn." „Sie kennen also sein Betragen gegen mich nicht? Ich habe Alles gethan um ihn an meine Regierung zu fesseln, er hat sie bekämpft, meine Gunst verschmäht und mich mit seinen Sarkasmen verfolgt." „Ich kenne sein ganzes Unrecht, Sire; aber sieben Jahre voll Leiden haben es gesühnt; ich bitte durch Ihre Gnade sie zu beendigen." „Nun gut", sprach der Kaiser nach einiger Ueberlegung, „man soll ihn bezahlen. Er muß doch ein Ehrenmann sein, da er ihr Freund ist."

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 75. —— 28. März 1851.

Gottfried Kinkel.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Aus den Katakomben und aus allen alten Gewölben welche nicht von der freien Luft des Lebens durchweht waren trat dann Kinkel immer mehr heraus. Er ging von der theologischen zur philosophischen Facultät, von dem Dogmengezänk, dem für die freie Realität unfruchtbaren theologischen Wust zur Kunst über, an deren vollen körperlichen Gestalten sein schönheitsdurstiger Geist sich stärkte. Auch hier derselbe Drang zum Leben. Statt wie bisher großentheils Besitzthum blos der höhern Stände oder antiquarische Liebhaberei zu bleiben, sollte nach ihm die Kunst ein Gemeingut des Volks werden, an dem Alle sich bildeten; Allen denen ein höheres Verlangen in der Seele sich regte, der Sinn für die schöne Form aufginge, welche, sofern sie einen ethischen Gehalt der Freiheit verschließt, Form ist des höhern Lebens. Die Kunst aber ist etwas Diesseitiges. Sie zeigt das Vollendete menschlicher Kraft auf der Erde. Der Werth der Menschheit findet in ihr seinen Ausdruck. Er wird von ihr zum Bewußtsein gebracht. Die Kunst mahnt an diesseitiges Wirken; greift sie über in das Gebiet der Poesie, so gibt sie dieser das Plastische, Reale von dem das romantische Schwebeln und Nebeln mit seinen jenseitigen Phantasien ausgeschlossen wird. Allerdings ist auch die Welt der Kunst und ihrer Schönheit dieser gegenwärtigen Welt ein Jenseits, oder sie kann dazu gebildet werden, wie unsere Classiker zu ihrer Zeit ihre Idealwelt hoch aus dem Gewühle der Zeit retteten, weil sie die unmittelbare Aufnahme des Ideals nicht reif hielten. Aber dieser Stolz des Gedankens ist seitdem durchbrochen worden durch die Sehnsucht zur That; der Wille das Jenseits hier aufzubauen ist mächtiger geworden als daß der ohnehin von den Naturwissenschaften hinweggenommene christliche Himmel ihm noch lange Widerstand zu leisten im Stande wäre; denn die Zeit ist endlich dahin gelangt sich selbst zu erfassen, nicht aus der Form, sondern aus sich selbst ihre Ideale zu schöpfen. Von diesem wahrhaft idealen Geiste ergriffen, dichtete und lebte seitdem Kinkel; die neuen, spätern Gedichte sprechen mit der Kraft des Glaubens diese männlich errungene Ueberzeugung aus.

Was die Form, die Bewältigung des Stoffs angeht, so sind die beiden neuen Erzählungen von größerm Umfang: „Ein Schicksal" und der „Grobschmied von Antwerpen", mit meisterhaft sicherer Hand gezeichnet, der Geist ohne Rückhalt dem Stoff hingegeben, in ihn versenkt und wieder außer ihm stehend, künstlerisch frei bildend. Diese feste, insichgeschlossene Form, überhaupt ein Vorzug der Kinkel'schen Dichtungen, erscheint jetzt noch höher mit ihrem reichern Inhalt, der das lyrisch Strömende verschmolzen hat in ein tieferes überall durchscheinendes Weltbewußtsein, das Bewußtsein über die wirkenden Grundmächte des Lebens; die Resultate lebendiger Anschauung und ihrer idealen Ergänzung durch den dichtenden Geist. Es sind auch noch andere ältere Gedichte hinzugekommen: zehn Elegien, bonner Carnevals- und andere rheinische Lieder, eine Auswahl Xenien, frühere politische Gedichte. In allen finden wir dieselbe leben- und schöpferfrohe Natur, denselben sprudelnden Geist, und wenn sich mehre Fragmente finden, so hebt, wie die Herausgeberin dieser Sammlung, Johanna Kinkel, sagt: „jedes dieser Fragmente, einem unmündigen Kinde gleich, ein paar bittende Hände zu der öffentlichen Stimme empor und ruft: «Hilf mir daß mein Vater und Erzieher frei werde!»" Es war dem Dichter selbst nicht vergönnt seine Gedichte von neuem zu ordnen: vielleicht würden wir im entgegengesetzten Falle mehres jetzt Aufgenommene fortcensirt, anderes leider nur Fragmentarische vollständig ausgeführt sehen.

Einige Einzelheiten sei es uns noch erlaubt anzuführen. Eine Art öffentlicher Bedeutung hatte schon 1846 das damals geschriebene „Männerlied". Der in diesem gepredigten Religion des Diesseits hatte Kinkel es zu danken daß man ihm seinen Gehalt als außerordentlichem Professor entzog und Unterhandlungen welche über seine Berufung nach Berlin gepflogen wurden abbrach. Was hätte in der That auch ein Mann dort beginnen sollen der offen sang:

Laßt die alten Weiber sich
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen Das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten.

Denket Alle denn zuerst
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beschwerde.
Haut sie ab, wenn treu ihr seid,
Und erhebt mir keinen Streit,
Wie's da drüben werde!

— — — — — —

Weiß nicht, ob dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier schaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläser frank und frei!
Nur auf Erden: „Freiheit!" sei
Uns're Siegsparole.

In ähnlichem Sinn singt er „An meinen Jungen":

Eh' des Himmels schwanke Gnade
Sein wird in der Taufe Bade,
Laß' ich über Stirn und Brauen
Ihm zwei Vaterthränen thauen;

Stell ihn mit der Thränen Weihe
In der Menschheit vord're Reihe:
Kühn entgegen allen Schlechten,
Für die Freiheit soll er fechten.

Mag er fest auf Erden stehen,
Nicht mehr nach dem Himmel sehen;
Mag er mit beglückten Händen
Seines Vaters Streit vollenden!

Aber am vollständigsten und tiefsten zeigt sich dies Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Identität des Menschen mit sich im Leben, Dichten, Handeln, nachdem Kinkel durch die That selbst die Wahrheit seines Dichtens bewiesen hatte. In diese Sammlung sind auch seine neuesten Gedichte seit seiner Gefangenschaft in Baden aufgenommen. Es findet sich darunter ein Fragment: „Die Classiker." Kinkel, der in der Welt der Kunst geschwärmt, den die Sehnsucht nach idealem Leben, nach der Verwirklichung seiner menschlichen Principien zum Kampfe getrieben, und der getäuscht, gehöhnt, mit der Aussicht auf den Tod gefangen saß, schreibt aus dem Kerker gegen jene Herren:

Vor euern hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Lust, —
Es schlägt mit jedes Winzers Qualen,
Und jedem Weber uns're Brust.

— — — — — — —

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben,
Als sich der Freiheit Sturz genaht!
Ein Kunstwerk war für euch das Leben,
Uns war es Nichts als eine That!

Und billig d'rum in Fürstengrüften
Ruht ihr, wo Erz und Marmor klingt,
Indeß in Pommerns rauhen Lüften
Das Grablied uns die Krähe singt.

Was gilt euch vor den Lorberruthen
Die eure weiche Hand sich brach
Fürs Vaterland das bischen Bluten,
Fürs Vaterland das bischen Schmach?!

Aber beim Volke hat dies bischen Bluten und Schmach Etwas gegolten, und es ist ein bedeutendes Zeichen der Zeit daß ein Dichter mit dem freien Bewußtsein seiner Weltanschauung die Kampfbahn des Lebens betreten und für seine gesungenen Ideale mit dem Schwerte gefochten hat. Der lebendige Strom in ihm hat ihn frisch gehalten, seine Poesie lebt fort. Rufen wir ihm den Glückwunsch zu in seine neue Heimat! Dort in dem wechselvollen Verkehr wird er sich wieder an die ihm langentfremdete Menschenwelt und die freie Geistesarbeit gewöhnen. Freudig setzen wir in diesem Bewußtsein zum Schluß die Verse hierher welche Kinkel in den Casematten von Rastatt in Erwartung des Todes schrieb. Es sind pantheistische Gedanken die jetzt vor der concreten geistigen Gestalt seines Lebens weit zurückweichen:

Trommler, schlagt an! und führt mich zum Platz
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein! wie mir durch Augen und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenflöckchen zerflattert.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne,
Ins leuchtende All das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne.

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
In flammenden Wolken geborgen,
Die dem armen Gefang'nen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Heut' bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend aufs Erdreich spreitet.
Und morgen die Blume die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken.

Ein Tropfen bin ich der niederströmt
In landbeglückendem Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen.
Der Wellen eine bin ich im Meer
Die das Schiff das stöhnende hetzen,
Das den Wucherer trägt, und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Hier steh' ich, nun zielt! Nur brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen;
Die Seele sie braust in den heiligen Chor
Der Freien die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Ketten zersplittern.

46.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

In dem Namen Cassas, des damaligen Inspectors der Gobelinsmanufactur, ruft sie das Andenken eines Mannes zurück der seiner Zeit durch seine „schönen architektonischen Zeichnungen" nach Trümmermonumenten in Kleinasien und Syrien berühmt war, und dessen auch Goethe mit großem Lobe in seiner italienischen Reise Erwähnung thut. Cassas bietet einen natürlichen Uebergang zu einigen Malern, zu Gérard und David. Mit Gérard, dem Schüler des Letztern, lebte die Verfasserin viele Jahre lang in freundschaftlichen Beziehungen, und war daher aufs genaueste in seine Lebensgeschichte eingeweiht. Gérard's Mutter war eine Römerin Namens Tortoni. „Ihr Bruder, der Onkel des Malers, kam (nach der Uebersiedelung der ehemals in Rom stationnirten Familie nach Paris) auf den sonderbaren Einfall: den Parisern die treffliche Art zu zeigen wie man in Rom verstehe Eis zu verfertigen, und das Gelingen des Tortoni'schen Kaffeehauses auf dem Boulevard des Italiens ist heute noch nach 50 Jahren weltbekannt." Gérard war nicht nur ein großer Maler, sondern auch einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, sodaß Ludwig XVIII., wie hier erzählt wird, über ihn die Aeußerung that: „C'est l'homme qui cause le mieux dans mon royaume." Alexander von Humboldt, eine Sitzung in der Akademie, Cuvier gehen rasch an uns vorüber ohne daß uns in diesen Partien etwas besonders Interessantes aufstößt. Auch die Parallelen zwischen Robespierre und Napoleon, sowie zwischen Frau Roland und der Staël wollen wir überschlagen; nur können wir es nicht unbemerkt lassen daß die Verfasserin Frau Roland etwas zu niedrig taxirt, ja überhaupt nicht den richtigen Maßstab für sie angewendet hat. Die Verfasserin beobachtet, wie man sieht, keine bestimmte Reihenfolge in der Skizzirung ihrer Portraits, wenigstens nicht in der ersten Hälfte ihres Buchs: sie gibt ihre Eindrücke größtentheils nach Belieben und Zufall. Die Linien mit denen sie im weitern Verlauf den Hof, den Minister Decazes und Talleyrand zeichnet sind etwas allgemein und flüchtig, und erst in ihren Bemerkungen über den General Pamphil Lacroix tritt wieder eine größere Ausführlichkeit ein. Lacroix ist der Verfasser von „Memoiren zu der Geschichte von S.-Domingo", die zu den besten Quellen gehören und eine gute Vorstudie bilden, wenn man die Werke von Schölcher über die Natur und die Bewohner jener Himmelsstriche mit einer genauen Präparation lesen will. Die genannten Memoiren sind ziemlich unparteiisch, was umsomehr Anerkennung verdient als der Verfasser zu der Expedition von Leclerc gehörte und den Haitianern als Feind gegenüberstand. Unsere „Erinnerungen" schweifen bei dieser Gelegenheit auf Toussaint l'Ouverture ab und widmen sodann dem denkwürdigen Publicisten Benjamin Constant große Aufmerksamkeit. Constant war 55 Jahre alt als ihn die Verfasserin kennenlernte, und sah, wie sie erzählt, bereits körperlich stark erschöpft aus. „Möglich", heißt es, „daß die lange, hagere Gestalt in früherer Jugend sich dem Auge gefälliger darstellte. Er hielt sich ziemlich stark vorgebückt, hatte hohle Wangen, sehr verblichene Augen, die wahrscheinlich früher blau waren und bei einem gewöhnlichen Menschen keines Ausdrucks mehr fähig gewesen wären, bei ihm sich dagegen merkwürdig wiederbelebten wenn ihn der besprochene Gegenstand interessirte." Man wird sich erinnern daß Constant einer der ersten Franzosen war welche sich gründlicher mit deutscher Literatur beschäftigten, wozu ihm sein längerer Aufenthalt in unserm Vaterlande die beste Gelegenheit bot. „War Constant", sagt die Verfasserin, „durch Sprache und Gesinnungsart auch durch und durch Franzose, so war er doch wieder im Wesen sehr deutsch, im Ganzen zurückhaltend, ohne specielle Auffoderung wenig mittheilend, und auch dann beinahe nur wenn ihm der Redende und der Gegenstand gleich zusagten. Politik und Literatur konnten ihn fast nur allein zur Theilnahme bewegen, und zwar beide nur wie er sie auffaßte. Unverholen zeigte er daß er gar Nichts mit Menschen anzufangen wisse die in jenen Gebieten nicht heimisch waren. Er verstummte dann sogleich, sah aber keineswegs unzufrieden aus. Offenbar war ihm ein innerliches Alleinleben lieber als ein Außenleben das ihm nicht zusagte. Bei Gleichgesinnten dagegen war er voll Feuer und Mittheilung, und die gesunde Logik mit der angenehmen Zugabe eines wohltönenden Organs, die Vermischung des Ernsten mit geschmackvoller Satire schufen ihn in dem Kreise worin er sich gefiel zu einem höchst wünschenswerthen Gast." Klingt diese Schilderung nicht als ob sie sich ganz auf einen deutschen Gelehrten oder Professor bezöge? Wie Voltaire Kaffee, so trank Constant Thee im Uebermaß. Neben Constant geschieht Courier's Erwähnung, wiewol die Verfasserin diesen einflußreichen Pamphletisten nicht persönlich kannte. Courier erinnerte uns immer in mancher Hinsicht an unsern Seume, in anderer an Börne: wir besitzen eine treffliche deutsche Arbeit über ihn, ein literarisches Denkmal, welches weniger bekannt ist als es zu sein verdient, von dem verstorbenen alten Professor Wachler in Breslau. Die nächstfolgenden beiden Abschnitte der „Erinnerungen" sind der Musik und der Malerei gewidmet. Wir glauben uns nicht zu täuschen wenn wir annehmen daß das musikalische Capitel vorzugsweise die Verherrlichung Meyerbeer's bezweckt, in welche ein sehr großer Theil der Kenner und Künstler indeß nicht so unbedingt einstimmen wird. Die Notizen über Chopin ergänzen eine kleine Lücke in Dem was uns bisher über diesen genialen Componisten und Clavierspieler bekanntgeworden. Was die Malerei betrifft, so kam die Verfasserin gerade in einer Zeit nach Paris wo der Geschmack eine ungeheuere Umwandelung zu erfahren begann. Die Revolution und das Kaiserreich prunkten mit antiken Reminiscenzen; kein Wunder also wenn die Kunst dieser Richtung folgte. Hatte doch das geistige Leben der französischen Nation von jeher an der römischen Tradition gehaftet, und es ist Dies gewiß kein bloßer Zufall, sondern der Beweis dafür daß das lateinische, romanische Element über das gallische und fränkische in den ältesten Zeiten einen entschiedenen Sieg davongetragen. Corneille und Racine sind nicht eigentlich Nachahmer, sondern Nachfolger Seneca's. Die Maler David, Regnault, Gros, Gérard, Girodin und Guérin hätten ebenso gut unter den römischen Cäsaren leben können wie unter dem Kaiser von Frankreich. Erst im dritten Decennium dieses Jahrhunderts begann das Hervorbrechen des modernen Geistes, den wir nicht anders als den germanischen nennen können, auf die Kunst, sowie gleichzeitig auf die Poesie seinen prädominirenden Einfluß zu üben. Dieser germanische Geist war unserer Meinung nach mit Rousseau zum ersten mal in mächtigerer Weise aufgetreten, mit Rousseau der unleugbar durch englische Lecture mächtig influencirt wurde. Am deutlichsten tritt dieser Umstand bei seiner „Nouvelle Héloise" zutage; denn wenn dieses Werk auch Alles was Richardson geschrieben hinter sich läßt, so hat doch das Beispiel des Genannten die Richtung Rousseau's bestimmen helfen. Ingres war einer der Ersten welche den Stil David's, des Heroen der antikisirenden Weise, verließen und den Uebergang vermittelten. Ingres ist durch ein etwas späteres Geschlecht, namentlich durch H. Vernet und Delaroche, heutzutage schon wieder um einige Schritte in den Hintergrund gedrängt worden, vielleicht nicht mit vollem Recht. Nichtsdestoweniger ist der große Künstler zum Theil leider selbst schuld daran. Ingres machte seine eigentlichen Studien in Rom, und sandte von hier aus auch diejenigen Werke welche, wiewol er schon weit früher aufgetreten, zum ersten mal besonderes Aufsehen erregten. „Der Eindruck", sagt die Verfasserin, „war unter Kennern der Art daß ich es nur einem Zauberschlage vergleichen kann. Uns Allen die wir uns für wahre Kunst interessirten, und nicht auf Treu und Glauben die bis dahin verehrten Götzen mitanbeten wollten, ward ein Schleier von den Augen gezogen; wir sahen wieder in der Kunst was wir unbewußt gewünscht hatten, Natur, Seele, Empfindung, Wahrheit zur praktischen Schule vereint

und zu alle Diesem die echte Erkenntniß Rafael's, dieses Meisters aller Meister." Das Studium Rafael's indeß hat Ingres auf der andern Seite zur allmäligen Vernachlässigung der Farbe geführt, sodaß seine spätern Werke in dieser Hinsicht einen ziemlich ascetischen, trockenen Eindruck machen, wie auch seine Zeichnung mit den Jahren durch übertriebene Strenge Manches von ihrer ehemaligen Leichtigkeit verlor. Die Verfasserin berührt diese Punkte mit feinem Verständniß. Wenn die Leser bis hierher gekommen sind, werden sie sich vielleicht wundern daß in dem Buche noch nicht einmal von den Schriftstellern, Dichtern und Politikern der dreißiger Jahre die Rede gewesen: man wird sich auch in dem Folgenden vergeblich nach ihnen umsehen. Statt Dessen lesen wir Mittheilungen über Henriette Mendelssohn, die Tochter des Philosophen und Erzieherin der unglücklichen Herzogin von Praslin, Beiträge zur Charakteristik der Letztern selbst, und eine ins Novellistische übergehende Skizze, welche an einige seltsame Experimente auf dem Gebiete des thierischen Magnetismus anknüpft. So wenig es auch unsern „Erinnerungen" an Stoff und Mannichfaltigkeit fehlt, so müssen wir schließlich unser Urtheil doch dahin zusammenfassen daß wir im Ganzen nicht gerade viel Neues erfahren. Interessante Züge persönlicher Charakteristik treten durchschnittlich nur wenige hervor: es sind mehr Erinnerungen an Personen im Allgemeinen als an Situationen in denen sich gewisse individuelle Eigenthümlichkeiten dieser Personen kundgegeben hätten. In Bezug auf Leben und Kunst entwickelt die Verfasserin ein feines Wahrnehmungsvermögen; in der Politik gehört sie zu sehr der Vergangenheit an, sowie sie für das Oppositionnelle gleichfalls kein rechtes Verständniß zu haben scheint. Daher mag es auch wol kommen daß sie die literarischen und politischen Größen der Julireglerung keiner besondern Beachtung würdigt. Möglich daß Letztere sich überhaupt weniger in den Kreisen bewegten in denen die Verfasserin lebte, was nur besagen würde daß das Schweigen der Verfasserin gleichsam vielleicht ein Resultat zweiter Potenz wäre.

Die „Erinnerungen aus Paris" sind so ziemlich das einzige Buch durch welches die hiesigen belletristischen Erscheinungen der letzten Wochen repräsentirt werden. Um weitere Anknüpfungspunkte zu finden müssen wir dieses Gebiet der Literatur verlassen und uns nach den Ergebnissen der Wissenschaft umsehen, womit wir jedoch für unsere Zwecke keineswegs die eigentliche Fachwissenschaft meinen, sondern jenen Zweig welcher ebenfalls der allgemeinern Bildung seine Früchte spendet. Wir wollen eines geschichtlichen Werks Erwähnung thun welches der auf dem Felde brandenburgischer Forschungen bekannte A. F. Riedel unlängst zutagefördete. Es behandelt dieses Werk das Aufsteigen des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zur kurfürstlichen Würde und zur Reichsstatthalterschaft in Deutschland, und führt den Titel: „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses." Wir leben bekanntlich in einer Zeit der Kritik und der mannichfachsten Aufklärungen. Mit Niebuhr begann die Periode der eigentlichen historischen Skepsis, die in dem Genannten und in Otfried Müller ihren Scharfsinn an den beiden großen Völkern des Alterthums, den Römern und Griechen, erschöpfte, während David Strauß und Bruno Bauer eine ähnliche Kritik auf die heiligen Geschichten anwendeten. Seitdem ist wol kein Blatt der ganzen Geschichte mehr vorhanden auf welches sich nicht eine genauer prüfende Untersuchung geworfen hätte. Auch das Riedel'sche Buch bereichert uns mit einer Reihe neuer und interessanter Resultate, und weil der Gegenstand dem sie angehören von patriotischer Bedeutung ist, so dürfte es vielleicht am Orte sein näher auf dieselben einzugehen. Riedel widmete, wie bereits angedeutet worden, seine Thätigkeit bisher historischen Untersuchungen über die älteste Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses, und wenn sein „Codex diplomaticus brandenburgensis" auch gegenwärtig durch Entziehung der frühern Beihülfe aus Staatsmitteln ins Stocken gerathen ist, so hat er doch nicht aufgehört seine Studien mit Eifer fortzusetzen. Wir gelangen zugleich über das Hauptergebniß des vorliegenden Werks ins Klare, wenn wir hören was der Verfasser in der Einleitung sagt. Seine Worte enthalten einen Aufschluß der gewiß Jeden wegen seiner Neuheit lebhaft interessiren wird. „Bei der Auswahl solcher Untersuchungen", heißt es S. IV, „die zu einer vorläufigen Mittheilung geeignet sein möchten, habe ich mich für die Abschnitte entschieden welche die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Haus Zollern behandeln. Denn unter allen Irrthümern welche den geschichtlichen Glanz unsers Herrscherhauses noch trüben, ist fast keiner anstößiger als die verbreitete, von allen neuern Geschichtschreibern einstimmig behauptete Fabel von der käuflichen Erwerbung des Kurfürstenthums Brandenburg, welche man dem Burggrafen Friedrich VI., dem nachherigen Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, angedichtet hat. Die Annahme, dieser Fürst habe über einen wunderbaren Reichthum von Geldmitteln geboten; die letztern seien von ihm in wohlberechneter Speculation dazu benutzt um den König Siegmund sich durch Darlehen zu verpflichten, und allmälig tiefer und tiefer in seine Schuld zu bringen; Friedrich habe dies Schuldverhältniß und die fortdauernden Geldverlegenheiten seines königlichen Freundes zuletzt eigennützig dazu ausgebeutet um sich und sein Haus zur kurfürstlichen Würde zu erheben: alle diese Annahmen stehen einerseits mit der bescheidenen ökonomischen Lage worin wir den Burggrafen Friedrich sonst erblicken, sowie andererseits mit der edeln, hochherzigen Weise worin wir den ersten kurfürstlichen Ahnherrn des preußischen Königshauses sonst beständig auftreten sehen, so wenig in Einklang daß ich mit besonderer Genugthuung den Beweis der Unwahrheit und völligen Richtigkeit dieser Annahme antrete. Glücklicherweise läßt sich heute auf Grund bündiger und größtentheils auch schon in meinem «Codex» abgedruckter Documente noch unwiderruflich darthun daß weder Darlehen noch Kaufgelder, und überall keine Finanzoperation der bezeichneten Art, sondern nur hohe persönliche Verdienste des Burggrafen Friedrich sein Aufsteigen von der burggräflichen und reichsfürstlichen zur markgräflichen und kurfürstlichen Würde herbeigeführt haben." Die Beweise für seine Behauptung hat Riedel vorzugsweise in dem zweiten Abschnitte seines Werks niedergelegt, und wenn wir sie hier beibringen, werden wir ebenso sehr das Interesse überhaupt befriedigen, wie den Zweifeln begegnen welche den Verfasser etwa nur eines hyperpatriotischen Zwecks verdächtigen möchten. Wir werden uns dabei mehr oder weniger streng an die Darstellung Riedel's selbst halten, um seine Argumente möglichst treu zur Kunde unserer Leser gelangen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 8ter Band. — A. u. d. T.: Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hahn, W., Friedrich, der Erste König in Preußen. Im Jahr 1851 dem Einhundert und Funfzigjährigen Königreich. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Dünen- und Berggeschichten. Erzählungen. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Deutsche Lieder der Gegenwart, oder: das Tarlatan-Hütchen für den Nippestisch der Männer von Ruckel Dicksack. Königsberg, Samter. 16. 6 Ngr.

Pfaff, A., Das Trauerspiel in Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Braunschweig, Westermann. 8. 20 Ngr.

Plötz, H. v., Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg nebst einem Beitrage zur Literatur des Räthsels. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 76. —— 29. März 1851.

Jeremias Gotthelf.

1. Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Zwei Bände. Berlin, Springer. 1849—50. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Pfarrer Bizius steht als Schriftsteller nicht über dem Volke von welchem und zu welchem er spricht; er strebt vielmehr mitten unter demselben und trägt an seiner Schriftstellerei reichlich alle Tugenden und Laster seines Gegenstandes zur Schau. Leidenschaftlichkeit, Geschwätzigkeit, Spottsucht, Haß und Liebe, Anmuth und Derbheit, Kniffsucht und Verdrehungskunst, ein bischen süße Verleumdung: alle diese guten Dinge sind nicht nur in dem Leben und Treiben seiner Helden, sondern auch in seiner beschreibenden Schreiberei zu schmecken. Insofern ist er viel mehr als die kunstgerechten und objectiven, idealisirenden Dorfgeschichtendichter, ein wahrer Leckerbissen für jeden Gourmand und wahren Kenner des Volkslebens. Ob dabei der beste Zweck hinsichtlich der ästhetischen Foderungen sowol als der pädagogischen erreicht werde, ist freilich eine andere Frage. Er sticht mit seiner kräftigen scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen literarischen Karren und stürzt denselben mit einem saftigen Schimpfworte vor unsern Füßen um. Da können wir erlesen und untersuchen nach Herzenslust. Gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmist und Steine, vergrabene köstliche Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, Alles kommt zutage, stinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander. Er baut ein berner Bauernhaus mit allen Vorrathskammern, mit Küche und Keller und den stillen Gaden der Töchter stattlich auf; aber vor allem fehlen auch Schweinstall und Abtritt nicht, und besonders in der „Käserei" ist soviel von dem animalischen Verdauungs- und Secretionsproceß die Rede daß der verzärtelte Leser mehr als ein mal unwillkürlich das Taschentuch an die Nase führt, insonderlich wenn er hinter der nordischen Theetasse sitzt, deren gerngesehene Zierde Jeremias Gotthelf gegenwärtig zu sein scheint.

Wahrscheinlich hat Bizius einst Theologie und mithin auch etwas Griechisch u. dgl. studirt; von irgend einer schriftstellerischen Mäßigung und Beherrschung der Schreibart ist aber Nichts zu spüren in seinen Werken. Das edle Handwerk der Büchermacherei hat verschiedene Stufen in seiner Erlernung welche zurückgelegt werden müssen. Zuerst handelt es sich darum daß man so einfach, klar und natürlich schreibe daß die Legion der Esel und Nachahmer glauben nichts Besseres zu thun zu haben als stracks ebenfalls Dergleichen hervorzubringen, um nachher mit langer Nase vor dem misrathenen Producte zu stehen. Alsdann heißt es hübsch fein bei der Sache zu bleiben und sich durch keine buhlerische Gelegenheit, viel weniger durch einen gewaltsamen Haarzug vom geraden Wege verlocken und zerren zu lassen. Beide Disciplinen fließen öfter ineinander, und Hr. Jeremias benutzt alsdann reichlich die Gelegenheit sie mit einem Griffe beim Schopfe zu fassen und siegreich in eine Pfütze zu werfen. Erstlich ist seine Rede so wunderlich durch wol, aber, daneben, jedoch, durch unendliche Referate im Conjunctiv Imperfecti gewürzt und verwickelt, daß man oft ein altes Bettelweib einer neugierigen Bäuerin glaubt Bericht erstatten zu hören. Sodann läßt er sich alle Augenblicke zu einer süßen Kapuzinerpredigt, zu einer Anspielung mit dem Holzschlägel, zu einem feinen Winke mit dem Scheunenthor verleiten, welcher weit hinter die Grenze der behandelten Geschichte gerichtet ist. In „Die Käserei in der Vehfreude", welche nur von Bernern ganz deutlich gelesen werden kann und wo es sich nur um Käs und Liebe handelt, wird wenigstens ein halbes Dutzend mal auf das frankfurter Parlament gestichelt. Hat man gelernt nicht wie eine alte Waschfrau, sondern wie ein besonnener Mann zu sprechen und bei der Sache zu bleiben, so ist es endlich noch von erheblicher Wichtigkeit daß man auch diejenigen Einfälle und Gedanken welche zu dieser Sache gehören mögen einer reiflichen Prüfung und Sichtung unterwerfe, zumal wenn man kein Sterne, Hippel oder Jean Paul ist, welches man durchaus nicht sein darf wenn man für das Volk schreibt, für das „Volk" nämlich mit Gänsefüßchen eingefaßt. Denn obgleich wir jene Herren gehörig verehren, besonders den Letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter ums Herz wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfniß wird. Es war eine unglückselige und trübe Zeit wo man bei ihr

Trost holen mußte, und verhüten die Götter daß sie nach der Olmützer Punctation und den Dresdener Conferenzen noch einmal aufblühe. Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben, und es gehört ein Rafael dazu jeden Strich stehen lassen zu können wie er ist. Wie manche Blume die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben ist am Morgen ein dürrer Strohwisch! Wie manches schimmernde Goldstück welches man am Werktage gefunden verwandelt sich bis an einen stillen heitern Sonntagmorgen, wo man es wieder besehen will, in eine gelbe Rübenschnitte! Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn auf beim Mondschein, im Hemde und erkältet die Füße: und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein crasser Unsinn! Da heißt es aufpassen und jeden Pfennig zwei mal umkehren, ehe man ihn ausgibt! Da hilft weder blindes Gottvertrauen noch Atheismus, es passirt Jedem der nicht feuerfest oder vielmehr wasserdicht ist. Goethe hat gut sagen: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie!“ welchen Spruch ein tüchtiger Prosaiker meiner Bekanntschaft jungen Dichtern unter die Nase zu reiben pflegte, wenn sie von Stimmung sprachen. Der wackere Mann dachte nicht daran daß Goethe den „Faust“, wo selbiges Sprüchlein geschrieben steht, ein ziemliches Stück Leben lang mitsichherumtrug, ehe er ihn drucken ließ. Und seltsam! gerade die Stimmung ist manchmal die gefährlichste Schlange für hoffnungsvolle Dichter. Wie manches Blatt Papier welches man in „guter Stunde“ vollgeschmiert kommt Einem nach einem halben Jahre so schauerlich vor daß man vor sich selbst in die Erde kriechen möchte, roth wie ein Krebs, und dem Himmel dankt daß man selbst und nicht etwa ein Nachlaßherausgeber hinter die Sache gekommen ist!

Von solcherlei Seelenkämpfen scheint der glückselige Jeremias keine Ahnung zu haben. Während der Dichter sonst im Leben unbesonnen, leidenschaftlich, ja sogar unanständig sein kann, wenn er nur hinter dem Schreibtische besonnen, klar und anständig und fest am Steuer ist: macht es Gotthelf gerade umgekehrt, ist äußerlich ein solider gesetzter geistlicher Herr, sobald er aber die Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungeberdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf daß uns Hören und Sehen vergeht. Aber wie gesagt, in diesem Falle gewinnen die echten Liebhaber nur dadurch, sie erhalten um so unverfälschtere Waare, welche sie beliebig verwenden können. So ist z. B. jedes Buch Jeremias Gotthelf's eine treffliche Studie zu Feuerbach's „Wesen der Religion“. Der Gott der diese Bauern regiert ist noch der alte Donnergott und Wettermacher. Sie hangen ab von Regen und Sonnenschein, von Licht und Wärme und fürchten Hagel und Frost. Sie zittern vor dem Blitzstrahl der in ihre Scheune schlägt, und halten ihn für die unmittelbare Folge einer bösen That. Besitz und irdisches Wohlergehen verlangen sie von Gott und sind zufrieden mit ihm in dem Maße als er dieselben gewährt. Er ist der Gewährsmann und Gehülfe aller ihrer Leidenschaften. Ein ruchloses verleumderisches Weib in der Wehfreude will ihn durch Gebet zwingen ihre Feindin zu tödten, und zweifelt an seiner Gerechtigkeit wenn ihre Dorfintriguen mislingen. Da ist nie die Rede von der „schönen symbolischen Bedeutung“ des Christenthums, von seiner „herrlichen geschichtlichen Aufgabe“, von der Verschmelzung der Philosophie mit seinen Lehren. Dagegen spielt der Teufel eine gewichtige Rolle und Jeremias Gotthelf läßt uns diplomatischerweise im Unklaren, ob er nur als poetische Figur oder als baare Münze zu nehmen sei. Seine tugendhaften Helden sind alles conservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen als daß sie entweder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radicale Ungläubige und ihnen ergeht es herzlich schlecht. Spott und Hohn treffen sie um so schärfer, je länger ihnen der Bettelsack heraushängt und je dürrer ihre Felder stehen. Dies ist ganz in der Ordnung; denn nicht anders verhält es sich in der Wirklichkeit. Das Volk, besonders der Bauer, kennt nur Schwarz und Weiß, Nacht und Tag, und mag Nichts von einem thränen- und gefühlsschwangern Zwielichte wissen, wo Niemand weiß wer Koch oder Kellner ist. Wenn ihm die uralte naturwüchsige Religion nicht mehr genügt, so wendet es sich ohne Uebergang zum directen Gegentheil, denn es will vor allem Mensch bleiben und nicht etwa ein Vogel oder ein Amphibium werden. Und damit wollen wir uns zufriedengeben und es nicht stark zu Herzen nehmen wenn die weisen Herren vom stuttgarter „Morgenblatt“ unlängst sagten: der „Atheismus“ (oder was sie darunter verstehen) werde in der guten Gesellschaft Deutschlands nun schon nicht mehr geduldet. Wo diese „gute Gesellschaft“ zu suchen ist, weiß ich freilich nicht. Vielleicht ist etwa ein stuttgarter Abendkränzlein damit gemeint, wo man den schwäbischen Jungfräulein aus dem ungeschickten und flachen Buche des Herrn Oersted vorliest; oder vielleicht besteht die gute Gesellschaft aus jenen erleuchteten germanischen Kreisen in welchen man deutsche Literaturgeschichte in den lächerlichen und naseweisen Arbeiten des Herrn Taillandier studirt!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 75.)

Es ist die gewöhnliche Annahme, König Siegmund sei dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg schon im Jahre 1411 eine Summe von 100,000 Gulden schuldig gewesen, und habe, außer Stand diese Schuld zu verzinsen oder gar abzutragen, dem Genannten dafür die Hauptmannschaft der Mark Brandenburg versetzt. „Da König Siegmund jedoch“, heißt es ferner, „auch nach dieser Zeit beständig in Geldverlegenheit blieb, so streckte der Burggraf, welcher stets Geld in Fülle besaß, bald noch 50,000 Gulden, und zu Anfang des Jahres 1415, um demselben seinen auf dem Concil zu Konstanz beschlossenen Zug nach Spanien möglichzumachen, aufs neue 250,000 Gulden vor. Bei diesem letzten Darlehen stellte Burggraf Friedrich jedoch, im wohlverstandenen Interesse seines Hauses, dem

Digitized by Google

Könige die Bedingung: für den Gesammtbetrag der also auf 400,000 Gulden angewachsenen Schuldfoderungen des Burggrafen ihm und seinen Erben die Mark Brandenburg mit allen Rechten, Einkünften, Ehren und Würden als Unterpfand zu verschreiben. Ja bei fortdauernden Geldverlegenheiten des Königs, welche Burggraf Friedrich immer klüglich dazu benutzte den König mehr und mehr in seine Schuld zu bringen, mußte Siegmund im Jahre 1417 endlich sogar auf das ihm bis dahin vorbehaltene Auslösungsrecht hinsichtlich der Mark Brandenburg verzichten. Um der zu einer für ihn untilgbaren Höhe angewachsenen Schuld an den Burggrafen sich zu entledigen verlieh er diesem daher das Kurfürstenthum nunmehr ohne weitern Vorbehalt; wogegen der Burggraf seine gesammten Schuldfoderungen an den König schwinden ließ." Diese Betrachtungsweise der Dinge ist von dem pommerschen Chronisten Kanzow, welcher hundert Jahre später lebte, und bei dem sie sich zuerst vorfindet, in alle spätern geschichtlichen Darstellungen übergegangen, während man sie nach unsers Forschers Meinung bei den gleichzeitigen Chronisten vergeblich sucht, z. B. bei Windeck und in der „ungedruckten" zerbster Chronik von Peter Becker. Um die Verhältnisse richtig zu würdigen, den Zusammenhang zu erkennen, und sich die Entstehung jener Sage von einem Kauf der Mark Brandenburg zu erklären, ist es durchaus nothwendig etwas weiter auszuholen. Man würde Unrecht thun wollte man annehmen die Sage sei eine Erfindung der Böswilligkeit; man wird vielmehr durch ein näheres Eingehen auf die Lage der Dinge ihre Entstehung sehr begreiflich finden. „Nach dem am 17. Januar 1411 erfolgten Tode des Markgrafen Jobst war der König Siegmund wieder als rechter Erbherr der Mark Brandenburg zu betrachten. Der Pfandcontract vom 22. Mai 1388 verschrieb die Mark Brandenburg zwar nicht nur dem Markgrafen Jobst, sondern auch dem Markgrafen Procop. Auch die Huldigung welche die märkischen Lande leisteten wurde daher auf den Letztern miterstreckt. Doch schon mittels Patents vom 1. Juni 1395 erklärte Jobst die dem Procop geleistete Huldigung für nichtig, und wies er Mannen und Städte der Mark Brandenburg an nach seinem Tode, falls er ohne Erben abginge, an den König Siegmund und an niemand Andern sich zu halten. Vergeblich protestirte Markgraf Procop durch Schreiben welche er in die Mark sandte gegen diese Ausschließung von der Nachfolge. Zwei Jahre später nahm der Markgraf Jobst zwar keinen Anstand die Succession in die Mark ebenso wie er selbige im Jahre 1395 dem Könige Siegmund zugestanden hatte, mittels Vertrags vom 6. Februar 1397 dem Könige Wenzel von Böhmen zu verbriefen. Indessen König Wenzel trat schon im Jahr 1401 von dem ihm dadurch zutheilgewordenen Successionsanspruche freiwillig zurück, und bald hernach erlitt Markgraf Procop im Kerker den Hungertod, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Seitdem wurde Siegmund allgemein als nächstberechtigter Erbe der Mark Brandenburg anerkannt, die er daher auch gleich nach dem Tode des kinderlosen Markgrafen Jobst für ein ihm als rechtem Erbherrn wiederzugefallenes Besitzthum erklärte" (S. 27). Mannschaften und Städte der Mark sandten hierauf bevollmächtigte Vertreter an das Hoflager des Königs in Ungarn, „um durch sie seinen Willen zu erfahren und den Huldigungseid in des Königs eigene Hände ablegen zu lassen". Von diesen Vertretern erfuhr der König die überaus traurige Lage des Landes, welches seit einem Jahrhundert schon durch Kriege mit den Nachbarn und durch Fehden unter den Einwohnern verwüstet, sowie dazu noch durch eigennützige Fürsten ausgesogen worden. Siegmund erkannte „daß die Beibehaltung der Mark Brandenburg in seinem unmittelbaren Besitz unter solchen Verhältnissen mit dem Wohle des Landes unvereinbar sei". Zur Beseitigung der Uebelstände gehörten vor allem die Wiederherstellung des Ansehens der Landesherrschaft, die nur durch ein kräftiges persönliches Eingreifen zu erzielen war. Da Siegmund indeß zunächst die Reichsangelegenheiten oblagen und seine ganze Thätigkeit beanspruchten, so erklärte er den Abgeordneten schließlich: er wolle ihnen in die Mark einen Herrn senden der ganz der Mann dazu sei den dort bestehenden Misverhältnissen gründlich abzuhelfen und dem Lande die langentbehrte Ruhe und Ordnung wiederzugeben, und zwar den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, „den er zum obersten Hauptmann und Verweser der Mark zu bestellen beabsichtige, und der ihnen bald in die Mark nachfolgen werde. Er fodere daher Erklärung von ihnen im Namen ihrer Vollmachtgeber, ob sie den Burggrafen in dieser Eigenschaft willig aufnehmen und ihm die Huldigung rücksichtlich der ihm auf die Mark zu verschreibenden Geldsumme, sowie Gehorsam und Beistand leisten wollten. Der Burggraf würde dann auch die versetzten landesherrlichen Burgen, Städte und Einnahmequellen, auf deren Pfandbesitz die gemisbrauchte Macht solcher Familien, wie der von Quitzow, vorzüglich beruhe, ohne Verzug auslösen und in die Hand der Herrscher wiederzurückbringen." Dieser Darstellung liegt eine ungedruckte Chronik der magdeburger Schöppen zugrunde, in Verbindung mit einigen andern Urkunden frühester Zeit aus dem Riedel'schen „Codex". Die märkischen Abgeordneten nahmen das Anerbieten Siegmund's mit Freuden an. Bei dieser Gelegenheit spricht Riedel die Vermuthung aus daß die eben erwähnten Pläne Siegmund's wahrscheinlich nicht erst durch die märkische Deputation hervorgerufen, sondern als schon früher gehegt höchstens nur befestigt wurden. Nichtsdestoweniger war die Bestellung des Burggrafen Friedrich äußerst schwierig, da man auf König Wenzel Rücksicht zu nehmen hatte. Die Mark Brandenburg stand seit der Bestimmung Karl's IV. vom Jahre 1374 mit der Krone Böhmen in untrennbarem Verbande, wenigstens insofern als dieser Krone der Anfall der Mark vorbehalten war, wenn Siegmund ohne Lehnserben abgehen oder seine Nachkommenschaft erlöschen sollte. Eine förmliche Abtretung der Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich konnte also damals im Jahre 1411 unmöglich stattfinden, wenn Siegmund auch diese Absicht hegen mochte, um zugleich den Burggrafen für seine Dienstleistungen bei der Thronentsetzung Wenzel's und der Erhebung seiner (Siegmund's) zur Würde eines römischen Königs zu belohnen. „Anstatt den Burggrafen", sagt Riedel, „sogleich zum Kurfürsten zu erheben, mußte man sich für jetzt begnügen ihn nur unter gewöhnlichern, wenigstens nicht zu auffallenden Bedingungen erst festen Fuß in dem ihm bestimmten Lande fassen zu lassen, und dazu den böhmischen Consens zu erlangen suchen. Allmälig konnte dann das Recht des Burggrafen auf die Mark ausgedehnt und das burggräfliche Haus durch aufeinanderfolgende neue Zugeständnisse unauflöslicher mit dem Kurfürstenthum Brandenburg verknüpft werden. Vor allem aber durfte in dieser Angelegenheit, dem allezeit wachen Argwohne König Wenzel's gegenüber, kein Schritt früher geschehen als bis der wichtige Vergleich der beiden Könige über die römische Königskrone zum Abschluß reif war. Diesen Vorsichten gemäß begnügte sich König Siegmund im Jahr 1411 den Burggrafen Friedrich vorläufig nur erst zum obersten Hauptmann und Verweser der Mark Brandenburg zu bestellen (am 8. Juli 1411, am Vorabende des Tags an dem der Vergleich zwischen Wenzel und Siegmund zustandekam), während die markgräfliche Kur- und Erzkämmererwürde dem Hause Luxemburg noch vorbehalten blieb ... Als Bewegründe der Handlung hebt die Urkunde hervor: auf Seiten Siegmund's die Unzulänglichkeit seiner Kraft nach der Erhebung zum Oberhaupte des Römischen Reichs seine ausgedehnten Reiche und Lande in gewünschter Weise zu regieren, und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit diese Bürde von Regierungssorgen zum Theil auf die Schultern anderer Fürsten zu legen; auf Seiten der Mark Brandenburg: ihre Entlegenheit von Siegmund's übrigen Erblanden, und den Verfall in welchen sie durch Krieg und Raub gerathen sei; auf Seiten des Burggrafen endlich: sein mannichfaltiges Verdienst um den König und das Römische Reich, sowie seine Einsicht, Thätigkeit und Energie, wodurch die Hoffnung

auf eine vortheilhafte Veränderung des Zustandes der Mark Brandenburg unter seiner Verwaltung sicher begründet werde." Und wie steht es nun mit den 100,000 Gulden? Hören wir. In dem Patent des Königs Siegmund an die Stände und Einwohner der Mark heißt es: „Da wir aber selbst wissen daß die Nutzungen, Zinsen und Renten der vorgenannten Mark, welche der Landesherrschaft angehören, durch mancherlei Anfechtungen, Kriege und Pfandverleihungen so klein sind daß er (der Burggraf) diese Verwesung und Hauptmannschaft, und was dazu erfoderlich ist, ohne unsere besondere Hülfe nicht führen kann, es wenigstens unbillig sein würde, sollte er außer seiner Arbeit auch noch von seinem Vermögen bei dieser Verwaltung Etwas zusetzen: so haben wir ihm deshalb versprochen und zugesagt ihm zu geben und zu bezahlen hunderttausend gute, rothe ungarische Gulden, auf dieser Verwesung und Hauptmannschaft zu heben, wie das Alles in solchen unsern Briefen näher enthalten ist die wir ihm darüber besonders gegeben." Die Verschreibung vom 8. Juli 1411 gibt dem Burggrafen die ausgedehnteste Vollmacht, und überträgt die Verwesung der Mark auch auf seine Erben; Das heißt genauer bestimmt: „Für den Geldbetrag der obigen 100,000 Gulden sollte die Mark, deren Hauptmannschaft und Landesverwesung dem Burggrafen und seinen Erben dergestalt pfandweise haften daß jene nur dann dem burggräflichen Hause wieder entzogen werden dürfe, wenn demselben die gedachte Summe zuvor baar ausgezahlt wäre." Kurzum, Siegmund „erkennt an daß die Einkünfte welche die Mark gewähre zur Bestreitung des Kostenaufwandes den ihre Herstellung in geordneten Zustand erfodere nicht ausreichen würden. Aus diesem Grunde erachtet der König sich für verpflichtet dem Burggrafen einen Zuschuß von 100,000 Gulden zu leisten, welchen er anstatt baarer Auszahlung dem Burggrafen auf die Mark verschreibt". Das Patent vom 8. Juli setzt diese Umstände aufs klarste ans Licht, und es ist nirgend, weder hier noch in einer andern Urkunde, von einem Darlehn Friedrich's an Siegmund die Rede. Riedel meint dieser Verschreibung habe auch noch eine verborgene Absicht zugrundegelegen, die er sogar eine Hauptabsicht nennt. Siegmund habe nämlich auf diese Weise für den Fall daß er vor seinem Bruder Wenzel mit Tod abginge, den Besitz der Mark Brandenburg dem burggräflichen Hause sichern wollen. Daß Wenzel eine Auslösungssumme von 100,000 Gulden nicht zu zahlen im Stande sein würde, war allerdings vorauszusehen. Die fernern 50,000 Gulden, von welchen in den Geschichtsdarstellungen dieser Zeit die Rede ist, zeigen ebenso wenig die Natur eines Darlehns wie die erstere Summe. Sie sind Nichts als eine von Siegmund den verlobten Kindern des Burggrafen Friedrich und Herzogs Rudolf von Sachsen freigebig geschenkte und auf seine Mark Brandenburg verschriebene Aussteuer. Nach Riedel beabsichtigte er damit die Auslösung der Mark noch um ein Bedeutendes zu erschweren. Im December 1411 gab Wenzel zu Allem was geschehen seine Einwilligung, wahrscheinlich durch den persönlichen Einfluß Friedrich's und Rudolf's, die im Herbst des gedachten Jahres an seinem Hofe verweilten, bestimmt. Durch die aus Konstanz vom 30. April 1415 datirte Urkunde endlich wurde der Burggraf Friedrich förmlich als Markgraf von Brandenburg und Erzkämmerermeister zum Kurfürsten erhoben; wobei Siegmund die demselben im Fall der Ausübung des dem Hause Luxemburg vorbehaltenen Zurückfoderungsrechts zu leistende Abstandszahlung von 150,000 auf 400,000 Gulden erhöhte. „Da die brandenburgische Kur ruhte", sagt Riedel, „und auf Böhmen bei Wenzel's Indolenz fast überall nicht zu rechnen war, so standen den drei geistlichen Kurfürsten eigentlich nur zwei weltliche, in Sachsen und in der Pfalz, gegenüber. Die Herstellung der brandenburgischen Kur durfte daher als eine politische Nothwendigkeit betrachtet werden, in deren Anerkennung König Siegmund, der berechtigte Inhaber der brandenburgischen Erzkämmerermeisterwürde, dem Wohle des Reichs die Sonderinteressen seines Hauses uneigennützig zum Opfer brachte." Die Erhöhung der frühern Abstandssumme läßt sich sehr leicht dadurch erklären daß man längst eingesehen wie dieses Quantum als Entschädigung für das bereits von Friedrich im Interesse der Mark Gethane und noch zu Thuende viel zu gering sei. Daß Siegmund auch hier kein Darlehn empfing, wird durch den Wortlaut der Urkunden hinlänglich bewiesen. Und würden die Verhältnisse auch nicht in der Art bestätigt wie wir sie nach Riedel vorgetragen, so könnte man die Unmöglichkeit so ungeheuerer Vorschüsse auch aus dem Umstande deduciren daß sich Burggraf Friedrich bis zu seinem Eintritt in das Dienstverhältniß zu dem König Siegmund stets in höchst bedrängter Finanzlage befunden.

Dies die wichtigsten Resultate des Riedel'schen Werks. Wir erinnern schließlich nochmals daran daß wir ihm hier ohne Weiteres folgten; einer strengern Untersuchung bleibt es vorbehalten seine Angaben und deren Richtigkeit näher zu prüfen. Unsere Correspondenz wollte vorderhand Nichts als eine Mittheilung machen die zweifelsohne für jeden Geschichtsfreund von Interesse sein dürfte.

Unter den Werken welche von hiesigen Schriftstellern auswärts erschienen beansprucht Mundt's „Machiavelli und der Gang der europäischen Politik" eine besondere Beachtung, die wir ihm nächstens in einer eigenen Besprechung zutheilwerden lassen wollen. „Machiavelli" erinnert uns an F. W. Ebeling, dessen schriftstellerischer Fleiß sich nach seinem Roman „Fabian Goßler" bereits in einer neuen Production wiederum documentirte. Ein Bändchen „Zahme Geschichten aus wilder Zeit" bespricht die Erlebnisse des Verfassers in Wien und Dresden während der Jahre 1848 und 1849, in memoirenartiger Darstellung von Thatsachen und Persönlichkeiten. Die beiden Abschnitte „Tagespresse und Tagesschriftsteller in Wien 1848" und „Aus den wiener Octobertagen" verdienen sowol rücksichtlich des Materials wie der Form den Vorzug vor den übrigen Partien dieser Aufzeichnungen, und man wird sie sicher nicht ohne Interesse lesen. Und ebenso machen wir noch auf eine poetische Beigabe aufmerksam, auf die Uebersetzung von fünf „Canti" des großen, 1837 verstorbenen, italienischen Dichters Giacomo Leopardi, welche nach Ebeling's Angabe noch in keiner deutschen Uebersetzung gelesen worden. 47.

Notiz.

Aus dem Leben Rafael's und Michel Angelo's.

In einer Kapelle der Kirche Sta.-Maria della Pace in Rom findet sich ein Gemälde Rafael's: Die Sibyllen, das er für den Stifter dieser Kapelle, der zugleich Besitzer der Farnesina war, den Fürsten Agostino Chigi, gemalt hatte. Die Kunstgeschichte erzählt bei Gelegenheit dieses Bildes folgenden für die Zeit charakteristischen Zug aus dem Leben Rafael's. Letzterer gerieth nämlich mit dem Kassirer des Fürsten wegen der Bezahlung in Zwist, infolge dessen der Künstler die Abschätzung seiner Arbeit durch einen Kunstverständigen verlangte. Jener erwählte dazu den Michel Angelo, in der Hoffnung daß derselbe aus Eifersucht gegen Rafael den Werth der Arbeit verringern werde. Da dieser jedoch nach langer aufmerksamer Betrachtung blos für die Köpfe der Figuren einen Preis nannte der Rafael's bescheidene Foderung weit überstieg, so befahl der davon benachrichtigte Fürst sofort dem Rafael den von Michel Angelo bestimmten Preis zu bezahlen, indem er hinzufügte: „Suchet den Meister auf höfliche Weise damit für das Ganze zufriedenzustellen; denn wenn Michel Angelo auch noch die Gewänder abschätzt, so muß ich zugrundegehen!" 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

März. Nr. 9—13.

Inhalt: Die Sennerei in der Schweiz. — Tabelle über den Nutzen und die Anwendung der vorzüglichsten Mähe- und Weidegräser. — Einige Nachrichten über den Anbau des Mais zu Grünfutter. — Die Benutzung der Kleebrache. — Der zeitgemäße Fortschritt des Bauernstandes. — Die k. k. höhere landwirthschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg. — Zur Steuer der Wahrheit. — Mittel gegen das Sauerwerden der Milch. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 9—13, und **Artistische Beilage** Nr. 3.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Casanova de Seingalt (J.), Mémoires, écrits par lui-même. Edition originale. 12 tomes. Gr. 12. 1826—38. (21 Thlr.) **10 Thlr.**

——, Aus den Memoiren des Venetianers *Jakob Casanova de Seingalt*, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. 12 Bände. 8. 1822—28. (31 Thlr. 15 Ngr.) **16 Thlr.**

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. 2 Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 1836. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Depping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. Gr. 12. 1832. (2 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée du retour et du règne de Napoléon en 1815. 4 volumes. 8. 1820. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Prignani (A.), Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren. Gr. 12. 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Punck (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. 2 Bände. 8. 1836—38. (3 Thlr. 5 Ngr.) **1 Thlr.**

Gutzkow (K.), Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. 1844. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

(Lafarge.) Denkwürdigkeiten der Marie Capelle, Witwe Lafarge, von ihr selbst geschrieben. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Capitain **Landolph's** Denkwürdigkeiten. Die Geschichte seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet. 8. 1825. (1 Thlr. 22 Ngr.) **16 Ngr.**

Michailowsky-Danilewsky (A.), Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Aus dem Russischen übersetzt von *K. R. Goldhammer*. Mit 1 Karte und 5 Schlachtplänen. 8. 1837. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

——, Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Aus dem Russischen übersetzt von *K. R. Goldhammer*. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Staël-Holstein (A. G. L. de), Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 1822. (2 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2te Auflage. 6 Bände. Gr. 12. 1843. (12 Thlr.) **6 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **L. Fr. Fues** in Tübingen ist erschienen:

Baur, F. Chr., Prof. Dr., Das Markusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter. Nebst einem Anhang über das Evangelium Marcion's. Gr. 8. Geh. 1851. 1 Thlr. 4 Ngr., oder 1 Fl. 54 Kr.

Inhalt: Die Stellung der Frage. I. Die Analyse der evangelischen Geschichte des Markus. II. Das Resultat. Der Ursprung und Charakter des Markusevangeliums. III. Die Hypothese, daß Markus der erste der Synoptiker sei. — Züge zur Charakteristik der Ewald'schen Kritik. — **Anhang.** Ueber das Evangelium Marcion's.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Blondel

— Ein Lied vom Kreuze —

von

Hermann von Pequignolles.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Dieses Gedicht ist dem Fürstbischofe von Breslau Freiherrn von Diepenbrock gewidmet.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Eine in den „Blättern für literarische Unterhaltung" enthaltene Kritik sagt hierüber: „Wir sind dieser hervorstechenden Dichtung mit Vorliebe näher getreten als räumlich gerechtfertigt sein mag; allein ihr genialer Wurf, ihr glühender Ton und die schönen poetischen Proben welche einzelne Partien, z. B. das Lied Maria's, bieten, haben uns verlockt, indem sie uns — was wir leider so oft vergeblich suchen müssen — einen **Dichter** erblicken ließen, einen Dichter der das voll besitzt, was dem Zeitalter vor allem und am entschiedensten fehlt: Glut und Ueberzeugungstreue."

Soeben sind bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hartmann, Moritz, Schatten. Poetische Erzählungen. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 22 Sgr.

Dasselbe. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 6 Sgr.

Moritz Hartmann ist von der Kritik als der besonders frische und gesunde unter den Dichtern der Gegenwart bezeichnet worden. Die vorliegende Sammlung gibt Zeugniß, daß er diese Frische trotz der Schicksalsschläge die ihn betroffen nicht verloren hat. Die „Schatten" entrollen eine Reihe der interessantesten Erzählungen in den lebendigsten Farben. Das „Intermezzo" entwickelt in einer Anzahl lyrischer Gedichte ein weiches Liebeleben voller Wahrheit und Tiefe. Wir glauben daher dem deutschen Publicum dieses Werkchen mit vollem Rechte warm empfehlen zu dürfen.

Volkslieder, Ausgewählte ungarische. Uebersetzt und herausgegeben von **Kertbeny.** Gr. 8. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Uebersetzer dieser originellen, interessanten und charakteristischen Volkslieder, selbst Ungar, hat sich bestrebt die Denkweise seines naturkräftigen Volks getreu wiederzugeben. Da der kräftige Volksstamm der Magyaren in neuester Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist, und er durch seinen Heldenkampf das allgemeine Interesse in so hohem Maße erregt hat, so werden diese Volkslieder, die einen Spiegel seines Lebens bilden, gewiß die Anerkennung finden die sie so sehr verdienen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Eckermann (J. P.), Gedichte. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

Förster (K.), Gedichte. Herausgegeben von *L. Tieck.* 2 Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 12. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Vater **Gleim's** Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Original-Ausgabe aus des Dichters Handschriften durch *W. Körte.* Gr. 12. 1842. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

Goethe (W. von), Reineke Fuchs. In zwölf Gesängen. 8. 1822. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Hoffmann (A. H., von Fallersleben), Gedichte. 2 Bändchen. Gr. 12. 1834. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Kanne (F. A.), Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1819. (1 Thlr. 5 Ngr.) **8 Ngr.**

Koethe (F. A.), Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. Gr. 12. 1845. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

——, Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. 8. 1825. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

Leopardi (Graf *Giacomo*), Gesänge, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von *K. L. Kannegiesser.* Gr. 8. 1837. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Mosen (J.), Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. 8. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr.) **1 Thlr.**

Müller (W.), Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. (24 Ngr.) **12 Ngr.**

Münch (E. H. J.), Jugendbilder und Jugendträume. Gr. 8. 1829. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. — Oeuvres poétiques d'*Alphonse de Lamartine, J. F. C. Delavigne* et *P. J. de Béranger.* Gr. 8. 1832. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Platen-Hallermünde (A., Graf von), Lyrische Blätter. 8. 1821. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Prätzel (K. G.), Feldherrnränke. Ein komisches Gedicht in sechs Gesängen. Mit Vignetten. 8. 1815. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Ausflüge des Scherzes und der Laune. 8. 1815. (25 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Zeitklänge. 8. 1815. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Maurergedichte. 8. 1822. (22 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Neuere Gedichte. 8. 1836. (1 Thlr.) **4 Ngr.**

Schulze (E.), Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

——, Vermischte Gedichte. 2te Auflage. Gr. 12. 1841. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Stieglitz (H.), Stimmen der Zeit in Liedern. 2te, veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1834. (12 Ngr.) **4 Ngr.**

——, Gruss an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. 1838. (25 Ngr.) **4 Ngr.**

Strass (K. F. H.), Gedichte. Gr. 8. 1842. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Tasso (T.), Befreites Jerusalem, übersetzt von *A. F. K. Streckfuss.* (Mit gegenübergedrucktem Originaltext.) 2 Bände. Gr. 8. 1822. (3 Thlr. 12 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Thümmel (M. A. von), Der heilige Kilian und das Liebespaar. Herausgegeben von *F. F. Hempel.* Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1818. (1 Thlr. 10 Ngr.) **8 Ngr.**

Weihnachtsklänge geistlicher Lieder. Von *A.* und *W.* 8. 1825. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Wetzel (F. G.), Gesammelte Gedichte und Nachlass. Herausgegeben von *Z. Funck.* 8. 1838. (2 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Schriften von Josef Rank.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben.

Erste Gesammtausgabe.

Drei Bände.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Josef Rank's Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde" haben bei ihrem ersten Erscheinen solchen Beifall gefunden und dieser hat sich später durch die „Neuern Geschichten" (worin das „Hoofer-Käthchen"), die „Weißdornblüten", die „Mutter vom Lande", die „Haidegräber" u. s. w. so gesteigert, daß diese erste Gesammtausgabe von Rank's Bildern und Erzählungen aus dem Volksleben, die übrigens nicht blos die frühern Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde" enthält, gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden wird.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Neu erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Rhein.

Von

J. G. Kohl.

Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Herbart (J. F.), Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein.* 3 Bände. Gr. 8. 1842—43. (10 Thlr.) **5 Thlr.**

Krug (W. T.), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben. 5 Bände. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1832—38. (15 Thlr. 15 Ngr.) **4 Thlr.**

Schopenhauer (A.), Die Welt als Wille und Vorstellung. 2te, durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 1844. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Solger (K. W. H.), Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von *K. W. L. Heyse.* Gr. 8. 1829. (2 Thlr. 8 Ngr.) **1 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Neue Unterhaltungsliteratur,

im Jahr 1850 bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieser Roman der beliebten Verfasserin, der bereits in fünfter Auflage erschienen, schließt sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 19 Theile, 6 Thlr. 10 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden: **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Zwei Theile. Dritte Auflage. — **Das Haus.** Zwei Theile. Vierte Auflage. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Eine Sommerreise.** Zwei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Dumas (A.), Mémoires d'un médecin. 17 vol. 8. Geh. 8 Thlr. 15 Ngr.

——————, **Le Collier de la Reine.** 6 vol. 8. Geh. 3 Thlr.

In demselben Verlage erschien früher von A. Dumas:

La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Erster bis vierter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Jahn (H.), Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad. 8. Geh. 2 Thlr.

Koenig (H.), William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — **Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — **Spiel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr 18 Ngr. — **Die Bußfahrt.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

Lamartine (A. de), Geneviève. Histoire d'une servante. In-8. 24 Ngr.

——————, **Nouvelles Confidences.** In-8. 12 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Les Confidences. In-8. 1 Thlr.

Raphaël, pages de la vingtième année. In-8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Lesage (A. R.), Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Vier Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mundt (Th.), Die Matadore. Ein Roman der Gegenwart. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Sue (E.), Les Mystères du Peuple, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I—VIII. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

——————, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis achter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Wille (Eliza), Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Auerbach (B.), Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Gr. 8. 1846. (1 Thlr. 18 Ngr.) **1 Thlr.**

Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. 1838. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Raumer (R. von), Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. 1837. (15 Ngr.) **8 Ngr.**

Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder aussereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 1840. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. 1840. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Errichtung v

Zu den anmuthigsten Punkten des Thüringerwaldes geh
nördlichen Abhange desselben in der Oberherrschaft des F
Sondershausen an der Gera gelegene Arnstadt, in welch
reichen Steinsalzlagers ganz in der Nähe desselben die Anle
einen zu diesem Zwecke gebildeten Verein erstrebt wird, der
körperliche Leiden Heilung suchende Publicum auf diese ne
sung aufmerksam zu machen sich erlaubt.
Das eine halbe Stunde von Arnstadt erbohrte Steins
nach einem mit dem hiesigen Salinenrathe abgeschlossenen
Preis die Lieferung einer stark gesättigten Soole, deren B
Linderung und Heilung der Leiden in Aussicht stellen, we
fahrener Aerzte durch Soolbäder überhaupt gehoben werde
Soolbad schon an und für sich den Leistungen entsprechen,
gemeinen Erfahrung von einer derartigen Heilanstalt versp
unterzeichnete Verein noch besonders zu der Hoffnung ber
legtes Soolbad Vortheile gewähren wird, die anderswo n
den dürften. Um das mit den hiesigen Verhältnissen unb
überzeugen, erlauben sich Unterzeichnete, diese unserer St
in der Kürze herauszustellen.
Die Bewohner volkreicher Städte, die sich aus dem
Wohnortes in ländliche Stille gern zurückziehen wollen;
Genüsse einer reizenden Natur nicht mit Unrecht schon al
werden hier in fast ländlicher Zurückgezogenheit sich erh
Annehmlichkeiten gänzlich beraubt zu sein, an welche der
und auf die, z. B. auf Erheiterung durch Musik, Lectür
schaftlich Gebildeten, gerade der durch Kränklichkeit Verst
ten möchte.
Da eine ausführliche Schilderung Arnstadts die Gre
kanntmachung überschreiten würde, so verweisen wir einen
und geschichtlichen Verhältnisse kennen zu lernen wünscht,
in der neuesten (zehnten) Auflage des Brockhaus'schen
beschränken uns auf eine Darstellung der Eigenthümlichk
sung künftig Suchenden gleichsam als eine Bürgschaft de
sehen mögen, die der Verein in Aussicht zu stellen sich
Das Bild, welches der hier geborene Sänger des „
Neubeck), im Eingange seines Gedichtes von der nächsten
begeistert entwirft, schildert diese Umgebung eben so treu
so ergreifbar, wie dem leiblichen Auge jene Gemälde, d
geborenen, einst im Dienste des Königs von Polen und
benden Malers Thiele geschaffen wurden und in dem D
schen Terrasse zu Dresden aufbewahrt werden. Nicht d
dern ein treues, der Wirklichkeit entsprechendes Bild v
spiegelt sich in der Schilderung des genannten Dichters

„Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aare
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge
Hier fließt kühler im Schatten die silberblinkende
Ueber gelblichen Kies. Um die Wurzeln alternd
Spielen und drehn sich die Wellen in kleinen S
Schnell durch die Schilfe dahin. Allein mit ge
Wallet der Strom in Plauens arkadischen Hirte
Auf der Natur kunstlosem Altar stehn Schönhei
Gleich den Grazien, hier in liebenswürdiger Ei

Durch dieses anmuthige, nach dem darin gelegenen S
dessen Hintergrund durch die Höhen des Thüringerw
Schmücke und andere Berge geschlossen ist, und das
vetter bei Dresden ebenbürtig zur Seite stellen darf, f
land mit Thüringen verknüpfende Straße, zunächst na
das auf seinem durch Goethe classisch gewordenen B
sieht, durch die es den Kaltwasser-Bädern des nahen Elg
Wer die freundlichen, den Berg schmückenden G

*) Analyse der Soole bei Arnstadt: 100 Theile enthalten:

in-
der
ten
ng
der
jat
ich
ne,
sich
sich
dm
die
den
ird
der
der
un
en-
ch-
tel-
das
age
lich
en-
iche
ier-
an-
iaft
tat-
nkt
Do-
der-
ide-
and
be-
ilch
nur
ide-
Lie-
und
der
iter-

R

R

B

He
Kr
Scl
Sol

Au
ges
erh

im
er
Bre

Dun
8.

G
L

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 77. — 31. März 1851.

Jeremias Gotthelf.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Analog seiner religiösen ist auch Jeremias Gotthelf's juristische Weltanschauung. Er ereifert sich heftig über den eingerissenen Humanismus im Rechtsleben und sehnt sich nach der Blütezeit des Galgens und der Ruthe zurück. Und ganz liebenswürdig naiv sind ihm die heutigen Richter nichts Anderes als ausgemachte Schelme und Spitzbuben, welche mit den ungehängten Verbrechern unter Einer Decke stecken. Nicht aber daß er sich sehr um die Gesetze kümmerte, wenn sie gegen ihn sind. Seine Helden üben ein kräftiges Faustrecht und prügeln unter dem sichtbaren Beifallslächeln des Verfassers ihre radicalen Widersacher weidlich durch. Diese sind natürlicherweise immer höchst erbärmliche und nichtswürdige Gesellen, und Jeremias Gotthelf schildert sie als solche mit großer Trefflichkeit. Leider muß man gestehen daß es im Gefolge des Zeitgeistes eine Menge solcher schofeln Halunken gibt; indem wir aber sagen: des Zeitgeistes! so ist zugleich gesagt daß, wenn dieser conservativ wird, ihm jene armen Teufel ebenfalls nicht fehlen. Sie schließen sich jeder Partei an welche aus Agitation kommt und Aussichten hat oder verheißt. Die deutschen Treubünde der Gegenwart haben ein schönes Contingent Ritter von der traurigen Gestalt insichaufgenommen. Halbherrenthum bei hartnäckigem Geldmangel sind ihre Triebfeder. So wenig der christliche Gott es verhindern kann daß sich Wucherer, Heuchler und Erzschelme zu ihm bekennen, so wenig kann irgend eine Partei solchen Kameraden verbieten ihre Fahne aufzustecken.

Doch wollen wir es unserm Dichter Dank wissen daß er solche Misère so trefflich zeichnet; denn es ist noch besser wenn sie einseitig geschildert wird als gar nicht, da sie einmal vorhanden ist, und selbst unserer Partei kann es nur frommen wenn manche ihrer Mitläufer der untern Schichten sich ein wenig bespiegeln können. Für Charakterisirung der politischen Tröpfe in den obern Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüther von feinerm Korne, leistet in neuerer Zeit Gutzkow Ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Anempfindungskunst.

Die „Käserei in der Vehfreude" schildert den bäuerlichen Associationsgeist, wie er eine gemeinschaftliche Sennhütte für ein ganzes Dorf errichtet. Früher wurde der gute Schweizerkäse nur auf den Alpen von einzelnen Kühern ausschließlich producirt, indem man der Meinung war seine Feinheit und Würze sei die einzige Folge der Alpenkräuter. Seit aber die Chemie nachgewiesen hat daß es, wie bei mehren andern Erzeugnissen, so auch beim Käse mehr auf die Behandlungsweise ankomme, haben in der Schweiz viele Dörfer der Niederungen sich diesem Productionszweige zugewendet. Sie bestellen sich einen erfahrenen Senn, jeder Theilnehmer liefert vom Frühjahr bis zum Herbste alle entbehrliche Milch in die gemeinschaftliche Hütte, und die auf diese Weise den Sommer hindurch entstandene Menge von Käsen wird dann auf einen Schlag an einen Händler verkauft und der bedeutende Erlös unter die Theilnehmer vertheilt, je nach der Milch welche sie geliefert haben. Dieses Thema gab nun Jeremias Gotthelf die Veranlassung alle kleinen Leidenschaften des Dorfes spielen zu lassen: die Ungeschicklichkeit und Naseweisheit bei der Constituirung und Vielherrschaft, den Ehrgeiz, Neid, Eigennutz, Mistrauen, das Durchdiefingersehen und wie alle die artigen Dinge heißen mögen, nebst vielen komischen Zügen. Vorzüglich zwei Momente ragen aus der Jugendgeschichte vorliegender „Käserei" hervor: die gewaltige Revolution welche unter den Frauen entstand, als sie, die seit Jahrhunderten über den Ueberfluß an süßer Milch und Butter unbeschränkt gewaltet, darin geschwelgt, Gastfreundschaft geübt und auch ein ansehnliches Nadelgeld bestritten hatten, nun plötzlich sich auf das Unentbehrlichste beschränkt sahen und die reinliche, weiße, so ganz weibliche Domaine den harten Händen der industriellen Männer übergeben sollten. Ferner als die Käserei endlich zustandegekommen, die volksthümliche oder menschliche Art und Weise wie jeder Einzelne, fast ohne Unterschied, sich beeilte die Gemeinschaft zu betrügen durch verfälschte Milch welche er lieferte, und nicht daran dachte wie er sich nur selbst betrog, indem bald das Ganze darüber zugrundegegangen wäre.

Mit diesem Verlaufe ist nun noch eine hübsche Liebesgeschichte verbunden. Ein schöner, überkräftiger und übermüthiger Magnatensohn, der Fürst und Herzog der wilden, faustgerechten Jugend, liebt ein armes schüchter-

nes, aber überaus feines Mädchen und wird von ihr wiedergeliebt; doch sind sich Beide in ihrer Unschuld unklar darüber. Sie erfahren es aber durch einen ebenso überraschenden als hochpoetischen Zug des Dichters. Die Jünglinge des Dorfes kehren in sechs stattlichen Wagen, jeder von vier schweren stolzen Bauerpferden gezogen, von der Stadt zurück, wohin sie den Käse geliefert haben, und springen nun, vom Weine aufgeregt, in stolzem Uebermuth auf der nächtlichen Straße daher, der Held voran als ein wahrhaft antiker Wagenlenker. Er ist bestrebt das jämmerlich-komische Fuhrwerk eines liberalen Windbeutels, der vor ihnen herfährt, mit seinem feurigen Gespanne zu überholen und ein wenig auf die Seite zu drücken, schmettert es aber nicht nur zu Boden, sondern überfährt auch seine Geliebte, welche in der Dunkelheit ungesehen denselben Weg wandelte. Sie wird ohnmächtig auf seinen Wagen gelegt, schlägt ihre Augen ein wenig auf und schließt sie wieder ganz selig als sie ihn erblickt, während er durch seinen Kummer um sie ebenfalls über seine Liebe gewisser wird. Die Lösung des Knotens wird ebenso originell herbeigeführt, indem der ritterliche Bursche eines Sonntags in der Kirche, mitten in der Predigt, eingeschlafen ist und in süßen Träumen laut von seinem Liebchen einen Kuß verlangt. Um das Mädchen nicht in Schande zu bringen, muß er sich sogleich erklären und heirathet es.

Die „Erzählungen und Bilder aus der Schweiz" enthalten theils solche ähnliche Geschichten in kürzerer Novellenform, meistens das Werben eines rüstigen Bauernsohns um ein Weib oder umgekehrt; theils Anekdoten und Schwänke in der Art des „Rheinischen Hausfreundes", auch einige Visionen à la Jean Paul. Die Anekdoten wie die Visionen erscheinen nicht so ungezwungen und eigenthümlich und hätten füglich unterdrückt werden mögen. Die Novellen aber sind alle vom gleichen guten Stoffe wie die größern Arbeiten Gotthelf's. Vorzüglich fällt es auf, und jeder Leser wird es gestehen, wie, abgesehen von der überladenen Polemik und den Geschmacklosigkeiten in vielen Bildern, es doch so wahrhaft episch hergeht in dieser Welt. Viele Züge könnten ebenso wol dreitausend Jahre alt sein wie nur eines, und in beiden Fällen gleich wahr und treffend. Die Frauen sind schlau, wohlwollend und vorsorglich, die kräftigen Männer sind geschwätzig und rühmen sich selbst unbekümmert, gleich den Homer'schen Helden. Es ist der Stolz der Väter, wenn sie nach einem Volksfeste einige Hundert Thaler an die von ihren Söhnen Verwundeten auszahlen müssen, und Dieses bringt That und Bewegung in die Geschichten. Die Söhne sind große Pferdekenner und fahren voll Stolz durch das Land.

Ein weiterer alterthümlicher Reiz ist in einigen dieser Geschichten, wo eine Brautwerbung vorsichgeht, daß gar nie von Liebe die Rede ist. Die Leute gehen aus ein Weib oder einen Mann zu suchen der auf ihren Hof paßt, und doch empfindet der Leser jedesmal am Schlusse eine Genugthuung wie kaum im empfindsamsten Romane. Wenn ein Mädchen die einer tüchtigen Bäuerin nöthigen Tugenden und einen schönen Leib besitzt, so ist sie Das was der Werber gesucht hat, und es beruht diese Weise auf der Erfahrung daß, wo ein recht gesunder Mann mit einem detto Weibe zusammenkommt und Beide aufeinander angewiesen sind, auch eine gesunde Liebe nie ausbleibt. In den Städten, wo eine Unzahl Verschiedenheiten in der Geschmacksrichtung und Geistesbildung ebenso viele „Misverhältnisse" veranlaßt, wo eine Frau eine unglücklich Getäuschte ist, weil es sich erweist daß der Mann keine Symphonie zu genießen im Stande ist: — dort ist diese Weltanschauung allerdings nicht mehr am Platze; aber auf dem Lande wo alle Bedingungen der Harmonie noch einfacher und gleichmäßiger sind ist sie weit poetischer als man glauben möchte. Wenigstens ist die Stimmung des Lesers in Jeremias Gotthelf's einfachen und hübschen Werbegeschichten so poetisch wie in jedem andern Romane, und bei mir war sie es mehr als wenn ich im Petrarca gelesen hätte.

Zu Bodmer's und Breitinger's Zeiten und bis tief in unser Jahrhundert hinein pflegte die deutsche Kritik jeden Schweizer der etwa ein deutsches Buch zu schreiben wagte damit zurückzuscheuchen daß sie ihm die „Helvetismen" vorwarf und behauptete kein Schweizer würde jemals Deutsch schreiben lernen. In jetziger Zeit, wo die Königin Sprache die einzige gemeinsame Herrscherin und der einzige Trost im Elende der deutschen Gauen ist, hat sich Dies geändert, und sie begrüßt mit Wohlwollen auch ihre entferntesten Vasallen, welche ihr Zierden und Schmuck darbringen wie sie dieselben vor 500 Jahren noch selbst gesehen und getragen hat. Jeremias Gotthelf misbraucht zwar diese Stimmung, indem er ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch schreibt, anstatt es bei den eigenthümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen. Doch mag auch Dies hingehen und bei der großen Verbreitung seiner Schriften veranlassen daß man in Deutschland mit ein bischen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel zu verfolgen lerne. Wir können hier natürlich nicht etwa die philologisch Gebildeten, sondern nur diejenige schreibende und lesende Bevölkerung Norddeutschlands meinen welche so wenig sichern Takt und Divinationsgabe in ihrer eigenen Sprache besitzt daß sie gleich den Compaß verliert, wenn nicht im leipziger oder berliner Gebrauche gesprochen oder geschrieben wird. 48.

Friedrich Adolf Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten mitgetheilt von A. W. Möller. Zwei Bände. Mit den Bildnissen Krummacher's und seiner Gattin, und einem Facsimile der Handschrift Krummacher's. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Par nobile fratrum! So denkend und für sich hinsprechend legte Referent diese mit steigendem Interesse ganz durchgelesene Schrift aus den Händen, und obschon es ihm erinnerlich sein wollte als hätte er jenes Epiphonem schon einmal an

der Spitze einer Anzeige der vorliegenden Schrift gelesen, so will er es doch stehen und es darauf ankommen lassen dieses kleeblättliche Plagium zu begehen, da sich mit jenen drei Worten in treffendster Kürze die Bezeichnung der beiden Männer geben läßt die uns hier nach ihrem äußern Leben und geistigen Wirken in ihren eigenen Briefen entnommenen Selbstschilderungen vorgeführt werden, Briefen welche sie als sie dieselben als den Ausdruck ihrer momentanen Stimmung niederschrieben nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt glauben konnten. Aus dem Kreise der Männer nämlich welche, wie der Titel zu erkennen gibt, bald auf kürzern, bald auf längern Strecken den Lebensweg Krummacher's freundschaftlich durchkreuzten, z. B. Berg, Gessert, Gräber, Hasenkamp, Lange, Meese, Natorp, Nonne, Plessing u. A., tritt mit bestimmten Zügen die Krummacher verwandtschaftlich, amtlich und geistig engverknüpfte Persönlichkeit A. W. P. Möller's hervor. Denn abgesehen von der längern, vorwaltend biographische Elemente verarbeitenden Einleitung des Herausgebers schlingt sich durch die ganze Schrift ein brieflicher Verkehr der beiden bereits näher bezeichneten Männer, übersichtlich nach gewissen aus ihrem Lebensgange sich ergebenden Perioden geordnet, und eben an solchen Wendepunkten durch längere oder kürzere, das Ganze verknüpfende Interlocute des Herausgebers, die durch größern Druck sich bemerklichmachen, passend verknüpft. Er führt uns größtentheils mit ihren eigenen Worten durch die älterlichen Häuser deren Kreisen sie angehörten, durch die Schulen und Universitäten die sie besuchten, durch die Aemter die sie nach und nach bekleideten, durch die Anerkennungen und Ehrenbeweise die sie fanden und erhielten, durch die Jubiläen die sie feierten, bis zu den Gräbern die von den Ehrenzeugnissen dankbarer Angehöriger geschmückt erscheinen. Aus vertrauten, die verschiedenen Lebensepochen sicher bezeichnenden Briefen der in den Hauptpunkten Einverstandenen gestaltet sich ganz von selbst die lebensvolle Gestalt, ganz zur Bewahrheitung Dessen was Goethe („Kunst und Alterthum", V, 2, S. 178) so schön sagt: „Das ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgemachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart worin die Briefe geschrieben wurden; wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person." Am kräftigsten und ganz der a potiori emanirenden Denomination entsprechend tritt Krummacher's achtungs- und liebenswürdige Persönlichkeit uns entgegen; auch auf dem Gebiete der Literatur überflügelt er Möller weit als ein Mann dessen Name in der Sphäre der Schriftsteller für das Volk — gewiß der dankbarsten die es überhaupt geben kann — einen so reinen und guten Klang hat. Und doch gestaltet sich das moderne Ganze in seinen sich hin- und herüber verschlingenden Wechselbeziehungen recht artig zu einem Pendant einer antiken Plutarchischen vita parallela, wirklich durch seinen tiefinnersten Kern, nicht blos durch die zur Versinnlichung eines solchen Parallelismus am Schlusse beigefügte „Lebenstafel" der beiden Männer, auf welche in zwei einander gegenüberstehenden Columnen die Hauptdata der vitae curriculorum übersichtlich gegeben werden. Aus dieser Lebenstafel sei, dem nominellen Zwecke d. Bl. entsprechend, und gewiß zu Gunsten vieler Leser welche aus ihnen ihre Collectaneen bereichern, die für literarhistorischen Zweck fundamentale Notiz hierher übergetragen:

F. A. Krummacher	A. W. P. Möller
geb. zu Tecklenburg am 13. Juli 1767;	geb. zu Lippstadt am 25. August 1762;
gest. zu Bremen am 4. April 1845.	gest zu Münster am 10. Mai 1846.

Was mag nun aber unsererseits, wenn es durch das bisher Gesagte nicht schon geschehen ist, noch geschehen um das Buch zu empfehlen und die specielle Art seines Inhalts kenntlichzumachen? Sollen wir ein paar Briefe vollständig abdrucken lassen? Oder aus mehren Einzelnes herausholen? Das würde in der That fast in Verlegenheit setzen. Es genügt zu sagen daß in und aus ihnen, soweit sie Krummacher angehören, ganz der Geist waltet und spricht den wir bei unsern Lesern als ihnen aus Krummacher's Volksbüchern, aus seiner „Kinderwelt", aus seinen Parabeln u. s. w. bekannt, voraussetzen dürfen, der kindlich-naive, oft schalkhafte, oft mit einem einzigen Worte, einer unvermutheten Wendung das tiefinnerste Gefühl treffende und rührende Geist. Unübertrefflich erscheinen uns namentlich die Briefchen an seine Enkel, in diesem Fache wahre Musterbriefe nach Materie und Form, deutsch oder lateinisch. Sie haben uns, wirklich zu eigener Freude, in der Annahme bestärkt daß man für Kinder schreiben und doch zugleich durch das für sie Bestimmte Erwachsenen genügeleisten könne. Nach einer Seite besonders hin möchte die vorliegende Schrift recht angelegentlich zu empfehlen sein, Geistlichen nämlich. Sie werden aus ihr oft mehr herausfinden und lernen als aus einer nach allen Regeln der Casuistik zugestutzten Pastoraltheologie. Denn das Leben eines christlichen Predigers hat insbesondere eine innere Seite, die bei aller Oeffentlichkeit seines Amts oft am wenigsten erkannt wird. Dort liegt der Zusammenhang und die Kraft seines Wirkens verborgen, und während die Welt ihn mißt und wiegt nach Gelehrsamkeit, Gewandtheit und äußern Gaben, ist es doch viel mehr sein Leben mit Gott und Christo was seinen wahren Werth und seine rechte Amtstüchtigkeit bestimmt. Für diese Seite hat er nach immer neuer Nahrung sich umzusehen, und nächst der Heiligen Schrift sind tüchtige Lebensbeschreibungen hierzu am tauglichsten, da man wissen will daß eigentliche Erbauungsschriften gerade von den Geistlichen am wenigsten gelesen werden. Viele werden es uns Dank wissen daß wir sie auf eine für Selbsterkenntniß und Selbstveredelung unvermerkt wirkende Schrift aufmerksamgemacht haben. Es wird von ihrer wiederholten Lecture für Kirche und Schule, für Weib und Kind gar Manches abtriefen. Denn das Reinmenschliche, das Kindliche, das Wahre und Klare bleibt immer neu und anziehend, eben weil es das Natürliche ist, das Geläuterte, an das man gleichwol oft selten genug denkt.

Um in unserer Anzeige etwas Wesentliches nicht zu vergessen, machen wir auf mehre Gaben aus Krummacher's literarischem Nachlasse zum Schlusse des zweiten Bandes aufmerksam. Sie tragen alle den Stempel seiner Gemüthlichkeit an sich. Mitgetheilt sei nur ein Fragment aus der patriotischen Fabel:

Der Löwe.

Mit der neuen Republik wollte es doch nicht gehen; Jeder wollte Herr sein, so war es Keiner. Die Wölfe und Hyänen, die Luchse und Füchse hatten freies Spiel. Allgemeine Unzufriedenheit erzeugte eine neue Staatswandelung. Man beschloß zur gemäßigten Monarchie zurückzukehren. An den Löwen, der sich in seine Höhle begeben hatte, sandte man eine Botschaft ihm die Krone anzutragen; nur verlangte man er solle sich um populairer zu erscheinen der furchtbaren Mähne entledigen. Aber der Löwe runzelte die Stirn: „Sollte ich aufhören Löwe zu sein? Wählt euch den Affen oder den Geisbock." Sie eilten erschrocken vondannen, kamen aber bald wieder und baten den Löwen auch mit der Mähne die Krone anzunehmen. Der Löwe antwortete und sprach: „Nicht wahr? Hätte ich euch die Mähne geopfert, so würdet ihr bald auch die Tatzen und die Zähne gefodert haben!" Er nahm die Krone an und seitdem ward es ruhig im Reiche der Thiere.

Man erinnere sich aus dem oben Mitgetheilten wann Krummacher gestorben ist!! 24.

Bibliographie.

Appert, Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militär-Anstalten in Oesterreich, Baiern, Preußen, Sachsen, Belgien. Nebst einer Widerlegung des Zellensystems. 1ster Band. Wien. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Belani, H. E. R., Treu und brav. Roman aus dem bürgerlichen Leben. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dellingshausen, N., Versuch einer speculativen Physik. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Dietz, G. A., Die Passion unsers Herrn Jesu Christi, in 15 Predigten. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 12. 12 Ngr.

Gützlaff's, K., Bericht seiner Reise von China nach England und durch die verschiedenen Länder Europa's im Interesse der Chinesischen Mission. Herausgegeben von der Direction der Chinesischen Stiftung. Cassel, Hotop. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heimbürger, H. Ch., Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Hamburg u. Gotha, Fr. u. Andr. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hesekiel, G., Otto Theodor Frhr. von Manteuffel. Ein Preußisches Lebensbild. 2te Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. von Heideck, W. von Kaulbach, G. König, A. Kreling ꝛc. Herausgegeben von G. **Scherer**. 2te reich vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 4. 2 Thlr.

Friederich List, ein Vorläufer und ein Opfer für das Vaterland. Ein Gedenkbüchlein für das deutsche Volk. Stuttgart, Beck und Fränkel. 8. 8 Ngr.

Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft. München. 8. 24 Ngr.

Webster, L., Er muß auf's Land oder Nur Frieden um jeden Preis. Lustspiel in drei Akten. Nach der Englischen Bearbeitung übersetzt von **Huber von Böhn**. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wolff, O. L. B., Ein Sommernachtstraum. Verbindendes Gedicht für Felix Mendelssohn's Composition gleichen Namens. Zu Concert-Vorträgen bestimmt. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Brochüre eines angeblich Preußischen Patrioten: Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Aus militairischem Standpunkte von v. C. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 4 Ngr.

Blesson, L., Suum cuique oder Beleuchtung der Schrift: Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem Preußischen Patrioten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Briefe eines deutschen Bürgers. 1stes Heft. Nr. 1—12. Leipzig, O. Wigand. 32. 6 Ngr.

Carnevals-Schwindel des Kladderadatsch. Auf das Jahr 1851. Berlin, Hofmann u. Comp. Imp.-4. 3 Ngr.

Curtius, Ueber die endliche völlige Beseitigung der gutsherrlichen Lasten in Deutschland und besonders im Königreiche Sachsen. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 6 Ngr.

Edwards, J., Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! Oder: Gründe für eine würdige Sonntags-Feier. Aus dem Englischen übersetzt. New-York. 18. 7½ Ngr.

Eska, Konstitutien und Institutionen. Schweidnitz, Heege. Gr. 8. 3 Ngr.

Von der deutschen Föderation. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 12 Ngr.

Von Warschau bis Olmütz. Ein Preußisches Geschichtsblatt. Den 27. Februar 1851. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Wappäus, J. E., Gelegentliche Gedanken über nationale Handelspolitik. Ein Beitrag zur Orientirung in dem gegenwärtigen Streite über Freihandel und Schutzzölle und über den von Oesterreich vorgeschlagenen mitteleuropäischen Zollverein. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wyß, C., Die Kirchenangelegenheiten, besonders die Organisation der Kirchensynode des reformirten Kantons Bern. In Briefen an einen Freund. Bern, Huber u. Comp. 8. 6 Ngr.

Inhalt des Monats März.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 78. —— 1. April 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Moderne Titanen.*)

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt das Wesen dieser modernen Zeit zu erforschen, Dem werden die wahren Fundamente ihrer vollendeten Miserabilität kaum entgehen. Ja, diese Zeit ist vollendet-miserabel, und Das ist das Piquante an ihr; Das ist der Humor davon.

Es hat andere Zeiten gegeben die arm waren an Thaten und Ereignissen, andere die, arm an Ideen und Ideenentwickelung, gleichsam vom Geist verlassen schienen; es hat solche gegeben die, arm an Liebe, dem Hasse huldigten, und solche die, weil aller Sitte und Menschenwürde bar, man nur als ganz verworfen bezeichnen kann. Diese und ähnliche Phasen sind alle schon dagewesen. Aber diese vorläuferischen Zeiten waren alle noch nicht Das was die unserige ist, sie waren noch nicht — was man miserabel nennt.

Es ist schlimm daß die deutsche Sprache kein Wort hat für das Elend der absoluten Nichtsnutzigkeit; schlimm daß wir fremdländisch ausdrücken müssen was doch eben unser eigenster erbärmlicher Zustand ist! Die deutsche Sprache rettet sich wo es diesen auszudrücken gilt in ihre keuschen und reellen Tiefen, sie weiß nur von einem objectiven Elend in dem so oder so noch ein Fonds vorhanden ist. Jene „Misère" die eben das Nichts von Allem ist, worin noch irgend ein Fonds vorhanden ist oder war, kann sie nicht ausdrücken oder sie wagt es nicht.

Ich bin weit entfernt hier definiren zu wollen was denn eigentlich eine große Zeit sei. Die wahrhaft große Zeit kündigt sich einfach selbst als solche an. Aber Das will ich mir erlauben zu fragen: Wenn eine Zeit nicht groß ist, muß sie dann nicht mindestens fähig sein Etwas zu sein? „Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch: vernünftig zu wollen ..." sagt der Dichter dem Menschen. Was er ihm zumuthet, sollen wir Das nicht der Zeit zumuthen? Wir sollten es und müßten es. Ich aber erkühne mich zu behaupten daß unsere moderne Zeit, weit entfernt groß zu sein, nicht nur wie sie sich gegenwärtigst darstellt überhaupt Nichts ist, sondern nicht einmal die Fähigkeit offenbart Etwas zu werden.

Ich bin der Meinung: man kann nie eine Zeit von ihrer Menschheit trennen; denn jedwede Zeit ist nur der leere Raum für die Geschichte ihrer selbst, den die in ihr hausende Menschheit erst durch ihre That erfüllen muß. Die Menschen sind es welche die Zeit und ihre Geschichte machen. Nun wohlan, so wenden wir unsern Blick auf die heutige Menschheit! Ich gehe herum bei hellem Sonnenlicht auf dem ungeheuern Weltbazar der Gegenwart mit des Diogenes Laterne und suche nach Menschen, nach Menschheit, nach Menschlichkeit. Ich suche Menschen, und finde Geschöpfe die an Gottes Ebenbild nicht glauben und doch den reinen Typus ihres vom Himmel abgelösten Selbst nicht zutagezubringen vermögen; ich suche Natur und Naturen, und finde jenes Larventhum das soweit gekommen ist schon sein eigenes Naturell verlernt zu haben. Vormals (wie in dem „Système de la nature") galt die Natur niedrigstens doch als der Gegensatz der Gottheit. Heute gilt sie nicht einmal mehr als Tragepunkt der Menschheit. Ich suche nach Genialität und ich finde Talente. Talente, ja Talente und immer wieder: Talente. „Ach, es sind nur Perlen!" rief jener verdurstete Wüstenwanderer als er den Schlauch fand in dem er Wasser vermuthete! Die Talente sind die Dschungeln der Zeitsteppe. Sie stehen dicht wie ein Urwald und sind doch nur — Binsen. Drinnen aber irrt einsam zur Nacht der verlorene Wüstenkönig, der Gespensterlöwe: Genie, und brüllt nach Freiheit und Futter, und erstickt kläglich an einer Binsenhachel die ihm ein mitleidiges Dschungeltalent in seinen königlichen Rachen schiebt. Ich suche weiter nach dem Gedanken, der Idee, nach der Idee der Zeit selbst, der einigen, großen, leibhaftigen. Dafür finde ich — was? Man sollte meinen: mindestens Ideen? Mit nichten!

*) Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 4 Thlr.

Denn die grausamste Wirklichkeit documentirt mir deutlich daß die Ideen dieser Zeit eben nur Chimären sind. Nennen Sie mir, meine Herren Enthusiasten, eine einzige Idee die in ihrer unzerstörbaren geistigen Wucht und Wahrheit sich in dieser jämmerlichen Zeit als solche hätte behaupten können! Nennen Sie mir nur eine, ja nur eine die nicht der Fastnachtsspaß und Mummenschanz ihrer selbst geworden wäre, die nicht ausgeartet wäre zur Verdrehtheit der Chimäre! Der große Lalande sagte einst: „Seit 40 Jahren suche ich am Himmel und finde Gott nicht"; von uns kann jeder Vernünftige sagen: Seitdem die Wissenschaft zur Journalistik wurde und aus dem Gespenst der Humanistik das Doppelphantom der destructiven Kritik hervorging; mit Einem Wort: seitdem Arnold Ruge zum ersten mal mit dem deutschen Polizeistaat auf die Mensur trat, suchen wir vergebens nach einem einzigen wandellosen Fixstern am ganzen Himmel der deutschen Ideenwelt. Die Götter — Das waren die Ideen — flohen davon; wir glaubten doch die Ideale würden uns bleiben. Sie blieben, aber sie haben sich unmöglichgemacht, selbst im Sinne jener Uridealisten welche verrückt genug dachten die „freie Humanität" auf den Thron der Unmenschlichkeit setzen zu wollen. Ich frage nun jeden Geist der dauernde Gedanken insichträgt: War Das nicht ein überaus jämmerlicher Proceß?

Ich folge mit der Diogenes-Laterne der destructiven Kritik weiter auf ihrer Spur. Es ist die des Atheismus. Rechten wir nicht darüber daß Menschen von Gott abfallen; die Engel haben Das auch gethan. Aber Engel ist Engel und Mensch ist Mensch. Die Engel kenne ich nicht, aber von dem Menschen verlange ich daß sein Thun wie Gesinntsein ein vernünftig-bedingtes, ein selbstbestimmtes und selbstbewußtes sei. Wie stand es aber mit dem Atheismus der destructiven Kritik? Wie steht es mit der Gottlosigkeit der modernen Zeit überhaupt? Sind sie ein freies Resultat einer freien unwandelbaren Gesinnung? Nein, sie sind der Ausdruck wahrer geistiger Impotenz und sittlicher Verzweiflung. Alles echte Wissen führt zu Gott, alles echte Sein führt zu ihm. Wenn aber die Idee nur noch Chimäre und Irrsinn, wenn der sittliche Zweck und Inhalt des Lebens nur noch Schein und Lüge sind, dann schlottern der Zeit und der Menschheit die Knie, und, imbecill in ihrem tiefsten Innern, bekennt sie schlotternden Knies und Geistes den Atheismus, mit ebenso elender, willenberaubter Angst wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm, wie der sterbende Köhler, glaubend-verzweifelnd, sich an den bluttriefenden Kreuzesstamm klammert. Nicht einmal mehr Gott zu leugnen, ihn herzhaft, resolut, willenskräftig, zurechnungsfähig, consequent zu leugnen, vermag diese Zeit; darum ist sie nicht groß, sondern erbärmlich.

Und siehe, da öffnet sich uns ein weites, entsetzliches Feld: die Inconsequenz, die Lüge der Zeit, ihre absolute Abgefallenheit und Schlechtigkeit! Es scheint als richte diese moderne Menschheit ihr Streben auf ein Höchstes: es scheint als habe sie die Wucht dieses Höchsten längst im innersten Denken erfaßt, als sei es ihr unveräußerliches Eigenthum geworden. Aber in der That, es scheint nur so. Die Lüge ist glattweg zutagegekommen. Das Höchste worauf gezielt ward ist spurlos versunken, die Ideen haben sich verzerrt in ihr eigenes Afterbild, die Ideale selbst sind zerflossen. Mit ihnen ist auch der sittliche Fonds der Zeit bankrott geworden, und so leer und hohl ist der innere Mensch der Zeit geworden daß es sich selbst von der Sehnsucht, die man in ihm zurückgeblieben wähnen sollte, noch fragt ob sie nicht auch Infirmität, Schein und Lüge ist. Etwas aber ist geblieben; Das ist die Nichtsnutzigkeit als solche, eine geistig-sittliche Heruntergekommenheit aller Potenzen und Zustände, die von selbst nach zwei Seiten hin, zum Nihilismus und zur Schlechtigkeit führt. Wo gar Nichts mehr ist, weder an Geistigem noch Sittlichem, da hat nicht blos der Kaiser, sondern Gott selbst hat sein Recht verloren.

Man sollte glauben wir ständen hier beim Aeußersten was die marklose Zeit vermag. Nicht doch; es gibt noch Etwas darüber; und dieses für uns nur zu bedeutungsvolle Etwas führt uns geradenwegs auf die bedeutsame Dichtung welcher wir in diesen Spalten eine etwas ausführlichere Besprechung widmen müssen. Dies Etwas, unser Novellist nennt es: das Titanenthum der modernen Zeit. Die Pointe, die Ironie in dieser Bezeichnung tritt scharf herab und läßt sich leicht erkennen. Höchst jammervoll ist die Zeit; höchst jammervoll die Menschheit! Aber doch dünkt sich der bankrotte Schlucker Einzelmensch ein Titane zu sein! Auf der bodenlosen Basis destructiven Gedankens thürmt er seine Berge empor. Sie bestehen aus den Schlacken einer ausgebrannten Zeit und denen seines eigenen Geistes. Den absoluten Menschen, die absolute Menschheit will der bankrotte Denker von der traurigen Gestalt erschaffen. Woraus? Aus dem Nichts seiner öden Seele, die von Haus aus alles göttlich-menschlichen Inhalts beraubt ist. Dies Nichts ist nicht das reine Nichts; es ist das Nichts von welchem alles Sein gewichen: die destruirt-destructive Seele an und für sich. Die „Gespenster des Himmels" ist der moderne Titane los, so ist er selbst consequent zum Gespenst des Menschthums geworden, und aus diesem verkohlten Gespensterkrater heraus will er die Menschheit emancipiren, erlösen, ihr die höchste Potenz ihrer selbst: den freien, den absoluten Menschen schaffen und sichern.

Ich stehe bei unserer Dichtung. Sie ist ein Zeitroman im eigensten, im durchgreifendsten Sinne. Auf welchem Boden sie fußt habe ich indirect angedeutet; ich mußte aber mehr thun, ich mußte hier eine kritische Introduction geben, weil wir es hier nicht mit herausgegriffenen Zügen, sondern mit einer consequenten Zeitenthüllung in der Form poetisch-abgerundeter Darstellung zu thun haben.

Ich habe es dem Autor des vorliegenden Werks rundweg bestritten daß unsere Zeit eine große sei. Ich brauche mich also nicht zu wiederholen. Es ist sein Ausdruck: nicht mit diesem, mit der Sache haben wir es zu thun. Sein Roman anatomisirt und schildert uns die absolute Nichts-

nutzigkeit einer noch lange nicht überwundenen Zeit- und Weltepoche. Er ist eben darum auf das entschiedenste kein Tendenzroman. Er ist ganz und gar nur analytisch, von allem Reflexionswesen gänzlich emancipirt, und eben damit hat er selbst sich einen erhöhtern, auserwähltern Standpunkt angewiesen, von welchem aus wir ihn auch selbst müssen sprechen lassen.

Wir kennen den Wendepunkt den die deutschen intellectuellen Zustände seit dem Jahr 1840 nahmen; wir kennen die weltbedeutende Fraction die seit diesem Jahr in einem großen deutschen Staate sich herausstellte. Die destructive Kritik der jugendlichen Philosophen, bisher gleichsam in Schutz genommen von der Regierung des protestantischen Staats der die freie Forschung vertrat, kam seit dem Jahr 1840 in wunderbare Collision mit den conservativen Staatsmännern derselben Regierung. Der Polizeistaat könne und dürfe keine fernere Dauer haben, darüber waren beide Seiten einig; das neuerwachende politische Nationalbewußtsein fodere nothwendig eine Wechselbeziehung zwischen Regierenden und Regierten; diese Nothwendigkeit war den Regierungsmännern wie den Zeitungsschreibern klar; ihre Erfüllung erstrebten aber Beide auf entgegengesetzte Weise. Die Humanisten, fußend auf den neuen Weltcultus der absoluten Kritik, wollen den Polizeistaat im Volksleben, die Andern wollen das Volksleben im Polizeistaat aufgehen lassen. Die Letztern, ihr Princip — denn auch sie bedurften eines solchen — auf Erden nicht findend, langen es sich vom Himmel herunter. Der „absoluten Freiheit des Menschenthums" stellt sich der „christliche Gehorsam" als Zweck und Basis des Staatslebens entgegen. Auf diesem Fundament errichten sie das mühsame System der „mittelalterlichen christlich-ständischen Staatsverfassung". Dies soll die erinnerungstheure neue Heimat des Nationallebens werden. Seltsame Gleichnamigkeit bei der entschiedensten Polarität. Denn auch die Reaction erweist sich ja damit als ideal, als ein „christlich-germanischer Idealismus", als eine systematische reactionnaire Romantik.

Eben die Gleichnamigkeit dieser Pole ist es die ihre Feindlichkeit bedingt und die Feindseligkeiten eröffnet. Der Humanismus kann seine neue Ordnung der Dinge nur durch die Revolution begründen; der Polizeistaat „weiß das Volk sich durch nichts Anderes zu assimiliren" als eben durch die Polizei. Das Erste was diese kleine irdische Allmacht thut ist daß sie „der destructiven Philosophie ihre Organe verbietet, die Philosophen selbst aus der Staatsverwaltung, zum Theil aus dem Staatsgebiet entfernt". Hiermit hebt das Märtyrerthum des modernen Humanismus an: die neuen Apostel der absoluten Freiheit haben nicht mehr wohin sie ihr Haupt legen sollen.

In diese Zeit des angehenden Märtyrerthums der jungphilosophischen Träger des modernen Humanismus fällt der Held unserer Geschichte, Ernst Wagner. In ihm begrüßen wir sogleich den Titanismus einer neuen nichtsnutzigen Weltpropaganda. Obgleich nur Candidat der Theologie, ist er doch schon durch und durch werdender Titane, himmelstürmender Denker. Ueber seinem Haupte schwebt die düstere ἀνάγκη der Zeit, denn „er ist aufgewachsen in der abstracten Weltanschauung der freigeistigen Philosophie jener Jahre, der alle jugendlichen Köpfe damals angehörten". Nichtsdestoweniger kündigt sich uns das Naturell Ernst Wagner's (ein ominöser Name, der uns Deutsche an längstverklungene traulichpoetischere Zeiten mahnt) von Haus aus als ein eximirteres, stark „besonderes" an; es liegt in diesem Naturell etwas prädestinirt Gebundenes. Er ist der Sohn eines Predigers, eines orthodoxen, gleichgültigen, beschränkten und daneben noch kranken Mannes, der anfängt geistesschwach zu werden und immer ausruft: „Mein Gott, wie soll Das nur noch werden!" Die Mutter ist eine stille, religiöse, empfindungsstarke, doch dabei verständige Frau, unbefriedigt vom Leben, deshalb um so inniger an des Himmels Rathschluß hangend. Das tief und stark empfindende Gemüth hat Ernst von seiner Mutter geerbt. Er ist, ursprünglich genommen, einer von den Herzensmenschen „die Das was sie sind immer ganz mit Leib und Seele sein müssen". Als Knabe schon wird er in die Klosterschule gethan. Fern von der Familie, abgetrennt von allen Beziehungen zum wirklichen Leben, zieht sein Geist nur aus Büchern Nahrung. Somit kann dieser „jugendlichen ungeschwächten" Natur kein anderer Lebenszweck aufgehen als einzig seinen Gedanken anzugehören. Wie wir ihn zuerst finden hat er „noch keine Erfahrungen in der Welt gemacht die ihm Menschenkenntniß geschenkt, aber die Unschuld des Gemüths geraubt hätten". Ernst hat in einer kleinen Universitätsstadt (der „freie Geist" der berliner genialen Clique hat also bisjetzt noch keine Macht über ihn) seine Studien vollendet. Längst im offenen Bruch mit der Zeit und ihrem vermoderten Kram, steht er, durchhaucht von dem Athem der neuen Zeit, bereits ganz und gar auf der Basis der absolut-freien Vernunft. So hat er „vier Jahre lang den Unwillen des Vaters ertragen und von der mühseligen Thätigkeit eines Correctors bei einer wissenschaftlichen Zeitschrift ein elendes Brot gezehrt". Jetzt zwingt die zunehmende Krankheit des Vaters, die herantretende Pflicht für Mutter und eine Cousine zu sorgen den werdenden Titanen in die Heimat, auf die väterliche Pfarre zurück. Der Candidat behauptet hartnäckig sein Recht gegen den Menschen-Titanen. Nach so ungeheuern geistigen Qualenkämpfen, durch die die freie weltbeglückende Vernunft in ihm den Sieg errungen, muß er unerbittlich zurück zum „Vetus Testamentum", zum „Hutterus redivivus". Der Titanenmensch, durch den der ungeheuere Riß der neuen Weltepoche geht, muß — predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine kürzlich aufgefundene Apokalypse des Apostels Paulus.

Unter den apokryphischen Erzeugnissen des christlichen Alterthums, auf die sich das bekannte Verdammungsdecret des Papstes Gelasius zu Ende des 5. Jahrhunderts bezieht, befindet sich auch eine „Offenbarung des Apostels Paulus". Von dieser Schrift besitzen wir besonders zwei ältere Zeugnisse, das eine

von Augustin, das andere von Sozomenus. Der Erstere spricht seine Entrüstung über die Unverschämtheit aus mit welcher man in dieser Apokalypse jene Geheimnisse zu enthüllen vorgebe die der Apostel Paulus bei seiner Entrückung in den dritten Himmel (2. Kor. 12, 2 fg.) wol geschaut, aber als unaussprechlich (ἄρρητα, ineffabilia) bezeichnet habe. Sozomenus hingegen berichtet genauer daß diese Schrift angeblich unter Theodosius dem Großen zu Tarsus, der bekannten Vaterstadt des Paulus, und zwar im eigenen Hause des Apostels, verschlossen in einem marmorenen Kästchen aufgefunden worden sei. Er selber habe über den Grund dieser Angabe einen alten Presbyter aus Cilicien befragt und von ihm erfahren daß nichts Wahres daran sei, daß es vielmehr sicherlich auf eine Erfindung der Häretiker hinauslaufe. Spätere Beziehungen auf dieselbe Schrift sind ganz allgemein gehalten und scheinen auf keiner Autopsie derselben zu beruhen; sowie auch weder vom griechischen Texte selbst noch von irgend einer Uebersetzung bisjetzt unter den Gelehrten Etwas bekanntgeworden. Professor Tischendorf fand nun bei seiner Bereisung der italienischen Bibliotheken in einem griechischen Manuscripte eine Schrift die den oben angedeuteten Worten des Augustin, sowie dem obigen Berichte des Sozomenus so genau entspricht daß sie wol unzweifelhaft jenes längst verlorengeglaubte alte Apokryphum enthält.

Der Gang der Schrift ist kurz folgender. Voransteht die Erzählung von der Auffindung der Apokalypse, die, wie schon bemerkt, der Nachricht des Sozomenus entspricht, nur daß sie noch viel ausführlicher ist. Darauf folgt der Inhalt der Apokalypse selbst. Der Herr ermahnt den Apostel zu einer Straf- und Bußpredigt an sein ungetreues Volk. Ueber die Bosheit der Menschen, der einzigen Sünder inmitten der ganzen dem Herrn dienenden Natur, habe sich längst die Sonne entsetzt, und sich als Strafengel angeboten; ebenso der Mond sammt den Gestirnen; ebenso das Weltmeer. Sie seien aber sämmtlich auf die Langmuth Gottes gegen die Sünder verwiesen worden, und auf das einstige ihm selber vorbehaltene Gericht. Es folgt darauf eine Mahnung an die Menschen den Herrn zu preisen ohne Unterlaß, besonders bei sinkender Sonne. Denn zu dieser Zeit erscheine vor ihm das Chor der Engel um über das Tagewerk der Erdbewohner Bericht zu erstatten. Von diesem Kommen verschiedener Engel, der fröhlichen wie der betrübten, werden mehre Einzelheiten erzählt. Hierauf wird der entzückte Apostel in die Himmel unter dem Firmamente entrückt. Er sieht zuerst die schrecklichen Zornesmächte denen die Seelen der Gottlosen verfallen, hernach die Engel mit dem sonnigleuchtenden Antlitze, umgürtet mit goldenen Gürteln, in der Hand Siegeszeichen, deren Bestimmung es ist am Tage der Auferstehung die Seelen der Gerechten zu Gott zu geleiten. Sodann sieht der Apostel auf seinen Wunsch wie die frommen und die gottlosen Seelen aus der Welt gehen und bei ihren Engeln ankommen. Von den Strafengeln der Gottlosen werden zwei namhaft gemacht, der Temeluchos und der Tartaruchos. Auf diese Gesichte folgt die Anschauung vom Wohnorte der Gerechten. Am goldenen Thore der Stadt der Seligen stehen an zwei goldenen Säulen die Namen der Heiligen auf Tafeln geschrieben. Da öffnet sich plötzlich das Thor, und heraustritt ein Greis der den Apostel unter Thränen umarmt: es ist Enoch, der Zeuge des letzten Tags. Darauf wird dem Paulus der Weltocean und auf demselben ein wunderbares Lichtland gezeigt. Das ist jenes Land von dem es im Evangelium heißt daß es die Friedfertigen ererben werden. Dort verweilen jene Seelen bis zum großen Auferstehungstage, wo die ewige Herrlichkeit selbst anbricht. Nach andern ähnlichen Anschauungen wird der Apostel in die Stadt Gottes selbst geführt. Sie hat zwölf prachtvolle Thore und vier Flüsse, in denen Honig, Milch, Oel und Wein fließt. Gleich vor dem Eingange der Stadt sitzen unter fruchtlosen Bäumen Männer die einst der Eitelkeit gefröhnt; sie sitzen hier um beim Einzuge des Heilands auf die Fürbitte der Gerechten mithineinzukommen. Mitten in der Stadt erblickt Paulus einen großen Altar mit einer Lichtgestalt, die in den Händen den Psalter nebst der Zither hält und ein Hallelujah singt das die ganze Stadt durchdringt. Das ist David der Prophet, der einst dem Heiland bei seiner Wiederkunft mit allen Heiligen entgegengeht. Nach andern Einzelanschauungen in diesem „himmlischen Jerusalem" sieht er aber auch den Ort der Sünder und die mannichfaltigen Qualen in denen sie schmachten. Als er sich über ihre erbarmungslose Verdammung betrübt, öffnet sich plötzlich der Himmel und Gabriel steigt herab mit den Engelscharen welche diese Qualörter umkreisen. Da flehen die Unglücklichen laut um Barmherzigkeit. In der That wird ihnen vom Sohne Gottes um Gabriel's und des Apostels willen Nacht und Tag des Auferstehungssonntags des Herrn zur Ruhe vergönnt. Nach diesen traurigen Gesichten geleitet der Engel den Paulus ins Paradies der Gerechten, wo einst Adam und Eva gewesen. Hier erblickt er einen riesigen herrlichen Baum auf dem der Heilige Geist ruht, sowie auch jenen verhängnißvollen Baum der Erkenntniß, bewacht von den Cherubim und dem feurigen Schwerte. Während der Betrachtung dieses Baums kommt die Jungfrau Maria mit einer Engelschar und grüßt und preist den Paulus. Auf Maria folgen die Patriarchen, die dem Paulus ihre Namen sagen von Abraham bis Manasse. Aus ihrem Kreise heraus spricht Joseph der nach Aegypten Verkaufte, nach ihm Moses, der die Verstockung seines Volks beklagt und beweint. Ihm folgen Jesaias, Jeremias, Ezechiel. Da erklingt eine Stimme die den Paulus sammt Allen die durch ihn zum Glauben an den Herrn gelangen selig preist. Nach den Propheten erscheint Noah, der sich dem Apostel mit den Worten schildert: „Ich bin Noah der in hundert Jahren die Arche erbaut; meinen Mantel habe ich nie abgelegt, mein Haupt nie geschoren, meinem Weibe bin ich nie genaht. Dennoch wurde in hundert Jahren mein Mantel nicht alt und das Haar meines Hauptes nicht gering. Ich habe nicht aufgehört den Menschen zu predigen: Thuet Buße, denn die Sündflut kommt! Aber Niemand bekehrte sich, Alle verspotteten mich, bis endlich über ihre Sünden die Wogen der Flut hereinbrachen." Dem Noah folgen noch Enoch und Elias. Leider schließt aber in der Rede des Elias das Manuscript, sodaß der Schluß der Apokalypse selbst fehlt, obschon nicht viel zu fehlen scheint.

Die erste öffentliche Mittheilung über diesen literarischen Fund enthalten die „Studien und Kritiken" im zweiten Heft 1851. Wol noch im laufenden Jahre wird der griechische Text selbst nebst mehren andern noch unbekannten Schriften von derselben Art und Merkwürdigkeit durch Professor Tischendorf veröffentlicht werden. 49.

Literarische Notiz.

Neue Aufschlüsse über Centralamerika.

„Expédition dans l'Amérique du Sud" heißt die Erzählung einer vierjährigen Reise in Centralamerika von F. de Castelnau. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition sollen der Gegenstand eines zweiten Buchs sein. Der Schauplatz der Untersuchung umfaßt das ganze Amazonenbassin, also einen der interessantesten Theile Südamerikas. Von Rio Janeiro aus ging die Expedition den Paraguaystrom hinauf, überstieg die Anden und erreichte über La Paz endlich Lima. Ihr Ziel war indeß noch nicht erreicht, sie mußte noch den Amazonenstrom bis nach Para hinabfahren, also nochmals Centralamerika von Peru nach Brasilien durchschneiden, nachdem sie es erst von Brasilien nach Peru durchzogen hatte. Dieser letzte Theil der Reise wurde unter denselben Gefahren und Mühseligkeiten zurückgelegt wie der frühere, allein Nichts vermochte die Geduld und den Muth der Reisenden zu erschöpfen. Vielleicht etwas zu einseitig von dem Standpunkte des Naturforschers geschrieben, bietet das Buch doch viele interessante Aufschlüsse über das Land und die Bewohner der innern Gegenden Südamerikas. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 79. — 2. April 1851.

Moderne Titanen.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Ernst ist also heimgekehrt zum kranken Vater Pastor, zur treuen Mutter und auch zum treuen Aennchen, dem schönen, frischen Naturkinde, die er dereinst heirathen soll. Das Examen hat er vorzüglich bestanden. Die Seinen sind fürs erste befriedigt. Es kann doch vielleicht noch Alles gut werden! Den Titancandidat selbst gemahnen die alten theologischen Quart- und Octavbände, als er sie von Staub bedeckt wiederfindet, „wie ausgezogene Zähne, die einst schmerzlich bis tief hinein in die Seele stachen und die man verdorrt als etwas ganz Fremdes hinter dem Ofen wiederfindet".

In dieser anscheinend friedlichen, traulich-milden, von Trost und Hoffnung sanft geschwängerten Atmosphäre beginnt für unsern Helden der dämonische Kampf seiner unseligen Doppelnatur. Anna ist ein schönes Kind, eine anmuthfrische virgo intemerata. Halbausgebrannte Seelen sind immer für solche unverwüstliche Naturfrische empfänglich. Anna's Liebe blüht und schwillt ihm entgegen wie eine reiche Knospe. All ihr Sein, Fühlen, Regen und Bewegen, Wünschen, Harren und Verlangen ist nur für ihn. Der empfindungsstarke Titane mit dem schon verlechzenden Born des Herzens wendet sich zu dieser frischen Liebesknospe und zieht sie einen Augenblick an sein Herz. Arme süße Knospe! Was ist denn das Herz eines himmelstürmenden Denkers! Elende Spielbälle seiner gottabtrünnigen, ins blaue Nichts hinausrasenden Gedanken sind seine Gefühle!

So tändeln diese Gefühle mit der frischen, gesundheitduftenden Knospe, und dabei zerfleischen sie sich selbst, denn dies himmelstürmende Denken hält es für „Sünde an der Wahrheit" und an dem einigen Gott: der absoluten Vernunft, sich in der Erwartung einer behaglichen Pfründe ein liebes Weib zu nehmen. Hören wir wie er von der väterlichen Pfarreinsamkeit aus an seinen Freund, den „freien berlinischen Geist" Dr. Horn, schreibt:

Ich fühle wol das Bedürfniß der Liebe in meinem Herzen, der wahren freien Liebe; ich trage in meinen Gedanken das Ideal eines Weibes das ich lieben könnte, — ein großes freies Weib, das mit mir ein Leben sich erränge aus der Idee heraus für die Idee, bei der ich wüßte warum ich mein Leben mit ihr theile. Aber Aennchen —? Warum liebe ich dieses Aennchen? Sie ist ohne Bildung, ohne Größe, ohne geistiges Streben. Nur mein Herz, meine Sinne könnten sie lieben, mein Geist weiß Nichts davon. Nein, keine Liebe mehr! Meine Vernunft wenigstens will ich für mich behalten. Heirathen will ich das Mädchen, lieben kann ich sie nicht. Es ist Das nicht Gefühllosigkeit, nur Vernünftigkeit. . . . Und was hilft mir alle meine Vernünftigkeit? Was wird daraus werden? Alter Freund, das Herz ist mir so schwer wie Einem der an das Gewissen glaubt und eine sogenannte Sünde begangen hat. . . . Ich bin entsetzlich unglücklich — ich könnte —

Solche Worte schreibt Ernst an seinen Freund Horn in Berlin, den absoluten Nihilisten, in der blühenden Weinlaube schreibt er Das, an der Seite seines Mädchens, der schönen, frischen Anna. Sie schaut ihm nicht über die Schulter in den Brief; es ist ihr Glück oder Unglück, wie man will. Nur die schalkhafte Bemerkung erlaubt sich das gute Kind:

„Ach Gott, solch ein langer Brief! wie ein ganzes Buch! Möcht' ich doch wissen was in der Welt man Einem soviel schreiben kann. Ich könnt' nicht fertig werden Das zu lesen! Und erst wenn ich wüßte was für ein Gesicht du beim Schreiben gemacht hast! — Brrr!" scherzte sie muthwillig ohne sich in ihrer behaglichen Lage zu rühren. Die übermüthige Sicherheit mit der das allerliebste Kind so spöttelte foderte Ernst heraus sich zu rächen und diese geschmeidige, wie von Mattigkeit zurückgesunkene Taille seine Macht fühlen zu lassen. „Wart', Das sollst du büßen", sagte er, und damit umfaßte und küßte er sie. Sie suchte sich mit der Nadel zu wehren, aber es half doch Nichts, denn sie wagte nicht zu stechen. „Schäm' dich was", schalt sie ihn scherzhaft, „den Sonnabend so gottlos zu sein! Du bist gar kein rechter geistlicher Herr. Anstatt heute die Predigt zu memoriren, schreibt er Briefe und macht Faxen!"

So wird der himmelstürmende Denker, der grausame Zerfleischer seiner sich immer tiefer ins öde Nichts der Absolutheit einbohrenden Gedanken doch unwillkürlich in Anna's Tändeleien hineingezogen, und während mit den übrigen Bewohnern des Hauses sich ein unerquickliches Verhältniß oder Nichtverhältniß der Abgeschlossenheit, basirend auf dem „Fluch der Gesinnungslosigkeit", bildet, öffnen sich diese beiden Herzen in mittheilender Zärtlichkeit. Wie unbeabsichtigt finden sie sich stets zusammen; als verstünde es sich von selbst, leistet er ihr hundert kleine Aufmerksamkeiten, hilft ihr Spargel stechen, die Wege harken, Blumen pflücken, ja er bindet die Küchenschürze vor und macht sich an Aennchen's Seite ans

Kartoffelschälen. Ueber all diesem kindischen Spiel fängt sein Trübsinn an zu weichen, Heiterkeit, wo nicht in seine Seele, doch auf seinem Antlitz einzukehren. Und wir sollten da nicht hoffen dürfen daß noch Alles gut wird? Von rechtswegen sollten wir Das... aber hier ist der kecke, naturfrische Blick der Gesundheit selbst nur ein fauliger, moderiger, abgestandener Proceß, ein übertünchtes Todtengrab, das einst aufbirst und nur Moder und Jammer enthüllt, eine tabescirende Putrescenz, um einmal mit widrig-plastischer Volltönigkeit zu reden.

Und Anna?... Arme, reiche Knospe! armes gutes Mädchen! Anna ist glückselig, und wie ihr Gemüth in süßer Glückseligkeit, so entfaltet auch ihre Erscheinung sich in blühender Schönheit. Ihr Auge wird leuchtender, ihre Formen schwellender, ihr Gang schwungvoller. Wir kennen Das... wir kennen den schöpferisch-verwandelnden Zauber von all dem Neigen von Herzen zu Herzen.

Absichtlich verweilte ich bei diesem lieblichen Idyll der Liebe, in welchem doch der feige, elende, morsche Wurm schon tiefdrinnen haust. Diese Epoche ist das Paradies von Ernst's Dasein, die Prämisse seines Lebenslaufs, sein prädestinirt-verlorenes Paradies. Einst, spät, sieht er es wieder, aber wie? Zerbrochenen Herzens, verwilderten, zerrütteten, vernichteten Geistes, als Einer der vom reichen Leben Nichts gelernt hat, den die eigenen Ideen verrathen und verzehrt haben, der vor der Macht der realen Welt zusammenbricht und wüst-verzweifelnd, im entsetzlichen Getäuschtsein ewiger Selbstbelügung und verfehlter Bestimmung dahinsinkt.

Das ist die freie Bewegung und der absolute Verlauf des durch die „souveraine, himmelstürmende Kritik" fundirten freien Geistes; Das ist das Resultat des Daseins, das sich nicht „mit dem bloßen Sein begnügen kann", sondern immer „sein Selbst sein will". O klägliches Ich-selbst-Sein! Das ist der resultirende „freie Mensch", den schon die vorausgeschrittenen Zeiten postulirt haben, welchen herauszubilden „die Arbeit der Zeit und der Zukunft" sein soll; Das ist die grauenvolle Wendung der Maxime: „Was wir in dumm-frommer Gläubigkeit Göttliches in den Himmel versetzen tragen wir in uns selbst"; Das ist das Ende vom Liede für den Geist der ohne Gott „durch das erlösende Evangelium des Diesseits alle moralischen Postulate erfüllen will". O absoluter Mensch, welch erschreckendes Gespenst bist du! Doch ich will mir und dem Leser dieser so viele Phasen des modernen Lebens bedeutsam durcharbeitenden Dichtung nicht vorgreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ebenezer Elliot.

„Nachfolgendes, vom jüngst verstorbenen Ebenezer Elliot um die Mitte des Jahres 1841 selbst abgefaßtes Lebensmemoir", heißt es im „Athenaeum", „ist uns zum Zweck der Veröffentlichung gütigst mitgetheilt worden. Hier und da haben wir eine Stelle des Manuscripts ausgelassen, weshalb vielleicht der Faden der Erzählung wie abgerissen erscheint. Allein mehr als ein Grund bewog uns dazu, und am Ende hat die Autobiographie dadurch weder an Materie noch an einem wesentlichen Charakterzuge verloren." Indem wir dieselbe interessant genug glauben, um sie in deutscher Sprache diesen Blättern anzueignen, bevorworten wir nur daß wir einen weitern Griff gethan und Mehres übergangen haben was nicht eigentlich zur Sache gehört. 5.

Autobiographie.

Bald nachdem meine „Korngesetz-Reimereien" mich einigermaßen bekanntgemacht, wurde ich von mehren Seiten dringend aufgefodert die Geschichte meines Lebens zu schreiben. Ich verweigerte es, nicht blos weil ich Denkwürdiges von mir nicht zu erzählen hatte, sondern auch weil ich meines Dafürhaltens Nichts gethan was einen vernünftigen Menschen sechs Monate nach meinem Tode zu der Frage veranlassen könnte: Wer und was war der Ebenezer Elliot? Indessen übergab ich meinem Freunde, dem Doctor der Medicin G. C. Holland, eine Reihe Briefe, worin ich einige Ereignisse aus meinem frühern Leben mitgetheilt, die muthmaßlich auf Bildung meines Geistes und Charakters eingewirkt und, da nöthig, zur Basis einer Lebensgeschichte nach meinem Tode dienen konnten. Den Inhalt dieser Briefe habe ich in nachstehender Erzählung benutzt, seit ich nun den vor Jahren zurückgewiesenen Rath befolge, wenn auch aus den mich damals bestimmenden Gründen noch heute ungern und nicht weil Dies „eine Welt ist zur Verbergung von Tugenden", sondern weil ich keine zu verbergen habe....

Meine Geburt steht in keinem Kirchenbuche. Als Dissenter taufte mich mein Vater entweder selbst oder ließ mich von seinem Freunde und Glaubensbruder, Tommy Wright, dem Kesselflicker in Barnesley, taufen. Geboren aber wurde ich in der Neuen Gießhütte zu Masbro' im Kirchspiele Rotherham am 17. Tage des März im Jahre des Herrn 1781, und erwähne ich diese Thatsache so bestimmt, damit nicht spätere Geschichtschreiber über eine so hochwichtige Begebenheit streitsüchtige Tinte verschwenden. Robert Elliot, meines Vaters Vater, war Klempner in Newcastle am Tyne und muß in guten Umständen gewesen sein, oder er hätte seinem Sohne Ebenezer nicht Das geben können was damals eine kaufmännische Bildung ersten Ranges hieß. Er that ihn nämlich in jener großen Stadt in das en-gros-Eisengeschäft von Landell und Chambers in die Lehre und bezahlte dafür 50 Pf. St. Seine Frau, die sich des Hirtennamens Sheepshanks (Schafbein) erfreute, war Schottin und trug — bildlich zu sprechen — Hosen, eine Sache welche die Liebe des Gatten zu ihr nicht geschmälert zu haben scheint, denn noch lange nachdem sie begraben worden und bis an seinen Tod weinte er um sie, besonders wenn er betrunken war. Die Ahnen meines Großvaters Elliot, hat man mir gesagt und gebe ich mir die Ehre zu glauben, seien Spitzbuben gewesen, weder englische noch schottische, die sich von dem Hornvieh genährt welches sie Schotten und Engländern stahlen. Muthmaßlich hat meine Großmutter Schafbein ebenfalls Ahnen gehabt; doch ist von ihnen weder Urkunde noch Sage auf mich gekommen....

Sobald mein Vater das Haus Landell und Chambers verlassen, trat er bei den Walkers in Masbro' als Commis ein und wohnte bei einem Chirurg Namens Robinson, unter dessen Dache er zuerst meine Mutter erblickte, eine von den Töchtern eines Freisassen zu Ozzins unweit Penistone, wo dessen Vorfahren seit undenklicher Zeit auf ihrem Freigute von 50 oder 60 Ackern gelebt hatten.... Wie es das Schicksal berühmter Menschen ist Bedürfnisse zu haben, so werden sie auch von Unglücksfällen getroffen. Einige der Meinigen gingen mir voraus, denn das ganze Leben meiner Mutter war eine Krankheit, eine Leidensgeschichte die erst mit ihrem Tode schloß, ein langer Seufzer. Dennoch nährte sie elf Kinder und zog acht derselben groß. Von ihr habe ich meine nervöse Reizbarkeit, meine blöde Ungelenkigkeit, meine erbärmliche Geneigtheit Uebles zu ahnen, wodurch das Leben zur Katastrophe wird. Soweit mir erin-

nerlich, wurde ich von ihr in eine Mädchenschule geschickt, zu einer gewissen Nanny Sykes, dem schönen und braven Weibe eines Trunkenbolds, wo ich mein A-B-C lernte. Dann schickte man mich in die Hollisschule, welcher damals Joseph Ramsbotham vorstand, der mich schreiben lehrte und eine Kleinigkeit mehr. Zu jener Zeit war die Wissenschaft des Unterlehrens noch nicht entdeckt, folglich machten, da er selten weniger als 150 Scholaren hatte, nur die von Natur Begabtesten merkbare Fortschritte.... Mein Vater war in seiner Art ein Original, ein sehr wackerer Mann, nicht ohne Fehler. Einer der letztern entstand wahrscheinlich aus seiner abergläubischen Ehrfurcht vor der kabbalistischen Zahl Drei. Damit deute ich auf seine häßliche Gewohnheit, wenn er uns Kinder im Kanale badete, uns drei mal unterzutauchen und beim dritten male mehre Secunden unterm Wasser zu halten. Daher rührt meine Angst vorm Ersticken, die mit den Jahren zuzunehmen scheint. Dieser grausamen Gütigkeit zu entgehen, wollte ich ihm zeigen daß ich zum Baden seines Beistandes nicht bedürfe und ging freiwillig ins Wasser. In dessen Folge wäre ich beinahe ertrunken. Schade daß es nicht geschehen! habe ich seitdem oft gedacht. Nie ist mir ein Mann vorgekommen der auch nur den zehnten Theil von meines Vaters Satire und Humor besessen. Er müßte ein großer, herrlicher Komiker geworden sein. Auch besaß er einen seltenen politischen Scharfsinn, welcher ihm später den Beinamen: Teufel Elliot eintrug, ein Titel den, wie ich höre, ihm noch heute die Abkömmlinge Derjenigen geben welche damals die Armen haßten und den König ehrten. Von den Herren Walker trat er in das Geschäft von Clay und Compagnie auf der Neuen Gießhütte zu Masbro' mit einem jährlichen Gehalt von 60 oder 70 Pf. St., freier Wohnung, Licht und Kohlen. Ich erinnere mich deutlich jener Tage des Ueberflusses und der Kohlenfeuer, wo wir hellodernde Feuer hatten und keine Angst vor den Kohlenrechnungen. Dort in der Neuen Gießhütte unter dem Zimmer wo ich geboren worden, in einem Stübchen nicht größer als eine Schiffskajüte, das jährlich grün angestrichen wurde und mit einer Flut von Licht gesegnet war — dieweil es damals noch keine Fenstersteuer gab —, predigte er jeden Sonntag vor Leuten welche 12 und 14 Meilen weit herkamen um seine donnernden Reden über Ultracalvinismus und die rings mit spannelangen Kindern behangene Hölle zu hören! An andern Tagen, den Finger auf die Aquatintabilder an den Wänden gerichtet, sprach er jauchzend von den Tugenden des verleumdeten Cromwell und Washington's des Rebellen, oder erklärte, während er sich die Seiten vor Lachen hielt, die „Triumphe des glorreichen Sieges der königlichen Truppen über die Rebellen am Bunker's-Hügel!" Dies ist für den Leser der Schlüssel zu meinen spätern politischen Ansichten. Wenn es je einen Mann gegeben der Furcht nicht kannte, so war der Vater des Korngesetz-Reimschmieds dieser Mann. Ich zweifle daß er von seiner Geburt bis zu seinem letzten Hauche es möglich geglaubt sich vor Etwas zu fürchten, außer vor Armuth. In diesem Betreff hatte er schlimme Vorgefühle, die auch zuletzt in Erfüllung gingen, nachdem er angeblich Eigenthümer der Gießhütte von Clay und Compagnie geworden, die Compagnons ihm ihre Antheile auf Credit verkauft hatten.

Ich habe einige frühere Ereignisse späterer Erwähnung vorbehalten, um auf die Eigenheiten meines Vaters ein Recht zu gründen jetzt von den meinigen zu sprechen, oder vielmehr von gewissen physischen oder angeborenen Schwächen auf welche, wie ich besorge, Alles hinauskommt was an mir oder meinem Thun Poetisches ist.

„Gesegnet sind die schön sind!" sagt Haynes Baily, und tief und schmerzlich klingt dieses Wort in meinem Innern nach, denn in meinem sechsten Jahre bekam ich die Pocken, die mich furchtbar entstellten und sechs Wochen blind machten. Ich habe die Folgen nie überwunden. Theils ihnen, theils der kränklichen Constitution meiner Mutter messe ich meine Nervenschwäche bei, von deren Größe ich dem Leser einen Beweis geben will. Als ich noch sehr jung war, vielleicht zwölf Jahre, verliebte ich mich in ein junges Frauenzimmer Namens Ridgeway, jetzt Frau Worbock in Munster unweit Greasbro'. Nie in meinem Leben habe ich eine Silbe mit ihr gesprochen, habe bis auf den heutigen Tag nicht den Ton ihrer Stimme gehört, und doch wenn ich beim Vorübergehen an ihres Vaters Hause mir einbildete sie sehe mich, war mir es als hingen Centnergewichte an meinen Füßen. Ist der Genius krank? Ich kann keine Zeit denken wo ich nicht das Ländliche geliebt. War ich also mit einem Sinne für das Schöne geboren? Ich war noch Kind, vielleicht sieben oder acht Jahre alt, da erinnere ich mich eine ausrangirte Bratpfanne mit Wasser gefüllt, sie inmitten einer kleinen Pflanzung von Beifuß und Wermuth auf einen Steinhaufen in unserm Gießhüttenhofe gesetzt und meine innige Freude daran gehabt zu haben, wenn die Sonne, die Wolken und selbst die Pflanzen wie auf der Fläche einer natürlichen Quelle sich darin spiegelten; denn ich hatte die Pfanne so gestellt daß nur das Wasser sichtbar blieb, und so oft die Sonne im Mittag darüberstand, unterließ ich selten mich einzufinden. Aber ich hatte auch Sinn für das Schreckliche, eine Leidenschaft, eine Wuth die Gesichter Erhängter oder Ertrunkener zu sehen. Woher mir Das kam weiß ich nicht, denn sie machten mir das Leben zur Last, folgten mir wohin ich ging, schliefen mit mir und hetzten mich in meinen Träumen. War dieser gräßliche Geschmack ein Resultat angeborener Schwäche? Hing er irgendwie mit meiner Vorliebe zusammen Schreckensscenen und Verbrechen zu schildern? Ein merkwürdiger Anblick heilte mich. Ein armer, unbefreundeter Mensch der, weil er keine Wohnung hatte, in Kohlenhütten und an ähnlichen Orten schlief, wurde an einem finstern Abende nach einer Kafe Bier geschickt, fiel in den Kanal und ertrank. Nach sechs Wochen hob sich der Körper und schwamm auf dem Wasser. Natürlich lief ich ihn zu sehen. Sein Anblick begleitete mich monatelang Tag und Nacht, ob ich allein war oder auf der Straße, im Bett oder am wärmen Kamin. Hatte diese krankhafte Neigung einen Bezug auf meine Liebe zur Einsamkeit? Der gesunde Mensch ist gesellig; aber schon als Kind war ich ohne Gespielen. Die Nachbarschaft schwärmte von Kindern; dennoch blieb ich allein, und vielleicht liegt hierin ein Grund warum mein Verstand für schwach galt und ich auch in der That, weil ohne Umgang mit Kindern meines Alters, weniger Ideen hatte als sie. Obgleich aber allein, entsinne ich mich nicht daß mein Alleinsein mir unangenehm gewesen. Im Gegentheil, es machte mir ungeheueres Vergnügen meine kleinen Schiffsflotten schwimmen zu lassen und meine Festungen an den Ufern des Kanals zwischen der Greasbro'- und der Rawmarsch-Brücke auszubessern. Meine frühe Hinneigung zu Zimmermannsarbeit beweist nicht daß, wenn ich zum Ingenieur gebildet worden wäre, ich im Maschinenbau Bedeutendes geleistet haben würde. Alle Kinder lieben solche Spielereien bald mehr, bald weniger. Aber jedenfalls besaß ich ungewöhnliches Handgeschick. Ich fertigte die besten Drachen und baute die besten Schiffe. Die meisten Führer von Schaluppen und andern Fahrzeugen besitzen irgend ein Schiffsmodell. Nach solchen mir geborgten Modellen baute ich im ungefähr dreizehnten Jahre ein 18 Kanonenschiff, welches ich viele Jahre später einem Bootbauer in Greasbro', Namens Wossendin, schenkte, der mich darum bat weil er durch Vorzeigung desselben die Stelle als Bootbauer beim Grafen Fitzwilliam zu erhalten hoffte.... Aber mein Nachbildungstalent gewann mir keine Beachtung, und Das erklärt sich. An der Seite meines wundervollen Bruders Giles, der schön war wie ein Engel, erschien ich als personificirte Häßlichkeit, und gegenüber seinen glänzenden Fähigkeiten mußte ich wol wie ein dummer Junge aussehen und mich selbst dafür halten. Mit meinem Aufwachsen nahm meine Liebe zur Einsamkeit zu. Sah ich doch immer mehr, mit welcher Ehrerbietung er, mit welcher Verachtung ich behandelt wurde. Daß ich ihn aber beneidet oder auch nur ungern gehabt hätte, kann ich mich nicht entsinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens. Vortrag, gehalten in Halle am 30. November 1850 von J. E. Erdmann. Halle, Knapp. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Wer es unternimmt über den poetischen Reiz des Aberglaubens zu sprechen, Der hat vor allen Dingen die innere Verwandtschaft zwischen Poesie und Aberglauben nachzuweisen, durch die allein es erklärlich wird daß der Aberglaube, der keine wissenschaftliche, weder aus der Natur noch aus der Geschichte geschöpfte Wahrheit enthält, dennoch weit poetischer wirkt als die wissenschaftlich erkannte, auf Facta und Erfahrungen sich stützende Wahrheit. In diesem Sinne hat Referent in seinem Artikel in Nr. 23—25 d. Bl. über „Aberglauben, Poesie und Naturwissenschaft" das Thema behandelt, in dem er nachgewiesen zu haben glaubt: daß derjenige Aberglaube der wirklich einen poetischen Reiz ausübt mit der Poesie aus einer und derselben Quelle entsprungen ist, während es freilich auch eine Sorte von Aberglauben gibt die durchaus nicht poetisch wirkt; weshalb Referent in seinem erwähnten Artikel den poetischen von dem unpoetischen Aberglauben scharf gesondert, und die unerlaßlichen Bedingungen nachgewiesen hat unter denen allein es dem Dichter erlaubt ist abergläubische Vorstellungen zu Motiven seiner Werke zu machen.

Einen ganz andern Gedankengang nun schlägt der Verfasser des erwähnten Vortrags ein. Er geht von einem ganz richtigen Gedanken aus, weiß aber denselben nicht festzuhalten um von da aus den Faden der Untersuchung fortzuspinnen, sondern geräth, wie wir zeigen werden, auf ein ganz anderes Thema das gar nicht zur Sache gehört. Der richtige Ausgangspunkt ist die Unterscheidung zwischen *factischer Wirklichkeit* und *innerer Wahrheit*.

„Wie in dem Vergnügen der Kinder am Geschichtenerzählen sich der erste Keim des Genusses zeigt den uns ein Dichterwerk gewährt, ebenso ist jenes Verlangen der Kinder, die Geschichte solle wahr sein, die erste Spur einer Foderung welche der erwachsene und gebildete Mensch an die Spiele der dichtenden Phantasie stellt und stellen muß. Weil ihm Vernunft und Wahrheitstrieb angeboren ist, deswegen verlangt er auch von dem Gedicht daß es *Wahrheit* enthalte. Freilich darin unterscheidet er sich vom Kinde daß ihm Wahrheit und wirkliches Geschehensein nicht einerlei ist; denn er hat erfahren daß manches *wirklich* geführte Leben, mancher wirklich existirende Zustand eine große *Lüge* war, dagegen aber auch daß mancher Roman eine tiefe *Wahrheit* lehrt."

Von diesem ganz richtigen Ausgangspunkt aus wäre nun des Verfassers Aufgabe gewesen zu zeigen daß auch so mancherlei Aberglaube, obgleich das in ihm Vorgestellte kein wirkliches Geschehen ausdrückt, dennoch tiefe innere Wahrheit enthält und darum poetisch wirkt. Das Herausheben der *innern Wahrheit* aus dem auf keine factische Realität sich stützenden Aberglauben wäre also die Hauptsache gewesen. Statt Dessen macht sich der Verfasser viel damit zu schaffen die *factische, empirische Realität* zu untersuchen, die der von ihm als Beispiel gewählten abergläubischen Vorstellung daß der Mensch von Natur in einem gewissen *Rapport zu den Planeten* stehe zugrundeliegen mag. Er will nämlich Goethe, für den jene abergläubische Vorstellung etwas so Verführerisches gehabt hat daß er in „Wilhelm Meister's Wanderjahren", um uns ein weibliches Wesen als besonders hochbegabt zu schildern, von ihr erzählt daß die Schicksale des Planeten Merkur von ihr empfunden und miterlebt würden, vor dem Vorwurfe retten daß der altersschwache Dichter hier der Romantik des Mittelalters mit seinen Wünschelruthen und seinen Horoskopen verfallen sei, weshalb nur romantische Schwäche auch in diesem Werke den großen Dichter wiedererkenne.

Zum Behufe seiner Rettung nun untersucht der Verfasser weitläufig ob der gesunde Menschenverstand, der sich gegen dergleichen Planetenrapporte sträubt, weil der Planet Merkur Etwas für sich sei, und der Mensch wieder Etwas für sich, mit seiner Behauptung Recht habe daß der Mensch Etwas für sich ist; und dabei zunächst von den Sternen ganz absehend, und statt der übrigen nur unsern Planeten berücksichtigend, untersucht der Verfasser ob man wirklich dem Menschen ein ganz selbständiges, isolirtes Leben zuschreiben müsse oder nur dürfe. Als ob es sich in einer Abhandlung über den poetischen Reiz des Aberglaubens darum handeln könnte den gesunden Menschenverstand, der in Sachen der Poesie so wenig mitzureden hat als die Poesie in Sachen des gesunden Menschenverstandes, darüber zu belehren daß er *unwissend* ist, wenn er das Verhältniß zwischen Menschen und Erde so faßt „wie das zwischen uns und den schützenden Wänden, zu welchen wir, auch wenn wir sie so lieb haben wie die innerhalb deren wir erzogen wurden, doch nur in einem äußerlichen Verhältniß stehen, weil wir *umziehen* und ohne daß wir dadurch anders würden sie mit andern vertauschen können". Mag sich der gesunde Menschenverstand meinetwegen sein Verhältniß zur Erde vorstellen wie das zu seinem Rock, den er auch ausziehen könne ohne darum selbst ein Anderer zu werden, was kümmert Das Den welcher den poetischen Reiz der in der Vorstellung des Planetenrapports liegt zu untersuchen hat? Der Verfasser fällt ganz aus der Rolle wenn er mit wissenschaftlichen Gründen beweist daß der Mensch zur Erde in einem innigern Verhältniß steht als zu seinem Wohnhause, und daß in gewissen krankhaften Zuständen die Sympathie mit der Erde stärker hervortrete als im gesunden, ja sogar der Einfluß des Mondes, wie in der Mondsucht, beweise daß der Mensch keineswegs so isolirt auf Erden dastehe wie sich wol der gesunde Menschenverstand einbildet; daß hingegen kein ähnliches Verhältniß des Menschen zum Planetensystem wie zur Erde anzunehmen sei. Alles Dieses, was der Verfasser auf 10 Seiten breit dargelegt hat, gehört hier nicht zur Sache, zum eigentlichen Thema, da es sich hier ja gar nicht darum handelt die factische, naturwissenschaftliche Wahrheit zu untersuchen die dem Glauben an einen Planetenrapport zugrundeliegen mag, sondern ganz abgesehen von dieser, lediglich der poetische Reiz zu ermitteln ist den jener Glaube ausübt. Der Verfasser hat ja selbst gleich anfangs die factische Wahrheit von der poetischen unterschieden. Da er nun gleich darauf die Vorstellung des Planetenrapports zu den abergläubischen zählt, sie also als nicht auf factische Wahrheit sich stützend betrachtet: warum geht er da nicht sogleich zur eigentlichen Sache über, die innere poetische Wahrheit jener Vorstellung die Goethe gereizt hat darzulegen? Erst am Schluß, nach der langen ganz überflüssigen Auseinandersetzung des verschiedenen Verhältnisses zwischen der Erde und den übrigen Planeten zum Menschen kommt er zur eigentlichen Sache, der Erklärung des poetischen Reizes den die Vorstellung des Planetenrapports ausübt. Diese Erklärung ist aber sehr dürftig. Der poetische Reiz beruht nach ihr auf einer bloßen *Reminiscenz*: „Wie uns das hinter dem Spiegel suchende Kind nicht nur durch die ersten Spuren von Verstand ergötzt, sondern zugleich *rührt*, weil es uns die glückliche Zeit zurückruft wo wir uns zwar täuschten, aber auch so viele schmerzliche *Enttäuschungen* nicht erfahren hatten, ebenso erfüllt uns der Gedanke an einen Zustand der Menschheit wo noch kein Newton das Planetensystem entgeistet hatte, und wo man von den Planeten glaubte sie führten einen Reigen auf, mit den süßen Gefühlen mit welchen in allen Völkern und Jahrhunderten der Mensch auf die paradiesische Kinderzeit des Geschlechts zurückgeblickt hat." Dem Verfasser ist bei dieser Erklärung ganz entgangen daß nach derselben eigentlich nicht der Aberglaube selbst, sondern nur die Rückerinnerung an die kindliche Zeit desselben von poetischem Werth ist, während er doch durch den Titel seines Vortrags den poetischen Reiz des Aberglaubens selbst zu erklären verspricht. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 80. — 3. April 1851.

Moderne Titanen.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Wir werden dem „freien Geist“ gleich näher treten. In der Kürze: der himmelstürmende Koryphäe der absoluten Vernunft hält es nicht aus in dieser „Welt der Kleinlichkeit und Gemeinheit, diesem verhunzten Afterbild des Geistes“. „Ich kann meine Gedanken nicht vergessen... nein, meine Gedanken kann ich doch nicht vergessen“, ruft er immer und immer. So wirft dies angegangene, wurmstichige Denken das Naturkleinod von Anna's Liebe von sich und wühlt sich immer tiefer hinein in das trostlose Phantom der Absolutheit. Kurz und gut, er hält es nicht aus. Was ist ihm dies Mädchen? diese Liebe? Was kann ihm die glaubensfeste und innige Mutter, der schwache orthodoxe Vater sein? Er fühlt es: dies Alles muß ihn aufreiben, ihn um die freie Bestimmung seines Lebens betrügen. Unlust, Ekel, Groll, der Ingrimm der absoluten Sehnsucht, selbstgeschaffene Qual streiten sich um sein Dasein. Es ist ein Glück daß der Zufall sich ins Mittel schlägt. Er erscheint ihm in der Gestalt seines Freundes Dr. Horn aus Berlin, der ihm bei einer Durchreise auf der väterlichen Pfarre einen Besuch macht. Dr. Horn bietet in seiner Erscheinung, „in der bunten modischen Kleidung, mit dem lionmäßig umbarteten Gesicht“, den negativsten, souverainsten Ausdruck des absolut-emancipirten Menschen:

Horn war eine von den abstracten Naturen die Alles aus Princip thun und auf Principe zurückführen müssen. Der Drang seines Geistes immer radical zu sein war auch in der Inconsequenz consequent und bildete die Gesinnungslosigkeit zum System aus. Der Geist ist ja der Zweck von Allem; das Genie ist der Geist, und Doctor Horn das Genie; ergo: ich Doctor Horn bin der Zweck von Allem. Er sah sich an als den Einzigen und die Welt als sein Eigenthum.

Dr. Horn's äußere Carrière ist kurz diese: Er hat in den dreißiger Jahren die Universität besucht. Sich zu gut haltend für eine Brotwissenschaft hat er sich eifrig dem Studium des philosophischen Journalismus hingegeben, „der in jenen Jahren sich als das erwachende Selbstbewußtsein der Nation, als der Weltgeist gerirte“. Endlich gehen das Triennium und die Stipendia zu Ende; das Tausendjährige Reich der Freiheit will noch nicht kommen. Das große Genie, das Ludwig (so heißt der Doctor sehr ominös) werden will, ist noch nicht fertig; es bleibt also Nichts übrig als die Examina zu machen und Schulmeister zu werden. Es gelingt ihm als Lehrer an ein berliner Gymnasium zu kommen. Der Evangelist der neuen Menschheit muß jetzt Quintanern die lateinische Syntax eintrichtern. Zuweilen kann es nicht fehlen daß der große Geist „in dem einzigen modernen Gesellschaftsanzug den er besitzt und in welchem er in allen vornehmen Häusern herumscherwenzelt in die er kommen kann“, Hunger leidet. Endlich findet er sein Glück — eine Staatsrathstochter. Jeannette, fünf Jahre älter als der Doctor, nicht hübsch, nicht liebenswürdig, zählt nicht mehr unter die jungen Mädchen, ist aber das Kind reicher Aeltern. Seit einiger Zeit von einer Melancholie befallen, deren Ursache, bei sich merklich entstellender Taille, zweideutig bleibt, kommt Jeannette dem Doctor unverholen entgegen. Sie wird kurzweg seine Frau. Ausstattung, Hochzeit, Logis, Connexionen — Alles ist glänzend. Er ist ein gemachter Mann. Allein der „freie Geist“ verbummelt, wie man sagt, sein Glück; er versäumt sein Amt, macht sich durch Uebermuth vermögende Feinde, verschwendet seiner Frau Vermögen und zerrüttet nach und nach seine äußern Verhältnisse ganz und gar. Dabei geräth auch der sittliche Halt seines ehelichen Lebens auf das Niveau der Erbärmlichkeit. Nach außen und in der Clique macht sich für den freien Geist noch Alles leidlich; im Hause aber gibt es immer Zank, niemals Geld u. s. w.

Wie bemerkt: die destructive Lebensansicht ist in Dr. Horn ganz souverain geworden; er repräsentirt die nihilistische Schlechtigkeit auf die Spitze getrieben. Seine Weltanschauung ist glattweg diese: „Glaub' mir, in dieser Welt ist Nichts zu bessern. Die Gesellschaft ist faul im Innern; was hilft es sie äußerlich zu übertünchen? Gänzlich verwesen muß sie, damit Platz für eine neue wird. Für die Menschheit wirken heißt jetzt die Fäulniß zum Aeußersten bringen...“ Dr. Horn hält Ernst für den Narren seines eigenen Denkens, und darin hat er nicht ganz Unrecht:

Du schwärmst für die Menschheit zu wirken. Menschheit! Kennst du die Menschheit? Meinst du daß sie es werth ist daß wir uns für sie aufopfern? Meinst du daß sie unsere Opfer überhaupt will? Ich sage dir, Herzensjunge, diese Menschheit ist so erbärmlich und niederträchtig daß Unsereins eher werth ist sie ginge um unsertwillen zugrunde, als daß wir uns um sie nur ein einziges graues Haar wachsen

lassen. Um dieser Menschen willen sollen wir uns opfern? Narren sind wir, wenn wir uns zu schlecht dünken sie für uns zu gebrauchen, die wir besser und klüger sind. Was werden wir uns scheuen die Gauner zu begaunern, die Niederträchtigen niederträchtig zu behandeln? List gegen List, Trug gegen Trug, um soviel Gutes aus der Welt herauszuschlagen als es noch gibt, und dieses Hundeleben uns einigermaßen passabel zu machen! Wozu den Kopf sich an der Welt einrennen? Duck' dich ein wenig und du kommst ungeschunden hindurch....

Ein Thor wer in halben Ausbesserungsversuchen sich opfert. Ich schreibe dann und wann einmal einen Artikel im Sinne der Regierung, mache ein patriotisches Festgedicht und siehe da, ich habe mich dem Ministerium bereits als einen sehr brauchbaren Kopf empfehlen ... und habe nahe Aussicht ... durch die unablässigen Bemühungen meines Schwiegerpapa Staatsraths das lästige Schulkatheder los zu sein und die höhere Carrière einzuschlagen. Consistorialassessor! Schulrath! Mitarbeiter im Ministerium. Ha, ha, der frivole Atheist — Gehülfe im christlich-germanischen Ministerium! Nun wer weiß, man kann Alles werden, wenn man ein offener Kopf ist und den Spaß versteht. Sieh', Das ist ein freier Geist!

Solche Einflüsterungen sind keine Speise für Ernst's idealen Geist, doch üben sie an ihm unmerklich ihre grausame Wirkung. Es bedarf nur noch eines von außen hinzukommenden Umstandes um ihn für die emancipirte berliner Menschheit, für die sturm- und dranggeniale Hippelclique zu gewinnen. Dieser Umstand findet sich in der Form einer Katastrophe. Ernst hat für Dr. Horn's Zeitschrift einen „durchschlagenden", emancipirten, antikirchlichen Artikel geschrieben. „Ein Freund der Kirche" hat Ernst's Anonymität enthüllt und den Autor dem Consistorium denuncirt. Infolge Dessen — der Bruder von Ernst's Vater ist selbst Consistorialrath in Berlin — findet in der Pfarre von der Polizei Haussuchung statt, Ernst's Papiere werden in Beschlag genommen... Der Schlag ist zu schwer für den alten kranken orthodoxen Pastor. Die Maßregel, dazu das zürnende Schreiben des Bruders Consistorialrath treffen den schwachsinnigen Alten tödtlich. Er stirbt vor Schreck plötzlich in seinem Lehnstuhl. Seine letzten gebrochenen Worte zürnen dem verlorenen Sohn: „Mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden! Wir sind so arm ... so arm ... du hast mir Nichts als Kummer gemacht, ... mein eigenes Weib mir entfrembet ... die Mutter ist schuld —" Die Scene ist erschütternd:

Mit einem Schrei stürzt dem Verscheidenden seine Frau zu Füßen. Schluchzend barg sie ihr Gesicht an ihm. Er konnte nicht weiterreden, die Stimme versagte ihm. Stöhnendes Röcheln drang tief aus seiner Brust. Seine Lippen bewegten sich wie zum Gebet. Der Todeskampf steht auf seinem Angesicht...

Die Mutter, sich aufraffend, ergreift schnell Anna's und Ernst's Hände, legt sie ineinander und führt die Hand des Sterbenden hinzu um sie zu segnen. Noch einmal kehrt dem Sterbenden ein Schatten des Bewußtseins zurück ... wie im Gebet erbeben seine Lippen noch einmal ... dann sinkt er zusammen und hat vollendet. In Ernst's Seele sieht es schaurig, wie Vernichtung, aus. Er sinkt der halbbewußtlosen Mutter zu Füßen, umfaßt ihre Knie. „Verzeihung", fleht er, „ich will Alles thun, will gutmachen; euch gehöre ich jetzt ganz, ganz nur euch." Am Tage nach des Vaters Begräbniß reist Ernst nach Berlin. Einen Fußfall will er dort thun vor seinem Oheim, will Alles widerrufen, ihn bitten ihm um der Seinen willen Verzeihung bei den Behörden zu erwirken, damit er nur eine Pfarrstelle, und wenn es die schlechteste im Lande sei, erhalten könne.

Mit diesem ersten Abschnitte unserer Dichtung schließt sich auch ein Passus in unsers Helden Leben. Sein Verhängniß rückt näher. Aus dem beengt-einförmigen Kreise von „Gottes Wort auf dem Lande" treten wir hinüber in die große freie bewegte Welt der „berliner Genies". In einer der langen, breiten, mit casernenartigen Häusern besetzten Straßen, die vom Frankfurter Bahnhofe nach der Königsstadt führen, steht ein dreistöckiges Haus, das, aschgrau, farblos, unfreundlich aussehend wie all die andern, doch in sich eine Perle birgt, einen Stern der in manches Leben noch Glück und Unglück hineinstrahlen soll. Dieser Stern ist Delphine, die siebzehnjährige Waise, sie selbst die Heldin dieses Dramas, aber des Helden Unglücksstern. Delphine, oder Phindel, wie sie die Tante nennt, ist ein prädestinirtes Wesen wie Ernst. Sie ist, wie gesagt, Waise. Ihre Mutter war eine schöne Frau gewesen, die ein unglückliches Ende genommen. Aus Leidenschaft für die Kunst hatte sie ihren wohlhabenden Gatten verlassen und war einem Schauspieler auf das Theater gefolgt. Von diesem verlassen, hülflos, leidend, mußte sie bei ihrem Bruder eine Zuflucht suchen, der sie unwillig aufnahm.

Durch ihre Schicksale gebeugt, ihr Leben bereuend, verfiel sie nun in pietistische Ueberspanntheit und erzog ihre junge Tochter zu derselben religiösen Schwärmerei zu der sie in einem stürmischen Leben sich emporgesündigt hatte. Sie bildete ihre musikalischen Talente aus, aber sie schied von ihr in das andere Leben, indem sie sich das Versprechen geben ließ daß sie nie die Breter betreten wolle, um von gleichem Unglück verschont zu bleiben und ihrer Seele Heil zu bewahren...

Herr Schulze, Delphine's Onkel, in dessen Hause nun die Erziehung des funfzehnjährigen Kindes vollendet werden soll, seines Zeichens Victualienhändler, ist eine geizige, schmuzige Krämerseele, der seiner Nichte die Bissen in den Mund zählt und Tag für Tag ihr ihre Existenz vorwirft. Sie soll nach strengen „Grundsätzen" bei ihm gezogen werden und bei Leibe nicht werden wie ihre leichtsinnige Mutter, deren Andenken Delphine schwärmerisch verehrt. Leider nur verhindert Herrn Schulze sein Geschäft, das ihn den ganzen Tag an seinen in einer entlegenen Straße befindlichen Kramladen fesselt, dies Ziehungssystem nach Grundsätzen persönlich zu handhaben, und sein Frauchen, Phindel's „Tantchen", verfolgt hinter seinem Rücken ein ganz entgegengesetztes: Tantchen hat aus den eigenen schönen Jahren das gefällige Gemüth beibehalten und kann gegen die liebe Jugend nicht so streng sein. Sie kann die feinen Herren die in des Onkels Abwesenheit die Phindel besuchen und „becuren" nicht abweisen; ja sie räumt dieser für diese Besuche die „schöne Stube" ein, läßt es geschehen daß das Mädchen Geschenke von ihren Verehrern nimmt, zu Hause Klavier spielt und singt und

wöchentlich ein paar mal auf die Billets die ihre Anbeter ihr besorgen ins Theater geht. So wächst die schwärmerische Delphine heran, die schlanke, noch im Keim der Knospe quellende Schönheit mit dem dunkeln mitternachtschwarzen Haar, mit dem „zarten, nur ein wenig gelblich angekränkelten Teint". Aber Eins an ihr ist einzig und wunderbar prächtig, das ist ihr Auge, auffallend und bewältigend „durch die ruhige Größe, durch die hohe Wölbung der aufgeschlagenen Lider und die Tiefe des Nachdenkens die unter ihnen hervorblickt". An der Tiefe dieses gedankenschweren, weltdurchschmerzten Basiliskenblicks soll der Denker Ernst zugrundegehen.

Ernst kommt nach Berlin. Der Onkel Consistorialrath ist verreist und kommt erst in zehn Tagen zurück. Solange muß also der Candidat in Berlin verweilen. Sein Freund, Dr. Horn, führt ihn bei Hippel ein, wo, repräsentirt von auserwählten Genies, der freie Geist seinen Thron aufgeschlagen. Hier thronen sie die seltenen Menschen, die himmelstürmenden Titanen, die souverainen destructiven Kritiker. Hier trinken sie Grog und Rothwein und spielen Pharao um einen Dreier, vier Groschen ist der höchste Einsatz; eine Emancipirte, mit dem Beinamen eines französischen Revolutionspolitikers, ein, trotz der Verlebtheit, lüsternes Köpfchen coquetter toupirter Frisur legt Bank. Ernst, der für der Menschheit Ideale schwärmende Herzensmensch, berauscht sich hier zum ersten mal in Champagner und seine Sinne in den üppigen, lustschwellenden Formen einer längst emancipirten Zerrissenheitsdichterin. Die ersten süßen Schauer der Frivolität durchbeben ihn. Aber eine andere strahlendere, vom tiefern Gedankenweh durchgeistete Schönheit ist es an der dieser Abaddona des Glaubens verenden und verlechzen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ebenezer Elliot.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Wenn ich zurückblicke auf die erlebten Tage eines wüthigen Torpismus und auf die damals fast allgemeine Sitte vor den herrschenden Mächten und deren gröbsten Misgriffen sich zu beugen, so erstaune ich daß ein Mann mit zerrissenen Nerven und einer geängstigten Phantasie, die, während er Knabe und Jüngling war, im Schlafe mit den Gesichtern todter Menschen verkehrte, ein Mann dessen erste Empfindung beim Beginnen einer öffentlichen Rede die ist daß ihm die Knie brechen wollen, im Stande gewesen seine politische Unbescholtenheit zu behaupten, ohne vom Glaubensbekenntnisse seines furchtlosen Vaters einen einzigen Artikel abzuschwören. Selbst in jenen Tagen war ich, wenn auch mir unbewußt, ein Anhänger des freien Handels. Manches was damals im Namen des Gesetzes geschah war so barbarisch, und der Eindruck welchen es auf mich machte so schmerzlich daß ich, obschon erst 16 Jahre alt, doch sicher nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sein würde, hätte ich die dazu nöthigen Mittel gehabt. Auch glaube ich kaum daß ich in Betreff der Art sie mir zu verschaffen besonders gewissenhaft gewesen wäre, so tief hatte mich die Idee des Auswanderns ergriffen, so leidenschaftlich hatte mein Gemüth sie erfaßt und so poetisch knüpften sich daran in mir Crusoe-Begriffe von Selbständigkeit und Abgeschiedenheit. . . .

Mein neuntes Jahr war ein Wendepunkt meines Lebens. Mein Vater hatte für meinen Oheim in Thurlestone eine große Pfanne, mehre Tonnen an Gewicht, gegossen, und ich nahm mir vor, ohne meinen Aeltern Etwas davon zu sagen, mich mit derselben dahin zu begeben. Ein Blockwagen mit Leuten sie abzuholen kam. Unbemerkt kroch ich gegen Sonnenuntergang hinein, versteckte mich unter dem daliegenden Heu und fort ging die Reise. Wohl erinnere ich mich der Aufregung in welche die Feier der Nacht und ihre Sternschnuppen mich versetzte, bis ich gegen 4 Uhr Morgens Thurlestone erreichte. Es verdient Bemerkung daß mir im spätern Leben nie ein Plan gelungen ist den ich nicht in ähnlicher Weise ausführte. Frage ich um Rath, so wird entweder gar Nichts daraus oder er schlägt fehl. Ich war nicht viele Tage in Thurlestone gewesen als ich mich wieder nach Hause wünschte; mein Herz war bei meiner Mutter. Hätte ich den Weg finden können, wäre ich gewiß zurückgekehrt. Daß ich Das nicht konnte, beweist — wiewol die Nachtfahrt es einigermaßen entschuldigt — daß ich wirklich ein dummer Junge gewesen sein muß. Mein Oheim schickte mich in die penistoner Schule, wo ich einige Fortschritte machte. Einer der Knaben in dieser Schule mit übelriechendem Athem schloß sich an mich an. Er wollte immer neben mir sitzen und vergiftete mich fast. Geschah es aber daß er einmal fehlte, war es mir dennoch als könne ich nicht leben; so sehr habe ich immer das Bedürfniß empfunden mich an eine freundliche Brust zu legen. Kam ich dann aus der Schule nach Hause, verbrachte ich meine Abende damit daß ich nach Hopland-Seraine hinüberblickte, denn jenseit dieses Dorfes hatte ich entdeckt liege Masbro', und so oft die Sonne unterging, fühlte ich als sei mir ein schweres Unrecht widerfahren. Endlich nach anderthalb Jahren holte mein Vater mich ab; und so endigte mein erster Einbruch in die große Welt. Ist es nicht seltsam daß ein Mann der seit seiner Kindheit vom Besuchen fremder Länder geträumt und noch in seinem sechszigsten Jahre steif und fest glaubt den Niagarafall zu sehen, nie zwanzig Meilen über England hinausgekommen ist und die schönen Scenerien von Cumberland, Wales und Schottland noch zum ersten male zu sehen hat?

Nach meiner Heimkehr aus dem Lande der großen Pfanne wurde ich wieder in die Hollisschule geschickt, wo, wie ich in allen Fällen zu thun pflegte, ich den kürzesten Weg zum Ziele wählte, und der leichteste Weg meine Exempel fertig zu bekommen war unstreitig der: sie mir von John Roß ausrechnen zu lassen. Diese Gewohnheit trug in ihren Folgen nicht wenig dazu bei meinen heimischen Ruf eines Dummkopfs zu erhöhen. Dennoch ist mir als hätten meine Schulkameraden einigen Respect vor mir gehabt, warum weiß ich freilich nicht, denn ich balgte mich nie und glaube auch daß sie einen Mangel an gewissen gelehrten Kenntnissen in mir argwöhnten. Ich sagte, ich balgte mich nie. Dessenungeachtet nahm mein Bruder Giles, wenn er sich bedrängt sah, seine Zuflucht stets zu mir, damit ich ihn schützen sollte. Wie sich alles Dies machte begreife ich nicht, denn ich führte es in keiner Weise herbei. Sobald ich zur Regel-de-tri vorgeschritten war, ohne vorher zählen, addiren, subtrahiren und dividiren gelernt zu haben, schickten mich meine Aeltern in ihrer Verzweiflung in die Daltonschule, zwei Meilen von Masbro', und so lebhaft als wären seitdem nicht nahe funfzig Jahre an mir vorübergegangen sehe ich in diesem Augenblick den Königsfischer längs des Don hinschießen, während ich schulwärts über die aldwarker Wiesen wanderte und mein Mittagsbrot vier Stunden vor der Essenszeit verzehrte. Es ist aber ein Elend zu lesen ehe man buchstabiren kann. Der Schulmeister hieß Brunskill, ein Mann mit einem gebrochenen Herzen aus Cumberland, einer der besten Menschen auf Gottes Erdboden, eine Art weinender, halbverhungerter Engel ohne Flügel, vor dessen Katheder ich stundenlang gestanden mit strömenden Thränen und schlechterdings unfähig eine Zahl richtig anzusetzen. Ich zweifle ob er daran dachte daß mir die Elementarregeln nie gelehrt worden waren. Ich wußte wirklich nicht daß sie unentbehrlich seien, und staunte deshalb einen Jungen der eine Aufgabe in einfachen Brüchen lösen konnte

Digitized by Google

wie ein Wunderthier an. Aus Haß gegen die Schule schwänzte ich sie während des folgenden Sommers, stahl im Thrybergh Park Enteneier die ich für wilde Vogeleier hielt, und wurde vor Frau Finch gebracht, die, von meiner Dummheit überzeugt, mich mit einem derben Verweise entließ.

Wähne Niemand daß Dies glückliche Tage für mich waren. Ich fühlte mich durch und durch elend. Ich zitterte wenn ich unserm Hause nahe kam, weil ich nicht wußte wie ich die Fragen beantworten sollte die ich von meinem Vater befürchtete. Bisweilen vermied ich sie dadurch daß ich mich ohne Abendbrot zu Bette schlich, eine Praktik die für einen Jungen nichts Angenehmes haben konnte der sein Mittagsbrot bald nach dem Frühstück aß. Inzwischen mußte mein Vater endlich entdecken daß ich Nichts lernte als Herumlaufen, oder mußte vermuthen daß meine langsamen Fortschritte mehr Folge der Faulheit als eines Mangels an Lernfähigkeit seien. Mich zu strafen ließ er mich in der Gießerei arbeiten. Dies war aber so wenig eine Strafe für mich daß es mich vielmehr von dem Gefühle der Untergeordnetheit erlöste welches mich solange niedergedrückt. Es fand sich nämlich daß ich nicht dümmer war als jeder Anfänger. Und Das hatte seinen guten Grund. Von Kindheit an kannte ich die Fabrikarbeiten, hatte sie wenn auch still doch scharf beobachtet. Das Resultat seines Versuchs ärgerte Den der ihn mit mir anstellte, und Das von rechtswegen, denn es ergab sich sehr bald daß ich in der Schenke zum York-Keelman es mit den besten Kunden gleichthat. Doch wollten die rohe Gesellschaft und die gemeinen Späße mir nie recht behagen. Meine Gedanken zogen beständig fort an die Ufer des Kanals zu meinen kleinen Schiffen. Ohne zu wissen warum baute ich meine Festungen, ja auch meine Luftschlösser wo die schönsten Blumen blühten.... Zu derselben Zeit hatte ich starke religiöse Gefühle, und so oft in der Kapelle des Pfarrers Allard Gottesdienst war, fehlte ich selten.... Mitunter ging ich auch in die Masbro'-Kapelle ... um Hrn. Groves zu hören, einen der beredtesten und würdigsten Männer, den aber mein Vater wegen des einen oder des andern Nichts in seiner Zucht oder Lehre haßte — und mein Vater haßte ganz ordentlich. Eines Sonntags auf dem Wege ihn zu hören sprach ich bei meiner Tante Robinson vor, einer Witwe von drei Kindern und einer Jahresrente von 30 Pf. St., wovon sie — Gott mag wissen wie — anständig lebte und ihren zwei Söhnen eine Erziehung gab welche zuletzt Beide zu Gentlemen machte. Mir schien, ich wurde ziemlich kühl empfangen. Sie konnte kaum wissen daß ich Abends vorher einen Rausch gehabt, aber das Gewissen schlug mir. Nach einer minutenlangen Pause stand sie auf und zeigte mir ein Heft von Sowerby's „Englischer Botanik". Ich werde nie den Eindruck der schönen Kupfertafeln auf mich vergessen. Ich betastete das Bild der Primel, halb überzeugt daß wirklicher Staub auf den Blättern liege. Es that mir weh als sie mir das Buch wegnahm, doch geschah es nur um mich das Abzeichnen der Bilder in der Weise zu lehren daß ein dünnes Blatt darüber gebreitet und sie dann gegen das Licht gehalten werden. Diese Kenntniß hob mich mit einem male an geistiger Höhe mindestens einen Fuß über die Insassen der Schenke. Mein erster Versuch war eine Nachbildung der Primel, unter welche ich aus steter Vorliebe für schöne Worte ihren lateinischen Namen schrieb: Primula veris vulgaris. Von nun an verbrachte ich jede freie Stunde bei meiner Tante um zu zeichnen. Doch hatte sie mir noch nicht allen Reichthum ihres abwesenden Sohnes Benjamin gewiesen. Das nächste offenbarte Wunder war seine Sammlung getrockneter Pflanzen. Colombo, als er die Neue Welt entdeckte, war kein größerer Mann als ich in jenem Momente. Keine Ahnung beschlich mich daß nicht ich die Entdeckung gemacht und kein Amerigo Vespucci mir die Ehre bestritt. Wehe aber meinen starken religiösen Gefühlen! Pastor Allard fragte jetzt häufig warum Ebenezer nicht in der Kapelle sei? Ich sammelte Sonntags Blumen sie nachher zu malen. Wie noch jetzt hatte ich damals keinen Sinn für Botanik als Wissenschaft. Das Classificiren dünkte mich eine Art Vorbereitung die Blumen ins Gefängniß zu werfen. Indessen fing ich an mich als Mann zu fühlen. Eine Mysterie umgab mich. Die Leute hielten mich mit meinen Pflanzen an, fragten mich welche Krankheiten ich damit heilen wolle. Bei alledem kam es mir nicht in die Gedanken daß ich die Kunst des Dichtens lernte. Ich haßte damals die Poesie, namentlich Pope's Verse, die mir allemal wenn ich sie vorlesen hörte Kopfschmerz machten. Auf meinen Wanderungen wurde ich bald mit den Nachtigallen in Basingthorpe-Spring bekannt; desgleichen mit einer schönen grünen, ungefähr drei Fuß langen Schlange, die an heitern Sonntagsmorgen gegen 10 Uhr am Ende des Primelgäßchens mich zu erwarten schien. Sie wurde so vertraulich daß sie bei meinem Nahen sich nicht einmal aufrollte, und ich habe neben ihr gesessen bis sie mich gar nicht mehr zu beachten schien. Stand ich dann auf um fortzugehen, hob sie blos die Schuppen hinter ihrem Köpfchen oder die Haut darunter, und Das glühte in der Sonne wie Feuer. Ich weiß nicht wie oft dieses schöne, harmlose Gotteskind mir in meinen Schriften zu seinem Bilde gesessen; ein Dutzend mal wenigstens. Wo ich aber auch später Brüder oder Schwestern von ihm getroffen habe ... und welches die Scenerie gewesen sein mag, zeichnete ich ihr Bild, wurde es bestimmt das meiner ersten Schlangenliebe.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Brecher, G., Das Transcendentale, Magie und magische Heilarten im Talmud. Wien. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Curtman, W. J. G., Die Reform der Volksschule, Beantwortung der Frage: Wie kann der Unterricht in der Volksschule von der abstrakten Methode emanzipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden? Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 21 Ngr.

David und Goliath. Darstellungen und Vergleichungen aus der Geschichte und der in Bern befindlichen Denkmäler alter Zeit: dem Davidsbrunnen, Goliath und der heiligen Geistkirche, mit dem siegreichen denkwürdigen Kampfe des Berner-Volkes im Jahre des Heils 1850, wider den Lügen-Goliath unserer Tage. Mit Abbildungen. Bern, Huber u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. 2te Ausgabe. 1ster Band. — A. u. d. T.: Einleitung in die Geschichte des Volkes Israel. 2te Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Feigerle, J., Der geistige Kampf, dargestellt in Predigten. Wien, Braumüller. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Franklin, O., Die deutsche Politik Friedrichs I. Kurfürsten von Brandenburg. Aus den Quellen dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik oder Eindrücke und Erinnerungen aus Frankreich im J. 1850 und der kurz vorhergehenden Zeit. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

London im Jahre 1851. Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 5te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Wolf, F., Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag. Nebst einem Anhange über die beiden für die ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romances. Wien, Braumüller. 1850. Hoch 4. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 81. —— 4. April 1851.

Moderne Titanen.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Ernst lernt Delphine kennen. Im Theater, von Loge zu Loge herüber und hinüber, finden sich ihre schwärmerischen, verlangenden, weltdurchschmerzten Blicke. Wunderbar! Delphine hat der Anbeter viele, unter ihnen Ideale männlicher Schönheit; aber hier, im Halbdunkel der Theaterloge, trifft und zündet bei ihr an zwei gleichartigen melancholischen Augen der erste Strahl der Liebe. Lösen wir dies Räthsel: Delphine kennt Ernst schon längst aus den schwärmerischen, idealen Briefen die er an seinen Freund Dr. Horn geschrieben. Denn Dr. Horn zählt sich selbst unter die auserwähltesten Anbeter Delphine's, ja er ist der wahre Speculant auf ihre Neigung, er will mit ihrer Leidenschaft und der genialen Emancipation die dieser prädestinirt-freien Natur bevorsteht sein Privatgeschäftchen machen.

Die süße Delphine kommt unserm Candidaten schon beim zweiten Begegnen im Theater entschieden entgegen. Er besucht die „Phindel", und diese Herzen öffnen sich einander schnell: „Als ich Ihre Briefe zu lesen bekam, Herr Wagner", sagt Delphine, „da war mir als hätte ich das Alles schon gefühlt, als hätte mein Geist im Traume mit dem Ihrigen verkehrt, und ich läse jetzt klar was ich damals nur halb verstand." Delphine geht weiter: sie bekennt dem Freunde ihres Herzens unendliches Weh. Wir können die Natur dieses Wehs nicht verkennen; es ist die absolute Sehnsucht des sich befreien-wollenden weiblichen „Denkens". Der große Riß der Zeit geht auch durch Delphine. Sie sprechen von ihrem Freunde Horn, und es zeigt sich (wie überhaupt in dieser wundersam verschlungenen Dichtung Einer des Andern Dämon und Verhängniß ist) daß er, der Egoist des nichtsnutzigen freien Denkens, es ist der ihr ihren Gott geraubt. Delphine ist Atheistin. „Ich glaubte einst so innig an Gott", gesteht sie, „der Glaube ist so süß, aber nur ein Kind kann glauben. Ihr gedankenreicher Freund hat mir den Glauben der Kindheit genommen und mir das Bewußtsein des Geistes gegeben. Ich bin seitdem ganz trostlos geworden, aber ich danke ihm, ich will lieber die Verzweiflung der Aufrichtigkeit als einen Trost der Lüge ist." Also Atheistin aus Seelenöde, aus Heimatlosigkeit des Herzens! Damit ist die Prädestination dieser reichen Natur klar ausgesprochen. An demselben Abend wo nach so überschwellenden Seelenergüssen Ernst von Delphine den ersten Kuß erhält, wo er ihr in später Nacht auf seinem einsamen Zimmer die Worte schreibt:

> Du hast mit deinen Lippen die meinigen berührt und deinen Athem mir in die Seele gehaucht; warum war dein Kuß so leise und kalt und dein Athem so flüchtig und stumm? O Delphine, ich habe eine Ahnung, eine furchtbar lebendige Ahnung von der Fülle des Lebens die in deinen Lippen wohnt, habe wie im Traume schon einmal deinen Leib umschlungen und mit meiner Hand deinen Nacken an mich gedrückt, ich kenne die volle Wonne die deinen Leib durchzittert. Die Glut des Athems die du mir eingehaucht hat mein ganzes Inneres mit gewaltigen Flammen erfaßt, und seit ich dich geküßt kann ich nicht mehr vergessen das Gefühl deines warmen Lebens. Diese eine Empfindung umfaßt mein ganzes Sein und verschlingt all mein Denken; dir gehört mein ganzes Wesen, mein Leben und meine Seele.... Der Zug des freien Geistes geht hin zu dem verwandten Geiste, hin zu dir, du Quell des Lebens, du Strom der Liebe, du Meer der Wonne!... Delphine — so schließt der Brief — du bist nicht das Meer, aber du bist Delphine, die große Seele mit dem süßen Leibe, mit den wunderbaren Blicken und den lächelnden Lippen, mit dem Nacken so stolz wie der Hals der Schwäne, mit dem Busen so warm und weich wie das Gefieder der Tauben. O der Liebreiz deines Wesens ist unendlich wie das Meer! Laß mich versinken darin, laß mich ruhen an deinem Busen, laß die Kraft meines Lebens sich brechen an der Fülle deines Leibes. Laß die freien Geister die freie Liebe genießen....

an demselben Abend also, wo der erdentrückte, sentimentale Titane an Delphine diese Worte schreibt, empfängt diese ihren dritten Amanten-Heros, den schönen Cesar. In Berlin gilt dieser Mars-Antinous mit den verführerisch-niederträchtigen Formen vollendet weltmännischer Blasirtheit für einen Maler; eigentlich aber ist er: „Graf Cesar Polucke, Chef der polnisch-patriotischen Propaganda." Bisjetzt hat der schöne Graf nur mit Delphine getändelt, musicirt — denn Delphine ist ganz Musik, jeder Nerv in ihr ist Harmonie und Gesang — noch ist Delphine keusch und rein ... der blasirte Titane Cesar hat noch nicht Muße gefunden seine Don Juan-Batterie der Verführung spielen zu lassen. Es ist indeß nicht weit mehr davon; die Epoche die Ernst's Leidenschaft in Delphine's Leben macht gibt seinem feinen Angriffssystem eine entschiedene Wendung.

Wir unsererseits wenden uns jetzt zu Dr. Horn, dem feinen Dialektiker des absoluten Vernunftegoismus. Vernehmen wir die schnellabrollende Tragik seines Lebensdramas und sehen wie ein „berliner Genius“, ein Parforcegeist der modernen Zeit, endet.

Das Familienleben Horn's ist vollständig bankrott. Er hat seiner Frau Alles, bis auf die Zinsen, verthan, ihr die Quittungen unterschlagen ... sie kann die Waschfrau, er die Hausmiethe nicht mehr bezahlen ... es kommt zur letzten entscheidenden Gardinenscene, in welcher das mit dem allgemeinen freien Geist identische Genie von seiner erzürnten Jeannette eine — Ohrfeige erhält ... Jean, der Bediente, hat es gesehen oder vielmehr nicht gesehen, und soll es dem die Scheidung projectirenden Doctor später vor Gericht bezeugen. „Adieu, Madame“, lacht der Doctor höhnisch laut auf, „o die süße Ohrfeige! Deine Grobheit, Jeannettchen, soll Alles gutmachen was meine Dummheit verdorben hatte. Noch 14 Tage, und dann, am 1. October, Adieu, Madame! Adieu, Schulden! Adieu, Correcturen! Und nun an mein Werk für Delphine, für meine Delphine!“ Um diese räthselhafte Exclamation zu verstehen, müssen wir den Plan des auf Delphine's schwärmerisch-leidenschaftliches Naturell speculirenden Doctors enthüllen: Delphine ist durch und durch Musik, ihre Stimme ist herrlich, unvergleichlich; sie hat bereits in dem und jenem Concert Alles entzückt, hingerissen. Dr. Horn hat der Schwärmerin ihren Gott geraubt; er präsumirt daß sie ihn liebt, ihm Nichts versagen wird. Delphine war dem Doctor Horn zuerst durch ihren Gesang in der Kirche aufgefallen; er hatte beim Cantor ihre Bekanntschaft gemacht und die Aufmerksamkeit auf ihr hervorstechendes Talent geweckt. Als hervorragenden Schöngeist, Kunstenthusiasten und Virtuosen im Flügelspiel führte er sich in ihrem Hause ein; er findet sie in jener deprimirten, himmelauf sich sehnenden Stimmung, bald nach dem Tode ihrer Mutter, in der sie, von der Welt schroff abgewandt, nur ans Kloster denkt oder ans Grab. Das blasse Kind mit den strengen Zügen und dem tiefen düstern Blick interessirt den Doctor und er nimmt sich vor sie zu erziehen. Das System dieser Erziehung ist: sie durch die Macht der Musik dem Weltlichen zuzuwenden. Es ist also consequent daß der starke Geist vorerst der Schwärmerin ihren Gott raubt. Wenn man erst Gott los ist, findet sich schon das Andere. In einer Stunde fällt ihm Delphine weinend, dankbar um den Hals und „birgt, laut schluchzend, ihr süßes stolzes Köpfchen an seiner Brust“. Auf diese Stunde baut der Narr seines Egoismus seinen Plan. Es ist einfach der: Delphine soll und muß zum Theater; er schreibt ein Werk voll destructiver kritischer Genialität: „Der Mensch und die Schönheit.“ Sobald es fertig, verkauft er es glänzend, bezahlt seine Schulden, löst alle bisherigen Verhältnisse, läßt sich von Jeannette scheiden, heirathet Delphine, die als Primadonna des Gesangs Europa entzückende Emancipirte, und — läßt sich fortan wiegen und schaukeln auf den Lustwellen eines noch nicht erhörten Weltgenusses. Wie dem Reinen Alles rein, so ist dem Genialen Alles genial; aber die Parze dupirt auch den Genialsten. Diesmal erscheint sie in der Gestalt Jeannette's, der Staatsrathstochter. Der Doctor hat sein Manuscript „Der Mensch und die Schönheit“ glücklich vollendet, alle äußern Verhältnisse gelöst, der Madame Jeannette es glattweg abgeschrieben; es handelt sich jetzt nur um Delphine's Einwilligung. Hier gibt es freilich eine geniale Scene, aber doch noch einen Rest von Hoffnung und etwas „verteufelte Wahrheit in der Komödie“. Am Abend kommt Horn nach Hause auf sein Zimmer ... es ist finster ... er sucht im Finstern das Feuerzeug ... nirgend ein Feuerzeug ... er sucht nach Schreibsecretair, auf dem es stehen muß ... nirgend ein solcher ... er tappt hin und her ... nirgend faßt er ein Möbel, nur leere Wand. Jean erscheint auf wüthendes Klingeln und berichtet: die gnädige Frau haben das Zimmer erbrochen und Alles — ausgeräumt. Auch gut, denkt Horn, ich habe noch mein Werk, mein Manuscript und 500 Thaler Honorar! Er sucht, er leuchtet nach dem Manuscript, es liegt ja im Schreibsecretair — besinnt er sich — das Schreibbureau gehörte ihr, aber meine Gedanken soll sie schon herausgeben! Noch einmal leuchtet und bückt sich der Aermste. Ha, die Parze-Jeannette hat ihr boshaftes Werk nicht unvollendet gelassen, sie hat sich meisterlich gerächt. Am Ofen gewahrt Horn ein weißes Blatt; es ist das Titelblatt seines Werk ... darauf seine eigene Handschrift. Und wo ist das Werk?

Die messingene Ofenthüre ist geöffnet und gräulich gähnt ihn die schwarze Höhle des Ofens an — das Grab seines Werks und seiner Hoffnungen. Mit Hast greift seine weiße, gepflegte Hand in die schwarzen Kohlen hinein; kalte auffliegende Asche verbrannten Papiers bekommt er zu fassen, und damit ja kein Zweifel an seiner Vernichtung ihm bleibe, zeigen einzelne nur halb versengte Blätter ihm seine Handschrift und den Inhalt seines Buchs. Die Rache seiner Frau hatte die Geistesarbeit des Aesthetikers vernichtet ... Nur unarticulirte Töne stöhnte er von sich: „Es ist aus!“ Das Licht entfällt seiner Hand, er bricht kraftlos zusammen ...

Nach einer Weile dumpfer entsetzlicher Ohnmacht schleppt er, seine letzte Kraft zusammenraffend, sich nach seiner Bettstelle ... einen schweren Kasten zieht er darunter hervor ... öffnet ihn und nimmt heraus ein paar Pistolen ... stieren Blicks ladet er sie mit Pulver und Blei, sinkt dann bewußtlos nieder und durchschläft die Nacht, den Kopf auf dem Waffenkasten ...

Die Scenen die in dieser Nacht des Elends und Gerichts sich noch in des Doctors ausgelehrtem Zimmer ereignen enthüllen auf so verschlungene und wieder verschlungen-fortleitende Weise so eigenthümliche Verhältnisse und Zustände in der Anatomie unserer Dichtung daß ihre Kenntniß aus dieser selbst geschöpft werden muß. Wir wissen, nachdem wir diese Scenen durchlebt, daß Graf Cesar, der Chef der polnisch-politischen und einer Weltpropaganda, eben jener „Freund der Kirche“ gewesen ist der Ernst dem Oberconsistorium denuncirt hat; wir ahnen was später geschieht daß dieser schlaue, vollendet-weltkundige Verräther Jenen in die Ge-

fahren dieser Weltpropaganda verwickeln, seinen idealen Weltenthusiasmus ausbeuten und, immer unter der Maske fürsorglicher, aufopfernder Freundschaft (denn Horn, Graf Cesar und unser Held haben aller Rivalität zum Trotz den Bund der freien Geister geschlossen), sein consequentes, aber mit dem Schein classischer Gleichgültigkeit gehandhabtes Verführungssystem gegen Delphine durchsetzen will; wir erfahren endlich daß Horn, der bankrotte Mensch und Geist, einen scheußlich-niederträchtigen Verrath an Ernst verübt hat, einen abscheulichern noch an Delphine's Reinheit, denn — wunderbar — noch ist Delphine rein!

(Der Beschluß folgt.)

Ebenezer Elliot.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Ich war nun ein Mensch von Bedeutung, und ließ ich meine mich bewundernden Verehrer glauben daß ich meine Pflanzenbilder nicht ab-, sondern nach den Pflanzen zeichne die sie mich sammeln und eintragen sahen, so verzeihe mir, beleidigter Geist der Wahrheit! Ich hatte die Stimme des Lobes solange nicht gehört und die ungewohnte Klang meinen Ohren so süß daß ich nicht umhinkonnte sie willkommen zu heißen. Aber meine getrockneten Pflanzen waren unleugbar mein Eigenthum, und ihr Verdienst so auffällig daß selbst mein allgerühmter und allbegabter Bruder sich bisweilen herabließ meinen Hortus siccus, wie ich mein Buch pomphaft titulirt, eines Blicks zu würdigen und zu bewundern. Um diese Zeit hörte ich ihn das erste Buch von Thomsen's „Jahreszeiten" zum ersten male verlesen. Er las ausgezeichnet und wußte es. Als er zur Beschreibung der Primel und Aurikel gekommen war, harrte ich mit Ungeduld bis er das Buch niederlegte. Ich nahm es mit mir in den Garten und verglich die Beschreibung mit den lebendigen Blumen. Das war eine zweite neue Idee — Botanik in Versen! — eine Verkündigung daß die Tage des Kritzelns nahe seien. Aber meine früheste Geschmacksäußerung in der Poesie glich der des Webers Bottone, dem vor allem eine Scene gefiel: wo eine Katze zerrissen wurde. Demgemäß war mein erster poetischer Versuch eine gereimte Nachahmung von Thomson's „Gewittersturm" in Jamben. Ich wußte sehr wohl daß Schafe nicht ausreißen können wenn sie todt sind. Doch der Reim schien zu fodern daß sie fortliefen, und da er halsstarrig bei seiner Verkehrtheit blieb, blieb mir Nichts übrig als meine Heerde auseinanderstäuben zu lassen nachdem der Blitz sie erschlagen. Ich las meinem Vetter Benjamin mein Kunstwerk vor und erhielt von ihm die erste Züchtigung unbarmherziger Kritik. Gott möge sie ihm verzeihen! Ich habe es nicht gekonnt. Ebenso wenig konnte ich mir seine Ueberlegenheit als Folge seiner Gelehrsamkeit verhehlen, und nie war ich glücklicher als wenn ich ihn den Homer griechisch recitiren hörte. Keine Silbe verstand ich; aber nach Verlauf von ziemlich einem halben Jahrhundert tönt die Musik noch in meiner Seele.

Gern hätte ich auch von dem Lobe welches meinem Bruder Giles von allen Seiten zufiel meinen Theil gehabt. Wie aber ließ sich Das ermöglichen? Bisher war ich dick und rund gewesen wie eine Kugel; jetzt wurde ich bleich und mager. Meine Gesundheit litt sichtbar; dennoch war ich innerlich entschlossen das große Werk der Selbstbelehrung zu unternehmen. Ich kaufte eine Grammatik, konnte aber trotz aller Anstrengung nicht eine einzige Regel behalten. Ein Jahr später fügte ich meiner Grammatik einen „Schlüssel" bei, las ihn durch und wieder einhundert mal durch und gewahrte endlich daß ich mittels Nachdenkens und Supplirens von Elisionen u. s. w. grammatikalische Fehler herauszufinden und zu verbessern vermochte. Am meisten plagten mich die Fürworte und thun Das jetzt noch. Ich weiß in diesem Augenblick nicht eine einzige grammatikalische Regel, und schmeichle mir dennoch das Englische so richtig zu schreiben wie Samuel Johnson es schrieb, und die Fehler eines größern Schriftstellers, Samuel Bailey, zu entdecken. Gehoben vom Erfolg kannte mein Eifer keine Grenzen. Zur großen Freude meines Vaters beschloß ich Französisch zu lernen. Meine Lectionen wurden mir leicht; aber nicht Ein Wort konnte ich merken und gab deshalb den Versuch nach fünf Wochen wieder auf. Nur Eins machte mich in dieser Mühsal glücklich. Da mein französischer Lehrer selbst von der Sprache Nichts verstand, durfte ich die Schuld auf ihn werfen und that Dies meisterhaft.

Dem Anscheine nach ketten sich meine poetischen Ausflüge an gewisse Zufälligkeiten, es fing jedoch gegen Ende meines vierzehnten Jahres mein Geist an sich selbst zu regen. Jene Ausflüge wurden durch ein für die Geschichte meiner Bildung wichtiges Ereigniß unterstützt. Ein Geistlicher Namens Firth, Pastor in Middlesmoor, einem armseligen Neste, vermachte meinem Vater seine Bibliothek und damit neben einer Menge griechischer und lateinischer Bücher: Barrow's „Predigten", Ray's „Weisheit Gottes", Derham's „Physikalische Theologie", Young's „Nachtgedanken", Hervey's „Meditationen", Henepin's „Reisen" und drei Bände des „Royal magazine" mit illuminirten Ansichten von Bombai, Madras, dem Niagarafalle, Pope's Villa zu Twickenham und bunten Abbildungen ausländischer Vögel. Allen diesen Büchern haben meine Schriften Etwas zu danken, vorzüglich Henepin's „Reisen", die mich vom Niagara an den Mississippi brachten. Barrow wurde ich nie überdrüssig; er und Young lehrten mich Gedrängtheit. Auch Ray war mir lieb. Pope's Villa veranlaßte mich seinen „Versuch über den Menschen" zu kaufen, konnte mich aber nicht veranlassen Geschmack daran zu finden. Im „Royal magazine" traf ich die Erzählung eines Schiffbruchs bei einer Südseeinsel und dichtete darauf eine Romanze in Jamben, zwanzig Jahre früher als Scott sein „Lay of the last minstrel" drucken ließ. Ein weiterer Schatz war mir Shenstone. Ich konnte alle Mottos auswendig die er, aus dem Griechischen und Lateinischen übertragen, seinen Gedichten vorgesetzt hat. ... Ihm folgte Milton, der mich lange gefangen hielt. Wie schon gesagt, wählte ich stets den kürzesten Weg zum Ziele. Das hat mich bisweilen irregeführt, ist aber Hauptgrund meiner endlichen Erfolge als Schriftsteller. Weil ich ein schwaches Buch nie auslesen konnte, war es natürlich daß ich nur Meisterwerke las, die besten Gedanken der edelsten Geister: nach Milton Shakspeare, dann Ossian, dann Junius, mit meines Vaters Jakobinismus als Commentar, Payne's „Menschenverstand", Swift's „Märchen von der Tonne", „Johanna von Orleans", Schiller's „Räuber", Bürger's „Leonore", Gibbon's „Verfall und Sturz", und lange nachher Tasso, Dante, die Staël, Schlegel, Hazlitt und — das „Westminster review". Mit meinem Gedächtnisse ist es eine eigene Sache. Mitunter verläßt es mich schlechterdings. Gleichwol wußte ich im zwölften Jahre die Bibel fast auswendig, und konnte in meinem sechszehnten, ohne daß mir ein Wort fehlte, das erste, zweite und sechste Buch des „Verlorenen Paradieses" hersagen. Besitze ich demnach was man Genie nennt, wie groß gestalten sich meine moralischen Sünden: denn was habe ich geschrieben das auch nur mit dem geringsten meiner herrlichen Muster einen Vergleich aushält? Aber ich bin kein Genie. Was die Zeit in mir entwickelt hat ist nicht Genie, sondern sind Kräfte wie sie in allen Menschen ruhen und in den meisten schlummern. Ich vermag nicht gleich Byron und Montgomery aus meinem Herzen wie aus einer unerschöpflichen Quelle Verse strömen zu lassen, und von meiner Unfähigkeit, gleich Shakspeare und Scott mich mit dem Charakter anderer Menschen zu identificiren, geben mein unreifer „Kerhoneh", „Taurepdes" und ähnliche Misglückungen trauriges Zeugniß. Alle meine Gedanken gehen nach außen; mein Verstand ist der Verstand meiner Augen. Eine Primel

ist für mich eine Primel und Nichts weiter; ich liebe sie weil sie Nichts weiter ist. Es gibt in meinen Schriften nicht Eine gute Idee die ich etwas Anderm verdanke als einem wirklichen Ereignisse, oder Etwas das ich gesehen, dessen ich mich erinnere, das ich erlebt, oder Ideen Anderer die ich gehört oder gelesen. Besitze ich eine dem Genie einigermaßen verwandte Kraft, so ist es die: durch fremde Gedanken mich auf welche bringen zu lassen die, ob originell oder nicht, für mich neu sind. Vor einigen Jahren zeigte mir mein ehrenwerther Nachbar, John Heppenstet, die Abbildungen von Audubon's „Amerikanischen Vögeln" und bat mich um ein paar an den Verfasser gerichtete Verse. Ich wünschte ihm gefällig zu sein, konnte aber nicht eine Zeile fertig bringen, bis mir eine Stelle bei Rousseau ein ganzes Gedicht eingab und die Sprache desselben färbte. In diesem Falle war ich also nicht wie der Geistliche der einen Text sucht um eine Predigt zu schreiben. Ich suchte den Text nicht, sondern fand ihn, oder er wäre für mich ein lügnerischer und unfruchtbarer Geist gewesen.

Von meinem sechszehnten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre arbeitete ich in Masbro' für meinen Vater so ämsig wie der fleißigste Mann, und ohne andern Lohn als bisweilen einen oder zwei Schillinge Taschengeld. Jeden Morgen wog ich die Abgüsse erst in ihrem unvollendeten, dann in ihrem vollendeten Zustande, und öffnete und schloß nebenbei den Laden in Rotherham, so oft mein Bruder krank oder abwesend war. Warum also darf ich mich nicht einen Arbeiter nennen? Gleichwol weiß ich nicht daß ich es je gethan, wenigstens nicht zur Entschuldigung meiner schlechten oder als Recht auf Bewunderung meiner guten Verse. Meine Schriften enthalten nur zwei Zeilen woraus der Leser meine Lebensstellung zu errathen vermag. Ich schrieb sie zum Beweis daß, wer ich auch wäre, ich nicht zum Geschlecht der „Dünger-Verächter" gehörte. . . . Als Literat beanspruche ich den Autodidakt, nicht weil keiner meiner Lehrer mir aus der englischen Grammatik eine Seite vorgelesen oder zum Selbstlesen mich veranlaßt, sondern weil ich mehre der besten Bücher in unserer Sprache, Originale und Uebersetzungen, freiwillig gelesen und mich nach den höchsten Mustern zu bilden gestrebt. Da Frauen die keine Studien gemacht, sogar Kinder gute Verse schreiben, muß doch wol ich der seit länger als vierzig Jahren die Kunst studirt und geübt hat sie verstehen oder wahr und wahrhaftig ein Dummkopf sein.

Ich habe hiermit dem Leser eine Geschichte meiner Knaben- und Jünglingszeit vorgelegt. Was kann mich entschuldigen ihn mit so alltäglichen Ereignissen aus der Geschichte eines alltäglichen Menschen behelligt zu haben? Nur Dies daß ich nicht für die Starken, sondern für die Schwachen schreibe, die also aus meiner Erzählung lernen können daß, wenn Ihresgleichen durch die bloße Kraft des Willens Dichter werden, kein ehrlicher und verständiger Mensch verzweifeln darf viel größere, viel weit nützlichere Dinge zu vollbringen. Die Geschichte meiner Mannesjahre und ihrer Unglücksfälle — denn eure berühmten Leute haben einen Tic unglücklich zu sein und nennen ihre Fehler Unglücksfälle — muß noch geschrieben werden. . . .

Als ich vor vielen Jahren die befremdende Behauptung aufstellte — in „Tait's magazine" — daß die Besteuerung der Lebensmittel jährlich den Erwerb von mehr als 100 Mill. Pf. St. verhindere, zerstöre oder koste, wußte ich recht gut daß in kurzem die Wahrheit dieser Behauptung von den klügsten und bestunterrichteten meiner Landsleute bestätigt werden würde. Man hat meinen politischen Gedichten vorgeworfen daß ich bisweilen dieselben Gedanken und Worte wiederhole. Warum sollte ich nicht, dafern dieselben Gedanken und Worte gebraucht werden und ich bessere nicht finden kann? Meine Landsleute wurden um Kenntnisse wie um Nahrungsmittel bestohlen, und es ist nicht meine Schuld daß ich, von Geburt einfältig und langsam, mit Mühe Gedanken und Worte finde. Ich hatte mein Material zu Rathe, weil ich intellectuell arm bin. Ein Mann, mag er noch soviel denken, kann dadurch seiner Statur nicht einen Zoll zusetzen; aber Jeder kann die empfangenen Kräfte auf das beste anwenden, und wer in seinen Thaten nutzbringend leben will „muß für die Ewigkeit kämpfen mit den Waffen der Zeit". Zögling der Tagesblätter der ich bin und ohne eigene Ideen kann ich nur die Anderer auffassen, wie und wo ich sie treffe, und sie mit Ernst in vorkommenden Fällen benutzen. Hat man meine Zwecke misverstanden, thut mir Das leid. Ich bin mir bewußt nie eine Sache vertheidigt zu haben deren stützendes Princip ich nicht vorher zu erforschen gesucht. Blicke ich zurück auf mein öffentliches Handeln, will es mich bedünken daß ich — Dank der Wissenschaft welche der arme Cobbett . . . höhnisch „politische Oekonomie" zu nennen pflegte — Nichts zu verlernen gehabt. Gehe ich einst zur Rechenschaft ein, und der große Frager dessen Ausspruch nie irrt spricht zu mir: „Was hast du gethan mit dem verliehenen Pfunde?" kann ich in Wahrheit antworten: „Herr, hier ist es nebst Allem was ich hinzuzuthun vermocht, mich bestrebend aus Wenig Viel zu machen."

Sheffield, 21. Juni 1841.

Ebenezer Elliot.

Notiz.

Friedensgedanken des Herzogs von Chartres auf dem Schlachtfelde von Jemappes.

Eines Tags durchwandelte Ludwig Philipp die Säle von Versailles, welche die Siege des Kaiserthums verherrlichen. Er blieb mit seinem Begleiter vor dem herrlichen Gemälde der Schlacht von Eylau, von Gros gemalt, stehen. Eine ungeheuere Ebene breitet sich vor dem Auge des Beschauers aus, mit von Blut geröthetem Schnee bedeckt und übersäet mit Trümmern und Leichen, die in dem weiten Eisgrabe halbverscharrt liegen. Das melancholische und finstere Gesicht Napoleon's herrscht über diesen trostlosen Schauplatz. „Sehen Sie dieses Gesicht des Eroberers", sagte Ludwig Philipp, „seine Augen sind thränenlos, aber die Kälte seiner Seele schmilzt vor diesem Anblicke. Nur so furchtbare Streiche des Todes konnten das so kriegerische Herz des Kaisers erschüttern. An jenem Tage zweifelte Napoleon nicht mehr an seinem Ruhme, aber an seinem System." Nach einer Pause fuhr er fort: „Sie würden mich begreifen, hätten Sie wie ich ein Schlachtfeld gesehen. Nie hat mein Auge dies Schauspiel erblickt ohne daß das Herz mir blutete, und selbst in der Hitze des Kampfes ist dieser schmerzliche Eindruck niemals gewichen. Noch heute sind die Empfindungen wach und mächtig in mir die mich auf dem Schlachtfelde von Jemappes bewegten, nämlich in dem Augenblicke wo ich, die Fahnen mehrer ungeordneter Bataillone ergreifend, diese Bataillone unter dem Namen des Bataillon von Mons wieder in den Kampf führte. Die östreichischen Reiter rückten uns in einer furchtbaren Linie entgegen. Ich ertheilte an eine Geschützbatterie den Befehl den Feind so nahe herankommen zu lassen daß er fast vor den Mündungen mit einer Geschützsalve empfangen werden konnte. Kaltblütig hatte ich Das so angeordnet. Ich konnte die Zahl der Reiter zählen; ich sah ihr muthiges Aussehen, ihre kampflustige Haltung. Da krachten plötzlich die Geschütze, und ganz nahe vor mir stürzten ganze Glieder dieser vor einem Augenblicke noch so lebensvollen Männer. Mein erstes Gefühl war die Freude des Erfolgs; aber das zweite und nachhaltige galt jenen Unglücklichen die dem Kriege zum Opfer fielen, jenen armen Familien die durch mich soeben eines Bruders, eines Sohnes beraubt worden waren. Im Augenblicke eines schönen Siegs gelobte ich mir damals an: daß ich für meinen Theil der Welt diese Gräuel ersparen wollte, wenn je die Macht dazu in meine Hand gelegt würde." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 82. —— 5. April 1851.

Moderne Titanen.

(Beschluß aus Nr. 81.)

In derselben Nacht schreibt Delphine dem bankrotten Menschen Horn: „Ihre Liebe muß ich zurückweisen"; und einen andern von Innigkeit überströmenden Brief an Ernst, der so schließt: „Ich muß Sie sobald als möglich sprechen, morgen Abend nach dem Concert; ich fahre nach Hause sobald meine letzte Pièce vorüber ist."

Am andern Morgen in der Frühe findet man in einem bekannten Wäldchen nahe der Spree einen Herrn erschossen. Ein Pistol lag nicht weit von ihm. Viele Schritte in den Sand getreten und zwei Stöcke als Mensuren ausgesteckt, deuteten an daß ein Duell gewesen sei. Der Erschossene war Dr. Horn.

Vor seiner That hat Horn zwei Briefe, den einen an Ernst, den andern an Delphine, geschrieben. In dem erstern heißt es:

Was das Lumpengesindel von Menschen geschehen läßt habe ich selbst gethan. Ich erklärte im Leben die Selbstbestimmung, die Selbständigkeit, die Selbstliebe für mein Princip; ich bin consequent im Tode, wie ich's im Leben war: ich sterbe durch Selbstmord ... Aber still, Freundchen, still! Du darfst es nicht weitersagen ... Niemand soll es wissen außer dir und der jungen Coquette (Delphine ist gemeint), die uns Beide an der Nase herumführen wollte. Ich habe ihr geschrieben ich hätte mich ihretwegen erschossen, und der Schwachkopf wird darüber den Verstand verlieren, so wenig versteht er den schlechten Witz; sie soll es merken, die Stümperin in der Verrücktheit, was es heißt einen consequent Verrückten anführen zu wollen u. s. w.

So hat also der bodenlos-consequente Nihilist sterbend wenigstens die Dehors gerettet.

Ernst hat inzwischen den Consistorialrath-Onkel gesprochen. Ein guter Geist überkommt ihn; er ist entschlossen ohne Aufschub nach der Heimat abzureisen und den Seinen zu leben. Nur Delphine's letzter Auffoderung zu ihr zu kommen muß er ja folgen. Welch ein Scheinabschied! Wie ernst, feierlich, zerknickend, verzweiflungsvoll und doch dabei schauerlich frivol! „Zwischen uns ist Nichts mehr als Trennung", sagte er entschlossen, nachdenkend, düster. Sie hängt an seinem Halse und küßt ihn von neuem heftiger, glühender: „Der Augenblick ist noch unser. Laß uns versinken in das Meer!" So spricht sie unsichern Tons, wie im Traume. „Der Basiliskenblick hatte sich zu ihm herabgeneigt, weit geöffnet, als solle er wonnevoll darin vergehen." Er aber widersteht dem Zauber und bleibt standhaft. „Sag' mir: sehen wir uns nach dem Tode wieder?" fragt sie schauerlich-ernst. „Bleibe stark, Delphine", entgegnet er, „lebe für diese Welt." „Ich habe Nichts mehr zu leben; ohne Gemeinschaft mit dir in dieser Welt, ohne Hoffnung auf eine andere, wie soll ich da leben? Ich will das Leben von mir werfen!"

Krampfhaft hatte sie sich an ihn angeklammert. Er ahnte nicht welchen bestimmten Gedanken sie mit diesem Schmerzensschrei verband, und sagte gefaßt: „Laß mich, Kind, jetzt gehen!" Da richtete sie sich auf, bleich wie das Bild der Verzweiflung, starrte sie ihn an mit aufgerissenen, thränenvollen Augen, ihren Dolch riß sie aus dem Busen, und vor ihm zusammenbrechend stieß sie in furchtbarer Entschlossenheit die Worte aus: „Thu eine gute That! Ich selbst bin zu schwach. Thu du's für mich. Kannst du mir deine Liebe nicht geben, hilf mir mein Leben nehmen!" Lautlos sank sie in seine Arme — der süße Leib mit der hohen Seele. Das Herz wollte ihm brechen. Entzücken und Verzweiflung zerrten an seiner Seele. Ohne Thränen, ohne Worte sah er sie lange, lange so an. Er konnte nicht hinweg. Sein Herz hätte er sich aus dem Busen reißen und zernichten müssen, ehe er aus dem Zimmer zu gehen vermochte. Endlich hörte er die Uhr schlagen. Die Wächter auf der Straße riefen die zehnte Stunde aus. Jeden Augenblick konnte der brutale Onkel ihn überraschen. Es muß geschieden sein. Bewußtlos, wie sie schien, legte er sie auf das Sopha nieder und wollte still von dannen, ohne Abschiedsgruß, ohne Abschiedskuß. Aber sie hatte sich aufgerafft; indem er zur Thür hinaus wollte, lag sie noch ein mal an seinem Busen. „Und so soll ich leben?" „Leb in deiner Kunst, sie ist so lebensvoll. Ich habe Nichts als meine todten, tödtenden Gedanken!"

Der Raum verbietet mit Strenge die folgenden Begebenheiten und innern Hauptmomente dieser reichhaltigen Dichtung anders als im Fluge zu berühren. Es folgt auf diesen Scheinabschied, nachdem Delphine das anklagende Schreiben des Selbstmörders Horn erhalten, zwischen Ernst und Delphine eine furchtbare Nacht im Spreewäldchen, eine Nacht des Wahnsinns und der Verzweiflung, voll entsetzlicher Verzerrung und sittlicher Gesunkenheit und doch von erschütternder Wahrheit. Sie ist mit Meisterzügen geschildert. Die Verhaftung Wagner's erfolgt, eingeleitet durch den „Piastensprößling" und Verräther Cesar. „Vous êtes ma prise, Monsieur", hatte dieser sich einst über Ernst geäußert. Aber der Piastensproß-

ling projectirt ins Große, er besucht Ernst, der, infolge einer vorausgegangenen Scene mit Horn, beschuldigt wird dessen Mörder zu sein, im Gefängnisse. Hier entwickelt ihm der Chef der polnischen Propaganda seinen Riesenplan: „Die Demokratisirung der ganzen Menschheit." Ernst, der nie aufhört im Empyräum der Ideale zu faseln und verzückt zu sein, wird für die große demokratische Propaganda gewonnen; der ihn selbst betreffende Plan geht dahin: er soll sich zunächst der christkatholischen Bewegung anschließen und die Stelle als Prediger bei einer bedeutenden Provinzialgemeinde erhalten. Der schüchterne Candidat ist aufs neue erfüllt und emporgetragen von idealischen Gedanken, die ihn „in gottähnlicher Seligkeit bewegen". Nicht nur sein Leben will er befreien, das Leben der Menschheit will er aus seiner Unvollkommenheit herausreißen und der Vollendung der Idee entgegenführen. „Erhebe dich in das Reich der Ideen", schreibt Ernst aus dem Gefängniß an Delphine", „habe Muth, mein großes Mädchen ... denke, denke was du fühlst und du stehst über aller Verantwortlichkeit!" Er selbst will fortan Das sein was in den „muthvollsten, heiligsten Stunden seiner unverdorbenen Jugend" das Gelöbniß seines Herzens war: ein Priester der Freiheit, ein Apostel des Heiligen Geistes, des Geistes der Zeit.

Graf Cesar — der Repräsentant der frei sündigenden Weltfrivolität in dieser Dichtung — spielt sein Spiel. Er entführt Delphine, nicht für sich ... behüte, für den Freund im Kerker, dessen baldige Befreiung — die Verhaftung ist ja eine reine Albernheit — Cesar schon vermitteln wird. In seiner eigenen Wohnung hat Cesar für seinen weiblichen Gast ein Boudoir nebst Cabinet eingerichtet. Glänzende, anmuthige Räume, in denen Delphine zum ersten mal „die Harmonie des Geistes mit der äußern Umgebung empfindet". Die Augen „geisterhaft weit geöffnet", das Antlitz „von dem Feuer des neuen Geistes wunderbar verklärt" setzt sich Delphine an den Flügel. „Das neue weiße Gewand, dessen lose Taille von einem Gürtel geschlossen war, ließ den schlanken Wuchs, die stolze Büste in ihrem ganzen Reize hervortreten." „Delphine", sagt Cesar, „Sie müssen die Bühne betreten; es ist Ihre Destination; Sie werden Grandioses leisten ..."

Wunderbares Verhältniß dieser Beiden! Sie Beide ihrer Denkungsart nach emancipirt, über die „Gesellschaft" hinausgetragen, entfesselt von den Schranken der Sitte, leben zusammen unter einem Dache, und dies frivole Beisammensein ist — unschuldig! es ist „der verklärte Naturzustand", das „Ideal des Verhältnisses des freien Mannes zum freien Weibe".

Der schöne Cesar ist die Discretion selbst. Nur an einem Abend trifft es sich eigen. An diesem beliebt es dem Satan Cesar, dem effectvollen Komödianten, in Melancholie zu machen. Nichts ist gefahrvoller für die Verklärtheit eines Naturzustandes als das „Hinsinken" des stärkern Parts. Cesar hat richtig calculirt ... das Blatt wendet sich ... Delphine ist es die sich sinken fühlt ... ein Glück daß sie Ernst's Brief in ihrem Busen knittern fühlt ... ihre letzte Kraft zusammennehmend, entreißt sie sich noch den sehnigen Armen des Wüstlings ... Am folgenden Tage wird Ernst seiner Haft entlassen und kehrt glücklicherweise noch zur rechten Zeit zurück „der geretteten Braut gegen ihre eigene Schwäche zu Hülfe zu kommen".

Neue Wendung der Dinge. Ein Doppelintermezzo: unbequemer Besuch vom ländlichen Aennchen, Ernst's Braut, und der leidenden Mutter, die den verlorenen Sohn noch retten möchte. Hierauf die Polizei, die Delphine aufheben will. Schleunige Flucht des Helden und der Heldin auf Cesar's Betrieb. Mit diesem Ereigniß schließt der vierte Abschnitt des Buchs, der die Aufschrift „Propaganda" führt.

Der fünfte Abschnitt: „Bourgeois und Proletarier", enthüllt uns den stufenweise-consequenten unausbleiblichen geistigen Verfall des Helden, der uns stetig mit ungemeiner künstlerischer Dialektik vorgeführt wird. Wir begegnen hier unserm Helden zuerst als Prediger einer christkatholischen Gemeinde in einer Provinzialstadt. Er lebt bei Delphine ebenfalls im „verklärten Naturzustande". Delphine ist inzwischen prima cantatrice beim Theater geworden. Das Haus des Commerzienraths Herrmann, der gleichfalls zur christkatholischen Gemeinde gehört, wird der gesellschaftliche Mittelpunkt der „Partei". Hier lernt in der Person der liebenswürdigen Konstanze, des Commerzienraths Tochter, Ernst den guten Engel seines schon halbverlorenen Lebens kennen. Leider zu spät. Immer entschiedener bildet sich der Radicalismus in Ernst's messianisch die Welt beglückenwollender Weltansicht aus. Er zerfällt mit der Partei, von dem Augenblicke an wo er als social-radicaler Weltreformator um sich eine wahrhafte Aristokratie des Lumpengesindels bildet und schlechthin den Communismus predigt. Dieser Geist sinkt vor lauter Idealität rasch und unaufhaltsam in die Sphäre der Gemeinheit, die dennoch — grausamer Widerspruch — nicht seine eigene ist. Von Stunde an desavouirt ihn die Bourgeosie; er zerfällt mit Herrmann; die heimlich-innige Liebe der klargesundesten Frauennatur Konstanze weist er schnöde von sich. Aber auch sein Verhältniß zu Delphine spaltet sich zu einer jähen, ewigen Kluft. Denn der weltreformatorische Idealist Ernst Wagner wird zuletzt im Umgang langweilig, und des schönen Cesar infallible Verführungskünste haben Delphine's schwärmerische Sehnsucht schon längst in die gewaltiger stürmende und naturgemäßere Sehnsucht der Sinne umgesetzt; die „leidende Nonne ist zum wonnelechzenden Weibe geworden". Der Heros der Verführung, Cesar, erscheint noch einmal jäh und plötzlich, um sein Werk zu vollenden. Nach zwei Seiten hin satanisch wirkend, verstrickt er Ernst so tief in seine Agitationspläne daß diesem die Festung nicht entgehen kann, während er, nachdem der Denker von der traurigsten Gestalt vorläufig beseitigt ist, Delphine's Verführung wirklich zustandebringt. Das schauerlich-frivole Nachundnach, wie Cesar diese Entsittlichung Delphine's, die

trotzdem noch manchmal ihre idealischen Momente hat, stufenweise, ihr selbst unbewußt, vollbringt, finden wir im fünften Abschnitt des Buchs meisterhaft geschildert.

Noch einmal tritt die edle, liebende Konstanze, rettenwollend, in Ernst's wüste Kreise. Zu spät. Er ist und bleibt der Narr seines Denkens. Seine Ideale sind seine Teufel. Die Erfahrungen die er als communistischer Weltmessias macht sind gräulich. Enttäuschung folgt bei ihm auf Enttäuschung, und dennoch ist er absolut unfähig sich aus ihren Erfahrungen herauszubilden. Bei dem geistig immer tiefer Verfallenden stellt sich endlich das Gräßlichste hervor was einer Menschennatur begegnen kann: die absolute Unfähigkeit zu leben. „Seiner Begeisterung fehlt es an Charakter, seiner Tapferkeit an Ausdauer; er ist ein innerlichst zusammengebrochener Mann, und keiner Kraft, nur fliegender Hitze noch fähig." Im vollständigen Irrsal des Denkens und Wollens sich verlierend, vermag er zuletzt „nur im Champagnerrausche dem Zuge seines Herzens, den Gelüsten seiner Sinne sich hinzugeben ..." nur noch bewußtlos der Natur angehören will er, ganz aufhören Geist und Wille zu sein.

Dies ist das äußerste Stadium der absoluten geistigen Nichtigkeit und Miserabilität, wozu es der Mensch, das Ebenbild Gottes, bringen kann. Wer auf dieser Stufe steht ist nur noch das Phantom des Menschseins.

Der Schneider Krist, ein communistisches Ungeheuer, aber eine köstlich gezeichnete Romanfigur, befreit Ernst aus der Citadelle, und Beide machen nun die kurz nachher ausbrechende Märzrevolution, sogar den Zeughaussturm mit. Also auch diesen! O Ideal, aufgesäugt von der Amme: destructive Kritik, wohin führst du?

Erspart uns aus dem Zeitungsblatt zu melden
Was wir mit Schaudern selbst erlebt....

Nach dem Zeughaussturme jagt es den verwilderten Barrikadenhelden noch einmal nach dem heimatlichen Hansdorf zur Anna, seiner einstigen Braut. Er findet sie — verheirathet. Der wüste, verwilderte Vagabond paßt in keine Familienkreise mehr; wo stilles Glück sich entfaltet, da muß er flüchtig werden.

In Wien, auf den Octoberbarrikaden finden wir ihn zum letzten mal wieder. Dort findet er (seltsames Rollen des Schicksalsrades!) auch die „grünäugige Buhlerin" Delphine wieder, die mit dem schönen Cesar durchgegangen war und von diesem verlassen ist. Dem Schwärmer für freies Menschenthum und Geistesentfesselung wird es nicht so gut auf der Barrikade zu sterben; das Schicksal läßt ihn vielmehr der standrechtlich-begnadigenden Barmherzigkeit des edeln Windisch-Grätz anheimfallen. Infolge dieser wird er auf der Brigittenau erschossen.

Wenige Stunden vor seinem Ende schreibt er an Konstanze, das treue, innige, hochherzige, unabwendige, um seinetwillen arg compromittirte Mädchen Folgendes:

Ich habe viel geirrt und gesündigt, und doch — ich habe Nichts zu bereuen; ich würde mich nicht scheuen vor einen Gott zu treten. Ich habe heilig gelebt; auch meine Sünden waren rein; mit meinem ganzen Dasein habe ich nach der Wahrheit gestrebt.

Diese Worte sind entsetzlich; sie sind grauenhaftentsetzlich, aber sie sind die Leichenpredigt einer ganzen genialen, entsetzlichen Geistesepoche! Darum: nicht richten mit dem Einzelnen der so zu Grabe geht! Wenn der alles sittlichen und geistigen Nervenaufschwungs Beraubte sich heilig, wenn Der der keinen einzigen Moment seines consequent-verlorenen Lebens geistig zu erkennen fähig war sein Dasein eine Wahrheit nennen kann, ist der schofelste geistige Act vollbracht der in irgend einer Zeitepoche sich ereignen kann. Die absolute Lüge wird dann zur absoluten Wahrheit! Der hirnverrückte Einzelmensch tracirt seinen Wahnsinns-Solawechsel auf die ganze miserable Zeit der er substantiell angehört, und diese, ihn acceptirend, führt den Grundbeweis ihrer allgemeinen unendlichen Miserabilität, einen Beweis, so mathematisch-felsenfest daß ihn kein Kepler und kein Newton umstoßen kann.

Ich scheide von unserer Dichtung durchaus anerkennend. Die Reichhaltigkeit ihres Inhalts, die sprudelnde Fülle ihrer Zeitbeziehungen und die künstlerische besonnene Analytik der poetischen Methode, die hier formgebend waltet und, frei von aller Absichtelei und Tendenzelei, nur den Zeitinhalt selbst zutagefördert, müssen ihr jedenfalls einen würdigen, einen geistig-exclusivern Kreis von Lesern sichern. 39.

Zur Geschichte der Journale und der Preßfreiheit.

„Die vierte Macht, oder Documente zur Geschichte der Journale und der Preßfreiheit" heißt ein Buch welches in zwei Bänden von C. Knight-Hunt in London erschienen ist, und wennschon kein ausgezeichnetes, doch ein sehr amusantes Werk genannt werden mag. Das Schaffot Servet's, der Scheiterhaufen des unglücklichen Etienne Dolet und so vieler Anderer, der Pranger Daniel's de Foë, der grausame Tod des armen Journalisten Tutchin der gerädert wurde, die schreckliche Hinrichtung des Buchhändlers Twyn bilden eine ebenso interessante als schmerzliche Lecture, eine angenehme Sammlung von Anekdoten welche nicht ohne Werth für die Literargeschichte ist.

Vorzüglich bemerkt man mit Interesse wie die Tagespresse dem regen Treiben der Industrie und der Erfindungen folgt, von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst und, wenn auch noch so oft unterdrückt, immer wieder auftaucht. Jede neue Entdeckung bietet ihr neue Hülfsquellen, jeder Versuch sie zu unterdrücken vermehrt ihre Kraft. Noch im Jahre 1840 zogen die „Times" in einer Stunde nur 2500 Blatt ab; 1845 bereits 6000 doppelte Blätter, bis endlich eine neue Erfindung es ermöglichte jede Stunde 12,000 Blatt abzuziehen, und Dies so ohne alles Geräusch daß in dem Atelier ohne Beschwerde geplaudert werden kann.

Gegenwärtig erscheinen in Indien 48 hindostanische und englische Zeitungen, in Australien 47 und in ganz Amerika 1900, unter ihnen eine für die Schwarzen: „Die Rechte Aller", und eine für die Rothhäute: „Phenix chronicle". Das Britische Museum besitzt gegen 4000 Volumina Journale, und Das ist noch nicht die Hälfte der erschienenen und erscheinenden.

Die ersten Spuren von Zeitungen waren einzelne gedruckte Zettel welche auf Jahrmärkten und Messen an Kirchenthüren und in Kneipen verkauft, und in Mainz und Straßburg gedruckt wurden. Man las die „Turcorum gesta" (Türkennachrichten), „Novissime gesta" (Neueste Nachrichten). Große

Handelsnationen, die Venetianer, Genuesen, Hanseaten versuchten handschriftliche Correspondenzen, die nur unregelmäßig wiederkehrten und Notizie scritte, Zeitungen, Relationen genannt wurden. Im Jahre 1612 ließ man in Augsburg eine „Relation oder Zeitung was sich begeben hat" erscheinen. In England kamen sogenannte „News-letters" auf, welche Nichts als Neuigkeiten enthielten und, in London gedruckt, in die Provinzen wanderten. Die Schreiber derselben waren sogenannte Novellisten, welche noch jetzt in den englischen „Penny-a-liner" sich erhalten haben.

Eines schönen Tages endlich hörte man einen öffentlichen Ausrufer mit seiner rauhen Stimme: „The weekly news, for one penny", Wochenneuigkeiten ankündigen. Dies war die erste regelmäßige Zeitschrift. Das kleine Journal fand guten Abgang; es versprach nicht viel, aber hielt was es versprach. Man fand in seinem Kleinquart die Neuigkeiten aus Haag, aus Paris, die Ankunft eines vornehmen Herrn auf seinem Landgute, einige officielle Documente, die Stürme, Ungewitter, Feuersbrünste und zweiköpfigen Thiere, hieran knüpften sich einige Nachrichten des „Stationer's hall", d. h. des Buchhandels, und sehr schüchtern die Hofanekdoten, z. B. die Jagd des Königs oder die Niederkunft der Königin. Die erste Nummer, welche sehr selten, ist vom 23. Mai 1622: sie trägt sowie die folgenden den Namen Bourne und Archer; spätere sind William Sheffard, Nathaniel Newberry u. s. w. unterzeichnet; am häufigsten findet sich der Name Nathaniel Butter.

In Frankreich erkannte Richelieu die Macht der Presse und bemächtigte sich ihrer: er erlaubte dem Arzte Theophrastus Renaudot Neuigkeiten die Seiner Eminenz convenirten zu veröffentlichen. Nach Richelieu's Tode starb die Presse nicht. Im Bewußtsein ihrer Kraft äußerte sie dieselbe in Schnurren, wie sie sich der junge Gargantua Rabelais' erlaubte. Unter Mazarin war es eine wahre Bachanalie. Man verkaufte die Journale und Pamphlete noch ganz frisch wie sie aus der Presse gekommen, gleich Pasteten vom Ofen weg. Die schlechtesten verkauften sich am besten, z. B. „Der Fußfall von Mazarin", „La bombance de la France", „La complainte de ces demoiselles". Auf dieses Uebermaß folgte die Regierung Ludwig's XIV. mit ihrer ganzen Strenge gegen die Presse. Umgekehrt war es in England. Hier war die Presse gemäßigt und die Regierung fiel in das Uebermaß der Unterdrückung, bis die Presse sich wieder befreite. Die calvinistische Presse hatte blutige Kämpfe zu bestehen, Jakob I. schonte sie nicht, vergeblich eiferte Cromwell, vertheidigte sie Milton. Die Sternkammer rüstete ihre Henker, Karl II. seine Richter, Alles war umsonst: die puritanischen und katholischen Pamphlete fielen hageldicht. Man suchte nunmehr die ganze Presse zu confisciren und sie in ein Monopol für den König zu verwandeln; die Rechtsgelehrten der damaligen Zeit bewiesen aufs Haar daß der Titel Buchdrucker „eine der unzerstörlichsten und unveräußerlichsten Zierden der Krone sei". Es half Alles Nichts, immer erhob sich die Presse wieder von neuem mit einer eigenthümlichen Spannkraft und verfolgte ihren Weg. Man ward müde die Drucker in ihren Verstecken aufzusuchen und zu Geldstrafen und zu Gefängniß zu verurtheilen, und beschloß den ersten der Regierung missfälligen Drucker hängen und viertheilen zu lassen. Dieses Opfer war Twyn, dem der grausame Richter Hyde auf die Bitte um Gnade antwortete: „Ich würde in einem solchen Falle nicht Mitleiden mit meinem Vater haben." Das Verbrechen für welches er gefangen und geviertheilt wurde war: daß er einige ultracalvinistische Schriften heimlich gedruckt hatte.

Und dennoch starb die Presse nicht; trotz der Proclamationen Karl's I., seiner Sternkammer, Cromwell's und seines Staatsraths, trotz des Parlaments und seiner Bills, trotz der fiscalischen Befehle, des Henkers und der Willkür blühte die Presse immer mehr auf. Daniel de Foë schuf 1689 die erste Review und seit 1702 erschien unter Wilhelm III. das erste tägliche Journal. Es war der „Daily-Courant". Seit dem Erscheinen des „Public intelligencer" 1661 waren bis 1688 70 neue Journale entstanden, von 1688—92 26 andere. Von dieser Zeit an datirt der Aufschwung der englischen Presse; sie wurde nicht allein Bedürfniß der Bevölkerung, sondern auch eine Beschäftigung hervorragender Talente. Addison, Steele und Swift übten dadurch einen überwiegenden Einfluß auf die Sitten aus. Die Regierung schlug von neuem Lärm! Es galt die Staatsgeheimnisse, die Parlamentsdebatten dem Publicum zu entziehen. Der Kampf begann im zehnten Jahre der Regierung der Königin Anna und er dauert noch jetzt fort; gesetzlich ist Niemand berechtigt die Parlamentsdebatten in England zu veröffentlichen. Die Politiker wanden alles Mögliche an sich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Und Duldung war es wenn die großartigen Kämpfe Pitt's und Tierney's, Canning's und Perceval's gedruckt erschienen. Es beweist Dies daß die Presse unwiderstehlich ist, daß sie geregelt werden muß wie jede andere Kraft, aber daß man in der Welt die freie Circulation des Gedankens und des Worts nicht verhindern kann. Versuche man es doch einmal die Elektricität zu unterdrücken! 13.

Anekdote.

Eine Luftreise des Philipp Egalité.

Am 15. Juli 1784 unternahm der Herzog von Orleans, der nachherige Philipp Egalité, mit den Gebrüdern Robert eine Luftreise, welche den Muth der Aëronauten auf eine schreckliche Probe stellen sollte. Die Gebrüder Robert hatten — man weiß nicht warum — in dem mit Wasserstoff angefüllten großen Aërostaten noch einen viel kleinern, mit gewöhnlicher Luft gefüllten Ballon angebracht, und das Schiffchen außerdem mit Steuern und Rudern versehen. Früh um 8 Uhr stieg der Ballon aus dem Garten von St.-Cloud inmitten einer knienden Menschenschar (die Zuschauer hatten sich auf die Knie geworfen um Niemandem die Aussicht zu versperren) auf und verschwand drei Minuten später in den Wolken. Von heftigen Winden hin- und hergetrieben gerieth er bald ins Wirbeln und drehte sich mehre male um sich selbst; er erlitt eine außerordentliche Erschütterung und erhielt die heftigsten Stöße. Wolken schichteten sich über Wolken und häuften sich über den Reisenden; jede Rückkehr zur Erde schien ihnen versperrt. Da mit den Lenkungsmaschinen Nichts anzufangen war, rissen die Aëronauten Steuer und Ruder ab; als aber die Erschütterungen immer heftiger wurden entschloß man sich endlich sich des obenerwähnten kleinen Ballons zu entledigen. Zum Unglück klemmt sich derselbe in der untern Mündung des großen Aërostaten fest und verschließt diese völlig. Neue Windstöße treiben die Reisenden weiter nach oben, in der Sonnenglut werden die Wände des Ballons immer mehr gespannt, so daß jede Minute ein Platzen desselben zu befürchten ist. Die Lage des kleinen Ballons macht jedes Ausströmen des Wasserstoffgases unmöglich, der Barometer zeigte eine Höhe von 1800 Mètre. Da schritt der Herzog von Orleans zu einem kühnen Wagniß, er bohrte nämlich mit der Stange eines Fähnchen an verschiedenen Stellen zwei Löcher in den Ballon und sofort stürzte derselbe mit fürchterlicher Schnelligkeit der Erde zu. Zum Glück mäßigte sich diese Schnelligkeit in der dickern untern Luftschicht, und so gelangten die erschrockenen Reisenden wohlerhalten wieder zur Erde. Mit Bezug auf diesen Vorfall schrieb Monjoie, auf die Schlacht von Quessant anspielend: der Herzog habe die drei Elemente zu Zeugen der ihm angeborenen Feigheit gemacht. Frau von Vergennes sagte: der Herzog habe sich augenscheinlich über seine Angelegenheiten erheben wollen. Im vorliegenden Falle aber waren diese Witzeleien eine Ungerechtigkeit, denn in einem Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er seine Gefährten an Muth und Kaltblütigkeit übertroffen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

März. Nr. 426—430.

Inhalt: Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. VI. — Die Verwechselung. — Die Nordstürme in Texas. — *Die Fiz und der Col d'Anterne. — Die Sophienmoschee in Konstantinopel. — Die alten deutschen Polizeiordnungen. — *Ruinen einer ehemaligen Kapelle in Pierrefonds. — *Ansicht der Insel Canero. — *Der Alligator. — Die Eroberung von Capri. — Er weiß sich zu helfen. — Ländlich, sittlich. — Der hallesche Messerschlucker. — *Der Gipfel des St.-Bernhardin. — Fasten- und Frühlingsfeier. — Joseph Speckbacher. — *Die Elisäischen Felder in Paris. — Aus Thüringen. — *Bärenjagden. — Die Yeziden oder die Teufelsanbeter nach den neuesten Nachrichten. — Wie Napoleon ohne Erfolg auf die Entenjagd ging. — *Der Triumphbogen des Trajanus. — Eine Löwenjagd. — *Montaigne besucht Tasso im Irrenhause. — *Robert Schumann. — Der Kynast, ein zahmer Wolf und das Lamm. — *Eine brütende Schlange. — Die vielen Palmenarten und ihr Nutzen. — Der Eintritt des Frühlings in Schweden. — Die Londoner Industrieausstellung. — Der Monserrat. — Aloe- oder Adlerholz. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.

VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.

XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Eaton (J. H.), Leben und Feldzüge des Generals Andreas Jackson, Geschichte seines Kriegs gegen die Creeks, seines Feldzuges im Süden und seiner Demüthigung der Seminolen. Gr. 12. 1837. (2 Thlr.) **24 Ngr.**

Falk (J.), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 2te Auflage. Gr. 8. 1836. (1 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Falkenstein (K.), Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert. 2te, umgearbeitete, mit dem Bildnisse und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage. Gr. 8. 1834. (2 Thlr. 10 Ngr.) **24 Ngr.**

Frisch (S. G.), Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werner's. Nebst zwei Abhandlungen über Werner's Verdienste um Oryktognosie und Geognosie von *C. S. Weiss*. 8. 1825. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Haken (J. C. L.), Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. 2 Theile. Mit Schill's Bildniss und 1 Plan der Gegend um Kolberg. 8. 1824. (2 Thlr. 22 Ngr.) **1 Thlr.**

Hasse (F. C. A.), Das Leben Gerhard's von Kügelgen. Nebst einigen Nachrichten aus dem Leben des kaiserlich russischen Cabinetsmalers Karl von Kügelgen. Mit dem Bildnisse des Künstlers und 8 Umrissen von seinen Gemälden. Gr. 8. 1824. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildniss und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. 1839. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Körte (W.), Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. 1839. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Marschall (J.), Georg Washington's Lebensbeschreibung. Nach den Originalpapieren zusammengetragen und mit einer historischen Darstellung der englischen Niederlassungen in Nordamerika begleitet. Aus dem Englischen. Mit Washington's Bildniss. 4 Theile. Gr. 8. 1805. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Meyer (F. L. W.), Friedrich Ludwig Schröter. Ein Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers. 2 Theile. 8. 1822. (5 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Schulz (H. W.), Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Nebst einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung, sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von *K. G. Carus*. Gr. 12. 1844. (12 Ngr.) **4 Ngr.**

Schulze (F. A.), Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. 1837. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Tiedge (C. A.), Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland. 8. 1823. (2 Thlr.) **24 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Launen und Spiele des Schicksals.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten von

Sigismund Scharffenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Digitized by Google

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die elektro-magnetische Telegraphie

mit besonderer Berücksichtigung

der ausgeführten Telegraphen-Systeme

von

Jos. Buerbaum,

Oberlehrer.

Mit vielen Abbildungen.

Broschirt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Asverus (G.). Die Denunciation der Römer in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit dem ersten processeinleitenden Decrete. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Avenarius (E.). Sammlung derjenigen Allerhöchsten Cabinets-Ordres, die nicht in die Gesetzsammlung aufgenommen wurden, und der Rescripte der Ministerien, welche die innere Verwaltung des preussischen Staats betreffen. Aus den Jahren 1817—1844. 2 Bände. Gr. 8. 1846. (3 Thlr.) **24 Ngr.**

Oskar (König von Schweden und Norwegen), Ueber Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von *A. von Treskow*. Mit Einleitung und Anmerkungen von *N. H. Julius*. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von *J. E. Hitzig* und *W. Häring (W. Alexis)*. 12 Theile. 8. 1842—47. (23 Thlr. 24 Ngr.) **12 Thlr.**

Der dreizehnte bis sechzehnte Theil dieses Werkes, oder der Neuen Folge erster bis vierter Theil erschienen 1848—49 und kosten 8 Thaler.

Provinzialrechte aller zum preussischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, in soweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzkraft hat, verfasst und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehreren Rechtsgelehrten.

Erschienen sind und unter besondern Titeln zu haben:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg von *L. A. W. Lentze*. Gr. 8. 1827. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Von *C. A. Schlüter*. 3 Bände. Gr. 8. 1829—33. (3 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Provinzialrecht der Provinz Westpreussen. Von *K. Leman*. 3 Bände. Gr. 8. 1830—32. (7 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preussischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von *Zettwach*. Gr. 8. 1832. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung; aus den Quellen dargestellt von *F. Wigand*. 3 Bände. Gr. 8. 1832. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Reckenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von *P. Wigand*. 2 Bände. Gr. 8. 1834. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Schmidt (L. E. W.), Das preussische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht dogmatisch-kritisch dargestellt. Gr. 8. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Witte (K.), Das preussische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Woeniger (A. T.), Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 24 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

März. Nr. 9—13.

Inhalt: *Aschermittwoch. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — *Chinesisches Marionettentheater. — Ein Paar neue Spiele. — *Der Geier. — Uhr und Kind. — Beim Abendlauten. — *Die alte Reichsstadt Nürnberg. — *Eine türkische Familie auf Reisen. — *Ein Tambour will ich werden. (Nebst Composition.) — Fuchs und Pferd. — *Blumensprache für die Jugend. — *Der leer heimfahrende Kutscher. — *Der Riesenarara. — Ein Stückchen aus Spanien. — Der russische Oberst. — *Der Aprikosenbaum. — Der Baum. — *Die Lotusblume. — *Eine muthige Seefahrerin. — *Die Sandwichinsulaner. — Winterkönig und Frühlingskönig. — *Der Tintenfisch. — *Blumensprache für die Jugend. — *Hinaus, Hinaus! — Die Walfischmutter und ihr Junges. — *Ansicht von Venedig. — Das zweite Gebot. — *Schlangengezüchte. — Abendgebet. — Innen Friede — außen Licht! — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten

zusammengenommen im **herabgesetzten Preise**

geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Digitized by Google

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

De la Fondation-Goethe

à Weimar

par

FRANZ LISZT.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese geistreiche Schrift Franz Liszt's, die uns den grossen Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus durch gefeierte Namen in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhallte Idee einer **Goethe-Stiftung in Weimar** aufs neue anzuregen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen, zur Unterstützung der deutschen Kunst und Wissenschaft stets bereiten Hof von Weimar darzustellen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Thomas Watson, Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von ***Dr. J. H. Steinau.***

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks vollkommen würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiss allseitig mit Freuden begrüsst werden.

Leipzig, im April 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen im Jahr 1850 und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carneri (B.), Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyern (G. von), Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte. 8. Geh. 16 Ngr.

Müller (W.), Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

Schulze (E.), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Von E. Schulze erschien früher ebendaselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr.

Sturm (J.), Gedichte. 16. Geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bossut (C.), Versuch einer allgemeinen Geschichte der Mathematik. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *N. T. Reimer.* Zwei Theile. Gr. 8. 1804. (3 Thlr. 8 Ngr.) **24 Ngr.**

Büsch (J. G.), Sämmtliche Schriften über die Handlung. 8 Theile. Gr. 8. 1824—27. (20 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr. 10 Ngr.**

Unger (E. S.), Praktische Uebungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. 2 Bände. Mit 12 Figurentafeln. Gr. 8. 1828—29. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Ungern-Sternberg (E., Baron von), Projectionslehre. Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 1828. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 83. —— 7. April 1851.

Der Maiaufstand in Baden.

Erster Artikel.

Mit dem Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung im Mai 1848 legten sich allgemach so ziemlich in dem ganzen Deutschen Reiche die Unruhen, die volle zwei Monate bald hier, bald da Flammen gleich hervorgebrochen waren und einen allgemeinen Brand hervorzurufen gedroht hatten. Vereinzelt stehen, wenigstens in ihrer äußern Erscheinung, die Ausbrüche eines modernen Faustrechts da welche am 18. September in Frankfurt selbst und fast gleichzeitig in Baden ebenso rasch unterdrückt als versucht wurden; nur da wo die Anerkennung der Nationalversammlung halb oder ganz fehlte, in Berlin und Wien, blieb der öffentliche Zustand fortwährend ein höchst bedrohlicher, bis, nachdem es in Wien erst zu den ärgsten Blutthaten hatte kommen müssen, der bleierne Belagerungszustand seine Fittiche über beide Großstädte ausbreitete. Im übrigen Deutschland achteten selbst die Ungeduldigen und Unvernünftigen in ihrer großen Mehrheit die Heiligkeit des ersten deutschen Parlaments und wollten wenigstens dessen Ausgang abwarten. Als aber der März wieder zu Ende ging und das ganzen großen Parteien misliebige Ergebniß der frankfurter Verfassungsarbeiten nicht von einer imposanten Mehrheit getragen wurde, als es nicht an Regierungen fehlte die ihren Widerwillen laut und offen zu erkennen gaben, als von der Seite die durch ihr einfaches Ja entscheiden konnte und sollte das Werk fast jähriger Arbeit beiseitegeworfen wurde: da loderten gleichzeitig an den verschiedensten Enden Deutschlands die verhaltenen Leidenschaften zu gefährlichen Bränden hoch in die Höhe: Preußen sah Straßenkämpfe an der Oder und am Rhein; Würtemberg und einzelne Theile Baierns glichen der halbentzündeten Pulvermine, die in Sachsen zum vollsten Ausbruche kam. Ungleich bedeutender aber waren diese Ereignisse da wo sie ein ganzes Staatsgebäude dermaßen zerrütteten daß es noch nach bald zwei Jahren beiweitem nicht vollständig in die Gleise des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens hat einlenken und sich auf eigenen Füßen wieder feststellen können — in Baden.

Gewiß fehlte es bei keinem der genannten Aufstände an edlen Elementen, an Theilnehmern die alles Ernstes und frei von Selbstsucht nur für des Vaterlandes Wohl das letzte traurige Mittel in bewaffneter Gewalt zu ergreifen glaubten, und nicht ohne Trauer kann man der Opfer an Leben und Lebensglück gedenken die diesem Irrthum gefallen sind. Fassen wir aber das ganze Ereigniß ins Auge, wie es jetzt als ein abgeschlossenes und von allen Seiten vielfach beleuchtetes klar vor uns liegt, so ergibt sich leider daß jene edlern Elemente und reinern Absichten sich fast nie und nirgend mit Nachdruck, noch weniger mit Erfolg geltendzumachen gewußt haben. Jetzt liegt jener ganze Zeitabschnitt wie ein wüstes Traumbild hinter Allen die nicht persönlich oder in ihren nächsten Kreisen seine schmerzlichen Nachwehen zu tragen haben. Und doch darf uns der Maiaufstand in Baden nicht ein wüstes, halbfremdes Traumbild bleiben, dessen Bilder sich rasch verwischen und verblassen; vielmehr hat jeder Deutsche nur zu reichliche Ursache jene Vorgänge scharf ins Auge zu fassen und sie sich zu voller Klarheit bleibend zu vergegenwärtigen; denn wenigstens die eine Frucht sollten wir aus diesen und andern traurigen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit mithinwegnehmen: daß wir — gemahnt sind wir wahrlich genug — Recht und Gerechtigkeit ehren und fürchten lernen, daß wir unsere Vergangenheit mit allen ihren Irrthümern, Hoffnungen und Bestrebungen als ernste Lehrerin für die Zukunft, die der schweren Räthsel genug verhüllt, dankbar und gelehrig ausbeuten.

In diesem Sinne glauben d. Bl. noch jetzt unter so ganz neuen Verhältnissen auf die umfangreiche Literatur zurückkommen zu dürfen und zu müssen welche sich an die Revolution in Baden anreiht; und ist unter diesen Schriften auch Vieles was nur auf eine untergeordnete und vorübergehende Bedeutung Anspruch machen kann, so finden sich doch darunter auch einige Arbeiten von so hohem und bleibendem Werthe daß sie um ihrer selbst willen in d. Bl. nicht unbesprochen bleiben dürfen.

Wir übergehen hier alle die Darstellungen der badischen Revolution welche in umfassendern Werken über die Jahre 1848 und 1849 enthalten sind. Von den ebenfalls ziemlich zahlreichen Schriften über den April- und Septemberputsch 1848 erwähnen wir nur eins, theils weil sein Erscheinen in eine spätere Zeit fällt, theils wegen seines innern Werthes:

1. Georg Herwegh's viertägige Irr- und Wanderfahrt mit der pariser deutsch-demokratischen Legion in Deutschland und deren Ende durch die Würtemberger bei Dossenbach. Zur Erinnerung an die Zustände im Frühjahr 1848 von F. Lipp. Mit einem Situationsplane. Stuttgart, Metzler. 1850. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser führte die würtembergische Truppenabtheilung welche am 27. April 1848 in nicht geringer Bedrängniß ein siegreiches Gefecht gegen die auf dem Titel genannte Legion bestand, und überwältigte in persönlichem Zweikampfe die gewaltige Gestalt des feindlichen Anführers Schimmelpenning. Er gibt ein militairisch genaues und höchst anschauliches Bild von den Bewegungen und Kämpfen jener Tage, welches durchweg den Stempel der Wahrhaftigkeit ansichträgt; ebenso frei von falsch-soldatischem Uebermuthe als herabsetzender Gehässigkeit gegen den Gegner wird die Gemüthlichkeit des ganzen Schriftchens, die sich schon in der Widmung an „die wackern Soldaten meiner Compagnie" ausspricht, gewürzt durch eine feine Ironie mit der Herwegh's Verse und Heldenthaten verdientermaßen nebeneinandergestellt sind. Politische Bedeutung nimmt das Schriftchen selbst nur insoweit in Anspruch als solche aus der treuen und detaillirten Darstellung der betreffenden Ereignisse sich ergibt.

Ueber den Maiaufstand von 1849 ließen sich am frühsten und zahlreichsten mehre der Haupttheilnehmer an demselben vernehmen: freilich hatten sie Grund genug mit ihrer Vertheidigung und, womöglich, Rechtfertigung zu eilen; unerfreulich aber ist es selbst bei politischen Gegnern daß diese Versuche von Rechtfertigungen größtentheils in Anschuldigungen gegen die bisherigen Genossen bestehen, von welcher Uneinigkeit freilich schon die Tage des Kampfes selbst Spuren genug ansichgetragen hatten. Da wir unmöglich allen hierher gehörigen Schriften eine besondere Besprechung widmen können, so wählen wir von den weniger umfangreichen nur einige den entgegengesetzten Parteien angehörige aus, führen von den übrigen uns bekanntgewordenen nur die Titel in einer Anmerkung an, aus denen sich die Färbung derselben schon so ziemlich ergibt *), und wenden uns sofort zu verschiedenen thätigen Häuptern des Aufstandes:

2. Mittheilungen über die badische Revolution von Franz Raveaux. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Raveaux gilt oder galt wol unter allen Mitgliedern der ehemaligen frankfurter Linken auch bei deren politischen Gegnern für einen der ehrenwerthesten und liebenswürdigsten; durch vorliegendes Schriftchen wird er gerade nicht dazu beitragen sich diesen Ruhm zu bewahren. Die freilich sehr entschuldbare Bitterkeit des Flüchtlings, aber auch die Unklarheit des Urtheils, welches sich stets nach dem ersten Eindruck richtet, tritt aus demselben nur zu auffallend hervor. Darin allerdings gibt er der Wahrheit vollständig die Ehre daß er fast alle Führer des Aufstandes der Unfähigkeit ihr Unternehmen durchzuführen, sehr viele auch des Mangels an Aufrichtigkeit und gutem Willen beschuldigt, namentlich wird dieser Vorwurf hier von reindemokratischer Seite gegen die Polen ausgesprochen. Da Raveaux sich in seinen Mittheilungen streng an die Zeitfolge hält, so fällt in die Mitte derselben ein Abschnitt über das stuttgarter Rumpfparlament und dessen Auflösung; der Inhalt desselben gehört nicht hierher, doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen daß Römer, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit wir als eine durchaus unzweifelhafte erachten, alle ihn betreffenden Angaben in dieser Schrift öffentlich in der „Würtemberger Zeitung" für Lügen erklärt hat. Was die Mittheilungen über Baden betrifft, so kam Raveaux, von dem Reichsministerium als Reichscommissair zur offenburger Volksversammlung ernannt, unmittelbar nach der rastatter Militairmeuterei dorthin. Da er nun diese nicht als Augenzeuge zu schildern braucht, so überhebt er sich auch gänzlich der Mühe irgendwelche Betrachtungen über ihre Ursachen, ihren Verlauf, ihre politische, militairische oder moralische Berechtigung anzustellen. Er nimmt sie und somit auch ihre unmittelbare Folge, den völligen Umsturz jeder gesetzlichen Regierungsgewalt, stillschweigend als etwas Vollendetes an, und gewinnt somit den factischen Boden für seine weitere Thätigkeit und Erzählung eben dadurch daß er den rechtlichen gänzlich misachtet. Einen Versuch den letztern wiederzugewinnen macht er zwar dadurch daß er

*) Lädicke, A., Der badische Feldzug. Ein Volksbuch für Stadt und Land. Vier Hefte. Halle, Knapp. 1849—50. Gr. 16. 12 Ngr.

Donno, Die badische Revolution und der Bürgerkrieg unter Brentano und Mieroslawski. Nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Weller. 1849. Gr. 16. 5 Ngr.

Becker und Esselen, Geschichte der süddeutschen Mairevolution. Genf. 1849.

Braß, A., Der Freiheitskampf in Baden und in der Pfalz im Jahre 1849; seine Ursachen, seine Entwickelung und sein Ausgang vom politischen wie vom militairischen Standpunkt beleuchtet. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Daul, A., Tagebuch eines politischen Flüchtlings während des Freiheitskampfes in der Rheinpfalz und Baden. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1849. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mördes, F., Die deutsche Revolution mit besonderer Rücksicht auf die badische Revolutions-Episode. Herisau, Schläpfer. 1849. 8. 27 Ngr.

Struve, G., Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Bern, Jenni Sohn. 1849. Gr. 12. 18 Ngr.

Zuckowski, A., Kurze Darstellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz. Bern, Jenni Sohn. 1850. Gr. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen. November 1849. Meisenheim, Krull. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

„Der Herr wird König sein immer und ewiglich" oder Skizzen aus der badischen Empörung des Sommers 1849. Gesammelt von einem Freunde der Wahrheit. 1850. 8. 5 Ngr.

Von deutschen Zeitschriften hat der von dem vielseitigen Schauspieler L. Schneider in Berlin herausgegebene „Soldatenfreund" im Jahrgange 1850 zahlreiche und anziehende Mittheilungen über den Feldzug in Baden im Sinne der Regierungspartei gebracht. Meisterhaft in ihrer Art sind die Aufzeichnungen aus dem Feldlager und aus Rastatt von Corvin, welche das „Morgenblatt" 1849 und 1850 brachte.

Digitized by Google

namentlich in der ersten Hälfte seiner Erzählung wiederholten Nachdruck darauf legt: nur die Wahrung und Durchführung der Reichsverfassung sei der Zweck jener Erhebung gewesen; doch steht es mit dieser so vielfach benutzten Einrede hier eben nicht viel besser als anderwärts, denn wenn er z. B. eine Aeußerung von Struve anführt (S. 24): „Er sei nach wie vor Republikaner, wisse aber wohl daß man mit der rothen Fahne höchstens einen Putsch machen könne; Deutschland habe sich einmal für die Reichsverfassung ausgesprochen, und so könnten auch nur die deutschen Farben das Banner sein" u. s. w., und ganz ähnlich von Fickler (S. 67): „Er ordnete seine republikanischen Wünsche und Hoffnungen dem einstweilen Erreichbaren unter, und man darf kühn von ihm behaupten daß er es mit der Reichsverfassung ehrlich meinte, ohne dabei auf seine republikanischen Gesinnungen zu verzichten", so ist die erste Aeußerung zweideutig genug gehalten, und die zweite scheint es selbst als eine besondere Seltenheit zu betrachten daß es Jemand in dieser Gesellschaft ehrlich mit der Reichsverfassung meinte. Gewinnt so die Partei welche sich die Vertheidigung der badischen Revolution angelegen sein läßt aus Raveaux' Darstellung wenig oder Nichts, so bietet sie auch geschichtlich äußerst wenig Ausbeute: während man gerade von ihm eine politische Betrachtung und Würdigung erwarten mochte, bespricht er vorzugsweise militairische Operationen und strategische Pläne, in denen er vielleicht aus der Zeit seiner spanischen Heerfahrten Meister zu sein glaubt. Mangel an Uebersichtlichkeit und der überall durchklingende Mismuth des Verfassers tragen noch mehr dazu bei den Werth der Schrift zu verringern.

3. Zur Geschichte der rheinpfälzischen Revolution und des badischen Aufstandes von F. Fenner von Fenneberg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zürich, Kiesling. 1850. 8. 18 Ngr.

Fenner von Fenneberg ist hinreichend bekannt als Revolutionnair vom reinsten Wasser; als solchen spricht er sich auch hier rückhaltslos aus und hat fast nur für Männer dunkelrothester Färbung wie Zitz, Struve, Blenker ein Wort der Anerkennung, während Alles was ihm irgendwie nach der verhaßten „Bourgeoisie" schmeckt mit Hohn und Schimpf überhäuft wird. Der größere Theil vorliegender Schrift handelt von der Bewegung in der Pfalz und belegt durch zahlreiche Actenstücke wenigstens die grenzenlose Verwirrung die dort herrschte, sowie den gänzlichen Mangel an militairischer Disciplin, den der Verfasser selbst komischerweise als etwas specifisch Demokratisches wiederholt bezeichnet. Als gerade von dieser Seite nicht unwichtig heben wir nur das Geständniß hervor: daß der Aufstand sowol in der Pfalz als in Baden ein dem Volke von wenigen Ehrgeizigen „octroyirter" gewesen (S. 39), daß namentlich der letztere „im vorhinein beschlossen, also durch Verweigerung der offenburger Petitionen nicht entstanden, sondern zum Ausbruch gebracht" sei (S. 165), worin wir freilich nur ein entschiedenes Verdammungsurtheil mehr über die ganze Bewegung zu erkennen vermögen. Wenn Fenneberg selbst sich trotz dieser Einsicht an dem Aufstande thätig betheiligte, so können wir aus seiner desfallsigen Vertheidigung nicht viel mehr entnehmen als daß er sich doch lieber an einer verfehlten Revolution als gar keiner habe betheiligen wollen. Von einer irgend höhern Auffassung und tiefern politischen Einsicht findet sich nirgend eine Spur: das Ganze ist eben auch nur ein Versuch dem Mismuthe des Mislingens Luft zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Livländers. Moskau, Konstantinopel, Burgos, Madrid, das Violinconcert von Beethoven in St.-Petersburg und die Fastenmusiken. Wien, Gerold. 1850. 8. 1 Thlr.

Der Baron Arnstein in Wien, welcher diese Tagebuchblätter mit einem Vorworte einführt, hält es für eine der schönsten „Errungenschaften" seines petersburger Aufenthalts: die Bescheidenheit des Autors bekämpft und dessen Einwilligung zu dieser Veröffentlichung erlangt zu haben. Er (von Arnstein) sagt dabei daß Jene welche das Glück hatten sich in den Hauptbrennpunkten die der Verfasser berührt zu sonnen den Strahl dankbarer Erinnerung in sich geweckt fühlen, Jene aber welche mit dieser Materie unbekannt sind wahre und richtige Urtheile über Länder erhalten werden über die sie meistens nur einseitige und falsche hatten, wie Dies namentlich mit Rußland der Fall sei. Er bekennt diese Erfahrung jüngst an sich selbst gemacht zu haben: mit Vorurtheilen des Antirussenthums, mit einer durch Custine's „pikant-böses Altweibergeschwätz" gefälschten Anschauungsweise reiste er aus seiner wiener Heimat ab und betrat jenes Land; aber er hat dort eine ganz andere Wirklichkeit gefunden. Er hegt die Hoffnung bald Muße genug zu finden um ein größeres Publicum zu überzeugen daß der Koloß Rußland nicht, wie vermeintlich, auf thönernen Füßen stehe, sondern auf einem Felsenblock, wie die Reiterstatue Peter's des Großen, unüberwindlich durch den Willen und die Macht seines großen Kaisers, noch stärker aber durch die Einheit eines kräftigen, großen, frommen Volks. Wir wünschen dem Hrn. von Arnstein Glück zu diesem Unternehmen; er selbst wird es sich aber nicht verhehlen daß ihm dabei große Schwierigkeiten entgegenstehen. Unser größeres Publicum kann zwar Mancherlei verdauen, nur keine russischen Süßigkeiten; es leidet an vollkommener Indifferenz für russische Tugend und Liebenswürdigkeit, und ist gegen ihre Einwirkung so gründlich verhärtet und verstopft daß der sonst schätzbare wiener Heiltrank mit seiner lösenden und treibenden Kraft hier gar Nichts ausrichten kann. Höchstens vermag die petersburger Goldtinctur oder etwa ein buntschimmerndes Stanislauspflaster einzelne Deutsche zu curiren. Doch ist Das immer nur eine kleine Zahl; dagegen werden mindestens 90 unter 100 unheilbar bleiben und fortfahren die russische Civilisation im Allgemeinen für faul und erlogen zu halten, trotz Hrn. von Arnstein's feierlicher Versicherung daß ihm „während eines russischen Aufenthalts von sieben Monaten in den höhern Ständen kein Mann begegnete der nicht ausgezeichnet gebildet gewesen, und in denselben sieben Monaten aus dem Volke kein dummer Russe in den Wurf kam". Auch der Umstand daß in dem vorliegenden Buche ein guterzogener, vornehmer, weitgereister Livländer die Feder mit Geschicklichkeit und Anmuth führt, einige Belesenheit und einen recht achtbaren Kunstsinn andentaglegt, wird jene 90 nicht bekehren; sie werden allerdings einräumen, was auch noch nicht bestritten worden ist, daß es in Rußland gebildete Männer und glänzende Gesellschaften gibt; ihr Urtheil über den „Koloß mit den thönernen Füßen" wird dadurch aber nicht um ein Iota geändert.

Digitized by Google

Der Theil des Tagebuchs aus dem wir am meisten gewünscht hätten etwas Wissenswerthes zu erfahren enthält dessen am wenigsten, was wir indeß dem Verfasser nicht verargen wollen, da er als Russe wichtige Rücksichten zu nehmen hat wenn er über Rußland schreibt. Was er uns aus seinem Vaterlande mittheilt ist denn auch von der Art daß es nicht blos die wiener belagerungszuständliche Preßfreiheit, sondern auch die petersburger Censur hätte aushalten können. Alles Russische was uns hier vorgeführt wird ist durchaus tadellos. Zunächst die große Kunststraße von Petersburg nach Moskau. „Es ist dem Reisenden dabei zu Muthe als reise er unter den Augen des Kaisers.“ (Muß doch etwas genant sein.) „Und die Regierung, die an den Bau dieser unvergleichlichen Chaussee Summen verwandte für die es dem Auslande an einem Maßstabe fehlt, baut der Chaussee jetzt eine Eisenbahn nach!“ (Der Verfasser vergißt uns zu sagen ob das Geld dazu aus der mysteriösen Schatzkammer in der Peter-Pauls-Festung oder sonstwoher fließt.) In Moskau wird unser Reisender von dem großartigen Glanze der höhern Gesellschaftscirkel entzückt; namentlich übertreffen die Assembléen im Paschkow'schen Palast alles Denkbare: auch hierbei „fehlt es dem Auslande an jedem Maßstabe“. Der Reichthum in silbernen und goldenen Schüsseln auf denen soupirt wurde, der Luxus in den Livréen der zahllosen Dienerschaft, in der großartigen Beleuchtung, der Geschmack in der Decoration der Treppen, das Innere endlich, wo man nur Blumen und Fruchtbäume sah, war in der That außerordentlich und wiederholte sich in den drei bis vier Häusern ersten Ranges in Moskau. „Ein anspruchsloses, sorgenfreies, insichgeschlossenes Leben war das dieser lebenslustigen, liebenswürdigen Menschen!“ Das geht so Tag für Tag in diesen „anspruchslosen“ Kreisen, und man kann sich in der That kein schöneres Schlaraffenleben wünschen. Wohl Dem der zu den wenigen Hunderten gehört die in Moskau Zutritt auf den Paschkow'schen oder Massalow'schen Bällen haben, und nicht zu den vielen Millionen die ein minder „anspruchsloses“ Dasein fristen. Von diesen Letztern erfahren wir in dem ganzen Capitel über Rußland gar Nichts. Nach einer Reihe von Diners, Soupers und Bällen geht die Reise weiter über Odessa nach Konstantinopel. Von da an bekommt die Darstellung einen lebhaftern Schwung; man merkt recht deutlich daß dem Verfasser jetzt nicht mehr ganz so zu Muthe ist „als reise er unter den Augen des Kaisers“. Zwar nichts Neues bietend, aber in ansprechender, oft poetischer Weise schildert er die Eindrücke welche Konstantinopel mit seinen Umgebungen auf ihn gemacht hat. Unvermeidlich sind freilich auch hier die Beschreibungen von Diners und Bällen, und ganz natürlich erscheinen die von dem russischen Gesandten gegebenen als die prächtigsten und angenehmsten. Zu einem solchen Feste war auch das türkische Ministerium geladen, und der Verfasser bemerkte daß diese frommen Muselmänner den Champagner wie Wasser tranken: sie hatten in Erfahrung gebracht daß derselbe ein Fabrikat ist das der Prophet nicht kennen, mithin auch nicht verbieten konnte. Auf einem Balle den der englische Gesandte in Therapia gab hatte der Verfasser Gelegenheit „den Abgrund kennenzulernen der russische Humanität von englischem Egoismus, von der Starrheit englischer aristokratischer Formen trennt“. Der Zufall fügte es daß der Verfasser bei Tafel neben einer englischen Dame zu sitzen kam; Nichts war natürlicher als ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, zumal er dies englisch führen konnte; sie würdigte ihn indeß keiner Antwort, nur — weil er ihr nicht vorgestellt worden war! Ja, die Engländer sind großentheils recht unmanierlich und schroff; sie werden wol auch niemals weder die russische Humanität lernen, noch die ebenso zuvorkommende als nachgiebige Artigkeit die gewisse andere Nationen so vortheilhaft auszeichnet. Zur Strafe dafür sind aber auch die Engländer in der ganzen Welt so übelberüchtigt daß ihnen Keiner zunahekommen mag; der humane Russe bleibt kalt gegen die groben Insulaner, wogegen er den freundlich unterthänigen Nachbarn seine heißeste Liebe weiht und sie immer fester und inniger in seine Arme schließt.

Die freigebige Natur, sonst im Orient von den trägen Menschen vernachlässigt, wird in der Umgegend von Konstantinopel von bemittelten Franken, namentlich in dem Gartenbau und der Obstzucht, trefflich benutzt und vervollkommnet. Sie haben die erstaunlichsten Pfropfresultate erlangt. Glaubwürdige Personen versicherten den Verfasser daß es dem Dragoman der russischen Gesandtschaft gelungen sei in einer und derselben Frucht den Apfel, den Pfirsich und die Orange zu vereinigen. Gesehen hat der Verfasser die Frucht nicht, weil es noch zu früh im Jahre war; aber den Baum hat man ihm gezeigt, was ihn daran erinnerte daß er einst auf den Boulevards in Paris ein Schild mit der Inschrift fand: „Fruit incestueux d'une carpe et d'un lapin. Entrée deux sous.“ Als der Wißbegierige zu dem Holzschuppen hineintrat, zeigte man ihm einen in einer Vase schwimmenden Karpfen mit den Worten: „Voici la mère, le petit est sorti pour le moment avec le père.“ Nicht selten würde bei den Wundergeschichten der Reisenden, wenn man darauf bestünde an Ort und Stelle die Wahrheit mit eigenen Augen zu prüfen, die Ausrede: „Le petit est sorti!“ zur Anwendung kommen; doch müssen wir unserm reisenden Livländer bezeugen daß uns in seinem ganzen Buche keine derartigen Charlatanerien vorgekommen sind.

Ohne Uebergang und augenscheinlich in einer viel spätern Periode versetzt uns der Verfasser nach Spanien; was er über die Natur und das Volk dieses Landes sagt zeugt für richtige Beobachtung, bringt aber nur Bekanntes. Mit besonderer Vorliebe weilt er in der Kathedrale von Burgos und in dem Museum von Madrid, dessen vorzüglichste Bilderschätze er als Kenner behandelt. Mit ebenso vollständiger Befähigung wie hier von der Malerei und Baukunst, spricht er an anderm Ort über die Musik; die letzten Blätter enthalten eine geistvolle Analyse des Violinconcerts von Beethoven welches Vieuxtemps während der Fastenzeit in Petersburg vortrug. Aus den übrigen Mittheilungen, welche das Buch schließen, bestätigt es sich daß Petersburg an musikalischen Genüssen der besten Art reich ist; wenn aber der Verfasser am Ende der Beschreibung einer musikalischen Abendunterhaltung bei einem dortigen Grafen sagt: „Von keiner so großartigen, in sich vollendeten Soirée in einem Privathause hat man in Deutschland, Frankreich und Italien keinen, in England einen nur approximativen Begriff“, so glauben wir daß er sich diesmal einer mehr als pflichtmäßigen Uebertreibung seines russischen Patriotismus schuldigmacht.

29.

Notiz.

Autographenpreise in Frankreich.

Bei dem Verkaufe von Handschriften des Hrn. Villenave im Januar 1850 ward ein Wort der Prinzessin von Lamballe ohne Datum, ohne Unterschrift für 56 Francs erstanden. Für einen Brief des Sängers von „Childe Harold“ hat man nicht weniger als 63 Francs bezahlt. Ein Jansenius kostete 40 Francs. Zehn Zeilen von Marie Antoinette an die Prinzessin von Lamballe wurden nicht einmal um 80 Francs abgelassen. Die unglückliche Königin hatte aber auch ihr ganzes Herz und all ihre rührende Grazie in diese Zeilen gelegt. Einen Marat verkaufte man für 40 Francs, einen Lafontaine für 103 Fr. Auch die modernen Schriftsteller werden nicht verschmäht von der Autographenwuth, jedoch haben ihre schönsten Federzüge nur geringen Kaufwerth, vorausgesetzt daß sie der Bosheit des Sammlers nicht irgend ein besonderes Skandal bieten. Man kann einen Lamartine für weniger als einen kleinen Thaler haben, Victor Hugo gilt nicht höher, George Sand ist etwas gesuchter, die Handschrift vom Dichter der „Lisette“ und vom „Dieu des bonnes gens“ steht noch am besten im Preis.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 84. — 8. April 1851.

Der Maiaufstand in Baden.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Zu den am wenigsten erbaulichen Zügen aus dem pfalz-badischen Aufstande gehört nach unsern Begriffen die thätige Theilnahme vielgenannter Frauen, die sich in der Amazonenrolle gefielen. Da sie also in dieser Beziehung die Männerarbeit theilten, so dürften sie umsomehr berechtigt erscheinen der That auch das Wort und die Schrift folgen zu lassen. So hat Frau Emma Herwegh ihre Abenteuer im April 1848 veröffentlicht in der Schrift:

4. Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverrätherin (Emma Herwegh). Grünberg, Levysohn. 1849. 8. 7½ Ngr.

Das Seitenstück zu dieser, schon auf dem Titel renommirenden Schrift ist:

5. Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Den deutschen Frauen gewidmet von Amalie Struve. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1850. Gr. 12. 20 Ngr.

Nach einem einleitenden Abschnitt mit der Ueberschrift „Meine Vergangenheit, Lebensansichten und Grundsätze" zu schließen ist die Verfasserin, die Gattin des vielgenannten Gustav Struve, eine Frau von nicht nur weiblich mildem und aufopferndem Sinne, sondern neigt selbst zu idealistischer und sentimentaler Schwärmerei hin; und der Verlauf des Buchs straft diesen Charakter nicht gerade Lügen. Frau Struve schwärmt mit aller Entschiedenheit für die Republik, aber sie ist ihr mehr eine Glaubenssache als eine Foderung zu der sie durch politische Einsicht und begründete Ueberzeugung gelangt wäre. Dafür hält sie sich aber auch von der persönlichen Bitterkeit und Gehässigkeit ziemlich frei, welche in den Schriften ihrer männlichen Glaubensgenossen fast ausnahmslos hervorbricht. Allerdings werden die Inhaber und Vertheidiger fürstlicher Würde nicht gerade glimpflich behandelt und andererseits Brentano hart genug beurtheilt, doch aber macht die ganze Darstellung insofern einen nicht eben ungünstigen Eindruck als neben dem Willen die Wahrheit zu geben überall mehr die Sache um die es sich handelt als die dabei zufällig betheiligten Personen im Auge behalten sind. So ergeht sich denn die Verfasserin möglichst wenig in Tiraden und Raisonnements, sondern gibt eine fortlaufende schlichte Erzählung ihrer Erlebnisse, die uns ungleich mehr zugesagt hat als Alles was sonstige Theilnehmer des Aufstandes in die Welt geschrieben haben. Geschichtlich Eigenthümliches bietet die Schrift nicht, doch nehmen wir Act von dem Zugeständniß: daß „sich die Führer des Maiaufstandes hinter den Schild der Reichsverfassung versteckt" haben (S. 131), ein Vorwand den, wie wir oben sahen, Raveaux festzuhalten vergeblich bemüht ist. So fehlt es von Seiten der Bewegungspartei selbst nicht an dem Bekenntniß, auf wie unhaltbarem und unlauterm Grunde ihr ganzes Unternehmen aufgebaut war.

Indem wir uns damit begnügen von den Vertheidigern des Umsturzes und der eigenen Betheiligung an demselben die bisher erwähnten zu besprechen, fällt uns von der Gegenseite zuerst in die Hand:

6. Aus dem Kraichgau. Eine Skizze zur Geschichte der Revolution in Baden. Zweite, umgearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Mohr. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die erste Hälfte dieser kleinen Schrift schildert ausführlich und anschaulich diejenigen Theile des Revolutionsschauspiels welche der Verfasser in seinem Wohnorte Sinsheim mit eigenen Augen zu sehen unerwünschte Gelegenheit hatte. Daß so Alles oder doch fast Alles in seiner Erzählung auf der eigenen Anschauung des Darstellers beruht, entschädigt dafür daß eine zusammenhängende Erzählung der revolutionnairen Unternehmungen hier natürlich nicht geboten werden kann. Sehr unerquicklich, aber allem Anschein nach nur zu wahrheitstreu ist das Bild von der unter den Aufständischen herrschenden Zuchtlosigkeit, Demoralisation und völligen Verwirrung aller politischen und rechtlichen Begriffe und dem von ihnen geübten Schreckensregiment wie es hier entworfen wird. Nach solchen Erlebnissen mußte freilich jeder nicht ganz Verblendete das Eintreffen regulairer Truppen, ja selbst den Belagerungszustand, dessen Permanenz man damals nicht voraussah, mit Freuden begrüßen. Der zweite Theil des Schriftchens enthält politische Betrachtungen und Wünsche für den Neubau des badischen Staats. Der Verfasser hat offenbar vor dem März 1848 zu der jetzt sogenannten altliberalen Partei gehört und sich mit ihr nach dem Scheitern des frankfurter

Werks den Bestrebungen für die preußische Union angeschlossen. Auf ihre Verwirklichung setzt er seine Hoffnung; sie ist vergeblich gewesen, und so ist es hier nicht mehr nöthig auf ihren Inhalt näher einzugehen, der mit der Wärme der Ueberzeugung, aber nicht ohne einige Breite vorgetragen wird und der bei politischen Darlegungen doppelt nöthigen Präcision vielfach entbehrt. Doch soll nicht unerwähnt bleiben daß der auf dem Titel angegebene materielle Zweck des Schriftchens auch innerhalb desselben eine Begründung und Ausführung erhält die den mit wahrem Wohlwollen in die Zustände des Volkslebens eingehenden Beobachter verräth.

7. Eine Reihe trefflicher Aufsätze über die badischen Verhältnisse der letzten Jahre, die auch ihrem äußern Umfange nach ein ziemliches Buch bilden, enthält die „Gegenwart"; es sind folgende: „Baden vor den Ereignissen von 1848" (II, 321—359), „Baden im Frühjahre 1848" (III, 443—486), „Die Revolution in Baden seit dem Septemberaufstande 1848 bis zum Ende der Katastrophe von 1849" (III, 506—565), „Der pfälzisch-badische Krieg vom Jahre 1849" (V, 128—168).

Die drei ersten dieser Aufsätze, welche ein zusammenhängendes Ganzes bilden, sind aus einer und derselben Feder geflossen, und man dürfte kaum irren wenn man ihren Verfasser unter den hervorragendsten Mitgliedern der constitutionnellen Partei in Baden sucht. In höchst fesselnder Darstellung entfaltet derselbe das seltene Geschick soweit in das Detail einzugehen daß der Leser ein vollständiges Bild der besprochenen Gegenstände erhält und die daraus hergeleiteten Folgerungen auf durchaus ausreichender Begründung beruhen, und doch zugleich die Ueberlastung mit Einzelheiten zu vermeiden, die jeden Gesammtüberblick erschwert. Meisterhaft ist der eine Grundgedanke durchweg festgehalten und als richtig nachgewiesen: daß die Wurzel alles des Uebels welches seit dem März 1848 über Baden hereingebrochen in der vormärzlichen Bundestagsweisheit und ihrer, hauptsächlich durch Hrn. von Blittersdorf repräsentirten scheinconstitutionnellen Politik gelegen habe. Und auch dann noch als diese Persönlichkeit an der Spitze der Geschäfte nicht mehr haltbar gewesen, habe man sich nur halb und zögernd der bessern Einsicht hingegeben; so sei namentlich der treffliche Bekk dadurch von vornherein vielfach gelähmt gewesen daß er nicht die Seele eines ganz neuen Ministeriums geworden sei, sondern sich in eine Gemeinsamkeit mit Männern des alten Regime habe hineinziehen lassen, die erst im März 1848 ganz abgestoßen wurden, wo Bekk sich wenigstens bei seinen radicalen Gegnern mancherlei Vorwürfen und Verdächtigungen wegen seiner bisherigen Genossen nicht mehr ganz erwehren konnte. Ebenso klar und nicht blos für Baden richtig ist die Darlegung, wie sich seit dem März 1848 innerhalb der badischen Kammer und außerhalb derselben die „eigentlich" constitutionnelle und die republikanische Partei scharf voneinander sonderten, während sie sich früher während des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind der grundsätzlich längst vorhandenen Sonderung selbst kaum bewußt geworden waren. Weist unser Verfasser sonach die ersten Ursprünge des Uebels ganz woanders nach als in den Kreisen und Parteiungen durch die es später zum Ausbruch kam, unterläßt er es namentlich nicht auf den in Baden seit langen Jahren einheimischen bureaukratischen Schlendrian und die an Haupt und Gliedern höchst mangelhafte Heereszucht hinzuweisen, so ist er doch weit davon entfernt in alledem eben mehr als eine Erklärung, etwa gar eine Rechtfertigung des spätern revolutionnairen Unsinns, des Heckerthums, des Freischaren- und wohlorganisirten Clubwesens zu finden. Vielmehr findet Dies eine ebenso strenge Beurtheilung von seiner Seite als die vormärzlichen Sünden, und dabei wird man dem Verfasser nirgend eine über Beurtheilung der Thatsachen hinausgehende Vorliebe für irgend eine Partei oder Persönlichkeit vorwerfen können. Möge es denn nicht die Stimme eines Predigers in der Wüste sein, wenn es am Schlusse seiner Darstellung heißt: „Wollte man in die Wege wieder einlenken die im März 1848 verlassen werden sollten, so wird man Baden und vielleicht ganz Deutschland in jenes Chaos zurückwerfen dem wir mit Waffengewalt kaum und nothdürftig entronnen sind." Der letzte der oben angeführten Aufsätze in der „Gegenwart" ist verfaßt von einem „Militair, der die Ereignisse und Zustände im Lager der Aufständischen, um die es sich hier wesentlich handelt, selbst durchlebte". Ist dieser Parteistandpunkt des Verfassers auch nicht ganz zu verkennen, so wird ihm doch jeder unbefangene Leser gern zugestehen daß er als Geschichtschreiber, nicht als Parteimann gearbeitet und das bisher fast nur in parteiischen Streitschriften zerstreute Material zu einer militairischen Darstellung des pfälzisch-badischen Kriegs zu einer sehr erfreulichen Klarheit und Uebersichtlichkeit verarbeitet hat. Einzelne Theile der kriegerischen Operationen erlangen freilich auch hier noch keine ganz ausreichende Beleuchtung, so namentlich Mieroslawski's sogenannter „Flankenmarsch" von Waghäusel nach Rastatt, die Bewegungen des Peucker'schen Corps und die mangelhafte Verbindung des letztern mit den Heerabtheilungen unter dem Prinzen von Preußen, bei welcher letztern allerdings wol politische Beweggründe mit den „strategischen Rücksichten" Hand in Hand gegangen sein mögen; doch vermögen diese Mängel, welche zu beseitigen wol nicht in der Macht des Verfassers lag, den Werth des Aufsatzes nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

Wir reihen hieran die Erwähnung eines Buchs welches einen Theil der Kriegsereignisse in Baden auf eine Weise bespricht welche zwar nicht gerade von geschichtlichem Werthe ist, aber zu den besten Genremalereien durch die Schrift gehört; es ist dies der zweite Band der

8. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer hat bekanntlich den östreichischen Feldzug von 1849 in Italien als Liebhaber oder Zuschauer mitgemacht, und durch die zuvorkommende Freundlichkeit mit

welcher er in Radetzky's Hauptquartier aufgenommen wurde eine sehr begünstigte Stellung eingenommen; die Ergebnisse seiner Beobachtungen enthält der erste Band und die erste Hälfte des zweiten Bandes des vorstehend genannten Werks. Von der Beschießung von Malghera aus „eilte der Verfasser nach Stuttgart zurück," wo er gerade zur rechten Zeit anlangte um den Einzug und bald den trübseligen Abzug des Rumpfparlaments nebst allen dazwischenliegenden Ereignissen zu erleben. Wenige Tage später begab er sich nach Baden, wo er eben noch zu der Belagerung von Rastatt eintraf, unter sehr angenehmen Verhältnissen deren Ende abwartete und sich dann mit dem preußischen Hauptquartier zu kurzem Aufenthalt nach Freiburg begab. Eine zusammenhängende Geschichte des badischen Feldzugs bietet Hackländer also schon deshalb nicht, weil er nur das minder blutige Ende desselben aus eigener Anschauung kennt; mit desto größerm Behagen aber ergeht er sich in Schilderungen wie sie der Titel seines Buchs erwarten läßt, und der Leser folgt denselben mit um so größerm Genusse, da Hackländer unstreitig zu denjenigen Schriftstellern der neuesten Zeit gehört welche in der Kunst mit Worten zu malen das Vollkommenste leisten. Allerdings ist seine Darstellung eine glänzende Verherrlichung des preußischen Heers und seiner Führer, was wir jedoch umsoweniger tadeln mögen, da wir einestheils des Verfassers hohe Meinung von der Trefflichkeit des preußischen Heers vollkommen theilen, andererseits die hier gegebenen Schilderungen auch dadurch ansprechen daß sie sich keineswegs auf den Heerführern dargebotene Huldigungen beschränken, sondern vielmehr mit Vorliebe die sittliche und kriegerische Tüchtigkeit der Soldaten hervorheben. So ist denn dieser Detailmalerei, in welche unter andern Actenstücken namentlich sehr hübsche Berichte preußischer Unteroffiziere über ihre Patrouillengänge aufgenommen sind, der Werth nicht abzusprechen, den zierliche Randzeichnungen erläuternd und ergänzend neben Hauptwerken ernsten Gehalts wol anzusprechen berechtigt sind. Daß Hackländer auf die badischen Freiheitshelden unbedingt und nachsichtslos schlecht zu sprechen ist, machen wir ihm durchaus nicht zum Vorwurf, er hat seine Parteistellung einmal als ziemlich naher Grenznachbar der Reaction und entschiedener Freund des Soldatenthums eingenommen; auch enthält er sich alles eigentlich politischen Raisonnements so ziemlich. Noch besser freilich hätte er gethan dieses Gebiet nie und nirgend zu berühren, da Das nicht eben seine Sache zu sein scheint; sonst wäre ihm wol kaum die absurde Aeußerung entschlüpft (S. 288): das Ministerium Bekk habe „die offenburger Punctationen anzunehmen nicht Muth, nicht Einsicht" gehabt, denn gerade von Hackländer's Standpunkt aus können wir am wenigsten begreifen wie er die allgemeine Amnestie, die unbedingte Annahme der Reichsverfassung und die Einsetzung eines Ministeriums Brentano selbst unter den damaligen Umständen für ein Werk des Muths oder der Einsicht habe halten mögen. Indessen dergleichen wahrscheinlich in einem unbewachten Augenblick geschriebene Worte liegen außerhalb der Aufgabe die Hackländer sich gesetzt hatte, und diese hat er mit Geschick, Sachkenntniß und Anmuth gelöst.

Des „Krieges Stürme" schwiegen nach dem Falle von Rastatt, doch von „Gesang und Tanz" folgte den blutigen Schlachten nicht viel, sondern die traurige Thätigkeit strenger Gerichte mußte immer weiter und weiter umsichgreifen. Zu den traurigsten Folgen des Aufstandes gehörte es daß die schon begonnene Einführung der Schwurgerichte auf unbestimmte Zeit mußte verschoben werden. So waren Diejenigen in mancher Beziehung im Vortheil welche vor die Kriegsgerichte gestellt wurden, sie waren wenigstens bald über ihr Schicksal im Klaren, während Diejenigen die vor die ordentlichen Gerichte verwiesen wurden alle Qual und Langsamkeit des alten Verfahrens durchzumachen hatten. Ueber einen derartigen Proceß liegen dankenswerthe actenmäßige Mittheilungen vor in:

9. Der Hochverrathsproceß des praktischen Arztes Dr. Rudolf Welcker, actenmäßig mitgetheilt durch dessen Vater Karl Welcker. Manheim, Bassermann. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dr. R. Welcker war vor dem Ausbruch des Maiaufstandes thätiges und eifriges Mitglied des Kreisausschusses der Volksvereine für den Kreis Freiburg, aus welchem er jedoch schon vor der offenburger Versammlung austrat; während der Revolution übernahm er die Bildung und provisorische Leitung des Militairsanitätswesens. Hierfür wurde er nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft, von welcher er fünf in den rastatter Casematten verbringen mußte, von dem Hofgericht des Oberrheinkreises unter dem 9. März 1850 zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von drei Jahren oder in völliger Absonderung von zwei Jahren und solidarisch zu Tragung aller Kosten verurtheilt. Der würdige Kenner deutschen Staatsrechts theilt nun nach einem kurzen, durchaus parteilos gehaltenen Vorworte den Wortlaut des Urtheils gegen seinen Sohn nebst Entscheidungsgründen, die ausgezeichnet klare und bündige Recursbeschwerdeschrift des Rechtsanwalts Fürst und die Selbstvertheidigung des Angeklagten mit. Die beiden letzten Schriftstücke machen das erste völlig unbegreiflich, man müßte denn annehmen daß bei der Urtheilsfindung Umstände mitgewirkt haben die in die Entscheidungsgründe nicht aufgenommen wurden, oder daß das im höchsten Grade überhäufte Gericht die Natur des einzelnen Falles nur sehr oberflächlich erforscht habe. Bestände das hier mitgetheilte Urtheil zu Recht — und es ist uns unbekannt welchen Erfolg der eingelegte Recurs gehabt hat —, so wäre damit die Lehre von dem entfernten Versuche zum Hochverrath, die einst in dem Jordan'schen Proceß eine so ärgerliche Rolle spielte, wieder vollständig in Gültigkeit, und selbst der Beweis eines solchen entfernten Versuchs steht hier auf äußerst schwachen Füßen, da z. B. das Urtheil durchaus keine Rücksicht auf des Angeklagten Austritt aus dem Volksverein vor Beginn der Revolution nimmt und die bis dahin gesetzlich zulässige und von Seiten der Regierung nie angefochtene Existenz und Thätigkeit der Volks-

Digitized by Google

vereine nachträglich dem einzelnen Mitglied zum Verbrechen machen will. Auf diesem Wege hätte es freilich wahr werden müssen, was mancher gefangene Freischärler äußerte: daß man nur ganz Baden in ein einziges großes Zuchthaus verwandeln möge. Die militairärztliche Thätigkeit des Angeklagten rechtfertigt dessen Vertheidiger kurz und schlagend durch Hinweisung auf die analogen Bestimmungen in den Duellgesetzen aller Länder. Es ist seit dem besprochenen Urtheil in Baden für viele einzelne Fälle Begnadigung eingetreten; der vorliegende Fall beweist hinlänglich die Nothwendigkeit derselben im Sinne des höhern Rechts.

Wir schließen hiermit die Reihe der Schriften welche Thatsächliches aus dem badischen Aufstande im Ganzen oder Einzelnen schildern, und werden in einem zweiten Artikel diejenigen Werke zusammenfassen die eine kritische Beleuchtung desselben vom Standpunkte der Politik aus geben.*) 50.

Der reitende Charon, eine mythologische Abhandlung von W. Furtwaengler. Konstanz. 1849.

Es ist jedenfalls von hohem Interesse, und es führt zu mancherlei nicht unwichtigen Aufschlüssen in den Erscheinungen welche das heutige Griechenland darbietet, Züge des Alterthums nicht blos aufzusuchen und dem Gange der Entwickelung welchen sie genommen nachzuforschen, sondern auch solche Züge in dem Leben der Gegenwart zu entdecken und ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem griechischen Alterthume nachzuweisen. In einzelnen Sitten und Gebräuchen des Volks ist Dies ebenso leicht thunlich als es in Ansehung der Sprache selbst, die das griechische Volk der Gegenwart redet, nicht nur im Allgemeinen der Fall ist, sondern sich auch im Einzelnen auf eine überraschende Weise darthun läßt. Bei der Fülle des Stoffs der in jener Beziehung sowol in der Natur des Landes als im Geiste des Volks sich vorfindet, sind besonders die religiösen Vorstellungen von Wichtigkeit, welche in ihrer alten Quelle nicht zu verkennen, durch spätere Einflüsse nur wenig modificirt, vorzüglich in Volkssagen niedergelegt sind. Dieser Sphäre gehört nun auch die im Volksglauben der Neugriechen fortlebende Sage des reitenden Charon an, mit der sich die vorliegende Abhandlung beschäftigt. Allerdings kennt die neugriechische Vorstellungsweise den Fährmann des griechischen Alterthums, den altgriechischen Charon, in diesem Sinne nicht; derselbe hat sich vielmehr in seiner äußern Darstellung nur in dem Charos der Neugriechen (χάρος, χάροντας) erhalten, aber dieser Charos, namentlich insofern die neugriechische Volkssage ihn als Reiter darstellt, hängt theils seiner innern Bedeutung nach, als Tod, Gott des Todes, theils auch in jener äußern Darstellung mit dem griechischen Alterthume genau und eng zusammen. Dies nachzuweisen ist der Zweck dieser Abhandlung, und in geistreich combinirender Weise gelingt Dies dem Verfasser, indem er darthut daß die Idee des reitenden Charon in ihrem Ursprunge auf Indien zurückweist, sich mit Vorstellungen des uralten Lichtcultus verband, und aus Asien nach Thracien herüberkam, von wo aus sie sowol den germanischen als den griechischen Völkern gemeinsam blieb. Denn auch die altgermanischen Volkssagen kennen den Tod als Reiter (Grimm's „Deutsche Mythologie", zweite Ausgabe, II, 799 fg.), wie der alte Hellenismus ihn in dieser Gestalt z. B. bei Homer, namentlich aber in der pelasgisch-etruskischen Kunst kennt, und wie ihn nun auch auf hellenischem Boden der neugriechische Volksglaube bis auf den heutigen Tag treu festgehalten hat. Das ist im Wesentlichen der Kern der vorliegenden Abhandlung. Dieses interessante Ergebniß der Forschungen des Verfassers muß aber für einen Jeden anziehend sein der, ohne auf diese Forschungen selbst und auf eine nähere Prüfung sich einlassen zu können, die Wichtigkeit der eingangsgedachten Bemerkung ins Auge faßt. Nur von dieser Seite aus betrachtet, haben wir hier das Vorstehende sagen zu müssen gemeint, das Weitere den Kennern und Forschern des indogermanischen Alterthums und des darauf ruhenden Hellenismus überlassend. Ihrer Aufmerksamkeit und einer nähern Prüfung sind die Forschungen des Verfassers jedenfalls werth, und namentlich heutzutage macht die Wissenschaft selbst diesen Anspruch für letztere besonders geltend. 51.

*) Dieser zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Bibliographie.

Boas, E., Schiller und Goethe im Xenienkampf. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Cooper, C. F., Licht und Trost am Grabe. Verden, Tressan. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Döllinger, J., Luther, eine Skizze. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 8 Ngr.

Europa und Nordamerika. I. Die allgemeine Politik Machiavelli's verglichen mit den politischen Grundsätzen und Einrichtungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. II. Die Vereinigung der Staaten Europa's zu einer europäischen Union nach nordamerikanischen Grundsätzen. In zwölf Briefen an Dr. Frdr. Wilh. Ebeling von Dr. A. und Dr. B. in Sachsen. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Kohl, J. G., Der Rhein. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Liszt, F., De la fondation-Goethe à Weimar. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Lübker, F., Die Sophokleische Theologie und Ethik. 1ste Hälfte. Kiel, Schwers. Gr. 4. 22½ Ngr.

Rank, J., Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. 1ste Gesammtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Scenen aus der Belagerung Wiens 1848. Butzbach. 1850. 16. 7½ Ngr.

Scharffenberg, S., Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schücking, Levin, Der Bauernfürst. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Baltzer, E., Das Gesetz der Einheit in der Welt und im Menschenleben. Rede den 6. Dec. 1850 gehalten. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Wahrheit macht frei. Rede den 22. Sept. 1850 gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 1½ Ngr.

Heiller, C., Predigt gehalten am Sylvester-Abend des J. 1850. Preßburg, Wigand. Gr. 8. 3½ Ngr.

— — Wallfahrts-Predigt bei Gelegenheit der Preßburger Votiv-Procession nach dem Gnadenorte Maria-Zell daselbst gehalten am 21. Aug. 1850. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Lütken, C., Ein Wort zur Vertheidigung meiner Schrift: „Offene Antwort auf den Offenen Brief des Hrn. Prof. Biedermann." Als Erwiederung eines Artikels in dem Hamburger Unpartheiischen Correspondenten, Nr. 251. Kopenhagen, Reitzel. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Runzler, W., Beiträge zur Geschichte des Proletariates in der Oberpfalz. Nördlingen, Beck. 8. 6 Ngr.

Sachse, Die Nothwendigkeit der Bildung freier Gemeinden außerhalb der Kirche. Rede, gehalten am 10. Oct. 1850. Dessau. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 85. —— 9. April 1851.

Johann Georg Müller.

Manchen unserer Leser wird vielleicht der Name der die Ueberschrift dieses Aufsatzes bildet ganz unbekannt sein, aber wir hoffen daß sie uns die nachstehenden Mittheilungen über einen der trefflichsten Zeitgenossen freundlich verdanken und vielleicht sogar das Buch zur Hand nehmen werden, in welchem sie in gut gehaltener Ausführlichkeit finden werden was wir ihnen hier nur in beschränkterm Abriß vorlegen können. *) Unsere Leser werden uns danken, wiederholen wir mit überzeugungsvollem Vertrauen: denn Müller war einer von jenen seltenen Menschen die unsere an tüchtigen, harmonisch ausgebildeten Charakteren so arme Zeit zu sehen nicht gewohnt ist. Neben der alltäglichsten Philisterhaftigkeit und beschränkten Lebensanschauung, die sich da abmüht das unablässig rollende Rad der Zeit aufzuhalten, und das bodenlose Faß ihrer Staatsweisheit mit Preßgesetzen und Belagerungszuständen zu verstopfen, erscheint höchstens noch — und oft sogar Hand in Hand mit jener — ihr ebenso schwächlicher Gegensatz, hohle Schwärmerei, welche, alles praktischen Elements bar, nur an die Verwirklichung von Hirngespinnsten denkt, und von Hohenstaufischen Kaiserreichen oder von communistischer Weltbeglückung träumt, statt mit Begeisterung für einen großen lebensfähigen Gedanken zu kämpfen. Denn darin liegt eben der mächtige Unterschied zwischen Schwärmerei und Begeisterung, daß diese, obgleich zum höchsten Gedankenflug sich erhebend, doch nur stets das Praktische, das Erreichbare, das Nothwendige, mit Einem Worte, das Leben zum Ziel ihrer Thätigkeit macht, während die Schwärmerei nur nichtigen Nebelgebilden nachjagt, aus denen sich nie und nimmermehr Lebensvolles gestalten läßt. Der Schwärmer ist stets ein Schwächling, der nichts Bleibendes zu erzeugen vermag, daher denn auch die Schwärmereien der Paulskirche als leere Seifenblasen zerplatzen mußten; nur der kräftige und seiner Kraft sich bewußte Mensch ist der Begeisterung fähig — und ein solcher Mensch war Müller. Zwar war ihm nur eine kurze Lebenszeit beschieden; aber so kurz sie war, so reich war sie an geistiger Entfaltung: die Ideen die er in seinen mannichfaltigen Werken niedergelegt sind nicht mit ihm zu Grabe getragen worden; sie werden früher oder später verwirklicht werden und mannichfaltigen Segen verbreiten. Doch wollen wir unsere Leser selbst urtheilen lassen.

Johann Georg Müller wurde am 15. September 1822 zu Mosnang, einem freundlichen Pfarrdorfe des schweizerischen Cantons St.-Gallen, geboren. Er war von vierzehn Kindern das sechste und der fünfte Sohn. Der Vater, ein Mann von tüchtigem und klarem Verstande, den er in allen seinen Geschäftsbeziehungen — er ist seines Berufs ein Gastwirth — bewährte, legte durch sein Vorbild den Grund zu jenem praktischen Sinn, der den Sohn auch im höchsten Fluge künstlerischer Begeisterung nie verließ; der liebevollen, an Herz und Geist reichen Mutter verdankte er den milden, freundlichen Charakter, das reine, kindliche Gemüth und die tiefe Frömmigkeit die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Als der Vater später seinen bisherigen Wohnort mit dem benachbarten Städtchen Wyl vertauschte und daselbst neben dem neuerbauten Gasthof ein ausgedehntes Fabrikgeschäft einzurichten beschloß, um alle seine Söhne daran zu betheiligen, da er die schöne Familiengemeinschaft in welcher dieselben erwachsen auch auf das praktische Leben auszudehnen wünschte, so sollte Georg Färber werden; allein dem Antrag des Vaters setzte der zwölfjährige Knabe ein entschiedenes Nein! entgegen, denn, fügte er hinzu: „er wolle Dichter werden!“ So entschloß sich sein Vater ihn in die Cantonsschule nach St.-Gallen zu schicken, wo er bald der beste und wegen seines vortrefflichen Charakters bei Kameraden und Lehrern beliebteste Schüler wurde. Schon damals als vierzehn- und funfzehnjähriger Knabe zeigte er nicht blos Lust, sondern auch entschiedenes Talent für die Dichtkunst: seine poetischen Versuche erregten durch den bei Knaben dieses Alters so seltenen Reichthum der Sprache, durch die leichte und gewandte Handhabung des Versmaßes und Reims, noch mehr aber durch die in solchem Alter noch seltenere Tiefe und Mannichfaltigkeit der Gedanken die Aufmerksamkeit desjenigen Leh-

*) Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben, von Ernst Förster. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1851. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

rers der die Aufgabe hatte die stilistischen Uebungen der Zöglinge zu leiten. So dichtete er damals eine Ballade vom Königssohne der die Krone vertauschte um die Dichtkunst als Braut zu umarmen. Mit besonderer Vorliebe aber ergriff er einen Stoff aus der Volkssage der ihm ebenso wol zu großen Naturschilderungen als zur Darlegung von bestimmter Denk- und Empfindungsweise Gelegenheit gab. Das war die Sage vom Gemsenjäger, der, über Klüfte und Felsabhänge, über Gletscher und tosende Gießbäche sein blutiges Ziel in die leben- und lautlose Einsamkeit verfolgend, anfangs glücklich ist, dann aber als ein Opfer seiner unersättlichen Jagdlust Leben und Beute zugleich verliert, und der flüchtigen Gemse, die ihre Freiheit durch den Tod rettet, in den schauerlichen Abgrund nachstürzt. Wir bedauern sehr daß Hr. Förster, der nicht nur die gereiftern Dichtungen Müller's als zweite Abtheilung der Biographie mittheilt, sondern auch in verständiger Auswahl frühere und spätere Versuche in die Lebensbeschreibung einreiht, wo sie die berührten Verhältnisse erläutern und den Standpunkt am sichersten bezeichnen welchen man bei der Beurtheilung Müller's einzunehmen hat: wir bedauern recht sehr daß er nicht auch das erwähnte Gedicht vom Gemsenjäger aufgenommen hat, weil es vielleicht unter allen poetischen Productionen des Künstlers diejenige ist welche dessen schaffenden Dichtergeist am klarsten offenbart. Wir erinnern uns der Stunde noch gar wohl in welcher der funfzehnjährige Knabe dieses Gedicht beim feierlichen Schluß des Schuljahrs öffentlich vortrug und mit demselben unter allen zahlreich versammelten Zuhörern die lebendigste Theilnahme hervorrief. Denn obgleich Georg auch körperlich entwickelter war als es in diesem Alter gewöhnlich der Fall ist, und der liebenswürdige Ernst seiner ganzen Erscheinung Bedeutendes von ihm erwarten ließ: so war der Eindruck den seine Ballade hervorgebracht doch so gewaltig daß man sich kaum entschließen konnte sie für das Werk des Knaben zu halten, selbst als der obenerwähnte Lehrer versicherte daß sie in Anlage und Ausführung durchaus sein Eigenthum sei.

Auf diese schöne Weise schied Georg von der Schule, die ihren trefflichen Zögling zwar nur ungern, aber in der festen Ueberzeugung entließ daß er ihr wie dem Vaterlande Ehre machen würde.

Sein Vater hatte inzwischen mit Freunden über des Sohnes künftigen Beruf sich besprochen und sich entschlossen ihn dem Bauwesen zu widmen, und ohne ihm irgend eine Mittheilung zu machen mit dem Staatsbaumeister Kubli in St.-Gallen, bei dem er als Lehrling eintreten sollte, die nöthigen Verabredungen getroffen. Glücklicher hat gewiß noch Niemand für seinen Sohn gewählt, und man muß den feinen Sinn des schlichten Mannes bewundern, der sich bei seiner Wahl gewiß nicht blos von äußern Umständen leiten ließ. Als Georg den Willen seines Vaters erfuhr, jauchzte er laut auf und rief: „Das ist ja auch Dichtkunst!" In diesen Worten liegt Müller's ganzes Wesen vor uns, welches wesentlich auf Poesie beruhte, weshalb er denn nicht nur alle Verhältnisse des Lebens poetisch anschaute, sondern sie auch poetisch zu gestalten strebte. An und für sich ist weder die Architektur noch die Malerei, noch irgend eine andere Kunst schon poetisch; nur die schaffende Kraft des Menschen kann sie poetisch beleben. Und wie man geistreich behauptet hat daß Rafael auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er ohne Hände geboren worden: so darf man mit noch viel größerm Rechte vielleicht behaupten daß Müller seine poetische Schöpfungskraft auf jeden Beruf übertragen haben würde. Dieser Kraft ist es zuzuschreiben daß der Jüngling schon bei den ersten Schritten in seinem neuen Beruf die größte Selbständigkeit bewahrte, so innig er auch an seinem vortrefflichen, vielseitig gebildeten Lehrer hing, so gewissenhaft er dessen Rath und Lehre benutzte. Dieser hatte in München und Italien die entschiedenste Neigung für die antike Baukunst gewonnen, und er suchte daher seinen Schüler vorzugsweise in diese klaren und festen Gesetze derselben einzuführen. Auch hatte er bald die Freude zu sehen wie tief und geistreich der junge Zögling seine Mittheilungen nicht blos auffaßte, sondern zu seinem lebendigsten Eigenthum machte und in die Feinheiten der Formen und Verhältnisse der antiken Architektur eindrang. Aber dieser ließ sich, wie schon angedeutet, weder durch des verehrten Lehrers noch durch die lebendig erkannte Größe der alten Kunst bestechen. Und so schrieb er schon im April 1838, als ihm des Francesco di Giorgio Palast der Spannocchi in Siena zum Nachzeichnen vorgelegt worden war, Folgendes in sein Tagebuch:

Wenn man solche schöne Sachen länger betrachtet und in ihrer Wirkung untersucht, so wird man zugestehen müssen daß sich der reinflorentinische Stil ganz getrost neben den römischen und sogar den griechischen hinstellen darf. Seine äußere Simplicität und innere Schönheit wiegen mir ebenso viel als die römische Pracht, oft Ueberladenheit von außen, und seine Kernhaftigkeit spricht mich täglich mehr an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in Einem Hause von Ida von Düringsfeld. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1851. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das treue Bild eines Pensionslebens in Montreux wird dem Leser im vorliegenden Werk gegeben. In einem Zwiegespräch der Verfasserin mit dem Verleger, welches die Vorrede bildet, beklagt sich Letzterer daß Nichts im ersten Capitel vorgehe. Es geht auch eigentlich nicht viel im ganzen Romane vor, und wer großer Ereignisse bedarf soll das Buch aus der Hand legen. Zwei Pärchen finden sich zusammen nach mancherlei Hindernissen, bei den Ereignissen des alltäglichen Lebens, bei Spaziergängen, Mahlzeiten, Gesprächen u. s. w. Das eine Paar ist ein deutsches, das andere ein waadtländisches, und sehr verschiedenartig ist ihr Lieben und Sichverstehen. Der Roman spielt im Jahr „der verunglückten Versuche wo Frankreich eine Republik des Zufalls, Italien ein einiges Italien, Polen ein neues altes Polen, Prag ein Slawenbündniß mit einem constitutionnellen Rußland und Deutschland ein unmögliches Deutschland versuchte, ein Jahr dessen Motto sein mußte: «Viel Lärmen um Nichts.»" Es beginnt im October als farben die frank-

furter Nationalversammlung erklärt hatte daß man Kopenhagen ohne Flotte einnehmen müsse, während die preußische Nationalkammer erklärte das Heer müsse denken wie die Deputirtenkammer decretire, und Wien noch immer erklärte es werde eines großen Todes sterben. In der Pension zu Montreux ist man indeß der Ansicht daß die Wiener nicht so geschwind sterben, sondern den berühmten Ruf der französischen Garde: „Elle meurt, mais ne se rend pas“, umgekehrt sich aneignen würden. Die meisten der Pensionnaire sind nämlich aristokratischer Geburt und finden wenig Gefallen an den Ereignissen der Zeit und dem Treiben in Deutschland. Der deutsche Liebesheld, Hr. von Lestocque, ein Kranker welcher in Montreux Genesung sucht, findet seinen Zustand verschlimmert durch deutsche Politik; Preußens Größe liegt ihm am Herzen, Hoffnungen und Befürchtungen drohen ihn aufzureiben. Die Verfasserin versteht besser als die meisten Schriftstellerinnen den Liebhaber nicht nur durch seine Liebe, sondern auch durch seine Eigenschaften als interessant darzustellen. Die Ansichten Lestocque's, welche sich bei den verschiedenen Gelegenheiten des Pensionslebens kundthun, zeugen von einem gesunden Verstand, von edelm Sinn, von selbständiger und origineller Auffassung. Sein Urtheil über Rousseau, welches er angesichts des Felsens von Meillerie, auf dem Spaziergang nach dem berühmten Bosquet de Julie, vor der mit Rousseau's Werken beladenen, für Rousseau begeisterten Gesellschaft ausspricht, mögen als Belege dieser Behauptung dienen:

„Bewundern Sie Rousseau soviel Sie wollen, weil er als weggelaufener Lehrling auf den wunderlichsten Wegen zur Berühmtheit gelangt ist, bewundern Sie ihn weil er ohne Erziehung bei einer schimpflich verlebten Jugend, bei natürlicher Unfähigkeit sich zu äußern, aus seiner Individualität einen Gegenstand des Streites für halb Europa zu machen gewußt hatte, bewundern Sie ihn als Botaniker, als Musiker, als Kenner seiner selbst. Ich bewundere wahrlich seine «Bekenntnisse»; es ist an Stil und Unverschämtheit eines der außerordentlichsten Bücher welches je geschrieben worden. Aber Verehrung gebührt nur dem Guten und Großen, und ich frage Sie wo ist Rousseau je gut oder je groß? Seine Jugend nenne ich schimpflich verlebt weil er sich von einer Frau aushalten ließ. Verzeihung wenn ich mich geradezu ausdrücke; ich glaube Sie erschrecken nicht vor einem unumwundenen Wort. Welches andere ließe sich auch wählen um das Verhältniß des Kleinen zu seiner Maman auszudrücken. Sie nimmt ihn auf und erzieht ihn, um ihn als er Jüngling geworden — bah! es läßt sich in unserm keuschen Deutsch doch nicht so recht davon reden. Ich versichere Ihnen nur daß ich in den frechsten Schriftstellern und schlüpfrigsten nie Seiten gefunden habe die mich so mit Ekel erfüllt hätten wie die Blätter auf denen Rousseau die Hingebung der Maman an ihn schildert. Denn ist ein anderer Autor frech, nun gut, so ist er es auf ehrliche Weise. Er malt nicht lüsterne Bilder und gibt sie für Darstellungen der Tugend aus. Er predigt nicht die Licenz und verlangt wir sollen ihn als Lobpreiser der Sitten anerkennen. Rousseau hält sich für den tugendhaftesten Jüngling der je geathmet, die Charmettes sind ein wahres Heiligthum der Unschuld, die Maman ist eine reine Frau die ihren Bedienten zum Liebhaber hat und auch noch ihren Zögling dazu nimmt; ist sie nicht die Letzte ihres Geschlechts? Es fehlt ihr keine Schande. Das Verhältniß zu ihrem Claude Anet allein genügte um sie zu vernichten. Eine Frau comme il faut liebt ihren Bedienten nicht. Ein Mann comme il faut kann ein Kammermädchen lieben, ein Kammermädchen bleibt immer Frau, aber ein Bedienter ist für seine Gebieterin kein Mann.“

„Rousseau hat nie eine unbescholtene Frau geliebt. Frau von Houdetot hatte den Grafen von Houdetot zum Manne und den Hrn. von Lambert zum Liebhaber! Mich dünkt diese Tugend unzweifelhaft nicht zu existiren. Als Philosoph und Republikaner steht er auch nicht groß da. Republikaner war er nicht. In seinem «Contrat social» endigt das Capitel von der Demokratie mit den Sätzen: «Wenn es ein Volk von Göttern gäbe, so würde es sich demokratisch regieren, für Menschen paßt eine so vollkommene Staatsverfassung nicht.» Er hält also, wie wir Alle, die Republik für die Staatsform des Tausendjährigen Reichs, bis dahin aber so gut wie wir Alle für eine Schule des Egoismus. Nur für kleine Staaten räth er sie, und Das mag sein, denn da ist sie eine Privatsache welche auf die allgemeine Weltbewegung keinen Einfluß ausübt. Die Republikaner thun demnach Unrecht Rousseau als ihren Patron zu betrachten. Philosoph in unserm Sinne war er ebenso wenig, denn er hat kein System erschaffen, wenn Sie nicht die von ihm gepredigte Anticivilisation als solches annehmen wollen. Es fehlte ihm an Totalität, dagegen ist er scharf im Einzelnen, vortrefflicher Raisonneur und Reflectionnair und unübertrefflich als Stilistiker. Seine Briefe z. B. sind jeder einzeln ein wahres Meisterwerk; dieses Talent läßt sich dadurch erklären daß er am liebsten und am besten von seiner Persönlichkeit schrieb, aber deshalb wird es nicht kleiner. Nur leider theilen seine Briefe mit den Confessionen all die gemeinen Erbärmlichkeiten des Jean Jacques, welche man seit einem Jahrhundert an diesem parvenu unter den Schriftstellern nicht nur duldet, sondern sogar bewundert, warum? weiß ich nicht. Auch für die Offenheit mit welcher er seine Verirrungen aufdeckt weiß ich ihm nicht Dank. Es gibt Geheimnisse zwischen uns und Gott. Die Schamhaftigkeit der Seele ist nicht weniger heilig als die des Körpers. Und wenn man sich dann nun ganz entblößen will, so thue man es wie der Gladiator, um uns einen edeln und schweren Kampf sehen zu lassen.“

Die übrigen Persönlichkeiten des Romans sind lebendig und mit Wahrheit geschildert, manche mit Humor charakterisirt. Es wird den Pensionnairen die Gelegenheit gegeben der Schweizer Sitten kennenzulernen. Sie besuchen Bälle, Hochzeiten u. s. w. Wer Lust hat einen Winteraufenthalt in Montreux zu machen findet manche willkommene Notiz über das Pensionsleben, dessen Frühstück, Mittag und Goûterstunden, mit der üblichen Unterhaltung und üblichen Langeweile. Die Naturschönheiten und Naturereignisse werden mit vieler Liebe und Sachkenntniß geschildert. Luitgarde schreibt unter Anderm von dem Nebel: „Seit 14 Tagen leben wir nicht nur wirklich, sondern buchstäblich im Nebel. Der Morgen — Nebel, der Tag, der Abend, die Nacht — Nebel; dennoch in dieser Eintönigkeit die unendlichste Verschiedenheit. Bald liegt er spinnengrau um uns her, undurchdringlich, unbeweglich, tränkt das Haar, die Kleider, läßt kaum athmen. Dann bewegt es sich, wir haben kein Wort dafür, die Franzosen sagen s'ébranler. Es rollt wie Finsternisse zu Wagen geworden; du siehst nicht und siehst doch; dann stürmt es wie Wolken herauf als wollte es das Haus mit Sturm nehmen, dann wieder fällt es von den Alpen auf den See, und wallt da weiß, ein Meer das in das Rhonethal hineintreibt, während die Bergketten im Blau schweben, ohne andere Basis als dieses schneeige Ungestüm. Vistas öffnen sich auf Villeneuve, auf Chillon, auf Clarens und auf den See. Wird dieser sichtbar, so ist er spiegelklar. Steigen wir auf die Vorberge hinauf, so sehen wir mit Entzücken blauen Himmel über uns, bestirnt mit allen möglichen Wolkenzierlichkeiten, Polypenbäumchen, Moosverästelungen, Federzerzupfungen. Alles ganz, ganz, ganz weiß, die lieblichste Arabeskentuscherei der Luftgeisterchen. Zu unsern Füßen ist der Nebel Thau geworden, steht in Thauperlchen auf den Härchen der Erdbeerblätter, faßt wie mit Silberfranzen die Epheublätter ein und dringt durch die Schuhe.“ Lestocque liebt Luitgarde; er misfällt im Anfang, sie gefällt ihm nicht, doch nach und nach finden sich die Herzen. Er ist krank und erschöpft, vielleicht nicht ohne Verschulden an seinem Leiden, und trägt Bedenken seine Existenz an die ihrige zu knüpfen. Die Aeltern hegen ebenfalls andere Wünsche für das junge Mädchen, doch ihre Liebe überwindet alle Hindernisse; die innern Kämpfe, die tausenderlei Beziehungen und Gemüthsbewegungen die bei solchen Gelegenheiten stattfinden bringen eine höchst unterhaltende Abwechselung in dem durch mancherlei geistreiche Gespräche gewürzten Alltagsleben.

Digitized by Google

Der zweite Roman, welcher in derselben Pension spielt, ist weniger interessant, wenn auch nicht ohne Bedeutung. Die Tochter vom Hause heirathet einen Bauer den sie liebt, und sowol die Brautleute als auch die übrigen Mitglieder der Familie können als Typen des waadtländischen Volks gelten, welches als berechnend und keineswegs als gefühlvoll geschildert wird. Im Ganzen hat Ida von Düringsfeld in den vorliegenden zwei Bänden einen sehr hübschen und unterhaltenden Roman geliefert, und wir wünschen von Herzen daß sie ihre Versicherung an dem Verleger, wegen Einrichtung der eigenen Wirthschaft nicht mehr so viele Romane als früher zu schreiben, nicht erfüllen werde.

2. Donner und Blitz von Kathinka Sitz. Mainz, von Zabern. 1850.

Referent versteht nicht recht warum das vorliegende Werk diesen Titel führt. Wenn man auch beim Lesen desselben an ein fernes Donnern glauben könnte, so fehlt doch gänzlich der Himmel und Erde erleuchtende Blitz; dagegen gibt es Nebel genug, Nebel aus dem Jahr 1848. Die Zueignung ist an Frau Johanna Kinkel in Bonn. Die Novellen „Ulrike“ und „Eine Demokratenfamilie“ gehören der neuesten Zeit an. Aus dem „Schicksalswechsel“ soll man ersehen daß wir seit der ersten französischen Revolution nicht viel gelernt haben. „Die Hausgenossen“ wurden, wie aus den Ausfällen gegen die Censur zu sehen ist, noch in vormärzlichen Zeiten geschrieben. „Idoine, die Jungfrau der Ardennen“, ist das Werk einer Französin; dasselbe wurde übersetzt um darzuthun „mit welcher Macht zu allen Zeiten die Gewalt auf den Nacken des Volks drückte, und wie die Priesterherrschaft durch die schlechtesten Mittel sich zu befestigen suchte, Ströme Bluts vergoß, jedes Recht verhöhnte, jede Tugend mit Füßen trat, wenn es galt ein von ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen“. Referent fand die Erzählungen zwar nicht ohne Talent, doch wenig ansprechend, indem die Gestalten aller Natur mangeln und in Caricaturen ausarten. Besonders die Demokratenfeindlichen, die Reichen und Vornehmen, sind zu Zerrbildern verschroben. Daß die vorliegenden Erzählungen vom Standpunkte der äußersten Linken aus geschrieben sind, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf. Frauen nehmen leicht die Ansichten ihrer Väter, Brüder und Männer an, und wir gönnen ihnen das schöne Privilegium des Herzens, da zu lieben wo die Gesellschaft haßt, zu bewundern wo sie den Stab bricht. Bei dieser Art zu denken würden wir gewiß gern dem vorliegenden Buch alle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen die einem Kunstwerk gebührt, wenn es nur ein Kunstwerk wäre! Verletzend war uns vor allem die leichtfertige, nach Humor haschende Art und Weise womit die Ereignisse von 1848 in kurzen Umrissen in der Erzählung „Ulrike“ dargestellt wurden. Welcher Partei man auch angehören mag, so darf man doch nur mit Ernst der Märzereignisse gedenken, und jener trüben, verhängnißvollen Zeit, die als eine Nothwendigkeit der Weltgeschichte eine höhere Bedeutung erhalten hat. Die Flora des Lebens, welche die Verfasserin als ein Kind des Augenblicks bezeichnet hat, erscheint uns als ein ungerathenes Kind. Zu der Poesie der Blumen paßt nicht die Ironie über Zeit und Politik. Wir theilen hiermit einen Beleg zu dieser unserer Behauptung mit:

„Purzelbaum (Arboreum culbutorum). Dieser Baum gedeiht am besten im Turnboden, obgleich er seine Wurzeln nicht in denselben einsenkt, sondern sie vielmehr mit Krone und Zweigen abwechselnd gegen den Himmel erstreckt; daher auch nicht gut in seinem Schatten sitzen ist, weil man sich sonst leicht auf eine unangenehme Weise berührt fühlen könnte. Wenn dieser Baum anschlägt, so bringt er Blüten der Bewunderung hervor; in Misjahren aber bestehen seine Früchte nicht selten aus gebrochenem Genick. Kunstreiter, Seiltänzer, Clowns und Hanswurste sind sehr versessen auf ihn, haben seine Cultur aber schon oft mit verrenkten und zerbrochenen Gliedern bezahlt. Gekrönte Häupter haben eine Aversion vor ihm, weil er zuweilen gegen ihren Willen auf dem Thron emporschießt, und sie von demselben herab auf den Sand der Verbannung versetzt. Reichsapfel (Malum imperii). Dieser Apfel, der mit dem Deutschen Reiche verfault ist, trug die Inschrift: «Dem Weisesten!» fiel aber immer dem Mächtigsten zu. Seine Cultur ist eingegangen, weil sie mitunter sehr ungeschickten Händen anvertraut war. Rittersporn (Planta militaria). Ist eine lange steife Blume, die den Leuten durch bunte Farben in die Augen sticht, daher sie auch bei den Damen weit beliebter ist als bei den Männern; sie pflegt mit Verachtung oder mit Gleichgültigkeit auf Blumen herabzusehen die in civilem Boden gezogen sind, und nennt ihr Betragen esprit de corps. Streift sie eine andere Blume von ungefähr an, so nennt sie Das absichtliches Zunahetreten, und fühlt sich verpflichtet die Sporen einzusetzen, wobei ihr aber öfters die Spitzen abgebrochen werden und sie unschädlich gemacht wird. In diese Gattung gehört auch noch die Schwertlilie.“ 15.

Literarische Notizen.

Zwei neue Beiträge zur Geschichte der Februarrevolution.

Die „Histoire de la restauration, du règne de Louis Philippe et de la révolution de Février 1848“ von Paul Lacroix, ein starker Band von über 500 Seiten, liest sich leicht und ist sehr vollständig in Bezug auf Sammlung des Thatsächlichen. Mit der Restauration beginnend stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt der Revolutionnaire welche die Februarrevolution gemacht haben, und bemerkt „in den Massen die wühlerische Thätigkeit der Orleanistischen Complots“, gibt der Julíregierung jedes Misgeschick, die Corruption, die geheimen Verbrechen schuld, und sagt von Ludwig Philipp „daß er die Abdankungsurkunde einem Automaten gleich unterschrieben habe, ohne zu wissen was er thue“. Lamartine nennt er „das Opfer seines Patriotismus und seines großen Herzens“. Von der Proclamation der Constitution von 1848 sagt er daß „dieser Ceremonie der Beifall des Landes gefehlt habe“. Dies zur Charakterisirung seines Standpunktes. Jules du Camp dagegen hat in seiner „Histoire de la révolution de Février“ eine möglich vollständige Unparteilichkeit angestrebt. Man beurtheilt das Buch gerecht wenn man sagt: es ist eines der am besten abgefaßten, am sorgfältigsten redigirten und vollständigsten Repertorien aller der Documente welche sich auf die Ursachen, die Ereignisse und die Folgen der Februarrevolution beziehen. Die Erzählung ist sehr genau, vielleicht zu genau, denn in dem Mühen jede Erörterung des Für und Wider, Angriff und Vertheidigung zu umgehen, wird der Verfasser zu gleicher Zeit ungerecht und unempfindlich. Wer zwei Jahre nach der Februarrevolution ihre Geschichte schreibt kann nicht unparteiisch bleiben wollen.

Michel Chevalier's „La monnaie“.

Jetzt, wo die öffentliche Aufmerksamkeit sich der Frage über die Entwerthung des Goldes und das Verhältniß das sich in der Folge zwischen Gold- und Silberstücken bilden muß zugewendet hat, ist es wichtig auf das neue Werk Michel Chevalier's hinzuweisen, das sich gerade mit dieser Frage beschäftigt. Es trägt den Titel „La monnaie“, und ist eine vollständige und gelehrte Abhandlung über die sich auf das Münzsystem und die Gewinnung der werthvollen Metalle beziehenden Fragen. Mit großer Sorgfalt ist besonders die Frage über das Münzen des Goldes im Verhältniß zu dem des Silbers behandelt. Die Geschichte der respectiven Production der beiden Metalle ist methodisch skizzirt und mit den genauesten statistischen Nachweisen belegt. Die politischen, socialen und ökonomischen Folgen welche die Ausbeutung der californischen und sibirischen Minen haben können bilden den Inhalt mehrer Capitel. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 86. —— 10. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Wie Müller die Poesie seines Wesens auf alle ihn umgebenden Erscheinungen übertrug, so gaben ihm diese wiederum den lebendigsten Stoff zu Liedern. Liebe, Natur, Kunst und vorzüglich das Vaterland, an dem er mit glühender Begeisterung hing, wurde von ihm in Gedichten besungen, in denen die Harmonie des Inhalts und der Form wohlthuend anspricht. Doch schon mitten in dieser kräftigen Entwickelung erfaßte ihn die Ahnung eines frühen Todes, nicht zwar ihn niederbeugend, wie es bei schwächlichen Gemüthern der Fall sein mag, sondern ihn zu größerer Thätigkeit entflammend, damit er, wenn auch früh dem Grabe verfallen, dennoch den hohen Zweck seines Lebens erreiche. So schrieb er in seinem sechszehnten Jahre folgendes schöne Gedicht, dessen kräftiger Wohllaut schon den mächtigsten Gegensatz zur Todesahnung bildet und die tiefste Ueberzeugung der Unsterblichkeit verkündet:

Letzter Wille.

Wenn ich einst sterben werde,
Dann legt auf die todte Brust
Meine Lieder aus Leid und Lust,
Und senkt mich in die Erde.
Ich will nach dreien Tagen,
Seien kurz sie oder lang,
Beseelt vom göttlichen Drang,
Mein enges Grab zerschlagen
Und wieder auferstehen.
Und was ich in Liedern sang,
Wird als ein Erinnerungsklang
Neu meinen Geist umwehen!

Schon nach zwei Jahren erklärte sein bisheriger Meister daß er zu seiner weitern Ausbildung eine durch künstlerische Thätigkeit bedeutende Stadt des Auslandes besuchen müsse; man entschied sich für München, wo Georg am 11. November 1839 eintraf. Da jedoch die Verhältnisse und Einrichtungen der dortigen Akademie bei Architekten wenig Vertrauen genossen, so ward beschlossen daß er nicht in dieselbe, sondern bei dem Architekten Friedrich Ziebland, einem Jugendfreunde Kubli's, als Schüler eintreten solle. Der erste Eindruck der Königsstadt mit ihren zahlreichen und prachtvollen Bauten war mächtig, ja beinahe niederdrückend; doch bald vermochte er demselben seine eigene Kraft entgegenzusetzen. Er schreibt seinem bisherigen Meister:

Nach kurzer Rast im Wirthshause ging ich in die Ludwigsstraße, und ging noch in ihr auf und ab als es schon lange Nacht geworden war. Ich betastete die sonderbaren Sockelglieder der Bibliothek, der Ludwigskirche rc., und ging von Regen naß, geistig zerknirscht und zermalmt, ja recht traurig nach Hause. Der Gedanke ein Baumeister zu sein der solche Königshäuser und Ludwigskirchen ausführt stand vor mir wie vor dem Wanderer ein grüner, von der Abendsonne vergoldeter, aber unersteiglicher Berg. Doch ging ich schon am nächsten Morgen wieder nach der Ludwigsstraße, war aber muthiger geworden. Wol rührte mich die Großartigkeit ihrer Bauten, aber gegen Einzelheiten stiegen Zweifel auf; und der byzantinische Stil, dem die meisten angehören, verdarb mir den Eindruck der Größe. Ich kann mich mit diesem Stil ohnehin nicht befreunden, weil ich darin den Genius unserer Zeit nicht ausgeprägt finde. Wir sind nicht die Menschen einfältigen Herzens wie jene des 6. oder 10. Jahrhunderts. Vielmehr glaube ich daß für uns im Allgemeinen die griechische Architektur mit ihrer zarten Eleganz, ihrer Klarheit und Ruhe, ihrer stillen Großartigkeit passender wäre, wenn sie unbefangen und frei den veränderten Lebensverhältnissen angepaßt würde.

Wenn wir in diesen Worten noch den Einfluß seines ersten Lehrers wahrnehmen, so werden wir sogleich sehen daß er auch diesen überwand und zur vollsten Selbständigkeit gelangte, deren erste Keime wir schon im Beginne seiner architektonischen Studien haben aufgehen sehen. Dazu trug ohne Zweifel sein neuer Meister Ziebland wesentlich bei, der, keiner Schule und keinem System angehörend, doch das Wesen aller einzelnen tief aufgefaßt hatte und sie seinen Schülern zur klarsten Erkenntniß brachte. So gelangte Müller bald zur Einsicht daß auch die bloße Nachahmung der griechischen Kunst nicht genüge, weil diese, aus eigenthümlicher Entwickelung hervorgegangen, eben auch nur für die Verhältnisse passe in denen sie groß geworden, nicht aber auch für unsere Zustände und Bedürfnisse. Wenn wir auch die Größe und Hoheit der griechischen Tragödie bewundern, sind wir doch weit entfernt dieselbe auf unsern Theatern nachbilden zu wollen, weil wir wohl fühlen daß sie bei aller ihrer Vollendung dem Volke unverständlich bleiben müßte. Nicht weniger ist es mit Werken der Baukunst der Fall; sie lassen den Beschauer der die griechische Welt nicht kennt kalt und bleiben ohne alle Wirkung. Unserm jungen Künstler aber wurde es bald

klar daß nicht für einzelne Gebildete, sondern für das Volk gebaut werden müßte, wie in Griechenland auch nur für das Volk gebaut worden war. Wie unpassend es sei das griechische Alterthum in seiner Baukunst nachzuahmen, und wie wenig dieses Ziel erreicht werde, sprach er heiter in einem Gedichte aus, in welchem er die bekannte Anekdote erzählte daß der Römer Lucius Mummius die geraubten Kunstschätze von Korinth dem Schiffsvolk mit den Worten zur Ueberfahrt nach Rom übergab: sie müßten Alles was durch ihre Schuld verdorben würde wieder machen lassen. Das Gedicht schließt:

Hört es, werthe Architekten,
Die ihr Werke, gleich den Alten,
Auf Begehren auch verfertigt!

Sein erstes öffentliches Auftreten als Künstler hatte schon den erfreulichsten Erfolg. Als am Anfang des Jahres 1841 die Stadt Mühlhausen in Elsaß einen Concurs für den Bau einer protestantischen Kirche ausschrieb, betheiligte er sich bei demselben; und obgleich seine Pläne nicht zur Ausführung kamen, so waren sie doch unter den wenigen welche an das Ministerium nach Paris zur Auswahl kamen, und es wurden ihm später dafür 500 Francs oder nach Rückgabe der Originalzeichnung für die Erlaubniß eine Copie nehmen zu dürfen 300 Francs angeboten, auf welchen letztern Vorschlag der Künstler einging. Er war damals 18½ Jahr alt.

Der Umstand daß die großen Neubauten in München meistentheils vereinzelt stehen und die großartige Wirkung verlorengeht welche sie in der Zusammenstellung haben müßten, leitete ihn auf den Gedanken eine große Baugruppe zu entwerfen, in welcher auf Einem Platze Dom, Stadt- oder Rathhaus, Bibliothek, Börse u. s. w. vereinigt sein sollten. Er wollte in der Lösung dieser Aufgabe seine wissenschaftlichen Kräfte prüfen und seinem Kunstgeschmack eine feste Bahn gewinnen; die Wahl derselben aber war ein deutliches Zeichen der ihm eigenen Auffassungsweise der Architektur und des weiten historischen Wirkungskreises derselben. Vorzüglich um Ruhe und Abgeschiedenheit für diese Arbeit zu gewinnen, verließ er München im September 1841, blieb dann eine zeitlang in der Heimat, ließ sich Ende des Jahres in Basel nieder, wo er das Glück hatte einen jungen reichen Mann, Herrn Rudolf Merian, kennenzulernen, der im Begriffe war eine Reise nach dem Süden, vielleicht selbst nach dem Orient zu machen, und auf seine Kosten einen angenehmen Reisegesellschafter wünschte, dessen Kenntnisse und Talente ihm das Verständniß und den rechten Genuß des Landes der schönen Künste sicherten. Herr Merian blieb nicht lange unentschlossen als er den jungen Künstler hatte kennenlernen. Daß Italien, wohin beide Reisende im October 1842 abgegangen waren, mit seinen zahlreichen Kunstwerken und insbesondere mit seinen großartigen Baudenkmälern eine tüchtige Bildungschule für Müller wurde, daß er die herrlichen Schöpfungen mit aller Empfänglichkeit deren seine große Seele fähig war insichaufnahm, bedarf nicht erst der Versicherung. Es sind daher die Auszüge aus seinen Tagebüchern, die Herr Ernst Förster mittheilt, von dem größten Interesse, und zwar nicht blos wichtig für den Künstler und Kunstfreund, sondern auch im höchsten Grade anziehend für Jeden dessen Gemüth für das Schöne und Große empfänglich ist, da Müller in seinen Beobachtungen stets den höchsten Standpunkt, den der Poesie, einnimmt, welche allein der Kunst allgemeine Bedeutung zu geben vermag. Wie bei Müller Alles poetische Gestaltung anzunehmen strebte, so faßte er seine italienischen Anschauungen in einer Reihe von Sonetten zusammen, welche durch die Schönheit ihrer Form an die Platen'schen erinnern, wenn sie dieselben auch nicht erreichen. Müller hatte die Absicht diese Sonette besonders herauszugeben und sie seinem Freunde Merian zu widmen, dem er den Aufenthalt in Italien verdankte. Wir bedauern daher daß sein Biograph dieselben nicht vollständig mitgetheilt und als besondere Abtheilung mit der beabsichtigten Widmung den übrigen Gedichten angereiht hat. Unter der Anschauung der italienischen Bauwerke des Mittelalters gedieh die Idee daß die Kunst eine nationale werden oder, mit verständlichern Worten, daß man für das Volk und in seinem Geiste bauen müsse, zur vollständigsten Reife. Schön spricht er diesen Gedanken in einem der erwähnten Sonette aus, bei welchem ihm die in römischem Stile erbaute Siegespforte in München vorschwebte.

Rückblick.

In Deutschland selbst, da aus den Kinderwiegen
Der Nachahmung sich kaum die Kunst erschwungen,
Seid ihr aufs neu von Konstantin bezwungen;
Und galt es doch des eig'nen Volkes Siegen!

Habt ihr darum die Alpen überstiegen,
Von deutschem Geiste so gar nicht durchdrungen,
Daß an den Domen uns'rer Nibelungen
Die Formen machtlos euch vor Augen liegen?

Ja, wenn die fürstlichsten Gelegenheiten,
Des Vaterlandes Kunst emporzurichten,
So ungenutzt an euch vorübergleiten,

Kommt Barbarossa lang noch nicht gezogen
Aus des Kyffhäusers düstern Felsenschichten;
Denn solcher Mann zieht nicht durch röm'sche Bogen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Gervinus, Shakspeare und die Romantiker.

Gervinus spricht im zweiten Bande seines Buchs über Shakspeare und zwar in der Abhandlung über „Romeo und Julie" von der Unstatthaftigkeit einer Zergliederung der blos formalen Schönheiten seines Dichters. Dennoch fühlt er sich gedrungen bei „Romeo und Julie" eine Ausnahme zu machen und diesem Stücke formell etwas näher anzurücken, wobei er dann die Entdeckung macht daß drei Stellen von wesentlich lyrischer Natur in demselben vorkommen: die Erklärung Romeo's auf dem Balle, Juliens Monolog bei dem Anbruch der Brautnacht und die Scheidescene am Morgen.

Dagegen ist Nichts einzuwenden, wol aber wenn Gervinus von einem Kunst- oder „besser Naturgriff" spricht, welchen Shakspeare gebrauchte um diesen Stellen „den tiefsten und weitesten Hintergrund zu geben".

Einen solchen gebrauchen heißt genau genommen: etwas Unbewußtes mit Bewußtsein thun. Wie geht Das? Kunst-

griff ist in dieser Verbindung das Logische. Gervinus fühlt aber wohl daß in den drei Stellen viel zu viel Begeisterung und unmittelbare Empfindung herrscht als daß dabei von einem Kunstgriffe die Rede sein könnte. Deshalb erfindet er sich den begrifflosen Naturgriff.

Derselbe besteht darin: daß Shakspeare sich in allen drei Stellen an stehende lyrische Dichtungsarten angeschlossen und sich mit den herkömmlichen Bildern, Formen und Vorstellungen derselben ganz gesättigt hat. (Glücklicher, mit Bildern, Formen und Vorstellungen gesättigter Shakspeare!) Unter diesen drei Gattungen zählt Gervinus auch das Sonett auf, und macht sogleich eine Abschweifung auf Petrarca. In dieser Beziehung hat schon Schlegel in seinem Aufsatze über „Romeo und Julie" Folgendes gesagt:

„Seine (Petrarca's) idealische, ätherische, im Entsagen schweigende Anbetung Laura's hat Nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein die Romeo und Julie füreinander zu leben und zu sterben treibt: aber der Stil seiner Poesie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unserm Schauspiele." (A. W. Schlegel's „Kritische Schriften", I, 414.)

An diese Schlegel'sche Bemerkung anlehnend sagt Gervinus: „Die Erklärung Romeo's ist allerdings nicht in die übliche Grenze eines Sonetts eingeschlossen, doch ist Bau, Ton und Behandlung ganz dieser Form angepaßt oder von ihr hergeleitet."

Das kommt im Grunde ganz auf Das hinaus was Schlegel vom Colorit des zärtlichen Ausdrucks sagt; nur daß Schlegel's Redeweise natürlicher und weniger doctrinaire ist.

Gervinus geht aber weiter. Er sagt: „Diese Gattung (Sonett) ist von Petrarca der Liebe gewidmet worden, an den in diesem Stücke der Liebe zu erinnern nicht vergessen wird."

Shakspeare also erinnert mit Absicht, mit klarem Bewußtsein an Petrarca! Warum? Will er demselben ein Compliment machen, indem er die Brauchbarkeit seiner Erfindung anerkennt? Oder will er einem gelehrten Literarhistoriker des lustigen Englands zu verstehen geben daß er den schwärmerischen Italiener gelesen? Beides konnte Shakspeare ohne Gefahr vergessen. Gervinus aber hätte nicht vergessen sollen an Schlegel zu erinnern, der vor ihm eine geistreiche Bemerkung gemacht und sie gerade soweit geführt hat als sie wahr und schön ist. Gervinus geräth in eine abenteuerliche Trockenheit, wenn er sich in weiterer Ausbeutung des Schlegel'schen Gedankens bemüht auch die Empfindungen Romeo's denen des Petrarca gleichzumachen, wobei Ausdrücke vorkommen wie: „echte Herzensliebe die nicht auf sinnlichen Rausch gestellt, sondern auf Dauer berechnet ist, ... es kann uns eine schöne Form für den Augenblick sinnlich ergreifen, ... werbender Mann" u. dergl., Wortfügungen die keineswegs Anspruch auf Aehnlichkeit mit Petrarca's Stil machen können. Schlegel spricht von der annähernden Gleichheit der Form bei wesentlich verschiedenem Inhalte, und trifft hiermit das Wahre, Gervinus mengt Alles untereinander. Ersterer freilich macht nicht viel Aufhebens von Dem was er sagt, und obgleich man ihm seiner Zeit nicht allzu viel Bescheidenheit nachrühmte, so erhob er sich doch nie zu jener Ruhe der Selbstbetrachtung welche Gervinus von sich behaupten läßt: er senke die Sonde bis zu einer Tiefe der Dichtung ein, wogegen alles andere Poesiewerk flach erscheinen möchte. Damit meint er jene zum Theil gewaltsamen Beziehungen auf Petrarca.

Die Ausführungen über den Monolog Juliens vor der Brautnacht beruhen wesentlich auf Dem was der Engländer Halpin ausfindigmachte. Hier nennt Gervinus seine Quelle. Warum nicht wenn er aus einem deutschen Romantiker schöpft? Diese trifft bei jeder Gelegenheit sein Zorn, wahrscheinlich aus Dankbarkeit dafür daß sie uns die beste Uebersetzung Shakspeare's gegeben, ein Verdienst welches Viele für größer halten als das eines vierbändigen Compendiums, selbst wenn es noch so Gutes enthielte.

Die Ungerechtigkeit des Hrn. Gervinus gegen Alles was vor ihm in Deutschland über Shakspeare geschrieben worden, insbesondere gegen Das was die Romantiker geleistet, ist die eigentliche Ursache unsers Haders mit ihm.

Geberdet er sich doch zuweilen als ob Shakspeare ein uns Deutschen ganz unbekannter Gott wäre und er sein Prophet. Die vor ihm waren höchstens Männer der Wüste, nicht würdig seine Schuhriemen zu lösen.

Der Groll gegen die Romantiker denen es nicht möglich war „den tiefsten und weitesten Hintergrund" für Shakspeare's Dichtungen zu finden, d. h. die mehr den freien Genius des Dichters beachteten als historisch-antiquarisches Anekdotenwesen, dieser prophetische Urzorn trübt den Blick des Hrn. Gervinus bisweilen auf eigenthümliche Weise.

Betrachten wir z. B. Das was er über den Charakter des Lorenzo sagt.

Die Romantiker, heißt es unter Anderm und mit etwas andern Worten, haben für ihre Beurtheilung Lorenzo's und seiner Weisheit Romeo's Worte: „Er könne nicht sprechen von Dem was er nicht fühle", zum Wegweiser genommen, während doch der würdige Alte den leitenden Grundgedanken des Stücks ausdrücken soll, der in dem drei mal wiederholten Gleichnisse vom Feuer und Pulver die sich im Kusse verzehren am kürzesten gegeben ist. Dieser Moral, die Bruder Lorenzo aus der Fabel zieht, „haben sich Schlegel, Horn und viele Andere widersetzt". So sagt Gervinus. Ja er fühlt sich sogar gedrungen den Vertheidiger des guten Bruders zu machen gegen die Vorwürfe gewöhnlicher, mechanischer Lebensklugheit u. s. w. Sein Feuereifer geht soweit daß er den blinden und gänzlich unkritischen Romantikern vorwirft: sie hätten übersehen daß jene Worte Romeo's von einem Verzweifelten gesprochen seien, den Trotz gegen Trost und Leidenschaft gegen jede Besinnung unempfänglich mache. Man braucht weder ein Romantiker noch sonst etwas Aergerliches, weder Schlegel noch Gervinus, sondern nur ein Mensch von gesunden Sinnen zu sein um zu sehen und zu fühlen daß Romeo jene Worte nicht mit kaltem Blute, sondern in Leidenschaft spricht. Aber Gervinus entdeckt es, will es entdecken, und deshalb sind die Romantiker thörichte Kinder gewesen.

Man zeige uns doch in der Auffassung Lorenzo's von Schlegel, wie sie in dem erwähnten Aufsatze gegeben ist, ein einziges Wort welches eine solche Beschränktheit verriethe wie sie Gervinus den Romantikern anträumt! Das Einzige was dafür sprechen könnte daß der Pater als „mechanischer, pedantischer Sittenprediger, als trockener Stoiker" angesehen worden, ist der Umstand daß Schlegel die Rede Lorenzo's an Romeo in der Zelle eine Predigt aus der bloßen Vernunft nennt. Hier ist aber blos der strafende Theil der Rede gemeint, keineswegs die Trostmittel die Lorenzo für Romeo erfindet, unter welchen der Rath Juliens Schlafgemach zu ersteigen obenansteht. Diese zeigen allerdings von Mitgefühl und „mitempfindender Rücksicht". Schlegel erzählt eben nicht gern Das was der Leser so ganz von selbst finden muß.

Bemerkungen wie die Schlegel'schen über das Benehmen Lorenzo's auf dem Kirchhofe, über den auffallenden Umstand daß der Mönch nur ein mal Anweisungen auf den Himmel austheile, und zwar bei einem Anlasse wo es ihm nicht Ernst damit sei; die erhabene Bedeutung welche Tieck, der doch auch ein Romantiker war und bei Gervinus vielleicht unter „den Andern" mitbegriffen ist, dem Lorenzo im letzten Acte gibt („Dramatische Blätter", I, 268 fg.), solche Züge tiefinnerlicher, phantasievoller, künstlerischer Anschauung fehlen dem Buche des Hrn. Gervinus gänzlich, und hier hätte er seine Schwäche gegenüber den Romantikern fühlen müssen.

Daß diese, oder speciell gesprochen daß Schlegel, Horn und viele Andere sich der Moral vom Feuer und Pulver widersetzt haben, ist ein Irrthum. Horn sagt (I, 234) ausdrücklich: „Feuer und Pulver sich im Kuß verzehrend! der Gedanke geht durch das ganze Stück." Gervinus bietet uns in der breiten

Digitized by Google

Auseinandersetzung seiner frischaufgefundenen Moral durchaus nichts Neues.

Noch mehr aber als bei der Beurtheilung Lorenzo's versündigt sich Gervinus bei der Besprechung Mercutio's an dem Geiste der ihm verhaßten Romantiker, und, wir müssen es leider sagen, auch an dem Geiste der Wahrheit. Er sagt: „Unsere Romantiker, nach ihrer Art in den lustigen Gesellen blind verliebt, haben die Ansicht aufgebracht: Shakspeare habe den Mercutio im dritten Acte weggeschafft, weil er Nichts mit ihm anzufangen gewußt, weil er seinen Hauptfiguren den Weg versperrt habe." Ist Das die Rache des Hrn. Gervinus dafür daß er nichts Besseres aufzutreiben wußte als was Schlegel in seiner glänzenden Schilderung Mercutio's gesagt? Jedes Wort in dieser ist eine Perle. „Ebenso wol wie Romeo ist Mercutio zu frühem Tode bestimmt. Er geht mit seinem Leben um wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt ehe der rege Geist verdampft." Hat Gervinus so Etwas geschrieben? Der Gegensatz in welchen Mercutio zu Romeo von Schlegel gestellt wird ist schön und groß gedacht, und geradezu als kritisches Meisterstuck zu betrachten. Auch hier findet sich eine Anspielung auf den Geist des Ganzen: „daß die streitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchsten Energie zueinander gemischt, ungestüm aufbrausen,

wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehrt u. s. w."

Schlegel kannte also doch auch diese Grundidee.

Was Horn über die Stellung des Mercutio zu Romeo und über unsere Empfindung bei seinem Tode sagt gehört wahrlich nicht zu dem Schlechtesten was die Kritik hervorbringen kann. Das Alles läßt Gervinus beiseite, schilt es „blindes Verliebtsein", obgleich Schlegel seine Bemerkungen über Mercutio damit beginnt daß er sagt er sei eigentlich eine Nebenperson, und endigt damit daß er den Romantikern Etwas zur Last legt woran sie nie gedacht haben.

Bei welchem der vielbescholtenen Feinde des Hrn. Gervinus befindet sich denn auch nur eine Spur von einer derartigen Absurdität wie sie in jener angeblichen „Wegschaffung" Mercutio's ausgesprochen ist? Soviel wir wissen bei Keinem. Gervinus spricht seine Behauptung so allgemein aus, er stellt den Irrthum, die Absurdität, wie er es selber nennt, und ihre Entstehung als eine so ausgemachte und bekannte Sache hin daß er jeden der Romantiker bei welchem sich die Bestätigung nicht findet nothwendig hätte nennen müssen. Das thut er aber nicht und gebraucht lieber den ihm verhaßten Namen in Folio als Sinnbild der Schwäche und Albernheit, diesmal aber auf Kosten der Wahrheit.

Was soll denn der Leser denken oder sagen wenn ihm bei Tieck („Dramatische Blätter", I, 262) folgende Stelle aufstößt?

„Es war nur ein nüchterner Einfall eines Engländers zu sagen: Shakspeare hätte den Mercutio umbringen müssen um von ihm nicht umgebracht zu werden."

Darin also besteht das Aufbringen jener Absurdität von Seiten der Romantiker? Einer ihrer Häupter schilt den Inhalt Dessen was ihnen von Gervinus zur Last gelegt wird schon lange vor dessen Anklage einen nüchternen Einfall, und weist seine Entstehung einem Engländer zu. Nein, die Romantiker haben den Unsinn nicht aufgebracht, aber Gervinus hat von einem derselben erfahren daß ein solcher überhaupt einmal aufgestellt wurde. So ist das Verhältniß.

Genug jetzt. Wir wollen uns auf Das beschränken was wir so augenfällig zu beweisen im Stande sind. Andere Dinge, für welche wir keinen der verketzerten Romantiker als Autorität anführen können, sollen vorläufig ungesagt bleiben. 12.

Bibliographie.

Bauer, E., Symbolik des Kosmos in ihrer Anwendung auf Psychologie, Pädagogik, Politik, Religion und Ethik. Ein Versuch. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Becher, S., Die Organisation des Gewerbewesens. Wien, Sollinger's Wwe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büchner, A., Gedichte. Butzbach. 8. 14 Ngr.

Damerow, H., Zur Kritik des „politischen und religiösen Wahnsinns." Aus dem Irrenhause bei Halle. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Dingelstedt, F., Nacht und Morgen. Neue Zeit-Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Dössekel, E., Gedichte. Bern, Jent u. Reinert. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Christliche Dogmatik. 1ster Band. Königsberg, Unzer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Edda, die ältere und die jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Goering, H., Heimgebrachtes. Gedichte. Leipzig, H. Fritzsche. 16. 15 Ngr.

Grau, R., Zwölf Monde in Anderlei. Preßburg, Wigand. Gr. 12. 20 Ngr.

Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. 2te sehr vermehrte Auflage. Berlin, Mittler. Gr. 8. 18 Ngr.

Kernstellen aus Jeremias Gotthelf's Schriften. Gesammelt von O. Meißner. 1ster Theil. Hamburg, Meißner u. Schirges. 32. 12 Ngr.

Schimmer, K. A., Geschichte der Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde auf Burg Sebenstein. Aus Original-Urkunden und Documenten. Mit dem vollständigen Ritter-Verzeichnisse und einer Ansicht der alten Burg Sebenstein. Wien, Sollinger's Wwe. 8. 22½ Ngr.

Scriba, E., Gedichte. 2te Auflage. Butzbach. 1850. 8. 12 Ngr.

Witzleben, A. v., Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahrnsdorf, H., Durch's Schwert zum Frieden! Rede bei der Einführung in das Sprecheramt der freien Gemeinde zu Dessau am 19. Jan. 1851 gehalten. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Friede sei mit euch! Rede bei der Einführung in das Sprecheramt der freien Gemeinde zu Zerbst am 2. Febr. 1851 gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Das Gesetz der Entwickelung auf dem Gebiete der Religion. Rede den 15. Dec. 1850 vor der freien Gemeinde zu Dessau gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Jesus. Eine Weihnachtsgabe für freie Gemeinden. Rede vor der freien Gemeinde zu Dessau am 1. Weihnachtstage 1850 gehalten. 2te Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Schünemann-Pott, F., Was uns eint. Rede, den 11. Nov. 1850 gehalten. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 1 Ngr.

Ueber den Föderativ-Staat, Gesammtstaat, das selbständige Schleswig und den dänischen Reichstag. Von einem Friesen. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 4 Ngr.

Von Warschau bis Olmütz. Ein Preußisches Geschichtsblatt. 2te Auflage. Den 27. Febr. 1851. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Wislicenus, A. T., Die Entwickelung des Christenthums zum vollen Geistesleben der Menschheit. Rede, den 20. Octbr. 1850 gehalten. Dessau, Fritsche. 1850. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Fertige Offenbarung oder steigende Erkenntniß der Wahrheit? Rede, den 28. Oktbr. 1850 gehalten. Nebst einem Nachworte von H. Sachse. Ebendaselbst. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Der Plan Gottes und die Arbeit des Menschengeistes. Rede, gehalten zu Zerbst den 1. Nov. 1850. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 87. —— 11. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Diese große und fruchtreiche Idee wurde namentlich durch die Anschauung des mächtigen Doms von Florenz befestigt, welche überhaupt für Müller's künstlerische Entwickelung von der größten Wichtigkeit wurde. Denn als er dieses herrliche Werk mit der ganzen Glut künstlerischer Begeisterung studirte, und er sich sagen mußte daß es im vollsten Umfang des Wortes Das geworden war was es nach dem Decrete des florentinischen Senats vom Jahr 1294 werden sollte, „ein Werk von jener höchsten und erhebendsten Großartigkeit, die nicht größer und schöner erfunden werden kann von der Kunst und Macht der Menschen": da konnte er den Gedanken nicht ertragen daß diese großartige Schöpfung unvollendet bleiben solle, vor allem aber daß die Façade des herrlichen Doms in schnödester Weise verunstaltet sei. Und nun wurde es ihm zur Lebensaufgabe: alle seine Kraft und sein Talent aufzubieten um eine würdige Vollendung des großen Werks hervorzurufen. Wir können hier seiner Thätigkeit für diesen Gedanken nicht bis ins Einzelne folgen, so interessant und lehrreich die Darstellung derselben auch sein müßte; wir müssen unsere Leser auf das Buch des Hrn. Förster verweisen, welches Müller's Arbeiten Schritt für Schritt verfolgt und dieselben auf das vollkommenste zum klarsten Verständniß bringt, wie es von dem bekannten Künstler und Kunstkenner nicht anders erwartet werden konnte. Wir begnügen uns zu erwähnen daß seine großen, ausführlichen Zeichnungen zur Vollendung des florentinischen Doms in München, wo er sie später ausstellte, die außerordentlichste Wirkung hervorbrachten. Jedermann erkannte daß ein ganz neues Feld aufgethan und mit ganz ungewöhnlichen Kräften bearbeitet worden; und wer auf die Eigenthümlichkeit der architektonischen Vorzüge nicht eingehen konnte, mußte wenigstens den feinen Geschmack und die Virtuosität des Vortrags in Zeichnung und Aquarell bewundern. Auch bearbeitete Müller eine besondere, äußerst beachtenswerthe Schrift „Ueber die einstige Vollendung des florentiner Doms", welche 1847 in der wiener „Allgemeinen Bauzeitung" erschien, und in der vorliegenden Biographie wieder abgedruckt ist. Der erste Abschnitt dieser Schrift gibt die Geschichte des Doms; im zweiten bespricht der Verfasser sowol seine als andere Vorschläge für die Vollendung der Façade, was ihm Gelegenheit gibt seine genialen Ansichten über Baukunst im Allgemeinen und über Kirchenbau insbesondere zu entwickeln. Die ganze Darstellung ist geistreich, tief eindringend, lebendig und von der größten Klarheit, sodaß die Lecture der Schrift jedem Gebildeten verständlich ist und daher auch Jedem dringend anempfohlen werden muß der Sinn hat für das Schöne und Große: denn Niemand wird sie aus der Hand legen ohne zu bekennen daraus die mannichfaltigste Belehrung geschöpft zu haben. Jeder wird aus ihr wie aus Lessing's „Laokoon" ewig wahre Kunstansichten gewinnen und der Idee Müller's huldigen daß die Kunst eine nationale werden müsse.

Im September 1844 kehrte der junge Künstler in die Heimat zurück, wo er mannichfach bethätigt wurde, und besonders durch den Entwurf zu einem Schweizer-Nationalmonument neuerdings die Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregte, sowie durch seine Vorschläge zur Wiederherstellung der protestantischen Hauptkirche in St.-Gallen, welche so allgemeine Theilnahme fanden daß die bedeutende Summe von 50,000 Gulden für den Fall daß Müller's Entwürfe zur Ausführung kämen, in wenigen Wochen durch freiwillige Beiträge zugesichert wurde. Da jedoch der Bau erst nach längerer Zeit zustandekommen sollte, ging Müller wieder nach München, wo er mit der größten Entschiedenheit die unpassende Nachahmung der antiken Kunst bekämpfte, und seinen Schmerz vielfältig aussprach daß die Gelegenheit eine nationale Kunst zu schaffen versäumt worden war. Zwar erkannte er an daß mit der reinen und ernsten Erneuerung classischer Baustile der Kunst im Allgemeinen ein wesentlicher Dienst geleistet worden; allein es that ihm unendlich weh zu sehen daß, was höchstens Mittel oder Uebergang hätte sein sollen, als Zweck und Ziel erschien. Und je klarer er erkannte daß alle echte Kunst aus dem Charakter einer bestimmten Zeit und Nation als deren Ausdruck hervorgegangen, je mehr ihm eigenthümliches Wollen und Thun als die unerlaßliche Voraussetzung des Kunstgenius erschien, um so entschiedener wandte er sich für die Architektur der Gegenwart von den Systemen der

Nachahmung ab, und bekämpfte dieselben in einer Reihe von Sonetten, in denen er besonders seinen künstlerischen Zorn gegen die Feldherrenhalle Gärtner's, als in Anlage und Ausführung verfehlt, ausgoß.

Vom März 1846 finden wir unsern jungen Künstler in dem Städtchen Winterthur (Canton Zürich), wohin er berufen worden war, um Pläne zu den Hochbauten einer projectirten Eisenbahn zu entwerfen. So wenig diese Thätigkeit auch mit seiner bisherigen zusammenhing, die vorzüglich auf Kirchenbau gerichtet war, so wußte Müller doch auch dieses neue Feld mit seinem künstlerischen Genius zu beleben. Denn abgesehen davon daß er es, wie wenige Architekten, verstand das Nützliche und Nothwendige in schönen Formen zu gestalten, führte er auch die Idee auf eine höchst glückliche Weise durch: daß die verschiedenen Bauten mit der Natur des Landes und der Anschauungsweise des Volks in Einklang gebracht werden müßten. Zu diesem Zwecke hatte er die Landbaukunst der Schweiz mit der ihm eigenen Gründlichkeit studirt und in einem höchst interessanten Aufsatz nachgewiesen daß sich aus den schweizerischen Bauernhäusern eine ganze Masse von Formen entwickeln lasse, die auf die verschiedenartigsten Gebäude mit Glück angewendet werden könnten. Mit dieser Werthschätzung der heimischen ländlichen Baukunst, die in ästhetischer Beziehung alle Elemente der Volkspoesie in sich trägt, und mit ebenso scharfsinniger Beachtung aller charakteristischen und malerischen Merkmale in den alterthümlichen Bauwerken der Städte zu denen die Bahn führen sollte, löste er seine Aufgabe auf eine wahrhaft entzückende Weise. Jedes Häuschen, jeder Schuppen, die Hallen, Söller und Galerien — Alles kommt Einem vertraut und bekannt vor, und dennoch ist Alles neu; es herrscht dabei eine solche Mannichfaltigkeit in Linien, Formen und Massen daß dasselbe Motiv kaum ein mal sich wiederholt, eine glückliche Vertheilung von Licht und Schatten wie sie vornehmlich von den Schweizerhäusern gelernt werden kann; dazu überall Anmuth, Schönheit und Behaglichkeit. In der Anordnung regirt der Verstand, die Berücksichtigung der Bedürfnisse, aber immer folgt der Kunstsinn dem Verstand auf dem Fuße und überrascht das Bedürfniß mit einer Gabe der Lust.

Als Müller die ihm aufgetragenen Entwürfe vollendet, neben deren Bearbeitung er noch mannichfach thätig gewesen war, entschloß er sich nach Wien zu reisen, da er inzwischen mit Ludwig Förster, dem tüchtigen Herausgeber der „Allgemeinen Bauzeitung", in nähere Beziehungen getreten war, auf dessen Veranlassung er die schon berührte Schrift über den florentiner Dom für die „Allgemeine Bauzeitung" bearbeitet hatte. In Wien faßte er den Entschluß Schrift und Entwürfe dem Großherzog von Toscana zu übersenden, und wollte sie, da es ihm unmöglich war von seiner theuersten Angelegenheit in gewöhnlicher Rede zu sprechen, mit einer Ode begleiten. Die Ode ist vollendet, aber die Absendung mußte wegen der unmittelbar darauf eingetretenen Ereignisse unterbleiben.

Nun beschäftigte ihn der Entwurf zu einem bedeckten Markt in Brüssel. Die Aufgabe wurde von ihm mit Ueberwindung der größten, durch das Terrain herbeigeführten Schwierigkeiten ebenso geistreich als großartig gelöst; seine Zeichnungen erregten in Belgien wie in Deutschland die ungetheilteste Bewunderung, und doch erwuchsen ihm aus dieser Arbeit nur die traurigsten Unannehmlichkeiten, da die Behörden der Stadt Brüssel sich gegen den Künstler nicht blos unzart, sondern wirklich im höchsten Grade gemein benahmen. Doch wollen wir unsern Lesern überlassen die schmachvolle Handlungsweise des brüsseler Stadtraths, der sich die Arbeiten Müller's ohne irgend eine Entschädigung für den Künstler zueignete, und sie sogar an die belgische Akademie der Künste verschenkte, in der vorliegenden Biographie nachzulesen.

Um diese Zeit sollte in einer der Vorstädte Wiens eine neue Kirche gebaut werden; es waren sogar schon die Grundmauern zu derselben gelegt. Die neue Kirche sollte in dem sogenannten Renaissancestile errichtet werden, was unsern Müller so tief empörte daß er sich gedrungen fühlte seine Ansichten über Kirchenbau in einer Versammlung des Architektenvereins vorzutragen, obgleich er nicht erwarten durfte daß die überzeugende Mehrheit derselben auf den gegebenen Fall irgend von Wirkung sein könnte. Doch war die Wirkung dieses Vortrags so außerordentlich daß die Versammlung einstimmig beschloß denselben drucken zu lassen und in den weitesten Kreisen zu verbreiten, was umsoeher geschehen konnte als die Schrift bei aller Tiefe der Anschauung und Gründlichkeit der Durchführung in der allgemeinsten klarsten Sprache abgefaßt war. Als bald darauf Müller einen zweiten Vortrag hielt, in welchem er untersuchte welches Verfahren einzuschlagen sei um nur solche Entwürfe zu öffentlichen Bauten zur Ausführung kommen zu lassen welche die Würde des Staats und der Kunst vertreten, und er dann auf das überzeugendste nachwies daß Dies nur durch einen allgemeinen freien Concurs und eine zur Beurtheilung der eingegebenen Entwürfe aus Mitgliedern der Baubehörde, Fachmännern und Kunstverständigen gebildete Jury erzielt werden könne, fand er nochmals so allgemeinen Beifall daß der Architektenverein eine darauf bezügliche Eingabe an das Ministerium machte, welche von allen Architekten und den Professoren der Akademie unterzeichnet wurde. Unterdessen hatte sich Müller zur Kräftigung seiner sehr angegriffenen Gesundheit in das niederöstreichische Gebirge begeben. Als er nach mehren Wochen nach Wien zurückkehrte, war er nicht wenig überrascht zu erfahren daß das Ministerium nicht nur auf seine Gedanken bezüglich des Concursverfahrens vollständig eingegangen sei, sondern sogar mit Einstellung des Baus der altlerchenfelder Kirche einen Concurs zur Einreichung neuer Pläne ausgeschrieben habe, bei denen jedoch die schon gelegten Grundmauern beibehalten werden sollten. Zugleich erfuhr er aber auch daß die zur Ablieferung der Entwürfe bestimmte Zeit bis auf acht Tage verflossen sei. Trotz dieser kurzen Frist und obgleich die Aufgabe durch die vorgeschriebene Beibehaltung der Grund-

mauern wesentlich erschwert war, unternahm Müller die Arbeit, und in acht Tagen war er mit Grundriß, Aufrissen und Durchschnitten nebst der Kostenberechnung der neuen Kirche fertig — und sein Entwurf erhielt den Preis: das Schiedsgericht, welches zum ersten male zusammentrat, entschied in öffentlicher Sitzung zu Gunsten des jungen Künstlers, dem zugleich der Bau übertragen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts.

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums und der Prüfung. Zur Verständigung zwischen Lehrern, Lernenden und Behörden. Von J. T. C. Ratzeburg. Berlin, Nicolai. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auf dem jetzt sehr fleißig cultivirten Felde der naturhistorischen Literatur ist der Verfasser ein längst bekannter Mann von Fach. Er hat sich hier einen ehrenvoll beachteten Namen erworben. Auch lebt er in dem Andenken einer großen Anzahl von Schülern als ein tüchtiger Lehrer, als ein gewandter Examinator, als ein Mann von vieler Erfahrung, von gründlichem Wissen und sicherm Können. Das vorliegende Werk ist nun ganz dazu geeignet diese zweite in der Welt der Literatur noch kaum gekannte Eigenschaft des Verfassers ans offene Licht zu stellen. Es verdient einer recht vielseitigen, einer recht sorgfältigen Beachtung. Sein Inhalt wird ohne Ausnahme alle Freunde der Naturwissenschaften lebhaft interessiren, deshalb kann man nur wünschen daß es auch in recht viele Hände kommen möge. Referent will nun versuchen zur Verwirklichung dieses Wunsches das Seinige beizutragen.

Zeichnen sich die frühern Schriften des Verfassers durch feine und scharfsinnig-gründliche Beobachtung und Beschreibung der Natur aus, so ist die vorliegende ein wahres Meisterwerk in Hinsicht der verständigen Beurtheilung aller Verhältnisse des naturwissenschaftlichen Unterrichts und seiner richtigen Würdigung und Benutzung im praktischen Leben. Sie redet mit sachverständiger, besonnener Ruhe ein anregendes, ein beherzigenswerthes Wort über die Gegenwart und Zukunft der naturwissenschaftlichen Pädagogik und deren Früchte für den Staat und das Haus des Volks, ein wichtiges Wort über die Glanzseiten und Schwächen, über die Hoffnungen und Befürchtungen derselben. Sie verfolgt dabei ihren einmal für richtig erkannten Weg mit ehrenwerther Entschiedenheit und Gradheit, unbekümmert ob ihre Ansichten mit freundlichen oder sauern Mienen aufgenommen werden. Sie will Nichts weiter als der guten Sache ehrlich dienen; sie will Dies aber mit der ganzen Kraft der reichen Erfahrung und der Vielseitigkeit und Gründlichkeit ihres Verfassers.

Das Buch ist ein Wegweiser für die gelehrten und praktischen Naturforscher, und für Alle die Dies werden wollen. Und gerade aus diesem Grunde enthält es Ansichten und Rathschläge, Winke und Fingerzeige über eine würdige Einführung, Erhaltung und Benutzung der Naturwissenschaften in Schule, Haus und Staat, welche Niemand unberücksichtigt lassen sollte dem das Wohl der Schule, der Gewerbe und des Staats aufrichtig am Herzen liegt.

Es steht in dieser Eigenschaft nicht allein da. Ihm stehen sogar sehr ausgezeichnete Strebgenossen zur Seite, es fehlt ihm nicht an beachtenswerthen Vorgängern. Das verkennt es auch nicht und weiß sich zu bescheiden und Anderer Verdienste anerkennend zu würdigen; dagegen unterläßt es aber auch nicht mit dem Eigenthume frei und offen hervorzutreten. Es fühlt sich und hat auch Recht dazu. Insofern unterscheidet es sich wesentlich von gar vielen andern pädagogischen Producten unserer Tage, welche über die naturwissenschaftlichen Unterrichtsverhältnisse auch sehr dreist das Wort ergreifen und darauflos demonstriren und raisonniren als wären nur sie allein dazu berufen die dumme Welt klugzumachen. Eine solche Anmaßung will überhaupt nicht gefallen, am wenigsten aber bei Schriften und Leuten denen man es überall genau anmerken kann daß sie sich auf ein Gebiet gedrängt haben was sie gar nicht kennen, auf welchem es ihnen besser stünde als bescheidene Lehrjungen aufzutreten statt den Meister von Fach spielen zu wollen. Es ist überhaupt ein trauriges Zeichen unserer Zeit daß die Unberufensten den wahrhaft Berufenen das Wort und die That weghaschen, und sich geberden als bildeten sie die eigentliche Stimme der gesammten Volksmasse, als handelten sie im Namen des großen denkenden Publicums. Die vorlauten Tonangeber in den naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern sind aber in zwei Classen zu theilen, jenachdem sie sich für oder gegen das Fortschreiten der Erziehung und Bildung im Fache der Natur auszusprechen haben. Dort stößt man auf lauter excentrische, für ihr Thema blind begeisterte Köpfe, welche den ganzen Stand der Sache in ein so ungünstiges, schiefes Licht stellen und so unerreichbar hoch schrauben daß Niemand anders als ihres Gleichen Lust haben kann zu folgen. In der zweiten Classe sieht man lauter lächelnde Gesichter, aus denen aber bald hier, bald dort ein bitterer Zug voll Ingrimm und Haß hervorschielt, und der leicht erwittern läßt daß hinter der freundlich-süßen Maske ein feindlich-herber Neid versteckt gehalten wird, der das gegenwärtige, herrliche Emporblühen der Naturwissenschaften unmöglich anders als mit Feindesaugen ansehen kann, der Alles was in seinen Kräften steht aufbietet um Hindernisse und Widerwärtigkeiten in den Weg zu schleppen. Jene halbwissenden Raisonneure und diese unwissenden Neidhammel haben gleich stark geschadet. Allerdings ist es wahr daß, besonders in Deutschland, mit dem Aufblühen und Fruchtbarwerden der Naturwissenschaften auch einiger Glanz von der altclassischen Philologie abgestreift worden ist: aber damit ist ja unmöglich schon bewiesen daß die Naturwissenschaften die Ursache dieses Unfalls sind. Ferner läßt sich nicht leugnen daß seit dem Erwachen und Lebendigwerden der Naturwissenschaften die fromme Gläubigkeit und die Hochachtung von der Theologie etwas gewichen ist: aber wer könnte auch hier wieder auf einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung schließen wollen. Die Philologie sowol wie die Theologie hat wahrlich nicht Ursache in der Naturkunde eine Feindin zu erkennen. Hätten sie sich nicht so unnatürlich weit von der Natur ihrer wahren Bestimmung entfernt, so würden sie wol nicht nöthig haben über Abnahme der allgemeinen Zuneigung und Ehrfurcht zu klagen. Der Sinn für die classischen Schätze der alten Sprachen wird nie erlöschen können, so wenig wie die Religion je aus dem Herzen der Menschen entweichen kann. Man höre nur mit Aufmerksamkeit auf die verständigen Rathschläge unsers Verfassers und befolge dieselben gewissenhaft und treu, so wird auch die Liebe zur Philologie und Theologie wieder erwachen und das Aufblühen dieser Wissenschaften nicht fehlen.

Der Verfasser will mit Hülfe seines Werks die Naturwissenschaften einmal in den Vordergrund des Unterrichts und der Erziehung treten lassen; er will zeigen wie es möglich sei daß viele verschiedene Gefäße aus einem und demselben Quell friedlich nebeneinander schöpfen können. Auch sollen Behörden, Lehrer und Schüler gemeinschaftlich eine klare Uebersicht des zu verarbeitenden Stoffs dadurch erhalten um eine gegenseitige Verständigung möglichzumachen. Die angehenden Lehrer und Schriftsteller, denen es an der nöthigen Erfahrung noch fehlt, sollen einen Rathgeber bei der Wahl der Bücher, bei der Bearbeitung und Durchführung ihres Unterrichts, ihrer Bücher, bei der Anfertigung von Zeichnungen und der Anlegung von Sammlungen finden. Das ist ein großer Plan, der mehr als das Wissen und Können eines einzigen Menschen in Anspruch nimmt. Der Verfasser hat aus eben diesem Grunde auch die Hülfe der Sachverständigen gerade in den Fächern welche nicht

Digitized by Google

zu seinem Hauptwissen gehören gern in Anspruch genommen, aber doch streng dafür gesorgt daß dem Ganzen die übersichtliche Einheit im möglichst kleinen Raume nicht fehle. Die Männer welche der Verfasser zu Beiträgen veranlaßt hat sind Hampe, F. Köhler, Legeler, Lüben, Nördlinger, Phöbus, C. Rammelsberg, Saresen, F. W. Schneider, F. Schulze.

Um nun rasch in den Geist der Schrift einzuführen, so mögen zunächst einige Worte aus der Vorrede hier Platz finden. „Ich wünsche aufrichtig es möge meine Schrift dazu beitragen den Naturwissenschaften überall eine würdige, angemessene Stellung anzuweisen, und über Bedeutung und Zweck derselben sich in allen Kreisen der Schul- und Fachlehrer zu verständigen, sie weder zu überschätzen, noch auch eine zu schlaffe Betreibung derselben zu dulden. Mögen unsere Fürsten fortfahren darauf hinzuwirken daß das goldene Zeitalter der Naturwissenschaften — die Epoche des Kosmos möchte ich sagen, welche wir unter dem Einflusse eines Humboldt gehabt haben — nicht verfalle, und daß der Quell welcher seit Decennien so reichlich fließt nicht versiege. Sie hat uns zahllose tüchtige, größere und kleinere Arbeiten geliefert, die die Wissenschaft bereicherten, die Gewerbe unterstützten und veredelten, sie hat die graphische Darstellung naturhistorischer Gegenstände auf eine Höhe gebracht, auf der sich zu erhalten sie auch unter den günstigsten Umständen Mühe haben wird."

Das Buch enthält nach der Vorrede eine Literatur der vorzüglichsten unentbehrlichsten Schriften über ziemlich alle Theile der naturwissenschaftlichen Bildung. Die Zahl der namhaft gemachten und kurz charakterisirten Werke ist verhältnißmäßig kleiner, sie bezieht sich nur auf 112 Nummern, aber sie schließt einen sehr reichen Schatz und zugleich das Mittel in sich die Reihe viel weiter auszudehnen. Man könnte fragen warum diese Literatur gerade den Anfang und nicht lieber das Ende des Buchs gebildet habe, wie Dies bei mehren ähnlichen Werken der Fall sei; indeß überzeugt man sich doch auch wieder gar leicht davon daß der Platz hier ganz gleichgültig ist, denn der übrige Inhalt des Buchs bezieht sich überall auf diese Bücherrevue, aber nicht umgekehrt diese auf jenes.

Diesem Bücherverzeichniß folgt dann eine Einleitung in den eigentlichen Kern des Buchs selbst. Hier wird hervorgehoben wie die Naturwissenschaften einmal einen blos formal bildenden Einfluß für die Jugend haben können, dann aber auch wichtig wären fürs praktische Leben. Diese beiden Gesichtspunkte dürfte die Schule nicht aus dem Auge verlieren. Das Gymnasium als eine an die Universität sich anschließende, also nicht in sich selbst abschließende Anstalt müsse den ersten mehr als den zweiten im Auge behalten. Die Realschule, welche ihre Schüler meistens schon ins praktische Leben treten lasse, also schon in sich abschließe, hätte schon mehr Gewicht auf die reale als auf die formale Bildung zu legen. Der Volksschule geschähe keine Erwähnung, weil es noch sehr in Frage stünde ob dieser ein solcher Unterricht am Ende nicht viel mehr schade als nütze. Gegen diese Ansichten läßt sich Manches einwenden. Es ist z. B. gar nicht recht daß man auf Gymnasien den naturwissenschaftlichen Unterricht, wie überhaupt alle sogenannten Realien nicht ganz ebenso durchführen wolle wie auf den Realschulen, da für ihn das Gymnasium doch auch abschließt, und fürs künftige praktische Leben tüchtig machen soll; oder glaubt man vielleicht noch jetzt daß der künftige Jurist, Theologe, Mediciner, Philologe, Historiker, Geograph, Mathematiker, Physiker u. s. w. weniger praktisch fürs Leben gebildet zu sein brauche als der künftige Forst-, Berg- und Hüttenmann, der Apotheker, Oekonom, Baumeister, Fabrikant u. s. w.? Ist es nicht traurig genug daß der Studirte nicht dasselbe Realwissen der Schule mit ins wirkliche Geschäftsleben hinüberbringt wie der Realschüler in seine etwas früher praktische Laufbahn? Wie mancher Unverstand, wie manche gehässige Anfeindung würde dann weniger zu beklagen gewesen sein wenn man diese Fragen unbefangener brantwortet und die Antwort besser beherzigt hätte. Eine blos formale Bildung ohne Beziehung aufs wirkliche, praktische Leben ist eine unnatürliche Abstraction, welche viel eher dazu geeignet ist die Köpfe zu verbilden und zu verschrauben als aufzuklären und zur freien Selbständigkeit zu führen. Soll man es denn den wissenschaftlichen Blüten zum Vorwurf machen daß sie auch Früchte tragen für das alltägliche Leben? Könnte man der Naturwissenschaft zum Vorwurf machen daß sie den Menschen überall einführe in die Natur, Das heißt in seine wahre Heimat und in das wirkliche Leben hier auf Erden? Doch genug hiervon. Nur Das wollen wir nicht unerwähnt lassen daß der weitere Verlauf des Buchs gar nicht der Art ist wie sich aus der Einleitung befürchten ließ. Und wenn der Verfasser von dem naturwissenschaftlichen Unterrichte auf sogenannten Volksschulen gar Nichts sagt, so wollen wir glauben daß Dies blos aus Rücksicht auf den compendiösen Umfang des Buchs und nicht aus Abneigung gegen die Sache selbst geschehen sei. Die von E. Fries angeführten Gründe der Nichteinführung der Naturkunde in Volksschulen sind viel zu einseitiger und engherziger Art als daß sie der Verfasser auch für die seinigen ausgeben könnte. Das gemeine Volk braucht keine Unterweisung in den Elementen der Naturgeschichte, meint dieser Herr, „denn das lebt täglich in der Natur, und hat in ihr bessere Lehrmeister als ein Lehrbuch". So! Also das Lehrbuch ist in den Dorf- und Elementarschulen der Lehrmeister und das Volk wird in den Schulen unterwiesen, nicht seine unerfahrene, ungebildete Jugend. Das wäre ein miserabeler Dorfschulmeister welcher heutzutage nicht einen erhabenern Blick in Gottes Schöpfung und in Gottes Walten thun könnte als die Bauern um ihn, und der nicht im Stande wäre sich zu der Jugend herabzulassen, damit sie wie er ein offenes Auge, ein fühlendes Herz für die göttliche Thätigkeit in der Natur bekomme. Gerade der Bauer, der Bergbewohner soll nicht vertraut werden mit der ihn umgebenden Natur, weil sein ganzes Leben ein Leben und Weben in der Natur ist. Von gelehrter Unterweisung nach Lehrbüchern wie sie für die Gelehrtenschulen verfaßt sind, kann natürlich gar keine Rede sein. Aber daß hiervon nicht die Rede sein kann ist noch kein Beweis daß überhaupt von naturwissenschaftlicher Unterweisung nicht die Rede sein dürfe. Nach E. Fries' Ansicht könnte man auch sagen: die Jugend der geistlichen Herren braucht keine Unterweisung in den Elementen der Religion, denn sie lebt täglich im Hause der Religion, und hat zu Hause bessere Lehrmeister als die religiösen Schulbücher. Das Rechte in E. Fries' Ansichten wollen wir nicht verkennen, die heutige naturgetreue Pädagogik hat aber schon längst darauf Rücksicht genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Curiosa zur Geschichte der Malerei.

Ugo da Carpi gerieth auf den seltsamen Einfall ein Bild zu malen und sich blos des Fingers zu bedienen, ohne Beihülfe des Pinsels, ein Verdienst dessen er sich mit einigen unten in die Ecke der Leinwand geschriebenen Worten rühmte. Michel-Angelo, dem man dieses Gemälde als besondere Merkwürdigkeit zeigte, entgegnete: „Das einzige Besondere bei solchem Kunststücke ist die Albernheit Dessen der es ausführt." Was hätte der große Mann zu dem Genueser Luca Cambiaso gesagt, dessen Talent darin bestand mit zwei Händen zu gleicher Zeit zu malen? Wir wissen nicht ob solche Bizarrerien bei den Vertheidigern einer gewissen neuen Meinung Aufnahme finden dürften, welche alle Künstler nicht nur als Hohepriester, sondern als Heilige aufstellen, und deren Biographien statt Legenden geben möchten, wie wir aus der in Paris erschienenen Schrift entnehmen: „La foi nouvelle cherchée dans l'art" (Paris 1850). 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 88. —— 12. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Hoffentlich werden sich unsere Leser gedrungen fühlen die Vorträge zu lesen welche eine so große, in der Kunstgeschichte beinahe unerhörte Wirkung hervorbrachten; für Diejenigen unter ihnen aber denen das Buch des Hrn. Förster nicht zugänglich sein sollte glauben wir die wesentlichsten Gedanken hervorheben zu müssen, damit auch sie die ganze Größe des Künstlers kennenlernen, dessen Genialität auch darin sich zeigt daß er das Höchste auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen versteht, weshalb seine Schrift auch einen ganz historischen Gang verfolgt.

Die Tempel der alten Griechen und Römer bestanden gewöhnlich aus einer marmorenen Säulenhalle welche einen kleinen düstern Tempelraum umgab. In diesem Raum, Cella genannt, befand sich das große Bild des gefeierten Gottes, welches nur von außen durch die geöffnete Tempelthüre sichtbar wurde. Während das Volk in die Cella, d. h. in den eigenen Tempel, nicht eintreten durfte, ist die christliche Kirche, wollte sie anders dem innersten Wesen des Christenthums entsprechen, von Anbeginn dazu bestimmt gewesen das Volk, die Gemeinde der Christen insichaufzunehmen, und so mußte die Anlage eines großen feierlichen Raums im Innern als der oberste Zweck des christlichen Kirchenbaus erscheinen. Dieser Zweck konnte aber nur durch den Gewölbebau erreicht werden, weshalb denn auch die Baukunst aufs neue einen langen und ganz eigenthümlichen Entwickelungsgang durchlaufen mußte, bis sie jene Aufgabe in vollständigster Weise gelöst hatte. Endlich wurde nach einem tausendjährigen Entwickelungsgang eine christliche Kirchenbaukunst errungen, und überall im civilisirten Europa erhoben sich „jene wundersamen Hallen über deren weite Räume sich ein steinernes Dach wölbte, und deren Aeußeres mit durchweg erhaben ausströmenden Formen heraustrat über die Wohnstätten des gewöhnlichen Lebens". Wie aber Christenthum und Heidenthum wesentlich verschieden, ja einander entgegengesetzt sind, so sehr muß sich die christliche Kirchenbaukunst von der Baukunst des Alterthums unterscheiden und aus ganz andern Formen und ganz anderer Wesensbildung bestehen; ein Wiedergestalten der antiken Bauelemente für unsern christlichen Kirchenbau ist eben deshalb ebenso unrichtig als es unnöthig wäre die religiösen Anschauungen des Alterthums mit der christlichen Lehre verschmelzen zu wollen. Wie der christliche Kirchenbau seine durchaus eigenen Grundformen haben muß, so ist die nothwendige Folge hiervon daß er seine eigenthümlichen Einzelgestaltungen oder Details besitze, was auch dadurch nöthig wurde daß man in den meisten Ländern wo sich die christliche Kirchenbaukunst entwickelte mit Sandsteinen bauen mußte, während die Griechen und Römer den edlern Marmor zu ihren Tempeln verwenden konnten. So mußten die zarten, reichen, an sich schönen Einzelformen der antiken Baukunst mit andern von derberer Zeichnung vertauscht werden, und man mußte den Ersatz für jene schönste Einzelausbildung in einem gewissen geistreichen Zusammenhange des ganzen Bauwerks suchen. Selbst das Klima zwang zu untergeordneter Behandlung der Einzeltheile. Die christliche Kirchenbaukunst war aber zugleich so ganz aus dem Volksgeiste hervorgegangen daß nicht blos die riesigen Münster der Städte, sondern auch die kleinern Kirchen der Dörfer der Stolz, die Bewunderung, die Freude und Erhebung derselben sind.

Statt aber diesen einzig richtigen Entwickelungsgang weiter zu verfolgen, hat man seit Jahrhunderten sich verleiten lassen den sogenannten Renaissancestil den Italienern nachzubilden, der eine Nachahmung der altrömischen Baukunst ist, wie diese nur eine Nachahmung der griechischen war, sodaß dieser Renaissancestil in der That nur die Copie einer Copie ist und daher auch des ursprünglich gestaltenden Elements entbehrt welches allein das gesunde und einheitliche Kunstwerk zutagefördern kann. Dieser Stil setzte sich fest als man bei innerer Zuchtlosigkeit und um dieselbe zu verdecken das Christenthum immer mehr zu einer Religion der Aeußerlichkeit, des Glanzes und der Pracht machte; er fand seinen kolossalsten Ausdruck in der St.-Peterskirche in Rom, die zugleich die Veranlassung einer falschen und verderblichen Richtung in der Baukunst wurde.

Die Peterskirche in Rom ist wie die meisten größern kirchlichen Kirchen von dreischiffiger Anlage (als Symbol des dreieinigen Gottes, wie Müller an einem andern Orte schön

durchführt). Diese dreischiffige Anlage des Innern sehen wir bei allen vorzugsweise mustergültigen Domen des Mittelalters an der äußern Vorderseite klar und organisch ausgesprochen durch vier Strebepfeiler, welche ihre Fläche in drei große Partien ordnen. Zwischen diesen Pfeilern wurden unten die drei großen Kirchenportale, oben die vordern Kirchenfenster angelegt. So bestand die Façade oder Vorderseite nur aus wenigen großen Grundzügen, die einem reinzwecklichen Bedürfnisse entsprachen. Aber diese Grundzüge wurden nun je nach der Größe und der Würde des Domes mit einfacherer oder reicherer Durchführung zu künstlerischen Gebilden gestaltet, die einen mächtigen Eindruck schon an sich, einen noch viel mächtigern im Ueberblicke des ganzen Zusammenhangs hervorriefen. Man erinnere sich z. B. an die mächtigen Portale der Dome von Rheims, Orleans, Chartres, Strasburg, Köln, Orvieto, Genua u. s. w. Kann man sich feierlichere Triumphbogen der christlichen Religion denken? Man erinnere sich an die Sonnenfenster oder Rosetten an den Domfaçaden von Strasburg, Orvieto u. s. w., an den mannichfaltigen Schmuck der Façadepfeiler mit Bildwerken und Reliefs, durch deren Anbringung es dem Künstler möglich wurde einen lebendig anregenden Gedankenausdruck in die steinernen Massen der Façaden zu legen, man bedenke, mit welcher ungewöhnlichen Würde und Größe sich diese Motive an der ungeheuern Vorderseite des St.-Peter-Domes hätten ausbilden lassen, und man wird mit Trauer empfinden wie entsetzlich die Baumeister jenes Domes eine großartigste Aufgabe der Kunst misbraucht haben.

Da sehen wir von dem eben angedeuteten Organismus der Façade keine Spur. Ungeheuere, vom Boden bis zum Dache reichende Pilastersäulen treten dem Blick entgegen und drängen sich gewissermaßen als den Zweck des Ganzen pomphaft auf. Thüren und Fenster sind als untergeordnete Nebensachen in den zugemauerten Entrecolonnements angebracht. Die natürliche Bildung des Dachs ist verborgen hinter einer drückenden Blendmauer (Attika), und an ihr befinden sich in einer dem Auge unnahbaren Höhe gigantische Bildwerke der Apostel u. s. w., denen die mittelalterliche Baukunst einen so passenden Platz in den Zwischenräumen der Portalsäulen und den untern Pfeilernischen angewiesen hatte. All diesen Widersinn machte man um die schönen Gesimse und Architrave jener Architektur in unpassend großem Maßstabe wieder gestalten zu können. Allein der eigentliche Geist der antiken Baukunst, jener Geist der Ruhe und der gleichmäßig vollendeten Schönheit, der über das Ganze des Tempels als solchen ausgegossen war, wurde nicht erkannt und nicht erreicht; er konnte nicht erreicht werden, weil man Theile eines ganz fremdartigen Organismus willkürlich in den Dienst einer veränderten Aufgabe zog.

Ebenso unbefriedigend wurde die Aufgabe der christlichen Kunst im Innern der Peterskirche gelöst. Die schönen Pfeilerbildungen der christlichen Kirchenbaukunst wurden auch hier mit riesigen Pilasterstellungen vertauscht, die des lieblichen Wesens der alten, mäßig hohen Säulen ganz entbehrten. Die sinnreichen Kreuzgewölbe der christlichen Dome wurden dem römischen Tonnengewölbe, das doch nur die erste Stufe der Gewölbebaukunst war, hintangesetzt; jener blaue Himmel mit zahllos goldenen Sternen, der oft die Gewölbe der christlichen Dome schmückte, jene großartigen Frescogemälde aus der biblischen Geschichte, die ebenfalls manchmal auf den Spiegeln der Gewölbe angebracht wurden, mußten einer inhaltslosen Nachahmung des Casettengewölbes im Pantheon weichen.

Die verderbliche Putzweise der italienischen Stucaturarbeit, so ganz geeignet dem Verlangen jener Zeit nach Pomp und blendender Verzierungsfülle zu entsprechen, wurde hier in einer nie gesehenen Ausdehnung zur Anwendung gebracht. Die Farbe des natürlichen Steins erschien dem verweichlichten Auge als zu roh, seine bescheidene, aber wahrhafte Schönheit wurde in ein polirtes Blendwerk eingekleidet, welches den glatten, glänzenden Marmor der antiken Baukunst lügenhaft nachahmte. Jede Fläche an der das überfüllte Auge einen Augenblick ruhend hätte haften können wurde mit Verzierungen überladen, die keineswegs in echten Stein gehauen, sondern wiederum aus leichtfertiger Gips- oder Stucaturarbeit bestanden.

So vollendete sich denn ein Bauwerk welches den erhabenen Geist des Christenthums: Wahrhaftigkeit und ruhige Würde, sozusagen mit jedem Steine verleugnete. Allein die ausgelassene Pracht, die pomphafte Durchführung eines so riesenhaften Bauwerks bestach die Augen der Menge.

Nachdem der Verfasser hierauf erwähnt daß die Peterskirche in Italien zahllose Nachahmungen fand und daß sogar die gediegensten Bauwerke der christlichen Baukunst umgestaltet wurden, fährt er fort:

Es ist bekannt daß bald nach der Vollendung der Peterskirche der Orden der Jesuiten durch Ignatius Loyola gegründet wurde. Die Gründung dieses Ordens und seine immer größer werdende Wirksamkeit hatte die Erbauung vieler Kirchen in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien zur Folge. Was konnte dem oft geschilderten Wesen dieses Ordens mehr entsprechen als bei allen diesen neuen Kirchenbauten den römischen Renaissancestil der Peterskirche in der üppigsten Weise nachzuahmen und mehr und mehr über das ganze Abendland zu verbreiten?

Er that Dies im vollsten Maße. Seine vielen Bauten zeichnen sich aus durch eine zügellose Ueberladenheit und Unruhe, durch ein gänzliches Aufgeben aller baulichen Wahrhaftigkeit. Bei der Zernichtung und Umgestaltung der mittelalterlichen Kunstwerke entwickelte dieser Orden in Deutschland und Frankreich, kurz in allen katholischen Ländern, eine bejammernswerthe Thätigkeit, und wenn Niemand die Wirksamkeit dieser Gesellschaft zu verdammen ein begründetes Recht hätte, die Kunstgeschichte hat es sicherlich im vollsten Maße.

Es ist bezeichnend daß der spätere Renaissancestil (von 1650—1780) nach den Jesuiten eine eigene Benennung erhielt. Da man sah daß er sich vom frühern Renaissancestile durch eine noch viel ausschweifendere Ausstattung an grotesken Verzierungen aller Art merklich unterschied, belegte man ihn zur Bezeichnung dieses Unterschieds mit dem treffenden Namen Jesuitenstil.

Daß nach einem solchen Vortrag die Erbauung der altlerchenfelder Kirche im Jesuitenstil zur Unmöglichkeit wurde, ist leicht begreiflich, oder es hätte die Stimme der Wahrheit und der Ueberzeugung keine Macht haben müssen. Müller's Plan, der ganz auf den entwickelten Ideen beruhte, wurde, wie schon erwähnt, von dem Schwurgerichte auserwählt und vom Ministerium genehmigt. Die nähere Darstellung dieses Entwurfs kann man in der Biographie nachlesen, welcher auch eine Ansicht der schönen Kirche beigegeben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Der nun nachfolgende Hauptinhalt des Buchs zerfällt in drei Theile. Der erstere bezieht sich auf die Naturwissenschaften als allgemeines Bildungsmittel; der zweite auf den naturwissenschaftlichen Unterricht als Förderungsmittel der Fachstudien und als Mittel zur Erweiterung des menschlichen Wissens überhaupt; der dritte auf die Prüfungen in den Naturwissenschaften.

Digitized by Google

Aus dem ersten Theile wollen wir eine Mittheilung geben welche sich auf das Einführen der physikalischen Geographie in Gymnasien bezieht. „Ich habe dieser Wissenschaft, der reinen Geographie, wie sie Prange passend nennt, schon so häufig erwähnt daß man mit gespannter Erwartung an meine Dispositionen gehen wird. Man kann die Foderungen die an sie zu machen sind in der That nicht hoch genug spannen wenn man K. von Raumer's in launiger Verzweiflung gegebene Ankündigung liest: «Es ist als hätten sich in unserer Zeit alle Wissenschaften und Künste bei der Geographie ein Rendezvous zu einem Familienfeste gegeben, weil sie erst jetzt sich ihrer Verwandtschaft bewußt geworden.» Diese Foderungen werden in der Schule eigentlich noch mehr gesteigert. Die physikalische Geographie soll eine Encyklopädie aller Naturwissenschaften werden, alles früher in willkürlicher Abgerissenheit Vorgetragene soll hier seine rechte, vom Schöpfer ihm zugedachte Stelle finden. Ja es soll hier noch manches Wissen neubegründet werden. Dies sage ich in Bezug auf Physik und Chemie. Wir mußten diese mit Einem Cursus absolviren, weil wir einzelne Theile derselben, besonders die Anwendungen in der Mineralogie, Phyto- und Zoophysiologie anzubringen gedachten, und zuletzt noch einmal hier bei dem Schlußsteine des ganzen wissenschaftlichen Baus vorzunehmen wünschten. Gewiß wird nirgend die Gelegenheit günstiger sein zur Auffassung dieser Wissenschaften unter höhern Gesichtspunkten, zur Ausfüllung früher gebliebener Lücken als hier, namentlich in der Atmosphärologie, Meteorologie, vereinten Klimatik. .... Seitdem Vogel durch zierliche Randzeichnungen seinen Schulatlas schmückte, und Andere, wie Wölter, ihm mit klimatographischen, sehr instructiven Bildern folgten, Ziemann die Idee einer ganzen Bildergeographie aussprach, seitdem hat diese demonstrative Methode viel Beifall gefunden, auf niedere Classen allenfalls mit Recht. Auf Prima dürfte das Herumzeigen aber zu viel Zeit kosten. Ein geschickter Lehrer wird sich Allen mit Einem Blicke an der Tafel durch Umrisse verständlichmachen können wenn es auf Formen ankommt."

Aus dem zweiten Theile des naturwissenschaftlichen Fachunterrichtes wollen wir nun auf ähnliche Weise eine Mittheilung machen. Wir wählen dazu einen Abschnitt aus dem Studium der Chemie für Landwirthe ...: „Der Agriculturchemiker möge vor allen Dingen die vielseitigen, wenn auch häufig sich scheinbar widersprechenden Erfahrungen des praktischen Landwirths sich zueigenmachen! Erst nachdem es ihm gelungen ist sie von seinem Standpunkte aus wissenschaftlich zu begreifen, den Widerspruch zu lösen, das Zufällige vom Wesentlichen zu sichten, und das Unhaltbare auszuscheiden, darf er hoffen Dasjenige zum Gesetz und zur unumstößlichen Wahrheit zu erheben was mit den bereits wissenschaftlich festbegründeten Thatsachen in Einklang zu bringen war. In welchen Strudel von Irrthümern und Trugschlüssen wir gerathen, wenn wir den Weg der strengen Methode den uns das wissenschaftliche Forschen gelehrt nicht auch auf die Begründung praktischer Lehren in Anwendung bringen, davon bietet uns aus der neuern Geschichte der Agriculturchemie der Liebig'sche Patentdünger ein um so warnenderes Beispiel als auf den Urheber desselben die ganze landwirthschaftliche Welt mit dem größten, und durch bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften wohl begründeten Vertrauen hinblickte, solange die neue Lehre noch ihren reintheoretischen Standpunkt behauptete. Die organische Elementaranalyse von Liebig zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geführt, und durch seine eigenen, wie seiner zahlreichen Schüler umfassenden Arbeiten auf die Erforschung der meisten bis dahin bekannten organischen Verbindungen angewandt, sollte in der Analyse der unverbrennlichen oder sogenannten unorganischen Bestandtheile der Gewächse ihre Ergänzung finden und zur Grundlage für die wichtigsten praktischen Lehren des Ackerbaus werden. Was Rückert geahnet, ohne auf der damaligen Entwickelungsstufe der Wissenschaft den Schlüssel für seine eigene Weissagung finden zu können, woran Sprengel ein ganzes Lebensalter hindurch sich abgemüht ohne die erstrebte Anerkennung der Zeitgenossen zu erringen, Das wurde nun auf einmal als das alleinseligmachende Dogma gepredigt, und fand eine gläubige Menge welche den Stein der Weisen für den Ackerbau gefunden zu haben überzeugt war. Als es sich aber um das Goldmachen handelte, da wurde der Stein der Weisen als unecht erkannt, und Viele haben ihn schon verächtlich beiseitegeworfen, anstatt seine Tugenden zu prüfen und ihm als einem guten Bausteine die rechte Stelle beim Aufbau des Tempels der landwirthschaftlichen Erkenntniß anzuweisen. Eine tiefere Einsicht in die Lebensbedingungen welche den Organismen durch die Stoffe mit welchen sie nach außen in Wechselwirkung treten dargeboten werden, muß nothwendig auf dem Wege der elementar-analytischen Untersuchungen wesentlich gefördert, wir können sagen recht eigentlich begründet werden. Die neuere Agriculturchemie hat die Lösung dieser Aufgabe nicht nur angebahnt, sondern zum Theil schon vollendet ... Die Chemie soll also dem Landwirth dazu verhelfen seinen Beruf denkend auszuüben. Sie soll nicht die Dienerin oder melkende Kuh sein, sondern Führerin, treue Gefährtin. Nicht um den Gebrauch von Recepten welche ihm die Agriculturchemie anfertigt ist es dem denkenden Landwirth zu thun, sondern um ein selbständiges Urtheil über alle Beziehungen chemischen Inhalts welche ihm in der Ausübung seines Berufs begegnen. Dazu ist es nöthig daß er die Erscheinungen und Gesetze der Natur nach dieser Richtung sich soweit zueigengemacht habe um mit eigenen Augen klar um sich sehen zu können wo Andere im Dunkeln tappen, oder sich auf das trübe und unsichere Licht gelehrt klingender Hypothesen verlassen müssen."

Wer kann einer solchen ruhigen, vorurtheilsfreien Auffassung dieses in unsern Tagen soviel Aufsehen erweckenden Gegenstandes seinen Beifall versagen? Die Beurtheilung Liebig's fällt allerdings etwas kühl aus, aber sie gefällt doch tausend mal besser als die enthusiastische Wortflamme seiner blinden Anbeter. Liebig ist ein genialer Mann von unaussprechlich großen Verdiensten um das Einführen der Chemie ins Leben. Seine Bestrebungen werden ewig Epoche machen, genannt und geachtet werden, selbst dann noch wenn sie auch nicht überall das richtige Ziel erreicht haben. Aber neben Liebig gibt es auch noch andere tiefdenkende Chemiker, deren Verdienst um die Fortbildung ihrer Wissenschaft nicht minder groß ist, obgleich nicht so laut und soviel davon gesprochen wird. Liebig ist sowol in der Agricultur- wie in der Thierchemie ebenso übertrieben bewundert wie übertrieben getadelt; Beides hat der wirklich ganz vortrefflichen Sache sehr geschadet, daher kann man sich freuen wenn Männer wie unser Verfasser einen vermittelnden Mittelweg einschlagen.

Der zweite Theil der Ratzeburg'schen Schrift ist der inhaltsreichste und umfangsreichste. Er scheint so recht das Feld zu sein auf welchem der Verfasser am längsten und am liebsten thätig gewesen ist.

Der dritte Theil besitzt wenig Umfang, wie Dies verhältnißmäßig gar nicht anders zu erwarten stand, aber in diesen engen Rahmen ist doch ein überraschend inhaltsreiches Gemälde der Wirklichkeit hineingepaßt. Hier kommt dem Verfasser eine langjährige Erfahrung, eine feine Beobachtungsgabe und eine Durchschauung menschlicher Schwächen sehr gut zustatten.

„Prüfungen sind ein nothwendiges Uebel", beginnt der Verfasser diesen höchstinteressanten, belehrenden Abschnitt seines Buchs. „Ein Uebel, weil sie für Examinatoren wie für Examinanden oft unbequem sind, und weil sie selten zur Befriedigung aller Theile enden. In der That, es möchte auch sehr schwer sein einen Examinanden ganz richtig zu beurtheilen. Dazu würde ein längerer Umgang mit demselben nöthig sein als die Prüfung zu gewähren berechtigt ist. Der Grund liegt nicht blos in dem zum Theil enormen Umfange des Wissens welches erforscht werden soll, sondern auch in manchen andern Dingen. Der Examinator hat oft selbst nicht Kenntniß oder Geschicklichkeit genug, oder er will dem Examinanden

Digitized by Google

nicht wohl; leider auch dieser Fall mag nicht ganz selten vorkommen. Dem Examinanden geht es oft schlecht, nicht weil er überhaupt unwissend wäre, sondern weil er befangen ist, und sich besonders im Anfange wenn ihn einige unglückliche Fragen treffen gleich einschüchtern läßt. Der Examinator hat zwar die Pflicht hierauf Rücksicht zu nehmen, aber es geschieht nicht immer, und es häufen sich Misverständnisse auf Misverständnisse."

Bei solcher auf reife Erfahrung gestützter Ansicht läßt es sich wirklich kaum begreifen warum man diesen ganzen Examinationskram nicht längst über Bord geworfen hat. Die Examina tragen nie oder doch nur mit seltenen Ausnahmen die Früchte für den Staat welche er sich davon verspricht, sie tragen nie oder doch nur mit seltenen Ausnahmen die Früchte worauf die Wissenschaft und das praktische Leben Ansprüche machen darf. Dies ist schon so allgemein bekannt, und wird so allgemein für wahr gehalten daß weder der Staat, noch die Universitäten, noch die Schulen ein großes Gewicht legen auf die von dem Examinanden einst errungenen siegreichen, hohen oder niedern Nummern. Das freie Leisten nach dem Examen entspricht selten den Erwartungen zu welchen das Resultat der Prüfung zu berechtigen schien. Die Beweise für die Tüchtigkeit der jungen Leute sind sehr trügerisch, wenn sie sich auf nichts Anderes als auf die paar Stunden geistiger Hetzjagd am grünen Tische beziehen sollen. Doch wir wollen dem Verfasser wieder das Wort geben, er sagt sehr viel Beherzigenswerthes.

„Die Klagen über den schlechten Ausfall so vieler Prüfungen in den Naturwissenschaften sind gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Man kann sie von den Examinatoren in den verschiedenen Fächern mündlich vernehmen, ja sogar schon Gedrucktes darüber lesen. Sie treffen nicht alle Examinanden, im Gegentheil: Einzelne leisten in allen Facultäten viel und zeigen daß es wenigstens nicht am Unterrichte liege, der die Fortschritte der Zeit wohl verstanden hat. Aber die Zahl der Unfähigen ist leider zu bedeutend, und man möchte fürchten es gehe mit der allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften und der Erleuchtung durch dieselben rückwärts und nicht vorwärts. Ich wünsche daß ich zu schwarz sehe. Woran mag Das liegen? Ich glaube fast es liegt mehr an den Examinatoren als an den Examinanden. Sie lassen die naturwissenschaftlich Ungebildeten nicht ebenso durchfallen wie die praktisch Unwissenden. Sie glauben vielleicht die Theorie sei nicht so wichtig wie die Praxis, man werde dadurch daß man den Candidaten etwas Theorie erläßt sie anspornen destomehr Zeit auf die Praxis zu verwenden; die Erfahrung habe gelehrt daß Ueberbildete aus solchen Schulen hervorgegangen seien u. s. w. Auch mag es unbequem sein einen Candidaten zum zweiten male vor die Commission zu bescheiden, blos weil er Botanik oder Zoologie oder dergleichen nicht gewußt hat ... Durch Nachlassen unserer Foderungen bei den Prüfungen würden wir aber auch nicht erreichen daß weniger Theorie und mehr Praxis getrieben, sondern daß überhaupt weniger studirt und destomehr commerschirt, gespielt und getrunken würde. Wenn die Wissenschaften auch weiter gar Nichts nützten, so würden sie wenigstens Den der sie eifrig triebe vor Thorheiten schützen. Glücklicherweise haben sie gewiß nicht blos einen solchen negativen Nutzen, auch der positive dürfte sich leicht erweisen lassen, und zwar, damit man sich nicht mit uns in einen theoretischen Streit einlasse, aus Erfahrungen."

H. Birnbaum.

Literarische Notizen.

Ein legitimistischer Tendenzroman.

„Conciliation et solution" heißt der neueste Roman des Grafen Eduard von Warren. Drei Personen von verschiedener Gesinnung sind die Hauptträger dieses legitimistischen Tendenzromans: die eine repräsentirt die Legitimistenpartei in ihrer ursprünglichen Reinheit, die andere eine etwas verwischte Nuance derselben, die dritte personificirt das Juste-Milieu. Dieser Albert Duverrier hat alle eleganten Laster, welche er jedoch unter dem glänzenden Firniß eines Mannes comme il faut versteckt; Gaston de Kerhoun, der strenge Legitimist, ist dagegen mit allen soliden Tugenden ausgestattet und verbirgt unter einer angeborenen Einfachheit eine heldenmüthige Uneigennützigkeit. Weniger streng als Gaston repräsentirt Hr. von Lussan, ein nicht emigrirter Vendéer, jene Classe von Individuen die sich in die Zeit zu finden wissen. Die Frauen haben mit etwaniger Ausnahme der lieblichen Tochter des Schmugglers von St.-Briac nur eine untergeordnete Rolle. Der Roman beginnt mit der Julirevolution. Der trivialste politische Jargon der sich in jedem Journal findet bildet den Inhalt einer Correspondenz zwischen Gaston und Lussan. So schreiben sie zum Beispiel einander: „Man lese die Geschichte aller Nationen, und man wird sehen daß jemehr das demokratische Princip sich ausgedehnt hat, d. h. jemehr die Regierung erniedrigt worden ist, umsomehr die Völker demoralisirt worden sind, und umsoweniger wahre Freiheit gehabt haben. In allen gut regierten Staaten haben die Mittelclassen von jeher als Gegengewicht und Dämpfer der Executivgewalt gedient." Vom Herzog von Orleans heißt es wider alle geschichtliche Wahrheit daß er am 31. Juli 1830, nachdem er die Generallieutenantstelle des Königreichs erlangt habe, „das Fieber, rothe Augen und die Stirne voll Schweiß gehabt habe". Nach mancherlei politischen Abenteuern fällt Gaston im Kampfe gegen die Juniinsurgenten 1848, gibt aber zuvor noch die Lösung (solution) der gegenwärtigen Wirren. Sie ist in drei Briefen an den Herzog von Bordeaux, an die Herzogin von Orleans und an den Präsidenten der Republik enthalten. Es ist die Vereinigung aller Zweige welche in Frankreich seit 60 Jahren regiert haben, drei Regentenfamilien auf einem Throne vereinigt, die eine um ihn zu besitzen, die beiden andern um ihn zu vertheidigen. Schade daß bisjetzt noch kein Roman Geschichte gemacht hat.

Le roman de la charette.

Die königliche Bibliothek im Haag besitzt eine handschriftliche Uebersetzung der Erzählung von „Lancelot vom See". Die holländische Regierung hatte den Professor Dr. W. J. A. Jonckbloet mit deren Veröffentlichung beauftragt. Der erste Band ist bereits im Jahre 1847 erschienen, während der zweite Theil ausgedehnte Nachforschungen erheischte, die der Herausgeber zum Theil in der reichen Manuscriptenfundgrube der Nationalbibliothek in Paris mit Glück machte. Dieser zweite Theil ist ein Werk für sich und in französischer Sprache herausgegeben, unter dem Titel: „Le roman de la charette, d'après Gauthier Map et Chrestien de Troies." Die Geschichte vom Karren (charette) ist eine Episode der Erzählung von Lancelot. Mit den übrigen Forschern kommt der Herausgeber zu der gleichen Ueberzeugung daß das Original des „Lancelot" von dem gelehrten walliser Priester, Gauthier Map oder Walther Map herrührt, der zugleich Verfasser des interessanten Buchs „De nugis curialium" ist, und am Hofe König Heinrich's II. von England eine angesehene Rolle spielte. Zwei andere Fragen, die den Herausgeber sehr beschäftigt haben, sind: in welcher Sprache das Original (denn es gibt bekanntlich lateinische, provençalische, in allen europäischen Sprachidiomen, sogar griechische Uebersetzungen), und ob es in Versen oder in Prosa geschrieben war. Die erste Frage wird damit beantwortet daß es die französische Sprache war, und die zweite damit daß die Erzählung erst in Prosa geschrieben war und dann später von Chrestien de Troies versificirt wurde. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 89. — 14. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Die kaiserliche Akademie ehrte sich und den jungen Künstler, indem sie ihn mit Ausdrücken der wärmsten Hochachtung in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm und sich seine thätige Theilnahme an ihren Berathungen erbat; im Januar 1849 wurde ihm die neuerrichtete Professur an der kaiserlichen Ingenieurakademie übertragen. Beides erregte ungeheuchelte Freude bei seinen Kunstgenossen; denn wie sein glänzendes Talent, seine reichen Kenntnisse, sein klarer praktischer Verstand schon bei seinem ersten Auftreten ihm die Achtung Aller erwerben mußten, so hatte sein anspruchsloses, aber in allen Kunstangelegenheiten entschiedenes Wesen, sein freundliches und gefälliges Benehmen, der tiefe religiöse Ernst, der in Verbindung mit reiner, glühender Freiheitsliebe und einem dichterischen Schwung der Gedanken und der Rede seiner Seele das Gepräge gab, ihm die allgemeine Liebe gewonnen und gesichert. Leider konnte sich der edle Jüngling dieses Glücks nicht lange erfreuen. Ein Brustleiden, das seine Verwandten und Freunde schon früher mit Besorgniß erfüllt hatte, ergriff ihn mit solcher Heftigkeit daß es bei aller Pflege und Schonung nicht bezwungen werden konnte. Trotz der Gefahr, die auch ihm nicht verborgen blieb, baute und lehrte er fort, bis gegen Ende des Monats März ein strenges Gebot des Arztes ihm Ruhe anempfahl und ihn zu dem Entschlusse bestimmte in die Heimat zu reisen, von deren reiner Gebirgsluft er Heilung seines Uebels hoffte. Aber dieses war schon soweit ausgebildet daß die Reise unmöglich wurde. Noch ein mal zwar ging er (am 20. April) in die Ingenieurakademie und ertheilte seinen Zuhörern anderthalb Stunden lang mit kaum hörbarer Stimme Unterricht, aber die Anstrengung hatte ihm die vollste Erschöpfung zugezogen, und so nahm die Entkräftung immer mehr zu. In der Nacht des 1. auf den 2. Mai entschlummerte er, nachdem er mehre Tage vorher schon die Sterbsacramente mit gläubiger Seele empfangen hatte, in den Armen zweier Schwestern und eines Bruders, die nach Wien geeilt waren um den Geliebten zu pflegen. Müller war 26 Jahre und nicht volle acht Monate alt geworden. Er wurde unter der allgemeinsten Theilnahme seiner Kunstgenossen und der Gemeinde Altlerchenfeld, für die er in so trefflicher Weise gewirkt und gearbeitet hatte, auf dem Kirchhofe derselben beerdigt.

> Gut war sein Herz — schließt der ihm im Leben befreundete Biograph — wie sein Geist reich; kindlich sein Gemüth, und doch jeder Begeisterung der Liebe wie des Zornes fähig: ein seltener Mensch! Wer ihn kannte kann ohne Thränen an seinen Verlust nicht denken, und wer ihn nicht gekannt ist ärmer als wir die ihn verloren!

Allerdings ist Müller vorzugsweise Künstler, Architekt gewesen; doch hatte er die Größe die wir an ihm bewundern nur dadurch erreichen können daß er, wie wir schon angedeutet haben, die in ihm lebende Poesie auf die Kunst übertrug, und so sind alle seine architektonischen Entwürfe großartige Zeugen seines poetischen Geistes. Doch ließ sich nicht Alles in architektonische Formen bringen was sein Gemüth bewegte, und dann griff er zur Dichtkunst, welcher er schon in früherer Jugend seine schönsten Stunden und Kräfte gewidmet hatte. Insbesondere nahm er dann seine Zuflucht zur Poesie, wenn sich Zweifel über seinen Beruf als Künstler in ihm erhoben, oder wenn er seinen Unmuth über die falschen Bestrebungen in der Kunst ausgießen wollte. Und in beiden Fällen fand er Trost, Beruhigung und neuen Muth. Obgleich seine Poesien die Größe und Tiefe seiner künstlerischen Entwürfe nicht erreichen, so sind doch auch diese durchaus beachtungswerth, weil sich in ihnen mit der Tiefe der Empfindung und echtpoetischer Anschauung des Lebens die erfreulichste Schönheit und Reinheit der Form, sowie ein reicher, nur selten gestörter Wohlklang der Sprache harmonisch verbindet. Und wir müssen Dies umsomehr bewundern als ihn hierin kein tieferes Studium der Dichtkunst unterstützte. Müller ist ein reiner Naturdichter, aber freilich mit einem seltenen und reichen Talente und mit dem reinsten Kunstsinne begabt, an dem sich die schöne Form von selbst entwickelte. Nebst der Kunst gab ihm das Vaterland, die Natur und die Liebe reichen Stoff. In seinen vaterländischen Gedichten weht die glühendste Begeisterung für seine theuere Schweiz, die Gott zwiefach gesegnet als er ihr die wunderbare Natur und die Freiheit verlieh. So sagt er in dem Gedichte „Wilhelm Tell", welches ei-

nem beabsichtigten Epos als Einleitung beigegeben werden sollte:

Heil mir daß ich mit meiner ganzen Liebe
Umfangen darf ein freies Vaterland;
Heil! wenn auch einst mir keine Seele bliebe
Zum Geisteskuß, zum Oel für Wundenbrand;
Dann schling' ich heißer mit geprüfter Liebe
Um meines Volkes Lande meine Hand:
Denn Brautgeschenk der Freiheit ist's, der süßen,
Daß Einer kann ein Volk, ein Land umschließen.

Du holde Schweiz! Den Himmel stützend schwingen
Sich deine Berge in des Aethers Glut,
Um ihre alten Felsenstirnen schlingen
Schneegürtel sich, ein unantastbar Gut;
Und grüne Triften, Alpenrosen dringen
Aus ihrem Busen, und kristall'ne Flut,
Die sich hinunterstürzt in Melodien,
An blauer Seen kühle Brust zu fliehen.

Die Naturlieder Müller's sind aus dem tiefsten Gefühl für Naturschönheit hervorgegangen. In einem anmuthigen Thale geboren und aufgewachsen, auf welches der mächtige Säntis ernst und feierlich herabschaut, hatte seine Seele schon früh die schönen und großen Eindrücke, welche die schweizerische Natur in so reicher Mannichfaltigkeit darbieten, mit aller Kraft der Empfindung insichaufgenommen und in diesen Anschauungen den Ernst und die feierlich-religiöse Stimmung gewonnen, die ihn bis an das Ende seines Lebens begleitete. Es zeigt sich diese Stimmung vorzüglich darin daß er in den Naturerscheinungen stets die Hand der schaffenden Gottheit erblickt, zu welcher sein kindlich-reines Gemüth mit aller Sehnsucht der innigsten Liebe hinaufblickt. Die Natur ist für ihn die Sprache in welcher Gott zu den Menschen redet, und so sucht er ihren tiefern Sinn zu begreifen und sie in die menschliche Rede zu übertragen.

Abendlied.

O wie duften nun die Blumen,
Da des Abends Majestät
Aus des Himmels Heiligthumen
Ueber sie hernieder weht.

Wenn die Blum' im Thau der Nächte
Ihren reinsten Duft verweht,
Ist es, eh' sie schlummern möchte,
Ein verschwieg'nes Nachtgebet.

Lockst mir aus des Herzens Tiefen,
Ruherfüllte Frühlingsluft,
Wo sie fest verschlossen schliefen,
Thränen, uns'rer Seele Duft.

Und wie Abendglocken Mahnung
Schallt's von oben durch den Sinn.
Eine stille Gottes-Ahnung
Zieht durch alle Wesen hin:

Ein liebliches Seitenstück zu Uhland's „Freie Kunst" ist das Gedicht „Ist er berufen?", das des Dichters Selbstbewußtsein in bescheidenster Weise ausspricht, wie denn überhaupt die liebenswürdigste Verschmelzung von Bescheidenheit und kräftigem Selbstgefühl der Grundzug in Müller's Charakter war.

Bei der ersten Morgenröthe
Ist schon eine Amsel wach,
Sanft anhebend ihrer Flöte
Waldeskühlen Zauberschlag.

Um den mindern Finken, Meisen
Zu der großen Harmonie
Ihre Stufen anzuweisen,
Singt zuerst die Leiter sie.

So auch bei uns Dichtern immer
Hebt den lauten Liedertag
An ein tongewandter Stimmer,
Und wir Andern singen nach.

Nicht daß wir den Preis begehren,
Doch es treibt uns auch zum Ziel:
Zu den allgemeinen Chören
Sind der Stimmen nie zu viel!

Zu den gelungensten Dichtungen Müller's gehören ohne Zweifel die wenigen episch-lyrischen Gedichte welche die Sammlung seiner Poesien enthält; sie bringen namentlich durch die anspruchslose Einfachheit der Form bei reichem Inhalt große Wirkung hervor. Wenn wir in denselben auch öfters in Gedanken und Darstellungsweise an frühere Dichter erinnert werden, so muß doch anerkannt werden daß die Nachahmung nicht bloße Copie ist, sondern auf selbständiger Aneignung des fremden Vorbildes beruht. Wir heben aus dieser Reihe Folgendes hervor:

Das Brautbett.

Der Schreiner hobelt und hämmert froh:
Was freut den jungen Meister so?

Er macht ein Bett für sich und die Braut;
Drum hobelt und hämmert er so laut.

Und zwischen die Schläge sein Lied er singt,
Daß flinker der Hobel und Hammer springt.

Das Bett steht gezimmert schön und blank:
Da wird die Braut zum Sterben krank.

Und wie er eintritt in der Liebsten Haus,
Da ist es mit ihrem Leben schon aus.

Und wie er hobelt den Todtenbaum,
Da umzieht's ihn so seltsam als wie ein Traum.

Sie kam und sprach: „Du machst ihn zu klein,
Wir müssen ja alle Beide hinein!

Denk' an die Worte zwischen uns Zwei'n,
Im Leben und Tod uns treu zu sein!"

So sprach ihn die bleiche Erscheinung an:
Am Morgen — da war's um ihn gethan.

Mit Ausnahme einiger wenigen haben die Gedichte welche unter der Ueberschrift „Kunst und Leben" zusammengefaßt sind den geringsten poetischen Werth, wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen daß gerade die schönsten derselben in die Lebensbeschreibung eingereiht sind. Allein auch die hier mitgetheilten sind aller Beachtung werth, weil sich in ihnen noch mehr als in den andern die tüchtige Gesinnung des Dichters klar und entschieden ausspricht. Es sind meistentheils Reflexionen über das Leben, denen sich die ganze liebenswürdige Seele, das reine Herz und das redliche Bestreben des

jungen Künstlers offenbart und die jedem Jüngling zur Beherzigung anempfohlen werden dürfen. Auch zweifeln wir nicht daß manche hierhergehörige Gedichte sich bald einen Weg in die für die Jugend bestimmten Lesebücher bahnen werden. Viele Gedichte Rückert's haben nicht sowol wegen ihres poetischen Gehalts als wegen der in ihnen niedergelegten Lebensweisheit die allgemeinste Anerkennung und Benutzung gefunden; die ähnlichen Sprüche Müller's werden vielleicht noch von größerer Wirkung auf das jugendliche Gemüth sein, weil sie aus jugendlicher Seele stammen und bei aller Männlichkeit und Reife der Gesinnung das Gepräge jugendlicher Frische ansichtragen. Wir theilen nur einige mit:

Wahlspruch.

Fromm und frisch und froh und frei,
Aber nicht viel Wesens,
Und mit List und Heuchelei
Wenig Federlesens!

Ursache.

Wer den Regenbogen machte,
Stritten einst sich Luft und Regen;
Aber keins von beiden dachte
An des Sonnenlichtes Segen.

Spruch.

Wenn du die Hand erhebst, so sei es um zu thun:
Kurz ist des Lebens Zeit, im Grabe mag sie ruh'n.

Lebensregeln.

Am Armen geh', ohn' ihm zu helfen, nicht vorbei!
Such' nicht die Gunst der Reichen, bleibe frei
Und halte zu den Bürgern dich mit Treue!
Das Alte wahre, nicht verwirf das Neue;
Doch prüfe seinen Zweck mit Rath und Ueberlegung!
Den Stillstand hasse, liebe die Bewegung;
Doch geh' nicht vorwärts ohne sichern Grund:
Bezähm' in Allem seinem Thun den Mund,
Doch Aug' und Ohr behalte wachsam offen!
Gern sollst du glauben, Alle lieben, wenig hoffen;
Denn sich'res Glück gewährt der Zufall nicht:
Es ist der Lohn allein erfüllter Pflicht.
Lieb' über Alles die allgütige Natur,
Und folg' in Allem ihrer sichern Spur.
Was durch Jahrtausende sich gleich blieb ist bewährt:
Unfehlbar ist was die Natur dich lehrt.
Ihr Buch sei deiner Wißbegierde Nahrung,
Sie hat für jedes Thun den Maßstab der Erfahrung;
Für jede Frage, jeden Zweifel hat
Sie irgend ein von Gott beschrieb'nes Blatt.
Einklang mit ihr gewährt allein den Frieden;
Im Himmel ist, wer ihn erringt, hienieden!

Wir halten es nach den gegebenen Mittheilungen kaum mehr für nothwendig das vorliegende Buch unsern Lesern zu empfehlen; wir schließen daher unsere Anzeige mit der Bemerkung daß, wenn man überhaupt Biographien bedeutender Menschen der Jugend in die Hand geben soll, Dies namentlich von solchen Lebensbeschreibungen gilt aus welchen hervorgeht daß nicht das Talent allein die wahre Größe bildet, sondern vielmehr die Tüchtigkeit der Gesinnung, der redliche Wille und das reine Gemüth. 52.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten, herausgegeben von Friedrich Bülau. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch dieser zweite Band des von uns schon angezeigten Werks *) ist reich an verborgenen und interessanten Curiositäten, die, wenn eine Zeit dazu wäre in der Vergangenheit zu wühlen, Stoff und Anregung für Geschichtschreiber und Dichter lieferte. Die Natur der Sammlung bringt es mit sich daß an eine etwas systematische Aneinanderreihung der Beiträge nicht gedacht werden kann, was vielleicht auch dem Interesse schadete. Der Verfasser gibt eben was er findet, und nur wenn er das für einen Band Gefundene und Bestimmte zusammenfaßt, versucht er das einigermaßen dem Inhalt nach Zusammengehörige auch zusammenzustellen. So sind zu Anfang einige Prätendenten der vorigen Jahrhunderte und Erbfolgestreitigkeiten zusammengestellt. Es würde aber schwer sein den innern Zusammenhang der dargestellten Begebenheiten aufzufinden, denn welche Verwandtschaft hat z. B. der früher verkannte und dann verleugnete und verstoßene Sohn und Prinz aus dem fürstlichen Hause Reuß im 16. Jahrhundert mit den vielen Prätendenten auf dem Throne von Frankreich welche im 19. Jahrhundert sich für den verschollenen Ludwig XVII. ausgaben! Die Legitimitätsfrage des Erstern ist unbedeutend und nicht eben interessant, wenn auch zweifelhaft, wogegen das Interesse der Mittheilung in dem wunderbaren Lebenslauf und grausamen Ende des angeblichen oder wirklichen Prinzen beruht. Das ist das Moment daß er in einem relativen Glanz von seinen Verwandten erzogen und von ihnen in seiner Würde anerkannt, als er plötzlich von ihnen verleugnet und ausgestoßen wird, sich einem wüsten Stegreifreiterleben ergibt, und tief und tiefer versinkend endlich der Strafe verfällt die grausam genug ist, indem er, in ungezügelter Freiheit sein verlorenes Recht sich wiedersuchen oder dafür rächen wollend, zu lebenslänglichem Gefängniß ohne Umgang und Beschäftigung verurtheilt wird. Die Prätendenten welche sich für Ludwig XVII. ausgeben sind dagegen persönlich sehr gleichgültige Personen, wogegen das ganze Interesse in der Frage ruht ob der Tod des Dauphin wirklich constatirt ist. Die vom Verfasser zusammengezogenen Notizen lassen allerdings wieder Zweifel in Menge aufkommen, und die Möglichkeit bestehen daß Intriguen mannichfacher Art gespielt wurden und eine frühe Austauschung stattgefunden hat.

Die Geschichte der Prätendenten von Anbeginn bis auf die Gegenwart kritisch zu schreiben wäre überhaupt das Thema einer Geschichtsepoche wie sie uns vielleicht leider vorliegt. Nämlich wo man nichts Besseres zu thun hat, weil die Geschichte die wir erleben zu niederdrückend ist. Wo die großen Ideen die die Welt erheben geächtet sind, ist es an der Zeit die Spielereien vorzunehmen, und Spielereien bleiben alle diese Geschichten der falschen Sebastian, Woldemar, Demetrius, gegründet nur auf den Glauben, der heute wieder erweckt werden soll, von der unvertilgbaren Eigenschaft des legitimen Blutes, getragen und gehoben bisweilen durch die Sehnsucht der Völker unter schlechten Zuständen nach bessern, die wieder ihr kindlicher Glaube in der untergegangenen Vergangenheit sucht.

Ein unerschöpflicher Stoff unter den Curiositäten aus der Rococozeit ist der der Familienverfolgungen gegen einzelne vom katholischen Glauben abtrünnige Glieder, oder die fromme Fürsorge frommer Fürsten Individuen die abgefallen sind oder abzufallen drohen durch heimliche Kerkerqualen wieder in den Schoos der Kirche zurückzunöthigen. Wie vielfach hat der deutsche Roman diesen Gegenstand behandelt. Könnten wir doch sagen daß er nur dem Roman, nicht der Wirklichkeit angehört hat. Bülau's Buch liefert Gegenbeweise. Und könnten wir wenigstens sagen daß die Wirklichkeit nur der längst abge-

*) Vergl. darüber Nr. 214 d. Bl. f. 1850. D. Red.

laufenen Vergangenheit angehört, und daß nicht in der Zeit die ist und uns droht wieder Versuche der Art auftauchen! Auch von Giftmorden die nie entdeckt wurden und doch gewiß sind erzählt uns aus gewissen Regionen unsers Vaterlandes der Herausgeber. Störende Persönlichkeiten lassen sich so leicht durch ein Pulver abschütteln. Könnten wir sagen diese Anschuldigungen gehören nur dem Mittelalter und seinen spätern Verzweigungen in dunkeln Liedern an! Die Geschichte des Joseph von Frohn belehrt uns eines Andern. Könnten wir wenigstens sagen daß Sitte und Religion so in unserer Zeit gesiegt haben daß dieses Verbrechen mindestens unter unsern Gewaltigen erloschen ist!

Dazwischen eine Erquickung. Ein deutscher Bruder Studio, flotten Lebens, sucht im östreichischen Kriegsdienst ein Asyl vor seinen Gläubigern. Solange die mitgenommenen blanken Thaler in seiner Tasche klimperten, ging es ihm sehr gut. Als sie ausgegangen und er in den Sümpfen des Banats vom Fieber geschüttelt ward, kümmerte sich Niemand um ihn. Er fühlte den Tod herannahen und wollte sich durch eine List wenigstens die letzten Tage des Lebens versüßen. Er ließ den Auditeur kommen und machte sein Testament. Sein ganzes Vermögen vermachte er den Offizieren des Regiments, 15,000 Gulden dem Obersten, 10,000 Gulden dem Major, jedem Hauptmann seines Bataillons 5000 Gulden, dem Hauptmann seiner Compagnie 8000 Gulden, dem Oberlieutenant 4000 Gulden, dem Unterlieutenant 2500 Gulden, dem Feldpater 2000 Gulden, dem Auditeur 3000 Gulden. Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das natürlich gelöst ward. Nie ward ein Kranker besser gepflegt. Die feinsten Betten, die weichsten Polster, Delicatessen aller Art wurden ihm gereicht, Geschenke, liebreiche Gespräche, Tröstungen. So war der letzte Monat seines Lebens ein genußreicher. Als er gestorben hielt ihm der Feldpater eine begeisterte Leichenrede, der Unterlieutenant streute sogar poetische Blumen in den semliner Avisen auf sein Grab. Ein Denkmal ward ihm projectirt, eine erlöschende Kerze mit der Unterschrift: „Dum aliis lumino, corrumpor." Nur schade, als der Hofkriegsrath die Erbschaft im Nassauischen einziehen wollte, erhielt er durch die östreichischen Gesandten die Antwort: daß wol Schulden und Creditoren, aber keine Erbmasse da wäre. Es erfüllte sich buchstäblich: „Wo Nichts ist hat der Kaiser sein Recht verloren."

Ein Abschnitt dieses Theils ist den Entführungen gewidmet. Ja, wer die Geschichte aller historischen Entführungen schreiben wollte! Es wäre ein interessanteres Thema als das der Legitimitätsprätendenten; es ist ein eigenthümlich deutsches, auf wahrer Sittlichkeit und deutscher Innigkeit ruhend. Die Gesetze straften die Entführungen, die Sitte heiligte sie, unsere Geschichte beginnt mit einer, die Entführung Thusnelda's durch Herrmann, und die Entführungen ziehen sich durch unsere ganze beglaubigte Geschichte, bis — man zu bequem ward zu entführen. Das Verführen war bequemer. Einige wirkliche Curiosa, aber diesmal Nichts weniger als sittliche, berichtet uns Bülau. Naiv ist diese: Ein Niederländer, der Freiherr von Moriamez, spann, pour s'amuser, ein Liebesverhältniß an mit der achtzehnjährigen Frau eines achtundfunfzigjährigen Raths der Infantin Isabella. Sie erklärt ihm eines Tags: sie könne es mit ihrem Alten nicht mehr aushalten. Er solle sie außer Lands entführen, wenn er nicht wolle daß sie sterbe. Das wollte er nicht. Die Dame aber wollte öffentlich, nicht bei Nacht und Nebel entführt werden. Drei sechsspännige Wagen mit 50 berittenen jungen Edelleuten hielten eines Mittags vor des Raths Hause. Man schnallte ihre Reisekoffer auf. „Wohin?" fragt der alte Herr. „Ein Spaziergang nach Holland, ich will mir den Haag ansehen", erwidert die Dame, und der Zug braust fort. Sie lebten im Haag in Glanz und Freuden. Aber die schöne Böhmenkönigin Elisabeth verrückt das Herz ihres Galans. Die Brüsslerin ward krank vor Eifersucht und foderte vom Freiherrn: er solle sie wieder ins Haus ihres Alten zurückführen. Mit dem größten Vergnügen erklärte er: „Aber angesichts der Welt habe ich Ew. Gnaden aus jenem Hause entführt, noch geräuschvoller soll die Ritornata werden." Es ward gesattelt und gepackt. Aus Brüssel mußten ihn jetzt 300 berittene Freunde abholen. So machte er seinen Einzug, so fuhr er vor dem Hause des Raths vor. Er hob die Dame aus dem Wagen und sprach zu ihrem Gemahl: „Die gnädige Frau, welche zu reisen begehrte, hat mir die Ehre erzeigt mich zu ihrem Begleiter zu erkiesen. Ich kann Ihnen demnach für das tadellose Verhalten Ihrer Frau Liebste bürgen. Hören Sie auf keine Verleumdung, wie sie auch den fleckenlosesten Ruf nicht verschont; geben Sie keinem unwürdigen Verdachte Raum: denn sollten Sie das Unglück haben Ihrer Frau ein böses Wörtlein zu sagen, ihr ein Härchen zu krümmen, so müßte ich Sie tödten." Der Gemahl hat ihr kein böses Wort gesagt und ist nicht getödtet worden. Der Freiherr von Moriamez aber lebte fort wie er gelebt, und verzehrte in Lustigkeit und Freude seine Güter. 19.

Notiz.

Zur Charakteristik Mirabeau's.

Man hat das Genie nicht unpassend eine erhabene Geduld genannt. Es ist mit andern Worten das Vermögen den richtigen Zeitpunkt zu erwarten und zu ergreifen, und aus Dem was sich uns darbietet das Passende herauszunehmen. Goethe sagt in den „Gesprächen mit Eckermann" (III, 367), indem er sich auf seine eigene Erfahrung beruft: „Was ist überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höhern Zwecken dienstbar zu machen?" Und weiter: „Es ist im Grunde auch Alles Thorheit, ob Einer Etwas aus sich habe oder ob er es von Andern habe; ob Einer durch sich wirke oder ob er durch Andere wirke; die Hauptsache ist daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze es auszuführen: alles Uebrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen Recht wenn er sich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodaß es ihm und seiner Leitung sich willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höhern Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben daß er es verstand mit Andern und durch Andere zu wirken, Das war sein Genie, Das war seine Originalität, Das war seine Größe." Wie so auf der politischen Bühne, so zog er auch im Privatleben Alles mit sich fort. Er war von ausgezeichneter Häßlichkeit, aber wenn man ihn reden hörte vergaß man dieselbe ganz, und alle Frauen die er gewinnen wollte gewann er für sich. Eine feine Menschenkennerin, die mit vielen großen Männern in Berührung gekommen, Henriette Herz, gibt von ihm folgende Charakteristik in dieser Beziehung („Erinnerungen", S. 135): „Zu seiner Häßlichkeit trugen seine Pockennarben am wenigsten bei, wenngleich sein Gesicht von ihnen gänzlich zerrissen war; weit mehr die Eigenthümlichkeit daß das Ganze sowie alle einzelnen Theile desselben auf eine kolossale Weise in die Breite gezogen waren. Breiteste Nase, erdenklichst größter Mund, mit dicksten, wulstigsten Lippen. Dabei war er zur Zeit seiner Anwesenheit in Berlin schon nahe den Vierzigen, und war gleich seine Gestalt noch von großer, ja auffallender Kräftigkeit, so waren über sein Gesicht die Ausschweifungen seiner Jugend nicht spurlos hingegangen. Aber man vergaß Alles wenn er sprach; denn er sprach hinreißend wie ich nie Jemanden sprechen gehört habe, und namentlich ist mir eine solche Eleganz der Sprache in der Leidenschaftlichkeit — und in diese gerieth er leicht — nie weiter vorgekommen. Ich weiß daß, als er einige Jahre später einer der ersten Helden der Französischen Revolution wurde, Nichts von Dem was man über die gewaltige Wirkung seiner Reden las und hörte mich in Erstaunen setzte." 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 90. —— 15. April 1851.

Die letzten Tage eines großen Mannes.

Nach dem Polnischen von Fritz von Fr.

„Sonne stehe still!“

I.

Es war eine entzückende Nacht des Wonnemonats des Jahres 1543. An dem lazurnen Himmelsgewölbe flimmerten unzählige Sterne auf dem dunkeln Grunde, der damals recht eigentlich einem unermeßlichen, sammetnen und mit Brillanten geschmückten Teppich glich; auf der Erde herrschte tiefe Stille — die Natur schien zu ruhen und einen Sabbath zu feiern. Kaum daß ein leises, laues Lüftchen die frisch entfalteten Blüten schaukelte oder in dem jungen Laube spielte; die Welt war eingeschlummert und nur die Gestirne am Firmamente, welche in weiten Bogen die ihnen vorgezeichnete Bahn verfolgten, gaben Kunde von dem Leben in der Natur.

Die allgemeine Ruhe theilten mit Andern zugleich die Einwohner eines kleinen Städtchens des Ermelandes; auch um sie hatte der Schlaf seine bleiernen Arme geschlungen und hielt die müden Augenlider geschlossen. Jeder hatte sich aufs Lager hingestreckt und sammelte dort neue Kräfte für die Verrichtungen des kommenden Tages, bis auf Einen, der sich dieser Wohlthat entzogen hatte und in einer kleinen Kammer hoch oben auf dem Thurme wachte.

Es war ein alter, gebückter und von vieler Arbeit geschwächter siebzigjähriger Mann, der hier an einem Tische saß, auf dem eine elende blecherne Lampe stand und ihr trübes Licht auf ein großes Buch warf welches aufgeschlagen darauf lag. Die dichten grauen Haare des Greises fielen in langen Locken auf die Schultern herab und bildeten den Rahmen zu einem Gesichte welchem der Stempel himmlischer Sanftmuth und tiefen Denkens aufgedrückt war. Eine leichte Röthe hatte seine Wangen gefärbt und stach angenehm gegen das dunkele lange Gewand ab, das damals die gewöhnliche Tracht der Städter war und in einfachem Rocke mit umgelegtem Kragen und doppelten über der Hand ebenfalls aufgeschlagenen Aermeln bestand.

Der Alte schien in tiefes Nachdenken versunken und hob nur dann und wann das schöne, klare Auge zum nächtlichen Himmel, um es dann wieder zu schließen und desto ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können. War es die große, ereignißreiche Zeit die ihn beschäftigte und in welcher er mitten drin lebte? Die Reformation hatte bereits ihre Fackel angezündet, Luther die päpstliche Bannbulle verbrannt, in Worms gesprochen und auf der Wartburg eine Zufluchtsstätte gefunden; in der Schweiz waren Zwingli und Calvin für einen neuen Glauben aufgetreten; die Augsburger Confession war bekanntgemacht und der Schmalkaldische Bund gestiftet worden. Heinrich VIII. von England hatte die Macht des Papstes, von dem unlängst zuvor der Orden der Gesellschaft Jesu bestätigt worden war, gebrochen und sich zum Haupte der englischen Kirche erklärt, Schweden hatte das stockholmer Blutbad durchgemacht und sich in Gustav Wasa einen König gegeben, Iwan der Grausame den Titel eines Zaren aller Reussen angenommen, Magellan die Erde umschifft und Cortez Mexico erobert. Wahrlich des Stoffs genug um einen Menschen zum Nachdenken aufzufodern. Doch nicht die Stürme der Erde waren es welche den ehrwürdigen Alten beschäftigten, sondern das majestätische über ihm ausgespannte Himmelsgewölbe nahm seine Gedanken in Anspruch. Der Mann welcher in jener Nacht mit forschendem Auge am Firmamente hing war der größte Astronom aller Zeiten, Nikolaus Kopernicus, geboren zu Thorn den 19. Februar 1473, Doctor der Philosophie und Medicin, Kanonikus von Ermeland und Ehrenprofessor zu Bologna, Rom und andern Orten.

In einer Stunde der Offenbarung hatte er die Erdkugel aus der Mitte des nach Annahme der Alten starren, unbeweglichen Alls herausgerissen, sie weit weggeschleudert und an ihre Stelle das Gestirn des Tages gesetzt, um welches sich die Planeten mit ihren Trabanten bewegen mußten. Kopernicus hatte zum ersten mal einen Blick in die Ordnung des Weltsystems gethan und dem Erdenbewohner die Bahnen enthüllt welche die Welten dort oben nach ewig gleichen Gesetzen verfolgen müssen; mitten in Armuth und kämpfend mit Spott und Verfolgung hatte er sich auf seinen hohen Genius verlassen und mit Hülfe eines elenden hölzernen Dreiecks das bisher unentwirrte Räthsel gelöst.

Der große Forscher war überzeugt das Ziel seines Strebens erreicht zu haben und an derjenigen Grenze

der Wissenschaft angelangt zu sein welche dem Menschen zu erreichen vergönnt ist. Er hatte seine Beobachtungen und Erfahrungen in dem Werke „De revolutionibus orbium coelestium“ („Von den Bewegungen der himmlischen Körper“) niedergelegt, und wollte die schöne Frühlingsnacht benutzen um nochmals Alles genau zu prüfen was er bis dahin erschaut hatte, und alsdann Hand an die letzte Correctur seiner Schöpfung zu legen, die in Nürnberg unter Aufsicht seines Schülers Reticus im Drucke begriffen war. Es schien als wenn der Himmel ihn dabei hätte unterstützen wollen, denn er hatte sein schönstes Feierkleid angezogen. Kopernicus war auch unermüdet thätig und verließ seine Warte nicht eher als bis die Sterne vor dem Lichte der aufgehenden Sonne erbleichten.

II.

Bevor Kopernicus sich zum Weggehen anschickte, ergriff er nochmals die aus drei Holzstäbchen kunstlos zusammengefügte Parallare (ein Instrument welches er selbst verfertigt hatte und von dem wir durch Tycho de Brahe eine Abbildung besitzen) und richtete sie zum letzten mal nach den vier Weltgegenden. „Ja, es ist keine Täuschung“, rief er im Entzücken aus, „ich habe die Wahrheit gefunden und einen Irrthum zerstört der die Menschheit Tausende von Jahren befangen gehalten hat.“ Hingerissen von den großen Wahrheiten, die seinem geistigen Auge sich erschlossen hatten, fiel er, den Blick gen Himmel erhoben, an seinem Tische auf die Knie, kreuzte die welken Hände andächtig über der Brust und sprach: „Herr Gott, ich danke dir daß du mich gewürdigt hast deine Größe und Allmacht zu erschauen.“ Dann ergriff er eine Feder, schrieb auf den Titel seines Buchs: „Dies ist das Werk des größten und vollkommensten Schöpfers; es ist das Werk Gottes“, und fügte nach einigen Augenblicken Nachdenkens hinzu:

Gewidmet dem Heiligen Vater, Papst Paul III. Dir, Heiliger Vater, widme ich mein Werk, damit Gelehrte und Laien innewerden daß ich Urtheil und Zergliederung nicht scheue. Deine Würde und Liebe zu allen Wissenschaften, besonders zu den strengen, werden mir ein Schild gegen die Böswilligkeit der Verleumder sein und mich vor ihnen schirmen, dem Sprüchwort zuwider welches sagt es gäbe kein Heilmittel gegen den Biß des Verleumders.

Nikolaus Kopernicus aus Thorn.

Die junge Morgensonne blickte mit sanftem Scheine durch das Fenster herein und warf ihre Strahlen auf die noch nassen Zeilen. Das Lämpchen flackerte nur noch dann und wann auf, und dem Schöpfer einer neuen Lehre, einer bis dahin unbekannten Wahrheit, fielen vor Müdigkeit die Augen zu. Er ruhte einige Augenblicke, wie es ja auch nach vollendeter Arbeit Derjenige gethan hatte auf dessen Ruf die Erde aus dem Chaos hervorgegangen war.

Kopernicus genoß nicht lange des kräftigenden Schlummers der sich seiner bemächtigt hatte, sondern erhob sich bald wieder, um seinen anderweitigen Pflichten Genüge zu leisten. Beim Herabsteigen von der Warte begegnete ihm sein alter Diener, der ihm sagte: „Herr, der Bote aus Nürnberg ist zur Abreise fertig; er wartet nur auf die Correctur und einen Brief von Euch.“

Kopernicus kehrte um, übergab das Verlangte und setzte sich zurecht um noch einige Zeilen zu schreiben; da entfiel seinen kraftlosen Händen die Feder und er sank erschöpft in seinen Sessel zurück.

„Wollet mir's zugutehalten“, sprach der graue Diener, indem er seinen Herrn sanft anstieß, „ich weiß, Ihr bedürft der Ruhe, doch mein Auftrag leidet keinen Aufschub. Zudem warten zehn Kranke in Eurer Wohnung und aus Frauenburg ist ein reitender Bote mit der Nachricht gekommen: das Wasserrad stehe, und drei von den Leuten die es hatten in Ordnung bringen wollen seien dabei jämmerlich verstümmelt worden.“

„Ach, die Unglücklichen!“ rief Kopernicus, indem er aufsprang; „eile und laß mir mein Pferd satteln.“ Schnell stieg er, alle Müdigkeit vergessend, die Stufen herab und war bald in seiner Behausung angelangt.

Seine Wohnung war eine der bescheidensten des ganzen Städtchens und bestand aus einem Laboratorium, wo die Arzneimittel für die Kranken angefertigt wurden, einer kleinen Malerwerkstatt, wo der auch in der Kunst geübte große Gelehrte sich mit dem Pinsel beschäftigte und sein Bild, sowie auch dasjenige einiger Freunde und Erinnerungen aus Rom und Bologna gemalt hatte, und endlich einer anspruchslosen Wohnstube, die Jedem offen stand der an Kopernicus' Kopf oder Herz Ansprüche machen wollte. Ueber der Thür befand sich eine länglich runde Oeffnung, durch welche zu Mittag das Sonnenlicht auf einen bestimmten Punkt in der anliegenden Stube fiel und als Sonnenuhr diente. Der ganze Schmuck des Gastzimmers waren einige von seiner Hand geschriebene Verse, die er über das Kamin geklebt hatte.

Bei seiner Zuhausekunft fand der gelehrte Kanonikus die früher erwähnten zehn Kranken vor, die bittend die Hände nach ihm ausstreckten. Er verband sofort die Verwundeten, gab Andern Arzneien und entließ Keinen ohne Trost und Almosen. Sodann trank er in der Eile eine Schale Milch und wollte sich eben aufs Pferd setzen um nach Frauenburg zu eilen, als ein Bote mit Staub und Schweiß bedeckt an seine Thür herangesprengt kam. Unruhig und erschreckt ging Kopernicus hinaus und empfing hier ein Schreiben seines Freundes Gizka, des kulmer Bischofs, folgenden Inhalts:

Möge Gott uns in seine gnädige Obhut nehmen und den Schlag von dir abwenden der dir droht. Deinen Feinden und den ihnen verbündeten schelsüchtigen Neidern, die dich der Verstandesverwirrung und Häresie anklagen, ist es vollkommen geglückt das Volk in Nürnberg gegen dich aufzuwiegeln daß der Plebs dort deinen Namen verflucht, die Geistlichen von der Kanzel den Bannstrahl gegen dich schleudern, die Akademie laut deine Excommunication fodert, und die Universität, welche erfahren hat daß dein Werk dort gedruckt werden soll, willens ist die Druckerwerkstatt und damit zugleich die Arbeit deines ganzen Lebens zu zerstören. Eile schnell hierher, um noch in Zeiten den Sturm zu beschwören; fast fürchte ich du kommst schon zu spät.

Kopernicus war kaum vermögend die Epistel zu Ende zu lesen; die Kräfte verließen ihn, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und ohnmächtig sank er in die Arme des herbeigeeilten Dieners.

Nachdem er durch dessen Anstrengungen wieder zusichgekommen war, fragte der Bote, der den Auftrag hatte nicht ohne Kopernicus zurückzukehren, ob er bereit sei mitzureiten. „Ja", antwortete der Greis mit vollkommenster Hingebung; „ich bin es. Machen wir uns auf den Weg; doch weder nach Nürnberg noch nach Kulm.... In Frauenburg erwarten die Kranken und Verstümmelten meiner Hülfe und könnten ohne dieselbe sterben. Dorthin wollen wir uns wenden. Mögen meine Feinde in ihrer Wuth mein Werk zerstören, wenn sie es können... den Lauf der Gestirne werden sie deshalb doch weder ändern noch aufhalten."

(Der Beschluß folgt.)

Scribe's „Les contes de la reine de Navarre".

Die Beschuldigungen der Leichtfertigkeit und Liederlichkeit welche auf Margarethen von Navarra lange Zeit gelastet haben sind durch ihre Correspondenz, welche nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, siegreich widerlegt worden. Sie erscheint in ihren Erzählungen (dem „Heptaméron", in der Art der Geschichten des Boccaccio) nicht so offen als in dieser Correspondenz. Außerdem besitzen wir noch Gedichte von ihr und den „Miroir de l'âme pécheresse", welchen die Sorbonne als ketzerisch verurtheilte, weil weder das Fegefeuer noch Heilige darin erwähnt würden, und die Verfasserin also auch nicht daran glaube. Jene Erzählungen, welche allerdings nicht allen jungen Mädchen zur Lecture zu empfehlen sind, mögen an jenem übeln Rufe manchen Theil haben. Allein man muß hierbei die Zeit Franz' I. und ihre Erziehung durch Louise von Savoyen, welche sehr nachsichtig war, in Anschlag bringen. Eine völlige Unwahrheit ist es daß die Königin von Navarra mehr als einen Liebhaber aus ihren Hofdichtern gewählt habe; wenn Marot wirklich ihre Gunst auch nur eine Stunde genossen hätte, er würde sich derselben bei seiner bekannten Indiscretion in seinen Elegien und Epigrammen gerühmt haben. Ebenso unwahr ist der Vorwurf eines sträflichen Verhältnisses zu ihrem Bruder Franz. Allerdings liebte sie ihn inniger als mit bloßer Geschwisterliebe, allein sie schauderte vor der Sünde einer Blutschande zurück. Wir besitzen in dieser Beziehung einen Brief von ihr an ihren Bruder, aus welchem ihre ganzen Gefühle hervorgehen. Die Ursache jener Verleumdungen ist nicht schwer zu finden. Von jeher hatte Margarethe die verfolgten Protestanten geschützt und war dafür von der Sorbonne angefeindet worden. Die Henker Berquin's konnten ihr nicht verzeihen daß sie ihm an ihrem Hofe zu Bearn ein Asyl gewährt hatte. Versuchten sie doch durch den Connetable von Montmorency, der Margarethens Protection mit Undank lohnte, den König selbst gegen sie aufzureizen.

Margarethe war zwei mal verheirathet, das erste mal an den Herzog von Alençon, dessen schnellen Rückzug in der Schlacht von Pavia die Geschichte Feigheit genannt hat, und dann an Heinrich d'Albret, König von Navarra, welcher sie, obwol er elf Jahre jünger war als sie, doch so leidenschaftlich liebte daß er sie, als Montmorency ihm eine Treulosigkeit vorgespiegelt hatte, aus Eifersucht schlug. Auch Margarethe liebte ihren Gemahl aufrichtig, wennschon ihr Bruder der vorherrschende Gedanke in ihrem Leben war.

Franz I. behandelte sie, obwol er sie seine „Mignonne" nannte, doch mit einem grausamen Egoismus. Er nahm ihr ihre dreijährige Tochter um sie in Plessis-lez-Tours nach seinem Belieben erziehen zu lassen, und späterhin an ihr ein gefügiges Werkzeug seiner Politik zu haben. Er, welcher als die Blume der Ritterschaft gerühmt wird, hatte vom Ritter nur den Muth, aber freilich einen Muth der ihm die Schlacht von Pavia kostete. Trotz dem Rathe seiner alten Generale, besonders de la Trémouille's, folgte er dem unverständigen Bonnivet, griff die Spanier an, und beging damit eine Thorheit welche die Geschichte ihm stets vorwerfen wird. Der Brief den Franz aus der Gefangenschaft an seine Mutter schrieb ist nicht so beredt wie es immer heißt. Außer den berühmten Worten: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" stehen noch eine Menge Gemeinplätze und leere Phrasen darin. Gefangen in der Festung Pizzighettone wollte er die treue Liebe seiner Schwester damit lohnen daß er ihre Hand dem treulosen Connetable von Bourbon zudachte. Der Madrider Frieden ist bekannt. Ihn unterzeichnen mit der Absicht ihn auszuführen, war die That eines Wahnsinnigen, ihn unterzeichnen mit der Absicht ihn zu brechen, war nicht ehrenwerth. Franz faßte den edelmüthigen Entschluß abzudanken; denn an seiner Person war dann Nichts gelegen, es handelte sich um ein bloßes Lösegeld. Aber dieser Gedanke sich Frankreich zu opfern war nur vorübergehend. Karl V. beunruhigte sich auch gar nicht darüber, und die Erfahrung hat ihm Recht gegeben. Franz unterzeichnete den Frieden, in welchem er alle Ansprüche auf Burgund aufgab und seine beiden ältesten Söhne als Geiseln zurückließ, nachher doch noch, und hielt dies Versprechen nicht. Zum Beweise seines Edelsinns möge hier außerdem nur noch der eine Umstand dienen daß, als er nach seiner Rückkehr nach Frankreich ein Hoffräulein seiner Mutter nach dem andern zu seiner Maitresse machte, es ihm an Mitteln fehlte, und er die Gräfin von Chateaubriand um die Diamanten bitten ließ die er ihr in den Tagen seiner Liebe geschenkt hatte. Diese Diamanten schenkte er der zukünftigen Herzogin von Etampes.

Karl V. schien zum Herrscher geboren. Mit 16 Jahren König von Spanien und mit 19 Jahren Kaiser von Deutschland füllte er seinen Platz ohne Anstrengung aus. Die Bewunderer Franz' I. haben ihm vorgehalten daß er nicht wie dieser sein Leben so oft gewagt. Allein die Schlachten die er durch seine Feldherren gewann zeigen ihn als klugen Politiker, und wenn es nöthig war bewies er daß er keine Gefahr kannte. Seine Verstellung hatte er mit Ludwig XI. gemein, ohne diesem doch ähnlich zu sein. Nie vergaß er die Majestät auch wenn er schwieg. Seine Leidenschaft war seine Sucht nach Macht. Seine Maitressen waren ihm keine Beschäftigung, nur eine Zerstreuung. So war er der furchtbarste Gegner Franz' I.

Aus diesen drei eben skizzirten Personen haben Scribe und Legouvé ein Lustspiel machen wollen. Sie haben gedacht uns mit der Herzogin von Alençon und Karl V. zu ergötzen. Gegen den Gebrauch den Scribe von diesen historischen Personen gemacht hat muß man indeß allen Ernstes protestiren. In dem Frieden von Madrid ist doch kein einziges Wort was zum Lachen wäre. Und doch nennt Scribe den Madrider Frieden „die Revanche für Pavia". Während der ganzen Regierungszeit Franz' I. sucht man vergeblich eine Revanche für Pavia; nicht einmal der Sieg bei Cerisoles, 19 Jahre nachher, oder die Ligue von Cambrai können als solche gelten. Um den Titel „Revanche für Pavia" zu rechtfertigen hat Scribe die Befreiung Franz' I. auf Margarethens Rechnung gesetzt, die sie doch gar nicht bewirkt hat. Mit einem einzigen Federstrich hat Scribe die drei Unterhändler welche Louise von Savoyen ihrer Tochter voran nach Madrid geschickt hatte beiseitegeschafft. Allein wenn Margarethe auf diese Weise zur Urheberin der Befreiung ihres Bruders gemacht wird, so hätte sie auch mit den Eigenschaften eines Staatsmannes ausgerüstet werden sollen.

Niemand wird verlangen daß der dramatische Dichter die Geschichte copiren soll, aber die Personen welche Scribe uns in seinem Lustspiel vorführt haben mit der Geschichte gar

Digitized by Google

Nichts zu thun. Leider hat aber was die Geschichte also verloren hat die Poesie nicht gewonnen. Karl V. ist eine Art Mitteldding zwischen Don Querada im „Don Juan d'Austria" und dem Grafen Rantzau in „Bertrand et Raton". Die französischen, italienischen, spanischen Schriftsteller Ulloa, Sandoval, Dubellay haben keinen einzigen Zug zu dieser Persönlichkeit geliefert. Der Kaiser von Deutschland und Herrscher von Spanien, den Niederlanden und den beiden Indien spricht bei Scribe wie ein Voltairianer, wie ein Schüler Candide's und Zadig's. Keine Spur von Rücksicht auf Ort und Zeit der Handlung. Scribe's Karl V. ist geschwätzig wie der Roman eines Encyklopädisten, und leichtgläubig wie ein Onkel vom Boulevard Bonne Nouvelle, eine Figur aus der komischen Oper. Dasselbe gilt von Franz I.

Margarethe gleicht eigentlich am meisten Beaumarchais' Figaro; Scribe hat aus ihr eine möglichst getreue Copie des Bolingbroke im „Un verre d'eau" gemacht. Sie erräth Alles, leitet Alles; alle Personen um sie herum handeln nur nach ihrem Willen. Sie regiert ihren Bruder, sie regiert Karl V., sie regiert den Staatsrath von Castilien, König und Minister sind bloße Marionnetten deren Fäden sie in der Hand hält. Die Infantin Isabelle, welche Karl V. heirathen soll, ist eine jener stereotypen lustigen Personen welche das Parterre niemals ohne Beifall sieht.

Es versteht sich von selbst daß die Handlung welche zwischen diesen Figuren der Scribe'schen Phantasie spielt keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der wirklichen Geschichte hat. Karl V. schmollt mit Margarethen, weil sie nicht den Einfall gehabt hat ihm zuvorkommend eine Tasche anzubieten welche sie für den tapfersten Ritter stickte. Franz I. will den Hungertod sterben, Margarethe läßt sich um ihn zu retten ein Souper anrichten, und bringt die Gesundheiten Louisens von Savoyen, des Dauphin, Françoise's de Foix und der übrigen französischen Hofdamen aus. Denn nach Scribe und seinem galanten Mitarbeiter ist Franz I. ein schrecklicher Verführer, dem kein Weib widerstehen kann; alle Hofdamen haben Margarethe mit Schleifen, Schärpen und Haarlocken beladen. Wie soll der Gefangene Dem widerstehen, er trinkt lustig die Gesundheit aller Damen des französischen Hofs. Schade nur daß er sich nicht die ganzen Locken, Schleifen und Schärpen geben läßt. Wahrscheinlich haben ihn die vielen Erfolge schon gleichgültig gemacht.

Als es sich darum handelt die Abdankungsacte nach Frankreich zu bringen, erfindet Margarethe eine ganz neue Kriegslist. Karl V. fertigt seine Depeschen aus, Margarethe zeigt ihm eine Erzählung im Geschmacke Voltaire's, „was den Damen gefällt", und bittet den Kaiser sie unter demselben Umschlag Louise von Savoyen zu senden. Dann schützt sie vor noch einen fehlerhaften Satz corrigiren zu wollen, und vertauscht dabei ihre Erzählung mit der Abdankungsacte.

In der ersten Zusammenkunft Karl's V. mit Franz I. wirft ihm dieser, sein Gefangener, der bei Pavia durch seine Unbesonnenheit, seine Unerfahrenheit in der Kriegskunst, durch die Generale Karl's V. geschlagen wurde, Feigheit vor, und fodert ihn zum Zweikampfe. Diese Prahlerei ist geradezu lächerlich, macht aber Franz I. zum „vollkommenen Helden", und Das ist Scribe genug. Allerdings schickte Franz I. Karl V. einmal eine Ausfoderung, allein die beiden Gegner waren damals von dem Raume zwischen Madrid und Chambord getrennt. Die Lösung des Knotens wie sie Scribe erfunden läßt die kühnsten Erfindungen hinter sich. Franz I. weigert sich in dem Kleide eines Mönchs zu entfliehen, weil ein König von Frankreich zwar besiegt, aber nicht lächerlich werden kann. Gleichwol erzählen uns die spanischen Schriftsteller daß er in den Kleidern eines Negers habe entfliehen wollen der ihm das Holz in das Zimmer trug, und bewahren noch den Namen des Dieners auf der das Vorhaben entdeckte. Um ihren Bruder zu befreien will Margarethe ihn mit Eleonore von Castilien vermählen. Aus der Geschichte welche uns überliefert daß die Heirath mit Einwilligung Karl's V. vorsichging, macht sich Scribe Nichts. Margarethe verschafft sich den Schlüssel zu dem Betzimmer Eleonorens durch Guatinara (wie Scribe aus Gattinara gemacht hat), und mittels desselben heirathet Eleonore heimlich den König von Frankreich. Um Karl V. der die Ceremonie stören könnte zurückzuhalten, erzählt ihm Margarethe eine Geschichte deren Lösung sie nicht finden kann, und Karl V. hört ihr mit einer Gutmüthigkeit zu welche Nichts zu wünschen übrigläßt. Das Lustspiel endet mit einer dreifachen Heirath: Karl V. heirathet Isabella von Portugal, Franz I. Eleonore von Castilien und Margarethe Heinrich d'Albret, dessen Rolle im Ganzen die eines zweiten Tenor ist. Der souveraine Herrscher der Geschichte läßt Karl V. sagen: „Heinrich d'Albret, ich gebe Euch die Herzogin d'Alençon, die ich liebe, zur Gemahlin, und als Heirathsgut Navarra", wennschon der Frieden zu Madrid ausdrücklich im Namen des Königs von Navarra bestimmt daß Heinrich d'Albret allen Ansprüchen auf Navarra entsage, wennschon Franz I. niemals auch nur Ein Wort gesagt, nie einen Schritt gethan oder die Hand ausgestreckt hat um seinem Schwager Navarra wiederzuverschaffen. So arg hat es Scribe im „Un verre d'eau" doch noch nicht getrieben! Daher stimmen auch die meisten französischen Beurtheiler von Gewicht mit dem Urtheile der „Revue des deux mondes" überein, welcher wir die vorstehenden Bemerkungen entlehnen. Scribe selbst übersieht dergleichen Bitterkeiten der Kritik und tröstet sich bei dem lärmenden Beifall des Publicums. 13.

Miscellen.

Qu'en pense votre solidité?

Der Herzog von Noailles erzählt in seiner vor zwei Jahren erschienenen „Histoire de Madame de Maintenon", König Ludwig XIV. habe, wenn er in ihrem Beisein mit den Ministern arbeitete, und man auf einen oder den andern schwierigen Gegenstand kam, zuweilen an sie die Frage gerichtet: „Qu'en pense votre solidité?" Diese Anrede der Maintenon als votre solidité wird nicht minder frappant erscheinen als die Versicherung daß sie in der That sehr fromm und tugendhaft gewesen sei. Die Schrift des Herzogs von Noailles hat den Zweck eine Apologie der Maintenon auch in dieser Beziehung zu liefern. Unter den Zeugnissen die der Verfasser dafür anführt befindet sich freilich auch ein Ausspruch der Ninon de l'Enclos. Diese sagt von ihr: „Madame de Maintenon dans sa jeunesse était vertueuse par faiblesse d'esprit; j'aurais voulu l'en guérir, mais elle craignait trop Dieu."

Scarron und seine Frau.

Bekanntlich war der misgestaltete Dichter Scarron der Gemahl der nachmaligen Maitresse Ludwig's XIV., Frau von Maintenon. Königin Christine von Schweden wollte als sie nach Paris kam dieses seltsame Paar, dessen Salon übrigens der Vereinigungspunkt der schönen und den Ruf von Liebenswürdigkeit ansprechenden Welt war, kennenlernen. Es geschah und sie sagte nachher: sie sei keineswegs überrascht gewesen den lustigsten Mann von Paris an der Seite der liebenswürdigsten Frau von Paris zu erblicken. Das stimmt freilich nicht ganz mit der Antwort überein welche die Maintenon selbst gab als man ihr Verwunderung über diese Heirath bezeigte: „J'ai mieux aimé l'épouser qu'un couvent."

Die östreichische Langsamkeit.

Man hat über die östreichische Langsamkeit in früherer Zeit manches bittere Scherzwort gehört; allein das Schärfste was darüber gesagt worden ist bleibt doch wol eine Aeußerung die Weckherlin in seiner „Reise durch Norddeutschland" erzählt. „Wollen Sie die Langsamkeit unserer Expeditionen kennenlernen", sagte der Reichshofrathspräsident Graf Windisch-Grätz zum preußischen Gesandten, „so lassen Sie sich eine Anweisung auf 50 Prügel geben, und sehen Sie zu wer sie Ihnen unter einem Vierteljahr auszahlt." 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1851. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Atterbom (D. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuern. Aus dem Schwedischen übersetzt von *H. Neus.* 2 Abtheilungen. Gr. 8. 1831—33. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch *Wolf* Grafen von *Baudissin.* 2 Theile. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1836. (5 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Deinhardstein (F. L.), Künstler-Dramen. 2 Bändchen. Gr. 12. 1845. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Elsholtz (F. von), Schauspiele. 2 Theile. 2te, vermehrte und mit *Goethe's* Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe. 8. 1835. (2 Thlr. 5 Ngr.) **16 Ngr.**

Holberg (L., Freiherr von), Lustspiele. Uebersetzt von *A. Oehlenschläger.* 4 Theile. 8. 1822—23. (9 Thlr. 10 Ngr.) **4 Thlr.**

Kalckreuth (F., Graf von), Dramatische Dichtungen. 2 Bände. Gr. 8. 1825. (3 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Kirner (R.), Cola di Rienzi. Trauerspiel. Gr. 12. 1845. (21 Ngr.) **8 Ngr.**

Koenig (H. J.), Die Bussfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. (20 Ngr.) **4 Ngr.**

Oehlenschläger (A.), Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. 2te, verbesserte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. 1824. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Morgenländische Dichtungen. 2 Bändchen. Gr. 12. 1831. (3 Thlr.) **20 Ngr.**

——, Dramatische Dichtungen. 2 Theile. 8. 1835. (1 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von *L. Tieck.* 2 Theile. Gr. 8. 1823—29. (5 Thlr.) **2 Thlr.**

Shakspeare (W.), Schauspiele, übersetzt von *J. H. Voss* und dessen Söhnen, *H. Voss* und *A. Voss.* Mit Erläuterungen. 9 Bände. Gr. 8. 1818—29. (27 Thlr.) **4 Thlr.**

Tieck (L.), Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. 2 Bändchen. 8. 1826. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr.**

Werner (F. L. Z.), Kunigunde die Heilige, römisch deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in fünf Acten. 8. 1815. (1 Thlr. 5 Ngr.) **8 Ngr.**

——, Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Act mit Chören. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1819. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Wiese (S.), Drei Trauerspiele. 8. 1835. (1 Thlr. 15 Ngr.) **18 Ngr.**

——, Drei Dramen. 8. 1836. (1 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Don Juan. Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1840. (1 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Erste Folge:

Eva; Hagar; Rebekka; Rahel; Potiphar's Frau; Pharao's Tochter; Ruth; Debora; Jephtha's Tochter; Delila; Hanna, Samuel's Mutter; Abigail; Die Königin von Saba; Isebel; Athalia; Sara, des jungen Tobias Frau; Judith; Susanne; Esther; Die Mutter der sieben Söhne.

Zweite Folge:

Sarah; Zippora; Mirjam (Maria), die Schwester Mosis; Rahab; Das Weib des Leviten von Ephraim; Die Here von Endor; Michal; Bathseba; Die Sunamitin; Anna, Mutter Maria's; Elisabeth; Salome, Tochter der Herodias; Die Samariterin; Das kananäische Weib; Die Ehebrecherin; Martha; Maria Magdalena; Maria, die Mutter des Herrn.

Schmal gr. 4. 1851. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

Bei Bearbeitung des **Textes** war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die Bibel sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen, Nichts hineinzutragen und Nichts hinwegzunehmen. Die Stahlstiche, welche zu den **ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst** gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die lieblichen, sinnigen Frauengestalten einer alten, ehrwürdigen Zeit begeistern.

Die Mädchen und Frauen

in Shakspeare's dramatischen Werken.

In Bildern und Erläuterungen.

Miranda; Julia; Silvia; Frau Fluth; Frau Page; Anne Page; Olivia; Maria; Viola; Isabella; Mariana; Beatrice; Hero; Titania; Prinzessin von Frankreich; Jessika; Portia; Rosalinde; Celia; Kaethchen; Helena; Katharina; Mopsa; Perdita; Lady Macbeth; Constanze; Lady Percy; Prinzessin Katharina von Frankreich; Jeanne d'Arc; Margarethe; Königin Margarethe; Lady Grey; Lady Anna; Anna Bullen; Königin Katharina; Kressida; Virgilia; Portia, des Brutus Frau; Kleopatra; Imogen; Lavinia; Cordelia; Julia; Ophelia; Desdemona.

Schmal gr. 4. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

Diese **Neue Shakspeare-Galerie**, die Mädchen und Frauen in des Dichters dramatischen Werken unserm Blicke vorführend, enthält 45 Bilder, in Stahlstich von englischen Künstlern ausgeführt, begleitet von einem Texte, welcher, in wenigen Zügen den Leser an die Hauptmomente des Stückes erinnernd, zugleich die dargestellten Charaktere besonders hervortreten läßt. Die Einleitung gibt eine Uebersicht dieser verschiedenen Schöpfungen des Dichters.

Vorstehende Schriften sind von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ouvrages à prix réduits,

en vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig.

Guide diplomatique. Par le baron **Ch. de Martens.** 2 vol. In-8. 1832. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Causes célèbres du droit des gens. Par le même. 2 vol. In-8. 1827. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par le même. 2 vol. In-8. 1843. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par *Henri Jouffroy*. 2 vol. In-8. 1841. (5 Thlr.) **3 Thlr.**

Jouffroy (Henri), Catéchisme du droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. 1841. (1 Thlr.) **18 Ngr.**

——, Catéchisme d'économie politique. In-8. 1844. (1 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

——, Constitution de l'Angleterre. In-8. 1843. (2 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Le Droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand par *Henry Jouffroy*. In-8. 1843. (1 Thlr. 25 Ngr.) **26 Ngr.**

Manuel de littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand par *Henry Jouffroy*. In-8. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Philosophie critique de Kant, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand par *Henry Jouffroy*. In-8. 1842. (1 Thlr. 20 Ngr.) **24 Ngr.**

Neue philosophische Schriften

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Chalybäus (H. M.), System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Handbuch deutscher Beredtsamkeit, enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:

Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Luther's. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.

Newman (F. W.), Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen. Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noack (L.), Das Mysterium des Christenthums oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **Wilhelm Wolfsohn.**

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. **Helena Hahn:** Dschellaleddin; Utballa. — **Alexander Puschkin:** Die Capitainstochter. — II. **Nikolaus Pawlow:** Der Maskenball; Der Namenstag; Eine Million; Der Yatagan. — III. **Alexander Herzen:** Wer ist Schuld?

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

1) Minerva. Januar bis März.

Inhalt: Die frühern und die modernen politischen Parteien. — Die Schranken des bürgerlichen Gehorsams. — Rundschau im Gebiete der Geschichtsforschung. — Washington von Guizot. — Documente und Materialien zur Zeitgeschichte. — Politische Umschau (die preußischen Kammern; die Dresdener Conferenzen). — Ideen zu einem Versuche die Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. — Zur Specialcharakteristik der Kreuzzeitung. — London und seine Bewohner. — v. Ammon. — Bemerkungen über den Brief des Königs von Würtemberg. — Ererbter Grundbesitz, Hauptstütze des erblichen Throns, der Ordnung und Freiheit. — Ueber Oesterreichs und Preußens Verhältniß zu Deutschland.

2) Miscellen aus der n. a. Literatur.

Bran'sche Buchhandlung in Jena.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Giraudeau de St.-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhange über Prostitution. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Originalausgabe. 2 Bände. Gr. 8. 1841. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Jedermann sein eigner Arzt. Eine Anweisung zur Abwendung und Heilung der Krankheiten durch einfache und wohlfeile Mittel. Nach der Methode Raspail's vervollständigt von den DD. *Dubois* und *Joubert*. Deutsch von *W. v. R.* 16. 1845. (15 Ngr.) **8 Ngr.**

Most (G. F.), Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. 3te, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 91. — 16. April 1851.

Die letzten Tage eines großen Mannes.

Nach dem Polnischen von Fritz von Fr.

(Beschluß aus Nr. 90.)

III.

Eine Stunde später traf Kopernicus in Frauenburg ein. Das Werk welches er auf einem erhöhten Punkte dieser Stadt angelegt hatte leitete das Wasser eines gegen eine halbe Meile entfernten Flüßchens herbei, und entwickelte dabei zugleich solche Kraft daß dies eine Mühle trieb, die der berühmte Gelehrte am geeigneten Orte ebenfalls aufgestellt hatte. Für die Bewohner Frauenburgs war durch die Maschine einem großen Uebelstande abgeholfen, denn es bedurfte nur des Umdrehens des Hahns um das Wasser bis unter die Dächer der Häuser zu leiten, während früher, besonders in der heißen Jahreszeit, der Mangel die guten Leute oft zu förmlicher Verzweiflung trieb, und bei etwa ausbrechendem Feuer an Löschen gar nicht zu denken war.

Die Maschine war, wie bereits erwähnt, Tags zuvor in Unordnung gerathen, und dieser Umstand um so mislicher als ein Kirchenfest vor der Thür war, zu welchem sich gewöhnlich viel Volk einfand. Kopernicus' geübtes Auge hatte bald die Ursache der Störung entdeckt und dem Uebel in einigen Stunden so vollkommen abgeholfen daß das nothwendige Element zur großen Freude der Einwohner aufs neue wieder überall kräftig emporsprudelte. Zuvor jedoch hatte er noch den Verstümmelten seine Hülfe angedeihen lassen; er fand sie in einem bejammernswerthen Zustande und konnte ihnen theilweise den Schmerz einer Operation nicht ersparen. Doch dem in dem Fleische wühlenden Instrumente folgten Worte des Trostes und der Beruhigung als lindernder Balsam.

Ihm, der so bereit zum Helfen war und eher an alles Andere dachte als an sich selbst, sollte an dem Orte seines segensreichen Wirkens noch sehr Bitteres begegnen. Nachdem er mit strengster Gewissenhaftigkeit allen Pflichten Genüge geleistet hatte, wollte er sich nach Hause begeben und erblickte auf dem Markte die Bühne einer herumziehenden Komödiantentruppe, die eine Menge Menschen umstand. Das Theater stellte das Innere einer Sternwarte vor, deren Wände mit allerlei wunderlichen Instrumenten, Todtenköpfen, Phiolen, ausgestopften Thieren u. s. w. besetzt waren und die lebhaft an Faust's Hexenküche erinnerte. Mitten in diesem sonderbaren Hausrath stand ein Greis, der in Figur und Kleidung das leibhaftige Ebenbild des thorner Astronomen war. Die Aehnlichkeit war so überraschend daß selbst Kopernicus im Vorübergehen sein Doppelgänger auffiel und er verwundert stehen blieb. Hinter dem Komödianten, der einen großen und so menschenfreundlichen Mann zur Fratze herabziehen und ihn dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgeben sollte, stand der Schwarze mit Hörnern, Schwanz und Krallen als nothwendigen Attributen. Daß der scheußlichen Maske auch lange Eselsohren nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Das Stück, wenn man anders das erbärmliche Machwerk so nennen kann, bestand aus mehren Bildern. Im ersten verschrieb der Astronom dem Bösen seine Seele, indem er zur Bekräftigung die Bibel in die Flammen warf und das Kreuz mit Füßen trat. Im zweiten erklärte er auf die sinnloseste Weise sein neues Weltsystem; er warf eine Menge Aepfel, welche die Stelle der Planeten vertreten mußten, in die Luft und diese flogen dann in tollen Sprüngen um seinen Kopf und leuchteten mittels kleiner an ihnen angebrachter Lichter von Pech. Im dritten trat er als Charlatan, Hühneraugendoctor und Verkäufer von Salben und Pflastern auf. In barbarischem Küchenlatein pries er den Vorübergehenden seine Elixire an und gab den sich Herzudrängenden für schweres Geld in seltsam geformten Fläschchen unschuldiges gefärbtes Brunnenwasser, während er hinter den Betrogenen sich ins Fäustchen lachte und an altem Weine gütlich that. Im letzten endlich wurde er von Gott und der Menschheit verflucht. In Rauch und Schwefeldampf erschien der Satan und riß ihn bei den Haaren hinunter in die Hölle; dort wurde er, zur Strafe dafür daß er es gewagt hatte das augenscheinliche Feststehen der Erde zu bestreiten, über einem mächtigen Feuer an den Beinen aufgehangen und baumelte so zum Ergötzen der Zuschauer.

Bei dem Anblick dieser ebenso ekelhaften als erbärmlichen Posse, in welcher Geist und Tugend eines Ehrenmannes dem Hohn des Janhagels vorgeworfen, seine Gelehrsamkeit zur Quacksalberei herabgewürdigt und seiner Menschenfreundlichkeit der Stempel des Betrugs auf-

gedrückt würde, deren Tendenz es endlich war den Helden des Stücks als Schwarzkünstler und Gottesleugner hinzustellen, fühlte Kopernicus wie es ihm das Herz zusammenschnürte und wie sein Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit zu wanken beginne. Noch gab er sich dem Glauben hin, Frauenburgs Einwohner, die seit so langen Zeiten Zeugen seines Wandels waren und die ihm soviel zu danken hatten, würden sich seines in den Koth getretenen guten Namens annehmen und die Bude mitsammt ihren Gesellen niederreißen. Bittere Täuschung! Diejenigen welche so unzählige Beweise von Sorgfalt und Hingebung erfahren hatten brachen am Ende des Stücks in den stürmischsten Beifall aus und verlangten unter Schreien und Jauchzen die Wiederholung. Dieser Schlag war für den Armen, Gemishandelten zu hart; es schwindelte ihm vor den Augen und bewußtlos stürzte der schwache Greis auf das Straßenpflaster.

Dieser Auftritt erregte die Aufmerksamkeit der Zunächststehenden, und bald hatte sich ein Haufe um den ohnmächtig am Boden Liegenden gesammelt. Man erkannte den Kanonikus, den Vater und Wohlthäter, und sein Name ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Versammlung. Das ist ja der gute Alte der mir von meinem Gebrechen geholfen hat, rief der Eine; ist Das nicht der Mann der mich unterstützte als ich in Noth war und die Meinigen nach Brot schrien, sagte ein Anderer; und heute noch, meinten Mehre, ist er nicht augenblicklich herübergekommen als er hörte die Kunst sei ins Stocken gerathen und die Stadt ohne Wasser? Hoch lebe unser guter Kanonikus, erscholl es bald von allen Seiten, und — fort mit den verwünschten Komödianten! Thaliens Tempel fiel sofort der Volksjustiz zur Beute; in wunderlichem Haufen lagen bald die Requisiten übereinander, und die kurz vorher noch mit Beifallsbezeigungen überschütteten Künstler suchten das Weite, verfolgt von den Flüchen und Steinwürfen des erboßten Volks. Den Märtyrer hoben die Frauenburger auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe weg.

Ach, er konnte sich nicht mehr über die Anhänglichkeit der Leute freuen. Erschöpft von der Arbeit der vorhergehenden Tage und gebeugt an Geist und Körper, war die Besinnung von ihm gewichen und eine tödtliche Wunde die Folge seines Falls. Mit großer Mühe brachte man ihn etwas zu sich und setzte ihn in eine Sänfte die den Todkranken zurück in seine Wohnung trug.

IV.

In seiner Behausung angekommen, fand Kopernicus sofort die treueste, liebevollste Pflege, doch der Schlag der ihn getroffen hatte war zu hart; er sollte sich nicht mehr von ihm erholen. Zu den körperlichen Leiden welche den so arg gemishandelten alten Mann an das Lager fesselten kamen noch schmerzliche Demüthigungen und verbitterten ihm auch die letzten paar Tage die er noch zu leben hatte. Mit zitternder Hand eröffnete er einen Brief von einem Freunde aus Nürnberg und las darin die Bestätigung Dessen was ihm der kulmer Bischof bereits früher gemeldet hatte. Drei mal hatte die Schuljugend daselbst die Druckerei gestürmt, um sich des Werks zu bemächtigen welches dem Jahrhundert vor vielen andern zum Ruhme gereichen sollte. Ein Schreiben von Relicus enthielt die Nachricht: der aufgehetzte Pöbel habe die Werkstätte anzünden wollen, und er deshalb alle seine Freunde um sich versammelt um Officin und Gesellen zu schützen.

Die Drucker — so berichtet er — sind zwar bei ihrer Presse beschäftigt, allein mit bewaffneter Hand. Nur noch zwei Tage Zeit und zehn Exemplare deines Werks sind fertig; gebe Gott daß sie glücklich vorübergehen und die Frucht deiner Arbeit gesichert werde. Sollten wir jedoch während derselben neuen Angriffen ausgesetzt sein, so ...

Hier endigte der in Hast geschriebene Brief; Kopernicus fiel es nicht schwer das Fehlende zu ergänzen. „Wie du willst, großer Gott da oben", seufzte er und zwang sich den schon so tiefgesunkenen Muth durch den Glauben an die Wahrheit seiner Sache zu beleben.

Ein zweiter Brief, der den folgenden Tag eintraf, enthielt noch schmerzlichere Neuigkeiten. Es hieß darin:

Einer der Setzer muß von deinen Verfolgern erkauft sein, denn er hat dein Manuscript ausgeliefert und dieses ist auf dem Markte öffentlich verbrannt worden. Zum Glück war der Satz bereits beendigt und der Druck begonnen, der Schaden also nicht so groß; doch wer steht dafür daß Das was wir besitzen unangetastet bleibt? Das Volk ist wüthend; unheimlich aussehendes Gesindel umstreicht das Haus und jeden Augenblick können wir auf einen neuen Angriff gefaßt sein. Es scheint die Wahrheit deiner Worte soll über Leichen ihren Weg in die Welt finden.

Gefoltert von heftigen Schmerzen und gepeinigt von Furcht und Ungewißheit, ob die Arbeit seines ganzen Lebens, seine Ehre und sein guter Name siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen, oder der Raserei des Fanatismus zur Beute werden sollten, verlebte der arme Kranke schreckliche Stunden, und das tiefgebrannte Licht seiner Lebenslampe war dem Verlöschen nahe. Was ihm von theilnehmenden Freunden geblieben war umstand sein Bette und betete für das Heil seiner Seele, für ein gnädiges Ende.

Urplötzlich unterbricht Hufschlag die feierliche Stille. Ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde und vom schnellen Ritt über und über bestäubt, hält vor dem Hause, springt herab, tritt ohne Anmeldung in das Sterbezimmer, öffnet sein Wamms und zieht ein Buch heraus, das er auf der Brust verborgen hatte. „Nehmt, ehrwürdiger Herr ..., es hat Mühe gekostet, bis es in Eure Hände gekommen ist."

Das Werk von der Größe und Herrlichkeit Gottes war ins Leben getreten, und sollte den kommenden Geschlechtern den Weg zeigen auf dem sie den Schöpfer fortan zu suchen und zu erkennen hätten.

Mit zitternder Hand empfing der schon dem Verscheiden Nahe das Buch. Mit Mühe wendete er anfangs die Blätter um, doch je weiter er kam, destomehr erheiterten und belebten sich seine Züge. Endlich hatte er sich im Bette vollkommen aufgerichtet; ein seliges Lächeln schwebte um seine Lippen; er drückte das Buch an sein Herz, streckte die Arme gen Himmel, rief mit lau-

ter Stimme: „Jetzt, o Herr, erlöse deinen Diener", und fiel entseelt auf das Lager zurück. Seine Seele war hinübergegangen in die Wohnungen des ewigen Friedens und sein Geist sollte dort in Wahrheit erschauen was er hier geahnet hatte.

Es war den 23. Mai in der ersten Dämmerung als der große Mann die Erde verließ. Die Sterne blinkten noch freundlich am Himmel und die Blumen und Blüten erfüllten mit ihren Wohlgerüchen die neuauflebende Natur. Der Scheidegruß war ein lieblicher und hatte Nichts von den Schrecken des Todes.

So endete ein Mann dessen Leben eine Kette von Ungemach und Verfolgungen war und auf den der apostolische Stuhl den Bannstrahl geschleudert hatte. Doch die Gerechtigkeit blieb nicht aus; St.-Peter's Nachfolger erkannten später selbst den großen Genius an und glaubten an die Wahrheit Dessen was er gelehrt und bewiesen hatte.

Kopernicus' Sternwarte wurde in den Händen der Preußen zum Gefängniß, und sein Haus eine Ruine, von der sich Stein auf Stein ablöst. Polen, das in ihm einen seiner größten und edelsten Söhne ehrt, hat an alle Thüren und Herzen in seinen weiten Gauen angeklopft und um eine Gabe zur Verherrlichung des großen Mannes gebeten. Bald erhob sich in der St.-Annenkirche zu Krakau sein Standbild, und Thorwaldsen, der größte Meister unsers Jahrhunderts, verewigte das Andenken des größten Forschers des 16. Jahrhunderts durch eine sitzende Statue in Erz, die heute eine Zierde der Krakauer Vorstadt in Warschau ist.

Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthume Fulda und nächster Umgebung bearbeitet von J. Schwarz. Fulda, Müller. 1849. 8. 21 Ngr.

Die vorliegende Schrift enthält also Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen und sonstiges Vaterländisches im ehemaligen Fürstenthume Fulda und dessen Umgebung. In dem Winkelländchen, das zwischen dem Rhöngebirge und dem Vogelsgebirge sich ausdehnt und mit seiner Geschichte tief in die alte Zeit germanischen Lebens zurückreicht, hat sich schon frühe ein eigenthümliches Leben ausgebildet, und diesen individuellen Charakter selbst in den Stürmen der Neuzeit mit ihren politischen Umwälzungen zum Theil noch mit einer eigenthümlichen Zähigkeit festbewahrt. Die vorliegenden Hefte sind nun diesem eigenthümlichen Geiste entsprungen. Der Verfasser geht scharf hinter den Spuren her die jene Eigenthümlichkeit zurückgelassen hat; er suchte manche bereits verlorene Erinnerung wiederaufzufrischen, manche Richtung im Volksleben der Vergessenheit zu entreißen als er diese Sagen sammelte. In den „Völkerstimmen" von Firmenich befindet sich bereits eine Sage aus diesem Bändchen abgedruckt, welche der Verfasser schon früher als Probe des Dialekts an Firmenich mittheilte; wir werden zum Schluß den Lesern d. Bl. zur Probe eine andere Sage hersetzen, die zu gleicher Zeit ihrer Haltung und Richtung nach ein ganz charakteristisches Gepräge enthält, wodurch der Sagenkreis selbst bestimmt wird. „Von eigentlichen alten Volksliedern hat sich im Lande", sagt Gegenbaur in dem Schriftchen „Fulda und das Rhöngebirge", „nicht Viel, fast Nichts erhalten; die wenigen Sprüche die noch im Munde des Volks leben pflanzen sich größtentheils durch die Kinder fort, die aber alle weder der Tiefe noch der naiven Anschauung anderer Stämme des deutschen Volks gleichkommen. Die Sagen die noch jetzt im Munde des Volks leben bewegen sich fast alle um Spuk- und Gespenstergeschichten, und rühren aus einer Zeit her wo der Aberglaube noch sein wildes Spiel mit der Phantasie trieb. Wenig hat sich von historischen Stoffen erhalten, und das Wenige ist ebenfalls mit einer bedeutenden Beimischung von Geistererscheinung versetzt. Ein Mann ohne Kopf führte einen Wagen mit vier schwarzen Pferden ohne Köpfe in der Adventszeit durch einzelne Theile der Stadt mit heftigem Lärm und Geprassel. Der «tolle Hund» heult um dieselbe Zeit durch die Straßen, und springt einzelnen späten Nachtwandlern auf den Rücken. Auf dem Kellerberge am Heimberge wohnen zwei weiße Frauen welche den Schlüssel bewahren zu den Gemächern in welchen die nicht heirathenden Junggesellen und die alten Jungfern aufgenommen werden. Schwarze Männer welche die Leute in der Irre umherführen, weiße Burgfrauen die durch heftiges Weinen die Vorübergehenden ängstigen, treiben auf vielen Wegen und Hügeln ihr Unwesen. Auf dem Münsterfelde steht ein Stein wo eine Mutter ihr Kind umgebracht hat; dieselbe hat für diese Frevelthat noch keine Erlösung gefunden, sie weint Nachts laut um ihr Kind und jede heruntergefallene Thräne wird zum Kieselsteine. Schätze sind rings begraben, welche von schwarzen und feurigen Männern bewacht werden."

Die vorliegende Sammlung in ihrer Gründlichkeit und Vielseitigkeit liefert noch viele und schlagende Beweise zu der soeben ausgesprochenen Ansicht. Die versuchte Ableitung und Zurückführung von Ortsnamen hat hier und da etwas Gezwungenes und geradezu der Geschichte Widersprechendes an sich, sodaß die Selbstthätigkeit des Verfassers gegenüber der Sage zu sehr in den Vordergrund tritt; die Form in welche die Sagen gebracht sind ist mitunter auch sehr schletterig und verräth die sichtbaren Spuren eines allzu raschen Abschlusses. Als Probe des Dialekts setzen wir hier die ersten Strophen eines Gedichts her, und müssen Denen überlassen die für die Richtung dieser literarischen Thätigkeit sich interessiren sich weiter in dem Buche selbst umzusehen. Das Gedicht führt die Ueberschrift „Das Pröbels-Männche". Da jedoch das fuldaische Idiom hier und da für den Nichtkenner manches Unverständliche hat, so stellen wir eine hochdeutsche Uebersetzung gegenüber.

Das Pröbels-Männche. (Fuldaisches Idiom.)	Das Pröbels-Männchen.
Es schuert mich, denk ich darohn,	Es schauert mich, denk' ich daran,
Doß über'n Prebel meß ons Mohn;	Daß über'n Pröbel muß unser Mann;
Ihr weßt doch, be eß immer beißt:	Ihr wißt doch, wie es immer heißt:
Es wannert doart, gett emm enn Geist.	Es wand're dort, ging um ein Geist.
Woß ich gehoatt, will ich verzehle:	Was ich gehört, will ich erzählen:
Mer säht, de Noacht von Allerseele	Man sagt, die Nacht von Allerseelen
Bis doß der Walpersdack verbei,	Bis daß der Walpurgistag vorbei,
Geheuer doh soll's goar nett sei.	Geheuer da soll's gar nicht sein.
Do geng å Mohn, gekremmt ohm Stäcke,	Da ging ein Mann gekrümmt am Stecken,
Der thåt de arme Buer zecke,	Der thät' die armen Bauern necken,
Wann se vielleicht å Beßche spoot	Wenn sie vielleicht ein wenig spät
Aelein hain kehrte uis der Stoot.	Allein heimkehrten aus der Stadt.
Wanns drei wärn, oder au nur zweh,	Wenn's drei waren, oder auch nur zwei,
Leß hå se ungeschore geh,	Ließ er sie unangefochten geh'n.
Hå eß verwunscht, be mer verzehlt,	Er ist verwünscht, wie man erzählt,
Well å im Labe sich verfehlt,	Weil er im Leben sich verfehlt,
Ohn ohne Obloß, ohne Beicht,	Und ohne Ablaß, ohne Beicht'
Dohin gestorbe eß vielleicht?	Dahin gestorben ist vielleicht?
Fir ville, ville honnert Joar	Vor vielen, vielen Hundert Jahren
Ohm Prebel doart å Hulsche woar,	Am Pröbel dort ein Häuschen war

Woh uis der Eck å Wasser kemmt,	Wo aus der Eck' ein Wasser kömmt,
Ohn noch der Foll sinn Lauff nob nemmt.	Und nach der Fuld' seinen Lauf hinabnimmt.
Enn Mann lab doart ganz selg allein	Ein Mann lebt dort ganz selig allein
Mit seiner Frau, kohm selte hain	Mit seiner Frau, kam selten heim
Uis Voll doß hä nett woar betronke,	Aus Fuld' daß er nicht war betrunken,
Wall doh, ball doart in Dräk gesonke.	Bald da, bald dort in Dreck gesunken.
Dobei, be de Schengküppel senn,	Dabei, wie die Schindküppel sind,
Krakelt er au noch immerhen;	Krakelt' er auch noch immerhin;
In Voll gobs au kein Schlägerei	In Fuld' gab's auch keine Schlägerei:
Doß Prebelsmännche woar derbei,	Das Pröbelsmännchen war dabei,
Siehn Werthschaft geng dreane hengeroarsch.	Seine Wirthschaft ging deshalb zurück.
Ae mohl, aff Allerseele woarsch.	Einmal, auf Allerseelen war's,
Doh geng å Morjeß noch der Stoot.	Da ging er Morgens nach der Stadt,
Soff knerpelbeck sich, ohn bommsoot.	Soff knüppeldick sich und pumpsatt,
Der Wächter hatt schon zwölf gebött,	Der Wächter hatt' schon Zwölf geblasen
Zu Metternoacht, noch kohm å nett.	Zu Mitternacht, noch kam er nicht.
Es lugt de Frau ohn sponn ganz lies,	Es lugt die Frau und spann ganz leise,
Damit sess alsball wür glich wieß,	Damit sie es alsbald würde gleich gewahr,
Wann heimgeduppert kehm ihr Mohn.	Wenn heimgetaumelt käm' ihr Mann.
Ohn, doß sämm licht könnt mit emm Spohn.	Und, daß sie ihm leuchten könne mit einem Span.
Es schlock, ohn schlock, ohn bött, ohn bött,	Es schlug und schlug, und dutete und dutete,
Ohn immer kohm das Männche nett.	Und immer kam das Männchen nicht.

11.

Bibliographie.

Baur, F. C., Das Markusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter. Nebst einem Anhang über das Evangelium Marcion's. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bibliothek für religiöse Aufklärung. 1stes Heft. Wie ist Jesus wirklich gestorben? Beantwortet nach einem alten Manuscript. Baltimore. 1850. 16. 10 Ngr.

Creizenach, T., Gedichte. 2te verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Droysen, J. G., Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 1ster Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Dumhof, F., Zehn Predigten, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München in den Monaten Juli, August und September 1850. München, Franz. 1850. 8. 20 Ngr.

Ehrlich, J. N., Grundzüge der Religionswissenschaft. 1stes Semester. Krems, Meyer. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Faber, Tertullian, Der neue Faust. Rastatt. 16. 15 Ngr.

Fényes, A., Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur dargestellt. Aus dem Ungarischen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Förster, H., Gesammelte Kanzelvorträge. Ein Anhang. — A. u. d. T.: Die christliche Familie. Fünf Predigten zu Breslau gehalten. 3te Auflage. Breslau, Hirt. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Fortdauer im Jenseits. Beleuchtung der christlichen Unsterblichkeitslehre und ihrer sittlichen Rückwirkungen vom Standpunkt der Enthüllungen. Vom Verfasser von: Jesus der Essäer rc. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Die Geheimnisse von Philadelphia. Eine Tendenznovelle und zugleich ein Beitrag zur Sitten- und Cultur-Geschichte des Amerikanischen Volkes. 1stes bis 3tes Heft. Philadelphia. 1850. 16. à 6 Ngr.

Gieseler, Ueber die Lehninsche Weissagung. Beurtheilung der Schriften von Meinhold, Wolff und Guhrauer über dieselbe. Göttingen, Dieterich. 1850. 12. 6 Ngr.

Gloeckler, L., Venezuela und die deutsche Auswanderung dorthin. Nebst einer Karte von Venezuela. Schwerin. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. 1ster Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Grimm, W., Ueber Freidank. Berlin. 1850. Gr. 4. 1 Thlr.

— — Altdeutsche Gespräche. Ebendaselbst. Gr. 4. 15 Ngr.

Hager, C. E., Die neueste Aufgabe der Volksschule. Eine Preisschrift. Leipzig, Schrey. Gr. 16. 5 Ngr.

Howard, W., Der Irrthum einer Lebenszeit oder der Räuber des Rheinthales. Eine Geschichte von den Geheimnissen der Küste und den Abenteuern zur See. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen durch J. F. Wisnewsky. 1ste Lieferung. Cincinnati. 1850. 8. 8 Ngr.

Sander, J. C. F., Commentar zu den Briefen Johannis. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulzky, G. M., Theorie der Gegensätze oder Entwurf des Normalprinzips. Mit 2 Steindrucktafeln. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ulrich, E., Ulrich von Hutten oder Revolution und Reformation. Ein Trauerspiel in fünf Akten aus der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Erlangen, Heyder u. Zimmer. 8. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Jesus Christus der einige Brunnen lebendigen Wassers. Predigt über Ev. Joh. 4, V. 5—15 am 23. Febr. 1851 zu Dresden gehalten. Halle, Mühlmann. 12. 2½ Ngr.

Arnim, A. H. v., Zur Politik der Contre-Revolution in Preussen. Zwei Reden in der ersten Kammer zu Berlin nicht gehalten und gehalten. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Betrachtungen über die dermalige Lage und die Zukunft Ungarns. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 15 Ngr.

Die kirchlichen Bewegungen seit dem Jahre 1845 nebst Stimmen aus Staat und Kirche für Religions- und Glaubensfreiheit. Ein Spiegel für die Gegenwart und zugleich ein religiöses, kirchliches und rechtliches Votum gegen gewisse Maßnahmen der neuesten Zeit. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Blendermann, E. H., Das gute Recht der reformirten Kirche gegen Hrn. Pastor Dulon. Bremen, Heyse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offener Brief an die Geschworenen. 2te Auflage. Posen, Merzbach. 1850. 8. 2 Ngr.

Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem Preußischen Patrioten. 3te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Ngr.

Krummacher, F. W., Unser Beruf. Predigt gehalten am Krönungsfeste den 18. Jan. 1851. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Zum Krönungsfest. Rüstpredigt gehalten am 12. Januar 1851. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pfizer, P. A., Deutschlands Aussichten im Jahre 1851. Stuttgart, Metzger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Preußen muß mediatisirt werden! Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schaar, G., Rede bei der 50. Jahres-Feier der Altenaer Sonntagsschule, gehalten am 2. März 1851. Nebst einem Anhange. Altona. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 92. —— 17. April 1851.

Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung.

1. Naturbilder aus dem Leben der Menschheit. In Briefen an Alexander von Humboldt von H. Klencke. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion. Von Hans Christian Oersted. Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Mit einem Vorworte von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Das sind drei geistreiche Bücher von ganz eigenthümlichem Interesse. Sie gehören zu der erfreulichen, rasch aufblühenden Classe der neuesten Literatur, welche dem gebildeten Denker überhaupt, ganz vorzugsweise aber den zahlreichen Freunden des Fortschritts aller Naturwissenschaften einen hohen Genuß bereiten. Es sind Früchte welchen auf demselben Felde kosmischer Naturauffassung die langjährig geübte sorgfältige Pflege eine anmuthige schönste Reife gegeben hat. Denn Humboldt's erhabene physische Weltbeschreibung ist ihr Ursprung, ihre Triebfeder, ihr Vorbild. Sie stehen auf einerlei erhabenem Standpunkte, von wo aus sich Himmel und Erde klar und scharf überblicken lassen. Sie richten den forschenden Blick nach demselben hohen Ziele, erstreben eine rein von Natur geleitete und bewirkte geistige Entwickelung des ganzen Menschen: die wahrhafte Humanität. Aber ungeachtet dieser und noch vieler andern Uebereinstimmungen sind die Werke doch gar sehr verschiedener Art, ja so verschieden daß es für den ersten Augenblick befremden könnte sie hier zu einer gemeinschaftlichen Besprechung zusammengestellt zu finden. Die erste verhält sich zu den andern beiden wie eine idealisirte Anthropologie zu einer methodologischen Revue aller Erfahrungsnaturkunde. Jene wirft auf die Empirie einen etwas geringschätzenden Blick, diese sehen darauf mit dankbarer Ehrfurcht und herzlicher Liebe; sie tragen sie im Herzen wie Weltreisende ihre geliebte Heimat und Geburtsstätte. Beide haben denselben erhabenen Zweck, die Ursachen und Mittel der Bildung des gesammten Menschengeschlechts naturwissenschaftlich herauszuforschen; sie wollen die Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit der Bestimmung des Menschen zu einer allgemeinen innern Anschauung bringen, schlagen aber dabei sehr verschiedene Wege ein.

Die specielle Besprechung der einzelnen Schriften wird übrigens die hier nur angedeutete allgemeine Vergleichung viel klarer ins Licht stellen und es zugleich möglich machen dieselbe mehr detaillirt ausführen zu können. Darum säumen wir nicht die Aufmerksamkeit unmittelbar auf die einzelnen Schriften zu lenken.

Die erste Nummer ist eine Sammlung von Briefen über die Bedeutung des Menschheitlebens, als eines großen Organismus dessen Glieder die Völker, dessen Atome wir einzelnen Menschen sind. Der Verfasser beabsichtigt damit den Gebildeten in einer Reihe von „Gemälden", welche mit möglichster Treue der Natur abgelauscht und von einem überschauenden höhern Gesichtspunkt aus dargestellt sind, „das große Leben des Menschengeschlechts vorzuführen und das Einzelne, scheinbar Zufällige im Leben der Individuen und der Völker als ein planmäßiges Fortschreiten und Untergehen, nach ewigen Gesetzen der Menschheit, anschaulich und begreiflich zu machen".

Das ist ein großer Plan! Es gehört in der That nicht wenig Kühnheit dazu ihn ganz durchführen zu wollen. Und wenn man zugleich noch Rücksicht nimmt auf den verhältnißmäßig kleinen Umfang der Schrift — sie zählt nur 18 Druckbogen Octav —, so möchte ein zweifelhaftes Kopfschütteln wol kaum zu unterdrücken sein. Aus dem weitern Verlaufe der Arbeit geht aber ganz klar hervor daß der Verfasser einstweilen hier nur „Skizzen zu dem großen Gemälde des Menschheitlebens" dem Urtheil eines berühmten Sachkundigen übergeben will, daß er erst später die Ausführung der wirklichen Gemälde zu vollführen gedenkt, sobald ihm gerade durch einen solchen unparteiischen Richter die Ueberzeugung geworden daß sich Ideen, Grundzüge und Hindeutungen in diesen Skizzen befinden welche einer weitern Verarbeitung zu einem vollendeten Ganzen wol werth wären.

Referent ist nun aber, nach aufmerksamer Prüfung dieser Skizzen, der festen Ueberzeugung daß es zu beklagen wäre, wenn der Verfasser sich je dazu entschließen sollte selbst Hand an die Ausführung der „großen Gemälde" zu legen; denn dazu scheint seine geistreiche ra-

sche Feder viel weniger berufen zu sein als zu einer weitern und weitern skizzirten Andeutung seiner Ideen. Diese Ideen besitzen eine ungemein anregende Kraft, und gerade hierin besteht ihr Hauptwerth; aber sie sind noch keine Ideale, noch keine unumstößliche Wahrheiten. Die Arbeit, wie sie jetzt vorliegt, liest sich vortrefflich; sie wird von keinem gebildeten Denker ohne lebhaftes Interesse aufgenommen werden. Nur darauf darf der Verfasser nicht rechnen wollen daß Alles was sein Werkchen bringt ohne Anfechtung bleibe, dazu hat dasselbe eine viel zu polemische Richtung eingeschlagen. Das Buch wird viel gelesen werden, aber sicher auch mit sehr getheiltem Beifalle.

Die zwölf Briefe des Buchs sind an Alexander von Humboldt gerichtet. Ob der Verfasser in dieser Wahl glücklich gewesen ist, dürfte sehr in Frage gestellt werden. Humboldt ist allerdings ganz der unparteiische Sachverständige dem der Verfasser bei der Beurtheilung seiner Ideen sich unbedingt hingeben könnte; indeß liegt es ganz und gar nicht in der gemüthlichen Charaktertiefe dieses großen Mannes sich irgendwie streitend in wissenschaftliche Streitsachen zu mischen. Er wird des Verfassers Ansichten ehren, auch selbst da wo sie den seinigen schroff entgegenstehen; er wird sich über des Verfassers Streben und Anregung freuen, weil dadurch der Wissenschaft Gewinn am sichersten erwächst; er wird auffodern zur weitern Mittheilung der Skizzen: — aber er wird sich außerhalb der Schranke des Kampfes stellen; er wird das Feld der denkenden Empirie, auf dem er ein ehrwürdiger achtzigjähriger Greis geworden, nicht mit dem der speculativen Phantasie vertauschen wollen. Darum ist die Wahl keine glückliche zu nennen. Referent möchte den Verfasser wol fragen: warum er seine Briefe nicht lieber an Carus, seinen berühmten Glaubensgenossen, gerichtet habe.

Doch nun einige Mittheilungen aus den Briefen selbst. Wir wählen dazu zunächst eine Stelle aus dem sechsten, welche am raschesten in den Ideengang des Verfassers einzuführen im Stande ist.

Da der Schädel immer ein Symbol jeglicher Unterscheidung der Menschenvarietät gewesen und als Racezeichen vielfältig benutzt worden ist, so werde ich das im Schädel wohnende Gehirn, als das eigentliche den Organismus Bestimmende und die Schädelbildung Bedingende, vorzugsweise im Auge behalten. Da aber das selbstbestimmende Nervenleben, wegen seiner sonnenhaften, Das will sagen: centralen Beziehung zu allen untergeordneten, peripherischen Lebenskreisen, auch in oberster Bedeutung als Organ des Bewußtseins, ein leuchtendes Leben genannt werden kann, während das vegetative dunkele, reproducirende und assimilirende und in den Blutbahnen rotirende Bildungsleben die Bezeichnung eines planetarischen Lebens verdient, so möchte ich dieses Gleichniß von Sonne und Planet auch zur Charakterisirung derjenigen großen Gegensätze in der Menschheit beibehalten welche, als solarer, leuchtender Menschheitstheil, ein überwiegendes Nervenleben und, als planetarer, nächtiger Theil der Menschheit, ein überwiegendes Bildungsleben als eigenthümlich verrathen, — während die zwischen beiden Gegensätzen schwankenden Menschheitsglieder den Uebergang zwischen Tag und Nacht, also den Aufgang und Untergang der Sonne — die Dämmerung — versinnlichen.

Das ist die bildliche Grundidee des Verfassers, welche dann in immer größern und kühnern Umrissen zu einem überall insichabgeschlossenen Rundgemälde skizzirt wird.

So zerfällt die Erdenmenschheit nach meinen Anschauungen in drei große Gruppen, welche von Natur und Geschichte umgrenzt werden — nämlich 1) in solare Völker, oder die Tagseite der Menschheit; 2) in planetare Völker oder die Nachtseite der Menschheit; 3) in Uebergangsvölker oder die Dämmerungsseite der Menschheit, welche ich wieder in Aufgangsvölker und Untergangsvölker unterscheide.

Wir wollen hierzu gleich ein praktisches Beispiel stellen:

Lassen Sie mich einmal den Schädel eines Negers und eines entwickelten Europäers zusammenstellen — wie groß sind hier die Gegensätze; — dort, beim Neger, der schmale Mittelkopf, als Symbol geringen Gemüthslebens, hier, bei dem Europäer, der hohe Vorderkopf mit der inwohnenden Intelligenz, neben dem entwickelten Mittelkopfe voll reichern Gemüthslebens; dort, beim Neger, die einseitige Ausbildung des Hinterhauptes mit dem heftigen, thierischen Instincte und Begehren, hier, bei dem Europäer, das Ebenmaß dieses Hinterkopfes mit dem ganzen Schädel, der Einklang des Begehrens mit der Intelligenz und dem Gemüthe.

Der Verfasser bleibt dann aber nicht bei dem astronomischen Leben der Erdenmenschheit stehen, seine Phantasie bildet sich auch Menschheiten anderer Himmelskörper, er redet von der Jupitermenschheit, der Uranusmenschheit und von der ganzen Sonnensystemmenschheit. Alles besitzt seine Natureigenthümlichkeiten und seine gegenseitigen Beziehungen.

Diese Beziehungen sind uns jetzt noch völlig unbekannt, aber die erkannten Gesetze des Menschheitslebens und der Erde berechtigen uns zu ihrer gewissen Annahme, und ich für meinen Theil zweifele nicht daran daß es eine Aufgabe meines Lebens nach dem Tode und meiner Unsterblichkeit sein wird einst jene Beziehungen kennenzulernen und jenes Bewußtsein anderer Menschheiten des Sonnensystems auszutauschen und dadurch das große Daseinsgesetz der Menschen: Lebenserweiterung in Einheit von Vernunft und Natur — zu erfüllen! Die zu höhern Persönlichkeiten sich vereinigenden Menschheiten der Planeten sind aber Glieder des Sonnensystems — der Sonnenmenschheit —, und auch diese muß als eine Person begriffen werden, die, als ein höchstes Vernunft-Naturwerk, das ganze Leben des Sonnensystems im Bewußtsein repräsentirt.

Man sieht der Verfasser ist gar nicht unglücklich gewesen in dem astronomischen Auf- und Ausbau seiner physiologischen Physiognomik der Menschheit. Nur will es Referenten zuweilen scheinen als wenn der Verfasser in seiner Systematik der schöpferischen Phantasie unendlich viel mehr Spielraum gewährte als es unser irdisches Dasein je gestalten, je gutheißen kann. Den einer tausendjährigen Erfahrung entnommenen regelmäßigen Fortschritt der Civilisation in der Richtung von Osten gegen Westen, welcher doch dem eigentlich planetarischen Lauf der himmlischen Körper entgegen ist, weiß der Verfasser z. B. sehr geschickt mit der rückläufigen Bewegung das Vorrücken der Nachtgleiche — mit der Bewegung der „Sonnen-Ekliptik" — in Zusammenhang zu bringen. Ferner sind dem Verfasser die Störungen und Beschränkungen im Leben der Menschheit auch nicht ohne höhere astronomische Gesetzmäßigkeit, er bringt sie

mit den Perturbationen der Planetenbahnen in Vergleich. Der Verfasser sagt im zwölften Briefe:

Die Perturbationen welche die Menschheit in ihrem normalen Entwickelungsgange erleiden kann sind — da die Menschheit eine Naturseite und eine geistige Seite darbietet — zweifacher Art, jenachdem diese Störungen die Vernunft- oder Natursphäre der Menschheit betreffen und entweder Beschränkungen der Vernunftfreiheit, des Urwillens — oder solche der Naturentfaltung der Menschheit sind.

Referent sieht das ganze Werkchen wie ein anmuthiges Sträußchen von Phantasieblumen an, worauf der Denkende nicht ohne Beifall blicken kann, obgleich er leicht die Gewißheit hat daß demselben kein recht langes glückliches Leben beschieden sein dürfte. Die geographische Völkerkunde auf der vergeistigten empirischen Grundlage eines Humboldt, Ritter, Steffens wird durch diese anziehenden Briefe in nichts erschüttert werden. Und in den Angriffen des Verfassers auf Blumenbach, Weber, Weerth und viele Andere ist er fast immer im Rechte, obgleich diese Männer in ihren Leistungen auch große Verdienste haben welche über allen Angriff erhaben sind, und es ist wieder gar nicht gut, wenn der Verfasser gerade über diese Verdienste mit leichtfertiger Hast hinwegeilt. Doch alle diese Ausstellungen treten bei dem ersten Lesen des Buchs in einen weniger gesehenen Hintergrund. Die Lecture interessirt durch ihre gefällige geistreiche Fassung, und sie besitzt, besonders in Hinsicht der Anregung, des Guten soviel daß man nicht dringend genug die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinlenken kann. Sie wird so leicht von keinem gebildeten Leser ohne geistigen Gewinn genossen werden können.

Die beiden andern Bücher sind Zugaben und Fortsetzungen des sehr beifällig aufgenommenen Werks „Der Geist in der Natur“, welches vor nicht langer Zeit in d. Bl. besprochen worden ist.*) Referent kann nur durch den Hinweis auf seine frühere Arbeit die heutige Besprechung um ein Bedeutendes abkürzen, denn Alles was damals von dem ehrwürdigen Verfasser und seiner gediegenen, gemüthlichen Schreibweise im Allgemeinen ausgesprochen ward gilt auch noch heute und durch alle Zeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Claudie“ von George Sand.

Die Tendenz des vorliegenden Dramas ist: uns die Verzeihung neben dem Vergehen zu zeigen, und die christliche Nächstenliebe der unter der Last der Reue gebeugten Seele gegenüberzustellen. Die Frage von der göttlichen Gnade des Evangeliums, und darüber ob dieselbe nachsichtiger sei als das menschliche Gesetz, berührt uns hier nicht. Es kommt nur darauf an ob man eine solche Frage auf das Gebiet der Poesie bringen kann. Denn wenn die Personen des Dramas statt zu handeln raisonniren und discutiren, so ist Dies eine dialogisirte Abhandlung, kein Drama. Der Verfasser von „Claudie“ hat Dies eingesehen und daher Alles vermieden was an die Declamationen des Predigers, an die Argumentationen des Philosophen erinnert. Nur zu oft geben seine frühern Schriften zu der Klage Anlaß daß seine Personen eigentlich nur sagen was er selbst zu sagen sich scheut. In der „Claudie“ ahnt man dagegen kaum das Ziel des Dichters, unbewußt wird der Zuhörer durch Sympathie zu der Ansicht desselben hingeführt. Die Geschichte die wir vor uns sich gestalten sehen gibt uns Lehren ohne doch didaktisch zu werden. Man könnte noch fragen: ob zu dem Zwecke des Dichters es nicht besser gewesen sei daß er eine wirkliche Begebenheit zur Grundlage genommen hätte? Allein die ganzen Personen des Stücks sind eben der Wirklichkeit entnommen. Auch nicht eine, trotz manchen Fehlers in ihrer Schilderung, hat etwas Unwahrscheinliches an sich.

Die Heldin selbst, Claudie, ist ebenso anmuthig als würdevoll gedacht. Sie hat geliebt und ist betrogen worden, ihr Geliebter hat sie nachdem er sie zur Mutter gemacht verlassen, weil er geglaubt sie sei reich. Claudie trägt ihren Fehler mit Stärke; der allgemeinen Verachtung preisgegeben nimmt sie ihre Zuflucht zu ihrem Gewissen und sagt sich: „Um mich von dem Abgrund zu retten in den ich gefallen bin, hätte es genügt alle Männer die Jugend und Schönheit zu lieben vorgeben insgesammt verächtlich zu machen. So habe ich den Versicherungen geglaubt, und dieser Glaube hat mein Unglück verursacht; ich bin nicht gefallen weil ich entartet bin, sondern weil ich nicht klug genug war; daß ich verlassen bin beunruhigt mein Gewissen nicht; wäre ich weniger rein und keusch gewesen, ich wäre vorsichtiger gegen die List gewesen; ich unterlag weil ich nicht an eine Lüge glaubte. Der der mich getäuscht hat wird nie mein Gatte werden, und ich klage deshalb nicht; ich bin aber stolz Niemanden täuschen zu wollen. Ich trage mein Unglück mit Ergebenheit und verlange Niemandes Verzeihung; mein Gewissen bewahrt mich vor Reue; mag man mich meiden, Gott kennt mein Herz.“ Es liegt etwas Würdevolles in dieser strengen Einfachheit, mit der die Verfasserin ohne Umschweife klar seine Ansicht niederlegt.

Remy ist eine Heldenfigur. Remy kennt den Fehltritt Claudie's, aber er klagt nicht darüber; er kennt den Verführer seiner Tochter, aber denkt nicht an Rache. Ein alter Soldat würde er gern dem Triebe seiner Natur folgen und sein Leben wagen den Verführer zu züchtigen, aber er glaubt daß Claudie ihn noch liebt und will ihr nicht wehethun; er hätte sich längst gerächt wüßte er daß Claudie alle ihre Illusionen bereits vonsichgeworfen hat. So glaubt er aber daß sie noch auf eine Wiederherstellung ihres Rufs, die einzige welche die Welt zuläßt, auf eine Heirath hofft. Er weiß wol daß der Verführer den vermeintlichen Reichthum Claudie's hat benutzen wollen seine Schulden zu bezahlen; aber er verzweifelt nicht an der Reue des Schuldigen, er hofft noch immer daß er sein Verbrechen wieder gutmachen wird. Es liegt eine große Wahrheit in diesem Charakter; ohne Declamation und Emphase trägt Remy im Vertrauen auf Gott die Prüfungen die ihm dieser auferlegt, und unterdrückt den Zorn der in ihm auflodert.

Denis Ronciat ist der reiche sinnliche Bauer wie wir ihn auf dem Lande sehen. Er wird Denen misfallen die das Landleben noch wie eine heitere Idylle betrachten, wo Nichts als Treu und Glauben herrscht. Allein die Zeit der Schäfer ist vorbei: Ronciat ist der Typus des Bauers den die Trägheit verderbt hat; sein Charakter ist ganz nach der Natur gezeichnet.

Sylvain, der Claudie liebt, ist naiv, unbefangen und unerfahren. Er läßt sich von der Schönheit und dem Stolze der Frau die ihn entzückt hat fesseln, und begreift nicht wie ein solcher Stolz sich mit der Erinnerung an einen Fehler vereinigen läßt. Als er erfährt daß er sich getäuscht hat, daß die Frau die er liebt nicht rein in den Augen der Welt ist, ist er trostlos und verzweifelt, ohne auf seine Liebe zu verzichten. Sicher wird Jeder der liebt so handeln. Der Stolz hat auf die erste Entwickelung seiner Liebe keinen Einfluß gehabt; der gedemüthigte Stolz reicht daher nicht hin seine glühende Lei-

*) Vergl. hierüber Nr. 134 d. Bl. f. 1850. D. Red.

Digitized by Google

denschaft zu dämpfen. Sylvain verlangt um in seiner Liebe auszudauern nur ein Wort der Erklärung, ein Wort der Reue oder vielmehr ein offenes Wort. Sobald Claudie ihm den Fehltritt bekennt, ihm Nichts verbirgt, so liebt er sie wie vorher, gleich als wäre sie rein und ohne Makel.

Der Vater Fauveau verdammt die Leidenschaft seines Sohnes, da sie durch Vorurtheile welche die Welt für unverletzlich erklärt hat verurtheilt wird. So hat auch die Meinung des gemeinen Haufens einen Repräsentanten gefunden. Man kann ihm im Ganzen nicht Unrecht geben, denn bevor man ein gefallenes Mädchen zur Schwiegertochter aufnimmt, muß man sich zwiefach bedenken.

Die Grand'Rose die nach der Absicht des Dichters die Verzeihung darstellt erfüllt diese Aufgabe nicht. Grand'Rose mußte eine reine, tadellose Frau sein. Denn Christus welcher sagte: „Wer von euch wagt den ersten Stein aufzuheben?" brauchte sich Nichts verzeihen zu lassen. Kann Grand'Rose Dies von sich behaupten? Reich, noch schön trotz ihrer 28 Jahre, blühend und von Anbetern umringt, wie soll ihre Verzeihung den Boshaften den Mund schließen? Sie ist als Frau zu sehr interessirt bei dieser Nachsicht. Deshalb ist sie auch die unvollkommenste und schwächste Figur des Stücks.

Das Drama fängt sehr gut an. Wir sind mitten in der Ernte. Als sich der Tag neigt versammeln die Schnitter sich bei Grand'Rose, die mit dem Vater Fauveau die Früchte ihres Guts theilt. Die schönste Garbe gehört dem ältesten der Arbeiter, dem Vater Remy, gemäß hergebrachter Sitte. Jeder muß seine Gabe unter die schönste Garbe legen. Als die Reihe an Denis Ronciat kommt, weist Remy seine Gabe stolz zurück, ohne den Grund seiner Weigerung anzugeben; dann spricht er in strengen Worten, die Ronciat allein versteht, seine Verachtung gegen die Reichen aus die die Jugend und Armuth misbrauchen um ihren Leidenschaften zu fröhnen. Seine erstaunte und betroffene Umgebung fragt sich mit den Augen was der Sinn dieser Worte sei, als Remy ohnmächtig wird. Leider wird dieser erste Act durch das Gespräch Ronciat's und Claudie's geschwächt, in welchem wir den Fehltritt der Letztern erfahren. Diesen durfte George Sand nur ahnen lassen.

Im zweiten Acte will Remy fortgehen und seine Tochter mitnehmen; Grand'Rose, gut und mitleidig, will ihn nicht fortlassen, denn er ist noch zu schwach. Sylvain hat Claudie nicht sehen können ohne sie zu lieben; ihr Stolz der ihn wegstößt läßt keinen Gedanken an ihre Schande aufkommen; er ist entschlossen sie zur Gattin zu begehren, wird aber zurückgewiesen da sie sich nicht verheirathen will. Vergeblich drängt er sie mit Fragen, vergeblich will er in ihr Geheimniß dringen. Ungeduldig läßt sie ihn ahnen was er nie zu denken gewagt, und schließt ihm endlich den Mund mit den Worten: „Mit welchem Rechte fragt Ihr mich? Mit welchem Rechte wollt Ihr meine Vergangenheit kennen? Habe ich verlangt Euern Namen zu tragen? Gott allein bin ich Rechenschaft über mein Leben schuldig, denn ich bettle von Niemand Mitleid oder Vergebung!" Sylvain verzweifelt und verwünscht Claudie. Die Schnitter kommen und bestärken seinen Verdacht. Er beschimpft das arme Mädchen. Remy ergrimmt, findet seine Kraft wieder und führt sein Kind mit sich fort. Der ganze zweite Act ist sehr gut construirt; leider hat der erste ihm viel von seiner Kraft genommen. Wüßten wir nicht bereits den Fehltritt Claudie's, der Eindruck wäre jetzt weit größer.

Im dritten Acte bringt Grand'Rose, die den Sohn ihres Meiers Fauveau in der Scheune wie todt hat liegen sehen, und das einzige Mittel ihn zu retten erräth, Remy und Claudie wieder. Sie ist ohne Jemand zurathezuziehen fortgegangen; in der Ueberzeugung daß das junge Mädchen mehr Mitleid als Zorn verdiene, bietet sie dem Sturme Trotz; sie sucht dem Vater Fauveau zu beweisen daß seine Weigerung sie als Schwiegertochter anzuerkennen seinen Sohn tödten werde. Fauveau widerstrebt hartnäckig. Endlich kommt Ronciat, der der reichen Grand'Rose den Hof macht. Sie kennt sein Verbrechen, erklärt ihm kurzweg daß sie nie seine Frau sein werde, und er Claudie eine Genugthuung schuldig sei, wenn er nicht der elendeste Mensch sein wolle. Ronciat, der seine Schulden zu bezahlen hat, läßt sich dadurch nicht entmuthigen. Ihm ist Alles feil, und er bietet für Claudie eine Ausstattung an. Remy, der zugehört hat, sagt ergrimmt was der einzige Grund ist daß er den Entehrer seiner Tochter nicht gezüchtigt. Niedergeschmettert von der allgemeinen Verachtung Derer die ihn umgeben, bietet Ronciat endlich Claudie seinen Namen an. Diese antwortet ihm jedoch: „Möge Gott Euch verzeihen wie ich Euch schon längst verziehen habe! Ich werde nie Eure Gattin sein; um den eigenen Namen mit dem Namen eines Andern zu vertauschen, muß man mehr als ihn lieben, man muß ihn achten, und ich verachte Euch." Vater Fauveau ist gerührt und bittet vergeblich Claudie die Hand Sylvain's anzunehmen; vergeblich verbindet Grand'Rose ihre Bitten mit den seinigen; Claudie ist entschlossen ihre Schmach allein zu tragen. Da entbindet Remy im Namen Gottes, den er auf Erden vertritt, seine Tochter von dem stolzen Eide den sie sich selbst gegeben, und legt ihre Hand in die Sylvain's.

Was die Sprache in der „Claudie" anbetrifft, so ist sie dieselbe wie im „Champi". Die Bauern sprechen Alle wie die Bauern einige Meilen um Paris; dieser Einfall hat in Paris ungeheuern Erfolg gehabt. Nichtsdestoweniger wird die Sprache hierdurch äußerst monoton; drei Stunden lang dasselbe Patois mitanhören zu müssen ermüdet. Höchstens einzelne Personen sind mit der Sprache der Bauern bisjetzt aufs Theater gebracht worden. Man sieht nicht ein warum die Landleute sich nicht in der städtischen gewöhnlichen Sprache ausdrücken sollen; man läßt ja ohnehin nicht Jeden in seiner Muttersprache sprechen. 13.

Literarische Notiz.

Eine französische Theorie des Straßenkriegs.

Der Straßenkrieg hat schon lange seine Annalen gehabt, er sollte auch seine Theorie erhalten. Der General Roguet hat es unternommen in seinem „Avenir des armées européennes" ein ebenso nützliches als praktisches Buch über diesen Gegenstand zu liefern. In einem kurzen Ueberblicke entwirft der Verfasser von seinem speciellen Standpunkte aus ein Bild der merkwürdigsten Episoden der Bürgerkriege die Europa seit dem Mittelalter mit Blut überströmt haben. Hauptsächlich beschäftigt ihn die Untersuchung der Frage: welche Mittel zu ergreifen sind um den Aufruhr zu unterdrücken. Soll man sich der ganzen Stadt bemächtigen und sie vertheidigen, sich in ein großes Militairquartier oder in eine Position in der Nähe zurückziehen, soll man einen Versammlungspunkt außerhalb der Stadt einnehmen, oder endlich soll man sich ganz von der Hauptstadt entfernen? Der Verfasser entscheidet sich für die Besetzung und Vertheidigung der ganzen Stadt, und gibt als Mittel hierzu ein ganz neues System der Kriegführung an, welches gestattet im Nothfalle schnell einen andern Plan zu fassen und auszuführen. Er gibt ferner die besten Mittel an die Barrikaden anzugreifen, in den Straßen, über Plätze oder in Häusern vorzudringen u. s. w. Als Anhang ist ein Vorschlag entwickelt, wie beim Eintritt eines Aufruhrs und beim ersten Zeichen des Telegraphen administrative und militairische Kräfte sich im Lande zu sammeln und sich unter dem Schutze ansehnlicher Truppenkörper zu bilden haben. Einige Seiten über die allgemeinen Ursachen der Anarchie schließen die interessante Abhandlung, die nicht verfehlt hat in dem ruheliebenden Bürger ein gewisses Gefühl der Sicherheit zu erwecken. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 93. —— 18. April 1851.

Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Die zweite Nummer unserer gegenwärtigen literarischen Unterhaltung ist ein polemisches Meisterwerk, welches Niemand ungelesen lassen darf der sich für Oersted und seinen „Geist in der Natur" interessirt. Daß dies letztgenannte auf naturwissenschaftliche Rationalität gebauete, tief und klar gedachte Werk nicht von der gesammten Gelehrtenwelt, besonders nicht von allen Theologen, Philologen und Philosophen mit Beifall aufgenommen werden würde, ließ sich wol denken. Auch war vorauszusehen daß die Gegner sich einen Vorfechter aussuchen würden welcher dem kräftigen Geiste eines Oersted vollkommen gewachsen sei. Dieser erste entgegentretende Kämpfer ist nun J. P. Mynster, Bischof von Seeland, der oberste Geistliche von ganz Dänemark. Er gehört als Kanzelredner und praktischer Theolog zu den in Dänemark seit Jahren am meisten geachteten Geistlichen; er ist aber auch ein Zeitgenosse und persönlicher Freund Oersted's und hat theilweise seine Jugendbildung aus denselben Quellen geschöpft. Mynster hat, wie die meisten Theologen von Bedeutung, ein fertiges Glaubenssystem, und er erkennt alles Wissen nur insofern an als es mit jenem Systeme nicht collidirt. Oersted hat dagegen mit freudigem Eifer das höchste, umfassendste, wahre Wissen gesucht und läßt aus diesem den Glauben als naturgemäße Folge hervorwachsen. Mynster sucht durch die Dialektik für den Glauben, Oersted sucht dagegen durch lebendige Anschauung für das gehobene Naturwissen Anhänger zu gewinnen.

Die Mynster'sche Polemik erschien in der von Scharling und Engelstoft herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift". Sie geht mit würdiger Ruhe, aber mit einem scharfen geistigen Schwerte schnurgerade auf das Leben der Oersted'schen Geistesschöpfung los. Die vorliegende Oersted'sche Erwiderung bewährt dieselbe würdige Ruhe, ist ebenso geschickt in Führung der Vertheidigungswaffe und versetzt auch gelegentlich Hiebe welche das geistliche Glaubenssystem seines Gegners in der Lebenswurzel treffen können. Es ist ein großer Genuß zwei so hochbefähigte Geister miteinander kämpfen zu sehen. Wir wollen jetzt Einiges davon mittheilen und wählen dazu Stellen aus der zweiten Abhandlung, welche „das Verhältniß der Naturwissenschaft zu verschiedenen wichtigen Religionsgegenständen" betrifft und den wahren Kern der ganzen Arbeit ausmacht.

Zuerst hat Mynster das Wort:

Daß die Vernunftgesetze, nämlich — um uns eines theologischen Ausdrucks zu bedienen — die ad intra, die Gesetze welche das Wesen der Vernunft constituiren, ewig sind, wird Niemand bezweifeln, denn die Vernunft kann sich nicht selbst verleugnen. Inzwischen kann ein Gesetz durchaus vernünftig sein und doch nur für eine Zeit gelten, sofern die Handlungen (wie der Verfasser S. 15 sagt), wenn man unter verschiedenen Umständen nach denselben Grundsätzen handelt, verschieden werden müssen. Es geschah nach den Naturgesetzen daß die Thier- und Pflanzenwelt der Vorwelt hervorkam; doch ist sie jetzt vergangen, von andern Thieren und Gewächsen abgelöst, die auch aus Naturgesetzen hervorgingen, welche also nicht dieselben sind wie diejenigen welche die Natur in jener Zeit befolgte. Nur anders modificirt — wird man sagen — nach Zeiten und Umständen, denn jene Gesetze waren als veränderliche nicht Grundgesetze. Unleugbar müssen wir zuletzt zu unveränderlichen Gesetzen kommen, zu Grundgesetzen alles Daseins; aber die Frage ist wie hoch wir hinaufsteigen sollen um Gesetze zu finden welche von Zeit und Umständen unabhängig sind, welche nicht verändert werden können. Ja, warum darf man nicht die Frage wagen: ob nicht die Natur dieser ganzen Welt, wie weit auch ihre Dauer sich erstreckt, doch — wenn ich so sagen darf — eine temporaire Veranstaltung ist, welche verwandelt werden kann und soll, indem allerdings die Vernunft welche sich darin offenbarte dieselbe bleibt.

Dagegen erwidert nun Oersted zunächst im Allgemeinen: daß die Handlungen, wenn man unter verschiedenen Umständen nach denselben Grundsätzen handelt, verschieden werden müssen, aber, wenn die Grundsätze fortfahren dieselben zu bleiben, so sind sie doch nicht verändert worden; denn die Handlungen sind ja nicht die Grundsätze, sondern Begebenheiten welche nach demselben Gesetze geschehen. Damit aber seine Entgegnung sich fernhalte von jedem kleinlichen Wortspiele, so geht er nun mehr ins Specielle. Oersted sagt:

Soweit ich den Verfasser verstehe, so hat er sagen wollen daß die veränderten Umstände nicht nach unveränderlichen Gesetzen hervorgebracht wurden, und daß man daraus schließen müsse daß die nachher entwickelten Wirkungen nicht nothwendige Folge der Grundgesetze seien. Aber diese Meinung läßt sich nicht mit Dem vereinigen was uns die Natur lehrt; unsere Forschung derselben zeigt uns daß die veränderten Umstände selbst Folge der Naturgesetze sind.

Das Beispiel welches der Gegner in seinen „Bemerkungen“ zur Sprache gebracht hat sucht der Verfasser recht ausführlich zu widerlegen, deshalb bereitet er seine Leser zuerst mit mehren von ihm gewählten Beispielen vor; wir wollen auch einige davon mittheilen.

Es ist ein Naturgesetz daß alle Körper und körperlichen Theile einander gegenseitig anziehen, auf solche Art daß die Anziehung zwischen zwei Punkten sich darin umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhält. Die Kraft, womit dieselben zwei Punkte einander anziehen, wird also in der Entfernung von 10 Fuß hundert mal geringer sein als in der Entfernung von 1 Fuß. Die Entfernung kann unzählige Veränderungen erleiden: das Gesetz bleibt dasselbe.

Dann zeigt er wie dies Gesetz auf Erden und am Himmel unter unzählig verschiedenen Umständen unzählig verschiedene Wirkungen hervorbringt ohne die geringste Veränderung zu erleiden. Darauf gibt er auch ein Beispiel aus der Chemie.

Die Chemie sagt daß die Naturhandlung wodurch Eisen rostet ein Verbrennen ist. Aber es ist ja ein Naturgesetz daß Verbrennen Wärme erzeugt; treffen wir da nicht auf eine Ausnahme? Es scheint uns so; denn dies Verbrennen geschieht so langsam daß die in jeder Minute entwickelte Wärme zu gering ist als daß sie unsere Meßgeräthe darthun könnten. Die Antwort ist vollkommen befriedigend; aber sie kann doch noch eine Unterstützung erhalten — wenn ich so sagen darf — von außen. Durch chemische Versuche welche den Zweck hatten den Eisenrost in Metallzustand zurückzubringen hat man das Metall in Pulvergestalt gewonnen. Wenn die unzähligen kleinen Oberflächen dieses Eisenstaubs die Luft berühren, so gehen sie in den Rohzustand mit einer Schnelligkeit über welche viele tausend mal größer ist als die welche bei der zusammenhängenden Eisenmasse stattfinden würde; und siehe! jetzt wird auch eine kräftige Wärmeentwickelung nicht vermißt ... Es ist ein wohlbekanntes Gesetz daß das Feuer erwärmt; aber gießt man Wasser in einen glühenden Tiegel worin tropfbarer Schwefelsäuerling ist, so verwandelt es sich in Eis. Dies scheint Dem der mit der Wissenschaft nicht vertraut ist eine ungeheuere Ausnahme; aber der Wissenschafter könnte sie einen Triumph nennen. Er weiß daß hier Wirkungen vorgehen die unter verschiedenen Gesetzen stehen: das eine ist das der Wärmemittheilung, wonach das Wasser einen höhern Wärmegrad bekommen sollte, das andere ist das der Verdampfung, welche Kälte hervorbringt. Der tropfbare Schwefelsäuerling verdampft mit einer größern Schnelligkeit als die allermeisten Körper, und bringt eine Kälte hervor die so groß ist daß das Wasser dadurch nicht blos alle Wärme verliert, die es von dem heißen Tiegel bekommt, sondern noch weit mehr, sodaß dadurch die die Einbildungskraft in Erstaunen setzende Wirkung erfolgt daß das Wasser mitten im Feuer in Eis übergeht.

Durch solche Beispiele und gelegentlich darangeknüpfte Bemerkungen rückt der Verfasser allmälig seinem Hauptziele näher und näher. Er gewinnt seine Leser schon stark für seine Sache, noch ehe er dieselbe ganz zum Siege gebracht hat. Wir wollen uns nun gleich an den Kernpunkt des Streits machen und sehen wie hier unser Kämpfer ficht.

Es kommt hier zunächst nur darauf an zu zeigen wie es möglich war daß die zahlreichen Veränderungen welche während der Entwickelung der Erdkugel vorgingen durchgehends nach demselben Gesetze geschehen konnten; wozu ein Ueberblick über die in unserer Zeit von den Meisten angenommene Erdentwickelungslehre hinreichend sein wird. Ich nehme sie als im Wesentlichen richtig an; aber wenn wir nicht von so vielen andern Seiten so unbestreitbare Beweise von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze hätten, würde ein von einem minder entwickelten Wissenschaftszweige hergenommenes Beispiel sich leicht verdunkeln lassen, nicht für den eigentlichen Naturforscher, sondern für die Vielen welche mit Recht an den Aufklärungen welche hier gegeben werden können theilzunehmen wünschen. Man wird nun einsehen daß es nicht die Absicht der nachfolgenden Darstellung vernichten würde, wenn man bestreiten wollte daß die Weltkörper im Dunstzustande eher als im tropfbaren gewesen seien; daß sie im flüssigen Zustande eher als im festen Zustande gewesen sind, ist dagegen gewiß genug. Gäbe man den Gedanken auf daß der Dunstzustand vorausgegangen sei, so könnte man für die frühere höhere Wärme zwar nicht Rede stehen; aber daß eine solche, also in der Zeitfolge fortschreitende Abkühlung stattgefunden habe, bliebe doch durch andere Beweise gesichert. Selbst wenn andere Einwirkungen hier und da einige Unterbrechungen in der fortschreitenden Abkühlung hervorgebracht haben sollten, würde unsere Entwickelung des vorliegenden Beispiels ihre erläuternde Kraft behalten, und indem sie sich auf unsere sichern Kenntnisse von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze stützte, ihre überzeugende Wirkung nicht verlieren. Die Entwickelung der Erde geschah nach Gesetzen welche sich nie veränderten; aber ihr Zustand erlitt unaufhörliche Veränderungen. In den vielen Tausenden oder vielleicht gar Millionen von Jahren welche der Bildung der ersten organischen Körper auf der Erde vorangingen war diese durch eine Reihe von Verdichtungen aus einer ungeheuern Dunstkugel zu einer weit beschränktern, der gegenwärtigen nicht sehr ungleichen Größe übergegangen. Diese Verdichtungen hatten einem wohlbekannten Naturgesetze zufolge viel Wärme entwickelt, welche die beiweitem überstieg die in derselben Zeit durch Ausstrahlung in den Raum verlorenging. Als die Zusammenziehung ihr Werk großentheils vollendet hatte und die Erde beinahe zu der Dichtigkeit welche sie jetzt hat gelangt war, befand sie sich in einem höchst erhitzten Zustande. Die verdichtenden Wirkungen waren nun nicht mehr groß genug ihr soviel Wärme zu geben wie sie ausstrahlte; ihre Oberfläche verhärtete sich, ein sehr großer Theil von den sie umgebenden Dämpfen wurde verdichtet; sie ward nun eine mit einer festen Rinde umgebene inwendig fließende, mit einem heißen Meere bedeckte Kugel daß noch kein Gewächs, kein Thier darin bestehen konnte. Aber nun ward die Abkühlung fortgesetzt; und da die Oberfläche nun bis zu einer Wärme vermindert war welche die sich jetzt in dem heißen Erdgürtel findende vielleicht nur wenig übertraf, fingen Pflanzen und Thiere an sich zu entwickeln. Die ältesten Schichten die uns diese Reste zeigen lehren uns daß es nur noch die am wenigsten entwickelten organischen Formen waren welche hervorgebracht wurden. In jenem Zeitalter war die Atmosphäre weit anders beschaffen als sie seitdem ward; sie war reich an Kohlensäure und arm an dem zum Athmen dienlichen Sauerstoff, dessen Grundstoff großentheils durch chemische Anziehung in der Kohlensäure gebunden war. Die Atmosphäre war außerdem mittels der starken Wärme mit einer großen Menge von Wasserdämpfen erfüllt; in ihren obersten Theilen wurden diese Dämpfe durch Abgabe der Wärme an den Himmelsraum verdichtet und mußten dadurch weit dichtere Wolken bilden als wir sie jetzt kennen, sodaß auch weniger Sonnenlicht hindurchdringen konnte. Aber den unveränderten Wärmegesetzen zufolge ward nun die Abkühlung fortgesetzt: ein sehr großer Theil von Dämpfen wurde hierdurch verdichtet, die Atmosphäre ward klarer, sodaß das Sonnenlicht kräftiger auf die Erdrinde wirken und dadurch seine ungleichen Wirkungen auf die verschiedenen Theile der Oberfläche hervorbringen konnte. Während der alle Dem zufolge hervorgebrachten mannichfaltigen Zustandesveränderungen entwickelten sich beständig mehr organische Formen: die für das Pflanzenleben so günstige Sonnenbeleuchtung nahm zu, die große Kohlensäuremenge der Atmosphäre gab ihren Kohlenstoff allmälig mehr und mehr zur Pflanzennährung ab, wodurch ihr

Digitized by Google

Sauerstoff als Feuerluft ausgeschieden wurde; und die Atmosphäre ward also geschickter zum Athmen der Thiere. Man sieht hieraus daß jedes Naturalter ein neues vorbereiten mußte. Die in der Erde bewahrten Reste zeigen uns eine Reihe von mehr und mehr entwickelten Bildungen welche aufeinander folgten, bis endlich derjenige Zustand vorbereitet war in welchem der Mensch und die für den Menschen passende Thier- und Pflanzenwelt gedeihen konnte ...

Wir brechen ab in der weitern Mittheilung, da das bereits Gegebene vollkommen ausreichen wird das Buch als eine lesenswerthe interessante literarische Erscheinung erkennen zu lassen. In Hinsicht der ersten Abhandlung ist nur noch zu bemerken daß sie zur Beseitigung der Mynster'schen Angriffe auf die von Oersted entwickelten „Verhältnisse der Naturwissenschaft zur Dichtkunst" abgefaßt ist. Ihr Inhalt ist der vorhin besprochenen sehr verwandt, nur unterscheidet sie sich wesentlich von ihr durch die in der Natur der Sache begründete leichtere Aufgabe. Es kommt hier aufs neue der einst, und zum Theil noch jetzt, sehr widerwärtige Streit zwischen Humanismus und Materialismus vor, ein Streit der den gebildeten Denkern der Theologie und altclassischen Philologie viel mehr scheinbaren materiellen Vortheil als wahrhafte Ehre gebracht hat, der aber auch von eben dieser humanen Seite zu abergläubisch blind und zu unwissend eigensinnig durchgefochten worden ist, um die Fortschritte der Naturwissenschaften irgendwie behindern zu können. Damit wollen wir aber den Männern der Naturwissenschaften nicht alles Unrecht absprechen; indeß können wir auch nicht in Abrede stellen daß sie zu dem Streite durch tausenderlei hämische Anspielungen erst gereizt worden sind und daß sie sich im Kampfe beiweitem nicht so materiell benommen haben wie die Humanisten fast überall inhuman gewesen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes Gesangswesen.

„Sechs neue schöne Lieder", heißt es beim Leiermann. Die deutsche Lyrik ist der ungeheuere vor- und nachsündflutliche Leiermann der das Riesendelta der Deutschheit nilartig-regelmäßig-unausbleiblich mit ungeheuern Wasserströmen versorgt.

Das Megatherium, der Mammuth, der Ichthyosaurus und der Plesiosaurus zusammengenommen haben seit Erschaffung der Welt nicht soviel Aetzung vertilgt als die deutsche Lyrik seit Christian Günther bereits Papier vertilgt hat. Das Ende dieser stets wachsenden lyrischen Fluten ist nicht abzusehen. Bald wird es heißen: „A kingdom for a vessel", denn wir steigen als papierflutliche Erzväter zuletzt noch bis auf das Niveau des Ararat oder der Ortelesspitze.

Mir ahnt: es kommt die Zeit wo ein deutsches Lied gleichstehen wird mit einer Todsünde, und wenn das altlutherliche Viduumvirat: Stier-Harleß-Guerike-Rudelbach noch den Sieg davonträgt, so gibt es für Alles was außerhalb Elberfeld und Barmen lyrisch das Licht der Welt erblickt schlechterdings keine Gnade, keinen Taufschein und Ablaß mehr.

Der liebe Gott bessere die Zeit; die Kritik ist es nicht im Stande.

Abermals also wären es zwölf neue schöne Lieder — Liedermassen wollte ich schreiben — von denen wir hier zu sagen und zu zeugen hätten. Lasset uns erst ihre Wappenschilder sehen bevor wir uns auf.Das einlassen was sie im Schilde führen.

Vorerst zwei Damen. Galantes Wesen hat noch niemals gereut:

1. Gedichte von Elise Ludwig. Herausgegeben zum Besten unserer für Deutschlands Ehre kämpfenden Brüder in Schleswig-Holstein. Augsburg, Lampart und Comp. 1850. Gr. 16. 12 Ngr.
2. Phantasie und Zeit. Gedichte von Clementine Schrader. Berlin, Schneider und Comp. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

Die erste dieser beiden Gedichtsammlungen ist, laut dem Vorwort des Herausgebers, der poetische Nachlaß eines neunzehnjährigen Mädchens, deren Herz lebendig für alles Edle und Schöne geschlagen und mit begeisterter Liebe am deutschen Vaterlande gehangen habe. „Ein glaubenswarmer Geschichtssinn der sich mit poetischer Bildnerkraft hier den Gottesstreitern des Alten Bundes, dort den kaiserlichen Helden der deutschen Vorzeit zuwendet, eine edle Trauer um Deutschlands trübe Gegenwart, doch mit frommem Aufblick zu den Sternen und Osterlichtern der Zukunft, ein reger Natursinn und inniges Gefühl für Freundschaft, Heimat und Familie u. s. w.", so charakterisirt der Herausgeber diese jugendliche frühentsaitete Leier. Nun wir können füglich diese Charakteristik gelten lassen. Das Charakteristischste dieser Gesänge ist aber Das: daß darin kein Wörtchen von „Liebe" vorkommt; eine phönixseltene Ausnahme, wofür wir aufrichtigen Dank zollen. Dafür singt uns die jugendliche Poetin von „Israels Vorzeit", von „Kaiser Heinrich" und der „Schlacht von Gilboa", von der gefangenen „Elisabeth von Gotha", von den „Ruinen von Aßos" und dem „Herzog von Orleans", und noch von Diesem und Jenem, wo auch nicht ein Titelchen Liebe dabei ist:

Deine Lieder, heil'ge Vorzeit, deine Thaten will ich singen,
Bis die Saiten meiner Harfe vor dem Hauch des Grabes springen.
Dann im Tod noch hin mich neigend zu den hehren Sarkophagen,
Wird mich sanft ein Friedensengel zum Genuß des Schauens
tragen ...

Er hat es bereits gethan, und so Friede der jungfräulichen Asche, deren Talent und Streben gewiß nicht verwerflich war!

In Nr. 2 begrüßen wir schon ein weit capriciöseres Wesen. Die Autorin ist eine lyrisch-gehobene Berlinerin, die es versteht ihre Gefühle in vollwichtigere Reflexionen umzusetzen. Sie weiß schon mit der Muse, die bald „auf Flügeln himmelwärts trägt", bald „sich liebevoll ans Herz legt", einigermaßen zu coquettiren, und hat in unserer classischen Poesie ihre nicht unerquicklichen Studien gemacht, weiß Schiller und selbst Lessing zu feiern, und in einem Cyklus von zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier berechneten Festgedichten dessen ewige Gestalten mit einer Art von reproductiv-kritischer Sicherheit an uns vorübergehen zu lassen. In einigen Stücken müssen wir unserer hohen cultivirten Autorin Recht geben, wenn sie z. B. in dem Gedicht „Die alte Zeit" (S. 82 fg.) singend also variirt:

Ihr wollt die neue Zeit erheben,
Und kennt das Gold der alten nicht,
Die neue hat nur schimmernd Leben,
Die alte war ein Hochgedicht....

Hinweg mit euern kalten Schienen,
Mit euerm finstern Eisenband,
Als noch ein Band die Herzen einte,
Da war es grün im deutschen Land...

Zu jener Zeit, meint unsere Dichterin, da Wieland und Vater Gleim, und „das Götterpaar von Dioskuren an der Ilm erkor'nen Fluren" vereint „in Schöpferwonne den Riesenkampf, den Flug hinan zur Geistessonne vollendeten", da sei es vorwärts gegangen ohne Dampf...

Und schmähen wollt ihr jene Tage,
Und nennt sie stolz die alte Zeit —
O würde ihre frömmste Sage
Noch einmal wieder Wirklichkeit!

Als er sich jedem Zwang verschlossen,
Da, meint ihr, war der Geist nicht frei?
Und als im Siegwart Thränen flossen,
Das nanntet ihr Empfindelei.

Es war die echte deutsche Thräne
Weit reiner als das Sudelgold,
Das in Mysterien von der Seine
Durch uns're deutschen Gauen rollt u. s. w.

Einen gewissen sozusagen altjüngferlichen Odor können wir diesen Gesängen, denen es keineswegs an Colorit fehlt, doch nicht absprechen, und mathematisch-gewiß bleibt es daß uns hier ein hochlegitimster Blaustrumpf begegnet. Sollte Fräulein Clementine Schrader vielleicht eine berliner Professorstochter sein? Ich habe auch einmal eine solche, als sie von dem Leichenzuge nach dem Friedrichshain sprach, sich des Ausdrucks „Rebellensärge" bedienen hören. Ich weiß nicht wie es mir mit manchen Damengedichten geht. Trotzdem daß man ihnen etwas dem Geiste Verwandtes nicht absprechen kann, berühren sie uns sehr fatal, durch, ich will sagen: eine gewisse zweideutige, pretiöse Exclusivität. Ich weiß nicht warum ich bei dieser Bemerkung auf ein schon früher Geäußertes komme: daß nämlich unsere patriotischsten und exclusivsten Blaustrümpfe solchen Kathedern verwandt sind deren Promoti über 2000 Thlr. Gehalt haben. Merkwürdig, wie gerade die Wissenschaft nach der Familienseite hin so exemtorisch wirkt!

In den „Phantasien an eine Künstlerin" wird seitens unserer Autorin mit Fräulein Charlotte von Hagn und ihren Kunstleistungen eine schwärmerische Abgötterei getrieben, die, an sich gar nicht unpoetisch, uns doch vermuthen läßt daß unsere Dichterin wenigstens der theologischen Kathederwelt fernsteht. Mein Gott, so hat ja Sappho nicht für Phaon geschwärmt, wie hier die eine Dame für die andere. Solche Leidenschaft grenzt ans Abenteuerliche.

Wir wenden uns nun zu der männlichen Cohors unsers diesmaligen Gesangswesens, und beachten fürs erste Firma und Titelblatt:

3. Neuere Gedichte von Ludwig Gottfried Neumann. Wien, Gerold. 1850. 8. 12 Ngr.
4. Lieder von G. von Boddien. Schwerin, Stiller. 1850. 16. 1 Thlr.
5. Gedichte von Jakob Kübler. Winterthur, Steiner. 1850.
6. Gedichte von Friedrich Wilhelm Krug. Elberfeld, Schmachtenberg. 1850. 16. 15 Ngr.
7. Vielliebchen. Liederbuch eines vielliebenden Philosophen von Heinrich Lier. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Gedichte von Ernst Julius Otto. Nach seinem Tode herausgegeben. Mit dem Portrait des Dichters. Schleusingen, Glaser. 1850. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.
9. Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, A. Duncker. 1849. 16. 2 Thlr.

Von Nr. 3, einer „verehrten Tante" gewidmet, läßt sich nur sagen daß die Gedichte herzlich gut gemeint, aber unbedeutend sind. Inzwischen möchte der stille, milde, versöhnende Hauch der darin weht auch für sie Sympathien zu wecken im Stande sein. Solche kleine Liederchen wie dies:

Meine Sterne.

Mein neues schönes Leben
Es ist bei Tag und Nacht
Von deinem ganzen Wesen
Beschützend überwacht.

Dein helles blaues Auge
Es ist mein Sonnenschein,
Dein Leben und dein Lieben
Das sind die Sterne mein.

klingen immer beruhigend an und finden verwandte Stimmungen. Die früher erschienenen Gedichte desselben Autors sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Tiefere Regungen und Beziehungen in der Seele des Lesers wecken die „Lieder" von G. von Boddien (Nr. 4). Das Erlebte und zwar das Schmerzlichdurchlebte ist darin nicht zu verkennen. Durch dieses Sängerleben ist ein wahrhaftes Weh gezogen und hat den dunkeln Samen der Dichtung in dem ernstgestimmten Gemüth nicht unbelohnend ausgestreut. Was die kleine hübsche Titelvignette in sinnbildlicher Trauer ausdrückt, Das sehen wir in dieser fast nur einen und denselben Gegenstand, die Bitterkeit gekränkter Liebe nach allen Gefühlsstimmungen hin variirenden Liederreihe vorsichgehen. Ein sanftes Halbmondlicht, ausgegossen und seine melancholischen Schimmer streuend über Gräber und Kirchhofkreuze. Bei alledem ist diese Melancholie nicht weinerlich, sondern standhaft im Ertragen, und des Sängers Ausdruck bleibt selbst in der bittersten Anklage Derjenigen die sein Herz gequält würdig und edel und gehoben vom Schwung der alltröstenden Poesie. Das Anerkennungswertheste an diesen Gesängen ist daß hier nicht mit Schmerzen coquettirt wird; das leidige, affectirte, reflectirte, mit seinen lyrischen Kunststückchen selbstgefällig liebäugelnde Schmerzgeheuchel ist diesen Gedichten fern. Sie tragen durchgängig den Stempel der Wahrheit. Wo insbesondere bei diesem Sänger die Lieblingsklage zum objectiven Bilde wird — wir wollen sagen in dieser gestaltungerzwingenden Tapferkeit der Gefühle — da fehlt seinem Gedicht nie die höhere poetische Weihe, wie z. B. das folgende:

Der Grenadier.

Ich that wol immer meine Pflicht,
Ein braver Grenadier,
D'rum lass' ich auch von Nettchen nicht
Und Nettchen nicht von mir.

D'rum steh' ich Wache allezeit
Bei ihrer blanken Ehr',
Der Lieutenant aber treibt's zu weit,
Gleich leid' ich es nicht mehr.

Und wenn ich keine Mutter hätt',
So macht' ich schlechten Scherz,
Und stieß mein blankes Bayonnet
Dem Lieutenant in das Herz.

Eine andere Variation dieser liebeserinnerungsvollen, aber gefaßten Gefühle finden wir in dem Liede an „Marie":

Marie, es ist ein schöner Name,
Und klang mir einst wie Seligkeit,
Jetzt bist du eine grosse Dame,
In einem theuern seid'nen Kleid.

Jetzt hast du unter manchem Andern
Auch einen guten braven Mann,
Der mit dir essen, mit dir wandern
Und Abends bei dir ruhen kann.

Marie, du hast mich längst vergessen,
Doch ich, ein Thor, vergaß dich nie,
Und wo ich je ein Glück besessen,
Da denk' ich immer noch — Marie!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Sverdrup todt.

Norwegen hat in Christian Lauritz Sverdrup seinen berühmtesten Philologen in dessen neunundsiebzigstem Jahre durch den Tod verloren. Der Verblichene ist seit Gründung der Universität Christiania durch Friedrich VI., König von Dänemark, also seit 1806 daselbst Professor der Philologie gewesen. Die bedeutendsten seiner zahlreichen Werke sind lateinisch geschrieben.
31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 94. —— 19. April 1851.

Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Der letzten Nummer Inhalt verhält sich zu des Verfassers „Der Geist in der Natur" nicht ganz wie Fortsetzung zu Anfang, obgleich die nahe Verwandtschaft beider Werke gar nicht zu verkennen ist. Eine Fortsetzung setzt einen Anfang voraus. Das ist hier fast gar nicht der Fall, und es könnte recht gut dieses zweite Bändchen dem ersten vorangegangen sein ohne dadurch den Zusammenhang wesentlich zu stören. Alles was wir von Oersted in jüngster Zeit erhalten haben ist eine gutgeordnete Sammlung seiner vermischten kleinern Schriften, Gelegenheitsreden und neuesten Ansichten der Natur. Wir haben ähnliche literarische Erscheinungen schon von Lichtenberg, Georg Forster, Bessel, Arago und mehren andern großen Denkern; die vorliegende kann sich dreist mit in die Reihe dieser geistigen Edelsteine stellen, sie hat in jeder Hinsicht Recht und Werth dazu.

Das vorliegende Bändchen ist aus sieben verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt; sie sind ihrer Ueberschrift nach: I. „Der allgemeinen Naturlehre Geist und Wesen." II. „Ueber die bildende Wirkung welche die Anwendung der Naturwissenschaft ausüben muß." III. „Zwei Reden, gehalten in den Skandinavischen Naturforscherversammlungen." IV. „Das Verhältniß zwischen den Jungen und Alten, mit besonderer Hinsicht auf den in die Welt eintretenden Jüngling." V. „Alte und neue Zeit." VI. „Der Naturwissenschaften Verhältniß zu Zeitaltern und deren Philosophie." VII. „Das Christenthum und die Geistesbildung unterstützen einander."

Wir lenken die Aufmerksamkeit zunächst auf V. Hier zeigt der Verfasser unter Anderm daß das Menschengeschlecht in sittlicher Hinsicht nicht zurück, sondern vorwärts gegangen sei. Er deutet auf die verderblichen Verirrungen der Menschen durch den Aberglauben, dann sagt er:

Die Aufklärung trägt kräftig dazu bei des Menschen Rachsucht, Grausamkeit und Hochmuth niederzuhalten. Das Christenthum verdammt auf die stärkste Weise diese Laster und ermahnt uns mit aller Kraft zur Liebe. Man müßte geistig blind sein, wenn man, die Erzählung von den Weltbegebenheiten lesend, nicht die große Wirkung sähe die es hierdurch auf die zahlreichen Völkerschaften gehabt hätte welche in die christliche Kirche aufgenommen worden sind. Aber aufmerksames Lesen dieser Begebenheiten zeigt uns hier wieder daß die Aufklärung dem Christenthume zur Hand gegangen ist. Jemehr die Christen aufgeklärt worden sind, desto geeigneter zeigten sie sich die Gebote der Liebe und Demuth zu erfüllen... Mit derselben Menschenliebe wurde kurz darauf für unsere schwachen Mitmenschen gesorgt, die zuvor wie Vieh in einen andern Welttheil verkauft wurden um als Arbeitsthiere gebraucht zu werden. Christenthum und Menschlichkeit hatten beinahe 300 Jahre lang an die Abschaffung dieses schändlichen Menschenhandels gemahnt; aber Viele hielten deren des Vortheils wegen, bis es den zahlreichen und eifrigen Menschenfreunden glückte, welche für die Sache der unglücklichen Neger sprachen, dieselbe recht zu beleuchten.

In ähnlicher Weise fährt der Verfasser fort immer neue und überzeugendere Beweise für die Bewahrheitung seiner Behauptung beizubringen. Um aber nicht misverstanden zu werden, so macht der Verfasser am Schlusse dieser interessanten Betrachtung noch besonders darauf aufmerksam daß man seiner Behauptung ja nicht den Sinn unterlegen dürfte als wenn in ältern Zeiten nicht auch viel Gutes geschehen sei und damals nicht auch viele fromme und edle Menschen gelebt hätten. Seine Absicht habe nur den Zweck gehabt: zu zeigen daß die Welt im Ganzen genommen zum Bessern fortschreite und daß dieser Fortschritt mit der Zunahme an Aufklärung immer in gleichem Verhältniß stehe. Darum solle Jeder, soviel es in seinen Kräften läge, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse bei Jung und Alt befördern helfen. Dieser Grundsatz läuft allerdings mancher neuesten Staatsmaxime zuwider; Das ist aber sicherlich kein Beweis von seiner Unrichtigkeit. Freilich ist es wol wahr daß das Regieren um so schwerer fällt, je aufgeklärter und mündiger ein Volk geworden ist, daraus folgt aber noch lange nicht daß man der Aufklärung des Volks feind sein und entgegenarbeiten müsse; denn die freie, naturgetreue, sittliche Veredelung des Menschen ist ja der Hauptzweck eines jeden civilisirten Staats, aber nicht die Leichtigkeit des Regierens einer Staatsmaschine. Mit der gesteigerten geistigen Ausbildung der Unterthanen verträgt sich nun einmal ein starres Festhalten an alten Regentenregeln gar nicht. Wo Leben ist und Leben bleiben soll und muß, da hat das unbeweglich Starre keine naturgetreue Heimat, keinen lebendigen Antheil.

Der sechste Abschnitt bespricht das Verhältniß der Naturwissenschaft zu den Zeitaltern und deren Philosophie auf eine sehr anziehende geistreiche Weise. Es wird hier die Besprechung von Steffens' „Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik“ zugrundegelegt. Da treten zwei große, nahe verwandte Denker in den Kreis einer kritischen Erörterung von hoher Bedeutung. Eine solche Arbeit darf Niemand ungelesen lassen der sich dafür interessirt den Entwickelungsgang der Naturkunde geistig zu erfassen und zu überblicken. Wir wollen nur einige Worte aus der Einleitung hier mittheilen, sie werden schon genügen den Standpunkt und die Tonart zu erkennen von wo aus und womit das Ganze gegeben und aufzufassen ist. Steffens will nämlich die Speculationen nicht an die Formeln einer philosophischen Schule gebunden wissen. Dabei bemerkt nun unser Verfasser:

Da unsäglich viel Streit in der gelehrten Welt blos davon herrührt daß man einander nicht versteht, und Dies ganz besonders der Fall zu sein scheint bei dem Streite zwischen der speculativen und der den Erfahrungsweg wandernden Naturwissenschaft, so wird des Verfassers (Steffens) Grundsatz, der angenommenen Sprache jeder Wissenschaft zu folgen, viel zur Vereinigung der Geister beitragen. Dieser erste Heft hat zum größten Theile zum Zweck: den Geist zu zeigen worin die Naturwissenschaft sich in den spätern Jahrhunderten ausgebildet hat. Man sieht in dieser Darstellung den geistreichen Mann, dessen Blick nicht auf eine einzelne Wissenschaft beschränkt ist, sondern deren Verhältniß zu der Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts überschaut. Wenn er sogar in seinen kühnen Versuchen der Dinge innere Einheit zu finden bisweilen in Irrthümer fallen sollte, vor welchen Die welche keine kühnen Versuche wagen freilich sicher sind, kann man sich doch nicht darüber wundern daß es Viele gibt die es lieber wagen mit ihm zu fallen als jene Sicherheit mit diesen zu theilen. Wir wollen versuchen dem Verfasser zu folgen, doch nicht ohne Vorsicht; aber ob diese stets das rechte Maß zwischen zuviel und zuwenig halten wird, mögen Andere entscheiden.

Hiermit wollen wir Abschied nehmen von allen dreien literarischen Geistesproducten. Es läßt sich ein solcher Abschied nicht ohne innere Gemüthsbewegung ausführen. Man blickt mit Dank auf die wohlthuende geistige Anregung und Belehrung welche ihr Umgang in so reichem Maße bewirkt hat, und fühlt die Liebe mit der sie tief ins Herz gewachsen sind.

H. Birnbaum.

Neuestes Gesangswesen.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible])

In Nr. 5 haben wir einen ziemlich voluminösen Burschen und ein merklich handfesteres Gebahren vor uns. Es ist der Schweizer Ton und Pli, der sich in unserer modernsten Lyrik kaum je verleugnet. Dies lyrische Wesen hat zu viel Aeußerliches, viel zu viel Apparat; es fehlt ihm an Intensität; der innere Urnerv der Poesie, diese unsichtbare Kirche des poetischen Cultus und Gemüths, die eben deshalb unsichtbar ist weil man sie nicht sehen kann, diese lassen sich in dieser Dichtweise allzu sehr vermissen. Darum wird auch hier auf ganz äußerliche Weise ins Unendliche rubricirt. Es ist die poetische Gedankenlosigkeit die sich hier wider Willen an dem Poeten rächt. Da wird gesondert und geschieden: a) Politisches; b) Episches; c) Reine Lyrik; d) Satire; e) Laune; f) Vermischtes; g) Noch Etwas, und so geht es fort daß dem Leser, sowie man sagt, gleich von vornherein mit dem Zaunspfahl gewunken wird wo er hintreten soll, und wo ihn der Poet hinhaben will. Es liegt beinahe etwas Unmenschliches in dieser lyrischen Vorexercirweise. Wenn man dichtet so corporalt man nicht, und Pfenigkrämer haben ihre Kisten und Kasten mit Aufschriften, und a priori rubricirte Zettelkasten finden sich in Actenschränken. Der Dichter als solcher weiß Nichts von all dem dürren Schematismus und unersprießlichen Du-sollst-Commando. Bei ihm dem Gottdurchleuchteten (denn mit einer gewissen Classe deutscher Lyriker muß man schwungvoll reden) entspringt jedwedes Lied für sich allein, und ist für sich selbst ein und sein Ganzes, ein kleiner Mikrokosmus des Makrokosmus Poesie. Dem Leser aber schäumt dann erst aus der Ein- und Allheit dieser kleinen Liederwelten, „aus dem Reiche dieses Geisterreiches“ schäumt ihm die beseligende Gewißheit seiner eigenen poetischen Unendlichkeit.

Ich will mit diesem einzelnen Poeten gar nicht rechten; ich rechte aber mit der ganzen Gattung der er angehört, ebendarum weil sie poetisch genommen nur Gattung, nicht individuelles ausgeprägtes Wesen, nicht poetisches Individuum, also selbst nur ein Schema, eine Schablone ist. Diese Art zu dichten führt zuletzt zur completen Nichtpoesie, und sie verhunzt uns zuguterletzt auch noch die Kritik selbst, weil sich über die zu dieser Gattung oder Nichtgattung gehörigen Einzelerscheinungen am letzten Ende gar nichts Individuelles mehr sagen läßt. Z. B. das Gedicht „Ungarn“ unter der Rubrik „Politisches“ ist beiweitem nicht das schlechteste Product seiner Couleur, aber es ist in deutscher poetischer Sprache schon zweitausend mal dagewesen! Was kann es nun wenn es zum zweitausendunderstten male kommt Neues, Eigenentsprungenes, Selbständiges bieten? Auch „Natur“, „Frühling“, „Der Mai“ u. s. w., sodann die Objecte der poetischen Menschlichkeit, die ewigen Gefühle, die eben als Objecte weil sie ewig sind unerschöpflich sein sollen, werden hier ganz schablonenmäßig besungen; denn ganz dieselbe Weise, oder besser ganz das Nämliche mit denselben Worten hat man schon hundert mal gehört. Es ist wirklich ein Elend daß die deutsche Lyrik zuletzt auch noch um ihr bischen Takt kommen wird. Und wer ist schuld? Die Poeten! Die Poeten freilich sagen wieder: die Zeit ist schuld. Ich sage: es ist mit der Zeit Nichts und mit den Poeten auch Nichts. So z. B. bringt uns der Autor unter der Firma „Die Burgunderschlachten“ eine Reihe kleiner Romanzenepen. Man braucht nur das Wort zu hören, so fällt Einem gleich das öde Reimgeklingel jener verhunzten Nibelungenstrophe ein die nun einmal für solche Machwerke als Norm angenommen ist, und ohne die es bei solchen Schilderungen gar nicht abgeht. Ich glaube Anastasius Grün hat diesen klingelhaften Unsinn hauptsächlich aufgebracht, und da nun einmal die Kärrner zu thun haben wenn Könige oder Grafen bauen, so hat das poetische Kärrnerthum den Erfinder mit fürchterlicher Consequenz und mit einer wahrhaft entsetzlichen Ausdauer Mann für Mann beim Wort genommen, und maltraitirt nun schon seit 15 Jahren den deutschen Parnaß mit Recken und Schlachten und Nibelungenstrophen. Das beste Gedicht in dieser voluminösen Sammlung ist „Die Mimose“ (S. 338), mit Ausnahme natürlich, was die Form betrifft, verschiedener hiatusreichen Ganztrochäen, metrischer Schnitzer, um die sich unsere heutige Liederjugend nicht das Jota mehr kümmert, und die höchstens noch Johannes Minkwitz Zahnschmerzen verursachen. Z. B.

Saugt die | allzu | zärtliche Um|armung | noch ihr | zu ver|süßen u. s. w.

Ich sage: der Gott der alten Metrik wird an euch Poeten noch einmal eine fürchterliche Rache nehmen, wenn nicht eure eigenen Verse schon Rache genug sind. Unser Autor z. B. scheint sich in der Alkäischen Odenform besonders zu gefallen. Er singt jedoch den majestätisch-ruhigen Vollklang dieser Form auf das widerlichste verletzend so:

Digitized by Google

Doch alle Hoffnung ist ja der Sehnsucht Kind,
Wehmuth entspringt aus göttlicher Liebe nur;
Wo Lied' und Hoffnung sich vereinen,
Krönet der Glaube die himmlischen Schwestern ...

Jeder Schüler weiß daß die Alkäische Ode diesen Typus hat:

◡ — ◡ —́ — —́ ◡ ◡ —́ ◡ ⏓
◡ — ◡ —́ — —́ ◡ ◡ —́ ◡ ⏓
◡ — ◡ —́ — —́ ◡ — ⏓
— ◡ ◡ —́ ◡ ◡ —́ ◡ — ⏓

Aus der volltönenden, vollschließenden Arsis der letzten Strophe: ◡ ◡ —́ ◡ — ⏓ macht nun der Autor einen fatalen Daktylus: ◡ ◡ —́ ◡ ◡ — ⏓, der sich in dieser Umgebung so abgeschmackt, ruppig und nichthergehörend ausnimmt wie ein Gardejunker in einem Kriegsrath von Gneisenau's. So schlägt man heutzutage das metrische Gehör mit Fäusten! Nun, Gott bessere auch Dieses!

Es belieben zu folgen in unserer Reihe: Friedrich Wilhelm Krug aus Elberfeld (Nr. 6). Schmachtenberg scheint diesem F. W. Krug, der wie alle Krüge zu Wasser geht, nicht so recht getraut zu haben, weil er ihn blos „in Commission" genommen hat. Wie Dem sei, es ist Weihwasser, echtes geistlich-legitimes Wupperwasser, wirkliches geheimes Wupperwasser mit Krummacher und Eichenlaub, in welches dieser Krug geht. Nichtsdestoweniger und bei allem Respect vor Allemdiesemjenigen mag es uns dieser autoritätenstrebende Lyriker Nr. 6 nicht übelnehmen wenn uns aus seinen Carminibus ein leiser Hauch von Schleicherei und Tuckmäuserei anweht; ich sage aus „denen Carminibus", denn die Poesie muß sich nun einmal Alles gefallen lassen, die allerschlechteste Gesellschaft ... so oder so ... wer es sich bequem machen will geht zu ihr ... nein, verzeihe es mir, große Göttin, nicht zu dir, sondern zu einer Hetäre die dir ähnlich sieht! Darin liegt das wunderbare Geheimniß: daß solche Dinge geschehen können — auch im Wupperthale.

Par exemple das Gedicht „Preußen voran" (S. 29), heimathörig unter die Schablone „Politisches und Persönliches". Darin singt Krug vergleichungsweise so:

Oestreich war siech,
Ohne fortschreitendes Regen,
Fürchtend das kleinste Bewegen,
Selbst das der Flieg'.

(Sehr richtig! Die östreichische Censur hat im Concept eines Artikels für das „Pfennig-Magazin" einmal die Worte gestrichen: „Der Thee — es war von der Cultur der Theestaude die Rede — besitzt eine aufregende Kraft." Das geht noch über die Fliege.)

Baiern war träg'
(Das macht das Bier),
Wie einst der stolze Quirite,
Bacchus und Frau Aphrodite
Froh im Gehäg.

Würtemberg lag
Ruhend auf alten Lorberen,
Baden war trübe im Gähren,
(Das macht der Neckarfusel),
Musterlos schwach.
(Musterhaft wäre allerdings besser gewesen.)

Polnischer Zopf,
Hing an der Krone von Sachsen,
Mochten da Schönen auch wachsen,
Weh war im Kopf.

Echtdeutscher Hort
Fehlt' in Hanovers Gefilden,
Dort in unfreien Gebilden
Blühte Oxford.

And'res Gebiet
Deutschlands ist nicht zu erwähnen;
Ueberall Stillstand und Gähnen,
Trauriges Lied!

Preußen allein
Zeigte gesundes Bestreben!
(Ungeheuere Anerkennung! Preußen muß sich bedanken.)
Manchen Schatz wußte zu heben
Glücklich der Stein.
(Wirklich?)

Aus dem Scharnhorst
Regte der Adler die Schwingen,
Hohenzollernsches Ringen
War in dem Forst!
(Soll wahrscheinlich Horst heißen.)

D'raus ist erblüht
Seine erhab'ne Geschichte,
Die in der Gegenwart Lichte
Strahlender glüht.

Einzig ist dort
Thron und Volk lieblich verbunden;
Wo wird so kräftig gefunden
Echtdeutscher Hort?

Preußen allein
Heget den Stern der Germanen;
Wer kann den Lichtweg ihm bahnen?
Preußenverein u. s. w.

Nun, bei Schmachtenberg und Krug! wenn Das keine Speichelleckerei ist, so gibt es keine, und dabei ist es der richtige (lyrische) Butterfrauentrab wenn sie zu Markte gehen. Und so geht es durch noch manche Seite fort. Herr, wann wirst du kommen und deine Tenne fegen? Das kolossalste Lied in dem ganzen Augenverdreherplunder sind die „Abschiedsworte an Hrn. Pastor F. W. Krummacher bei seinem bevorstehenden Abzuge nach Berlin als erster Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche." (Auf dieser Kanzel stand lange Jahre Schleiermacher.) Hier ist der augenverdreherische Unsinn so bergehoch gehäuft daß dagegen der Ossa zur Warze wird, und wir uns mit Ekel von solcher nichtsnutzigen Felonie am Allerheiligsten abwenden. Der ganze Abschnitt „Religiöses und Kirchliches" in dieser Sammlung ist geradezu ekelhaft, und wenn nicht (der Referent spricht hier aus Erfahrung täglichen Erlebnisses) die altlutherische Clique noch über diese Augenverdreher im Wupperthale käme, so würde man schlechterdings behaupten müssen daß mit den der Menschheit angeborensten heiligsten Gefühlen kein ärgerer Spott getrieben werden kann.

Es ist merkwürdig, fast ahnungsvoll, daß ich auf diese tuckmäuserisch-augenverdreherische Lyrik den strictesten absolutesten Gegensatz folgen lassen muß, der in dem „Liederbuch eines vielliebenden Philosophen" von Heinrich Lier zutagekommt. Denn abgesehen etwa von jenem allbekannten Salomonischen Sulamith-Cultus, der ebenfalls ein Lieblingsthema der Augenverdreherpoesie ist, finden wir hier statt des süßlichen Absolutismus der pietistischen Scheinheiligkeit und Schleicherei die pure nackte Liederlichkeit und eine so grandiose Schamlosigkeit wie sie mir noch nie in einem Buch der Lieder vorgekommen ist. Wenn man so offenbaren Unflätereien und mit kannibalischem Jubel ausgesponnenen Nuditäten begegnet wie in dem Ding „Brennende Liebe" (S. 215) so juckt es Einen beinahe in den Fingern sich an dem auserlesenen Genie das Dergleichen zutagefördert, wie Shakspeare sagt, eine Motion zu machen. Diesem schamlosen Genie — denn das Buch wimmelt von Gemeinheiten aller Art — ist Nichts in der Welt heilig, es reibt sich in den lotterigsten Versen die nur denkbar sind, mit seiner schmuzigen Phantasie an Allem

und Jedem. Sogar unser Martin Luther ist vor ihm nicht sicher, er singt:

Luther, du hast es so herrlich gesungen:
Wer nicht voll Liebe für Wein und Gesang
Und für die Weiber sei gänzlich durchdrungen,
Bleibe ein Narr sein Lebelang.

Was du so wahr als das sicherste Mittel
Gegen die Narrheit gepriesen schon,
Scheint mir das einz'ge vernünft'ge Capitel
All deiner glorreichen Reformation.

In dem Gedicht „Motivirtes Lebewohl" heißt es:

Oft sollst du noch von mir hören,
Seh' ich dich auch nimmermehr,
Liebchen, Das will ich dir schwören,
Und ich halte was ich schwör'!

Du denkst freilich nie mehr meiner,
Denn ich bin ja, wie ich seh',
Gegen dich doch nur ein kleiner
Unbedeutender Roué.

Genug, genug! Was sich con amore im Schlamm wälzt, zählt nicht zu honneten Leuten, und für unreinen Blutkitzel ist der beste Aderlaß ein Bund straffer Birkenreiser.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Bermann, M., Oesterreichisches biographisches Lexikon. Genaue Lebensbeschreibungen berühmter und denkwürdiger Personen jedes Standes in der österreichischen Monarchie von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage. 1stes Heft. Wien, Bermann's Wwe. u. Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Beroaldo-Bianchini, N. de, Die Schöpfung oder das entschleierte Universum. Auszug der Armonia universale. Deutsch und metrisch von J. B. Roßmann. Mit erläuternden Bildern und Zeichnungen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cahagnet, L. A., Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Ein Buch zum Troste der Menschheit enthaltend: den unumstößlichen Beweis von der persönlichen Fortdauer und Beschäftigung der Seele nach ihrer Trennung vom Körper; durch protocollirte Aussagen ekstatischer Somnambülen geliefert. Nebst einem beurtheilenden Vorwort von J. Neuberth. Zwei Theile. Hildburghausen, F. Kesselring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Große, J., Cola di Rienzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, M., Schatten. Poetische Erzählungen. Darmstadt, Leske. 16. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kah-ge-ga-gah-bouh, die Ojibway-Eroberung. Sage aus dem Nordwesten Amerika's. Aus dem Englischen übersetzt von N. Adler. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 8 Ngr.

Kaulbach, C. L., Uriel der Teufel. Ein satirischer Roman in acht Büchern. Mit 2 Titelbildern. Zwei Bände. Stuttgart, Rieger. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Krug, A. O., Das Internationalrecht der Deutschen. Uebersichtliche Zusammenstellung der zwischen verschiedenen deutschen Staaten getroffenen Vereinbarungen über die Leistung gegenseitiger Rechtshülfe, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Vogel. Hoch 4. 24 Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 127ster und 128ster Band. — A. u. d. T.: Zambarini, Obrist, Räuberchef und Wegelagerer durch Verhältnisse. Eine romantische Geschichte der neuesten Ereignisse im Kirchenstaate. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Méry, Die Jüdin im Vatican oder Amor und Roma. Ein Roman unserer Zeit. Deutsch von W. von Blankenburg. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Nagelschmitt, H., Der Todesgang Jesu nach Golgatha. Sieben Fasten-Predigten. Crefeld, Gehrich u. Comp. 8. 12½ Ngr.

Payne's, T., „Rechte des Menschen" im Auszuge nebst einer kurzgefaßten Biographie Payne's und einer kritischen Beverwertung über den Geist seiner Hauptschriften mit besonderem Hinblick auf das vorliegende Werk. Von G. Irok. Leipzig, Bibliopolische Anstalt. 16. 5 Ngr.

Scribe und Legouvé, Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia. Lustspiel in fünf Acten. Deutsch von Ebeling und P. S. Reinhard. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Streckfuß, A., Die Demokraten. Politischer Roman in Bildern aus dem Sommer 1848. 2te Auflage. 1stes Heft. Berlin. 8. 3 Ngr.

Szillányi, Komorn im Jahre 1849 mit besonderm Hinblick auf die Operationen der ungarischen Armee an der obern Donau und Waag. Mit einer Uebersichts-Karte der Umgebung von Komorn und den Facsimiles der hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Festung. Leipzig, Grunow u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vischer, F. T., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. 3ter Theil: Die Kunstlehre. 1ster Abschnitt: Die Kunst überhaupt und ihre Theilung in Künste. Reutlingen, Mäcken. Lex.-8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Actenstücke betreffend die Dienstentlassung des Hofbauraths Demmler in Schwerin, nebst einigen an diesen Fall geknüpften Bemerkungen über die Stellung der Staatsdiener im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 10 Ngr.

Brockmann, K., Amerikanische Kolonisation im Lichte des Geistes der Zukunft. Hamburg, Meißner u. Schirges. 8. 6 Ngr.

Müller, L., Predigt bei dem Dankfeste über die glückliche Ankunft der Passagiere des bei Harwich gestrandeten „Johann Friedrich" unter Capt. H. Wieting — mit der Barke „Leontine", Capt. G. Thormann. Gehalten den 26. Jan. 1851 in Charleston. Charleston. Gr. 8. 6 Ngr.

Orth, E., Der Allerhöchste Erlaß vom 29. Juni 1850 und die kirchliche Demokratie. Eine Streitschrift. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Palmié, R., Gedenke des Feiertages, daß du ihn heiligest. Predigt gehalten am 2. Februar 1851, bei der Einführung der regelmäßigen Sonntags-Abendgottesdienste in der Schloßkirche zu Stettin. Stettin, Weiß. 8. 2½ Ngr.

Piper, F., Ueber die Gründung der christlich-archäologischen Kunstsammlung bei der Universität zu Berlin und das Verhältniß der christlichen zu den klassischen Alterthümern. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Berlin am 2. October 1850. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Puzek, Entgegnung auf die Broschüre des H. Radnizka: Die Militär-Verwaltung in Oesterreich mit ihren Gebrechen, nebst Vorschlägen zur Hebung derselben; wie ohne Reduzirung und ohne Verkürzung des Heeres, jährlich wenigstens 6 Millionen Gulden zu ersparen sind rc. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Zum Gedächtniss Friederichs des Grossen. Ein Vortrag, gehalten am 30. Januar 1851 in der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Zweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleineren Staaten. Von Lucius Verus. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 95. —— 21. April 1851.

Adam Oehlenschläger.

Meine Lebenserinnerungen. Von Adam Oehlenschläger. Ein Nachlaß. Deutsche Originalausgabe. Erster bis dritter Band. Leipzig, Lorck. 1850. Gr. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Selbstbiographien, Erzählungen aus wirklichen Lebensläufen haben, wenn sie nur einigermaßen mit Herz und Geist geschrieben sind, das Eigenthümliche daß sie gerade mit um so größerm Interesse empfangen werden, je größer das Detail ist das sie bieten und jemehr sie sozusagen ins Kleine malen. Vorzüglich sind die Jugendjahre, sofern sie der nöthigen Mitwirkung der Phantasie nicht ganz entbehren, eine wahre Leckerei für viele Leser unserer Zeit. Worin hat Dies seinen Grund? Wir glauben in dem völligen Verschwinden des Idylls aus unserer Literatur, jener Kunstform die vor hundert Jahren den obersten Rang einnahm und die heute vollständig aufgegeben ist; in dem Gegensatz ferner den unsere Zeit zu dem Geiste der Kindlichkeit bildet, in dem das Idyll groß wurde und zur Geltung gelangen konnte. An die verödete Stelle des Idylls sind in natürlicher Folge die biographischen Schilderungen der Kinderjahre getreten; denn jedem Biographen schwebt die Theilnahme vor die Goethe mit solchen Gemälden erwirkte. Endlich aber tritt auch noch der Umstand gewichtig ein daß unsere Zeit die Tochter der zunächst vergangenen Zeit ist, über welche wir ganz natürliche Aufklärung in den Schilderungen unserer Zeitgenossen aus ihren Kinderjahren erwarten und suchen müssen.

Diese Erwartung täuscht in der Regel nicht, und so führt auch das vorliegende biographische Werk in den ersten Lebensjahren des Autors uns sofort in einen Kreis mehr oder minder bekanntgewordener Charaktere, an deren aus dem kindlichen Standpunkt hergenommener Schilderung wir uns aufrichtig zu erfreuen haben.

Ehe wir jedoch auf die sich darbietenden Einzelheiten der anziehenden Lebensschilderung Oehlenschläger's eingehen, ist es uns Bedürfniß über Ton und Haltung des Ganzen, dessen Werth und Bedeutung in einigen Worten unser Urtheil niederzulegen.

Oehlenschläger ist, mit Charakteren wie Goethe, Lessing oder Herder verglichen, eine unfertig gebliebene Individualität. Die Selbständigkeit jener fehlt ihm; sein ganzes Leben hindurch ist er einzelnen und speciellen Attractionskräften unterthan geblieben, immer ein Satellit größerer Sonnen, immer in irgend einen Zauberkreis übermächtiger Bewunderung gebannt. Bald war Klopstock, bald Goethe, bald der nordische Mythus sein Idol; besonders aber kam er als deutscher Poet nie zu eigenem Bewußtsein, zu selbständiger Kritik, und die ungemessene Hingebung an den Goethe'schen Geist bereitete ihm als Jüngling und als Mann tiefe Enttäuschungen, schmerzliche Niederlagen, schwere Verluste. „So reiste ich also nach Hause, nachdem ich die Gunst des großen Goethe verloren hatte" — mit diesen Worten schließt der zweite Band dieser Erinnerungen; und fortan ist es als ob ein Bann auf dem Geiste des Autors läge, der Vertrauen zu sich und Freudigkeit des Schaffens von ihm fernhält.

Einem *kräftigen* Geiste kann solch Schicksal nicht begegnen, allein Oehlenschläger ist eben minder ein kräftiger als ein *geschäftiger*, vom Reiz des Schönen leicht gefesselter Geist. Die Urgestalt der Schönheit bleibt ihm dabei verhüllt; er sieht mehr das Einzelne *schön* als das Ganze *groß*. Deshalb schwankt seine Vorstellung der poetischen Schönheit zwischen der classischen *Naturgröße* und der modern-romantischen *Miniaturbildnerei* auf und ab, und sein Hauptmangel ist in dieser Halbheit volle Befriedigung zu finden. Ursprüngliche kräftige Impulse, Bestrebungen von eigenthümlicher Richtung und Bedeutung gingen so verloren, und es blieb nun übrig daß uns der *Mensch* mehr als der *Dichter* Theilnahme abgewinnt.

Jetzt glauben wir auf dem richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieser „Lebenserinnerungen" zu stehen. Sie bieten die stets lehrreiche und meist unterhaltende Erzählung von der Bildung eines schönen, poetisch-angeregten Geistes unter steter Reibung mit der Gesellschaft und ihrem Geiste, im Umgang mit vorzüglichen Menschen, selten im Conflict, meistens in jener, uns nun fremdgewordenen „Freundseligkeit" mit den hervorragendsten Geistern des ersten Decenniums; in jenem schmeichelnden, halbwahren, unkritischen „Lieben" und „Sichliebenlassen" der romantischen Schule, für welches wir heute keine klare Vorstellung mehr aufzubieten im Stande sind. Glückliche Zeiten — unklare Menschen!

Aus diesen Richtungen und Lebensbedingungen ist ein Buch voll naiver Unterhaltung hervorgegangen. Nächst einer an Beobachtung reichen Jugendzeit gehen wir an der Hand des Autors noch einmal jene freilich nicht fehlerlose, aber doch glänzende Epoche unserer Literatur durch welche den Schönheitsbegriff in der mannichfaltigsten Auffassung cultivirt, und in der — was früher und später nicht wieder der Fall war — jede Auffassung ihre Bewunderung und ihre Geltung fand. „Egmont" wie „Faust", Klopstock wie Hölty, Gleim wie Bürger, Schiller endlich wie Voß und Stolberg, Alle waren, troß der entschiedensten Gegensätze in Art und Weise, ihrer Bedeutung, ihrer Bewunderer gewiß, und sich gegenseitig verneinende Systeme der Philosophie lebten harmonisch, ja wie zu Einem Organismus gegliedert, einträchtigst nebeneinander. Es war eben eine Zeit in der der Geist der Literatur höher stand als ihr einzelnes Product, ihre concrete Manifestation — und hierin war es eine schöne Zeit. Der Gedanke der „Humanität" war der herrschende, ja der alleinige Beherrscher Aller; in ihm war das Wunder möglich daß alle Richtungen sich miteinander vertrugen, und daß selbst die Richtung der „Xenien" in diese Eintracht nur einen leichten Riß brachte. Erst mit dem Kriege zwischen Stolberg und Voß und mit den übertriebenen Anmaßungen der Romantiker, welche sich als die alleinigen Erben der Zeit ansahen, verlor sich nach und nach jene Eintracht ohne Beispiel, um wol niemals wiederzukehren.

Der Biograph besitzt ein unglaubliches Gedächtniß für das Persönliche, das Charakteristisch-Anekdotische dieser Zeit. Schon die Erinnerungen seiner Kindheit sind in dieser Hinsicht voll des anmuthigsten Unterhaltungsstoffs aus einem an sich anziehenden Gebiete. Es ist die Zeit des Erwachens der dänischen Schwesterliteratur, die Zeit der Ewald, Holberg, Brun, Rahbek, in der uns die Zurückspiegelung des deutschen Literaturgeistes, besonders Lessing's, Klopstock's und Wieland's, nothwendig Interesse abgewinnen muß. Der Autor, Sohn einer wenigstens halbdeutschen Mutter und eines dänischen Vaters, voll natürlicher Bildung und guten Geschmacks, erwächst in einem der königlichen Schlösser bei Kopenhagen, in Frederiksberg, wo sein Vater Organist, später Bevollmächtigter und Schloßverwalter war. In den verschiedenen Schulen die er nach und nach besucht, im Umgang mit andern Knaben begegnet ihm was uns Allen begegnet ist: nur daß nicht Jeder aus so treuem Gedächtniß, so treu, malerisch und beobachtungsreif das Erlebte zu erzählen weiß wie Oehlenschläger. Wir könnten viele Blätter füllen mit feierlichen, launigen, geistvollen, unterhaltenden Zügen aus dieser Zeit, nöthigte uns nicht der uns näherliegende Reichthum der folgenden Epoche zum flüchtigsten Einblick in diese „kleinen Züge, die", wie der Verfasser richtig sagt, „an sich unbedeutend, mit Herz und Geist zusammengefaßt aber die Umrisse und das Colorit hervorbringen mit welchen eine bestimmte Physiognomie den beachtenswerthen Menschen von der einförmigen Menge unterscheidet". Der Aufenthalt in einem königlichen Schlosse, die frühe Berührung mit Gegenständen der Kunst und der Pracht, eine für Literatur gebildete Mutter, der kräftige und launige Geist des Vaters, der Umgang mit Männern von Ruf und Namen, alles Dies mußte früh entwickelnd auf den Geist des Knaben wirken. Malling's, Ewald's und Wessel's Schriften gaben diesem Geiste die ersten Eindrücke. Dabei blieb jedoch, von den beschränkten Mitteln der Familie eingeschränkt, der eigentliche Schulunterricht mangelhaft, und Selbstanleitung und häusliche Anregung mußten das Mangelnde ersetzen. Es sei hierbei gestattet eine Wahrnehmung einzuschalten die wir noch in keiner Lebensbeschreibung berühmter Charaktere angemerkt gefunden und die für uns doch eine erwiesene Wahrheit ist: es ist die daß die Weite oder die Enge der Räumlichkeit in der der Knabe erwächst auf die Weite oder Enge seines Geistes den allergrößten, den unmittelbarsten Einfluß auszuüben pflegt. Der Knabe in einer engen bürgerlichen Wohnung, immer unter den Augen seiner Erzieher, seiner Aeltern, ist gegenüber dem Altersgenossen der in großen Schloßräumen, fern vom Blick seiner Mentoren heranwächst geistig gewiß in der allernachtheiligsten Lage.

Unser zwölfjähriger Selbstbiograph war ein ausgelassener Bursche, troß alles Fleißes und Selbststudirens. Er muß wunderlich ausgesehen haben, da sein Vater, der vom königlichen Garderobemeister zuweilen abgelegte Kleider erkaufte, ihm den hochrothen gewendeten Rock des Kronprinzen, die steifen Stiefeln des Königs und von einem cassirten Billardtuch ein Paar grüne Hosen hatte zurechtmachen lassen. In diesem malerischen Gewande trieb er manche Tollheit mit dem historisch gewordenen „König von Island", Jürgensen, einem echten Eulenspiegel-Charakter. Nur ein Zug von ihm. Einst nahm er einem kleinen Mädchen die Obst verkaufte einen Apfel weg; das Kind schrie und weinte, Jürgensen aber drehte sich, den Apfel essend, ruhig um und rief: „Pfui, du unartiges Mädchen, wirst du wol ruhig sein; ich sag' es gleich deiner Mutter", worauf das Kind ihm ruhig seine Beute verzehren ließ. Schon um diese Zeit hatte unser Poet recht gut Deutsch gelernt, machte dänische Verse und gab in der Classe Wochenschriften heraus, welche die Leser mit „Schieferstiften" bezahlten. Ein wenig später schrieb er Komödien, und große Stücke von ihm wurden unter komischen Umständen wunderlich aufgeführt, sodaß Storm, der Director, ihm sagte: „Ei, mein liebes Kind, du bist ja größer als Molière." Dabei blieb aber die classische Bildung sehr zurück. Das Lateinische wollte nicht vorwärts, Griechisch scheint kaum begonnen worden zu sein; allein Physik und besonders Geschichte (vorzüglich die der dänischen Seehelden) nahmen den jungen Geist voll in Anspruch. Ueber die Art und Form des Geschichtsunterrichts sagt der Verfasser hier ein sehr wahres Wort:

Das Gewimmel unbedeutender Namen und Handlungen hat nicht das Herz und Vernunft des Knaben zu bilden vermocht. Der Historiker muß zwar alles Dies kennen, wie der

Digitized by Google

Perlenfischer alle Austern öffnen muß um seinen Schatz zu finden — aber mit leeren Austerschalen soll er uns verschonen.

An einer andern Stelle klagt er daß er im Französischen Nichts lernte. Er liebte den Lehrer nicht und sagt: „Wen ich nicht liebe, von Dem kann ich Nichts lernen" — ein so bedeutungsvolles als wahres Wort! Es dauerte lange ehe er den bittern Geschmack der „Contes moraux" und des „Télémaque" aus dem Munde loswurde. Die Französische Revolution wüthete indeß, Ludwig's Haupt fiel; der Verfasser erzählt wie geringe Theilnahme dies Ereigniß in seinem Vaterlande erweckte. Die Knaben spielten Directorium und Erster Consul!

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuestes Gesangswesen.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Es macht Freude diese Abtheilung mit etwas Würdigem und Edlem beschließen zu können, ich meine Nr. 8 und 9.

Allen die deutschen Männergesang üben und an ihm sich erfreuen sind die Namen Julius Otto der Aeltere und Julius Otto der Jüngere, dessen gesammelte nach seinem frühen Tode herausgegebene Gedichte hier vorliegen, werth und vertraut. Der Vater Julius, der die Mehrzahl der Gesänge seines Sohnes für Quartettgesang componirte, hat uns gar manche schöne liebliche Weise angeschlagen, die in den Annalen der deutschen Männergesangvereine nie vergehen wird, und zum Theil auch schon ins Mark und Herz des Volks gedrungen ist. Der jüngere Julius war ein vollbegabtes, frisches und überaus rüstiges Talent; ein nimmermüdes Gesangsstreben zeichnete ihn aus, und dieser stete, unablässige, fast fieberhafte Verkehr mit der Göttin des Gesangs hat seinen von Natur nicht zu robusten Körper zuletzt aufgerieben, und ihm ein frühes, aber nicht ungeschmücktes Grab bereitet. Von ihm galt es nicht was von vielen Sängern gegolten hat, daß sie klanglos aus der Welt gehen. Fluten von Blumenkränzen, und was Alles man als Sängerminnesold bezeichnen kann, sind mit ihm in sein Grab gestiegen, und wo irgend Männergesang ertönt, bleibt sein Gedächtniß in Ehren. Wem wären nicht die „Burschenfahrten" und die beinahe schon volksthümlich gewordenen „Gesellenfahrten", beide von Julius Otto dem Vater mit sicherer trefflicher Charakteristik in Musik gesetzt, genügend bekannt. Ich behaupte keineswegs daß Gesänge die ausschließlich für die Composition gedichtet werden den Zenith und Culminationspunkt der Poesie erreichen, ja ich behaupte sogar daß der Poet der nur für die Composition dichtet seinem Talent Eintrag thut: allein es muß auch Lyriker geben die auf unmittelbare, sinnlichere Weise sich dem poetischen Sinn der Massen nähern; es muß eine Lyrik geben die, auf alle geistige Exclusivität verzichtend, Nichts beansprucht als gesungen zu sein! In dem Felde dieser die Massen zu sich heranziehenden Lyrik hätte dieser junge Dichter gewiß noch Durchgreifenderes geleistet, wäre er nicht zu früh gestorben. Genial kann dieses Talent — das noch lange nicht gereift war — nicht genannt werden, aber eine warme innige Begeisterung, eine hohe sittliche Reinheit, und Das was man überhaupt die ästhetische Keuschheit im Dichten nennt, zeichnen fast Alles aus was er gesungen. Musikalisch von Grund aus sind seine Gesänge alle. Hier nur ein Gedicht zur Probe:

Ständchen.

Alles rings in tiefem Schweigen,
Alles still in süßer Ruh'!
Blümlein ihre Häupter neigen:
Holde Blume, schlaf' auch du.

Auf der Liebe zarten Schwingen
Säusle leis' zu dir mein Sang,
Mög' im Traum dich süß umklingen
Wonneselig, sehnsuchtsbang.

Sternlein schauen mild hernieder,
Rein in unentweihter Pracht,
Rein wie du, und meine Lieder
Lispeln leis' dir gute Nacht.

Schlumm're sanft bis fern am Saume
Golden steigt die Sonn' empor,
Schlumm're sanft, im holden Traume
Schwebe dir mein Bildniß vor.

Und umweht von milden Lüften
Blühe dir ein Paradies,
Eingewiegt von zarten Düften
Schlumm're, holdes Mädchen, süß.

Engel hüten deinen Schlummer,
Halten treulich bei dir Wacht,
Scheuchen von dir Gram und Kummer,
Süßes Liebchen, gute Nacht!

Intensiv-poetisch, um Vieles bedeutender sind die Gedichte von Lebrecht Dreves, herausgegeben von Joseph von Eichendorff. Das Beste und Genügendste was zur allgemeinen Vorcharakteristik und Vorexegese dieser Lieder gesagt werden kann sagt schon der Herausgeber selbst in seinem einleitenden Vorwort. Die Poesie, so äußert sich dies Vorwort in scharfbezeichnender Weise, habe in Deutschland auch ihre Revolution durchmachen müssen. Ein flacher poetischer Liberalismus rief andererseits eine Reaction der Romantik hervor. Allein beide poetische Extreme, vor ihren eigenen Consequenzen erschreckend (der Liberalismus vor der Revolution, die Romantik vor der Kirche), kamen nicht über die Halbheit hinaus, und jede solche ist unpoetisch. So kam es daß eine jüngste Poesie, über den zaghaften Liberalismus „und eine verblaßte Romantik" keck hinwegschreitend, sich für radical von Grund aus erklärte und sich schlechthin zur Poesie der Negation alles Positiven erhob. Inzwischen kam das Ding doch noch etwas anders als es der alte siegstellgewordene Liberalismus vermuthet hatte. Eine bisher unerhörte Kategorie that sich jähling auf: das unmaskirte poetische Proletariat, das nicht mehr schonte, und statt der „langgehätschelten" Blüte knollige und ziemlich unbequeme Früchte trieb. Ein lyrischer Terrorismus war schnell fertig. Allein auch diese „das lügnerische Falsett des alten hohlen Liberalismus wacker überbrüllende" Berserkerlyrik hat sich in aller Geschwindigkeit ihren Zopf, ihren destructiven Zopf gedreht, bei dem es nicht verbleiben kann. Es ist nicht anders, es muß in dieser sich selbst ohne Rast überstürzenden Confusion noch einmal zurückgekehrt werden zu dem „ursprünglich Feststehenden, zu dem ewig Alten und Neuen".

Diese Behauptung ist richtig, sehr richtig! Für die deutsche ausgenüchterte Jüngstpoesie muß es einen nächsten Fortschritt geben der in der Form einer Reaction auftritt, einer Reaction auf die alte Romantik. In dies hohle, gedankenlose Wortschwallgeklingel muß wieder ein ewiger Inhalt kommen, und einen in diesem Sinne auf die alte romantische Dichtung reagirenden Dichter begrüßen wir in der vorliegenden Liedersammlung, über welche uns mit solcher Ausführlichkeit zu verbreiten wie sie es gar sehr verdient, uns der beschränkte Raum entschieden versagt. Nur noch diese bezeichnenden Worte Eichendorff's mögen zum Schluß hier stehen, und ein kurzes Gedicht aus der so reich- und vielgehaltigen Sammlung selbst als Probe.

„Die Aufgabe unsers Dichters", sagt Eichendorff, „ist mithin ungefähr die der Romantik. Aber vor der glaubensschwachen Zweideutigkeit, welche die Romantiker zugrundegerichtet, bewahrt ihn die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls, vor ihrer Nebelhaftigkeit eine gesunde Sinnlichkeit. Vor

allem aber zeichnet diese lebensfrischen Lieder das Sichselbstbeschränken und künstlerische Ebenmaß aus, jenes stille Geheimniß der Schönheit das die meisten Poeten verschmähen und die Romantiker vergeblich erstrebten."

Hier das Gedicht aus den „Liebesfrühlingsträumen":

Wunderbar aus Waldesschlunde
Steigt Gewitternacht empor,
Schatten ziehen überm Grunde
Und der Wolken finst'rer Chor;
Nein, es ist nicht Waldesdunkeln
Was mich so verworren macht.
Deine tiefen Augen funkeln,
Deine Augen, schwarz wie Nacht.

Ob den nächt'gen Waldesgründen
Blitz auf Blitz erleuchtend zieht,
Wie sie brennen, wie sie zünden
Und das Wild erschrocken flieht;
Aber nein, aus Wolkenritzen
Zuckt nicht also helle Pracht,
Deine dunkeln Augen blitzen
Wetterleuchtend durch die Nacht.

Jetzt aus müder Wolke senket
Sich herab ein Regen still,
Der die durst'ge Blume tränket
Grad' da sie verschmachten will;
Aber nein, was Regen scheinet,
Thränen sind es, fließend sacht,
Und dein Aug' ist's das sie weinet
Mild versöhnend durch die Nacht.

Als mitgehörig zu der vorliegenden Partie deutschen Gesangswesens müssen in der Kürze noch folgende drei zur Gattung des Lyrisch-Epischen, der poetischen Erzählung zählende Sächelchen angezeigt und andeutend berührt werden:

10. Vincentius von Paulus. Ein episch-lyrisches Gedicht von Wilhelm Stens. Köln, Eisen. 1850. Gr. 12. 1 Thlr.

schildert und erzählt in würdig-religiöser Ergriffenheit, ohne alle Frömmelei und Schleicherei, den segenvollen Lebenslauf dieses Gottesmannes, wie er tröstend, geistig und sittlich aufbauend, Gottesfrieden und Gottesfreude predigend in hohen und niedern Kreisen segnend gewirkt, bis ihn selbst, den hochalterigen That-Verkünder des Gottes- und Christusworts, ein sanfter Tod ereilte. Ich wünsche der in Darstellung und Schilderung höchst würdig gehaltenen Legende viele Leser. Hier ist keine augenverdrehende Muckerei, sondern der Thatbestand eines vernünftig-religiösen Gefühls.

11. Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel. Barmen, Langewiesche. 1851. 16. 16 Ngr.

Ist die alte traurige oftgehörte Geschichte der Agnes Bernauerin, in nicht üble Reime gebracht. Endlich

12. Die Künste. Cyklus poetischer Erzählungen von Wilhelm Gabriel. Hamburg, Jowien. 1850. 8. 12 Ngr.

Was das nur 46 Seiten voluminirende Broschürchen bedeuten will, mag uns der Autor im Epilog selbst andeuten. Er sagt:

In Episoden aus dem Künstlerleben
Sind hier die schönen Künste hingestellt.

(Poesie, Malerei, Musik, Sculptur und Architektur; Schauspielkunst und Tanzkunst.)

Wie jede schon den Erdenpfad erhellt,
Wollt' ich sie noch mit Poesie umgeben.

Damit ist es nun allerdings nicht allzu weit her; indessen Idee und Absicht sind gut, und somit sagen wir auch diesem letzten unserer diesmaligen lyrischen Mohikaner einen loyal-anerkennenden Abschiedsgruß. 39.

Notizen.

Das projectirte Bibliothekgebäude in Paris.

Man geht gegenwärtig in Paris mit dem Plane um auf dem Pantheonplatze ein eigenes großartiges Bibliothekgebäude zu errichten. Auf einem Raume von 84 Mètre 75 Centimètre in der Länge, und 21 Mètre in der Breite soll sich ein Gebäude für 1,500,000 Francs erheben, in welchem ein einziger Saal außer 95,000 Bänden noch 400 Leser bequem wird fassen können; dieser Saal soll zu jeder Tageszeit geöffnet und mit allen Bequemlichkeiten versehen sein. Der designirte Baumeister Henri Labrouste hat das Parallelogramm zur Grundform des neuen Gebäudes bestimmt. Durch ein massives Portal von Bronze tritt man nach seinem Plane in eine Vorhalle, welche mit Büsten und Malereien ausgeschmückt ist. Links und rechts befinden sich die Säle für die Doubletten, die Kupferstiche und Manuscripte, im Hintergrunde eine große Doppeltreppe, welche mit einer Copie von Rafael's „Schule von Athen" geschmückt ist. Dieses Gemälde, welches 1848 auf der Kunstausstellung mitausgestellt war, ist eines der Juniverwundeten. Sieben Kugeln durchlöcherten es; der Maler Balze hat diese Verletzungen mit bewunderungswürdigem Talente wieder geheilt. Die Namen der Schriftsteller und Weisen aller Nationen sollen die Zwischenräume der Bücherstellagen zieren. Außerdem ist Desgoffe mit der Malerei der Zimmer beauftragt. Das ganze großartige Werk soll binnen sieben Jahren vollendet sein, und würde dem Pantheonplatze eine neue Zierde verleihen.

Statistische Notizen über den französischen Buchhandel.

Die Gesammtzahl der in Frankreich im Jahre 1850 erschienenen Druckschriften, Bücher und Broschüren aller Art beträgt 7208. Davon sind 4711 in Paris, 2460 in den Departements, 37 in Algerien gedruckt worden. 1360 Werke und Schriften sind Abdrücke oder neue Auflagen. 5848 können als Neuigkeiten angesehen werden. 6601 sind in französischer Sprache, 68 in verschiedenen Idiomen der Provinzen Frankreichs, 53 in deutscher Sprache, 61 in englischer, 2 in arabischer, 51 in spanischer, 83 in griechischer, 9 in hebräischer, 16 in italienischer, 165 in lateinischer, 14 in polnischer, 10 in portugiesischer, 4 in rumänischer, 1 in russischer, 2 in türkischer und 2 Bücher in mehren Sprachen geschrieben. Unter den 7208 Werken sind 281 zum Theil neue Journale begriffen die im Jahre 1850 erschienen sind; 79 davon sind in den Departements gedruckt und erschienen, 73 sind lithographirt worden. Ferner sind 2697 Stiche und Lithographien im Laufe des vergangenen Jahrs in Frankreich veröffentlicht worden, nämlich 122 geographische Karten und Pläne, 579 Gesangstücke und 625 Instrumentalmusikstücke.

Statistik der Gesetzgebenden Versammlung in Frankreich.

Ein Mitglied der französischen Legislativen hat sich die Mühe gegeben folgende Statistik derselben auszurechnen. Sämmtliche Mitglieder der Versammlung haben zusammen im Juni 1850 ein Alter von 35,613 Jahren gehabt. Mithin wird die Versammlung jedes Jahr 750 Jahre und jeden Tag 2 Jahre und 20 Tage älter. Als Durchschnittsalter ergibt sich für jeden Deputirten 47 Jahre 5 Monate 2 Tage 6 Stunden. 20 sind in der Wirklichkeit 25—30 Jahre alt, 162 stehen zwischen 30 und 40 Jahren, 316 zwischen 40 und 50 Jahren, 189 zwischen 50 und 60 Jahren, 53 zwischen 60 und 70 Jahren, 9 zwischen 70 und 80 Jahren. Einer ist älter als 80 Jahre, nämlich der Abgeordnete de Kératry, der 1769 geboren ist. Der jüngste ist Hochstuhl, geboren am 16. October 1823. Die Versammlung zählt nicht weniger als 43 Minister in ihrer Mitte; sie hat 23 Gesandte an fremden Höfen, 22 Mitglieder des Instituts, 6 Vice- und Contreadmiräle, 34 Generäle, 32 ehemalige Pairs, 110 ehemalige Mitglieder der Deputirtenkammer insichaufgenommen. Von den 900 Mitgliedern der Constituante sind nur 330 wiedergewählt, dagegen 570 nicht wiedergewählt worden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 96. — 22. April 1851.

Adam Oehlenschläger.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Oehlenschläger war nun 16 Jahre alt und sollte confirmirt werden; ein Versuch ihn zum Kaufmann zu bilden misglückte, und so wurde die Bahn der Studien fortgesetzt. Er lernte Griechisch.

Es ist keine Frage — sagt er bei diesem Anlaß — daß, wenn Knaben mit lebhafter Phantasie und Gefühl τύπτω lernen sollen, sie im Allgemeinen jedes mal Prügel bekommen müssen, wie Thiere wenn sie Kunststücke lernen sollen.

Doch vereinigten sich bei ihm bald Liebe und Poesie mit den Römern und Korinthern. Kratter und Kotzebue, Spieß und V. Weber wurden seine Heroen, Lafontaine sein Abgott. Zu Letzterm zog besonders die Leichtigkeit des Verständnisses seiner Sprache, die dem jungen Ausländer schmeichelte. Schröder gefiel ihm weniger, Jünger ward ihm gleichfalls leicht; Beaumarchais schien ihm nur kalte Witze zu serviren, die beiweitem nicht so fein waren wie sie damals gefunden wurden. Im Lustspiel erquickten ihn die vaterländischen Dichter Wessel, Falssen, Olussen, Thaarup immer noch am meisten, wie Dies natürlich ist; aber auch für Samsöe, Brun, Zetlitz, Sander schwärmte er, und schrieb allen diesen wie den deutschen Dichtern nach. Man sieht daß sich dem jungen Geiste ein weites Feld offen legte, und wird unschwer erkennen welch einen großen Vorsprung der Besitz zweier Sprachen und Literaturen, wenn auch eng verwandter, einem solchen Geiste gewähren mochte. Die gelehrte Laufbahn sagte ihm jedoch wenig zu; er sprang plötzlich mit beiden Füßen, dichtend und darstellend nämlich, in die Schauspielerwelt über, deren Schein und Sein er denn nun während eines Jahres vollauf kennenlernte. Aus dieser Epoche gewähren seine Schilderungen berühmter Schauspieler und Sänger, wie Rosing, Heger u. A. m., mannichfaches Interesse. Für Deutschland hätte dies Capitel jedoch einer Abkürzung bedurft, wenn auch die Anknüpfung an Baggesen, der mit Thaarup die Regie versah, auch diesseit der Eider ihr Interesse geltendmacht. Der Verfasser macht nun die folgenreiche Bekanntschaft mit den beiden Oersted, entsagt kurzweg dem Theater und übergibt sich von neuem der Wissenschaft und absolvirt das Examen artium. Jetzt, 19 Jahre alt, machte er erst Goethe's Bekanntschaft, der damals in Dänemark für einen überspannten Schwärmer galt, der ruhige Leute dazu bringe sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen! Sein „Werther" war verboten, sein Name wurde mit Grauen genannt, seine Werke theilte man sich mit, wie Gift und Pulver, verschlossen, vorsichtig; ja selbst Sander nannte ihn ein Genie das sich selbst misbrauche. Dergleichen erscheint doch heute kaum glaublich! Ganz anders war der erste Eindruck von Schiller's Werken; die Mängel wurden nicht erkannt, Begeisterung und Ehrfurcht blieben um so ungetrübtere Erfolge dieser Lecture. Durch die enge Verbindung mit Steffens, mit dem unser Autor fast zwei Jahre lang zusammen lebte, ward er in die Tieck-Novalis-Arnim'sche Kunstschule eingeweiht und war nun zu dem Berufe den er in sich fühlte, ein Vermittler zwischen dem deutschen und dem nordischen Literaturgeiste zu sein, vollständig herangereift. Er schrieb und dichtete deutsch, und von jetzt ab (1803) entstand jene lange Reihe von Werken, die theils deutsch, theils dänisch zuerst das Licht der Welt erblickten, in kurzer Zeit aber beiden Literaturen mit gleichem Rechte angehörten.

Die Entstehungsgeschichte und die Geschicke dieser Arbeiten: „Freia's Altar", „Aladdin", „Vaulundurs Saga", „Thor's Reise nach Jothunheim", „Jesus in der Natur", „Hakon Jarl" u. s. w. bilden den Hauptinhalt der letzten Hälfte des ersten Bandes, reich gewürzt mit literarischen Urtheilen, leichten Charakterzeichnungen künstlerischer Berühmtheiten und einem unterhaltenden Anekdotenschatz, der die „Zeit und ihre Sitte" trefflich malt. Dem Geiste des Verfassers blieb das schöne Besitzthum, auch als Mann wie ein Jüngling genießen zu können und Kunst und Reflexion beim Genuß völlig zu vergessen. Die Mehrzahl seiner Kunsturtheile beruht auf dieser Eigenthümlichkeit seines Geistes; was ihnen an Strenge der Kritik abgeht ersetzen sie durch ein gewisses naives Kunstgefühl, das oft, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf trifft. So sagt er von „Werther" und „Götz", sie hätten ihn hingerissen durch die Schilderung des „Schönen im Unglück", und die Geistesverirrungen Werther's seien Nothwendigkeiten, wie die Wolken es seien um das Farbenspiel der Morgen- und Abendröthe zu erzeugen. Von

Jean Paul, den er lange Zeit nur schwer verstand, sagt er: „Seine Charaktere erinnerten mich oft an das Bild eines Königs, das ich als Kind gesehen, und das, wenn man es näher besah, aus lauter kleinen Sechsen bestand, und doch war es ähnlich." Als Kritiker selbst hält er sich an den Goethe'schen Spruch von der Nothwendigkeit der Freude, der Lust, der Theilnahme an den Dingen, welche allein das Reale in Sachen der Kunst darstellen und gegen welche alles Andere eitel ist. Er kämpft daher auch unausgesetzt, sowol gegen Thaarup und Pram wie gegen Steffens und die jungen Romantiker, für Schiller, und besteht für ihn nicht wenig Fährlichkeiten. „Wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage", rief Pram einmal aus, „du sollst mir einen «Wallenstein» schreiben, und der Schlingel es nicht in 24 Stunden ebenso gut fertig bringt, so verdient er Stockprügel." Oehlenschläger brach in ein Lachen aus. „Lieber Pram", rief er, „und wenn man dich todtschlüge, du könntest nicht eine einzige Scene darin schreiben." „Das ist möglich", erwiderte Jener, „ich spreche auch nicht von mir." Vorzüglich bildend wirkte fortwährend der Umgang mit Oersted und mit Steffens auf den Autor, der Erstere durch Erweiterung seines Wissens, der Letztere durch Kritik und unablässiges Disputiren. Von ihm sagt der Verfasser:

Ich habe Niemand mehr geliebt als Steffens, und er verdient es, denn er war im hohen Grade liebenswürdig, phantasiereich, verständig und gefühlvoll. Er äußerte keine Ansicht in der ich in reifern Jahren nicht etwas Wahres und Schönes gefunden hätte, und erscheinen seine Aeußerungen auch zuweilen übertrieben, so muß man Dies theils der Natur der Opposition zuschreiben, die leicht verleitet wird zu weit zu gehen, theils seiner feurigen Jugend. Seine Ehrerbietung und Liebe für die Poesie aber gewann ihm mein Herz . . . ich konnte es nicht ertragen die Poesie als eine hübsche Nebensache behandelt zu sehen.

Unter den zahlreichen allerliebsten Zügen welche der Autor aus dieser Epoche von Rahbek, Wessel, Ewald, Baggesen — der um diese Zeit Dänemark verließ — und von vielen andern namhaften Personen erzählt, heben wir eine Begebenheit hervor die ihm und Steffens begegnete. Während der zwei Sommer die er mit Jenem auf der friedrichsberger Allee wohnte litt Oehlenschläger häufig an Alpdrücken, das ein stehender Traum von einem mit blankem Dolch heranschleichenden Räuber begleitete. Gewöhnlich stand er dabei leise auf, um dem Räuber den Dolch von hinten zu entwinden, erwachte in diesem Act und schlief dann ruhig weiter. In einer Nacht jedoch weckte er seinen Schlafgenossen mit dem entsetzlichsten Geschrei: „Räuber, Räuber — sie ermorden mich." „«Allmächtiger Gott», rief Steffens, sprang auf und stürzte in dem stockfinstern Zimmer über mich hin. Ich erwachte, stöhnte und seufzte: Ach, es war nur ein Traum. Nun aber war die Reihe des Phantasirens an Steffens gekommen. «Das ist, hol' mich der Teufel, gleichgültig», schrie er; «ich muß Gewißheit haben — ich hole meinen Säbel!» Er stürzte ins andere Zimmer, schlug Licht an und kam mit gezogenem Degen und drohender Miene zurück. Ich rief: Steffens sei doch vernünftig! Umsonst, er wüthete fort. «Ganz gut», rief er endlich, «aber es ist doch zu toll solche Träume zu haben; besonders wenn die Läden fest geschlossen sind.» Ich versprach endlich mich künftig vernünftigerer Träume zu befleißigen." Und wirklich erzählt der Verfasser hiernächst zwei wahrhaft poetische Träume aus dieser Periode, in welcher die kriegerischen Rüstungen der kopenhagener Jugend gegen die Engländer bald eine große Störung hervorbrachten. Oehlenschläger ward Fahnenjunker beim Leibbataillon, ohne indeß große Thaten zu verrichten. Durch „Aladdin" wurde inzwischen sein Name in weitern Kreisen bekannt, und während er in dem Studium der nordischen Dialekte und Sagen vertieft, mit Thorwaldsen und Abildgaard im Verkehr, der Außenwelt fast vergaß, erfuhr er plötzlich daß seine Poesien im Hause des Ministers Grafen Schimmelmann (Schiller's Beschützer) beliebt, und daß man dort geneigt sei Etwas für den jungen Poeten zu thun. Er machte der Gräfin einen Besuch, und es war Dies wol seine erste Berührung mit Dem was man die vornehme Welt nennt, und seine Schilderung desselben malt das naive Erstaunen desselben Mannes über die ganz neuen Entdeckungen in dieser bis dahin ihm ganz unbekannten Welt. Die Gräfin (Charlotte Schubart) entzückte ihn; den Minister schildert er folgendermaßen:

Er war klein, mager, häßlich und schielte mit dem einen der kleinen dreieckigen Augen, war pockennarbig und schnupfte mit größter Nachlässigkeit stark Taback. Ich stutzte fast über diese Häßlichkeit, aber kaum hatte er einige freundliche Worte gesprochen als sich das schönste, freundlichste Wesen über dem Gesicht ausbreitete, und das eine Auge welches nicht schielte mit so ehrlicher, tiefer Menschenliebe in mein Herz lächelte daß ich glaubte — Sokrates zu sehen! u. s. w.

Die Folge dieser Bekanntschaft war ein Antrag um ein Reisestipendium, das Schimmelmann zusagte und worauf Oehlenschläger im August 1805 mit 100 Thalern, die der Vater vorschoß, nach Deutschland abreiste.

Hiermit beginnt der zweite Band der „Lebenserinnerungen", welche uns zunächst den nun selbständigen jungen Poeten im Kreise seiner deutschen Freunde und Vorbilder zeigen. Der deutschen Sprache war er nun zwar wol mächtig; allein es begegneten ihm doch zuweilen seltsame Verstöße, so z. B. als er in Reichardt's Hause in Giebichenstein von einer „Gemse" gestochen zu werden fürchtete, statt von einer Bremse. Das Stipendium kam indeß, und wir sehen den Verfasser zuerst mit Reichardt, Steffens und Schleiermacher in engster Berührung zu Halle. In Lauchstädt besuchte er mit Steffens zum ersten mal Goethe, der den „Aladdin" kannte, und den Monolog des Nureddin lobte. „Will ich einen Dichter rasch kennenlernen", sagte er, „so lese ich einen seiner Monologe; darin spricht sich sein Geist sogleich aus." Der Verfasser war von diesem Besuch entzückt; Steffens aber schalt auf Goethe's Vornehmthuerei. Er hatte auf eine Einladung gerechnet, die aber nicht erfolgte. Der Autor sagt:

Ein merkwürdiger Zug in Goethe's Charakteristik ist es daß, als ich einige Monate später das Glück hatte sein Herz

eine zeitlang zu gewinnen, er mir gestand daß er uns damals gern eingeladen hätte und nicht wisse warum es nicht geschehen sei. Es war indeß geschehen aus einer Art von Geiz auf Freundlichkeit, aus einer Knauserei, aus Furcht auf einmal zu viel draufgehen zu lassen.

Die Bilder von literarischen Größen welche jetzt nach und nach in die Scene treten sind mit unverkennbarem Geist entworfen. So heißt es S. 19:

Achim von Arnim besuchte Reichardt's auch in diesem Herbst. Er hatte kurz zuvor mit Brentano sein „Wunderhorn" herausgegeben; Reichardt las uns daraus vor. Achim's edle Gestalt und sein schönes Gesicht, seine Liebe zum Mittelalter machten ihn mir lieb, obgleich seine eigenen Arbeiten mir nicht schmecken wollten; — sie waren noch zu — inhaltslos. Nun fing ich auch wieder an mehr der Gegenwart zu leben, zog die Phantasie von dem Mittelalter ab und liebte wieder Lessing und die ihm folgende Gefühlsperiode. Man nannte damals vielverknöcherte Vorurtheile Verstand und viel Fades Gefühl; liebte jede elende Phantasterei die nur den Rittermantel über die Schulter warf, und nannte jedes Gefühl — eine moderne Affectation. . . . Eines Tages bei Steffens fand ich einen dicken, lustigen Mann, der den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete. Er erzählte viel und gut — doch nicht so gut wie Rahbek; Steffens verhielt sich schweigend. Ich nahm ihn beiseite: „Wer ist der Mann?" Das ist Lafontaine, war die Antwort. Lafontaine, der mir so viele Thränen gekostet, der meine sentimentalen Gefühle entwickelt, gepflegt, genährt hatte — dieser Mann, ein lauter lustiger Gesellschafter! Dies Doppelwesen gefiel mir nicht, und die Unmöglichkeit im wirklichen Leben den Ton seiner Schriften fortzusetzen zeigte mir handgreiflich wie unnatürlich und überspannt der Schriftsteller war. Ein wahrhaft schöner Geist braucht sich in der Gesellschaft der Menschen nicht so zu verwandeln.

(Der Beschluß folgt.)

Personenliebe und Eigenschaftliebe.

Jedermann weiß daß es Personen gibt und Eigenschaften derselben, daß die letztern ein Gesammtbild der Erstern liefern, daß sie aber nicht für sich in der Welt herumflattern, sondern an einer Person erkannt sein wollen, und gesetzt auch sie ließen sich einfangen für besondere Betrachtung, doch immer nur ihren wahren Werth durch Verbindung mit Persönlichkeit behaupten, und ohne diese, z. B. Schönheit einer Statue, Kunstverrichtung einer Maschine, ganz etwas Anderes sind für Bewunderung und Hochschätzung; ja daß ein bloßes Zusammensein gewisser Eigenschaften nicht das Wesen des Menschen ausmacht dem sie angehören, sondern nur als Zierde oder Entstellung seiner Persönlichkeit gelten darf, welche mehr ist als sie, und ihnen Bedeutung und lebendigen Gehalt ertheilt.

Eine tiefe Liebe wird demnach nicht auf bloße Eigenschaften, die auch Sachen zukommen können, nicht auf bloße von Verhältnissen abhängige Eindrücke, sondern auf persönliches Wesen und dessen verborgene Fülle gerichtet sein; außer bei Weltleuten welche die Schale höher schätzen als den Kern, und bei Hegel'schen Philosophen welche den Begriff als Kern, und dessen Denker als Schale betrachten.

Dennoch gehört eine persönliche Liebe zu den seltensten Dingen, was nicht Jeder weiß, und sich dann verdeckt was er sehen sollte.

Die Menschen lieben schöne Kleider, Geld und Gut, Paläste, Roß und Wagen, auch Verstand, Kunstgeschick, also Sachen und Eigenschaften. Den Menschen verkennen die Menschen und fühlen sich selten von ihm angezogen.

Männer lieben Frauen und Diese umgekehrt Jene, es ist die Eigenschaft des Geschlechts welche die Geschlechter vereinigt, und ohne sie würden die Herzen kalt und die Augen matt.

Selbst Gott wird von den Menschen wegen seiner Eigenschaften geliebt, wegen Barmherzigkeit, Güte, Gerechtigkeit, wegen der Wohlthaten die das Leben ihm dankt, und wodurch es zu einer frommen Gesinnung sich verbunden achtet.

Darin liegt gerade nichts Unrechtes; denn was wäre das Leben ohne Genuß von Gütern, was wären die Menschen ohne Eigenschaften des Verstandes, der Munterkeit, des Kunstgeschicks; was wäre die Gottheit ohne Güte und Weisheit, oder gar voll Zorn, Rache und Haß?

Liebe indessen als persönliche Theilnahme und Hingebung ist noch etwas Anderes; sie liebt auch wenn Eigenschaften verlorengehen, z. B. Jugend, Munterkeit, Witz; sie besteht im Wandel der Zeiten, der Gaben, der Verhältnisse, sie erfrischt aus der zweiten Persönlichkeit stets die eigene, blos durch ihr Dasein, durch ein Band welches die Verschiedenen in Eins verschlungen, welches Gegenseitigkeit zur Grundlage alles Empfindens, Denkens und Wollens gemacht. Wo daher diese Gegenseitigkeit fehlt, wie bei Fürsten, vornehmen Leuten, im Verhältniß zu Unterthanen und Niedrigern, da fehlt auch persönliche Liebe, die höchstens zu ihres Gleichen stattfinden mag, bei jenen aber nur auf Eigenschaften, auf Brauchbarkeit, Diensteifer, Geschmeidigkeit, Unterhaltungsgabe, Kunstfertigkeit, sich bezieht. Darum sind tapfere Krieger, unermüdete Geschäftsmänner, witzige Narren, Schauspieler, Tänzer, Sänger und Maler an Höfen beliebt.

Ist Charakter eine Eigenschaft? Man könnte sagen, er sei das Ganze aller Eigenschaften, und doch lassen sich viele derselben in einem Menschen ohne Charakter vereinigt denken. Der schlechte Charakter verdirbt lebenswerthe Eigenschaften, der treffliche ist erkennbar auch ohne diese, obwol dadurch nicht eben beliebt. Zur vollen Liebenswürdigkeit müßte man daher außer mancherlei gefälligen Eigenschaften einen guten Charakter stets voraussetzen, und wenn dieser fehlt, nur von einer halben, durchbrochenen, mangelhaften Liebenswürdigkeit reden.

Es gibt aber auch eine von Charakter und Eigenschaften unabhängige Liebe, eine blinde vielleicht, eine blos das persönliche Dasein als solches erfassende, mit sich verschmelzende, wie Liebe Gottes zu Geschöpfen, Liebe des Weltversöhners gegen die sündige Welt, Liebe der Aeltern gegen Kinder. Sie bleibt unverwüstlich bei aller Nichtentgegnung, bei Ungehorsam, Frevel, Unbußfertigkeit. Sie kümmert sich um Schönheit und Häßlichkeit, Verstand und Dummheit, Geschick und Ungeschick. Selbst Kalibane, Blödsinnige werden von ihren Aeltern — oft mit besonderer Wärme — geliebt.

Aehnlich einer solchen Liebe ist die eheliche in ihrer vollendeten Gestalt. Sie beginnt mit Geschlechtseigenschaft, Schönheit, Anmuth, geht fort, wenn die Charaktere im Einklang stehen oder ihn allmälig finden, löst sich ab von diesen Anfängen und Fortgängen, bei Krankheit, Alterschwäche, erhält sich in Erinnerungen und wird mit solchem Hintergrunde erst reinpersönlich. Ein schlechtes eheliches Band dagegen zerreißt mit dem Verlust der Eigenschaft, der Jugend, der Schönheit, mit Entdeckung und bleibendem Misklang der Charaktere, und Erinnerung wie Reinpersönliches bleiben dawider machtlos.

O seltene Liebe Derer die lieben trotz Allem und um Nichts! Selten sind Freunde in der Noth, weil die Noth Eigenschaften abstreift, mit dem Glücksbesitz Heiterkeit, leichten Mitgenuß des Daseins, statt deren Annehmlichkeit Hülfegesuch, Klagen und Thränen belästigen. Schon Jugend, als eine Eigenschaft die viel Anderes insichschließt, gewinnt reichere Liebe als das Alter, welches in seiner Beschwerde darüber vergißt daß es Eigenschaften verlor denen die Liebe galt; daß eine nackte Persönlichkeit nach Gesetzen des Weltlaufs besser mit sich selber verkehrt als mit Andern. Menschen zeigen sich im Leben wie vor der Bühne, sie bekränzen und lieben den Tänzer und Sänger — solange er tanzt und singt.

Wer mit rechter Weltweisheit ins Leben hineinginge, müßte suchen sich Massen von Eigenschaften anzubilden. Gaben der Geburt und Natur hat er nicht in seiner Gewalt, also keine vornehme Abkunft und Erbgüter, keine Schönheit des Körpers und der Stimme; aber alles zu Erlernende ist ihm freigegeben, Kunstgeschick, angenehme Mittheilung, Gefälligkeit im Umgange, Unanstößigkeit im äußern Betragen, worin die gute Lebensart besteht. Hätte Jemand viel Gaben der Geburt und Natur, auch viel Erlernbares und Angebildetes miteinander, so wäre er allgemein beliebt und geliebt. Abenteurer, die wenigstens aus Noth gewisse Gattungen des Erlernbaren sich anzueignen gezwungen sind, erobern die Neigung der Meisten, nicht blos des schönen Geschlechts. Strenge Sittenrichter tadeln wol solchen Ungeschmack, und vergessen daß sie zwar nicht das Unmögliche wollen, aber doch das Seltenste: eine Liebe des blos Persönlichen, ohne Beigabe und Bekleidung wohlgefälliger Eigenschaften.

Letztere werden außerdem stark bestimmt durch Stand und Rang des Eigenschaftträgers. Ihr Höchstes, der Thron, wirkt daher am entschiedensten. Jeder Sultan und König ist beliebt wenn er nur nicht köpft und spießt, oder einsperrt oder ausbeutelt. In Europa hat die Französische Revolution dies Gesetz der Menschheit etwas verwirrt, den Stand der Könige unständiger gemacht; seitdem weiß die Unterthanenliebe sich nicht zu helfen, geräth in Abwägung der Eigenschaften, in Vergleichungen ohne Throngewicht, zerstört dadurch ihr innerstes Wesen, dessen Selbständigkeit weder Kritik noch Vergleichung in sich aufnehmen darf. In Frankreich sollte Ludwig Philipp erwerben was seine Herrschaft ihm hätte schenken müssen, und — verlor sie. Besser haben es andere Herrscher, der König oder die Königin von England, der russische Zar, mit Ausnahme französischgesinnter Polen, ehedem deutsche Fürsten, ja selbst die bekrittelten Königinnen von Portugal und Spanien.

Des Adels feste Geburtseigenschaft wirkt Liebe bei Adeligen und Bürgerlichen. Ihr dankt Fürst Pückler neben andern Eigenschaften einen guten Theil der Zuneigung seiner Leser, wenigstens erhält sie dadurch ein breiteres Fußgestell. Ihn, den Lebenden, nicht den Verstorbenen, empfängt Mehemet-Ali freundlichst in Aegypten, und Bettina widmet ihm ihre Goethe-Briefe. Wie gefeiert und beliebt waren einst die Grafen Stolberg im göttingischen Hainbunde unter Dichterbrüdern!

Ein Bürgerstand welcher Nichts ist weil er Allen angehört, gewährt auch Nichts; dennoch zieht das Bürgerthum derselben Stadt, desselben Landes die Menschen zueinander. Außerdem beruht viel auf Amt, Gewerben und sonstigen Verhältnissen. Polizeibeamte und Scharfrichter werden sich geringer Liebe rühmen, mehr die Krämer und Bierwirthe. Handelsleute lieben sich von selbst durch Geschäfte und richtige Zahlungen, heißen sich Freunde; es gibt beliebte Schneider, Schuster, Haarkräusler, Barbiere und Kaminkehrer.

Jede Facultätswissenschaft ertheilt ihren Pflegern gewisse Eigenschaften für Gefallen oder Misfallen. Theologie läßt Herzen gewinnen durch Frömmigkeit, Redegabe, und man hat dadurch zu Zeiten Männer wie Lavater mit liebevoller Verehrung überschüttet gesehen. Orthodoxie ist Manchen die beste Empfehlung, Andern nicht, sowie mystischer Hang und Rationalismus sich Freunde erwerben und Gegner, und verschiedene Aufnahme finden in Bremen und Braunschweig.

Dornenwege der Rechtswissenschaft, gerichtliche Streitigkeiten, Anklagen, Strafurtheile, erzeugen kaum liebenswürdige Eigenschaften, wiewol das bürgerliche Bedürfniß zu ihm seine Zuflucht nimmt und dann bei rechter Hülfe den Helfern Gewogenheit schenkt. Versteifung und Verknöcherung in Rechtsformen möchte wenig Neigung erwerben, oder sie müßte aus entschieden rechtlichem Charakter hervorwachsen.

Aerzte machen sich von selbst beliebt, werden Hausfreunde für Winter und Sommer, gegen Husten, Schnupfen, Nervenleiden. Was außerdem ihren Facultätstand unterstützt ist ungewiß: ob Derbheit, Sanftmuth, Ernst oder Scherz; der Geschmack dafür wechselt, doch ein geschickter Heilkünstler wird schon deswegen von Gesunden gern gesehen, weil sie krank werden können.

Philosophie wird mehr geflohen als gesucht. Sobald inzwischen ein System ausgebreiteten Ruf gewinnt, ist es für die Freunde desselben eine Wurzel ihrer Liebe. Anhänger verschiedener Systeme fahren auseinander und haben ihre Abneigung oft genug in Schriften dargelegt. Im Allgemeinen macht eine dürre Philosophie weniger beliebt als eine grüne; die französischen Encyklopädisten eroberten die Gemüther ihrer Zeit, während man jetzt in Deutschland vor ihnen sich bekreuzt und segnet.

Philologie, Geschichte, Mathematik bewegen sich in einem Kreise welcher den Meisten zu fern liegt um Liebe zu erwerben oder zu verderben. Unterstützt durch andere Beigaben, können sie gefallen in akademischen Reden, Taschenbüchern und Romanen.

Besser als die Facultäten finden die freien Künste Eingang bei der Welt. Dichter bezaubern durch Lieder, Tonkünstler durch schmeichelnde Melodien, Maler durch Farbengebung und Natürlichkeit der Gesichtszüge, Lebensscenen, Landschaften. Alle sind mit ihrem Bestreben an das Ergötzliche hingewiesen, und über jedweder Ergötzlichkeit wuchert eine Liebe, sogar über Belustigung ohne ästhetische Grundlage, über Kartenkunst und Taschenspielerei.

Heldenmuth und Heldenthaten erobern Königreiche und Herzen. Darum war Napoleon so geliebt von den Seinigen, von Frankreich, über das Meer hinaus bis nach St.-Helena. Blos die Deutschen wurden irre in ihrer Liebe, weil er übermäßig an ihnen zum Helden werden wollte, an ihren Regenten, ihren Glücksgütern, ihrer Sprache und Bildung.

Im Allgemeinen erreichen Frauen leichter die Liebenswürdigkeit der Eigenschaften als Männer, weil das Sanfte besser gefällt als das Harte, und es ist oft schwerer zu begreifen warum sie **nicht** geliebt werden als das Gegentheil. Jugend überbietet allemal das Alter unter sonst gleichen Umständen, auch schon durch den Mangel der **Erfahrung**, da diese in sich selbst unliebenswürdig ist und ihre Eigenschaft dem Erfahrenen mittheilt.

Wie Christus im Sinne der höchsten göttlichen Liebe spricht: „Liebet eure Feinde", wie er hinzusetzt (Luk. 6, 32): „So ihr liebet die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber", so spreche man im Sinn der höchsten menschlichen Liebe: „Liebet euern Nächsten, auch wenn er keine gefallenden Eigenschaften besitzt, ja sogar wenn seine Eigenschaften euch anwidern; denn so ihr liebet die Eigenschaften welche euch gefallen, was Danks habt ihr davon? Solches thun auch die Lieblosen und freuen sich an Demjenigen was sie ergötzt." Das Höchste des irdischen Daseins ist eine uneigennützige Liebe, und diese ist unabhängig von Eigenschaften, vom Range, Alter, Geschlecht, und währet bis in den Tod. Aber das höchste Irdische ist so selten im Leben als das christlich höchste Ueberirdische, und jenes wäre gleichsam ein Vorbild des letztern. 23.

Literarische Notiz.

Französische Liebesbriefe.

Unter den neuesten belletristischen Erscheinungen in Paris befinden sich „Lettres d'amour, par M. *Julien Lemer*", eine in einem Bande enthaltene Sammlung der angeblich berühmtesten Liebesbriefe oder chefs-d'oeuvre zärtlicher Correspondenz, eine Gattung der Schriftstellerei in welcher Frankreich stets hervorgeragt hat. Daß Heloise, Ninon de l'Enclos, Mademoiselle de l'Espinasse, Rousseau und Mirabeau beitragspflichtig gemacht worden sind war zu erwarten. Daß aber süße Briefe von Béranger, P. L. Courier, Jules Sandeau und Arsène Houssaye in Aussicht gestellt werden ist jedenfalls eine angenehme Aussicht, zumal die Ankündigung zu verstehen gibt daß die fraglichen Briefe „vollendete Thatsachen", mithin keine Erdichtungen seien. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 97. — 23. April 1851.

Adam Oehlenschläger.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Mit Schleiermacher bildete sich ein eigenthümliches Wechselverhältniß; Oehlenschläger hörte Ethik bei ihm und lernte Griechisch, wogegen er ihn Dänisch und die nordische Mythologie lehrte. Bei Wolf wurde Archäologie und bei Steffens Naturphilosophie gehört. Die Lücken in der strengwissenschaftlichen Bildung unsers Autors füllten sich so allmälig aus; ein Mann von *strenger* Doctrin wurde Oehlenschläger jedoch niemals, es scheint ihm hierzu doch an Stetigkeit gefehlt zu haben. Mit Steffens kam es in dieser Zeit trotz der herzlichsten Freundschaft oft zu heftigen Scenen, vorzüglich wegen Schiller, gegen den Steffens in beständigem Zorn war. So las er einmal, einem jungen Schweizer zu Ehren, den „Tell“ vor. Auf einmal mitten in der Vorlesung warf er das Buch auf die Erde, sprang auf und rief: „Nein, Das kann ich nicht länger aushalten!“ „Ich sah daß dieser Ausbruch eigentlich mir galt und ging auf mein Zimmer. Wie vorausgedacht, folgte Steffens mir bald nach, und da ich nicht öffnete, schlug er die Glasthüre ein, trat ein und fragte erbittert: ob ich ihn aus seinem eigenen Hause verdrängen wolle?“ Die Scene schloß mit Thränen und Abbitte; der wunderbaren, leichtbeweglichen, poetischen, liebenswürdigen Natur Steffens' aber läßt der Autor alle Gerechtigkeit widerfahren.

In dieser Zeit war Oehlenschläger's „Hakon Jarl“ erschienen, die dramatische Arbeit auf die er nach Allem doch das meiste Gewicht zu legen scheint. Die unendlich lobenden und anerkennenden Urtheile, die wir von Freund und Feind über diese Arbeit — die heute kaum noch dem Literarhistoriker von Fach bekannt ist — vernehmen müssen, zeigen den Biographen von seiner schwächsten Seite. Eitelkeit, große Selbstliebe und Mangel an gründlicher kritischer Bildung sind in dieser Beziehung bei ihm so wenig zu verkennen als in seinen poetischen Arbeiten selbst eine gewisse Zerfahrenheit und der Mangel an sicherm Geschmack, durch den er bei jeder Gelegenheit in Das verfällt was einer seiner Kritiker mit einem prägnanten Ausdruck „Oehlenschläger'sche Lapsereien“ nannte. An solchen fehlt es denn auch in dieser Selbstbiographie keineswegs, ja die ganze italienische Reise im vorliegenden zweiten Bande ist als ein solcher *Lapsus pennae* füglich zu bezeichnen. Wir sind weit entfernt den Verfasser in irgend einem seiner Verdienste herabsetzen zu wollen: allein wenn er die Geschmacklosigkeit hat sich selbst auf fast jeder Seite als einen jungen hervorragenden Dichter zu bezeichnen, dies Urtheil über sich selbst mit Brieffragmenten seiner Verwandten und seiner Freunde zu belegen; wenn er, um nur Eins und das Andere zu erwähnen, bei Ersteigung des Rigi in der Schweiz seinen Führer fragen kann ob er hier wol höher sei wie auf dem strasburger Münster, indeß doch jeder Reisende von einiger Bildung weiß daß der Rigi ungefähr soviel tausend Fuß mißt als der Münster hundert; wenn er, von Italien scheidend, höhnisch ausruft: „Nun sieh zu wie du mich wiederkriegst“, oder ganz ernsthaft den Rath ertheilt: in Italien lieber die Bekanntschaft der Eingeborenen aufzusuchen als die der Fremden, weil man dadurch doch besser das nationale Element kennenlerne, weshalb man doch eigentlich reist: so sind Dies ebenso viele Gedankenlosigkeiten, die mit dem Ausdruck „Oehlenschläger'sche Lapsereien“ sehr gut bezeichnet sind. Eitelkeit und ein gewisser aus geistiger Trägheit hervorwachsender Mangel an fertiger Bildung sind offenbare Schwächen dieses sonst begabten und mit treffendem Urtheil ausgestatteten Erzählers.

Doch wir nehmen den Faden seiner „Lebenserinnerungen“ wieder auf. Der Umgang mit Fichte und Schleiermacher, obwol er bildend auf den Verfasser einwirkte, scheint ihm doch weniger zuzusagen als der mit Reichardt, Himmel und Männern dieser Art. Es ist Dies leicht erklärlich. In Berlin genoß er zuerst Mozart's Meisterwerke, von welchen er sagt: „Ich hörte hier Sophokles, Shakspeare und Goethe in Tönen wie ich sie später bei Rafael in Farben sah.“ In Weimar betritt er den classischen Boden deutscher Dichtung. Der einzige Goethe stand noch aufrecht; Herder und Schiller waren nicht mehr. Wieland war alt, „doch erquickte es mich den Geist dieses freundlichen Greises wie die Schneeblumen im Wintergarten zu finden, wo er so viele Sommer hindurch als Rose geblüht hatte“, was nicht eben ein sehr logischer Ausdruck ist. Herder nennt er: „dies große denkende Herz“, was nicht übel klingt. Schiller's Witwe, die er mit einer langen Ode besingt, findet daß

er ihrem Manne etwas gleiche. Goethe empfing ihn väterlich: er las ihm „Aladdin" und „Hakon Jarl" aus dem Dänischen vor, und es amusirte den großen Mann die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste, wie er sagte, entstehen zu sehen. Die Herzogin Amalie, Knebel, Einsiedel, F. von Wollzogen nehmen den jungen Poeten in ihren Kreis auf, was denn sein Selbstgefühl nicht wenig steigerte. In Jena wohnte er sogar mit Goethe bei Frommann, wo er sich denn richtig in gewohnter Unachtsamkeit von der Schlacht von Jena überraschen ließ. Seltsam und heute uns unerklärlich ist es wie die Männer jener Zeit in Bezug auf die politischen Zustände der nächsten Gegenwart damals wie in den Tag hinein lebten; wir sehen aus den Erinnerungen des Verfassers daß er von den Ereignissen kurz vor jener Katastrophe auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und die Schlacht und die Plünderung über ihn kamen wie ein Sommerregen. Dagegen hatte er Zeit über die Wirkungen welche die Methode des Dictirens auf Goethe's Schriften ausübte ganz richtige Betrachtungen anzustellen und hervorzuheben: daß allerdings die ruhige und klare Darstellung, Besonnenheit und Billigkeit durch die Gegenwart eines solchen „Aufpassers", nicht aber kräftiges Gefühl und herzliche Mittheilung, oder gar Begeisterung und ihr Erguß gewinnen mußten; woran sich denn die Frage knüpft: ob der Dichter bei seiner Kunst denn wirklich kalt zu bleiben und blos objectiv zu wirken habe, und welches Recht denn überhaupt der Subjectivität und der Eigenheit, gegenüber der „Allgemeinheit" zustehe. Er sieht hierbei richtig und schließt gewiß nicht ohne Grund mit dem Bedauern daß Goethe in spätern Jahren nicht selbst geschrieben habe, indem er sagt: „Man brauchte ihn nur zu hören um Dies zu bedauern!"

In Dresden lernt der Erzähler Tieck, Rumohr, Kügelgen u. A., in Jena Hegel kennen, und da er zu dieser Zeit (October 1806) noch keine Zeitungen las, so geschah es daß ihn die Schlacht von Jena in Weimar bei der Lecture des „Peregrine Pickle" überraschte. Erst als es auf der Straße rief: „Bourgeois, du vin, du Kirswaser!" merkte er daß die Franzosen da seien! Goethe hatte zu derselben Zeit Hochzeit gemacht (o über diese idyllische Zeit!) — und nachdem er nochmals bei Goethe gespeist und Thaliens Tempel in ein Hospital umgewandelt gesehen hatte, reiste er glücklich nach — Paris ab, um dort den „Aladdin" für Frommann ins Deutsche zu übersetzen, wobei Koreff half. Auf der Reise dahin, ja in Paris selbst begegnen wir fast nur dem Bekanntesten. Seine übrige Zeit verwandte der Verfasser dazwischen Schauspiele zu sehen und solche zu schreiben, Deutsch und Französisch zu lernen und über Aristoteles' Anweisungen nachzudenken. „Hakon Jarl" und „Palnatoke", die zwei Gegensätze des christlichen und heidnischen Heldenthums, entstanden oder wurden hier vollendet. Im nächsten Winter wurde in „Axel und Walborg", wol der besten Arbeit Oehlenschläger's, eine Verherrlichung der treuen Liebe versucht. „Correggio", seine letzte größere dramatische Leistung, wurde in Rom und Grotta Ferrata zustandegebracht. Talma, die Mars, Elviou und Chenard beschäftigten ihn viel, ohne daß Neues oder besonders Geistreiches von ihnen bemerkt wurde; dagegen treffen wir hier auf einige richtige Bemerkungen über die innere Nothwendigkeit für den Dichter das Königthum zu lieben. „Misbräuche berühren die Natur nicht, und die Natur selbst, welche diese Form für die Ewigkeit angenommen hat, erinnert uns überall an das Herrliche und Wohlthuende in derselben. Gleichheit erstreben heißt mit der Natur brechen!" Malte-Brun, den der Autor mit F. Schlegel hier kennenlernte, war ein entschiedener Bewunderer Napoleon's; durch Schlegel kam er mit Frau von Staël in Verbindung, bei der er den folgenden Winter in Genf und Coppet zubrachte. Zuvor aber hören wir seltsame und charakteristische Züge von Baggesen, der gleichfalls nach Paris geflüchtet war. Das Verhältniß zwischen unserm Autor und Baggesen war zu allen Zeiten ein wunderlich unklares, und es scheint allerdings daß der Verfasser Recht hat wenn er sagt daß es diesem seinem Freunde und Gegner vollständig an „Charakter und Zusammenhang" gefehlt habe. Ebenso richtig scheint uns sein allgemeines Kunsturtheil zu sein, wenn er behauptet daß es Baggesen trotz des mannichfaltigsten Talents an dem verbindenden und organisch-schaffenden Geist gänzlich gefehlt habe, daß Alles bei ihm in endloser Bewegung sei und niemals zu wahrer Organisation gelange; ja daß, wenn diese zufällig einmal von selbst entstehe, er nicht eher Ruhe finde bis er selbst sie wieder zerstört habe. Er weist Dies an dem Gedichte „Der Trost" nach. Aus diesem Mangel an Zusammenhang in sich war es entstanden daß Baggesen zu Oehlenschläger bald wie ein übertrieben schmeichelnder Bewunderer, bald wie ein tödtlicher Gegner stand, chamäleonartig bald grenzenlos anmaßend, bald wegwerfend demüthig von ihm sprach. „Als er nach Paris kam", sagt der Verfasser, „hatte ich mir vorgenommen zurückhaltend und kalt gegen ihn zu sein. Er trat in mein Zimmer; ich begrüßte ihn als Professor Baggesen. «Nicht so», rief er weinend, «du — du!» und drückte mich an sein Herz, mit Thränen mein Antlitz bedeckend. Ich las ihm «Palnatoke» vor — er warf sich entzückt vor mir auf die Knie — er wollte von mir lernen! «Pfui», rief ich, «Baggesen, solche Uebertreibung kann ich nicht leiden. Laß das Feuer ruhig, aber stetig brennen.» Ein Jahr später, als er mich fast wahnsinnig wie einen Elenden der nichts Ordentliches wisse oder könne angriff, hieß es er sei vor mir auf die Knie gefallen, um mich zu bewegen die Fehler des Stücks abzuändern."

Wenn diese Züge wahr sind, malen sie uns allerdings eine unedle Seele; inzwischen halten wir es doch mit dem Audiatur et altera pars, da uns die Art und Weise wie unser Autor später die an ihn gerichtete poetische Epistel Baggesen's beantwortet auch keineswegs zusagt. Ueberhaupt aber erscheint uns, an ernstern Interessen betheiligt, nunmehr dies ganze landfahrende

Poetenthum, wie es Feind und Freund in jener Zeit ohne allen ernsten Lebenszweck betrieben, doch ungemein dürftig und unwürdig. Es war eigentlich doch nicht mehr als eine Art poetischen Bummlerwesens, dessen ein ernster Geist sich heute schämen würde; man reiste auf Bekanntschaften und auf die Jagd nach poetischen Stoffen, und vernachlässigte Studium, Wissenschaft, Vertiefung und Gesinnung darüber vollständig. Es ist kein Wunder, wenn ein Geist wie Goethe gegen dies eigentlich geringzuschätzende Wesen den Vornehmen und den Aristokraten spielte, und sich wohl hütete gegen dieses lockere Gelehrtenthum zu viel von seinem Capital auszugeben; ja, wenn er lieber die hieraus abfließende Anfeindung kleiner Geister in den Kauf nahm als daß er sich widerwillig in diesen gefährlichen Kreis hineinreißen ließ, in dem alles wahrhaft Große ersticken und verkümmern mußte. Der Geist *persönlichen* Verhaltens gegen Gegenstände der Kunst und der Schätzung derselben, nach dem relativen Verhältniß zu dem Autor, ist der schlimmste und verderblichste der in irgend einer Kunstepoche aufkommen kann!

Der Verfasser verläßt Paris ohne dort viel Neues gelernt zu haben. Wer Paris so verläßt hat keinen Beruf gehabt dahin zu gehen. Er reist über Stuttgart, wo er Cotta, die Händel und K. Maria Weber kennenlernt, nach Coppet und verweilt nun den ganzen Winter hier und in Genf bei Frau von Staël, in Gesellschaft des ehrwürdigen Bonstetten, B. Constant's, Schlegel's, Z. Werner's, Sismondi's u. A. m. Diese Periode gäbe einem reichen Geiste gewiß zu einem reichen Capitel in seinen Lebenserinnerungen hinreichenden Stoff; in der Hand unsers Autors beschränkt sich Alles auf einige kurze treffende Bemerkungen über die vorkommenden Persönlichkeiten und die genaueste Verzeichnung jeder lobenden Anmerkung über seine eigenen poetischen Leistungen, z. B. daß Sismondi ihn als „un arbre, sur lequel il croît des tragédies" vorstellte. Von Zacharias Werner sagt er:

Ich war einige Wochen in Coppet, als eines Tags Zacharias Werner mit einer großen Schnupftabackdose in enger Weste, die Nase voll Taback, mit tiefen Verbeugungen in die Halle trat. In überaus schlechtem Französisch hielt er uns täglich seine mystischen Vorlesungen über Aesthetik, welchen Frau von Staël bewundernd zuhörte. Ich hatte seine „Söhne des Thales" und seine „Weihe der Kraft" mit Vergnügen gelesen, obgleich bereits hier der Keim zu seinem spätern krankhaften Wesen liegt. Nun aber ging es auf eine Weihe der Unkraft los, in die ich mich durchaus nicht finden konnte. Er las uns seinen „Attila" vor . . ., besonders graute mir vor der Replik: „Umarme mich, Jüngling! Jetzt lasse man ihn von Pferden zerreißen!" Werner's Persönlichkeit mochte ich gern: er war ein freundlicher Mann, offen, theilnehmend, mit einem gewissen Humor über sich selbst auf liebenswürdige Weise scherzend. Er hatte viel erlebt und erfahren und wurde nie böse wenn man anderer Meinung war als er.

Mit dem Frühling 1809 wurde denn nun die italienische Reise begonnen. Der Verfasser welcher in Paris wenig Kunstsinn und in der Schweiz wenig Mitgefühl für den Reiz und die Größe der Natur bekundet hatte, bewährt diese mangelnden Sympathien denn nun auch in Italien. Die Reise über den Mont-Cénis thut er damit ab daß er sagt: „Wir kamen durch Savoyen, einen langen, schmalen, von schwarzen Felswänden eingeschlossenen Schornstein, wo die Jungen sich darin üben horizontal zu klettern, bevor sie es in Paris perpendiculair versuchen." Für Natur und Kunst ohne wahres Mitgefühl — was suchte er in Italien? So sieht er es denn auch überall mit den Augen Kotzebue's, Archenholz' und Nicolai's. In Rom findet er Vergnügen daran des Enthusiasmus empfänglicherer Naturen zu spotten und das unvergleichliche Schauspiel des Colosseums im Vollmondschein dadurch unwirksam zu machen daß er es eine kolossale Mörderhöhle nennt. Florenz gefällt ihm so ziemlich, von Mailand weiß er Nichts zu sagen; auf der ganzen Reise nach Rom kommen nur die allbekannten Notizen zutage.

Wir bedauern den Verfasser, allein wir gestehen zugleich daß diese Art Italien zu sehen an einem gebildeten Geist uns ärgerlich ist. Die heiße Jahreszeit bringt er mit Schlosser, Kestner, Riepenhausen in Grotta Ferrata zu unter den gewöhnlichen Klagen über Mangel — an *Milch und Sahne*! Ob der Verfasser wol einmal den blauen Himmel Italiens, das Verglühen des Abends an der Lionessa, den blauen Duft des Albanergebirges gesehen hat? Man muß daran zweifeln, denn er gedenkt ihrer mit keiner Silbe! Jeder Weg ist ihm unbequem, Merkwürdigkeiten sieht er nicht; der Rost der Geschichte hat für ihn keinen Reiz. So will er denn auch Neapel nicht sehen, was allein den Reisenden genugsam charakterisirt, und eilt über Florenz und den Lago maggiore nach Deutschland zurück, um seinen in Grotta Ferrata vollendeten „Correggio" — Goethe vorzulesen. In Heidelberg besucht er Voß, den er findet wie er ihn sich gedacht — den echten Gemahl „der guten, verständigen Hausfrau", steif, gravitätisch, lang, hager, ehrlich. Sein Buch über Stolberg war damals noch ungeschrieben; das Erscheinen desselben erklärt er so: „In seinen alten Tagen ärgerte Voß die Uebertreibung der Romantiker, die ihm stets Verachtung zeigten; er glaubte Stolberg habe zu diesem Wesen die erste Veranlassung durch seinen Uebertritt zum Katholicismus gegeben; Dies trieb ihn zu unedler Rache!"

„Nun", fährt er fort, „hatte ich in Deutschland Nichts weiter zu thun als Goethe meinen «Correggio» vorzulesen, einige aufmunternde Worte von ihm zu hören und dann in Gottes Namen nach Hause zu reisen." Doch die Sache war leichter gedacht als gethan. Bei Goethe mußte man auf gute Laune warten, wie der Schiffer auf guten Wind. „Ich hatte ihm meinen «Aladdin» dedicirt, meinen «Hakon Jarl» und «Palnatoke» mit liebevollen Briefen gesendet: ich rechnete auf einen väterlichen Empfang. Er empfing mich höflich, doch kalt, fast fremd. «Die guten Stunden» waren vergessen. War ich zu ungeduldig? Ich weiß es nicht; das alte Verhältniß wollte nicht wieder eintreten. Als ich ihn durch Riemer von meinem «Correggio» wissen ließ, verlangte er das Manuscript. Als er es erhalten konnte er es nicht lesen. Riemer brachte es zurück und sagte:

Ich möchte das Stück nur drucken lassen, Goethe würde es dann lesen." Das schmerzte unsern Autor; der verletzte Stolz machte ihn keck und satirisch. Am Abend vor seiner Abreise von Weimar brach jedoch Wehmuth und Sehnsucht hervor. Es war 11 Uhr. Er lief nach Goethe's Hause, sah noch Licht, ging zu Riemer und rief: „Kann ich nicht Goethe noch einmal sehen?" „Riemer, erstaunt, meldete mich", sagt er weiter. „Ich trat ein, da stand Goethe in der Nachtjacke und zog seine Uhr auf um zu Bette zu gehen. «Nun, mein Bester», sagte er freundlich, «Sie kommen ja wie Nikodemus!» Er erlaubte mir ihn zu umarmen. «Leben Sie recht wohl, mein liebes Kind», sagte er herzlich. «Nichts mehr, Nichts mehr», rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer."

Viel später erst erfuhr der Verfasser daß Riemer ihm die Wahrheit verheimlicht hatte; Goethe hatte den „Correggio" gelesen, aber er hatte ihm misfallen, was dem Autor denn Veranlassung gibt mit einer Kritik Goethe's als Kritiker zu schließen. „Wenn diese Nordländer ihre Bären auf den Hinterbeinen tanzen lassen können, glauben sie was Rechts zu sein", hatte Goethe einmal von unserm Berichtgeber gesagt.*) 17.

Die Schlacht von Marengo des Kaisers Faustin.

Einer französischen Zeitschrift entlehnen wir die nachfolgenden Mittheilungen über den neuen Kaiser von Haiti:

Als Soulouque im Anfang des Jahres 1849 bereits bestimmt mit dem Gedanken umging sich zum Kaiser zu machen, überlegte er daß er doch auch, getreu seinem Vorbilde Napoleon, eine Schlacht von Marengo haben müsse. Er beschloß daher den spanischen Theil S.-Domingos, der sich vor sechs Jahren unabhängig erklärt hatte, zu unterwerfen. Im Anfang ging Alles gut, und am 14. April 1849 stand Soulouque, nachdem er dem Feinde seine ganze Artillerie abgenommen hatte, nur 20 Meilen von der Hauptstadt Bani, wo man bereits zu flüchten begann. Leider merkte Soulouque erst jetzt daß er ganz vergessen hatte seine Armee mit Lebensmitteln zu versehen, deren verspätete Herbeischaffung ihn nun zehn Tage lang aufhielt. Da am 30. April durchlief trotz der Bemühungen der Polizei die Stadt Port-au-Prince das Gerücht, die Feinde hätten Santana zu Hülfe gerufen, und dieser habe Soulouque in zwei Treffen geschlagen, ihm einige Hundert Leute und 300 Pferde getödtet, 1000 Flinten, sechs Kanonen und zwei Fahnen abgenommen, und die haitische Armee sei vom Meere aus von der feindlichen Flotille mit Kartätschen niedergeschmettert worden.

Mitten unter dem allgemeinen Schrecken, denn man kannte Soulouque's Muth, erschienen zwei Proclamationen von ihm. In der einen sagte der Präsident: „Soldaten! Von Triumph zu Triumph seid ihr bis an die Ufer des Flusses Ocoa gekommen. Ihr habt eine Stellung inne, deren Vortheile mir erlaubten euch noch weiter zu führen; aber ich habe geglaubt euren Muth nicht misbrauchen zu dürfen... Heimgekehrt zu den Eurigen werdet ihr Denen viel zu erzählen haben, die sich nicht auf den Schlachtfeldern befanden, welche an den Ruhm unserer Ahnen erinnern! Soldaten, ich bin mit euch zufrieden!" In der andern Proclamation, die an das Volk und die Armee gerichtet ist, sagt Soulouque nach einer Aufzählung seiner Triumphe: „Allein so günstig auch diese Umstände sind, die Weisheit räth mir in die Hauptstadt zurückzukehren. ... Die Regierung will ihren verirrten Söhnen (nämlich den Feinden) Zeit zur Ueberlegung und zur Reue lassen." Soulouque hielt unter Palmen und Guirlanden, unter Kanonendonner und Jubel seinen Einzug, und ließ ein Tedeum singen. Vor einer Versammlung der bürgerlichen und militairischen Notabilitäten wiederholte er dann seine Siege, und wie nur der Mangel an Lebensmitteln ihn von der Vollendung der Eroberung abgehalten habe. „Und wer sollte es meinen", fügte er hinzu, „daß diese glorreiche Expedition der haitischen Armee nur 50 Todte gekostet hat?"

Einer aus den Zuhörern: 48, Präsident!

Soulouque: Also 48 .... Dieser glorreiche Feldzug der uns nur den Verlust von 48 Tapfern gekostet hat, kommt den Rebellen theuer zu stehen. Sie haben soviel Leute verloren daß man mehre Meilen weit von dem Pestgeruch der Leichen belästigt wird. Ist das nicht wahr?

Die Generale: Ja, Präsident! (Allgemeines Nasenzusammenziehen. Ein zukünftiger Herzog macht schon Miene ein Taschenbuch aus der Tasche, die er gar nicht hat, zu ziehen.)

Soulouque lächelnd: Sie können Nichts dafür, die Schufte dachten nicht an Widerstand; mögen sie laufen! Apropos, hat man nicht von angeblichen Kanonenschüssen gesprochen, welche die Rebellenflotte uns zugeschickt hätte? .... (Stirnrunzelnd, denn er haßt die Mulatten.) Ich möchte doch wissen, ob nicht die Mulatten dies falsche Gerücht verbreitet haben....

Ein General untersten Ranges: Ja, Präsident!

Soulouque: Ich werde mich wol entschließen müssen, den Herren Mulatten endlich Stillschweigen aufzulegen. Man hat auch von Kanonen gesprochen, die im Stich gelassen worden wären. ...

Zahlreiche Stimmen: Nein, Präsident, Sie haben keine Kanonen im Stiche gelassen!

Soulouque (trocken): Ihr täuscht euch; ich habe einige im Stich gelassen, aber ich wußte was ich that. Da wir in sechs Monaten das Rebellenland vollends erobern werden, werden wir sie da nicht sicher wiederfinden? Ja, Ihn und die Andern, Alte und Junge, Alle müssen mit marschiren. Denn ich habe geschworen die Rebellen zu unterwerfen. Nicht Henne noch Katze darf lebendig bei ihnen bleiben. Ich will sie verfolgen bis in ihre Wälder und bis auf die Höhe des Cibao ohne Mitleiden gleich wilden Schweinen!

Alle Anwesende: Gleich wilden Schweinen!

Das war die Schlacht von Marengo des Kaisers Soulouque. 13.

Bibliographie.

Bibliothek moderner Räubergeschichten aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. 1ster Band. 1stes und 4tes Heft. Berlin, C. Schultze. 8. à 4 Ngr.

Binterim, A. J., Hermann der Zweite Erzbischof von Cöln aus authentischen Urkunden dargestellt als Erzkanzler des heiligen apostolischen Stuhles und als Cardinalpriester an der St. Johanneskirche vor dem lateinischen Thore. Düsseldorf, Engels u. Lensch. Gr. 8. 8 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Ueber thierische Bewegung. Rede gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge am 22. Febr. 1851. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Jellačić, J. Freih. von, Gedichte. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung preußisch-vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1840 mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von A. Müller. Herausgegeben von Demselben und H. Kletke. Berlin, Gebauer. Ler.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Somerville, Mary, Physische Geographie. Aus dem Englischen von A. Barth. 1ster Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

*) Einen zweiten Artikel über Oehlenschläger bringen wir später. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 98. —— 24. April 1851.

Das Kunstwerk der Zukunft. Von Richard Wagner. Leipzig, Otto Wigand. 1850. 8. 1 Thlr.

Der Stil ist der Mensch selbst, das heißt in formeller Anwendung auf den Schriftsteller: der Stil des Schriftstellers zeigt, wie derselbe den Proceß des Denkens vollzieht; ob er langsam, schwerfällig, sich durch eine Masse von Vordersätzen, oder durch eine Reihe von Schlüssen zur Wahrheit hindurcharbeiten muß, oder ob sein Denken so schnell, so hell wie ein Blitz aus dunkler Wolke hervorbricht; ob seine Gedanken dahinbrausen einem mächtigen Strome gleich, der auf seinem Grunde Goldkörner wälzt, oder ob die Gedanken dahinkriechen, gleich einem seichten Gewässer, in welchem man überall auf steinigen Grund stößt. Ein Haupterfoderniß des Stils ist die Leichtigkeit. Es ist einleuchtend daß die Leichtigkeit des Stils eines philosophischen Schriftstellers und die Leichtigkeit eines Paul de Kock nicht parallelisirt werden kann; aber auch für den philosophischen Schriftsteller ist Leichtigkeit ein Haupterfoderniß. Wer Das nicht zugestehen wollte den würde ich daran erinnern, daß die Massen schwer sein können, daß dabei aber das Ganze leicht sein kann, wozu die Werke der Architektur ein Beispiel liefern. Wer zur Klarheit im Stil gelangen will, der soll ausgehen von klaren, scharf ausgeprägten Principien; der soll niemals, gleich unbesiegten Festungen, unklare Begriffe im Rücken lassen; der soll von einem Resultat zum andern sicher fortschreiten, Schluß an Schluß reihen, Folgerung mit Folgerung verbinden. Außerdem aber — und das ist die Hauptsache — gehört zur Leichtigkeit des Stils etwas ganz Unsagbares, Unfaßbares, ich meine das feine Weben des Genies welches Sicherheit des Pinselstrichs und Zartheit vereinigt. Die philosophischen Schriftsteller Deutschlands haben nicht Alle und zu aller Zeit die genannten Vorzüge andentaggelegt. Man hat wol nicht mit Unrecht behauptet daß manche philosophische Schriftsteller zu glauben scheinen die Unklarheit oder die Abnormität, vielleicht gar die Monstrosität der Ausdrücke und Wendungen, sei eines von den Kennzeichen des großen philosophischen Genies. Andere, wie z. B. Hamann, klagen sich selbst, ohne sich davon losmachen zu können, des sogenannten Wurststils an, worin Gedanken und Gedanken aufeinandergestopft sind. Nicht Jedem, der über Kunst schrieb und schreibt gelingt die Einfachheit, die Klarheit eines Lessing, nicht Jeder hat die Ruhe eines Winckelmann. Schelling's und Hegel's Kunstansichten sind in mangelhafter Form aufgetreten; die Darstellung bleibt weit hinter der eines Lessing und eines Winckelmann zurück. Der Verfasser des obengenannten Buchs hat an die formelle Vollendung seines Werks die letzte Feile nicht gelegt; man muß sich durch seine Perioden oftmals hindurcharbeiten wie durch Dornengebüsch, das mit allerlei Strauchwerk mannichfach durchwachsen und durchflochten ist. Zur Bestätigung unserer Behauptung führen wir hier nur den einen Satz an, in welchem es heißt (S. 154):

> So mannichfaltig und reich sich die sagenhaften Erinnerungen und Vorstellungen durch geschlechtliche Vermischung, sowie, namentlich auf den Wanderungen der Stämme, durch Wechsel der Natureindrücke bei den lebhaftesten Geschichtsvölkern sich angehäuft, gedrängt und neugestaltet haben mögen — soweit diese Völker in Sage und Religion aus den engern Kreisen der Nationalität das Gedenken ihres besondern Ursprungs, somit auch bis zur Annahme allgemeiner Herkunft und Abstammung der Menschen überhaupt von ihren Göttern, als von den Göttern überhaupt, ausdehnen mochten — so hat doch zu jeder Zeit, wo Mythus und Religion im lebendigen Glauben eines Volksstammes lebten, das speciell einigende Band gerade dieses Stammes immer nur in eben diesem Mythus und eben dieser Religion gelegen.

Durch den Mangel einer vollendeten Form macht Wagner sein eigenes Werk unzugänglicher als es sein sollte und zu sein verdiente. Denn er wollte ja doch nicht blos für den Mann der Wissenschaft schreiben, sondern auch für den Künstler, für den Kunstkenner, für den Kunstfreund, ja für den weiten Kreis, dem das Kunstwerk der Zukunft entspringen und dem es gewidmet werden soll. Referent hat schon bei Erwähnung des Buchs „Kunst und Revolution" gesagt, daß Wagner Gedanken hat, eigene Gedanken, neue Gedanken, und was die Hauptsache ist: es liegt Wahrheit darin; aber weil sie neu sind müssen sie erst verarbeitet, erweitert, fester begründet werden. Wenngleich Jemand behaupten möchte es sei ein kühnes und zu kühnes Wagniß als Prophet aufzutreten, und der Zukunft zu sagen welches das Kunstwerk sein werde welches sie hervorbringen könne und müsse, wie gesagt, wenn Jemand dies Be-

ginnen auch tadeln wollte, so müßte er doch zugestehen, daß Wagner viel Vortreffliches und Neues sagt über die Kunst, die Künste, ihre Verbindung untereinander und über die Art, wie man sie ordnet und mitzutheilen pflegt. Wagner's Buch hat große Zeugungskraft in sich; es liegen viele fruchtbare Keime darin die gezeitigt werden können und müssen von ihm selbst und von Andern vielleicht. In dieser Beziehung ist es ein wahrhaft geistreiches Buch, ein Buch im höhern Sinne des Worts, ausgezeichnet vor vielen die erscheinen; ich glaube Das werden selbst Diejenigen anerkennen die nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen. Referent will nicht den Hauptgedanken des Werks kurz zusammenfassen und mittheilen: es kommt Referenten vor als würde er damit der Oberflächlichkeit Vorschub leisten, welche dann sagen würde, wir kennen nun Wagner's neuestes Werk; Referent meint, wer dasselbe kennen will Der muß es lesen, studiren. Indeß möchte ich wol ein paar Momente des Buchs in ihrer Neuheit und Eigenthümlichkeit hier kurz bezeichnen. So schildert Wagner die eigentlich innerlichen Verhältnisse von Tanzkunst, Tonkunst und Dichtkunst in dieser Weise:

Die Tanzkunst gab in ihrer Trennung von der wahren Musik und namentlich auch von der Dichtkunst, nicht nur ihre höchste Fähigkeit auf, sondern sie verlor auch von ihrer Eigenthümlichkeit. Eigenthümlich ist nur Das was aus sich selbst zu erzeugen vermag; die Tanzkunst war eine vollkommen eigenthümliche, so lange sie aus ihrem innersten Wesen und Bedürfnisse die Gesetze zu erzeugen vermochte, nach denen sie zur verständigungsfähigen Erscheinung kam. Heutzutage ist nur noch der Volks- und Nationaltanz eigenthümlich, denn auf unnachahmliche Weise gibt er aus sich, wie er in die Erscheinung tritt, sein besonderes Wesen in Geberden, Rhythmus und Takt kund, deren Gesetze er unwillkürlich selbst schuf, und die als Gesetze erst erkennbar, mittheilbar werden, wenn sie aus dem Volkskunstwerke, als sein abstrahirtes Wesen, wirklich zum Dasein gebracht sind. Weitere Entwickelungen des Volkstanzes zur reichern allfähigen Kunst ist nur in Verbindung mit der, durch ihn nicht allein beherrschten, sondern wiederum frei gebahrenden Tonkunst und der Dichtkunst möglich, weil in der verwandten Fähigkeit und unter den Anregungen dieser Künste, die ihre eigenthümliche Fähigkeit allein im vollsten Maße entfalten und erweitern kann. Das Kunstwerk der griechischen Lyrik zeigt uns wie die der Tanzkunst eigenthümlichen Gesetze des Rhythmus in der Tonkunst und namentlich in der Dichtkunst durch die Eigenthümlichkeit gerade dieser Künste wieder unendlich mannichfaltig und charakteristisch weiter entwickelt und bereichert, der Tanzkunst unerschöpflich neue Anregung zum Auffinden neuer ihr wiederum eigenthümlicher Bewegungen gaben, und wie so in lebensfreudiger, überreicher Wechselwirkung die Eigenthümlichkeit einer jeden Kunstart zu ihrer vollendetsten Fülle sich erheben konnte. Dem modernen Volkstanze durften die Früchte solcher Wechselwirkung nicht zugutekommen, wie alle Volkskunst der modernen Nationen durch die Einwirkung des Christenthums und der christlich-staatlichen Civilisation in ihrem Keime zurückgedrängt wurde, hat auch er, als einsame Pflanzenart, nie zu reicher mannichfaltiger Entwickelung gedeihen können. Alle unsere civilisirte eigentliche Tanzkunst ist nur eine Compilation dieser Volkstänze: die Volksweise jeder Nationalität wird von ihr aufgenommen, verwendet, entstellt, aber nicht weiter entwickelt, weil sie, als Kunst, immer nur von fremder Nahrung sich erhält. Ihr Verfahren ist daher immer nur ein absichtsvolles, künstliches Nachahmen, Zusammensetzen, ein Ineinanderschieben, keineswegs aber Zeugen und Neugestalten: ihr Wesen ist das der Mode, die aus bloßem Verlangen der Abwechselung heute dieser, morgen jener Weise den Vorzug gibt. So läßt sich unsere moderne Tanzkunst in der Pantomime auch zur Absicht des Dramas an; sie will, wie jede vereinsamte egoistische Kunstart, für sich Alles sein, Alles können und Alles allein vermögen; sie will Menschen, menschliche Vorfälle, Zustände, Conflicte, Charaktere und Beweggründe darstellen, ohne von der Fähigkeit, durch welche der Mensch erst fertig ist, der Sprache, Gebrauch zu machen; sie will dichten, ohne der Dichtkunst sich zuzugesellen. Was gebiert sie nun in dieser spröden Unvermischtheit und Unabhängigkeit? Das allerabhängigste, krüppelhaft verstümmeltste Geschöpf: Menschen, die nicht reden können, und nicht etwa, weil ihnen durch ein Unglück die Gabe der Sprache versagt wäre, sondern die aus Eigensinn nicht sprechen wollen; Darsteller, die uns jeden Augenblick aus einer unseligen Verzauberung erlöst dünken, sobald sie es einmal über sich gewännen dem peinlichen Stammeln der Geberde durch ein gesund gesprochenes Wort ein Ende zu machen, denen aber die Regeln und Vorschriften der pantomimischen Tanzkunst verbieten durch einen natürlichen Sprachlaut ihr unbeflecktes Tanzselbständigkeitsgefühl zu entweihen. So jammervoll abhängig ist aber dies stumme absolute Schauspiel daß es im glücklichen Falle nur mit dramatischen Stoffen sich abzugeben getraut die zu der menschlichen Vernunft in gar keine Beziehung zu treten brauchen, aber selbst in den günstigsten Fällen dieser Art sich zu dem schmählichen Auskunftsmittel genöthigt sieht seine Absicht dem Zuschauer durch ein erklärendes Programm mitzutheilen. Und hierbei gibt sich unleugbar noch das edelste Bestreben der Tanzkunst kund; sie will doch wenigstens Etwas sein, sie schwingt sich doch zu der Sehnsucht nach dem höchsten Kunstwerke, dem Drama, auf; sie sucht sich dem widerlich lüsternen Blicke der Frivolität zu entziehen, indem sie nach einem künstlerischen Schleier greift der ihre schmachvolle Blöße decken soll. Aber in welche unwürdigste Abhängigkeit muß sie gerade bei der Kundgebung dieses Strebens sich werfen! Mit welch jämmerlicher Entstellung muß sie das eitle Verlangen nach unnatürlicher Selbständigkeit büßen. Sie, ohne deren höchste, eigenthümlichste Mitwirkung das höchste, edelste Kunstwerk nicht zur Erscheinung gelangen kann, muß, aus dem Verein ihrer Schwestern geschieden, von Prostitution zur Lächerlichkeit, von Lächerlichkeit zur Prostitution sich flüchten.

Wir theilen noch eine Ansicht Wagner's über Tonkunst mit:

Von allen Kunstarten bedurfte ihrem innersten Wesen nach keine der Vermählung mit einer andern so sehr als die Tonkunst, weil sie in ihrer sonderlichsten Eigenthümlichkeit eben nur wie ein flüssiges Naturelement zwischen den bestimmter und individueller sich gebenden Wesenheiten bei den andern Kunstarten ausgegossen ist. Nur durch die Rhythmen des Tanzes oder nur als Trägerin des Worts vermochte sie aus ihrem unendlich verschwimmenden Wesen zu genau unterscheidbarer, charakteristischer Körperlichkeit zu gelangen. Keine der andern Kunstarten vermochte sich aber unbedingt liebevoll in das Element der Tonkunst zu versenken; jede schöpfte nur aus ihm so weit, als es ihr zu einem bestimmten egoistischen Zwecke dienlich schien; jede nahm nur von ihr, gab sich ihr aber nicht, sodaß die Tonkunst, die aus Lebensbedürfniß überallhin die Hand ausstreckte, sich endlich selbst nur noch durch Nehmen zu erhalten suchen mußte. So verschlang sie zunächst das Wort, um nach Belieben mit ihm zu machen was sie verlangte: verfügte sie nun über dies Wort in der christlichen Musik nach unbedingter Gefühlswillkür, so verlor sie aber auch an ihm sozusagen das Knochenmark, dessen sie im Sehnen nach Menschwerdung zu der Flüssigkeit ihres Bluts bedurfte und an dem sie sich zu kernigem Fleische hätte verdichten können. Ein nothwendiges neues, kräftiges Erfassen des Worts, um an ihm sich zu gestalten, gab sich in der protestantischen Kirchenmusik kund

und drängte sich bis zum kirchlichen Drama in der Passionsmusik, in der das Wort nicht mehr blos verschwimmender Gefühlsausdruck war, sondern zum Handlung zeichnenden Gedanken sich erkräftigte. In diesen kirchlichen Dramen nöthigte die immer noch vorherrschende und Alles nur für sich construirende Musik gleichsam die Dichtkunst sich ernstlich und männlich mit ihr zu befassen; die feige Dichtkunst schien aber wie vor dieser Zumuthung zu erschrecken; es dünkte ihr angemessen dem gewaltig anschwellenden Ungeheuer der Musik, wie um es zu begütigen, einige zu erübrigende Bissen von sich zum Fraße hinzuwerfen, nur aber um, wiederum egoistisch gebietend, in ihrer besondern Sphäre, der Literatur, ganz und ungestört sie selbst bleiben zu dürfen. Dieser eigensüchtig feigen Stimmung der Dichtkunst zur Tonkuust haben wir die naturwidrige Ausgeburt des Oratoriums zu verdanken, wie es sich aus der Kirche endlich in den Concertsaal verpflanzte. Das Oratorium will Drama sein, aber genau nur so weit als es der Musik erlaubt die unbedingte Hauptsache, die einzig tonangebende Kunstart im Drama zu sein. Wo die Dichtkunst für sich das alleinige sein wollte wie im recitirenden Schauspiele, da nahm sie die Musik in ihren Dienst zu Nebenzwecken, zu ihrer Bequemlichkeit, wie z. B. zur Unterhaltung der Zuschauer in den Zwischenacten, oder auch zur Steigerung der Wirkung gewisser stummer Handlungen, wie eines behutsamen Spitzbubeneinbruchs u. dergl. Nicht minder geschah Dies von der Tanzkunst, wenn sie stolz zu Rosse saß und von der Musik ganz ergebenst den Steigbügel sich halten ließ. Gerade so machte es nun die Tonkunst im Oratorium mit der Dichtkunst: sie ließ sich von ihr eben nur die Steine zu Haufen tragen, aus denen sie nach Belieben ihr Gebäude aufführen konnte. Zur unverschämtesten Aeußerung ihres immer anschwellenden Hochmuths bestimmte sich die Musik aber endlich in der Oper.

Hier nahm sie den Tribut der Dichtkunst bis auf den letzten Heller in Anspruch. Die Poesie sollte ihr nicht mehr nur Verse machen, nicht mehr, wie im Oratorium, menschliche Charaktere und dramatische Zusammenhänge nur andeuten um ihr Anhalt zur Ausbreitung zu geben; sondern sie sollte ihr ganzes Wesen, Alles was sie irgend vermöchte, vollständige Charaktere und complicirte dramatische Handlungen, kurz das ganze gedichtete Drama selbst ihr zu Füßen legen, um nach Belieben mit diesen Huldigungsgeschenken machen zu dürfen was ihre Laune ihr eingebe. Die Oper, als scheinbare Vereinigung aller drei verwandten Kunstarten, ist der Sammelpunkt der eigensüchtigsten Bestrebungen dieser Schwestern geworden. Unleugbar spricht die Tonkunst in ihr das suprematische Recht der Gesetzgebung an, ja ihrem aber egoistisch geleiteten Drange zum eigentlichen Kunstwerke, dem Drama, haben wir die Oper lediglich zu verdanken. In dem Grade als Tanz- und Dichtkunst ihr nur dienen sollen regt sich, aus den Gegenden der egoistischen Gestaltung dieser her, jedoch ein beständiges Reactionsgelüste gegen die herrschsüchtige Schwester auf. Dicht- und Tanzkunst hatten sich auf ihre Weise das Drama besonders angeeignet: Schauspiel und pantomimisches Ballet waren die beiden Territorien, zwischen denen sich die Oper nun ergoß, von beiden in sich aufnehmend, was ihr zur egoistischen Selbstverherrlichung der Musik unerlaßlich schien. Schauspiel und Ballet waren sich aber ihrer gewaltsamen Sonderselbständigkeit sehr wohl bewußt; sie liehen sich der Schwester nur wider Willen her und jedenfalls mit dem tückischen Vorsatz bei irgend geeigneter Gelegenheit sich allein geltend zu machen. Sowie die Dichtkunst den pathetischen, der Oper allein zusagenden Gefühlsboden verläßt und ihr Netz der modernen Intrigue auswirft, so ist Schwester Musik gefangen, und muß, wollend oder nicht, ohne an ihnen haften zu können die öden Spinnfäden drehen und wenden die die raffinirende Theaterstückmacherei allein zum Gewebe verbinden kann; da schwirrt und zwitschert sie denn wol noch wie in der französischen Pfiffigkeitsoper, bis ihr endlich mismuthig der Athem ausgeht und Schwester Prosa ganz allein sich nur noch breit macht. Die Tanzkunst hingegen darf nur irgend welche Lücke im Athemholen der gesetzgebenden Sängerin ersehen, irgend welches Erkalten des Lavastroms musikalischen Gefühlsergusses, sogleich schwingt sie ihre Beine bis zu ihrer Ausdehnung über die ganze Bühne, trägt die Schwester Musik von der Form hinweg in das Orchester, dreht, schwenkt und wirbelt sich so lange bis das Publicum den Wald vor lauter Bäumen, d. h. die Oper vor lauter Beinen gar nicht mehr sieht. Nur aus gleichem gemeinschaftlichen Drange aller drei Kunstarten kann ihre Erlösung in das wahre Kunstwerk, somit dies Kunstwerk selbst ermöglicht werden. Erst wenn der Trotz aller drei Kunstarten auf ihre Selbständigkeit sich bricht um in der Liebe zu den andern aufzugehen, erst wenn jede sich selbst nur in der andern zu lieben vermag, erst wenn sie selbst als einzelne Künste aufhören werden sie alle fähig das vollendete Kunstwerk zu schaffen; ja ihr Aufhören in diesem Sinne ist ganz von selbst schon dies Kunstwerk, ihr Tod unmittelbar sein Leben. So wird das Drama der Zukunft genau dann von selbst dastehen, wenn nicht Schauspiel, nicht Oper, nicht Pantomime mehr zu leben vermögen, wenn die Bedingungen die sie entstehen ließen und bei ihrem unnatürlichen Leben erhielten vollständig aufgehoben sind.

Somit glauben wir genug zur Empfehlung dieses geistreichen Buchs gesagt und mitgetheilt zu haben.

53.

Deutsche Flüchtlinge. Zeitbild von Albert Grün. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851.

Wir müssen es leider glauben, daß diese grauenhafte Seelenzerstörung, dies Untergehen durch und in den Verhältnissen ein wahres Bild sei. Jede Nation verlumpt in der Emigration, wenn es ihr nicht gelingt, alsbald wieder einen festen Wirkungskreis zu gewinnen. Die vorliegende Arbeit ist ein Zeitbild, ein schmerzliches, erschütterndes; diese Blätter sind aber nicht dazu da diese große Zeitwunde zu besprechen, hier ist uns daher das Buch nur eine sehr interessante Novelle, ein Stück vortrefflicher Seelenmalerei, das nebenbei noch den Vorzug hat von ergreifender Wahrheit und — Wirklichkeit zu sein. Geschildert ist der Lebenslauf eines Flüchtlings aus der Kategorie der Edeln, Wohlmeinenden und Gebildeten im Exile. Aus einem Zustande, der fast an Glück grenzt, durch den Tod eines kaum Monate alten ersten und einzigen Kindes aufgeschreckt, von der Polizei verjagt, endlich sogar gefangen und von den Beamten der Französischen Republik mit einer Brutalität behandelt, die außerhalb Oestreichs in Deutschland wol zur Fabel geworden ist, geräth er in Conflict mit sich, Misverständnisse thürmen sich zwischen ihm und seiner Frau, Krankheit, entsetzlichste Noth verbittern und verzerren Verhältnisse und Charaktere immer mehr, Schlag auf Schlag wettert herab, störend, zermalmend, vernichtend, — wäre die Novelle nicht vom Leben abgeschrieben, so würden wir sagen, die Phantasie des Verfassers hat mit äußerster Kunst Alles zusammengetragen, was zur Vernichtung eines solchen Menschen nöthig war. Die Frage aber muß er uns gestatten: warum regt sich der Doctor gar nicht mehr, der allem Anschein nach so großen Einfluß hat? Unterhalten und spannen wird dies Buch Viele; hoffentlich aber auch Manchen zur Milde stimmen.

Max Waldau.

Bibliographie.

Bachmayr, J. N., Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Unsrer lieben Frau. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 16 Ngr.

— Lebensabriß von Johann Caspar Orelli. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Imp.-4. 15 Ngr.

Lüty, H., Ein Strauß. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Sulzer, E., Die Finanzen des Kantons Zürich in den Jahren 1832 bis 1848. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Ule, O., Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung. Allen Freunden der Natur gewidmet. Halle, Schmidt. 8. 20 Ngr.

Völker, Juvenal. Ein Lebens- und Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Am Sylvester schlägt der Christ die Chronik des verwichenen Jahres auf. Predigt über Esther 1, 1—3 gehalten zu Halle. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 3 Ngr.

Beiträge zur Landtags-Frage in Steiermark vom Jahre 1850. Gratz, Hesse. Gr. 8. 4 Ngr.

Bemerkungen über das Gesetz vom 11. Juli 1850, betreffend die Kapitalrenten- und Einkommen-Steuer. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Brauner, R., Was wir wünschen. Rede, gehalten am Neujahrstage 1851. Berlin, Stargardt. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die östreichische Finanznoth. Leipzig. Gr. 8. 15 Ngr.

Friedensgerichte zur Verminderung der Prozesse. Einige Worte zur Beherzigung für den Bürger und Landmann von einem Sachkundigen. Stade, Schaumburg. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Hahn, A., Sendschreiben an die ehrwürdige evangelische Geistlichkeit in der Provinz Schlesien. Breslau, Max u. Comp. 1850. 8. 3 Ngr.

Von Warschau bis Olmütz. Ein Preußisches Geschichtsblatt. 5. Auflage. Den 27. Februar 1851. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Inhalt des Monats April.

Zur Nachricht.

Durch das soeben im Königreich Sachsen in Kraft getretene „Gesetz, die Angelegenheiten der Presse betreffend, vom 14. März 1851" sieht sich die Verlagshandlung der „Blätter für literarische Unterhaltung" veranlaßt, die äußere Form dieser Zeitschrift zu ändern und dieselbe nicht mehr wie bisher wöchentlich in sechs Nummern von sechs halben Bogen, sondern in einer Nummer von drei ganzen Bogen erscheinen zu lassen, wodurch die Zeitschrift auch äußerlich mehr den Charakter einer Wochenschrift erhält. Weitere Aenderungen irgend einer Art finden nicht statt.

Der Preis des Jahrgangs der „Blätter für literarische Unterhaltung" beträgt wie bisher 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweck und Mittel.

Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleinern Staaten.

Von

Lucius Verus.

8. Geh. 8 Ngr.

Die bisher gemachten Vorschläge, um die Uebelstände des Repräsentativsystems in den kleinern Staaten zu beseitigen, beschränkten sich auf Reformen des Wahlgesetzes. Eine gründliche Heilung ist durch alle Modificationen desselben nicht erreicht worden und überhaupt nicht zu erwarten, weil das Uebel nicht in der Persönlichkeit der Wähler, sondern in der Verkehrtheit der Aufgabe der Gewählten liegt. Was in dieser zu ändern sei, zeigt das vorliegende Schriftchen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Cobbett (W.), Englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache u. s. w. bearbeitet von *J. H. Kaltschmidt.* 2te, umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. (22 Ngr.) **12 Ngr.**

Heym (J.), Russisches Lesebuch oder Auswahl auserlesener prosaischer und poetischer Aufsätze aus den besten russischen Schriftstellern. Mit einem französischen und deutschen Wörterbuche. Gr. 8. 1805. (15 Ngr.) **8 Ngr.**

Lang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und fasslichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1830. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

A new dictionary of the English and German language. By **E. H. Lloyd** and **G. H. Noehden.** In 2 parts. 2d edition, enlarged and corrected. — A. u. d. T.: Neues Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Von **E. H. Lloyd** und **G. H. Noehden.** 2 Theile. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ludwig (C.), Complete dictionary, English and German, and German and English. 2d edition. — A. u. d. T.: Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1832. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Lüdemann (W. von), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1826. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Mengotti (F.), Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche herausgegeben von *G. B. Ghezzi.* Gr. 12. 1833. (1 Thlr. 25 Ngr.) **8 Ngr.**

Negri (M. A.), Anfangsgründe der italienischen Sprache. Gr. 8. 1809. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Launen und Spiele des Schicksals.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten

von

Sigismund Scharffenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Darstellung der Landwirthschaft Grossbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von *A. G. Schweitzer.* 2 Bände. Mit 92 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1838—40. (6 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr.**

Dietrich (F. G.), Handbuch der botanischen Lustgärtnerei, oder Anleitung zur Cultur der Pflanzen überhaupt, wie auch zur Bauart der Gewächshäuser und Treibbeete insbesondere, nebst einem Unterricht von der Anordnung der Gewächse im freien Garten nach natürlichen Verwandtschaften. Gr. 8. 1826. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Der praktische Gartenbau, oder Anleitung zur Cultur und Benutzung der Gewächse, welche in Feldern und Gärten mit Fleiss gebaut werden; auch solcher, die zu Arzneien und zur Zierde dienen. Gr. 8. 1827. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Löbe (W.), Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

——, Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. In Verbindung herausgegeben von *J. G. Koppe, F. Schmalz, A. G. Schweitzer* und *F. Teichmann.* 3 Bände. Gr. 8. 1818—25. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Rohlwes (J. N.), Das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavaleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von *C. E. Seyfert von Tennecker.* 4 Theile. Gr. 8. 1822—25. (6 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr.**

Schmalz (F.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. 7 Theile. Gr. 8. 1814—24. (8 Thlr. 0 Ngr.) **2 Thlr.**

Whistling (C. G.), Oekonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet, mit Linné'schen Kennzeichen beschrieben. 4 Theile. Gr. 8. 1805—7. (7 Thlr. 5 Ngr.) **2 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist eben neu erschienen:

Englische Synonymen

für Lehrer und Lernende.

Nach **W. Taylor** bearbeitet

von **Dr. W. Zimmermann,**

Oberlehrer in Halle.

Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Es wird hier ein für das Studium der englischen Sprache überaus nützliches Werk, welches für Deutschland fast ein Bedürfniß zu nennen ist, dargeboten.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian* und *Friedrich Noback.

Zwei Abtheilungen.

Breit 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es verbindet dieses von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene Werk, wie kein anderes auf seinem Gebiete, mit möglichster Selbständigkeit die grösste Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, und es wird daher mit Recht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur begrüsst. Die reichhaltige, ihren Stoff erschöpfende Arbeit verbreitet sich über mehr als tausend Artikel. Der sachkundige Referent der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" sagt von derselben: „**Keine landwirthschaftliche, gewerbliche oder Handels-Lehranstalt, keine öffentliche Bibliothek, keine Staatsbehörde, welcher die Sorge für irgend einen Erwerbszweig anvertraut ist, kein kaufmännisches Geschäft, dessen Leitung auf Intelligenz Anspruch macht, kann dieses Hülfsbuch entbehren.**"

Vorstehendes Werk ist jetzt **vollständig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten, es kann aber auch in einzelnen Heften nach und nach bezogen werden.

Leipzig, im April 1851.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. 2 Theile. Gr. 8. 1831. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Beer (M.), Briefwechsel. Herausgegeben von *E. v. Schenk.* Gr. 8. 1837. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Forster's (J. G.), Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von *T. H.*, geb. *H.* 2 Theile. Gr. 8. 1828—29. (7 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr.**

Gellert (C. F.), Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von *F. A. Ebert.* Gr. 8. 1823. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 8. 1839. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Leben und Briefwechsel **Georg Washington's.** Nach dem Englischen des *Jared Sparks* im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von *F. von Raumer.* 2 Bände. Gr. 8. 1839. (5 Thlr.). **2 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Der Führer durch das Reich der Wissenschaften und Künste. Nach dem Book of science von *J. Sporschil* und *K. F. A. Hartmann.* 15 Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen. 8. 1839. (6 Thlr.) **2 Thlr. 24 Ngr.**

Die Abtheilungen einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. *Zweite* Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt **4 Ngr.** — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Pneumatik.** (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Akustik.** (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Pyronomik.** *Zweite* Auflage. (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Optik.** *Zweite* Auflage. (12 Ngr.) **4 Ngr.** — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** *Zweite* Auflage. (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Mineralogie.** (22 Ngr.) **8 Ngr.** — **Krystallographie.** (8 Ngr.) **4 Ngr.** — **Geologie.** (26 Ngr.) **8 Ngr.** — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) **8 Ngr.** — **Chemie.** (22 Ngr.) **8 Ngr.** — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) **8 Ngr.** — **Meteorologie.** (12 Ngr.) **4 Ngr.** — **Anfangsgründe der Botanik.** *Zweite* Auflage. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Hufeland (C. W.), Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach *E. Darwin* bearbeitet und mit vielen Zusätzen versehen. Gr. 8. 1822. (22 Ngr.) **8 Ngr.**

Schubert (G. H. von), Die Symbolik des Traumes. 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Struve (A. von), Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. (2 Thlr. 8 Ngr.) **1 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

De la

Fondation - Goethe

à Weimar

par

Franz Liszt.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese geistreiche Schrift Franz Liszt's, die uns den grossen Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus durch gefeierte Namen in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhallte Idee einer **Goethe-Stiftung in Weimar** aufs neue anzuregen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen, zur Unterstützung der deutschen Kunst und Wissenschaft stets bereiten Hof von Weimar darzustellen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind soeben nachstehende Schriften erschienen:

Schilling, Dr. G. (Professor in Gießen), Lehrbuch der Psychologie. Gr. 8. 1 Thlr.

Thilo, C. A., Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grundideen des ewigen Evangeliums als Mittelpunkt des letzten Schulunterrichtes. 8. 5 Ngr.

Schaerer, L. E., Enumeratio critica *Lichenum Europaeorum.* Cum Tab. X col. 8 maj. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Corda (A. E. F.), Pracht-Flora von europäischen Schimmelbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. 1839. (15 Thlr.) **5 Thlr. 10 Ngr.**

——, Flore illustrée de mucédinées d'Europe. Avec 25 planches coloriés. Gr. Folio. 1840. (15 Thlr.) **5 Thlr. 10 Ngr.**

Cuvier (G. L. C. F. D. von), Das Thierreich geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der 2ten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von *S. F. Voigt.* 6 Bände. Gr. 8. 1831—42. (18 Thlr.) **8 Thlr.**

Fechner (G. T.), Maassbestimmungen über die galvanische Kette. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1831. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Lehmann (J. G. C.), Monographia generis potentillarum. Mit 20 Tafeln. 4 maj. 1820. (3 Thlr.) **1 Thlr. 5 Ngr.**

Naumann (K. F.), Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. 2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. (7 Thlr.) **3 Thlr.**

Oken (L.), Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1821. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Sprengel (C.), Historia rei herbariae. 2 tomi. 8 maj. 1807—8. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

——, Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. 2 Theile. Mit 8 Kupfern. Gr. 8. 1817—18. (4 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Winkler (E.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. 2 Bände. Gr. 8. 1840—41. (9 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Reise-Literatur. Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

London im Jahre 1851.

Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England.

Mit 2 Orientirungskarten, 18 Bogen kl. 8. und 1 Bogen Schreibpapier zu Notizen.

Eleg. geb. in engl. Leinwand. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, durch eigenen, längeren Aufenthalt in London mit den Bedürfnissen des dort ankommenden Fremden vertraut, hat sich vor Allem das Ziel gesteckt, den Besuchern dieser Weltstadt einen praktischen Reisebegleiter und Rathgeber zu bieten. Die erste Abtheilung soll den Leser mit dem, im Allgemeinen Wissenswürdigen, — besonders den Eigenthümlichkeiten der englischen Sitten und Gebräuche und des Londoner Lebens — in seinem organischen Zusammenhange vertraut machen, und ihm den eigenen Aufenthalt erleichtern, während die zweite, mehr speciell gefaßte, eine gedrängte Uebersicht des Sehenswerthen sowie eine Anleitung sich zu orientiren, enthält, und in der alphabetischen Beschreibung ein bequemes Mittel liefern will, um sich über Localitäten, Sammlungen rc. an Ort und Stelle die nöthige Auskunft zu verschaffen. Allen Angaben ist theils die eigene Anschauung zu Grunde gelegt, theils sind überall die neuesten Hilfsmittel zu Rathe gezogen worden.

Da, wo viele Menschen zusammenströmen, ist es etwas gefährlich, sich der Brieftasche zum Einzeichnen von Notizen zu bedienen; die am Schlusse angehängten weißen Blätter werden daher zu diesem Behufe wohl ein willkommenes Auskunftsmittel darbieten.

Inhalt.

Erste Abtheilung. I. Was der Fremde vor der Ankunft wissen sollte. Die Reise nach London. — Ankunft und Aufsuchen einer Wohnung. — Lebensweise und Sitte in England. — Der Tag in London. — Wie lebt man billig in London. — II. Oeffentliches Leben. Kirche. — Königthum und Adel. — Staatsregierung und Verwaltung. — Wissenschaft und Kunst. — Handel und Verkehr. — Gewerbe. — Gemeinnützige und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Vergnügen und Erholung. — Das Jahr in London. — Einige Bemerkungen über die Industrie-Ausstellung.

Zweite Abtheilung. I. Zur Orientirung. Geschichtlicher und topographischer Ueberblick. — Panorama von London. — Ausflüge in die Umgegend von London. — II. Die Sehenswürdigkeiten Londons (in alphabetischer Ordnung).

Anhang. Orte, welche der Fremde unbedingt sehen sollte. — Sehenswürdigkeiten im Allgemeinen. — Bäder. — Tabelle der bei den Excursionen erwähnten Orte. — Fremde Gesandtschaften und Consulate in London. — Postverbindung mit dem Auslande. — Eisenbahn- und Dampfschifffahrten. — Banquiers in London. — Cabriolet-Fahrpreise. — Maaß und Gewicht. — Münzwesen.

Der Raum gestattet es nicht, die vielen lobenden Erwähnungen, die das Buch bereits gefunden, hier ausführlicher abzudrucken; wir erlauben uns nur einige derselben in kurzem Auszug mitzutheilen:

„Ein vortrefflicher Führer, in eleganter Ausstattung und nach sehr verständigem Plane gearbeitet. Der Verfasser stellt sich als ein gebildeter und erfahrener Reisender dar. Alles, was einem Deutschen bei einer Tour nach London zu wissen nöthig ist, wird in zweckmäßiger Kürze und doch so vollständig mitgetheilt, daß er mit diesem Buche in der Hand sehr gemüthlich allen Comfort und alle Merkwürdigkeiten der Weltstadt genießen kann.“ (Grenzboten Nr. 12.)

„Mit dem vorliegenden Buche ist ein glücklicher Wurf gethan, weshalb wir nur den Rath ertheilen können, daß Jeder, der sich schnell und gründlich in dem Weltgewühle Londons orientiren und in seinen Reisekosten eine gewisse Sparsamkeit walten lassen will, hier bündigen Rath und gute Aufklärung für seinen Wandel auf dem fremden und theuern Boden sucht.“ (Deutsche Reform.)

„Das Buch ist unendlich reichhaltig und giebt dem Reisenden über Alles den genauesten Aufschluß, so daß er keinen anderen Führer bedarf und schwerlich einen finden wird, der ihm von gleichem Nutzen sein könnte.“ (Nordd. freie Presse Nr. 612.)

„Das Buch verbindet mit dem Vorzug der Verständlichkeit auch den der Wohlfeilheit und des Compendiösen, wobei auch die äußere Eleganz nicht fehlt.“ (Haude' und Spener'sche Zeitung.)

„Der Inhalt ist ebenso reichhaltig wie praktisch und genügend.“ (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

„Bei der Ausführlichkeit und Sorgfältigkeit dürfte schwerlich etwas vermißt werden, was zum praktischen Bedarf für eine Reise nothwendig wäre.“ (Vossische Zeitung, 10. März.)

„Wer dies Buch vor seiner Hinreise aufmerksam liest und es dort zu seinem Begleiter macht, wird in den Stand gesetzt, sich leicht zu orientiren, ohne Zeitverlust das Wichtigste zu sehen und keine unnütze Ausgabe zu machen.“ (Lit. u. krit. Blätter d. Börsenh. Nr. 21.)

„Dieser Rathgeber für Reisende entspricht allen billigen Ansprüchen in hohem Grade.“ (Leipz. Zeitung Nr. 74.)

„Dieses ebenso reichhaltige als praktische und elegante Buch wird den Besuchern von London eine sehr willkommene Erscheinung sein.“ (Neue Preuß. Zeitung Nr. 63.)

„Ein ebenso praktischer als unentbehrlicher Rathgeber, den wir seiner ausgezeichneten Zweckmäßigkeit wegen nicht genug empfehlen können.“ (Frankf. O.-P.-Amts-Zeitung. Didaskalia Nr. 73.)

„Wer London aus eigener Anschauung kennt, wird beim Durchblättern dieses Buches auch nicht das Geringste vermissen und mit uns übereinstimmen, daß dasselbe in seinem Genre zu den ausgezeichnetsten und brauchbarsten Werken zu zählen sei.“ (Brünner Zeitung.)

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu beziehen, und wollen die geehrten Besteller, um Mißverständnisse bei den vielen Werken mit ähnlichen Titeln zu vermeiden, ausdrücklich verlangen:

Lorck's London im Jahre 1851.

Digitized by Google

Leon Faucher. England
in seinen politischen, commerciellen und socialen Institutionen.
2 Bände. gr. 8. broschirt. Preis 4 Thlr.

Wie lebt man billig in London?
Zweite Auflage. Carton. Preis 16 Ngr.

P. E. Turnbull. Oesterreich.
Historisch, statistisch, politisch.
Aus dem Englischen von E. A. Moriarty.
2 Bände. Preis 4 Thlr.

Die Donau
von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung.
Von
Oskar Ludwig Bernhard Wolff.
Mit 80 Stahlstichen und vielen Holzschnitten von W. Henry Bartlett.
Preis 15⅓ Thlr. In reichem englischen Einband mit Goldschnitt 16⅔ Thlr.

Dasselbe Werk.
Mit 16 Stahlstichen. Eleg. carton. 6 Thlr. 20 Ngr.

Erinnerungen an die Donaureise.
Nach Originalzeichnungen
von
W. H. Bartlett und **A. Abresch.**
In Stahl gestochen von den berühmtesten Künstlern Londons.
1. Section: von Ulm bis Linz.
25 Ansichten. Preis 4 Thlr.
2. Section: von Linz bis Wien.
25 Ansichten. Preis 4 Thlr.
3. Section: von Wien bis Sulima.
25 Ansichten. Preis 4 Thlr.

John Paget. Ungarn.
Politisch, statistisch, ökonomisch.
Aus dem Englischen von E. A. Moriarty.
2 Bände. Preis 4⅓ Thlr.

A. de Gerando. Siebenbürgen
und seine Bewohner.
2 Bände. gr. 8. broschirt. Preis 4 Thlr.

Alexander Petzholdt.
Geognosie von Tyrol.
Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Bayern, Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, Oesterreich.
Mit 54 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2⅔ Thlr.

Italien von L. Mariotti.
2 Bände. gr. 8. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Dresden,
seine Umgebungen und die sächsische Schweiz.
Von
J. F. Neigebaur.
Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen nach Originalzeichnungen von Gustav Schlick.
Zweite Auflage. In Leinwand gebunden. Preis 1 Thlr.

Leipzig
und seine Umgebungen.
Neuester Wegweiser für Fremde und Einheimische.
Mit Illustrationen und einem Plane.
Dritte, durchaus umgeänderte und stark vermehrte Auflage. Carton. Preis 20 Ngr.

Karte der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. carton. ⅓ Thlr.
Plan von Berlin. carton. ⅓ Thlr.
Plan von Dresden. carton. ⅓ Thlr.
Plan von Leipzig. carton. ⅓ Thlr.
Plan von Magdeburg. carton. ⅓ Thlr.

Gustav Peter Blom.
Das Königreich Norwegen.
Statistisch beschrieben.
Mit einem Vorwort von Carl Ritter.
2 Theile. Mit einer Karte des Königreichs Norwegen in zwei colorirten Blättern. 4⅓ Thlr.

Kopenhagen
und seine Umgebungen.
Ein Handbuch für Reisende nach Dänemark.
Mit einem Plane von Kopenhagen, einer Karte des nordöstlichen Theiles von Seeland, einem Plane von Thorwaldsen's Museum und einer Ansicht des Hafens in Stahl gestochen.
Elegant gebunden in rother Leinwand. Preis 1 Thlr 15 Ngr.

Treumund Welp.
Petersburger Skizzen.
3 Bände. 4⅓ Thlr.

Schnellpressendruck von Friedrich Ries in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 99. — 3. Mai 1851.

Zur Nachricht.

Durch das soeben im Königreich Sachsen in Kraft getretene „Gesetz, die Angelegenheiten der Presse betreffend, vom 14. März 1851" sieht sich die Verlagshandlung der „Blätter für literarische Unterhaltung" veranlaßt, die äußere Form dieser Zeitschrift zu ändern und dieselbe nicht mehr wie bisher wöchentlich in sechs Nummern von sechs halben Bogen, sondern in einer Nummer von drei ganzen Bogen erscheinen zu lassen, wodurch die Zeitschrift auch äußerlich mehr den Charakter einer Wochenschrift erhält. Weitere Aenderungen irgend einer Art finden nicht statt.

Der Preis des Jahrgangs der „Blätter für literarische Unterhaltung" beträgt wie bisher 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Das neueste deutsche Drama.

Eine Uebersicht.

Erster Artikel.

Indem ich mich anschicke die neuesten dramatischen Erscheinungen den Lesern d. Bl. vor die Augen zu führen, könnte es am bequemsten scheinen die einzelnen Dramen nach Kategorien, die man finden müßte, zu theilen und nach denselben zu charakterisiren. Nur schade daß dergleichen Kategorien, deren sich die neueste philosophische Schule mit solcher Vorliebe bediente, niemals für den Reichthum des concreten Lebens ausreichen. Zwar ist man allgemach gewöhnt worden die rebellischen Einzelformen und Erscheinungen, welche sich eben vermöge ihrer übermüthigen Individualität den alleinseligmachenden Kategorien nicht von selbst einfügen wollen, mit Gewalt einordnen zu sehen. Allein was man durch dieses gewaltthätige Systematisiren an Einheit und Uebersichtlichkeit gewinnt, Das geht ohne Zweifel an Klarheit und Wahrheit verloren. Lassen wir daher die zu besprechenden Dichtungen in bunter Reihe an uns vorüberziehen, und hoffen wir daß die heitere Abwechselung der Erscheinungen einen Reiz bieten möge den die Sachen selbst nicht immer gewähren können.

1. Neue dramatische Dichtungen von Adam Oehlenschläger. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir begrüßen mit einem aus Wehmuth und Freude gemischten Gefühle diese Reliquien eines edeln Dichters. Mit Wehmuth über den Abschied eines Sängers den Deutschland welches ihn bildete mit mehr Recht zu den Seinigen zählt als Dänemark welches ihn gebar; mit Freude im Hinblick auf den schönen Tod den er gestorben, wie der Soldat auf dem Schlachtfeld, singenden Mundes bis an das Ende. Die vor uns liegenden dramatischen Dichtungen hat der Dichter selbst nicht mehr gedruckt gesehen: sie erscheinen jetzt nach seinem Tode ein Vermächtniß für seine Freunde. Und er hat deren viele in Deutschland! Seit langen Jahren war sein Geist in Deutschland heimisch, seit langen Jahren fanden seine Dichtungen in Deutschland die theilnehmendsten, mitfühlendsten Hörer. Wie mag den von deutscher Bildung Durchdrungenen der unsinnige Krieg geschmerzt haben den der kopenhagener Pöbel in brutaler Roheit gegen das deutsche Volk heraufbeschworen, an welches die Dänen sich mit aller Innigkeit anschließen müßten, wenn sie ihren politischen und culturlichen Vortheil im Auge hätten. Wie wehe mag es ihm gethan haben in einseitiger Verblendung täglich die Nation schmähen hören zu müssen von der, wie er so genau wußte und so gern anerkannte, seinem Volke die befruchtendsten Bildungselemente zugetragen wurden. Die Richtung welche Oehlenschläger's Dichtung eingeschlagen hat ist seit so langer Zeit dem deutschen Publicum bekannt und so oft durchgesprochen daß eine allgemeine Charakteristik derselben nicht nothwendig erscheint. Wir wenden uns daher gleich zu den einzelnen Dramen.

„Das Land gefunden und verschwunden", eine Tragödie in zwei Aufzügen, macht den Anfang. Wahrlich, ein wunderbares Gedicht, wenn auch keine Tragödie! Björn Asbrandson, ein nordischer Held, liebt Thuride und tritt vor dem Bräutigam derselben, mit dem er kämpfen wollte, zurück, weil dieser ihn einst von Sklaverei oder Tod gerettet. Verzweiflung treibt ihn wieder zur See und in das Weinland Amerika. Thuride's Sohn Björn der Junge kommt von Island auf seinen Heldenfahrten nach 25 Jahren ebenfalls ins Weinland und findet dort der Mutter Geliebten, von den Wilden als ein Gott verehrt. Dieser räth ihm mit vielem Volk von Island in Amerika einzuwandern und ein neues Norden zu gründen. Aber als das Schiff absegelt, fühlt Asbrandson selbst daß sein Rath vergeblich gewesen sein wird.

Schwarze Wolken decken den Gesichtskreis mir!
Ich seh' im Geiste Loke mit der hämischen Rom
Verbunden um dem Heldenwerk den Weg zu sperr'n.
Ja, Utgard's garstiger Zauberzwerg: Unwissenheit,
Ich sehe dich — blind in deinem dicken Nebeldampf —
Den raschen Vorsatz tödten. Die Erinnerung
Von diesem Zug verschwindet ohne Wirkung bald.
Das Land das ihn erwartet — Keiner weiß es mehr!

Diese erste Entdeckung Amerikas durch die Isländer und das Vergessen dieser Entdeckung, der nordischen Volkssage entnommen, ist voll poetischer Ursprünglichkeit und Tiefe. Freilich zu einem Drama eignet sich der Stoff nicht, da der ganze zweite Theil — und verschwunden — nur in der Ahnung Björn's uns vorgeführt wird und in der That als etwas Reinnegatives, noch dazu in der Zukunft Liegendes nur so vorgeführt werden kann. Der Stoff ist also mehr dem Epos geeignet, welches sich immer als ein Fragment aus einem größern Sagenkreise darstellt und nie ohne einen Zusammenhang vorausgehender und nachfolgender Geschichten gedacht werden kann. Dessenungeachtet kann man das Gedicht nicht ohne Erhebung lesen: ein unnennbarer Reiz alterthümlicher Einfalt und sagenhafter Größe zieht immer wieder an und läßt vergessen daß der Dichter für sein herrliches Gedicht nicht die rechte Form gefunden.

Das zweite Stück heißt „Amleth", d. i. Hamlet. Eine Ilias post Homerum, ein Hamlet nach Shakspeare! Aber der Dichter hat Recht: „Nicht die Fabel, sondern Composition, Charakterzeichnung und Dialog geben den Dichtungen ihren Werth und unterscheiden das eine Werk vom andern. In diesem Geiste haben sowol antike als moderne Dichter oft mit Erfolg dieselben Stoffe behandelt." Und in der That: obwol das Drama Oehlenschläger's mit der Tragödie Shakspeare's im Grunde auf derselben Sage beruht, so hat doch der neue Dichter dem Stoffe eine ganz neue, durchaus verschiedene Wendung abzugewinnen gewußt. Amleth ist hier nicht der junge Romantiker, nicht ist der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt: vielmehr ist Amleth ein Held, klug, listig und noch ehrlicher und tapferer als klug und listig, der den Vater wirklich rächt und die Braut erwirbt. Es ist immer mislich zwei Kunstwerke zu vergleichen, und eine definitive Entscheidung zu treffen, ist, wenn beides wirkliche Kunstwerke sind, unmöglich. So möge eine solche Parallelisirung auch hier unterbleiben: denn wir haben es hier wirklich mit einem lebensfähigen und lebenskräftigen Drama zu thun, und es mag genugsam erfreuen das Neue freundlich zu begrüßen, ohne sich mit der Frage den Genuß zu verderben: ob es dem modernen Dichter gelungen sei Shakspeare nachzueifern, und inwieweit. Auch in diesem Drama weht uns der Duft altnordischer Sage unvermischt entgegen, und die eingelegten Lieder klingen wirklich wie alte Volkslieder eines untergegangenen Riesengeschlechts.

Oft schon, Abrym!
Ich dir erzählte
Von der Väter
Heldenthaten.
Denn du stammst
Von alten Riesen,
Von des Berges
Urgeschlechtern.

Als vor Göttern
Riesen fielen,
In eig'nem Blute
Sie ertranken.
Nur Bergelmer,
Im Boot sich rettend,
Ward ein Stammherr
Neuer Geschlechter u. s. w.

Aus der nordischen Vorzeit führt uns die Tragödie „Dina" an den dänischen Königshof unter Friedrich III. Den tragischen Gehalt wie die tragische Katastrophe wußte ich nicht besser zu bezeichnen als mit den Worten Dina's:

O Corfitz! ich bin eine Sünderin,
Du bist ein Sünder! Laß beim Hahnenschrei
Uns nicht, wie Petrus seinen Heiland einst,
Die Wahrheit feig verleugnen. Wozu sollt' ich
Noch leben? Meine Blum' — sie ist zertreten.
Die Liebe die ich trug zu dir — so sündlich
Sie auch gewesen ist, war meine Blüte!
Sie ist dahin — nun bin ich gar Nichts mehr.
Ich will mit prahlerischen Worten nicht
Das Laster schminken, während ich es beichte;
Ich überschritt die Schranke der Natur
Und phantasirte mich in einen Traum
Hinein der nimmermehr dem Weibe ziemt.
Du aber stehst da besser nicht als ich:
Ich wünschte mir die Welt der Abenteuer
Zurück; du möchtest in der neuen Zeit
Als unabhängig-freier Ritter steh'n
Und keinen Herrn erkennen als dich selbst.
Ich maßte mir als Weib an Mann zu sein;
Du bist als Mann so eitel als ein Weib.

Fabel, Composition und Charaktere sind in dieser Tragödie gleich vortrefflich. Das Lustspiel „Garrick in Frankreich" übergehe ich als unbedeutend, und schließe mit dem Wunsche: daß diese werthvollen dramatischen Reliquien nicht spurlos an unserm Theater vorübergehen möchten.

2. Thassilo, Herzog der Baiern. Ein dramatisches Heldengedicht von A. Rudolph. Gotha, Thienemann. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Schon der Zusatz auf dem Titel des Buchs „den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt" würde bezeugen daß der Verfasser an die Aufführbarkeit seines „Thassilo" denkt, wenn auch nicht in dem Stücke selbst viele und große Stellen in Klammern eingeschlossen wären, um zu bezeichnen was bei einem Inscenesetzen desselben am leichtesten wegzulassen sein dürfte. Wir haben es also hier trotz der Bezeichnung Heldengedicht mit einem wirklichen Drama zu thun. Sehen wir zu ob es diesem Begriffe entspricht.

„Angeregt durch die Bedeutung der Gegenwart unternahm es der Verfasser ein Drama zu schreiben dessen Stoff der Kampf zweier Parteien bildet, deren eine, auf der Schwelle einer neuen Zeit stehend, sich neuen Entwickelungen zugewendet hat, während die andere, an der Vergangenheit festhaltend, kleinlicher Rücksichten halber, sich der Schäden einer untergegangenen Zeit nicht entledigen kann." Die erste dieser Parteien wird in unserm Drama durch Karl den Großen vertreten, der um das Christenthum zu der ihm gebührenden Weltherrschaft zu bringen die heidnischen Völker wie die Unabhängigkeit der Einzelfürsten zu Boden schlagen mußte. Den Gegensatz bildet der Herzog Thassilo von Baiern, indem er, gestützt auf das ihm vererbte Bewußtsein seiner Fürstenwürde und Fürsten-

ehre, dem neuen Princip welches ihn zu vernichten droht den Krieg erklärt und in diesem Kampfe untergeht. Man braucht in diesen Gegensätzen nicht einmal die Aehnlichkeit mit den Bestrebungen unserer Zeit zu beachten, obgleich der Dichter gerade hierein „die Tendenz" des Dramas legt und obgleich diese Aehnlichkeit unverkennbar hervortritt: aber man wird anerkennen müssen daß diese Verhältnisse, wie sie der Dichter auffaßt, eine ergreifende Verwickelung insichschließen, und daß der Untergang Thassilo's, welcher gestützt auf sein Recht gegen das bessere Recht der aufgehenden neuen Zeit kämpft und fällt, ein tragischer genannt werden kann. Der Stoff oder, wenn man will, die Erfindung verhindert also nicht in „Thassilo" eine correcte Tragödie zu erblicken: die Sprache ist im Ganzen eine edle und gebildete: aber es fehlt in der That an einem Hauptstück — an dramatischer Bewegung. In endlosen Dialogen, denen in manchem Einzelnen Interesse und Schönheit nicht abgesprochen werden soll, schleppt sich die Handlung durch fünf Acte hindurch. Was geschieht erfährt man in der Regel mehrmals: bevor es geschieht als Vorsatz; indem es geschieht als Schilderung; nachdem es geschehen in der Form von Betrachtungen. Um nur das frappanteste Beispiel herauszugreifen: Das letzte Verbrechen Thassilo's, der Bund mit den Awaren, wird nicht weniger als sieben, sage sieben mal, freilich in verschiedenem Gewande, vorgetragen: ein mal von Thassilo selbst, ein mal von Armin, ein mal von Theodorich, ein mal von Formosus und drei mal von Karl dem Großen selbst. Das ist zu viel. Dadurch wird das Interesse welches der fortschreitenden Handlung zugewendet würde getödtet, und der Leser sehnt sich aus diesen unabsehbaren Gesprächen nach Thaten, nach Geschehendem. Durch diese unbegreifliche Redseligkeit geschieht es auch daß der Dichter, der wo er seine Gedanken präciser faßt, oft auch durch schöne Darstellung ergreift, anderwärts in die größte Trivialität sich verliert. Vergleiche man z. B. die herrlichen Abschiedsworte Thassilo's (S. 133):

> Es ist vollbracht! — Nun wohl, ich scheide gern
> Aus einer Welt die sich verwandelt hat,
> Dem Geist der neuen Zeit zu huldigen;
> Ich kann nicht länger leben mehr in ihr,
> Da ihre Wandelung mein Recht misachtet.
> Ich fühl's, ich steh' am Ende meiner Zeit
> Und kann nicht übertreten in die neue;
> Ich kann der jungen nicht zum Opfer bringen
> Was heilig in der alten mir gewesen —

mit Trimetern wie folgende:

> Ein Freund steht hier, der sich dein wahrer nennt, —
> Doch deine Ansicht nimmer theilen kann.

> Doch deshalb meiner Krone zu entsagen,
> Scheint mir bisjetzt nothwendig nicht zu sein.

> Ihr thatet es vielleicht mit Grund,
> Den ich hier näher nicht erörtern will.

Ist Das nicht ein Unterschied wie zwischen — Poesie und Prosa, und zwar jener Prosa „welche Alles sagt"?

Nach der vorliegenden Probe im Allgemeinen aber dürfte das Talent des Dichters, den wir hier zum ersten male begrüßen, nicht verkannt werden. Doch scheint uns dasselbe mehr zur epischen Poesie, zum Roman etwa, der eine ruhige, breite Entfaltung nicht nur duldet, sondern fodert, zu neigen als zum Drama. Will aber der Dichter dem Drama treubleiben, so sei sein erstes Gesetz: **Weniger Gespräch und mehr Handlung!** Für den letzten Fall dürfte derselbe auch Trimeter wie:

> Doch bau' nicht viel auf seine Hingebung.

> Ihr irrt. Zwar seid Ihr Thassilo lehnspflichtig —

zu vermeiden haben, da dieselben eine täuschende Aehnlichkeit mit Choliamben ansichtragen.

3. Hunderttausend Thaler. Posse mit Gesang in drei Acten von D. Kalisch. Berlin, Hofmann u. Comp. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Die vorliegende Posse stellt einen tractatum de speculationibus bursalibus vor, und die Moral von der Geschichte ist: daß nur der mit Arbeit und Anstrengung erworbene Besitz Werth und Dauer hat. Das Stück ist also sehr nützlich zu sehen und scheint auch sehr lustig zu sehen zu sein, da es in Berlin eine ziemliche Zeit hindurch immer volle Häuser gemacht hat. Dessenungeachtet fehlt ihm Viel, wenn nicht Alles, um eine Posse zu sein die eine mehr als alltägliche Bedeutung in Anspruch nehmen könnte. Ich will auf einzelne Verstöße gar nicht eingehen: ich will nicht anmerken daß es sehr ungeschickt angelegt ist den Speculanten Wandel durch das Durchgehen seines Agenten sein durch Börsenoperationen gewonnenes Vermögen wieder verlieren zu lassen, statt durch eine rückgängige Bewegung derselben Börse — was eigentlich die Moral erst eindringlich gemacht haben würde. Aber diese Ungeschicklichkeit gibt Gelegenheit auf etwas Anderes hinzuweisen was als ein Hauptfehler der Komödie zu bezeichnen sein dürfte. Besagter Agent heißt nämlich Wegisser, und ich bin überzeugt daß diese ganz unpassende Agentengeschichte nur ausgedacht ist um den Witz anzubringen:

B. Unser Agent ist weg — weg mit unserm Geld! Wir sind ruinirt!

W. Ruinirt?

St. Was? Der Wegisser?

B. Ja, Weg is er!

Von dieser Art bei den Haaren herbeigezogener Späße ist nämlich das Stück voll, und die ganze vis comica dieser Posse besteht eben nicht in der Handlung oder in den Charakteren, sondern in zufälligen lächerlichen Einfällen und zumeist blos in lächerlichen Redensarten. Daß man mit Dergleichen wol das Zwerchfell zu erschüttern, nicht aber ein dramatisches Werk, wenn auch possenhafter Gattung, herzustellen vermag, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Das ewige „Mir ist sehr heuß! Ein Glas Eus!" und Zwickauer's „ausgezeuchnet" mag wol immerhin ein stürmisches Gelächter hervorrufen; aber wahrhaftig, wenn Dergleichen zur dramatischen Gestaltung genügte, so hätte Berlin an Angely längst einen zweiten Aristophanes. Niemand ist so unbillig von einer Posse, bestimmt das souveraine Volk von Berlin einige Abende zu unterhalten, tiefe Ideen und eine überaus kunstmäßige Form zu verlangen; aber wenn man im Jahre 1851 nicht mehr ganz allein von Späßen à la Angely sich nähren will, so ist Das doch bestimmt nicht allzu unbescheiden. Hat denn die Bewegung der Zeit nicht so viele neue Stoffe, Charaktere, Situationen, auch komischer Gattung, hervorgebracht daß wir immer wieder zu dem aufgekochten Kohl zurückkehren müssen? Denn in der Börsenspeculation an sich soll doch nicht etwa das Neue und Moderne liegen? Man setze dafür königlich sächsische concessionnirte Landeslotterie oder etwas Dergleichen, und man wird sehen daß diese Erfindung dem Dichter nicht allzu viel Anstrengung gekostet haben kann, daß man vielmehr in diesen Börsenspeculanten nur alte gute Bekannte aus der frühern Theaterwelt oder deren Gevattern zu erkennen und zu schätzen hat.

4. Lambertine von Méricourt. Tragödie in fünf Aufzügen von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

In dieser Zeit dramatischer Hungersnoth muß man mit um so freudigerer Theilnahme ein Talent begrüßen wie das Gottschall's. Das vorliegende Drama trägt unverkennbar den Ausdruck an sich das Werk eines wahrhaft poetisch begabten Geistes zu sein. Das ist nicht von jener Fabrikarbeit, wie sie jetzt dutzendweise geliefert wird zu festen Preisen und in den festgesetzten Formen. Das ist auch nicht eins von jenen Dramen wie sie der fleißige Schriftsteller nach sorgfältig entworfenem Scenarium ausarbeitet, mit Lineal und Richtmaß, regel-

Digitized by Google

mäßig, aber auch mittelmäßig in des Worts verwegenster Bedeutung. Hier zeigt sich vielmehr die poetische Urkraft mit ihren Auswüchsen und Fehlern, aber auch mit der ihr allein eigenen Schönheit. Einem solchen Dichter gegenüber ist es Pflicht der Kritik sich nicht auf kurze Orakelsprüche zu beschränken, wie man wol die dii minorum gentium abfertigen mag, sondern nach Kräften dem Talent ein Bundesgenosse zu werden, nicht indem sie es hätschelt und verzieht, sondern indem sie das Tadelnswerthe hervorkehrt und auf das Richtige hinweist. Das wahre Talent wird diese Art von Kritik am willkommensten heißen: möge Gottschall in den folgenden Bemerkungen nur diese Gesinnung und Absicht erkennen.

Das Drama behandelt den Untergang der Gironde. Daß der Stoff poetisch ist wird nicht geleugnet werden können; aber ist er auch dramatisch? Es ist eine schlimme Sache um die Politik der Girondisten in der Wirklichkeit: negativ, abwehrend, mäßigend kann sie höchst wohlthätig wirken, wenn ihr die ungestüme Kraft gegenübersteht; aber eine große Rolle wird diese passive Thätigkeit — man verzeihe mir das Oxymoron — kaum jemals spielen. Die Gironde der Französischen Revolution mußte untergehen, sobald sie von der Bewegung sich grollend zurückzog und doch nicht den Muth fand derselben ein entschiedenes: Bis hierher und nicht weiter! entgegenzudonnern. Möglich, ja wahrscheinlich daß durch ein solches Auftreten ihr Schicksal nicht gewendet, sondern bei dem Fanatismus der Massen beschleunigt worden wäre: aber — sie wäre dann untergegangen für die große Idee die sie erfüllte, nicht nur leidend, sondern auch handelnd. Und dann wäre sie und ihr Untergang ein Stoff für die Tragödie gewesen. Und jetzt? Wir sehen die Gironde träumen, schön träumen, es ist wahr; aber das Drama verlangt Handlung und diese finden wir nur auf der Gegenseite. Ein Leiden und Untergang ohne Kampf ist wol lyrisch oder allenfalls auch episch vortrefflich zu behandeln, aber dramatisch und tragisch ist ein solcher Stoff nimmermehr. Vielleicht entgegnet uns der Dichter: „Wer sagt euch denn daß ich den Untergang der Gironde als solchen darstellen wollte? Mein Stück heißt «Lambertine von Méricourt»: Lambertine von Méricourt, die um die Roland zu stürzen, um derentwillen Barbaroux sie verlassen, die ganze Gironde in die Luft sprengt." Desto schlimmer, würde ich antworten; denn in jener Inhaltsangabe liegt der zweite Fehler des Stücks ausgesprochen. Das ist jene pragmatisch seinsollende Geschichtsauffassung, die da „große Wirkungen aus kleinen Ursachen ableitet". Zwar geschieht Das hier nicht in jener kleinlichen Manier wie etwa in Scribe's „Un verre d'eau", aber es ist schon schlimm genug. Es ist zwar ganz wahr daß wenn der Philister sich Abends zu Bette legt und seine Nachtmütze über die Ohren zieht, er nicht wissen kann welche welthistorischen Folgen sich aus dieser einfachen Handlung entwickeln werden; aber daß eine solche Ver- und Entwickelung poetisch und gar tragisch sei, wird Niemand behaupten. Dieses Herleiten aus kleinen Ursachen, dieses Zurückführen großer Weltereignisse auf Kammermädchenintriguen, Unverdaulichkeiten und andern dergleichen Kriekskram kann auch nur der oberflächlichsten Geschichtsauffassung genügen, dem ästhetischen Urtheil aber gar nicht. Und wie steht es nun, wenn wir Lambertine von Méricourt als das Movens in unserer Tragödie betrachten? Also weil ein Mädchen eifersüchtig und ein Mann leichtgläubig und treulos ist, muß eine große und edle Partei untergehen und die Französische Revolution eine neue Bahn einschlagen? Nimmermehr. Selbst wenn es sich historisch so verhielte, so würde Dies zu den Dingen gehören die man, wie Platen sagt, und wären sie auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte. Noch viel weniger aber, meine ich, sollte man Dergleichen erfinden.

Dies sind die beiden hauptsächlichsten Ausstellungen die an dem vorliegenden Drama gemacht werden können. Ein Anderes, was ebenfalls Rüge veranlassen könnte, ist unter unsern jüngern Dramatikern so Mode geworden daß die Kritik kaum hoffen darf mit Erfolg dagegen anzukämpfen. Das ist die Gespreiztheit, Ueberschwänglichkeit und Abgerissenheit der Sprache und Darstellung in allen Stellen wo das tragische Pathos zur Entscheidung kommen soll. Dieses Stelzengehen tragischer Personen erinnert hier und da an die Jugendproducte Schiller's: nur daß hier die überströmenden Gedanken, noch nicht von der Regel der Schönheit gemäßigt, mit der Sprache ringen, und der Ueberfluß sündigt was gesündigt wird, während bei unsern neuern Dramatikern es oft den Anschein gewinnt als ob die mangelnde Einfachheit der Sprache den Mangel an Gedanken verdecken solle. Dies tritt, wie gesagt, auch bei Gottschall hervor, und doch erscheint es uns hier wirklich nur als eine Art Modesache, da er an andern Stellen schöne und edle Gedanken in eine edle und einfache Sprache zu kleiden weiß. Wenn Lambertine (S. 108) sagt: „Und wär' dein Weg die Milchstraße des Himmels, ich würd' ihn kreuzen; und wär' dein Gewand mit ewigen Sternen gestickt, ich würd' es zerreißen —", so ist Das nicht erhaben, sondern lächerlich. Wenn dieselbe über ihren Racheplänen brütend monologisirt (S. 67): „Geh' mir auf, Licht der Erkenntniß, wie der Mond aufgeht aus zerrissenem Gewölk' über der Schädelstätte! Fort mit den Schleiern, die mein sterblich Aug' verhüllen! Geist der Vernichtung — führ' mich an fester Hand daß ich nicht zitt're, vorbei, vorbei an den Kreuzen auf Golgatha, an den dampfenden Scheiterhaufen, an den rastlos arbeitenden Guillotinen! Führ' mich in die Himmel, wo ein blödes Aug' Harmonien sieht, und zeige mir wie die irren, wilden Sterne sich selbst zertrümmernd in den Abgrund stürzen. Und wenn ich das große Todtenantlitz, das den Thoren eine lebendige Welt scheint, gesch'n: dann fühl' ich daß die Rache keinen Riß macht in die Schöpfung —", so ist eine dergleichen Tirade zwar geeignet eine nervenschwache Dame beträchtlich zu erschrecken und von einem Sonntagstheaterbesucher als bodenlos tiefsinnig angestaunt zu werden: aber sonst — Das weiß Hr. Gottschall so gut wie wir —, hat sie weder einen hohen noch einen tiefen Sinn, sondern lediglich gar keinen.

Der Raum verbietet mir mehr als eine kurze Stelle aus einer Scene zwischen derselben Lambertine und der Roland anzuführen, um zu beweisen wie Gottschall seine Personen auch ganz anders reden zu lassen versteht:

Lambertine.

Ich eine Schwärmerin? Ich war es einst!
Ich konnt' im Schatten einer Linde ruh'n
Und weinen beim Getön der Flöt' und Geige.
Ich konnte Abends auf den Bergen steh'n
Und meine Arme nach der Sonne breiten,
Und auf dem Kirchhof weilen Stunden lang
Und Kränze legen auf der Mutter Grab,
Und alle Blumen, alle Sterne fragen,
Warum dies Leben, wie ein süß Geheimniß,
So rasch vorüberzieht — warum sein Born,
Sein Segensborn nicht unerschöpflich fließt.

Manon.

Und jetzt? Jetzt ist es anders — wunderbar!
Was kann denn dir geschehen sein?

Lambertine.

Nichts. Nichts!
Ich bin ein Kind des Volks wie Tausende!
Was uns geschieht ist nicht der Rede werth.
Man lebt und liebt und stirbt und wird begraben,
Und uns're Namen trägt ein einfach Kreuz.
Was kann denn uns gescheh'n? Wir leben nur
Auf Rechnung der Unsterblichkeit; man hat
Vorweg die Seligkeit uns abgezogen.
Wir sind nur Namen für die Kirchenbücher;
Wir sind nur Zahlen für die Steuerrollen.
Was uns geschieht ist nur gemeines Loos,
Wie daß der Stein den Berg herniederrollt.

Digitized by Google

Und daß die Sonne auf- und untergeht.
Wer wird um ein Naturereigniß weinen?
Die Thräne selbst ist für die Glücklichen.

Ist Das noch derselbe Dichter? Glaubt man wol denselben Mund zu vernehmen, von dem die oben mitgetheilten Redensarten ertönten? Wir haben unsere Meinung von Hrn. Gottschall ausgesprochen: das deutsche Drama darf viel von ihm erwarten. Wenn wir die meisterhafte Charakterzeichnung, die strenge Motivirung, die glückliche Disposition des Stoffs nicht hervorhoben, so geschah es um Raum für unsere tadelnden Bemerkungen zu finden, in welchen, wie wir hoffen, Gottschall nur einen Beweis unserer Achtung und Theilnahme für sein bedeutendes Talent erblicken wird.

5. Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen. Von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

Ueber diese zweite Tragödie Gottschall's werden wir nach dem vorher Auseinandergesetzten kürzer sein können. Was zunächst den Stoff betrifft, so ist derselbe als vortrefflich gewählt anzuerkennen. Der Conflict zwischen dem positiven Gesetz des Gehorsams gegen den Kriegsherrn und dem ungeschriebenen Gesetz heldenmüthigen Patriotismus in dem Herzen Schill's ist ein sittlich berechtigter, nur durch ein tragisches Ende zu versöhnender. Das Pathos dieser sittlichen Streitfrage wirkt um so mächtiger als Schill in halb absichtlicher, halb von außen erregter Selbsttäuschung erst sehr spät von dem Glauben läßt daß er nur äußerlich dem Willen des Königs entgegenhandele, daß dieser vielmehr nur den Augenblick erwarte sich für ihn zu erklären — eine Ansicht der nicht alle historische Rechtfertigung abgeht. Es kommt hinzu daß der Streit der in Schill's Brust ausgefochten wird zugleich ein Spiegelbild ist des Kampfs des Neuen und Alten, wie er sich in jenen Zeiten in den öffentlichen Verhältnissen des preußischen Staats im Großen vollzog. Den Hintergrund bildet ganz Deutschland, unterjocht von dem französischen Eroberer, nach Befreiung seufzend und doch vor dem Versuch der Befreiung scheu zurückweichend. Wahrlich, ein großes und ein tiefergreifendes Bild. Umsomehr müssen wir es beklagen daß hier noch mehr als in „Lambertine von Méricourt" Unfug mit jener hohlen Phrasenwirthschaft getrieben wird, die das Drama aufhält, die Handlung erschlafft, den Hörer oder Leser ermüdet. Und was soll die Liebesgeschichte Schill's und der Tochter des Generals von Röthel, die neben der eigentlichen Haupthandlung herhinkt? Ein recht eigentliches hors d'oeuvre! Wäre es denn wirklich einem modernen Publicum unerträglich eine große nationale Tragödie ohne den herkömmlichen Apparat an Liebesseufzern, Aufopferungen, brutalen Nebenbuhlern u. dgl. zu genießen? Ein Dichter wie Gottschall vermag viel; er wage es kühn dem alten Schlendrian trotzzubieten, und ich glaube er wird nicht nöthig haben mit Schill auszurufen: „Ich kam zu früh!"

6. Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. von Heinemann. Braunschweig, J. H. Meyer. 1850. 8. 1 Thlr.

Abermals ein Stoff aus der ersten Französischen Revolution. Hat die deutsche Revolution der vergangenen Jahre den Blick unserer Dichter erst anhaltender auf jene große Erscheinung hingewendet daß jetzt Alle sich beeilen sie in dramatischer Gestaltung uns vorzuführen, bald als Vorbild bald als Warnung? Oder ist durch die Bewegung unserer Zeit erst das Siegel gelöst worden welches die Geheimnisse dieser dunkeln Zeit unserm blöden Auge verbarg? Legen sich jetzt erst die Fäden bloß an denen die Geschicke einer großen Nation geleitet wurden? Oder ist es jetzt erst erlaubt auszusprechen und von der Bühne Tausenden zuzurufen was man lange erkannt, aber verschweigen mußte? Wie Dem sei, es ist unleugbar daß jene Zeit der ersten Französischen Revolution, jene Zeit glühender Begeisterung und schwarzer Verbrechen, edler Leidenschaft und niedrigen Egoismus, daß jene Zeit mit ihrem Licht und Schatten eine Fülle dramatischer, vorzüglich tragischer Motive insichträgt.

Das vorliegende Drama ist kein Tendenzstück: es ist weder für noch gegen die Revolution gerichtet, aber es stellt einen innerlich bedeutungsvollen Abschnitt derselben mit lichten Farben vor unsere Seele. Der Untergang der Gironde bildet den Anfang des Dramas, welches mit dem Untergang Robespierre's und seiner Freunde endigt. Wir müssen zunächst die Intention des Dichters anerkennen; er hat sichtlich gestrebt das Ganze in der ihm zukommenden Großheit aufzufassen und darzustellen. Ohne daß er darum die, wie es scheint, unvermeidliche Liebesgeschichte ausgeschlossen hätte, gleicht doch das Ganze mehr einer großen Staatsaction als einem bürgerlichen Drama mit dem tragischen Familienjammer. Das ist immer schon Etwas — wenn es auch theilweise bei dem Willen geblieben ist. Der Dichter führt uns zu wiederholten malen in die Säle und mitten in die Verhandlungen des Convents. Reden ertönen von den Tribunen, der Präsident handhabt die Glocke, Beifalls- und Misfallsbezeigungen werden laut. Aber so sehr wir dieses kühne Heraustreten aus dem gewohnten Familienkreis des deutschen Dramas billigen und loben, so können wir doch nicht verschweigen daß gerade diese Partien am schwächsten ausgefallen sind. Es ist kein Leben darin: die Redner sprechen, aber man hört den Dichter hindurch, statt die aus der Begeisterung und der Leidenschaft des Augenblicks entspringenden und darum auch zündenden Raketen feuriger Revolutionshelden. Man begreift nicht wie solche Reden den Eindruck hervorbringen können den sie im Drama wirklich hervorbringen: denn der Leser oder Hörer im Zuschauerraum fühlt keine analoge Bewegung in der eigenen Brust. Ich glaube es liegt Das in der Ungewohntheit; unsere Dichter waren wie das Volk bisher dem öffentlichen Leben fremd; denn das öffentliche Leben machte sich in den geheimen Cabineten der Diplomaten. Dem widerspricht freilich daß unser Dichter Volksscenen meisterhaft und mit einem über dem Gegenstand schwebenden freien Humor zu behandeln weiß. Jedenfalls ist Heinemann, dessen Namen ich jetzt zuerst begegne, eine Kraft von der sich Tüchtiges erwarten läßt.

Die Anlage der Fabel ist geschickt; die eingeflochtenen Episoden stören nicht die Haupthandlung, sondern fördern dieselbe und gewähren einen Ruhepunkt, wenn Auge und Herz von dem Schauerlichen überwältigt werden will. Der Charakter der Hauptperson ist gehalten: der eiserne Wille, der Freiheit durch blutige Opfer den Boden zu bereiten und dadurch die Nothwendigkeit daß der Vorkämpfer und Paladin der Freiheit ihr ärgster Feind, ein gehaßter Tyrann wird. Einem solchen Charakter muß selbst die kleinliche Eitelkeit, die keinen Nebenbuhler dulden will, in dem Lichte der väterlichen Fürsorge für die Freiheit erscheinen, bis er zuletzt an sich selbst irre wird.

St.-Just.

Die Republik ist in Gefahr.

Robespierre.

Wer sagt Das?
Ich hab' es nicht gethan. Ich dacht', ich hätte
Mit einem Vaterauge sie bewacht.
Die Freiheit, sagen sie, hätt' ich erdrosselt.

St.-Just.

Geschwätz der Kinder; und ich sage dir,
Sie ist verloren, wenn du sie nicht rettest.

Robespierre.

Die Freiheit retten? Knabe, Knabe! Ich?
Bist du hierher gekommen einen Menschen
Zu sehen der an sich selber irre ward?

Der Untergang Robespierre's durch Schlechtere als er selbst, und das Bewußtsein mit allen Greueln nicht das Ziel

Digitized by Google

erreicht zu haben, ist härter und drückender als der Tod durch die Gullotine dem seine Opfer jauchzend entgegengingen.

7. Ali der Khalif. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten von Joseph Edmund Rieder. Graz, Kienreich. 1850. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Kritik wird sich immer milder gestimmt fühlen als es ihre Art ist und als sie vielleicht nach der ganzen Strenge ihres Amtes sollte, wenn ihr aus einer entferntern Provinz, woher wenig Stimmen deutscher Poesie erklingen, ein Lebenszeichen entgegentritt daß man auch dort mit Liebe Dasjenige pflegt was der deutschen Nation bald als das einzige Einheits- und Erkennungszeichen übriggeblieben sein wird: deutsches Dichten und Träumen. Ja träumen! Wenn wir es als Volk, anerkannt nach dem Gewicht welches wir in die Wagschale der civilisirten Welt werfen könnten, erst vom Träumen zum Handeln gebracht haben werden, dann werden wir auch nationale Dramen besitzen — Dramen die, hervorgegangen aus einer großen Geschichte, im Volke wurzeln und das ganze Volk ergreifen, weil sie dessen Lieben und Hassen, seine Thaten und Leiden, seine Helden und Widersacher vor das Auge führen. Vorderhand begnügen wir uns mit dem harmlosen Stilleben des bürgerlichen Schauspiels, wie auf der Weltbühne, so auf den Bretern, die die Welt bedeuten. Daher begrüßen wir schon ein historisches Schauspiel, sei es auch dem Orient entnommen, mit Freude, weil wir uns doch mitunter heraussehnen aus der Tragödie der Kleinstädterei. Freilich erfüllt das vorliegende Drama die Foderungen die man an ein historisches Schauspiel stellen darf nur unvollständig: namentlich fehlt es dem Dichter, wie es scheint, an Bühnenkenntniß und Bühnengewandtheit, die wir im nördlichen Deutschland fast nicht mehr als Vorzug gelten lassen mögen, so verbreitet ist sie auch bei mittelmäßigen Dichtern und so oft ist sie der einzige Vorzug. Dagegen finden wir in „Ali" eine gewisse Ursprünglichkeit und Frische der Sprache, die Darstellung belebt sich hin und wieder durch orientalische Bilderpracht und Spruchweisheit, und nirgend stoßen wir auf jenen conventionnellen Allerweltsjargon wie er bei uns gäng und gäbe ist. Dagegen zeigt sich auch in Einzelheiten eine gewisse Ungeschicklichkeit des Ausdrucks; so die oft wiederkehrende Setzung des Personalpronomens hinter das Verb, wie:

> Mein Herz ist rein: nicht weiß ich schuldig mich ...

und ähnliche Versetzungen:

> Schon trieb mich's sehnlichst Euch zu sprechen her ...

oder Härten wie:

> Für Einen sind nicht Millionen
> Geschaffen; besser ist es er für sie.

Auch Alexandriner statt eines Trimeters:

> Doch Abubeker war | geschätzt, geliebt, verehret ...

stören ein irgend empfindliches Ohr. Doch wir wollen den Eingangsworten unserer Kritik nicht untreu werden und die aus der Diaspora ertönende Stimme als ein erfreuliches Zeichen deutschen Strebens in der Ferne begrüßen.

8. Deborah. Volksschauspiel in vier Acten. Von S. H. Mosenthal. Zweite Auflage. Pesth, Heckenast. 1850. 16. 12 Ngr.

„Deborah" ist seit ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne, Januar 1849, so vielfältig beurtheilt worden daß es Eulen nach Athen tragen hieße jetzt noch eine eingehende Kritik über dieselbe schreiben zu wollen. Niemand bezweifelt mehr daß wir in diesem Drama eine der bedeutendsten Erscheinungen zu erblicken haben, die in unserer Armuth uns eine neue Blüte unserer dramatischen Poesie in Aussicht stellt. Dessenungeachtet möchte ich zwei Punkte zur Sprache bringen, von denen ich freilich nicht weiß, ob sie nicht in der Unzahl von Kritiken welche das Stück hervorgerufen schon irgendwo berührt worden sind. Ich thue es, weil sie zwei Hauptgebrechen unserer neuern dramatischen Literatur in das Licht zu stellen geeignet sind, und thue es gerade bei diesem Dichter, weil es nothwendig ist daß auch der Beste sich von dem in der literarischen Luft liegenden Miasma nicht frei erhalten kann.

Erstens. Joseph soll dadurch von der Liebe zu Deborah geheilt werden daß man diese bewegt Geld zu nehmen als eine Art Abfindung. Gut. Allein nicht Deborah nimmt das Geld, sondern das andere jüdische Weib: dem Joseph wird gesagt Deborah habe es empfangen. Etwas plump, aber gut. Wie aber nun? Dieser Joseph, der noch einige Scenen vorher ausruft: „Daß ich sie nie, nie wiedersehe, denn sehe ich sie, so bin ich Euch verloren —", derselbe Joseph glaubt nicht nur die plumpe Erfindung, sondern er glaubt sie auch noch als Deborah an seine Liebe appellirt, die solcher Lüge keinen Glauben schenken werde; derselbe Joseph, dessen ganzes Sein in Deborah aufgeht, wagt ihr die Worte entgegenzuschleudern:

> Du thatest recht und das Geschäft war gut.
> Ob auch ein Christenherz darüber brach.
> Du handeltest ja für dein Volk —

und geht, sein Ohr ihrem herzzerreißenden Ruf verschließend, ab. Ist hier auch nur ein Gedanke von poetischer Wahrheit? Ist es denkbar daß Joseph nicht mit allen Kräften seiner Seele der Zerstörung seines Irrthums zustreben sollte, wenn ja eine solche plumpe Täuschung auf Augenblicke Erfolg haben konnte? Und warum spricht Deborah nicht die Erklärung aus, der er Glauben schenken mußte, oder warum hört Joseph sie nicht? Wol aufzuwerfende Fragen, die Deborah später selbst zu thun sich veranlaßt sieht. Es gibt dafür nur den einfachen Grund daß wenn diese Erklärung am Ende des zweiten Acts vorsichginge, hier die Geschichte ein Ende hätte und die Tragödie um ihre Existenz wäre. Die Moral davon ist folgende, die im Allgemeinen und ohne specielle Rücksicht auf Mosenthal ausspreche: Unsere modernen Dramatiker spintisiren die verzwicktesten Seelenzustände aus, aus denen sie ihre Handlungen motiviren. Ueber der Jagd nach solchen anomalen und darum neuen Motiven verliert sich nur zu oft der Sinn für das Natürliche und Einfache, und dieselben Leute die unglaubliche Geistesrichtungen mit dialektischer Schärfe in ihren Dramen bis zu den äußersten Consequenzen ausspinnen, machen dann in Darstellung der einfachsten Verhältnisse Verstöße, die auch dem minder geübten, aber auch minder verbildeten Auge zutageliegen. Es geht ihnen wie den Romantikern, die die größten Wunder wie Alltäglichkeiten behandeln, während sie das Alltäglichste wunderbar finden. Zweitens.

> Was war Das? Ew'ger, hab' ich recht gehört?
> Des Herzens Eisesdecke will zerschmelzen,
> Es regt sich, pocht, das alte Leben quillt;
> Joseph! (In Thränen schmelzend.) O Gott, was machst du
> denn aus mir!
> Nein, nein, ich liebe nicht, wie ich einst liebte;
> Die Altarflamme nahm ihr Opfer hin,
> Und der Menschenliebe ew'ge Lampe
> Glüht wieder in dem Friedhof meiner Brust.
> Nein, Hanna, nein, ich bleibe nicht bei dir;
> Ich will Euch nicht ein stummer Vorwurf sein,
> Nicht Eurer Seele schönen Frieden stören.
> Fort mit den Meinen will ich wieder zieh'n,
> Ein Bild des Stamms der seinen Haß geopfert,
> Seitdem er weiß daß Ihr ihn lieben könnt.

Ist Das noch Deborah die wir sprechen hören, das rachedurstende, orientalische Weib? Was ist geschehen um dieses Felsenherz schmelzen zu lassen? Nichts oder so gut als Nichts. Deborah behorcht ein Gespräch, aus welchem weiter Nichts hervorgeht als daß Joseph ein guter Kerl mit einem sogenannten guten Herzen ist — ein Umstand der ihr doch unmöglich neu sein konnte. Warum zerschmilzt sie also in Thränen? Warum verwandelt sie den Fluch in Segen? Doch wol einzig um die Phrase von dem jüdischen Volk anbringen zu können, welches die Christen nicht mehr haßt, seitdem es weiß daß diese

Digitized by Google

es lieben können. Es ist ein schönes Ding um eine gute Pointe: sie ist unter Umständen ein Königreich werth. Aber einem tragischen Charakter zuguterletzt den Garaus zu machen, um einer epigrammatischen Spitze willen: Das ist keine empfehlenswerthe Oekonomie. Und die Moral für unsere Dramatiker? Man stelle nicht die Charaktere auf den Kopf und nenne Das Tendenz, oder man nenne es meinetwegen Tendenz, spreche aber dann nicht von dramatischen Charakteren.

9. Monarchie und Republik, oder des Hochverräthers Flucht. Zeitgemälde in vier Abtheilungen. Zum Gedenken der Siege der verbündeten östreichischen und russischen Armee in Ungarn. Von Gottfried von Deegen. Wien, Gerold und Sohn. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

„Wahrlich, der Mensch kann doch viel der Gottesgaben genießen!" sang einst Johann Heinrich Voß. Bekanntlich muß ein Kritiker deutscher dramatischer Literatur noch viel abgehärteter im Genießen sein als der gewöhnliche Bonvivant: denn Nichts erfodert einen bessern Magen als ein großer Theil unserer neuesten deutschen Dramatik. Aber man muß selbst einem Kritiker nicht mehr auferlegen als menschliche Kräfte zu tragen vermögen: sunt certi denique fines. Diese Grenzen sind in „Monarchie und Republik" weit überschritten. Ich will Nichts davon sagen daß das Drama, welches sich übrigens statt in Aufzüge und Auftritte in „Abtheilungen" und „Abschnitte" zerlegt, in vierfüßigen Trochäen geschrieben ist, gegen welche die Trochäen der verschollenen Schicksalstragödien Platen'sche Meisterstücke sind; ich will das grausige Bild auf dem bunten Umschlag, wie der schändliche Kossuth vor dem tugendhaften Görgey zurückweicht, mit Nacht bedecken; ja ich wäre gern geneigt — was thut nicht die Abhärtung — einigen Nonsens in den Kauf zu nehmen: aber, wie gesagt, es gibt Dinge die selbst einen Kritiker deutscher Dramen aus der Contenance bringen können. Ungarn und Oestreich unter der bedeutungsvollen Allegorie zweier fürstlichen Brüder dargestellt, die der nichtswürdige Kossiot aus schnödem Eigennutz gegeneinander aufhetzt; einige Liebesgeschichten, die vom Himmel fallen, und ein Leor (Görgey), der für die Rebellen ficht, weil er den Vater seiner Liebsten misversteht, der das Mädchen einem guten Patrioten geben will; ein Durcheinander von „Abschnitten" daß der nüchternste Kopf confus werden muß, und doch keine Motivirung und keine Handlung; eine Menge von Monologen und lyrischen Ergüssen ohne die entfernteste Spur eines Charakters — ist Das eine Welt? Heißt Das eine Welt? Ich bin zwar überzeugt daß wer im übrigen Deutschland diese neuesten östreichischen Producte eines forcirten Patriotismus nicht aus eigener Anschauung kennt, sich von der bodenlosen Geschmacklosigkeit und absoluten Nullität dieser Sachen keinen Begriff machen kann. Dessenungeachtet will ich es versuchen durch ein paar auf gutes Glück ausgewählte Stellen wenigstens die wahrhaft grauenvolle Ordinairheit aufzuweisen die in dieser Art Stücken herrscht. Möge man daraus auf das Uebrige schließen und mein Urtheil wird — sehr milde erscheinen.

Zuerst eine Liebeserklärung oder Etwas der Art.

Lydia.
Wie? — ein Myrtenkränzchen —? — mir? —

Lorian (begeistert).
Laß dies Haupt bekränzt mich sehen;
Konnte ich denn widerstehen?! —

Euch, dem Symbol aller Liebe,
Euch, dem Keime reinster Triebe,
Eurer Anmuth, vollster Blüte,
Eurer Milde, Eurer Güte,
Wovon ich so ganz durchdrungen,
Und in eine bess're Welt
Gleichsam mich emporgeschwungen,
Fühle, neu von Euch beseelt! u. s. w.

Ich enthalte mich aller sic! und aller Ausrufungszeichen: ich denke dieser Satz mit seinen Sprachfehlern, seinem nichtssagenden Bombast und seiner prosaischen Trivialität ist selbst ein großes Sic mit obligatem Frage- und Ausrufungszeichen.

Nr. 2. Kossiot, der freilich durch das in Klammern gesetzte, jedoch keineswegs wörtlich zu nehmende, Prädicat toll entschuldigt wird, gibt seinen Anhängern folgende Verhaltungsregeln:

Kossiot (toll).
Nun, so plündert Kirchen aus,
Sammelt Gold und Edelsteine,
Was sich rauben läßt, Das nehmt,
Große zahlen, sowie Kleine.
So seid ihr durch Nichts gehemmt.
Selbst das Heiligste nicht schonet,
Wenn es sich der Mühe lohnet.
Bilder, Schmuck und Opfertand —
Meist Reliquien genannt —
Geld und Goldeswerth nur schafft.
Preßt Geld durch Maschinenkraft, —
Was ihr Tag und Nacht erschwinget.
Schmelzet ein was hald nur klinget.
Wer nicht schnell mit Gut und Habe
Dem souv'rainen Volk entspricht
Büße nach gebroch'nem Stabe.
Geiz'ge Bürger braucht man nicht.

Es ist wahrhaft haarsträubend, was dieser Kossuth für ein abscheulicher Bösewicht! Gott sei Dank daß er über alle Berge ist! Da lobe ich mir den Leor-Görgey, wie schön weiß Der die Nothwendigkeit des Abfalls auseinanderzusetzen! Die Verse sind zwar entsetzenerregend, aber die Gesinnung ist edel und erhaben.

Ob wir gleich zu Heldenthaten
Kampfgerüstet uns gestählt,
Sag' ich euch: Wir sind verrathen,
Wenn ihr blind auf Kossiot zählt.
Er will uns terrorisiren,
Wird dem Volke ein Tyrann,
Geld soll dies Diadem ihn zieren,

Womit er den Raub begann.
Abscheu vor dem bösen Spiele
Und entehrendem Verrath
Zwingt mich, da ich jetzt am Ziele,
Zu bewähren durch die That
Daß ich meinem Fürsten treu,
Selbst besiegt als Sieger sei.

Das ist doch noch eine Philosophie die sich hören läßt. Nicht mehr als billig daß der Philosoph am Ende sehr geehrt wird; denn die Liebste des Helden sagt mit Recht:

Marra (entzückt).
Hochverrath? —
Heldenthat!
Selbst an deines Abgrunds Rande,
Eins mit Fürst und Vaterlande!

„Fühlst du Das?" fragt darauf der edle Görgey. Fühlen Sie Das, meine Herrschaften? frage ich die Leser d. Bl. Wenn ihr es nicht fühlt, ihr werdet es nie erjagen! Und die Moral von diesem Stück? Die Moral des Stücks findet sich, wie bei jeder guten Fabel, in dem Stück selbst, wird aber zur Bequemlichkeit hartherziger Seelen am Schluß des Ganzen auch noch disertis verbis ausgesprochen:

Also ist's. Doch hört mich an.
Schwer zu bannen ist der Wahn
Daß allein in Republiken
Völkerfreiheit aufrecht steht.
Ueberall läßt sich Wohlfahrt blicken,
Wenn mit treuen Unterthanen
Hand in Hand der Herrscher geht.
— — — — — —

Und der Grundstein kommt vom Thron.
Durch die Constitution.

Möge der Dichter auf die Festigkeit meiner constitutionellen Grundsätze aus der Versicherung schließen daß sogar die Lecture seines Dramas mich nicht zum Republikaner zu machen im Stande war.

10. Der Generalsbefehl. Volksdrama in drei Abtheilungen. Mit Benutzung eines ältern französischen Sujets. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Pichler's Witwe. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Donner und Brescia! ruft der Hauptmann Sturmeisen, in diesem Drama eine nicht unwichtige Person, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten aus. Donner und Brescia! so rufe auch ich: Das nenne ich einmal ein Theaterstück. Zwar warum es ein Volksdrama sein sollte wußte ich nicht; aber ein Effectstück ist es, und unsere Intendanzen und Theaterdirectionen wissen daß das entschieden die besten Stücke sind. Lagerscenen, Heerschau, Vorposten, Kriegsgericht, Pulver- und Bleiverurtheilungen — wenn Das den Theaterenthusiasmus nicht entzündet, so weiß ich kein Mittel mehr. Und wie rührend ist das Ganze: der Commandant, der seinen Unteroffizier zur Eifersucht gereizt hat, will sich für ihn opfern als dieser qua Deserteur festgenommen wird, weil er gegen den Generalsbefehl das Lager verlassen hat, um besagten Commandanten zu fodern. Aus dem Opfer wird Nichts; aber es stellt sich heraus daß der Obergeneral glücklicherweise schon einige Tage vor dem unangenehmen Vorfall den Abschied des Unteroffiziers unterzeichnet hat, sodaß dieser also an dem Tage seines vermeinten Versehens schon nicht mehr Soldat war, also auch keine Desertion begehen konnte. Quod erat demonstrandum. Also für den lüsternen Herrn Commandanten eine Moralpredigt und für den Unteroffizier die Braut, sic finit cantilena. Es wird zwar hier und da einem Ueberstudirten vorkommen als ob diese Erfindung nicht ganz neu, vielmehr schon unterschiedenliche male auf den Bretern erschienen sei: aber Vogl sagt ja selbst, das Drama sei nach einem ältern Sujet bearbeitet, wodurch alle dergleichen Einreden zu Boden geschlagen werden. Ueberhaupt, seien wir gerecht. Man kann nicht alle Tage Shakspeare, Goethe und Schiller geben und — die Wahrheit zu gestehen — ich glaube auch nicht daß das heutige Theaterpublicum sie täglich sehen möchte. Besser also immer noch, wenn es blos auf eine unschuldige Zeittödtung ankommt, ein etwas larmoyantes bürgerlich-deutsches Schauspiel als moderne französische Dramenungeheuer und Schmuz der pariser Vorstadttheater. Daher ist es unrecht an Erscheinungen wie die vorliegende, die doch immerhin Einiges von dramatischer Gestaltung insichtragen, den strengsten ästhetischen Maßstab anzulegen. Leben und leben lassen! Man lasse dergleichen Dramen gelten, wenn man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß und doch das Bedürfniß anerkennen muß die Theaterabende nicht nur auszufüllen, sondern auch die Empfänglichkeit, Theilnahme und Neugier des lieben Publicums von Zeit zu Zeit durch wenn auch noch so ephemere Novitäten aufzustacheln. Daß der Geschmack des Theaterpublicums dadurch verderben werde ist nicht zu befürchten: denn erstens sind dergleichen Stücke wirklich eine Art ästhetischer Adiaphora, zweitens würden an ihre Stelle, wenn man sie austreten wollte, die ohne Vergleich werthlosern französisch-deutschen Uebersetzungsfabrikate treten, die so schon unsere Bühne genug überschwemmt haben, und drittens ist an einem Geschmack der durch eine wenn auch trockene Hausmannskost verderben werden könnte — gar Nichts zu verderben. Also transeat cum ceteris! Umsomehr als wir Johann Nepomuk Vogl auf dem dramatischen Gebiet als einen Gast zu begrüßen haben, den man seither nur im lyrischen Felde thätig zu sehen gewohnt war. Ist es doch immerhin schon erfreulich zu sehen wie sich alle Kräfte die sich Etwas zutrauen nach dem Drama hindrängen: und wenn das Geleistete einem strengern Maßstab nicht entspricht, so ist doch dieser Wetteifer an sich schon ein für den theilnehmenden Beobachter nicht nur interessantes, sondern auch erfreuliches Schauspiel.

11. Lustspiele von Gustav von Putlitz. Erster Band. (Ein Hausmittel. — Badecuren. — Familienzwist und Frieden. — Das Herz vergessen.) Berlin, Schlesinger. 1850. 8. 1 Thlr.

Seit zwei Jahren ungefähr, wenn ich nicht irre, ist der Name Gustav von Putlitz auf der Bühne bekanntgeworden; wenigstens kann Putlitz' dramatische Thätigkeit vor diesem Zeitpunkt nicht sehr bedeutend gewesen sein. Desto fruchtbarer war von jener Epoche an und ist bis auf den gegenwärtigen Augenblick dieser Schriftsteller gewesen, und daß seine Stücke gern gesehen werden, dafür sind die zahlreichen Aufführungen Zeuge deren sich dieselben zu erfreuen haben. Finden sich doch in den Repertoires der berliner Theater nicht selten an einem Abend mehre Stücke von Putlitz angekündigt, ja sogar mehre in einem Hause. Und in der That können wir die Lustspiele welche Putlitz uns bietet nur willkommen heißen. Zwar daß dieselben in Berlin gefallen ist eigentlich wunderbar: denn weit entfernt von jener verstandesmäßigen Spaßhaftigkeit, auf die man dort soviel hält, wirken dieselben weniger durch Witz und frappante Situationen als durch eine gewisse harmlose Heiterkeit und einen gemüthreichen Humor, der sich über das Ganze verbreitet, wobei oft ernstere Saiten anklingen. Mit Einem Worte: die Stücke sind deutsch in Charakter und Ausführung, und es ist ein gutes Zeichen von dem erwachenden Sinn für das Eigenthümliche daß man auch in Berlin anfängt derartige deutsche Dramen der leichtfertigen französischen Fabrikwaare vorzuziehen, welche unsere Bühne beherrschen, ohne durch irgend etwas Anderes als durch eine sehr ausgebildete Technik Anspruch auf Bewunderung zu haben. Hr. von Putlitz schreibt viel. Da indessen die von ihm behandelten Stoffe leicht und einfach sind, und der Reiz den sie ausüben meist eben in seiner Behandlung liegt, so ist nicht zu fürchten daß er sich sobald ausschreibe. Vielmehr steht zu hoffen daß durch diese stets sich erneuernde Berührung mit der Bühne seine Bühnenpraxis und Bühnengewandtheit sich steigere, und wir dürfen von ihm das Erfreulichste hoffen. Schon jetzt sehen wir mit freudiger Erwartung den folgenden Bänden der vorliegenden Sammlung entgegen.

12. Junker und Knecht. Charakterbild mit Gesang in zwei Acten von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbild. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

13. Eine Posse als Medicin. Originalposse mit Gesang in drei Acten von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

14. Der Rastelbinder oder zehntausend Gulden. Posse mit Gesang in drei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

15. Die Schule der Armen oder zwei Millionen. Originalcharakterbild mit Gesang in vier Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

16. Mönch und Soldat. Charakterbild mit Gesang in drei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

Friedrich Kaiser's Stücke werden so oft gegeben und so gern gesehen daß er sich über eine ungünstige Kritik leicht hinwegsetzen kann: mache er es auch so mit der meinigen. Ich kann in den mir vorliegenden Stücken von ihm, mit Ausnahme des ersten, Nichts sehen als eine Art Melodramen, aus Sentimentalität und Spaßhaftigkeit seltsam gemischt, und wiener Theaterpossen wie wir sie gewohnt sind. Das Einzige was sie auszeichnet ist das Bestreben die Zeitereignisse hereinzuziehen, was manchmal recht glücklich geschieht. Die eingelegten Lieder sind so prosaisch und trivial wie dergleichen Cou-

plets zu sein pflegen, und die beigegebenen Bilder von der Art wie sie bei einem Preis von 15 Ngr. für das Drama sein können. Warum einige derselben allegorisch heißen, habe ich nicht enträthseln können. Ueber die einzelnen Stücke kann ich kurz sein.

„Junker und Knecht" klingt zwar sehr mittelalterlich, spielt aber in der allerneuesten Zeit. Das Stück ist frisch und keck erfunden, die Composition spannend, und der treuherzige östreichische Dialekt welchen die Personen großentheils sprechen klingt so recht naiv und herzlich darein. In den zwei Acten des Stücks liegt viel wahrer Schmerz und viele tolle Lustigkeit umschlossen. Denn der Hauptheld wird des schrecklichsten Verbrechens angeklagt, alle Umstände, ja scheinbar sein eigenes Geständniß lassen ihn als Mörder erscheinen, und endlich stellt sich heraus daß er einen — Tannenbaum umgehauen hat. Das ganze Lustspiel ist aus einem Guß: man sieht deutlich wie der Dichter mit Liebe geschaffen hat. Und nicht nur sind die sentimentalen Partien von wahrem Gefühl getragen und gehoben, es waltet auch in den komischen eine lebensfrische, kerngesunde Heiterkeit. Der alte Schloßverwalter in seiner bornirten Wichtigkeit ist eine köstliche Figur: einer solchen Caricatur, wie wir sie doch täglich um uns herumlaufen sehen können, verzeiht man auch daß sie sich eine Redensart angewöhnt hat, um sie bei passenden und unpassenden Gelegenheiten anzubringen. Dies Stichwort heißt hier: „Dummheit!" und so abgebraucht Dergleichen sonst ist, kann ich mir doch denken daß im Munde Grimmig's dieser Ausruf immer erneute Heiterkeit erwecken muß. „Eine Posse als Medicin" ist an sich nicht übel erfunden; eine Frau wird durch das Ansehen eines Theaterstücks von allen den Fehlern geheilt die in dem Stück gegeißelt werden und von deren keinem sie sich frei wissen kann. Da aber die Entwickelung schon sehr bald vorauszusehen ist, das in derselben etwa Ueberraschende nicht zur Haupthandlung gehört und also wenigstens unnöthig ist: so scheint das Ausspinnen des Stoffs durch 124 Seiten sehr überflüssig und weitschichtig. In dem „Rastelbinder" wird sehr viel Edelmuth unter der Blouse oder Jacke und sehr viel schwarze Bosheit verbraucht: wie sollte da die nöthige Rührung ausbleiben? Was verlangt ihr mehr? „Die Schule des Armen" beweist daß zwei Millionen nicht glücklich machen, weil sie zur Menschenverachtung führen. Wie geschieht Das? Ein junger Mann erbt zwei Millionen, spielt den Beglücker der Menschheit, wird betrogen und ausgelacht, wird mistrauisch, bricht aus Mistrauen mit der Geliebten, die ihn wirklich liebt, und lebt nun à la Sardanapal. Plötzlich stellt sich heraus daß er eigentlich nicht der Erbe ist, und die edelmüthige Geliebte, zu dem armen Jüngling zurückkehrend, bringt ihn zu der Ueberzeugung daß Liebe besser ist als zwei Millionen. Quod erat demonstrandum. „Mönch und Soldat" führt uns die Geschichte eines jungen Mannes vor Augen der von einer superstitiösen Mutter zum Kloster bestimmt wird. Er aber wünscht Kriegsmann zu werden und nach vollbrachten Thaten für Kaiser und Vaterland sein Mädchen als Lohn der Bravour zu besitzen. Beide Wünsche werden erfüllt, da er, schon im Mönchskleide, den General aus der Mitte der Feinde heraushaut und den Sieg entscheidet, wofür er — zum Lieutenant ernannt wird. Seine Mutter wird überzeugt u. s. w. Dergleichen Geschichten scheinen jetzt in Oestreich sehr beliebt zu sein, wenigstens auf dem Theater.

17. Cavalier und Arbeiter. Sociale Tragödie in fünf Acten von J. L. Klein. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1850. 8. 1 Thlr.

Diebstahl, Raub, Todtschlag, Mord, Nothzucht, Wahnsinn, Brandstiftung — siehe da, die neueste Phase der deutschen Tragödie. Nur beileibe nichts Dagewesenes: selbst der Mord sei originell, der hohen Bildungsstufe unserer Zeit angemessen. In der guten Zeit, die da vergangen, begnügte sich solch ein unglücklicher Mörder in der Wirklichkeit und auf der Bühne seinem Opfer mit dem simpeln Dolch oder durch einen noch kürzern Pistolenschuß den Garaus zu machen. Beklagenswerthe Naivetät! Wir haben die hohe Bildung des Zeitalters in uns nicht vergeblich aufgenommen: solch ein Dolchstoß, solch jämmerlicher Pistolenschußknall ist nicht im Stande unsere abgestumpften Nerven aufzuregen; wir wollen anders gepackt sein. Das ist die würdige Arena für den neuen Tragöden; was quält ihr euch mit Ideen, mit neuen Stoffen? Neue Todesarten erfindet, haarsträubend, unglaublich, unmöglich, womöglich und laßt die entsprechenden Verbrechen dazwischenblitzen, wie das Trudenmehl in der Kreuzerkomödie — hic Rhodus, hic salta. Tell erschießt den Geßler mit einer simpeln Armbrust: armselige Erfindung. Wie anders, wenn die Heldin unserer Tragödie von ihrem Bräutigam, dem Geliebten ihrer Stiefmutter, durch Feuer welches in ihrem Zimmer angelegt wird getödtet werden soll. Zwar um den Genuß sie verbrennen zu sehen bringt uns der Dichter, nachdem wir schon mit Wollust den „brenzlichen" Geruch eingesogen; denn sie wird gerettet. Aber die Entschädigung ist desto glänzender! Wird sie doch schließlich von ihrem Bräutigam mit einer seidenen Schnur erwürgt. Glaubt ihr Das sei der Gipfel der Erfindungskraft? Darüber hinaus gebe es Nichts? Was werdet ihr sagen, wenn ich euch erzähle daß ihr eigentlich ein ganz anderes Schicksal bestimmt war! Mit einem Andern vermählt sollte sie im Brautbett getödtet werden, dessen Decke auf sie herabstürzen mußte, weil man die Stützen derselben durchsägt hatte. Nur schade daß die Maitresse des ci-devant Bräutigams, dem der Dichter großmüthig auch diesen grandiosen Einfall zuschreibt, ihre mit demselben erzeugte Tochter unterschiebt, um sie entehren zu lassen, sodaß Mutter und Tochter das einer Andern zugedachte originelle Ende finden. Nach solchen Wundern der Phantasie darf ich kaum hoffen dem Leser noch eine Freude mit der Mittheilung zu machen daß ein Anderer durch Abreißen der Binden von seinen Wunden stirbt; die Ermordung mit einer Art ist vollends alltäglich.

Dahin also sind wir gekommen? Das wäre die modernste Entwickelung unserer Tragödie? Eugen Sue'sche Geheimnisse dramatisch behandelt, ins Große verarbeitet und mit obligatem Socialismus vermengt — Das ist das Recept für die sociale Tragödie. Daß in einem Stücke solcher Art das Proletariat von vornherein aus Engeln besteht und was es sündigt, wenn es ja allenfalls sündigt, nur aus einer Art Naturnothwendigkeit sündigen muß, versteht sich von selbst. Ebenso einleuchtend ist daß die gebildeten Stände, mit Ausnahme etwa eines Herzogs Rudolf, den man zur Ver- und Entwickelung braucht, bis zum letzten Mann aus Schuften oder Dummköpfen bestehen müssen.

Ich begreife daß man sich wundern wird wie ich über ein solches Stück so viele Worte machen kann. Es geschieht, weil ich das achtenswerthe Talent Klein's, welches durch alle diese Verirrungen durchschimmert, anerkenne und die Verschwendung einer Kraft bedauere die der Kunst förderlich werden könnte. Warum bringt man nicht lieber gleich einen wirklich verhungernden oberschlesischen Weber auf die Bühne und läßt ihn vor unsern Augen langsam dahinsterben? Warum nicht die Prostitutionsscenen, die in den Annalen des berliner Polizeipräsidiums verzeichnet stehen mögen, in abschreckender Wirklichkeit uns vor Augen führen? Naturwahrheit ist noch nicht Kunst, und das Labyrinth von Elend und Verbrechen welches diese Tragödie uns vor Augen führt ist nicht einmal Naturwahrheit. Wäre es Wahrheit, wahrlich, es wäre nur zu begründet was eine Person des Stücks urtheilt: „O, o, die Welt ist 'n Narrenhaus und die Narren d'rin verrückte Teufel." Aber diese Weltanschauung ist das Resultat einer überspannten oder nervenschwachen Phantasie, der nur ein gesundes Eingreifen in das wirkliche Leben abhelfen kann. Wohl dem Dichter, wenn er sich noch zeitig genug von dieser Negation ohne

Digitized by Google

Versöhnung, die in schneidender Dissonanz endigen muß und die hier das ganze Stück durchdringt, lezzuringen vermag. Denn die Poesie der Negation ist die Negation der Poesie. *)

A. Henneberger.

Eine Wirthstafel-Gesellschaft.

Man muß Humor mitbringen, will man mit einer wenig versprechenden Gesellschaft an der Table d'hôte auf guten Fuß kommen oder überhaupt nur nicht als schweigend Zugeknöpfter unter den Andern sitzen; es gehört aber noch mehr Humor dazu sich guten Muthes über ein sehr gemischtes, ebenfalls nicht vielversprechendes Bücherpacket herzumachen. Bei Tische kann man essen, bei den Büchern aber ist die unverdauliche Unterhaltung zugleich die unverdauliche Speise. Im Uebrigen wird die Aehnlichkeit beider Situationen noch dringender, wenn die Redaction eines kritischen Blattes mit unserm Schreibstuhle figürlich dasselbe Manoeuvre aufführt das der Oberkellner des Hotels mit dem für uns bestimmten Stuhle am Tische unfigürlich zu vollziehen pflegt. Das Sitzinstitut wird mit unvergleichlicher Freundlichkeit abgerückt, eine graziöse Handbewegung pflanzt uns hin, und nun kümmert sich die Redaction ebenso wenig als der Kellner darum, ob wir zu Nachbarn Roßtauscher, Musterreiter, alte Coquetten oder sonst Etwas haben. Wir mögen sehen wie wir fertig werden, aber ohne Humor ließe sich es nicht einmal anfangen. Wirthstafel-Gesellschaften sind in der Regel gemischt, meine Gesellschaft von Büchern ist es auch und zwar in hohem Maße; kurz, auf eine oder die andere Weise wird der Leser meine Ueberschrift gerechtfertigt finden. Nun mögen die Herren sich selbst präsentiren wie sie eben kommen, meinethalb eine Elfenseele neben einer Bullenbeißerphysiognomie, wie sich Das an einer Wirthstafel absichtslos schicken kann.

---

1. Der neue Eulenspiegel, das ist: Leben, Thaten, Meinungen und Prophezeiungen des Meister M. Tobias von Hebbern, ein Volksbuch von einem Volksfreunde. Barmen, Sartorius. 1850. 10 Ngr.
2. Die O'lumpiade, oder die elf Stück vom Glück der rheinischen Socialrepublik. Ein großes Heldengedicht. Von einem Volksfreunde (V. von Zuccalmaglio). Solingen, Pfeifer. 1851. 8. 15 Ngr.

Zwei mittelmäßig unterrichtet aussehende Bursche in pfefferkuchenfarbenen Röcken mit nicht sonderlichen Manieren, sodaß ihre Reception bei Almacks sehr in Frage gestellt bleiben dürfte. Zwei Brüder, denen fortwährend dieselben Anspielungen und Localpossen von den Lippen fließen, die einander sprechend ähnlich sehen und deren Charakter doch ein sehr verschiedener ist. Der Unterschied liegt übrigens nicht darin daß der Eine gereimt und der Andere ungereimt spricht, denn der Gereimte ist es gerade der das Ungereimtere kohlt. „Der neue Eulenspiegel" enthält Gesundes und Guterzähltes; die Geschichten vom Pfarrer Röhr und die Schilderung des Feldzugs der Knittelrussen haben in der That Etwas von dem Humor der alten Volksschriften, die Erzählung von den Benedictinern erscheint aber, ohne daß ich im Stande bin abzusprechen, deshalb nicht treu, weil eben Benedictiner in Scene sind. Dieser Orden müßte gerade im bergischen Lande anders gewesen sein als sonst überall. Die Benedictiner gehörten zur Aristokratie der Mönche und pflegten sich anders zu führen als sie hier gezeichnet werden. Indeß, obgleich das Buch mit dem Kerne der „Bibliothèque bleue" nicht viel mehr als das Löschpapier gemein hat, muß doch lobend anerkannt werden daß überhaupt Gesundes darin steckt; die „O'lumpiade" dagegen läßt nicht die Spur davon entdecken. Es gibt Leute die alle Kunst volksthümlicher Schreibart in grobem Cynismus suchen, und meinen daß anständige Haltung Nichts als Vornehmthuerei bedeute. Der Cynismus soll die derbe Kraft des ehrlichen Volkstones ersetzen, aber er ist und bleibt seine ekelhafte Caricatur. Kraftausdrücke, rothrepublikanischer oder rothreactionnairer Barrikadenstil und angemessene Schimpfereien machen ein Convolut von Knittelversen noch zu keiner Volksschrift. O'lumpiaden mag fabriciren wer den Pöbel für eine Classe der Gesellschaft hält die als Pöbel conservirt werden soll und darum auch zum Besitze einer pöbelhaften Literatur berechtigt ist. Der Verfasser selbst ist dieser Ansicht nicht, wie ich aus dem „Eulenspiegel" ersehe, und nur darum mag er die Wahrheit über sein Machwerk hören, sonst wäre jede Silbe weggeworfen. Diese versificirte Kreuzzeitung, die ohne großen Bedarf an Muth jetzt sagt was von der prosaischen ihrer Zeit nur mit großem Muthe gesagt werden konnte, übertrifft ziemlich das Schlechteste was von Heulern und Wühlern in diesem Genre geleistet worden ist an Erbärmlichkeit. Sie enthält eine mehr oder minder ad libitum zugestutzte Schilderung der Barrikadenbauerei in Elberfeld, des Zeughaussturmes in Siegburg u. s. w. Geschmalzt und durchsaftet ist das Machwerk von trivialster Absichtlichkeit und Niedrigkeit; Wäscherinnen und Fischweiber sind die Rhetoren. Kinkel figurirt mit „Tulpenaugen", Freiligrath flieht zu „schnöden Karaiben". Es lebe der Unsinn! Man kann allerdings mit Fingern greifen daß der Verfasser sich forcirt hat, aber er mag zusehen daß man nicht künftig auf ihn anwendet was er (S. 64) von einem alten Weibe sagt:

> Und sie schimpft, wie Dies zu thun pflegen
> Solche Leut', der Herzerleicht'rung wegen.

Besser wenigstens paßt es leider jetzt schon als zwei andere Verse am Schlusse:

> Mehr als flache wälsche Witze, mehr als Form und Klang im Lied,
> Will der Kern des deutschen Volkes, er will Tiefe und Gemüth.

Wie gern hätten wir „Tiefe und Gemüth" anerkannt, und wie konnte Hr. Montanus mit solcher Gesinnung eine O'lumpiade schreiben!

---

*) Den zweiten Artikel dieser Uebersicht bringen wir im Monat Juni. D. Red.

3. Aus Hessen. Gedichte von Wilhelm Clemen. Kassel, Raabe u. Comp. 1851. 12. 6 Ngr.

Ein junger Herr, ein Strauch der allerwahrscheinlichst zum ersten mal Blätter bringt, und grün und frisch genug aussieht spätere Blüten zu verheißen. Ob diese indeß absolut blau oder roth sein werden, läßt sich mit Gewißheit nicht vorhersagen. Wie gesagt, der Saft ist noch nicht bis zur Blüte geklärt, er weiß noch nicht recht ob er oben oder unten, am ganzen Stamme wie Cercis siliquastrum, oder nur an den Spitzen wie die Eberesche, mit seiner Blütenkraft hinaus soll. Sonderbar erscheint dieser Kampf, wenn auf der einen Seite den Fürsten gemüthlich zugeredet wird, während sie auf der nächsten mit einem Anathema sit! zu den Todten geworfen werden. Die Sprache ist dort und da schon jetzt nicht ohne bessern Schwung, und will sich Hr. Clemen recht ernstlich die ersten Strophen der Einleitung merken, so verzweifeln wir nicht daran nachgerade einer hübschen Blüte zu begegnen, vorläufig sind es noch Blätter was er gebracht.

4. Der Ministercongreß. Drama in einem Act von Justus Ernst. Kiel, Schröder u. Comp. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seltsam was sich Alles in einer Thräne spiegeln, in eine Thräne fassen läßt! Oder ist dies „Drama" nicht eine bittere, blutige Thräne die von den Wimpern eines Mannes rollte dem ein großer Kummer die Brust drückt, dem ein wahrer, tiefer Schmerz das Herz zusammenpreßt? Fragen Sie nach den Umrissen der Dichtung, so zweifle ich daß Sie, auch wenn ich Ihnen den Gang der Dinge genau herausschreibe, nur die Spur des Eindrucks in sich spüren werden den die Lecture des Gedichts selbst unzweifelhaft auf Jeden hervorbringt der noch ein wenig reines, ungefälschtes Gefühl insich trägt. Die Sache ist kurz diese: Im Conferenzpalast einer unschwer zu erkennenden lunarischen Residenzstadt erwartet der Hofmarschall, ein würdiger Verwandter des Herrn von Kalb aus „Cabale und Liebe", die Minister. Vor ihnen erscheint noch ein „stattlicher Mann", das personificirte Schleswig-Holstein, das Recht „das ungerufen kommt". Kalb will ihn auf „gute" Weise loswerden und besticht einen Lakaien dem Manne des Hofmarschalls goldene Uhr in die Tasche zu prakticiren. Dieser Lakai, durch seinen Collegen gezwungen, legt die Uhr auf den Tisch, und eine Person des Dramas, Namens Hessenfluch, die betrunken ankommt, stiehlt sie. Die Minister treten ein, conferiren, der Diebstahl kommt aus, man geht zur Tagesordnung, der Mann aus Schleswig-Holstein nimmt den Platz des Dänen, hält eine fulminante Rede, läßt die Herren beichten und verschwindet geisterhaft, nachdem er die Elemente entfesselt hat. Das Feuer ergreift den Saal, vertreibt die Tagenden, brennt Herrn von Kalb zu Asche und betäubt Herrn Hessenfluch durch Rauch u. s. w. dermaßen daß er bewußtlos zum Fenster hinausgeworfen wird. Der eine Lakai, die Personification der Bedientenpartei des deutschen Volks, muß über die brennende Treppe, das Fegefeuer, hinab; der andere Diener, das sich bewußte deutsche Volk repräsentirend, rettet sich mit der flammenden deutschen Fahne durch einen kühnen Satz zum Fenster hinaus und wird vom Jubel des Volks empfangen — der Conferenzsaal stürzt ein. In dieser Nacktheit erscheint das Ganze mehr als eine Bizarrerie, als eine Posse denn wie ein poetisches Werkchen; aber ich wiederhole es: es ist nicht die Spur von Grimasse in der Ausführung, es klingt ein Herzton in dieser Dichtung der jeden rauhen Finger zurückweist. Der Schmerz ist echt, die Thräne rein. Man muß diesem Gefühle das Recht lassen sich bis zu dem Fluche hinzuringen, den das verlassene, verrathene und verkaufte Schleswig-Holstein ausrufen darf, nachdem all die klingenden Königsworte, die getragenen Versprechungen, das ganze deutsche Heldenthum Nichts weiter thun konnten als — nun seht nach dem Norden hinauf, und wem noch eine Thräne blieb, Der weine sie bei diesem Anblicke. Die Ironie des Gegensatzes im Empfange des „stattlichen Mannes" und Hessenfluch's ist von ergreifender Wirkung, überall geht ein edler würdiger Geist durch das Werkchen, eine Haltung die sich auch in der Exaltation am Schlusse nicht vergißt, die Worte träufeln schwer und heiß, gleich geschmolzenem Blei, die Sprache ist der besten ebenbürtig. Im Triumphe über den Tod des letzten Kalb ruft der Dichter am Schlusse aus:

> Ihr alten Väter, hört es, graue Dulder!
> Und du, unschuld'ge Freiheit, blond und gläubig,
> Du arme deutsche Musikantentochter,
> Verkuppeltes Geschöpf, und du, mein Volk,
> Betrog'ner Bräutigam — es ward zu Asche
> Der letzte Herr von Kalb!

Ich kann nicht umhin Dies für einen Irrthum zu halten: die Kalb sind nicht brennbar, sie sind von Asbest. Im Uebrigen glaube ich nicht daß man dies Gedicht auf die Breter bringen wird, aber zur Lesung darf ich es empfehlen. Es ist eine Passiflore, eine Passiflore mit Dornen.

5. Blumen und Nesseln aus dem Hausgärtlein der Witwe Germania. Vom Verfasser des „Adolf Sander" 2c. Karlsruhe, Malsch und Vogel. 1850. 12. 8 Ngr.

Einer von den Herren die an die Einheit Deutschlands auch mit drei Dutzend Souverainetäten glauben. Kinder die Alles glauben was man ihnen sagt und Einem dabei so recht treuherzig in die Augen sehen, habe ich unsaglich gern; bei Männern aber ist mir solche Gläubigkeit ins Unendliche in demselben Maße zuwider, und ich hätte, wenn ich überhaupt an schmückenden Beiwörtern Gefallen fände, eine ganze Reihe davon für dergleichen Kunstblinde in Bereitschaft. Das vorliegende Heft ist zum Besten Schleswig-Holsteins herausgegeben, der Zweck soll das Mittel heiligen. Ich bin kein Jesuit und ebenso wenig Diplomat, ich verstehe diesen Grundsatz nicht zu würdigen, und so erfreulich es auch ist Leute aller Richtungen ein großes Recht erkennen zu sehen, so haben wir es doch mit dem literarischen Werthe der Arbeit zu thun und nicht mit dem Zwecke, der überdies im Augenblicke schon ein unerreichbarer ist. Das

Scherflein der Witwe ist ein Schürflein von einer sofort näher zu bezeichnenden Wunde: das Reimen von Zeitungsschund wird jetzt handwerksmäßig betrieben. Der Verfasser des „Adolf Sander“ gehört in dieser Beziehung neben den Verfasser der „O'lumpiade“, mit dem Unterschiede daß der Letztere corrigible sein mag, der Erstere aber kaum. Wer soll die „Jungfernklage über das erste Aufgebot“ belachen? Der Nebentitel „Passionslied“ ließ mich Passion nach dem Liede suchen, ich hatte aber nur das Leiden davon. Diese Bemerkung ist wohlfeil und werthlos, aber gerade darum hier passend. Die Blumen aus diesem Gärtlein blühen nicht und die Nesseln sengen nicht, sonst mögen sie Alles sein was sie wollen, nur keine Gedichte.

6. Der Weinschwelg. Ein humoristisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von S. Berlit. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. 5 Ngr.

Die Trinklieder des Hafis sind den Deutschen besser bekannt als der Schatz alter deutscher Schwelglieder, und doch dürften sich noch mehre entdecken und herstellen lassen die dem vorliegenden an Werth nahestehen. Eine Kritik der Uebertragung aus dem Mittelhochdeutschen von philologischem Standpunkte zu geben bin ich außer Stande, da mir das Original nicht zur Hand ist, aber die Arbeit macht den Eindruck einer sehr gelungenen Wiedergabe. Man hört die kolossalen Schlünge complet „gluren“. Nur eine Bemerkung noch. Das Wort pfell, pfellel, ist von den Wiederdichtern altdeutscher Rittergeschichten in seiner Urform recipirt worden, und scheint auch mir passender als die Interpretation „Baumwolle“. Meines Bedünkens müßte in moderner Sprache, wenn das alte Wort vermieden werden sollte, ein modernes Werthanalogon eingetragen werden. Das frische, schnalzende Gedicht hat ein besseres Kleid verdient als ihm die Verlagshandlung zutheilwerden ließ; empfohlen aber kann es jedenfalls werden, und mag die Verehrer Hafis' zu einer Vergleichung deutscher und persischer Weise auffodern.

7. Der Zauberer Virgilius. Ein Märchen aus der Gegenwart von Wilibald Alexis. Berlin, Adolf u. Comp. 1851. 16. 22⅓ Ngr.

Sollte es noch Niemand aufgefallen sein daß Absonderlichkeiten fast immer paarweise zutagekommen? Oder ist es keine Sonderbarkeit nordisches Spuktreiben in nordischer Weise nach Italien zu verpflanzen? Lepel that es, W. Alexis ebenso. Der Erstere nahm mit der Circe freilich einen indigenen Aushängeschild, aber der Zauberer Virgilius ist mittelalterlichen Ursprungs, und mehr als Das, allerwahrscheinlichst ein deutsches Kind. Der Zauberer Virgilius, den das souveraine Recht des Märchenerzählers, an das wir nicht tasten wollen, mit Virgilius Maro identificirt, war, beiläufig gesagt, auch durch die Erfindung einer ganz eigenthümlichen Gaszündmaschine berühmt, die näher zu beschreiben wir uns versagen müssen. Wißbegierige finden die Geschichte abgedruckt in F. H. v. d. Hagen's „Gesammtabenteuer“, II, 509 fg. Wir lassen das Märchenrecht unbetastet, nur ist Das was hier Märchen heißt hauptsächlich Bizarrerie. Italien ist ein niemals ausgesehenes Land, wer nicht selbst sah bekommt auch durch die Masse von Schilderungen kein Bild des Gesehenen und Sehbaren, sondern nur ein Urtheil über die specielle Weise des Reisenden seine Augen zu brauchen. Nachtragen nützte also hier Nichts. W. Alexis gibt runde Bilder, die Schreibart ist gewandt, wie wir es an ihm kennen, und nur dort und da scheinen uns seine Ansichten, um einen seiner Ausdrücke zu brauchen, „klar wie Kloßbrühe“. Man wird dies Buch als Unterhaltungslecture seiner frischen Schilderungen wegen gut aufnehmen und dem „Märchen“ zu Liebe über Manches hinwegsehen; einen höhern Werth legt ihm, wie ich meine, der Verfasser selbst nicht bei. Jedenfalls kann man das Buch lesen, auch wenn man kurz vorher Stahr's und Kestner's Schriften über Italien gelesen hat; von Dem was diese beiden Werke auszeichnet ist hier Nichts zu finden. Die beiden Herren lebten in Italien mit Kopf, Herz und Auge; W. Alexis nahm nur die Augen mit, indeß es waren ein Paar gute Augen, und was sie sahen ist hübsch erzählt.

8. Genesis der Revolution. Die Bekenntnisse. Die Kriegslustigen. Politische Zeitgedichte von E. von Bauernfeld. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. 12. 8 Ngr.

Politisch? Wäre es auch, es wäre kein Lob. Zeit? Kann sein, denn sie ist für Niemand sonderlich, sondern für alle Welt zäh. Gedichte aber —? Das ist zum mindesten eine offene Frage. Man spricht soviel von der jetzt wuchernden „impotenten“ Lyrik, und bis auf die Lyrik fände sich diese Phrase auch auf dies Heftchen berechtigt. Ich gestehe daß ich stutzte als ich vor solch trockenem, blatt- und blütenlosem, im Uebrigen hübsch gereimtem und nett gedrucktem Dinge solchen Namen las. Eine gewisse Art klingender und anklingender Gemüthsinnigkeit vermißt man hier, glaube ich, zum ersten mal an Bauernfeld. Frau Jerichau-Baumann hatte zur letzten düsseldorfer Kunstausstellung ein Bild geschickt das im Kataloge mit „Ein armes Kind“ bezeichnet war. Wir hatten Gelegenheit die Künstlerin öfters zu rühmen, mußten unsere Kritik diesmal aber damit abthun daß wir von der Katalognotiz Nichts als das Wort „arm“ stehen ließen. Bauernfeld gegenüber sind wir hier leider in einer ähnlichen Lage; die beste Kritik wäre, wenn wir das ganze Heft strichen und nur (S. 8) die Schlußverse behielten:

> Hat Einer d'rüber ein Buch geschrieben,
> 'S wär' besser in der Feder geblieben.

9. Schiller-Almanach auf alle denkwürdigen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849. Berlin, Grieben. 1850. 12. 15 Ngr.

Eine Sammlung von Citaten aus Schiller's Werken mit Beziehung auf Ereignisse der Jahre 1848 und 1849. Nicht ohne Geschick gewählt, — aber:

> Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

10. Waffenstrahlen. Regensburg, Manz. 1850. 12. 7½ Ngr.

Nett gedruckte Soldatenlieder, den bairischen Fahnen gewidmet. Wir achten die Gesinnung eines alten Militairs und schweigen von seinen Liedern.

Man sieht, die Tafelrunde die ich zu schildern vorhatte birgt eine Menge verschiedener Elemente, und zwar gerade derjenigen die in der Regel an Wirthstafeln vertreten sind; meine Ueberschrift bewährt sich immer mehr, und seit nun gar ein pensionnirter Militair dabei sitzt, dem ich viel lieber seine ehrliche Hand drücke als seine Verse zerknittere, fehlt nur noch der spiritus familiaris aller Wirthstafeln, der Commis voyageur. Und auch dieser ist da, ein Mensch der mich mit seinem Anekdotenschwall und seinen Witzen fast um allen Humor gebracht und trübe gestimmt hätte. Indeß lag dieser Erfolg nicht an ihm, sondern an mir selbst. Das Buch von dem ich rede ist sehr lustig, sehr unterhaltend; alle Welt wird darüber lachen, und ich würde nicht minder gern gelacht haben, wenn nicht der „Herausgeber" einen Namen trüge den ich ungern neben Verfassern von „Ungarischer Paprika" oder „Neugepflückten Judenkirschen" sehe. Ein deutscher Professor als witzreißender Cigarrenreisender, Das ist immerhin eine schmerzliche Erscheinung. Das Buch aber heißt:

11. Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Düsseldorf, Schaub. 1850. 8. 15 Ngr.

Unterhaltend, witzig, ohne directen Bezug auf das frankfurter Parlament, überhaupt unpolitisch. Für Misanthropen und Lachlustige empfehlenswerth.

Diese Knackmandeln und Traubenrosinen, das Desert des Mahles in Gestalt des lustigen Reisenden sollten, wie ich meinte, den Schluß bilden, indeß fand sich noch ein Wesen ein das mich fesselte. Es war eine Quêteuse. Man kennt diese Damen. Frankreich ist ihre Heimat. Sie treten in weißen, einfachen Kleidern, aber doch so verlockend und verführerisch als möglich in Gesellschaften an junge Herren heran und holen mit der schüchternen Bitte „für Unglückliche", „für Ueberschwemmte" u. s. w. aus den Taschen der Reichen goldene Spende, ja selbst aus der Börse Unbemittelter die letzten 20 Francs die noch eine halbe Woche reichen sollten. Wer kann einer jungen Dame gegenüber karg erscheinen wollen, wer gäbe nicht gern Etwas hin um einen Dank von solchen Lippen zu empfangen. Das Wesen das an mich herantrat gehörte in diese Kategorie, nur paßt die eben gegebene Schilderung nicht, trotz des schlichten weißen Kleides. Die Person die da kam und die Blechbüchse rüttelte war keine französische Quêteuse, sie war ein Wesen deutsch bis in die letzte Faser. Sie sammelte für „bedrängte Schleswiger", und Dies ist ein Zweck der nicht todt ist, wie die Sammlung für das Land. Indeß auch hier kümmert uns der Zweck so wenig wie bei einem frühern Hefte. Fort mit dem weißen Kleide und der Blechbüchse, heraus mit dem Helden!

12. Heldenlieder von Adolf IV., dem Schauenburger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 7½ Ngr.

Funfzig Seiten, und auf diesem kleinen Raume soviel gestaltende Kraft, soviel Schönheitssinn als uns oft genug nicht in dicken Bänden begegnete. Der Dichter gibt uns seinen Helden als eine mächtige kernhafte Gestalt, die sich im Gedichte durch sich selbst abrundet und plastisch fest an uns herantritt. Diese Dichtung macht den in neuerer Zeit so selten gewordenen, unsaglich angenehmen Eindruck eines Werkes das nicht vom Zeitwinde sich Blätter und Blüten anwehen und flüchtige Reize leihen läßt: sie steht auf eigenen Füßen, sie verdankt ihre männliche Schönheit der ihr selbst innewohnenden poetischen Kraft. Es ist Etwas in diesen Heldenliedern, sie müssen heraus aus der weißen Jacke, der Dichter, H. Keck heißt er, muß den Gerhard und Adolf VIII. in derselben Weise weiter singen, dann hat die spärliche Zahl bedeutender epischer Dichtungen einen werthen Zuwachs gewonnen. Dies Heft zu empfehlen ist mir eine von keinem „Aber" getrübte Freude. Nur ein paar in der Vorrede gesagte Worte glaube ich berichtigen zu müssen. Es handelt sich um die Form der Dichtung, um die Nibelungenstrophe. Der Irrthum daß Uhland's „Eberhard der Rauschebart" im alten Heldenverse geschrieben sei, spinnt sich durch einige Dutzend Musterbücher, aber er ist und bleibt ein Irrthum. Keck geht also nicht, wie er sagt, über Uhland hinaus, sondern er greift eben den alten mächtigen Rhythmus wieder auf wie ihn Simrock aufgegriffen hat. Der iambische Vers Uhland's mit der klingenden Cäsur in der Mitte gibt sich als einen Alexandriner — mit klingender Cäsur. Das ist es.

Max Waldau.

Antonio Foscarini. Von Ida von Düringsfeld. Vier Bände. Stuttgart, Metzler. 1850. 8. 6 Thlr.

Es gehört in der That Muth dazu einen Roman von vier dicken Bänden zu lesen, weshalb Referent sich beeilt dem Leser diesen Muth zu geben, indem er ihm Schönes und Interessantes verheißt. Nicht daß Weitläufigkeiten fehlten und Längen vermieden wären; auch daß man nicht wünschen möchte das Sujet in drei anstatt in vier Bänden bearbeitet zu lesen; nicht daß manches allzu sehr ins Detail gehende Gespräch oder manche in ihrer Charakter-Individualität allzu oft redend eingeführte Persönlichkeit zuweilen ermüden und den Leser zur Ungeduld reizen: doch ist das Ganze nicht unbedeutend, ja sogar bedeutend zu nennen, sowol durch den historischen und Localhintergrund als auch durch die Aufstellung und Entwickelung ungewöhnlicher Charaktere in ungewöhnlichen, wohlersonnenen und gutgeschilderten Verhältnissen.

Der Schauplatz des vorliegenden Romans ist Venedig, und der Charakter der Lagunenstadt ist treu aufgefaßt und mit dem Hauch des Südens, mit den Eigenthümlichkeiten des Volks und des Volkslebens versehen, sowie auch mit der politischen Färbung, wodurch die Erzählung ein außergewöhnliches Interesse erhält, welches durch die wohlgeschilderten historischen Ereignisse sowie durch den glühenden Patriotismus der handelnden Personen noch erhöht wird. Unter Letztern gibt es wenig unbedeutende; die Hauptgestalten sind ausgezeichnete, mit schönen Eigenschaften reichlich ausgestattete Erscheinungen, deren Lieben, Leiden, Denken und Handeln der Leser mit warmer und reger Theilnahme folgen muß. Der Held Antonio Foscarini ist

nicht etwa ein junger bartloser Liebhaber, sondern ein Mann der die Welt kennt und in der Welt schon Manches geleistet hat. Er ist Cavaliere und Senator, an Geist und Aussichten ein bedeutender Patricier. Geboren in den Jahren wo Cypern der Republik entrissen ward, steht er in der Mitte der Vierzig mit all seinen entwickelten Kräften da, blickt mit gerechten Erwartungen in die Zukunft und kann sich schon so reicher Erlebnisse erinnern daß der kleinste Theil davon einem alltäglichen Geschick genügt hätte. Die ersten großen Glaubenskämpfe waren während dieser Zeit in Europa ausgestritten worden: der eherne Sixtus V. war wie ein strenger Donnerer erschienen; das heitere Gestirn Heinrich's IV. hatte sich in Frankreich erhoben, das düstere Philipp's II. von Spanien sich gesenkt. Dieser Geburtszeit der neuen Geschichte hatte Antonio in seiner ersten Jugend beigewohnt: mit dem ganzen Antheil wozu sowol seine Anlagen ihn befähigten, als auch die Freundschaft womit Leonardo Donà, dieser unübertreffliche Gesandte, ihn auszeichnete und bildete. Antonio ward also die Gelegenheit große Dinge zu sehen und kostbare Reden zu hören; denn „Leonardo Donà hatte einen Mund voll Süßigkeit bei einem Kopf voll Weisheit". Wo es nur zu überreden galt, da sandte die Republik den meisterhaften Donà, der in Madrid einen Bund *gegen* die Türken und dann wieder in Konstantinopel den Frieden *mit* den Türken schließen, Sixtus V. in seinem Grimm besänftigen, allen nachfolgenden Päpsten gefallen mußte und eben auch Paul V. mit der Stadt des heiligen Marcus versöhnen sollte als er zu ihrem Dogen gewählt wurde. Und dieser herrlich geschickte Mann hatte den jungen Antonio erkannt, ihn zu sich herangezogen, sich zu seinem Lehrer gemacht, ihn begeistert, ihm vertraut und ihm endlich erlaubt sein Freund zu sein.

Dazu die Anschauungen die Antonio täglich genießen konnte, das Meer, die Häfen und die Laguna mit ihrer unbeschreiblichen Belebung, die Meisterwerke der Baukunst, die Abwechselung der Gemälde: Sansovino hatte schon geschaffen, Scamozzi bereits seine phantastischen Paläste gebaut, die venetianische Malerei eben ihre üppigste Blüte entfaltet. Die meisten der besten Maler lebten noch in Antonio's Jugend hinein, mit den meisten der neuern war er bekannt und vertraut.

Als Leonardo Donà Doge wurde, war Antonio nicht länger unter den jungen Patriciern verborgen. Zwar hatte er schon mit großer Geschicklichkeit die Regierung von Chioggia verwaltet, doch war dieses Auszeichnen immer nur ein gewöhnliches gewesen, und die reiche Gelegenheit seinen Geist zu entfalten hatte der Senat ihm erst gegeben als er, auf Veranlassung des Dogen, ihm den Auftrag ertheilte die außerordentliche Gesandtschaft von Heinrich IV. welche den Frieden zwischen der Republik und dem Papste vermitteln sollte in seinem Palaste aufzunehmen und auszuforschen. Das Gelingen dessen er sich freute gewann ihm die Zufriedenheit der Väter, und bald ging er als Gesandter an Heinrich nach Frankreich, wo er eine neue Nationalität, ein ganz anderes Staatsleben, einen Hof, den guten, schlauen, launigen und schwachen Bearner und die mannichfaltigsten und wichtigsten Persönlichkeiten kennenlernte. Drei Jahre später empfing er eine Sendung an den König Jakob, den er durch seine Antworten in classischem Latein sehr geneigt machte. Nach der ersten Gesandtschaft war er Cavaliere, nach der zweiten Senator geworden, und noch jetzt bekleidete er seine Stelle in Pregado, indem der Große Rath ihn mit jedem Jahr darin bestätigte.

Also unterstützt und gefördert war Antonio in seiner Ausbildung bis zu seinem gegenwärtigen Standpunkt gelangt, und die Väter waren wohlberechtigt auf diesen ihren Sohn mit großer Hoffnung zu schauen und den Tag vorauszusagen wo er einst Doge sein würde. In den Reihen des Volks geboren wäre er Spion geworden, jetzt als Patricier war er der geborene Staatsmann, bestimmt zu ergründen, zu entwirren und neu zu verknüpfen. Alle seine Anlagen beurkundeten diese Bestimmung: der entschiedene lebendige Charakter, der das Gegebene sobald er es begriffen beiseiteließ um auf neuen Pfaden an ein neues Ziel zu dringen; die geistigen Eigenschaften welche zur Klugheit gehören, die reinpraktischen Neigungen, die Studien selbst, so glücklich er sie getrieben und noch trieb — waren für ihn nur Hülfsmittel, niemals eigentliche Beschäftigung, ebenso wenig Erholung. Das Staatsleben machte seine Beschäftigung aus, und der Erholung bedurfte er nicht, indem er sich nie an Fremdem oder Schwierigem ermüdete. Der heimatlichen Staatsverfassung, diesem so ganz auf Verstand gegründeten und durch Verstand vollendeten Kunstwerke, bekannte Antonio sich so innerlichst geistesverwandt daß er für dasselbe den einzigen Enthusiasmus empfand dessen er bisher fähig gewesen. Er war durch und durch venetianischer Patricier, und nahm die Erhaltung des Patricierthums als seine einzige Aufgabe an. Sogar Christ und Katholik war er nur, soweit als der Staat der venetianischen Patricier es ihm erlaubte. Denn trotzdem daß die Stadt dem heiligen Marcus geweiht war, trotz der Ehrfurchtsbezeigungen gegen die übrigen Heiligen, gegen die Körper derselben und gegen die Inhaber des heiligen Stuhls, so bekannte Venedig den Katholicismus doch immer mit Bedacht. Der Fanatismus gedeiht nicht in der Zelle, die Schwärmerei nur auf der Höhe der Hingebung. Im venetianischen Senat saß er weder als Eiferer noch Schwärmer. Die Helden Venedigs kämpften unter dem Banner von S.-Marco nicht *für den Himmel*, sondern *für ihre Stadt*. Dem höchsten Gott selbst brachte die Republik Dankopfer dar für die Siege und Errettungen. Nicht mittelbar, nicht vom Papst empfing sie Heil und Strafe; unabhängig wie auf dem Meer erhielt sie sich auch im Geiste, und unabhängig, rein von allen hemmenden Satzungen war auch Antonio Foscarini, und die tiefe feurige Vaterlandsliebe seine eigentliche Religion.

Daß ein also ausgestatteter, so günstig entwickelter Charakter nicht der Held eines gewöhnlichen Liebesromans sein kann ist natürlich. Unter politischen Ereignissen, Verschwörungen und Intriguen muß der Leser außerordentlichem Liebesglück und außerordentlichem Liebesschmerz begegnen. Die beiden Frauen die er liebt sind ebenfalls seiner würdig. Christine Contarina, die ältere, die einst so heißgeliebte, die treue Freundin, wird allerdings reizend geschildert, als eine sinnlich-schöne Blondine, eine Seltenheit in Italien, und ebenso reich an geistigen Reizen wie an körperlichen. Sie war Witwe. Während ihrer Ehe hatte Niemand ihren Ruf antasten dürfen; aber als vor zehn Jahren ihr Mann gestorben, hatte sie sich nach der gesetzmäßigen Trauerzeit abermals in die Welt begeben und einen geistreichen Männerkreis um sich gebildet. Sie schien entschlossen ihre Unabhängigkeit wenngleich mitmaßen, so doch ohne herkömmliche Beschränkungen zu genießen, worüber der Neid zu tadeln, die Eifersucht zu spähen begann, und der Ruf der schönen Contarina nicht mehr rein genannt werden konnte. Ihre äußere Stellung ließ indeß ihren Freunden Nichts zu wünschen übrig: sie war Besitzerin eines Palastes und reich an eigenem und ererbtem Vermögen, sodaß sie sich Nichts zu versagen brauchte. Antonio war nicht der Contarina erster Geliebter, aber ihr erster Gebieter. Sie hatte sich oft gegeben oder geliehen ehe sie wirklich unterworfen wurde. Ihr Verhältniß zu Foscarini fing mit *seiner* Leidenschaft an und endigte mit der *ihrigen*. Sie besaß die Gabe mit Grazie untreu zu werden, und so brach sie das Verhältniß mit einem Liebhaber um ihr Herz ganz dem Antonio zuzuwenden in ewiger Treue, obgleich sie die Ehe die er ihr bot ausschlug, um seine schöne Liebe nicht durch das Alltagsleben ihres Zaubers zu berauben.

Therese ist die zweite Heldin des Romans; ihre Schönheit wird als „Gestalt gewordener Glanz" bezeichnet. Sie bildet als unschuldiges, im Kloster erzogenes, mit strengen Grundsätzen ausgestattetes junges Mädchen einen interessanten Contrast mit der nicht allzu strengen Contarina. Von Kindheit an für Antonio bestimmt, heirathet sie einen alten achtungswerthen Mann und begegnet der aufflammenden Liebesglut Antonio's mit tugendhafter Kälte, welche sich steigert je wär-

Digitized by Google

mer ihr eigenes Herz seine Neigung erwidert. Die innern Kämpfe gegen dieses Gefühl, sodann gegen die Aeußerungen desselben als Antonio verkleidet sie im Garten überrascht, der Contarina Schmerz bei Entdeckung dieser Neigung, ihr edelmüthiges Ringen gegen die Eifersucht, wodurch sie das Verhältniß bald fördern, bald trennen will und immer beweint, indem sie Therese bald haßt und bald liebt und ihr immer vergibt. Wie sie in diesem Ringen sich veredelt in ihrem Schmerz, während die tugendhafte Therese ihre Seele scheitern läßt an der Liebe die im Widerspruch steht mit ihren Pflichten und ihren Grundsätzen. Antonio ehrt dieselben und spinnt während einiger Zeit ein Verhältniß mit ihr fort unter geheimnißvollen Rendezvous und tugendhaften Liebkosungen, welches ihn so beglückt daß er den Umgang mit der Contarina auf Theresens Verlangen aufgibt. Als indeß Therese erfährt daß er eine Courtisane besucht, verwandelt sich ihre Liebe in Haß. Sie haßt ihn weil er sie ihren Pflichten entfremdet, ihre Ruhe gestört hat, weil sie immer an ihn denken muß, obgleich sie ihn immer meidet. Ihr Charakter wird heftig, launig, lieblos; sie ist nicht mehr die sanfte wohlwollende Frau die sie früher war, sie ist hart und unfreundlich gegen ihre Umgebungen. So unversöhnlich ist ihr Haß gegen Antonio daß, als er wegen einer Verkleidung die er in der Abenddämmerung angelegt um sie zu sehen, zu sprechen und zu versöhnen, der Verrätherei gegen den Staat angeklagt und deshalb zum Tode verurtheilt wird, als er, ihren Ruf schonend, schweigt, doch durch ein einziges Wort von ihr gerettet werden könnte, sie dieses Wort nicht spricht. Nicht das Mitleid des Weibes, nicht die Erinnerung ihrer Liebe vermögen sie zu erweichen, auch nicht das Flehen der Contarina, die Antonio doch um Theresens willen und auf Theresens egoistisches Verlangen aufgegeben hatte, die ihn verloren und ihm nachgeweint und ihm dennoch eine treue, uneigennützige Liebe bewahrt hat. Sie eilt zu der jungen Frau, umschließt deren Knie und fleht um das rettende Wort für den Geliebten; sie fleht mit Sanftmuth, mit Innigkeit, mit immer mehr sich steigernder Leidenschaft; sie stellt ihr vor wie die wahre Liebe immer von den Menschen anerkannt und geheiligt wird; sie überhäuft sie mit Vorwürfen, mit bitterm Tadel, sie zieht ihr den Mantel der Scheinheiligkeit von der Seele, erschöpft alle ihr zugebotestehenden Mittel: aber Therese spricht das Wort nicht, denn höher als der Geliebte steht ihr die Ehre, und Antonio Foscarini erleidet den Tod, jenen herben, bittern Tod des Verräthers, den er selbst noch wenige Jahre vorher als Senator über wirkliche Vaterlandsverräther verhängen mußte und den er damals mit so großer Wärme, mit so tiefem Mitgefühl geschildert, nachdem er seine Empörung über die vorausgehenden Folterstrafen ausgesprochen hatte:

„Wie könnte man“, sagte er damals, „einen Menschen zum Tode verurtheilen, ohne ihm mit einem Gedanken des Grauens an die finstere Schwelle zu folgen über die zu schreiten heute seine Bestimmung war, wie es morgen vielleicht die deinige sein wird. Dein Wort sendet ihn — dich wird Gottes Stimme rufen; aber der Weg ist derselbe, nur die Begleitung verschieden: bei dir ehren- und trauervoll, bei ihm wie schreckenvoll! Dachtest du es jemals durch was der Tod im Gefängnisse heißen möge? Ich habe mich bisher wenig bei Todesbetrachtungen aufgehalten. Auch über die Kerker in denen die Verbrecher zwischen der nächtlich eintönigen Einsamkeit und der schauderhaften letzten Erwartung allein waren führte meine Bestimmung mich täglich hinweg, ohne daß eine Erinnerung an die drunten meine Schritte und meine Seele gehemmt hätte. Heute jedoch wo Verurtheilen mein Tagewerk gewesen, wo ich Paß auf Paß nach dem unbekannten Lande unterzeichnet, heute begleitete ich mit meiner Einbildungskraft den Renoult Stufe auf Stufe hinab in die verhängnißvolle Zelle, Minute auf Minute dahin in die Ewigkeit. Glaube mir, die Wanderung war eine gräßliche. Gehe in die Schlacht, den Tod herausfodernd: die Ehre trägt die Fahne, das Vaterland winkt dir von weitem, die Freunde sind mit dir, das Grab welches vor dir sich aufthun kann ist ein rühmliches. Liege auf deinem Bett den Tod erwartend: die Deinen umgeben dich, die Kirche segnet dich, der Glaube tröstet dich, Klagen werden dir folgen, Liebe wird dich beweinen. Steige auf das Schaffot wo der Tod dich erwartet: der Himmel ist noch über dir, du siehst vielleicht hier und da noch ein erbarmend Gesicht, der Priester fehlt nicht an deiner Seite. Aber steige geknickt und gefesselt hinab, hinab und hinab: aus der Schönheit in die Furchtbarkeit, aus der Helle in die Finsterniß, aus der Schallebendigkeit in die Tonlosigkeit, aus der göttlichen Meeresluft in die eingemauerte der Gewölbe; steige hinab, geleitet von Lampen trübe, begleitet von Häschern, verlassen von der Hoffnung, ungetröstet von der Liebe, erwartet vom Aufhören. Echo rief, Echo verhallte hinter dir; horche auf! Du wirst keines wieder hören. Schreite die Stufen bedachtsam hinunter, die letzten Schritte sind es die du thust. Nicht wieder hinan wirst du steigen gleich den Häschern die mit dir gehen, selbst nicht mehr hinab wenn die Stufen geendet sind: du bist dann auf gleichem Boden mit dem Jenseits. Der Priester kommt; beichte langsam, es ist der letzte Mensch mit dem du reden wirst, nach ihm siehst du nur noch Henker; nimm seine Stimme gierig in dir auf, es sind die letzten heiligen Worte die du hienieden hörst. Der Priester verläßt dich; du kannst nun die Secunden zählen die du noch athmen sollst; du wirst genommen, geführt, aus der Zelle deiner letzten Lebensaugenblicke in die deines Todesaugenblicks gebracht; auf den Sessel gesetzt von welchem du nicht mehr aufstehen wirst; der Henker legt den Strick um deinen Hals, die Maschine in der Mauer thut ihr Werk, und was du sein wirst wenn sie das verrichtet hat, Das laß die Betenden sagen welche morgen auf der Piazza um den Galgen knien werden. Wahrlich, nur in einem solchen Augenblick einsamen Kerkersterbens kann erprobt werden ob wirklich Kraft in einer Seele wohnt. Widersteht sie der Verzweiflung, dann trägt sie den echten Muth in sich. Würde die meine diese Prüfung bestehen? Ich zögere mich zu rühmen, ich habe bei der innerlichen Anschauung eines solchen Todes gelernt an mir selbst zu zweifeln.“

Und diesen Tod mußte Antonio sterben, weil Therese nicht das Wort sprechen wollte das ihn retten konnte. Obgleich die Contarina ihr zuruft: „Gib ihm Leben und erwirb dir Ehre, denn glaubst du dich zu schänden durch dein Bekenntniß? O wie irrst du! Sie werden dich preisen, dich erheben als die edelste, die muthigste aller liebenden Frauen. Opfer finden immer Thränen welche um sie fließen; opfere dich für Antonio, und kein Auge wird sein das nicht für dich weinte, kein weiblich Herz das dich nicht entschuldigte, kein männliches das nicht deinen Geliebten beneidete. *Die Göttlichkeit des Liebens übt immer seine Herrschaft, selbst wenn die Liebe eine unerlaubte ist.*“

Foscarini stirbt den schweren Tod als Held muthig, gefaßt und ergeben, dem Vaterland verzeihend und ohne Erbitterung gegen Therese. Sein letzter Gedanke gehört der treuen Freundin Contarina, sein letzter Liebesgruß erreicht sie durch den jungen Mönch dem er gebeichtet. Dieser Gruß ist ihr ein Trost, eine Stütze. Fern von der Welt, auf ihrem Landhause, verlebt sie trauernd um den Geliebten ihre fernern Tage. Theresens Vater, ein alter Freund der Contarina, der sich jetzt nicht mehr heimisch fühlt bei der so ganz veränderten Tochter, zieht mit ihr; auch er hat Antonio bewundert und geliebt, auch er glaubt an seine Unschuld und betrauert seinen Tod. Der Charakter des alten treuen Freundes einer jungen Frau ist in ihm schön durchgeführt; nach Jahren stirbt er von ihr gepflegt.

Wie Theresens Charakter an ihrer Liebe gescheitert ist, so scheitert der Charakter ihres greisen Gatten an der Eifersucht; aus einem sanften, wohlwollenden, ehrenhaften Mann verwandelte er sich in einen rachsüchtigen, grausamen. Er hat die Liebe seiner Frau zu Antonio errathen, und ohne zu wissen wie weit sie in ihrer Untreue gegangen hält er die Liebenden

für schuldiger als sie es sind. Er war es der die Anklage gegen Foscarini aufnahm, indem er doch von dessen Unschuld überzeugt war; er hatte die Anklage dem Senat vorgetragen, das Todesurtheil unterzeichnet. Er marterte die Gattin mit seinen Mittheilungen über diesen Fall, bewachte sie in ihrer dumpfen Verzweiflung; er vernichtete das Tagebuch worin sie ihre Reue und Antonio's Unschuld aufgezeichnet hatte, er bewachte sogar ihr Sterbebett und verweigerte ihr den Trost der Kirche, damit ihre Beichte nicht seine Ehre beflecke. Bei verschlossenen Thüren wachte er allein an ihrem Sterbebette, an welchem er bis zur Nacht saß. Die draußen versammelte Dienerschaft vernahm bisweilen ein Wimmern, ein Stöhnen, aber kein Fuß wagte sich an die Thür, keine Hand wagte sie zu öffnen. Endlich schloß der alte Patricier mit unsicherer Bewegung auf und zeigte den entsetzten Leuten das greise Angesicht von Thränen überströmt: Therese war todt. Auch sein starres Gemüth erweicht in seinen letzten Lebensstunden durch der Contarina liebevollen Zuspruch; sie vergibt ihm den Schmerz womit er in seiner Rachsucht ihr Leben gestempelt hat, und er stirbt versöhnt mit Gott und Menschen.

Nach Jahren wird auch Antonio's Unschuld entdeckt. Diejenigen welche ihn als Verräther angegeben hatten um den üblichen Lohn dafür zu erlangen, fanden Gefallen an dem reichen Gewinnst und wiederholten dieses schändliche Handwerk so oft, bis es Verdacht erregte und zu näherer Untersuchung führte. Am 18. Januar 1822 ward dem Rath der Zehn vorgeschlagen das Andenken Antonio's wiederherzustellen. Der begangene Irrthum wurde allen fremden Höfen angezeigt; in dem Todtenregister von San-Marco dem Namen Foscarini eine reinigende Erklärung beigefügt und dem Hingerichteten ein Denkmal gesetzt mit ehrenvoller Inschrift.

Wie die Hauptgestalten des vorliegenden Romans bedeutend sind, so sind es auch die Nebengestalten: die aus dem Volke tragen den echten italienischen Typus, und manche Weitläufigkeit die wir der Erzählung vorwerfen möchten hat augenscheinlich den Zweck das Nationnelle der Figuren hervorzuheben.

Ebenso dramatisch wie die Scenen des Liebesromans sind die historischen und politischen Ereignisse geschildert. Eine Verschwörung mit ihren Vorbereitungen und Theilnehmern, deren Entdeckung und Bestrafung, nimmt das ganze Interesse des Lesers in Anspruch, sowol durch die lebendige Darstellung des Factums als auch durch die kunstvolle Charakteristik der dabei Betheiligten.

Die Verfasserin bekundet in dem vorliegenden Roman sorgsame geschichtliche Studien, genaue Kenntniß der Localität und Sitte, ein Ergründung des menschlichen Herzens in seiner Fähigkeit zum Guten und zum Bösen, sowie ein fleißiges Ausarbeiten des Gedankens. Wir empfehlen den Roman auch ernsten Lesern, die in der jetzigen Sandwüste der Literatur nicht blos nach Goldstaub sondern auch nach Goldkörnern verlangen. 15.

Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von Karl Vogt. Mit 134 in den Text gedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon vor dem März 1848 waren die ersten Bogen dieser Uebersetzung gedruckt worden, wie uns der Verfasser in der Vorrede mittheilt. Die Correcturbogen blieben liegen, wie der Verfasser meint ohne Schaden für das Buch selbst und seine Leser. Wir wollen Dies gern zugeben, ja sind fast versucht zu behaupten die Arbeit hätte ohne Schaden noch lange liegen bleiben können. Jedenfalls dürfte das Buch nach 50 Jahren denselben Werth haben den es gegenwärtig besitzt. Wir werden es immer nur betrachten können als die müßigen Phantasien eines Geistes der mit höchst ungenügender Kenntniß der Thatsachen, und ohne in die Wissenschaft eingedrungen zu sein, sich nun aus seinem eigenen kleinen Gehirn das Weltall construirt, kurz als eine Nachahmung jener Weltanschauung die wir in Deutschland als Naturphilosophie eine zeitlang spuken sahen. So konnte der Uebersetzer auch füglich seine Anmerkungen darauf beschränken falsche Thatsachen und falsche Schlüsse zu berichtigen, und leider bietet das Buch dazu weit mehr Gelegenheiten als er benutzt hat.

Man kann im Allgemeinen annehmen daß der wissenschaftliche Standpunkt des Verfassers um 10—20 Jahre hinter der Wissenschaft zurück ist, sodaß ihm von den Entdeckungen der letzten Jahre nur Einzelheiten bekannt sind. Die Richtung des Buchs ist eine specifisch-englische, indem nämlich das Bestreben sich kundgibt nachzuweisen daß man auch bei der Betrachtung der Natur zur Erkenntniß Gottes kommen müsse. Der Uebersetzer empfiehlt das Werk als die Arbeit eines constitutionnellen Engländers der einen constitutionnellen Gott aufgestellt habe, welcher anfangs selbst Gesetze gab, nun aber an seiner Statt das Gesetz walten läßt.

In dem ersten Abschnitte, welcher von den Himmelskörpern handelt, kommt der Verfasser zu dem Resultat daß nur die Gottheit einen solchen Bildungs- und Bewegungsproceß denken und vollziehen könne. Die Entstehung der Sonnensysteme leitet der Verfasser daraus ab daß ursprünglich eine gasförmige Materie den Weltraum erfüllte, und daß diese in ihrer Zusammensetzung ungleichförmig durch die Schwerkraft in Fetzen (die Sonnensysteme) zerrissen ward. Wie der Verfasser aber mit dieser Ungleichförmigkeit der ursprünglichen Materie die Behauptung in Einklang bringen will daß alle Himmelskörper aus demselben Elementarstoff gebildet seien, ist schwer zu begreifen. Er verfolgt dann die Entstehung der Erde und gibt dabei eine Menge recht guter Holzschnitte vorweltlicher Thiere und Pflanzen. Er zeigt aber dabei eine so oberflächliche Kenntniß dieser Naturreiche daß der Uebersetzer in zahlreichen Anmerkungen die meisten seiner Resultate als falsch darstellen muß. Nicht weniger ist Das veraltet was er über die Structur der Pflanzen vorbringt. Daß der Verfasser fast nur vorzugsweise auf die geologischen Verhältnisse Englands und etwa noch Amerikas Rücksicht nimmt darf uns bei einem Engländer weniger auffallen. Doch wir wollen nicht weiter auf diese Capitel eingehen, da sie Nichts enthalten was nicht schon dem deutschen Publicum, und zwar meist in richtigerer Darstellung, bekannt wäre. In dem folgenden Abschnitte, welcher über den Ursprung der Thiere handelt, weist nun der Verfasser besonders nach daß keine Misachtung des Schöpfers mit einer Erforschung seiner Gesetze nothwendig verbunden sei, daß auch kein „besonderer Eingriff der göttlichen Machtvollkommenheit" nöthig sei um Meergras und Korallen in die Oceane zu setzen u. dergl. Was derselbe aber in dem Capitel über den Ursprung der belebten Welt vorbringt gehört für uns Deutsche völlig ins Reich der Vergessenheit, die Erzeugung von Infusionsthierchen durch elektrische Batterien, die Behauptung daß die Kristalle eine Classe von Körpern seien welche „zwischen den organischen und anorganischen Körpern stehen" u. dergl., werden hier noch als glaubwürdige Thatsachen dargestellt.

Die „Hypothese, betreffend die Entwickelung des Pflanzen- und Thierreichs" will nachweisen daß alle vorhandenen organischen Wesen durch eine ihnen einwohnende Kraft sich modificiren können, und daß so eigentlich alle Pflanzen und Thiere nur Abweichungen und Veränderungen sind die eine einzige Grundform, das Kernbläschen, erleidet. Durch mathematische Rechnung wird dann bewiesen daß uns füglich ein Geschöpf eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten als dasselbe erscheinen könne, während gleichwol Aenderungen in ihm vorgehen die aus ihm nach unendlicher Zeit einmal ein anderes Wesen machen.

Digitized by Google

Solche „Schwangerschaft einer Schöpfung", wie unser Verfasser sich ausdrückt, dauert viele Millionen mal Millionen Jahre. Einzelne Modificationen sollen dann entstehen durch äußere Umstände und Einflüsse. Hier werden besonders allerlei Pflanzen aufgeführt die ineinander auf solche Weise übergehen sollen. Es wird z. B. der so oft behauptete, aber noch nie nachgewiesene Uebergang aller möglichen Getreidearten ineinander als eine sichere Thatsache erwähnt, wie es denn der Verfasser überhaupt mit der Glaubwürdigkeit seiner Belege nicht eben sehr genau nimmt. Auch die Thatsachen, welche neuere Forscher über den sogenannten Generationswechsel bekanntgemacht haben sucht der Verfasser für seine Theorie zu benutzen. Bekanntlich gibt es eine Reihe von Medusen, deren Eier nicht jedes ein neues Thier, sondern einen polypenartigen Körper erzeugen, in dem eine Menge junger Medusen entstehen. Diese polypenartigen Gebilde, welche die Fähigkeit haben sich durch Sprossen zu vermehren, hat man früher als eigene Thiere beschrieben. Hiermit bringt der Verfasser nun in Verbindung daß der Magen mancher Thiere sich verändere je nach dem Futter welches sie erhalten, und führt ferner die Veränderungen an welche die Hausthiere durch die Cultur erleiden, und wie sie sich selbst überlassen in der Gestalt der Stammältern wieder ähnlich werden. So kommt der Verfasser dahin den Begriff der Art als einen unhaltbaren zu bezeichnen, besonders deshalb weil man zu Varietäten seine Zuflucht habe nehmen müssen. Wir wollen diese Anschauungsweise nicht weiter verfolgen, obschon der Verfasser durch die ganze Reihe der lebenden Wesen hindurchzuführen sucht. Erreicht wird durch eine solche Betrachtungsweise Nichts. Man muß entweder die gar nicht so häufigen Varietäten unerklärt lassen, wie die gewöhnliche Anschauung es thut, oder man muß, wie unser Verfasser, weil man sie nicht erklären kann, lieber Alles umstoßen und nur schwankende Formen annehmen, wodurch natürlich jede Naturforschung aufgehoben wird.

Das Menschengeschlecht, dem die letzten Abschnitte gewidmet sind, erklärt dann der Verfasser in Uebereinstimmung mit den entwickelten Ansichten als einer Art angehörig, und die verschiedenen Racen als Darstellungen verschiedener Stadien der Entwickelung des höchsten oder kaukasischen Typus. Der Verfasser hat gefunden daß die Farbe den Stadien der Entwickelung entspricht. Er glaubt ferner nachweisen zu können daß alle Sprachen der Erde aus derselben Quelle ihren Ursprung nahmen. Gleichwol will der Verfasser der Negerrace einen besondern Ursprung zuweisen, ihrer Farbe und niedern Entwickelung wegen.

Endlich betrachtet nun der Verfasser den Geist der Thiere und Menschen von demselben Standpunkt, und bemüht sich zu zeigen daß auch hier von den niedersten Formen eine Stufenfolge bis zum höchsten Geschöpf, dem Menschen, sich darstellt, und sind wir nach ihm „auch durch eine Identität im Charakter unserer geistigen Organisation mit den niedern Thieren verbunden". So hat die Verwechselung von Aehnlichkeit und Gleichheit, von Analogie und Identität auch in diesem Gebiete die Aussprüche des Verfassers irregeleitet. Er schließt sein Capitel damit daß er behauptet bewiesen zu haben *das Anorganische hat ein letztes begreifliches Gesetz, die Schwere, das Organische die Entwickelung. Möglich daß diese beiden nur Zweige eines umfassendern Gesetzes und der Ausdruck der Einheit sind, welche unmittelbar dem Einen entströmt, welcher ist der Erste und der Letzte.*

Der Zweck der belebten Schöpfung, lehrt uns der letzte Abschnitt, ist *Genuß*. Nun folgt eine Ausführung daß das Uebel nur eine Ausnahme ist, daß z. B. wenn ein Kind fällt, es nicht das Gravitätsgesetz ist welches ihm Böses zufügen will. Das System der Natur gibt uns nach dem Verfasser den Beweis daß Wohlwollen ein leitendes Princip des göttlichen Geistes sei. In einem Schlußworte erklärt dann noch der Verfasser, wie er alle gemachten Einwürfe der Kritik beseitigt habe, und in der Ueberzeugung der Wahrheit ruhig der Zukunft entgegenschaut, der wir ihn denn auch gern überlassen wollen.

28.

Miß Jewsbury.

Aus den Reihen der britischen Schriftstellerinnen des letztabgelaufenen halben Jahrhunderts tritt uns eine entgegen deren Name wol kaum bis nach Deutschland herüber erklungen ist, wie sie denn auch in England nicht die verdiente Anerkennung fand, und ihr glänzendes Talent auf dem heimischen Boden nicht völlig entfalten konnte, dem sie zu früh entrissen ward. Es sei mir vergönnt einige Züge zu einem kleinen Denkmale für Miß Jewsbury zusammenzufassen, in Erwartung der Hand welche berufen sein dürfte jenseit des Kanals dieses Lebensbild in seinem ganzen tiefen Reichthum würdig darzustellen und dadurch eine versäumte Schuld nachzuholen.

Miß Jewsbury war in Warwickshire geboren und lebte in ihrem Familienkreise in Manchester bis zu ihrer Vermählung mit William Fletcher. Als er eine Stelle in Indien annahm, begleitete sie den Gatten über die Meere, starb aber wenige Monate nach der Landung auf ihrem Wege von Sholapore nach Bombay am 3. October 1833, im Alter von 32—33 Jahren, an der Cholera.

Nicht leicht ist Jemand strenger gegen sich gewesen in der Aufgabe innerer Fortbildung als Miß Jewsbury. Zu der ihr seit dem Tode ihrer Mutter zugefallenen Leitung einer großen Familie gesellte sich auch noch die Last einer schwankenden Gesundheit. Aber Nichts ermüdete die Energie des strebenden Geistes. „Ich war neun Jahre alt", sagt sie in einem langen Briefe voll Bekenntnisse der vor uns liegt, „als der Ehrgeiz ein Buch zu schreiben, öffentlich gelobt zu werden und mich zu andern Schriftstellern zu gesellen, mich wie eine dunkle Sehnsucht ergriff. Beim Heranwachsen bestärkte ich mich darin und schritt ans Werk. Ich saß Nächte durch da, träumte Träume und entwarf Entwürfe (dreamed dreams, and schemed schemes). Nach dem achtzehnten Jahre drängte sich so viele häusliche Sorge und Arbeit in mein Leben daß es Pflicht ward alle geistigen Beschäftigungen niederzuhalten. Ich kannte nicht allein keinen einzigen Schriftsteller, sondern keine einzige Person von höherer Gemüthsart, wußte nicht einmal wie erbärmlich mangelhaft meine eigene Ausbildung war. Ich schrieb und schrieb, rascher als ich es nur vermag und ohne den zehnten Theil meiner jetzigen Schüchternheit. Ich zählte 21 Jahre bevor ich irgend ein Verlangen nach Kenntniß spürte als dem natürlichen Wege zu der Emancipation welche ich ersehnte; es geschah infolge eines Freundschaftsbundes mit zwei Individuen die nicht schriftstellerten, aber hochbegabt waren. Sie riethen mir Studium und erweckten durch ihr Gespräch das Gefühl Dessen in mir was mir fehlte. Meine häuslichen Lasten dauerten fort. Ich konnte rechtlicherweise weder lesen noch schreiben bis der Tag um war. Es bedarf keiner Schilderung wie frühzeitiger Ehrgeiz und Thatkraft sich entwickelten; ich begnüge mich zu erwähnen daß die Bahn der Literatur sich mir öffnete da ich es am wenigsten erwartete."

Als charakteristischen Zug wollen wir anführen daß es einer ihrer ersten Schritte war, nachdem ihre Seele erwacht, an Wordsworth zu schreiben, ihm den mächtigen Wunsch der sie verzehrte vorzulegen und um seinen Rath zu bitten. Dieser Brief entspann eine nur mit ihrem Tode endende Freundschaft, und der Dichter hinterließ in dem zuletzt von ihm herausgegebenen Bande wenige Worte im Betreffe ihrer, fast so einfach wie die Inschrift eines Denkmals. „Ihre Begeisterung", sagt er, „war glühend, ihre Frömmigkeit standhaft, und ihre großen Talente hätten sie befähigt äußerst nützlich auf dem Pfade zu wirken für welchen sie berufen war. Die Meinung welche sie von ihren eigenen, unter ihrem Mädchennamen in die Welt geschickten Leistungen gehegt, war bescheiden und demüthig, und wirklich unter ihren Verdiensten, wie Dies oft der Fall bei Denen ist

welche ihre Kräfte versuchen um zu erforschen für was sie sich am besten eignen." In Einer Eigenschaft, Raschheit in den Regungen des Gemüths, war sie nach des Verfassers Dafürhalten unerreicht.

Miß Jewsbury trat zu einer Zeit und in einer Art auf die vor allen andern ungünstig waren zur Erlangung eines literarischen Rufs. Sie machte sich zuerst durch ihre Beiträge zu Jahressammlungen und kleinen Zeitschriften bekannt. Ihre glänzendsten Gedanken wurden in kleine Fragmente zerbröckelt. Das erste ihrer gesammelten Werke heißt „Phantasmagoria", eine Reihe von leichten Essays und Erzählungen. Darauf folgten ihre „Letters of the young", unter der Wirkung tiefreligiöser Eindrücke nach der Genesung von schwerem Siechthum geschrieben. Bald nachher erschienen die „Three histories", das vollständigste ihrer Bücher, obschon auch dieses mehr als Verheißung betrachtet werden muß, und ihre „Lays for leisure hours". Ihre besten Dichtungen aber blieben unveröffentlicht und vernachlässigt, einige derselben in unbekannten Blättern vergraben. Eine Sammlung ihrer Skizzen, Briefe und kritischen Versuche würde einen schätzbaren Beitrag zu der britischen Frauenliteratur liefern. Manche der letztern erschienen im „Athenaeum" während der Jahre 1831—32. Wir heben aus dieser Zeitschrift folgende Bruchstücke eines von Mrs. Fletcher vor ihrer Abreise aus England geschriebenen Briefs aus, der nicht ohne wehmüthiges Interesse ist, und uns die Züge einer ungewöhnlichen Seele vervollständigen mag:

„Zum Unglücke zählte ich 21 Jahre bevor ich Leser ward, und ward fast ebenso bald Schriftsteller. Es ist der Ruin aller jungen Talente des Tags daß Lesen und Schreiben gleichzeitig sind. Wir erziehen uns nicht selbst für literarisches Unternehmen. Einige erwachen nie zum Bewußtsein der bessern, vernachlässigten Dinge; und wenn Einer, wie ich selbst, zuletzt ergriffen wird von einer verschmolzenen Leidenschaft für Wissen und Wahrheit, hat er sich wahrscheinlich schon durch eine Reihe dürrer Bestrebungen verurtheilt, die Fahne der Inferiorität ist aufgesteckt, und der Fluch bloßer Geschicklichkeit klebt an seinem Namen. Ich wollte gern beinahe Alles verbrennen was ich je schrieb, wenn ich dadurch erreichte daß ich jetzt mit einem Geiste zurückbebte der gelesen, gedacht, gelitten hat, mindestens Etwas das einer Vorbereitung gleicht. Ach, ach! wir Alle opfern den Palmbaum für einen augenblicklichen Trunk Wein! Wir tödten das Kameel das uns durch die Wüste getragen hätte, weil wir nicht einen vorübergehenden Durst erdulden wollen."

„Ich habe Nichts gethan um fortzuleben, und was ich noch gethan habe muß dahingehen mit tausend andern Blüten, Wachsthum, Schönheit und Vergessen Eines Tags. Die Kräfte, welche ich fühle und verhieß, können reifen, können sich selbst in Thaten prägen, aber der Geist der Trauer schwebt mächtig über der künftigen Verbannung, und ich fürchte sie werden es nimmer vermögen,

I feel the long grass growing o'er my heart.

Meine «Three histories» haben das Meiste von mir, aber sie sind fragmentarisch. Die allgemeine Stimme hat mich als «Julia» bezeichnet; Kindheit und Jugendjahre und manche der spätern Ansichten sind richtig, aber alles Andere ist Fabel."

„In dem Besten von jedem Ding das ich that wirst du eine leitende Idee finden — Tod; alle Gedanken, alle Bilder, alle Contraste von Gedanken und Bildern entspringen daraus daß ich viel im Thale dieses Schattens gelebt habe, daß ich das Leben mehr in den Geschicken des Mannes als des Weibes gelernt habe, und daß mein Gemüth eine hebräische Färbung hat. („From the mind being hebraic.")*) Ich bin melancholisch von Natur, heiter aus Grundsatz ..."

*) Wir nehmen diesen englischen Local- oder Modeausdruck für gleichbedeutend mit pathetisch, schwermüthig, und als Reminiscenz an Byron's „Hebräische Melodien".

Wir reihen hier einen ältern Brief an welchen sie an Geistesverwandte schrieb, nach an ein zu früh heimgegangenes Bardenkind von Albion, an Felicia Hemans, die wir Deutsche kennen, und die Freiligrath meisterlich bei uns eingebürgert. Das erwähnte Schreiben, kurz nach einem ländlichen Besuche bei dieser Sängerin verfaßt, ruft ihr gleich beim Eingange das fromme Trostwort eines alten Dichters zu:

Hang all your golden hopes upon his arm.

und läßt sich im Verlaufe wie folgt vernehmen: „... Nicht die Kümmernisse der Sympathie brechen das Herz, sondern die der Selbstsucht ... Unter meinen Freunden habe ich eine Masse Verstand im rohen Stoff (raw material), aber ich habe Geschmack daran bekommen in einem phantasievollern Zustand. Ich bin nicht mit der ungesponnenen Seide zufrieden, ich muß sie zu persischen Stoffen verarbeitet haben." Dann folgt eine Schilderung von London:

„... Die Stadt ist toll, ich kann kein anderes Wort brauchen. Solches Auslegen von Putz in den Läden! solche Placate! solche Anzeigen! solch Kaufen, Verkaufen, Debattiren! solch ein Mischmasch von Gebäude an Gebäude, türkische Gezelte und türkische Draperien und Allerweltstrachten, Schneider und Galanteriehändlerinnen Herrscher des Tags, und solch ein Mischmasch von Messias, Schöpfung, Concerten und Bällen; Barmherzigkeit der ausgesprochene, Unterhaltung der wirkliche Zweck, und die arme Religion der Mantel. Ich höre soviel von andächtigen Gefühlen und Phantasieanzügen, daß ich Eins vom Andern nicht mehr unterscheiden kann, und wenn ich die Lage des Messias dergestalt auf den Anschlagzetteln sehe:

Gemischtes Concert,
Messias,
Phantasie-Ballkleider,

denke ich stets an die zwei Missethäter! ..."

Am Schlusse heißt es: „In all mein Lesen ziehe ich jetzt Sie hinein. Ich denke ob Ihnen Dieses oder Jenes gefiele, und bewahre mir so eine Gewohnheit die ich nicht zu verlieren wünschte, die Gewohnheit nach der Schönheit auszuschauen. Neulich traf ich auf eine Anekdote welche mich an Sie mahnte. Es war der Tod eines kleinen und frommen Kindes in Indien an der Wassersucht: ein Tod der, wie man meinen sollte, alles Angenehme ausschlösse. In einer der Pausen wo das Kind frei von Krämpfen war, rief es seiner Mutter um einige Blumen; sie gab ihm dieselben, aber es trennte seinen Liebling von den andern und sagte: «Ich brauche nur die Rose, Mama.» Ich wollte ich könnte mich freimachen von meinen Verbindungen, ich wäre glücklicher, jetzt ist es grundsätzliche Anstrengung froh zu sein. Ich schmachte nach den Blumen und nach jenem Erdenhimmel: dem grünen Mattenlande, und nach Ihrer Schwester Musik, und Ihrer Einbildungskraft. Mir ist als ob die Sonne verwüstend scheine, wenn sie nur auf Straßen voll Häuser und Lärm scheint ..."

Vielleicht dürfte hier das Portrait von Felicia Hemans, wie es ihre Freundin in den „Three histories" niedergelegt hat, keine ungeeignete Stelle finden und zum weitern Beispiele der Auffassung und Schreibart unserer Verfasserin dienen:

„Egeria war gänzlich verschieden von jeder andern Frau die ich je gesehen hatte, sowol in Italien als in England. Sie blendete nicht, sie überwältigte mich. Andere Frauen mögen gebietender sein, wechselnder, feiner; aber niemals sah ich eine so ausgesucht weibliche. Sie war lieblich ohne schön zu sein; wenn ein Blinder über die seidene Länge ihres Haars hätte streifen dürfen, das aufgelöst sie gleich einem Schleier umfloß, würde er mit Recht Sanftmuth und eine Liebe zur Sanftmuth, Schönheit und ein Auffassen der Schönheit als bezeichnete Züge ihres Charakters vorausgesetzt und sich nicht getäuscht haben... Es war in ihr ein göttliches Vermögen, und doch des täglichen Lebens; es berührte alle Dinge, aber gleich dem Sonnenstrahle berührte sie mit «einem goldenen Finger». Jede ab-

Digitized by Google

stracte oder wissenschaftliche Sache war ihr unverständlich und geschmackwidrig; ihr Wissen war ausgebreitet und mannichfach, jedoch, dem Grundprincip ihrer Natur treu, suchte sie Poesie in Geschichte, Scenerie, Charakter und religiösem Glauben; Poesie leitete alle ihre Studien, beherrschte all ihre Gedanken, färbte all ihr Gespräch. Ihre Natur war zugleich einfach und tief; in ihrer Seele war kein Raum für Philosophie, noch in ihrem Herzen für Ehrgeiz, die Seele war von der Phantasie erfüllt, das Herz von Zärtlichkeit geschwellt. Ihre Stärke und Schwäche lagen vereint in ihren Neigungen. Diese entlockten ihr zuweilen bei einem Worte Thränen, oder flößten ihr bei andern Muth ein, sodaß sie bald «eine Taube mit Falkenherz», bald «ein windbewegtes Schilf war». Ihre Stimme war trauernde, süße Melodie; ihr Geist mahnte mich an eines alten Dichters Bild vom Orangenbaum:

Golden lamps in a night of green...

oder an jene spanischen Gärten, in welchen der Granatapfel neben der Cypresse wächst. Ihr Frohsinn brach wie Sonnenlicht hervor; und wenn sie in ihrer Traurigkeit der Nacht glich, so war es die Nacht mit ihren Sternen. Ich könnte immer und immer beschreiben, und es gelänge mir doch nicht Egeria zu conterfeien; sie war eine Muse, eine Grazie, ein bewegliches Kind, ein abhängiges Weib, Italien unter den menschlichen Menschen."

Mit Vorliebe weilen wir noch bei wenigen Zeilen von der nämlichen Feder, welche die obigen ergänzen, aus der einer Zeitschrift entnommenen Charakteristik der Sängerin: „Sie ist eine beständige Erweiterung der Literatur ihres Vaterlandes; sie hat die geistige Verfeinerung erkräftigt und die Sache der Tugend verschönt. Die prachtvollen Schlingpflanzen Amerikas treiben oft längs mächtigen Stromarmen, die entgegengesetzten Ufer durch einen blühenden Bogen vereinend: so sollte es jeder Dichter mit der Wahrheit und der Herzensgüte machen, und so hat es Felicia Hemans oft gemacht, und ist, poetisch ausgedrückt, eine Blumenbrücke gewesen."

Wir enden mit einem kleinen Zuge, wie mit einem letzten Wohllaute, einem letzten Blütenhauche aus dem Leben der Dichterin: Während die Hungersnoth in Dekkan wüthete erfuhr Mrs. Fletcher daß man ein armes Hinduweib in einem der Tempel zu Füßen eines Götzenbildes todt hingestreckt gefunden habe, in ihren Armen ein noch lebendes Kind, ein Mägdlein. Die Dame und ihr Gatte begaben sich augenblicklich an Ort und Stelle, nahmen die kleine Waise mit fort und brachten sie in das eigene Haus, wo sie von unserer Schriftstellerin treulich gepflegt ward. Es gehörte unter ihre letzten Sorgen der scheidenden irdischen Tage, das Kind in einer weiblichen Missionsschule erziehen zu lassen. 21.

Zur Geschichte des nordamerikanischen Journalismus.

Der Journalismus der Vereinigten Staaten Nordamerikas ist noch nicht alt; er datirt ungefähr aus dem Jahre 1704. Die amerikanische Druckerei selbst ist nicht viel älter; sie datirt erst aus dem Jahre 1674. Im Jahre 1639 machte John Glover dem Collegium von Cambridge in Massachusetts ein Geschenk mit gegossenen Lettern (a font of printing letters). Dann schickten einige Kaufleute aus Amsterdam 49 Pf. St., um sie zu einer amerikanischen Druckerei zu verwenden. Erst nach 35 Jahren trug das Geschenk seine Früchte. Im Jahre 1674 erhielt Boston und 1724 Philadelphia seine Druckerei. Man druckte damals nur religiöse Pamphlete, Predigten und Almanache. Die Amerikaner brauchten in ihren Kämpfen mit den Indianern und mit dem Boden noch keine Journale. Statt Zeitungen zu lesen ging man nach Boston und besprach die Interessen seiner Sekte. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts haben diese Versammlungen ihren Einfluß behauptet. Landbebauer, junge Leute, Schüler machten hier einen Club, erfuhren Neuigkeiten, tauschten ihre Gedanken aus, schlossen Geschäfte und Heirathen ab.

Im Jahr 1704 druckte Barthelemy Green in Boston, der längere Zeit Kirchenvorsänger gewesen war, das erste amerikanische Journal unter dem Titel „Neue Briefe aus Boston". Ein Postmeister John Campbell hatte das Geld dazu hergegeben. Ueberhaupt ist die Wiege des amerikanischen Journalismus das Posthaus, das zugleich Wirthshaus ist. Der abgehende Postmeister verkaufte sein Journal, und sein Nachfolger gründete gewöhnlich ein neues. So erschienen 1719 die „Bostoner Zeitung", 1732 die „Zeitung von Boston" und „Die Wochenzeitung", 1752 „Der Wochenbote" u. s. w. Im Jahre 1721 gab der ältere Bruder Franklin's, James Franklin, seine „Laufenden Neuigkeiten Neuenglands" gegen das Mutterland England heraus. Gegen ein sehr geringes Honorar arbeitete Benjamin an dieser Zeitung mit. Nach seinem Abgange ging das Journal ein, und Thomas Fleet gab „Die Wochenschau" heraus; Derselbe hatte England aus Haß gegen die Hochkirche verlassen, war nach Boston gekommen und ließ auf seine Zeitung zum Zeichen seiner Loyalität eine Krone und ein Herz drucken. Als die Unabhängigkeit proclamirt war, strich er die Krone weg und nahm nun die Ueberschrift: „Thomas Fleet. Herz und Bibel."

Einige Proben von damaligen Annoncen sind folgende: „Zu verkaufen ein alter verstorbener und getrockneter Quäker, der wie lebendig aussieht, todt ist, sich nicht bewegt, aber der immer weiß wie man den Nachbar anführt wenn man ihm schlechtes Tuch verkauft" u. s. w. „Zu vermiethen eine schöne schwarze Sklavin mit und ohne den Rathmann J. Hopwood, der ihre Erziehung übernommen und ihr alle Art Wissenschaft gelehrt hat; die Sklavin allein 10 Dollars die Woche; mit dem Rathmann 11 Dollars; der Rathmann allein einen halben Dollar." „Man sucht sechs Ladies zu Vorsteherinnen die sich an die Spitze der Bälle in Neuyork stellen, über Zulassungen und Ausschließungen entscheiden, mit gewissenhafter Genauigkeit bestimmen woher Jener kommt oder Diese geht, und ohne Vorbehalt aus der Gesellschaft jede Art «kleiner Leute» verbannen sollen. Sie müssen von distinguirter Geburt sein, durch ihren Stammbaum nachweisen daß seit dem vierten Geschlecht in ihren Familien es weder Waschfrauen, noch Schneider, noch Schuhmacher gegeben hat. Sie müssen ferner Französisch und etwas Italienisch verstehen, gehörig wissen wenn man in einem Concert Bravo zu rufen hat, und durch eine Kopfbewegung in den musikalischen Sonnabendsoireen das Zeichen dazu geben."

Die amerikanischen Journale haben diese Kinderschuhe jetzt abgelegt. Es gibt jetzt Journale jeder Art, jeder Größe, jeder Sprache; sie kommen Einem überall entgegen, im Waggon, im Dampfschiff, auf der Straße, im Hotel, beim Banquier, im Theater, Concert, der Hütte, dem einsamen Blockhause und dem Wigwam des Eingeborenen. Jeder hat von dem Chillicote-Banner gehört, einem Schnupftuch auf dem die Zeitung gedruckt wird, und das man nachher in das Waschhaus schickt, wo die Waschfrau zugleich Herausgeberin und Redactrice ist. „In Gemeinden von 2000 Seelen", erzählt ein englischer Reisender, „gibt es sechs Zeitungen." Rochester mit 30,000 Seelen hat sechs täglich erscheinende und acht wöchentliche oder halbwöchentliche Zeitungen. Man hat ausgerechnet daß durchschnittlich eine Zeitung auf 10,000 Seelen kommt, während in Asien eine auf 14 Millionen Menschen kommt. Im Jahre 1849 erschienen in den Vereinigten Staaten in runder Summe 1700 Zeitungen.

Was der Leser in diesen Journalen findet sind eigentlich nur Annoncen. Man darf nicht erstaunen daß unter der Abbildung einer Mäusefalle die Neuverheiratheten angegeben sind oder fünf Seiten aus einem bald erscheinenden Romane ohne weitere Umstände abgedruckt werden. Um Kosten zu ersparen läßt die Wöchnerin einfach drucken: „Die Frau Hauptmann Tabitha Grundt ist von einem Mädchen glücklich entbunden

werden; Mutter und Kind befinden sich wohl." Oft wird ein Handelsgeschäft in zwei Journalen abgeschlossen, deren Druckereien wol 100 Meilen voneinander entfernt sind: „Tausend Ballen Baumwolle für so und soviel Dollars." „Zu theuer, 25 Procent weniger." „Unmöglich." Und so geht es weiter. Der „New-Albany-Packet" von 1849 ist mit Einladungen angefüllt, die kein Porto, keine Feder, keine Tinte kosten: „Die Misses Dorothea Trewe und Jemima Trewe haben die Ehre zu ihrer Abendgesellschaft den 25. des laufenden die Herren so und so einzuladen."

Diese Eigenthümlichkeiten werden von Tag zu Tag weniger, sie hören auf wo das Leben beginnt seine Anfänge hinter sich zu haben. In Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore ist der Ton der Journale, ausgenommen in der Politik, gesetzter und gemäßigter im Verhältniß zu frühern. Allein noch immer wird Alles den Neuigkeiten und Annoncen geopfert. Um sich mit frischen Neuigkeiten zu versorgen wird Nichts gescheut. Die drei Hauptjournale in Philadelphia und Neuyork setzten sich in Vernehmen um die Nachrichten aus Europa zeitiger von Halifax nach Neuyork zu bekommen. Sie nahmen im Winter Expresse zu Pferde und mietheten ein Dampfschiff. So gewannen sie einen Tag. Während des mexicanischen Kriegs wartete alle Welt auf Nachrichten die über Neuorleans, wo das Dampfschiff landete, kamen. Es entspann sich ein förmlicher Wettkampf unter den Journalen von Baltimore, wer zuerst den elektrischen Telegraphen bekommen könnte, der kürzlich zwischen Washington und Baltimore errichtet war. Sobald der Dampfer den Potomac heraufgefahren war, hielt er ungefähr eine Meile vom Telegraphen und der Post nach Washington an um die Packete und Briefschaften abzugeben, die dann auf der Eisenbahn bis zur Hauptstadt befördert werden. Die Herausgeber der Zeitungen hatten daher Jeder einen Agenten am Bord des Dampfers, der unterwegs alle möglichen Nachrichten sammeln, sie kurz zusammenfassen und an einen kurzen Stock befestigen mußte, der schwer genug war um ihn auf das Ufer zu werfen bevor der Dampfer noch beigelegt hatte. Am Ufer befand sich ein Mann der den Stock aufhob und ihn einem Kinde gab das auf einem trefflichen Pferde saß. Nun ging es im Galopp zu dem Bureau des Telegraphen. Mitunter ritten fünf bis sechs Pferde um die Wette, sodaß es ein ordentliches steeple-chase gab. Der erste bemächtigte sich dann jedesmal des Telegraphen, in einer Viertelstunde wußte Baltimore die Neuigkeiten, bevor man sie noch in Washington kannte. Eines Tags band einer der Concurrenten sein Manuscript an einen Pfeil und sicherte sich so den Sieg.

Dies ist heutzutage der amerikanische Journalismus. Die Amerikaner selbst bekennen daß er noch in rohen Anfängen begriffen ist. „Aber", sagen sie, „man lasse uns nur Zeit; eines Tags werden wir eben solche Bücher machen wie sie sie in Paris machen, und eben solche Journale haben wie sie sie in London haben: wir haben nur noch nicht soviel Zeit wie die Herren Europäer." 13.

Die Tagesliteratur der Armenier.

Werfen wir einen Blick auf die Literatur unserer Tage, so wird unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Armenier hingelenkt, und wir sehen uns gezwungen ihnen unsere volle Anerkennung zu zollen. Es gibt wol wenig Nationalitäten niedern Ranges welche mit Hülfe der periodischen Presse so eifrig bemüht sind sich mit einem gemeinsamen geistigen Bande zu umschlingen und einander Kunde von sich zu geben wie die obenerwähnte. Zerstreut über alle Theile der Erde lebt der Armenier meist vereinzelt in den größern Städten, ist aber gerade deshalb umsomehr bemüht in den in seiner Muttersprache erscheinenden Zeitschriften Alles niederzulegen was im Stande ist bildend und veredelnd auf sein Volk einzuwirken. Wie reichhaltig dessen Tagesliteratur ist, mag die Aufzählung der Blätter beweisen welche gegenwärtig erscheinen. Es sind dies: „Das Nordlicht des Ararat", eine seit 1839 in Smyrna unter der Redaction des Hukas Palpasariano erscheinende politische, literarische und Handelszeitung; „Der Verkündiger", seit 1843 von den Mechitaristen in Venedig in monatlichen Doppelheften herausgegeben; „Das Nationaltageblatt", eine seit 1845 unter Redaction des Mesrop Tagiatano bestehende Wochenschrift; „Europa", eine zweite seit 1847 erscheinende Wochenschrift, deren Redaction die wiener Mechitaristen besorgen; „Armenia", eine dritte unter Redaction des Ohams Zarmurician in Konstantinopel herauskommende Wochenschrift; „Das wissenschaftliche Tageblatt", lithographirte Nachrichten welche zwei mal monatlich in Singapore (!), der Hauptstadt von Britisch-Hinterindien, veröffentlicht werden; „Der Literator", gleichfalls ein lithographirtes Blatt, das in Britisch-Ostindien, und zwar in der Hauptstadt der Präsidentschaft, Madras, erscheint; „Der byzantinische Kurier", welcher in Konstantinopel herauskommt und vorzugsweise aus den türkischen Zeitungen entlehnte Nachrichten bringt; „Der Ararat", die jüngste der armenischen Zeitschriften, welche mit Erlaubniß des Statthalters der kaukasischen Provinzen seit dem 1. August v. J. jeden Sonnabend in Tiflis erscheint. Sie steht unter der Redaction eines armenischen Geistlichen Namens Gabriel Patkonow, und zerfällt in einen politischen und literarischen Theil.

Dies wäre also die geistige Nahrung welche einem Volke geboten wird das, 600,000 Seelen stark, als Handeltreibende über die russischen Provinzen Armenien, Kaukasien, sowie über die Gubernien Astrachan und Jekaterinoslav verbreitet ist, und zu welchem noch die im osmanischen Reiche nebst 100,000 Andern kommen welche in Europa zerstreut leben. Bedenkt man die bedeutenden Mittel welche die Herausgabe der angeführten Blätter erfodert, so wird man von Achtung für eine Nation erfüllt welche so große Opfer bringt um Wissenschaft und Bildung unter sich allgemein zu machen, und in der Pflege des Geistigen das Mittel sucht sich enger aneinander anzuschließen. 75.

Aus einem Briefe Ende 1848.

An C***.

Das waren doch schöne Zeiten die Zeiten des seligen Bundestags, dessen besonderer Freund ich freilich nie gewesen, aber der zu schmählich beerdigt worden, als sich die Diplomaten Frankfurts, und die Frankfurter ihrer in festlichen zwecklosen Mittagessen erfreuten, — Alles dahin, dahin mit dem Wohlseligen, und gegenwärtig heißt es nach dem gar geistreichen Canon von Chamisso:

Es ist die schwere Noth der Zeit,
Es ist die Noth der schweren Zeit,
Es ist die schwere Zeit der Noth,
Es ist die Zeit der schweren Noth.

Merkwürdig genug las man wenige Wochen vor den pariser Februarereignissen in Nr. 44—46 d. Bl. f. 1848 einen Aufsatz: „Blick auf unsere Zeit", mit dem Motto aus Sophokles „Nichts ist unerwartbar", der nun als eine halbe Prophezeiung lautet.

Unstreitig haben die Sünden der Höfe, Preußens Unpolitik, Metternich's aristokratische Zähigkeit, spanische Lolabige u. s. w. den Ausbruch des Staatenerdbebens herbeigeführt, und es werden, wie oft in der Geschichte, die minder Schuldigen am ersten getroffen, gleich der Regierung in Baden. Vor zwei Jahren goß ich allerlei Gedanken in Verse, unter Andern folgende:

O Friedrich Wilhelm, zügle deine Dichter,
Besuche selt'ner Stolzenfels und Rhein,
Laß nicht durch Zank und bischöfliche Trichter
Römische Hefen in den Lutherwein.
Bedecke nicht was leuchtet, alle Lichter
Von Talge oder Wallrath, geben Schein.

Digitized by Google

Dem Scheine nachzugeh'n, sind wir geboren,
Wie's eben fällt, als Weise oder Thoren.

D'rum fürchte nicht mit alter Königschreue
Ein ständisches Gelüst, das wiederkehrt.
Geprüfte Völker wünschen sich das Neue,
Wenn auch von schwankend ungeprüftem Werth;
Sie werden reden mit gewohnter Treue,
Nicht unbescheiden, wenn auch oft verkehrt;
Dein Reich ist kein's von asiat'schen Reußen,
Es ist ein europäisch deutsches Preußen.

Das Schwerste des Schweren in der Politik, zu sehen was ist, sollten Fürsten zu erlernen suchen. Leichter sind Augengläser für Mögliches und Nichtseinkönnendes zu haben.

Ganz falsch meint eine Mehrheit unserer Zeitgenossen: Demokratie (Volkssouverainetät) fodere eine Republik; letztere ist vielmehr eine aristokratische Foderung. Volle Volkssouverainetät schlägt todt, zerstört Paläste, Werkstätten, Rangstufen und bürgerliche Ordnung, sucht dann, sobald Dies geschehen, monarchische Macht, und gleich den Israeliten vorläufig einen Jephtha, Simson, Samuel, aber am Ende König Saul; weil das Volk verlangte „zu sein wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte und vor uns herziehe, wenn wir unsere Kriege führen" (1 Sam. 8, 20). Uebrigens hat Machiavelli Solches schon ausgesprochen, und Frankreich, oder vielmehr Paris wird jetzt wie 1793 — nur im verkürzten Zeitraum — diese naturgemäße Richtung finden. Es bleibt unbegreiflich wie der edle Lamartine, welcher einsichtsvoll die „Geschichte der Girondisten" geschrieben, wähnen konnte mit republikanisch Hofmann'schen Tropfen demokratisches Fieber zu heilen, von welchem er selbst sich anstecken lassen.

Wir Deutsche sind mit unserm Feldgeschrei nach Einheit auf dem Naturwege, nur schade daß Zweiheit, Dreiheit u. s. w. da sind, wovor wir — gleich unsern Philosophen — die Augen verschließen um zu speculiren, und dichten was sein könnte. Wenn ich bedenke daß der für Deutschland elende Friede von 1648 zwei Jahrhunderte, und selbst nach dem fetzenabreißenden Jahr 1815 dreiunddreißig Jahre aushielt, so muß ich glauben daß ein Bettlermantel für uns am besten tauge, und kann kaum andere Hoffnung fassen. Vielleicht bringt die Noth der Dinge ein Ergebniß welches die Noth der Gedanken nicht zu erwarten sich erkühnt. Am Gewissesten ist was du schreibst: „Größere Bedrückung und Bedrängniß in mehrfacher Beziehung werden folgen." Ein Trost mag dabei eintreten: der bisherige Zustand sei so überherrlich nicht gewesen, weil Verderben in demselben gelauert, ein Neues habe kommen müssen, wahrscheinlich mit den allgemeinsten Folgen für Regierungen, Sitten, Denkweise, Verkehr und Geschmack.

Suchen wir am Ende wie in neugebärenden Zeiten immer Manche, Aufschluß in den wunderbar zusammengewürfelten und in ihrem Orientalismus oft wenig genießbaren, deshalb auch wunderbar sinnreich erklärten Bildern — der Offenbarung Johannis. 23.

Notizen.

Das Schicksal der „Horen", ein Wink für unsere Zeit.

„Die Horen", deren Herausgabe Schiller im Jahr 1794 übernahm, und wozu er die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und Deutschlands gewann, sollte, verschlossen gegen alles Politische und gegen Fragen der Staatsreligion, von den politischen Zeitfragen ablenken, im Gebiete des Reinmenschlichen der Mittelmäßigkeit entgegentreten, und gegen den Verfall des Geschmacks durch classische Werke sichern. In der Ankündigung der Zeitschrift hieß es in dieser Hinsicht: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Interesse an Dem was reinmenschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Die Idee die den „Horen" zugrundelag war Schiller's ganz würdig und der Ausfluß seines eigensten Wesens; auch lag es nicht an ihm und an dem Vereine der Männer die an der Ausführung theilnahmen daß das Unternehmen nicht gelang. Allein die „Horen" misglückten; die Empfänglichkeit für das Classische war bei der Lesewelt durch die Uebersättigung mit leichter und loser Waare abgenutzt worden; es war nicht leicht das verwöhnte Publicum vom großen Trödelmarkte und von den Tummelplätzen gemeiner und unedler Leidenschaften in die heiligen Hallen des wahren Schönen zu leiten: die Gemeinheit der menschlichen Natur widerstrebte der Idee und dem darauf gegründeten Unternehmen. Es ist auffallend zu bemerken, aber es liegt viel Lehrreiches darin, wie ähnlich unsere Zeit und unsere öffentlichen Zustände den damaligen Verhältnissen in Deutschland sind: auch uns thäte eine Rückkehr zu dem Reinmenschlichen, zu dem classischen Geschmack, zu der „Fahne der Wahrheit und Schönheit" gar sehr noth; aber eine gewisse naiv-liederliche Gesinnung, bei weniger sittlich-geistigem Halt, läßt uns in weitern Kreisen vorderhand noch nicht dazu gelangen auch nur diese Nothwendigkeit einzusehen, und das Bedürfniß danach recht innig zu empfinden. Werden wir Dies je wieder in der rechten Weise und in gebührendem Maße? oder könnten wir uns selbst und mit Allem was zur Belehrung und zur Bildung der Nationen in den Deutschen und in dem germanischen Geiste liegt, feige und muthwillig aufgeben? 32.

Friedrich von Schlegel's „Lucinde".

Schiller hat längst dem vielverschrienen Buche Schlegel's seinen ästhetischen Platz angewiesen. Gleich bei seinem Erscheinen wurden von allen Seiten die heftigsten Stimmen dagegen laut, und selbst Schlegel's vertrauteste Freunde wußten nicht was sie damit anfangen sollten. Seine Freundin Dorothea Veit, Moses Mendelssohn's Tochter, von Karoline Herder in „Knebel's Nachlaß" (II, 352) geradezu Schlegel's Lucinde genannt, war auch mit dem Buche nicht zufrieden, und auch Schleiermacher, der damals mit Schlegel auf dem vertrautesten Fuße lebte, für Dorotheens Scheidung von ihrem Manne gestimmt hatte und ihre Vermählung mit Schlegel billigte, gewann erst nach und nach das Verständniß, welches er in den „Vertrauten Briefen" über die „Lucinde" ausgesprochen hat. Nicht mit Unrecht haben diese „Briefe" gleiche Sensation erregt wie die „Lucinde"; wieviel Angriffe hat deshalb Schleiermacher erfahren müssen, und doch hat er zu manchen der Briefe nur den Namen hergegeben, da einige derselben, wie aus den Erinnerungen der Frau Henriette Herz bekanntgeworden ist, von einer Freundin, der Gattin des berliner Predigers Grunow, herrühren. 34.

Bibliographie.

Appell, J. W., Kurhessen in einer geographisch-statistisch-historischen Uebersicht, nach den neuesten Quellen dargestellt. Darmstadt, Lange. Lex.-8. 10 Ngr.

Arany, J., Erzählende Dichtungen. Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beck, Wilhelmine Baronin v., Memoiren einer Dame während des letzten Unabhängigkeitskriegs in Ungarn. Eine treue Schilderung ihrer abenteuerlichen Reisen und geheimen Missionen im Auftrage Kossuth's, in Ungarn, Gallizien, Oestreich und Deutschland; sowie ein zusammenhängendes Bild der Kriegsereignisse, Kämpfe und innern Parteiungen bis zur Waffenstreckung bei Világos. Zwei Bände. London, Thimm. 8. 3 Thlr.

Digitized by Google

Europa, seine Länder und ihre Bewohner. Zwei Bändchen. — A. u. d. T.: England und Wales mit ihren Bewohnern von W. Seyffarth. Stuttgart, J. B. Müller. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Febus, System der Tonlehre. Wien, Wallishauser. 1850. Gr. 16. 12 Ngr.

Fenkner, A., Adrastos. Trauerspiel in drei Akten. Blankenburg, Brüggemann. 8. 15 Ngr.

Fischer, H. A., Bellerophon. Eine mythologische Abhandlung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Fischer, J. H. L., Historische Gemälde für gebildete Leser und Freunde der Geschichte. Zwei Bände. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 8. 18 Ngr.

Gerdauen, H. v., Drei Monate auf der Insel Cuba. Ein Gemälde aus dem Negerleben. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 8. 10 Ngr.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 4te mit einem Vorworte vermehrte Auflage. Stuttgart, Becher. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebbel, F., Julia. Ein Trauerspiel in drei Akten. Nebst einer Vorrede und einer Abhandlung: „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers." Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Heimkehr aus der Fremde. Ein Liederspiel in einem Act, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

L'Egru, C., Das Gewächshaus. Eine Sammlung selbstgezogener Blumen. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 1 Thlr.

Lyell, Sir C., Zweite Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutsch nach der 2ten Ausgabe des englischen Originals v. E. Dieffenbach. Zwei Bände. Mit 14 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Minutoli, J. v., Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahr 1451. Vortrag gehalten am 1. März 1851 im wissenschaftlichen Vereine. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Nicolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nieritz, G., Die Fürstenschule. Eine Erzählung für Jedermann. Zwei Bände. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 8. 20 Ngr.

Pape, H. M. M., Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten vom Jahre 1851. Insterburg, Wilhelmi. Gr. 8. 12 Ngr.

Ressel, W. J., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 1ste Lieferung. Wien, Greß. Lex.-8. 9 Ngr.

Satori-Neumann, J., Das Verbrechen. Originalroman aus den höhern Kreisen Englands. Nach einer wahren Begebenheit. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seyffarth, W., Führer durch London und Umgegend. Mit einem Plane von London. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stegmayer, C., Die Bergbaufrage. Ein Versuch zu ihrer Beantwortung vom Standpunkte der National-Oekonomie, Finanz und Politik. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Storch, L., Rauden Cretinus und seine Genossen, Räuber und Schleichhändler in Litthauen und Preußen. Sittengemälde der neuesten Zeit. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausgewählte ungarische Volkslieder. Uebersetzt und herausgegeben durch Kertbeny. Nebst einem Titelkupfer. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolters, A., Zwölf Predigten. Crefeld, Funcke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Auch aus dem tiefsten Tode weckt Jesus Christus auf. Probepredigt über Ev. Joh. 11, v. 32—46, gehalten am Sonntage Lätare 1851 zu Leipzig. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Arnim, A. H. v., Zur Politik der Contre-Revolution in Preussen. Zwei Reden in der ersten Kammer zu Berlin nicht gehalten und gehalten. 2te Auflage. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Douai, Die Entdeckung der neuen Welt. Religiöser Vortrag. Altenburg. 8. 1 Ngr.

— — Die Offenbarung. Freier religiöser Vortrag. Ebendaselbst. 8. 1 Ngr.

Entscheidung über die kirchenrechtliche Geltung der Verhandlungen der am 1. und 2. Oktober 1822 in Breslau abgehaltenen Synode anlangend die Union der beiden protestantischen Kirchen gegeben durch eine Verfügung des Evangelischen Ober-Kirchen-Rathes. Breslau, Max u. Comp. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Freie Gedanken über Kirchenfreiheit und die bischöfliche Denkschrift. Ein Fastengeschenk. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Herrlichkeit des letzten Hauses, größer noch als die des Ersten gewesen ist. Haggai, 2, 9. Oder: die wiedererwachte apostolische Kirche, wie sie sich in der letzten Zeit bilden, gründen, mit ihren Feinden kämpfen, sie im Blute des Lammes überwinden, endlich siegreich im Triumphe auf der ganzen Erde sich ausbreiten, und ungestört ihren tausendjährigen Sabbath in Herrlichkeit feiern wird. In mehreren Abschnitten zur Betrachtung und Beherzigung vor Augen gelegt. Wörtlicher Abdruck einer im Jahre 1831 ohne Angabe des Druckortes und des Verfassers erschienenen und nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift. Berlin, Brandis. 8. 1½ Ngr.

Kellner, E., Lebenslauf des Daniel Tschierlei, lutherischen Kirchenvorstehers und Kirchenvaters in Schwirz; am Pfingstfest 1850 von der dasigen Kanzel deutsch und polnisch abgekündigt. Als ein Beitrag zur Verfolgungs-Geschichte der hiesigen, bis Weihnachten 1834 Hönigernschen lutherischen Parochie. Breslau, Max u. Comp. 1850. 8. 4 Ngr.

Kriebel, F., Drei Predigten, betreffend den Neubau der Kirche, „zum göttlichen Erlöser" in Vielguth, nebst Vorwort und Weiherede des Königlichen Generalsuperintendenten Dr. A. Hahn. Vielguth. 1850. 8. 5 Ngr.

Kritz, W., Die evangelische Lehre auf dem Grunde der heiligen Schrift und nach ihrem innern Zusammenhange für Freunde des göttlichen Wortes dargestellt. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möller, A. W., Die westfälische Provinzial-Synode seit Einführung der Kirchenordnung vom Jahre 1835. Eine Apologie ihrer Thätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verhandlungen im Jahre 1850 in Verbindung mit der rheinischen Provinzial-Synode. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Sendschreiben des vormaligen Pastor Schöne zu Rothenburg a. d. Oder an die Mitglieder der dortigen Gemeinde beleuchtet aus amtlichen Quellen. Ein offenes Schreiben an alle Freunde der Wahrheit und des Rechts. Breslau, Max u. Comp. 1850. 8. 2 Ngr.

Was fordert die Gewissensfreiheit und was gebietet das Recht? oder Bedenken und Wünsche in Bezug auf eine Revision des kurhessischen Gesetzes vom 29. Octbr. 1848, die Religionsfreiheit und die bürgerliche Ehe betreffend. Von S. R. in P. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Weiß, S., Reform der deutschen Gymnasien, eine Anleitung für Lehrer, Schüler und Eltern. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Schriften von Josef Rank.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben.

Erste Gesammtausgabe.
Drei Bände.
Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Josef Rank's Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde" haben bei ihrem ersten Erscheinen solchen Beifall gefunden und dieser hat sich später durch die „Neuern Geschichten" (worin das „Hoofer-Käthchen"), die „Weißdornblüten", die „Mutter vom Lande", die „Haidegräber" u. s. w. so gesteigert, daß diese erste Gesammtausgabe von Rank's Bildern und Erzählungen aus dem Volksleben, die übrigens nicht blos die frühern Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde" enthält, gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden wird.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Cornelius Tacitus.

Erklärt
von
Dr. Karl Nipperdey.
Erster Band.
Ab excessu divi Augusti I—VI.
Mit den Varianten der florentiner Handschrift.
Geh. Preis 20 Ngr.

Diese Ausgabe gehört zu der **Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen**, herausgegeben von **Moriz Haupt** und **Hermann Sauppe**. Dem Plane der Sammlung gemäss hat Hr. Dr. Nipperdey ganz besonders das Bedürfniss der Prima, in welcher Tacitus gelesen zu werden pflegt, berücksichtigt; doch werden seine eigenthümlichen Leistungen für Sach- und Spracherklärung und für Kritik des Textes nicht den Primanern allein von Werth sein.

Verzeichnisse der in stetem Wachsen begriffenen Sammlung sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer
durch
London und Umgegend.
Von Dr. **Woldemar Seyffarth.**

Mit einem Plane von London.
Gr. 12. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.
Der Plan besonders in Etui 10 Ngr.

Es wird dieser Schrift zur besondern Empfehlung dienen, daß der Verfasser in Anerkenntniß seiner durch mehrjährigen Aufenthalt in London sich erworbenen Vertrautheit mit dem Oertlichen der Stadt und ihren eigenthümlichen Verhältnissen von der königl. sächs. Regierung zum Commissar für die Welt-Industrie-Ausstellung ernannt worden ist.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Fünfundsechzigstes Heft.

Inhalt: **Ludwig Philipp, König der Franzosen.** (Schluß.) — **Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

April. Nr. 14—17.

Inhalt: Einige Andeutungen über Maisbau. — Einige Nachrichten über den Anbau des Mais zu Grünfutter. (Schluß.) — Abfertigung. — Eine Ernte von chinesischem Sommerroggen mit tauben Aehren. — Die wilde Kastanie und ihr Nutzen. — Mittel gegen das Verderben eingemachter Früchte. — Die Verhältnisse der Körpertheile bei einem wohlgebildeten Pferde. — Der Flachsbau als Mittel gegen den Pauperismus. — Die Jauche oder Gülle als Düngemittel. — Ernährung der Fohlen bei fehlender Milch der Mutterstuten. — Kartoffelwein. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 14—17, und **Artistische Beilage** Nr. 4.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Trank der Vergessenheit.

Volksdrama in fünf Aufzügen

von

J. N. Bachmayr.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein junger östreichischer Dichter tritt hier zum ersten male vor das größere Publicum. Die Frische, Gesundheit und Wahrheit seiner Schöpfungen wird ihm schnell Bahn brechen und sichert ihm zugleich eine dauerndere Beachtung als sie viele der jüngst ebenso plötzlich wieder verschwundenen als aufgetauchten Meteore der dramatischen Poesie zu erlangen vermocht.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **Wilhelm Wolfsohn.**

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. **Helena Hahn:** Dschellaleddin; Utballa. — **Alexander Puschkin:** Die Capitainstochter. — II. **Nikolaus Pawlow:** Der Maskenball; Der Namenstag; Eine Million; Der Yatagan. — III. **Alexander Herzen:** Wer ist Schuld?

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 100. —— 10. Mai 1851.

Inhalt.

Politische Flugschriften.*)

Es ist oft bemerkt worden daß man aus der Geschichte und aus der Statistik Alles, das Entgegengesetzteste, beweisen könne, daß sich für die widersprechendsten Behauptungen Belege in ihnen fänden. Es wird Dies in der Regel allerdings nur unter der Voraussetzung begründet sein daß Geschichte und Statistik nicht richtig gebraucht, sondern gemisbraucht werden, daß man ihre Thatsachen von den sie erklärenden Bedingungen losreißt, oder in falsches Licht stellt, oder einseitig auswählt und das Entgegenstehende verschweigt oder gänzlich entstellt und verfälscht. Es kommen aber in der That auch Verhältnisse vor, wo ein Kampf entgegenstehender Principe, welche nicht blos willkürlich von den Menschen erfaßt, sondern tief in den Zuständen begründet sind, dazu führt daß sich in Geschichte und Wirklichkeit ganze Reihen von Thatsachen aus entgegengesetzten Gesichtspunkten anschauen lassen, und daß man recht wohl entgegengesetzte Resultate gewinnen kann, jenachdem man die Aufgabe der Entwickelung durch das eine oder das andere Princip bestimmen läßt. Doch wird man falsch schließen, wenn eben nicht der unbedingte Sieg des einen oder des andern Princips, sondern die Versöhnung beider in einem Mittlern die Aufgabe ist.

Die deutsche Geschichte zeigt uns einen solchen Gegensatz der Principe. Sie hat von Anbeginn an einen Zug der Vereinigung und einen Zug der Zertheilung. Im Anfange ist die letztere unbedingt vorherrschend, wiewol ihre Grenze in den natürlichen Verhältnissen des Landes findend: bei größern Volksgruppen stehen bleibend, wo das Land solche fodert, und nur da sich ins Kleinste versplitternd, wo auch das Kleinste für sich bestehen kann. Das Band der Einheit bilden lediglich Sprache und Volksthum. Ein anderes, ein wahrer Mittelpunkt der Staatsmacht wird durch das Kaiserthum geboten, welches aber den Deutschen von außen gewaltsam durch Siegerhand aufgelegt wird. Von ihm aus ist alle höhere Staatsbildung in Deutschland ausgegangen und hat sich an dasselbe angeschlossen. Es hat seine Zeiten entschiedener Macht, es hat auch seine Zeiten tiefen Verfalls gehabt, es hat den verschiedensten Tendenzen dienen müssen, aber immer war es doch der Grundstein aller Ordnung des Reichs, der Talisman, mit dessen Beseitigung der letzte Zauber von den Instituten wich, in denen das deutsche Volk sich ein Jahrtausend hindurch bewegt hatte. Ebenso alt aber wie das Kaiserthum selbst ist auch der Gegensatz, die Opposition im Reiche, begründet auf die Eifersucht der Stämme und auf die Geschiedenheit der Landesart. Namentlich tritt der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland durch alle Jahrhunderte hervor. Ist der Sitz der Kaisermacht im Norden, was in einiger Dauer nur unter den sächsischen Kaisern stattfand, später nur sporadisch und seit Otto IV. nicht wieder vorkam, so ist der Süden unruhig und rebellisch. (Auch dürften sich die sächsischen Kaiser schwerlich gehalten haben, wenn nicht in ihrer ersten und größten Zeit die Ungarnnoth dem Süden ihren Schutz nöthig gemacht hätte. Später warfen sie selbst sich ganz in die Interessen des Südens und zogen Italien ihrer sächsischen Heimat vor.) Wollte die Kaisermacht vom Süden aus ihre Gewalt über den Norden stärken, so trat ein auf

*) 1. Deutschland, Oestreich und Preußen. Von L. Grafen Ficquelmont. Wien, Braumüller. 1851. Gr. 8. 18 Ngr.

2. Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange dargestellt. Von W. Adolf Schmidt. Erste Abtheilung: Der Fürstenbund. 1785. Berlin, Veit und Comp. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

3. Oestreich, Preußen und die Einheit Deutschlands. Von Gustav Evers. Lübeck, von Rohden. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

4. Meine Grundsätze. Von Fürst Waldburg-Zeil. Schaffhausen, Hurter. 1850. 8. 7½ Ngr.

5. Deutschlands Untergang und Aufgang durch Amerika. Von Beta. Kassel, Raabé und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

die Länge erfolgreicher Widerstand des Nordens ein, bis denn allmälig die Kaisermacht auch rechtlich immer mehr beschränkt ward, beschränkt zu Gunsten des Particularismus, in welchen man immer offener den Begriff der deutschen Freiheit setzte. Der alte Gegensatz zwischen Schwaben und Sachsen trat von der Reformation an bis zum Westfälischen Frieden als Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, von den Zeiten Friedrich's II. an als Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen auf, und erst deren Verständigung und Verbindung von 1813 an bis 1840 schuf einen Zustand deutscher Einigung wie er bis dahin noch niemals in deutschen Landen bestanden.

Bis auf die neueste Zeit pflegten Diejenigen welche eine centralisirte deutsche Einheit für ein zu erstrebendes Glück hielten die Schuld der Vereitelung desselben der Opposition zur Last zu legen. Sie klagten die Protestanten an daß sie durch Kurfürst Moritz und mit französischer Hülfe die Pläne Karl's V., durch Gustav Adolf von Schweden und abermals mit französischer Hülfe die Pläne Ferdinand's II. vereitelt und obendrein noch beide male den fremden Beistand mit schönen Reichslanden bezahlt hätten. Sie erkannten in der preußischen Monarchie das Hinderniß jeder Neubelebung der Reichskraft, und erklärten den Verfall des Reichs wesentlich daraus daß dieser Unterthan zu mächtig geworden. Sie würden sich in einen Sieg des Absolutismus und Katholicismus unter Karl V. und Ferdinand II., eine Alleinherrschaft Oestreichs unter Joseph II. gefügt haben, wenn damit die Kaiserwürde zur Wahrheit erhoben und das Deutsche Reich zu einem deutschen Staate umgeschaffen worden wäre, und würden sich mit der Hoffnung getröstet haben daß unter dem Schutze der Einheit auch die Freiheit, wie in England, Frankreich, Spanien, sich leichter entwickeln werde als in der Zersplitterung. Ganz entgegengesetzt wurde von andern und ungleich zahlreichern Seiten eben diese Zersplitterung als der wahre Herd der Freiheit, die Selbständigkeit der deutschen Territorien als das rechte Wesen der deutschen Freiheit, Preußen aber als der kräftigste Hort dieser Selbständigkeit und des protestantischen Lebens betrachtet, und in den Plänen Oestreichs nicht das Moment der einigenden Reichsbildung, sondern lediglich das des Absolutismus und des Katholicismus ins Auge gefaßt. Die Einheit fand man in jener Zeit und auf jenen Seiten durch die noch bestehenden Formen des Reichs genugsam gewahrt. Auch ist es richtig daß in manchen Beziehungen die neuere Zeit, welche durch die ungemeinen Erleichterungen des Verkehrs und der Verbindungsmittel so Wesentliches für die Einigung gewirkt hat, doch in andern Punkten trennender war als ehedem. Der ungeheuere Gesetzgebungseifer, den schon das preußische Verwaltungssystem, dann das constitutionelle Leben in seinem Gefolge hatte, hat das gemeine Recht, welches ehedem ein so allseitig verknüpfendes Band war, in den meisten Ländern aus seiner alten Herrschaft verdrängt, oder doch wesentlich in derselben erschüttert. Preußen hatte sich durch sein Landrecht, Oestreich durch sein Gesetzbuch abgeschlossen. Auch in allen andern Zweigen der Gesetzgebung ging man unendlich mehr auseinander als früherhin, seit man sich in das Organisiren eingelassen, und es ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel mehr Uebereinstimmendes in Deutschland gewesen als im 19. Jahrhundert. Eine ganz neue Wendung trat aber in der neuesten Zeit ein. Man hatte Preußen als den Hort des Particularismus und in ihm der specifischen deutschen Freiheit und des Protestantismus gepriesen. Jetzt kam man darin in Conflict mit den Einheitsideen der neuesten Zeit. Da erfaßte man den Gedanken: Preußen von der Linie der Vertheidigung auf die des Angriffs zu versetzen, die Kaisermacht, die man in den Händen Oestreichs beargwöhnte, auf die für liberal erklärte und protestantische Regierung überzutragen, Oestreich aber von Deutschland auszuschließen. Freilich trennte man sich damit von den alten Hauptsitzen des Reichslebens, von den mächtigsten Zukunftbahnen, kam in seltsamen Widerspruch mit den hohen Ideen der Größe und Einheit des ganzen Deutschlands, schob der Idee des geeinigten Deutschlands die des vergrößerten Preußen unter, und gerieth in große Gefahr nicht blos Oestreich, sondern das ganze Süddeutschland zu verlieren.

Die im Obigen berührte Mannichfaltigkeit möglicher Standpunkte spricht sich auch in den vorliegenden Schriften aus. Aber ganz von dem Standpunkte derselben abgesehen, ist die unter 1 genannte jedenfalls die ausgezeichnetste, die einzige wahrhaft geistvolle und staatsmännische unter ihnen. Dies ungeachtet sie, im Vergleich zu frühern Schriften desselben Verfassers, mehr literarisch-polemisch gehalten ist. Aber obwol sie Manches enthält was der völlig Unparteiische, Vieles was der vom andern Standpunkte Ausgehende nicht anerkennen wird, so enthält sie doch keine Spur von Phrasenbombast, ferner auch nicht einen derartigen oberflächlichen oder sophistischen Scheingrund, auch nicht eine derartige Unwahrheit wie sie nur die stärkste Befangenheit für Gründe und Wahrheiten nehmen kann, auch nicht einen Zug von Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung des Ausdrucks. Das aber rechtfertigt eben unser Urtheil. Das unterscheidet die Schrift eines Staatsmanns von der eines parteimännischen Artikelmachers, welchem Alles Recht ist was nur wie ein Grund für seine Sache aussieht, und welcher nicht einsieht daß die Wahrheit durch Uebertreibung zur Lüge wird, und daß Ein falscher Grund, wenn er erkannt wird, mehr schadet als zehn gute nützen.

Der Graf Ficquelmont polemisirt zunächst und hauptsächlich gegen v. Radowitz und seine, auch zu spät gekommene Flugschrift: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.“ Wir wollen dieser feinen und oft sehr treffenden Polemik nicht in allem Einzelnen nachgehen, sondern zunächst hervorheben was sie Neues bietet. Der Radowitz'schen Behauptung: daß die östreichische Regierung, welche auch Radowitz ausdrücklich für eine „wesentlich deutsche“ erklärt, welche nicht „in eine der an-

dem Nationalitäten hinübergleiten dürfe", doch mit den „magyarischen, czechischen, slawonischen, wendischen, illyrischen, walachischen, polnischen und italienischen Bestandtheilen des alten Kaiserstaats andere und bedächtigere Erwägungen anzustellen hätte als die kleinern deutschen Bundesstaaten oder das junge lebenskräftige Preußen mit seiner so überwiegend deutschen Bevölkerung", und daß es deshalb nicht mehr für die Einigung gewirkt habe, stellt er zunächst nur die Thatsache entgegen: daß Oestreich in dem Plane einer höhern Wehrkraft des Deutschen Bundes weitergegangen sei als Preußen, worüber er dann Näheres anführt. Hier sagt er, allerdings etwas derb:

Preußen macht Oestreich in der Schrift seines ersten Staatsmanns den Vorwurf: überall allen Bundesstärkungsmitteln hinderlich in den Weg getreten zu sein — und der östreichische Entwurf des Bundesinspectorats, welches nichts Geringeres war als ein deutsches Kriegsministerium, beweist eben nicht daß Oestreich sich allen Einigungsgedanken widersetzt habe, wenn sie wirklich den Interessen und der Wesenheit des Bundes entsprechend waren. Wol aber beweist die starrsinnige Haltung preußischer Staatsmänner, welche so wichtige, ja wichtigste Maßregeln und Entwürfe fallen ließen, blos weil sie nicht von ihnen herrührten, daß es Preußen, damals wie heute, weit weniger um den Bund als um sich selbst zu thun war. Es wollte immer das große Wort führen, und vielleicht hat es dadurch mehr als durch alles Andere eine Einigung und Kräftigung des Bundes verhindert.

Zu weit geht er unsers Dafürhaltens wenn er aus dem Satze seines Gegners:

Daß man im Geiste der Nation selbst den wichtigsten Verbündeten aufzusuchen habe, Dieses wurde im Schlosse von Berlin immer deutlicher erkannt. Zwei große Mittel boten sich hierzu dar: die Entfesselung der Presse, wozu der König am 13. Januar 1843 den Entwurf seinem Ministerrathe selbst vorlegte, und die Veröffentlichung der Verhandlungen des Bundes.

den Schluß zieht:

Die Absicht Preußens war also offenbar: die öffentliche Meinung als eine Waffe gegen die Ungelehrigkeit der Bundesglieder zu gebrauchen, um mit ihrem moralischen Zwange Das durchzusetzen was man bei dem herrschenden Mistrauen in die preußische Politik auf anderm Wege zu erreichen nicht hoffen durfte. Es ist die Absicht Deutschland mit Hülfe der in Bewegung zu setzenden Nationalleidenschaften zu revolutionniren so deutlich ausgesprochen daß der ganze spätere Gang der preußischen Politik hierdurch genügend erklärt wird.

Der erste Satz mag richtig sein; der zweite ist es gewiß nicht. Es ist der preußischen Regierung gewiß nicht beigefallen daß diejenige Preßfreiheit zu deren Gewährung man 1843 geneigt war, und daß die Veröffentlichung der nur zu unschuldigen damaligen Bundesverhandlungen die Nationalleidenschaften in Bewegung setzen und Deutschland revolutionniren könne.

Dagegen liegt wol Wahrheit in den Sätzen:

Deutschland wollte hauptsächlich eine bessere Stellung — Preußen wollte sie auf dem Wege organischer Reformen im Innern herbeiführen. Es erwog nicht daß politische Stellungen ganz einfach auf dem Wege der Politik zu gewinnen sind. Die Politik aber gibt nicht gegebene Stellungen auf, ehe sie neue hat begründen können. Preußen gab seine historische Grundlage, den Bund mit Oestreich und Rußland, auf; es war aber in dieser Beziehung politisch zaghaft, unentschieden. Hätte Preußen in der holländisch-belgischen Sache die Initiative der Einmischung ergriffen, wozu Verträge, Interessen und die Grenzverhältnisse ihm das Recht gaben, wie Oestreich bei jedem neuen Anlaß diese Initiative in Italien ergriffen hatte, so war da ein unmittelbarer Anlaß die Macht Deutschlands zur Geltung zu bringen. Preußen konnte die Mitwirkung Oestreichs und die Zustimmung Rußlands nicht bezweifeln. Die wichtigsten Interessen aller Deutschen waren dabei betheiligt, es hätte sich da viel eher jene Einheit des Willens der Völker und Regierungen herstellen lassen als auf einem Felde wo der Streit über Souverainetätsrechte sich in den Vorgrund stellte.

Der Verfasser verbreitet sich weiter darüber daß die Politik des Herrn von Radowitz nach jedem Begriffe den man überhaupt von Politik haben könne falsch gewesen sei. Dann über sein Lieblingsthema der Nationalitäten, was ihm in seiner unbedingten Ausführung zu den revolutionnairen gehört. Dann über die Natur einer Conföderation und über den Widerspruch die Revolution zu wollen ohne selbst revolutionnair zu sein. Die Schrift ist keines Auszugs fähig, weil sie eben kein Literatenmachwerk ist, sondern jeder Satz seine Bedeutung hat. Eine Stelle können wir uns nicht enthalten noch mitzutheilen:

Man glaubte an eine fabelhafte Gewalt der deutschen Einheitsidee, weil alle Zeitungen und Bücher ihrer voll waren und die deutsche Tricolore von Danzig bis Triest überall lustig emporflatterte. Man vergaß daß diese Bücher nur von einigen politischen Docenten herrührten, daß diese Zeitungen nur von einigen andern edirt wurden, und daß diese Tricolore überall nur als ein Symbol der Freiheit, aber nicht der Einheit jubelnd begrüßt wurde. Das deutsche Volk war zerrissener als je. Es stimmte wol mit ein als man ihm von der deutschen Einheit sprach, aber wer je die Proletarier von Berlin, Hamburg, München, Wien, Dresden in jenen Zeiten gesehen und ihre Wünsche vernommen oder ihre Hoffnungen belauscht hat, würde wol zu behaupten wagen daß dieses freiheitsdurstige Volk die Freiheit anders verstand denn als Befreiung von Lebensdruck, und die deutsche Einheit anders denn als ein buntes Kleid oder eine gleißende Fahne, die man wol, geschenkt, in den Kauf nehmen könne? Und vor dieses Volk, in dessen Mehrzahl der Nationalgeist tief gesunken war, das Frankreich entgegenjubelte und eine polnische Cocarde größtentheils höher schätzte als alle Kleinodien des Heiligen römischen Reichs, das sich meist blos wild jakobinisch und communistisch geberdete, trat Preußen mit der Versicherung hin: es werde sich an die Spitze der Bewegung stellen! Eine Flut von Verhöhnungen, von Caricaturen und grobkörnigen Witzen war Deutschlands Antwort darauf — Preußen aber blieb auf seinen Wegen! Anstatt sich eines Andern belehren zu lassen, verwunderten sich preußische Staatsmänner darüber daß man kein Zutrauen in die Versicherungen des Königs setzte. Anstatt zu begreifen daß man es mit Parteien zu thun hatte welche weder von einem König noch von einem Kaiser, ja kaum mehr von einem Staate Etwas wissen wollten, glaubten diese Herren das Volk brenne nur vor Verlangen die deutsche Einheit zu erleben, und werde über alles Andere leicht mit sich unterhandeln lassen, wenn man nur hierin Genüge leiste! Man kann nicht Dasselbe wollen und nicht wollen. Wollte Preußen wirklich die Einheit der deutschen Stämme realisiren, wie konnte es die Oestreicher ausschließen, um nicht von den Kurländern, Liefländern und Esthländern zu sprechen? Wollte es diese Einheit nicht, wie konnte es berechtigt sein im Namen derselben den Messias von Deutschland zu spielen? Wollte es die deutsche Einheit mit Gewalt durchführen, warum hat es immer von freier Vereinbarung gesprochen? Wollte es die freie Vereinbarung, warum

Digitized by Google

drohte es Denen mit Gewalt die Nichts davon wissen wollten sich mit Preußen zu vereinbaren? Alles was man in Preußen wollte war voll Widerspruch. Man wollte die Vergrößerung Preußens ohne Usurpation, man wollte die Einheit des Reichs ohne die Fürsten von ihren Thronen zu stürzen, mit Einem Worte, man wollte das Unmögliche. Ohne Zweifel war es längst an der Zeit dem Deutschen Bunde eine angemessenere und ehrenvollere Stellung in Europa zu verschaffen. Allein Preußen hat die schicklichsten Gelegenheiten dazu, z. B. den frevelhaften Witz der Holländer mit dem jusqu' à la mer, vorbeigehen lassen. Nicht der Bund war es der Deutschland so verhaßt war, sondern der Umstand daß dieser Bund in den heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes kein Lebenszeichen vonsichzab.

Dann kommt er auf Schleswig-Holstein, das ihm natürlich einen reichen Stoff bietet, wobei er aber von neuem hervorhebt, wie gewiß es im Sinne einer großen deutschen Politik liegt Dänemark nicht abzustoßen, sondern anzuziehen. Schließlich verbreitet er sich rühmend über die Politik Friedrich Wilhelm's III. und — Friedrich's II.

Der Geist Friedrich's des Großen sah gewiß nicht billigend herab auf das unpraktische Beginnen des Hrn. v. Radowitz, denn Friedrich der Große gehörte sicher nicht zu jenen Helden der Geschichte welche, sich selbst überschätzend, dem Glauben an ihre persönliche Allmacht huldigen; er suchte immer Bündnisse und handelte immer erst wenn sie geschlossen waren. Seine ganze Regierung war eine ununterbrochene Reihe von diplomatischen Unterhandlungen, welche den Zweck hatten Freunde zu suchen und Feinde zu entzweien. Herr v. Radowitz that das Gegentheil: er stieß die Freunde von sich und gab den Feinden Vereinigungsmittel an die Hand.

Noch handelt der Verfasser von Rußlands Interesse, von Deutschlands Kraft, von dem Deutschen Bunde, von Deutschlands Bestimmung, welche nur in der Form einer von Preußen und Oestreich aufrechterhaltenen Föderation zu erstreben sei; von Italien, das sich, trotz seines tiefen Nationalgefühls, niemals zu einem einheitlichen Staate habe bilden können, das selbst dazu sich als Staatenbund zu constituiren geographisch zu schwach gebaut sei. Ein paar als Beilagen beigegebene Schreiben des Hrn. v. Radowitz vom October 1850 enthalten ausdrückliche Anerkennungen des Fortbestehens des Deutschen Bundes.

Was der Graf über Friedrich II. und dessen Politik sagt, ist zugleich eine Kritik der Schrift Nr. 2, einer weitläufigern Ausführung einer Entdeckung die der Verfasser in einer früher in diesen Blättern besprochenen Schrift bereits ausgebeutet hat. Indeß ist die neuere Schrift dankenswerther als die frühere. Diese bewegte sich lediglich in falschen Schlüssen, die aus gewissen Thatsachen gezogen waren, und deren Benutzung für politische Tendenzen. Hr. Dr. Schmidt war auf den Gedanken gekommen den Deutschen Fürstenbund des vorigen Jahrhunderts und dann wieder das Project eines norddeutschen Kaiserthums aus dem Jahre 1806, wovon er zufällig aus Pölitz' „Geschichte Friedrich August's" Kenntniß erlangt und sich eingebildet hatte daran eine große Entdeckung gemacht zu haben, für Vorläufer der neuesten preußischen Union auszugeben und suchte nun in jener Schrift Das zu beweisen. Dieser Beweis konnte nur gelingen wenn man jene Vorgänge von allen ihren Bedingungen losriß, sie in ein völlig falsches Licht stellte und Ansichten des heutigen Tages in sie hineintrug. Der Fürstenbund Friedrich's II. war zum Schutze des Particularismus, nicht zur Herstellung einer deutschen Einheit unter preußischem Vortritt errichtet. Zunächst und direct sollte er reinen Territorialplänen Kaiser Joseph's II. entgegentreten. Friedrich II. rechnete vielleicht auch darauf Etwas daß er zur Hebung des preußischen Ansehens und Einflusses beitragen solle; aber er wollte Das lediglich auf die natürliche Kraft der Thatsachen, der Verhältnisse, des Schutzbedürfnisses und Vertrauens begründen, schloß mit seinen Verbündeten völlig auf dem Fuße völkerrechtlicher Gleichheit, stipulirte sich nicht das mindeste Vorrecht und vermied mit der äußersten Vorsicht Alles was auch nur das leiseste Mistrauen, die geringste Eifersucht hätte aufregen können. Mit seinem Tode verflog das ganze Werk spurlos, weil sein Nachfolger nicht dasselbe Vertrauen genoß, welches Friedrich II. durch seine seit 1756 befolgte Friedenspolitik gewonnen hatte. Das norddeutsche Kaiserthum war eine Falle, welche Napoleon der preußischen Regierung in sehr plumper Weise gelegt hatte und in welche diese sehr blind und unbedacht hineintappte. Mit der Einheit Deutschlands hatte ein Project welches nur die Reste von Deutschland nach Abzug Oestreichs und des ganzen Rheinbunds umfaßte natürlich gar Nichts zu thun. Aber auch Das was sich allenfalls hoffen ließ daß es werden konnte, ward es nicht, weil man eben nicht mit Vorsicht und Klugheit verfuhr, welchen Friedrich II. seine Erfolge verdankte, sondern die Regierungen die man zu gewinnen wünschte von vornherein durch hochfahrendes Wesen und anmaßende Prätensionen, über deren Begründung sehr bald der Tag von Jena und Auerstädt den richtigen Aufschluß gab, abstieß. Immer aber blieb auch damals das Verhältniß, selbst in dem preußischen Entwurfe, ein reinvölkerrechtliches, und es war durchaus nicht in Absicht daß Preußen wahre Regierungsrechte über das unter seinem Schutze zu verbündende Gebiet hätte erlangen sollen. Beide Verbündungen waren nicht Vorläufer einer solchen Union wie man sie jetzt Bundesstaat zu nennen liebt, sondern eines lockern Staatenbundes mit souverainen Gliedern. Die gegenwärtige Schrift bietet mehr Reelles, sofern sie eine sehr sorgfältige Zusammenstellung zunächst der auf den Fürstenbund bezüglichen Actenstücke bringt, was denn ein in geschichtswissenschaftlicher Beziehung recht dankenswerthes Unternehmen ist.

Von dem Verfasser der Broschüre unter 3 erinnern wir uns mitten in den heftigsten Stürmen der Bewegung eine Schrift gelesen zu haben, welche uns mit einer gewissen Achtung für ihn erfüllte, weil sie mit männlichem Freimuth der sittlichen Entrüstung eines wohldenkenden Mannes über das damalige Schwindeltreiben Worte lieh. War sie auch in geistiger Beziehung nicht bedeutend, und erkannten wir auch wol daß der Verfasser sich nur als Naturalist auf diesem Gebiete bewege, so war doch der Wille, der Charakter zu achten, und manchem phrasenreichen Unsinn ward recht schlagend mit

Digitized by Google

der Waffe des gesunden Verstandes und der praktischen Lebenskenntniß entgegengetreten. Es handelte sich auch damals vielfach um Fragen welche in das Thun und Treiben jedes Einzelnen eingriffen, und bei welchem eine Kenntniß der wahren Wirklichkeit der Zustände, des wahren Wesens und Strebens der einzelnen Classen und Menschen sehr wesentlich zur Würdigung abstracter Theorien und allgemeiner Phrasen beiträgt, und viel wichtiger ist als jede noch so subtile Speculation. In der gegenwärtigen Schrift hat er sich auf ein Gebiet begeben wo die Einsicht in die Beziehungen des Privatlebens keineswegs ausreicht, und beweist zugleich durch die Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Urtheile, durch die Uebertreibung und Maßlosigkeit seiner Ausdrücke, durch das unbedingte Parteinehmen, mit dem er nur auf der einen Seite alles Licht und Recht, auf der andern nur Nebel und Unrecht sieht, daß er nicht mit wahrem Beruf zu der gemäßigten und conservativen Seite gehört, zu der man ihn nach seiner frühern Schrift rechnen mochte, daß auch er wol die Fehler Anderer erkannte, aber in eigener Sache in dieselben Fehler verfiel. Im Uebrigen mag diese Schrift ihre Freunde finden, nur dürften es zum Theil Andere sein als die sich an seiner ersten Schrift erfreuten. Er ist ein recht eifriges Organ für die oben von uns berührte Anschauung, welche die Schwäche der deutschen Centralgewalt daraus ableitet daß sie solange in den Händen Oestreichs gewesen und sie durch eine Uebertragung auf Preußen zu kräftigen glaubt. Wir theilen nun zwar diese Meinung auch in ihrem letztern Theile nicht, theils weil wir weder zu der deutschen Gesinnung Preußens sonderliches Zutrauen, noch an dem Charakter seines innern Staatslebens sonderliche Freude haben, theils und hauptsächlich weil wir in einem solchen Arrangement nur eine Zerreißung Deutschlands und eine Lostrennung desselben von seinen aussichtsreichsten Beziehungen erblicken können, theils endlich, weil wir die Ausführung des Projects von soviel innern und äußern Schwierigkeiten umringt sehen daß wir ihre Erstrebung und besonders ihre dauernde Behauptung für unmöglich, oder doch nur für um einen Preis möglich halten der uns viel zu hoch scheint. Aber wir geben zu daß man über das Alles anderer Ansicht sein kann. Es ist gewiß daß in Preußen mehr Menschen die deutsche Sprache als Muttersprache reden als in Oestreich. Die preußischen Einrichtungen entsprechen dem modernen Fortschrittssystem besser als die zeitherigen östreichischen. Man kann der Meinung sein ein kleines geeinigtes Deutschland sei einem größern locker verbundenen vorzuziehen. Man kann über die Ausführbarkeit dieses und jenes Plans sanguinischer denken als wir und auf allerhand untoward events rechnen. Also die Ansicht an sich finden wir erklärlich und tadeln sie nicht, auch wenn wir sie nicht theilen. Aber man soll gegen abweichende Ansichten dieselbe Billigkeit beobachten die wir gegen diese zeigen, und man soll nicht zu Gunsten jener alle Geschichte verdrehen. Der Verfasser legt sich die deutsche Geschichte in einer Weise zurechte in der alle Schmach und alles Elend derselben auf Oestreich fälle, und kann Das nur, indem er Alles was Oestreich zu Deutschlands Besten gewollt, gethan und gelitten hat, Alles ferner was andere Staaten zu Deutschlands Schaden gethan und unterlassen haben verschweigt, oder, wie wir bei dem ehrlichen Manne lieber annehmen wollen, nicht sieht, und alle die Ereignisse die er bespricht in dem einseitigsten Lichte und unter Annahme der allerperfidesten Beweggründe anschaut. In gleicher Weise verfährt er bei der Betrachtung der neuesten Vorgänge, zum Nachtheil Oestreichs und seiner Verbündeten. Er stellt sie in einer Weise dar, wobei Preußen ganz und gar die Rolle eines gutmüthigen, treuherzigen, arglosen Biedermanns zugetheilt wird, der sich bei den edelsten und auf dem offensten und geradesten Wege betriebenen Zwecken auf allen Seiten hinters Licht geführt und betrogen sieht. Es würde uns gar nicht schwer fallen, wie die ganze ältere Geschichte, so auch die neuesten Vorgänge in dem directest entgegengesetzten Lichte von dem des Verfassers darzustellen, und die Darstellung sollte mindestens ebenso plausibel ausfallen. Wahrscheinlich würde sie aber auch nicht viel wahrhafter sein und das Wahre mag wol in der Mitte liegen, wo die Gesichtspunkte aus denen auf den verschiedenen Seiten gehandelt wird gehörig gewürdigt und damit billigere Urtheile über Beweggründe und Absichten begründet werden. Uebrigens wo die Träger entgegenstehender und jedes an seinem Theile wohlberechtigter Interessen in ein unlösbares Verhältniß verflochten sind, da wird nicht ein Kampf der dem einen oder dem andern zum *unbedingten* Siege verhelfen soll, sondern eine unter beiderseitigem Nachgeben erzielte Verständigung über eine Ausgleichung und Versöhnung der Interessen zum Ziele führen, wie Das denn der englische Weg ist. Uebrigens kommt das Meiste auf den guten Willen an, und ist es schon ein Uebel und böses Zeichen daß man jetzt um Formen und Rechte hadert, deren subtilste Austheilung doch Nichts fruchten wird, wenn der gute Wille, wenn die entente cordiale fehlt, bei deren Vorhandensein Niemand nach jenen Formen und Rechten fragt, und auf welcher die wahre Einigkeit, Sicherheit und Macht Deutschlands zuletzt doch allein beruhen dürfte.

Die Schrift Nr. 4, deren Hauptbedeutung in der Persönlichkeit ihres Verfassers liegt, ist die vollständige Ausgabe einer Vertheidigungsrede, welche der fürstliche Verfasser entwarf um sie vor dem Schwurgerichte zu halten, aus welcher er aber bei dem wirklichen Vortrag die verletzendsten Stellen wegließ, um sie nun hier gedruckt einer weitern Verbreitung und längern Dauer zu übergeben. Der Fürst Waldburg-Zeil hat sich bekanntlich durch Hinneigung ebenso wol zu ultramontanen als zu demokratischen Tendenzen bekanntgemacht. Aus der vorliegenden Rede, welche übrigens auf die specielle Anklage, wegen deren er vor Gericht gestellt worden, wenig eingeht, sondern sich in der Hauptsache über die Tendenzen des Redners verbreitet und auf einen Selbstpane-

Digitized by Google

gyrikus desselben hinausläuft, ergibt sich ziemlich deutlich daß seine wahre Tendenz die eines Aristokraten ist. Er hebt mit dem Vertrage zwischen dem König von Würtemberg und dem Fürsten von Waldburg-Zeil an, wodurch dem „Unrecht des Jahres 1806 eine rechtliche Form" habe gegeben werden sollen. Er bezeichnet „Diejenigen als Revolutionnaire die durch Hochverrath an Kaiser und Reich und durch Raub an Kirche und Mitständen von fremder Gewalt octroyirte Kronen usurpirten". Er würde die Bewegung von 1848 für eine rechtlich begründete halten, wenn sie „eine Rückkehr zu den deutschen Zuständen von 1802 bezweckte". Er würde sich der Regierung angeschlossen haben, wenn sie mit Entschiedenheit gegen die demokratische Bewegung Fronte gemacht hätte. Er hat schon 18 Jahre früher in einer standesherrlichen Conferenz die Ueberzeugung ausgesprochen:

daß das Spielen der Krone mit dem Liberalismus über kurz oder lang die Folge haben werde daß der Liberalismus erstarkt seine Rechte fodern, die Regierung nachgeben und dann die Aristokratie allein als dem Volke feindlich gegenüberstehend den ganzen Stoß des Volkszornes werde auszuhalten haben. Ich verlangte daß entweder das System der Regierung geändert, ein offenes, entschiedenes werden müsse, oder, wenn die Krone darauf nicht eingehe, die Aristokratie entschieden die Partei des Volks ergreife, und selbst unter Hingabe von Privilegien und Gefällen sich eine solche Stellung verschaffe daß in den Standen des unausbleiblichen Sturmes sie es sei die das Schicksal Deutschlands zu entscheiden vermöge — damit sie das monarchische Princip retten könne, wenn auch die Personen fallen würden (?!), damit nicht mit der Aristokratie auch das monarchische Princip falle, damit sie der Anarchie von unten und von oben einen Damm entgegenzusetzen im Stande sei.

Noch 1848 stimmte er, da er „noch nicht die Ueberzeugung erlangt daß die Bewegung eine allgemeine, eine deutsche Bewegung sei", und er „nicht der Ansicht war daß man jedem beliebigen, vielleicht nur communistischen Krawalle das Bestehende zum Opfer bringen müsse", für energischen Widerstand. Der König habe ihm damals gedankt und entschlossenes Festhalten gewünscht. (Ob die Ausdrücke die der Fürst den König gebrauchen läßt: „er werde dem Ausdrucke des Volkswillens mit Bayonneten zu begegnen wissen", authentische sind lassen wir dahingestellt sein. Wir sollten denken der König werde Das dem er mit Bayonneten begegnen wellte nicht als den Ausdruck des Volkswillens anerkannt haben.) Wenige Stunden später erfuhr er: Se. Majestät hätten sich anders resolvirt und würden Concessionen machen. Das Ueberstürzen dieser Concessionen schildert er ganz ergötzlich. Nun schloß auch der Fürst sich der Bewegung an und zwar ernstlich. Letzteres ist anzuerkennen. Sonst aber können wir seinen Standpunkt nicht sonderlich preisenswerth finden. Wenn ein Aristokrat gar nicht anerkennt daß das Volk aus den nichtaristokratischen Classen bestehe, daß die Interessen der Aristokratie nothwendig denen des Volks entgegenständen, daß es moralisch möglich sei sich demokratischer Bewegung gegen König und geschichtlichen Rechtsstand anzuschließen, so mag man Das bestreiten, diesen Standpunkt falsch und beschränkt finden, kann aber Den nicht verurtheilen der auf diesem Standpunkte handelt. Wenn aber ein Aristokrat, wie der Fürst, die Föderungen des Liberalismus für „Rechte" desselben erklärt, die Aristokratie dem Volke gegenüberstellt, von einer Partei des Volks redet, die man ergreifen oder nicht ergreifen könne, und sein Raisonnement nun dahin führt: gegen Das was er das Volk nennt zu streiten, sobald er hoffen darf daß der Kampf durch die Kraft der Krone siegreich sein werde, im Gegenfalle aber „die Partei des Volks zu ergreifen" um an der Spitze zu bleiben, so kann man eine solche Speculation jedenfalls weder adelig noch patriotisch finden. Ein Mann der das Verhältniß des Volks so auffaßt wie der Verfasser schon vor 18 oder 19 Jahren gethan hat, und der sich eine Theorie von der Volkssouverainetät zurechtgelegt hat (S. 23) wie sie nur irgend ein Demokrat der gewöhnlichsten Sorte unterschreiben könnte, der auch der Meinung ist (S. 17) das Volk sei unzweifelhaft schlecht regiert worden seit 1815 (vorher wol besser?), für Den wäre es von vornherein Pflicht gewesen sich unter allen Umständen an Das zu schließen was er für die Partei des Volks hielt. Daß er übrigens im persönlichen Walten volksfreundlich sein mag, was man keineswegs von allen prononcirten Liberalen sagen kann, scheint aus Manchem hervorzugehen was in dem Schriftchen angeführt wird.

Den Standpunkt der Schrift des Herrn Beta mögen einige Stellen bezeichnen.

Deutschlands Absolutisten wollen herrschen, Deutschlands Constitutionnelle wollen herrschen, Deutschlands Demokraten wollen herrschen, Deutschlands Socialisten und Republikaner wollen herrschen. Das Herrschen — Gewalt üben — bleibt sich ziemlich gleich; eine republikanische Gewalt kann noch unerträglicher sein wie eine absolute, wie Frankreich mehrmals erfuhr. — — Das Christenthum ist der Cultus des reinen Menschenthums, es ist Kosmopolitismus, Freiheit, Liebe, sogar Feindesliebe. Die Menschheit aber machte daraus „Kirche und schnödes Pfaffenthum". Luther protestirte. Was hat es geholfen? In Deutschland, in Europa Nichts. An die Stelle der Zwangskirche trat der Zwangsstaat, ganz der alte brutale römische Zwangsstaat, noch ganz mit den mit Wolfsmilch gesäugten Gesetzen. — Die europäische Menschheit, besonders die deutsche, fiel durch die Reformation blos auf eine andere Seite desselben Esels auf den sie gekommen. — Das christliche Europa ist so erschöpft worden daß es sich vergebens bemüht den Staat (die weltliche Freiheit) und die Kirche (die geistige, individuelle Freiheit) nun auch wirklich zu einem höhern Dritten, zur sittlichen Freiheit der Individuen nach innen und außen — chemisch aufzulösen und zu verbinden. Es ist historisch verbraucht. — Den politischen Parteien gegenüber, die jede die andere nach ihrem Recepte bestaaten wollen, behält der Staat immer Recht, da jede einzelne Partei durch denselben vor jeder andern geschützt werden will. Zugleich werden aber sowol Kirche als Staat immer unmöglicher, da sie keiner Partei mehr genügen, und der Zwang derselben täglich theurer und unbezahlbarer wird. Deutschland, ganz Europa kann weder die Zwangskirche noch den Zwangsstaat mehr vertragen. Man will sich auf die verschiedenste Weise davon befreien, indem man den Zwang nur immer in neuen Formen hinsetzen und die andern Staatsangehörigen zwingen will sich zu fügen. — Communisten und Socialisten wollen den Zwangsstaat sogar auf die Spitze treiben. — Alles will regieren, d. h. verbieten, Alles will regiert werden, damit Andern Das verboten werde was sie just than

Digitized by Google

müssen um zu leben. — Deutschland ist nicht fähig die Freiheit nur zu vertragen, geschweige sie zu erringen, zu verdienen und zu behalten.

Nun kommt eine begeisterte Schilderung von Nordamerika, allerdings einer werdenden Ansiedelung im Urwalde entlehnt. Trotz der großen Confusion in den Grundbegriffen und der grellen Uebertreibung ist manches Wahre in obigen Sätzen. Es ist der Gegensatz zwischen den politischen Begriffen Englands und Frankreichs um den es sich handelt. In Amerika gehen die Verhältnisse der Volkssitte noch unterstützend zur Seite. Aber wie die Bevölkerung dichter wird, wird auch des Zwanges mehr werden müssen, und es wird immerhin gut sein, wenn das ein gesetzlich gestalteter ist. Darin aber hat der Verfasser Recht und spricht ein Wort was Mancherlei zu denken gibt, wenn er sagt: „Der germanische Bauer in Amerika versteht Nichts von den zwei Gewohnheiten die auf uns lasten: der Wuth regiert werden zu wollen, verbunden mit der Wuth die Hand welche regiert zu beißen.“

54.

Blondel. Ein Lied vom Kreuze von Hermann von Bequignolles. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Reaction welche seit fast zwei Jahren in der Welt der Gedanken stattgefunden hat ist fast noch größer als die in der Welt der Thatsachen eingetretene; es ist ein noch hellerer und grellerer Widerspruch zwischen den poetischen Ideen, den lyrischen Ergießungen des Jahres 1848 und denen des Jahres 1851, als zwischen der Politik dieser beiden Zeitabschnitte und den Thatsachen die mit dieser Politik zusammenhängen. Die staatlichen Ideen von heute sind auf gutem Wege sich mit denen der Metternich'schen Epoche zu begegnen: allein die poetischen Gedanken des heutigen Tages verrathen entschiedene Neigung noch weit über jene Epoche hinaus, nämlich bis zu den Quellen der religiös-poetischen Begeisterung überhaupt, von welchen das Irrlicht der Philosophie sie im 18. Jahrhundert verlockt hatte, zurückzugehen. Wird uns Dies nun für einen Fortschritt gelten können, oder sollen wir darin nur einen Umweg, einen eitlen und vorübergehenden Versuch einer Manifestation des poetisch-beschäftigten Menschengeistes erblicken? Wir werden Dies weiterhin sehen. Zunächst kommt es uns nur darauf an die Thatsache sicherzustellen, das factische und mit bedeutendem Erfolg begleitete Hervortreten dieser Umkehr zu dem Religiösen und Reinsittlichen in der Poesie, soweit sie das lyrische und das epische Element umfaßt. In der That, was steht weiter ab von der gallichten, ironischen und trotz allen subjectiven Scheins doch wesentlich plastischen und objectiven Lyrik H. Heine's, Herwegh's, Dingelstedt's, Hoffmann's von Fallersleben und Freiligrath's — als die lyrischen Töne mit denen A. Stifter, Redwitz, Puttlitz, Böttger, Merkel oder unser Verfasser, der sich mit ihnen in Harmonie zu setzen sucht, an unsere Herzen zu klopfen, in unsere Brust zu dringen sich zur Aufgabe stellen? Nicht blos weit entfernt voneinander in der Diatonik menschlicher Gefühle — nein, polarisch entgegengesetzt und aus einer ganz andern Welt musikalischer Regeln und Gesetze stammen diese Richtungen — welche kaum drei kurze Jahre voneinander trennen — her, aus ganz verschüttet gewesenen Quellen scheinen uns diese poetischen Bäche — zugleich unterirdisch und doch wie ewig herzufließen! Wie? Hätten wir unsern Gott wirklich vergessen? War die Poesie wirklich zur Buhlerin der frechen That geworden? Hatte sie sich in den Dienst der Untreue, der Heuchelei aus Selbstsucht und jeder Art dämonischer Leidenschaft begeben? War diese Verirrung Bewußtsein, Absicht — oder war sie nur Frucht verzeihlichen Irrthums, Mangels von Wissen und Erfahrung oder läßlichen Jugendwahns? Wir wissen es nicht! Genug, der Irrthum hat sich selbst erkannt und sich selbst überwunden! Die Herwegh-Freiligrath'schen dämonischen Martertöne sind verklungen und sanfte Glockenklänge laden nun zur stillen und reinen Feier dieses Sieges ein. Woher sie kommen, woher der Weltgeist sie zu unserer Beruhigung nach jenen krampfhaften Verzerrungen, die auch einmal für Poesie gelten, uns sendet, Das bleibe unerörtert. Genug, sie sind da, zum Beweise daß der Menschengeist sich nicht auf lange hin selbst verliert, in eine „Eingestalt“ bannen, von seinem eigenen Gegensatz sich nicht ausschließen läßt, und daß auch er den Gesetzen des Stoßes und des Gegenstoßes in der physischen Welt unterworfen ist. Jene Vergötterung des Vergänglichen, jene Losbindung vom Ewigen, jener Haß ohne eine gegenüberstehende Liebe, jener Verneinungs- und Vernichtungsdrang — was konnten sie endlich Anderes hervorrufen als die Rückkehr zum Unvergänglichen, die Liebe des Vorhandenen, den Glauben und die Bejahung des ewigen Sittengesetzes. Das lebende Geschlecht aber hat allen Anlaß Gott und die edlen Naturkräfte des deutschen Nationalgeistes zu preisen, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Heilung und Ueberwindung des Uebels möglichmachten, welche ein anderes Volk in soviel Jahrzehnden als wir Jahre dazu brauchten nicht zustandegebracht hat.

Indem wir die Dichtung welche uns zu diesen Betrachtungen Anlaß gab zu besprechen unternehmen, muß uns ein Rückblick auf ihre Vorgängerin, den „Hilario“ desselben Dichters, gestattet sein. Dieselben Grundideen welche dort fast unwillkürlich eine dramatische Gestalt annehmen zeigen sich hier in dem episch-lyrischen Gewande, das ihnen im Allgemeinen auch wol zusagender sein möchte als jenes. Das Grundthema des Verfassers ist die Besiegung jeglicher Versuchung durch den Glauben, vorzüglich aber der Versuchung den menschlichen Geist auf den Thron der Welt zu setzen, durch den Glauben an seine Unzulänglichkeit. Eben hierin beruht am Ende auch der ganze volle Gegensatz jener vormärzlichen und dieser nachmärzlichen Dichterschule, jener Heine, Herwegh, Hoffmann, deren Gott der Men-

schengeist ist, war, und dieser jungen Dichterphalanx, welche in dem Naturgeist, als einer Emanation des Gottesgeistes, den Herrn der Welt erblickt und den Menschen in der Hingebung an diesen Herrscher der Welt sammelt, fesselt und damit erst wahrhaft freimacht von der Kette der angeborenen Selbstsucht und Verneinungslust. Es ist mithin nicht etwa eine modificirte, es ist eine polarisch-entgegengesetzte Auffassung der Welt und des Menschen welche diese poetischen Schulen voneinander trennt und ewig trennen wird, obgleich wir allen Grund haben anzunehmen daß Kampf und Sieg noch oft zwischen ihnen schwanken und wechseln wird; denn in der That, dieser Kampf und Sieg manifestirt eigentlich doch nur den eingeborenen Dualismus in der Menschenbrust, den menschlichen Ormuzd und Ahriman, und die alte Wahrheit der mosaischen wie der indischen, der pelasgischen wie der nordischen Mythe und uralter Augurenweisheit. Ja, die Vermittelung dieses ewigen Gegensatzes ist, wenn wir ganz unbefangen sein wollen, eigentlich weit weniger in der „Kreuzeslehre" zu finden, welche für die eine Seite allzu sehr Partei nimmt, als in dem Sokratischen „Erkenne dich selbst!", welches fest auf dem kritischen Standpunkt stehen bleibt und von hieraus das Menschenleben mit ewigem Gesetz und ewiger Regel auszustatten trachtet.

Nur poetisch ist freilich der Sokratische Satz nicht und in dieser Beziehung übertrifft ihn die „Kreuzeslehre" auf alle Weise. Das Gedicht vor uns ist darum auch berechtigt sich selbst dem Kirchenfürsten, Cardinal Diepenbrock, zu widmen. Obwol es jedoch alle Kreuzestugenden, Selbstüberwindung, Demuth, Gottvertrauen u. s. w. verherrlicht, so schlingt es doch eigentlich den reichsten Kranz der Glorie um eine sozusagen weltliche Tugend, um die Treue nämlich. Und hiermit spielt es in die politische Poesie hinüber, gerade so wie „Hilario" vor ihm that; erhält seine Bedeutung als Zeiterzeugniß und seinen Charakter als episches, Handlung verkörperndes Gedicht, indem es sich zugleich jener andern Dichterschule — welche man mit erlaubter Licenz wol die Schule der Untreue nennen könnte — schroff entgegenstellt. Die Geschichte von Richard und dem treuen Sänger Blondel ist bekannt; sie bildet den Grundstoff des vorliegenden episch-lyrischen Gedichts, selbst da wo das lyrische Element ganz frei und stoffentkleidet sich aufzuschwingen scheint. Und so eröffnet das Gedicht sich denn auch mit einem Oskar von Redwitz gewidmeten poetischen Zuruf an die Sänger der Treue; der Treue im zwiefachen Sinn, der Kreuzestreue und der Treue für geschworene Eide. Hier heißt es denn:

Weil unser Lied sich nicht verdingt
Der Frechheit dieser Welt,
Und in den Sternen glanzbeschwingt
Sein leuchtend Ziel sich stellt —

Weil wir nicht vor dem Menschen-Ich
In frecher Läst'rung knien,
Und noch wie den Skorpionenstich
Den Spott des Lüstlings flieh'n —

Weil unser Herz noch träumen mag
In dieser Winterzeit,
Und sich mit hohem Jubelschlag
Noch seiner Unschuld freut:

D'rum zischt uns diese Lästerschar
Mit Gift und Geifer an u. s. w.

und schließt mit dem Ruf an die Brüder der Treue, die Laute durch die Nacht zu schlagen; denn — ihrer sei die Zukunft!

Wir theilen das Vertrauen des Dichters insoweit als auch wir glauben daß die Treue länger leben werde als die Untreue, Wahn und Selbstüberhebung wurzelt.

Das epische Gedicht „Blondel" beginnt mit einer Reihe von poetischen Bildern, welche uns den Kreuzzug, den Sieg, den fahrenden Sänger, den gefangenen Ritter — König Richard Löwenherz — im Dürrenstein u. s. w. in einzelnen Balladen zeigen, dann uns nach Damaskus, wo die schöne Nurmahal für Richard in Thränen zerfließt, und an den Hof Sultan Saladin's ihres Vaters versetzen, dann uns die schöne Nordlandsblume Ellinor in Altengland, für Blondel betend, vorüberführen, nun wieder an der Donau weilen, und Herzog Leopold seinen Gefangenen höhnend darstellen; nun Blondel's Wanderungen, Erlösung für seinen Herrn und König suchend, nun König Johann im angemaßten Purpur prangend, dann wieder Blondel in Sklavenketten an Lyciens Strand, verschmachtend und nach seiner Harfe seufzend, und endlich Ellinor, welche aus dem Schiffbruch ihres Glücks nur eben diese Harfe gerettet hat, sie dem sterbenden Treuen bringt und mit ihm stirbt, indeß Richard, durch sie befreit, sich wieder auf den Thron seiner Väter setzt, und Nurmahal als seine Königin, mit „seiner Liebe Strahl umsonnt". Diese einfache und lose gewebte Fabel macht auf Erfindung natürlich keinen großen Anspruch: vielmehr hält sie das Thatsächliche absichtlich im Halbdunkel und in schwacher Beleuchtung, um eben mit der ganzen Wirkung der poetischen Vergegenwärtigung nicht die Erfindung, sondern die Empfindung, die glühende, liebende, sittliche Begeisterung des Dichters hervortreten zu lassen, von der Thatsache und ihrer Schilderung so wenig als möglich gestört.

An diesen Balladenkranz, von mehr epischem Charakter, schließt sich in „Blondel's Liederbuch" eine Sammlung reinlyrischer Ergüsse an, in welchen die werthvollsten Blüten dieser poetischen Schöpfung niedergelegt sind. Ein hohes Kunstziel bewußt zu erstreben, ist hier nicht die Aufgabe die der Dichter sich gestellt hat — er war diesem Kunstziel sogar im „Hilario" schon näher —; allein die Fülle poetischer Anregung, dichterischer Weltanschauung, sinniger und gefühlschwellender Jugendliebe, Gottvertrauens und reiner, demüthiger Hingebung an den ewigen Geist der Welt, welche in diesen Ergüssen Blondel's waltet, gewinnt und fesselt uns an sie um ihres Inhalts wie um ihrer schönen Form willen. Wir fühlen es deutlich, der Dichter singt, weil er singen muß; so jung er ist: ein Schmerz oder der Schmerz des Lebens hat ihn getroffen, der Pfeil des zürnenden Son-

Digitized by Google

nengottes sitzt in seiner Seele fest; und um sich zu befreien von ihm singt er sein Schmerzgefühl heraus, und wohl oder übel, wir müssen ihn hören, denn es ist eben das — menschliche Leid das sein Gesang ausdrückt; das Leid über die Vergänglichkeit des Schönen, die Ohnmacht der Tugend, den Abfall von dem Ewigen. Das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls umgibt alle diese Lieder wie die Luft in der sie geboren sind, und ohne daß dies Gefühl gerade zu einem formell kirchlichen umschlüge, ohne daß wir dasselbe etwa als ein katholisches oder pietistisches bezeichnen dürften, athmet es doch eine so entschiedene auf das Ewige gerichtete Seelenstimmung aus daß wir den Dichter derjenigen neuern Dichterschule zuzählen müssen an deren Spitze uns Adalbert Stifter zu stehen scheint und der Redwitz, Puttlitz u. A. anzugehören scheinen. Die Frömmigkeit des Sinnes kämpft in ihm allerdings noch mit etwas „Weltschmerzähnlichem“; indessen siegt der Glaube, und der Frühlingshauch der Liebe und des Vertrauens zu der Weltregierung in ihrer ewigen Spitze zieht sich durch alle diese, wenn auch zuweilen schwermüthigen und der Jugendlust abgewendeten Poesien wie ein rother Faden hindurch. In Bezug auf die politische Weltanschauung zählt sich der Dichter zu den Sängern der Treue und des Autoritätsglaubens. Aus seinem „Hilario“ wissen wir schon in wie idealem Lichte er das Königthum und die Fürstenwürde erblickt und wie er Hingebung und Treue für ein Naturgesetz hält, an dessen Nothwendigkeit gar kein Zweifel aufkommen kann. Eine solche Auffassung ist heute berechtigter als jemals, sofern sie nur nicht angriffsweise, sondern als Vertheidigung der eigenen Subjectivität zu Werke geht. Die glutvollen Farben endlich mit denen der Dichter die Liebe und die Treue in der Liebe malt geben diesen Dichtungen ihren eigenthümlichen und jedenfalls bedeutenden Werth. Die Andeutungen reflectiver Poesie, die Tiefe und Schärfe der Gedanken dagegen und endlich jener andere Pol der poetischen Strömung, die wir in der Ironie und im Witz herausschlagen sehen und welche im „Hilario“ zu grosen Erwartungen berechtigten, fehlen im „Blondel“ allerdings gänzlich.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik dieses Gedichts können wir zur Besprechung des Einzelnen übergehen und wie zum Belege des Gesagten einige kleine Proben darbringen. Wir zweifeln nicht daß diese den Leser reizen und zur Aneignung des ganzen Gedichts auffodern werden.

Gleich die zweite Nummer zeigt uns den „König in Banden“ zu Dürrenstein in einer nach Ton und Form vortrefflichen Ballade. Hier heißt es:

Hoch oben aus der Höhe
Da gellt ein scharfer Klang:
„Ei, stolzer Britenlöwe,
Wird dir die Zeit schon lang?“

Laß dir doch von den Unken
Ein Liedlein singen fein,
Und dann dich von den Spinnen
Zum Mahl gebeten sein! u. s. w.

Doch das treue Nordlandsblut, Blondel, singt dem Gefangenen Trost zu:

Nur Muth, nur Muth, du Löwenbrust,
Du Herz voll Glut und Wunden —
Und wenn du hier vermodern mußt,
Du bist nicht überwunden.

Dein Name stirbt im Tode nicht,
Stolz grüßt sein Ruhm die Sterne
Und sein erhab'ner Lorber flicht
Sich in der Zeiten Ferne ...

Das Königs- und das Sängerherz
Entwuchsen einer Sonne.
Sie beide füllt derselbe Schmerz,
Sie füllt dieselbe Wonne ...

Eine Probe schöner Malerei gibt im folgenden Gedicht die Beschreibung des Palastes Saladin's zu Damaskus:

Wie rauscht da in dem Marmorsaal
Des Springquells heller Silberstrahl!
Wie tönt mit süßem Liebesklang
Der Vögel holder Lustgesang!

Wie wallt des Ambra Wolkenduft
Durch die gewürzte Sonnenluft!
Wie funkelt von der Purpurwand
Die Perle und der Diamant! u. s. w.

Glut der Liebe malt sich in der Schilderung Nurmahal's, von der es heißt:

O Wunderblume Nurmahal,
Du flammenmüder Sonnenstrahl,
Du glutenduft'ger Wüstenhauch,
Kennst du die Qual der Liebe auch?

In „Richard's Traume“ bricht die ganze religiöse Wärme des Dichters in folgenden Zeilen aus:

Gott schwebt durch seine Paradiese
In die entzückte Welt hinaus,
Und auf der blauen Himmelswiese
Da streut er seine Sterne aus:

„Du warst mein feurig Schild auf Erden
Und meiner Kirche Felsenhort,
Trugst für mich Leiden und Beschwerden
Und gingst zu sterben für mein Wort ...

O selig solch ein Königsleben!
O selig solch ein Königsmuth!
Die Himmel jauchzen deine Feier:
Geh' ein zum Siege, du Getreuer!“

O Löwenherz: auch Träume kannte
Die Schrift, als uns von Gott vertraut:
Auch Träume sind des Herrn Gesandte,
Wie sie ein kindlich Auge schaut.

Laß dir den sanften Stern nicht rauben,
Vertrau' dem Kreuz und halte Glauben!

Doch wir nehmen wahr daß in diesen losgerissenen poetischen Bruchstücken der Geist des Dichters doch mehr oder minder verlorengeht, und ziehen es vor lieber aus dem „Liederbuche Blondel's“ ein oder das andere Gedicht ganz vorzuführen als aus dem epischen Theil des „Blondel“ weitere Fragmente zu liefern. Hier fällt jedoch die Wahl schwer. Gleich zu Eingang ist „Der Blumen Genesung“ ein vorzüglich zartes und inniggefühltes Gedicht; nur der allzu tändelnde Schluß stört die Empfindung. In der „Gondelfahrt“ ist der tragische Ton nicht

genugsam erklärt und die Wirkung bleibt daher unsicher; in den „Schottenliedern" herrscht das specifisch-nationale Element vor; das „Silberreh" bleibt insofern ein Räthsel, als nicht klar wird wer der Schütz sein soll der mit seiner Beute vom eigenen Pfeil getroffen zugleich fallen muß, und von dem es heißt:

Siehe da mit dem Silberfelle,
Todt das Reh, todt der Geselle:
Wol das Vließ hat er errungen,
Ihn doch hat der Tod bezwungen.

Ist nun der Schütz etwa der — Dichter und das Silberfell der — Nachruhm? Im „Lautner" ist trotz aller Wärme des Ausdrucks das Motiv entweder nicht entwickelt oder trivial. Aus der Strophe:

O Lucia, jetzt auf immer
Ade, geliebte Maid,
Ich werde dich lieben immer,
Dich lieben in Ewigkeit —

mit welcher sich der Sänger in die Flut stürzt, entnehmen wir nicht warum der „strahlende Morgen sein feuchtes Grab bescheint". In den Liedern „Für die Welt": „Lebensregel", „Menschenherz", „Schmähe nicht die schöne Erde" und andern herrscht Etwas van dem Geiste Leopold Schefer's und seines „Laienbrevier" vor, ein voller, gläubiger Pantheismus in optimistischer Auffassung, welche doch wieder mit so elegischer Stimmung, wie sie im „Alles ein Traum" herrscht, scharf contrastirt. Ein reiner lyrischer Erguß in völlig tadelloser Form ist dagegen „Der Trobador im Norden". „Laßt mich wandern", fleht der Troubadour; „hier im Nord kann ich nicht sterben, und ich stürbe doch so gern."

Nur dem Tod gilt all mein Werben,
Und das Grab ist noch so fern ...

Wo durch das Karubendunkel
Sanft die blaue Turia träumt,
Und im gold'nen Sterngefunkel
Nachts die grüne Meerflut schäumt ...

Wo der Duft der Blumenmatten
Um Valencias Zinnen wallt,
Und im Tamarindenschatten
Des Gitano Cymbel schallt,

Wo die süßen Seguidillen
Flüsternd zu den Sternen fleh'n,
Und die nachtenden Mantillen
Um die schönsten Nacken weh'n,

Wo der Jungfrau Hochaltären
Fromme Demuth Lilien streut,
Und dem stolzen Dienst der Ehren
Jedes Männerherz sich weiht ...

Wo mein Aug' die ersten Strahlen
Jener heißen Sonne trank —
Treiben mich die Sehnsuchtsqualen
Und der Weg ist noch so lang.

Ach, ich kann im Nord nicht sterben u. s. w.

In diesem Gedicht verbindet sich schöne Einheit des Gedankens mit schönster Wahrheit der Empfindung und mit reinster Form des Ausdrucks. Einige andere Lieder verrathen trotz Glut und Schwung doch eine gewisse Neigung zu bloßem Pomp des Ausdrucks und dunklem Sinn, wie ihn der Spanier liebt, wie denn überhaupt die verwandte Seelenstimmung unsers Dichters mit der Frömmigkeit eines Encina, Luis de Leon und Calderon nicht zu verkennen ist.

Wir glauben nun diese Dichtergabe genugsam und wie sie es verdient mit Liebe charakterisirt zu haben. Alle Kunst und somit auch alle Poesie ist nur soviel werth als wir ihr Mitgefühl und Theilnahme zubringen; wer nicht mit dem Dichter fühlt, für Den ist er in der That nicht vorhanden. Unser junger Poet ist nun offenbar noch in fortschreitender Entwickelung seines Talents begriffen; er hat im „Hilario" festen Fuß auf den poetischen Boden gesetzt, im „Blondel" schwingt er sich mehr von Blume zu Blume und sein Ziel ist mehr das Gefühl als die Anschauung. Er gibt viel Schönes, aber wir möchten ihn doch vor der ungemessenen Hingebung an die elegische Stimmung warnen und ihn bitten seinen Empfindungen ein „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen. Im heutigen Stande der deutschen Geistesbildung wird der Gedanke stets das Uebergewicht über das Gefühl haben, und wie rühmlich es auch ist den eine zeitlang ganz zurückgedrängten edlen und reinen Gefühlen der Treue, der Gotteszuversicht und der Tugendliebe wieder eine Bahn zu brechen, wir dürfen doch nie vergessen daß diese Gefühle ebenso alt sind wie die Welt, und daß jede Zeit für sich ein „Neues" verlangt. Was endlich den Ausdruck, die poetische Macht des Worts betrifft, so beherrscht unser Dichter ein reiches, mit Schätzen aller Art und Bildern ausgestattetes Sprachgebiet; wir wollen ihm aber auch hier zurufen: daß nicht jede kühne Zusammensetzung in unserer hierin ganz unvergleichlichen Sprache eine glückliche ist, und daß die natürliche Grenze im Gebrauch dieser schönen Bildungsfähigkeit darin gegeben ist daß die Zusammensetzung dem Geiste ein erfaßbares Bild vorhalten muß. Ein „flammenmüder Sonnenstrahl" gibt, meinen wir, kein faßbares Bild. Doch wer wollte in einem dichterischen Blumenbeete wie das vor uns liegende ist nach einer einzelnen verkommenen Pflanze, nach einem geknickten Blütenkelche suchen, anstatt sich, wie wir dazu aufgefodert werden, an Duft, Schmelz und Reichthum dieser Kinder des Frühlings und der Jugendglut eines begabten Geistes zu erfreuen, zu erwärmen, zu verjüngen! Möge er ferner unsern Weg mit so lieblichen Blüten bestreuen oder, was uns noch lieber wäre, die Saite wieder erklingen lassen die uns im „Hilario" einen eigenthümlichen und mächtigen Klang, wie mit einem kräftigen Präludium, anzukündigen schien.

Zum Schluß aber sei uns noch eine Bemerkung, welche weniger diesem Dichter als der ganzen jungen Schule der er sich zurechnet gilt, gestattet. Die Poesie braucht Stoff und zwar mehr Stoff als diese Schule in Anspruch nimmt. Sie appellirt unausgesetzt an ein Gemeingefühl und verschmäht oder versäumt allzu sehr das Individuelle, das Charakteristische. In dieser Verleugnung des Stoffs liegt eine große und nahe Gefahr; sie führt, um der Leere zu entgehen, entweder zur Manier oder

Digitized by Google

zu monotoner Wiederholung derselben unbestrittenen Grundgedanken. Um nicht einförmig zu werden wird sie genöthigt die Mannichfaltigkeit in der Form zu suchen, was nothwendig und unausweichlich die Manier herbeizieht, wie denn auch die Vorbilder dieser Schule, die Troubadours und die Spanier, und in unsern Tagen die Romantiker der „Wunderhornzeit" ihr erlegen sind. Zwischen dieser Scylla und Charybdis gibt es nur einen sichern Ausweg: es ist die Mannichfaltigkeit der Natur selbst, ihre Individualität, das Charakteristische in ihren Bildungen. Die ideale Menschengestalt ist nur ein mal da, die Menschengestalt überhaupt tausend und aber tausend mal. Ebenso ist ein Amaranth, ein Blondel eigentlich nur ein mal zu denken, eben weil wir es hier mit einer ganz idealen Zeichnung dieser Gestalten, nicht mit der unerschöpflichen Wirklichkeit der realen Natur zu thun haben. Die letzte ist von unerschöpflichem Reichthum, die erste hat eigentlich nur einen Umriß, einen Wurf; sie ist eins, sie ist nicht zu wiederholen.

Nichts ist dieser trefflichen jungen Schule daher, nachdem sie ihren ersten, hohen Beruf: die Welt von allerlei Irrwahn und Täuschung zu dem „Ewigeinen" zurückzurufen, einmal erfüllt hat, ernstlicher und wärmer zu empfehlen als von nun an die Mannichfaltigkeit der Natur ins Auge zu fassen, in der Bildung der Menschengestalt, des Charakters und des Ereignisses, und mit der Macht ihrer Töne den Geist aus der grübelnden Vertiefung über dem Ideal zum freudigen Genuß der Schönheit in der Mannichfaltigkeit der Bildungen zu erwecken und emporzurufen; auf daß nicht der Weltschmerz und dessen nachgemachtes Lied, gegen den sie ankämpfen, einer nicht weniger trostlosen Monotonie der Wehmuth und der Selbstentsagung vlaggemacht habe und für eine Naturwidrigkeit ein anderer Raum geschafft werde. 17.

Halliburton, ein anglo-amerikanischer Humorist.

Je entfernter uns die nationnelle Entwickelung der amerikanischen Literatur liegt, um so dankenswerther ist eine Skizze welche die „Revue des deux mondes" von den Werken des anglo-amerikanischen Humoristen Halliburton gibt. Dieselben sind durchaus originell und machen einen eigenthümlich gemischten Eindruck. Es vereint sich in ihnen immer das Interesse einer Reisebeschreibung mit dem Zauber eines Sittenromans. Neben bekannten Typen, neben Beobachtungen, die auf alle Länder und Zeiten ihre Anwendung finden, stoßen wir auf groteske Figuren wie wir sie noch niemals gesehen haben, humoristisch-sentimentale Idyllen und Portraits in Hogarth's Manier. Man muß sich eine Reihe von Skizzen vorstellen die nur durch den künstlichen Rahmen einer losen Fabel verbunden sind, und man wird eine Idee von Halliburton's Büchern haben, Büchern die auf der einen Seite schlecht erfunden sind, die aber andererseits auch vieles Treffliche enthalten. Im Ausdruck mischen sich der amerikanische Patois, englische Provinzialismen und die Sprache der Neger, Fischer und Matrosen ein. Wir haben nicht eigentliche Sittenbilder vor uns, denn zu einem völlig fertigen Bilde kommt es gar nicht, es sind vielmehr zerstreute Züge, ganz verschiedenartige Anekdoten; allein in ihnen finden wir die Sitten einer Nation besser dargestellt als wie in den studirten Beschreibungen gewisser Touristen oder in den abstracten Schöpfungen der meisten Romanschreiber. Das bunte Durcheinander in den Erzählungen Halliburton's ist amusant, die Trivialität in ihnen ist nicht selten instructiv. Und dieser bescheidene Sittenmaler ist auch ein Philosoph, und umsomehr Philosoph als er keine Theorien hat und keine Systeme aufstellt. Dafür ist er der treueste Spiegel eines Theils der Menschheit, und würde sicher besser als Clay sagen können welchem Schicksal Amerika entgegengeht.

Die Beobachtung ist heutzutage ein wahrhaftes Studium. Früher beobachtete man nicht, es bedurfte wenigstens dazu keiner Anstrengung. Man machte die Ohren auf und hörte; man machte die Augen auf und sah. Jetzt aber betreiben wir die Beobachtung wie ein Metier, und auch Halliburton scheint Dies zu thun. Allein er ordnet nicht wie die meisten zeitgenössischen Touristen und Romanschreiber die Menschen einem Systeme unter, er gehört keiner politischen Partei an, er hat keine vorgefaßten Ideen, er hängt sich an keine besondere Religionsgesellschaft. Er ist nicht Demokrat wie Miß Martinau, nicht radical wie Charles Dickens, nicht Aristokrat wie der Verfasser von „Hochelaye", nicht fester Patriot wie Fennimore Cooper. Wenig kümmern ihn die Parteien, wenig die Leidenschaften der Menschen; überall wo er Stoff zur Beobachtung findet unterrichtet er sich und zeichnet nach der Natur und beschreibt. Wenn ihr von den außerordentlichen Gedanken über die Zukunft der Welt ermüdet seid, und wenn ihr gleichzeitig wißbegierig seid die Zuckungen der Nationen zu beobachten und von Minute zu Minute ihre Absichten und ihre Tendenzen zu überwachen, so öffnet Halliburton. Er ist kein Pedant, und Das ist in unserer Zeit ein sehr großer Vortheil, er gibt uns wenige Details über den amerikanischen Handel, über die englische Marine, über die politische Lage des neuen Continents; er langweilt nicht mit Klagen oder thörichten Illusionen, sondern er zeigt die Menschen ganz wie sie reden und denken. Man wird aus ihm mehr mit den der angelsächsischen Race eigenthümlichen Flüchen als den Finanzen vertraut, mehr mit den Gewohnheiten im Wirthshaus und dem Geschwätz an öffentlichen Orten als den in der letzten Session votirten Bills. Man kann aus ihm lernen wie leicht Gesetze, Institutionen und selbst Gedanken einer Nation trügen, und wie dagegen die Gewohnheiten, Sitten und Unterhaltungen viel besser das wirkliche Leben ausdrücken. Wenn man hinter den Erzählungen Halliburton's auch kein mit allen Geschützarten versehenes System erblickt, so fühlt man doch einen sehr gewissenhaften Beobachter der Tendenzen seines Jahrhunderts aus ihm heraus, einen Philosophen, wenn nicht gar einen Metaphysiker. Seine vorzüglichsten Werke, die auch hauptsächlich bei dieser Besprechung in Betracht genommen sind, führen die Titel:

1. The Attaché, or Sam Slick in England. Zwei Bände.
2. The letters bag, or life in a steamer. Ein Band.
3. The old judge, or life in a colony. Zwei Bände.

Halliburton ist ein Engländer aus den Colonien des nördlichen Amerika, er scheint den größern Theil seines Lebens in Neuschottland zugebracht zu haben, zumal da er von England als wohlunterrichteter Mensch redet, der seine Kenntnisse nicht aus zweiter Hand empfängt. Der größte Theil der Fragmente, die sein letztes Werk „The old judge" bilden, war 1847 bereits in „Frazer's Magazine" erschienen. Obwol er der Abstammung nach Engländer ist, so ist seine Feder doch frei von den übelwollenden Ausdrücken und den unfreundlichen Spöttereien mit denen die englischen Schriftsteller bei Beurtheilung der Amerikaner sonst wol sehr freigebig zu sein pflegen. Er hat gegen sie keine Vorurtheile, liebt sie nicht und haßt sie nicht. Er schildert ihre Hartnäckigkeit, ihre Unermüdlichkeit, ihre Ausdauer, ihren Eigennutz, ihre Grobheit und endlich das ganze Gemisch ihrer vortrefflichen und schlechten Eigenschaften. Was Neuschottland und die Colonien betrifft, so kann die Ehrfurcht die er gegen sein großes Vater-

Digitized by Google

land England fühlt ihn nicht die kleinen Orte in denen er gelebt hat vergessen machen. Er liebt seine Landsleute die Blaunasen (blue noses werden die Bewohner Neuschottlands genannt) und mehr als ein mal klagt er England an daß es Menschen welche die englische Sprache auf den äußersten Enden der Neuen Welt reden verlassen und nicht werther gehalten habe. In diesem gemäßigten Geiste politischer Kritik hat er einen merkwürdigen Brief an Lord John Russell verfaßt, der die Vorrede zu seinem „Leben auf dem Dampfschiff" bildete. Mit einem für uns oft langweiligen Vergnügen beschreibt er die kleinsten Details des Privat- und socialen Lebens dieser entfernten Länder. Sein neuestes Werk z. B. ist ein bis ins Kleinliche eingehendes Gemälde der Sitten Neuschottlands und der angrenzenden Colonien.

Stil und Manier Halliburton's sind englisch aus zweiter Hand, nicht nach Art der Amerikaner der Union. Die reinen Amerikaner ahmen so sehr nach als nur möglich. Washington Irving und Cooper thun Dies z. B., sie suchen an die verlassene Quelle zurückzukehren. Halliburton geht von dieser Quelle selbst aus, er ist wie ein Bach der von einem großen Strome abströmend sich durch das Land zieht und einen unbekannten Winkel bewässert. Der Bach sieht nicht aus wie ein Fluß, er steht in Einklang mit den ländlichen Orten die er durchfließt. Und doch erhält er sein Wasser immer aus dem großen Flusse, er behält seine wesentlichen Eigenschaften und seine Farbe. So hat Halliburton die Vorzüge und Fehler der Engländer, namentlich aber wahrt er sich die Grundeigenschaft des englischen Geistes, den Humor. Auch ist er von dem Fehler frei alle Vorliebe einem einzigen seiner Charaktere zuzuwenden, er vernachlässigt keine und arbeitet gleichmäßig. Er malt das Leben der Völker ohne mit ihnen zu leben, er studirt sie wie ein Naturforscher seine Pflanzen. Unter den neuern englischen Schriftstellern gehört er zu Denen die am geschicktesten die Caricatur zu verwenden verstehen. Er ist hierin vielleicht noch über Dickens und Thackeray zu stellen. Er faßt die Caricatur so auf wie sie im Zeichnen und Schreiben aufgefaßt werden muß. Er sieht darin nur ein directeres und oft wirksameres Mittel seine Beobachtungen wiederzugeben oder die vorherrschenden Züge eines Charakters zu veranschaulichen. Und dabei besitzt Halliburton das große Verdienst uns nicht merken zu lassen daß er im Cariciren eine Methode hat.

Nun wird man die verschiedenen Charaktere dieses originellen Talents begreifen. Eine seiner berühmtesten Schriften ist sein älteres Werk „The clockmaker", sein neuestes ist nicht weniger der Beachtung werth und heißt „The old judge". Es enthält eine Reihe von Skizzen aus dem Leben der Bewohner Neuschottlands und der benachbarten englischen Colonien mit Ausnahme Canadas. Der Schauplatz ist eine phantastische Stadt von Halliburton's Erfindung; sie ist das Centrum aller Vorgänge und Geschichten die er erzählt. Man muß sich die Wichtigkeit denken die schon in Frankreich bei den Provinzialen einem Präfectenwechsel beigelegt wird, und wie Alles sich für den neuen Ankömmling interessirt. Ist er verheirathet, ist er noch jung? fragen die Mädchen. Wie sieht er aus? Wird er viel Bälle geben? fragen Andere. Jenseit des Atlantischen Oceans ist eine Soirée in der Präfectur ein nicht geringeres Ereigniß. Ein reicher Kaufmann Namens Canning hat sich in den Kopf gesetzt dem Sir Hercules Sampson, Gouverneur der Colonie, ein reiches Gastmahl zu geben, und dieser nimmt auch seine Einladung an. Eine ganze Woche lang wird in dem Hause des unglücklichen Geschäftsmanns das Unterste zu oberst gekehrt, es wird geputzt und gewaschen und das Schönste hervorgesucht; das ganze Haus verjüngt sich unter diesen allseitigen Bemühungen. Endlich kommt der ersehnte Tag. Sir Hercules Sampson erscheint in Begleitung von Lady Sampson, deren Toilette immer reich an überraschenden Contrasten ist. Ihnen folgt Miß Sampson, die nur mit den Lippen spricht, und die beiden Adjutanten Sir Edward Dumpkoff und Mr. Trotz. Sir Edward Dumpkoff ist eine anbetenswerthe Persönlichkeit, voll Unwissenheit und Albernheit; er kann nicht fünf Worte sprechen ohne in ihnen das Wort „excellent" vorzubringen, und er hält es für geistreich jedem Worte eine Endung seiner eigenen Erfindung beizufügen. Mr. Trotz ist ein unangenehmer Mensch, welcher die beleidigendsten und die Eigenliebe am meisten verletzenden Dinge immer neu aufzufinden weiß. Namentlich schont er den Stolz des Neuschottländers nicht. So wird er sich sicher mit aller Offenheit nach dem Augenblicke erkundigen in dem die Colonie aufgehört hat eine Strafcolonie zu sein, und wenn man ihm einhält eine Strafcolonie sei sie niemals gewesen, so wird er sich ganz höflich damit entschuldigen daß die Sitten und Gewohnheiten dieses Volks ihn auf diesen Gedanken gebracht hätten u. s. w. Vor dem Diner schwatzt man natürlich ein bischen und wir wollen den komischen Prolog dieser komischen Festlichkeit hier wiedergeben:

„Einige Personen der Gesellschaft placirten sich nach dem Vorgange Sr. Excellenz. Aber der Gouverneur, der sich neben Mrs. Channing gesetzt hatte, hatte keine Ruhe und schien sich nicht recht wohl zu befinden. Zuerst beugte er sich auf der kleinen Ottomane ein wenig vor, dann legte er sich soweit es ihm möglich war hinter; endlich aber stand er auf und drehte sich um, er wollte sich die Veranlassung seines unbequemen Sitzens näher betrachten und rief alsbald:

Ach, mein Gott! Da hab' ich die Katze getödtet! Kann es etwas Merkwürdigeres geben? Wie traurig ist Dies doch!

Mrs. Channing sagte die Katze sei nur verwundet.

Verzeihen Sie, erwiderte er, ich wünsche von ganzem Herzen daß sie nur verwundet wäre, denn dann könnte man noch sie zu retten hoffen; allein sie ist so sicher todt wie Julius Cäsar.

Ich selbst habe sie erzogen, Sir Hercules . . . fuhr sie fort, und . . .

O, wenn Sie ihre Erzieherin waren, Madame, dann muß diese Katze ein Lamm gewesen sein, aber dann ist das Ereigniß auch um so trauriger. Ich bitte Sie zehntausend mal um Verzeihung . . . o mein Gott! Es ist fürchterlich!

Mrs. Channing versuchte den Gouverneur zu entschuldigen.

Es war nicht viel an dem Thiere, Excellenz. . .

Nein, Madame, es war nicht viel an diesem Thiere; aber es ist auch wahr, meine Augen sind nicht von der Verletzung geheilt die sie einst in Aegypten erhielten.

Die Katze wird wieder zusichkommen, Sir Hercules, wir wollen sie nur schütteln.

Niemals, Madame, niemals! Und wenn sie funfzig Leben statt neun hätte, niemals wird sie wieder zusichkommen.

Bei diesen Worten trat Lady Sampson herzu. Aus ihrem Busen eine große Lorgnette hervorziehend musterte sie die todte Katze, und lobte sie als ein prächtiges Exemplar eines Hausthieres. Dann nach einer sorgfältigern Prüfung rief sie:

Aber wo haben Sie diese herrlichen Augen her, meine liebe Mrs. Channing, und diese glänzenden scharfen Krallen? So schön sah ich sie nie, wo haben Sie sie her?

Lady Sampson liebte enthusiastisch die Hausthiere und drängte ihre Freundin doch eine echte Angorakatze von ihr anzunehmen. Diese Katze, versicherte sie, habe einen herrlichen Schwanz, der dem eines spanischen Hundes ähnlich sei, einen recht buschigen Schwanz, den sie für das schönste Ding auf der Welt hielt. Dabei fragte sie eine Dame, die neben ihr saß, ob sie nicht auch für die Katzen schwärme, allein diese erwiderte, sie müsse beschämt ihre Unwissenheit eingestehen, sie habe nur eine Katze gehabt und diese habe sie beim Scheren getödtet.

Excellent! rief schnell Sir Edward Dumpkoff, und Mr. Trotz fragte boshaft, ob Das hier so Sitte wäre die Katzen zu scheren."

Das ist der Prolog des Diner; wir geben auch den Epilog. Hier handelt es sich nicht mehr um Sir Hercules Samp-

Digitized by Google

son; den Gouverneur, der Adjutant Sir Edward Dumpkoff trägt die Kosten. Miß Sampson bittet Edward ihm doch ein Lied vorzuschlagen:

„Ah, sagt dieser, singen Sie uns das allerliebste kleine Liedchen, das Sie so reizend vortragen: Sing mir noch einmal dieses Lied! «Göttlich» und «reizend» sind starke Ausdrücke, namentlich wenn man sie von der Stimme Jemandes braucht. Miß Sampson fühlte sich sehr geschmeichelt und begann: Sing mir noch einmal dieses Lied! Mit Ausnahme ihrer fehlerhaften Aussprache sang sie leidlich gut.

Excellent! rief Edward. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! Das ist vortrefflich! Aber es gibt auch ein schönes kleines Liedchen das so anfängt: Sing mir noch einmal dieses Lied! Würden Sie uns nicht glücklich machen wollen und es uns vortragen?

Miß Sampson sah ihn an, um an seinem Gesichte zu sehen was er sagen wollte, allein sein unveränderliches Gesicht sagte gar Nichts. Kalt und glänzend wie ein Mondstrahl trug seine Physiognomie immer ihren gewöhnlichen ruhigen Ausdruck. Es mußte sie befremden, sie hatte doch eben erst dies Lied gesungen und er stellte ein so sonderbares Verlangen. War es Scherz oder wünschte er wirklich eine Wiederholung ihres Gesangs? Die jungen Damen, wie Miß Sampson, pflegen Zweideutigkeiten so auszulegen wie es ihren Wünschen am meisten entspricht, und deshalb sang sie das Lied von neuem, so gut sie konnte und mit glänzendem Erfolge.

Excellent rief Sir Edward, aber bitte fahren Sie fort! Da kenne ich ein kleines Lied, das ich schon früher einmal von Ihnen gehört habe, es ist zu süß, zu erfrischend solche Töne zu hören!

Welches meinen Sie, fragte das junge Mädchen entzückt, indem sie ihren galanten und liebenswürdigen Freund ansah und einige Gänge auf dem Piano machte. Welches meinen Sie?

Vielleicht besinne ich mich auf den Anfang! Ja, ganz recht .... «Sing mir noch einmal dieses Lied!»

Ihre Augen verdunkelten sich plötzlich, sie war nahe daran unwohl zu werden u. s. w.

Nun also, ist dieser Sir Edward nicht eine herrliche Caricatur? Sind diese Sitten nicht ganz englisch? Fühlt man hier nicht eine ganze Provinzialbildung, die lächerlich und gemacht erscheint? Sir Edward schließt diese Soirée ganz würdig mit seinem Rufe: Excellent!"

Der Berichterstatter der „Revue des deux mondes" theilt noch ein treffliches Bild des dortigen Gerichtslebens mit. Die Beschränkung des Raums zwingt uns dasselbe zu übergehen, da wir noch einen kurzen Abriß von Sam Slick geben wollen.

Sam Slick war ehemals Uhrmacher, jetzt ist er Gesandtschaftsattaché bei dem Cabinet von St.-James. Also eine große Person die das Bewußtsein ihrer Wichtigkeit hat. O Sam Slick, welch herrlicher Typus der Demokratie bist du! Der alte Uhrmacher hat immer noch die alten Ränke im Kopfe, er ist immer noch so verwegen und mistraut den Menschen; allein seine Naivetät hat er verloren. Er ist jetzt gekünstelt, er fühlt den Emporkömmling, er ist grob. Er der sonst so diplomatisch und spitzfindig war und überall berechnete, berechnet nicht einmal seine Ausdrücke mehr, er ist wirklich köstlich grob. Lord John Russel heißt für ihn nur Johnny Russel, er hat erst jüngst bei ihm gespeist, er ist Republikaner und mag daher die Titel nicht wohl leiden. Die alten Eigenschaften Slick's als Uhrmacher werden hier große Fehler; sein Haß gegen England übersteigt alles Maß: aber er ist doch noch ergötzlich. Der einzige Unterschied der für ihn zwischen England und Irland besteht ist der: daß es in England den ganzen Tag, in Irland aber auch noch die ganze Nacht regnet. Als Politiker hat Sam Slick gesunden Menschenverstand und gescheite Einfälle. Der Unterschied, sagt er, der zwischen einem Tory, einem Whig, einem Radicalen und einem Chartisten besteht ist folgender: ein Tory ist ein vollkommener Gentleman, ein Gentleman vom Kopf bis zum Fuß, der alle Tage ein weißes Hemd anzieht. Der Whig ist auch noch ein Gentleman, aber schon viel weniger als der Tory, und er zieht nur alle zwei Tage ein neugewaschenes Hemd an. Der Radicale hat Nichts vom Gentleman an sich, er wechselt sein Hemd aller acht Tage. Der Chartist endlich ist ein ekelhaftes Wesen, das nicht mehr als ein Hemde hat und der dasselbe nur auszieht wenn es ihm in Lumpen vom Leibe fällt.

Auf einem Dampfschiff läßt er sich, als man ihn fragt ob er mit seinem Haß gegen die Engländer denn England besuchen wolle, also vernehmen:

„Ob ich England in dieser Stimmung besuchen will? Ei, in welcher Stimmung haben die Engländer uns denn besucht? Seien sie verdammt! Da nehmen Sie einmal den Dickens.... Lafayette ausgenommen, hat je ein Mann bei uns soviel gegolten als Dickens? Und wer war Dickens? Er war kein Franzose, kein Freund unserer Nation, er war kein Landsmann der Rechte auf uns hatte, er war nicht einmal Colonist, der wenngleich Engländer dem Namen nach doch ein geborener Amerikaner, gewissermaßen unser Halbbruder gewesen wäre. Nein, ein verfluchter Engländer war er, und was das Schlimmste ist, ein englischer Schriftsteller. Indessen, er war ein geistreicher Mensch, und weil das Genie das Universum zum Gegenstand, die Welt zum Vaterland und das ganze Menschengeschlecht zum Leser hat, und weil das Genie nicht diesem oder jenem Staate, sondern eben der Welt angehört, so haben wir ihn gut aufgenommen, ihn gefeiert, begleitet und alle Ehre angethan. Hat er uns dafür etwa wiedergeehrt? Was hat er nach seiner Rückkehr von uns gesagt? Lesen Sie einmal sein Buch! Nein, lesen Sie es nicht, denn es verdient gar nicht gelesen zu werden! Hat er in diesem Buche seine Aufnahme auch nur mit einem Worte erwähnt? In diesem Buche das gelesen, übersetzt und in ganz Europa gelesen wird? Antworten Sie, wenn Sie können! Sein Gedächtniß war schwach, und er hat es mit der Seekrankheit verloren! Aber sein Notizbuch, das war wohlbehalten und glücklich unter Schloß und Riegel, und die Schweine von Neuyork, und der Mann den die Ratten im Gefängnisse fressen, und der Barbar von Kentucky und alle diese Geschichten, die waren nicht dem Gedächtniß vertraut, das ward Alles aufgezeichnet und gedruckt.

Und zuletzt ist Das ganz gleich. Wenn Jemand in England Streit mit mir sucht über mein Vaterland und mir nicht die Stellung anweist die ich in der Gesellschaft als Attaché unserer Gesandtschaft beanspruchen kann, nun dann werde ich auch Krieg führen. Ich kann ein Licht putzen so gut als Ihr es anzünden könnt u. s. w."

Köstlicher, tiefdenkender, unverschämter Sam Slick! Man kann nur wünschen daß Halliburton fortfahren möge die Leser noch recht lange und ebenso angenehm über sein Vaterland und die Gegenden die er besucht hat zu belehren. 13.

Neue Romane.

1. Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Ludwig Storch. Siebenter bis neunter Band. Dritte Abtheilung: Das Haus Fugger. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1850. 8. 5 Thlr.

Wir haben vor uns ein dialogisirtes Stück Weltgeschichte. Wo vor Jahren der sechste Band die Erzählung ließ, beginnt der siebente Band sie von neuem. Die Gestalten welche in den ersten sechs Bänden thätig waren tauchen wieder auf mit ihren Kindern, den ehelichen sowie den unehelichen, mit ihren Leidenschaften und deren Folgen, und greifen ein in das Räderwerk der geschichtlichen Begebenheiten. Die Leidenschaften treten grell und ungezügelt auf, wie das 16. Jahrhundert es mitbrachte, und es entwickeln sich zahlreiche, von den damaligen Verhältnissen begünstigte Intriguen. Angelegenheiten

Digitized by Google

des Herzens und der Sinne schmiegen sich den politischen an, und veranlassen treue Schilderungen der geschichtlichen Charaktere neben den Gestalten des Romans, die die Phantasie des Dichters geschaffen und der Zeit angepaßt hat. Es fehlt nicht an spannenden Verwickelungen, an Kindern verbotener Liebe, oder von unbekannter Abstammung, welche ihre hohe Abkunft ahnen und ihre Rechte verfolgen. Zu solchem romantischen Treiben gab die damalige Zeit einen fruchtbaren Boden ab. Der erste Theil der neuen Abtheilung dieses Romans führt uns die Sturmvögel des Bauernkriegs auf: Sickingen, der zum deutschen Kaiser berufen; Ulrich von Hutten, der liebenswürdige Dichter; Ulrich Fugger, welcher Kämmerer des Papstes und zugleich der Feind des Papstes, der päpstlichen Creaturen, aller Fürsten und alles Adels, und ein glühender Freund Luther's und des Volks war; Michael Gaismaier, Geheimschreiber des Bischofs von Brixen und ein Anhänger der Volkssache; sowie noch andere weniger bekannte und berühmte Anreger und Vorboten der großen und furchtbaren Volksbewegung, des Bauernkriegs. Ihr Bestreben, Denken, Wirken und deren Erfolglosigkeit füllen den ersten Band. Sie fallen als Opfer ihrer Gesinnungen, ihrer Thaten und ihres Schmerzes um ein verfehltes Streben. Traurig ist ihr Ende nach so unermüdlichem, unegoistischem Wirken und Schaffen. Sickingen stirbt an einer Wunde die er im Kampfe empfing. Sein Versuch das bereits in den letzten Zügen liegende Ritterthum mit der jungen Volkskraft und dem erwachten pfaffenfeindlichen religiösen Bedürfniß frisch zu beleben beweist sich als ein unglücklicher; Ritterthum und Volk konnten nie ein Ganzes werden, weil sie eben von Grund aus feindlich gegeneinander waren. Hutten starb in Zürich tiefgekränkt, verlassen und arm; er hinterließ Nichts als seine Feder und sein Schwert. Wenig und doch ungeheuer viel; denn es waren die bedeutungsvollen Symbole des Kampfs gegen Lug und Trug, gegen Herrschsucht und Selbstsucht, gegen die gespreizte Gewalt, die blutsaugende Tyrannei in der scheinheiligen Larve der Volksbeglückung gegen die Bedrückung und Zerstückelung Deutschlands, gegen die höllischen Quälgeister, die dieses an materiellen und ideellen Mitteln so reiche Deutschland immer und immer wieder zur Ohnmacht herabdrücken um dann in seinem Schweiß und Blute zu schwelgen.

Der zweite Theil schildert den Bauernkrieg selbst mit seinen Schrecknissen und den dabei betheiligten Persönlichkeiten, sowie auch der Ausbreitung und Befestigung der lutherischen Lehre, der sich die jüngere Linie der Fugger zuneigte, während die beiden Häupter des Hauses, Raimund und Anton, sich der bischöflichen Partei enger anschlossen. Ebenso fest hielten sie am Habsburger Hause, und brachen mit den beiden Herzögen, welche erst nach der böhmischen Krone gestrebt hatten und nun sogar an die Möglichkeit dachten die Kaiserkrone zu gewinnen. Kaiser Karl steigt an Ansehen und Macht, während die Werkzeuge seiner Größe, welche keine Mittel gescheut hatten, selbst nicht die blutigsten, um ihm zu dienen, dahingegangen waren. Alle kaiserlichen Feldobersten welche in den verschiedenen Kriegen gewüthet und gesiegt hatten waren abgetreten. Der gräßliche Truchseß war gestorben in grämlicher Verstimmung über seine Blutthaten, die ihm vom Schwäbischen Bunde schlechten, vom Erzherzog Ferdinand nur kurzen kalten Dank eingebracht hatten. Der eitle, tyrannische Erzbischof von Salzburg hatte in Blödsinn geendet. Alle die Männer der Gewalt, deren mit Sieg gekrönte Thaten dieser Theil uns entwickelte, waren dahin, alle jene Männer welche in bedenklicher, dem Habsburger Hause gewidmeter Treue, mit eiserner Faust und listigen Ränken in die fortschreitende Entwickelung des dem Volksglück zustrebenden Zeitgeistes hemmend und zerstörend eingewirkt, die den jungen Kaiser auf eine Stufe der Macht erhoben auf welcher vor ihm kaum je ein deutscher Kaiser gestanden hatte. Sie waren dahin, und der Kaiser hatte ruhig und kalt Alles hingenommen was sie für ihn gethan, als verstünde es sich von selbst; er erwies dem Andenken seiner Förderer keine Ehre. Ein neues Geschlecht stand auf der Lebensbühne, aufgewachsen im herzlosen Ränkespiel der Politik, im Verhöhnen aller großen und edlen Gefühle die der bessere Theil der Nation eine zeitlang gehegt. Spottlieder werden auf die unterlegenen Bauern gesungen, das Andenken ihrer Häupter wird beschimpft, Thomas Münzer's Name geschmäht. Selbst die kirchlichen Angelegenheiten sind zum kalten diplomatischen Streit geworden, aller Ränke voller Ingrimm, aber aller Begeisterung bar. Ein böser Frost lag auf den Geistern, deren Repräsentant der herzlose Kaiser selbst war. Zu solchen Zuständen führt, ja in solcher Stimmung läßt der zweite Theil die Geschichte. Wie auch im Leben die Privatinteressen unter den großen Ereignissen der Weltgeschichte stets ihren Fortgang nehmen, so haben in diesem Bande die Romangestalten unter politischen und religiösen Wirren sich geltendgemacht, indem sie jedoch einigermaßen in den Hintergrund getreten sind um im dritten Theile ihre Herzens- und Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Dieser dritte Theil schildert den großen Reichstag zu Augsburg und den Zug nach Tunis. Die beiden Brüder Fugger werden für bewiesene Treue und Anhänglichkeit an die Person des Kaisers und für das ganze kaiserliche Haus, sowie um ihre übrigen großen Verdienste um das Reich, nebst ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Kammerherren des Römischen Reichs ernannt, ihnen auf der schwäbischen Grafenbank der Platz unter den Reichsständen angewiesen, und die vom Kaiser Marimilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrschaften Kirchberg und Weißhorn eigenthümlich zuerkannt, sowie das von Jakob Fugger gestiftete Fideicommiß der Fugger'schen Güter zur Reichsgrafschaft erhoben, und ihnen ein kaiserlicher Siegelbrief eingehändigt, der ihnen fürstliche Gerechtsame verlieh. Der geschichtliche Theil des Romans ist treu und lebendig bearbeitet, die Ereignisse sind mit vielen Details wiedergegeben, die Charaktere gewissenhaft geschildert, das Ganze ein Ergebniß sorgfältiger Studien und geistreicher Auffassung. Es bleibt uns nun noch ein Wort zu sagen über die Moral der Geschichte, die dem Verfasser die Leuchte hielt bei seinen Studien, bei seiner Auffassung. In einem Epilog gibt er uns selbst den Schlüssel dazu. Er hat die vorliegenden Bilder einer vielbewegten Zeit niedergeschrieben in einem Zeitraum der dem geschilderten nach seiner Ansicht in vieler Hinsicht ähnlich war, als dieselben mächtigen Interessen, die höchsten Interessen der Menschen, wieder das deutsche Volk für politische und kirchliche Freiheit bewegten. „Die Interessen der Jetztzeit gehen weit über die jener Zeit hinaus. Was damals nur einzelne kühne geniale Geister anstrebten, wie Thomas Münzer: die Volkssouverainetät, Das ist jetzt das Ziel von vielen tausend Geistern, es ist das Ziel aller edeln Denker, aller hochherzigen Männer der Nation, es ist das Ziel der für das Vaterland begeisterten Jugend. Und wieder wie damals haben sich Fürsten und Pfaffengewalt gegen den Zeitgeist verbündet, noch ein mal hat die Reaction siegreich ihr Haupt erhoben. Während ich die blutigen Kämpfe des Volks mit der Fürstengewalt im Jahre 1525 niederschrieb, warf die Fürstengewalt die Revolution in Dresden und Baden in den Staub. Wieder wie damals hat eine unselige Vermittelungspartei dieses für Deutschland so verderbliche Resultat herbeigeführt; wieder wie damals waren es Professoren, Gelehrte und Beamte welche das in sie gesetzte Vertrauen des Volks schmählich täuschten; wieder wie damals sind sie von der Seite des Volks auf die Seite seiner Herren getreten; wieder wie damals haben sie den Vorwand der Schwäche gebraucht den Bürgerkrieg zu vermeiden. Was half es Luther daß er in fast unbegreiflicher Verblendung gegen das aufstrebende Volk wüthete, daß er seine Sache von der des Volks künstlich schied, daß er seiner Partei stets wehrte das Schwert zu ziehen gegen die übermüthigen Gegner; der Kampf war doch unvermeidlich, und wie er nachher geführt wurde, wie endlich der Dreißigjährige Krieg im folgenden Jahrhundert die deutsche Kraft in ihrem innersten

Mark verletzte, die herrliche Entwicklung des deutschen Geistes wie sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts so stolz strebend hervortrat, vernichtete, das Alles lebt in den unseligsten Folgen noch heute fort. Hätte Luther den Geist seines Volks verstanden und sich zu seiner Höhe erheben können wie Ulrich von Hutten und Thomas Münzer, Deutschland wäre das mächtigste und reichste, das glücklichste Land der Erde. Und was ist es jetzt? Es kann die großen unsterblichen Verdienste des großen Kirchenreformators nicht schmälern daß er nicht noch größer war. Es ist nur schmerzlich zu beklagen daß er, der Sohn des Volks, dem Volke untreu wurde. Er mußte dafür die Demüthigung erleben daß der Sultan Suleiman und der Franzosenkönig Franz die eigentlichen Stützen des Protestantismus wurden: denn ohne diese beiden stets drohenden Feinde Karl's wäre die Reformation, die das Volk verleugnet hatte, auf das sie doch fußte, von Kaiser und Reich vernichtet worden, trotz dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen. Das sind die großen markerschütternden Gerichte Gottes in der Weltgeschichte. Der Weg der Professoren ist 1848 und 1849 derselbe gewesen, aber kein Mann wie Luther ist an ihrer Spitze. Auch jetzt wird der Kampf entbrennen müssen wie damals. Sollte er, was Gott verhüte, einen unglücklichen Ausgang haben, so wäre die Blüte Deutschlands, ja Europas wieder auf Jahrhunderte, vielleicht für immer geknickt; denn die Cultur, ferner nur eine Tochter der Freiheit, würde allein auf Amerikas Boden gedeihen, und die Männer von Geist und Kraft aus allen Ländern würden, von ihren Sternen gezogen, über das Meer gehen. Europa würde dem Fluche des Monarchismus erliegen, wie ihm Spanien unter Karl's Nachfolgern erlag." Obgleich wahrscheinlich nicht jeder Leser die politischen Anschauungen des Verfassers über vergangene und gegenwärtige Zeit theilt, so wird doch Jeder mit Interesse die aneinandergereihten Bilder der Geschichte lesen und der Feder die sie nach so ernsten und ins Detail gehenden Forschungen zusammentrug Anerkennung nicht versagen.

2. Berlins romantische Vergangenheit, dargestellt von Ludwig Gothe. Erste bis dritte Abtheilung. Drei Bände. Berlin, Lindow. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Abtheilung: „Swantewitha. Historische Novelle aus Berlins Vergangenheit." Zweite Abtheilung: „Der Fischhändler von Kölln. Historischer Roman." Dritte Abtheilung: „Der Thürmer von St.-Marien. Historischer Roman."

„Swantewitha" versetzt den Leser in das 12. Jahrhundert unter unabsehbare Wälder und Sümpfe, die sich zu beiden Seiten der Spree erstreckten und kalte, feuchte Dünste aushauchten, in die Zeit der Kämpfe gegen das Wendenvolk und deren Unterjochung, als der Markgraf Albrecht mit dem Beinamen der Bär, aus dem Hause Ballenstädt, seinen Hof in der Burg zu Brennabor, der eroberten Wendenhauptstadt, aufgeschlagen hatte. Er ward vom Kaiser Lothar II. im Jahr 1133 mit der Mark belehnt, deren Besitz er sich aber erst durch viele und blutige Kämpfe mit den Wenden erringen mußte. Den Ueberwundenen wurde das Christenthum aufgezwungen, oder sie mußten, um den Verfolgungen der Deutschen zu entgehen, ihre Wohnsitze verlassen und sich nach entlegenen Gegenden zurückziehen, von wo aus sie noch immer den Kampf gegen die Unterdrücker fortsetzten, der jedoch mit ihrer gänzlichen Unterwerfung und Bekehrung zum Christenthume endigte. Die Neigung eines christlichen Ritters zur schönen Wendentochter veranlaßt die verschiedenen Verschlingungen des Romans, welcher reich an Gefahren und Erlebnissen für das liebende Paar, und als Sittenschilderung der damaligen Zeit nicht ohne Werth ist. Die Prophezeiung der sterbenden Wendenpriesterin Swantewitha lautet folgendermaßen: „Zwei Städte werden am Ufer dieses Flußes entstehen, sie werden vereinigt die Krone eines großen Reichs sein, dereinst Haupt und Führerin des deutschen Volks! Heil dir, du große, ruhmgekrönte Stadt, würdige Trägerin des freien deutschen Geistes! Du wirst einst groß durch deiner Fürsten Glanz, doch größer noch durch deinen siegreichen geistigen Kampf für Freiheit und für Licht!"

„Der Fischhändler von Kölln" spielt hundert Jahre später, d. h. hundert Jahre nach der Gründung Berlins durch Albrecht den Bär. Wo damals öder Urwald sich erstreckte, sah man jetzt wohlbehäbige Bürgerhäuser stehen, in denen Wohlstand und Ueberfluß herrschte. Handel und Gewerbe der jungen Stadt war schnell emporgeblüht, und nah und fern sah man Erzeugnisse des berliner Fleißes auf Messen und Märkten. Auf den noch ungepflasterten Gassen tummelten sich fröhliche rothwangige Kinder statt der Auerochsen, Bären und Wölfe, die noch vor hundert Jahren an dieser Stelle ihr Wesen getrieben hatten, und statt des Gekreisches und Geheules der wilden Thiere vernahm man jetzt das Knarren reichbeladener Frachtwagen welche Kaufmannsgüter brachten oder zum Verkauf ausführten. Auch reichgeputzte Edelherren und Edelfrauen sah man auf den Gassen, denn mehre adelige Geschlechter hatten es nicht verschmäht das Bürgerrecht der neuen Stadt zu erwerben, deren blühender Handel und Wandel ihnen reichlichen Gewinn versprach. In dem Maße wie der Reichthum der Stadt zunahm, suchte sie, wie die meisten Städte in damaliger Zeit, an Macht und Unabhängigkeit dem Landesherrn gegenüber zu gewinnen; sie hatte augenblickliche Verlegenheiten der Markgrafen benutzt und ihnen in Zeiten der Bedrängniß für die von der Stadt geleistete Hülfe große Freiheiten und Rechte abgezwungen, die sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit noch zu erweitern trachtete, ohne sonderlich gewissenhaft bei der Wahl der Mittel zur Erreichung ihres Zwecks zu sein. So findet man im vorliegenden Roman daß die Stadt im Geheimen die Organisation eines Wendenaufstands fördert und schützt um sich den Beistand zur Unterdrückung desselben mit neuen Privilegien bezahlen zu lassen. An der Spitze dieser Wendenerhebung steht ein junger Herzog, welcher zugleich der Liebesheld des Romans ist. Die Heldin ist ebenfalls ein wendisches Fürstenkind; eine alte Prophezeiung verheißt durch Beider Verbindung der Wenden abermaliges Emporkommen. Anstatt mit der theuer erkauften Hülfe der Stadt diese Wendenerhebung zu unterdrücken, beschließt der Hof dieselbe unter gewissen Bedingungen anzuerkennen und mit ihnen als Verbündete die Magdeburger zu bekämpfen; sie werden bei dieser Gelegenheit an die gefährlichsten Posten gestellt und größtentheils aufgerieben. Der Feldzug mislingt; der Held schmachtet in Gefangenschaft bis er endlich befreit und mit der Geliebten vereinigt wird. Die Wenden machten fortan keinen Versuch mehr zur Wiederherstellung eines eigenen Reichs. Wegen ihrer Verbindung mit den Markgrafen wurden sie von den Städten verfolgt und unterdrückt, man nahm ihnen die wenigen Rechte die ihnen noch geblieben waren; erst eine spätere Zeit verwischte diesen Stammeshaß.

„Der Thürmer von St.-Marien" spielt abermals hundert Jahre später, im Jahre 1370, in einer für die Mark Brandenburg traurigen und verhängnißvollen Zeit, während der Regierung des letzten Kurfürsten aus dem Hause der Luxemburger. Otto, mit dem Spitznamen der Finner oder Faule, saß ruhig in seiner Residenz zu Tangermünde und kümmerte sich um nichts Anderes als das Geld zu verschlemmen das von dem armen geplagten Volke erpreßt wurde. Gesunken war Handel und Wandel in den Städten, verödet lagen die Felder, Bürger und Bauern arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts nur für die hohen Steuern, und nur die Vornehmen, Reichen und Mächtigen fühlten sich wohlgeborgen hinter ihren vollen Truhen und auf ihren festen Schlössern, da sie schalten und walten konnten im Lande nach Gutdünken, und sich Niemand um ihr Thun kümmerte; waren die Seckel des Landesherrn durch die Steuern und Gefälle nur weidlich gefüllt, so überließ er die Regierung seinen Hofleuten, welche ebenfalls keine Gelegenheit vorübergehen ließen auch für ihren eigenen Vortheil zu sorgen. Zu diesen unerschwinglichen Steuerlasten, die dem arbeitsamen Bürger- und Bauernstand das Mark aussogen, gesellte sich noch ein anderes Uebel, um den völligen Ruin

Digitized by Google

des Landes herbeizuführen; es war dies das Raubhandwerk der Adeligen welches im Großen getrieben wurde, und wieder war es der fleißige Bürger und Bauer, welcher von den Schnapphähnen und Stellmeisern am meisten zu leiden hatten. Das Faustrecht galt als das höchste Gesetz im Lande. Lag daher die Gegenwart drückend auf dem armen, hartgeplagten Volke, so schien sich die Zukunft noch viel drohender gestalten zu wollen, denn beständig sah man unheilverkündende Zeichen am nächtlichen Himmel, aus denen man Hungerstod und Pestilenz weissagte; nur die Vornehmen und Mächtigen kehrten sich nicht an diese Vorzeichen des göttlichen Strafgerichts, und trieben ihr Wesen nach wie vor. Daß ein Roman aus dieser Zeit wenig erfreuliche Bilder vorführt, kann der Leser sich denken; er muß sich durch das Interesse an der Wahrheit, durch die Treue der Sittenschilderungen, und durch die sorgfältigen Geschichtsstudien, welche allen drei Abtheilungen zugrundeliegen, schadlos halten lassen. Die feinern Schattirungen der Charaktere fehlen, in einer Zeit wo Laster und Tugend so grell und schroff als möglich auftraten, wo die Leidenschaften ungezügelt in Thaten ihr Wesen trieben, und das böse Princip immer in den Verhältnissen Zeit und Gelegenheit findet sich so bös als möglich geltendzumachen. Unter Bösewichtern und tapfern Helden, unter lieblichen Frauen, reich an interessanten, spannenden, mit tausend Gefahren bedrohenden Abenteuern, entwickelt sich der vorliegende Roman, und liefert wie seine zwei Brüder ein unterhaltendes Bild aus Berlins Vergangenheit. 15.

Zur Geschichte der Waldenser.

1. Geschichte der Waldenser von Ferdinand Bender. Mit dem Bilde von J. Leger und einer Uebersichtskarte. Ulm, Stettin. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. De origine et pristino statu Waldensium secundum antiquissima eorum scripta cum libris catholicorum ejusdem aevi collata. (Weihnachtsprogramm von Johann Jakob Herzog.) Halle, Anton. 1849. Gr. 4. 10 Ngr.

Durch Konstantin den Großen war die christliche Religion von einer nur erlaubten (licita) zu der des Staats erhoben, das Evangelium des Reichs in ein Reich des Evangeliums verwandelt, und so der Grund zu einer jüdisch-christlichen Theokratie und zur Hierarchie gelegt worden. Diese Hierarchie, welche — wir haben es bei Heinrich VIII., Elisabeth und den Stuarts gesehen, und sehen es, wenn auch in verkleinerten Zügen, noch in unsern Tagen — zu ihrer Verwirklichung keineswegs eines Papstes bedarf, wurde bald eine päpstliche; sie gewinnt aber dadurch einen etwas versöhnenden Charakter daß sie, da man einmal den neutestamentlichen Standpunkt verlassen und das Fischernetz mit Gewalt über ganze Völkerschaften und Länder gespannt hatte, ein Correctiv gegen die mittelalterliche Rohheit war. Denn was wäre aus der christlichen Religion, was aus Sitte und Bildung überhaupt geworden, wenn Konstantin und Clodwig anstatt in ahnungsvollem Helldunkel eine Macht neben, außer und über sich zu sehen, derselben wie Heinrich VIII. sich bemächtigt, und über Glauben, Sitte und Bildung mit dem Schwerte geboten hätten?

Dessenungeachtet mußten jene Theokratie und diese Hierarchie das vom neutestamentlichen Standpunkte ausgehende christliche Bewußtsein zu einer Reaction aufrufen welche bis auf unsere Tage durch die ganze Kirchengeschichte sich hindurchzieht, in der Reformation zwar einen Höhe-, aber keineswegs Endpunkt erreichte und ebenso wenig auf die römische Hierarchie sich beschränkte. Solange als diese Reaction nur an den Begriff sich hielt und auf den dunkeln Pfaden der Speculation einherging, wurde sie wenig beachtet. Als aber mit dem Begriff das sittliche Gefühl sich verbündete, beide in das Leben übergingen, und dieses, erst flüssig und gestaltlos, nach natürlicher Wahlverwandtschaft und unbesiegbarem Bildungstriebe Gleichartiges suchend und Ungleichartiges meidend, sich kristallisirte und zu Sekten verkörperte, da war wirkliche Gefahr für die Hierarchie vorhanden, und diese mußte alle Mittel, Donner und Schrecken ihrer mit der Welt unnatürlich verbundenen geistlichen Macht aufbieten um dieselben zu vernichten.

Fast alle diese Sekten gingen im Laufe der Zeiten unter. Sie erlagen jedoch weniger der Gewalt der Hierarchie, welche ihnen in dem abnormen Bündnisse mit der Welt die Ferse des Achilles bot, als entweder der Ohnmacht bloßer Negation, oder bei der Erkenntniß derselben ihrer Aufnahme schwärmerischer und häretischer Elemente, oder, und zwar ganz besonders, der faulen Stagnation eines von dem großen Strome abgeleiteten Gewässers. Denn was diese Stagnation betrifft, so folgt sie aus hochmüthiger Absonderung von den übrigen Gliedern an dem Leibe Christi und kleinlicher Absperrung fremden Lichts, und besteht, um diesen eigentlichen Faulfleck der Sekten dogmatisch zu fassen, in der Verkennung der wahren, nicht an Zeit, Ort und Symbol gebundenen Katholicität dieses Stroms, welcher von der apostolischen und urchristlichen Zeit an über Felsenblöcke, Sand und Schlamm bis zu uns sich den Weg gebahnt und fremde Unreinigkeiten unaufhörlich ausgeschäumt hat.

Von diesen Sekten ist wol die kleine Waldenserkirche in den Alpenthälern die einzige welche, von jener Reaction ausgehend und von diesen Verirrungen sich fernhaltend, neben der römischen Kirche, ja man kann wol sagen mitten durch sie hindurch, über Scheiterhaufen und Blutgerüste, durch Kerker und Verbannungen ihren eigenen Weg ging, diesen auch nach ihrem Anschluß an die Reformation nicht verließ, sondern unter gleicher Prüfung und Bewährung ihres heldenmüthigen Glaubens bis auf unsere Zeit sicher fortsetzte. Sie ist es vorzüglich welche „Der Glaube ist der Sieg der die Welt überwindet" durch das Treiben des Tags und das Gewirre politischer Leidenschaften mächtig uns zuruft, nächstdem aber die thatsächlich immer noch nicht anerkannte Gewissensfreiheit gegen die Unfreiheit siegreich vertheidigt.

Obgleich uns eine Geschichte dieser Kirche oder der Waldenser überhaupt keineswegs fehlt, so glaubt doch Referent die vorliegende mit um so freudigerer Ueberzeugung begrüßen und um so sicherer empfehlen zu können als sie auf gründlichem Studium und gewissenhafter Benutzung eines sehr reichen und zum Theil unbekannten Quellenvorraths beruht, und ihr daher wol der Vorzug vor frühern Bearbeitungen zuzuerkennen ist. So hat der Verfasser sich der außerordentlich mühsamen Arbeit unterzogen die wiederholt vertriebenen und ausgewanderten Waldenser bis auf ihre kleinsten Ansiedelungen und letzten Spuren zu verfolgen. Und wenn auch nicht den Vorzug, gewiß aber dankbare Anerkennung verdient die von dem christlichen Geiste und Gefühle ausgehende und belebte Darstellung welche, zwischen der reinhistorischen und ascetischen glücklich die Mitte haltend, zugleich belehrt und erbaut, aufhellt und erwärmt.

Einen Auszug aus diesem werthvollen Geschichtswerke zu geben verbietet der Raum, und das Inhaltsverzeichniß zu wiederholen wäre dem Referenten eine zu trockene Arbeit. Er begnügt sich daher mit kurzer Erwähnung des anziehendsten und zugleich am wenigsten bekannten Theils der Waldenserkirche, welchen der Verfasser mit besonderer Vorliebe und Lebendigkeit behandelt hat. Er ist die Rückkehr der Waldenser in die Thäler Piemonts, von ihnen als die „glorieuse rentrée" mit keineswegs prahlerischer Uebertreibung bezeichnet.

Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) und der gebieterischen Auffoderung Ludwig's XIV. an seinen Neffen, Victor Amadeus II., Herzog von Savoyen, durch gewaltsame Bekehrung der Waldenser seinem Beispiele zu folgen, abermals vertrieben, fanden diese in der Schweiz, Holland und andern protestantischen Ländern, besonders aber in Brandenburg dieselbe menschenfreundliche Aufnahme welche den früher Vertriebenen zutheilgeworden war, und in deren und in neuen Niederlassungen Schutz, Obdach und Lebensunterhalt. Bald aber

Digitized by Google

erwachte ihr Trieb zu ihrer Heimat mit einer Gewalt welche weder die Trümmer ihrer eingeäscherten Wohnungen noch die Leichenhügel ihrer erschlagenen Brüder dämpfen konnten, und dem zu folgen sie weder durch die ihrer harrenden Gefahren und Mühseligkeiten, noch durch die strengen Verbote der mit Savoyen im Frieden sich befindenden benachbarten Schweizercantone, noch überhaupt durch die völlige Unwahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs sich abhalten ließen. Nach einzelnen planlosen und daher ganz verunglückten Versuchen nur bis Savoyen vorzudringen, versammelte sich in der Gegend von Nyon, am Genfersee, ein Haufen von 8—900 Waldensern unter Heinrich Arnaud, einem ihrer Prediger. Dieser war, nachdem er in Basel Theologie studirt hatte, unter Wilhelm von Oranien in Kriegsdienste getreten, im Jahre 1670 zu Genf als Prediger in den Alpenthälern geweiht, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes aber seinem geistlichen Berufe entrissen, und nachdem er diesen wieder mit den Waffen vertauscht hatte, genöthigt worden in die Schweiz sich zu flüchten. Mit dem Heldensinne und dem Glaubensmuthe der Anführer der Makkabäer Kriegserfahrung, Umsicht und Besonnenheit verbindend, besaß er, um mit Napoleon zu reden, jenes heilige Feuer welches wie der Funke durch den Schlag auf den Stein gerade durch die verzweiflungsvollste Lage hervorgelockt wird, zum augenblicklichen und daher einzig richtigen und möglichen Entschlusse begeistert, und diese Begeisterung auf die Kampfgenossen verbreitet. Unerhört waren die Schwierigkeiten, Drangsale, Entbehrungen und Gefahren welche diese kleine Heldenschar nach der Ueberschiffung des Genfersees erst in dem feindlichen Savoyen, und dann in den unwirthbaren Thälern und auf den mit Schnee und Eis bedeckten steilen Gebirgspfaden von Piemont zu überwinden hatte, wie sie fast jeden Schritt, die elendeste Lagerstätte und kümmerlichste Nahrung den sie theils umgebenden, theils verfolgenden savoyischen und französischen Truppen abkämpfen, mit dem kostbarsten Blute ihrer Glaubens- und Waffenbrüder erkaufen mußte. Diesem kühnen und zugleich abenteuerlichen Zuge wird aber durch den Glauben der Waldenser, ihre Dankgebete und Psalmengesänge nach jedem erfochtenen Siege, durch die in ihren zerstörten Tempeln und auf ihren rauchenden Häusertrümmern gehaltenen Predigten ihres Anführers, und endlich durch die von ihnen beobachtete über alle Entbehrungen und Mühseligkeiten siegende Zucht, und ihre Unterwerfung unter den leitenden Willen erst die rechte Weihe, die wahre Bedeutung gegeben. Dem höchst ungleichen Kampfe wurde durch den Anschluß des Herzogs von Savoyen an die Verbündeten (1690) und durch die Aufnahme dieser Helden in dessen Kriegsdienst ein rühmliches Ende und ihnen durch die Fahne mit der Inschrift „Patientia laesa fit furor" von ihrem Landesherrn ein ihre ganze Geschichte bezeichnendes Geschenk gemacht.

Durch das Patent des Königs Karl Albert von Sardinien vom 17. Februar 1848 erhielten zwar die Waldenser die ihnen oft theilweise eingeräumte, aber stets wortbrüchig wieder entzogene religiöse und kirchliche Freiheit, und der katholischen Bevölkerung gleiche bürgerliche und politische Rechte. Solange aber diese Bewilligungen nur aus wechselndem politischen und Zeitinteresse hervorgegangen sind, ohne in dem Geiste des Volks, Hofs und Klerus zu wurzeln, können sie die Waldenser, nach den Erfahrungen vieler Jahrhunderte, nicht vollständig beruhigen. Die Worte welche ihre „Tafel" (ihr Kirchenrath außer der Zeit der Synodalversammlungen) in einem Dankschreiben vom 14. April 1847 gegen den würtembergischen Gustav-Adolf-Verein aussprach: „Wir sind immer noch ein Dorn im Herzen Italiens, den man in einer langen Reihe von Jahrhunderten um den Preis vielen Blutes herauszureißen versucht hat" (S. 416), haben daher auch heute noch ihre Bedeutung.

Was Plan und Eintheilung betrifft, auf welche bei einem Geschichtswerke doch soviel ankommt, so ließen sich gegen sie wol manche Ausstellungen machen. Aber es müßte bei denselben auch der wenig gefügige Stoff in Anrechnung gebracht werden. Dieser entbehrt nämlich, da die Waldenser nur in den Alpenthälern bleibend angesessen waren, sonst aber in Spanien, Böhmen und Calabrien unsichere und unstete Zuflucht gefunden hatten, wenn auch nicht der Einheit des Interesses doch der des Orts, und hat für einen so genauen Geschichtschreiber wie unser Verfasser auch die Schwierigkeit daß in den Inquisitionsacten und sonstigen katholischen Quellen, die er ebenfalls benutzt hat, der Name Waldenser ein sehr flüssiger ist, welcher gemeiniglich allen von der römischen Kirche nur etwas Abweichenden beigelegt wird.

Zur Beurtheilung der Kritik des Verfassers gibt dem Berichterstatter das unter Nr. 2 angeführte Programm erwünschten Halt und Grund. Es ist aber noch außerdem wichtig, da es einen schwierigen und dunkeln Punkt der Kirchengeschichte aufhellt und eine weitverbreitete Ansicht berichtigt.

Bekanntlich wurde dem Protestantismus seine Neuheit von katholischer Seite vorgeworfen, und von mehren Bischöfen und unter Andern Bossuet an die Protestanten die verfängliche Frage gerichtet: „Wo war eure Kirche vor der Reformation?" Der französische Kirchenhistoriker Basnage stellte ihnen die Frage entgegen: „Wo war die Kirche während der ägyptischen Gefangenschaft?" und die Bemerkung daß, da Gott die Welt nur seiner Auserwählten willen erhalte, seine Kirche, wenn auch unscheinbar, zu allen Zeiten bestanden haben müsse. Hätte er es bei jener Frage und dieser Bemerkung bewenden lassen, so würde er in sicherer Stellung geblieben sein. Aber das apologetische und polemische Interesse ließ ihn dieselbe verlassen, und seine Argumentation bis zu dem gewagten Versuche ausdehnen die Reformatoren in ununterbrochener Stufenleiter bis zu Claudius von Turin (814), der sich gegen den papistischen Aberglauben aufgelehnt, hinaufzuführen. Andere, namentlich die englische bischöfliche Kirche, glaubten die noch bis zu den Aposteln fehlenden Staffeln gefunden zu haben, und selbst die Herrnhuter legen, mit der Succession des Geistes, welche ihnen nicht bestritten werden kann, sich nicht begnügend, die hölzerne Leiter mechanischer Succession an die Waldenserbischöfe, und suchen so ihre Ansprüche auf apostolische Succession zu rechtfertigen. Die Waldenser finden den Anlehnungspunkt ihrer Successionsleiter zwar nicht mechanisch bei den Aposteln, wol aber bei Claudius von Turin, der jedoch dem Geiste und der Lehre nach wieder mit diesen zusammenhänge, und von dem sie sichere Leitersprossen durch die folgenden Jahrhunderte bis zu Peter Waldus (1170) hinabgehen lassen. Sie leugnen daher ihre Abstammung von demselben und datiren von ihm nur die Zerstreuung der französischen Waldenser und deren Verbindung mit denen in Piemont. Diese Ansicht von dem über Waldus hinausreichenden Alter der Waldenser ist selbst in Deutschland verbreitet und auch die des Verfassers von Nr. 1. Da hier nicht der Ort sein kann auf alle für dieselbe angegebenen Argumente einzugehen, so begnügt sich Referent mit der Anführung nachstehender meist aus dem Alter der waldensischen Schriften ableiteten.

Einem Glaubensbekenntnisse wird das Jahr 1120 zugeschrieben. Aber schon Gieseler bemerkt („Kirchengeschichte", II, 561) daß dasselbe alle Spuren späterer Entwickelung trage, ohne sich auf den weitern Beweis einzulassen. Diesen gibt der Verfasser von Nr. 2, indem er ein Schreiben der waldensischen Abgeordneten an Oekolampadius (1530) anführt, in welchem sie um Belehrung bitten welche Bücher des Alten und Neuen Testaments für kanonisch zu halten seien, ihren Irrthum in der Annahme von mehr als zwei Sacramenten gestehen, und über die Erbsünde sich befragen, und indem er diese Punkte gegen jenes Glaubensbekenntniß hält, in welchem ganz im Sinne der Reformirten entschieden wird, und so dahin gelangt daß dasselbe erst nach der Reformation und namentlich nach jenem Schreiben und den Verhandlungen der Waldenser mit den Reformatoren abgefaßt worden sei (S. 41). Referent hält diesen Schluß für unwiderleglich und für so evident daß er die ihm weit weniger beweisende Hervorhebung der theilweisen Uebereinstim-

Digitized by Google

mung des Glaubensbekenntnisses mit jenem Schreiben keineswegs vermißt hätte.

Das auf dasselbe Jahr 1120 zurückgeführte Alter der waldensischen Schrift „Ueber den Antichrist“ wird zwar nicht so schlagend widerlegt, jedoch sehr zweifelhaft gemacht, und mit glücklicher Conjectur ebenfalls bis auf die Zeit nach der Reformation vorgerückt. Der Verfasser weist nämlich aus katholischen Quellen und — indirect wenigstens — aus den Angaben der Waldenser und den Belehrungen der Reformatoren nach, wie jene bis zum Jahre 1532 sich keineswegs der Theilnahme an dem katholischen Gottesdienste so enthalten hätten daß ihnen der Papst als Antichrist hätte gelten können. Dagegen könnten zwar die blutigen Verfolgungen sprechen welchen die Waldenser wiederholt ausgesetzt waren. Aber auch die böhmischen „Grubenheimer“ und rheinischen „Winkeler“, welcher der Verfasser von Nr. 1 (S. 51 und 69) gedenkt, besuchten die Messe und wurden dessenungeachtet als waldensische Ketzer von der Inquisition aufgespürt und verbrannt.

Die berühmte „Nobla Leyczon“ (edle Unterweisung) ist für die gegenwärtige Untersuchung um so wichtiger als V. 6 und 7 derselben: „Es sind elfhundert Jahre verflossen seitdem geschrieben ist: es ist die letzte Zeit“, den Conjecturen ein weites Feld geboten haben und noch bieten. Die Waldenser und viele Andere und mit ihnen der Verfasser von Nr. 1 verstehen sie dahin daß die „Nobla Leyczon“ 1100 Jahre nach Christi Geburt, und also 70 Jahre vor Waldus verfaßt worden sei, und schließen hieraus und aus vielen antirömischen Stellen derselben auf den schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts den Waldensern beiwohnenden reformatorischen Charakter. Der Verfasser von Nr. 2 dagegen bezieht das Jahr 1100 auf die Abfassung des Codex des Neuen Testaments (S. 37), und Gieseler („Kirchengeschichte“, II, 561) auf die der Apokalypse, und Beide rücken so die Zeit der Abfassung des erwähnten Gedichts vor und machen auf diese Weise jenen Schluß unsicher. Referent neigt sich jedoch der Conjectur Füeßlin's („Kirchen- und Ketzerhistorie der mittlern Zeit“, I, 301) zu, nach welcher 1100 nur eine runde Zahlenangabe in gebundener Rede sei, und daher recht gut auf das Jahr 1180 nach Chr. Geb. und auf die Zeit Waldus' und der Ausbreitung der Waldenser bezogen werden könne, da diese Vermuthung dem einfachen Charakter derselben mehr entspricht.

Was nun endlich Namen und Abstammung der Waldenser betrifft, so revindicirt der Verfasser von Nr. 2 dieselben gegen die Conjecturen vieler Gelehrten und auch des Verfassers von Nr. 1 dem lyoner Kaufmann Waldus mit ebenso einfachen als auf gelehrten Forschungen ruhenden Gründen. Diese Forschungen, ein gründliches und vielseitiges Studium der katholischen und der weit weniger benutzten, in romanischer Sprache geschriebenen Quellen der Waldenser, und eine vom apologetischen Interesse und Parteigewissen ganz freie Kritik machen überhaupt dieses Programm empfehlenswerth, und lassen eine Ausführung desselben zu einer Geschichte von gleich sicherer Hand sehr wünschen. 25.

System der Wissenschaft. Ein philosophisches Encheiridion. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vorliegender Schrift kann seit Verbreitung Hegel'scher Philosophie als Einer betrachtet werden welcher die Orthodoxie derselben am einfachsten bewahrte, während Andere anders fortschritten und sich mehr oder weniger vom Ursprünglichen entfernten, worin eben das Wesen der Heterodoxie besteht. Indem das Denken in Begriffen und deren Worten verkehrt, hat Philosophie die Aufgabe das mannichfache Spiel mit Verkettung oder Trennung derselben zu entwirren, sowie ihren Werth für Erkenntniß festzusetzen, worüber nicht alle Philosophen dasselbe Resultat fanden, sondern Bestimmungen und Gegenbestimmungen wechselten, weshalb auch laut Vorrede (S. xvi) es „nie eine letzte Philosophie geben wird, oder die Geschichte selbst müßte aufhören“. Unser Verfasser hat nun das Reich der Begriffe in Beziehung auf Vernunft, Natur und Geist nach seiner Ansicht gemustert und die Arbeit mit umfassender Beharrlichkeit durchgeführt. Er hat zugleich, in Darstellung der wissenschaftlichen Strenge Nichts vergebend, nach möglichster Deutlichkeit und zugleich nach Schönheit gestrebt, soweit diese mit der Paragraphenform eines Compendiums verträglich ist. Davon unsern Lesern eine befriedigende Uebersicht zu geben wird durch den vielseitigen Inhalt unthunlich, wenn sie auch Alle vertrauter mit der Speculation wären als vorausgesetzt werden kann. Versuchen wir daher einige ins Enge gezogene Blicke auf die Philosophie des Geistes, welche vielleicht Alle anspricht, weil Alle sich Geist zuschreiben und vermuthlich auch Geist haben.

Das Denken bewegt sich in den Verhältnissen der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit, Begriffe erhalten dadurch ihre Geltung. Wenn das empirische Denken von der Einzelheit anhebt um Allgemeinheit zu gewinnen, so beginnt umgekehrt das speculative Denken von der Allgemeinheit um das Einzelne daraus zu entwickeln und wissenschaftlich zu erkennen. Diese ist als höchste Allgemeinheit eine Abstraction von jedweder Besonderheit und Einzelheit, mithin entleert von allen Bestimmungen welche letztern zukommen mögen, sie ist zugleich ein Gedanke, hat als solcher ein Sein, und zwar ein unbegrenztes, uneingeschränktes, leeres, und gilt daher als unvollkommenste anfängliche Bestimmung des Absoluten; denn dieses Sein ist Gedankensein ohne Realität, und das Absolute kann Ausschließung als Beschränkung nicht in sich aufnehmen, sondern negirt sie. Durch solche Negation der Negation kommt das Sein zur Position, zum Werden, und in der Idee als Einheit des Begriffs und seiner Realität — vermöge einer Transsubstantiation oder Substantiation des abstracten Seins — wird es als Idee das absolute von nichts Anderm abhängige in sich unbedingte Sein, welches als Involution alle seine besondern Bestimmungen zur Evolution insichschließt. Ideologie ist die Einheit der Metaphysik und Logik, der Begriff der Idee als solcher und die Idee ist wesentlich Realidealismus. Jeder Begriff demnach ist nicht ein Abstractum nur des Denkens, ein seinloses Noumen, sondern ist der Dialektik der Phänomene immanent, das Sein entwickelt seine Existenz im Verlauf derselben. Wenn nun dasjenige Subject Substanz ist was in seinem von ihm selbst gesetzten Unterschiede mit sich selbst identisch bleibt, so ist Dies der Geist welcher als Substanz die Einheit und Totalität der Selbstbestimmungen des abstracten Denkens als sein ideelles Abbild setzt, er ist seinem Wesen nach vernünftig und frei, nur Einer; durch seine Erscheinung werden in ihm Unterschiede gesetzt.

Die Idee allein ist die wahrhafte Wirklichkeit. Das Negative ist das Nichtseinsollende und doch Seiende, die positive Existenz der Unidee, das Unvernünftige. Als absolute Macht hat die Idee die Energie, das Negative zu überwinden und in die positive Identität mit sich zurückzukehren. Durch ihre Selbstunterscheidung entwickelt die Idee sich selbst als ein Schluß von drei Systemen, deren jedes für sich abermals ein Schluß ist, nämlich 1) als das System der reinen Vernunft, worin sich das Sein als das Denken setzt; 2) als System der Natur, worin sich das Denken als Sein setzt; 3) als System des Geistes, worin sich das Sein als das Denkende, und das Denken als das Fürsichseiende setzt. Bewußtsein ist die freie Beziehung welche das Subject auf sich selbst macht, und durch welche es sich selbst von sich als Object unterscheidet. Der Geist muß zwar als naturfrei, allein er darf nicht als naturlos gedacht werden. Für seine Existenz ist die Natur das absolute Medium des Geistes sich zu manifestiren, eine Bedeutung welche sie sowol für Gott, den absoluten Geist, als für den einzelnen Geist hat.

Leben lebt nur sich selbst, und das Innere, d. h. die actu-

Digitized by Google

existirende Lebendigkeit, ist die Seele. Das Thier ist noch nicht Geist, noch nicht Denken und Wollen, nur erst *Seele*, psychisches Subject als in sich selbst seiendes, sich sinnlich vernehmendes Leben. Vernunft und Natur gehen in den Geist als ihren productiven Grund zurück. Der Geist ist das ursprüngliche allen Inhalt als sich selbst in sich fassende Subject, das an sich selbst sein Object hat. Er ist das Prius der Natur wie der Vernunft; denn er unterscheidet sich von beiden, indem er zugleich in beiden als seinen eigenen von ihm gesetzten Bestimmungen sich wiedererkennt.

Der Geist ist 1) der *subjective*, d. h. der natürlich individuelle, der in seiner Thätigkeit bei sich, in seinem Begriff bleibt; 2) der *objective*, d. h. der seine Freiheit als eine objective Welt hervorbringende, in welcher er als in dem reellen Abbilde seines Willens seine zweite, seine höhere Natur besitzt; 3) der *absolute*, d. h. der Geist der sich selbst als den absoluten Inhalt in der diesem Inhalt congruenten absoluten Form weiß. Sein Thun ist wesentlich *Manifestiren*, er ist frei, seine Selbstbestimmung ist es die ihn, auch im Andern wozu er sich verhält, nur mit sich erfüllt, er ist wesentlich denkend und wollend. Die Freiheit als solche, die gleiche Wurzel des Denkens und Wollens, macht es möglich daß das Denken wie das Wollen von sich abstrahiren kann. Diese Möglichkeit, jedwede Bestimmtheit als ein Nichts zu setzen, ist der Schlüssel zu den Mysterien des Geistes.

Das absolute Subject, die positive Voraussetzung für die Absolutheit des erscheinenden Geistes ist *Gott* als der absolute Geist, als das absolute Prius und Posterius von Allem. Mit dem menschlichen Organismus geht die Natur über sich selbst hinaus. Ihre Vollendung ist zugleich der Durchbruch der Idee in das Reich des Geistes. Das Moment der Natürlichkeit nennen wir *Individualität*, das der Idealität die *Subjectivität*, das der Einheit des sich selbst als Ich setzenden Subjects und der Realisirung seiner Erscheinung durch die Leiblichkeit die *Persönlichkeit*. Der Begriff der Individualität kann auch als *Seele*, der der Subjectivität als *Bewußtsein*, der der Persönlichkeit als *Geist* bezeichnet werden. Der Geist ist vom Anfang seiner Existenz an *Wissen*, *Sich wissen*, *Sich wollen*. Allein daß er dieses ist bringt er für sich erst allmälig zum Bewußtsein. Das Bewußtsein ist nur die Seite des Geistes nach welcher hin er als im *Verhältniß der Selbstbeziehung* auf Anderes steht; der Geist selbst ist mehr als nur diese Beziehung, die Unendlichkeit der Form; er ist auch sich selbst der Inhalt, er *findet* sich unmittelbar bestimmt, ist aber nach seinem Wesen allgemein, und muß daher arbeiten, den Inhalt *als welchen er sich findet*, zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die seine Freiheit sind, fortzubestimmen.

Die Gewißheit daß der menschliche Geist einerseits durch die Natur und Geschichte bedingt, andererseits aber als Geist mit dem göttlichen identisch ist, und in dieser Identität sich über die Natur und Geschichte erhebt, macht im Allgemeinen Das aus was man *Religion* nennen kann, und weshalb die Wissenschaft vom Begriff des Absoluten schlechthin den Namen der *Theologie* verdient. Gott, das absolute Subject, ist für den einzelnen Geist als ein nur relatives Subject, die absolute Voraussetzung. Der einzelne erscheinende Geist macht dieselbe, weil sie ein Moment nicht nur, vielmehr das Element seiner Existenz ist. Er *glaubt* an Gott, ohne sich den Beweis dieser Nothwendigkeit zu führen. Dies Glauben ist empirisch in aller Geschichte eine ebenso unleugbare Thatsache als die Empirie nur irgend einer Naturerkenntniß gewährt, und es ist eine große Seichtigkeit *dieser Thatsache* nicht dieselbe Anerkennung als andern zuzugestehen. Die Religionen sind höchst verschieden in ihrer particulairen Formation, alle aber darin identisch daß sie Gott als die absolute Substanz setzen, die als solche weiß und will, folglich Subject ist. Dieser Inhalt kann mannichfaltig ausgedrückt erscheinen, allein auf jenem Inhalt beruht die Geschichte der Menschheit und kein Volk entbehrt desselben. Durch ihn erst, durch die Beziehung des Menschen auf einen *persönlichen Gott* wird das Sittliche zum *Heiligen* verklärt. Solange die Religion auf dem Standpunkte der Anschauung steht ist sie *Gefühlsreligion*, auf dem Standpunkte der Vorstellung nennen wir sie *Phantasiereligion*, auf dem des Denkens *Begriffreligion*. Die Religion ist 1) eine der absoluten Substantialität (ethnische); 2) der absoluten Subjectivität (monotheistische); 3) der absoluten Geistigkeit (christliche). Weil Gott seinem Wesen nach Mensch ist, so *wird* er es auch, und manifestirt sich dadurch als Geist; die *Menschwerdung* Gottes ist daher für alle Religionen das Centrum ihrer Gestaltung. Der Mensch kann auf dem Standpunkte der Gattung sich nicht das Prädicat des absoluten Geistes geben, denn er ist vielfach bedingt; das Studium der Wissenschaft vernichtet den Dünkel der Selbstvergötterung am gründlichsten, und läßt erkennen daß dem erscheinenden Geist wol die *Absolutheit* zukommt, weil er Geist ist, daß aber der absolute Geist schlechthin nur Gott als das absolute persönliche Wesen ist welches durch *diese* Absolutheit als die Einzigkeit seiner unerschaffenen, ungewordenen, ewig sich gleichen, das All raum- und zeitlos durchathmenden Individualität allen endlichen, gewordenen, geschichtlichen und beschränkt individuellen Geistern ungleich ist.

Als Beispiel des Vortrags ist der Abschnitt über Staatengeschichte zu empfehlen. Der Verfasser sondert sie in Geschichte des Nationalstaats, des theokratischen, des Humanitätsstaats, welche wieder Unterabtheilungen insichschließen, wie der Nationalstaat den Patriarchalstaat unter sich befaßt, in welchem die chinesische Nation das Princip auf das consequenteste durchführte. „Das Wesen der Familie wird in China nach der Außenseite seiner Erscheinung genommen, sodaß die qualitative Bestimmtheit des Mannes und des Weibes, indem Letzteres Ersterm sich unterordnet, und die quantitative des Alters alle Verhältnisse durchdringt. Nicht sowol die reine Innigkeit der Liebe als der genau abgemessene Gehorsam der Gattin gegen den Gatten, der Kinder gegen den Vater, ist daher das Resultat, und jedes Versehen gegen die Pietät zugleich ein gerichtlich strafbares Verbrechen. Dies Princip ist auf den Staat als die große Familie ausgedehnt. Seine Verfassung ist streng *monarchisch*, aber der Monarch nur *Vater* der Chinesen, sowie die Beamten für die Sphären ihrer Wirksamkeit väterliche Autorität genießen. Wie die Kinder dem Vater, sind die niedern Beamten den höhern, der Kaiser selbst als der *Sohn* des Himmels diesem verantwortlich. Des Kaisers persönliches Verhalten, ja sein unmittelbares *Wollen* als innere Intention wirkt nach dem Glauben der Chinesen *unmittelbar* auf den Zustand des Reichs ein. Das Innerste der chinesischen Verfassung ist der Glaube an Zauberei und an Geister. Der Verstand ohne höhere Beseelung hilft nicht gegen den Aberglauben. Gegen die Unfreiheit der gesetzlich genau abgemessenen Unterwürfigkeit macht die *bürgerliche Gleichheit* Aller das Gegengewicht aus. Ein Erbadel existirt nicht, nur ein *Classenrang*... Die Größe des chinesischen Geistes liegt im Streben nach Maß und Ruhe, nach Ordnung und Einheit, und selbst das weitläufige gesetzliche Ceremoniell des Umgangs hat diesen Zweck. Der Geist will den Ungestüm der Natürlichkeit, die Roheit der selbstsüchtigen Begierde überwinden. Aus dem Leichtsinn der geschichtlosen, in kritikloser Dumpfheit und Gedächtnißlosigkeit hinlebenden Naturvölker kehrt er hier zum ersten mal zu ernster Besinnung in sich ein. Alle Künste zur Verfeinerung und Verschönerung des Daseins werden von ihm gepflegt. Ein Gesetzbuch erhebt in den Kings durch Kong-fu-tseu das Gewohnheitsrecht seit dem 6. Jahrhundert vor Christo zur *geschriebenen Verfassung*. Die Geschicklichkeit im Lesen und Schreiben wird Allen ein Bedürfniß, theils zur Gesetzkenntniß, namentlich zur Kenntniß des so wichtigen Strafgesetzbuchs, theils als Grundbedingung für den Erwerb aller Staatsämter."

„Der wirkliche Humanitätsstaat (christlicher) konnte erst

Digitized by Google

beginnen nachdem sich mit der Gemeindeverfassung der bürgerlichen Gesellschaft die Gewerbe und der Handel, die Kunst und Wissenschaft entwickelten. Die deutsche im Bürgerstand wurzelnde Reformation befreite den Geist von dem Vorurtheil beschränkter Nationalität und Verachtung der Natur, indem sie die Gestalt Christi in ihrer wahren Ursprünglichkeit als das absolute Ideal jedes Menschen hervorhob. Um die Vernunft mit Bewußtsein in die Wirklichkeit einzubilden, mußten die Staaten des christlichen Europa die Hierarchie und das feudale Ritterthum negiren. Die Welt wurde daher, der träumerischen und fanatischen Phantasie des Mittelalters gegenüber, werkthätig und prosaisch. An die Stelle der christlichen abstracten Universalmonarchie traten die Nationalstaaten als Momente eines europäischen Staatensystems, das zunächst unter der Form eines mechanischen Gleichgewichts jedem einzelnen Staat seine Selbständigkeit zu sichern bemüht war... Unter furchtbaren Wehen ringt jetzt die Menschheit den Staat freier Sittlichkeit zu organisiren. Die Erde liegt ihrem Blick offen. Die geheimnißvolle Kraft der Ferne und Fremde ist verschwunden, die Natur dem Begriff nach unterworfen, das Recht jedes Menschen auf menschenwürdige Existenz anerkannt. Die Kraft der Vernunft im Gewirr der Religionen und positiven Rechte ist immer größer, und die Nothwendigkeit das Wesen des Christenthums als die vernünftige Liebe zu realisiren immer dringender geworden. Der elende Proletarier, als der finstere Schatten den der besitzstolze Bourgeois immer als seinen Rivalen neben sich erblickt, will nicht blos als ein lebendes Wesen am Leben erhalten, er will auch mit Liebe zum geistbewußten Menschen gebildet werden. Die Form einer Staatsverfassung und der Kampf der Parteien um die Entscheidung relativer Fragen ist bereits dem höhern pädagogischen Interesse der Humanität untergeordnet. Die Tendenzen der Massen werden ewig demokratisch, die Gefühle der Einzelnen aristokratisch, Monogamie aber, Privateigenthum und Bildung die unerlaßlichen Bedingungen alles wahrhaften Glücks der Menschheit bleiben." 23.

Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Von Sigismund Scharffenberg. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir nach bestem Wissen sagen: der Verfasser gibt eine Kette ineinandergreifender, spannender, gewaltige Affecte umfassender und geschickt umrissener Scenen; er hat eine glatte, mitunter schwunghafte Sprache, und geht Dem was er geben will ohne Umschweife direct zu Leibe, sodaß wenig oder Nichts dasteht was nicht zur Sache gehört: so haben wir zugleich für einen Theil des Lesepublicums Alles und zwar das Beste gesagt was er von einem Buche erwartet und verlangt. Ihm wird bis auf den offenen Schluß in jeder Richtung Befriedigendes geboten; es fehlt weder an mächtigen Erschütterungen und Gewaltthaten, noch an Attentaten auf zarte Nerven. Das Buch unterhält sicher, und ruft auch wol den Wunsch hervor auf den es der Verfasser angelegt hat, daß nämlich ein zweiter Theil die versöhnende Nemesis bringe.

Wir sagten dem Publicum Wahres, wir wollen nun auch dem Verfasser gegenüber dieser Pflicht genügen. Zudem glaubt er sonst er habe uns dupirt; er ist ohnehin so schlau dann und wann ein gewissermaßen ironisches Lächeln über die Blätter gehen zu lassen als wollte er sagen: Wie sie mich auch fassen, ich bin gedeckt, denn für alle Fälle kann ich sie damit foppen daß sie nicht gewußt wo ich von vornherein foppte.

Die „wahren" Begebenheiten welche der Erzählung zugrundeliegen haben sich nie in einer wesentlich der Erzählung ähnlichen Weise begeben. Wirken konnten sie aber nur in so schroffer Fassung, da Briefverwechselung, Erbschleicherei, Trauung ohne Pater u. s. w. minder potenzirt schon gespielt haben. Was war also zu thun? Wir geben die Genesis des Titels und Nebentitels zur Lösung dieser Frage. Um Scenen wie z. B. die Hundehetze und der Familienauftritt im offenen Salon einer Menschenclasse anzupassen von welcher dem Verfasser unzweifelhaft bekannt war daß sie im Nothfalle noch viel erbärmlicher zu sein versteht als er sie schildert, aber sicher niemals dergestalt die Dehors außer Acht läßt daß sie Fremden, lachenden Fremden das Schauspiel eines Zänkchens voll Gift und Galle gibt, mußten eigens Charaktere erfunden werden in denen die Motive für solche Situationen lagen. Das gelang, aber zugleich wurde der Verfasser sich klar daß diesen Charakteren die poetische Wahrheit fehle, und daß man sie in einem Producte der Phantasie als miswüchsig verketzern würde. Das ästhetische Gewissen vertrieb ihn somit auch aus dieser Position, und nun mußte als letzte rettende That gewagt werden die Unwahrscheinlichkeit durch die Wirklichkeit zu bemänteln. So wurde dem Leben in die Schuhe geschoben was der Geschmack nicht rechtfertigen konnte. Das Schicksal darf Mancherlei anstellen ohne daß es darum belangt werden kann; die Kritik sitzt nur über Phantasiegebilde zu Gericht, verkehrte Erscheinungen die das Leben selbst bietet muß sie wie alle Welt ertragen. Immerhin ist indeß diese Genesis wenigstens ein indirectes gutes Zeugniß für das ästhetische Zartgefühl des Verfassers; es war von mancher Seite des Buchs verletzt und haschte nach Sühne.

Nun, Nichts für ungut! Das Buch ist interessant und ist es doppelt weil es dies Ziel ohne einen einzigen ausgeführten wirklichen Charakter und ohne Schluß erreicht. Quoique ou parceque? Das mag offen bleiben. Wir nehmen weder von unserm Anfange noch vom Ende ein Pünktchen weg, und sagen damit — der Leser mag sich überzeugen — doch nichts Widersprechendes.

Schließlich hoffen wir für künftig daß der Verfasser uns in Arrangements und in der Schreibweise die noch übriggebliebene Burschikosität erläßt, wenigstens dort wo nicht wie zu Anfang Studenten, sondern Damen (Marie) in Scene sind.

Max Waldau.

Ehrenrettung der Juden gegen angebliche Verbrechen im Mittelalter und in unserer Zeit.

Die Geschichte Hugh's von Lincoln ist als Gegenstand einer durch Percy in seinen „Reliques" veröffentlichten Volksballade wohlbekannt. Der englische Chronikschreiber Matthew Paris berichtet jene Begebenheit, auf welche die Dichtung sich gründet, in seiner „History of England" mit großer Ausführlichkeit unter der Jahrszahl 1255, also bei seinen Lebzeiten. Er erzählt wie die Juden zu Lincoln einen achtjährigen Christenknaben stahlen um ihn zu einer die Passion des Heilands verspottenden Kreuzigung zu gebrauchen. Er ward geschlagen, mit Dornen gekrönt, an ein Kreuz genagelt, worauf sie ihm Galle zu trinken gaben, und zuletzt seine Leiden endigten, indem sie ihn mit einer Lanze durchstachen. Alsdann warfen sie den Körper, nachdem sie die Eingeweide herausgenommen hatten um zu zauberischen Gebräuchen zu dienen, in eine Grube. Die Mutter verfolgte die Spur ihres Kindes bis zu dem Hause eines Israeliten, wo man die Leiche fand. Man brachte diesen Juden vor den Lord John von Lexington, und als man ihm das Leben sicherte bekannte er die obigen Thatsachen. Der Leichnam ward indessen anständig in der Kathedrale von Lincoln bestattet. Infolge der Anklage des Hebräers gegen seine Brüder wurden 91 derselben festgenommen und in den Tower von London gesteckt, woselbst man bald nachher 18 von ihnen henkte. Der Ankläger selbst wurde auf Gebot des Königs zum Tode geführt.

Nicht der leiseste Zweifel kann darüber walten daß diese Geschichte sich wirklich auf eine Thatsache stütze. Sie wurde insoweit 1790 bei der Auffindung der Leiche des Hugh von Lincoln in dem stets als das seinige bezeichneten Grab der Ka-

Digitized by Google

thedrale bewahrheitet. Das Gerippe eines männlichen Kindes ward dort gefunden, in Blei gehüllt, drei Fuß und drei Zoll lang, und mit Anzeichen als ob die Eingeweide nicht mit dem Leichnam begraben gewesen. Das Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers legt schweres Gewicht in die Wagschale. Ebenso wenig dürfen wir den tiefen Eindruck übersehen welchen die Erzählung allgemein auf die Gemüther machte. Jeder Chronikenschreiber seit Matthew erwähnt des Vorgangs, welcher durch ein herrliches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert bei Chaucer, „Prioress's tale", die Weihe empfing. Kürzlich kam noch eine Bürgschaft für die weittönende Berühmtheit dieser Umstände, durch die Entdeckung einer dieselben besingenden anglo-normännischen Ballade in der königlichen Bibliothek zu Paris, hinzu.

Abraham Hume hat neuerdings alle mit dem Ereignisse in Lincoln verknüpften Nebenumstände gesammelt, und die Glaubwürdigkeit der angeblichen Schuld der Juden abgehandelt in einem 1849 zu London erschienenen Büchlein welches den Titel führt: „Sir Hugh of Lincoln; or an examination of a curious tradition respecting the Jews, with a notice of the popular poetry connected with it. By *Abraham Hume.*" Der Verfasser folgert daß es den Juden nicht gleich sähe eine ironische Kreuzigung in ihren althergebrachten Ritus einzuführen, und sie überhaupt niemals Hinneigen zu magischen Ceremonien verrathen hätten. Als kräftigsten Beweis für diese Ansicht der Geschichte dürfte die Thatsache gelten daß die Juden eines Landes welches sich jetzt in einem ähnlichen Zustande befindet wie der Englands im 13. Jahrhundert, in unsern Tagen einer Reihe von Verfolgungen der nämlichen Art, und auf völlig grundlose Anschuldigungen hin, ausgesetzt waren. Im Jahre 1840, infolge plötzlichen Verschwindens eines Geistlichen Namens Thomaso, wachte zu Damaskus das alte Vorurtheil wieder auf, und bevor eine geeignete gerichtliche Untersuchung des Ereignisses gemacht werden konnte, brachte man zwei oder drei Juden zum Tode, welche wichtige Zeugen in dem Falle abgeben sollten. Nun begannen viele Grausamkeiten, die Volkswuth flammte nicht nur hier, sondern auch in andern Theilen des osmanischen Reichs auf. Es wurden Martern ersonnen die man zum Glück in allen Landen moderner Christenheit nicht kennt. Im nämlichen Jahre geschahen ähnliche Thaten zu Rhodus, und Alles was in ganz Europa und Amerika dachte und fühlte ward von diesen Kunden erschüttert. Sir Moses Montefiore zu London ließ sich bestimmen die Oertlichkeiten zu besuchen, um womöglich ein Aufhören der Leiden seines Volks zu erlangen. Seine Brüder in diesen und den Nachbargegenden von Europa sandten ihm freudig den Ausdruck ihrer Gefühle, und der Reisende durfte sich auf die Autorität und den Schutz der britischen Regierung und auf die guten Wünsche des vereinten Christenvolks stützen. Vor seinem Abgange hielt man ein großes Meeting in der Aegyptischen Halle zu London, welches Dr. Löwe als „den ruhmwürdigsten Beweis von Intelligenz und religiöser Toleranz der in den Annalen der Menschheit zu finden ist" bezeichnet. Als Sir Moses nach Damaskus kam ward genaue Untersuchung der Umstände angestellt, und das Ergebniß: vollständige Lossprechung der jüdischen Gefangenen. Sie wurden am 21. August 1841 in Freiheit gesetzt. Aehnliche Resultate fanden zu Rhodus statt, dessen Pascha sein Amt verlor. 21.

Notizen.

Das Haus der Capuleti in Verona und das Grab Juliens und Romeo's.

Das Haus der Capuleti in Verona ist ein trauriges und düsteres Gemäuer, hier und da von Kreuzbogen durchbrochen welche durch Epheuranken in Etwas geschmückt sind. Gegenwärtig dient es zu einem Waarenmagazin. Ueber das Grab der beiden Liebenden erzählt Blaze de Bury: „Wir wollten nun auch das Grab der beiden Liebenden von Verona sehen. Man wies uns in ein Gehege vor der Stadt. Das Thor, aus halbzerbrochenen Latten bestehend, war geschlossen; nach einigem Pochen sahen wir indeß einen kleinen alten Mann mit einer grünen Brille kommen, der uns mit vielen Complimenten begrüßte und alsbald zurief: «Capisco! i signori voglion veder la tomba.» Mit diesen Worten ließ er uns eintreten, und wir folgten ihm durch hohes Gras, das ihm bis an den Gürtel reichte, durch Schlingpflanzen, über Maulwurfshaufen und Gräben bis zu einer Art dunkeln Gewölbe das als Stallung benutzt wurde. Davor lag unter Dünger und Unrath ein Granitblock von ungefähr sechs Fuß Länge, der in der Mitte hohl war und als Bassin das Wasser einer Fontaine empfing die unmittelbar darüber war. Wir hatten das Grabmal Giulietta's vor uns. Dieser Trog in dem der Esel seinen Durst stillt, in dem das Schwein sich wälzt, Das ist wirklich das Grabmal Giulietta's. «Die leichten Einbüge die Sie auf dem Steine bemerken», fügte der Eigenthümer des Monuments hinzu, «bezeichnen die Stellen ihrer beiden Köpfe. Das ist der Kopf Romeo's, das der Giulietta's.» Der ganze Garten hatte den Anblick der Einsamkeit und Verwüstung an sich, den die Profanation mitsichbringt. In den Mauerspalten schlängelten sich Nattern, Spinnen hatten ihr Netz gesponnen, und auf dem zerrissenen, mit giftigen Pflanzen bedeckten Boden tummelten sich Ratten und Kröten um die Wette. Der Alte, der sein Amt als Cicerone gewissenhaft erfüllen wollte, erzählte uns nunmehr Scene für Scene die Tragödie Shakspeare's. Wenn man ihm glauben wollte, so war der Garten derselbe in dem der «Bruder Lorenzo» (er blieb bei diesem Shakspeare'schen Namen, obwol bekanntlich der historische Name Leonardo ist) ehedem gelebt hat; die Pflanzen waren dieselben welche den Saft zu dem berühmten Schlaftrunk lieferten. Er erzählte uns auch von dem schönen Paris, Mercutio u. s. w. Ohne Shakspeare jemals gelesen zu haben, kannte er ihn doch vollständig vom Hörensagen, und hatte sich aus diesem, der Oper und den Chroniken einen eigenen Roman zurechtgemacht, den er als die Originalerzählung mittheilte." (Verone et le maréchal Radetzky, par *Henri Blaze de Bury.*)

Zur Charakteristik Ludwig's XIV.

Alles was die Person Ludwig's XIV. oder einen Ausfluß derselben betraf, mußte seinem Willen gemäß Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit sein. Sein Ansehen erstreckte sich über Alles; er verlangte daß man Denen die er wählte und bevorzugte dieselbe Ehrfurcht erwies wie ihm selbst, mochte es sich nun um Missionen ins Ausland, um militairische Commandos oder einfach um schöne Künste handeln. Der berühmte Kupferstecher Abraham Bosse fühlte sich unangenehm berührt durch die brutale Protection des ersten Malers Lebrun. Er wagte daher, da er eine gewandte Feder hatte, in piquanten Aufsätzen, wennschon nicht den Maler selbst, so doch dessen Schmeichler lächerlich zu machen. Zur Strafe verlor er seine Malerprofessur und mußte in der Provinz sterben. Selbst die Dienste die man dem König erwies waren nicht ohne Gefahr gegenüber seiner Eifersucht auf sein Ansehen. Ein tapferer Offizier, de Surville, befehligte eine Festung und vertheidigte sie standhaft wider den drängenden Feind. Als alle Hülfsquellen erschöpft waren, ließ der Commandant, um die Belagerung länger aushalten zu können, eine Belagerungsmünze aus seinem silbernen Tischservice prägen und seinen Namen darauf setzen. Leider hatte er dadurch ein Hoheitsrecht des Königs verletzt, und nur der Académie des inscriptions, die zurathegezogen wurde und erklärte daß jene Zeichen nicht eigentlich Münzen zu nennen seien, hatte er es zu danken daß er nicht bestraft wurde. So tyrannisch der große König gegen seine Unterthanen, seine Minister war, so tyrannisch zeigte er sich auch gegen seine Familie. Von seiner ganzen Umgebung verlangte er Unterwürfigkeit, ja eine Art Verehrung. In einem officiellen Ceremonienbuche der damaligen Zeit heißt es daher: „Wenn die großen Damen, besonders die Prinzessinnen, in das

Digitized by Google

Zimmer des Königs treten, so machen sie eine tiefe Verbeugung gegen das Bett seiner Majestät." 2.

Die goldene Leiter.

Robert Bell ist ein in der englischen Literatur geachteter Name. Er hatte sich im Fache der Kritik ausgezeichnet als seine Lustspiele schon wegen der treuen Abspiegelung von Sitten und Gebräuchen ihm Lob gewannen. Dann reiste er, und seine Reisebeschreibungen bekunden die Schärfe seiner Beobachtungsgabe und eine gewandte, malerische Darstellung. Jetzt tritt er in „The ladder of gold; an English story" (3 Bde., London 1851), zum ersten male als Novellist auf, und ein glücklich gewählter Stoff im Verein mit jenen Befähigungen sichert ihm aufs neue einen günstigen Erfolg. Seine Moral greift im Allgemeinen tiefer und ist im Einzelnen specifischer als die ziemlich abgenutzte, wie ein Mann geringen Herkommens Reichthum erwirbt und sich dadurch emporschwingt. Er hat die Einwirkungen edler Beweggründe daran geknüpft, und zum Repräsentanten seiner Schöpfung eine Persönlichkeit gemacht welche in England unter dem Namen: Eisenbahnkönig, bekannt ist und wol auch in Deutschland zu finden wäre. Obwol er aber seine Erzählung aus dem Leben genommen, und jene Persönlichkeit in eigenster Gestalt ihm vorgeschwebt haben mag, fehlt es doch an persönlichen Beziehungen. Er gibt den Charakter, nicht das Thatsächliche desselben, das Wesen, nicht die Form. 31.

Bibliographie.

Böckh, A., Die Staatshaushaltung der Athener. 2te Ausgabe. Ister Band: Buch I—IV. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Braun, A., Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur, insbesondere in der Lebens- und Bildungsgeschichte der Pflanze. Mit 3 illuminirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 4. 3 Thlr.

Cornelius, C. A., Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation. Ein historischer Versuch. Münster, Theissing. Gr. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Die Göttingische Polemik gegen meine Forschungen, in sittlicher und in wissenschaftlicher Hinsicht gewürdigt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaufmann, P., Der strategische Fehler in der Führung der Eisenbahn von Berlin an den Rhein, mit Beleuchtung und Würdigung der Gegengründe des Preußischen Generalstabes nebst einer Erörterung über die Landesbefestigung des Preußischen Westens mit Beziehung auf die materiellen Interessen. Mit 3 Zeichnungen. Bonn, Habicht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kletke, H., Märchen meiner Großmutter. Berlin, Simion. 8. 15 Ngr.

Langenmantel, W. J. E. v., Das Greisenalter. Eine Inaugural-Abhandlung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlecker, F., Bilder der Armuth. Zwölf Gedichte. Stuttgart. 1850. 16. 2½ Ngr.

— — Die Sündfluth. Ein Sittengemälde der Vorzeit. Der Mitwelt zur Beachtung in Verse gebracht. Ebendaselbst. 1850. 8. 1½ Ngr.

Orth, E., Duplex tripartitus. Die kirchlichen Stände als Grundlage einer evangelischen Generalsynode zunächst für die östlichen Provinzen des Preußischen Staates. Eine Denkschrift. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 8 Ngr.

Raiberti, Filosofische Betrachtungen über die Katze. Aus dem Italienischen. Deutsch von J. B. Roßmann. Wien, Tendler u. Comp. 8. 12 Ngr.

Shakspeare, Cymbelin. Schauspiel in fünf Acten. Uebersetzt von A. Brück. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Spitzer, S., Allgemeine Auflösung der Zahlen-Gleichungen mit einer und mehreren Unbekannten. Wien, Gerold. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolterfoth, Adelheid v., Rheinische Lieder und Sagen. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Cornelius Tacitus. Erklärt von K. Nipperdey. Ister Band. Ab Excessu divi Augusti I—VI. Mit den Varianten der Florentiner Handschrift. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Thilo, C. A., Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Uhlemann, M. A., De veterum Aegyptiorum lingua et litteris sive de optima signa hieroglyphica explicandi via atque ratione. Accedunt indices et vocabularii hieroglyphici specimen. Lipsiae, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Werthvolles aus dem Nachlaß des jungen Theologen P. Löser. Herausgegeben und geordnet von F. v. d. Osten-Sacken und H. Odenwald. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Widenmann, G., Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. (Gekrönte Preisschrift.) Wien, Gerold. 12. 18 Ngr.

Zerrenner, C., Anleitung zum Gold-, Platin- und Diamanten-Waschen aus Seifengebirge, Ufer- und Flussbett-Sand unter Voraussendung einer geognostischen Charakteristik des die genannten Mineralien führenden Seifengebirges und eine Zusammenstellung verschiedener Ausbeutungsmethoden desselben in verschiedenen Gegenden der Erde. Mit 3 lithographirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Kronwerk der Festung Rendsburg. Sendschreiben eines Schleswigers an die hohen Commissarien des deutschen Bundes. Kiel, Schwers. Gr. 8. 4 Ngr.

Lamartine, A. de, Zur socialen Frage: Wie man den Revolutionen vorbeugt. Ein Morgen in London oder der conservative und destructive Socialismus. Aachen, ter Meer. Gr. 8. 6 Ngr.

Mehring, G., Die Zukunft der peinlichen Rechtspflege aus dem Standpunkte der Seelenlehre betrachtet. 2te Auflage. Schw. Hall, Nitzschke. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Stimme aus Kärnten über die durch den beantragten Schutzzoll der vaterländischen Eisen-Industrie drohenden Gefahren. Gratz, Hesse. Gr. 8. 4 Ngr.

Weigelt, G., Innere Mission. Drei Predigten, gehalten in der freien christlichen Gemeinde zu Hamburg-Altona. Hamburg. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Neujahrsgötter. Eine Neujahrspredigt. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Vier Predigten vom Glauben an die Vorsehung. In der freien christlichen Gemeinde zu Hamburg-Altona gehalten. 2te Auflage. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Die falsche und die wahre Unsterblichkeit der Seele, erläutert in sechs Predigten. Ebendaselbst. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Wahrheit und Dichtung im Evangelium. In fünf Predigten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

— — War das ein heiliger Krieg? Eine Predigt zur Feier des 18. October 1850 gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Die erste und letzte Weihnacht. Zwei Predigten an den beiden Tagen des Weihnachtsfestes gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Zollgrenze zwischen Schleswig und Holstein. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XIV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird täglich zwei mal ausgegeben; die zweite Sonntagsnummer bildet ein Literarisch-artistisches Beiblatt.
   Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Es gehört dazu ein Literarischer Anzeiger. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII. und VIII. Jahrgang (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.
   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben von **M. J. E. Volbeding.** Sechster Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.
   Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte und fünfte Jahrgang (1849—50) kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

6. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern unter Verantwortlichkeit von Dr. **R. Anger.** Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Dieser Zeitschrift wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

7. **Ahn (F.), Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 4me édition. In-8. Geh. 8 Ngr.

   Der zweite Cursus erschien 18'0 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr.

8. ——— **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Second edition. 8. Geh. 10 Ngr.

   Der zweite Cursus erschien 1850 und kostet 12 Ngr.

9. **Anleitung zum Selbststudium der Hydrostatik und Hydraulik.** Nach dem **Book of science** von J. Sporschil. Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu erhalten:
   Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — Pneumatik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Akustik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Mineralogie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Krystallographie. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Geologie. (26 Ngr.) 8 Ngr. — Versteinerungskunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Chemie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Meteorologie. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Anfangsgründe der Botanik. Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.
   Die vorstehenden Werkchen bilden eine vollständige kleine Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften.

10. **Bachmayr (J. N.), Der Trank der Vergessenheit.** Volksdrama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein junger kärnthischer Dichter tritt hier zum ersten male vor das größere Publicum. Die Frische, Gesundheit und Wahrheit seiner Schöpfungen wird ihm schnell Bahn brechen und sichert ihm zugleich eine dauerndere Beachtung als sie viele der jüngst ebenso plötzlich wieder verschwundenen als aufgetauchten Meteore der dramatischen Poesie zu erlangen vermocht.

11. **Bequignolles (H. von), Blondel** — Ein Lied vom Kreuze. — Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Dieses Gedicht ist dem Fürstbischofe von Breslau Freiherrn von Diepenbrock gewidmet.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. 1849. 12 Ngr.

12. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundsiebzigster bis siebenundsiebzigster Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer.** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 10 Ngr. — IV. **Dante.** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer.** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer.** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer.** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer.** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles.** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante.** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni.** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer.** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer.** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire.** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio.** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante.** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestine. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer.** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso.** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon.** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer.** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue.** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano.** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso.** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël.** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo.** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg.** Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer.** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer.** Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage.** Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith.** Der Landprediger von Wakefield, übersetzt durch von der Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV—LXXVII. **Rußlands Novellendichter.** Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr.

13. **Antiquarische Briefe** von **A. Böckh. J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer** und **H. Ritter.** Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.** 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Xenophon, Platon. — 2. Xenophon, Platon, athenische und spartanische Verfassung. — 3. Griechische und römische Geschichtschreiber. — 4. Anordnung von Geschichtswerken, Xenophon. — 5. Classiker, Xenophon, Platon, Sklaverei, Metrik. — 6. Xenophon, griechische Geschichtschreiber, Tacitus, Orakel. — 7. Classiker, Religion, Orts- und Personennamen. — 8. Antike Kunst zur Erklärung der Classiker. — 9. Pausanias. — 10. Prosa, Prosodie, Metrik. — 11. Einleitungen zu Geschichtswerken. — 12. Schiller über naive und sentimentale Dichtkunst, Tacitus, Thucydides. — 13. Pausanias, Metrik, Herodot, Schiller. — 14. Pausanias. — 15. Polybius. — 16. Dionysius von Halikarnaß. — 17. Appian. — 18. Jefferson, Platon's Phädon, Unsterblichkeitslehre. — 19. Das Erlernen der alten Sprachen. — 20. Kenntniß alter Religion, Mythologie und Kunst. — 21. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 22. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 23. Unsterblichkeit, alte und christliche Philosophie. — 24. Platon, christliche Philosophie. — 25. Mythologische Mittheilungen. — 26. Fortschritte der Menschheit, Aristoteles, Leibniz, Volksthümlichkeit der Philosophie. — 27. Spartanisches Staatswesen.

14. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis siebentes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer **Prachtausgabe** auf extrafeinem Velinpapier 3 Thlr.

Die ersten Hefte, sowie ausführliche Anzeigen, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet.

15. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Neunte Abtheilung: **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.

Die 10. Abtheilung erscheint binnen kurzem und wird enthalten: **Nützliche Künste und Gewerbe.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein vollständiges Register über den **Bilder-Atlas** ist unter der Presse und wird in einigen Monaten erscheinen.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

16. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tomes XVIII et XIX. 8. Preis des Bandes 15 Ngr.

Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:

Le Collier de la Reine. 6 vol. 8. 3 Thlr.

und vom 18. Bande an unter dem Titel:

Ange Pitou. Tomes I et II. 8. Preis des Bandes 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher von A. Dumas:

La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

17. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Mit 38 Stahlstichen. Schmal gr. 4. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. Schmal gr. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

18. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundsechzigstes bis fünfundsechzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

19. **Goldsmith (O.), Der Landprediger von Wakefield.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt durch **K. E. von der Oelsnitz.** Dritte Auflage. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 101. —— 17. Mai 1851.

Inhalt.

Die periodische Presse der Schweiz zu Anfang des Jahres 1851.

In allen Ländern der civilisirten Welt ist mehr oder minder die periodische Presse nicht blos ein Spiegel der öffentlichen Meinung geworden, sie ist noch weit mehr als Dies: die lebendige Physiognomie des Völkerlebens, in welcher der aufmerksamere Beobachter durch allen der Presse auferlegten directen und indirecten Zwang, durch alle ihre Versuche der Heuchelei und alle ihre abgequälten officiellen Fratzen hindurch, die Leidenschaften, Interessen und Gelüste erkennt welche die Nationen im Innersten bewegen. Dies gilt selbst von denjenigen Staaten und Städtchen in denen der abnorme Kriegs- und Belagerungsstand zum normalen geworden zu sein scheint. Denn wer vermöchte nicht auch dort den bittern Schmerz getäuschter Erwartung, den verbissenen Zorn, die Verzweiflung am gerade Bestehenden und Gewordenen, die Hoffnung auf endliche Erlösung vom Uebel wenigstens *zwischen* den Zeilen zu lesen?

In höherm Grade als von jedem andern Lande, auch vom sogenannten republikanischen Frankreich, hat diese Bemerkung ihre Richtigkeit für die republikanische Schweiz. Im französischen Gensdarmerie- und Polizeistaate, von dem man noch nicht weiß ob ihm die improvisirte Februarrepublik wirklich ins Fleisch gewachsen ist, oder ob er nur die Freiheitsmütze über den Bonapartehut, über die Orleanistische oder Bourbonische Königskrone gestülpt hat, um sie bei Gelegenheit wieder unter die alte Garderobe zu werfen, ist es nur allzu gut gelungen der Presse wenigstens den halben Mund zu stopfen. Darum läßt sie sich mitunter in nicht durchweg verständlichem Gemurmel vernehmen, während die von der Oberfläche zurückgedrängten Meinungen und Bestrebungen in geheimen Gesellschaften und Conspirationen ihre Existenz zugleich zu verbergen und geltendzumachen suchen. Ganz anders ist es in der Schweiz. Hier treten so ziemlich *alle* Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen und Foderungen unmittelbar hervor, hier ist Dasein und rückhaltloses Sichoffenbaren meist ein und derselbe Act. In der That, wäre die Sprache dem Menschen nur gegeben um seine Gedanken zu *verbergen*, und bestände die höchste Weisheit der Politik nur in der vorsichtigen Verhüllung von Plänen, um für ihre Verwirklichung den rechtzeitigen Moment zu *erlauern*, so hätten die Schweizer noch nicht sprechen gelernt und von einer eidgenössischen Politik dürfte kaum die Rede sein. So ist es aber glücklicherweise nicht. In einer Republik wo das Volk nicht blos dem Namen nach der Souverain und der eigentliche Factor des öffentlichen Lebens ist, ergibt sich die Politik der höchsten Oeffentlichkeit nicht blos als die der größten Klugheit; sie ist auch gerade eine durch die Macht der Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit. Wer nicht dem Volke rund heraus sagt was er will, wofür denn gerade die periodische Presse das tauglichste und ununterbrochen wirkende Organ ist, darf auch nicht erwarten daß sein Wille der Wille der Mehrheit, daß er That und Leben werde.

Damit ist indessen nicht gesagt daß nicht die öffentlichen Blätter in der Schweiz ihrem Publicum ebenso viele, ja vielleicht noch mehr Unrichtigkeiten in der Mittheilung von Einzelheiten auftischen als Dies in den andern Ländern der Fall ist, wo die in so reichlichem Maße der Presse eröffnete Aussicht auf Anklage wegen öffentlicher Injurien, wegen Verleumdungen oder Aufreizungen zur Unzufriedenheit den Zeitungen und Zeitschriften eine Sprache aufnöthigt die man zwar die Sprache des Anstandes und der schuldigen Rücksichten nennen mag, die aber näher betrachtet doch nur ein unseliges Mittelding zwischen Wahrheit und Lüge ist. Hat irgendwo in der Schweiz die Reibung der Parteien zu einem Aufsehen erregenden Vorfall geführt — etwa von der Art wie unlängst die an sich ziemlich unbedeutenden tumultuarischen Auftritte im Immerthale des bernischen Jura

und zu Interlaken waren —, so fehlt es nicht an Berichten von der einen und andern Seite die in ihrer völlig entgegengesetzten Auffassung und Darstellung kaum noch ein und dasselbe Ereigniß erkennen lassen. Aber deshalb läßt sich der schweizerischen Presse keineswegs der Vorwurf der Lügenhaftigkeit machen. In hundert Fällen gegen einen ist es stets nur die leidenschaftliche Aufregung einiger *persönlich* Betheiligten die sich in den öffentlichen Blättern ihres Cantons und ihrer Partei auf die allerunschädlichste Weise austobt, und die immer nur sich selbst, nie aber Andere täuscht. Wer wüßte auch nicht — namentlich die Deutschen sollten es von ihren Aufständen und Emeuten aus den letzten Jahren her wissen — daß bei jeder plötzlichen Aufwallung im Volke das Unglaublichste geglaubt wird, daß alsdann die ganze Luft mit Märchen und Unwahrheiten geschwängert ist, die mit der Luft ein- und ausgeathmet werden?

Diese allgemeine Erfahrung bestätigt sich auch in der Schweiz. Wie aber dem Schweizer überhaupt, sobald ihn die Vorgänge nicht unmittelbar und persönlich berühren, ein kühles, besonnenes und richtiges Urtheil eigen ist, so weiß auch die schweizerische Presse die augenblicklichen Uebertreibungen und Entstellungen selbst von Seite der eigenen Parteigenossen sehr bald auf das rechte Maß zurückzuführen. Auch folgen die Berichtigungen zur Herstellung des wahren und ganzen Sachverhalts so rasch und unmittelbar den ersten übertriebenen Darstellungen, daß im Lande der ausgedehntesten Oeffentlichkeit in ganz Europa — Dies ist die Schweiz selbst *vor* England, da die Mittheilungen ihrer öffentlichen Blätter in verhältnißmäßig weit größerm Umfange durch *alle* Schichten der städtischen und ländlichen Bevölkerung verbreitet, gelesen und besprochen werden — den mitunter in Umlauf gesetzten Unwahrheiten wenigstens keine Zeit gelassen wird in irgend einem größern Kreise einen schädlichen Einfluß äußern zu können. Dies gilt in gleichem Maße von ungerechten und unwahren Verdächtigungen gegen Einzelne. So leicht es einigen schweizerischen Blättern fällt auf ihre Gegner zu *schimpfen*, was diesen sehr wenig verschlägt, so schwer würde es ihnen doch fallen sie durch Unterschiebung falscher, aber scheinbar beglaubigter Handlungen und Thatsachen zu *verleumden*; wer wirklich in der Schweiz einen guten Namen zu verlieren hat, Dem kann er in diesem Lande der Oeffentlichkeit nicht ebenso leicht als anderswo heimlich untergraben werden.

Ist es ein sehr anerkennenswerther Vorzug der periodischen Presse der Schweiz daß jede Regung und Bewegung des Volksgeistes in ihr sogleich ein Echo findet, so scheint sie doch dem fernestehenden ausländischen Beobachter weit *mehr* Bewegung und Aufregung zu verkünden als wirklich vorhanden ist. Sie ist einer Uhr zu vergleichen die schon Minuten schlägt wo die periodische Presse größerer Staaten nur Stunden angibt; und sie schlägt ihre Minuten mit demselben Getöse wie anderswo die Stunden verkündet werden. Dieser gedruckte Lärm in den schweizerischen Blättern, dieser vervielfältigte und verstärkte Nachhall, den darin jede leise Stimme des Unwillens und der Unzufriedenheit findet, hat nicht wenig dazu beigetragen um dem beharrlich verbreiteten Märchen von einer beständigen anarchischen Gährung im Schweizerlande sogar bei wohlmeinenden und verständigen Ausländern Eingang zu verschaffen. Ganz besonders sind es Deutsche, die sich sogar in einer Zeit da schon *von oben herab* die Wellen der Anarchie über ihnen zusammenschlagen und ihnen im Namen der Ruhe und Ordnung die Köpfe waschen, immer noch zu der fabelhaften Naivetät verleiten lassen von dem schweizerischen Herde der Anarchie zu phantasiren, während sie sich mit all ihrer Kochkunst am eigenen Herde nur die eigene Suppe versalzen.

Wer aber einzig nach dem derben, zuweilen selbst heftigen und leidenschaftlichen Tone in den schweizerischen Blättern leichtweg auf die Zustände des Landes und die Stimmung des Volks schlösse, würde gänzlich fehlgehen. Mit jener Leidenschaft die sich an den Schreibtisch setzt und sich die Feder schneidet um ihren druckfähig zurechtgemachten Zorn zu Papiere zu bringen, hat es ohnehin nicht viel auf sich; auch nicht was ihre Wirkung im Volke betrifft. Eher können noch einzelne Volksmassen durch den unmittelbaren Eindruck der mündlichen Rede zu leidenschaftlichem Thun und Handeln fortgerissen werden. Aber man fasse einmal die in der Schweiz gehaltenen Volksversammlungen oder die Verhandlungen ihrer Großräthe näher ins Auge, und man wird bald erkennen daß sie im auffallenden Gegensatze mit dem heftigern Aufsprudeln in der Presse durchweg das Gepräge der Mäßigung und Besonnenheit, ja der Nüchternheit und der Kälte tragen. Seit zehn Jahren ist in allen Versammlungen des Volks und seiner Abgeordneten, von dritthalb Millionen Schweizern nicht soviel Leidenschaft *gesprochen* worden als von ebenso vielen Deutschen im einzigen Jahre 1848. Ueberhaupt ist den Schweizern nur durch ruhige Erörterung der Gegenstände beizukommen, die es Jeden klar erkennen läßt ob und inwieweit damit dem allgemeinen und dem besondern Interesse der Einzelnen gedient sei. Es ist also auch erklärlich genug daß in Deutschland, als die langverhaltene Unzufriedenheit sich in Worten auslassen konnte, eine verhältnißmäßig weit größere Anzahl von eigentlich agitatorischen Talenten aufgetaucht ist als sie die Schweiz stellen könnte, nur daß jene deutschen Agitatoren zwar die Aufregung im Volke zu steigern, sie aber blos momentan und vorübergehend anzufachen, und am wenigsten für praktisch-politische Zwecke zu verwenden wußten. Solche tumultuarische Auftritte wie unlängst einer im berner Großrathe durch den gegen die Conservativen gerichteten Vorwurf der Unterschlagung öffentlicher Gelder hervorgerufen wurde, wie sie aber in der Paulskirche, in den Versammlungen französischer oder nordamerikanischer Abgeordneten häufig genug waren oder noch jetzt es sind — gehören in der Schweiz zu den *höchst* seltenen Ausnahmefällen. Immer ist es also nur ein Theil der

periodischen Presse welcher das meist sehr besonnene Thun und Handeln im öffentlichen Leben mit leidenschaftlichen Worten und Gesten accompagnirt, und auf diese Weise im Auslande dem Glauben Nahrung gibt daß die in den schweizerischen Blättern oft nur decorationsmäßig mit dick aufgetragenen Farben gemalten Feuersbrünste zugleich wirkliche seien. Wie sollten auch in der Schweiz die berufsmäßigen Wühler und Agitatoren, selbst wenn sie mit den besten Fähigkeiten dafür ausgestattet wären, irgend erhebliche Geschäfte machen können? Das schweizerische Volk duldet es nicht daß ihm Einzelne erst noch auf den Fuß treten um es darauf aufmerksam zu machen wo es der Schuh drückt. Ist Letzteres wirklich der Fall, so setzt es sich schon selbst in Bewegung und findet in seinen freien Verfassungen und seinen sonstigen demokratischen Institutionen legale Mittel genug um sich von seinen Uebeln zu erlösen ehe sie unheilbar geworden sind. Daß dabei dann und wann ein geringer Exceß, ein meist sehr unbedeutender Fehltritt über die Schranken des Gesetzes hinaus vorkommt ist sehr natürlich, und weist als seltene Ausnahme nur um so bestimmter darauf hin, wie sehr in der Schweiz der legale Fortschritt zugleich der regelmäßige ist. Von andern Staaten wissen wir dagegen daß diese Ausnahmen selbst zur Regel geworden sind, mögen nun die Verfassungsbrüche und Gesetzwidrigkeiten von oben oder unten herkommen.

Darf man der periodischen Presse der Schweiz nicht den Vorwurf machen daß sie irgend etwas Erhebliches für das öffentliche Leben *verschweige*, sondern eher den entgegengesetzten daß sie Manches was sie nur leise betonen dürfte allzu laut *beschreit*: so ist damit freilich nicht behauptet daß die schweizerischen Staatsmänner und Parteiführer nicht auch über ihre absichtlichen und unabsichtlichen Offenbarungen in der Presse hinaus besondere Pläne und Zwecke zu verfolgen suchten. Aber es fällt ihnen in der Schweiz wenigstens weit schwerer damit lange hinterm Berge zu halten. Fast in allen und selbst in den kleinsten Cantonen haben die Häupter der gerade herrschenden Partei an diesem oder jenem Blatte wenigstens *ein* Organ, welchem regelmäßig wenigstens ein oppositionnelles und scharf controlirendes Blatt gegenübersteht. Will nun die herrschende Partei irgend Etwas durchsetzen, so muß sie, sollte sie auch von Anfang an nicht ihre ganze Absicht durchscheinen lassen, doch die öffentliche Meinung im voraus für ihre Absichten zu gewinnen suchen. Sie muß sich also an das Volk wenden und thut Dies in dem ihr zugebotestehenden Blatte. Dann geschieht es aber ebenso regelmäßig daß die oppositionnellen Blätter der herrschenden Partei so viele Absichten unterschieben welche sie in Wahrheit *nicht* hat, daß diese sehr bald genöthigt ist mit ihrem ganzen Plane herauszurücken, um sich der ihr fälschlich zugeschobenen Tendenzen und ihrer gehässigen Deutung erwehren zu können.

In der Schweiz gibt es also keinen Boden für irgend eine geheime Cabinetspolitik; und wenn anderswo zwar nicht das Beste, aber doch das Meiste hinter statt vor den Coulissen gespielt wird, so ist es hier gerade umgekehrt. Aber *weil* es so ist, darf man schließen daß in der Presse und in den öffentlichen Rathssälen die wirklich vorhandene Summe von Staatsklugheit auch wirklich in Umlauf gesetzt und ziemlich vollständig zutagegebracht wird. Man dürfte also *darauf* nicht allzu große Hoffnungen bauen daß noch irgendwo völlig unbenutzt gebliebene Schätze politischer Weisheit verborgen lägen, die im kritischen Momente sofort gehoben werden könnten. Darum drängt sich, im Hinblicke auf die schweizerische periodische Presse, vor allem die Frage auf: ob wol der in ihr sich offenbarende öffentliche Geist einer plötzlich über die Schweiz hereinbrechenden Gefahr gewachsen sei? Nachdem die Schweiz vor kurzem eine *innere* gefährliche Krisis glücklich überstanden hat, könnte diese Gefahr wol hauptsächlich nur von außen kommen. Eine kurze Betrachtung der Art und Weise wie die schweizerische Journalistik die auswärtigen Verhältnisse und zumal die Stellung der Eidgenossenschaft zum Auslande auffaßt, ist also nach einigen einleitenden statistischen Bemerkungen in erster Linie von allgemeinem Interesse.

Nach einer Angabe der „Baseler Nationalzeitung“ erschienen zu Ende des Jahres 1850 in der Schweiz nicht weniger als 204 Blätter politischen, belletristischen, religiösen, technischen und andern Inhalts. Im Verhältnisse zu einer Bevölkerung von nicht ganz dritthalb Millionen ist also die Schweiz vor allen andern Ländern Europas mit der massenhaftesten periodischen Literatur versehen; während die Zahl der in sich abgeschlossenen größern Werke verhältnißmäßig geringer ist als in Deutschland und in Frankreich. Von jenen 204 Blättern erscheinen 152 in deutscher, 46 in französischer, 5 in italienischer und 1 in der bei einem Theile der Bevölkerung Graubündtens gesprochenen eigenthümlichen romanischen Sprache. Also auch die verschiedenen Sprachgenossenschaften der Schweiz sind in ihrer periodischen Literatur ziemlich gleichmäßig vertreten; ein Beweis daß das Bedürfniß den Verlauf der Tagesereignisse nicht aus den Augen zu verlieren überall und in hohem Grade verbreitet ist. Jene Blätter vertheilten sich auf die einzelnen Cantone wie folgt: Bern 40, Zürich 23, Basel 16, St.-Gallen 15, Waadt 14, Graubündten 11, Aargau 11, Schaffhausen 10, Genf 9, Neuenburg 9, Solothurn 8, Luzern 7, Thurgau 6, Tessin 5, Basel-Land 5, Freiburg 4, Schwyz 3, Zug 2, Wallis 2, Appenzell-Außerrhoden 2, Glarus 2, Nidwalden 1. Nur die beiden kleinen katholischen Halbcantone Obwalden und Appenzell-Innerrhoden sind in der schweizerischen Journalistik nicht vertreten.

Die Veränderungen, wie sie bei jedem Jahreswechsel einzutreten pflegen, sind auf Zahl und Masse der periodischen Literatur ohne bemerkenswerthen Einfluß geblieben. Wol aber sind seit 1851 einige Blätter zum Vorschein gekommen die bereits besondere Beachtung gefunden haben. Dahin gehört die radical-demokratische, von den jurassischen Volksvereinen ausgegangene und von

Digitized by Google

dem bekannten Stockmar redigirte „La nation"; sie erscheint sechs mal wöchentlich in Bern, im besondern Gegensatze gegen die gleichfalls in Bern herausgegebene ultraconservative „Patrie". Sodann das Organ der jetzt in Bern herrschenden Partei „Das Vaterland", das in seinem Programm auf herkömmliche Weise die von ihm beabsichtigte „Mäßigung" angekündigt hatte, aber bei Besprechung der neuern Parteihändel im Immerthale und Oberlande seinem früher gegebenen Versprechen auf sehr eigenthümliche Weise nachgekommen ist. Wie überhaupt die jetzt in Bern regierende Partei den spießbürgerlichen Spieß des Fremdenhasses besonders gegen die sogenannten „Nassauer" herausgekehrt, weil nach ihrer Ansicht das ganze glückliche Deutschland bereits „in Nassau aufgegangen ist", und wie sie mit dieser schon etwas verbrauchten und auf die Dauer nicht sehr brauchbaren Waffe doch noch einmal bei einem Theile des berner Volks gute Geschäfte gemacht hatte: so hielt es auch das „Vaterland" für nöthig seine künftigen Leser ausdrücklich zu versichern daß es „nur von inländischen Kräften geleitet sei". Einer besondern Erwähnung verdient das von Treichler in Zürich erst nach dem Beginne des neuen Jahres herausgegebene „Volksblatt". Es ist in frischem Tone und in einer für jeden Bauer und Arbeiter faßlichen Sprache geschrieben. Nach den Antecedentien des Herausgebers läßt sich erwarten daß darin auch die ökonomisch-socialen Fragen auf eine praktische Weise, ohne Verirrung in das luftige Gebiet überschwänglicher und unausführbarer Theorien, ihre Besprechung finden werden. Zugleich scheint dieses „Volksblatt", soweit es der enge Raum erlaubt, eine mehr als blos oberflächliche und leichtfertige Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zu beabsichtigen, wodurch die Leser nicht blos unterhalten und mit spottwohlfeilen Späßen über die „Fremden" in ihrem schweizerischen Selbstgefühle gekitzelt, sondern in Wahrheit belehrt und auf die ebenso wichtige als schwierige Aufgabe der Schweiz bei Zeiten hingewiesen werden. Der sehr wohl redigirte „Bund" erscheint bereits seit October 1850 unter der Redaction von Dr. A. Roth und Karl Tscharner, von welchen der Erstere, durch eine sehr einläßliche Beleuchtung der staatsrechtlichen Seite der neuenburger Frage, einem größern Publicum schon früher bekanntgeworden ist. Es ist dies jene auch in Deutschland vielfach besprochene Schrift, die unter Anderm in der „Neuen preußischen Zeitung", sowie durch Dr. Löwe in der von Kolatschek herausgegebenen „Deutschen Monatsschrift", eine sehr entgegengesetzte Beurtheilung und Beachtung gefunden hat. Der täglich in Bern erscheinende und gut geschriebene „Bund", der die schweizerischen Vorgänge mit einer anerkennenswerthen und durch keinen einseitigen Parteieifer gefärbten Gewissenhaftigkeit behandelt, ist jetzt wol das Blatt geworden in dem auch die Deutschen in Deutschland die treueste, vollständigste und doch nirgend ermüdend weitschweifige Darstellung vom Leben und Treiben im Lande der Eidgenossen finden könnten. Allein freilich ziehen es die Meisten noch vor ihre Kenntniß von diesen Dingen aus den Correspondenzen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu schöpfen, welche solange schon die Kunst geübt hat das überwiegend Gute im öffentlichen Leben der Schweiz mit vorsichtigem Stillschweigen zu übergehen, um nicht den Deutschen die Glückseligkeit, an der sie ohnehin leiden, noch mehr zu verleiden, und welche dagegen jeden kleinen Misstand zu großen Fratzen zu verzeichnen versteht, die gleichwol auf den arglosen Leser im Auslande zuweilen den Eindruck eines richtigen Conterfeis machen, aber nur darum weil diesen Bildern und „Schattenbildern" der Witz fehlt, der sonst wol bei Dergleichen für unentbehrlich gehalten wird. Besonders ist es noch bei der Redaction des „Bund" zu loben daß sie die Vorgänge im Sonderleben der Einzelcantone mit richtigem Takte, nach dem ihnen zukommenden, aber nicht immer leicht zu findenden Maße ihrer Wichtigkeit zu behandeln versteht. Ueberhaupt ist dieses Blatt nicht in dem Sinne ein locales Parteiblatt wie es die meisten andern schweizerischen Blätter sind und ihrer Stellung nach sein müssen. Wie vielmehr die Redaction selbst der Mehrheit der schweizerischen Nationalbehörden wenigstens in ihren Ansichten nahesteht, so erfüllt sie zugleich die Aufgabe die allgemeinern eidgenössischen Interessen jedem Particularismus gegenüber zu vertreten, komme er von der ultraconservativen oder von der ultraradicalen Seite. Aber auch die auswärtigen Angelegenheiten finden im „Bund" eine dem größern Umfange des Blatts angemessene, umsichtigere und ausführlichere Darstellung und Beurtheilung als es in den kleinern Blättern möglich ist. Wenn freilich einmal, in Nr. 8 des laufenden Jahrgangs, Ungarn kurzweg zu den slawischen Provinzen Oestreichs gezählt und von der Freundschaft der böhmischen Stammverwandten für die Ungarn gesprochen wird, so mag man es schmerzlich empfinden daß sich die heldenmüthigen Magyaren, diese blutenden Märtyrer unter den Völkern Europas, selbst in der demokratischen Schweiz noch keine richtigere Ansicht ihrer Stellung und ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe zu erstreiten vermochten. Aber selbst die Gelehrtesten unter den gelehrten Deutschen, obwol sie schon lange das Geschäft treiben alle Völker der Welt durch ihre Worte zu belehren was sie zu thun und durch ihr Beispiel was sie nicht zu thun haben, hätten kaum Ursache über einen solchen Irrthum allzu viel Aufhebens zu machen. Sind doch sogar unter ihnen noch ziemlich confuse Vorstellungen über die Zustände und die wichtigsten Institutionen der sie so nahe berührenden Schweiz im Umlaufe, wie z. B. über das schweizerische Heerwesen, das Gemeindewesen, über die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts und des Volksveto in Gesetzgebungssachen, über die Art der Besteuerung, über die Wohlfeilheit und Zweckmäßigkeit des schweizerischen Staatshaushalts, über den Aufschwung der Industrie und des Handels, verbunden mit einer Vertheilung des Wohlstandes, welche gerade die als Herd des Communismus und Socialismus verschriene Schweiz vor jedem Versuche zur Durchsetzung von ökonomisch umwälzerischen

Projecten sicherer bewahren muß als jedes andere Land Europas u. s. w.

Endlich ist noch zu bemerken daß in der gleichfalls einflußreichen „Berner Zeitung" vor einigen Monaten ein Wechsel in der Redaction eingetreten ist, indem Stämpfli, eines der hervorragendsten Häupter der durch die Wahlen von 1850 entfernten Regierung, die unmittelbare Leitung des Blatts übernommen hat. Er ist ein Mann dessen Talent und Charakter selbst seine heftigsten Gegner lobend anerkennen müssen, und der — sollte die Schweiz durch eine nähergerückte Gefahr von außen oder von innen her bedroht werden — ohne Zweifel wieder eine sehr einflußreiche Stellung einnehmen wird. Umsomehr ist zu bedauern daß gerade jetzt die „Berner Zeitung" durch die cantonalen Händel fast ausschließend in Anspruch genommen ist. Doch läßt sich erwarten daß bald die neue Redaction auch den Beziehungen der Schweiz zum Auslande und den Mitteln zur Rettung aus etwa hereinbrechender Noth eine umsichtige Prüfung zuwenden wird.

Die speciell wissenschaftlichen Zeitschriften abgerechnet, befassen sich die Hunderte schweizerischer Blätter durchweg, wenn auch mehr oder minder, mit Politik. Selbst an politischen Witzblättern, mit beigegebenen Caricaturen, fehlt es der Schweiz nicht. Sie hat deren mehre, wie den jetzt in ein „Schweizerisches Charivari" umgewandelten berner „Guckkasten", den solothurner „Postheiri" und die seit kurzem in Lausanne erscheinende „La guêpe". In diesen Blättern darf man freilich nicht jenen reichen, feinen und schlagenden Witz suchen der mit wenigen Worten durch alle mühselig umgewundenen Schalen hindurch den armseligen faulen Kern der politischen Dinge bloßzulegen weiß; der den Betreffenden die ernsten, feierlichen und wichtigen Amtsmienen wie Masken von den Gesichtern abzieht, um das Publicum an die nackten hohlen Schädel klopfen zu lassen; also nicht jenen Witz wie er z. B. im berliner „Kladderadatsch" und andern deutschen Blättern dieser Art so dicht emporsprudelt, um den Sündern und Thoren die Köpfe zu waschen, damit sie ein wenig die Ohren schütteln und seien wie — zuvor. In der Schweiz muß die politische Satire sehr derb auftreten um sich nur bemerkbar zu machen; sie kann nur auf sehr wenigen Saiten geigen. Bei alledem haben auch jene schweizerischen Blätter das Verdienst daß sie das monotone Brummen oder das Bellen und Widerbellen der Parteien dann und wann mit einigen ergötzlichen und erheiternden Tönen unterbrechen. Auch wird der Schweizer die Deutschen schwerlich beneiden daß sie, begünstigt durch die Ungunst der Zeit, die ihnen ein so unerschöpfliches Material zu Spott und Hohn geliefert, auf dem besten Wege sind allen andern Völkern im Fache der politischen Satire den Rang abzulaufen. Ist es ihnen doch so bequem gemacht! Die ganze deutsche Atmosphäre ist jetzt so reichlich mit Thorheiten gefüllt daß die kaum noch so begeisterten Sänger deutscher Einheit und Freiheit ihre Harfen nur in die Luft hängen dürfen um alle 32 und noch mehr Winde die trefflichsten Epigramme spielen zu lassen.

In den letzten Jahren hat die Zahl der täglich oder sechs mal die Woche erscheinenden Blätter ziemlich beträchtlich zugenommen, und wenn sich die Menge der Zeitungen gegen früher etwas verminderte, so hat sich doch die Masse der periodischen Literatur im Ganzen vergrößert. Weit die meisten dieser Blätter kommen jedoch wöchentlich nur ein bis drei mal heraus. Auch unter diesen befinden sich viele die in der Hauptsache nur Intelligenzblätter sind, etwa mit einer kleinen Zugabe von Allerlei in Politik und Belletristik, worin die letztere bei den sehr praktischen Schweizern nicht gerade auf glänzende Weise vertreten ist. Selbst unter diesen kleinern Blättern gibt es einzelne, der züricher „Republikaner", die ihren Lesern in gedrängter Fassung eine klare, übersichtliche und nichts Wesentliches vergessende Darstellung der auswärtigen Verhältnisse zu geben wissen. Indessen liegt es in der Natur der Sache daß man eine einläßlichere Behandlung nur in den größern Blättern suchen darf, welche doch noch keineswegs in dem Sinne auch große Blätter sind wie diejenigen Englands, Nordamerikas, Frankreichs und Deutschlands.

Es läßt sich nicht verkennen daß die schweizerische Presse in der neuesten Zeit in der vollständigern Auffassung und richtigern Beurtheilung der auswärtigen Zustände erfreuliche Fortschritte gemacht hat, obgleich sich manche Redactionen die Sache noch gar zu leicht machen und bei andern, aus zulänglichen Gründen der Unzulänglichkeit, nicht allzu viel erwartet werden darf. Auch jener bramarbasirende Ton der kleinen Schweiz gegen die großen Mächte, wie es früher aus einigen radicalen Blättern herausklang, jenes renommistische Klirren mit den Spornen im Kopfe, ist jetzt ganz oder größtentheils aus den öffentlichen Blättern verschwunden. Ebenso erfreulich ist es daß sich jenes unaufhörliche Saugen an der alten historischen Löwentatze, daß sich der übermäßige Consumo von Tellen und Winckelrieden in der Tagesliteratur beträchtlich vermindern mußte, seit die Schweiz ihrer Ausdauer und frischen Kraft ihre politische Wiedergeburt verdankt. Eher mag man es den armen Deutschen gönnen, deren ganze jüngste Geschichte nur ein Strich durch die Rechnung war, wenn sie sich im Schatten Hermannischer Urwälder, oder in den Hallen der Kaiserpaläste ihrer Hohenstaufen von den vergeblichen Mühen der letzten drei Jahre etwas zu erholen und zu zerstreuen suchen. Endlich ist anzuerkennen daß es die schweizerischen Blätter wenigstens zugeben die Schweiz könne bald auf eine sehr ernste Probe gestellt werden; und daß sich darüber zuweilen die sogenannten conservativen Zeitungen auf eine ernstere und würdigere Weise aussprechen als die sogenannten radicalen und liberalen. So dürfte z. B. die Art wie sich darüber unlängst die bei den Radicalen übel beleumdete „Baseler Zeitung" äußerte, Vielen angemessener erscheinen als wenn sich die „Neue züricher Zeitung" über Das was etwa „die auswärtige Diplomatie gegenüber

der Schweiz im Schilde führe", mit dem Sätzchen tröstet: „man werde in Dresden weder Lust noch Mühe fühlen in das Werg das man bereits an der Kunkel hat auch noch schweizerischen Kuder (gröbster Hanf) zu verwickeln"; und mit dem Verse:

Vous savez, tout se calme ici-bas, c'est l'usage:
L'ardent amour conduit au sage mariage,
La folie au bon sens, la haine à l'amitié,
Bon ou mauvais, le rêve est toujours oublié,
Dans la réalité toujours on se repose,
Tout commence en vers et tout s'achève en prose.

Ja wohl! Wenn die Politik nur mit Verschen anfängt, wird sie bald genug in bitterer Prosa endigen.

Ungeachtet der sichtlichen Fortschritte welche die periodische Presse der Schweiz seit etwa einem Jahrzehnd, ganz besonders aber seit der praktischen Sonderbundsschule, auch in der Kenntniß und Auffassung der internationalen Verhältnisse gemacht hat, läßt sich doch gerade in dieser Richtung eine gefährliche Lücke gewahren. Man vermißt noch überall eine verständige Conjecturalpolitik, welche sich nicht an unwahrscheinlichen Hypothesen mit willkürlichen Combinationen versucht, wol aber, nach der wirklichen Lage der Dinge, die sehr möglicherweise bevorstehenden Ereignisse ins Auge faßt, um sich für diese Fälle des Verhältnisses der gegenseitigen Kräfte und der vorhandenen Mittel zum Zwecke klar bewußt zu werden, und Dies ihrem Publicum klarzumachen. Und doch könnte die schweizerische Journalistik nur dadurch die wichtigste Aufgabe erfüllen, die sie gegenüber dem Volke dem sie dient überhaupt zu erfüllen hat, die Aufgabe nämlich, dieses Volk in eine Stellung zu bringen in welcher es durch die Ereignisse nicht so leicht mehr überrascht werden kann.

In der schweizerischen Presse scheint aber noch allzu viel Zuversicht zu herrschen auf das gute Recht und das gute Glück der Schweiz. Diese ist allerdings auch vom Glücke zur Zeit des Sonderbunds in hohem Maße begünstigt worden; aber in solchem Maße daß man darauf zum zweiten male umsoweniger zählen sollte. Es scheint darin noch allzu viel Vertrauen zu herrschen auf jenen General Zufall, welcher doch die ihm Vertrauenden ebenso oft oder öfter im schlimmen als guten Sinne anführt, und noch ein allzu starker Glaube an den dem ungestörten Fortbestande der regenerirten Schweiz so günstigen Widerspruch der Interessen zwischen den verschiedenen europäischen Großstaaten. Es ist freilich wahr — und die schweizerischen Blätter weisen oft genug darauf hin — daß dieser Widerspruch vorhanden ist. Es ist auch wahr — worauf diese Blätter minder häufig aufmerksammachen — daß mit der Demüthigung der Schweiz zugleich über alle Mittelstaaten in und außer Deutschland und Italien für immer der Stab gebrochen wäre. Es ist endlich wahr daß es dem Interesse der Besonnenen und der Ehrenmänner fast aller Parteien zuwider wäre, wenn der Schweiz Bedingungen aufgenöthigt werden sollten die sie nur mit dem Opfer ihrer Ehre und ihrer Selbständigkeit zu erfüllen vermöchte; und daß z. B. in Deutschland so Demokraten wie Nichtdemokraten, so Großdeutsche wie Kleindeutsche, ihre bescheidensten Hoffnungen und Erwartungen für immer aufgeben müßten, wenn Dies dennoch geschähe. Aber zeigt uns denn die Geschichte wirklich so zahlreiche Beispiele daß regelmäßig nur Das geschieht was Recht, Interesse und vorurtheilsfreie Besonnenheit zu gebieten scheinen? Geschieht unter dem Einflusse der Leidenschaften, des hochmüthigen Trotzes auf die größere Macht, des Vorurtheils, des verletzten Ehrgeizes und der gekränkten Eitelkeit nicht vielmehr in neun Fällen von zehn das gerade Gegentheil? Und wäre es ein Unglück, wenn zuweilen die schweizerische Presse ihren Scharfsinn an einer Voraussetzung versuchte die später nicht eintritt? Kann sie denn im voraus wissen, ob nicht blos dadurch die Gefahr abgewendet wird, weil man sie voraussieht und dem Auslande zeigt daß man im angenommenen Falle klar und bestimmt weiß was zu thun ist um ihr gewachsen zu sein?

Wenn noch die schweizerische Presse wenigstens hier und da an das bekannte Verfahren des Vogels Strauß erinnert, so mag daran die mitunter etwas zu weit getriebene Abneigung gegen die „Fremden" einigen Antheil haben. Wer könnte es dieser Presse verargen, wenn sie zuweilen den Fremden derb auf die Finger gibt die sich mit anmaßlichen Rathschlägen in die innern Angelegenheiten mischen, ehe sie die Eigenthümlichkeiten des schweizerischen Volkslebens nur kennenlernten, und noch weniger in dieselben sich einleben konnten? Handelt es sich aber um sehr wissenswürdige und höchst nothwendige ausländische Dinge, welche für die Ausländer inländische sind, welche diese nach ihren Erfahrungen genauer kennen und richtiger zu beurtheilen wissen als es dem Schweizer möglich ist, so ist es zum wenigsten sehr spießbürgerlich gehandelt, wenn man nichts Besseres zu thun weiß als sich die Ohren zuzuhalten, um sich ja nicht in der einmal vorgefaßten und unmaßgeblichen Meinung stören zu lassen. Bei einem wenn auch nur kleinern Theile der schweizerischen Presse reicht indessen schon der Verdacht daß eine Meinung von einem Ausländer geäußert sein könne immer noch hin, damit das: „Kreuzige! Er ist ein Fremder, ein Nassauer!" ausgesprochen werde.

Unter den schweizerischen Blättern selbst steht die baseler „Nationalzeitung" in dem Rufe daß sie vorzugsweise das Organ von Ausländern in und außer der Schweiz sei. Ist Dies der Fall, so sollte man darum froh sein. Es verlohnt sich immerhin der Mühe die Ansichten und Wünsche aller Theile der Bevölkerung, sollten sie gleich nur der population flottante angehören, kennenzulernen. Auch die Ultramontanen und Jesuitenfreunde besitzen ja wol ein halbes Dutzend Blätter in der Schweiz, von denen eines sogar in Genf, im sogenannten protestantischen Rom, erscheint. Und doch haben diese Leute, seien sie gleich von reinster urschweizerischer Race, viel weniger in der Schweiz selbst als in Rom und im Orden Jesu ihre Heimat und ihr Vaterland. Vor schon geraumer Zeit brachte einmal jene ba-

Digitized by Google

ſeler „Nationalzeitung“, unter dem Titel einer Depeſche des k. k. öſtreichiſchen Generals von Schönhals, einen in mehren Hauptpartien vollſtändig ausgearbeiteten militairiſchen Operationsplan gegen die Schweiz. Es lag ſo ſehr auf flacher Hand daß der Name nur die Aufmerkſamkeit der Leſer reizen ſollte, daß im Grunde nur Diejenigen die Myſtificirten waren die dem unbekannt gebliebenen Verfaſſer die ernſtliche Abſicht einer Täuſchung zutrauen konnten. Und man darf dem General von Schönhals ſelbſt zutrauen, falls ihm jener Aufſatz zu Geſicht gekommen, daß er in der Wahl des Titels einen guten Einfall, daß er in dem Verfaſſer einen gebildeten und denkenden Militair erkannte. Denn dieſer Aufſatz enthielt ganz beachtenswerthe Winke und Warnungen, und wies namentlich darauf hin daß der Schweiz, ſollte ſie ſich je ohne die Vorbereitungen zu einer energiſchen Vertheidigung überraſchen laſſen, ohne beſondere Anſtrengung ein Stück nach dem andern abgeſchnitten werden könnte. Aber nicht alle ſchweizeriſche Blätter erkannten die wohlmeinende Abſicht des Verfaſſers und den ernſten Inhalt ſeiner keineswegs oberflächlichen Arbeit an. Für Andere war die Sache mit der Vermuthung abgethan daß der Autor wol ein „Fremder“ ſei; und nebenbei thaten ſie ſich wol gar Etwas auf den Scharfſinn zugut der eine gewiß nicht beabſichtigte Myſtification als beabſichtigt zu erkennen meinte.

Die etwas bedenkliche Sorgloſigkeit womit die ſchweizeriſche Preſſe in die Zukunft blickt hat noch einen Hauptgrund in dem an ſich ſehr lobenswerthen Vertrauen auf die an die Spitze der Geſchäfte geſtellten Notabilitäten des Landes. Warum ſollte auch das Volk den von ihm ſelbſt Berufenen nicht vertrauen? Wenn z. B. in der deutſchen Schweiz ein großer Theil der Preſſe wiederholt auf Alfred Eſcher in Zürich hinweiſt, auf einen Mann der in *jeder* Beziehung unabhängig daſteht, der ſchon frühe ein entſchiedenes Talent und einen entſchiedenen Charakter erprobt hat; wenn ſie nicht undeutlich zu verſtehen gibt daß er ſich wol auch den höhern Ruhm eines Staatsmannes in *ſtürmiſcherer* Zeit als die jetzige iſt verdienen werde; wenn ſie mit dieſen Erwartungen ſchon im voraus eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ihn wälzt: ſo hat ſie ganz recht daß ſie von Denen welchen viel gegeben iſt auch viel verlangt. Von Andern ließe ſich Aehnliches ſagen. Aber weiſe iſt es doch, von ſolchen Männern nicht mehr zu erwarten als ſelbſt die begabteſten Geiſter und die geſtählteſten Charaktere jemals zu leiſten vermöchten. Der vorausſehende Blick des Staatsmannes deſſen Thätigkeit die Sorge für die Zukunft des Volks anvertraut iſt darf nicht allzu ſehr an die laufenden Arbeiten des Tags gefeſſelt ſein. Iſt doch zu jeder menſchlichen Thätigkeit, *außer* dem guten Willen und der genügenden Fähigkeit, auch die erfoderliche *Zeit* nöthig; ſelbſt ein Napoleon hätte ſeine Feldzugspläne für Italien und Deutſchland nicht entworfen und zur Ausführung gebracht, hätte er täglich zehn Stunden lang das Gewehr ſchultern und die Chargirung in zwölf Tempo machen müſſen.

In der Schweiz aber — und Dies iſt eine ſehr wichtige, aber ſelten beachtete Eigenthümlichkeit in dieſem Lande — ſind die höchſten Staatsbeamten in viel höherm Maße als ſonſt irgendwo gezwungen zugleich Geſchäftsmänner zu ſein. In der Regel ſind es gerade die tüchtigſten Kräfte, die nach den verſchiedenſten Richtungen hin mit den laufenden Geſchäften des Tags ſo ſehr überhäuft werden, oder ſich ſelbſt ſo ſehr damit überladen daß es ihnen geradezu unmöglich wird ſich im Gebiete der höhern Politik nur gehörig zu orientiren; und daß ſie darin noch viel weniger jene ſtill vorbereitende Thätigkeit entwickeln können, wodurch ſtets der Ruhm großer Staatsmänner geſchaffen wurde, wobei aber freilich jener kleinliche Ehrgeiz ſeine Rechnung nicht findet, der fort und fort um Anerkennung buhlt und einen ehrenvollen Namen in der Geſchichte ſeines Vaterlandes zu verlieren fürchtet, wenn er nicht in den Blättern ſeiner Partei dem Volke Tag für Tag genannt und angeprieſen wird. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen mag dieſe ausſchließliche Hingebung an herkömmliche Berufsarbeiten ſogar ihr Gutes haben. Allein ſie reicht nicht aus für eine große Kriſis des öffentlichen Lebens, wie ſie für das geſammte Europa, vielleicht in allererſter Linie für die Schweiz, ſchon nahe genug gerückt iſt. Natürlich kann hier nicht die Frage beantwortet werden: ob nicht Einzelne in der Lage wären einen Theil der ihnen aufgebürdeten Geſchäftslaſt abzuwerfen, um ſich für eine erſprießliche vorbereitende und wahrhaft ſtaatsmänniſche Thätigkeit die nöthige Zeit zu ſchaffen; und ob ſie nicht dadurch auf zweckmäßigere Weiſe für das Wohl ihres Volks und für den eigenen Ruhm ſorgen würden? In den meiſten Fällen wird Dies in der Schweiz nicht möglich ſein, weil Diejenigen die nur theilweiſe von den Geſchäften freiwillig ſich zurückziehen nicht ohne Grund zu beſorgen hätten daß ſie auch für die Zukunft ihren Einfluß einbüßen könnten. Aber gerade aus dieſer Lage der Dinge entſpringt für die ſchweizeriſche Journaliſtik eine Aufgabe die ſie mit noch größerm Eifer als die periodiſche Preſſe irgend eines andern Landes zu erfüllen verpflichtet iſt. Wenn nicht dieſe Journaliſtik die an die Spitze des Staats Geſtellten unermüdlich anſpornt Dasjenige nicht zu verſäumen was zur Abwehr oder Verminderung der Gefahr dienen kann, indem ſie z. B. fort und fort auf die wenigſtens anzubahnenden Allianzen hinweiſt, von denen man eintretendenfalls Erfolg verſprechen dürfte; wenn ſie die wahrſcheinlichen und möglichen Fälle nicht ſcharf ins Auge faßt, und nicht wenigſtens die öffentliche Meinung der Einflußreichen dahin aufzuklären verſteht daß ſie alsdann beſtimmt wiſſen was *unverzüglich* zu thun iſt, und daß die Nationalbehörden nur dieſe öffentliche Meinung zu *vollziehen* haben um das Richtige zu treffen: ſo fällt auf die Preſſe, gegenüber dem Volke, nicht der geringſte Theil der Verantwortlichkeit, ſobald das verhängnißvolle *Zu ſpät!* auch für die Schweiz gelten ſollte.

Auf weit zureichendere Weiſe werden in der periodiſchen Preſſe der Schweiz die reininländiſchen Angelegen-

Digitized by Google

heiten behandelt, obwol es dabei keineswegs an überflüssig derbem und mitunter gründlich langweiligem Parteigezänke fehlt. Im Ganzen läßt sich jedoch nicht verkennen daß, dem Ernste der Zeit entsprechend, jetzt auch der Ton der öffentlichen Blätter würdiger und gehaltener ist; wie Dies z. B. auf Seite der sogenannten Conservativen von der überhaupt gut redigirten „Eidgenössischen Zeitung" gilt, sowie von der „Baseler Zeitung", seit einer der Redaction dieses Blattes zutheilgewordenen kleinen Vermahnung. Die jüngsten Vorgänge in der Schweiz, der Regierungswechsel in Bern, die Verwerfung der Verfassungsrevision in St.-Gallen, die Wahl eines conservativen Gegners der Regierung in dem sonst so radicalen Lausanne und andere ähnliche Erscheinungen machen es sehr erklärlich daß jetzt in den Blättern von der auch hier begonnenen Reaction viel die Rede ist. In der That müßte man sich die Augen mit Gewalt zuhalten um — wie früher ein Mitglied der frankfurter Reichsversammlung — die Reaction *nicht* zu sehen. Indessen hat es damit eine ganz andere Bewandtniß als in andern Ländern, und diese schweizerische Reaction dürfte schwerlich der Schweiz sehr gefährlich werden, wenn diese nur sich selbst und ihrem gesunden Sinne überlassen bleibt.

Theils in unmittelbarer Folge der militairischen Execution gegen den Sonderbund, theils infolge der ihr vorangegangenen Bewegungen, wodurch diese Execution erst möglichgemacht wurde, waren in mehren Cantonen neue Verfassungen und neue Parteihäupter an die Stelle der früher herrschenden getreten. Die neuen Regenten, von Anfang an bei einem Theile der Bevölkerung verhaßt und mit Mistrauen aufgenommen, konnten auf die Dauer — wie Dies immer zu geschehen pflegt — auch den Wünschen und Foderungen eines Theils der eigenen Partei nicht mehr genügen. Es war also sehr natürlich daß die ältern, größern und zahlreichern Fehler und Sünden der gestürzten Partei, gegenüber dem frischen Eindrucke der Fehler und Misgriffe der neuen Regenten, mehr und mehr in Vergessenheit geriethen; und daß also da und dort das Volk auf den Einfall kam es nun wieder einmal mit Personen anderer Farbe zu versuchen. Dieser öftere Personenwechsel in jedem freien Gemeinwesen, der übrigens beiweitem nicht so häufig ist wie der Ministerwechsel in den meisten constitutionnellen Monarchien, hat aber wenigstens ebenso viele Vortheile, wenn er nur nicht gleichzeitig mit einer Erschütterung oder einem Umsturze der Institutionen verbunden ist. Diese größere Stabilität der *Verhältnisse*, diese Beschränkung der willkürlichen Experimentalpolitik auf viel engere Grenzen als zuvor, ist aber gerade die wichtigste Errungenschaft in der neuesten Geschichte der Schweiz. Auch unter den sogenannten Conservativen, die meist in den radicalen Blättern viel zu sehr in Bausch und Bogen als Reactionnaire behandelt werden, wissen es alle Verständigen gerade so gut wie ihre Gegner daß sie allen persönlichen Einfluß von dem Augenblicke an verloren hätten, da sie sich beigehen ließen an die neuen volksthümlichen Verfassungen und Institutionen verletzend Hand anzulegen. Das Verhältniß der Parteien zueinander ist also in der Schweiz ein ganz anderes als in den meisten andern Staaten Europas; und man muß Dies im Auslande wohl zu beherzigen wissen, will man sich nicht durch die etwas stark aufgetragenen Parteifarben der öffentlichen Blätter völlig in die Irre führen lassen.

Aehnlich verhält es sich mit der Stellung der Parteien in Beziehung auf die neue Bundesverfassung und die Thätigkeit der neuen Bundesbehörden. In der ganzen periodischen Presse, mit sehr wenigen Ausnahmen, spricht sich nicht blos die Ueberzeugung aus daß man an dieser Bundesverfassung und an dem von ihr vorgeschriebenen Wege zu weiterer Besserung unerschütterlich festhalten müsse, sondern man darf auch voraussetzen daß es selbst die Mehrheit der frühern Gegner der Bundesreform mit der Versicherung ihrer Anhänglichkeit ehrlich und aufrichtig meint. Eine kleine Dosis sehr unbestimmter und vager Unzufriedenheit läßt sich auf der einen Seite nur in den wenigen socialistisch gefärbten Blättern der französischen Schweiz entdecken. Diese haben aber hier die allergeringste Bedeutung, und scheinen die für ihre Doctrinen eingelegten Lanzen an der Wirklichkeit nur zur *eigenen* Motive zu brechen um die zwischen Fleisch und Haut noch steckengebliebenen unbrauchbaren Theorien allmälig auszuschwitzen. Eine größere Bedeutung hat allerdings jener verbissene Groll wie er sich in den Blättern der Ultramontanen ausspricht, bei den dem Jesuitismus unrettbar Verfallenen, bei jenen *moralisch* Heimatlosen und Vaterlandslosen der Schweiz. Aber auch *ihre* Zeit ist vorbei, und selbst das Ausland könnte ihnen nur sehr vorübergehend eine Stütze werden. Denn wie wenig die Mehrheit der frühern conservativen Gegner der Bundesreform noch jetzt mit der eigentlichen Jesuitenpartei gemeinschaftliche Sache machen will; wie deutlich sie weiß daß sie sich durch diese gefährliche Bundesgenossenschaft für immer selbst das Grab graben, und dadurch in erster Linie nur dem allertollköpfigsten Radicalismus in die Hand arbeiten würde: Dies geht aus der Sprache ihrer Organe bestimmt genug hervor. Diese Mehrheit weiß sogar daß sie sich auch dem Auslande gegenüber in der Behauptung der Ehre und Unabhängigkeit der Schweiz, sowie der neuen eidgenössischen Errungenschaften, von den Radicalen in keiner Weise den Rang darf ablaufen lassen, um nicht ihre eigene Existenz und all ihre Hoffnungen auf die Zukunft aufs Spiel zu setzen. Damit hängt zusammen und ist keineswegs *nur* aus Oppositionslust zu erklären, wenn die mitunter harten und durch die Umstände keineswegs gebotenen Maßregeln gegen die politischen Flüchtlinge, sobald sie auf eine ungebührliche Connivenz gegen das Ausland schließen lassen, oft gerade in der conservativen Presse den entschiedensten Tadel finden. Das hindert freilich nicht daß die Conservativen, wo sie das Heft in der Hand haben, in einzelnen Fällen auf ähnliche Weise verfahren; wie z. B. bei der Ausweisung des Dr. Bassewitz im St.-Immerthale, eines tüchtigen und bei der Be-

Digitized by Google

völkerung dieser Gegend allgemein beliebten Arztes. Sie haben sich damit rücksichtslos gegen das Volk gezeigt und sind in denselben Fehler verfallen den sie so oft den Radicalen mit der Behauptung vorgeworfen: daß diese häufig nur ihre Sondergelüste und Sondermeinungen hinter einem angeblichen Volkswillen zu verstecken suchen. Denn sehr treffend ist die Bemerkung einer schweizerischen Correspondenz in der berliner „Nationalzeitung": daß zur Ausweisung die berner Regierung wol berechtigt, aber gewiß nicht verpflichtet gewesen sei. Diese ist also nicht ganz von dem Vorwurfe radicaler Blätter freizusprechen daß sie durch ihre eigenen Maßregeln die tumultuarischen Auftritte im Canton Bern wenn auch unabsichtlich provocirt habe. Indessen ist nicht zu übersehen daß es sich dabei einzig um eine innere Parteisache handelte, daß also von einer schwachen Nachgiebigkeit gegen die Foderung des Auslandes noch zur Zeit nicht die Rede sein kann.

Um sich durch die Art und Weise wie sich die verschiedenen Parteiblätter befehden nicht täuschen zu lassen, muß man noch einen andern Umstand wohl beherzigen. Obgleich die Auflösung des Sonderbunds nicht ohne besonders schwere Opfer für die daran betheiligten Cantone durchgesetzt werden konnte, war sie doch in anderer Beziehung zugleich ein Act der Versöhnung zwischen den Parteien. Es war ein Conservativer, der allgemein verehrte General Dufour, welcher den von der radicalen Mehrheit der Tagsatzung gefaßten Beschluß zu vollziehen hatte. Es war ein ausgezeichneter Militair der conservativen Richtung, der eidgenössische Oberst Ziegler, der im Sonderbundsfeldzuge durch persönlichen Muth und Entschlossenheit, sowie durch militairische Umsicht hervorragte; der zugleich eine sittliche Größe in der Schweiz geworden ist, da er seine Parteimeinung der höhern Pflicht gegen das Vaterland unterzuordnen wußte. So hat er sich nicht blos das vollständigste Vertrauen des Heers erworben, was im Kriege von so unberechenbarer Bedeutung ist, sondern auch das Vertrauen aller Parteien im Volke. Denn es sind keineswegs blos conservative Blätter die für den Fall eines ernstern Conflicts, da vielleicht der greise Dufour nicht mehr an die Spitze gestellt werden könnte, seinem conservativen Waffenbruder schon im voraus die wichtigste, ehrenvollste und folgereichste Mission zugedacht haben die je noch ein schweizerischer Befehlshaber zu erfüllen hatte. Dies ist wenigstens ein Beweis daß in der Schweiz keine blinde Parteileidenschaft zu Hause ist, und daß man im Auslande fehlgeht, wenn man sich nach dem in einem Theile der Presse herrschenden Tone die natürlichen, unvermeidlichen und sehr ersprießlichen Parteireibungen als einen erbitterten Kampf unversöhnlicher Factionen vorstellt.

Zur Verbreitung einer genauern Kenntniß der eidgenössischen Zustände und Angelegenheiten ist das jetzt im dritten Jahrgange erscheinende „Schweizerisches Bundesblatt" ein sehr wichtiges und zweckmäßiges Organ, obgleich einige andere Blätter wegen unbedeutender Aeußerlichkeiten bald Dieses bald Jenes am amtlichen Blatte der Eidgenossenschaft zu rügen haben. Der sehr billige Preis macht es selbst dem minder Bemittelten möglich alle Institutionen des gemeinschaftlichen Vaterlands nicht blos in vager Allgemeinheit, sondern mehr und mehr bis ins Einzelne hinein kennenzulernen, und dem Bildungsgange aller neuen Schöpfungen im öffentlichen Leben Schritt für Schritt zu folgen. Schon jetzt enthält dieses „Bundesblatt" die wissenswürdigsten Mittheilungen und Notizen über die Neugestaltung des eidgenössischen Finanzwesens, namentlich über die neue Zoll- und Handelsgesetzgebung, die Reform des Postwesens und des Münzwesens, über die projectirten Eisenbahnbauten, über die Reform des Heerwesens u. s. w. Ohne ermüdende Weitschweifigkeit sind diese Mittheilungen doch gerade vollständig genug um die Sachkundigen in den Stand zu setzen, damit sie über alle vaterländischen Angelegenheiten auch ihr auf den ganzen Thatbestand gegründetes öffentliches Urtheil aussprechen können. Ebenso könnte das Ausland aus diesem einzigen „Bundesblatt" eine richtigere Ansicht über das Leben und Treiben in der Eidgenossenschaft schöpfen als aus allen schweizerischen Correspondenzen der ausländischen Blätter zusammengenommen; und besonders müßte dann der Deutsche die Augen beschämt niederschlagen, wenn er seine Wünsche, Hoffnungen und Träume im Jahr 1848 mit Dem vergliche was im schweizerischen Bundesstaate von derselben Zeit an theils wirklich Heilsames geschehen, theils durch vorbereitende Maßregeln der Erfüllung nahegerückt ist. Schwerlich ist im ganzen Auslande ein Blatt dieser Art zu finden. Man gibt sich in der Schweiz nicht die überflüssige Mühe in stenographischen Berichten, die Niemand kaufen und Niemand lesen mag, alle Verhandlungen der eidgenössischen Behörden Wort für Wort wiederzukäuen und dadurch die kostbaren Worte der Redner dem Volke noch kostbarer zu machen. Auf der andern Seite ist aber auch jenes „Bundesblatt" weit mehr als ein gewöhnliches officielles Gesetzgebungs- und Verordnungsblatt. Denn es gibt außer den Beschlüssen der eidgenössischen Behörden zugleich die motivirten Anträge derselben, sowie in den Berichten der Commissionen über die verschiedenen Gegenstände der Verhandlung wenigstens die Hauptmeinungen mit den Gründen für und wider. Der Einfluß eines solchen Blatts auf die Ausbildung einer geläuterten und besonnenen öffentlichen Meinung ist also gewiß nicht gering anzuschlagen; und die Gründung desselben in dem ihm zugemessenen Umfange muß wol als die glückliche Eingebung eines gesunden und praktisch-politischen Sinns anerkannt werden.

Sowol die wichtigen Reformen in den eidgenössischen Verhältnissen als die Streitigkeiten und Schwankungen der Parteien in den einzelnen Cantonen haben es auch in der jüngsten Zeit der schweizerischen Presse nicht an Stoff zur Besprechung und zu mitunter hitziger Polemik fehlen lassen. Außer den schon berührten Aenderungen im Canton Bern waren es besonders die beabsichtigten Verfassungsrevisionen; darunter hauptsächlich diejenige im Canton St.-Gallen, wodurch die guten und bösen Geister

Digitized by Google

der Presse in Gährung versetzt worden. Dieser Canton ist nach der Verschiedenheit der Confessionen auch noch politisch gespalten und zumal in der Organisation des Erziehungswesens noch gleichsam in einen katholischen und reformirten Halbcanton zerlegt. Daß von Seite der Liberalen beider Confessionen auf Beseitigung dieses Misstandes hingearbeitet wird, ist sehr natürlich. Und da diese Beseitigung der Hauptzweck der beantragten, aber von der Mehrheit des Volks verworfenen Verfassungsrevision war, so hat allerdings der radicale „Erzähler“, indem er mit den Ultramontanen gegen die Verfassungsrevision lebhaft Partei ergriff, sich eben damit an den Rand eines schlüpferigen Abhangs gestellt, von wo er leicht noch der jesuitischen Faction völlig in die Arme geworfen werden könnte. Dennoch ist der von andern Blättern den schweizerischen und zumal den radicalen Parteiführern gemachte Vorwurf nicht ungegründet: daß ihnen noch häufig jener ebenso echtdemokratische als echtstaatsmännische Takt abgehe, der mit seinen Reformvorschlägen nicht eher losplatzt als bis durch das wachsende Bedürfniß der Reform im Volk selbst der günstige Moment dafür eingetreten ist. Auch im Canton St.-Gallen hätten sich wol die Radicalen eine Schlappe erspart, hätten sie sich vorläufig, ohne jetzt schon an die sehr empfindlichen confessionnellen Verhältnisse zu rühren, auf einfache Foderungen des materiellen Interesses beschränkt. Dahin gehörte unter Anderm die gleichfalls, vorerst nur beiläufig angeregte Foderung: daß künftig der Staat die gesammten Kosten der militairischen Ausrüstung der Milizpflichtigen zu übernehmen habe. In der nach verschiedenen Abstufungen in der Schweiz noch bestehenden Einrichtung daß die Milizpflichtigen, bemittelte wie unbemittelte, wenigstens theilweise die Kosten ihrer Ausrüstung selbst bestreiten müssen, liegt offenbar eine mitunter ziemlich drückende Ungleichheit der Besteuerung; und man sollte wol meinen daß im Lande der Gleichberechtigung eine solche Bevorzugung der Reichen vor den Armen nur ernstlich zur Sprache gebracht werden dürfte um sofort auch die Entfernung dieses Misstandes zur Folge zu haben.

Eine nur untergeordnete Bedeutung messen die meisten schweizerischen Blätter den im Canton Waadt angeregten Reformen bei. In erster Linie handelt es sich dort um die Abschaffung der Wählbarkeit der Staatsbeamten oder einzelner Classen derselben in den Großen Rath. Der Antrag ist von der antigouvernementalen Fraction der radicalen Partei ausgegangen, wird jedoch auch von Seite der Conservativen unterstützt. In der Schweiz aber, wo es keine ständige Bureaukratie gibt, wo alle Beamten nur periodisch entweder unmittelbar oder mittelbar vom Volke selbst gewählt werden, dürfte eine solche undemokratische Beschränkung des allgemeinen activen und passiven Wahlrechts keineswegs gerechtfertigt sein. In gewöhnlichen Zeiten verschlägt es freilich nicht viel, wenn solche Dinge untergeordneter Bedeutung dann und wann zur Sprache kommen, um wenigstens von allen Seiten beleuchtet zu werden. Wirft man aber auch in kritischen Momenten diese Fragen der kleinen und cantonalen Politik mit vollen Händen unter das Volk, so hat Dies immer den großen Nachtheil daß dadurch Volk, Führer und periodische Presse von der Hauptsache abgelenkt werden. Und gerade jetzt gibt es für die Schweiz nur die eine Hauptfrage: wie sie ihre Ehre und Unabhängigkeit zu wahren hat? Von dieser Entscheidung hängt es ja doch ab, ob für ihre künftige friedliche und gedeihliche Entwickelung Alles gewonnen oder Alles verloren sein soll.

Trotz der Entscheidung der Bundesbehörden ist die freiburger Angelegenheit noch immer ein beliebtes Thema der schweizerischen Presse, obgleich durch ihre Discussionen eine an sich klare Sache nicht immer noch klarer gemacht wird. Die jetzt bestehende Verfassung dieses Cantons, mit ihrer Bestimmung daß vor Ablauf von neun Jahren keine Verfassungsrevision stattfinden soll, ist einmal von der Eidgenossenschaft garantirt. Die Bundesbehörden haben also das Recht für die Aufrechthaltung dieser Verfassung zu sorgen. Sie haben aber auch gegen die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung die Pflicht von diesem Rechte Gebrauch zu machen, da nach den einmal vorhandenen thatsächlichen Verhältnissen die Zulassung einer Verfassungsrevision in Freiburg nichts Anderes wäre als die Wiederberufung der ultramontanen Partei zur Herrschaft über diesen Canton. Auf keinen Fall konnten also die Bundesbehörden zu einem so gefährlichen Experimente auch nur die Hand bieten, da es wenigstens sehr zweifelhaft ist ob und wieweit sich jetzt schon die Mehrheit der freiburgischen Bevölkerung mit der neuen Bundesverfassung und den ihr entsprungenen Institutionen aufrichtig ausgesöhnt hat.

Ohnehin gibt es noch andere und wirksamere Mittel um die Mehrheit der Bevölkerung auch in den frühern Sonderbundscantonen, sobald es noththut, auf viel entschiedenere Weise dem neuen Bundesstaate zu gewinnen als Dies durch die Legalisirung einer sonderbündischen Umwälzung in Freiburg geschehen könnte. Für diese, wie meist in solchen Fällen, interessirte sich, trotz allen Petitionen mit Tausenden von Unterschriften, doch viel weniger das Volk als einige ehrgeizige Wühler, die an der Stelle der jetzigen Regierung auf den grünen Sesseln platzzunehmen hofften. Dies führt auf die in den schweizerischen Blättern so vielfach verhandelte Geldfrage vom Sonderbunde her. Von Jahr zu Jahr kommen aus den frühern Sonderbundscantonen Petitionen um theilweisen oder gänzlichen Nachlaß der an die Eidgenossenschaft noch zu bezahlenden Kriegsschuld ein. Und regelmäßig nimmt alsdann die schweizerische Presse für und wider diese Foderungen Partei. Unterstützt werden dieselben meist von den conservativen Blättern, und am lebhaftesten bekämpft von den Blättern derjenigen Cantone welche die verhältnißmäßig größten Anstrengungen zur Bekämpfung des Sonderbunds gemacht hatten, wie z. B. von der „Glarner Zeitung“. Doch sind es nicht blos die Blätter der Conservativen in denen diese

Digitized by Google

Nachlaßbegehren befürwortet werden; wie sich denn auch die „Revue de Genève", das Organ von James Fazy, in dieser Richtung ausgesprochen hat. Selbst der Ständerath war in der letzten Session zu Concessionen bereit, die jedoch beim Nationalrathe nicht durchgesetzt wurden. Und gewiß hat die schweizerische Presse nicht Ursache die Bundesbehörden zu tadeln daß sie sich nicht allzu sehr beeilten eine jetzt noch unzeitige Großmuth zu üben. Sollte dagegen die Schweiz in ernstliche Conflicte verwickelt werden, so dürfte es allerdings eine Foderung der Billigkeit und Klugheit werden, der Bevölkerung der ehemaligen Sonderbundscantone Gelegenheit zu geben sich durch ihre Thaten und Anstrengungen zur Vertheidigung der Unabhängigkeit des schweizerischen Bundesstaats von ihrer Schuld gegen diesen Bundesstaat zu befreien.

Auf diese Art der Schuldentilgung hat die schweizerische Presse bisjetzt kaum noch hingewiesen. Doch läßt sich schwerlich bezweifeln daß sie sich darüber im eintretenden Falle mit derselben Einstimmigkeit aussprechen wird, wie jetzt schon über die so besonders wichtige neuenburger Frage. Durch alle Blätter ohne Ausnahme — liberale, radicale und conservative — geht die sehr richtige Ueberzeugung daß es sich hierbei um die Aufrechthaltung eines Princips mit höchst wichtigen praktischen Consequenzen handelt, um das Recht der Selbstconstituirung der Schweiz im Ganzen und in ihren einzelnen Gliedern. Die gesammte periodische Presse erkennt es darum an daß die Herstellung des frühern status quo in Neuenburg nichts Anderes wäre als die Auflösung des schweizerischen Bundesstaats, als der Umsturz der gegenwärtigen Bundesverfassung; und daß es in diesem Falle mit den Errungenschaften der Schweiz 1847 um kein Haarbreit besser stehen würde als mit den sogenannten deutschen Märzerrungenschaften traurigen Angedenkens. So bemerkenswerth und so erfreulich indessen diese Uebereinstimmung der schweizerischen Journalistik ist, so würde damit freilich noch wenig gewonnen sein, wenn man nicht auch über die Mittel zur Geltendmachung dieser Meinung ins Klare käme; oder wenn es endlich doch am ernsten und entschiedenen Willen fehlen sollte diese Mittel zur Anwendung zu bringen.

Liegt es in der Natur der Verhältnisse daß in der Schweiz noch mehr als in andern Ländern die Hauptmasse der periodischen Literatur aus ausschließlich oder überwiegend politischen Blättern besteht, so sind doch zugleich die verschiedenen Zweige der wissenschaftlichen Journalistik mehr oder minder vertreten.

Zu den Zeitschriften gemischten Inhalts, in denen auch wissenschaftliche Gegenstände besprochen werden, gehört die lausanner „Revue suisse", und die „Bibliothèque universelle de Genève". Die periodischen Mittheilungen aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften gehen meist in der Schweiz von den betreffenden Vereinen aus, wie in den „Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern", im „Bulletin des séances de la société Vaudoise des sciences naturelles", in den „Mittheilungen des schweizerischen Apothekervereins" (Basel). Eine mehr unmittelbar praktische Tendenz haben die „Schweizerische Zeitschrift für Land- und Gartenbau", herausgegeben von Heer und Regel, sowie Kohler's „Schweizerische Zeitschrift für Landwirthschaft" (Zürich). Im Gebiete der Theologie sucht sich noch das orthodoxe und pietistische Element durch Dr. Hagenbach's in Basel „Kirchenblatt für die reformirte Schweiz" (Zürich), und etwa durch das baseler „Magazin der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften" Geltung zu verschaffen. Das neuzeitliche Streben, die theologischen Ueberlieferungen mit wissenschaftlichem Geiste läuternd zu durchdringen und in lebendigen Fluß zu bringen, hat in der gehaltvollen und einflußreichen Monatschrift für die reformirte Schweiz: „Kirche der Gegenwart", herausgegeben von Biedermann und Fries (Zürich), ein Organ gefunden. Das Erziehungswesen ist noch durch die „Pädagogische Revue" des Dr. Mager (Zürich) und durch die „Schweizerische Schulzeitung" vertreten. Den Juristen liefert Dr. Schauberg „Beiträge zur zürcherischen Rechtspflege". Die im Laufe des letzten Jahrs wiedererschienene „Neue schweizerische Vierteljahrsschrift", herausgegeben von Dr. Schneider (Bern), scheint die löbliche Absicht zu haben hauptsächlich theils praktisch-juristische, theils praktisch-volkswirthschaftliche Gegenstände zu behandeln, wie denn überhaupt diese unmittelbare Beziehung auf das Naheliegende im wirklichen Leben, ohne allzu große theoretische Umschweife, für die gesammte schweizerische Journalistik charakteristisch ist.

Bei den gegenwärtig auch der Schweiz so nahegerückten wichtigen Aufgaben, die sie im Felde der Volkswirthschaft, der Industrie und zur Beförderung des Verkehrs zu erfüllen hat, kann es wol nicht fehlen daß das „Schweizerische Gewerbeblatt" (Zürich und Frauenfeld) eine wachsende Bedeutung gewinne. Dieses Blatt erscheint gegenwärtig in einem Bogen wöchentlich, und zwar unter verschiedenen Redactionen abwechselnd für technische, für volkswirthschaftliche und statistische Mittheilungen. Die Redaction des technischen Theils besorgt noch jetzt, wie sonst, Prof. Dr. Bolley zu Aarau, der sich während seines vieljährigen Aufenthalts in der Schweiz als Lehrer und als Schriftsteller vielfache Verdienste in dieser Beziehung erworben hat. Diese Verdienste, sowie der Erwerb des schweizerischen Bürgerrechts, konnten es freilich nicht verhindern daß das berner „Vaterland" über die Ernennung eines Deutschen von Geburt in die zur londoner Industrieausstellung abgeordnete Commission ein eigenthümlich patriotisches Zetergeschrei erhob. Und doch hörte man daß auch von Oestreich aus ein geborener Schweizer nach London deputirt wurde. Es versteht sich indessen von selbst daß jener melancholische Ausbruch eines allzu dicken urschweizerischen Vollbluts in der übrigen schweizerischen Presse entweder mit Stillschweigen übergangen oder mit Lachen aufgenommen wurde. Eine besonders wichtige Aufgabe wird es für das „Gewerbeblatt" sein die technischen

Schwierigkeiten der projectirten Eisenbahnbauten und die Mittel ihrer Ueberwindung ins Auge zu fassen. Darüber enthielt dasselbe bisjetzt nur eine größere und in die Sache tiefer eingehende Abhandlung aus der Feder eines Sachkundigen, der glücklicherweise zugleich ein geborener Schweizer ist. Doch darf man wol bald in dieser Beziehung weitere Mittheilungen erwarten. Ueber den zweckmäßigsten Modus der Bestreitung des für die Eisenbahnbauten erfoderlichen Aufwands brachte bereits der volkswirthschaftliche Theil des „Gewerbeblatts", unter der Redaction des Herrn von Marschall aus Dresden, einen wohlmotivirten Vorschlag. Dürfte derselbe wegen der im Volke herrschenden Stimmung nicht durchweg ausführbar sein, so verdient doch gewiß der wichtigste Theil des Vorschlags, über die von der Eidgenossenschaft aufzubringenden Summen, noch eine nähere Beleuchtung als ihm bisjetzt in der schweizerischen Presse zutheilgeworden ist. Der Redacteur und Verfasser hebt besonders die Vortheile hervor welche neben einem Anlehen die Creirung eines hinlänglich gedeckten und allmälig wieder einzulösenden Papiergelds haben würde. Im Hinblick auf die Misbräuche welche damit in andern Staaten getrieben wurden, die übrigens keineswegs in der Natur der Sache selbst liegen, herrscht indessen in der Schweiz noch eine Art Idiosynkrasie selbst gegen jede mäßige Ausgabe von Papiergeld; und man scheint noch allzu ausschließlich dem verderblichen Anleihesystem den Vorzug zu geben, wodurch doch immer nur der Werth des Geldcapitals in den Händen Einzelner gesteigert und damit der Druck des Capitals auf die Arbeit vergrößert wird. Dennoch muß man die Schweiz glücklich preisen daß sie nicht schon durch voreilige Ausgabe von Papiergeld ihre Kräfte erschöpft, daß sie sich vielmehr dieses unter Umständen so unermeßlich wirksame Mittel für die wichtigsten Unternehmungen und für die Zeit der höchsten Gefahr aufgespart hat. Hängt es doch großentheils mit der vergleichsweise so günstigen finanziellen Lage der Schweiz zusammen daß ihre Macht und ihre Bedeutung beiweitem nicht blos nach dem Umfange des Landes und nach der geringen Masse seiner Bevölkerung geschätzt werden darf.

Zu den nach längerer Unterbrechung wiedererscheinenden Zeitschriften gehört auch die „Helvetische Militairzeitschrift" (Bern und Zürich), der ein ausgebreitetes Publicum zu wünschen ist. Die drei ersten Hefte ihrer neuen Folge bringen bereits manches Interessante und praktisch Bedeutende: einen Abschnitt aus dem „Tagebuch aus Italien 1849" von dem frühern Major in römischen Diensten, G. von Hoffstetter; einige Aufsätze über Marschordnung und Sicherheitsdienst von Major G. Bürkli; über die in der Schweiz vor kurzem angestellten Versuche mit Stutzen verschiedener Art, wodurch sich der Vorzug des neuen eidgenössischen Ordonnanzstutzes selbst vor der französischen Jägerbüchse herausgestellt hat; über den Kampf um Friedrichstadt von G. von Hoffstetter u. s. w. An weiterm Stoffe zur Verhandlung der wichtigsten und dringendsten Gegenstände wird es dieser Zeitschrift am wenigsten fehlen. Es sind schon zehn Jahre her, seit der „Curs der Taktik und Strategie und Plan zur Vertheidigung der Schweiz gegen Frankreich im Jahr 1838", dessen Verfasser ein anerkannt tüchtiger Militair, der in Algier gebliebene schweizerische Oberstlieutenant Bruno Uebel war, auf die große strategische Wichtigkeit der Position bei Brugg, am Zusammenflusse von Aar, Reuß und Limmat, hingewiesen hatte. Es ist noch viel länger her, seit man nicht blos in der Schweiz weiß daß sie in dieser Gegend eine Position besitzt die mit geringer Nachhülfe der Befestigungskunst und ohne irgend erheblichen Aufwand zu einer der stärksten in Europa umgeschaffen werden könnte. Hatten doch schon die Römer die militairische Bedeutung dieser Stellung in ihrem ganzen Umfange erkannt und zu benutzen gewußt! Sollten freilich die Mitarbeiter an der „Helvetischen Militairzeitschrift" davon Kenntniß haben daß schon im eidgenössischen Kriegsarchive ein Befestigungsplan vorläge, der vor jeder möglichen Ueberraschung auch ausgeführt werden könnte, so hätten sie nicht nöthig die Sache noch in weitere Anregung zu bringen. Allein es läßt sich kaum vermuthen daß in dieser Beziehung schon irgend Etwas gethan sei. Wird ja überhaupt in der Schweiz nicht leicht Etwas dieser Art gethan, ohne daß es zugleich in den öffentlichen Blättern besprochen wird; und mußten doch alle Bundesbehörden und alle militairischen Notabilitäten der Schweiz über die Vorzüge des „Waffenrocks" vor dem „Schwalbenschwanze", und über die Beibehaltung der „Epauletten" solange mit mehr als deutscher Gründlichkeit verhandeln daß ihnen für tausendfach erheblichere Gegenstände schwerlich noch Zeit übriggeblieben ist. Den wissenschaftlich und technisch gebildeten Mitarbeitern der „Militairzeitung" scheint also immer noch Gelegenheit zu bleiben solche erheblichere Gegenstände zeitig und dringlich genug zur Sprache zu bringen, um wenigstens von ihrer Seite eine Pflicht gegen das Vaterland nicht zu versäumen.

Der vorliegende Versuch einer Statistik des Geistes der jetzigen periodischen Presse der Schweiz, so wenig er darauf Anspruch macht seinen Gegenstand erschöpft zu haben, läßt doch — wie jede unparteiische Darstellung desselben — die eigenthümlichen Vorzüge der schweizerischen Journalistik wol deutlich genug hervortreten. Dennoch wird sich der aufmerksamere Beobachter, im Hinblicke auf die Organe der öffentlichen Meinung in der Eidgenossenschaft, nicht durchaus der Besorgniß erwehren daß das Bewußtsein Dessen was bei eintretender Gefahr gethan werden müßte noch beiweitem nicht bis zu jener Klarheit entwickelt ist die ein rechtzeitiges und energisches Handeln verbürgen würde. Der sehr verzeihliche Spott mit dem sich jetzt alle schweizerischen Blätter an den „unpraktischen" Deutschen versuchen schützt doch die Schweizer noch lange nicht gegen eine Wendung der Dinge die-sie selbst bei diesen „unpraktischen" Deutschen zu einem Gegenstande des gerechten Spottes machen könnte; und jene allzu bequeme Zuversicht auf das gute Recht und

das gute Glück der Schweiz erinnert wol gar an jene Stimmung im preußischen Staate und Volke wie sie der Katastrophe von 1806 vorausgegangen ist. Damit aber um so sicherer das Schlimmste abgewendet werde, hat gewiß auch die periodische Presse der Schweiz noch manche Lücke auszufüllen, und in ernster Treue gegen das Vaterland noch manches Versäumte nachzuholen. 43.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

1. Einhard's Jahrbücher. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Otto Abel. Berlin, Besser. 1850. 8. 10 Ngr.
2. Der Mönch von St.-Gallen über die Thaten Karl's des Großen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Besser. 1850. 8. 6 Ngr.

Die beiden Bände der Geschichtschreiber deutscher Vorzeit die uns diesmal zur Anzeige vorliegen*) beziehen sich beide auf die Zeit Karl's des Großen. Der Uebersetzer des ersten Werks, Abel, ist uns schon aus dem „Fredegar" und dem „Leben Karl's des Großen von Einhard" bekannt. Diese „Jahrbücher" sind hervorgegangen aus den dürftigen Aufzeichnungen wie die Geistlichen sie zu den einzelnen Jahren auf die Ostertafeln zu machen pflegten, und haben unter Einhard ihre höchste Ausbildung erlangt; doch beschäftigen sie sich größtentheils nur mit den äußern Angelegenheiten des Reichs. Während in Einhard's Lebensbeschreibung Karl's seine kriegerischen Thaten kurz im Zusammenhange dargestellt sind, wird hier bei jedem einzelnen Jahre bemerkt was geschehen ist, wo der Kaiser sich aufgehalten, den Winter zugebracht, welche Gesandtschaften zu ihm gekommen und von ihm abgesandt sind, welche Heereszüge unternommen, Schlachten gewonnen, Länder verwüstet, Bündnisse geschlossen u. s. w. Aber von dem innern Zusammenhange der Dinge, von den innern Anordnungen im Reiche erfährt man fast Nichts. Jedoch der treuen Einfachheit wegen, und weil man ihnen doch ansieht daß ein Mann die Annalen geschrieben hat der den Leitern der Begebenheiten nicht fern stand, und ihrer Objectivität wegen ihnen anmerkt mit welcher Klarheit Karl die äußern Verhältnisse überschaute und mit seiner gewaltigen Hand festhielt: lesen sich die „Jahrbücher" gar nicht unangenehm, und sind eine schöne Ergänzung der kunstvoll angelegten Biographie desselben.

Vorangestellt sind „Einhard's Jahrbüchern" zunächst ein Auszug der „Geschichte der Bischöfe von Metz", verfaßt von Paul Diakonus, dem Geschichtschreiber der Longobarden, als ein nicht unwichtiger Beitrag zur karolingischen Familiengeschichte. Vom Kaiser Karl sagt Paul Diakonus: „Man weiß nicht ob man an ihm mehr seine kriegerischen Vorzüge, oder die Klarheit seines Verstandes und seine Vertrautheit mit allen edeln Künsten und Wissenschaften bewundern soll." Der Auszug schließt mit der Erwähnung des Chrodogang, des siebenunddreißigsten Bischofs von Metz, und dessen Verdienste um das klösterliche Leben in Deutschland.

Dann folgen die letzten Fortsetzungen des „Fredegar"; sie sind verfaßt im Auftrage Childebrand's und seines Sohnes Nibelung, Jener war ein Bruder Karl Martell's. Sie umfassen die Zeit von 733—768 und bilden die Grundlage für die Geschichte Karl Martell's und Pipin's des Kleinen. Die Schreibart ist noch roh, doch ist einiger Fortschritt seit „Fredegar" zu erkennen. Die Annalen enthalten die Kriegszüge der Franken gegen die Araber, Baiern, Allemannen, Basconen und Sachsen, die freundlichen Verhältnisse welche die byzantinischen Kaiser und die Päpste mit den Karolingern anzuknüpfen suchen, die Letztern aus Furcht vor den Longobarden; ja, diese boten Karl Martell schon damals das Consulat über Rom an, und wollten sich der Aufsicht der griechischen Kaiser entziehen. Sie schließen mit dem Kriege Pipin's gegen den Herzog von Aquitanien Waiofar, der nach einer erst allmälig matter werdenden kräftigen Gegenwehr im Todesjahr des Königs 768 mit Wissen Pipin's ermordet wird.

Hierauf folgen „Einhard's Jahrbücher" mit einer kurzen Einleitung, in der darauf hingewiesen wird daß jetzt allgemein Karl's des Großen Biograph als Verfasser der „Jahrbücher" anerkannt wird. Zum Grunde liegen ihnen die Annalen des Klosters Lorsch in Hessen, die Einhard von 741—788 theils erweitert, theils abgekürzt in einer reinern Sprache dargestellt hat; von da an umfassen die Annalen noch den Zeitraum bis zum Jahre 829, in welchem Jahr Einhard sich in die Einsamkeit zurückzog. Aber schon seit dem Jahre 815 bekleidete Einhard ein geistliches Amt, mit demselben Jahr scheinen auch die Annalen ein weniger klares Bild von den Zeitverhältnissen zu geben, was freilich auch in den leitenden Personen am Hofe, und namentlich in Ludwig dem Frommen selbst seinen Grund haben kann. Zur Ergänzung hat Abel aus andern Annalen, namentlich denen von Lorsch und Metz, Manches nebenbeigestellt um die Begebenheiten vollständiger zur Anschauung zu bringen.

Da bei dem Tode Pipin's, 768, die Angelegenheiten in Aquitanien noch nicht ganz geordnet waren, weshalb das Land auch unter Karl und Karlmann nicht vertheilt war, so zaudert Karl nicht vor allen Dingen hier das Ansehen der fränkischen Könige zur Anerkennung zu bringen, damit kein feindseliger Nachbar das Land den Saracenen offenlege, obgleich Karlmann seinen Bruder dabei nicht unterstützen will. Dann aber scheinen die Waffen geruht zu haben bis zum Tode Karlmann's, 771. Hierauf aber erfaßt auch Karl mit ganzer Seele den sächsischen Krieg: man erkennt, es war Das seine Lebensaufgabe, und mit der Festigkeit mit der dieser Entschluß gefaßt war wird er auch ausgeführt, kein Hinderniß macht ihn wankend. Es ist Dies auch eigentlich der einzige Krieg zu dem sich Karl aus freier Wahl entschloß, zu allen andern wurde er gerufen und aufgefodert, wie zu dem gegen die Longobarden und Araber, die er denn freilich auch für sein Reich fruchtbar zu machen wußte. Im Jahr 785 lassen sich endlich die tapfern Anführer der Sachsen Albion und Wittekind zur Taufe und Unterwerfung bewegen. Nun wendet Karl sein Auge darauf unruhige Unterthanen, wie die Bretagner und die Herzöge von Benevent, zum Gehorsam zurückzuführen: da hält es der Herzog von Baiern, Thassilo, der von jeher eine zweideutige Stellung eingenommen zu haben scheint, für an der Zeit sich um Vermittelung umzusehen, aber zugleich will er sich den Rücken decken durch Aufreizung der Avaren; darüber geht er zugrunde, verwickelt Karl aber in einen jahrelangen Krieg. Dogmatische Streitigkeiten über die Natur Christi, die Bilderverehrung, Verschwörungen und Kanalarbeiten, um Donau und Rhein zu verbinden, werden nur kurz erwähnt. Die unruhigen Sachsen ziehen Karl von neuem nach dem nördlichen Deutschland; auch mit den Wilzen jenseit der Elbe beginnt der Kampf. Mishandlungen des Papstes Leo veranlassen ihn nach Rom zu ziehen um Gericht zu halten: da erneuert der Papst in seiner Person im Jahr 800 das alte römische Kaiserthum. Von dem mit den Sachsen zu Selz 803 geschlossenen Frieden erfahren wir Nichts, wol aber daß Karl 804 viele Sachsen von jenseit der Elbe und aus den Gauen zwischen der Elbe und Weser ins Frankenreich verpflanzt hat. Von jetzt an treten an die Stelle der Kämpfe mit den Sachsen Zerwürfnisse mit dem Dänenkönig Gottfried, der Karl's Verbündete die Obotriten von ihm abwendig und sich zinsbar macht. Das veranlaßt Karl zur Gründung Itzehoes im Jahr 809 mit einer fränkischen Be-

*) Zuletzt berichteten wir über das Unternehmen in Nr. 257—259 d. Bl. f. 1850. D. Red.

setzung. Aber nun beginnen die Seeräubereien der Dänen in Friesland; sie prahlen es mit Karl selbst aufnehmen zu wollen. Diese zunehmenden Angriffe des Dänenvolks regen Karl sehr auf; aber ehe er seine Flotte und Truppen versammelt sind die Dänen wieder zu Hause, König Gottfried wird ermordet und sein Nachfolger Hemming schließt Frieden mit dem Kaiser, der 814 stirbt. Unter dem Nachfolger Kaiser Ludwig scheint Alles mehr vom Zufall als von einem leitenden Willen abzuhängen; Zwietracht der Dänen unter sich gewährt von dieser Seite Ruhe. Italien macht dem Kaiser Sorge, aber Bernhard der Neffe, dem es schon von Karl dem Großen anvertraut war, beruhigt ihn durch seine persönliche Erscheinung: dennoch wird er in Italien von einer antifränkischen Partei gewonnen und empört sich. Aber die Macht der Franken war zu groß: die Urheber werden zum Tode verurtheilt, Bernhard mit der Blendung begnadigt, woran er nach einigen Tagen starb. Das Bewußtsein dieser Härte scheint auf den schwachen Ludwig einen unauslöschlichen Eindruck gemacht zu haben, er gewann nun wieder Vertrauen zu sich selbst. Schon früh ernannte er seinen ältesten Sohn, Lothar, zum Mitregenten, und seine großen Vasallen fühlten bald daß die Kraft Karl's den Zügel nicht mehr halte; auch im Auslande, in Spanien und im Dänenreich, scheint die Macht der Franken an Ansehen verloren zu haben: Ludwig konnte den von ihm beschützten Harald gegen Gottfried's Söhne kaum aufrechthalten, obgleich Jener die väterliche Religion verlassen hatte und ein Christ geworden war. Von der Einführung des Christenthums im Norden erfahren wir übrigens kein Wort, daß Ebbo von Rheims nämlich den Versuch gemacht hatte das Christenthum den Nordalbingiern zu verkündigen. Den Beschluß macht eine kurze Anmerkung über die Zeit der Uebertragung der beiden Heiligen, Marcellinus und Petrus, nach Seligenstadt, dem Kloster Einhard's, woraus man nach Abel fälschlich den Beweis hat führen wollen daß Einhard nicht Verfasser der „Jahrbücher" sein könne.

Das zweite Werk enthält Aufzeichnungen eines alten Mönchs aus dem berühmten Kloster St.-Gallen über Karl den Großen. Dieses Mönchs nahm sich nämlich in seiner Kindheit ein alter Krieger, Namens Adalbert, an, der seinen Herrn, den Schwager Karl's des Großen, Gerold, auf seinen Zügen nach Ungarn und Sachsen begleitet hatte, und dem Knaben, oft wider seinen Willen — er wollte nämlich lieber umherspringen — Anekdoten aus dem Leben Karl's mittheilte. Der Sohn dieses Adalbert, späterhin auch Mönch zu St.-Gallen, war der Lehrer unsers Erzählers. Im Jahre 883 besuchte Karl der Dicke das Kloster, ihn erfreuten die Erzählungen von seinem Urgroßvater, er foderte daher den Mönch auf sie niederzuschreiben; so entstand das Werk. Der Mönch stellte im ersten Buch die Anekdoten über Karl in seinem Verhältniß zu Kirche und Schule zusammen, im zweiten Karl's Kriegszüge, im dritten sollte sein häusliches Leben dargestellt werden, es ist aber verlorengegangen; auch das zweite besitzen wir nicht vollendet. Der Stil des alten Mönchs ist freilich nicht mit Einhard's gewandter Feder zu vergleichen, doch ist die Sprache beiweitem besser als bei „Fredegar". Der Uebersetzer, Wattenbach, hat seine Aufgabe mit Glück gelöst, die Uebersetzung ist fließend und treu. Schon aus der Art und Weise wie das Buch entstand kann man abnehmen daß eine glaubwürdige Biographie hier nicht zu suchen ist, sondern eine Sammlung von Anekdoten, die uns berichten wie Karl's Persönlichkeit vom Volke aufgefaßt wurde. Die Keime zu den spätern Sagen über Karl setzen schon an, aber die Persönlichkeit ist noch zu überwiegend als daß Dies weiter entwickelt sein könnte. Interessant ist das Buch insofern es uns in den Kreis der damaligen Ansichten und Anschauungen führt soweit man vom Kloster aus die Verhältnisse ansah. Mit dem weltlichen Sinn der Weltgeistlichkeit, namentlich der Bischöfe, scheint unser Verfasser sehr unzufrieden zu sein; eine Menge Anekdoten von ihrer Habsucht, Eitelkeit, Hochmuth, Wollust u. s. w. werden erzählt. Ihre Abhängigkeit von dem Fürsten dagegen scheint ihm ganz in der Ordnung; auch nicht eine leise Spur von Freiheit der Kirche im Sinne Gregor's VII. macht sich bemerkbar. Manche Anekdoten von der musikalischen Bildung der Geistlichen werden erzählt, worauf Karl großes Gewicht gelegt haben muß, und seinem Willen wagte man nicht leicht zu widerstreben. Wie streng Karl darauf hielt daß die Geistlichen sich im Lesen übten, erhellt aus folgender Stelle, die zugleich als eine Probe der Uebersetzung dienen mag: „Niemand sagte in der Kirche des hochgelahrten Karl Jemandem was er zu lesen habe, Niemand bezeichnete den Schluß mit Wachs, oder druckte auch nur mit dem Nagel ein kleines Zeichen ein, sondern Alle trugen Sorge sich mit Dem was zu lesen war so bekanntzumachen daß, auch wenn sie unvermuthet aufgefodert wurden zu lesen, Alle untadelhaft erfunden wurden. Mit dem Finger, oder mit seinem Stabe, oder auch durch Einen den er von seiner Seite an die zunächst Sitzenden absandte, bezeichnete der König Den welcher lesen sollte, das Ende aber gab er mit eigener Stimme an. Alle achteten so aufmerksam auf ihn daß Niemand, wenn er kein Zeichen gab, möchte es nun am Ende des Satzes oder mitten darin sein, weiter oben oder unten anzufangen wagte, so unpassend ihm auch Anfang oder Ende erscheinen mochte. Und so kam es daß in seinem Palaste Alle vortrefflich zu lesen wußten, selbst die den Inhalt nicht verstanden. Kein Fremder, Keiner der ihm bekannt war, aber nicht gut zu lesen und zu singen verstand, wagte es sich zu seiner Geistlichkeit zu stellen." Das war die Hofgeistlichkeit: man denke welche Schwierigkeiten der große Karl hatte den Grund zu einer Erneuerung der römischen Bildung zu legen; auch wird es nicht schwer werden Karl's Nachsicht zu begreifen wenn ein Bischof nicht predigen konnte.

Im zweiten Buch beginnt der Verfasser mit Julian und der unruhigen Bewegung der Völker zu seiner Zeit, kommt dadurch auf die Hunnen, und findet so den Uebergang zu den Kriegen Karl's gegen die Avaren; die ganze dazwischenliegende Zeit scheint ihm spurlos verschwunden. Großen Eindruck machten in jener Zeit die Gesandtschaften der morgenländischen Herrscher; von ihnen und von Denen welche Karl nach Konstantinopel und zu Harun-al-Raschid sandte weiß der Mönch von St.-Gallen manche Anekdote zu erzählen. Wo er auf den Sohn, Ludwig den Frommen, zu sprechen kommt, schimmert, obgleich er ihn als einen frommen Mann hoch zu erheben sucht, doch die Schwäche des Kaisers durch, und der zunehmende Ungehorsam der Großen. Vor den Normannen, mit denen Karl in der letzten Zeit seines Lebens zu thun hatte, und die er ungebeugt seinen Nachkommen hinterlassen mußte, soll er, wie der Mönch erzählt, einst prophetisch gewarnt haben. Als er einst im narbonnensischen Gallien war, kamen normannische Schiffe, flohen jedoch als sie hörten daß Karl zugegen sei. Karl stand vom Tisch auf und weinte, endlich sagte er: „Wißt ihr wol, o meine Getreuen, worüber ich so geweint habe? Nicht Das, sprach er, befürchte ich daß diese Thoren, diese Nullen mir Etwas zu schaden vermögen, sondern Das betrübt mich daß sie es gewagt haben bei meinen Lebzeiten dieses Ufer zu berühren, und ich werde von heftigem Schmerz ergriffen, weil ich vorhersehe wieviel Schaden sie meinen Nachkommen und deren Unterthanen zufügen werden." Bei der Erzählung von der Vernichtung des longobardischen Reichs ist die Sagenbildung besonders thätig; der schnelle Untergang desselben, und die vielleicht entferntere Quelle der Erzählung mag die freiere Dichtung begünstigt haben. Als Beilagen gibt Wattenbach: „Karl's Zug ins Morgenland", aus der Chronik Benedict's vom Berge Soracte, geschrieben ums Jahr 1000, wie Wattenbach sagt, in einem Kauderwelsch. Während der Mönch von St.-Gallen Karl sich nur nach einer Reise ins Morgenland sehnen läßt, führt diese Chronik ihn zu Schiffe, und über Meeresbrücken mit allen seinen Völkern zum Khalifen und griechischen Kaiser; reich beschenkt mit Reliquien u. s. w. kehrt er in seine Heimat zurück. Eine zweite Bei-

lage: „Karl und Widukind", aus den Schriften des Petrus Damianus, enthält eine Sage aus dem Sachsenkriege. Der König der Sachsen sitzt von Karl vernachlässigt bei einer Mahlzeit auf der Erde, und erinnert den Kaiser an Christi Lehre in den Armen ihn selber zu ehren, und fragt wie man von den Sachsen verlangen könne Christen zu werden, wenn von den Franken selbst Christus verächtlich behandelt werde. Die dritte Beilage: „Karl und die Mailänder", aus Landulf's Chronik, führt bei der Erzählung von dem Unterschiede des römischen und ambrosianischen Gesanges die Unterdrückung dieses letztern und die Einführung des römischen sagenhafterweise auf Karl zurück.

Das mag genügen um zum Lesen beider Werke einzuladen, man wird sie sicher auch nach Einhard's Biographie gern in die Hand nehmen um Karl und wie ihn seine Zeit anschauete kennenzulernen.

W. Klose.

Frankfurter Musenalmanach. Herausgegeben von J. Bachmann-Korbett, H. Kothe und German Mäurer. Erster Jahrgang. Frankfurt a. M., Lizius. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.

Die vulgaire Lyrik treibt in diesem Jahr zahlreiche Blüten, meistens auf dem Boden der stillen, von der Zeit unberührten Empfindung, und nur in einzelnen Nachklängen an die Stürme erinnernd welche die deutsche Geschichte und die deutsche Poesie bewegt. Die neuern Musenalmanache, die poetischen Stammbücher in welchen sanglustige Dichterjünglinge ihre Gefühle ausjodeln, unterscheiden sich indeß von den frühern, die in unserer Literatur eine Rolle spielten, wesentlich dadurch daß sie keinen bestimmten Charakter haben, keine bestimmte Richtung vertreten, sondern sich alle in monotoner Weise ähnlich sehen. Die Pegnitzschäfer mit ihren idyllischen Strohkränzen, die schwäbische und pommersche Dichterschule mit ihren weichen Gefühlsarabesken, dann die Anhänger des modernen Weltschmerzes oder Weltsturms, sie bilden den überall gleichmäßig vertheilten Contingent der wohlmeinenden Almanachssänger. Die Schablonen sind fertig gegeben, es kommt darauf an mit größerer oder geringerer Gefügigkeit sich ihnen anzuschmiegen. Von Genialität, von wildem Originalitätsdrang, von neuen Dichterweisen nirgend eine Spur; diese Poesie bewegt sich so regelmäßig fort wie eine Treckschuyt in den ausgegrabenen holländischen Kanälen. Der vorliegende „Frankfurter Musenalmanach", der meistens rheinische Dichter zu einem lyrischen Chor versammelt, enthält weder so gute noch so schlechte Gedichte wie der in Nr. 5 d. Bl. besprochene Gruppe'sche „Musenalmanach". Er hält sich im Ganzen auf gleichem Niveau, nirgend durch poetischen Schwung hinreißend und begeisternd, aber auch nirgend den gesunden Verstand und Geschmack in brutaler Weise verletzend. Kein Dichter dieses Almanachs ist so unbescheiden den Andern um einen Kopf überragen zu wollen; Keiner bleibt unter dem von den Herausgebern gehandhabten kritischen Rekrutenmaß zurück. Sie schlagen sich bei dem poetischen Wettlauf niemals um eine Pferde-, höchstens um eine Nasenlänge. So ist über das Ganze der Hauch einer solidarischen Gemüthlichkeit ausgegossen. Es herrscht die Stimmung einer heitern Gesellschaft wo Jeder gleichmäßig witzig ist, und jedes geistige Virtuosenthum verboten wird.

Heinrich Heine ist für diesen Almanach mit einem politisch-satirischen Gedicht: „Michel nach dem März", das im Stil des „Wintermärchen" geschrieben ist, angeworben worden. Die humoristische Ausgelassenheit dieser Michelelegie ist übrigens nicht ganz von Reminiscenzen frei. Arndt und Vater Jahn, die Lieblingshelden des Heine'schen Humors, fehlen nicht; auch nicht

> Die Burschenschaften allesammt
> Aus meinen Jünglingsjahren,
> Die für den Kaiser sich entflammt
> Wenn sie betrunken waren!

Die eigentliche politische Lyrik findet dann auch ihre Repräsentanten. German Mäurer polemisirt zwar in einem Gedicht: „Wider Freiheitsgedichte!" gegen diese Richtung:

> Große Worte, lange Sätze
> Klingen lästig uns zum Ohr;
> Fort das müßige Geschwätz,
> Büchsen, Schwerter holt hervor!

Doch diese Polemik parodirt sich selbst, indem dies Gedicht trotz seiner directen Wendung zur Praxis doch immer ein Gedicht bleibt, und der ganze Zeughaussturm in kurzen, unschuldigen Trochäen verläuft. Das Gedicht „Gutes Wetter" feiert die Februarrevolution und das Krähen des gallischen Hahns, eine Verherrlichung die sich im Jahrgang 1851 eines deutschen Musenalmanachs doch gar zu wehmüthig ausnimmt. Besser paßt die „Entrüstung" über ein „Volk von 40 Millionen" das „dem Zwerge gleich am Boden elend kauert", die unauslöschliche Elegie zu welcher die deutsche Politik und Poesie nach momentanem Aufschwung stets zurückkehrt. „Das Lied vom Heiligen Geist", welches prophetisch den Sieg des reinsten Menschenthums verkündet, gehört zu den besten Gedichten des Almanachs. German Mäurer zeichnet sich überhaupt durch Glätte und Rundung einer gebildeten Form aus. Dasselbe gilt von Hermann Marggraff, dessen Lied von „Palmerston" mit Glück die volksthümliche Weise trifft, während das „Gedicht an Deutschland" einen lebendigen Patriotismus in eleganten Versen und geschulten Reimen ausspricht. „Der lange Christian", ein Soldatenlied aus Schleswig-Holstein von Hermann Jäger, hat eine derbe und populaire Kraft, ohne es indeß zu einem prägnanten Refrain bringen zu können, der solcher Volkslyrik, wenn sie sangbar sein soll, unentbehrlich ist. Jakob Krüger tröstet sich in einem Sonett: „Deutschlands Ruhm" (1848), mit dem kosmopolitischen Beruf des deutschen Volks:

> Doch ist der höchste Ruhm den du erstritten,
> Daß du für alle Zeiten und Nationen,
> Nicht nur für dich, gedacht, gekämpft, gelitten.

Krüger's Gedicht: „Deutsches Heldenlied", ist ein versificirtes Repetitorium der deutschen Geschichte und ihrer Hauptschlachten, vom Teutoburgerwald bis zu Zorndorf und Leipzig, das mit einer traurigen Betrachtung über den Hauptfeind im Innern, die Zwietracht, die seit grauer Zeit im eigenen Busen thront, abschließt. Ulfilas sehnt sich nach einem opferbereiten Curtius der „den unsaglichen schrecklichen Spalt" der Deutschland im Bruderkrieg theilt ausfülle! Die Verse theilen das Entsetzen des Dichters, und klaffen weit auf in zerrissener ungenießbarer Form:

> Brüder gen Brüder zum Morden bereit!
> Deutsche gen Deutsche! o schwere Zeit!
> Und an den Grenzen in Ost und West
> Lungert der Franz' und der Russ' auf den Rest.
> Weh, um uns selber bringt uns der Streit!
> Wo ist ein Curtius opferbereit?

Der kühn apostrophirte Franzose muß des Reimes wegen an den Grenzen in Ost lungern! Eine kühne Wendung des poetischen Gothen ist „der Streit der uns um uns selber bringt", ein melodischer Tonfall den man nicht besser bezeichnen kann als mit den ebenfalls eleganten Ausdrücken des nächsten Verses:

> Welch ein widerwärtig Gebelf!

Neben diesen Fäusten welche der poetische Patriotismus ballt faltet deutsch-katholische Andacht ihre Hände in dem einfach-kräftigen Lied: „Die kleine Schar" von Wilhelm von Waldbrühl, das die Treue einer festen Ueberzeugung ath-

Digitized by Google

met, und Kerngedanken in gedrängter, doch nicht unschöner Form ausspricht.

An die Politiker des Almanachs reihen sich die Epigrammatiker. Der deutsche Schlachtenmaler Krüger gefällt sich in Sinngedichten deren Polemik gegen die kritischen Faust-Erläuterer gerichtet ist, denen er zum wahren Verständniß durch den wohlbegründeten Rath zu verhelfen sucht:

Lernet selber Faust zu werden; lernt den Wagner abzulegen!

F. von Hoven's Epigramme haben Witz und einige glückliche Pointen, wie z. B. „Z“:

Manch herrlich schönes, freies Wort
Hat man von Z vernommen;
Wenn er nicht bald Minister wird,
Wird er ins Zuchthaus kommen.

Nur die gegen Gutzkow gekehrte Pointe ist matt und unberechtigt; ebenso wie die Epigramme gegen Prediger, Aerzte u. dergl. zu sehr an die ausgebeutete Epigrammatik der alten Schule erinnern. Anderer Art sind „Die Perlen“ von Hermann Kothe, Sinnsprüche im Geiste orientalischer Weisheit, und mit allen Reimglocken läutend. Es ist die Rückert'sche Manier welche hier nachgeahmt wird, eine Manier die nur zu leicht in das hohle Klappern mit tauben Gedankennüssen ausartet und die Kunst zur Virtuosität erniedrigt. Obgleich die Kothe'schen Sinnsprüche von Künsteleien, besonders in den gesuchten Reimen, die stets aus zwei Worten bestehen, nicht freizusprechen sind: so enthalten sie doch manchen tiefen und anmuthigen Gedanken, deren graziöser Schritt durch die Hemmungen der schwierigen Form nicht beeinträchtigt wird. Eine sociale Richtung verfolgt Wilhelm Hein in seinen „Proletarierliedern“, beweist aber nur daß diese Kaltwassercur den praktischen Tendenzen der Poesie nicht bekommt, sondern sie gänzlich ausnüchtert und ihres himmlischen Rausches beraubt. Der Hunger und die Lungen sind einmal nicht poetisch. Ueberdies befleißigt sich diese praktische Zerrissenheitspoesie einer crassen Frescomalerei, welche Galgen und Rad im Hintergrund niemals vergißt.

Neben diesen tendenziösen Lyrikern stehen die tendenzlosen mit numerischem Uebergewicht, eine bunte Reihe von Romantikern welche die verschiedensten Herzensangelegenheiten zum Gegenstand ihrer lyrischen Ergüsse machen. Die Naturpoesie des Rheinthals breitet indeß über manche dieser Productionen einen eigenthümlichen Zauber aus, der selbst die oft wiederholten Elegien auf verfallene Ritterburgen im Matthisson'schen Stil erträglich macht. Da schwärmt Lorenz Dieffenbach in Ruinen; Karl Enclin feiert die Ruinenschönheit, belebt die Trümmer mit alten Rittern und riesigen Knechten, sieht Dirne und Harfner und den wandernden Humpen, bis

der schöne Traum entschwebt
Und vor mir liegt ein öder Trümmerhaufen,
Aus dem kein Heldengeist sich strahlend hebt,
Kein Sprößling ritterlicher Hohenstaufen.

Dieser faustrechtliche Sehnsuchtswalzer ist doch gar zu abgespielt! Auch das Klosterleben ist in romantischen Genrebildern vertreten in dem „Bettelmönch“ und der „Augustinerbeichte“, von denen das erste Gedicht, das den Wiedererwecker der Hohenstaufen zum Verfasser hat, die Tugend christlicher Entsagung feiert, während das letzte von Lacy in tieferer Wendung die Contraste der himmlischen und irdischen Liebe zeichnet. Unter den reinlyrischen Gedichten verdienen wol die kleinen Gaben von A. Kaufmann den Preis; nächst ihm die sinnigen Gedichte von Bachmann-Korbett mit ihrer lieblichen Naturbeseelung. Auch Adler liefert Ansprechendes in wohltönender Rhythmik. A. Clemens' „Lätitia“ und „Mikroskopische Wunder“ zeugen gleichmäßig von Tiefe des Gefühls und Gedankens, der besonders in dem letzten Gedicht statt der Tändeleien süßer Naturromantik eine geistvolle Naturanschauung bietet, welche das allgemeine Leben in philosophischer Apotheose feiert. Adolf Dorrr debutirt mit Reminiscenzen aus Dingelstedt's Roman:

Wie schön ist meine Bajadere!

Doch ist die Nachahmung nicht unglücklich; nur einzelne Bilder sind schief, wie z. B.

Im Tanze will ich mit ihr klirren!

Eduard Duller's „Naturstimmen“ leiden an der phantastischen Verworrenheit welche die Schöpfungen dieses echten Dichtergemüths charakterisirt. Es ist eine in dithyrambische Breite verschwimmende, zu keinem Schlußaccord sich zusammenfassende Phantasie, die mit all ihren Feuerwerken nicht mächtig wirkt, weil sie in ungeregelten Explosionen verpufft.

Florentin von der Fulde, ein Minnesänger, besingt sein widriges Schicksal in einem widrigen Lied. Die aristophanisch-gelaunten Vögel, „die ihm auf Nas' und Nevell' ihre Kleckse werfen“, hätten vollkommen Recht daran gethan dies Lied mit solchen Orden des Cynismus auszuzeichnen. Karl Gollmich hätte uns gleichfalls mit seinem „unnennbaren Fernweh“ verschonen können. Graul bewegt sich in pomphaften Phrasen welche den Schwung der Hymnen vertreten sollen. Alois Henninger gibt uns eine Kalenderpoesie, und sperrt eine Elisabeth, eine Hedwig, eine Ida, Johanna, Melitta, Rosina in ein lyrisches Harem. Doch enthält dies Don Juan-Register nur edle Frauen und ist mehr sentimental als frivol. Ottobald Lenz gibt einige anmuthige Genrebilder aus dem Naturleben, während Lunkenbein sehr originelle Töne anschlägt, und in der Persiflage der Professorenweisheit glücklicher ist als in der Liebeslyrik, welche sogar das Homerische „ἕρκος ὀδόντων“ nicht verschmäht:

Die Hand möcht' ich dir legen
Auf deine Locken braun.
Die Seele möcht' ich schließen
In deiner Lippen Zaun!

Wilhelm Nolte macht in fröhlichen Liedern seine Seele flott, während Heribert Rau die reinmenschliche Freiheit in lyrischem Predigerton preist. Friedrich Stolze hat einen Midsummer-night's-dream, „Das Märchen aus einer Julinacht“; doch geht es ohne Zettel's Eselskopf ab in erhabener Langweiligkeit. Eine Dame, Kathinka Zitz, die unermüdliche Novellistin, schließt den Reigen tiefbetrübt über „der Weltgemeinheit Thaten“, läßt in einer Allegorie Strom und Bäche Zwiesprach halten:

Der Strom maß sie mit verächtlichem Blick —
Sie hielten darauf ihr Wasser zurück!

Es wäre gut wenn Kathinka Zitz und einige andere Almanachsdichter Dies in Bezug auf ihre Gedichte beherzigt hätten! 9.

Chinesisches.

Es ist in der That wahrhaft unbegreiflich welche unendliche Menge von verkehrten und doch so leicht zu widerlegenden, ja bereits mehrfach widerlegten Ansichten selbst unter den gebildeten Classen der mitteleuropäischen Bevölkerung noch jetzt im Schwunge ist. Wie oft vernehmen wir nicht von ganz vortrefflichen Leuten die Aeußerungen: die Schlange sticht, die Steine wachsen, die Flintensteine werden als weiche Masse aus der Erde gegraben und geschnitten, worauf sie dann an der Luft verhärten, u. dergl. m.

Wir Deutschen haben im übrigen Europa den wohlbegründeten Ruf absonderlicher Gelahrtheit und außerordentlicher Denkkraft, ja man hat uns die Ehre angethan uns die Nation von Denkern zu nennen. Wir lachen wenn uns ein Römer fragt ob Augsburg in Sachsen liege, oder wenn ein Franzose die Pommern als Nachbarn der Lappländer bezeichnet, und die Haidschnucken für ein wildes Volk in den unwirthlichen Wäldern von Norddeutschland hält. Wenn wir uns aber unter

Digitized by Google

unsern gelahrten und denkenden Landsleuten bewegen, finden wir jedoch eine reiche Fülle von Meinungen, die uns auf der einen Seite wol recht ergötzlich vorkommen, auf der andern aber die traurige Ueberzeugung geben daß trotz alles Lehrens mit Schrift und Mund doch im Allgemeinen gar wenig wirkliche Belehrung stattfinde.

Es ist wahrhaft unbegreiflich mit welcher Hartnäckigkeit die Menschen an ihren vorgefaßten Meinungen hängen, und wie standhaft sie immer wieder zu denselben zurückkehren.

Derartige Betrachtungen werden mir meist erregt, wenn die Rede auf das Volk und Reich von China kommt. Der Europäer betrachtet sie gemeiniglich so wie der Grieche die Aethiopier und Kimmerier, ja noch schlimmer. Will er den Sitz des Despotismus, der ärgsten Bornirtheit, des Stabilismus, der Servilität, der Intoleranz mit Einem Worte und recht gründlich bezeichnen, so sagt er: China.

Und dennoch fließen die Quellen für Den der eine tiefere Einsicht in das Wesen dieses wundervollen Reichs sich verschaffen will überaus reichlich. Ja es haben die Berichte der Reisenden über China stets die größte Bewunderung hervorgerufen. Die Nachrichten von Marco Polo waren die ersten, konnten aber, da in seiner Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht in Europa heimisch, nur wenig allgemeine Verbreitung finden. Doch bestätigte sie Nieuhoff im 17. Jahrhundert. Seitdem kamen auch chinesische Kunst- und Gewerbserzeugnisse nach Europa. Portugiesen, Holländer und Franzosen brachten die kostbaren chinesischen Porzellane, die Seidenstoffe, die lackirten Arbeiten, die Metallfilograne, die Schnitzwerke in Jade, Speckstein und Elfenbein. Seitdem drängte sich der chinesische Stil als ein neues Element in die europäische Ornamentistik. Man machte Schränke, Tische, Stühle, Hausgeräthe, namentlich Rahmen, Gestelle, Bett-, Kamin-, und Sonnenschirme, Gefäße, Lusthäuser in dem chinesischen Stile, und chinesische Porzellan- und Specksteinfiguren verdrängten die der Antike nachgemachten Marmor- und Bronzefiguren von den Kaminen und Toilettentischen der Damen. Das Rococo war die Frucht des Studiums der Erzeugnisse chinesischen Kunstfleißes. Es war die Zeit der Chinoiserien.

Mittlerweile brachten Athanasius Kircher und Johann Sigismund Bayer die ersten Notizen über chinesische Wissenschaft in die europäischen Gelehrtenkreise. Die Jesuiten sandten fleißige Berichte über chinesische Staatsverfassung, Verwaltung, Geschichte, Medicin, namentlich die Lehre vom Puls und die wunderbar heilkräftige Wurzel Ginseng; der Pater du Halde schrieb sein schätzbares Werk über China, die Berichte der Jesuiten wurden gedruckt, die Schriften von le Comte, Gaubil, Cibot, Amiot, Mailla, Grosier, de Guignes theilten Uebersetzungen und Auszüge aus chinesischen Werken mit; Voltaire stellte China in seinen „Versuchen über die Sitten der Völker" und in seinem „Philosophischen Wörterbuche" in seiner genialen Weise in das rechte Licht.

Die Französische Revolution lenkte den Blick wiederum ab von dem unsterblichen Reiche der Mitte. Die französische Nation verfiel in die Nachahmung des Alterthums; namentlich erfaßte sie nach der Vertreibung der Könige gleich den Römern die republikanische Form mit Senat und Consuln bis sie mit dem Kaiserthum abschloß, dessen Repräsentant auch in der äußern Erscheinung an die Cäsaren erinnerte. Er suchte diese Aehnlichkeit auch seinen Umgebungen aufzuprägen, und die öffentlichen Denkmale, die Münzen, die Staatscostumes und Feldzeichen, wie die Mobilien der Privatleute waren ein Widerschein des antiken Rom.

Mittlerweile war im Jahre 1792 Lord Macartney als Führer einer britischen Gesandtschaft nach China gegangen. Der Lord sowol als sein Begleiter Barrow und Hüttner publicirten nach ihrer Rückkehr Reiseberichte, in denen die von den Jesuiten früher mitgetheilten Nachrichten bestätigt wurden. Ein Gleiches war der Fall mit den Berichten der spätern holländischen Gesandtschaft unter H. van Broom. Macartney erwarb sich noch das große Verdienst daß er das Criminalgesetzbuch des chinesischen Staats ins Englische übersetzte, welches 1812 auch in französischer Sprache erschien. Seitdem fahren die Beamten der Englisch-ostindischen Compagnie, sowie die englische Mission in Macao fort Nachrichten über chinesische Zustände zu geben, die freilich durchaus nicht von der Bedeutung sind wie die der französischen Jesuiten die am kaiserlichen Hofe als Staatsbeamte lebten. Wichtiger sind die Arbeiten der französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Abel Rémusat, Biot, Stanislaus Julien, Pauthier und Anderer, welche zahlreiche chinesische Werke durch Uebertragung ins Französische zugänglich machten. Endlich sind auch hier die Namen unserer Landsleute H. Kurz, Stephan Endlicher, Neumann, Gützlaff, Schott und Anderer dankbar zu nennen. Aus diesem reichen Vorrathe stellte ich im sechsten Bande meiner „Allgemeinen Culturgeschichte" die großartigen Erscheinungen zusammen welche das 4000 Jahre fortgesetzte Leben des chinesischen Volks, das größte auf Erden, darbietet.

Die neueste Erscheinung im Felde der chinesischen Literatur hat vor kurzem die Presse verlassen. Es ist:

Das chinesische Volk vor Abraham's Zeiten zu gutem Theile als Spiegel für die Völker des 19. Jahrhunderts dargestellt von Johann Ernst Rudolf Käuffer. Dresden, Kuntze. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Der geehrte und bekannte Verfasser hatte den Entschluß gefaßt in dem letztvergangenen Jahre sich durch eine Arbeit zu stärken die ihn über die Kümmernisse des Augenblicks hinaustrage. Das Thema derselben war die Betrachtung der Religionen der Erde im Verhältniß zur geistig-sittlichen Veredelung der Völker, und der Verfasser wählte als Ausgangspunkt seiner Betrachtung das älteste der civilisirten Völker, das chinesische.

Der Verfasser beginnt mit der Uebersicht über die Quellen unserer Kunde von China, und fragt zuvörderst: „Was wußten Hebräer, Griechen und Römer von dem Volke von welchem die kostbare Seide zu ihnen gelangte?" Die Nachweisung der alten Handelswege, die Bemerkungen über die Namen Seres, Tzinitza, Sina, Tschina und die officiellen Namen Tschoung-Koue, d. i. Reich der Mitte, dann auch die Erwähnung des in Aegypten gefundenen Porzellans finden hier geeignete Stelle. Zu letzterm Punkte verweise ich noch auf die im Houben'schen Museum zu Xanten in Castra Trajani gefundenen rothen Porzellane.

Demnächst folgt die Frage: „Was wußte das Mittelalter (7.—16. Jahrh. n. Chr.) von China?" und die Beantwortung derselben, woran sich die Kunde der neuern Zeit von China zweckmäßig anschließt.

Den zweiten Hauptabschnitt des Werkchens bildet das von der Natur dem Volke Gegebene. Der Verfasser berichtet hier über die Berge, Ströme, Land, Mineralien, Pflanzen, Thiere und die physiologische Beschaffenheit der Chinesen selbst, namentlich den Schädelbau derselben.

Nachdem der Verfasser die Sicherheit der Geschichte Chinas und ihrer Quellen näher beleuchtet, geht er zur Eintheilung derselben in gewisse Perioden über. Die Sagenzeit reicht bis 2637 v. Chr. Von da an läßt er die Zeit der ungewissen Geschichte bis 782 v. Chr. sich erstrecken. Es folgt sodann eine chronologische Tafel der 21 Dynastien.

Bis hierher (S. 68) reicht die Einleitung des Verfassers, S. 69 beginnt die eigentliche historische Arbeit, die Geschichte des chinesischen Volks vor Abraham's Zeiten, mit allgemeinen Bemerkungen über die chinesische Sagenzeit. Es folgt die Betrachtung des Yao und Schün nach dem „Schuking", und zwar zunächst des Staatsregiments. Der Kaiser, Ti der Herr, Thian-Tsen, der Sohn des Himmels, ist von demselben auf seine Stelle gesetzt und leitet die Angelegenheiten des Staats nach den Anordnungen des Himmels, nach den Vorschriften der Vernunft und nach dem Herzen des Tao oder der höchsten Vernunft.

Digitized by Google

Als Stellvertreter des Himmels regiert der Kaiser mit Machtvollkommenheit. Er steht Allem vor was sich auf die Regierung bezieht, er vertheilt die Aemter; Alles was öffentlich eingerichtet und geschaffen wird geschieht durch ihn. Er berathet mit seinen Ministern, läßt sie geeignete Männer zu den Aemtern vorschlagen.

Hierauf geht der Verfasser auf die Eintheilung des Reichs in neun Provinzen, die späterhin zu zwölf anwuchsen, über, und berichtet sodann über die Großwürdenträger. Als unfähig zu so hohen Würden erklären die alten Herrscher nur: den Menschen der nicht rechtschaffen ist, der viel unnütze Dinge redet, der die Leidenschaft des Widersprechens hat, übermüthig und hochfahrend, stolz ist, es sei Dies verdeckt oder unverdeckt, der lieblos und unverträglich gegen seine Collegen, weder Gewandtheit noch Ausdauer hat, Den der keine Ehrerbietung gegen seine wenn auch harten Aeltern hat, und der sein Hauswesen nicht zu leiten versteht. Kaiser Yao sagte zu seinen Ministern: „Wenn ich Fehler begehe, so seid ihr verpflichtet es mir zu sagen, ihr würdet schimpflich handeln wenn ihr in meiner Gegenwart mir Beifall zuruft und wenn ihr fern von mir anders sprächet.“

Die Prüfung der Beamten, die Bereisung des Reichs, die stete Ueberwachung aller Theile der Staatsverwaltung, die Aufrechthaltung der Gesetze, kurz die sorgfältigste Handhabung der bewundernswürdig einfachen und zweckmäßigen, allem Scheinbaren geflissentlich ausweichenden Staatsverfassung, welche dem chinesischen Reiche jene unverwüstliche Dauer gibt, das Alles reicht dort bis in die frühesten, an die Sage streifenden Zeiten hinan.

Der siebente Abschnitt bespricht das religiöse Leben des chinesischen Volks; wie nun der chinesische Staat ein Organismus ist, dessen einzelne Theile in dem innigsten harmonischen Zusammenhang stehen, und wo keiner derselben auf Kosten des andern die Ueberhand gewinnen darf, so ist auch dem Element der Religion seine bestimmte, passende Stellung und Geltung angewiesen.

Der Verfasser setzt zunächst in der vorliegenden Arbeit die religiösen Ideen der Chinesen in dem Zeitraume vor Kungtseu oder Confucius näher auseinander. Die Grundlehren von dem Himmel Tien, dem Tao oder der höchsten Vernunft, den Ehrwürdigen reichen bis in diese frühe Zeit hinauf. Nicht minder finden wir hier schon den Cultus der Ahnen, der auch bei den sibirischen Stämmen, wie in der Südsee, in Aegypten, im alten Anahuac, sowie bei den Etruskern und Römern vorkommt. Der Verfasser theilt die Grundzüge jener alten Sittenlehre mit welche Confucius später zu so hoher Ausbildung brachte.

Der achte Abschnitt „Civilisation unter Yao und Chün“ umfaßt die Zeitmessung, Ackerbau, Kanalbau, Musik, Ehe u. s. w. Daran schließen sich eine Reihe kritischer Bemerkungen in Bezug auf die vorhergegangenen Abschnitte, und eine Uebersicht über die Culturverhältnisse der Urzeit des chinesischen Staats.

Der Leser wird das Buch gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen und mehrfach darin Anregung finden sich über das chinesische Reich eine nähere, erweiterte Kenntniß zu verschaffen.

G. Klemm.

Béranger.

Seit einer langen Reihe von Jahren ist Béranger vielleicht der populairste Name in der zeitgenössischen Literatur der Franzosen. Man hat diesen Dichter bisher immer lieber durch unmittelbare Hingabe an seine Poesien gefeiert als durch eine tiefere Betrachtung seines Talents, und deshalb ist eine so tüchtige literarische Studie wie jüngst ein Franzose, Gustav Planche, sie geliefert doppelt an der Zeit.

Es ist charakteristisch für Béranger daß er weder die alten Sprachen noch die Sprachen des modernen Europa kennt. Hierdurch war der nothwendig auf einen engen Kreis der Lecture beschränkt, allein je geringer die Anzahl der Dinge war an denen sein Verstand sich übte, desto gründlicher lernte er diese selbst kennen. Zugleich aber schützte der Mangel des Verständnisses fremder Literaturen den Volkspoeten vor Nachahmungen, und bewahrte ihm seine Originalität um so reiner.

Hiermit soll natürlich nicht gesagt sein daß Béranger keine Vorbilder, keine Quellen habe. Er hat seine Sprache, die Präcision und Nüchternheit seines Ausdrucks von französischen Quellen gelernt, und die Ahnen und Lehrer Béranger's sind Niemand anders als Rabelais, Regnier, Molière, Lafontaine und Voltaire. Was die drei Letztern anlangt, so liegt die geistige Verwandtschaft wol eben genug zutage um Jedem einzuleuchten. Von Molière hat Béranger den naturwüchsigen Ausdruck entlehnt; die Sache gilt ihm immer mehr als die Ohren seiner Zuhörer; er genirt sich nicht und nennt die Dinge wie sie eben heißen. Freimüthig, ja dreist geht er auf sein Ziel los, und bedenkt nicht daß man auch durch Schweigen reden könne, ganz wie Molière, sein unsterbliches Muster. Von Lafontaine hat er sich jene frappante Einfachheit angeeignet die Unverständigen wenig genial erscheint, jene Naivetät der man die Erfindung nicht ansieht. Daher findet sich der sogenannte schöne Ausdruck bei ihm oftmals verschleiert, und die gewöhnlichsten Kleinigkeiten werden leichtfertig vorgetragen. Allein hinter dieser anscheinenden Leichtfertigkeit und Unordnung birgt sich bei Beiden eine hohe Kunst und ein ausdauernder Fleiß; man könnte fast sagen daß Beide das Geheimniß der Nachlässigkeit tüchtig studirt hätten. Béranger ist mit allen den großen und kleinen Hülfsmitteln vertraut die der naive Schriftsteller in Anwendung bringt. Lafontaine zählt wenige Schüler, weil wenige Scharfsinn genug besitzen aus seinem Studium wahren Vortheil zu ziehen. Béranger aber gehört zu diesen Wenigen.

Für den Einfluß Voltaire's besaß Béranger von vornherein ein Ensemble der glücklichsten Eigenschaften. Mag man an Voltaire mäkeln wie man will, seine historische und philosophische Prosa bleiben nichtsdestoweniger wahre Muster vollendeter Klarheit. Nun scheint sich freilich die Liebe zu einer solchen Klarheit nicht mit dem freien Schwunge der Einbildungskraft vereinigen zu lassen; allein paßt die Klarheit die man für die Prosa verlangt nicht auch für die Poesie? Und wenn der Dichter allerdings gewisse Empfindungen bei aller ihm eigenthümlichen Klarheit in den Nebel des Geheimnißvollen verhüllen muß, wenn es hier Sache des feinfühlenden Geschmacks ist Licht und Schatten je nach dem Bedürfniß fein und bestimmt zu sondern, so hat Béranger wie irgend Einer verstanden die Klarheit der Prosa zu studiren ohne selbst prosaisch zu werden.

Die Beziehungen unsers Poeten zu Rabelais und Regnier werden wol kaum von Irgendwem in Zweifel gezogen werden. Die Werke dieser Männer waren für Béranger nicht nur ein Gegenstand poetischen Interesses, sondern auch reintechnischen Studiums. Beide haben gewisse glückliche Züge, Sätze und Wendungen die sich in der Gestalt eben nur bei ihnen vorfinden. Béranger hat von Rabelais nicht nur das Geheimniß jener feinen, wirksamen Spöttelei, und von Regnier die Kunst erlernt einer nicht eben neuen, aber populairen Idee mittels eines Bildes eine neue Wendung zu geben, sondern er hat diese Autoren auch hinsichtlich der Formation des Ausdrucks, oder um Dies schärfer auszudrücken, hinsichtlich der letzten Umgestaltung welche die französische Sprache erlebte ehe sie die Sprache Pascal's und Bossuet's, Corneille's und Molière's wurde, gründlich studirt. Ohne bis auf Comines, Froissart oder Joinville zurückzugehen, wollte er erfahren ob der Stil der „Les femmes savantes“ ganz dem 17. Jahrhundert angehöre; konnte er da andere zuverlässige Rathgeber finden? Es muß wiederholt werden: den besten Theil seines Talents verdankt Béranger der Arbeit, dem Studium. Wenn der Himmel ihn mit einer wunderbaren Phantasie begabte, so erwarb er sich die Einfachheit und Klarheit durch eigenes Mühen.

Béranger versuchte sich erst nach allen Seiten hin ehe er

Digitized by Google

die Gattung der Poesie festhielt die er später gleichsam erschöpft zu haben scheint. Aber alle seine Versuche von der Idylle bis zur Epopöe, alle diese Prüfungen seiner Kraft hat er voll Resignation nur dem Feuer mitgetheilt. Man weiß aus dieser Periode Nichts als daß er sich mit einem nationalen Epos beschäftigte das die Niederlassung der Franken im römischen Gallien besingen sollte. Chlodwig sollte der Achill dieser neuen Iliade sein. Zu dem epischen Projecte gesellte sich bald die Lust zur Komödie. Allein trotz seines feinen Talents für die Ironie widerstand er auch dieser Versuchung. Es ist wol keine Frage, er würde die Charaktere unserer Zeit mit Glück und Geschicklichkeit dargestellt haben, er würde durch die Nüchternheit seines Stils außerordentliche Wirkungen hervorgebracht haben. Allein was hätte er auch der Komödie werden können? Was er auch leisten mochte, konnte er hoffen Molière zu übertreffen? Er rang nach einer ersten Stelle, und die Komödie versprach ihm nur die zweite. Deshalb suchte er einen andern Kampfplatz, er wählte das Chanson.

Das Chanson hatte vor Béranger keinen Platz in der französischen Literatur. Man verlangte von ihm Nichts als Unterhaltung, und zwängte es nie unter die Regeln der Poetik. Es gab also hier ein ganz unvollkommenes Genre das dem Dichter den freiesten Spielraum bot. Panard und Collé hatten nicht geahnt welcher Weg dem Chanson sich bahnen lasse. Vor allem kam es darauf an dem Refrain eine präcisere Form, den Versen einen größern Gedankenreichthum, den Metaphern einen prächtigern Glanz zu geben; namentlich aber galt es Gegenstände zu suchen die noch nicht abgenutzt waren. Würde das Chanson so erweitert und erneut, so konnte es wirklich ein literarisches Genre werden; Béranger that dies Alles, und gab so dem Chanson das Bürgerrecht unter den poetischen Werken. Panard und Collé hatten nur für die Schenke und das Narrenhaus gedichtet; zwischen diesen beiden aber existirte doch eine große, ernste, dem Studium oder der Politik anhängende Gesellschaft die auch gern lacht, ja die sich selbst verspottet, wenn es in gehöriger Form geschieht. Diese Gesellschaft der Gebildeten hat mit am meisten die Popularität Béranger's begründet. Die Salons kennen seit 35 Jahren den Namen und die Werke Béranger's mindestens ebenso gut wie die Werkstätten des Arbeiters, die Hütten des Armen, die Kasernen des Kriegers.

Béranger's Werke zerfallen in zwei Theile, die man aber nicht voneinander trennen darf. Der eine begreift die lustigen Lieder, ganz eigentlich Das was man in Frankreich die Gaudriole nennt, in sich; den andern kann man füglich als den philosophischen bezeichnen. Wäre der Dichter nur ernst philosophisch, oder nur schelmisch gewesen, so würde Béranger wol kaum je so populair geworden sein. Die innige Verbindung zwischen Verstand und Heiterkeit haben ihm den Sieg geliefert. Der kluge Chansonnier hat Dies bereits vor 17 Jahren auch glücklich herausgefühlt. Man begreift in der Regel nicht wie Béranger zu der Anordnung der bunten Aufeinanderfolge seiner Gedichte bei der Herausgabe im Druck gekommen; weder die Zeit der Entstehung noch die Gegenstände sind hier maßgebend. Aber Béranger wollte daß jedes seiner Gedichte von dem vorhergehenden vertheidigt und von dem nachfolgenden geschützt würde. Da hat man die Lösung für dieses wunderliche Durcheinander der fröhlichen und ernsten Chansons!

Béranger steht in inniger Verwandtschaft zu Robert Burns. Wie der schottische Poet so ist auch er immer der Natur treugeblieben. Aus ihr hat er seinen warmen Enthusiasmus geschöpft, nicht aus den Büchern. Das Volk und sein eigen Herz hat er erforscht ehe er zum Worte griff. Und diese treue Anhänglichkeit an die Natur, wie sie ihm eigenthümlich ist, begünstigt wol auch das Hauptverdienst Béranger's, und dieses Hauptverdienst bleibt seine Nüchternheit des Stils.

13.

Unserer Armee. Vom Verfasser des „Ein deutscher Soldat". Wien, Gerold. 1850. 8. 2 Thlr.

Als uns die eben bezeichnete Schrift zur Besprechung in d. Bl. mitgetheilt wurde, standen die Heere Preußens und Oestreichs sich hart gegenüber; es war die Zeit einer gespannten Erwartung, die jedes deutsche Herz höher und ängstlicher schlagen ließ, ja die ein „Finis Germaniae" anzukündigen schien. Wir konnten uns nicht entschließen von dieser Schrift zu sprechen, solange jede Besprechung derselben in ein politisches Für oder Wider ausschlagen mußte. Das drohende Gewölk hat sich zerstreut, und der Gegenstand ist einer objectiven Behandlung wieder fähig geworden. Aber die große Lehre ist uns geblieben wie nahe Deutschland an seinem politischen Grabe steht. Ein Schritt weiter drüben oder hüben, und die Kriegsfurie entbrannte; und wer kann zweifeln daß sie der Anfang vom Ende Deutschlands, der erste Act einer polnischen Tragödie geworden wäre?

Die Geschichte der östreichischen Armee während der Märztage des tollen Jahres, welche der Verfasser, ein begeisterter Soldat, einleitungsweise erzählt, gleicht auf ein Haar der Geschichte des preußischen Heers in derselben wunderbaren Zeitepoche. „Der 14. März", sagt der Verfasser, „war der Anfang einer Zeit in welcher das gutmüthige Wien sich einigen fremden Abenteurern zu Gefallen selbst morden wollte. Von diesem Tage, wo jede Woche ein Stück Weltgeschichte machte, schrieb sich jene kaiserliche Milde die das Herz hingab um des Volkes Blut zu schonen; jene schnellwechselnden Regierungen die vor Katzenmusiken zusammenknickten, jene Staatsweisheit die ein Land um das andere verschenken wollte, jene Herrschaft liederlicher Literaten die der Zeit die Richtung gaben ... Diesem Jammer stand das Heer treu, fest, ritterlich gegenüber ... u. s. w." Alles Dies war in Berlin nicht anders, ja es drängt sich uns hierbei die nicht leicht zu beantwortende Frage entgegen: wie es kommt daß alle großen Heere, ihre Zusammensetzung sei welche sie wolle, das Volksheer Preußens, die rekrutirten Heere Oestreichs und Frankreichs, das geworbene Heer Englands bei Volkserhebungen fest auf Seiten der Regierungsmacht stehen, und daß von allen Armeen Europas seit Menschengedenken nur die Rußlands (und Spaniens) zum Sturz der bestehenden Regierung die Initiative ergriffen habe. Den innern Grund dieser Erscheinung anzudeuten ist nicht leicht, und es ist wenigstens soviel klar daß er in der größern oder geringern Disciplin nicht zu suchen sei.

Wir können dem Verfasser nicht Schritt für Schritt folgen in seiner Entwickelung der materiellen und geistigen Elemente welche in „seiner Armee" wirksam sind; er gibt uns im Ganzen genommen das Bild einer Heereseinrichtung an der noch unendlich viel zu bessern ist. Im Allgemeinen kämpft er gegen den Einfluß des Bürgerthums auf die Heeresbildung, gegen den wissenschaftlichen Pedantismus, gegen die Aufstachelungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, und fodert vor allen Dingen „Geist", Corpsgeist im Heere. Er verspottet die schlachtengewinnenden Recepte, welche von Militairschulen mitgebracht werden, und verlangt dagegen wahre Kriegsübung, Kenntniß des Gegners und womöglich: Genie, ohne zu berechnen daß wenigstens der letzte Artikel ziemlich rar ist. Er geht die Militairinstitute durch welche sich im Laufe der Zeit bewährt haben, und die welche schlechte Früchte trugen, und gibt uns sehr lächerliche Beispiele militairischer Instructionen und soldatischen Schreibschlendrians. Von letztern wollen wir ein Pröbchen aus Khevenhüller's „Observationspunkte", 1748, die bis auf Erzherzog Karl's Zeit in hohem Ansehen standen, hier anführen. Hier heißt es: „Ein jeder (Dragoner nämlich) um vollkommen perfectionnirt zu sein, soll sowol äußerlich als innerlich ein honnête homme sein, denn gewiß ist daß nichts contrairer der bravour und valor ist als ein übles Gewissen, auch Jedweder, er mag noch so scelerat sein, doch auf die Seligkeit denket; wenn er also in occasion kommt, so kann

ganz leicht geschehen daß er in die Lächerś zu fallen ganz nahend stehet, dadurch die Tramontana verlieret, seiner eigenen Person und Herrendiensten den größten Praejudiz machet." Welch köstbarer militairischer Stil, den erst Napoleon's Proclamationen aus dem Felde schlagen mußten. Oft richtet der Verfasser seinen Blick weit über sein Thema hinaus; so sagt er vortrefflich: „Die Zeiten sind milder geworden um andererseits wilder zu werden; der Verstand hat sich erleuchtet um brennend zu verheeren; das Gemüth hat seine grausame Einfalt abgelegt um eine sinnlose Grausamkeit zu gewinnen. Weltverbesserung hat die Menschenverbesserung verdrängt: man hält keine Processionen gegen Heuschrecken mehr, aber darum kecke Sturmpetitionen; man verachtet die Romane mit der Heiligen Jungfrau und betet die nackte Freiheit als Göttin an: man hält keinen Feiertag mehr wegen des Augenverdrehens unserer lieben Frauen im Hospital, aber man verliedert die Arbeitstage auf Barrikaden." Was er über militairische Erziehungsanstalten sagt ist aus dem Geiste der Sache entlehnt und für alle Heere brauchbar, nicht das Wissen sowol als das Wollen und Können will er gestärkt sehen.

Das Schlußwort ist vortrefflich. „Der Ehre leben und bei seinem Schwur männlich ausharren, Das ist die Aufgabe der Soldaten in unserer Zeit. Dieser Stand duldet kein Laviren, keinen Mittelweg, kein Schwanken. Entferne man bei Zeiten daher aus unsern Reihen was nicht auszuhalten verspricht im Sturm, was nicht die Gewißheit gibt sich in der Stunde der Gefahr zu bewähren. Ist es doch als ob die Welt nun nur noch in einer einzigen Angel hinge, als ob die Civilisation der ganzen Menschheit nur durch eine einzige Tugend noch für die Zukunft gesichert werden könne, durch die Treue!"

Wenn nun auch zugegeben werden muß daß dies Wort namentlich in unsern Tagen seltsamer Begriffsverwirrung vielseitiger Ausdeutung fähig erscheint, so wird doch darüber wol nur Eine Stimme sein daß der Soldat auf Wahrung der Treue keinen Anspruch machen kann der in dem Augenblick wo sein beschworener Dienst in Anspruch genommen wird seine Fahne in das Lager des Gegners hinüberträgt. Und so gelte denn dies Buch was es werth ist, als eine lehrreiche Geschichte und eine unabhängige und oft tief eindringende Kritik der östreichischen Heerverfassung zum Nutzen von Feind und Freund. 17.

Vincenz Fettmilch, der Lebküchler von Frankfurt. Ein Trauerspiel von Karl Feldmann von Gotha. Frankfurt a. M., Auffarth. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser nennt als Hintergrund seiner Arbeit das Jahr 1602; die Judenhatze, die in das Stück greift, ist, wenn wir nicht irren, auch in der weitern Geschichte der Erwähnung werth gehalten worden, das Tribunat Fettmilch's aber gehört wol der Specialchronik. Ich wenigstens gestehe meine Unwissenheit und muß darauf verzichten das historische Factum mit dem Dichtwerke zu vergleichen. Der Verfasser hat in den letzten Jahren mit offenen Augen gelebt und gute Studien gemacht. Die „Volksmänner" die er zeichnet sind gutgefaßte, typisch-elende Gestalten. Diese Hetzer und Sichvertrager à la Sauer, diese Schwachmüthigen à la Cantor, und die Lumpe à la Gerngroß werden nie einer Volksbewegung fehlen; auch die Schopps, die wenigstens wenn es zu spät ist noch in der Eile: Pater peccavi! sagen, sind naturwahr. Nicht minder treu sind auf der Gegenseite der alte Holzhausen und Dr. Kellner.

Der Gang des Stücks ist folgender: Die Zünfte von Frankfurt, zum Theil durch alte Klagen, zum Theil durch Sauer's Mahnung an vorenthaltene Privilegien aufgereizt, bedrängen den Senat; dieser versucht sich durch einen Kniff zu retten und legt zum Schrecken der gensdarmgewohnten Bürger die Regierung nieder, ein Moment den der Pöbel zum Sengen, Rauben und Morden in der Judengasse benutzt, während Fettmilch, der Held des Stücks, der Gesandte der Zünfte, den Kniff vereitelt und zunächst mit dem Willen der Bürger die Gewalt in seine Hände nimmt. Nach und nach hält ihn indeß Partei um Partei, jenachdem er im Interesse des Rechts, oder seiner Idee von Freiheit die eine oder die andere vor den Kopf stößt, für einen Usurpator. Er fällt wie alle Tribunen, von Allen preisgegeben, zwischen Philister und Pöbel geklemmt, unfähig seinen Gedanken auszuführen, der Rache der Patricier anheim. Außerdem zieht sich durch das Stück eine etwas rasch entsponnene Liebe zwischen einem wackern Junker und einem Judenmädchen, eine Liebe die fast alle Nervenfernen des Trauerspiels hervorzurufen hat. Das Ganze ist gut motivirt, die Katastrophe eine Nothwendigkeit; nur entwickelt sich diese Nothwendigkeit nicht schlagend aus dem ohnehin etwas skizzirt gehaltenen Charakter des Helden. Sara und Hartmann brauchen zu viel Raum und zu viel Licht. Wir zweifeln nicht an der Bühnenfähigkeit des Stücks, es wäre fast eine Art von Polarisation der jetzt so häufigen Phrasenstücke. Sollte ihm indeß die Zeit wie sie jetzt ist trotz der tragischen Nemesis die in ihm waltet entgegen sein, so würde die dadurch gewonnene Muße gewiß nicht übel verwendet sein wenn dort und da die Arbeit mehr Schwung und Frische erhielte. **Max Waldau.**

Literarisches aus der polnischen Emigration.

Durch Freundeshand erhielt ich Nachrichten von Dem was die aus dem Vaterlande verbannten Polen zum Drucke vorbereiten. Ich übergebe sie um so lieber der Oeffentlichkeit als sie einen Blick in das literarische Thun und Treiben der Emigration vergönnen, und zeigen welchen Gegenständen jetzt vorzugsweise die Aufmerksamkeit zugewendet ist.

Es muß als ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßt werden daß von den mir namentlich angeführten zehn Schriftstellern nur zwei die letzten politischen Ereignisse behandelt haben, nämlich Bilinski aus Galizien, der über die polnisch-ungarische Legion nach ihrem Uebertritt in die Türkei 1849 geschrieben hat, und Ludwig Mieroslawski, traurigen Andenkens, der mit Erinnerungen an den posener Aufstand des Jahres 1848 ein Lebenszeichen vonsichzgeben will. Alle Uebrigen haben das undankbare Feld der Tagesfragen verlassen und die zwecklosen Expectorationen eingestellt um ihre Kräfte der Wissenschaft zu widmen, und sind so endlich auf den Weg gekommen auf dem sie allein ihren fernen Brüdern nützlich sein können, und den sie zum Schaden derselben zu lange außer Augen gelassen haben. Das polnische Volk hat nicht nöthig aufgestachelt zu werden, es ist Dies ohnedem genug, und die unseligen Früchte davon zeigen sich bei jeder Gelegenheit; was ihm dagegen ganz besonders noththut ist Belehrung und Aufklärung, und diese heilige Pflicht haben bisher mit wenigen Ausnahmen Diejenigen vollkommen versäumt deren Talent im Stande gewesen wäre unendlich viel Gutes zu wirken.

Alexander Chodzko, früher russischer Consul in Persien, hat eine „Grammatik der arabischen Sprache" geschrieben, deren Herausgabe auf Kosten der französischen Regierung bewerkstelligt werden soll. Ferdinand Chotomski aus Galizien, ehemals Oberst und gegenwärtig Doctor der Medicin, hat die slawischen, vorzugsweise aber die polnischen Alterthümer zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht, und davon 60 Karten zur Veröffentlichung fertig. Jastrzembski, der polnische Paläolog, bringt eine „Geschichte der katholischen Kirche in Polen", und Klaczko eine „Geschichte der polnischen Literatur", von welcher der erste Band nächstens erscheinen, die beiden andern dagegen in Bälde folgen sollen. Morawski, früher Minister des Königreichs, arbeitet an einer „Geschichte Polens", die wol einige Bände füllen wird und des Interessanten Vieles verspricht; Kasimir Kunaszowski hat die französische Uebersetzung des ersten Bandes von Szafarzyk's berühmten „Slawischen Alterthümern" beendigt, und vom Ministerium die Zusage erhalten sein Werk, sowie auch die dazu gelieferten Zeichnungen und Karten werden auf Staatskosten gedruckt wer-

Digitized by Google

den. Godebski, der ehemalige Landbote, hat sich die Aufgabe gestellt seine Landsleute durch Uebersetzungen mit der Fremdliteratur bekanntzumachen. Er bringt Wolfgang Menzel's „Deutsche Geschichte" mit eigenen Anmerkungen, Soulié's „Confessions générales" in sieben Bänden, Heine's „Stand der gegenwärtigen Literatur" in einem Bande, sieben Originalkomödien in Versen, darunter eine: „Popularność" (Volksthümlichkeit) betitelt, nach Delavigne'schem Muster, eine Tragödie, und außerdem noch mancherlei andere Arbeiten, die wol sechs mäßige Octavbände füllen können. Eugen Zglinicki, Capitain des französischen Generalstabs, hat den „Letzten ungarischen Feldzug vom politisch-geographisch-militairischen Standpunkte aus" bearbeitet, und der Umstand daß das Werk ins Polnische, Deutsche und Englische übersetzt werden soll, spricht dafür daß wir etwas Tüchtiges zu erwarten haben.

Die Apathie in Sachen der Politik, welche sich jetzt überall kundgibt, läßt hoffen die Zeitungslecture werde mehr und mehr in ihre gehörigen Schranken treten, und einer Literatur platzmachen die jedenfalls für das Publicum angemessener und nutzbringender ist. Die Verleger werden dann mehr Muth zu neuen Unternehmungen gewinnen, und manches Werk in die Oeffentlichkeit treten können was sich bisher zum Schaden der Wissenschaft oder Erholung nicht Bahn zu brechen vermochte und unbenutzt im Pulte liegen bleiben mußte. 35.

Lesefrüchte.

Ein Wahltag in Montreal.

Montreal in Niedercanada erinnert mit seiner noch vorherrschend französischen Bevölkerung, seinen reinlichen, aber ungeraden Straßen, seiner katholischen in gothischem Stile erbauten Kathedrale an die französischen Städte des Mittelalters. In der Regel herrscht in Montreal tiefe Stille und Ruhe, und ein solches Völkchen scheint leicht zu regieren. Aber man traue Dem nicht zu sehr. Sobald ein Wahltag kommt wird Montreal lebendig und nimmt einen drohenden Anblick an. Im Jahre 18.. waren zwei Candidaten aufgetreten, ein Conservativer und ein Radicaler. Die Parteianhänger des Letztern brachten, um ihm den Sieg zu sichern, einen Haufen Irländer die in der Nähe mit Kanalarbeiten beschäftigt waren in die Stadt. Sie hatten zwar kein Wahlrecht, allein sie waren beauftragt den öffentlichen Platz zu besetzen um die Votanten der conservativen Partei von der Halle abzuhalten wo die Stimmzettel abgegeben wurden. Der Bürgermeister, der Bureaupräsident, die Polizeiofficianten konnten die Wahlfreiheit nicht mehr schützen; die compacte Masse der Unruhestifter ließ den conservativen Votanten auch nicht den geringsten Platz. Sobald ein gemäßigter Wähler sich in das Wespennest wagte ließ sich alsbald der Ruf vernehmen: „A ring!" (ein Ring), und der Unglückliche, von Hand zu Hand geschleudert, sah alsbald seine Kleider in Stücken gerissen; sogar seine Haut trug Merkmale der irländischen Fäuste an sich. Als die Conservativen gehörig geprügelt und mit Füßen getreten waren, erhielt die bewaffnete Macht den Befehl vorzurücken. Das war das Zeichen einer schrecklichen Unordnung die zwei ganze Tage dauerte. Die Truppen besetzten ihrerseits den Platz wo die Wahl vorsichging; allein die Irländer drückten die Soldaten dermaßen mit Elbogen und Knien daß der Skandal wieder anfing, als ein Bayonnetangriff die Unruhestifter zerstreute. Einige wurden verwundet, Einer blieb todt auf dem Platze, aber der radicale Candidat hatte doch gesiegt. Solche Vorgänge, die sich mehrfach wiederholten und besonders 1849 einen ernstern Charakter annahmen, haben die englische Regierung bemerken lassen daß die Insubordination der Canadier durch die Zugeständnisse des Jahrs 1840 nicht gezähmt werden ist. („L'Acadie, or seven years' explorations in British America. by Sir *James Alexander*.")

Custine, Lamennais und Cormenin in der Bibliothek Ludwig Philipp's.

Bei Anschaffung neuer Werke für die Bibliothek des verstorbenen Exkönigs von Frankreich waltete keine Rücksicht auf den Unterschied des Glaubens oder der politischen Meinung. Alle Schriftsteller der Epoche, selbst wenn sie die erbittertsten Feinde der herrschenden Dynastie und ihres Oberhaupts waren, erhielten in ihr einen Platz. Eines Tags sollte diese Unparteilichkeit des Königs seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit der Diplomatie in Collision bringen. Der Generalintendant der Civilliste hatte auf das Werk des Hrn. von Custine: „Rußland im Jahre 1839", unterzeichnet. Man erinnere sich nun an das Aufsehen welches dieses Buch seiner Zeit in Rußland und in Frankreich machte. Der Herausgeber hatte sich beeilt die königliche Unterzeichnung durch alle Zeitungen zu veröffentlichen, und der „Moniteur" war taktlos genug diese Anzeige ganz harmlos abzudrucken. An demselben Tage an welchem das officielle Blatt Dies that bezeichnete der russische Gesandte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein solches Verhalten als eine Verletzung seines Monarchen und Herrn. Der König ließ seinen Generalintendanten rufen. Zur Ertheilung einer beschwichtigenden Antwort genügte ein Auszug aus dem königlichen Subscriptionsregister der Bücher welche die Politik oder die Person Ludwig Philipp's am heftigsten angriffen. „Ich sehe schon ein", sagte er, „daß ich den Kaiser von Rußland noch werde bitten müssen mir diesmal unter Berücksichtigung der Herren Lamennais und Cormenin in meiner Bibliothek auch den Hrn. von Custine zu verzeihen."

Ein Brief des Herzogs von Chartres an Th. de Lameth.

Dieser Brief zeigt wie die Achtung des Gesetzes und die Liebe zum Frieden schon der frühesten Jugend seines Schreibers eigenthümlich sind. Er lautet:

„Valenciennes, October 1792.

Mein lieber Herr!

Seit gestern bin ich nun hier; ich habe hier eine neue Beschäftigung gefunden. Als der älteste Oberst der Commission habe ich das Commando des Platzes übernehmen müssen, und bin daher sehr beschäftigt.

Soeben habe ich die Nachricht von dem gegen die französischen Prinzen erlassenen Decrete empfangen. Welche Meinung ich auch über diesen Act haben mag, ich unterwerfe mich ihm mit all der Ehrfurcht die ich stets für die Gesetze meines Vaterlandes haben werde. Allein ich fürchte sehr daß die Prinzen meiner Familie, die nicht das Glück hatten so erzogen zu werden wie ich es wurde, in diesem Decrete nur eine passende Gelegenheit zu Unordnungen erblicken werden, und daß sie in ihrem eigenen Interesse sich mühen dürften es durch einen ausländischen Krieg zu bekämpfen, durch einen Krieg den ich stets als die furchtbarste Geißel der Menschheit betrachte. Ich kenne auf Erden kein größeres Unglück für eine Nation.

Leben Sie wohl, mein Herr! Sie kennen die Gefühle Ihres ergebensten u. s. w." 2.

Bibliographie.

Archiv des ungarischen Ministeriums und Landesvertheidigungsausschusses. Vollständige Sammlung aller vom 16. März 1848 bis 5. Januar 1849 erschienenen Verordnungen, Proclamationen, Zuschriften ꝛc. der ungarischen Regierungsbehörden. — Der parlamentarischen Reden und wichtigern Leitartikel Kossuth's. — Sämmtlicher Kriegsbulletins und Berichte der ungarischen Corps-Commandanten ꝛc. Redigirt und mit erläuternden Noten begleitet von J. Janotyckh von Adlerstein. 1ster und 2ter Band. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 2 Thlr.

Aschenbrenner, M., Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des christlichen Kirchenwesens und über ihre der Vernunft entsprechendste Form. Ein irenischer Versuch. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien, Gress. 8. 14 Ngr.

Böltz, A., Ueber russische Literatur. Ein Vortrag gehalten am 15. März 1851 im wissenschaftlichen Verein. Berlin, Mai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bolzano, B., Drei philosophische Abhandlungen, welche auch von Nichtphilosophen sehr wohl verstanden werden können, und vier akademische Reden von allgemein menschlichem Interesse. Aus seinem schriftlichen Nachlasse. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 12 Ngr.

Burmester, C., Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Dargestellt und begründet. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cäcilia von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Vom Verfasser der Deborah. Pesth, Heckenast. 16. 24 Ngr.

Clemens, F. W., Untersuchungen über die Wirkung des Aethers und Chloroforms auf Menschen, Thiere und Pflanzen. Inauguraldissertation, vorgelegt der medicinischen Fakultät der Universität Bern. Bern. 1850. Gr. 4. 24 Ngr.

Ehrlich, C., Ueber die nordöstlichen Alpen. Ein Beitrag zur näheren Kenntniss des Gebietes von Oesterreich ob der Enns und Salzburg in geognostisch-mineralogisch-montanistischer Beziehung. Linz, Haslinger. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Erdl, M. P., Beschreibung des Skeletes des Gymnarchus niloticus nebst Vergleichung mit Skeleten formverwandter Fische. Mit einer Tafel. München, Franz. Gr. 4. 20 Ngr.

Gedichte von Agnes N. Berlin, Veit u. Comp. 8. 1 Thlr.

Gerstenberg, F. v., Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 20 Ngr.

Gröning, W., Die klassischen und romantischen Stellen des Ober-Rhein mit besonderer Rücksicht auf historisches, artistisches und mythologisches Interesse. — A. u. d. T.: Reisehandbuch für den Ober-Rhein von Darmstadt bis Badenweiler und Mannheim bis Straßburg und Breysach. Bernburg, Gröning. 12. 25 Ngr.

Grün, A., Deutsche Flüchtlinge. Zeitbild. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Gubitz, A., Drei Schauspiele. Kaiser Heinrich und seine Söhne. Sophonisbe. John der Ziegler. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Herz, J., Die Post-Reform im deutsch-östreichischen Post-Vereine. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hufeland, G., Ueber die rechtliche Natur der Geldschulden. Ein Gutachten. Auf Verlangen neu herausgegeben von A. Hufeland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

König und Dichter. Stimmen der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 16. 1 Thlr.

Koester, H., Vaterländische Schauspiele. 1stes Bändchen: Prolog. — Der große Kurfürst, historisches Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Hertz. 8. 16 Ngr.

Lachmann, W., Nivellement des Harzgebirges, oder die Meereshöhe von 413 Punkten im Harzgebirge und am Rede desselben. Städte, Flecken, Dörfer ꝛc. basirt auf 1000 hypsometrische und 580 trigonometrische Messungen, ausgeführt in den Jahren 1826 bis 1849, nebst kritischen Zusammenstellungen früherer Messungen von v. Villefosse, v. Veltheim, Berghaus, F. Hoffmann u. A. und sieben Profildurchschnitten des Harzgebirges. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 15 Ngr.

Nachtgedanken des Publicisten Gotthelf Zurecht im Februar 1851. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Revius, W., Praktische Gedanken. New-York. 12. 25 Ngr.

Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von K. Lachmann. 3te Ausgabe. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oechelhäuser, W., Der Zollverein. Seine Verfassung, sein handelspolitisches System und die Entwickelung der Tarifsätze seit 1818. Nebst einem tabellarischen Anhange. Unmittelbar aus den Quellen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 16 Ngr.

Rahden, W. Baron von, Wanderungen eines alten Soldaten. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—1840. Mit 2 Karten. Berlin, Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rogers, H., Vernunft und Glaube, ihre gegenseitigen Beziehungen und Conflicte! Neu abgedruckt aus der „Edinburgh Review" Nr. CLXXXII, Octbr. 1849. Mit einem Anhange, der einige zusätzliche Bemerkungen über den Charakter der Strauß'schen Schrift „das Leben Jesu" enthält. Nach der 2ten Auflage ins Deutsche übersetzt. Berlin, Mai. Gr. 8. 10 Ngr.

Rothenflue's, F., Philosophie des Katholizismus. Aus dem Lateinischen und der scholastischen Form frei ins Deutsche übertragen von J. Weber. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 7 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Josephine. Eine Novelle aus unseren Tagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stelzhamer, F., d'Ahnl. Gedicht in obderenns'scher Volksmundart. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, E. A., Studien zu Shakspeare's Heinrich IV. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Blick in Schleswig-Holsteins Zukunft. Hamburg, Volks-Buchhandlung in St.-Pauli. Gr. 8. 2½ Ngr.

Denkschrift der bayerischen Bischöfe und Bisthums-Vorstände vom Juni 1816, enthaltend die Schilderung der kirchlichen Zustände Bayerns vor dem Concordat und die Bitte um Abhülfe derselben, nebst einigen hierauf bezüglichen Briefen hoher Prälaten. Zum Erstenmale der Oeffentlichkeit durch den Druck übergeben. Ein historisches Seitenstück zur neuesten Denkschrift der bayerischen Bischöfe vom 20. Oktbr. 1850. Burghausen, Lutzenberger. Gr. 4. 5 Ngr.

Kirche und Staat. Drei Rundschreiben des Hrn. Erzbischofes von Paris und des Hrn. Bischofes von Chartres. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Körner, F., Die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: Zur Frage über die Reform der Gymnasien. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Oestreichs Antwort auf Würtembergs offenen Königsbrief, nebst Nutzanwendungen und politischen Betrachtungen über die Dresdner Conferenzarbeiten. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Die Rechte eines Christen-Menschen nach den Aussprüchen der Schrift, des Rechts, der Vernunft und der Weisesten aller Zeiten. Beleuchtet gegenüber einigen polizeilichen Verfügungen über Glaubensfreiheit im 19. Jahrhundert. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Tempus omnia revelat. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 3¾ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XIV.)

20. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritter bis sechster Band. 8. Geh.

Der erste bis vierte Band kosten jeder 1 Thlr.; der fünfte und sechste Band jeder 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. 1845—50. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

In besonderer Ausgabe erschienen 1850 und sind einzeln zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 25 Ngr.

Neue Novellen. 1. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

21. **Jeder ist sich selbst der Nächste.** Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.

22. **Kohl (J. G.), Der Rhein.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. 1846. 6 Thlr.

23. **Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen.** Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Kaiser Joseph. — Moses Mendelssohn. — Friedrich Maximilian Klinger. — Georg Forster. — Friedrich Hölderlin. — Elisabeth von Stägemann. — Henriette Herz. — Heinrich von Kleist. — Karl Seydelmann. — Heinrich Zschokke. — Pestalozzi. — Friedrich Fröbel.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1835. 1 Thlr. 20 Ngr.

24. **Liszt (F.), De la Fondation-Goethe à Weimar.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift Franz Liszt's, die uns den Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhallte Idee einer **Goethe-Stiftung in Weimar** aufs neue anzuregen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen Hof von Weimar darzustellen.

In demselben Verlage erschien früher:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 1839. 8. 20 Ngr.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Von **W. Aßmann.** 8. 10 Ngr.

25. **Lüty (H.), Ein Strauß.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

26. **Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde.** Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Inhalt: I. Schauplatz. Volk. Sitten und Gebräuche. Ein Winterabend. Sagen, Aberglauben, Volksgespenster, Volksprophetien. Kleiner Anhang von Nationalliedern. Erzählungen. — II. Der Jesler und sein Weib. Der Friedländer. Ein bewegter Tag. Martel, das Knechtlein todt und lebendig. O Mütterlein ich denke Dein. Die Wirthschaft im Walde. — III. Der Stausser. Eine Mutter vom Lande. Die Haidegräber. Die Erlösungen.

Einzeln erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Eine Mutter vom Lande. Erzählung. Gr. 12. 1848. 1 Thlr. 6 Ngr.

27. **Rußlands Novellendichter.** Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. **Helena Hahn:** Dschellaleddin; Utballa. — **Alexander Puschkin:** Die Capitainstochter. — II. **Nikolaus Pawlow:** Der Maskenball; Der Namenstag; Eine Million; Der Yatagan. — III. **Alexander Herzen:** Wer ist Schuld?

28. **Scharffenberg (S.), Launen und Spiele des Schicksals.** Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

29. **Schücking (L.), Der Bauernfürst.** Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 3 Thlr.

Die Ritterbürtigen. Drei Theile. Gr. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.

Eine dunkle That. Gr. 12. 1846. 2 Thlr.

30. **Seyffarth (W.), Führer durch London und Umgegend.** Mit einem Plane von London. Gr. 12. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Der Plan besonders in Etui 10 Ngr.

Es wird dieser Schrift zur besondern Empfehlung dienen, daß der Verfasser in Anerkenntniß seiner durch mehrjährigen Aufenthalt in London sich erworbenen Vertrautheit mit dem Oertlichen der Stadt und ihren eigenthümlichen Verhältnissen von der königl. sächs. Regierung zum Commissar für die Welt-Industrie-Ausstellung ernannt worden ist.

31. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome VIII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850) kosten zusammen 3 Thlr. 15 Ngr.

32. ———— **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus

dem Französischen übersetzt. Achter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis siebente Theil (1850) kosten zusammen 2 Thlr. 10 Ngr. Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

33. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **C.** und **F. Noback.** Zwei Abtheilungen. Breit 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es verbindet dieses von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene Werk, wie kein anderes auf seinem Gebiete, mit möglichster Vollständigkeit die grösste Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, und es wird daher mit Recht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur begrüsst. Die reichhaltige, ihren Stoff erschöpfende Arbeit verbreitet sich über mehr als tausend Artikel. Der sachkundige Referent der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" sagt von derselben: „**Keine landwirthschaftliche, gewerbliche oder Handels-Lehranstalt, keine öffentliche Bibliothek, keine Staatsbehörde, welcher die Sorge für irgend einen Erwerbszweig anvertraut ist, kein kaufmännisches Geschäft, dessen Leitung auf Intelligenz Anspruch macht, kann dieses Hülfsbuch entbehren.**"

Das Werk kann auch in einzelnen Heften nach und nach bezogen werden.

34. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** Vier Bände. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuerer Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. **Die vorliegende, des classischen Werks vollkommen würdige** deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiss allseitig mit Freuden begrüsst werden.

35. **Wille (Eliza, geb. Sloman), Felicitas.** Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

36. **Zweck und Mittel.** Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleinern Staaten. Von **Lucius Verus.** 8. Geh. 8 Ngr.

Unter der Presse befindet sich und wird demnächst erscheinen:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Claromontano celeberrimo VI ut videtur p. Chr. saeculi nunc primum edidit **Const. Tischendorf.** Gr. 4. Cart. Subscriptionspreis 24 Thlr.

Ein Prospectus hierüber ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit. 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticanam Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Ausländische Commissions-Artikel.

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1851. 8me année. In-12. Paris 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **D. Buenaventura Carlos Aribau.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

T. I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
T. II. Obras de *D. Nicolas* y de *D. Leandro Fernandez de Moratin.*
T. III. Novelistas anteriores á Cervantes.
T. IV. Elegias de Varones illustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
T. V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez,* (el maestro *Tirso de Molina.*)
T. VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
T. VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
T. VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
T. IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
T. X. Romancero general, o Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Augustin Duran.* T. I.
T. XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
T. XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
T. XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
T. XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
T. XV. Obras escogidas del Padre *José Francisco de Isla.*

ספר עקידת יצחק על חמשה חומשי תורה ועל חמש מגלות
שחיבר ר׳ יצחק בן עראמה וספר חזות קשה שחיבר. ועוד
הוספנו פירוש מקור חיים הכולל ביאור תוכן כל שער, ומקורות
המאמרים בדברי רבותנו, הן בחמשה חומשי תורה והן בחמש מגלות,
ובספר חזות קשה. ובראש הספר תולדות הר״ר ז״ל מאת חיים יוסף
פאללאק.

Akedat Jizchak, oder philosophische Abhandlungen über den Pentateuch, mit Bezug auf die jüdische Religionsphilosophie, nebst einer Polemik gegen den Aristotelismus. In 105 Abschnitten dargestellt von **Isaak Arama** aus Zamora in Spanien. Zum achten male abgedruckt, mit Glossar und leichten Commentationen. 5 Bände. Gr. 8. Pressburg. Geh. 5 Thlr.

Dzieje starego i nowego testamentu na wzór niemieckich Kabata na nowo ułożoné przez **X. A. B.** Drugie wydanie. 16. Poznań. Geh. 10 Ngr.

Poplińskí Przykłady do tłomaczenia z łacińskiego na polskie i z polskiego na łacińskie. Część II. na Quintę. Edycya druga. 8. Poznań. Geb. 12½ Ngr.

Treść religii to jest Dzieje starego i nowego Testamentu oraz Katechizm rzymska-katolickiprzez **X. A. B.** Wydanie drugie. 8. Poznań. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 102. —— 24. Mai 1851.

Inhalt.

Der Maiaufstand in Baden.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Wir haben in unserm ersten Artikel eine Reihe von Schriften meist geringern Umfangs zusammengefaßt, welche der Mehrzahl nach die eigene Anschauung oder die eigene Betheiligung der Verfasser an dem badischen Aufstande darlegten und damit großentheils die Absicht verbanden ihren Urhebern als Vertheidigungsschrift zu dienen. Politische Bedeutsamkeit ging diesen Schriften fast ohne Ausnahme auch dann ab, wenn sie über die Schranken blos thatsächlicher Berichterstattung hinausgingen.

Für den gegenwärtigen Artikel haben wir diejenigen Schriften zurückgelegt welche eine vorzugsweis politische Farbe ansichtragen. Mögen dieselben nun zunächst darauf ausgehen, die Entstehung und das Wachsthum der revolutionnairen Elemente aus den obwaltenden Umständen und den freundlich oder feindlich einwirkenden Persönlichkeiten zu erklären; mögen sie den Verlauf der Revolution selbst und das Verhalten der gesetzlichen Regierung ihr gegenüber ins Auge fassen; mögen sie endlich den Ausgang und die Folgen der Revolution zum Hauptgegenstande ihrer Betrachtung machen: immer müssen sie ihren Blick auf den ganzen Zusammenhang der Begebnisse richten, wie sie, schon länger vorbereitet, vom März 1848 bis zum Juni 1849 ins Leben traten; die Erzählung von Einzelheiten muß hier zurücktreten und gleichsam nur als Beleg zu den allgemeinen Behauptungen und Folgerungen angezogen werden.

Von revolutionnairer Seite ist unsers Wissens keine Schrift ausgegangen welche es irgendwie verdiente in diesen Kreis der Besprechung gezogen zu werden; obwol eine derartige Behandlung der betreffenden Ereignisse, die wir keineswegs von vornherein für ganz unmöglich erklären möchten, weit mehr im Interesse der Umsturzpartei hätte liegen sollen als die maßlosen Anfeindungen mit denen ihre Koryphäen sich gegenseitig überschüttet haben. Dagegen sind die vier Schriftsteller welche wir den Lesern in diesem Artikel vorzuführen haben werden alle mehr oder weniger an den verfassungsmäßigen Staatsgewalten des Großherzogthums Baden bis zum Juni 1849 und zum Theil noch weiterhin betheiligt gewesen: zwei nämlich waren Mitglieder des zu der angegebenen Zeit den preußischen Foderungen geopferten Ministeriums, gewöhnlich nach seinem, von den Kammern und in der Verwaltung vorzugsweise thätigen Mitglied „das Ministerium Bekk" genannt; ein drittes Mitglied der badischen Ersten, der letzte Mitglied der Zweiten Kammer.

Wir beginnen mit:

10. Die Bewegung in Baden von Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Von J. B. Bekk. Mannheim, Bassermann. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Man würde es kaum irgend einem Leser verübeln dürfen der in der Erinnerung an Bekk's politische Thätigkeit, an die ihm von demokratischer Unverschämtheit zugefügten Schmähungen und Unbilden, an die ihm nach unsaglichen Mühen und Opfern gewordene unfreiwillige Entlassung aus dem activen Staatsdienst, dessen Zierde er gewesen war, nach seiner Schrift in der Voraussetzung griffe in ihr eine constitutionnelle Parteischrift zu finden, deren Verfasser die ihm so vorzugsweise zugänglichen Quellen begierig ausgebeutet habe um seinen verschiedenen Gegnern Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber schon auf den ersten Blick würde sich ein so gestimmter Leser nicht wenig wundern, wenn er beim Aufschlagen des Buchs dasselbe in Paragraphen getheilt sieht wie das Compendium eines wissenschaftli-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 83 u. 84 d. Bl. D. Red.

chen Systems. Und diese Verwunderung wird sich bei unbefangenem Eingehen auf den Inhalt des Buchs sehr bald zur Bewunderung des Mannes steigern der nach solchen Erfahrungen ein solches Werk zu schreiben vermochte. Eine „Einleitung" in sechs Paragraphen und „Politische Ansichten" in 25 Paragraphen, welche die Schrift eröffnen, enthalten in kurzen, scharfen und sichern Zügen ein wahrhaft praktisches System constitutioneller Staatsweisheit, welches nirgend in unmittelbaren Worten, vielfach aber in klarer Beziehung auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten hinweist unter welchen Bekk berufen war an der Spitze der innern Verwaltung seine Grundsätze zu verwirklichen. Diese einleitenden Abschnitte stellen zugleich die Grundsätze fest auf welchen alle Urtheile in dem weitern Verlaufe des Buchs beruhen; so hat sich Bekk selbst von vornherein jedes willkürliche Urtheil, jede subjective Anschauung abgeschnitten und mit edler Offenheit dem Gegner selbst den Prüfstein seiner fernern Darstellung in die Hand gegeben, und wie wenig er auch die strengste Prüfung fürchtet geht daraus hervor daß er selbst den Leser wiederholt auf diese grundlegenden Paragraphen zurückverweist. Wir können nicht umhin wenigstens den Kern der hier vorgetragenen Lehren mit Bekk's eigenen Worten anzuführen: „Als feststehende Aufgabe der Staatsgewalt muß angenommen werden: das Volk zur Freiheit zu erziehen, daß es dieselbe ohne Nachtheil ertragen lernt" (S. 25). Dies ist nur durch ein parlamentarisches Regierungssystem zu erreichen, „aber das System muß ein wirklich parlamentarisches werden, d. h. die Regierung und die Volksvertretung müssen im Wesentlichen miteinander im Einklang gehen" (S. 32). Dazu aber genügt die bloße, noch dazu meist papierene Verantwortlichkeit der Minister nicht, sondern, wenn auch abgesehen von wirklichen Gesetzesübertretungen der Minister „zwischen der Vertretung und der Regierung in politischer Hinsicht ein entschiedener und principieller Widerstreit besteht, so muß entweder eine Kammerauflösung oder ein Ministerwechsel den Einklang wiederherstellen" (S. 32). Von diesem Standpunkte aus kann Bekk ungleich tüchtiger als mit den herkömmlichen Tiraden sogenannter Conservativer die Unstatthaftigkeit der republikanischen Form für die modernen europäischen Staaten nachweisen (S. 27 fg.); von diesem Standpunkte aus gelangt Bekk zu einem scheinbar gewagten und doch durchaus scharf präcisirten Ausspruch über die Stellung der Regierung zu den Parteien: „Der Satz: daß die Regierung über den Parteien stehen müsse, ist nur wahr wo es sich um die Gerechtigkeit, um den Schutz des Rechts handelt, nicht aber auch im Gebiete der Politik. Hier muß die Regierung, wenn sie stark sein soll, die mächtigste Partei für sich haben" (S. 34), woraus dann auch von selbst folgt daß sie mit ihrer Partei stehen und fallen muß. Eine weitere Folge dieser streng constitutionellen Grundsätze ist es daß die Regierung eine im Verhältniß zur Freiheit der Regierten starke sein muß: „Je stärker durch die Freiheit und die Volksrechte die Kraft der Einzelnen oder der Theile und die des Auseinandergehens wird, desto mehr Stärke muß auch der einheitlichen Macht zutheilwerden um das Ganze zusammen- und aufrechtzuhalten. Freie Staaten haben daher regelmäßig sehr strenge Strafgesetze, um dem Misbrauch der Freiheit zu deren eigenem Schutze mit Nachdruck entgegentreten zu können" (S. 48 fg.). Das war aber eben das Unglück des Jahres 1848, an dessen Folgen wir noch jetzt so schwer zu tragen haben, daß die Freiheit des Einzelnen ein entschiedenes Uebergewicht gewann über die Staatsgewalt; sie erhielt dies Uebergewicht weil die Staaten ihre Aufgabe, das Volk zur Freiheit zu erziehen und die allgemeine Freiheit gegen persönliche Gelüste zu schützen, seit mindestens einem Menschenalter mehr und mehr aus den Augen gesetzt hatten. In der schonendsten Form, aber doch mit dem vollen Gewicht der Wahrheit faßt Bekk dies Verdammungsurtheil über die vormärzliche Staatsweisheit in den Worten zusammen: „Man muß die Ideen, deren Macht unüberwindlich ist, zu rechter Zeit verwirklichen um sie gefahrlos zu machen" (S. 22).

In Baden, doppelt gefährdet durch seine geographische Lage, hatte weder ein wahrhaft parlamentarisches System geherrscht, noch war die Regierung rechtzeitig bemüht gewesen die berechtigten freiheitlichen Ideen zu verwirklichen. Dem ehrenwerthen Streben der badischen Volksvertretung hatte man von jeher das Gorgonenhaupt des Bundestages entgegengehalten. So mußte denn dieser Staat, als im März 1848 die innern und äußern Stützen der alten Politik plötzlich haltlos wurden, in die bedenklichsten Schwankungen gerathen, und kein kleines Opfer war es unter solchen Umständen an die Spitze der Geschäfte zu treten. Dieses Opfer wurde schlecht genug belohnt: die Demokraten wütheten und tobten daß man ihnen den Staat nicht widerstandslos zu völliger Zerrüttung preisgab; die Philister fühlten sich in der sie umgebenden Aufregung unbehaglich und deshalb unzufrieden; den Anhängern des Alten endlich gingen die Concessionen an die Neuzeit, die sie vor Jahren ohne Gefahr hätten machen können und sollen, viel zu weit. So war es nur ein kleiner Theil des Volks welcher dem Ministerium treu und ehrlich zur Seite stand, doch bildete dieser zum Glück die entschiedene Mehrheit der Zweiten Kammer. Bekk beabsichtigt nun nicht sowol die Einzelheiten der revolutionnairen Bewegungen in Baden, sondern vielmehr den, von der Regierung so vielen widerstreitenden Anfoderungen gegenüber eingehaltenen Gang mit actenmäßiger Treue darzulegen. Eine Vertheidigungsschrift ist Dies nur insofern als sich aus den einfach erzählten Thatsachen durchweg ergibt daß Bekk den im Anfange seiner Schrift aufgestellten Grundsätzen stets gemäß gehandelt hat. Und in der That hat er sich streng an das von ihm gefoderte parlamentarische System gehalten, einerseits, indem er jede Einwirkung auf die Regierung die nicht von der verfassungsmäßigen Volksvertretung ausging streng zurückwies, so namentlich zuletzt noch am 13. Mai die Foderungen der offenburger Versammlung, andererseits, indem er stets im

Einklange handelte mit der Mehrheit der Volksvertretung, mochte nun die Anregung zu den Beschlüssen von dieser oder von ihm selbst ausgehen; der einzige Beschluß der Zweiten Kammer dessen verfassungsmäßige Sanction er nur in beschränktem Sinne befürwortete und ausführte war die im November beantragte sehr ausgedehnte Amnestie für die Theilnehmer des Aprilaufstandes. Somit und durch den Nachweis der Unausführbarkeit der etwa vorgeschlagenen Mittel zerfallen die nachträglich erhobenen Vorwürfe daß das Ministerium Bekk nicht mit der erfoderlichen Energie gegen die demokratische Propaganda rechtzeitig eingeschritten sei; es hätte Dies nur auf verfassungswidrigem Wege und noch dazu mit höchst zweifelhaftem Erfolge geschehen können. Es zerfallen vor den hier zuerst genau mitgetheilten Thatsachen ebenso die Vorwürfe welche der Regierung wegen ihrer Flucht am 14. Mai gemacht worden sind. Nur ein Umstand ist es den wir in dieser Schrift mindestens nicht hinlänglich aufgeklärt finden: daß nämlich das badische Ministerium über die damals doppelt wichtige Stimmung seiner Truppen ohne alle ausreichende Kenntniß war. Bekk bezeichnet die Militairmeutereien wiederholt als durchaus unvorhergesehene und überraschende Zwischenfälle; damit aber scheint er uns eine Unkenntniß der Lage zuzugestehen, die wenigstens einer weitern Rechtfertigung bedürfte.

Es kann unser Zweck hier nicht sein näher auf einzelne Thatsachen einzugehen; nur im Allgemeinen müssen wir nachdrücklich hervorheben daß Bekk's Schrift durch Klarheit, Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit ein wahres Muster für die Geschichte einer innern Verwaltung im steten Hinblick auf die parlamentarischen Verhandlungen, zugleich aber die erste sichere Quelle für mehre bisher unklare Augenblicke des badischen Aufstandes ist. Noch bedeutend höher aber stellen wir diese Schrift in einer Beziehung welche der Kritiker selten hervorzuheben Gelegenheit hat, in sittlicher. Gewiß doppelte Anerkennung verdient gerade bei diesem Verfasser die ernste Milde und die durchaus unparteiische Abwägung des Urtheils, der er auf keiner Seite seines Buchs untreu wird. Geschmäht und vertrieben von dem souverainen Unverstand bleibt Bekk der Freiheit und dem Vaterlande unveränderlich treu, wie er später auch thatsächlich wieder in dem erfurter Volkshause und als Präsident der badischen Zweiten Kammer bewiesen hat, und ebenso wenig empfindet er Neid oder Eifersucht gegen seine, unter bewaffnetem Schutze auf dem Regierungssitze gesicherten Nachfolger. Ungesucht und unwillkürlich hat Bekk, indem er ein werthvolles geschichtliches Buch schreiben wollte, zugleich in sich selbst das Bild eines trefflichen Bürgers und Vaterlandsfreundes hingestellt, welches in trüber Zeit doppelt wohlthuend wirkt.

Eine zweite aus dem Schoose des ehemaligen badischen Ministeriums hervorgegangene Schrift ist:

11. Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage. Von Friedrich Nebenius. Karlsruhe, Braun. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Die vorliegende Schrift von Nebenius gehört allerdings nicht in den engern Kreis der badischen Revolutionsliteratur, denn sie enthält sich nicht nur aller thatsächlichen Darstellungen und Erzählungen aus den Mai- und Junitagen, sondern sie bespricht die Stellung Badens zu der deutschen Frage überhaupt in einer Weise welche größtentheils ganz ebenso von den übrigen mittlern und kleinern Staaten Deutschlands gelten kann. Dennoch glaubten wir die Schrift hier nicht ganz übergehen zu dürfen, da sie wenigstens stellenweise Beziehung nimmt auf die besondere Lage in welche Baden durch die augenblickliche Auflösung aller gesetzlichen Ordnung versetzt war, namentlich aber wegen des mit Recht hochgeschätzten und geachteten Namens seines Verfassers, der ohne Zweifel zu den gebildetsten und gewiegtesten Staatsmännern Deutschlands zu rechnen ist. Die Vorrede, welche Ende Juni 1850, also schon nach dem berliner Fürstencongreß geschrieben ist, gibt als wesentlichen Zweck der ganzen Schrift einen doppelten Nachweis an, „einmal daß Preußen, auch wenn die großherzogliche Regierung dem Dreikönigsbündniß beizutreten nicht geneigt gewesen wäre, die Bewältigung des Aufstandes im Großherzogthum zu übernehmen dennoch nicht unterlassen hätte, sodann daß der Beitritt nicht wohl versagt werden konnte, auch wenn man sich nicht im Zustande der Hülfslosigkeit befunden haben würde". Die erste Frage, ob Preußen den Beitritt Badens zur Bedingung seiner Hülfe gemacht habe oder haben könne, ist jetzt in der That eine ziemlich müßige geworden; ihre Beantwortung kann höchstens noch einen Beitrag zur moralischen Würdigung der preußischen Politik während der letzten zwei Jahre abgeben, und für diese Würdigung hat das preußische Ministerium seitdem so viele, weit schwerer wiegende Anhaltspunkte gegeben daß auf jenen Umstand jetzt wenig Werth mehr zu legen ist. Wir begnügen uns deshalb hier damit anzuführen daß Nebenius es entschieden in Abrede stellt Preußen habe seine Unterstützung an irgend eine politische Bedingung geknüpft, zu der es ja auch durch das alte Bundesverhältniß, das nur seine frühere formelle Verfassung verloren hatte, verpflichtet war, zu der es ferner schon um der eigenen Sicherheit namentlich seiner Rheinlande geneigt sein mußte, die es endlich thatsächlich auch der bairischen Regierung in der Pfalz zugutekommen ließ, obwol Baiern seine Abneigung gegen die preußischen Unionsvorschläge damals schon deutlich genug zu erkennen gegeben hatte. Wichtiger ist selbst jetzt noch die Frage: durch welche Gründe sich die badische Regierung zum Anschluß an die Union habe bestimmen lassen, und dieser Ausführung hat Nebenius den beiweitem größten Raum gewidmet. Die leitende Idee welche er dabei zugrundelegt ist die gebieterische Nothwendigkeit einer Constituirung Deutschlands, bei welcher in erster Linie die einheitlichen, in zweiter die freiheitlichen Foderungen des deutschen Volks befriedigt seien. Hierauf hin sprach Baden seine unbedingte Anerkennung der frankfurter Reichsverfassung aus, da sie der einzigen gestellten Bedingung, der Gleichberechtigung Badens den übrigen deutschen Staaten gegenüber, ent-

Digitized by Google

sprach; wol hegt Nebenius gegen manche einzelne Bestimmung in der Reichsverfassung, den Grundrechten und dem Wahlgesetze Bedenken, die er jedoch alle selbst als unwesentlich den höhern Foderungen gegenüber bezeichnet. Das frankfurter Werk scheiterte an Preußen, wie Nebenius meint (S. 12 fg.), auch an der Nationalversammlung, da Unterhandlungen zwischen ihr und der preußischen Regierung leicht eine Einigung herbeigeführt haben würden. In dieser Ansicht können wir allerdings mit Nebenius nicht übereinstimmen, da sich zwischen einer Versammlung deren Macht eine ausschließlich moralische war und einer politischen Macht kaum ein Feld und ein Weg für Unterhandlungen auffinden lassen dürfte, und wir glauben daß der weitere Verlauf der Dinge für uns spricht. Vollkommen treten wir aber wieder der weitern Beweisführung bei daß auch Baden sich, nachdem das frankfurter Werk gescheitert, dem nächsten Versuch anschließen mußte der das Zustandekommen einer einheitlichen Verfassung Deutschlands wenigstens in Aussicht stellte, dem Dreikönigsbündniß; konnte oder mochte man sich doch selbst nach dem berliner Fürstencongreß, wo Nebenius sein Buch abfaßte, noch nicht zu dem Glauben entschließen daß Preußens Minister so bereitwillig die Hand bieten würden ein Werk wieder zu vernichten dessen Fahne ohne Wanken zu tragen sie kurz vorher öffentlich gelobt hatten. Gilt Alles was Nebenius für die Union und namentlich gegen den münchener Verfassungsentwurf der Napoleonischen Königreiche ausspricht in ziemlich gleichem Maße für die meisten deutschen Staaten, so kommt er gegen das Ende seiner Abhandlung nochmals auf die besondere Lage Badens zurück. Er hebt hier hervor daß Baden nicht nur eigene Schuld, sondern zugleich fremde Verschuldungen gebüßt habe (S. 51):

Seine Revolution war das Product einer allgemeinen Gährung, deren Niederschlag sich auf unserm Boden von allen Seiten abgesetzt hat. Das Großherzogthum wurde zum Schauplatz der Schilderhebung der demokratischen Partei fast des gesammten Deutschlands und der fremden Propaganda ausersehen, nicht weil es mehr als manche andere Länder für unterwühlt galt, und nicht weil es der Sitz der leitenden Macht der weitverzweigten Umsturzparteien war, die vielmehr, wie nicht zu bezweifeln ist, anderwärts ihren Centralpunkt hatten. Sie concentrirten ihre wühlerischen Bestrebungen zunächst in Baden, nicht nur weil sich hier die Vereinigung ihrer Kräfte von allen Seiten her durch die geographische Lage des Landes erleichtert fand, sondern hauptsächlich weil diese Lage den Aufständischen den Rücken deckte und ungefährlichen Rückzug sicherte.

Was so dem Aufstande zustattenkam, eben Das hemmte die Regierung (S. 52):

Sie befand sich seit dem Beginne der Bewegungen, die zu dem Aufruhr führten, in einer Lage in der sie die nachtheiligen Folgen ihrer Abhängigkeit als Glied eines Ganzen in vollem Maße zu tragen hatte, ohne in der Macht dieses Ganzen den Schutz und die Unterstützung zu finden die sie zur Abwehr jener Nachtheile bedurfte und anzusprechen berechtigt war. Man darf wol behaupten daß es ungeachtet der energischen Bestrebungen der demokratischen Partei und der mislichen geographischen Lage des Landes zu dem Entsetzlichen das wir erlebten nicht gekommen sein würde, wenn die Regierung nicht durch ihre Stellung als Bundesglied zu einer Reihe von Maßregeln die nicht in ihrer Absicht lagen genöthigt und von Schritten die sie für heilsam hielt durch Rücksichten auf diese Stellung abgehalten worden wäre.

Wir haben diese Stellen, an welche sich unmittelbar eine höchst ehrenvolle Erwähnung des Staatsraths Bekk und seines oben besprochenen Buchs anschließt, hier deshalb hervorgehoben, weil sie uns wenigstens für den vorliegenden Zweck den Kern der ganzen Schrift zu bilden scheinen, insofern sie dem Aufstand in Baden seine gehörige Bedeutung für ganz Deutschland anweisen, dann weil gerade aus ihnen Nebenius mit verdoppeltem Nachdruck die Nothwendigkeit einer einheitlichen deutschen Verfassung herleitet, die bei voller Wahrung der Rechte jedes einzelnen Staats eine solche Bezeichnung mehr verdiene als der alte Bundestag. Dies ist auch der lebhafte Wunsch mit welchem Nebenius in warmen Worten seine Schrift schließt, eine Schrift der wir um ihres gediegenen Inhalts willen nur eine etwas leichtere und fließendere Form wünschten, damit die Wahrheiten die sie ausspricht auch dadurch leichtern Eingang in weiten Kreisen finden möchten.

Einen wesentlich andern Standpunkt nimmt ein Buch ein dessen Verfasser ritterschaftliches Mitglied der badischen Ersten Kammer ist:

12\. Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung, mit Rücksicht auf die „Bewegung in Baden" von J. B. Beck, dargestellt von Heinrich von Andlaw. Erste und zweite Abtheilung. Freiburg im Breisgau, Herder. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Der Freiherr von Andlaw gehört durch und durch zur ultramontanen Partei. Ihm ist die Reformation eine „Kirchenrevolution" und ihre Folge „die Zerstörung der innern Einheit in Staat und Kirche" (II, 4). Ihm sind gelegentlich die Siccardi'schen Gesetze in Sardinien „gottlos menschliche Gesetze" (II, 125), er verlangt dagegen: „Man gestatte der Kirche, wie nun in Oestreich geschieht, die volle Entfaltung ihrer segensvollen Kräfte!" (I, 23), worunter man wol nichts Anderes verstehen kann als die Fügsamkeit des k. k. Cultusministers unter die Foderungen des römischen Episkopats und die gleichzeitige Rücksichtslosigkeit gegen die gerechtesten Beschwerden der Protestanten. Damit steht es denn im besten Einklange daß der Freiherr von Andlaw die Aufhebung der Klöster bitterlich beklagt (I, 48). Es ist eine bekannte und anerkannte Sache daß der Ultramontanismus alles Nationalgefühl von vornherein gänzlich ausschließt und ignorirt. So wirft denn auch unser Verfasser die Frage auf: Wer ist das Volk? (I, 11), aber zu einer Antwort auf diese Frage vermag er natürlich nicht zu gelangen, und so findet sich denn auch nirgend eine Spur davon daß der Freiherr von Andlaw für den Begriff oder das Gefühl der Nationalität ein Organ hat. Wo dies aber fehlt, da können wir auch durchaus keine Befähigung anerkennen die Ereignisse der letzten Jahre zu beurtheilen. Soviel über den Standpunkt des Freiherrn von Andlaw überhaupt. Wir betrachten zuerst die zweite Abtheilung seiner Schrift etwas genauer und finden daß

sich dieselbe kaum füglich unter dem Titel „Der Aufruhr und Umsturz in Baden" befassen läßt, da sie die deutsche Verfassungsangelegenheit zu ihrem ganz ausschließlichen Gegenstande hat und nur hier und da einen Seitenblick auf das Verhalten der badischen Abgeordneten u. dergl. wirft. Ferner aber ist diese zweite Abtheilung das Product einer höchst überflüssigen Buchmacherei. Thatsächlich enthält sie schlechterdings nichts Neues, druckt aber den größten Theil der Deutschen Grundrechte und der Deutschen Reichsverfassung ab, um hier und da eine ziemlich unbedeutende Bemerkung daran anzuschließen. Wie wenig aber der Freiherr von Andlaw überhaupt berechtigt ist über die deutsche Frage mitzusprechen, mögen seine eigenen Worte beweisen wie folgt (II, 54):

Ich habe mir nicht die Aufgabe gesetzt eine pragmatische Geschichte der Nationalversammlung zu schreiben, habe weder den Beruf in mir gefühlt nach Muße gefunden die endlosen Reden und Verhandlungen zu lesen; kaum habe ich sogar in eine oder die andere der zahlreichen Schriften welche sich mit dem Parlamente befaßten einen Blick geworfen. Was ich daher mittheile beruht auf Eindrücken, wie sich die wechselnden Bilder meinem Gedächtnisse, ohne fortlaufenden Zusammenhang, zum Theil aus eigener Anschauung eingeprägt haben.

Wahrlich, solche abgerissene, subjective Eindrücke mitzutheilen, Das war mehr als überflüssig! Wir lassen deshalb diese ganze Abtheilung aufsichberuhen.

Die erste Abtheilung des Andlaw'schen Buchs hat unbedingt einen höhern Werth als die zweite, da sie wenigstens eine genaue Sachkenntniß des Verfassers beweist. Sie führt übrigens die Geschichte des badischen Aufstandes nur bis zum April 1848. Eine Fortsetzung ist unsers Wissens bisjetzt nicht erschienen. In unverkennbarer Nachahmung des Buchs von Bekk eröffnet auch der Freiherr von Andlaw das seinige mit einer „Einleitung" und „politischen Grundsätzen"; nur sind die letztern himmelweit von der klaren Einfachheit entfernt welche die von Bekk aufgestellten auszeichnen. Erbitterung gegen die alleinseligmachende Bureaukratie und den hochmüthigen, verwickelten Geschäftsschlendrian vormärzlicher Zeiten ist ihr einer Bestandtheil. Hier könnten wir dem Verfasser in seinen Resultaten vielfach beistimmen; nicht so in seinen Motiven, da es ihm vor allem um die Rückkehr zu vordenklichen urpatriarchalischen Zuständen zu thun ist: möchte er doch sogar die ganze Buntscheckigkeit des weiland Heiligen römischen Reichs mit seinen schockweisen Halbsouverainetäten wiederherstellen (II, 13). Wie wenig Klarheit aber auch in die Beurtheilung dieser Misverstände eingedrungen ist, beweist die Verwirrung mit der Gesetze aus den letzten vormärzlichen Zeiten und Einrichtungen aus den ersten Bundestagszeiten, ja noch früher nebeneinander ordnungslos vorgenommen und getadelt werden; ein besonderer Abschnitt (I, 67—70) verliert sich in die Specialitäten der „Brandversicherung" und des „Amtsbotenwesens". So findet in der ganzen Schilderung der öffentlichen Zustände vor 1848 ein wirres Durcheinander, ein Durcheinanderwerfen des Wichtigsten und des Kleinlichsten statt, welches auf den Leser selbst dann einen höchst unerquicklichen Eindruck macht, wenn er dem Verfasser in den Sachen wenigstens theilweise Recht gibt. Der Freiherr von Andlaw bekämpft aber noch einen weitern Feind: das constitutionnelle System oder die parlamentarische Regierung. Eine streng nach Ständen, Besitz und Interessen geregelte Organisation des Volks, wo jede kastenartig gesonderte Classe, also z. B. das Junkerthum, seine „eigenen Rechte" (I, 19) ausschließlich vertheidigt, und eine hiernach bestimmte Betheiligung der einzelnen Volkstheile an der Regierung wäre ihm schon recht; aber die constitutionnelle Volksvertretung ist ihm ein Schrecken aller Schrecken. Wenn sich freilich der Freiherr von Andlaw bemüht hätte die hierhergehörigen Begriffe sich einigermaßen klarzumachen, würde er nicht von dem „in dem Grundsatze der Volksvertretung bereits liegenden Communismus" (I, 14) zu reden wagen, würde er nicht zu der Abgeschmacktheit kommen das „salus patriae suprema lex esto" ohne Weiteres für einen „heidnischen Gedanken" (I, 8) zu erklären. Einen Streit über diese Punkte mit Vernunftgründen auch nur zu beginnen, wäre den Lesern d. Bl. gegenüber fast eine Unhöflichkeit; es genüge aus jenen wenigen Aeußerungen von neuem zu constatiren wie der Ultramontanismus mit dem crassesten Absolutismus Hand in Hand geht. Das war freilich von dem Freiherrn von Andlaw nicht zu verlangen daß er bedenken und erkennen solle, wie eben der Schein des constitutionnellen Systems, welchen die vormärzlichen Regierungen um sich zu verbreiten suchten, zu jener tief eingewurzelten Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Lebens führen mußte, deren Ursache er in dem Wesen des Constitutionalismus sucht. Nicht vorhanden ist für jene Partei die Thatsache daß die beiden Großmächte, die trotz aller Versprechungen dem constitutionnellen System den Eintritt in ihre Staaten ein Menschenalter lang durch alle Mittel des Polizeistaats unmöglich gemacht hatten, im Frühlinge 1848 dem Umsturz ebenso wehrlos anheimfielen als irgend einer der vergleichungsweise machtlosen Staaten des übrigen Deutschlands, in denen der Bundestag bis dahin wenigstens ein unschuldiges Spiel mit Scheinverfassungen gestattet hatte. So beruht denn des Freiherrn von Andlaw ganze politische Weisheit auf Voraussetzungen, die praktisch gerade so ungerechtfertigt dastehen wie theoretisch.

Von Seite 70—178 der ersten Abtheilung gibt der Freiherr von Andlaw eine zum Glück mit politischen Ausführungen spärlicher durchwebte Erzählung der Vorgänge in Baden aus dem März und April 1848; ein zusammenhängendes und vollständiges Ganzes bildet dieselbe gerade nicht, bringt indessen doch manche neue Einzelheit bei und ist somit jedenfalls der erträglichste Theil seiner ganzen Arbeit. Wie wir aber oben bei der Schrift des Staatsrath Bekk mit besonderer Freude den sittlichen Werth derselben hervorhoben, die Milde und Unparteilichkeit seines Urtheils, so müssen wir hier noch erwähnen daß das Gleiche von dem Buche des Freiherrn von Andlaw nicht gesagt werden kann. Mit der größten Bitterkeit greift er fast alle irgend betheiligten Per-

Digitized by Google

sonen an, und es grenzt an das Komische daß die einzige Person für die er ein Wort der Anerkennung findet der berufene Regierungsrath und weiland Censor in Manheim von Uria ist (I, 159 fg.). Gegen alle Häupter der constitutionellen Partei aber steigert sich sein Ingrimm bis zu offenbaren Verdächtigungen: über den herrlichen Friedrich von Gagern, den Andlaw in einer hier abgedruckten Kammerrede selbst „einen der besten Söhne des Vaterlands" nennt (I, 168), wird (I, 146 fg.) ein Artikel des ultramontanen „Deutschen Volksblatt" billigend angezogen, der aus einem ganz andern Tone spricht. Und ist es keine Verdächtigung, wenn Bekk (I, 17) den Staatsmännern beigezählt wird welche „grundsätzlich, wennschon nicht in schlimmer Absicht, mit der Revolution einverstanden sind", oder wenn es heißt daß „die badische Regierung sich dem Verdachte blosßstellte die verlangte Freiheit im Sinne des Unglaubens zwar zu gestatten, aber den Keim des Verderbens im Innern der bestehenden Kirchen fortwährend nähren und damit dem Unglauben dienstbar erhalten zu wollen" (I, 104). Aehnlich werden denn natürlich auch Ehrenmänner wie Welcker, Bassermann, Soiron als lauter verkappte Umsturzmänner, als Girondisten (I, 156) bezeichnet. Bei solchen erbitterten Angriffen macht es denn freilich auch keinen günstigen Eindruck daß der Freiherr von Andlaw seine angeblich thatsächlichen Darstellungen auf bloße Gerüchte ausdehnt (I, 107, 109, letzteres durch Bekk bereits widerlegt), und wenigstens objective Wahrheit wird wol Niemand in folgenden Worten finden (I, 95):

Die Preßfreiheit bestand eigentlich für die Partei des Umsturzes schon längst, und wenn in einzelnen Fällen Censoren nach ihren Vorschriften handelten, so hatte Dies entweder den Erfolg die Ausbrüche gegen vorgeblichen Preßzwang noch zu steigern, oder dem Censor das Misfallen seiner Vorgesetzten zuzuziehen.

Wir haben uns nicht gerade mit Vergnügen ziemlich lange bei dem Buche des Freiherrn von Andlaw aufgehalten, weil es, soviel wir wissen, der einzige literarische Vertreter einer Partei ist die nicht geringe Hoffnungen hat das Erbe der wirklichen Umsturzmänner ab intestato anzutreten und mit ihren Anstrengungen hinter ihren Hoffnungen nicht zurückbleibt. Nicht die Ansichten, auch nicht einmal die Absichten dieser Partei sind es zunächst die uns derselben mit aller Entschiedenheit entgegentreten ließen, sondern vor allem der Terrorismus, den sie wie jede extreme Partei gegen Jedermann auszuüben geneigt ist der nicht zu ihrer Fahne schwört. Der Freiherr von Andlaw hat seine Gegner, und Dies ist ihm die constitutionnelle Partei mehr als die radicalste Demokratie, glücklicherweise nur auf dem Papier verurtheilen können. Noch hat seine Partei den geträumten Sieg in Baden nicht in Händen, und es ist ein unleugbares großes Verdienst der gegenwärtigen badischen Regierung daß sie sich von einem solchen Bundesgenossen ferngehalten hat. So allein ist eine wirkliche Heilung der schweren Wunden an denen das Land leidet mit der Zeit zu hoffen. Möge das Buch des Freiherrn von Andlaw wenigstens den Nutzen schaffen daß es Denen die die Geschicke Badens leiten die Augen öffnet über das neue Elend welches drohen würde, wenn die Partei deren Ausdruck es ist zur Gewalt gelangte!

Eine ganz andere, wohlthuende Luft umfängt uns, indem wir endlich dazu schreiten das umfassendste und gehaltreichste der uns vorliegenden Bücher zu besprechen. Sein Verfasser besitzt als Mensch, als Gelehrter und als öffentlicher Charakter alle die Eigenschaften die etwas wahrhaft Bedeutendes erwarten lassen:

13. Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution. Von Ludwig Häusser. Heidelberg, C. F. Winter. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Wir haben an Häusser's „Denkwürdigkeiten" zunächst zu rühmen daß die gediegene Schönheit der Darstellung, die abrundende Zusammenfassung aller Einzelheiten zu kleinern und größern Gruppen in einem Grade fesselt der jede Unterbrechung der einmal begonnenen Lecture erschwert, selbst wenn man mit dem behandelten Gegenstande schon aus andern Bearbeitungen vertraut ist. Es hängt diese formelle Vollendung des Werks aufs engste damit zusammen daß es weniger den Charakter einer politischen als den einer geschichtlichen Arbeit ansichträgt. Wir finden den letztern nämlich darin daß das Buch erstens nirgend bestimmten Parteizwecken dient, wie Das z. B. bei der eben besprochenen Schrift des Freiherrn von Andlaw der Fall ist; ferner darin daß nicht bestimmte politische Doctrinen als Maßstab für die Beurtheilung der Personen und ihrer Handlungen aufgestellt werden und gleichsam wie Wegweiser durch das ganze Werk hindurchleiten. Wir haben oben bei dem Buche von Bekk besonders dessen sittlichen Werth betont; in anderer Beziehung können wir Dasselbe thun bei Häusser's „Denkwürdigkeiten". War es dort die Persönlichkeit des Verfassers welche man aus seiner Schrift verehren lernte, so tritt bei Häusser an die Stelle der Milde welche wir an Bekk rühmten die größte Entschiedenheit, ja Derbheit, welche durchaus kein Bedenken trägt von „ungerathenen Buben" u. dgl. zu sprechen; aber jedes solche harte Urtheil ruht nicht auf politischen Antipathien, sondern auf ernst sittlichem Grunde. Es ist gerade ein besonderes Verdienst von Häusser daß er die ganze Unhaltbarkeit, Verworfenheit und Nichtigkeit des badischen Aufstandes weder aus den äußern Umständen noch aus irgendwelchen politischen Glaubensartikeln herleitet, sondern fast ausschließlich aus der sittlichen Halt- und Bodenlosigkeit, aus dem Geist der Lüge, aus der völligen Auflösung aller Zucht und Ordnung, welche die bewegende Kraft aller Revolutionshäupter in den Stadien der Vorbereitung sowol als während der jämmerlichen Durchführung war. Ein Geist der Halbheit und der Unwahrheit war es der unter den Fittigen des Bundestags lange vor dem März 1848 in den Cabineten deutscher Fürsten schaltete und waltete; seine Frucht war die Revolution. Aus dieser Schule ging die noch viel ärgere Unwahrhaftigkeit und Frivolität hervor welche die Märzbewegung scheitern und ihre Ziele verfehlen ließ.

Auf etwa 90 Seiten gibt Häusser zuerst eine Schilderung des badischen Staatslebens, wie sich dasselbe seit der Bildung des durchaus unorganisch zusammengewürfelten Staatsgebietes und seit Gründung seiner constitutionnellen Verfassung bis zu der Märzbewegung entwickelt hat. Der bekannteste Name aus dieser Zeit ist der des Herren von Blittersdorff. Das Resultat seines unseligen Wirkens wird in folgende Worte zusammengefaßt (S. 70):

So hatte die Regierung eine Opposition hervorgerufen und genährt, die nur der extremen Partei zugutekam; sie hatte die erste Verbindung zwischen Liberalen und Radicalen begründet, ihr eigenes Ansehen untergraben, das Vertrauen zu den bestehenden Institutionen erschüttert und in das kleine Land einen Parteikampf verpflanzt, dem es im Augenblicke einer größern Bewegung vollends unterliegen mußte.

So eingewurzelte Uebelstände konnte das Wohlwollen und die Gerechtigkeit der Männer welche seit Blittersdorff's „viel zu spätem" Rücktritt die Geschäfte leiteten nicht sofort ausrotten, denn es war kein Boden vorhanden in den sie mit Aussicht auf eine gedeihliche Ernte den Samen einer bessern Zeit hätten legen können; sie konnten nur im Einzelnen ausbessern, ein durchgreifendes Wirken des neuen Geistes, dem die Constitution eine Wahrheit sein sollte, hätte ungleich längere Zeit gebraucht als hier vergönnt war. Namentlich aber konnte sie nicht im Laufe weniger Jahre die durchgehende Unzufriedenheit ausrotten welche alle Theile der Bevölkerung in Baden ergriffen, einen politisch zuverlässigen und einsichtigen Mittelstand im Entstehen erstickt, selbst bei sehr vielen Beamten alle Zuverlässigkeit, Thatkraft und Anhänglichkeit untergraben hatte. So kam es denn endlich zu der traurigen Erscheinung daß ein Aufstand ausbrach, den weder großartige politische Ideen noch starke Charaktere leiteten. Die Lust an Unfug und der Ungesetzlichkeit, die „gemüthliche Anarchie" als Product des „souverainen Unverstandes" war die Quelle und das Ziel des Unheils; sophistische Advocatenweisheit und der schnödeste Eigennutz bemächtigte sich der Leitung; und nicht ein gemeinsames, auf politischer Ueberzeugung ruhendes Auftreten der bewaffneten Macht, sondern eine rohe und wüste Soldatenmeuterei vollendete den Umsturz. Der größte Theil der Schuld, die vorhandenen schlechten Elemente immer tiefer in das schlimme Treiben hineingezogen und für selbstische Zwecke ausgebeutet zu haben, fällt nach Häusser auf Brentano (S. 151):

Wir wissen wohl daß die Rolle künstlicher Mäßigung, die er später spielte, ihm eine mildere Beurtheilung erworben hat, aber der Wahrheit die Ehre: unter allen Menschen die seit dem März 1848 in Baden am öffentlichen Leben theilgenommen haben trifft keinen Einzigen eine so persönliche furchtbare Verantwortung wie ihn; kein Einziger hat die Achtung aller Parteien — zuletzt auch seiner eigenen — so sehr verdient wie eben Brentano.

Es führt uns Dies wieder auf die schon früher berührte Frage: ob denn dem badischen Ministerium vom März 1848 bis zum Mai 1849 gar keine Mittel zugebotegestanden den Geist der Zuchtlosigkeit zu brechen, ob nicht eine größere Energie der Regierung das Aeußerste verhütet haben würde. Häusser beantwortet diese Frage dahin daß allerdings ein strafferes Anziehen der Regierungsgewalt wünschenswerth und vielleicht nicht erfolglos gewesen sein würde; nicht aber betheiligt er sich an den persönlichen Vorwürfen die deshalb die lange unsichtbar gewesene Reactionspartei nachträglich unter dem Schutze preußischer Bayonnete gegen Bekk und seine Amtsgenossen mit widerlichem Lärm erhoben hat (S. 111 fg.):

Es konnte nicht fehlen daß unverständige und verkehrte Foderungen genug auftauchten und daß die Regierung nicht Autorität genug besaß sie abzuwehren. Ihr Vorwürfe darüber zu machen war leicht; am lautesten haben es Die gethan deren klägliche Politik vor dem März die Regierung und ihre Autorität untergraben half, und deren weiser Rath in den Tagen der Krisis und Gefahr völlig verstummt war. Das Schlimme und Peinliche der Lage war nicht darin zu suchen daß die Regierungen alle billigen und ausführbaren Foderungen bewilligten, sondern vielmehr darin daß sie auch die unbilligen und unausführbaren nicht mehr verweigern konnten.

Nur einen oder zwei Augenblicke gab es wo die Regierung eine größere Kraft hätte entwickeln können und sollen, inmitten der moralischen Niederlage welche das Mislingen der April- und Septemberaufstände für die radicale Partei mitsichführte; aber selbst hier waren es menschlich edle Beweggründe welche das Ministerium davon abhielten „Kühnheit der Kühnheit entgegenzusetzen" (S. 137):

Humanität und Toleranz sind in solchen Lagen immer verderblich und noch selten ist es einer Regierung gedankt worden daß sie eine misglückte Empörung nicht nach Kräften benutzte. Aber dazu waren die in Baden regierenden Männer zu vorsichtig, zu human; wer Bekk und Brunner oder Hoffmann oder Nebenius kannte, Dem war es kein Räthsel warum die Regierung so moderirt und so ohne alle Gewaltsamkeit verfuhr. Diese Männer alle ließen sich eher von der „Legalität" langsam aufreiben, ehe sie die rücksichtslose, durchgreifende Kühnheit entfaltet hätten, die in Revolutionen und gegen Revolutionen allein zum Ziele führt. Einer der wenigen Männer welche diese durchgreifende Energie und Härte besaßen war Mathy; er hätte nach dem ersten Aufruhr allerdings mit der revolutionnairen Partei ganz anders verfahren und damit den Unentschiedenen, Furchtsamen und Zweideutigen wieder die Gewalt gezeigt an die sie sich anzuschließen hatten.

Wir müssen es uns versagen auf die reichen Einzelheiten irgend einzugehen welche Häusser's Werk in überraschender Fülle bietet. Theils als Augenzeuge, theils durch die ihm gestattete Benutzung aller Untersuchungsacten und sonstiger amtlicher Papiere, theils durch zahlreiche glaubwürdige Mittheilungen Einzelner wurde er in den Stand gesetzt ein Buch zu liefern welches ein ebenso lebensvolles Gemälde jener Zustände liefert als es wol die bedeutendste Quellenschrift für die Geschichte des badischen Aufstandes bleiben wird. Nicht blos für Baden, sondern für alle deutschen Staaten enthält es die eindringlichsten Lehren und Warnungen, aber kaum kann man von der Gegenwart erwarten daß sie dieselben würdigen und benutzen wird, und so kann man sich der Befürchtung nicht entschlagen daß die Gräuel die Baden hat über sich ergehen lassen müs-

Digitized by Google

sen in der Geschichte unsers Jahrhunderts nicht vereinzelt dastehen werden. Noch sind die Ursachen der Krankheit nicht hinweggeräumt, und wo die wahren Mittel gegen dieselben wachsen, Das scheinen die politischen Heilkünstler unserer Tage nicht zu wissen, die höchstens Pflaster und Salben gegen einzelne, oft nicht einmal gegen die wirklichen Krankheitssymptome zu verschreiben verstehen. Ihnen und allen Denen die es wohlmeinen mit dem Vaterlande wollen wir zum Schlusse unsers Aufsatzes die Worte zu beherzigen geben mit welchen Häusser sein treffliches Buch schließt:

Zu tief hat sich die Verbitterung in das Innere unserer Gesellschaft eingewühlt, indessen eine Fülle kostbarer Kräfte ungenützt verdorben oder in brütender Contemplation verwildert ist. Die sittlichen Bänder welche unsere Gewalten mit der Gesellschaft verknüpfen haben — darüber täusche man sich nicht — an haltbarer Stärke merklich nachgelassen, aber das Unkraut revolutionnairer Gelüste und die Erinnerung des einmal gekosteten revolutionnairen Genusses wirkt in wuchernder Ueppigkeit um so unbeschränkter fort, je weniger man es versteht mit sittlichen Momenten das wankende Gebäude unserer öffentlichen Ordnung zu stützen.

Sehen wir einmal von dieser Seite durch die Lenker und Berather im großen Kreise des ganzen Vaterlands den Anfang gemacht zu der einzigen dauernden „rettenden That", sehen wir das Recht geschützt und die Eide bewahrt, sehen wir der zügellosen Gewalt ein Ziel gesetzt und mit Ernst die Wege eingeschlagen zu einem wahren, ehrlichen und gewissenhaften Regiment, dann wollen wir die Revolution für überwunden halten, und in all den großen und kleinen Erschütterungen der jüngsten Jahre, zunächst in unserm engern Heimatlande gern die warnende Deutung erkennen die sie nach oben und unten bewähren sollten.

50.

Geologische Bilder von Burmeister.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Wie wir in dem frühern Artikel zusammengefaßt haben was unser Verfasser über die Bildung der festen Erdoberfläche in verschiedenen Aufsätzen sagte, so möchten wir hier zwei Aufsätze vereinigen, in denen der Mensch der vollkommenste Erdenbewohner geschildert wird, ein mal nach dem Merkmale das seinen Körper von dem der Thiere am charakteristischsten unterscheidet, das andere mal nach dem Geiste wie er in dem Körper enthalten ist.

Wo es darauf ankommt nicht blos zwei Thierarten, sondern ganze Gruppen zu unterscheiden und in Bezug auf ihre Verwandtschaft zu beurtheilen, ist es die Aufgabe des Zoologen diejenigen Körpertheile jeder Art und Gruppe aufzufinden durch welche dieselbe am deutlichsten, am bestimmtesten von allen andern sich unterscheidet. Dies zu thun ist auch die Absicht des Verfassers, wenn er uns hier den menschlichen Fuß als Charakter der Menschheit schildert. Nicht Das ist seine Meinung daß der Fuß allein den Menschen vom Thiere unterscheide, sondern daß kein Körpertheil sich weiter als der Fuß von dem entsprechenden Körpertheile der Thiere entferne, wie denn auch der aufrechte Gang, den man von jeher als die auffallendste körperliche Eigenthümlichkeit des Menschen aufgeführt hat, durch die Form und Stellung des Fußes und Beins hervorgebracht wird. Aber nicht blos die Unterscheidung menschlicher Formen von den thierischen ist das Resultat dieser Untersuchungen, sondern auch die Beurtheilung und Classificirung der verschiedenen Formen des menschlichen Fußes unter sich, indem wir diejenige Form als die schönste ansprechen müssen welche sich am weitesten von den thierischen entfernt. Eine solche Auffassung gibt uns also auch für künstlerische Betrachtungen einen vortrefflichen Anhaltspunkt und ist dadurch umsomehr einer allgemeinen Beachtung werth.

Wie man bei keinem organischen Körper einen einzelnen Theil ganz für sich allein betrachten darf, so müssen wir auch hier Rücksicht nehmen auf die Theile mit denen der Fuß zunächst in Verbindung steht und mit welchen er gemeinschaftlich Bewegungen ausführt. Es sind Dies die zwei Theile des Beins, der Ober- und der Unterschenkel. Schon bei Vergleichung dieser Theile mit denen der Thiere ergibt sich der interessante Umstand daß der Oberschenkel des Menschen an Länge die aller Thiere übertrifft. Das menschliche Schenkelbein erreicht nämlich den vierten Theil der Gesammtlänge des Menschen, während es bei den Säugethieren nur ein Achtel, ein Siebentel, höchstens ein Fünftel ausmacht. Dasjenige Thier welches nach dem Menschen den längsten Schenkelknochen besitzt ist ein Geschöpf mit dem wir allerdings nicht allzu geneigt sind uns zusammenzustellen, es ist der Frosch. Vergleichen wir ferner das Verhältniß der einzelnen Theile des Beins und Fußes untereinander, so erhalten wir ein nicht minder wunderbares Resultat, indem nämlich diese Vergleichung zu dem Elefanten hinführt, als dem Geschöpfe welches hierin mit dem Menschen die meiste Uebereinstimmung zeigt. Die Bedeutsamkeit der hervorgehobenen Verhältnisse ergibt sich schon daraus daß gerade von Thieren welche sonst menschlicher Bildung am nächsten stehen kein einziges in diesem Punkte Uebereinstimmung zeigt. Außerdem aber sind die beiden erwähnten Thiere auch noch durch das Größenverhältniß ihres Fußes auf das auffallendste untereinander und vom Menschen unterschieden. Wir finden nämlich beim Elefanten, diesem kolossalsten aller Thiere, das allerkleinste, herrlichste Füßchen, sodaß es füglich für das chinesische Ideal von Fußbildung gelten kann. Auf der andern Seite aber entfernt sich der Fuß des Frosches noch mehr von dem menschlichen durch seine verhältnißmäßig riesige Größe als der des Elefanten durch seine Kleinheit. Er übertrifft nämlich die Länge des Schenkels um ein Bedeutendes. Doch nicht blos im Knochenbau zeigt das Bein des Menschen wesentliche Unterschiede von dem der Thiere, bedeutender noch sind die Verschiedenheiten in den Fleischtheilen. Kein Thier nämlich besitzt das wohlgerundete, gerade gestreckte Bein des Menschen. Es liegt der Oberschenkel der meisten Säugethiere, sowie aller Vögel dem Bauche so dicht an daß er nicht für sich frei hervortritt, sondern nur unter

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr 64 u. 65 d. Bl. D. Red.

der Bauchhaut sich hin- und herbewegt. Der aufrechte Gang ist eben bedingt durch eine gerade Streckung des Schenkel- und Kniegelenks, und dazu sind diese Thiere nicht im Stande. Doch wir müssen dabei etwas weiter auf die Structur des thierischen Beins eingehen um verständlich zu sein. Wenn man nämlich das Hinterbein eines Säugethiers ins Auge faßt, so sieht man von dem Oberschenkel nur etwas vorspringende Contouren an der Seite des Bauches, und findet dann daß eben dort wo sich das Bein vom Leibe abtrennt, daß dort schon das Kniegelenk sich befindet, ausgezeichnet dadurch daß seine Biegung nach vorne gerichtet ist. Es ist bei den uns umgebenden höhern Thieren nicht gerade, sondern stets gebogen, und so gehen denn die Thiere sammt und sonders mit krummen Knien, selbst die Affen, die Fledermäuse und Amphibien, bei denen der Oberschenkel weniger dem Bauche genähert ist. Wieder ein Beweis wie der Begriff des Schönen am menschlichen Körper mit der Entfernung von den thierischen Formen zusammenfällt. Gehen mit krummen Knien ist häßlich, weil es den Menschen dem Thiere näher bringt als sein Bau es heischt und bedingt. Wenn wir aber den thierischen Fuß, d. h. hier wie überall, die hintere Extremität der Thiere, noch weiter betrachten, so finden wir ein Gelenk das wir in Vergleichung seiner Lage am Beine auf den ersten Anblick wol für das Kniegelenk halten könnten, wenn es nicht seine Biegung nach hinten hätte. Es ist dasselbe nichts Anderes als das Fußgelenk, welches so hoch hinaufgerückt ist. Es treten die meisten Thiere also nicht mit dem ganzen Fuße auf. Sie sind keine Plattfußgänger wie der Mensch, sondern nur die Zehen oder die Spitze der Zehen erreicht den Boden, der hintere und mittlere Theil des Fußes aber ist außerordentlich verlängert, steht mehr oder weniger senkrecht und bildet am Fußgelenk mit dem Unterschenkel nicht einen rechten, sondern einen viel kleinern Winkel. Zu den Plattfußgängern gehören indeß doch einige Thiere, und zwar außer den Affen nur Thiere mit sehr niedrigen Beinen, nämlich die Bären, Ratten, der Dachs und die frosch- und eidechsenähnlichen Amphibien. Die übrigen Thiere bezeichnet man als Zehengänger. Zu ihnen und besonders zu der Abtheilung der Hufgänger (Pferde, Esel rc.), welche nur mit den äußersten Zehenspitzen den Boden berühren, gehört auch der Elefant; sein Fußbau ist also ein ganz anderer als der menschliche. Den menschenähnlichsten Gang haben die genannten Plattfußgänger, sie sind aber unterschieden durch die Bildung des Fußes selbst.

Die Bildung des menschlichen Fußes ist weit complicirter als die der Abschnitte des Beins. Während nämlich der Oberschenkel nur aus einem, der Unterschenkel aus zwei nebeneinander liegenden langen, röhrenförmigen Knochen gebildet ist, besteht der soviel kleinere Fuß aus nicht weniger als 26 einzelnen Knochen. Rechnen wir hiervon die 14 Knöchelchen ab welche die Glieder der fünf Zehen bilden, so bleiben für die Bildung des Plattfußes noch 12 Knochen. Es sind diese 12 Knochen in mehre Querreihen gelagert und sie werden hinten von dem Fersenbein, das die übrigen an Größe weit überragt, geschlossen. Sie sind so gelagert daß sie auf das zierlichste ein flaches Gewölbe darstellen, welches sich einerseits von dem Hacken, andererseits von dem Anfangspunkte der fünf Zehen in die Höhe wölbt, während die Wölbung durch Fett und sehnige Häute ausgepolstert ist. Auf der Mitte dieses Gewölbes steht der Unterschenkel beweglich so befestigt daß jederzeit der Druck der Körperlast sich auf das Gewölbe vertheilt, und nur dann, wenn der Fuß den Boden nicht überall berührt, auf die vordern oder hintern Stützpunkte allein fällt. Während bei dem aufrechten Gange des Menschen eine so sichere Grundlage nöthig ist, da oft der ganze Körper nur auf einem Beine ruht, bedurften die Thiere bei denen die Last sich auf vier oder im ungünstigsten Augenblicke des Ganges auf zwei Füße vertheilt nur einer geringern Stützung. Diesem entsprechend ist die Sohlenfläche der Zehengänger auf ein Minimum reducirt, und der Fuß bei ihnen zugleich in der Ausbildung dergestalt verändert daß sich der hintere Abschnitt und besonders das Fersenbein übermäßig verlängert, die Breite des Fußes aber, die Zahl der Zehen und der Zehenglieder abnimmt. So haben die Vögel statt der 12 Knochen des eigentlichen Fußes nur einen einzigen, der aber zwei, drei, vier Zehen trägt, während das Pferd zwar noch sechs Fersenknochen, dagegen nur eine einzige Zehe hat.

Es bleiben somit für die Vergleichung mit dem Menschen nur die Plattfußgänger übrig, weil bei ihnen die Fußknochen an Zahl und Lagerung mit denen des Fußes am meisten übereinstimmen. Ihnen allen fehlt aber die Wölbung welche wir als charakteristisch für den Fuß des Menschen beschrieben. Doch noch in einer andern Beziehung zeichnet sich der Fuß des Menschen aus, und zwar dergestalt daß er die richtige Mitte abgibt für die zwei sehr verschiedenen Grundformen der Fußbildung in den Plattfußgängern. Es ist Dies die Ausbildung der großen Zehe. Sie ist dem menschlichen Fuße eigenthümlich und bekanntlich beim Gange seine Hauptstütze, ohne welche ein Auswärtsrichten der Fußspitze, mit Recht als die Zierde des menschlichen Ganges angesehen, nicht zu bewerkstelligen ist. Sie ist aber diejenige Zehe welche bei dem Thiere zuerst verlorengeht, sobald sich die Zahl der Zehen vermindert. Wo sie vorhanden, ist sie, wie bei den Bären, den übrigen an Größe nachstehend. Nur bei den Affen finden wir die innere oder große Zehe entwickelt, länger, stärker als selbst die große Zehe des menschlichen Fußes. Wir finden aber hier daß nicht Vorrichtungen zum Gehen der Zweck dieser Bildung sind, sondern daß der Fuß des Affen zum Gehen sehr wenig geschickt ist. Der Fuß an den hintern Gliedmaßen der Affen ist nämlich durch die daumenartige Bildung seiner innern Zehe, sowie durch seine Bestimmung nicht dem Fuße, sondern der Hand des Menschen zu vergleichen. Er hat durch den Mangel der Wölbung, durch die Länge aller Zehen und besonders die freie Beweglichkeit des Daumens alle Eigenschaften ei-

ner Hand erlangt. Die hintere Extremität des Affen, die wir eben kaum als Fuß bezeichnen können, ist auch nicht zum Gehen, sondern zum Klettern und Festhalten bestimmt. Daher sind die Zehenglieder nach unten zusammengekrümmt, dergestalt daß der Gang auf den ausgestreckten Zehen nicht allein erschwert, sondern, beim Orangutang z. B., geradezu unmöglich gemacht ist. Es geht dieser Affe stets auf den geschlossenen Fäusten; eine Gangart die wir als eine krankhafte Entstellung leider auch bei Menschen in dem sogenannten Klumpfuß kennen.

Doch auch bei gesunder Fußbildung können wir von einer gewissen Affenähnlichkeit reden, wenn nämlich der Fuß lang, schmal, niedrig ist mit geringer Wölbung und langen Zehen, während der Fuß auf der andern Seite der Bärentatze ähnlich wird, wenn er flach mit kurzen Zehen, besonders mit kurzer Innerzehe eine breite Form des Fersentheils verbindet. Es ist nämlich der Fuß des Bären und der übrigen echten Plattfußgänger noch mit einem überzähligen Knöchlein in dem Fersentheile versehen, wodurch er verbreitert wird. Eine noch größere Abweichung erfährt er dadurch daß der Fersentheil weit kürzer ist als beim Menschen, sodaß also der Stützpunkt des Beins weit mehr nach hinten als in die Mitte des Fußgewölbes fällt. Kurzer Hacken, zu kleine große Zehe, schwache Wölbung, zu große Breite des Fersentheils, zu große Länge der Zehen, Das also sind die Mängel durch welche dem Fuße des Menschen die meiste Schönheit entzogen wird, durch welche er thierisch, unschön erscheint.

Wie der Fuß des Menschen nur durch das Verhältniß seiner einzelnen Theile untereinander und zum Ganzen von dem Fuße der Thiere unterschieden ist, so zeigt auch die Fußbildung der einzelnen Menschen, der Geschlechter und Racen in dieser Beziehung wesentliche Unterschiede. Wir müssen alle diese Abweichungen, wollen wir sie würdigen, immer wieder vergleichen mit den thierischen Bildungen, um danach den Grad ihrer Schönheit oder Gemeinheit sicher zu ermitteln. Ein wirklich schöner Fuß muß, nach den frühern Betrachtungen, mit einem zierlichen, wohlgerundeten, schmalen Hacken hinten beginnen, dann sich verbreitern bis zum Anfange der großen Zehe, von hier sich verschmälern und mit einer langen innern (oder großen Zehe) endigen. Hacken die nach oben hinaufgezogen sind erinnern an die Zehengänger, breite, kurze Fersen an die Bärentatze, lange Zehen mit niedrigem Fuße an die Affen. Der Hauptpunkt ist und bleibt aber die große Zehe, und so sind auch lange Schuhe darum schöner, weil sie den Anschein einer längern Zehe darbieten. Ein Fehler, der sich oft am Fuße findet, ist eine Auftreibung der Zehen, besonders der Gelenkenden. Diese Unschönheit ist nicht auf thierische Formen zurückzuführen, sie beruht in krankhafter, oft erblicher Anlage. Doch ein Fuß kann auch durch sein Größenverhältniß als unschön erscheinen, wenn er für den Körper den er tragen soll zu klein oder wenn er zu groß ist.

Die Größe des Fußes ist für Frauen und Männer eine verschiedene. Sie beträgt in der Regel bei den erstern $5\frac{1}{2}$—9 Zoll, bei den letztern $9\frac{1}{2}$—13 Zoll und verhält sich zum Oberschenkel normal beim Mann wie 5 zu 9, beim Weibe wie 1 zu 2, wobei aber zu beachten ist daß der Oberschenkel bei der Frau im Verhältniß zum ganzen Körper kürzer ist als beim Manne. Unter den Thieren hat allein der Elefant einen Fuß der kürzer ist als der halbe Oberschenkel; bei den andern Thieren ist er beträchtlich länger, bei den Hufthieren übertrifft er sogar den ganzen Oberschenkel an Länge.

Was aber einen schönen Fuß für den Inhaber noch werthvoller macht ist der Umstand daß diese Schönheit in dem zierlichen Baue der Knochen, nicht blos in den Fleischpartien ihren Grund hat und deshalb alle übrigen Schönheiten des Körpers an Dauer, Unveränderlichkeit übertrifft. Während Krankheit, Alter, ja selbst vorübergehende Affecte die Fülle und Schönheit fleischiger Theile stören, vernichten, bleibt der Fuß unverändert, und nur wo ein allgemeines Leiden auf den höchsten Grad gestiegen ist, wird auch des Fußes Schönheit gestört, oder wenn übermäßige Fülle allmälig den ganzen Körper verunstaltet hat.

Weil jede Schönheit erfreulich ist für den Beschauer, so meint unser Verfasser, müsse auch ein schöner Fuß nicht den Blicken sich entziehen. Ein schöner Fuß ist ein um so wichtigeres Kennzeichen der Schönheit, als er nicht durch künstliche Mittel hergestellt oder nachgeahmt werden kann. Doch ein Fuß, so schön er auch ist, wird nur dann seine Schönheit vollständig zeigen, wenn er sich in Thätigkeit befindet. Darum hat für den Beschauer auch der Gang eines Menschen einen höhern Werth als blos der ruhende Fuß. Daß man aus dem Gange eines Menschen seinen Charakter oft besser als aus seinen Gesichtszügen erkennen kann, wer möchte es leugnen, selbst abgesehen davon daß Gang und Tritt nicht so leicht zu verändern, nicht so zu verstellen sind als die Mienen des Gesichts.

Dem verschiedenen Körperbau und der Geistesbildung gemäß finden wir auch bei den verschiedenen Racen der Menschen bedeutende Abweichungen von dem aufgestellten Normaltypus. Affenähnlich wird der Fuß bei den schwarzen Nationen, hier ist er flach, schmal, mit langen Hacken, dünnen Zehen; ja, bei den Neuholländern hat selbst das ganze Bein die menschliche Rundung verloren, es ist dünn, mager und platt wie das Bein der Affen. So gehen auch die Neger mit gebogenen Knien. Die Kleinheit der Füße bei diesen Racen und mehr noch bei den amerikanischen Urbewohnern aber ist unförmlich, weil die Plumpheit der Gliedmaßen ihr nicht entspricht. Den Gegensatz, die breite Fußform, finden wir besonders bei den mongolischen Racen, während die semitischen Nationen sich mehr durch die platte Form der Füße und schlechtgeformten Beine auszeichnen. Darum sollen wir, die Stämme welche mit einem schönen Fuße ausgerüstet sind, uns auch nicht von thörichter Mode zwingen lassen unsern Fuß zu verstecken. „Den Fuß darf die Frau nicht blos, den muß sie sogar zeigen, denn in seiner Schönheit offenbart sich die gesammte Schönheit des Weibes.“

Digitized by Google

Wenn wir uns demnach an dem schönen Fuß als einem sichern Zeichen schöner Körperbildung erfreuen dürfen, so gibt es doch eine andere Schönheit welche Die entschädigt denen jene Schönheit des Körpers abgeht. Wie wenig die Schönheit des Geistes nothwendig verbunden ist mit Schönheit des Körpers, sehen wir nicht blos an manchen Personen unserer Umgebung, wir sehen es an einem ganzen Stamme der indogermanischen Nationen, den Tscherkessen. Wenn wir mit unserm Verfasser den Begriff der Seele so fassen daß wir Allem was empfindet eine Seele zuschreiben, so sind die Thiere so gut wie der Mensch mit einer Seele begabt, und wir finden durch Vergleichung des Menschen mit den Thieren und der Thiere untereinander daß außer der Empfindung noch eine Kraft allen gemein ist, nämlich die Fähigkeit die Theile des Körpers zusammenzuziehen und dadurch, sei es direct oder indirect, den erhaltenen Eindrücken gemäß Bewegungen vorzunehmen. Darum kann man mit vollem Rechte auch sagen: was sich selbständig contrahiren kann hat eine Seele. Weil aber, folgert nun unser Verfasser weiter, die Fähigkeit zur Contractilität in einer besondern Beschaffenheit der Seele beruht, so liegt die Möglichkeit eine Seele zu besitzen in einer bestimmten Beschaffenheit der Materie. Es ist demnach die Seele zu erklären als der Complex aller geistigen Kräfte eines Individuums. Da uns keine einzige Kraft bekannt ist welche unabhängig von der Materie existirt, so müssen wir annehmen daß auch die geistigen Kräfte an die Materie gebunden sind. Wir wollen den Betrachtungen des Verfassers nicht weiter folgen, in denen er die Ansicht ausführt daß die Kräfte, da sie untrennbar mit der Materie verbunden seien, als eine bestimmte Eigenschaft derselben angesehen werden müssen, sondern nur noch einige Schlußsätze anführen, bezüglich auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers. Der Verfasser sagt:

Diejenigen nun welche die Kraft für etwas Selbständiges halten, das zur Materie erst hinzutrete, werden auch die Seele für etwas Selbständiges erklären, sie werden ihr eine vom thierischen Körper abgesonderte Existenz zusprechen wollen. Wäre ein solches Verhältniß der Seele zum Körper zu setzen, so müßte die Seele gewisse besondere Qualitäten in Bezug auf die Möglichkeit einer selbständigen Existenz besitzen, sie müßte mindestens entweder Form oder Inhalt besitzen oder Beides zugleich haben. Hätte sie Beides, so wäre sie ein Körper, und Das behauptet wol Niemand, sie kann also nur eins von Beidem haben. Gesetzt sie hätte Inhalt ohne Form, so wäre die Seele nur eine allgemeine Substanz ohne Individualität, denn die Form allein bestimmt das Individuum . . . Bloße Form kann die Seele ebenso wenig haben, weil die Form nur an der Materie haftet und an sich nichts Wirkliches ist ohne Materie.

Weil eine solche blos formelle Existenz keine reale, sondern nur eine ideale ist, muß der Naturforscher eine solche leugnen, weil er keine Beweise dafür geben kann. Wenn unser Verfasser somit die Fortdauer der Seele von dem Standpunkte exacter Naturforschung durchaus leugnet, so müssen wir von demselben Standpunkte aus den gewichtigen Einwurf erheben daß wir kein Beispiel in der Natur kennen, wo irgend Etwas zu existiren aufhörte. Wo wir körperliche Stoffe, wo wir die Kräfte der Natur verfolgen, immer finden wir daß sie dauernd, daß sie unvergänglich sind. So sind wir berechtigt auch der Seele eine Fortdauer nach dem Tode des Körpers zuzuschreiben, wollen wir überall die uns bekannten Gesetze in der Natur auf sie anwenden. 28.

Der organisirende Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien und Unterrichtsmethoden in ihrem Einfluß auf Civilisation und christliche Humanität, von C. H. Schultz-Schultzenstein. Berlin, Hirschwald. 1851. 8. 10 Ngr.

Es ist eine durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts bestätigte Wahrheit daß die verschiedenen Naturansichten bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der geschichtlichen Entwickelung von dem durchgreifendsten Einfluß auf die ganze Gestaltung des menschlichen Lebens waren und noch sind. Denn da der Mensch mit zur Natur gehört, so wird er auch von sich selbst einen ganz andern Begriff bekommen als den er bisher hatte, wenn er einmal anfängt die Mutter Natur mit ganz andern Augen anzusehen als er bisher gewohnt war. Und diese veränderte Ansicht von sich selbst wird ihn alsdann auch einen ganz andern Lebenswandel einschlagen lassen, sodaß man mit Recht behaupten kann der größte Revolutionnair ist Der welcher den Menschen eine total verschiedene, der bisherigen entgegengesetzte Naturansicht beizubringen weiß. Welchen Umschwung hat nicht das Kopernicanische System hervorgebracht! Die orthodoxe Kirche wußte sehr wohl was sie zu verlieren hatte wenn sie dieses System ruhig sich ausbreiten ließ, und handelte daher gar nicht unklug wenn sie die Anhänger desselben zum Scheiterhaufen verdammte. Sträuben sich doch noch heutzutage die Pfaffen, namentlich in England, gar gewaltig gegen alle Fortschritte in den Naturwissenschaften, nicht ohne das richtige Gefühl daß es mit den veränderten Ansichten vom Kosmos um ihren Himmel und ihre Hölle geschehen sei.

Unser Verfasser nun, von eben dieser ganz richtigen Ansicht ausgehend: daß wer auf das Menschengeschlecht heilsam wirken will vor allen Dingen die falschen Naturansichten zu berichtigen hat, erklärt der Weltseelen- oder Weltgeistlehre, dieser den Menschen nur zu einem untergeordneten Theil des großen Getriebes in dem Mechanismus des Weltganzen herabsetzenden Ansicht, aufs entschiedenste und heftigste den Krieg, wie schon das Motto auf dem Titelblatt andeutet: „Es gibt nur Ein Leben in der Welt; dies ist das organische Leben. Was man allgemeines Weltleben nennt ist die todte Natur." Das ganze Buch des Verfassers ist nur die nähere Ausführung dieses Grundgedankens, mit Nachweisung der Folgen die derselbe sowol auf das theoretisch-wissenschaftliche als auf das praktische Leben der Menschen haben würde, wenn er zur allgemeinen Ueberzeugung und Richtschnur im Denken wie im Handeln würde.

Im ersten Capitel, welches die Ueberschrift führt: „Der alte anorganische Weltgeist und seine Widersprüche mit den Zeitideen", weist der Verfasser den Widerspruch nach zwischen der Ansicht daß der Mensch Herr der Welt, und der daß er ein bloßes Rad in dem Getriebe der Weltmaschine sei. „Hierüber müssen wir uns klar werden, wenn wir die hohe Idee des Menschen und der Menschheit als Herrn der Erde nicht unwillkürlich und unbewußt in der damit nicht zusammenstimmenden kosmologischen Ansicht einer absoluten Weltharmonie, in deren Einheit keine über sie stehende Herrschaft möglich ist, wieder untergehen lassen wollen." Bisjetzt, meint der Verfasser, sei unsere ganze Bildung in den Rahmen der alten Weltharmonieideen gefaßt; die Ansicht einer die Menschenseelen als Stücke insichfassenden Weltseele bilde die Grundlage unserer ganzen wissenschaftlichen und humanen Bildung. In dieser

Digitized by Google

Weltteleologie werde der Mensch aber zu einer sehr niedrigen Rolle herabgewürdigt; er werde mit Luft, Wasser und Erde, wie seine Lebenskräfte mit Blitz und Donner und allen anorganischen Naturkräften in gleiche Reihe gestellt, während er doch als Herr der Erde über diesen Mächten der Außenwelt stehen soll. Nach der *alten* teleologischen Weltansicht gebe es nur einen einzigen Mittelpunkt und Ursprung aller Thätigkeiten: das planetarische Leben, den (uranischen) Welthimmel der Juden und Griechen. Diesem als Welthimmelszweck werde die organische Natur und das Menschengeschlecht als Mittel geopfert; der Mensch traue hiernach seinem eigenen Dasein nicht. Sein Himmelreich sei nicht in ihm, sondern außer ihm; der Mensch lebe hiernach nicht für seinen Zweck, sondern für die Zwecke des Welthimmels, der seine Außenwelt ist. Eine individuelle, organische Zweckmäßigkeit gebe es hiernach ebenso wenig als eine selbständige organische Lebenskraft. Hingegen in der neuern Zeit seien Dem gegenüber die Ideen der individuellen Selbständigkeit, der persönlichen Freiheit und der Selbstregierung des Menschen aufgekeimt. Ein neues Princip sei der menschlichen Bildung entstanden, das *organische*, neben welchem jedoch — im Widerspruche damit — noch immer die Weltseelen- und Weltharmonielehre unverändert in der *Wissenschaft* beibehalten, ja ausdrücklich festgehalten und genährt werde in den classischen Studien der Alten, in den Lehren des Weltabsoluten. In den alten Ideen stecke die Weltmaschinennothwendigkeit; ihr Verstand sei der Weltmaschinenverstand, ihre Vernunft die Weltseelen- und Seelenwanderungsvernunft, die nicht von innen aufkeimt, sondern von außen eingesogen wird. Die alte Bildung sei statutenartige, fertige Maschinenbildung. An dieser Bildung werde jedoch unser Geist in Schulen erzogen, sie sei unsere geistige Muttermilch, zum Vorbilde unserer Vernunft werde die Weltseelenvernunft gemacht; hierbei aber werde ganz vergessen daß der Mensch ein in sich selbstbegründetes, eigenmächtiges und selbständiges Leben hat, und daß das Ziel der menschlichen Bildung die selbständige Entwickelung der Individualität seines organischen Geistes sein muß. Die moderne lebendige und die antike todte Bildung ständen sich also unversöhnlich einander gegenüber. „Der alte Geist ist der todte Geist, wie die alten Sprachen todte Sprachen sind" (S. 5). „Wir wünschen von Herzen unsere Werke zu organisiren; aber wir desorganisiren unsere eigene Bildung, weil wir aus den Köpfen die alte anorganische Maschinenvernunft nicht loswerden können" (S. 8). Der wahre Weltzweck muß uns nach dem Verfasser der Mensch als höchste Spitze der organischen Natur werden, die anorganische Natur nur als Mittel seiner Entwickelung erscheinen. Nur dann könnten wir dahin kommen die Wissenschaft der Civilisation und Humanität mit den Wünschen und Gefühlen unsers Herzens in Uebereinstimmung zu bringen, die organischen Ideen zu verwirklichen die seit der Entstehung des Christenthums im tiefen Mysticismus des Glaubens schlummern" (S. 9).

In den folgenden Capiteln kommt der Verfasser mittels Darstellung der stufenweisen Erhebung der organischen Natur aus den Erdrevolutionen und der Herrschaft der organischen über die anorganische Natur zu dem Resultate: daß das Thierreich als die Raupen- und Schlangenhaut der Menschheit zu betrachten, die der Mensch bei seiner Geburt abgeworfen und noch immer abwirft. Als Menschenreich stellt der Mensch noch wieder Entwickelungsstufen vom Südseeneger zum Neger, Mongolen, Malaien, Amerikaner und Europäer dar; und es ist keinem Zweifel unterworfen daß der Südseeneger die Affennatur noch nicht hat abwerfen können, wenngleich er den Keim des menschlichen Geistes als Zeichen der Menschheit in sich hat (S. 30). Doch das Thierreich ist nicht blos der Larvenzustand der Menschheit, sondern Thier- und Pflanzenreich sind auch die nährenden Ammen der Menschheit. Der Mensch kann nur von den verarbeiteten Stoffen des Thier- und Pflanzenreichs leben, und sein Dasein wäre ohne beide Reiche nicht zu fristen. Also auch aus dem Gesichtspunkt der Stoffmetamorphosen betrachtet, ist die durch alle Stufen vollendete Entwickelung des Pflanzen- und Thierreichs eine nothwendige Voraussetzung für die Entstehung des Menschen gewesen. Bei der bloßen Existenz von Schachtelhalmen, Farrenkräutern, Nadelhölzern, von Ammoniten, Trilobiten, Haifischen, Labyrinthodonten und Ichthyosauren hätten noch keine Menschen leben können; denn bei dieser Nahrung wäre Körper und Geist in Stoffzersetzung erstickt. Dem Menschen mußte eine höhere Stoffveredelung in der Welt vorausgehen. Nach allem Diesen könne aber das Endergebniß nicht zweifelhaft bleiben: daß die organische Natur auf den Untergang der anorganischen hinarbeitet; daß die anorganische Natur von der organischen assimilirt wird, und „*in dem Maße ihrem Untergang entgegengeht als das organische Leben sich erhebt und vorschreitet, daß also an der Stelle wo man bisher das Bild der Ewigkeit zu finden geglaubt hat gerade die Endlichkeit ihren Sitz hat*" (S. 31). „*Der Untergang der anorganischen Natur ist der Aufgang der organischen.*" Das Leben wird immerfort aus dem Tode geboren und durch die Verjüngungsacte der Natur wiedergeboren. Ein Weltuntergang überhaupt sei hiernach nicht zu fürchten. Nicht die ganze Welt, sondern nur die anorganische Natur gehe in die organische unter. Der Mensch als Spitze der organischen Natur habe also die regierende Gewalt über die Natur überhaupt. Der Mensch sei nicht aus der Welt zu bringen, dies Geschlecht könne nicht vergehen. „Die Weltseelenbrillen von Athen und Rom, die wir tragen, sind es welche die reine organische Weltanschauung immer getrübt haben und noch immerfort trüben, und uns zu sehen verhindern daß die wahre Unendlichkeit und Ewigkeit der Welt das Menschengeschlecht durch seine Verjüngung und Wiedergeburt ist" (S. 33).

Nachdem der Verfasser zu diesem Ergebniß gekommen ist, geht er nun im fünften Capitel, welches die Ueberschrift trägt: „Der organische Geist als Humanitätsprincip", dazu über die Folgen daraus zu entwickeln, die dann natürlich keine andern sein können als: daß der Mensch der eigentliche Schwerpunkt und Mittelpunkt aller Thätigkeiten in der ganzen Natur ist, daß sich Alles in der Welt um die menschliche Schöpfung gedreht hat, und um deren fortschreitende Ausbildung weiter dreht; daß also die ganze Natur nur ein Mittel für den höchsten Zweck des Menschen, die Erde nur die Wiege der Menschheit ist. „Es gibt keinen höhern Zweck als den Menschen; der Mensch ist nicht für andere Zwecke geschaffen die noch höher sind als er selbst ist, sondern alle andern Dinge sind nur um des Menschen willen geschaffen; die Menschheit ist das Herz der Weltseele; das Menschengeschlecht ist das wahre Absolute: der Kopf des Alls ... Der menschliche Geist ist nicht ein Theil der anorganischen Weltseele, die Eins mit der Gewitter- und Donnerseele, der Feuer- und Wasserseele ist, wie sie sich die Alten als Zeus, Neptun und Pluto vorgestellt haben" (S. 34). Das ganz Unnatürliche dieser Weltlebenstheorien zu zeigen, ist nach dem Verfasser um so nothwendiger, je allgemeiner der Aberglaube an die althergebrachte Theorie ist. Er kann darum nicht müde werden diesen Aberglauben an die „Donner- und Dampfmaschinenseele", wie er es nennt, zu bekämpfen. „Das Vorbild menschlicher Bildung und Humanität kann nicht die alte und neue Weltseelentheorie sein, denn diese hat den weltabsoluten Donnergott zum Princip, der beim Lichte besehen der Chemismus und Galvanismus ist, der das menschliche Leben tödtet." Nach der alten Weltseelentheorie werde der organische und menschliche Geist aus den Gebirgen und Erdbeben geboren, oder habe in Feuer und Wasser seinen Ursprung wie der Dampfmaschinengeist, während er doch nur aus dem Bildungstrieb der organischen Natur entspringe. Der anorganische physikalische Geist sei kein persönlicher, zeugender Geist; persönlich zeugend und verjüngend sei nur der organische Geist, wie der christliche Gott (S. 35 fg.). „*Der organische Bildungstrieb ist die Weltregierung.*" Demgemäß könne auch der menschliche Geist seine Aufgabe, sich

Digitized by Google

selbst zu bilden und seine Schöpfung durch Verjüngung und Wiedergeburt zu vollenden, nur nach organischen Bildungsgesetzen vollbringen. „Die organischen Ideen müssen von innen geboren werden, aber nicht aus der Außenwelt eingeprägt, wie der Rübezahl und der Donnergott.“ Die Juden- und Griechenhumanität nennt der Verfasser den abgestorbenen Holz- und Korallenzustand der menschlichen Bildung, worin das anorganische niedere Princip die Gewalt hat, während in der christlichen Humanität der Proceß der organischen Zeugung, Entwickelung und Verjüngung des menschlichen Geistes thätig sei. Wolle man also christliche Humanität zur Geltung bringen, so komme Alles auf die Art der Naturstudien an. Von der bisherigen Weise der Naturstudien, wie man sie auch in Schulen betreibe, wobei Chemie und Physik als erklärende Wissenschaften auch in der Geschichte und Physiologie des organischen Lebens angesehen, die organischen Gesetze auf die physikalischen reducirt werden, habe man den gehofften und gewünschten Erfolg auf die Jugendbildung nicht gesehen. „*Sollen die Naturstudien einen organisirenden Einfluß auf die menschliche Bildung gewinnen, so muß ein bestimmter Unterschied organischer und anorganischer Studien den entgegengesetzten Principien beider Naturen gemäß gemacht werden.*“ In dem innern Widerspruch organischer und anorganischer Elemente unserer Bildung liege der Grund des Wirrwarrs der Ideen, der Vermengung des Heidenthums mit dem Christenthume, der antiken mit der modernen Humanität, deren Widersprüche nur durch Erkenntniß dieses Gegensatzes gelöst werden könnten (S. 36 fg.). Eine Vermittelung dieser Extreme zu einer Einheit erklärt der Verfasser für unmöglich. „Spinozistische Philosophie und christliche Humanität stehen sich wie Leben und Tod gegenüber ... Der jüdische und der christliche Gott haben ganz verschiedene Ursprünge; der eine aus den Wolken des Horeb, der andere aus dem Herzen der Menschen. Das Judenhimmelreich ist auswendig im Donner und Blitz, das christliche Himmelreich ist aber inwendig in euch; das eine ist anorganischer, das andere organischer Natur“ (S. 40).

Die zwei Arten von Humanität die der Verfasser aus den entgegengesetzten Naturansichten ableitet, die antike anorganische und die moderne organische (christliche) Humanität, unterscheidet er wie folgt:

„Die alte ist die mythische, traditionnelle Humanität der mechanischen Gewalt des kategorischen Patriotismus, der Weltseelentugenden und des Weltheldenthums, bei dem es auf einige Menschenköpfe mehr oder weniger nicht ankommt; die moderne organische ist die Humanität organischer Zeugung aus dem menschlichen Herzen, der Wiedergeburt und Seelenreinigung durch die organische Verjüngung und der natürlichen Verwandtschaft der menschlichen Herzen untereinander“ (S. 42).

Die *Civilisation*, von welcher der Verfasser im sechsten Capitel spricht, ist nach dem Verfasser nichts Fertiges, Angeborenes, sondern allein ein Werk menschlicher Bildung und Schöpfung. Wie nun aber diese Bildung selbst, so sei auch die Civilisation grundverschieden. Die Civilisation der Alten sei eine anorganische nach dem Muster der anorganischen Geistesbildung der Alten überhaupt. „Diese Civilisation ist eine mechanische, fertig abgeschlossene Maschinerie, deren Endzweck nicht die menschliche Individualität, sondern der allein absolute Staatsmechanismus ist, in dem Alle nur für Staatszwecke arbeiten, sich statistisch zusammenordnen, ihre Kraft den Altären und Donnergöttern opfern; worin die Bürger untergehen müssen wie die Menschen in der Weltharmonie. Diese Civilisation hat kein menschliches Gefühl; sie ist nicht weiter entwickelungsfähig; sie war fertig wie die Altäre die sie zusammenhielten, und konnte nur durch Tradition und äußere Gewalt mitgetheilt, durch Furcht und Drohung, ohne organische Generation eingeprägt werden“ (S. 46). Hiergegen strebe die moderne Civilisation nach organischer Entwickelung, nach organischer Ordnung. Ordnung um jeden Preis, ohne auf die Art der Ordnung zu sehen, erfülle nicht die wahren Zwecke der Gesellschaft. „Die Ordnung der maschinenmäßigen Centralisation, die alle menschlichen Gefühle mit Schraubengewalt zerquetscht, ist keine humane Ordnung. Eine organische Ordnung ist von der mechanischen, mathematischen der alten Gesellschaft nach Zahlen und Größen ganz verschieden.“ Zweck der Gesellschaft sei die individuelle Freiheit der Person, nicht aber, wie nach den alten Theorien der Civilisation, nur der Staat in dem die Personen untergingen. Diejenigen Mittel die die Alten zur Erreichung der Zwecke ihrer Civilisation wählten könnten daher den modernen Zwecken einer organischen Civilisation nicht entsprechen, und eben hierin nun liege die unendliche Verwirrung unserer Zeit daß man ohne Bewußtsein der absoluten Verschiedenheit antiker und moderner Civilisation jetzt durch Nachahmung und Wiederholung antiker, anorganischer Formen der Gesellschaft die moderne individuelle organische Freiheit erreichen will; daß man durch römische Comitien und Constitutionen, durch griechische Ostracismen nach der Kopfzahl die modernen Körperschaften organisiren und regieren will! (S. 48.) Dieses erklärt der Verfasser für ebenso unmöglich als das Bestreben der neuern Physiker in chemischen Retorten junge Hühnchen zu machen. Unsere Gesellschaft sei krank an solchen abnormen Richtungen ihrer eigenen Organisationsversuche. „Auf der Haut unserer Humanitätsstudien haben sich die Residuen antiker Gedankenformen zu hohen Borken aufgeschichtet, welche das Leben der unentwickelten organischen Gefühle in derselben völlig ersticken. Hier kann nur eine wirklich organische Gesellschaftsmedicin Hülfe leisten“ (S. 48).

Von diesem Standpunkt aus erklärt sich der Verfasser auch gegen Oersted's Buch, nach welchem die Welt ein allgemeines unendlich lebendes Vernunftreich, die Unsterblichkeit nur in den Weltkörpern sei, worin die Menschen als ganz vergängliche Wesen untergehen, und überhaupt alle Keime des organischen Lebens auf das Princip des anorganischen, kosmologischen Geistes reducirt, d. i. todtgemacht werden. Auch an dem Streite der Philosophie und Theologie, an diesem „zermalmenden Zustand“ der Wissenschaft, sowie nicht minder an dem „kosmologischen Socialismus und Communismus“ trage die alte Weltansicht alle Schuld. Kurz, solange noch die Formen der alten Weltseelenlehre in den Köpfen der Menschen stecken; solange noch die Ideen und Formen des griechischen und römischen Alterthums in der Erziehung, im Recht, in der Politik, die geologischen, physikalischen, chemischen Principien in der Physiologie die Seele unserer Bildung ausmachen, solange ist nach dem Verfasser an einen wahren Organismus von Civilisation, an wahre Freiheit nicht zu denken (S. 50 fg.). „Da nun jetzt noch wie von Anfang an die Naturanschauungen den Anfang und die Grundlage aller Bildung geben, so ist eine Einheit der Naturstudien mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung überhaupt eine wesentliche Bedingung für die Humanität und Civilisation unserer Zeit, und in dem Mangel dieser Einheit liegt die Ursache aller abnormen Geistesrichtungen in Wissenschaft und Leben; die Ursache der Spaltungen in der Kirche, wie in den Heilmethoden der Medicin, der Gleichgültigkeit und Verachtung des Christenthums; die Ursache des wüsten Treibens des Communismus und des zählebigen alten Socialismus, indem sich überall organische Gefühle und anorganischer Verstand gegenseitig aufreiben. Die Herstellung einer organischen Einheit der Naturkunde mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung ist demnach eine Hauptaufgabe der Humanität und Civilisation in unserer Zeit“ (S. 54).

Referent hat den Verfasser, ohne ihm ins Wort zu fallen, sich bis ans Ende seines Buchs aussprechen lassen. Nun aber ist es Zeit nachzusehen was denn hinter dem vielen Lärmen den der Verfasser durch das ganze Buch hindurch macht eigentlich Wahres steckt. Da finden wir denn daß das Wahre sich nur auf folgende zwei Punkte reducirt:

Erstens, die verschiedenen Arten der Naturauffassung sind von großem Einfluß auf Humanität und Civilisation.

Diese Wahrheit haben wir gleich anfangs als den richtigen Ausgangspunkt des Verfassers bezeichnet.

Ferner, es gibt zwei radical entgegengesetzte Naturauffassungen, die materialistische, die alles Organische auf die unorganische Materie zurückführt und aus deren blind und zwecklos wirkenden Kräften ableitet; dieser gegenüber die organische, die umgekehrt die ganze unorganische Natur nur als Stoff und Mittel für die aus eigenthümlichen, selbständigen Principien entsprungene organische betrachtet, diese also zur Herrin jener macht. Um die klare Erkenntniß und scharfe Auffassung dieses Gegensatzes hat sich der gelehrte Verfasser schon früher durch sein größeres Werk über „Die Verjüngung des menschlichen Lebens", welches vor kurzem in zweiter Auflage erschienen ist, sehr verdient gemacht.

Aber was nun des Verfassers Uebertragung dieses Gegensatzes der anorganischen und organischen Naturansicht auf die antike und moderne Humanität und Civilisation betrifft, so müssen wir uns wundern daß der Verfasser, seiner eigenen so berechtigten Foderung eines organisch lebendigen Verfahrens entgegen, ein so unorganisches tödtendes Verfahren beobachtet hat, indem er die ganze reiche, aus so verschiedenen Elementen erwachsene Bildung der antiken Welt unter den einen abstracten Begriff des Mechanismus unterbringt, in diesem Alles untergehen läßt, und so gewissermaßen durch ihn die ganze antike Welt todtschlägt. Da soll denn infolge der Weltseelenlehre, die alles Individuelle für vergänglich erklärt, in der antiken Cultur alle individuelle Freiheit und Persönlichkeit schon im Keime erstickt worden sein, wogegen doch das historische Factum streitet: daß sich nirgend größere, freiere Individualitäten und Persönlichkeiten ausgebildet haben als im alten Griechenland und Rom. Wie hätten auch dort so bedeutende Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Dichter und Philosophen, die noch heutzutage, und mit Recht, unser Vorbild sind, und an deren Werken wir uns erfreuen, entstehen können, wenn wirklich jener despotisirende, centralisirende, alles Lebendige im Keim erstickende, die Individuen zu bloßen Rädern und Stiften in der todten Staatsmaschine machende Geist im Alterthum gehaust hätte, wie ihn der Verfasser demselben aufbürdet? Des Verfassers Schilderung paßt viel mehr auf das heutige Rußland, wo doch das Volk an keine Weltseele glaubt, als auf die antike Humanität und Civilisation. Das antike Heldenthum, wogegen der Verfasser polemisirt, ist doch keineswegs so verachtungswerth wie es der Verfasser darstellt; vielmehr wäre dieser freudige Todesmuth, der das Individuum für Nichts achtet wo es das allgemeine Wohl gilt, unserm Geschlechte gar sehr zu wünschen. Die antiken Helden wären wahrlich keine Helden, wenn sie sich, wie es nach des Verfassers Darstellung den Anschein gewinnt, lediglich als passive, dumme und viehische Opfer hätten zur Schlachtbank führen lassen. Vielmehr waren die Staatszwecke, für die sie so todesmuthig kämpften, ihre eigenen, und darum verdienen sie den Namen Helden. Ueberhaupt irrt der Verfasser wenn er meint aus der organischen Gestaltung des Staats folge die individuelle Freiheit. So wenig das einzelne Glied eines organischen Körpers Freiheit für sich beanspruchen darf wenn der Körper gesund bleiben soll: ebenso wenig darf der Einzelne im Staate individuelle, vom Zwecke des Ganzen sich losreißende Freiheit fodern. Das Individuum muß sich im Staate, wenn dieser ein organisch gesunder Körper sein soll, durchaus nur als ergänzendes Glied des Ganzen betrachten, und von seiner individuellen Freiheit soviel opfern als die allgemeinen Zwecke erfodern.

Zweitens, das Zurückführen alles Organischen auf unorganische Naturstoffe und blindwirkende Naturkräfte, wie Wasser, Feuer, Luft u. s. w., war nicht im ganzen Alterthum, wie der Verfasser glauben macht, verbreitet, sondern nur bei wenigen Philosophen anzutreffen. Unter diesen sah aber schon Anaxagoras ein daß die bloße Materie nicht zur Erklärung der Dinge hinreiche, sondern nahm dieser gegenüber einen organisirenden Geist an, weshalb ihn Aristoteles einen Nüchternen unter den Taumelnden nennt. Platon ferner hatte an den Ideen eigenthümliche, originelle, die Materie gestaltende Principien, dieser entgegen, und vollends bei Aristoteles spielt der Zweckbegriff eine große Rolle bei Erklärung der Organismen. Nur haben diese Denker freilich noch nicht herausgebracht was der Verfasser behauptet: daß die anorganische Natur in die organische unterzugehen bestimmt sei. Aber

Drittens, eben diese Behauptung wird dadurch widerlegt daß doch die Organismen nur bestehen können indem sie vom Stoffe der unorganischen Natur beständig zehren und ihn verarbeiten. Obwol also der unorganische Stoff von den stufenweise sich erhebenden organischen Geschlechtern immer mehr veredelt, zu immer höhern Bildungen benutzt wird, so kann er doch nicht ganz untergehen, sondern muß um stets assimilirt werden zu können stets neben und außer der organischen Natur bestehen.

Viertens, der Verfasser hat zwei ganz heterogene Gegensätze confundirt, wenn er der antiken, die individuelle Unsterblichkeit allerdings aufhebenden materialistischen Naturauffassung gegenüber glauben machen will, aus der modernen physiologischen, alles Unorganische nur als Mittel für die organische Natur betrachtenden Ansicht folge, in Uebereinstimmung mit dem Christenthume die individuelle Unsterblichkeit. Der Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen oder, was Dasselbe ist, zwischen Gattung und Individuum, demzufolge die Natur die Gattungen auf Kosten der einzelnen vergänglichen Individuen zu erhalten sucht, läuft ja nicht parallel mit dem Gegensatz zwischen unorganischer und organischer Natur, als ob nur in jener das Individuum keine Geltung hätte, in dieser aber ewige Dauer. Sowol in der organischen wie in der unorganischen Natur entsteht und vergeht alles Einzelne, Individuelle, während allein die Gattungen bleiben. Aus der organisch-physiologischen Naturauffassung folgt also die individuelle Unsterblichkeit so wenig wie aus der materialistischen.

Fünftens, obwol der Mensch auf der Erde das höchste uns bekannte organische Gebilde ist, sonach wol als Erdenzweck betrachtet werden kann, so folgt daraus noch lange nicht daß der Mensch der „absolute Weltzweck", das Menschengeschlecht das „wahre Absolute, der Kopf des Alls sei", wie der Verfasser behauptet. Man kann hier den verderblichen Einfluß der Hegel'schen Philosophie auf den Kopf des Verfassers nicht verkennen.

Sechstens, der Verfasser unterscheidet die jüdische Naturauffassung nicht von der heidnischen, sondern wirft beide ohne Unterschied im ganzen Buche in denselben Topf der „Weltseelen- und Weltharmonielehre"; während doch nach dem Judenthum die Welt keineswegs ein Naturproduct, sondern ein göttliches Kunstproduct ist, und in ihr Alles für den Menschen gemacht ist. Auch hier zeigt sich wieder das Verderbliche der Hegel'schen Manier, unter weiten vagen abstracten Begriffen die in Natur und Geschichte heterogensten Erscheinungen zusammenzuwerfen. Dieses Zusammenwerfen des Heterogensten unter denselben abstracten Begriff ist es auch was dem Verfasser, sowie den Unterschied zwischen dem Judenthum und Heidenthum überhaupt, so auch innerhalb des letztern den Unterschied zwischen der philosophischen Weltansicht und dem Volksglauben hat übersehen lassen. Die griechischen und römischen Volksgötter sind himmelweit verschieden von der materialistischen, pantheistischen Weltseele der Philosophen. Denn jene sind persönliche, individuelle, an dem Geschick der Menschen theilnehmende Wesen, organische lebensvolle Gestalten mit moralischen und intellectuellen Eigenschaften ausgestattet, was die Altäre und Tempel, gegen die der Verfasser polemisirt, am besten beweisen; während die blinde, unerbittliche, alles Individuelle zermalmende Weltseele das gerade Gegentheil von jenen Göttern ist, und ihr allein daher, wenn sie Volksglaube wird, die bösen Folgen für das praktische Leben, für Civilisation und Humanität zuzuschreiben sind, die der Verfasser dem ganzen Heidenthum in abstracto aufbürdet.

Digitized by Google

Siebentens, das Factum ist falsch daß noch gegenwärtig in der ganzen modernen Civilisation der anorganische Weltgeist spuke, und die Menschheit zu keiner gedeihlichen organischen Bildung und Entwickelung kommen lasse. Wäre dies wirklich der Fall, so wäre zu nicht geringem Theil die Hegel'sche, den pantheistischen Weltgeist erneuernde Philosophie, die das Individuum als verschwindendes Moment der absoluten Idee betrachtet, daran schuld. Wenigstens die Ideologie der Deutschen, die Alles, auch das seiner Natur nach Heterogenste, unter einen und denselben vagen abstracten Begriff befaßt, dieser despotische unverständige Centralisationsgeist todter Begriffe und Ideen, rührt zum großen Theil von dem verderblichen Einfluß der Hegel'schen Afterweisheit her. Wenn es in den modernen Naturwissenschaften welche gibt die alles Organische auf blos mechanische und chemische, also zwecklos wirkende materielle Kräfte zurückführen, so ist doch andererseits die Zahl derer nicht gering die die Organismen aus eigenthümlichen, organisirenden Principien erklären. So schlimm steht es also denn doch nicht mit den gegenwärtigen Naturstudien wie der Verfasser glauben macht. Ueberhaupt etwas weniger Lärm und Leidenschaftlichkeit hätte den Verfasser zu einer ruhigern Auffassung und klarern Darlegung des Unterschieds zwischen antiker und moderner Bildung und Civilisation kommen lassen, während so sein Buch einem reißenden schlammigen Strome gleicht, der Gutes und Schlechtes mit sich fortwälzt, keines aber in seiner wahren Eigenthümlichkeit hervortreten läßt.

Klar und wahr ist in des Verfassers Auseinandersetzung nur der aufgestellte Gegensatz zwischen den beiden Naturansichten, deren eine alles Organische auf unorganische Materie und deren blindwirkende Kräfte zurückführt, die unorganische Natur also zur Herrin der organischen macht; während die andere umgekehrt die unorganische Natur als Stoff und Mittel für die organische betrachtet, diese also für die Herrin jener erklärt. Aber sogleich wo bei dem Verfasser die Uebertragung dieses naturwissenschaftlichen Gegensatzes auf den zwischen der antiken und modernen Bildung und Civilisation beginnt, da beginnt auch die Confusion und die Gewaltsamkeit; denn nun muß das ganze Alterthum, sowol heidnisches als jüdisches, in allen seinen noch so verschiedenen Elementen, das eine Gepräge jener materialistischen, anorganischen Naturauffassung tragen, und ebenso die moderne Welt mit ihrer so verschiedenartigen, aus verschiedenen Principien entspringenden Cultur das Gepräge der entgegengesetzten. So geht es immer wenn man unter zum voraus fertiggemachte Kategorien die ganze große reiche Mannichfaltigkeit des Lebens zwängt. Da müßte denn am Ende auch, wenn man consequent in solchem Deduciren aus abstracten Begriffen sein wollte, der antike Kleiderschnitt im Gegensatz zu dem modernen sich aus den entgegengesetzten Naturansichten ableiten lassen, und jener der anorganische, dieser der organische Kleiderschnitt heißen. In der That hat es nicht an Hegelianern gefehlt die ihre Deductionen bis auf die Frackspitzen herabgeführt haben. Wir aber warnen ein mal für alle mal vor solchem Verfahren, das recht eigentlich ein unorganisches, tödtendes genannt werden kann, die reiche, so verschiedenartige Mannichfaltigkeit des Lebens aus zum voraus festgestellten abstracten Kategorien zu deduciren, da vielmehr alle solche Kategorien nur aus den anschaulichen Dingen der wirklichen Welt zu abstrahiren, und daher auch nur auf denjenigen Kreis von Erscheinungen anzuwenden sind aus welchem sie durch Abstraction gewonnen worden. 22.

Neue Romane.

1. Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden von Max Ring. Breslau, Kern. 1851. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Arnold, der Held des vorliegenden Romans, ist dazu bestimmt durch seinen Lebenslauf den Rahmen einer bedeutenden Geschichtsepoche abzugeben, und ein merkwürdiges Jahrhundert mit seinen Gedanken und Empfindungen, mit seinen Vorurtheilen und Bestrebungen zu veranschaulichen. Das 18. Jahrhundert wurzelte in einer traurigen Vergangenheit. Der kühne Geist der Reformation war längst erloschen, und die freie Forschung wurde aufs neue von der Orthodoxie unterjocht. An die Stelle der alten Dogmen waren neue getreten, nicht minder lastend und drückend für den menschlichen Verstand. Die Wissenschaften waren nach dem Dreißigjährigen Kriege eher zurückgegangen als vorwärtsgeschritten; sie vermochten sich nicht vom Glauben, nicht einmal vom Aberglauben zu emancipiren. Die Astronomie konnte sich nur im Gefolge der Astrologie Eingang verschaffen. Die Chemie mußte als Alchemie und Goldmacherkunst auftreten um sich zu behaupten. Es war eine günstige Zeit für Charlatane und Betrüger wie Hr. von Klettenberg, als dessen Sohn wir Arnold kennenlernen. Die Philosophie befand sich in ihrer Kindheit und wurde gänzlich von der Theologie unterdrückt, welche zu einem strengen Dogmatismus erstarrt war. Die Geistlichen bildeten einen abgeschlossenen Stand, welcher mit Feuer und Schwert gegen jeden Andersgläubigen wüthete. Theologische Zänkereien und Wortklaubereien gehörten zur Tagesordnung. Dem religiösen Bedürfniß, der innerlichen Sehnsucht nach dem Höhern, konnte eine solche Theologie in keinerlei Weise genügen. Da begann der Geist sich zu regen in Frankreich, England und in Deutschland; in Frankreich bildete sich eine ausgezeichnete Literatur aus für den Dienst der Wahrheit. In England ward das Wesen des Christenthums einer strengen Untersuchung unterworfen. In Deutschland trieb es der Geist der Nation zu einer tiefern Auffassung des Evangeliums und that dieses Streben zunächst im Pietismus und in der vielfachen Seelenbildung kund. Also war der Hintergrund zu Arnold's Leben und geistigem Entwickeln beschaffen; er bringt seine erste Kindheit im Gefängniß des ungläubigen Vaters zu, des berüchtigten Herrn von Klettenberg, welcher auf der Festung Königstein für die mislungenen Goldmacheversuche büßen mußte, womit er den immer goldbedürftigen Kurfürsten August den Starken getäuscht hat; der Knabe ist indeß nicht Klettenberg's Sohn, sondern der eines Grafen Kattwitz welcher früh gestorben. Dessen Bruder hatte die großen Güter sich zugeeignet, indem er der verwitweten Wöchnerin das Kind raubte, sie selbst aber in ein Schloß einsperrte und vor der Welt als todt erklärte. Das einsame Kerkerleben, Klettenberg's Unterricht, dessen furchtbare Hinrichtung und ein Geheimniß welches derselbe dem Kinde anvertraut, bereitet das jugendliche Gemüth vor zu den vielfachen Phasen seines äußern und innern Lebens; den ersten Unterricht in der christlichen Religion empfängt er von seiner Mutter, der in Gefangenschaft lebenden Gräfin Kattwitz, geborenen Gräfin Walleville, indem ein unglücklicher Zufall ihn mit ihr zusammenführt. Sodann kommt er zu Zinzendorf in die neugegründete Brüdergemeinde von Herrnhut. Graf Walleville, sein Oheim, befindet sich ebenfalls da; ihn hat der Schmerz um seine vom König verführte Braut, Fräulein von Osterhausen, in das stille Asyl getrieben, welches in pflichtgetreuem, sich selbst vergessendem, nur Christus lebendem Wirken in grellem Contrast steht zu dem unsittlichen, frivolen Hof. Von einer religiösen Idee getragen, unabhängig von den bestehenden Verhältnissen entwickelt sich diese Gemeinde und nimmt die Gestalt eines socialen Staats an. Die Gemeinsamkeit der Arbeit, und zum Theil des Vermögens, die Hülfs- und Unterstützungskassen, die solidarische Verpflichtung aller Mitglieder, selbst die Verloosung der Frauen, sind höchst beachtungswerthe Erscheinungen, und zeigen bereits eine vollkommen entwickelte freie Association, mit communistischer Grundlage, wie sie die neue Zeit erst zu begründen sucht. In Herrnhut findet man den Beweis für die Möglichkeit einer praktischen Ausführung dieser von Anhängern und Gegnern gleich verkannten Principien. Die Lebensfähigkeit eines communistischen Staats ist im Angesicht der Brüdergemeinde nicht länger zu bezweifeln. Muß auch der religiöse Glauben, der Fanatismus für die Tradition als der wahre Lebensstoff der Brüder-

Digitized by Google

gemeinde anerkannt werden, so darf man doch die übrigen Factoren, gemeinsame Interessen und Bedürfnisse nicht zu gering veranschlagen.

Die Gründung Herrnhuts ist eine der interessantesten Thatsachen des 18. Jahrhunderts, und es sind derselben auch verschiedene Blätter des vorliegenden Buchs gewidmet. Die Sitten und Gebräuche der jungen Gemeinde werden mit den verschiedenen Persönlichkeiten und Schicksalen geschildert, und der Leser lernt manche Verirrungen des menschlichen Geistes in seinem Streben nach Wahrheit kennen. Arnold liebt eine schöne Schwester, von der die strenge Sitte sowie die religiösen Vorurtheile der Gemeinde ihn fernhalten. Um die jungen Leute zu trennen erhielt Arnold eine Mission nach St. Thomas zur Bekehrung der Neger. Ein Conflict mit den Pflanzern, welche die Neger arbeitsam, aber nicht fromm haben wollen, und wobei sein Gefährte verwundet wird, bringt seine herrnhutischen Ansichten etwas ins Schwanken, indem der jüdische Arzt Dacosta ihn mit der Philosophie Spinoza's bekanntmacht. „Die Religion", sagt er, „ist die Philosophie der Kinder, die Philosophie die Religion des Mannes. Solange Völker auf der Stufe der Kindheit stehen vertritt die Religion bei ihnen die Stelle der Philosophie. Die Anfänger jeder Wissenschaft hüllen sich in Mythen welche nur den Eingeweihten verständlich sind. Die Idee bedarf der schützenden Form wenn sie nicht untergehen soll. Dem Volke gilt die Form als das Höchste, dem Erleuchteten der Geist. In der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechts tritt nothgedrungen ein Zwiespalt ein. Aus der Erfahrung entwickelt sich die Wissenschaft, welche gegen Tradition und veraltete Formen kämpft. Der Inhalt ist nicht mehr seinem Ausdruck gleich und sprengt daher das Band das ihn gefesselt hält, oder strebt nach neuer, lebendiger Gestaltung. Religion und Philosophie nehmen ihren Ursprung gemeinsam aus dem Geiste, sowie ihre Richtung und ihr Ziel das gleiche ist, nämlich Erkenntniß der Wahrheit. Nur die Wege beider sind verschieden. Die Religion verlangt den Glauben, die Philosophie das Wissen. Wie das Kind an der Hand der Mutter gehen lernt, so lenkt die Religion die Völker wie die Einzelnen im Anfange dem Höchsten zu; aber der entwickelte Mann lernt die führende Hand entbehren und stützt sich auf die eigene Kraft." Durch solche und ähnliche Lehren entstehen neue Umwälzungen in Arnold's Glaubensansichten. Nach Herrnhut zurückgekehrt gibt die Ankunft des Sektirers Johann Christian Edelmann den schwankenden Entschlüssen des Jünglings eine neue Richtung. Edelmann war durch Verhältnisse dahin gelangt sich mit dem Christenthum auf eigenthümliche Weise zu beschäftigen. Je mehr er bestrebt war die äußere Schale des Christenthums zu vernichten, desto tiefer suchte er in das Innere derselben einzudringen und den eigentlichen Kern zu erfassen. Diese ehrlichen Bemühungen, welche keineswegs mit der Frivolität der modernen Religion verwechselt werden dürfen, hatten ihn in mannichfache Berührung mit den Erleuchteten in Dresden geführt. Durch die Herausgabe der „Unschuldigen Wahrheiten", welche große Theilnahme fanden, war er mit den Separatisten bekanntgeworden. Von diesen hatte er den Ruf erhalten an einer neuen Bibelübersetzung theilzunehmen. Als er sich aber bei diesem Unternehmen in der Freiheit seiner Gedanken unvermuthet aufs neue eingeschränkt sah, entschloß er sich „diesen kleinen Päpsten ihre heilige Grillenfängerei allein zu lassen". Er hatte die Inspiration durchschaut und ihre Verirrungen erkannt. In den meisten Fällen hatte er geistlichen Hochmuth und Heuchelei bei ihnen, ebenso wie bei den Orthodoxen, gegen die er zuerst aufgetreten war, gefunden. Nun schonte er beide nicht. Er ging auf die Quellen der allgemeinen Verdorbenheit zurück, und fand dieselben in der Bibel selbst, gegen die er nun in seiner „Göttlichkeit der Vernunft" und in seinem „Moses mit aufgedecktem Angesicht", ohne Rücksicht und mit bewundernswerthem Muth ankämpfte. „Ihr meint", sagte er, „man solle das Kind nicht mit dem Bade auswerfen, aber wenn es ein häßlicher Wechselbalg, ein Kobold ist? Soll man sich unnützerweise damit plagen es zu verschönern? Soll man sich fürchten den Geist der Lüge aus der Wiege zu werfen? Unsere Feinde haben das Herz der Wahrheit mit den allerempfindlichsten Worten zu schaden, warum sollen wir uns fürchten, da wir für die Wahrheit kämpfen? Soll sich nun die Wahrheit vor der Lüge erst verkriechen und Confiscation und Fiscal scheuen, so darf keine mehr geschrieben werden, denn der Teufel wird keine mehr passiren lassen die seinem Reiche Abbruch thut. Ich will kein Sektenflicker sein, noch weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude aufführt. Jetzt habe ich wie Jeremias keinen andern Beruf als daß ich abreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll, Alles was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist und heißt. Die nöthigste und nützlichste Wahrheit in diesem Augenblick ist die Erkenntniß der falschen Theologie. Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpuntur utilia Codro, und wenn Alles darüber zerbersten sollte."

Wir können es nicht unterlassen die Schilderung dieses merkwürdigen Mannes mitzutheilen: „Edelmann war groß und schlank, und trug sich damals wenn auch nicht vornehm, doch einfach schön. Er hatte seine Apostelkleidung, einen dunkeln Kittel, mit dem er unter den Erleuchteten erschienen war, sowie den langen wirren Bart abgelegt. Ein hellgraues Kleid mit goldener Bordure hob den feinen Wuchs hervor. Sein Körper war im Gegensatz zu dem der meisten damaligen Stubengelehrten durch ritterliche Uebungen kräftig entwickelt. Die Jagd, Schwimmen, Reiten, Fechten hatten seine Glieder gestählt und seine Gesundheit befestigt. In solch einem gesunden Leib mußte eine gesunde Seele wohnen. Das war der Eindruck den man beim ersten Anblick schon erhielt. Sein Gang war elastisch, fest und sicher. Sein Auftreten erregte Vertrauen; ohne schön zu sein trug sein Gesicht den Stempel des Genius. Während des Sprechens belebten sich seine Züge wunderbar, und sein lebendiges Mienenspiel begleitete den Gedanken und ergänzte ihn. Wahrheit, geistige und leibliche Gesundheit, sowie Offenheit machten den Kern seines Wesens aus, und diese Ueberzeugung erweckte er in Jedermann. Trotz der gründlichen Kenntnisse welche er besaß, war seine Unterhaltung weder pedantisch noch dünkelhaft. Sein Ausdruck im Gespräch war klar und scharf, sein Witz oft beißend ohne boshaft zu sein. Sein Benehmen zeugte von Takt und Gewandtheit, die er sich in den vornehmen Kreisen angeeignet hatte. So bildete er in jeder Beziehung den Gegensatz zu den damaligen Gelehrten von Profession, welche meist unausstehliche Pedanten, dünkelhafte Wortklauber und ohne jede gesellschaftliche Bildung waren, sodaß sie von den höhern Ständen verspottet und verachtet wurden. Das Studium der Theologie hatte Edelmann zu immer tieferer Forschung angetrieben. Der gegenwärtige Zustand der Kirche konnte seinem klaren nach Freiheit strebenden Geist nicht genügen. Zunächst richtete er seine Waffen gegen die damalige Orthodoxie, deren Geistlosigkeit und Beschränktheit er mit Kühnheit und mit aufsehenerregenden Kenntnissen zu bekämpfen suchte. Die Separatisten, wie Dippel, Rode und selbst Zinzendorf, erblickten in dem mächtigen Mann einen wackern Bundesgenossen und begrüßten mit Enthusiasmus seine ersten Schritte. Aber sie täuschten sich. Nur solange es galt den hergebrachten Schlendrian zu beseitigen, ging Edelmann mit ihnen Hand in Hand. Sein klarer Geist sträubte sich dagegen den Pietisten auf das dunkele Gebiet ihrer krankhaften Schwärmerei und Mystik zu folgen. Er mochte nicht die alten Fesseln zerbrechen um sich sogleich wieder neue anlegen zu lassen. Freiheit war sein Losungswort. Schnell genug sollten die Separatisten zur Erkenntniß kommen daß ihr Bundesgenosse ihr gefährlichster Gegner geworden war, der mit rücksichtsloser Kritik nur seine Waffen gegen seine frühern Freunde wendete. Wenn wir Lessing als den Heiland der Kritik bezeichnen, so müssen wir

Digitized by Google

Christian Edelmann den Johannes derselben nennen. Beide besaßen dieselbe Wahrheitsliebe, dieselbe Kühnheit den Vorurtheilen ihres Jahrhunderts gegenüber. Beide waren mehr kritische als schaffende Genies. Beide gebrauchten ihre scharfen Waffen gegen die bestehende Theologie und bekämpften die Orthodoxie wie den Pietismus mit demselben Glück. Neben dem »Wolfenbüttler Fragmente«, welches Lessing herausgegeben, wird die „Göttlichkeit der Vernunft“ von Edelmann stets eine würdige Stelle einnehmen. Sein „Evangelium St.-Harenberg's“ und sein „Schuldigstes Danksagungsschreiben an den Propst Süßmilch“ bieten mehr als einen Vergleichungspunkt mit der geistreichen Polemik Lessing's gegen den Hauptpastor Göze in Hamburg. Lessing wie Edelmann stritten mit Ausdauer bis an ihr Lebensende gegen die Finsterniß und die Dunkelmänner ihrer Zeit. Das Leben beider Männer war unstät und flüchtig, ein Vorwurf den ihre Feinde ausbeuteten. Endlich hatten Beide in Spinoza einen Lehrer und Meister gefunden. Sie schöpften aus derselben reinen Quelle aus welcher noch bis in unsere Zeit hinein der Strom der Wahrheit seinen Ursprung hat.“

Dieser Mann löste nun während seines Aufenthalts in Herrnhut in seinen Gesprächen mit Arnold dessen Seele völlig ab von der Zinzendorf'schen Lehre, und bei Gelegenheit des Ehefestes, als die allgemeine Verloosung der Frauen und Männer stattfinden sollte, konnte Arnold den Gedanken nicht ertragen seine Geliebte entweder gar nicht, oder auf diese Weise zu erhalten, und kündigte den Gehorsam auf und somit seinen Austritt aus der Gemeinde an. Seraphine aber, die er nicht von diesem Schritt in Kenntniß setzen konnte, wird mit den übrigen ledigen Schwestern verlost und fällt einem widerwärtigen frömmelnden Heuchler zu, welcher früher Friseur gewesen war und nach einem sündhaften Weltleben in Herrnhut ein Asyl gefunden hatte. Die bei dieser Gelegenheit stattfindenden Gebräuche, das Verschmelzen der Religion mit der Sinnlichkeit, die Entäußerung der Scham als eines irdischen Gefühls, die Geheimnisse des Blauen Cabinets, sowie alle die Aeußerungen der verirrten Menschennatur, welche den Herrnhutern der damaligen Zeit die Verdächtigungen der spätern Mucker zugezogen, werden theils geschildert, theils angedeutet und motivirt. Seraphine entflieht den Schrecknissen des Blauen Cabinets, und es gelingt ihr der Gemeinde zu entkommen. Sie findet Schutz bei der Herzogin von Holstein-Beck und wird mit dem Geliebten vereint, welcher in Besitz des ihm vorenthaltenen Vermögens gekommen ist und unter Friedrich dem Großen für seine Geistesrichtung einen angemessenen Wirkungskreis zu finden hofft. „Die Zukunft“, sagt die Herzogin von Holstein, „wird die Mutter großer Thaten sein. Alle bessern Geister scharen sich bereits um ihr leuchtendes Banner. Der Kampf der Geister mit den abgelebten Gewalten beginnt. Wer über ein Unglück zu klagen, einen Druck empfunden hat, wird zu ihren Fahnen eilen. Aus diesem Streit erwächst eine neue Zeit und ein neues Regiment. Der Aberglaube früherer Jahrhunderte, die Vorurtheile und Gebrechen dieser Zeit müssen schwinden. Der Geist der Humanität und Toleranz wird siegen, und kein Mensch mehr unter dem Joche der Verhältnisse zusammensinken.“

Arnold ist ein Kind seines Jahrhunderts. Das einzelne Individuum spiegelt seine Zeit ab wie der Thautropfen den goldenen Sonnenball. Die vorüberrauschende Welle ist ein Theil des unermeßlichen Oceans, die Minute ein Bruchstück der Ewigkeit. In dem beschränktesten Menschenleben kommt der Geist der Zeit zum Selbstbewußtsein, und keine Existenz ist so geringfügig daß an ihr nicht die Schwingungen der Geschichte beobachtet werden konnten. Nur im Zusammenhang mit seiner Zeit kann das Individuum verstanden werden, sowie die Zeit sich in dem Menschen offenbart. In Arnold erleben wir die Kämpfe des 18. Jahrhunderts und ahnen den siegreichen Durchbruch der neuen Zeit, die sich im vorliegenden Roman vorbereitet. Er ist reich an interessanten Schilderungen von Personen und Zeitereignissen. Der Hof August's des Starken, er selbst und manche geschichtlich bekannte Gestalten seiner Umgebung sind mit ebenso viel Treue und Geschäftskenntniß geschildert wie Zinzendorf und die Männer aus dessen Gemeinde. Alles vereint sich um ein treues und belebtes Bild jener Zeit zu geben, wobei das Romaninteresse zwar zur Nebensache wird, jedoch keineswegs auf Theilnahme zu verzichten braucht.

2. Erdenglück von der Verfasserin der „Ernsten Stunden“ und der Gedichtsammlung „Den Frauen“. Zwei Theile. Berlin, H. Schultze. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die einfach zusammengestellten Bilder der vorliegenden Erzählung sind darauf berechnet die Ahnung eines Glücks, d. h. eines auf Erden möglichen Glücks, zu erwecken. Was ein mal erfahren und erlebt ward steht nicht vereinzelt da; gleiche Erfahrungen, ähnliche Erlebnisse haben Viele bewegt. Das Leid findet Trost am Leiden, das unverstandene verschwiegene Gefühl im ausgesprochenen eine Antwort die ihm neue Bahnen öffnet, neue Hoffnungen weckt, und wer die schönsten Blüten des Lebens brach, Der glaubt sie noch ein mal zu brechen wenn Erinnerung ihm die alten Lieder singt die über die Erde gehen, seit die Freude eine Stimme und die Sehnsucht einen Seufzer hat. Das süße Glück der Erde, wie es für Kind und Jungfrau, für Weib und Mutter, für Mann und Greis Lebensbestimmung, Zweck und Ziel aller Wünsche und alles Strebens ist, wie es lächelnd vom Himmel herabsieht und freundlich unter den Menschen wohnt, dieses Glück zu suchen und zu finden ist der Zweck des vorliegenden Werks. Oft scheint das Paradies nicht mehr auf Erden zu bestehen, auf seinen Blüten liegt der Staub der Erde und entstellt deren Schönheit; dann kommt aber wieder ein Himmelslüftchen und haucht den Staub hinweg, und es prangt wieder der Wunderkelch in seinen tausend Farben, freilich um sich dann schnell wieder einzuhüllen in den trüben Schleier der ihn den suchenden Augen verbarg. Verhüllt, entstellt, verborgen blühe die Blume des Erdenglücks, aber sie wurzelt doch in dem heimischen Boden, sie ist kein Traum, sondern eine Wahrheit, und wer recht warm, recht treu, recht kindlich an sie glaubt und nach ihr forscht, Der wird sie finden, und wäre die Schlange zehnfach zerstörender darüber hingeglitten. Wem sie die äußere Welt ganz versagt, oder frühzeitig bricht, Dem wird sie in der innern schöner und unverwelklicher erblühen, trägt man nur still das Samenkorn hinein in das Herz, und kann man den Frühling erwecken der Alles erneut was verwelkt und gestorben ist, wenn auch sein Säuseln und Wehen erst über dem Hügel erwachen sollte unter dem man entschlummert ist. Daß diese Blume des Erdenglücks im heimischen Boden wurzelt, soll der vorliegende Roman in zahlreichen, liebenden, strebenden, wirkenden, hoffenden und sich resignirenden Gestalten darlegen. Sie sind mit Liebe und Beruf geschildert, und erreichen ihre verschiedenen Lebenszwecke unter der gütigen Vorsehung einer feinfühlenden Schriftstellerin. Gern folgt ihnen der Leser durch die Wirren des Lebens, in den Gestaltungen häuslicher Zustände, in glücklichen und unglücklichen Katastrophen. „Das Glück ist das Schema welches allen Lebensvariationen zugrundeliegt, gleich den sieben Tönen der Scala, Welten von Harmonien und Dissonanzen umschließend, die sich nimmer erschöpfen lassen.“

15.

Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen im Königreich Baiern. Von J. M. Söltl. Sulzbach, Seidel. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der wissenschaftliche Sinn der Deutschen und ihr Forschungstrieb scheinen unverwüstlich zu sein, denn trotz allen Störungen der letzten Jahre geben die wissenschaftlichen Erscheinungen des Jahres 1850 zu erkennen daß die Geister der Wissenschaft wol erschrocken, aber nicht abgeschreckt worden sind ihren schönen Beruf fortan zu pflegen und das Werk zu

Digitized by Google

fördern das Allen für das herrlichste gilt die von dessen Reizen einmal genossen haben: das Werk der Wissenschaft und der Humanität. Wenn man nämlich eine Rundschau hält über die Bücher welche das gegenwärtige Jahr auf den verschiedenen Feldern geistiger Thätigkeit zutagegefördert hat, so kommt man zu der Ueberzeugung daß die jüngstvergangenen Jahre den Boden unsers geistigen Lebens wol erschüttert, aber glücklicherweise noch nicht unfruchtbar gemacht haben: er hat die Wurzeln noch festzuhalten und zu nähren vermocht welche von den Männern echter Wissenschaftlichkeit eingesenkt worden.

Eine Frucht jenes Muthes und jener Beharrlichkeit, die selbst dem Sturme diejenige Ruhe abzutrotzen vermocht hat deren wahrhaft wissenschaftliche Arbeiten bedürfen, ist auch das Werk das soeben vor uns liegt. Die bairische Geschichtsliteratur hat überhaupt viel Glück gehabt vom 17. Jahrhunderte an bis auf die Gegenwart; man vergegenwärtige sich nur die Leistungen Aventin's, Brunner's, Alzreiter's, v. Falkenstein's, Westenrieder's, Mannert's, Zschokke's, Buchner's, v. Lang's, Rudhart's, v. Freyberg's u. A., so wird man unsere soeben ausgesprochene Behauptung vollkommen gerechtfertigt finden. Keine andere Specialgeschichte Deutschlands kann sich in dieser Hinsicht mit Baiern messen. Auch Söltl's Buch vermehrt die Geschichtswerke die sich speciell mit diesem Lande beschäftigen auf eine nicht minder ehrenhafte als eigenthümliche Weise, ja wir stehen keinen Augenblick an zu bekennen daß wir die sächsische Armuth in diesem Literaturzweige im Auge habend das bairische Volk geradezu um dieses Buch beneiden. Denn obschon der Verfasser durch kein Vorwort den Leser über die Bestimmung desselben aufgeklärt hat, so kommt man doch bald darüber ins Klare: er wollte dem bairischen Fürstenhause und seinem Volke gleichsam einen geschichtlichen Ehrenkranz um die Stirn winden, gebildet aus den mannichfaltigsten, theils edeln, theils glänzenden, theils auch in den Schatten tretenden oder lediglich zur Kreisausfüllung dienenden Blumen. Und der Verfasser hat Dies mit einer Geschicklichkeit, namentlich aber mit einer Gemüthlichkeit ausgeführt daß uns das Lesen seines Buchs ein wahrhaftes Vergnügen gemacht hat. Da dasselbe unverkennbar nicht allein für das gereiftere Jugendalter, sondern auch für gebildete Volkskreise überhaupt bestimmt ist, so kam es natürlich darauf an nicht nur allen gelehrten Prunk fernzuhalten, sondern auch der Darstellung einen Ton zu verleihen der vorzüglich den mit allgemeiner Bildung ausgestatteten Volksmassen anzusprechen im Stande sei: und Das ist vortrefflich gelungen. Man würde aber dem Verfasser sehr Unrecht thun, wenn man voraussetzen wollte seine geschichtliche Darstellung bewege sich infolge Dessen nur auf der Oberfläche der Geschichte, und es sei weder eine tiefere Kenntniß derselben erfoderlich gewesen noch verrathe er eine solche. Keineswegs. Man sieht unter der durchsichtigen Decke seiner populairen und gemüthlichen Darstellung gleichsam den gelehrten Strom den theils Andere, theils der Verfasser selbst zum Flusse gebracht haben: und darum ist des Verfassers Buch zugleich auch so belehrend und aufklärend über Baierns Geschichten. Wir sind dem Verfasser schon oft auf dem Gebiete der Geschichtsliteratur begegnet und haben Gelegenheit gehabt ihm unsere Anerkennung auszusprechen, und thun Dies in dem gegenwärtigen Falle wiederum, aber um so freudiger, weil wir ihn jetzt diejenige Lehrkanzel an der Universität München einnehmen sehen die ihm trotz seiner Verdienste solange versagt war.

Die biographisch gehaltene Darstellung beschäftigt sich nicht allein mit den Wittelsbacher Fürsten bis auf die jüngste Zeit, sowie mit einigen Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Ansbach und Baireuth, sondern auch mit einer bedeutenden Anzahl von Männern verschiedenen Standes und Ranges, die sich theils in älterer theils in neuerer Zeit in irgend einer Art in Baiern ausgezeichnet oder um dasselbe verdient gemacht haben. Daher lesen wir in des Verfassers Buche von Ulrich von Hutten, von Wilibald Pirkheimer, von Hans Sachs, von dem berühmten Geschlecht der Fugger, von den Fürsten Thurn und Taxis u. s. w., sodaß dadurch nicht blos eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts, sondern mit demselben auch zugleich eine besondere Anziehungskraft für das empfängliche Gemüth des Lesers erzeugt wird. Wenn übrigens der Verfasser die Lichtseiten aller geschilderten Personen vorzugsweise hervortreten läßt, ohne jedoch die Schattenseiten so sehr zu verdecken daß die Schilderung den Charakter einer unverantwortlichen Parteilichkeit annähme, so wird daraus kein Tadel abgeleitet werden können. Dieses Verfahren war durch die besondere Bestimmung des Buchs geboten: es soll ja eben vorzugsweise ein *historisches Erbauungsbuch* für die bairische Jugend sein. Wir würden aber das Verdienst des Verfassers in zu enge Grenzen ungerechterweise einschließen, wenn wir die Lecture seines Werks der deutschen gebildeten Jugend nicht überhaupt empfehlen wollten: es sind in dem Kranze welchen der Verfasser um die Stirn der Wittelsbacher und des bairischen Volks zu flechten bemüht gewesen ist so zahlreiche und schöne incitamenta virtutis enthalten daß jeder deutsche gebildete Jüngling, welcher Zunge er auch angehören möge, wenn er anders ein empfängliches Herz für das Gute besitzt und Ohren hat für die Lehren der Geschichte, daraus Treffliches zu lernen vermag: denn die wahre Tugend die in dem Läuterungsprocesse der Geschichte sich erprobt hat kennt keine Schranken des Provinzialismus, selbst nicht der Nationalität, sie ist ein Gemeingut der Menschheit, dessen Segen Alle geniessen können, *wenn sie wollen*. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bleibt uns nur noch übrig einige Proben zu geben welche den Inhalt und die Darstellungsweise des vorliegenden Werks zu charakterisiren geeignet sein dürften. Wir wählen zuvörderst einen Abschnitt aus der biographischen Skizze der Fugger.

Der Ruf des Reichthums der Fugger, deren Name zuerst im 14. Jahrhunderte in dem Dorfe Graben südlich von Augsburg erscheint, war so verbreitet daß man in Spanien sprüchwörtlich sagte: Reich wie Fugger. Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1560 sechs Millionen Goldkronen in baarem Gelde, eine Menge Kleinodien und große Besitzungen in allen Theilen Europas und in den Beiden Indien. Dem wachsenden Reichthume entsprach die Pracht bei Vermählungen und andern Festen, die oft sogar übertrieben war, und manchmal wurden sie, wie Dieses in Handelsgeschäften zu geschehen pflegt, durch Andere zu Unternehmungen verleitet die weder Ruhm noch Vortheil brachten. Die Schattenseite ihres kaufmännischen Bestrebens schildert Ulrich von Hutten jedoch vielleicht übertrieben, indem er sagt: „Sie suchten alle übrigen Kaufleute vom indischen Handel auszuschließen um ganz allein durch die Einführung von entbehrlichen oder der Genußsucht und den Sitten schädlichen Waaren den Deutschen ihr Gold und Silber zu nehmen. Ist es redlich daß sie Deutschland mit einer Münze erfüllen die nicht den innern Gehalt hat den sie haben sollte? Rühmlich daß sie sich beinahe einen eben solchen Alleinhandel von päpstlichen Ablaßbriefen, Pfründen, Dispensationen und andern päpstlichen Gnaden wie von indischen Waaren verschafft haben? Daß sie Deutschland mit indischem wie mit römischem Tand überschwemmen und ihren Mitbürgern für den einen wie für den andern gutes Geld ablocken? Wie verderblich werden die reichen Kaufleute überdies noch durch die außerordentliche Pracht in ihren Wohnungen, in Hausrath und Kleidung und durch die Schwelgerei und Völlerei die bei ihren Gastmahlen herrschen."

Aber die ganze Geschichte von Augsburg ist Jahrhunderte hindurch ein sprechender Beweis daß das Geschlecht der Fugger für das Beste seiner Mitbürger besorgt war und an Pracht und Aufwand gar häufig wohlthätige Zwecke knüpfte und wahrhaft fürstliche Gesinnung in Unterstützung der Künste und Wissenschaften und der Armen bewies. Selbst nach der Erhebung in den Grafenstand blieben sie noch unter den Geschlechtern der Kaufmannsgilde; in der Folge trafen sie die Bestimmung daß die Gesammtmasse des Besitzthums, mit Ausschluß der weiblichen Linie, nur dem männlichen ehelichen Namen und Stamme

Digitized by Google

bleiben sollte. Den Handel trieben sie bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, und Einzelne waren geehrt mit den höchsten Hof- und Staatsämtern in Oestreich und Baiern und mit den höchsten kirchlichen Würden, da sie der katholischen Religion treublieben und durch ihre Unterstützung sich auch die Jesuiten in Augsburg ansiedeln konnten. Allmälig hatte sich das Geschlecht in fünf Hauptäste verzweigt, daß es im Jahre 1619 an 47 Grafen und ebenso viele Gräfinnen dieses angeborenen Namens gab. Der verhängnißvolle Dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutschland an den Abgrund des Verderbens brachte, vertilgte auch einen großen Theil des Ruhms und Glanzes der Fugger.

Wenn der Verfasser unter die mit einiger Ausführlichkeit skizzirten Persönlichkeiten auch den allbekannten Minister Grafen Montgelas aufgenommen hat, so finden wir Dies in der Ordnung umsomehr, da dieser um Baiern und seinen damaligen König Maximilian Joseph vielfach verdiente Mann von der am Hofe zur Herrschaft gelangten östreichischen Partei, von den abgesagten Feinden aller Reformen und von der Geschichtschreibung, die gewissermaßen im Solde derselben stand, so schmählich verunglimpft worden ist. Wir freuen uns deshalb über das Urtheil welches der Verfasser über Montgelas ausgesprochen hat. Es lautet so:

„Montgelas' Name ist unzertrennlich verbunden mit der Regierungsgeschichte des geliebten und verehrten Königs Maximilian Joseph. Diesem war die Wahl Dessen was dem Volke und Lande in jener verhängnißvollen Zeit frommte nicht schwer, da Montgelas ihm mit bewunderungswürdiger Klarheit, mit richtigem Sinn für die Gegenwart und mit sicherm Rückblicke auf die Vergangenheit alle Falten des verwickelten Zustandes seines Reichs auseinanderlegte. Welche Macht, welchen Ruhm hätte Baiern erlangt, wenn es im Laufe der frühern Jahrhunderte nur einen Mann wie Montgelas gehabt hätte! Solche Minister, die so redlich und einsichtsvoll für das Beste ihres Herrn und Landes sorgen, nicht jeder auftauchenden Meinung sich schnell hingebend und nach schnell beweglicher Gunst haschend, gab und gibt es Wenige."

Wir glauben aber unsere Anzeige nicht besser schließen zu können als durch die Mittheilung des wesentlichsten Theils der Worte welche der Verfasser am Schlusse seines Werkes an die Jugend Baierns gerichtet hat: sie bieten Dem der in Folge seiner Berufspflicht mit der gebildeten Jugend zu verkehren hat ein um so größeres Vergnügen dar, je seltener sie in der jüngsten Zeit vernommen wurden, oder wurden sie es, beachtet worden sind:

„Betrachtet die Vergangenheit mit ruhigem Blicke, dann schauet umher in der Gegenwart und erwägt was geworden ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und ihr werdet euer Vaterland lieben in dem Gefühle: die Menschheit schreitet vorwärts in Erkenntniß und Bildung, in religiöser und gesellschaftlicher Entwickelung, und unser Baiern, mit seinen Einrichtungen, gepflegt von einem hochsinnigen Könige, strahlt jetzt im Kranze der deutschen Volksstämme, und wird sich immer schöner gestalten, wenn Jeder strebt desselben würdig zu sein und den gesetzmäßigen Fortschritt, soviel an ihm liegt, zu fördern: denn die Zustände werden immer besser wenn nur wir besser werden; aber toller Wahnsinn stürzt Andere und sich ins Verderben."

„Ich wollte dir, hoffnungsvolle Jugend, in der Schilderung von Männern verschiedener Stände, Zeiten und Charaktere zeigen was du meiden, was du anstreben sollst, überzeugt daß solche Beispiele mehr eindringen und ausdauernder im Gemüthe bleiben als bloße Vorschriften und Lehren. Suche den Biedern die vor dir lebten zu gleichen in der Liebe und Treue zu deinem Vaterlande, im unverdrossenen Fleiße, in Muth und Ausdauer bei Leiden und Unglück, im edlen Stolze, der alles Gemeine von sich fernhält, im redlichen Kampfe gegen Unglauben und Wissenschaft und alle geistigen Güter, im frommen Aufblicke zum Herrn der Welten, der da lenkt die Geschicke der Fürsten und Völker."

„Nimm dir aus den Männern die ich dir vorüberführte Einen als Vorbild und strebe ihm nach auf der Bahn zur Tugend und zum Ruhme, suche ihn zu übertreffen und werde du selbst wieder den Nachkommen ein hellleuchtendes Vorbild. Glaube aber nicht die Bahn zur Auszeichnung sei ohne Beschwerde: das Leben des Edeln ist ein beständiger Kampf gegen den Feind im Innern, gegen die Leidenschaften aller Art, welche er zuerst besiegen muß, dann gegen offene und heimliche Feinde von außen, gegen Neid und Verleumdung, gegen Mangel und Kummer. Man wird auch dir, Das bedenke, den Weg nicht mit Rosen bestreuen; aber Rosen werden auf deinen Fußtritten für Andere sprossen und dein Andenken wird gesegnet sein im Munde der Nachwelt."

Wenn Männer von solchen Grundsätzen durchdrungen, von einer solchen Gemüthswärme erfüllt an wissenschaftlichen Anstalten der Jugend Geschichte vortragen, dann wird der Segen einer Wissenschaft die leider immer noch viel öfterer verkannt als richtig gewürdigt und gründlich studirt wird gewiß nicht außenbleiben. Und diesen Segen wünschen wir dem Verfasser, der durch Wort und Schrift seiner Wissenschaft Geltung und Anerkennung zu erwerben so eifrig bemüht ist, im vollen Maße. 44.

Die Pamphlets von Thomas Carlyle.

„Die gegenwärtige, zuletzt im Schoose der Ewigkeit geborene Zeit, die Tochter und Erbin aller vergangenen, die Mutter und Begründerin aller zukünftigen Zeiten, ist eine neue Aera für den Denker, und, wie banal der Satz auch scheinen mag, sie tritt mit neuen Fragen und neuen Bedeutungen an uns heran. Sie selbst und ihre Foderungen verstehen, Das ist heute die Summe aller Wissenschaft. Und dieser neue Tag, den der Himmel uns sendet, hat auch seine himmlischen Merkzeichen. Mitten in den lärmenden Trivialitäten zeigt er sich in schweigsamen Kundgebungen. Wahrlich, es gibt keine Sünde die blutiger von den Menschen und den Nationen bezahlt würde als jene große welche die Voraussetzung aller andern Sünden der Welt insichschließt, und welche man mit den Worten bezeichnen kann: Misverstehen der Epoche, dummes Auflehnen gegen ihre Enthüllungen und wahren Foderungen."

Mit diesen Worten eröffnet Carlyle eine Reihe Pamphlets, die mit 1850 beginnen und die er Pamphlets aus den letzten Tagen nennt:

Latter-day pamphlets. (The present time — Model prisons — Downing street — New Downing street — Stump orator — Parliaments.) London 1850.

Latter-days ist ein biblischer Ausdruck der den Worten der Vulgata „novissimorum temporum" entspricht. Alle diese Schriften Carlyle's weichen soweit von der gewöhnlichen öffentlichen Meinung ab, alle verfolgen die Consequenzen so eigenthümlicher Reflexionen daß hier nicht davon die Rede sein kann die eine nach der andern zu analysiren. Die beiden ersten dispensiren auch überdies hiervon vollkommen, da sie die Ideenmutter aller Gedanken des Autors enthalten, und überhaupt sein wahres Genie erschließen. Die nachfolgenden Zeilen werden auf das erste Pamphlet näher eingehen.

Dasselbe wendet sich an die Demokraten, welche für Jeden einen gleichen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte verlangen ohne Rücksicht auf die Fähigkeiten. Das zweite ist gegen die Philanthropen gerichtet, welche allen Menschen einen gleichen Antheil am Genuß zusprechen. Im Hintergrunde dieser beiden Utopien wird man leicht dieselbe Täuschung erkennen können. Unter zwei verschiedenen Formen ist der Ursprung dieser Täuschung immer nur der eine verhängnißvolle Geist der Theorie, welcher blind auf dem Wege des Ideals vorwärtsschreitet und immer nur Das verlangt was sich am hübschesten träumen läßt. Diese wohlfeile Philosophie ist nicht neu, sie ist alt wie alle Thorheit. Dabei tritt Eine

Digitized by Google

hervor: Jede Epoche hat irgend eine fixe Idee, der sich Alle die nicht selbständig denken können bemächtigen; und eine fixe Idee der Jetztzeit ist der Cultus der Massen. Alles was uns mißfällt, was wir angreifen, das wird im Namen des Volks angegriffen, das wird angegriffen weil es die Volksrechte verletzt. Wenn wir ein System erfunden haben oder uns plötzlich einbilden ein Wunder vollbringen zu können, so muß schnell die Demokratie herbei um es auszuführen. Die Demokratie ist unsere Antwort auf Alles!

Carlyle hat schon früher gegen diese Thorheit des Tags gekämpft. Unter seinen Werken führt eins den Titel: „Der Cultus der Helden." Der Einfluß den dasselbe auf England geübt hat ist unglaublich, und von England aus hat er sich auch auf andere Nationen erstreckt. Das Verdienst Carlyle's besteht darin die nothwendige Rolle überlegener Geister gefühlt und bezeichnet zu haben. Andere haben vielleicht Dasselbe von ihm gedacht, aber er zuerst hat es zuerst so bestimmt, so nachdrucksvoll ausgesprochen. In allen Erscheinungen unserer Staatsgesellschaften, in allen Ideen welche in ihnen zur Verwirklichung kommen, sieht Carlyle nicht mehr das Werk der Massen, die für ihn nur bei der Ausführung des Gedankens thätigen Antheil nehmen, sondern das Werk des einzelnen Denkers, in dessen Geist die Idee sich erzeugte. Deshalb bekämpft er die Tagsphilosophie welche die Massen so gern in den Vordergrund stellt, und während ganz Europa nur für Unabhängigkeit begeistert ist, verherrlicht Carlyle den Gehorsam und den Glauben; immer kommt er auf die unsichtbare Macht zurück welche die Intelligenz der Intelligentesten über die Massen ausüben soll. Die erste Bedingung des Bestehens seiner Staatsgesellschaft ist: Jeder beschäftigt sich nur mit seinem Gewerbe, Jeder bildet seine natürlichen Fähigkeiten aus, und wo es ihm fehlt, da pfuscht er nicht selbst in fremde Fächer, sondern nützt die Wissenschaft Derer die mehr wissen als er! Diese Gedanken klingen auch überall in seinen neuen Pamphleten wieder an, von denen schon der Titel des ersten des Autors Intention verräth: „The present time!" aber sie werden in diesen Pamphlets auf eine Spitze getrieben, auf der sie zwar originell, aber unpraktisch erscheinen.

„Bald nach der Februarrevolution", sagt Carlyle, „war ganz Europa Nichts mehr als eine ungeheuere Explosion, und wir erlebten das Jahr 1848, eins der verhängnißvollsten und erniedrigendsten was die europäische Welt je gesehen hat. Seit dem Einbruch der Barbaren des Nordens hat es ein ähnliches nicht gegeben. Allüberall erhob sich die Demokratie, unberechenbar, ungeheuerlich, heulend, heiser, ohne articulirte Stimme, wie das Chaos ... und was das Schmählichste ist, zum ersten mal beeilten sich die Könige Reißaus zu nehmen, als ob sie sagen wollten: Es ist ja wahr, wir sind Nichts als arme Komödianten, wozu braucht ihr auch Helden? Tödtet uns nur nicht; wir können ja nicht dafür! Nicht Einer wendete der Revolte offen das Gesicht zu, fest, aufrechtstehend und bauend auf sein Königthum wie auf ein Recht für welches er bereit war zu sterben. So blieb Nichts übrig von den Königen in Europa... Etwa vier Monate lang war Frankreich und bis zu einem gewissen Punkte ganz Europa Nichts als eine lärmende, durcheinanderschreiende Menge unter dem Vorsitze Lamartine's auf dem Throne des Hôtel de ville. Studenten, junge Literaten, Advocaten, Journalisten, erfahrungslose Enthusiasten und ruinirte oder unsinnige Narren, Das sind die Leute welche die Insurrectionen hervorrufen, überall von der Unzufriedenheit der Massen reden, überall das Feuer anblasen: Das regt das Nachdenken über den Charakter unserer Epoche an. Nie in der Welt haben junge Leute, man kann fast sagen Kinder, eine größere Herrschaft über die Angelegenheiten der Menschen ausgeübt als 1848. Wir müssen weit zurückgehen bis auf den Tag wo fast in allen Sprachen der Erde das Wort senior gewählt ward um die Anführer, die Verständigsten zu bezeichnen, und daß wir Dies müssen, ist sicher ein wenig ehrenwerthes Zeugniß für die Weisheit unserer Tage u. s. w."

Carlyle sieht in der Demokratie die unausweichliche Thatsache unserer Zeit. Wer öffentlich wirken, wer regieren will, Der muß vor allen Dingen diese Thatsache anerkennen. Gilt es nun die einzig legitime Regierung aufzusuchen, so kann man sagen: diejenige ist es welche das Mögliche und Nothwendige zugleich zur Erscheinung bringt. „Völker oder Individuen, Alle haben wir nur Eins zu erfüllen. Um in der Welt den Frieden, den Erfolg, den Fortschritt zu finden, müssen wir die wahren Gesetze des Universums in ihrer Beziehung auf uns und unsere Angelegenheiten unterscheiden lernen, dann kommen wir sicher zum Sieg. Und wer uns auch führen mag, diesen Grundregeln Gehorsam zu leisten, sei es nun ein Autokrat aller Reussen oder ein Chartistenparlament, sei es der Großlama oder die Macht der öffentlichen Meinung, sei es der Erzbischof von Canterbury oder Mac-Croudy mit seinem letzten Evangelium politischer Ceremonie, gleichviel, er zeigt uns den Weg dem großen Regulator des Universums zu gefallen, und ist der wahrste unserer Freunde."

„Wie aber soll man die ewigen Gesetze der Vorsehung in ihrer Beziehung auf uns entziffern? Alle Welt antwortet mir: Man muß die Köpfe zählen, man muß das allgemeine Stimmrecht in Anwendung bringen, man muß die Wählerurnen fragen, und man wird jene Gesetze kennenlernen. Also die Wahlurnen, die Kopfzahl! Wahrlich, wir sind allmälig zu merkwürdigen Geistesrichtungen gekommen. In dem Laufe eines halben Jahrhunderts müssen die Köpfe der Menschen sich sehr geändert haben. Von Adam an bis vor einigen 50 Jahren war die Welt nicht gewöhnt sich Jedermann so verständlich zu machen. Sie trug ihre Geheimnisse nicht für Jeden zur Schau, im Gegentheil, diese Geheimnisse blieben dem Thoren, dem Schlechten, dem Gewissenlosen verborgen: nur den weisen und edeln Naturen waren diese Geheimnisse entschleiert und diese Naturen haben in meiner Zeit nicht die Majorität unter den Menschen."

Aber wer soll denn nun also nach Carlyle herrschen? Ein einzelner Weiser oder eine Versammlung von Weisen? Ja, nicht den Inbegriff der gewonnenen Erfahrungen will er auf den Thron seines Staats setzen, sondern die Phalanx der Genies, der großen Männer. Der Grund aller Revolutionen liegt für Carlyle darin daß die bisherigen Herrscher nicht die „wahren edeln Naturen" gewesen sind. Die Regierenden waren Blinde die sich ihres Augenlichts rühmten, die Könige schön aufgeputzte Paradekönige. Also nur die Genies, meint Carlyle, welche die unwandelbaren Gesetze des Universums erkennen, können die Welt erretten. Es läßt sich nicht verkennen daß gerade diese Theorie erst recht eine idealistische und ins Unpraktische ausgesponnene ist. Das unmittelbare Bewußtsein menschlicher Bedürfnisse, das Carlyle seinen Helden verleiht, ist sicherlich ebenso illusorisch als der „gesunde Sinn der Massen", den er verspottet. Allerdings liegt das Geheimniß der Staatskunst darin daß im Staate das Nothwendige und das Mögliche seine Verwirklichung finde, allein über den Carlyle'schen Helden sowol wie über den „gesundgesinnten" Massen steht die weltgeschichtliche Erfahrung, welche in erster Lehre zeigt was gestern möglich und nothwendig war. Die Lösung des Problems der Zukunft aber wird nur durch eine naturgemäße Entwickelung der in ihr liegenden Elemente erfolgen können. Jede künstliche Organisation welche Menschen an die Stelle dieser natürlichen Entwickelung setzen wollen wird nothgedrungen exclusiv und systematisch ausfallen. Carlyle ist ein geistreicher Kopf, aber das Räthsel der Sphinx hat er nicht gelöst. Die Aera der Helden ist vorbei wie die der Heiligen. Die Nothwendigkeit eines Parlaments für gebildete Staaten ist seines Widerspruchs ungeachtet unleugbar geworden. Der unhemmbare Drang der Dinge hat das Repräsentativsystem, das er bekämpft, geschaffen, und wahrlich! nicht das System, nur seine Anwendung hat Revolutionen erzeugt!

13.

Digitized by Google

Von einer verschollenen Königsstadt. Ein romantisches Gedicht vom Verfasser der „Parallelen". Wien, Pfautsch und Voß. 1850. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Menschenherz ist keine Drehorgel, sonst wüßte es nur die Walzen abzuleiern die ihm Erziehung und Verhältnisse eingeschoben; es ist auch keine Aeolsharfe, sonst müßten seine Saiten immer dem Winde gehorchen; am allerwenigsten aber ist es ein Dudelsack dem man durch Blasen, Quetschen und Fingern jede beliebige Melodie entlocken kann. Kein Ding ist scheinbar so leicht beweglich, und doch kein anderes in der That so fest, so fertig und nur sich selbst gehorchend als das Herz. Charakterschwankungen zeigen sich nur da wo zwischen dem Grundtone des Organismus, der Melodie der Erziehungswalzen und dem wehenden Winde keine Harmonie zustandekommt, nur da wo man die Stimme des Herzens sich selbst verschweigt. Wir schieben dem Worte „Herz" keinen sentimentalen Begriff unter, sondern meinen das physische Herz, das im Körper prävalirende Organ selbst. Dies ist die Verbindungsbrücke des Menschen mit dem Naturganzen. Gleichviel ob Marktwagen, Artillerietrains, Mütter die ihre Kinder suchen oder Gespensterkaravanen darüber ziehen, die Brücke bleibt dieselbe, der Herzton nur bewirkt die Verknüpfung des Einzelnen mit dem All. Das Herz klingt aus wie es aus sich heraus muß; in Frauen, Narren und Dichtern klingt es sogar laut und vernehmlich, und ist der Klang auch nicht allenthalben gleich, so gehört er doch stets in dieselbe Tonreihe. Die Stimmlage kann verschieden sein, die Tonart, die Vorzeichen aber sind es nie. Im Dichter äußert er sich durch alle Octaven, in jedem beliebigen Tempo, mit jedem denkbaren Accente ewig und immer als das Gefühl des Menschen für den Menschen, für Menschlich-Heiliges, für Reinmenschliches. Er klingt so mit einer innern Nothwendigkeit, mit einer Eigenwilligkeit daß er oft zu Sonderbarkeiten und im höchsten Grade auffallenden Erscheinungen Veranlassung gibt.

Die bedeutende Dichtung die uns diese Bemerkung entriß ist ein solches Phänomen. Konstant ist ein Dichter im besten Sinne des Wortes, nicht einer jener Eintagssänger die durch gewandte Benutzung stereotyp gewordener poetischer Wendungen, durch kecke Phraseologie, glatte Sprache und netten Reimsingsang sich mit dem Ohre der Leser für kurze Zeit in Rapport setzen, um hinterher wie eine aus der Mode gekommene Polka nur noch literarischen Dorfkneipengeschmack zu befriedigen. Er ist ein Dichter dessen Formgewalt von vielen Drittels- und Untalenten der Gegenwart übertroffen wird, aber er hat was jenen fehlt: gestaltende Kraft, ein sprechendes Herz und Gedanken.

Sein neuestes Gedicht besingt die zum Theil verschollene Pracht einer verschollenen Königsstadt. Krakau ist gemeint, der letzte Raubfetzen vom ehemaligen Polen. Das Werk besteht aus einzelnen, lose ein Ganzes bildenden, in sich aber fertigen Romanzen, die wiederholt von zweckgemäßen Liedern durchflochten sind. Die verschollene Königsstadt ist dem Königthume dedicirt. Der Dichter will sein Programm auch einer selbstredenden Thatsache gegenüber aufrechterhalten. Wir lassen es gelten. Der Dichter ist ausgeprägt östreichischer Patriot, ab und zu kann er sich es nicht versagen seinen jungen, „milden" und „ritterlichen" Kaiser (Das sind nun einmal die unvermeidlichen Curialien der k. k. loyalen Presse) direct zu begrüßen; er hat einen vollen Sack von Hoffnungen für Oestreich, ja mit etwas naiver Politik meint er sogar uns Andere insgesammt nicht besser beglücken zu können als wenn er uns das letzte Heil im Schatten des Scepters verheißt und prophezeit das die denkwürdigen „Begnadigungen" möglichmachte. Indeß Das ist die Ansicht des Dichters von der Lage der Dinge, wir sind nicht berufen an seinen politischen und religiösen Meinungen zu mäkeln und zu zerren, mag er diese Punkte mit Schwarzenberg und seinem eigenen Beichtvater abmachen. Die Kritik hat hierbei nur darauf hinzuweisen daß ersichtlich der Schwung des Gesangs trotz hochtönender Worte überall matter wird wo eine solche politische Apostrophe, eine Fabelendung oder eine Prophezeiung über die Saiten gehetzt wird. An solchen Stellen ist die Richtung die der Dichter will ausgesprochen, und sie ist in stummberedtem Widerspruche mit derjenigen die sein Herz das nicht zum Schweigen zu bringende echte Dichterherz nimmt.

Zunächst weht derselbe wehmüthig-elegische Duft um diese Lieder der noch immer die besten Arbeiten der besten Oestreicher umwob. Sie ist typisch geworden, diese Wehmuth, typisch und auffallend; denn erklingen jene klagenden Stimmen nicht zu Häupten eines sprüchwörtlich heitern Volks, flattern diese weinenden Wolken nicht über ein prächtiges, reichgesegnetes Land? Das Land ist schön, das Volk tanzt; nur auf den Bergen nisten Gewitter, nur in den Menschen die über manchem Erkennen das Tanzen vergaßen reifen Klagen und Thränen. Das vorliegende Buch ist Nichts weniger als eine Dithyrambe, es ist trotz aller Hoffnung von einem Ende zum andern eine liedgewordene Thräne. Das hat nicht der Stoff allein gemacht, obschon auch die Wahl des Stoffs an sich schon ein Zeichen wäre, sondern es liegt hier wie es in andern Dichtern desselben Vaterlandes lag, in Verhältnissen die der Dichter dem Auge, dem Ohre, dem Kopfe, nicht aber dem Herzen verheimlichen konnte.

Man findet in Allem was hier wirklich Gedicht ist immer nur das Menschlich-Große, das Menschlich-Gute gepriesen, Konstant schleudert ohne es zu wollen in jedem Liede dem Königthume und der erfrorenen Gesellschaft Handschuh auf Handschuh ins Gesicht. Es ist wahr, er fodert eigentlich nicht heraus, er schießt keine Pfeile, aber das ganze Werk ist ein Arsenal von Anklagen denen Nichts fehlt als die Adresse, der beschriebene Actenschwanz, um den Procurator der Humanität sofort zum Einschreiten zu zwingen. Andere brauchen für dieselben Gedanken scharfe Worte. Das Gefühl ist gleich, nur die Fassung eine andere, und nur der Ton wird im Herzen geboren, er klingt von Harfe, Flöte, Fortepiano, Posaune und Violine verschieden, und wieder unter dem Bogen Paganini's nochmals anders als auf der Fidel eines Dorfmusikanten; Sordinen können ihn dämpfen, ein Hauch ihn schwellen und tremuliren lassen: Das sind Aeußerlichkeiten von Bedeutung allerdings, aber doch nicht so wesentlich daß man darüber das Princip, den reinen Gedanken vergessen könnte. Der Dichter kann dem Zuge des Reinmenschlichen nicht entgehen, er muß in dieser Richtung streben, weil er nothwendig in der Hand der Sehnsucht nach dem Schönen und Guten ist, und weil ihm das Ideale nur in edelster Menschennatur erscheinen kann. Auch Konstant, weil er eben ein Dichter ist, kann sich diesem Zwange nicht entwinden, am wenigsten zu Gunsten einer vereinzelten Phase menschlicher Entwickelung, am allerwenigsten zu Gunsten des Königthums. Parteien sind Splitter, der Dichter steht zum Ganzen. Wer seine Dichtung nicht kennt wird uns entweder aufs Wort glauben müssen, oder, unstreitig besser für uns, die Bestätigung unserer Behauptung in den Gedichten selbst suchen und, wie wir bestimmt glauben, finden. Durch einzelne Stellen können wir sie nicht belegen, der Beweis geht ununterbrochen durch ganze Gedichte. Nur wo das Gedicht aufhört und ein „octroyirtes" Raisonnement beginnt, da haben wir Nutzanwendungen vom blauen Himmel herunter, die mit dem Wesen des Gedichts in gar keiner nothwendigen Verbindung stehen, wir haben Phrasen, aber nicht mehr den Dichter. Diese obligate Moral, diese Schlüsse ohne gültige Prämissen, diese Konstant eigenthümlichen Nutzanwendungen, die auch in diesen Blättern schon bei Gelegenheit einer Besprechung der „Parallelen" auf gerechten Widerspruch stießen, stehen immer nur da als sollten sie uns am richtigen Verständnisse des eben Gelesenen hindern. Unsere Augen sind aber zum Glücke scharf genug, und die seltsame Logik verführt uns nicht. Der Dichter hält sich dadurch nur selbst die Hand vor die

Augen; wird er sie öffnen, so wird er wie Viele vor ihm finden daß er trotz alledem ein Whig ist. Ob er uns glaubt, ob er sich befragt und uns Recht gibt, müssen wir dahingestellt sein lassen; aber auch im Interesse seiner Dichtungen selbst können wir den Wunsch nicht unterdrücken: er möge in Bezug auf die humpelnden Nachschüsse der Kritik fortan „geneigtes Gehör" geben, implicite fällt dann der Conflict zwischen Wollen und Müssen weg. Sprachformen die rein dem Dialekte gehören, wie „laßt" „fallt" statt: läßt und fällt, schenkt er uns künftig wol ebenso wie eine so unrichtige Reimerei „Orphe-us" „Promethe-us" auf Fuß und Genuß geklungen. Ich meine doch daß eu ein untrennbarer Doppellaut ist.

Besonders charakteristische Lieder sind: „Die Judenschenke", „Das Königsschloß", „Der Wachtthurm." Edel und ansprechend: „In der Judenstadt" und die Mehrzahl der eingestreuten Volkstöne und Sagen. Ein schöner und für unser obiges Urtheil unschätzbarer Gedanke liegt in dem Liede vom Könige der die Sonne nicht vertragen konnte. Die Perle des Ganzen, das fertigste Gedicht aber ist das „Intermezzo". Hier zeigt sich es zumeist wie sehr dem Dichter das Talent eigen ist Gestalten und Scenen durch sich selbst rund werden zu lassen, und wie sehr überflüssig das Klingeln und Räuchern hinterher ist. Dies Gedicht hat denn auch keinen Nachklang. Der Epilog schließt, wie sich es gar nicht anders thun ließ, mit einer fast höhnischen Dissonanz. Auch diese sagt mehr als der Verehrer des Königthums in seinen Parabasen erwarten ließ.

So haben wir denn fast an jeder Nummer Etwas zu rühmen gehabt und scheiden mit einer Empfehlung des Dichtwerkes an den Leser.

Max Waldau.

Miscellen.

Hartmud von Kronenberg, ein Bild aus den Zeiten des Faustrechts.

An der hessischen Bergstraße liegt die Burg Tanneberg, im 13. und 14. Jahrhundert der Sitz weithin gefürchteter Raubritter. Sie ist neuerlich in ihren Ruinen der Gegenstand sorgfältiger antiquarischer Forschungen (Höfner und Wolf, „Die Burg Tanneberg", Frankfurt a. M. 1850) geworden, welche sehr interessante Ausbeute geliefert haben. Man hat aber bei dieser Gelegenheit auch die Geschichte ihrer Besitzer genauer erörtert, und Das was dabei über den letzten Fehdezug, der mit der Eroberung und Zerstörung der Burg endete, erkundet worden gewährt ein merkwürdiges Bild der derartigen Zustände. Pfalzgraf Ruprecht III. war die Seele des großen Vereins rheinischer Fürsten und Herren welche sich im Jahre 1399 gegen den letzten Besitzer Tannebergs, Hartmud von Kronenberg, zusammenscharten. In dem Lager vor der Burg sah man die Truppen des Pfalzgrafen, des Grafen Philipp von Hessen, der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, des Bischofs von Speier, der Reichsstädte Mainz, Worms, Speier, der wetterauischen Städte Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar, zuletzt auch Hülfstruppen des Herzogs Leopold von Oestreich und des Grafen Eberhard von Würtemberg. An Geschützen besaß dieses Heer die Steinbüchsen des Pfalzgrafen und des Erzbischofs von Mainz, eine große Steinbüchse der Stadt Mainz, eine Riesenbüchse und eine kleinere Büchse der Stadt Frankfurt, nicht minder zwei große Blöden oder Schleudermaschinen von Worms und Speier, und an Belagerungswerkzeugen die Berfryde (d. h. Sturmthürme) Ruprecht's, des Erzbischofs und der Stadt Frankfurt. Der erste Angriff auf Tanneberg geschah am 1. Juli 1399 und die Belagerung dauerte an 21 Tage — so groß war die Umsicht, so gewaltig die Tapferkeit Hartmud's und seiner 55 Männer, denn nicht mehr Streiter als soviel hatte er der Menge seiner Feinde entgegenzustellen. Der Kampf muß ein furchtbarer gewesen sein. Sieben von Hartmud's Leuten waren gefallen 48 Vertheidiger der Burg waren nur noch übrig, und von diesen waren nur fünf noch unverwundet. Sie Alle wurden mit Hartmud selbst gefangen. Die Burg aber ward angezündet und mit schonungsloser Wuth, soweit es möglich war, durch Feuer zerstört, nachdem sie ungefähr anderthalb Jahrhunderte gestanden.

Lapidarstil in „des Wortes verwegenster Bedeutung".

Auf dem Kirchhofe eines Dorfes an der Chaussée zwischen München und Regensburg fand ein Reisender folgende Grabschrift auf einem Leichenstein:

Unter diesem Stein
liegt begraben
weiland Eva Maria Steinerin, Lorenz
Steiner's
bürgerl. Steinmetzenmeisters eheliche
Hausfrau,
gebürtig von Steinach,
hat den 16. Mai 1741 früh 4 Uhr
dieses Stein- und Jammerthal verlassen,
und ihre Seele in Stein, woraus sie
genommen ist, verwandelt.

Ein Pendant zur „Bavaria".

König Ludwig's Statue der Bavaria hat Vorgängerinnen gehabt, freilich von etwas anderm Air. Kurfürst Maximilian Joseph, der 1777 starb, hatte in einem seiner Gärten auf dem Felsenberge eine metallene Statue errichten lassen, welche gleichfalls Baiern in einer weiblichen Figur allegorisirte. Ihr Haupt umkränte Eichenlaub (die Waldungen bedeutend), am rechten Arm hing eine Hirschhaut, in der linken Hand hielt sie eine Kornähre, zu den Füßen lagen eine Salzscheibe und eine Biertonne. Auf dem Piedestal war die Donau und eine auf die Viehzucht deutende Allegorie dargestellt. „Das Mädchen selbst", meint etwas boshaft ein Reisender der die Statue beschreibt, „deutet vermuthlich die Vorzüge dieses Products in Baiern an."

Die Jesuiten.

Als Heinrich IV. von Frankreich den Jesuiten das Schloß La Flèche (Pfeil), die Stadt Dola das Schloß d'Arc (Bogen) schenkten, erschien das Epigramm:

Arcum Dola dedit patribus, dedit alma sagittam
Gallia, quis funem, quem meruere, dabit?

Zu Deutsch:

König Heinrich gab den Pfeil,
Dola gab euch auch den Bogen:
Doch was nützt er unbezogen!
Ist kein Strick für euch auch feil?

42.

Bibliographie.

Adami, F., Fürst und Bergmann. Historische Erzählung. Berlin, Schnitzer. 8. 1 Thlr.

— — Die eiserne Maske. Historische Erzählung. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Ackermann, W., Der letzte Montmorency. Historische Novelle. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Album für Bühnen und Bühnenfreunde. Herausgegeben von C. A. Sachse. 1ster Band. Vier Hefte. Hamburg, Bernhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Bilderdyk's Dichtungen. Aus dem Holländischen übersetzt von P. W. Quack, in Jamben gebracht von F. M. Duttenhofer. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rümelin. Gr. 16. 12 Ngr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1850. 1ster Band: Die Monate Januar — Juni. Berlin, Hayn. Gr. Lex.-8. 2 Thlr.

Dietlein, W. O., Die katholischen Briefe, ausgelegt. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der zweite Brief Petri. Berlin, Wohlgemuth. 8. 28 Ngr.

Féval, P., Bekenntnisse eines Zigeuners. Aus dem Französischen. Vier Bändchen. Quedlinburg, Basse. 1850—51. 16. à 10 Ngr.

Herrmann, J., Ueber Andreas Gryphius. Ein literar-historischer Versuch. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, A. H., Rheinleben. Lieder. Mainz, Wirth Sohn. 8. 4 Ngr.

Hoppe, I., Die leinene und baumwollene Kleidung des Menschen. Vom medicinischen Standpuncte aus betrachtet. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Horn, W. O. v., Auch ein Menschenleben. Erzählung. Erlangen, Heyder u. Zimmer. 8. 9 Ngr.

Jerrmann, E., Unpolitische Bilder aus St. Petersburg. Skizzen, nach dem Leben gezeichnet. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Kapper, S., Lazar der Serbencar. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen. Wien, Leo. 8. 1 Thlr.

Koppe, Ueber die Verwaltung der Landgemeinden. Berlin, Hold. Gr. 8. 10 Ngr.

Kühler, J., Gedichte. Winterthur, Steiner. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kugler, F., Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 5 Ngr.

Le Juge, H., Erwachen. Siebzehn Gedichte. Berlin, Stuhr. 8. 10 Ngr.

Maier, Elisa, Drei Jahre. Gedichte. Winterthur, Steiner. 8. 16 Ngr.

Mayer, K. A., Die Hunte, ein Gedicht. Oldenburg. Gr. 16. 12 Ngr.

Memoiren der Lola Montez. Aus dem Französischen. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Schnitzer. 8. à 3 Ngr.

Dom, F., Chronik der Stadt Barth. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Barth. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippi, B. E., Nachrichten über die Provinz Valdivia, besonders für solche, die dorthin auswandern wollen. Cassel, Bollmann. 12. 8 Ngr.

Ponsard, F., Charlotte Corday. Trauerspiel in fünf Acten frei übersetzt. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 8. 20 Ngr.

Rapport über die Schlacht bei Idstedt den 24. und 25. Juli 1850. Eine Uebersetzung der dänischen officiellen Rapports, nebst einer Uebersichtskarte der Gegend zwischen Flensburg und Schleswig. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Roth, J. R., Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Abyssinien. Fest-Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 92. Stiftungstages am 28. März 1851. München, Franz. Gr. 4. 10 Ngr.

Scharten, C. v., Meine Reise ins Blaue. Idyll in vier Gesängen. Mit 5 Stahlstichen. Berlin, Schartmann. Gr. 16. 18 Ngr.

Schulz, H. W., Die Amazonen-Vase von Ruvo erklärt und in kunsthistorischer Beziehung betrachtet. Leipzig, G. Wigand. Gr. Folio. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Die Stolze'sche Stenographie. Grundzüge und Lesestücke. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 3 Ngr.

Straß, K. H. F., Ein Streifzug nach London. Taschenbuch für Alle, welche nachstreifen und sich auf unterhaltende Weise schnell und wohlfeil mit den wichtigsten Verhältnissen der Weltstadt bekannt machen wollen. Mit einem Uebersichts-Plan von London. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 Ngr.

Tegnér, E., Neuere Schriften. Aus dem Schwedischen übertragen von B. A. Altén. 1stes Heft. Leipzig, H. Schultze. 8. 15 Ngr.

Thöl, H., Einleitung in das deutsche Privatrecht. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Uhl, F., An der Theiß. Stillleben. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Uhlmann, Krönungsballaden. Belzig. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Volkssagen aus Vorarlberg. Gesammelt und herausgegeben von J. Vonbun. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1850. 12. 8 Ngr.

Waitz, G., Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walter, R., Parlamentarische Größen. 2ter Band. Die Demokraten: v. Unruh. Uhlich. Rodbertus. v. Berg. Temme. v. Kirchmann. Waldeck. Bucher. Kinkel. D'Ester. Jacoby. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Wegener, C. F., Actenmässige Beiträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrhundert. Zugleich eine Beleuchtung der von Droysen und Samwer herausgegebenen Augustenburger Schrift. 1ster Theil. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Winter, K., Das Meißner Hochland oder die sogenannte Sächsische Schweiz. Bruchstücke und Reiseskizzen. Dresden, Höckner. Gr. 16. 10 Ngr.

Zinzendorf, Graf N. L. v., Geistliche Lieder und Dichtungen. Ausgewählt und herausgegeben von H. A. Daniel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Ergänzende Bemerkungen zur „Politik der baierischen Staatsregierung." Berlin, Hempel. Lex.-8. 3 Ngr.

Brandes, K., Ueber das Lesen schlechter Bücher. Vortrag an die Zöglinge der Lehranstalt von Einsiedeln, bei Anlaß der geistlichen Uebungen während der Jubiläumsfeier von 1851. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 3 Ngr.

Bülau, F., Der Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund. Ein publicistisches Votum. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 9 Ngr.

Christern, J. W., Pudelnärrische Reise nach London im J. 1851 zur Industrie-Ausstellung aller Nationen im Glaspalast. Mit einem Reisemarsch. Leipzig, Jackowitz. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Deutschlands Zukunft und die Stellung des deutschen Adels zu derselben. Politische Skizze von einem wahren Freunde Beider. Im Februar 1851. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Drobisch, T., Das humoristische Leipzig. Ein Meßgeschenk zur Erheiterung und Erinnerung. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Frommann, F. J., Die neusten Versuche zur Preßgesetzgebung. Sechs Briefe an einen deutschen Bureaukraten. Jena, Frommann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Neueste lateinische Grammatik. Aus Zumpt's Hinterlassenschaft. Jena, Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Vier Monate auswärtiger Politik. Mit Urkunden. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. Berlin, E. Schultze. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ueber Proudhon's Sonntags-Feier von einem jüdischen Conservativen. Berlin, Schnitzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Unruh, H. V. v., Erfahrungen aus den letzten drei Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der politischen Mittelparteien. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 15 Ngr.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1851. № XVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 103. —— 31. Mai 1851.

Inhalt.

Kurhessen in neuester Zeit.

1. Kurhessen seit dem Freiheitskriege geschildert von Karl Wilhelm Wippermann. Kassel, Fischer. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert von H. Gräfe. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Das Trauerspiel in Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Von A. Pfaff. Braunschweig, Westermann. 1851. 8. 20 Ngr.

Nach einer anderweitigen Notiz soll die Idee des Werks Nr. 1 auf einer der letzten Germanistenversammlungen entstanden sein, wo man übereingekommen war eine Verfassungsgeschichte deutscher Staaten seit 1815 in Specialgeschichten einzelner Länder ans Licht treten zu lassen. Unsere Arbeit wäre dann die erste und bisher noch einzige dieser Art. Die Idee war gewiß eine gute, und der Anfang, der nicht besser sein konnte, möge bald und mehr zu ihrer vollständigen Realisirung reizen.

Für Hessen die obige Aufgabe zu lösen, hätten Wenige so gut vermocht wie der Verfasser, der seinem Vaterlande in so verschiedenen Situationen, nach außen wie nach innen, gedient hat. Dabei muß noch rühmend als ein Vorzug des Wippermann'schen Werks anerkannt werden daß, obwol dessen Verfasser im Leben, namentlich seit dem Jahr 1848 entschieden auch zu den politischen Parteimännern gehört, man Dies beim Lesen seines Buchs weniger bemerken wird, und daß vielmehr die Darstellung soweit objectiv gehalten wurde als Dies irgend möglich ist. Ich wähle den letztern Ausdruck mit Vorbedacht, — die vollkommene Objectivität ist zu den idealen Dingen zu rechnen. Aus einer ruhigen Darstellung, die sich immer nur an die reinen Facta und dagegen fernhält von Uebertreibung und Declamation, leuchtet allenthalben zugleich die vollkommenste Sachkenntniß der behandelten Gegenstände hervor; und so übersieht man gern einige kleine Verworrenheiten bei Anordnung des ungeheuern Stoffs. Wollte Gott, unsere historisch-politische Literatur der Neuzeit zählte statt der Masse von Broschüren und der unnützen und erkaufbaren Leitartikel der Zeitungen, welche täglich mehr und mehr unsere bessere Literatur verdrängen, mehre Erzeugnisse im Geiste der Wippermann'schen Schrift.

Wir geben zunächst eine gedrängte Darstellung des Inhalts, und behalten uns vor zuletzt noch einige allgemeine Bemerkungen über Verfassungsentwickelung in Hessen zu sagen.

Die Ereignisse welche zur Verjagung des Kurfürsten Wilhelm I. führten und seine Staaten zum Kern eines französischen Königthums in Deutschland machten sind bekannt, nicht minder die wodurch dieses Deutschland nicht besonders ehrende Zwischenspiel nach sechs Jahren schon ein klägliches Ende nahm. Wilhelm I. trat die Regierung wieder an. Die Folgen davon für Hessen sind schon aus den Ueberschriften der Abschnitte zu ersehen welche den Thaten dieses Fürsten bis zu seinem Tode gewidmet, sind: „Kampf zwischen Alt und Neu" (1813—15), „Sieg des Alten" (1815 und 1816) und „Zeit der Ruhe" (1816—20).

Abgesehen von Dem was das Nationalgefühl und die Nationalehre nie in Schutz nehmen können, ist es wahr und wird auch vom Verfasser anerkannt: daß für innern Fortschritt und die Civilisation der deutschen Staaten der Rheinbund und das Königreich Westfalen gewaltige Triebfedern gewesen seien; ohne diese, im alten deutschen Friedensgange, wären wir nicht da wo wir heute sind. Referent erinnert sich, sowie dies Thema angeschlagen wird, stets an die wahren Worte welche sich, freilich etwas schwunghaft, in dem berühmten „Manuscript aus Süddeutschland" finden. Hier heißt es:

> Der Geist der Deutschen war zur Zeit des Reichs in Herkommen und Pedanterie versteinert; gewaltsam mußte die alte Form die den Kern des Lebens umschloß zertrümmert werden. Man vergleiche die Verhandlungen auf den Reichstagen nur mit denen der süddeutschen Kammern; die Protokolle der alten Minister mit den Vorträgen der neuern in den Staatsräthen; die alten administrativen Einrichtungen mit dem jetzigen Staatsorganismus, und vorzüglich die alten Heere mit den Einrich-

tungen der Männer die in zwanzig Schlachten die Flügel des Genius rauschen hörten!

Das fand auch in Hessen Bestätigung. Auch hier war während es Westfalen hieß Mancherlei geschehen, so hart auch die Kriege und dessen ewige Lasten drückten. Gleichheit vor dem Gesetz war eingeführt, während früher Privilegien für Familien und Corporationen nicht allein Exemtionen vom Rechte, sondern sogar ganz verschiedene Rechtsanschauungen und Principien bedingten; ein besseres gerichtliches Verfahren auf dem Grunde eines allgemeinen Rechtsbuchs verdrängte die Unzahl von speciellen Provinzial- und Stadtgesetzen; die Leibeigenschaft mußte allgemeiner persönlicher Freiheit platzmachen; statt der alten Landstände wirkten andere, nach gerechtern Grundsätzen zusammenberufene; ein gleiches Münzsystem kam auf; die drückenden Lehns- und Reallasten wurden für ablösbar erklärt, und so der Bodenwerth um das Doppelte gesteigert. Nur um die Finanzen stand es schlecht. Die Domainen waren zum Theil als Dotationen vergeben, und reichlich zwei Millionen gingen jährlich außer Landes als Beitrag zu den Kosten der Kriege Napoleon's.

Am 21. November 1815 hielt der Kurfürst Wilhelm I. seinen Einzug in Kassel, dessen Bürger die Pferde von seinem Wagen abgespannt hatten. Dieser Fürst, ganz von dem Gefühl seiner Souverainetät durchdrungen, erklärte nun die Zeit des Königreichs Westfalen für eine gar nicht dagewesene, und nannte Jérôme, jenachdem die Laune war, einen Räuber oder mitunter: „Meinen Verwalter Jérôme." Ganz dieser Meinung gemäß mußte Alles wieder auf den Fuß eingeführt werden wie es 1806 bei der Flucht des Kurfürsten war. Die Minister Schmincke, Schmerfeld und Karlshausen waren besonders dabei thätig. Das führte denn zu Resultaten die man mitunter komisch nennen könnte, wenn sie doch dabei nicht auch zu traurig gewesen wären. Daß die westfälische Staatsorganisation der nach den Ereignissen bis 1813 längst veralteten hessischen weichen mußte, verstand sich von selbst; den Käufern der Kammergüter wurden ihre Grundstücke so ohne Weiteres und ohne Entschädigung abgenommen, und, als sie Recht gegen ein solches Verfahren suchten, durch Cabinetsjustiz und Drohungen Ruhe anbefehlen; alte gediente Militairs wurden mit Streichung ihres Avancements in die alten Grade vor 1806 zurückversetzt; Professoren, in Marburg seit jenem Jahre angestellt, die man nicht entbehren konnte, mußten sich noch einmal hessisch anstellen lassen. Dahingegen behielt der Kurfürst die bisherige westfälische Grund- und Patentsteuer bei.

Auf dem Congresse zu Wien stand der Kurfürst unter den kleinen Staaten welche sich bei Reorganisirung des deutschen Gemeinwesens zwar in eine Opposition gegen die Anordnungen der fünf größern Mächte zusammenthaten, und auch infolge davon Oestreich die Kaiserkrone antrugen, jedoch, wie bekannt ist, ohne Erfolg.

Noch vor Publicirung der Bundesacte und ihres berühmten 15. Artikels waren die Landstände von Hessen, denen aber jetzt auch Abgeordnete des Bauernstandes — in freilich sehr ungenügender Vertretung — zugetheilt waren, seit dem 1. März 1815 zusammengekommen. Die Hauptsache, Vereinbarung einer neuen zeitgemäßen Verfassung, trat bald in den Hintergrund; unter ewigen Streitigkeiten über finanzielle Gegenstände blieb es vorerst beim Alten. Jemehr die Stände auf wahre Darlegung des Staatsvermögens und des Staatshaushalts drangen, desto besorgter wich der Kurfürst aus, der seinen Vortheil darin fand Privat- und Staatskasse nicht zu trennen. Trotz aller Bewilligungen der Stände, als: Forterhebung der seit 1813 erhobenen Steuern bis Ende 1815, 400,000 Thlr. für Kriegskosten, Bezahlung der Schulden des Kurprinzen mit 300,000 Thlrn., erreichten sie ihrerseits für das Land Nichts als das Versprechen: daß ihnen bei einer Bewilligung von 800,000 Thlrn. im Landtagsabschiede eine freisinnige Verfassung zugesagt werden sollte, und sie wurden noch dazu aufgelöst als sie einen Bericht über ihre Wirksamkeit in der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" drucken ließen. Diese Eigenmacht geheime Dinge zu veröffentlichen verdiente nach den Grundsätzen des ancien régime allerdings Ahndung und einen Act um das allerhöchste Misfallen für solches Unterfangen zu erkennen zu geben.

Während Dies geschehen war, war auch das hessische Heer neugebildet und nach dem Westen gesandt. Es konnte jedoch nur unbedeutenden Antheil an den Kriegsereignissen von 1815 nehmen. Bemerkt muß aber werden daß, während der Kurfürst Steuern und Kriegsbeiträge erhob und Subsidien zog, der Sold der Truppen gekürzt ward. Zu Haus führten auch die weitern Verhandlungen zu Nichts, sondern lösten sich meist in finanziellen Streitigkeiten auf. Regalien und indirecte Steuern wurden vermehrt, und wenn die Bauern aus den Diemelgegenden eine Eingabe um Erleichterung machten und dabei bemerkten: „Wir hätten gar nicht gesprochen, wenn's irgend zu tragen wäre", so hatten die Stände Recht zu erklären: Dies sei die Stimme des ganzen Landes, und es müsse anders werden.

Nachdem man endlich nach Ausgleichungen mit benachbarten Staaten, Feststellung von Principien, nach Vergleichen mit Mediatisirten u. s. w. übersehen konnte was Alles zu Hessen gehörte, ward für alle Theile dieses Landes eine Constitution entworfen. Die Einzelheiten muß man im Buche selbst (S. 65 fg.) nachsehen. Der Inhalt derselben wäre für das Jahr 1816 so übel noch nicht gewesen — aber sie sollte eine reinoctroyirte bleiben, und der Minister Schmerfeld war der Meinung daß die Stände sie als solche ohne Bemerkung annehmen sollten. Dagegen kam im Schoose derselben bald die Ansicht auf, die man denn dem Kurfürsten vertraulich mittheilte: ob es nicht rathsam sei die ganze Vorlage in Form eines Vertrags anzunehmen, damit namentlich der Nachfolger auch gebunden sei? Man hielt Dies um so billiger, als auch Einzelne, z. B. Städte, wohlerworbene Rechte so ohne Weiteres durch jene Constitution einbüßen sollten. Aehnliche und gegründete

Bedenken und Bemerkungen häuften sich. Nun ging es an ein Streiten; die Stände hatten schon vor sich direct an den Bundestag wegen Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit dem Landesherrn zu wenden. Die schon gedruckten Exemplare der Constitution verbrannte der Kurfürst eigenhändig, und die Auflösung des Landtags ward auf den 10. März 1816 verkündet. Ohne Receß wurden die Stände entlassen, die Schuldenverhältnisse hatten sie während ihrer Thätigkeit in Etwas regeln können, und auch später schrumpften sie immer mehr zu einer Schuldentilgungs-Commission zusammen. An die Stelle einer Landesconstitution trat das Hausgesetz vom 4. März 1817.

Ohne bindende Vorschrift ward nun die Regierung des Kurfürstenthums ganz nach dem Belieben des Regenten geführt. Man fügte sich mit Ruhe darein, da Widerstand Nichts helfen konnte und nirgend Schutz und Hülfe zu finden war. Die Hälfte der unzähligen Reclamationen die an den Bundestag gingen kamen aus Hessen, wegen Justizverweigerung und sonstiger Beeinträchtigungen, gingen aber von da unentschieden zurück oder wurden ad acta gelegt. Als der Bundestag sich der armen Domainenkäufer annehmen zu wollen schien, verbat sich der Kurfürst solche Einmischungen in seine Landesangelegenheiten; und nach ein paar anscheinend kräftig verweisenden Worten, zu denen man sich aber nur im Sitzungssaale zu Frankfurt erhob und die auch nicht außerhalb desselben gehört wurden, ließ sich die höchste Behörde Deutschlands doch ruhig ein solches Auftreten eines Duodezfürsten gefallen — eins der ersten Facta wodurch ihr Credit erschüttert wurde. Als Preußen bei Gelegenheit der mecklenburgischen Verfassungs-Garantieangelegenheit beim Bundestag den Antrag stellte: die Bundesversammlung solle über den Fortgang der ständischen Verfassung in Deutschland unterrichtet werden, wollte der Kurfürst Nichts davon wissen, sondern meinte er habe genug gethan um den Artikel 13 der Bundesacte zu erfüllen. Doch hat der Verfasser vergessen zu bemerken daß Preußen damals schon jenen Antrag stellte nicht etwa um zu fodern, wo dem Artikel 13 zu wenig geschehen war, sondern nur zu überwachen und zu verhindern daß nicht zu viel geschehe; und so war das hessische Votum am Bundestage der preußischen Intention nicht so schnurstracks entgegen. Für die Bauern, welche auf Ablösbarkeit der Reallasten drangen, geschah Nichts; die alten Rangclassen wurden wieder eingeführt, die Censur angeordnet und die Polizei ausgedehnt. Man muß, wie Referent, Hessen damals gesehen haben. Lange Zöpfe, lange hochtrabende Titel, Gehalte zum Verhungern und ein fabelhaft reiches Fürstenhaus traten dem Beschauer in schreiender Disharmonie überall entgegen!

Als der alte Kurfürst am 27. Februar 1821 starb, war Hessen in Vergleich zum Jahre 1806 wenig vorwärts geschritten. Es war schlecht daselbst. Es war unumschränkte patriarchalische Eigenmacht und unerbittliche Strenge vorherrschend; aber es war doch wenigstens in der Strenge Ordnung und Gleichmäßigkeit, und unveränderlich im dabei Allen bekannten Gange schritt die Regierung vorwärts. So kam es daß Hessen doch noch glücklicher war als unter seinen spätern Regenten, wo die bewegliche Laune bald einmal so und bald einmal anders principienlos anordnete und aufhob — ob nicht auch mitunter die Laune der Hessen selbst, nicht blos die der Regenten, Das mag unparteiischer eine spätere Generation beurtheilen.

Die Regierungen von Sohn und Enkel sind dann in folgenden Abschnitten abgehandelt: „Herrschaft der Willkür" (1821—30), „Erhebung zur Ordnung" (1830—32), „Rückschritt zum Alten" (1832—37), „Erdrückung der verfassungsmäßigen Ordnung" (1837—48).

Der Kurfürst Wilhelm II. bediente sich ganz besonders des Rathes des Ministers Rivalier, der später mit dem Namen „von Meisenbug" in den Adelsstand erhoben wurde. Diese Stellung mag er der Gunst, wenigstens zum Theil, mit zu verdanken haben in der er bei der Maitresse des Fürsten, Emilie Ortlepp, stand. Diese Dame, die nachherige Gräfin Reichenbach, welche bald mit in dem Palaste des Kurfürsten ihre Wohnung aufschlug, ist als der böse Geist Hessens anzusehen. Sie brachte Haß und Zwietracht in die Familie, indem sie die rechtmäßige Gemahlin zurückdrängte, den Vater mit dem Sohn entzweite, sowie er der Mutter Partei nahm, und endlich gar Beide verdrängte und sie veranlaßte außer Landes zu gehen. Der letzte Umstand ward um deswillen verhängnißvoll, weil der Sohn in Bonn damals seine jetzige Gemahlin, die Gräfin Schaumburg, die geschiedene Gattin eines bürgerlichen Offiziers, kennenlernte, — auch nicht zum Glück Hessens. Der Haß des Volks stieg gegen die Gräfin Reichenbach und mittelbar gegen den Kurfürsten, als dieser ungeheure Summen an jene Person verschwendete und durch Rothschild für sie Besitzungen kaufen ließ zu fast fabelhaftem Werthe. Wenn auch Uebertreibung bei der Nachricht war daß bei ihrem Tode jene Dame 15 Millionen hinterlassen, so bleibt das Wahre doch schon ungeheuer genug. Einmischung in Regierungsangelegenheiten ganz nach Maitressengunst und Maitressenlaune, Begünstigung ihrer Verwandten im Staatsdienst steigerte den Haß gegen die Gräfin stündlich.

Zwar ward 1821 eine ganz neue Regierungsorganisation eingeführt, die manches Zeitgemäße hatte. Hessen ward in vier große Parcellen: Oberhessen, Niederhessen, Hanau und Fulda, abgetheilt, wozu noch als fünfte die selbständig verwaltete Grafschaft Schaumburg kam. In Kreisen besorgten Kreisräthe die ersten Instructionen der Geschäfte, die ihre letzte Erledigung in gut geordneten höhern Behörden fanden. Das Militair ward auf einen mehr zeitgemäßen Fuß gestellt. Der Rechtsgang bekam durch einen zweckmäßigen Instanzenzug eine bedeutende Verbesserung, aber bei der Idee des Kurfürsten daß sein Wille immer höher stehen müsse als die gesetzmäßige Ordnung und die letzte Quelle der Entscheidungen sein solle, blieb es bei praktischer Ausführung jener neuen

Anordnungen mehr bei dem todten Buchstaben auf dem Papier. In die Rechtspflege kam eine große Zuthat Cabinetsjustiz; auf dem Verwaltungswege erlaubte man sich förmliche Beraubungen der Unterthanen, und das persönliche Wohlbefinden des Kurfürsten und der Seinigen, d. h. seiner Maitresse und deren Kinder, mußte Veranlassung zu allgemeinen Verordnungen abgeben. Als ein Sohn der Gräfin sich unnütz aufführte und von einem Offizier deshalb gefodert war, kam, damit auf solchem Wege kein Schaden geschehe, ein recht unsinnig zu nennendes Gesetz gegen das Duell heraus. Man muß die Einzelheiten im Werke selbst hierüber nachlesen.

Als nun später geheime Drohbriefe an den Kurfürsten des Inhalts gelangten: besser und mehr im Einverständniß der Hessen zu regieren und die Gräfin Reichenbach zu entlassen, widrigenfalls sein Leben nicht sicher sei, erfolgten Untersuchungen und Beaufsichtigungen, die nicht allein zu Vexationen von Staatsbürgern, sondern zu einer ungeheuern Erweiterung der Polizei, ja zu einer ausgebildeten geheimen Polizei führten: das Mistrauen des Kurfürsten stieg umsomehr als in die Angelegenheit der Drohbriefe kein Licht kommen wollte und auch bis heute nicht gekommen ist. Er ward weniger mittheilsam; vom Innersten des Palastes aus, wo der Einfluß der Reichenbach unbegrenzt war, kamen von einem abgesonderten Mittelpunkte die Regierungsbefehle. Die Stände konnten bei solchen Verhältnissen Nichts thun, und für das Land, für Ackerbau, Gewerbe und Handel geschah Nichts. Die Schulden wuchsen, und mit ihnen und der allgemeinen Nahrungslosigkeit die Unzufriedenheit.

Die Rückwirkungen der Julirevolution für Deutschland sind bekannt; bei obigen Bedingungen mußten sie in Hessen sich am sichersten äußern. Der Küfermeister Herbold — dadurch zu einer hessischen Notabilität geworden — leitete eine Erhebung der Zünfte in Kassel; die Bürger schlossen sich an unter Leitung des Oberbürgermeisters Schomburg. Dieser wird von nun an in Hessen eine wichtige historische Persönlichkeit, und das Werk von Bernhardy über sein Leben bildet eine Hauptquelle und einen reichhaltigen Commentar zu der Wippermann'schen Darstellung. Referent wundert sich diese Arbeit unter den benutzten Quellen nicht verzeichnet zu finden. Alsbald traten die Stände zusammen, um aus einer neuen Verfassung die Grundlage für ganz neue Zustände in Hessen zu vermitteln. Schon am 30. December 1830 konnte der Entwurf für eine neue Verfassungsurkunde vorgelegt und berathen werden. Jordan's Thätigkeit bei diesem Geschäft war hervorstechend, und auch er ward von dieser Zeit an ein vielgehörter Name. Am 5. Januar 1831 war das neue Staatsgrundgesetz unterzeichnet und angenommen durch einen Schwur von Fürst und Volk in feierlicher Versammlung. Die Einschränkung des Monarchen in seiner Willkür geschah auf Jordan's Rath durch Eine Kammer, weil man im Lande Hessen nicht die Elemente zu einer ersten und zweiten finden zu können meinte. Auf Inhalt und Kritik der Verfassung kann hier nicht näher eingegangen werden.

Alles schien sich zu regeln. Die Eintracht in der Familie ward wiederhergestellt, aber mit dem Wiedereintreffen der vertriebenen Gräfin Reichenbach kam es bald wieder zu neuen Zerwürfnissen.

Daran fehlte es auch nicht mit der neuen Kammer. Gewiß gab der Kurfürst theilweise Veranlassung dazu, aber ebenso viel auch, wenigstens mehr als hervorgehoben ist, das Volk selbst, das im neuen Gefühl Dessen was sich durch effective Gewalt durchsetzen ließ sich noch nicht wieder in den langsamen Gang der Ordnung und das „Nach und Nach" finden wollte. Man fühlte sich in Kassel stets als über dem Kurfürsten stehend, und Das führte mitunter zu Scenen der nicht zu entschuldigenden Eigenmacht, wie z. B. der Vorfall im Theater zu Gunsten der Kurfürstin. So begann schon nach und nach ein förmlicher Kriegszustand zwischen der Regierung und dem Volke der Hessen. Widerrechtliche Handlungen von der einen Seite riefen gleiche von der andern Seite als Repressalien oder Retorsionen hervor. So ist es in ununterbrochener Folge von 1831—50 gegangen; der unbefangene Beobachter wird Dies nicht leugnen — der Hesse gesteht freilich nur die Befehdung von Seiten der Regierung ein. Bald nach dem Schluß des ersten Landtags am 9. November 1831 zog der Kurfürst mit der Gräfin Reichenbach auf seine hanauischen Schlösser.

Der nächste Landtag hatte zunächst, um die Selbständigkeit des Richteramts zu heben, ein Gesetz für Verbesserung der äußern Lage der Justizbeamten in Vorschlag gebracht. Kaum war das durchgegangen, so drängte man von allen Seiten um Gleiches und zwar auf ein mal zu erreichen. Auch der Vorschlag die bisherige Consistorialverfassung der protestantischen Kirche in eine freiere Synodalverfassung umzuwandeln fand statt. Aber je mehr geschehen sollte desto weniger geschah. Die Abwesenheit des Kurfürsten hinderte den schnellen Geschäftsgang; die Zuneigung der Kasselaner hielt er mit Unrecht sich entzogen, nahm Dies für Feindschaft und vergalt sie mit Gleichgültigkeit und einem absichtlich hervorgerufenen Laissez faire. Um Diesem abzuhelfen eröffnete der damalige Minister Wierhold Unterhandlungen direct mit dem Kurfürsten, um ihn zu bewegen seinen Sohn zum Mitregenten zu erheben und ihn seinen Sitz in Kassel nehmen zu lassen. Der Erfolg war ein erwünschter; schon am 7. October 1832 zog Letzterer in Kassel ein.

Die Hoffnungen die das Land sich von dieser Veränderung machte sind nicht in Erfüllung gegangen. Die fernern Kammerversammlungen konnten ein Einverständniß zwischen Regierung und dem Lande nicht herstellen. Von Seiten der Regierung wirkten Eggena und Meisterlin; die Foderungen und Wünsche gegen sie wurden ganz besonders von Schomburg, Jordan und von dem Verfasser vertreten. Sätze, die sich in ihrer Stellung im Grundgesetz ganz gut ausnehmen, fanden bei ihrer praktischen Aus-

führung, die natürlich wieder zehn andere Verhältnisse berührte, Schwierigkeiten. Die Stimmung im Lande war allgemein so, diese für von der Regierung selbst erhobene und nicht in der Natur der Sache liegende zu nehmen, und so kam man aus dem angedeuteten Kriegszustande nicht heraus. Die Stände brachten sich selbst durch einen Eigensinn, eine Differenz von etwa 8000 Thalern zu bewilligen, um einen der besten Minister. Auf solche Dinge hätte in der Darstellung ein größerer Accent gelegt werden sollen. Recht aber hat der Verfasser, wenn er die vom Kurprinzen ausgehenden Repressalien als mitunter etwas brutal darstellt, vorzüglich seit der Zeit als im März 1832 Hassenpflug an Eggena's Stelle Minister wurde und gleich die Departements der Justiz und des Innern übernahm.

Dieser Mann ist für Hessen ominös geworden. Es ist schade daß er nicht in den Zeiten der unumschränkten patriarchalischen Monarchie gelebt hat, hier wäre sein wahrer Platz gewesen. Er ist ein Mann von bedeutenden Kenntnissen, von großer Erfahrung, und seine Feinde müssen ihm zugestehen daß er ein Verwaltungstalent habe wie Wenige in dieser Zeit. Aber weil er einsah daß gerade dabei Einheit und Conservirung eines festen Grundsatzes nöthig sei, daß dieser sich nicht in einer vielköpfigen, ewig wechselnden und von zufälligen Wahlen abhängigen Kammer finden, wenigstens nicht sich erhalten könne: so war eine entschiedene Abneigung gegen diese von vornherein bemerkbar. Aber in dem herrischen, zum unbeschränkten Befehlen neigenden Charakter des Ministers lag wieder daß diese Abneigung nicht höflich constitutionnell, sondern brutal und autokratisch befehlend andentaggelegt wurde. Hassenpflug hat seine großen Verdienste um Hessen. Für Landescultur und Hebung des materiellen Wohlstandes ist mehr unter ihm als unter allen seinen Vorgängern geschehen. Die bessere Stellung der Staatsdiener ist zum großen Theil sein Werk. Aber sein Wesen erwarb ihm nur Feinde, und auf seiner Seite standen nur Volmar, als sein Referent, Vollgraff in Marburg, Verfasser der „Täuschungen des Repräsentativsystem", und später der mittelalterlich-pietistische Villmar. Die Stände vergingen sich auch gegen die Regierung; sie hatten Berathungen ohne sie gepflogen und den landesherrlichen Commissarius eigenmächtig davon ausgeschlossen. Wenn dagegen der Minister kleine Geschäfte kurz abmachte, um der kostbaren langen Streitigkeiten in der Kammer, die meist zu Nichts führten, überhoben zu sein, so hielten sie sich stets mehr im Rechte, und solange Hassenpflug Minister war sind ewige Anklagen der Stände und ihres permanenten Ausschusses entweder wirklich verfolgt oder stets doch in Vorschlag gebracht worden. Nachgeben in diesem kleinen Kriege war nicht Sache des Ministers. Seitdem er 1834 nach Meisterlin's Abgang noch unumschränkter geworden war, wurden seine Entgegnungen auf die Angriffe der Stände auch rücksichtsloser. Auflösungen, Verhaftungen einzelner Mitglieder mitten in der Session, eigenmächtige Veränderungen in manchen Zweigen, z. B. in Schulen und frommen Stiftungen, willkürliche Entlassungen u. s. w., Das waren seine Antworten. Doch auch er konnte diesen Kampf als Einzelner auf die Dauer nicht überstehen; endlich schlug auch seine Stunde, und in Unfrieden mit seinem Herrn verließ er auf eine eclatante Art dessen Dienst und Land. Die Zahl Derer welche ihn zurückwünschten, sagt Wippermann, kann unter Einem Regenschirm spazierengehen.

Das nun folgende Ministerium, bestehend aus Hanstein, Mackeldey und Motz, bewies daß nicht die Person des vorigen Ministers der böse Genius Hessens gewesen. Aenderungen erfolgten nicht. Das Benehmen des Landtagscommissairs Scheffer wird als viel rücksichtsloser als das Hassenpflug's geschildert. Unter den großen Streitpunkten treten eine lange Zeit die Verhandlungen über Militairangelegenheiten und die über die rotenburger Quart hervor. Aergerliche Streitigkeiten rief die Regierung absichtlich gegen einzelne Ständemitglieder hervor. Schomburg, der unter ihnen so bedeutend hervorragte, verließ dieserhalb unmuthsvoll das Land und starb in einer freiwilligen Verbannung. Noch viel schlimmer aber war die infolge einer Denunciation eines liederlichen Subjects erhobene Criminalanklage gegen Jordan, um sich dieses Mannes zu entledigen, der so vielfach bei hessischen Verfassungsfragen sich hervorgethan hatte. Er sollte an den politischen Verbindungen der letzten Jahre theilgenommen haben. Während einer langen Untersuchung setzte er in gefänglicher Haft seine Gesundheit zu. Ganz Deutschland las damals mit Theilnahme jeden Bericht über ihn.

Der Tod des Kurfürsten Wilhelm II., am 20. November 1847, den die Kasselaner wieder gelobt hatten, konnte bei den geschilderten Verhältnissen Wenig oder Nichts ändern. Der Kurprinz-Mitregent erklärte am 23. November in einer Proclamation sich nun zum wirklichen Regenten von Hessen. Aber es fehlte ihr die ministerielle Contrasignatur, und von Aufrechthaltung der Verfassung war nicht die Rede. Man befürchtete daher einen beabsichtigten Sturz derselben. Von Seiten der Stände versuchte man diesem zuvorzukommen und den Kurfürsten zu genügenden beruhigenden Erklärungen zu vermögen. Allein er hat alles Diesartige von der Hand gewiesen. Uebrigens kann schwerlich der Kurfürst die Absicht gehabt haben das hessische Grundgesetz gewaltsam zu stürzen. Das Militair würde nicht auf seiner Seite gestanden haben; nur an eine Veränderung auf verfassungsmäßigem Wege dachte man, und Vorarbeiten dieserhalb begannen. Die Ereignisse von 1850 und 1851 beweisen noch nicht das Gegentheil; sie sind, wie wir später zeigen werden, reine Kriegsresultate, die schwerlich irgend Jemand voraus berechnen konnte, und die sich mehr selbst gemacht haben als daß sie von Menschen wie am Gängelbande geleitet werden konnten.

So kam unter den alten unglücklichen Verhältnissen zwischen Regierung und Unterthanen das Jahr 1848 heran.

Das Werk Nr. 2 kann in gewisser Hinsicht als Fort-

setzung angesehen werden. Zwar berichtet sein Inhalt nur über die letzten Ereignisse in Hessen unter dem Ministerium Hassenpflug, und es fehlt somit die Periode von 1848—50, jene unglückliche Periode in der, was Hessens Politik in Beziehung zu Deutschland anging, Stuttgart und Gotha ihre begeistertsten Anhänger fanden, die das Land hierhin und dahin zerrten, und weiter Nichts thaten als — den eigentlichen Rechtsboden zu zerreißen; jene Periode in welcher durch Straflosigkeit eingerissene Zügellosigkeit auch eben nicht viel dazu beitrug die innern rechtlichen Zustände zu festigen, wenn auch Hessen von solchen Excessen wie sie Baden und Sachsen aufzuweisen hatten freiblieb. Von allen diesen waren die letzten Ereignisse aber nur die Krisis.

Uebrigens sticht Gräfe's Werk gewaltig gegen das Wippermann'sche ab. Während das letzte einen entschieden hohen historischen Werth hat, gerade wegen der objectiven Darstellung der Facten, kann man jenes nur als reine Parteischrift auffassen und zwar in ganz directem Sinn. Der Verfasser war Mitglied der letzten Ständekammer und des permanenten Ausschusses derselben. Er hat die Conflicte mit dem Minister daher selbst mitherbeigeführt und ausgefochten, und so entstand sein Werk als eigene Rechtfertigung und zugleich von diesem Standpunkt aus als eigene Be- und Verurtheilung des Gegners. Von reiner objectiver Haltung ist keine Rede mehr, Alles ist subjectiv dargestellt, wobei allenthalben eine große Selbstgenügsamkeit mit der eigenen Auffassung hervorleuchtet, während man auf der andern Seite schon bei der Lecture der ersten Blätter bemerkt daß der Verfasser in jeder positiven Kenntniß und Erfahrung in staatsmännischen und politischen Dingen nicht im entferntesten mit Wippermann zu vergleichen ist; er ist nur reiner Parteimann, der seine politische Einsicht nicht aus der Natur der Dinge, sondern aus dem populairen Programm seiner Partei geschöpft hat, und daher glaubt dieses müsse das wahre Motiv zum Handeln sein, jene das untergeordnete. Berichteten ja noch neulich die Zeitungen, Gräfe habe die Stellung einer Cautionssumme von der constitutionnellen Partei ausgeschlagen und gemeint sie nur von der demokratischen annehmen zu können. Diese ganz individuelle Haltung führt den Verfasser zu manchem Irrthume, unter Anderm auch zu dem: Alles was die Stände thun kann weder zu weit gehen, noch ist es dem Irrthum unterworfen, noch verletzt es jemals die Constitution; Alles was gegen den erklärten Willen der Stände geht ist eo ipso Unrecht.

Die Ereignisse selbst von Berufung Hassenpflug's zum Minister seit Anfang 1850 bis zur Verlegung der Residenz des Kurfürsten und zur Bundesexecution sind noch zu bekannt — denn eine lange Zeit sah in den Zeitungen Jeder zuerst nur nach den Nachrichten hierüber —; wir brauchen sie nicht nochmals der Reihe nach aus dem vorliegenden Werke zu wiederholen. Nur über Einzelnes werden wir uns ein wenig näher auslassen müssen.

Als das Ministerium Eberhard im Februar 1850 seine Entlassung gefodert und erhalten, ward Hassenpflug als Minister des Innern und der Justiz an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt. Wie wir aus dem Wippermann'schen Werk wissen, hatte seine frühere Wirksamkeit in Hessen ihm keine Freunde erworben; allein seit seiner Verabschiedung waren 13 Jahre vergangen. Die Zeiten hatten viel verändert; sollte Dies nicht auch bei Menschen möglich sein? Gegen sein Programm was er erließ kann die Kritik Nichts einwenden. Die Anklage wegen Fälschung würdigte wol kein Blatt richtiger als die „Times", welche sie geradezu für eine Abgeschmacktheit erklärte.

Aber schon bevor der Minister eine einzige Handlung vorgenommen, erklärte die Ständeversammlung nicht nur ihren Widerwillen gegen diesen Minister, sondern gab sogar die Erklärung ab daß die Ernennung dieses Mannes im Widerspruch stehe mit der Verkündigung vom 11. März 1848. Sie ging weiter; sie sprach sich, wenn auch nicht infolge einer Abstimmung, doch in ihren Mitgliedern ziemlich öffentlich dahin aus: Hassenpflug's Programm sei Lug und Trug, und die Angelegenheit stand flugs so: daß die Kammer es zu einem Ehrenpunkt machte den Kurfürst zu zwingen Hassenpflug nicht zum Minister zu machen. Und nun begann schon ein förmlicher nicht kleiner, sondern kleinlicher Krieg.

Auf diesen Keim aller Zerwürfnisse hat der Verfasser keine besondere Rücksicht genommen, und doch ist er Hauptsache. Wir fragen: Ist ein solches Verfahren constitutionnell? Steht der Kammer ein Recht zu den Regenten zu tyrannisiren bei der Wahl des Ministers, und ihn indirect von vornherein zu zwingen Jemanden nur nach ihrem Willen zu wählen oder nicht zu wählen? Gewiß nimmermehr. Sie kann die Thaten, die geschehenen Facta an Ministern rügen und sie zwingen, durch Nichtunterstützung ihrer zur That gewordenen Intentionen, abzutreten; aber vor jeder Amtshandlung zu sagen: Wir wollen nicht diese Person, Das geht ein wenig zu weit. Nichtgeschehenes kann nicht verurtheilt werden. Der Kurfürst sollte einen Demokraten zum Minister wählen.

Dann man darf nicht vergessen daß die Kammern während des Streits eine überwiegend demokratische geworden war, und sich als solche durch die Wahl Bayrhofer's zum Präsidenten genugsam charakterisirte. Dies verursachte außer Hessen reichlich dieselben Besorgnisse wie des Kurfürsten Schritt der Berufung Hassenpflug's. Bayrhofer war von Frankfurt her, sowol was seine Ansichten über Politik, noch mehr aber die was Religion und Kirche, diese ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, angeht, in zu bösem Angedenken. Mögen Alle ein Recht haben Hassenpflug, Vilmar und Consorten wegen ihrer pietistischen Richtung anzuklagen — Bayrhofer und seine Partei haben es am wenigsten; sie stehen ebenso gut auf einer von der Wahrheit entfernten äußersten Seite, die Einen nur nach Links, die

Andern nach Rechts. Dasselbe ist der Fall in der Politik — Reaction und Anarchie!

Als die Aufgabe des Ministers Hassenpflug bezeichnet der Verfasser: eine intendirte, systematisch auszuführende Verfassungsverletzung, Zurückführung der politischen Zustände auf das Jahr 1847 und Lostrennung des Kurstaats von der Union.

Wer will beschwören ob so Etwas sei oder nicht? Aber der Fehler der Ständekammer lag jedenfalls darin daß sie diese Intention als gewiß schon da annahm als noch kein Schritt von dem Minister unternommen war, und ihn in Allem was er that angriff. Sie wird es nie leugnen können daß sie den Krieg begann und durch eine förmliche provocatio ad agendum hervorrief. Im Kriege aber wird Niemand seiner Handlungen ganz Herr sein, da gibt Eins das Andere, und so einfach wie der Plan hinter dem Schreibtisch gemacht ist, wird er nicht ausgeführt. Der Verfasser aber nimmt jede spätere Handlung Hassenpflug's für eine systematisch lange vorher ausgesonnene; ob der Kriegszustand das Eine oder das Andere bedingte, davon wird nicht einmal die Möglichkeit vorausgesetzt. Solche animose Stellung aber führt leicht zu Irrthümern, und die Kammer hätte wenigstens die Möglichkeit annehmen sollen daß auch sie in einigen Punkten Hassenpflug zu nahe träte, daß auch er einmal das Beste rathen und sie sich irren könne. In einer Hinsicht hat sich Etwas der Art bewährt. Er sollte Verräther sein, weil er Hessen von der Union zurückführen wollte; wenn er Das that, weil er sie für nicht dem deutschen Staatsrecht gemäß, und dazu für ganz unausführbar hielt, so hat er damit wenigstens gezeigt daß er in diesem Punkt klüger war als die ganze hessische Kammer.

Mit Berathungen über Finanzen und Budget begann das Drama. Hassenpflug dachte an Vorlage eines ganz neuen Gesetzes. Man lehnte natürlich so Etwas ab; unter den Verhandlungen dieserhalb kam der 1. Juli 1850 heran, wo der alte Credit gerade zu Ende ging. Hassenpflug stellte den Antrag: die alten Steuern nur bis Ende 1850 forterheben zu lassen, um während der Zeit eine Vorlage des Budgets nach dem neuen Finanzplan vorzubereiten. Die Stände sahen darin den beabsichtigten Plan: die Budgetvorlage ganz zu umgehen und schlugen es ab; nun wurden sie aufgelöst und ein Ausschuß blieb welcher eine vorläufige Hebung indirecter Steuern auch über den 1. Juli hinaus erlaubte. Die neuen Ständewahlen wurden möglichst beschleunigt, sie führten zu jener demokratischen Kammer von der oben geredet ist. Am 26. August kam sie zusammen. Hassenpflug's Vorlage: „einstweilen Forterhebung der Steuern nur für den Monat September (er hatte also gegen seine obige Foderung, wo er die Steuern bis zum Schluß 1850 bewilligt haben wollte, schon abgelassen), dann, nach Annahme dieses Vorschlags Vertagung bis Mitte September, indem dann die Vorlagen ausgearbeitet sein würden, auf deren Grund ein ganz neues Budget vorgelegt werden solle", war wol nicht ganz insofern zu vertheidigen als sie das Mistrauen was bestand allerdings noch heben mußte; aber schon größere Mißstände zwischen Regierung und Ständen in Hessen hatten sich friedlich ausgleichen lassen. Nun folgte auf diesen Antrag der bekannte Beschluß der Kammer, wo nur indirecte Abgaben bis zum 30. September erhoben werden sollten, die dann noch dazu der künftigen Finanzperiode eingerechnet und deshalb nicht verausgabt, sondern in Depositum behalten werden müßten. Die directen Abgaben wurden nicht verwilligt.

Die Stände waren laut dem Buchstaben der Verfassung schon in ihrem Recht jenen Beschluß zu fassen. Wer will ihnen Dies ableugnen? Aber war es vernünftig um eines kleinen Differenzpunkts willen die Steuern zu verweigern und den ganzen Staat in Frage zu stellen? Denn warum handelte es sich am Ende? Nicht um den eigentlichen Stock der Steuern während zwei Monate, denn diese im Ganzen und Großen mußten die Stände billigen, sondern blos um die aus dem künftigen Budget aus verschiedenen Ansichten der Stände und des Ministeriums etwa wechselnden Differenzpunkte, also höchstens wenige Tausend Thaler!

Unser Verfasser sagt: „Jener Beschluß enthielt eine Steuerverweigerung und auch nicht."

Das Erstere ist das allein Wahre. Staat und Regierung können ohne laufende Einnahmen zu verwenden nicht bestehen. Dies ward den Ständen mit Recht vorgestellt, sowie daß sie mit dem Staate zuerst auch die Verfassung selbst in Frage gestellt, aber ohne alle Wirkung — sie wollten in ihrem Rechte sein. Die Stände wurden am 2. September aufgelöst und ein Ausschuß blieb. Auch er war bei Foderungen des Ministers die Steuern in die Hände zu bekommen streng gegen ihn. Letzterer aber ließ durch ein Gesetz vom 4. September die Steuern forterheben und verwenden. Nunmehr erfolgten die weitern Scenen: jener passive Widerstand durch definitive Steuerverweigerung, Verlegung der Residenz nach Wilhelmsbad, Aufrufung des neuen Bundestags zum Schutze und die Scenen in Hessen zwischen Oestreichern und Preußen, die zunächst wol zum nähern Einverständniß zwischen den beiden Großmächten geführt haben, wie auch der Verfasser in der Einleitung richtig bemerkt.

Unser Verfasser behauptet von Dem was seit der Augustversammlung der Stände geschah ein planmäßiges Vorschreiten des Ministers um es bis zur Steuerverweigerung zu treiben. Das kann unmöglich sein, denn die Stände selbst waren sehr voreilig mit dieser äußersten Maßregel; wenigstens müßten sie, wenn sie jene Absicht des Ministers so gewiß wußten — mit ihrer Erlaubniß — sehr dumm gewesen sein sogleich darauf einzugehen, während sie doch sonst ziemlich das Gegentheil von Dem thaten was er von ihnen wünschte. Sie hätten in doppelter Hinsicht, für Hessen und um den Minister zu ärgern, gut daran gethan jene ersten Finanzdifferenzen friedlich und nicht so auszugleichen daß gleich das schwerste Geschütz dieser Vorpostenplänkelei entgegengefahren wurde. Aber man vergaß das [illegible]

Digitized by Google

land über den persönlichen Haß gegen Hassenpflug, seitdem man eben einen persönlichen Ehrenpunkt daraus gemacht ihn zum Abgang zu zwingen. Man ist fast versucht auf die moralische Lehre des alten Fabelgedichts zurückzukommen: Blinder Eifer schadet nur.

Die Schrift Nr. 3 schließt sich ihrem Inhalte nach ziemlich genau an Nr. 2 an; auch sie ist ihrer reinsubjectiven Auffassung der Begebenheiten wegen mehr als Parteischrift zu charakterisiren. Das war bei dem Verfasser, der früher mit Oetker zusammen Redacteur der „Neuen hessischen Zeitung" war, auch nicht anders zu erwarten. Was die Darstellung angeht, so ist der Verfasser Hrn. Gräfe darin bedeutend überlegen; sie ist fließend, vermeidet Aeußerstes in Aeußerungen, und statt langer Deductionen im Parteigeist nimmt sie auch auf Begebenheiten Rücksicht die, obwol im weiten Gesichtskreis liegend, auf die hessischen Fragen nicht ohne Einfluß geblieben sind. In Resultaten und Endurtheilen sind übrigens beide Verfasser ganz übereinstimmend. Leider geben sie aber auch über einige interessante Punkte, über die man völlig aufgeklärt sein müßte um ein ganz gerechtes Urtheil in den hessischen Angelegenheiten zu haben, keine Aufklärung. Welche waren die geheimen Triebfedern die in der Stille die Berufung Hassenpflug's zum hessischen Minister vorbereiteten? Waren hier geheime Unterhandlungen mit dem östreichischen Gesandten, wie wol behauptet ist, vorangegangen oder nicht? War Preußen einverstanden oder getäuscht hingehalten? Hatten die Conferenzen zwischen dem Kurfürsten von Hessen und dem König von Hanover Etwas bezweckt was mit der Hassenpflug'schen Berufung in Verbindung stand oder nicht? Handelte Hassenpflug nur auf seine eigene Hand, nach seiner individuellen Ansicht, d. h. natürlich im Einverständniß mit dem Kurfürsten, oder ist er als ein von vielen Höfen im voraus designirter Minister der rettenden That angesehen und empfohlen? Bevor man über diese und ähnliche Punkte nicht urkundlich Gewisses in Händen hat, wird man nie aus der Befangenheit der Parteiauffassung und Beurtheilung des in Hessen Geschehenen herauskommen!

Nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen von ganz unbefangenem Standpunkte aus. Die Regierung in drei aufeinander folgenden Generationen hat an dem biedern Volke der Hessen nicht so gehandelt wie sie gesollt hätte; manche Schuld der Liebe und der Anhänglichkeit ist nicht einmal anerkannt, noch viel weniger in gleicher Münze abbezahlt. Aber es ging doch im Lande vorwärts, zwar nach und nach, unter Streiten und Zanken mit der Regierung, und mancher Schritt des Vorwärts ist um deswillen nicht anerkannt, weil andere zugleich erhobene Foderungen nicht mit durchgingen, sodaß man im Unbehagen des Abgeschlagenen das Angenehme des Gewährten ganz übersah. Wo aber war es in der ganzen Welt anders? Wo existirte das Ideal der Eintracht zwischen Regierungen und Unterthanen? Die Constitution ward doch, trotz einzelner Verletzungen, immer wieder in Kraft gesetzt, und merkliche Abweichungen geschahen nicht, weil man es klüglich von keiner Seite zum Aeußersten kommen ließ. Die Klagen der Hessen waren nicht absolute Nachtheile, die sie allein und Niemand sonst zu tragen hatten; solange die Welt noch steht werden ganz gleiche allenthalben wieder auftauchen oder vielmehr nie abreißen, und es kann dabei doch mit Staat und Volk vorwärtsgehen.

Es scheint mir ein Unglück daß Kassel, die einzige große Stadt in Kurhessen, einen zu ausschließlichen Einfluß auf die Verfassungsfragen ausgeübt hat. Seit 1830 und 1831 war in die Kasselaner gleichsam der Teufel gefahren. Sie vergaßen ihren Sieg über den Kurfürsten nicht, und nie ist es ihnen in ihrem Sinn anders gewesen als daß sie einen gleichen, wenn es ihnen beliebte, jeden Augenblick wiederholen könnten. Diese Stimmung brachte Jeder mit nach Hause der in Kassel gewesen, und Kassel mußte jeder Hesse einmal gesehen haben. Diese Ueberhebung zeigte sich noch in anderer Hinsicht in Beziehung auf Das was die Kasselaner 1830 erstritten. Referent befand sich 1850 im August in Hessen und Kassel und suchte die Stimmung im Schooße des Volks kennenzulernen. Bei den gebildeten Bürgern die Aemter in den Gemeinden bekleidet mußte er hören: Das sei eine in der ganzen Welt anerkannte Thatsache daß Hessen im allgemeinen constitutionellen Wesen dem übrigen Deutschland um wenigstens 20 Jahre voraus sei; Das habe man genugsam bewiesen und werde es jeden Augenblick noch mehr beweisen können. Dieser unglückselige Glaube machte immer die Hessen oder vielmehr die Kasselaner — denn von ihnen hing das Meiste ab — geneigt nicht allein auf jedes noch nicht producirte constitutionelle Kunststück bereitwillig einzugehen, sondern es auch als eine Nothwendigkeit anzusehen darin allen andern Staaten vorauszugehen und ein Beispiel zu geben. Das Wort Constitution hörte man am meisten von Denen aussprechen welche von deren Geist am wenigsten verstanden; welche von der Wechselwirkung und den Conflicten zwischen Gesetz und Macht, die leider immer bestehen solange es Menschen gibt, keinen Begriff hatten; die weniger an die Constitution dachten als daran daß sie wieder Sieger über den nicht populairen Kurfürsten sein würden durch die Constitution; und die endlich keine Ahnung davon hatten daß man recht wohl eine Constitution durch die Constitution selbst zugrunderichten kann. Referent befand sich eines Nachmittags im August 1850 im Laden eines Handschuhmachers zu Kassel; dieser ward abberufen um als Zuschauer ja nicht zu fehlen wo es „losgehen wird", und wo man doch dabei sein müsse um von den Galerien herab die nöthigen Kritiken und Unterstützungen der Redner zu bewerkstelligen. Dieser Auffoderung zu einer höhern Mission ward auf der Stelle Folge geleistet. Nur darauf, es war ja Alles constitutionnell!

Sollte der Kurfürst zu Kreuze kriechen vor dem ihm dictirten Kammerbeschluß, seinen Minister zu entlassen bevor er irgend eine Amtshandlung verrichtet? Nimmermehr; diese Tyrannei wäre immer wiederholt

Digitized by Google

und die Anarchie konnte nicht ausbleiben, wenn die Kammer, ihre Stellung so ganz misverstehend, sich zur Behörde einsetzt welche auch die äußerlichen Regierungsmaßregeln besorgen will. Wir können nicht unterlassen eine Parallele hierher zu ziehen. Karl X. löste eine ihm nicht genehme Kammer auf bevor sie ein Wort gesprochen, und die Folge war — die Julirevolution. Die hessische demokratische Kammer setzt ihren Kopf darauf den Kurfürst zu zwingen einen designirten Minister nicht zu nehmen, und beginnt ihre Operationen bevor dieser noch sein Amt eigentlich angetreten; wer kann sich über den Erfolg als Antwort wundern? Es wiederholt sich Alles im Leben.

Das was nun weiter in Hessen vorging läßt sich von zwei freilich sehr verschiedenen Gesichtspunkten auffassen:

Ein mal so daß man annimmt daß troß jener Foderung und der fernern Schritte der Kammer, die offenbar nur geschahen um die nicht gleich gewährte Foderung durchzusetzen, das constitutionnelle Verhältniß und Einvernehmen zwischen Kammer und Regierung gar nicht gestört sei; daß man alle Schritte des Ministers die nun geschahen als eigenmächtige, im tiefsten Frieden durch Nichts vorher bedingte Initiative hinstellt und sie nun nach dem Buchstaben der Constitution beurtheilt und verurtheilt. So verfahren entschieden die Schriften Nr. 2 und 3.

Dann aber auch so daß man jene zuerst von der Kammer erhobene Foderung als eine förmliche Auffoderung zum Kriege gegen die Regierung auf Leben und Tod ansieht. So kann man sie wol nennen; denn wenn auch von dieser speciellen Frage Sein und Nichtsein für Hessen nicht abhing, so war Dies doch der Fall bei dem zur Sprache gebrachten Princip: Wer regiert, der Monarch oder die Kammer? Und eine Entscheidung über dies Princip war es warum es sich handelte. Nun scheinen alle Handlungen des Kurfürsten und seines Ministers als im Stande der Selbstvertheidigung abgedrungene Thaten, als Thaten eines innern Kriegs, provocirt durch Andere und auf welche die Resultate der für den Frieden entworfenen Gesetze gar nicht anwendbar sind. Denn das Recht oder vielmehr die Nothwendigkeit im Kriege ist ein anderer Codex als der der friedlichen Zeiten, aber darum ist das Recht des Kriegs nicht minder ein anerkanntes.

Gott mag es wissen wer hier Recht hat. Nur das Eine ist ganz gewiß: die Stände handelten nicht klug den kleinen unbedeutenden Finanzdifferenzpunkt mit einer partiellen Steuerverweigerung schlichten zu wollen die bald zur absoluten wurde. Unsere modernen Staaten sind auf die Steuern als einzige Geldzuschüsse allein basirt, darum ist eine Verweigerung derselben einer Aufhebung ganz gleichzuachten. Die Frage: ob überhaupt noch später nach den gemachten Erfahrungen eine absolute Steuerverweigerung als Recht der Stände wird bleiben können, mag dahinstehen. Aber jedenfalls sollten Stände, wenn sie nur eine Idee von der Bedeutung des Staats haben, kein va banque Spiel mit seiner Existenz um Kleinigkeiten treiben und Sein und Nichtsein in Frage stellen, um in einer ihnen nicht einmal mit Recht zustehenden Frage ihre persönliche Ansicht und ihre eingebildete Superiorität durchzusetzen. Mit der absoluten Steuerverweigerung war der hessische Staat so gut wie aufgehoben; jetzt war zur Entscheidung geradezu die Macht heraufbeschworen, und diese decretirte was ihr möglich und nöthig schien. Die Stände sahen bald ein daß sie sich verrechnet und ihre Macht überschätzt hatten; jetzt sagen sie: das Gesetz für den auf Frieden berechneten Zustand Hessens sei verletzt! Aber wer war Vater des Kriegs?

Mag es wahr sein und nicht abzuleugnen daß die Stände ihre Maßregeln genau mit Paragraphen des Grundgesetzes belegen können — es bleibt nichtsdestoweniger ebenso wahr daß man Schaden nimmt, wenn man nur das Aeußerste thut was man thun kann, und nicht Das was man thun soll den Umständen gemäß. Stellt das preußische Heer auf an der Grenze, sodaß die Fußspitzen diese berühren, und das östreichische ebenso nah an seiner Grenze, es wird Krieg sein binnen 24 Stunden ohne jede andere Veranlassung, obwol Jeder nur thut was er rechtlich thun konnte. Ebenso ist es mit dem innern Leben der Staaten. Der Regierung stehen Rechte zu, und umgekehrt den Unterthanen; thut Jeder das Aeußerste das ihm gestattet ist, reiben sich also die Befugnisse jeden Augenblick scharf gegeneinander, kommt gar der Eigensinn hinzu nicht nachgeben zu wollen, und behauptet Jeder nur in seinem Recht zu sein, dann wird auch politischer Krieg dasein. Nur in den Staaten wird man Glück und Zufriedenheit finden, wo zwischen den äußersten Befugnissen der Regierungen und Unterthanen ein neutrales Gebiet gleichsam wie heiliger, nur in den äußersten Nothfällen zu betretender Boden gehalten wird. Jeder vorwitzige Schritt auf ihn kann den ganzen Staat in Frage stellen.

Was hat das brave Volk der Hessen nun von seinen Anstrengungen, von seinen Aufopferungen, von der musterhaften Ausführung des von seiner Kammer decretirten passiven Widerstandes? Das Lob und die Bewunderung deswegen kann kein Ersatz sein für die tausendfachen Nachtheile die das Land von dem voreiligen Gesetz der Steuerverweigerung und dem davon abhängigen politischen innern Kriege hatte. Sowie das Geschütz springt, wenn man das Rohr überladet, so geht auch jede Constitution zugrunde, wenn man ihren stets nach dem Geist aufzufassenden Inhalt, sich nur an die Buchstaben haltend, auf die äußerste Spitze treibt. 55.

Zur Goethe-Stiftung.

Bekanntlich erließ im Juli 1849 bei Gelegenheit der nahe bevorstehenden Secularfeier von Goethe's Geburtstag ein Verein vorzüglicher Männer, Literatur- und Kunstnotabilitäten in Berlin, ein allgemeines Manifest an das

Digitized by Google

gesammte gebildete Deutschland, zur würdigen und in fernste Zukunft nachklingenden Feier dieses Festes. Nicht celebrirt blos werden sollte dies Fest wie andere Feste celebrirt werden, sondern es sollte die äußere stets bleibend-wiederkehrende Veranlassung sein zu einer großartigen, alle geistigen Lebensinteressen Deutschlands durchgreifend berührenden, hebenden, fördernden Schöpfung, würdig der unsterblichen Verdienste des großen Mannes um deutschen Geist, deutsche Kunst und Art. Lasset uns, sagten jene Männer in ihrem Aufruf, ein großes Nationalinstitut gründen, das die Bestimmung hat „die Leistungen der Kunst in Deutschland zu kräftigen und zu beleben, zur Mehrung ihres bildenden Einflusses auf den sittlichen Fortschritt der Nation".

Schon die Namen der 23 Unterzeichner bürgten für die gründliche Wichtigkeit der Idee, und so fand dieselbe namentlich am weimarischen Hofe ein lebendiges Echo. Da jedoch jener Aufruf der 23 Notabilitäten ausdrücklich irgend jeden Kunst- und Literatursinnigen zur Einreichung von Musterplänen, wonach jene Idee am sichersten verwirklicht werden könnte, auffoderte, so wollte der Hof zu Weimar, bevor er selbstthätig zu Werke ging, vorher abwarten welche anderweitige Pläne etwa dem berliner Comité vorgelegt würden.

Zwei Monate nach der Goethe-Secularfeier bildete nun der berliner Comité aus seiner Mitte einen Ausschuß, bestehend aus den Professoren von der Hagen, Maßmann und Koch und den Herren Odebrecht und Pischon, welche über die bisher eingebrachten Pläne Bericht erstatten sollten. In diesem compte-rendu vom 29. October 1849 finden sich nun die leitenden Grundideen, die der Comité in seinem Aufruf vom 5. Juli nur angedeutet hatte, näher entwickelt. Die Künste, heißt es darin summarisch, die wir in unserm zu begründenden Goethe-Nationalinstitut vertreten wissen wollen, können im strengern Sinne nur die eigentlich sogenannten schönen Künste sein. Dahin gehören zuerst die welche aus dem Wort entspringen: die Poesie, die Beredtsamkeit, die Declamation; ihnen schließt sich zunächst als tönende Kunst die Musik, und dieser die höhern bildenden Künste Malerei und Sculptur an. Drei äußerlich influirende Hebel sind es vorzüglich die diesen Künsten zum höhern Aufschwung dienen, nämlich 1) das Suffragium (die Preiszuerkennung durch freie Wahlstimmen), 2) die Unterstützung (der Künstler) und 3) die allseitige Aufmunterung, Anfeuerung derselben. Die Poesie würde diese geistigen Belebungsmittel alle drei, die Beredtsamkeit und Declamation bei ihrer vielmehr nach außen gestellten Natur und Geltung nur das erste füglich in Anspruch nehmen dürfen. Für die Musik würden regelmäßige Gesangsfeste, Sängerkriege nach der alten mittelalterlichen Bedeutung von mächtigster Influenz sein; eigentliche Gesangsschulen würden zu sehr ins Technische sich verlieren, und von der speciellen Anknüpfung an Goethe, die immer festgehalten werden muß, abführen. Für die bildenden Künste: Malerei und Sculptur, dürfen die Preisbewerbung und die Aufmunterung der einzelnen Talente als hinreichende Belebungsmittel gelten.

Nach dieser Auseinandersetzung theilte nun der berliner Ausschuß die drei dem Comité eingereichten Pläne mit. Die beiden ersten, vom Generaldirector der Museen von Olfers und dem Seminardirector Diesterweg eingereichten, verwirft er, jenen als zu unzulänglich und die leitende Idee nicht erschöpfend, diesen als zu speciell-pädagogisch, und hält sich an den dritten, von Professor Koch, der eine jährliche zu Weimar stattfindende Preisvertheilung an die vier schönen Künste beansprucht. Inwieweit dieser Vorschlag zu modificiren, weiter auszudehnen, ins Speciellere und zugleich Großartig-Allgemeinere auszuarbeiten und, mit individuellstem Festhalten der Goethe-Bedeutung, ihm doch eine mannichfaltigst intellectuelle und möglichst nationale Beziehungsfülle zu verleihen sei, darüber foderte der Ausschuß im Namen des Comité jeden gebildeten, von der Idee ergriffenen Deutschen auf seine fernern Vorschläge und Ansichten einzureichen.

Wir mußten auf dies dagewesene Factische zurückkommen, um den Uebergang zu gewinnen auf eine kleine Schrift die eben erschienen und diesem allerdings bedeutsamen Nationalthema eine höchst theilnahmvolle und detaillirende Betrachtung widmet, und nicht blos eine reflectirende, sondern zugleich eine praktisch-bethätigende, insofern sie den ausführlichen Entwurf eines möglichst umfassenden Plans für eine solche Goethe-Stiftung im Sinne jenes berliner Aufrufs mitenthält. Der Titel dieses in französischer Sprache geschriebenen Werkchens ist:

De la Fondation-Goethe à Weimar, par *Franz Liszt*. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, in Weimar fixirt, und, wie er in seinem Vorwort selbst bekennt, lié par des devoirs de haute reconnaissance à l'auguste famille de ses princes, geht allerdings zunächst von dem Gedanken aus: daß der naturgemäße Sitz eines solchen der Kunst und Literatur geweihten Instituts, wenn es Goethe's Namen an der Spitze führt, Weimar sein müsse. Hierin wird dem Verfasser jeder Verständige rechtgeben, denn Goethe ist das Band das diesen Ort ein mal für alle mal mit deutscher Intelligenz und deutschem Kunstfortschritt verknüpft. Ja, der Gedanke ist mehr als historisch begründet, er ist auch poetisch gerechtfertigt: Weimar zum Mittelpunkt eines solchen Instituts zu machen. Denn wie schön und glorreich jene Glanzepoche Ilm-Athens, deren vorzüglichster Träger Goethe war, auch gewesen, sie ist doch nur eine schöne Vergangenheit. Sie wird zur sich in die Zukunft erstreckenden Gegenwart gemacht, wenn an diese Epoche und an diesen Namen sich eine neue Schöpfung, eine solche für alle fernsten Zeiten und im Geiste jenes damaligen hohen Aufschwungs einer verschwundenen Zeit knüpft. Nicht das Grab blos einer schönen Vergangenheit soll Weimar sein, sondern aus diesem Grabe soll die alte Zeit noch einmal ver-

Digitized by Google

jüngt und höchster Verjüngung fortdauernd fähig, auferstehen.

Es scheint deshalb keineswegs unangemessen wenn der Verfasser seine Schrift mit einer kurzen historischen Skizze eröffnet, welche die bezeichnendsten Thatsachen hervorhebt durch welche seit Jahrhunderten die Fürsten des weimarischen Regentenhauses ihr hohes und vorzügliches Interesse an deutscher Wissenschaft und Kunst andentaggelegt; wenn er auf die in poetische Sagendämmerung gehüllte Hofhaltung der thüringischen Landgrafen zurückgeht, auf den sagenhaften Wartburg-Sängerkrieg, der seinen minnehaften Sangesnordlichtschein noch fernmärchenhaft in unsere ödere Gegenwart wirft; sodann der Verdienste gedenkt die Regenten wie Friedrich der Weise, dessen Sohn Johann Friedrich der Großmüthige, dessen Nachfolger Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm, Friedrich Wilhelm und dessen Bruder Herzog Johann von Weimar sich um den Fortschritt deutschen Geistes erwarben; wenn er mit besonderer Vorliebe der Regentschaft der Herzogin Dorothea Maria gedenkt und ihres Sohnes des Herzogs Johann Ernst, der selbst Rector der Universität Jena und mittelbarer Stifter des gelehrten Palmenordens war, an den wir uns mit Rücksicht natürlich auf jene geistig noch infirme Zeit unwillkürlich erinnern, wenn von Weimar als dem werdenden Sitz einer Goethe-Stiftung die Rede ist. Bei dieser Gelegenheit verbreitet sich unser Autor ausführlich über Wesen und Bedeutung der „Akademie", die, öfters große Mittel absorbirend, doch Dem was ihr eigentlicher Zweck und Ziel sein sollte: die Förderung der Intelligenz — zeitgemäß und innerhalb der bestimmten Formen des sich fortbildenden Geistes — nur wenig entspreche. Von jener weltbedeutenden Geistesepoche unter Karl August und der Herzogin Amalia, die der Autor in kurzen Zügen, doch mit überleitender Prägnanz und Berechtigung schildert, gewinnt er sodann in einem unvergeßlichen Schlußwort Alexander von Humboldt's den Uebergang auf die Entwickelung seiner eigentlichen Ideen über die Realisirung des Plans einer Goethe-Stiftung, in welchen er im Wesentlichen mit den Ansichten des berliner Comité übereinstimmt. Es findet sich in diesem dritten Abschnitt von des Verfassers Werkchen manche feine Bemerkung welche beweist daß derselbe seinem Gegenstand jene tiefere Seite abgewonnen, die allerdings nothwendig ist hervorzuheben, wenn der Gegenstand nicht als ein vorübergehendes sanguinisches Project, wie deren Hunderte in der Zeit auftauchen, wieder aus dieser verschwinden soll. Der Grundgedanke auf welchem der Autor hierbei basirt ist jenes speculative Wort Leibniz': „daß die von der Vergangenheit befruchtete Gegenwart es ist welche die Zukunft gebiert." Eine Goethe-Stiftung, intellectuell-umfassend nach allen Richtungen, die für Phasen des Geistes gelten können, muß ihre geistigen Fühlfäden aus jener großen schönen Vergangenheit heraus durch die Gegenwart hindurch in eine ferne und, Gott gebe Das! herrlichere Zukunft erstrecken, sonst ist sie des Namens nicht würdig den sie führt.

Der Raum versagt es uns auf die oft naheliegenden Beziehungen die man den Einzelaperçus unsers Autors abgewinnen könnte näher einzugehen. Wir müssen uns deshalb, weil dieser eigentlich das Hauptsächlichste und Praktische bei der Sache ist, zu seinem vierten Abschnitt wenden, welcher seinen eigenen, hier der Oeffentlichkeit übergebenen Entwurf, sein „Exposé d'un projet de la Fondation-Goethe" befaßt.

Der Verfasser zerfällt sein Exposé in zehn wiederum einzelparagraphisirte Abschnitte: der erste Abschnitt handelt von der Preisconcurrenz selbst (des concours). Die Productionen die zur Preisconcurrenz gelangen betreffen a) die Literatur; b) die Malerei; c) die Sculptur; d) die Musik. Die Concurrenz soll, entfernt an die Weise der griechischen Olympiaden anklingend, alle vier Jahre dergestalt geschehen daß jede Kunst je im vierten Jahre vertreten ist. Es wird nur ein Preis für jede festgesetzt. Dieser besteht in einer Geldsumme welche als äquivalent für das gekrönte Werk gelten kann. Jede andere „Unterstützung" für den Künstler fällt weg.

Der zweite Abschnitt handelt von der Organisation der Goethe-Stiftung. Ein dirigirendes Comité, bestehend aus 25 Mitgliedern, wird niedergesetzt. Dies ist gebildet a) aus dem Erbgroßherzog von Weimar — oder nach ihm aus einem andern Prinzen des Hauses — als Präsidenten; b) aus den Unterzeichnern des Aufrufs vom 6. Juli 1849 mit der Beschränkung daß von diesen allemal nur fünf repräsentirend und berufbar sein sollen, die übrigen 20 sollen, solange sie nicht fungiren, als Ehrenmitglieder betrachtet werden; c) aus zwei Personen, deren Ernennung lediglich dem Prinzen-Präsidenten zusteht und die in Weimar wohnen müssen; d) aus zwei Personen aus der Einwohnerschaft Weimars; e) aus andern Notabilitäten aus andern Städten des gesammten Deutschlands, bis zu funfzehn an der Zahl. Zu diesem Comité würden ferner noch gehören ein X-Secretair; ein X-Rechnungsführer und Rentmeister (etwa auf je vier Jahre zu wählen), welche in Weimar wohnhaft sein müssen. Die Mitglieder des dirigirenden Comité werden auf Lebenszeit ernannt.

Der dritte Abschnitt handelt von der Zusammenberufung des dirigirenden Comité. Zu jeder Jahresfeier des 28. August werden fünf auswärtige und fünf einheimische Mitglieder einberufen. Erstere erhalten eine Reisevergütung von je 100 Thlrn. Die Einberufung der auswärtigen Mitglieder darf nicht später als im Mai stattfinden. Die unbedingt nothwendige Zahl der anwesend sein müssenden Mitglieder ist wenigstens sechs. Ihre Entscheidungen haben volle Kraft. Will der Prinz-Präsident sich bei den Sitzungen des dirigirenden Comité vertreten lassen, so hat der Comité selbst sich seinen Vicepräsidenten zu wählen.

Der vierte Abschnitt handelt von den Vorrechten und Obliegenheiten des dirigirenden Comité. Die Mitglieder welche die Einladung angenommen müssen vor dem 15. August in Weimar sein, an welchem Tage die

erste Sitzung stattfindet. Ihre Verhandlungen betreffen: 1) Die Wahl neuer Mitglieder, wenn im Laufe des Jahres welche ausgeschieden sein sollten. Die Neuwahl steht frei unter allen deutschen literarischen und künstlerischen Notabilitäten. 2) Die Verlesung von im Laufe des Jahres eingesandten Denkschriften, Entwürfen und sonstigen Mittheilungen, und inwieweit von ihnen Notiz genommen werden soll. 3) Die Verhandlungen über Veränderungen, Verbesserungen, Erweiterungen u. s. w. in dem bisher bestandenen Plane. 4) Die Feststellung des Programms für die Preisbewerbung des nächsten Jahrs. 5) Die Einführung einer Liste über die hervorragenden deutschen Literatoren und Künstler die nicht zum dirigirenden Comité gehören, die aber für folgende Jahre eingeladen werden sollen um das Comité bei seinem Urtheil über die eingesandten Werke zu unterstützen. Solcher Einladungen müssen für jedes Jahr drei stattfinden. 6) Die Einführung einer zweiten Liste, solche Personen betreffend die durch Vorträge in der Beredtsamkeit und Declamation das Jahresfest verherrlichen können. Durch diese Einrichtung ist zugleich diesen beiden obligaten Künsten ein schönes Feld der „Aufmunterung" verliehen. 7) Die Redaction des Programms für das folgende Jahr, welches an alle auswärtigen Mitglieder des dirigirenden Comité versandt und außerdem drei mal, im October, November und December, in den sechs gelesensten Journalen Deutschlands abgedruckt werden muß. Die Mehrzahl der Sitzungen des Comité, ganz besonders aber die erste und die letzte Sitzung der jedesmaligen Saison, in welcher die Krönung und Preisvertheilung stattfindet, müssen dem Publicum geöffnet sein.

Der fünfte Abschnitt spricht von der Nothwendigkeit daß man außer den Preisrichtern welche das dirigirende Comité bilden noch eine Anzahl anderer Künstler von Fach zur Mitbetheiligung bei der Berathung und Jury der Preisvertheilung einladen müsse. Jedem dieser außerordentlich einberufenen Mitrichter soll ein dreifaches Votum zustehen und ihm ebenfalls eine Reiseentschädigung von 100 Thlrn. gezahlt werden.

Der sechste Abschnitt berührt ein sehr erhebliches Moment, von dessen Aufrechthaltung in gewissem Sinne das ganze äußere Fortbestehen des Instituts abhängen dürfte, nämlich die Vertheilung der Preise, *insofern dieselbe zugleich die Acquisition der gekrönten Werke zum Zweck haben soll.*

Der Goethe-Stiftung, deren eigentlich localer Sitz Weimar ist, soll der Besitz dieser Werke gesichert werden; ein Zweck der durch die stufenweise gesteigerte Proportion der als Preis verabreichten Summen, deren Höhe als hinlängliches Aequivalent für den Künstler gelten kann, sicher erreicht wird. Die Krönung und die Acquisition eines Werks sind mithin identische Dinge. Der Verfasser, dessen eigene Worte wir bei dieser Gelegenheit auch einmal vernehmen wollen, sagt:

La Fondation-Goethe acquerra droit de propriété sur les oeuvres couronnées, dès l'instant, où le prix en sera decerné et accepté par leur auteur. De la sorte les tableaux et les sculptures, les ouvrages de littérature et de musique formeront peu à peu un musée avec une bibliothèque qui portera le nom de Musée-Goethe, où les oeuvres appartenant à la Fondation-Goethe seront exclusivement déposées, et la publication des ouvrages de littérature et de musique sera à sa charge et à son profit. Chacun des exemplaires qui en sera jamais imprimé portera sur le titre le sceau de l'institution ...

Die progressive Chiffre der Preise soll sich belaufen auf einen Preis von 500, einen von 1000, einen von 2000 und einen von 3000 Thalern. Außer diesen Preisen sollen zu mehrer Anfeuerung und Aufmunterung der Künstler und Literaten welche, wiewol nicht gekrönt, doch Wackeres geleistet haben noch für einen, besonders zu fundirenden, Belauf von 1000 Thlrn. eine gewisse Zahl Denkmünzen in Gold und in Silber geprägt werden.

Die beiden folgenden, mehr Nebensächliches, aber bei alledem erschöpfend Detaillirtes enthaltenden Abschnitte: „Des réglements relatifs au concours des arts divers" und „Du local de la Fondation-Goethe", überlassen wir der Einsicht des Lesers selbst. Wichtiger und von allgemeinerm Interesse sind die beiden Schlußabschnitte: „Des prix accessoires" und „De l'organisation financière de la Fondation-Goethe". Es soll nämlich, wennschon bei strengem Festhalten der Grundbestimmungen, doch ermöglicht sein durch Nebenfundationen, Privatlegate u. s. w. das Bereich der concurrirenden Kategorien und Künste zu erweitern, sodaß z. B. auch andere Künste, als Architektur, Kupferstecherkunst, die Declamation im engern Sinne, der Gesang u. s. w., in die Concurrenz um einen ausgesetzten Preis miteingeschlossen werden sollen. Keinem Fundator der ein Capital zu einer stetigen Preiskrönung für jeden beliebigen Zweig der Kunst oder der Literatur (sofern diese nicht in das strengabgegrenzte Gebiet der reinen Wissenschaft gehören) aussetzen will, soll Dies benommen sein.

Die finanzielle Organisation der Goethe-Stiftung anlangend, so stellt sie sich nach dem hier vorliegenden Plane äußerst einfach dar. Das Minimum des Gesammtcapitals soll sich auf 60,000, dessen Maximum auf 100,000 Thlr. belaufen. Dies Capital soll zunächst durch eine unter den Auspicien des Erbprinzen-Präsidenten zu eröffnende Generalsubscription aufgebracht werden. Der vorläufige Aufwand der Stiftung würde betragen:

a) der jährlich zu zahlende Preis von . (angenommen daß das weimarische Regentenhaus nicht abgeneigt sein dürfte zu diesem Behuf einen jährlichen Zuschuß von 1—200 Thlrn. zu bewilligen)	1000 Thlr.
b) an für acht Personen zu bewilligenden Reisevergütungen, je 100 Thlr. . . .	800 "
c) dem Secretair	500 "
d) dem Rentmeister	300 "
bleiben für Verwaltungskosten u. s. w. noch	400 "
Summa	3000 Thlr.

Im Gebiete der Poesie, sowie der Sculptur ist an-

Digitized by Google

zunehmen daß der jedesmalige Preis kaum je 500 Thlr. übersteigen wird, da ein poetisches Werk mit dieser Summe durchschnittlich immer für bezahlt erachtet werden kann, von dem Sculpturkünstler aber, ebenso durchschnittlich, nur die Einreichung seines Modells in Gips und seiner fertigen Zeichnung, nicht die Ausführung des Werks im Großen verlangt wird.

Hiermit hätten wir den Inhalt einer Schrift nach ihren wesentlichen Zügen wiedergegeben, die, weil sie ihren Gegenstand wirklich in sehr erschöpfender Weise in Anspruch nimmt, vielleicht nicht unerheblich beitragen wird zu dessen endlicher ernsthafter Förderung und Zuendeführung. 39.

Der Pole Mochnacki über die deutsche Philosophie.

Soeben kommt mir die Abhandlung über die deutsche Revolution von dem berühmten polnischen Schriftsteller M. Mochnacki, welcher zu Ende 1834 in Frankreich starb, wieder zu Gesichte, worin das Urtheil über die deutsche Philosophie von einer solchen genialen Kühnheit getragen ist, und sich durch eine so originelle Auffassungs- und Darstellungsweise auszeichnet, daß es mir ordentlich wie eine literarische Pflicht erscheinen will demselben eine größere Verbreitung zu geben, oder das Interesse daran zu erneuern, welches es gerade in unsern Tagen in gesteigerterm Sinne zu erwecken geeignet ist, wenn auch je nach den verschiedenen Parteistellungen von verschiedenen Seiten.

Merkwürdig ist auch daß Mochnacki anders als ein beträchtlicher Theil unserer heutigen Radicalen den Weg zur deutschen Freiheit über die deutsche Einheit gemacht haben will. „Das heilige Reich", sagt er, „hat zwei Theilen seines Körpers, Oestreich und Preußen, sich abzusondern und zwei ungeheuere Polypen zu bilden erlaubt, wovon jeder die Kräfte des übrigen Deutschlands übersteigt. Die Revolution wird keinen Schritt vorwärts thun können, wenn sie dieses falsche Verhältniß nicht verändert, diese schreiende Disharmonie nicht umstimmt. Preußen und besonders Oestreich halten durch das Uebergewicht ihrer slawischen Erwerbungen ihre deutschen Brüder in einer schändlichen Unterthänigkeit." Er hält dafür eine sociale Umgestaltung und Verbesserung der innern Staatsverhältnisse sei in Deutschland unmöglich, ehe nicht die Zerstückelung dieses Landes beseitigt, was aber wiederum unausführbar sei „ohne Vernichtung Preußens und Oestreichs, mit welchen Rußland auf dem Grunde der Theilung Polens ein so enges Bündniß schloß". Mochnacki stellt sich hiernach die Aufgabe die deutsche Revolutionskraft zu analysiren, welche „die gänzliche Zertrümmerung zweier Hauptbestandtheile des ehemaligen Reichs oder des despotischen Protectorats Preußens und Oestreichs" ins Werk setzen könnte.

„Als ich in diesem Lande reiste", sagt er nun, „hörte ich von gebildeten Deutschen daß, ungeachtet so vieler Vereinzelungen der Theile und Theilchen, ungeachtet der Menge von verschiedenen Gesetzen beherrschter größerer und kleinerer Staaten, Königreiche, Fürstenthümer, Städte, endlich ungeachtet so vieler mannichfaltiger Verfassungen, wo alle Farben der Gewalt, von der Demokratie bis zum Autokratismus zusammenspielen, diese Nation jedoch im Allgemeinen etwas in sich Einstimmiges, etwas Eintönendes in ihrer Literatur, an Sprache und Sitte besitze. Es ist wahr, was die Sitte anlangt, ist es schwer ehrlichere, moralischere Menschen in der Welt zu finden. Aufrichtigkeit, Gastfreundschaft, Biedersinn charakterisiren den Deutschen. Was im Herzen Das im Munde, was im Gedanken Das im Herzen. Gesetztheit in jedem Unternehmen, nirgend Leichtsinn, lange, allmälige Bedachtsamkeit; doch von Dem was sie einmal beschlossen bringt sie Nichts ab. In Hinsicht der Sprache ist es auch wahr daß sich Alle verstehen. Es ist ein einwurzeliger Stamm, überall der nämliche mit kleinen Abwechselungen in der Stellung und im Accent. Nichts gleicht der Herrlichkeit und der erhärteten, wohlklingenden Kraft der deutschen Sprache; im Reichthum ist sie der slawischen am nächsten. Biegsam, weittönend, üppig, aufwogend und stürzend wie die Welle, wurde sie ein vollkommenes Werkzeug des Geistes, dessen geheimste, ich sage nicht Gedanken, aber selbst Anschauungen sie ans Tageslicht reißt. Es gibt im menschlichen Gehirne keine Bewegung die sie nicht auf der Stelle begriffe und offenbarte; kein Gefühl das sie nicht nennte; keinen Flug der Phantasie mit dem sie nicht zu einer andern Sprachen unerreichbaren Höhe emporschwingen könnte." Aber indem Mochnacki dem Leser im voraus bedeutet „die deutsche Literatur, Das ist den Umfang des ganzen menschlichen Wissens, nur einzig aus dem politischen Standpunkte betrachten" zu wollen, bittet er die Deutschen um Verzeihung, mit ihrer Literatur, „die der Ausdruck und die Schöpfung dieser Zaubersprache ist", nicht zufrieden sein zu können; „da es doch schwer sei in ihr ein die zerrissenen Volkstheile zusammenknüpfendes, ein revolutionnaires Mittel zur Vollbringung der obenbesprochenen Unternehmungen zu finden.... Im Gegentheil", meint er, „meinem Urtheile nach steht Nichts so jenem Werke im Wege als eben die Richtung welche der menschliche Geist in Deutschland, besonders seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, genommen hat." Wir hören also die deutsche Literatur nach der revolutionnairen Valuta abschätzen.... „Es gab", so hebt nunmehr die Kritik über die deutsche Philosophie an, es gibt noch eine Art Enthusiasmus in Deutschland welche man (obgleich dieser Ausdruck vielleicht zu energisch ist) die Begeisterung der Leere nennen könnte. Sie haben sich in das Wissen der schweren Dinge verliebt, sowie man Gott nur um seiner selbst willen liebt. Die Wissenschaft macht nirgend rechtlichere Ansprüche auf Universalismus, auf das Allwissen als in Deutschland; aber auch nirgend hat sie sich mehr vom vaterländischen Boden abgerissen. Zwischen ihr und der Welt haben schon alle Bande aufgehört. Es gibt gewiß Niemand der beim Aufgang oder Untergang der Sonne immer bleichere, immer dünnere, immer mehr durchsichtbare Wolken nicht bemerkt hätte, wie sie sich aus größern Massen in alle Gegenden verschieben und die einen nach den andern in himmlische Räume verschwinden. Das sind die philosophischen deutschen Systeme, aus der Tiefe des Geistes mit unerhörter Kraft, mit außerordentlicher Anstrengung entwickelt, immer bleicher, immer dünner. Sie sind über dieses Land, über seine malerischen Thäler seit vierzig Jahren reihenweise wie Karavanen von Zugvögeln hingezogen ohne von sich in einem menschlichen Geschäfte eine Spur hinterlassen zu haben. Vor Luther war in dem heiligen Reiche Ein Glaube an alles Unsichtbare, und es war Eine Kirche die ihn lehrte. Die Deutschen wurden dieses Zwangs überdrüssig, und damit sie freier, nicht mit dem Glauben, aber mit der Vernunft forschen könnten, kündigten sie dem Papste den Gehorsam auf. Auf diese Art entjochten sie den Gedanken, aber zerstreuten den Geist, welcher weder Gedanke noch Vernunft ist. Dieses in der Geschichte denkwürdige Ereigniß gab ihrer ganzen Cultur eine entschiedene, reinintellectuelle Richtung. Seit dieser Zeit hat sich der deutsche Verstand geschärft, wurde aber zuletzt so abstract, sophistisch unruhig, daß er ohne Unterlaß, ohne Ruhe nach Dem trachten muß was gar nicht ist, «ein Ding das kein Ding ist», d. h. nach der Leere wo alle ihre Systeme wie in einem Abgrunde untergehen, wo sie sich wie jene Wolken in die himmlischen Räume zerstreuen. Und dennoch um zu Etwas zu gelangen, muß man im Fluge Widerstand haben! Um dem Fluge eine Richtung zu geben, und ihn von solcher Höhe gegen die Erde zu kehren, muß in dem Luftball ein gewisses Gewicht sein. Die Vernunft ohne Glauben als ein Mittel das Unsichtbare zu erforschen, wurde in Deutschland gleichsam zu einem Luftschiffe, mit welchem der

kühne, unvorsichtige Schiffer, nachdem er den eigenen Schwerpunkt verloren hat, wol nie die Erde erreichen wird, und sich in die Leere verlieren muß."

„Von Dem was ich hier anführte", fährt Mochnacki fort, „könnte man einen Begriff, freilich einen unvollständigen, von der deutschen Philosophie erhalten, er wäre aber wenigstens insofern der Wahrheit nahe, da in diesen Gegenden die menschliche, in jener Richtung entwickelte Vernunft zu keinen vollständigen Resultaten gelangt ist, nicht einmal zu solchen die ihm selbst mindestens auf einen Augenblick genügen könnten, die ihm nach so vielen Abmühungen einige Ruhe gestatteten. Doch, wie gesagt, es handelt sich hier nicht entfernt um die Geschichte der Philosophie ... Meinerseits wäre es Anmaßung wenn ich in dieser Hinsicht vollständig sein wollte. Es handelt sich nur darum: ob die Abstraction, deren Einfluß in Deutschland in allen theoretischen Wissenschaften so sichtbar wurde, welche seine Kunst beherrscht, welche sich bis in die politischen Theorien der Deutschen ausgebreitet, diese Nation zu derjenigen Revolution, ohne welche sie keine Nation ist, befähigt hat? Man könnte diese Frage, oder richtiger diese revolutionnaire Interpellation an die Philosophie auch so stellen: Ob die Deutschen auf dem Wege der hohen Abstraction, auf dem Wege des ihre Cultur charakterisirenden Transcendentalismus jemals im Stande sein werden den Erwartungen der Revolutionsfreunde durch die Zertrümmerung des Joches das sie erniedrigt zu entsprechen? Sie nehmen in der Mitte, im Herzen Europas, die vortheilhafteste Lage ein. Sie haben Alles was man braucht um eine Heldenbahn zu betreten, Meer, Gebirge, fruchtbaren Boden, kräftiges Volk, eigene Waffen, Reichthum. An Gelegenheit hat es ihnen nicht gefehlt! Hinter dem Rhein und an der Weichsel wurden sie von zwei gewaltigen Erschütterungen zur Theilnahme aufgerufen. War es denn nicht, wenn es die Wahrheit zu sagen geziemt, die beste Zeit Europa zu überzeugen daß, wenn sie in den Jahren 1813 und 1814 mit den Kosacken und Königen Freiheitsschwärmer werden konnten, sie auch in der Noth die Sache der Freiheit gegen diese Könige zu vertheidigen wissen? Hatten die Julirevolution und die warschauer kein Recht etwas Anderes von ihnen zu hoffen als jene Beifall und Emeuten und diese Charpie und Seufzer? Wann werden sie denn, wann mit besserm Erfolge an Preußen und Oestreich denken können, wenn es nicht damals geschah als wir den Zar mit 80,000 Mann in Respect hielten? ... Da muß man mit Schmerzen bekennen, denn zu verschweigen ist es unmöglich, daß diese ihre ganze Philosophie, diese ihre ganze intellectuelle Cultur im Angesichte dieser Ereignisse und nach deren Maßstab abgeschätzt, zu diesen praktischen Ansichten angewandt, nicht nur den Deutschen zu gar Nichts geholfen, nicht nur ihnen niemals zu Etwas nützen wird, sondern, was noch schlimmer ist, sie war, und einigermaßen ist sie noch antirevolutionnair, folglich antisocial, nicht als eine Wissenschaft wegen ihrer Grundsätze, wol aber als ein für unsere eisernen Zeiten zu kostbarer Zeitvertreib, und Das besonders aus diesen Ursachen daß sie so vielmals die Aufmerksamkeit des Menschen von der Erde abzog, während ihm seine Pflicht und sein Gewissen nur ein Erdenmensch zu sein erlaubten."

„Deutschland ist ein par excellence philosophisches, literarisches Land. Durch die Superiorität in dieser Hinsicht, um welche man sie, wenn wir in andern Zeiten lebten, beneiden könnte, suchten sie sich für ihre Unbeholfenheit in der Politik, und gleichsam für ihre Minderjährigkeit in den Reihen der andern Nationen zu entschädigen. Also viel, sehr viel haben sie der Philosophie geopfert; vielleicht mehr als es sich um fremde Achtung zu gewinnen geziemte. Wenn man ihnen Mangel an Energie im politischen Leben vorwirft, rühmen sie sich immer: «Wir sind ein wissenschaftliches Volk.» Folglich scheint es mir daß diese ihre außerweltliche, metaphysische Tendenz höchstens in allgemeinen Umrissen und nur mit Rücksicht auf die Haupttheile erkannt zu werden verdient."

„Das mit der Vernunft zu ergründen was vorher nur dem Geiste und dem Glauben zugänglich war, Das ohne Glauben zu erforschen was Alles insicheinschließt, das Absolute, aus dem alle Begriffe entspringen, was also der Mensch zu begreifen, d. h. zu umfangen nicht vermag, war und ist, wie ich erinnerte, die kühne Absicht der deutschen Philosophen. Ein Unternehmen so riesenhaft und so außerordentlich wie die Mittel mit welchen sie es zustandezubringen vorgenommen! Weil die Vernunft zu der Auflösung dieses Räthsels bestimmt worden ist, so müßte sie zuvor, um sich zu überzeugen wie weit ihre Kraft reiche, ausgemessen und in Urelemente zerlegt werden. Welcher Zimmermann geht denn an die Arbeit ohne vorher sein Werkzeug besehen und gewetzt zu haben? Also ein bisjetzt sehr logisches Verhalten. Die Deutschen wollten wissen was man doch mit der Vernunft vollbringen könne. Kant beeilte sich gegen das Ende des letzten Jahrhunderts sie in dieser Hinsicht zu beleuchten, und schrieb die «Kritik der reinen Vernunft». Nachdem er sich in alle ihre Geheimnisse vertieft, sie in Theile wie die Leiche im anatomischen Theater zerlegt hatte, erklärte er seinen Landsleuten nach langer und schwerer Arbeit von amtswegen auf dem Katheder: «daß die Metaphysik dieser Absicht nicht entsprechen wird.»"

„Man hätte Kant glauben und auf alte Weise zu beten anfangen sollen; denn zu Gott kann man nur durch Gebet gelangen. Die Deutschen thaten es nicht. Einst haben in ihrem Lande die Heiligenbilder in den Höhlungen uralter Bäume mit neuer Kraft den Reisenden gestärkt; das Volk traute dem himmlischen Schutzherrn und füllte die Kirchen. Diesen längst verlorenen Glauben an das Unsichtbare und Unbegreifliche wollten die Philosophen durch die Kraft der Vernunft ersetzen; diese Religion des Gefühls mit den Begriffen wiedergewinnen, und mit den Gedanken den dritten Himmel erreichen. Das gelang nicht. Auf Kant folgten andere gleich ihm tiefe Denker; ein Jeder von ihnen hielt auf einem gewissen Punkte an, und als ihm die Kräfte ausgingen überließ er es einem Andern die Bahn zu durchlaufen. Den Fichte ererbte Schelling, und den Schelling Hegel. Ein philosophisches System entsprang aus dem andern, und alle verschwanden wie Irrlichter in der Leere die sie eingab. Auf diesem Turniere trat ein Vernunftathlet nach dem andern in die Schranken, erregte Staunen durch seine Kraft, und trat ab ohne den Preis errungen zu haben."

„Dieser Mangel an beruhigenden Resultaten in der deutschen Philosophie wäre, so scheint es mir, kein so großes Unglück, wenn er nur der Philosophie allein geschadet hätte. Aber es fließt aus der Natur dieser Aufgabe, «das Unerforschliche zu erforschen», daß ähnliche Bestrebungen, wenn sie lange dauern, besonders wenn sie so allgemein und erfolglos wie in Deutschland sind, durchaus Entkräftung zurücklassen müssen. Das Absolute hat den deutschen Geist forcirt, kühn schreibe ich es hin. Kant's Kriticismus, der diese Riesenbahn begann, was ist er denn wenn nicht die Kunst eigene Begriffe zu begreifen, zu denken, und zugleich Das wie wir denken anzuschauen. Seitdem die Deutschen ihre Vernunft als ein Bergwerk zu betrachten anfingen, aus dem sie alle Geistes- und Glaubensschätze zusammen herauszuvernünfteln hofften, seitdem mußte diese Vernunft in der schwersten, in der unnatürlichsten Stellung verbleiben. Seit diesem Augenblick ist die äußere Welt, die sichtbare Natur, die Gesellschaft, die Politik, die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, dieses Alles ist vor ihren Augen verschwunden. Sie müßten sich einschließen und in sich schauen, und jeden Augenblick von diesem Schauen sich selbst Rechenschaft ablegen. Es war auf diese Art daß sich bei ihnen allmälig das Wissen des Wissens, der Gedanke des Gedankens, endlich die Wissenschaft der Wissenschaft bildete; denn auch dazu kam es. Der Augapfel hat sich verdreht, umgekehrt, das Auge schaute nach inwendig."

„Zu forschen, und gleichzeitig mit dem nämlichen Kopfe mit dem wir denken, diese Forschungen als wären sie ein Au-

hires Ding zu beobachten, welch eine Anstrengung! In einer immerwährenden und klaren Anschauung seiner eigenen Vernunft zu verbleiben, welch ein Zwang! Die Großwürdenträger der deutschen philosophischen Republik ertrugen diese Beschwerden mit Leichtigkeit. Indem sie Dieses systematisch, nach Regeln, die im voraus ausgesteckt waren, unternahmen, kamen sie in dieser Hinsicht zu manchen für sie wichtigen Resultaten; oft fanden sie sogar auf dieser Bahn Das was sie zu suchen keine Absicht hatten. Dies ist wahr. Aber ich frage: Was geschah damals mit ihren Jüngern? Sind denn alle Deutsche auf so vielen Universitäten Schellinge? Hat sie dieser vieljährige Transcendentalismus nicht ermüdet, und übrigens nicht gänzlich von praktischen Ansichten der Dinge abgewöhnt? Ueberall sehen sie das Absolute, in der Politik, im Rechte, selbst in den Theorien der Kunst. «Vernunftstaat, Vernunftreich, Urstaat» sind ihre leeren, reinabstracten Reiche. Ihre Aesthetiken sind Metaphysik. Zu dem Schönen in der Kunst möchten sie, wie zu dem Himmel, mit Syllogismen und Sophismen durchdringen wollen."

„Ueber diesen Gegenstand erlaube ich mir noch eine Bemerkung."

„Wenn irgendwo, in irgend einer Literatur die Haupttendenz, obgleich in gespaltenen, entgegengesetzten Richtungen, doch einen allgemeinen von der Erde abgerissenen und gänzlich von Dem was sichtbar ist abgetrennten Flug annimmt, so muß alsdann folgendes Resultat durchaus stattfinden: daß oft ein großer, üppig von der Natur ausgestatteter, privilegirter, genialer Kopf die intellectuelle Kraft ganzer Massen, ganzer Generationen insichverschlingt und gleichsam verzehrt. Warum? Weil er mit seinen hohen Begriffen, mit seinen riesenhaften Spielereien zuerst die Gebildetsten und Fähigsten beschäftigt, hernach die weniger Aufgeklärten und Minderbegabten, und endlich die zahllose Menge. In der Metaphysik ist gewöhnlich nur Ein Genie und neben ihm Tausende von Menschen welche sich in sich selbst einschließen wie die Austern, und meinen sie denken. Wieviel gab es in Deutschland solcher Geistesvirtuosen, wieviel solcher Austern? Jener kaum einige, vier, fünf; dieser eine unzählbare Schar. Nehmen wir nun zwei Abschnitte dieser Grübeleien, den Kantianismus und den Fichteismus: wer ist im Stande zu berechnen wieviel geniale Kräfte diese erhabenen Streitigkeiten, die Nichts mit der Welt gemein haben, aufgerieben? Kant war ein großer Philosoph, und ich glaube dennoch daß der Kantianismus ein großes Unglück für das politische, revolutionnaire Interesse Deutschlands geworden ist. Eben Dies Schelling, so auch die Andern. Ist denn Das z. B. möglich, aus der Formel A = A, Ich gleich Ich, dicke Bände zu spinnen; und Das heißt dort «Identitätslehre»! Ein Verstand dessen Kraft eine solche Deduction aus A = A aushält, welcher aus Ich gleich Ich eine Welt herauswindet, und aus den Gründen, aus den Tiefen einer solchen Leere Stoff zum Aufführen himmelhoher intellectueller Bauwerke ausgräbt, könnte sicherlich, wenn er sich zum praktischen Leben wendete, sein Volk aus dem Schlafe wecken und verfaulte Throne zerstören. Hierzu kommt noch daß die deutschen Weisen selten was sie angefangen endigen. Und so ist die Naturphilosophie, einer jener wunderbar entzückenden Romane, welche Schelling berühmt gemacht haben, welche ihm Schüler wie Steffens und Görres erwarben, nachdem sie fast ganz Deutschland von Grund aus aufgeregt hatte, noch bei Lebzeiten ihres Urhebers gestorben. Abstracte Stoffe, so leidenschaftlich behandelt, betrügen den Enthusiasmus. Und was soll man noch jetzt sagen von einem Werke wie Hegel's «Phänomenologie des Geistes?!» Bei Gott! mir scheint es daß es leichter ist eine Revolution zu machen als dieses Werk zu verstehen."

„Außer dieser Schule, deren Lumina ich hier aufgeführt habe, und welche man die abstracte oder die Transcendentalschule nennen könnte, gibt es noch in Deutschland eine andere, die, wie mir scheint, für die Revolution noch gefährlicher ist. Der Transcendentalismus als ein trockener hoher Calcul, als eine Gymnastik des Verstandes zieht nur die starken Köpfe von der Erde ab und ermüdet die schwächern nutzlos; aber in sich selbst, als eine Doctrin die sich in der Leere zerstreut, ist er mit dem Jahrhunderte nicht in Opposition. Anders verhält es sich mit jenen Philosophen welche, nachdem sie bemerkt haben daß man zu Gott durch Vernunft auf abstractem Wege nicht gelangen kann, von dem Transcendentalismus abgesprungen sind, und den Glauben ohne Weiteres von den Todten zu erwecken beabsichtigen. Es sind Restauratoren. Weil sich nun der Religionsgeist in gewissen Zeiten und unter gewissen Formen der Gesellschaft immer am stärksten geoffenbart hat, so mußte es eine logische Folgerung dieses frevelhaften Plans werden, zugleich mit dem Glauben jene Zeiten und jene Formen der Gesellschaft aufs neue hervorzurufen. Das Ziel der Revolution ist, wie ich in der Einleitung sagte, schnell, auf einmal Das zu vernichten was verderbt, was sich keineswegs verbessern läßt. Hingegen die religiöse und politische Restauration hat die Absicht: nicht nur Das was zu verderben anfängt zu erhalten, sondern Das sogar was längst verstarb aus dem Grabe wieder heraufzubeschwören. Und diesen Standpunkt haben mehre große deutsche Schriftsteller gewählt. Den Königen gefiel Dies sehr. Sie fingen an sie zu ermuthigen, zu belohnen, in ihre Cabinete zu berufen. Der Obscurantismus, der Servilismus, in Versen und Prosa mit Talent verbreitet, brachte Einfluß, Aemter, Gold. Nachdem das Beispiel gegeben war, bildete sich danach eine Menge Congregationisten, Pharisäer, Mystiker, Heuchler. Eine Menge Maurer, Zimmerleute, welche für Ordensbänder aus Petersburg, Wien und Berlin das alte Europa zu untermauern und zu unterstützen versprachen. Dieser ultramontanische Jesuitismus, dieses Erheucheln eines religiösen Enthusiasmus kam auch in Polen vor der Revolution zum Vorschein. Spuren davon gibt es auch in unserer Emigration. Dieses System könnte man das jesuitische nennen."

„Dies sind die zwei Hauptrichtungen des deutschen Philosophismus."

„Aber allmälig fängt das Alles zu verschwinden an. Nach dem Tode Hegel's, welcher sich zuletzt auch der Restaurationspropaganda diensfertig zeigte, und besonders nach dem Tode Goethe's, welcher zum Großmogul der deutschen Literatur erklärt wurde, kann man aus vielen Symptomen schließen daß endlich die Menschen in diesem Lande zu philosophiren und Verse zu schreiben aufhören werden. Schon der Verstand scheint kein kleiner Fortschritt auf dieser Bahn zu sein, daß sich jetzt kein neuer, weder transcendentaler noch künstlerischer Ruf wie eine Mauer zwischen den Deutschen und der Revolution erhebt. Ich prophezeie daraus eine gute Zukunft."

Wer nicht so ganz Sklave der Subjectivität seiner politischen und philosophischen Meinung ist daß er sich auch nicht einen Augenblick zu einer objectiven Anschauung erheben kann, Der muß zugeben daß selten ein Urtheil den vollkräftigen Revolutionnair und die polnische Begriffsart so trefflich charakterisirt als diese geistreichen Worte Mochnacki's, und wird dem liebenswürdigen Polen die Anerkennung nicht verweigern wollen: daß er mit genialem Scharfblick und unbefangener Gerechtigkeit in prophetisch gehobener Stimme gesprochen. 56.

Zur Kirchenstatistik.

In der mit mehr als 500 Kirchen, Kapellen und Klöstern gesegneten Hauptstadt der Christenheit erscheint alljährlich eine Art Kirchenkalender (Diario romano) aus der Druckerei der Camera apostolica, wovon ein vorjähriges Exemplar (47 Seiten in 8.) uns vorliegt. Eine kurze Beschreibung dieses Büchleins dürfte wol für deutsche Protestanten wie Katholiken von Interesse sein, da aus solchen Localschriften für ganz specielle Zwecke, die im Grund als Kleinigkeiten sich darstellen und für ein paar Batzen käuflich sind, die religiösen und kirchlichen Eigenthümlichkeiten der ewigen Stadt in stärkern und deutlichern Zügen hervortreten als aus Werken die sich über das

Digitized by Google

Ganze des römischen Lebens verbreiten, allgemeinen Schilderungen, Reisebeschreibungen, Topographien und ähnlichen. Von der Art und dem Maß der äußerlichen Frömmigkeit der römischen Bevölkerung, die von der Religion des Herzens wohl zu unterschriden ist, kann man sich kaum einen richtigern Begriff machen als beim Durchgehen dieses Büchleins. Schon das Vorwort ist höchst bezeichnend in seinen Anfangsworten: „Da jedes Jahr neue Feste aufkommen, und die Andachtsübungen sich mehren, so" u. s. w. Es sind sodann darin alle und jede gottesdienstlichen Acte und Feierlichkeiten verzeichnet welche in dem betreffenden Jahre gehalten werden, und bei jedem Tage ist angegeben wo und zu welcher Stunde und was für Gottesdienste an demselben stattfinden. Für den Fremden, dessen Aufenthalte in Rom auch keine Motive der Frömmigkeit zugrundeliegen, kann dieses „Diario" zum Theil füglich die Stelle eines Wegweisers vertreten, wonach er sich seine Amusements wählen mag. Er sagt ihm wo und wann es etwas Wichtiges, ihm Neues und Interessantes zu sehen oder zu hören gibt, z. B. Processionen aller Art mit mehr oder weniger Feierlichkeit, unter Theilnahme der höchsten Behörden, des römischen Senats, d. h. des Stadtraths von Rom u. s. w., oder des Klerus allein mit Ausschluß der Laien; ferner Kirchenmusik, Illuminationen von religiöser Bedeutung, theils allgemeine, theils besondere, z. B. von Seiten des Adels u. m. a.

In vielen Kirchen ist täglicher Gottesdienst mit Ausstellung des Venerabile, der Bilder und Reliquien der Heiligen, Ablaßspenden, manchmal ausdrücklich auf die Seelen im Fegfeuer ausgedehnt, Benediction; seltener Predigt, Ansprache oder Rede, mit dem Bemerken daß sie von einem Cardinal, Ordensgeneral oder einem Alumnus, z. B. der Propaganda, des römischen Seminars, des adeligen, englischen, deutschungarischen Collegiums u. s. w. gehalten werde. Jeden Sonntag wird in deutscher Sprache gepredigt in der Kirche Sta.-Maria dell' Anima, am Samstag aber für Juden und Türken in S.-Angelo di Pescara. An den Vigilien der fünf gebotenen Feste der Maria, wie auch an Mariä Heimsuchung und Opferung ist in der Jesuitenkirche unter Anderm „Erzählung eines Wunders". In den Ausruf in Schiller's „Wilhelm Tell": „Es geschehen heutzutage keine Wunder mehr", stimmt bekanntlich die römische Kirche nicht ein. Und daß der Vorrath der alten alljährlich durch eines oder mehre neue vermehrt werde, dazu kann es dieser Art von Erfindungsgeist nicht an Gelegenheit fehlen. Dem größern Theil der Kalenderheiligen zu Ehren ist gleichfalls Gottesdienst an ihrem Tage, natürlich am feierlichsten in den ihnen geweihten Kirchen, wenn sie solche besitzen, mit Ausstellung oder Herumtragen ihrer Reliquien, entweder ganzer Leichname oder Stücken davon, z. B. des Schlunds, des Kinnbackens, eines Arms; der Köpfe von Johannes dem Täufer, Petrus und Paulus u. s. w. Das „Diario" erwähnt bei diesen Heiligen hin und wieder sie seien die Beschützer vor Podagra, Chiragra, den Blattern, Krämpfen u. s. w.

Wir wollen aus diesem Kirchenkalender als Probe des Ganzen noch einige Merkwürdigkeiten außer den schon bekanntern, z. B. daß an den meisten hohen Festen auf der Engelsburg kanonirt wird, der Papst in der päpstlichen Kapelle der Peterskirche an Mariä Lichtmeß (2. Februar) Wachskerzen, am Aschermittwoch Asche von den im vorhergehenden Jahre geweihten Olivenzweigen, am Palmtag Palmen oder Olivenzweige weiht und austheilt, nach der Reihenfolge der Tage und Monate anführen.

Am 19. Januar. Ausstellung eines Bildes des Allerheiligsten Namens (!?) Jesu in der Kirche Sta.-Maria in Aracöli.

Am 20. Januar. Einsegnung zweier Lämmer, aus deren Wolle die Pallien gemacht werden die der Papst den Erzbischöfen verehrt.

Am 30. Januar. Tag der heiligen Martina. Außer mehren andern kirchlichen Handlungen Gedächtnißfeier der Verlobung der heiligen Katharina von Siena mit unserm Herrn Christus in der Kirche Sta.-Maria sopra Minerva.

Am 27. Februar. Umhertragen des heiligen Schleiers der Maria in Procession in mehren Kirchen derselben.

Am 2. März. Im apostolischen Palast Weihung der goldenen Rose welche der Papst den katholischen Fürsten schickt. Mit ihr wurde bekanntlich auch Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Beschützer Luther's, vom Papst Leo X. 1519 beschenkt.

Am Palmtag. Unter Anderm im Palast Massimi alle colonne Gedächtnißfeier des heiligen Filippo von Neri, der im Jahre 1583 Paolo Massimi von den Todten erweckte.

Am Charfreitag. Ausstellung des heiligen Bluts Jesu in der St.-Marcuskirche.

Am Charsamstag. Taufe von Juden und Türken in S.-Giovanni im Lateran; auch allgemeine Priesterweihe ebendaselbst.

Ganz sonderbar nimmt sich in der Reihe dieser Ankündigungen der 21. April „Natale di Roma" aus, an dem es 2588 Jahre gewesen seit die Zwillingsbrüder Romulus und Remus die Stadt zu bauen angefangen. Dieses erfreuliche Ereigniß feiert das Sabinische Patriciat in seinem Palast öffentlich mit Reden und poetischen Vorträgen.

Am 23. Mai wird in S.-Marcello das Crucifix enthüllt welches an diesem Tage im Jahre 1519 durch ein Wunder bei dem Brand jener Kirche nebst dem ewigen Licht unversehrt geblieben.

Am 23. Juni. Einsegnung der Nelken für Kranke in St.-Johann im Lateran vor Beginn der Messe.

Am 1. Juli. Besuch der Brüderschaften in Sta.-Pudentiana, vormals der Wohnung des heiligen Pudens, eines Senators, wo Petrus logirte als er nach Rom kam.

Am 2. Juli. Besuch derselben in Sta.-Maria in via lata, in deren Souterrain der Apostel Paulus verhaftet war.

Am 9. Juli. Fest in Sta.-Maria dei Miracoli zum Andenken des an vielen Bildern der Heiligen Jungfrau im Jahre 1796 beobachteten Augenverdrehens. Allerdings eine Zeit der Zeichen und Wunder, da die Siege Bonaparte's ganz Italien erschütterten, die Franzosen in den Kirchenstaat einbrachen, der Papst ihnen eine große Summe Geldes zahlte, und von Rom und aus allen Gegenden Italiens die herrlichsten Schätze der Kunst nach Frankreich entführt wurden!

Am 5. August. Fest der heiligen Maria zum Schnee, die auch im katholischen Deutschland bekannt ist, in Sta.-Maria maggiore (zugleich Kirchweihfest) zum Andenken des im Jahre 366 an diesem Tage zu Rom gefallenen Schnees. Der Vesper wohnen die Cardinäle bei, fügt der Kalender hinzu.

Am 18. October. Tag des Evangelisten Lukas, unter Anderm Enthüllung der Bildnisse der Jungfrau Maria welche derselbe gemalt haben soll (come dicesi). Dieser Beisatz nimmt sich neben den vielen sonstigen Unwahrscheinlichkeiten wahrhaftig recht kritisch aus.

Am vierten Adventsonntag wird in St.-Johann im Lateran die Tafel ausgestellt an der Christus das letzte Nachtmahl hielt.

In der heiligen Weihnacht liest der Cardinal-Camerlengo der heiligen Kirche die Messe in der Kapelle des apostolischen Palastes, wobei der Hut und Degen geweiht wird den der Papst den katholischen Fürsten verehrt. In Sta.-Maria maggiore wird die heilige Wiege Jesu in Procession herumgetragen, und bleibt über das Weihnachtsfest ausgestellt. An diesem selbst liest der Papst die Messe in der Peterskirche. In der Kirche degli Agonizzanti werden die Windeln Jesu ausgestellt. In Sta.-Maria jenseit der Tiber, bemerkt nebenbei der Kalender, sei das Jahr vor Christi Geburt ein Oelquell entsprungen u. s. w.

An den meisten der hier beispielsweise aufgeführten Tage kommt jedoch wie an allen übrigen nicht blos Dasjenige vor was wir genannt haben, sondern es finden mehr oder weniger Acte auch in den andern Kirchen statt, die wir als weniger bezeichnende übergehen. Alle Culte theilen sich nach dem Kalender überhaupt 1) in gebotene Feste in der Woche; 2) in

Digitized by Google

Feste di divozione e consuetudine della città di Roma, z. B. der Aschermittwoch; die Tage berühmter Heiligen, der Apostel, Kreuzerfindung, Petri Kettenfeier, Enthauptung Johannis des Täufers u. s. w.; 3) Cappelle pontificie e cardinalizie. Erstere sind solche Feiertage an denen der Papst mit den Cardinälen und andern Prälaten in der Kapelle seines Palastes, manchmal auch in einer andern Kirche dem Gottesdienst beiwohnt, wobei stets ein höherer Würdeträger, Patriarch, Cardinal u. s. w., die Messe liest. Solcher Culte finden jährlich 40 statt. Die Cappelle cardinalizie hingegen, welchen die Cardinäle ohne den Papst anwohnen, sind seltener, und werden nicht im apostolischen Palaste abgehalten. 4) Die Stazioni e processioni.

In dem vorliegenden Kirchenkalender ist auch der Wechsel der Mittags- und Mitternachtsstunde von Periode zu Periode angegeben. Es ist zwar im Allgemeinen bekannt daß man in vielen Theilen Italiens die Stunden (anstatt bis 12 Uhr wie bei uns) bis 24 Uhr zählt. Nicht so bekannt ist es aber daß man anfängt mit Einbruch der Nacht zu zählen und fortzählt bis zur Abenddämmerung des folgenden Tags. Daher findet sich hier wie die Angaben des Mondwechsels, so auch die Bemerkung z. B. unterm 21. October: „Mittag ist um 18¾ Uhr, Mitternacht um 6¾ Uhr"; natürlich weil es im October schon um 7 Uhr (nach unserer Rechnung) Nacht, also bei den Römern 1 Uhr ist. Im Juni dagegen ist es um 16 Uhr Mittag, um 4 Uhr aber Mitternacht; weil dann die Nacht erst mit 9 Uhr (bei uns) anfängt, während es nach römischer Zählung 1 Uhr ist. Uebrigens wird nicht leicht ein Fremder unbefriedigt bleiben wenn er einen Begegnenden auf der Straße nach der Uhr fragt. Er bekommt dann allerdings die Antwort nach italienischer Zeitrechnung zu hören, aber mit dem Zusatz: „Nach französischer Uhr ist es soviel und soviel." Es ist einleuchtend daß die italienische Zählungsweise einfacher, in gewissem Sinne natürlicher, die unserige vom Zenith und Nadir ausgehend dagegen mehr wissenschaftlich ist.

Es möge erlaubt sein an das Bisherige einige Bemerkungen vom allgemeinen Standpunkte aus zu knüpfen.

Man hat behauptet politische Freiheit sei nicht denkbar ohne religiöse Aufklärung, und Knechtung des Geistes auf dem einen Gebiet vertrage sich nicht mit Unbefangenheit und Selbständigkeit auf dem andern. Man hat den letzten Grund von dem Mislingen aller politischen Erhebungsversuche Italiens von denen unser Jahrhundert Zeuge gewesen in seiner religiösen Stagnation, ja Versunkenheit finden wollen, von welcher auch das obige Büchlein hin und wieder Zeugniß geben dürfte. Daß gerade religiöse Aufklärung mit politischer Hand in Hand gehen müsse, und nicht Eines ohne das Andere denkbar sei, wird durch das Beispiel der demokratischen Staaten des Alterthums mit abergläubischem Staatscult wenigstens nicht bestätigt. Wir sind weit entfernt die katholische Religion mit letzterm in Parallele stellen zu wollen. Der Katholicismus ist seiner Idee nach ehrwürdig, großartig, die Wahrheit selbst, das Ideal der Bekenner Dessen welcher sprach: „Es wird und soll Eine Heerde und Ein Hirte werden." Allein in dieser rauhen Wirklichkeit in welcher das Leben der Sterblichen verläuft hat derselbe ein Gegengewicht, den Protestantismus, nöthig, damit er nicht ausarte. Ob nun aber zu dieser Ausartung nicht ein stehendes Heer von Priestern gehöre, wie es solche zahllose Kirchenfeste nöthig machen, welche hinwiederum die glückliche Existenz von jenen bedingen, Das ist eine andere Frage. Mit dieser Repräsentation, mit diesen Repräsentanten des Heiligen und Göttlichen die uns auf jedem Schritte in der ewigen Stadt begegnen, und oft in sehr frappanten Zügen an das alte Heidenthum erinnern auf dessen Boden das Papstthum entstanden; mit dieser in ihrer Art einzigen, so grandiosen Einrichtung und ihrer alle Sinne bezaubernden Ostentation kann sich der denkende Mensch nicht befreunden, wenn er nicht entsprechende Früchte findet, wenn das römische Volk nicht um soviel besser, sittlicher, weiser, innerlich zufriedener und glücklicher ist als es dem Heiligen und dessen unaufhörlichen Einflüssen näher steht denn Andere welche so zahlreicher und mächtiger Anregungen entbehren. Das wäre die Probe für den Werth und die Nothwendigkeit dieses Festgepränges, dieser Scharen von geschäftigen Müßiggängern, welche vom Fett des Landes zehren gleich den Söldnerheeren des heutigen Europa, welche zum Wohl der Völker gleichfalls nicht entbehrt werden können, wie gewisse Leute behaupten. Es ist aber bekannt daß gerade an dem Sitze dieser großartigen Anstalten am wenigsten Achtung und Scheu vor dem Heiligen, am wenigsten sittliche Kraft und Gediegenheit verbunden mit wahrer Religiosität wohnen. Auch muß diese alltägliche gottesdienstliche Parade den Leuten endlich zur Gewohnheit werden und Gleichgültigkeit dagegen zur Folge haben. Und der ein wenig tiefer Schauende muß in all diesen Stiftungen und Instituten im Grunde nur Versorgungsanstalten für den Klerus, Stützen seines Einflusses und Mittel seiner das gesammte Volksleben umspannenden Herrschsucht erblicken. Es hat nicht an Versuchen gefehlt sich dieser auch allen socialen Fortschritt hemmenden, jeder Verbesserung der bürgerlichen und öffentlichen Zustände widerstrebenden Macht der Priesterherrschaft zu entschlagen, und die Hierarchie in die Schranken einer reingeistlichen Behörde zurückzuführen. Wir selbst sind vor kurzem eines solchen freilich verunglückten Versuchs Zeugen gewesen, den die in der neuen französischen Republik zur Herrschaft gelangte Aristokratie, einerseits eifersüchtig auf den östreichischen Einfluß in Italien, und insoweit das Panier des Nationalinteresses vortragend, andererseits ohne Sympathie für die ihr unbequeme, ja gefährliche Erhebung der Völker, und einen Weltbrand fürchtend, wofern sie diese unterstützte, durch die Uebermacht ihres Söldnerheers niedergeschlagen hat. Neue Erhebungsversuche werden jedoch nicht ausbleiben und, unter günstigern Constellationen unternommen, mit erfreulichern Ergebnissen gekrönt werden, und wie auf jenem seelenvollen rührenden Gemälde Overbeck's in der Galerie zu Schleißheim Italien und Deutschland in der Gestalt von zwei liebenden Schwestern gegenseitig einander ihre Noth zu klagen, und zueinander um Trost und Hülfe aufzublicken scheinen in Misgeschick, Erniedrigung und Dienstbarkeit: so wird vielleicht auch Ein Tag der Wiedergeburt beiden anbrechen sobald die Zeit erfüllt ist. Denn wenn nicht anders die Dummheit das Weltregiment führt, oder blinder Zufall sein Wesen und Spiel treibt mit dem sterblichen Geschlechte: so kann durch physische Gewalt der Fortgang der Wahrheit, der Sieg neuer Ideen und Principien welche aus der vernünftigen Natur des Menschengeistes stammend in der Reihe seiner Entwickelungen mit Nothwendigkeit hervorbrechen, wenn auch aufgehalten, wenn auch vielleicht um Generationen verzögert, so doch nicht völlig unterdrückt noch vereitelt werden.

57.

Ueber Alexander Dumas' „Le collier de la reine".

Als wir in d. Bl. von Dumas' „Mémoires d'un médecin" sprachen *), sagten wir schon daß eine Fortsetzung zu erwarten sei. Und so war es auch. Es folgte „Le collier de la reine", wiederum sieben Bände, und damit ist die Geschichte noch keineswegs zu Ende, denn im Feuilleton des „Siècle" erscheint schon seit einigen Monaten unter dem Titel „Ange Pitou" eine neue Fortsetzung, und wenn Nichts dazwischen kommt, dürfen wir hoffen noch in diesem Jahre das Ende zu erleben, wenn anders nicht Hr. Dumas es vorzieht seinen Roman noch weiter fortzuspinnen, und wer weiß wie oft noch sieben Bände darauf folgen zu lassen.

Deutschland aber ist nicht träge im Uebersetzen; soweit dieser „Ange Pitou" erschienen, soweit ist er auch in Ueber-

*) Vergl. hierüber Nr. 147 d. Bl. f. 1849. D. Red.

setzungen zu lesen; Deutschland wird sogar im höchsten Grade industriell, es liefert die Uebersetzung vor dem Original. Wie Das möglich gemacht wird, Das sind Geheimnisse die wir nicht verrathen können.

In diesen sieben Bänden von „Le collier de la reine" sehen wir Dumas in derselben Gestalt wie wir ihn schon so lange und so oft gesehen. Dumas ist immer derselbe Dumas, derselbe Krauskopf, dasselbe Gesicht, dasselbe Auge, immer beweglich, Alles sehend, Alles beobachtend, Alles errathend, aber Nichts mittheilend, Nichts verrathend; denn der Unersättliche, er braucht Alles zu seinen Feuilletons, zu seinen Romanen. Dumas ist schweigsam in der Gesellschaft, aber unterhaltend in seinen Romanen; er will eben nur plaudern, anziehend, interessant plaudern, und Das gelingt ihm besser wie jedem Andern. Er kennt nur ein Gefühl, das der Neugierde, das aber kennt er desto besser, denn Niemand versteht wie er die Neugierde des Lesers in Spannung und Regsamkeit zu erhalten. Alles Andere nimmt bei ihm eine untergeordnete Stelle ein. Nicht als ob er für andere, höhere und bessere Empfindungen kein Verständniß oder kein Echo in seinem Herzen hätte; gewiß, Das wollen wir nicht sagen. Aber er ist dem klugen Kaufmann gleich der auf die Schwäche der Menschen speculirt. Er will Geld verdienen, viel, recht viel Geld, denn er braucht viel, sehr viel. Wie Dumas bei aller Arbeit noch Zeit hat zum Verschwenden, Das ist eigentlich unbegreiflich.

Es sind nun einige Jahre her, da traf ich mit Dumas in einer Soirée zusammen. Ich hatte nur wenige Worte mit ihm gesprochen, da traten Andere hinzu, und die Unterhaltung wurde eine allgemeine. Ich hatte nun Zeit und Gelegenheit den „weltberühmten Mann, der so vielen Leuten die Langeweile zu vertreiben versteht", genau zu beobachten, und unwillkürlich fiel es mir auf wie er so wenig sprach und immer nur zu denken schien. Ich glaube, Dumas arbeitet immer an seinen Romanen, wo er auch sei, was er auch gerade thue; vielleicht ist er ein Wunder der Schöpfung und arbeitet auch im Schlafe. Denn wenn man nicht annimmt daß er Andere für sich arbeiten läßt und nur seinen Namen dazu hergibt, ist ein so hoher Grad von Productivität nicht leicht zu erklären. Man muß nämlich nicht glauben daß Dumas nur die Romane schreibt von denen wir hier gerade sprechen, weil sie die bedeutendsten sind; er arbeitet vielmehr zu gleicher Zeit an mehren Romanen, für die Feuilletons mehrer Blätter, denn er braucht, wie schon gesagt, viel, sehr viel Geld.

Um den Stoff ist Dumas nicht verlegen. Er benutzt fast immer die Geschichte, und so hat er denn die französische Geschichte von Heinrich II. an, und ich glaube von noch früherer Zeit in Romanen bearbeitet. Wer es mit der Geschichte eben nicht genau nimmt, Der kann von ihm Etwas lernen. Jetzt hält er an der Revolution, und wenn er auch in der Zeit schon soweit fortgeschritten ist daß ihm nur noch wenige Jahre übrigbleiben, so ist doch diese Zeit um so reicher an Stoff, und wahrscheinlich wird er hier vorläufig genug finden das er benutzen kann. Dies sei bemerkt zum Troste aller Derer die sich sehr betrüben würden wenn es einmal Dumas einfallen sollte sich auszuruhen, und die Zahl derselben ist größer als man glaubt.

So liegt auch der Geschichte von „Le collier de la reine" die Geschichte zugrunde. Wenn man den „Neuen Pitaval" gelesen, und in diesem die Erzählung des berühmten Cagliostro und vom Halsbande der Königin, so kennt man ganz genau den Stoff welchen Dumas behandelt. Es ist sogar durchaus nicht unwahrscheinlich daß Dumas, der ebenso fleißig ist alte Manuscripte durchzustöbern als neue Bücher zu lesen, den „Neuen Pitaval" benutzt hat. In den Hauptpunkten finden wir wenigstens die größte Uebereinstimmung, was umsomehr auffallen muß als es bekannt ist daß gerade diese beiden Processe so vielfach gedruckt wurden, und eigentlich erst mit dem Erscheinen der erwähnten Aufsätze im „Neuen Pitaval" genügend und vollständig beleuchtet und erklärt wurden.

Dumas hat die Geschichte eigentlich nur ausgeschmückt, und daß er Das bei einem so dankbaren Stoffe wie der Charakter und die Wunderthaten Cagliostro's ihm darbieten in einem besonders hohen Grade gethan, können wir nicht anders erwarten.

Der Doctor Balsamo in den „Mémoires d'un médecin", und Graf Cagliostro in „Le collier de la reine" sind eine und dieselbe Person. Was Balsamo dem Fürsten Rohan geliehen Das kassirt Cagliostro ein. Ueberhaupt treffen wir ganz dieselben Personen wieder, und es wird uns kaum wundern wenn wir in „Ange Pitou" denselben Gilbert wieder am Leben finden den wir in den „Mémoires d'un médecin" haben uns Leben kommen sehen; denn Dumas ist ein Mann „der tödtet und belebet".

Kaum daß die bekannten Personen um einige Jahre älter geworden sind. Ludwig XVI. und Marie Antoinette, deren treue Gefährten André von Taverney, der alte Taverney und sein Sohn, die verschmitzte Olivia, Gilbert's erste Liebe, der Doctor Louis und viele andere Personen sind dieselben die wir schon früher kennengelernt haben, und die durchaus unverändert hier wieder auftreten; dazu kommen noch Andere durch welche das Gemälde aufs neue belebt wird.

Gleich der erste Theil führt uns so ziemlich ganz in die Geschichte ein. Wir treffen Cagliostro bei einem splendiden Mittagsmahl das der alte Richelieu einigen auserwählten Freunden gibt, und haben Gelegenheit diesen berüchtigtsten Gaukler als einen großen Propheten zu bewundern, was freilich Dumas nicht schwer geworden ist, da er seinen Roman funfzig Jahre später geschrieben. Er versteht es aber so anschaulich darzustellen daß man wirklich glauben sollte Cagliostro habe der Dubarri, dem Admiral Lapeyrouse und Andern vorhergesagt auf welche Weise sie ihr Leben enden würden. Dumas erscheint mitunter selbst wie ein zweiter Cagliostro.

Mit derselben Liebenswürdigkeit und Genauigkeit erzählt Dumas von der Königin, von ihrem deutschen Kutscher Weber, von ihrem Pferde Belus, von ihren heimlichen Spazierfahrten nach Paris, die so unschuldiger Natur waren und doch so üble Nachrede veranlaßten, und von ihrem Zusammentreffen mit Hrn. von Charny, der in dem Roman noch eine große Rolle zu spielen hat. Wenn es wahr ist daß es vor einem Kammerdiener keinen Helden gibt, so ist es nicht minder wahr daß es vor Dumas keinen König und keine Königin gibt. Wenigstens muß die königliche Würde ganz und gar in Staub zerfallen wenn wir lesen wie der eifersüchtige König Befehl gegeben hat nach 11 Uhr Niemand mehr in den Palast zu lassen, wie die Königin nicht einmal einen Grenadier oder einen Offizier bewegen kann zu ihren Gunsten den Befehl zu übertreten, und sie beinahe genöthigt gewesen wäre während der Nacht im Garten zu bleiben, wenn nicht der gefällige Schwager, der nachherige Karl X., zufällig hinzugekommen und sie in seinem kleinen Pavillon — der sonst eine ganz andere Bestimmung hatte — bis zum Morgen beherbergt hätte. Das Alles ist sehr interessant, läßt sich so leicht, so angenehm lesen; aber ob wirklich das Leben am Hofe so gewesen, darauf kommt es Dumas sehr wenig an.

Eine der Hauptpersonen des Romans ist die sogenannte Gräfin Johanna aus dem Hause Valois, eine kluge, verschmitzte Person, welche eigentlich die Diamanten gestohlen. Sie soll wirklich ein Abkömmling der alten Dynastie sein, dessenungeachtet wurde sie doch gebrandmarkt und dem Hohne des Volks preisgegeben. Gleichsam als wollte sich Dumas hier beim Schlusse des Buchs eine Brücke bauen zu dem folgenden Romane, läßt er zwei der Hauptleiter der Revolution, Robespierre und Marat, bei dieser Scene gegenwärtig sein, und aus dieser gerechten Bestrafung in freilich nur halbklaren Worten die bald darauf erfolgte Revolution vorhersagen.

Die Geschichte des Halsbanddiebstahls soll den Mittelpunkt des Romans bilden, aber damit lassen sich nicht sechs oder sieben Bände füllen. Es mußte also soviel als nur möglich mit

Digitized by Google

hineingezogen werden, und da treffen wir denn Episoden die freilich an und für sich betrachtet ganz unterhaltend sind, aber eigentlich nicht wohl zum Roman gehören. Man wird aber Dumas das Verdienst nicht streitigmachen können sie auf die geschickteste Weise untereinander verwebt zu haben, sodaß Alles nothwendig dazu zu gehören scheint. Beispielsweise erwähnen wir hier nur all der Vorfälle im Hôtel der portugiesischen Gesandtschaft, die mit einer Kühnheit gezeichnet sind daß man sie für eine Geschichte aus „Tausendundeiner Nacht" halten könnte, und ganz gewiß, wenn ein deutscher Schriftsteller die Unwahrscheinlichkeit so auf die Spitze triebe, man würde ihn wenigstens für närrisch halten, und es ihn hart fühlen lassen daß er dem bedächtigen deutschen Publicum so Etwas zumuthet. Kommt Dergleichen aber aus Frankreich, so ist es schön, unterhaltend, sogar poetisch.

Ebenso sind die Erzählungen von den sogenannten Mesmer'schen Operationen, von dem Unfug einzelner Journalisten und vieles Andere ziemlich überflüssig, aber es liegt doch alle Dem eine geschichtliche Wahrheit zugrunde. Dumas hat jede Kleinigkeit benutzt, und aus jeder Kleinigkeit ganze Capitel gemacht. Das wirklich Romantische und Unerklärliche ist von ihm am meisten ausgebeutet worden.

Sonderbar und zugleich kühn ist es daß er Cagliostro immer und überall wie eine unsichtbare Allmacht hinstellt; Cagliostro veranlaßt und leitet Alles, ohne selbst in den Vordergrund zu treten, er hat die Absicht alle die Folgen herbeizuführen welche die Begebenheiten an und für sich veranlaßten, gleichsam als wollte er jeden Umstand benutzen eine Revolution zu machen, weil die Zustände nicht haltbar waren.

Ob Dumas auf diese Weise mit seinem Publicum coquettiren will, ob er sich dadurch wie ein Anhänger und Verehrer der Revolution hinstellen möchte, oder ob ihm solche Darstellung nur geeigneter schien seinen Roman interessanter zu machen, Das ist schwer zu entscheiden. Man muß überhaupt darauf verzichten in dem ganzen Roman eine bestimmte, charakteristische Richtung herauszufinden. Dumas schreibt nicht für, nicht gegen ein Princip. So z. B. ist es bekannt daß Marie Antoinette sehr viele ungünstige Urtheile erdulden mußte. Dumas weiß als kluger Mann die Mittelstraße zu halten. Es ist ihm nothwendig daß die Königin den jungen Charny liebt, aber es ist ihm genug daß sie ihm das Geständniß macht. Wo es gilt eine Meinung zu haben, und von einem historischen Romane darf man Das doch wol erwarten, da ist er zurückhaltend. Destomehr schwatzt er wo es lediglich auf Unterhaltung ankommt.

In dieser Beziehung sind alle die Scenen in denen Olivia für die Königin auftritt höchst anziehend. Olivia täuscht den Fürsten Rohan, den seine Liebe zur Königin allerdings um seine Augen und um seinen Verstand gebracht hatte, und der dafür schwer genug gebüßt, die ganze Zeit hindurch; Olivia wird durch die Johanna von Valois (de la Motte) geleitet, diese, wenngleich weniger sichtbar, durch Cagliostro, und weshalb? Das bleibt ein Räthsel. Wir kommen noch ein mal auf einige Einzelheiten zurück, die wir nicht ganz übergehen dürfen um uns ein vollständiges Bild von diesem Roman zu machen. André von Taverney, dieser Charakter ohne Flecken, liebt Charny; ihr Bruder liebt die Königin, ist also Charny's Nebenbuhler; Charny aber ist der Gegenliebe der Königin gewiß! Welche Menge von Verwickelungen weiß Dumas aus diesen Situationen herzuleiten! Dazu kommt daß der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., der Feind der Königin ist, Graf Artois hingegen ihr Freund und Beschützer. Provence belauscht und verleumdet sie beim Könige, Artois weiß immer zur rechten Zeit zu Hülfe zu eilen. Und als nun der König nicht länger zu täuschen ist, da muß ein heroischer Act geschehen: Charny heirathet André. Beide haben das Bewußtsein ihrer That, sie opfern sich für die Königin, und trennen sich nachdem in Gegenwart des Königs die Trauung vollzogen. Wir machen in diesem Buche zugleich die Bekanntschaft des Hrn. von Crosne, der freilich sein Talent als Polizeiminister erst später zur Geltung bringen kann; denn Cagliostro ist ein Gott, gegen welchen selbst der geschulteste Polizeiminister vergebens ankämpft; ebenso treffen wir hier die Herren von Breteuil und von Calonne, denn die Geldverlegenheiten am Hofe sind an der Tagesordnung, und viele andere Personen, die mehr oder weniger der Geschichte angehören.

Daß Dumas über die Verhandlungen des Processes sehr schnell hinweggegangen ist, kann kaum getadelt werden, denn er weiß bessern Unterhaltungsstoff zu finden. Er hat uns das Ende, das Resultat gegeben, und wir müssen es noch mit Dank anerkennen daß er der Geschichte treugeblieben.

Im Allgemeinen können wir auch von diesem Romane sagen: viel, viel Handlung, desto weniger Gedanken. Man kann lesen ohne zu denken dabei; die Zeit geht dabei sehr angenehm hin, aber es bleibt Nichts davon übrig. Dumas schreibt für ein untergeordnetes Publicum, für alle Die welchen die Leihbibliothek nothwendig ist die Zeit hinzubringen. Er schreibt leicht und elegant wie ein Franzose, er erfindet mit einer Kühnheit die ihm kein Deutscher bisher nachgeahmt hat; aber er versteht es seine Erfindungen so darzustellen und auszuschmücken daß man ihm Vieles zugutehält. Er verzichtet auf alles Höhere, Edlere; Leichtigkeit und Anmuth sind seine Vorzüge, diesen verdankt er die Gunst des Publicums, und in dieser Beziehung wird er in der französischen Literatur immer eine besondere Anerkennung mit Recht beanspruchen. 58.

Reise einer flüchtigen Königin durch Neurußland und Polen.

„Études diplomatiques et littéraires" heißt das Buch des Grafen Alexis de St.-Priest, welches eine Sammlung mehrer interessanter Aufsätze über Literatur und Geschichte enthält, und gegenwärtig durch einzelne Abschnitte die Aufmerksamkeit in Frankreich regemacht. Wir machen namentlich auf eine biographische Skizze aufmerksam, welche „Der Herzog von Richelieu und Neurußland" betitelt ist und die Erzählung der Gründung Odessas, der Civilisation der dortigen Nomadenvölker und des Muthes des Herzogs von Richelieu während der Pest 1812 enthält. Wir theilen daraus, wenn auch nur sehr im Auszuge, eine interessante Episode, die Reise der Königin von Neapel in Neurußland und Polen, mit.

Gegen das Ende des Jahrs 1813 erschien in Odessa, kurz nach dem Aufhören der Pest, die berühmte Karoline von Oestreich, Königin von Neapel, Schwester Marie Antoinettens. Sie war auf der Flucht. Unter dem Vorwande Neapel gegen Frankreich zu vertheidigen, hatten die Engländer sie zur Gefangenen gemacht und durch ihre Agenten eines geheimen Einverständnisses mit Napoleon angeklagt. Um dieser Anklage jeden Boden zu nehmen, vermied sie auf ihrer Flucht sorgfältig die Staaten ihres Neffen, des Kaisers von Oestreich, der damals mit Napoleon verbündet war, und reiste deshalb von Korfu, wohin sie sich mit ihrem Sohne, dem Prinzen Leopold, und einem zahlreichen Gefolge begab, nach Konstantinopel, wo man zum ersten mal eine christliche Königin das Bairamsfest feiern sah.

Mit einem Theile ihres Gefolgs setzte die Königin ihre Reise zu Wasser fort und gelangte nach einer stürmischen Fahrt (Dampfschiffe gab es noch nicht) nach Odessa. Hier mußte sie, obwol sie Dies als Königin nicht erwartet hatte, die gewöhnliche Zeit hindurch die Quarantaine halten, wurde jedoch nach deren Beendigung vom Herzog von Richelieu, dem Gouverneur von Odessa, durch Bälle und Festlichkeiten für diese Unannehmlichkeit entschädigt; einige italienische Dilettanten führten sogar die Komödien Goldoni's auf.

Infolge der bereits vorgerückten Jahreszeit (man war im December) mußte man ernstlich daran denken wie die Weiterreise der Königin von Sicilien (Dies war damals ihr officieller Titel, weil Murat als König von Neapel anerkannt

Digitized by Google

war) mit so wenig Unannehmlichkeit als möglich zu verbinden sei. Der Kaiser Alexander war nicht in seiner Hauptstadt, und der Staatsrath mußte sich daher darauf beschränken Sicherheitsmaßregeln anzuordnen. Bei dem Mangel ordentlicher Städte mußte man riskiren die Königin in einer Scheune übernachten zu lassen. In dieser Verlegenheit wandte sich Richelieu an den Gouverneur von Podolien, de St.-Priest, und dieser wiederum an die slawische Gastfreiheit. St.-Priest war bei dem podolischen Adel sehr beliebt, und sein Aufruf wurde mit Freuden beantwortet. Immer glänzend, beeilte sich der polnische Adel die flüchtige Königin auf seinen Schlössern würdig zu empfangen. Ihr erstes Nachtquartier war im Schlosse Tulzcyn, der Residenz des Hauptzweigs der Potocki, welches vom Grafen Felix Potocki auf das gefälligste ausgeschmückt war. Seine Gemahlin war jene schöne Sophie Potocka, welche einst in Versailles, selbst neben den majestätischen Reizen der Königin von Frankreich, bewundert worden war. Die Königin von Neapel war klein, gekrümmt, vorzeitig gealtert. Als sie nun, dem Blute der Bourbons entsprossen, den Hof Sophiens, die prachtvoll gekleideten Damen, die buntgeschmückten Edelleute, den Glanz der Livreen, die Menge von Blumen und die kostbaren brennenden Candelaber erblickte, da vergaß sie wo sie war, glaubte in Portici, Caserta zu sein, und sagte zur Gräfin Potocka: „Wahrhaftig, ich möchte vor Bewunderung laut rufen, wenn ich nicht fürchtete für eine Emporkömmlingin gehalten zu werden."

Kein Wunder daß aus einem Aufenthalt von einer Nacht drei Tage wurden. Man mußte indeß endlich aufbrechen. Der Herzog von Richelieu, der die Königin bis hierher begleitet hatte, verließ sie nunmehr und übergab sie der Leitung des Hrn. de St.-Priest. Das immer noch beträchtliche Gefolge erheischte einen großen Bedarf von Pferden. Zuerst kam die Königin mit dem Prinzen Leopold; sodann folgte eine alte Ehrendame mit St.-Priest und diesen ein langer Zug von Wagen aller Art. Der podolische Adel hatte Commissaire ernannt um den königlichen Wagen zu escortiren. Die Kreishauptleute (Polizeibeamte) hatten denselben Dienst. Von Distanz zu Distanz dienten große Holzstöße zur Erleuchtung der finstern Winternächte. An jeder Poststation hielt ein Gespann von sechs luxuriös geschirrten Pferden für die Königin. Die Sache war so angeordnet daß sie immer zu Mittag und zu Abend an ein Schloß gelangten, wo sie die verschwenderischste Aufnahme fand, und in den Zwischenstationen waren Buffets mit Erfrischungen aller Art errichtet. Und Dies im Kimmerischen Bosporus, während Europa im Blute schwamm!

Für ihre Umgebung war die Königin vermöge ihrer lebendigen Unterhaltung sehr anziehend. Sie sprach viel von dem Hasse den Napoleon gegen sie hegte und den er soweit trieb daß er einmal an sie schrieb: er werde schon wissen sie und ihre Familie an den Bettelstab zu bringen. Wenn sie Dies erzählte, so leuchteten ihre Augen und eine Röthe überflog ihr bleiches Angesicht. Eine Lieblingserzählung war die der Audienz welche sie dem französischen Botschafter Alquier gegeben hatte. Unter der Republik sparte er keine Beleidigung die er ihr anthun konnte, und als, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, Alquier ihr seine neuen Beglaubigungsschreiben überreichte, so ärgerte sie den ehemaligen Republikaner mit der öftern Anrede: „Der Kaiser, Euer Herr."

Die Königin kannte keine Zurückhaltung; sie sprach mit großer Offenheit von allen ihren Erinnerungen. Sie rief sich ihre Mutter, Maria Theresia, ins Gedächtniß zurück, „welche ihre Kinder so sehr achteten, aber vor der sie immer Furcht hatten". Und ihren Bruder Joseph, „der alle hübschen Frauen Wiens zu Maitressen hatte". Und Marie Antoinette: „Arme Schwester! «Das Weltall liegt zu Ihren Füßen .... Ich grüße Sie, reizvolle Marie!» ... Ach, was ist daraus geworden? ... Und die Prinzessin von Asturien, ihre Tochter, so jung gestorben, vergiftet gestorben! .... Und ich selbst! Bin ich nicht auch vergiftet worden, von glühender, unaufhörlicher Verleumdung? .... Man hat mich für ehrgeizig ausgegeben; ja, wenn Das Ehrgeiz ist daß man die von Gott erhaltene Krone vertheidigt, so bin ich ehrgeizig! Die Reaction von 1799 soll mein Werk sein; aber ich war damals mit meinen Töchtern in Wien. Und wenn wir in die Hände unserer Feinde gefallen wären, wie würden sie uns behandelt haben?" „Herr Graf", wandte sie sich, lebhaft fortfahrend, an St.-Priest, der ihr im Wagen gegenüber saß, „denken Sie sich daß eine meiner Hofdamen, die Herzogin von ...... (sie nannte den Namen), daß diese Frau, die ich mit Wohlthaten überhäuft hatte, sich ein Kristallflacon in Form einer Guillotine hatte machen lassen, dessen Stöpsel den Kopf des Königs vorstellte! Ist es nicht wahr, Marquise?" „Sicuramente, Maestà", antwortete die alte Ehrendame mit einem Zeichen das eine Verbeugung vorstellen sollte, welche der Wagen indeß unausführbar machte. Diese Frage und Antwort endete jede Erzählung.

Mitten in einer dieser Erzählungen ließ sich plötzlich ein Krachen vernehmen. Die Achse war gebrochen und der Wagen fiel auf die Seite. St.-Priest fiel auf die Ehrendame, welche ein Nothgeschrei ausstieß, und der Prinz Leopold, der damals schon sehr stark war, auf seine Mutter. Die Königin allein bewahrte ihre Ruhe bis ein Riese an der Wagenthür erschien und mit einem Faustschlage eine Thürfüllung einschlug. Es war ein Pole der Escorte; er zog die Königin heraus, und trug sie ohne ein Wort zu sagen in einen andern Wagen.

Hiermit war das Unglück noch nicht zu Ende. Denn es erhob sich ein heftiges Schneegestöber, welches in einer Steppe auf der sich die Reisenden befanden höchst gefährlich werden konnte, da es Menschen und Pferde erblinden macht und jede Spur eines Wegs vertilgt. Man mußte sich daher nach einer Herberge umthun und entdeckte endlich eine Meierei welche dem Fürsten Czartoryiski gehörte. Es war eine elende Hütte von einem einzigen Gemache. Mit Mühe wurde sie nur einigermaßen wohnlich für die Königin gemacht, die indeß im Wagen bleiben wollte. Es gab nur einen einzigen zerbrechlichen Stuhl, auf den die Königin sich niederließ, während der Hof sich in dumpfem Schweigen, so gut es ging, um sie herum placirte. Die alte Ehrendame war geradezu „demoralisirt". Die einzigen Lebensmittel die man auftreiben konnte waren einige nicht mehr frische Eier.

Dieser unangenehme Zustand wurde höchst unerwartet verändert. Man hörte das Schellen einer Glocke, und einen Augenblick nachher erschienen zwei Lanzenmänner mit Mantelsäcken und Briefschaften für die Königin. Sie kamen direct aus Sicilien, von woher seit sechs Monaten keine Nachricht an sie gelangt war. Diese Ueberraschung erfüllte Alle mit Freude und verscheuchte den Trübsinn. Die Königin zog sich hinter einen Verschlag zurück und ließ sich bis Früh vor Niemanden sehen.

Der folgende Morgen war kalt, aber rein und heiter; der Sturm hatte sich gelegt. Als die Königin erschien war sie ernst; sie winkte ihrem Gefolge zur Abreise ohne ein Wort zu sprechen. Als man abfuhr brach sie nach zwei Minuten das Schweigen, und dankte St.-Priest für die Ehrfurcht die er ihr erwiesen. „Was ich that war nur gering", erwiderte dieser, „Ew. Majestät werden erst bei der Rückkehr in Ihre Staaten würdig empfangen werden." „Meinen Sie?" rief die Königin bitter aus, „Sie wissen nicht daß die Depeschen welche ich gestern erhalten mir verboten nach Wien zu kommen. Aber ich gehorche nicht, ich will sehen ob man die letzte Tochter Maria Theresia's aus Schönbrunn vertreiben wird."

Sie ging in der That direct nach Wien als habe sie den Befehl nicht erhalten, und Keiner wagte ihr einen neuen einzuhändigen.

St.-Priest sah sie 1814 hier wieder; sie war sehr verändert. „Sie erkennen mich nicht mehr", sagte sie zu ihm, „ich bin entmuthigt, man überhäuft mich hier mit Aufmerksamkeiten; aber ich bin Jedermann zur Last; ich habe zu lange gelebt."

Ihre Lage war in der That sehr traurig. Die Verbündeten schwankten lange zwischen Murat und König Ferdinand. Die Königin antwortete auf die Trostsprüche St.-Priest's nur mit einem melancholischen Lächeln. Einen Monat später starb sie in dem kaiserlichen Schlosse Haimburg bei Wien, und zwar durch eine seltsame Fügung des Schicksals in demselben Zimmer in dem sie 62 Jahre früher geboren worden war. 13.

Meßkatalog 18...

(An B**.)

Wieder Gedichte? Sie feuchten und schwellen die Meßkataloge!
Werden gelesen? Gewiß, weil gedruckt vom erwägenden Cotta.
Sind sie vortrefflich? Vielleicht; oder schlecht? Dies ist zu bezweifeln.
Sicher im Mittelmäßigen wird sich bewegen die Mehrzahl,
Dichtererscheinung ist selten, doch häufig der Schein der Erscheinung;
Diesen bescheiniget als Poesie das Gereimte sich selber.

Wunderpoetisches Volk der Deutschen! Verrufen durch Trinklust,
Birgst du im Innern den Hunger nach Süßigkeiten und Schaubrot!
Ist das Bedürfniß erkannt, dann fehlet nimmer ein Garkoch.
Wissen es doch die Fürsten, und geben Gedichte der Freiheit,
Ahnet es doch die Justiz, und lockt durch Geschwornenverheißung,
Kennen es doch die Kanzlei'n, und fertigen Orden und Titel,
Treffen es doch die Katheder, und bringen Begründungen schockweis!
Neu sei nur das Gebrachte, mit Siegel und Farbe für Zeitgeist,
Frisch aus der Pfanne, nicht älter als Achtzehnhundertundvierzig.

Aber die Weisheit? Rechnet auch sie nach Tagen und Jahren?
Hungert auch sie nach Schaubrot? Stillet sie nicht den Geschmacksdrang
Schätzend genießend Bewährtes, den Schein der Erscheinung verschmähend?
Salomo fand sie am Thor der Straße — o glückliche Zeiten!
Höhlen und Wälder verbergen sie jetzt, vielleicht auch der Kirchhof;
Albums und Lehrbücher nicht, worin man heute sie aufsucht.

Jährlich wandert die Jugend zu Niederlagen des Wissens,
Höret Philosophie, das heißt, die Liebe zur Weisheit.
Wie? kann Liebe gehört sein? Jawohl, der gelehrige Hörer
Dünket in Worten sich klug und schwört auf die Worte des Meisters.
Leider verhallt und verschallt das Wort. Kant ist schon verschollen,
Fichte nebst Hegel, und selbst der doppelschallende Schelling
Fanden ihr Schalloos. Alle verhießen das Höchste, und haben
Glauben begehrt und gefunden an wahrheitfestende Spruchkunst.

Dennoch gilt Wechsel auf Erden, und ewig bleibt dieser Spruch wahr:
Leimt Paragraphen zum Floß und fahret einher auf den Wellen,
Bald gestrandet erblickt euch das Ufer. Des Ikarus Flügel
Schmolzen am Sonnenstrahl, ihr schmelzt an dem Feuer des Lebens.
Wollt ihr im Thurm von Begriffen den Sternenhimmel erreichen?
Bald erfahrt ihr davor und darin babylonische Wirren,
Fugenlos schwanket der Bau und sinkt in sich selber zusammen.

Werdet bescheiden, ihr Weisen. „Nur Lumpe sind es", sagt Goethe,
Und so scheut sich des Hochmuths starres Genick vor dem Lumpsein,
Leiert und flattert und baut wie vordem, und erfähret sein Schicksal,
Warnenden Winken zum Trotz und taub für den Ruf der Geschichte.

Weisheit und Wissen sind naher Verwandtschaft, doch einerlei nicht.
Ihn der Geringes zu wissen gestand pries Griechenland weise,
Weil er bescheidenen Sinnes gewahrte die Grenzen der Einsicht.
Wüßte man auch was von jeher die Menschen gewußt, es verbliebe
Mehr noch zu wissen und lernen für Leibniz selbst und für Humboldt.
Sich zu beschränken ist weise, erkennen und seh'n was man nicht weiß,
Immer empfänglich für Mehr und doch zufrieden mit Wenig.
Maßlos raffet der Thor, er schichtet Gedieg'nes und Plunder,
Wähnet sich reich in dem Vielen, verspottend der Weiseren Armuth.

Siehe, mein Freund, so treiben es nun Philosophen und Dichter,
Müh'n sich um Theosophie und bringen Tendenzen in Verse;
Einer ermuntert den Andern, und Keiner verzichtet genugsam.
Schwärmend wie Fliegen um Fett, stets saugend und niemals gesättigt,
Reimend und leimend, beweisend, erträumend, und groß in Papierlust,
Schreiben sie Bücher um Ostern, und fertigen Bücher Michaelis.

23.

Notizen.

Talleyrand und Balzac.

Balzac, dieses große zersetzende Talent — wir möchten ihn den Chemiker der Moral nennen —, das durch Vielschreiberei seine bewunderungswürdige Analyse der Charaktere und Sitten verschwemmt hat, war nicht immer in der Lage gewesen die seinen Werken nothwendigen Gesellschaftsstudien zu machen. Arm geboren, konnte er sich nur allmälig die feinsten Salons erschließen. Zu den ersten welche sich dem geistreichen und strebenden Manne öffneten gehörte der Kreis der Gräfin Apponyi, Gattin des östreichischen Botschafters. Wir begegnen dem Verfasser der „Comtesse à deux maris" als Neophit bei einem großen officiellen Diner, zu welchem außer ihm nur Diplomaten gebeten waren. Die im Saale versammelten Gäste plauderten beinahe vertraulich als der Diener meldete: „Le service de Son Excellence." Balzac welcher neben ihr saß erhebt sich rasch und bietet ihr tapfer den Arm. Die Gräfin, schneller als er, nimmt mit feinem Takte, um ihm die kleine Lächerlichkeit einer solchen Uebereilung zu ersparen, den Arm des Herrn von Pahlen und flüstert dem Schriftsteller leise zu: „Sie wollen uns gewiß nicht mit Rußland entzweien!" An der Thüre des Speisesaals gewahrt Balzac den Fürsten Talleyrand, an dem alle Welt vorbeiging ohne wie es schien ihn nur zu bemerken oder wenigstens ein solches Vergessen des Vorrangs zu entschuldigen. Balzac al-

lein bleibt stehen und erschöpft sich in Förmlichkeiten, indem er sich durchaus weigert vorauszugehen. „Passez, Monsieur", sagt Talleyrand kurz und in einem Tone der ohne Widerrede gehorcht sein will. Der Romancier geht voraus, der Prinz folgt. Während des Essens besinnt sich Ersterer daß er ein Ungeschick begangen, und daß es außer ihm noch Niemand eingefallen Hrn. von Talleyrand unhöflich zu zwingen seinen Pferdefuß zu zeigen. Balzac überzeugte sich wirklich später daß immer und überall der Prinz zuletzt ging, und Jedermann that als sähe er nicht was Jener verbergen wollte.

Eine Zeile von Chateaubriand über Revolutionen.

Der Verfasser vom „Génie du christianisme" schreibt in seinen „Mémoires d'outre-tombe": „Saint-Just sagt: «Wagt!» Dies Wort umfaßt die ganze Politik unserer Revolution; die nur halb Revolutionen machen graben sich blos ein Grab!"

8.

Bibliographie.

Arnoldi, J. F., Benno. Gedicht. Berlin. 16. 12 Ngr.

Buß, F. J., Die Aufgabe des katholischen Theils teutscher Nation in der Gegenwart, oder der katholische Verein Teutschlands. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cotta, B., Der innere Bau der Gebirge. Mit 25 Holzschnitten. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Eötvös, J. Frhr. v., Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oestreich. 2te Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 21 Ngr.

Glaube und Liebe. Eine Reise im Reiche der Geister. Von einem Schleswiger. Flensburg, Sutnuh u. Comp. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Hess, A., Ueber Leuchtthürme. Nach englischen, französischen und deutschen Quellen bearbeitet. Mit 4 Figurentafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Klüber, J. L., Europäisches Völkerrecht. 2te Auflage. Sorgsam revidirt, commentirt und ergänzt von Carl Ed. Morstadt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.

Kunisch, R., Primavera. Breslau, Schulz u. Comp. 16. 22½ Ngr.

Mercklin, L., Die Talos-Sage und das Sardonische Lachen. Ein Beitrag zur Geschichte griechischer Sage und Kunst. Mit zwei lithographirten Tafeln. Petersburg. Imp. 4. 1 Thlr. 12 Ngr.

Möller, A. v., Die Mennoniten. Wahre Begebenheit. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Roquette, O., Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-Wein- und Wandermärchen. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Was ich den Böglein abgelauscht. Eine Phantasie. Berlin, Grobe. Gr. 16. 15 Ngr.

Sternberg, A. v., Ein Fasching in Wien. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Stoy, K. V., Pädagogische Anlagen in Jena. Der pädagogischen Bekenntnisse fünftes Stück. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiele, J. M., Thorvaldsen's Jugend. 1770—1804. Nach des verstorbenen Künstlers Briefwechsel, eigenhändigen Aufzeichnungen und hinterlassenen Papieren. Aus dem Dänischen von H. Wachenhusen. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhland, L., Gedichte. 9te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Weißbrodt, J., Prinz Ferdinand. Tragödie. Trier, Troschel. 8. 25 Ngr.

Ziehnert, W., Nachgelassene Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufhebung der deutschen Grundrechte in Sachsen als Schlußstein des Restaurationswerkes der sächsischen Landesverfassung von 1850—51. Eine klare Uebersicht dessen, was im März 1849 gegeben und im April 1851 wieder genommen worden. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.

Harkort, F., Bürger- und Bauernbrief. 2te Auflage. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Held, J., Ueber die Nationalität im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtig in Deutschland obschwebenden Verhältnisse. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoffmann, J. C. K., Paulus, eine Döllingerische Skizze, mit einem Vorworte an Hrn. Dr. Döllinger, und einem Nachworte an Alle, die den Herren anrufen von reinem Herzen. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Melzer, E. F., Nach London! Zur unterhaltenden und nützlichen Vorbereitung auf die Reise zur Welt-Ausstellung. Unter Benutzung der amtlich verfaßten Uebersichten der Preußischen Commission für die Londoner Industrie-Ausstellung herausgegeben. Mit einem Plane von London — einer Karte der Eisenbahnen und Dampfschifffahrtsverbindungen Englands — einer Uebersichtskarte der Eisenbahnen Mittel-Europas und einem Panorama der Themse von London bis zur Mündung. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 16. 15 Ngr.

Moshamer, J. A., Die Reichs-Verfassung für das Kaiserthum Oesterreich vom 4. März 1849. Historisch, statistisch, geographisch, ethnologisch und sprachlich erörtert, erklärt und gemeinfaßlich zum leichten Verständnisse für jeden Staatsbürger dargestellt. Wien, Keck u. Pierer. 1850. 16. 12 Ngr.

Oswald, Ritter v., Ansichten über das provisorische Gesetz vom 10. Novbr. 1848, die Abänderungen des zweiten Theils des Strafgesetzbuchs vom Königreich Bayern vom Jahr 1813 betreffend. München, Franz. Gr. 8. 15 Ngr.

Die dänische Regierung und die feindliche Presse. Ein Wort zur gelegenen Zeit. Kopenhagen, Philipsen. Gr. 8. 5 Ngr.

Politische Rundschau auf katholischem Boden. Eine Fastenbetrachtung in der Zeitenwende des 19. Jahrhunderts. Aschaffenburg, Pergay. 12. 2 Ngr.

Schrader, L., Professor Hengstenberg und die Schleswig-Holsteinische Sache. Ein Beitrag zur Würdigung Hengstenbergischer Ethik. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. 3te vielfach verbesserte Auflage. Berlin, C. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche in Preußen und ihre Vollziehung durch das Cultusministerium. Aktenmäßig dargestellt und mit einer Petition der hohen zweiten Preußischen Kammer überreicht von Jonas, Sydow, Eltester, Krause, G. Lisko, Müller. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Soll Preußen noch ferner eine Großmacht sein, oder was bleibt Preußen jetzt allein noch übrig? Eine politische Erörterung. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlich, Preußische Religionsfreiheit im Jahr 1851. Zunächst dem Preußischen Richterstande gewidmet. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Will Dänemark Frieden? Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Ngr.

Die württembergischen Verfassungswirren in Folge der Einführung der deutschen Grundrechte rc. vom Standpunkte des Rechts aus. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Ngr.

Zsedényi, E. v., Die Verantwortlichkeit des Ministeriums und Ungarns Zustände. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 12 Ngr.

Zur Erinnerung an den am 26. April 1850 verstorbenen Dr. Wm. Leo-Wolf. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1851. № XVII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. An Zeitschriften erscheint für 1851:

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird täglich zwei mal ausgegeben; die zweite Sonntagsnummer bildet ein **Literarisch-artistisches Beiblatt.** Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Es gehört dazu ein **Literarischer Anzeiger.** Die Insertionsgebühren betragen für eine Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Herausgeber: **W. Cramer.** Mitredacteur: **M. J. E. Volbeding.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann jedoch auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des **Pfennig-Magazin** (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr., der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr., der XI.—XV Band. (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr., der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI., VII. und VIII. Jahrgang (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:
   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrg. 15 Ngr.
   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Verantwortlicher Herausgeber: **W. Cramer.** Mitredacteur: **M. J. E. Volbeding.** Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten im ermäßigten Preise zusammengenommen geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte und fünfte Jahrgang (1849—50) kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

6. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern unter Verantwortlichkeit von Dr. **R. Anger.** Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

   Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXII. (1850.) Gr. 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Gr. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Folio. (Roma.) Pränumerationspreis 14 Thlr.

   Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Institut für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 und 1849 werden jeder noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben.

   Dazu erschien:
   Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. Gr. 8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

II. An Fortsetzungen erscheint:

8. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Aerzte. Siebenten Bandes viertes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste bis dritte Heft des siebenten Bandes erschienen 1848—50.

9. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundsiebzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von **Wittich.** 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von **Förster.** 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite

Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX–XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII–XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. **Celestina**. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI–XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX–XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**. In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII–LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Espronceda**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX–LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV–LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX–LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — LXXIV. **Goldsmith**, der Landprediger von Wakefield, übersetzt von Oelsnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr. — LXXV–LXXVII. Rußlands Novellendichter. Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von Wolfsohn. 3 Thlr. 15 Ngr.

10. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Siebentes Heft und folgende. Großfolio. Geh.

Das erste bis sechste Heft (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten 3 Thlr. 14 Ngr.

Der „Bildersaal" enthält eine Auswahl der vorzüglichsten Holzschnitte und Clichés, welche in scharfen Abklatschen von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind.

11. **Blanc (L.), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suite. In-8. Geh.

Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr.

12. **Blanc (L.), Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

In demselben Verlage erschienen:

Thiers (A.), Histoire de la révolution française. 6 vol. In-8. 1846. 6 Thlr.

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

——— Geschichte der Girondisten. Aus dem Französischen. 8 Bände. 8. 1847. 8 Thlr.

Carlyle (T.), Die französische Revolution. Eine Historie. Aus dem Englischen. Neue Ausgabe. Drei Theile. Gr. 12. 1849. 3 Thlr.

13. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. Dritter Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Band erschienen 1850 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

14. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Volume dixhuitième et suite. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Die Fortsetzung dieses Romans erscheint u. d. T.:

Ange Pitou.

Der 12. bis 17. Band führen den Titel:

Le Collier de la Reine. 6 vol. 3 Thlr.

In demselben Verlage erschienen ferner:

Dumas (A.), La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

Féval (P.), Le fils du diable. 8 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

15. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Fünfte Abtheilung und Folge. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Rochmann. 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

IV. Geschichte der Medicin, bearbeitet von E. Morwitz. Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.

V. Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie, nach den neuesten Untersuchungen bearbeitet von A. Moser und J. C. Strahl. 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der **Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt** zu **Berlin** erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Unpolitische Bilder aus Petersburg.

Skizzen nach dem Leben gezeichnet

von

Eduard Jerrmann.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser hatte während seiner künstlerischen Wirksamkeit am Kaiserl. Hoftheater zu Petersburg Gelegenheit, den Kaiser, seine Familie, das patriarchalische Leben des Kaisers in derselben, sowie das Militairwesen und die gouvernementalen Institutionen der russischen Hauptstadt genau und mit der seinem Berufe als dramatischer Künstler zu dankenden Beobachtungsgabe kennen zu lernen. Was wäre wol zeitgemäßer und von höherm Interesse, als diese wahrheitsgetreuen Schilderungen eines Reiches und seines Beherrschers, das, obgleich an unsern Grenzen beginnend, und eine so wichtige und entscheidende Rolle in der Geschichte der Gegenwart zu spielen berufen, dennoch, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, durch Vorurtheile und geflissentliche Entstellungen uns bisher weniger bekannt gewesen, als die chinesischen Zustände.

Die Manuscripte Peter Schlemihl's.

Eine kosmopolitisch-literarische Novelle

von **Ludwig Bechstein.**

Zwei Bände. Geh. Preis 2 Thlr.

Diese anziehende unterhaltende Novelle, die sich der Hauptsache nach an Chamisso's wundersame Geschichte Peter Schlemihl's anschließt, und die vielbestrittene Existenz dieses fabelhaften Wesens nachweist, wird nicht nur für Jene besondern Reiz gewinnen, welche sich für Ober-Aegypten mit seinen großartigen Wunderbauten und Tempelresten interessiren, sondern auch für alle Verehrer des unsterblichen Chamisso'schen Werkes und einer unterhaltend belehrenden Lectüre überhaupt.

Ein Streifzug nach London

von **K. F. H. Strass.**

Für Alle, welche nachstreifen und sich auf unterhaltende Weise mit den Verhältnissen und dem Leben der Weltstadt bekannt machen wollen.

(Nebst einem Uebersichtsplane von London.)

8 Bogen. Geh. ½ Thlr.; geb. ¾ Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 104. —— 7. Juni 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die **Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Inhalt.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow.

Erster Artikel.

Das tout genre est bon hors l'ennuyeux ist kein Kriterium für einen Roman; wenn aber ein solcher in einer Zeit wie unsere die verschiedenartigsten Leserclassen anspricht, erregt und die lebhafteste Begierde nach seiner Fortsetzung erweckt, so ist Dies schon an und für sich ein gutes Zeichen. Die verschiedenartigsten Leserclassen sage ich, nicht alle. Wer von Goethe bis Clauren könnte alle befriedigen! Ich höre allerdings von hochvornehm Ethischen oder ethisch sein Wollenden welche die Nase rümpfen sollen, von Andern die weder auf Ethik noch auf Vornehmheit Anspruch machen, leicht gesättigt von Allem was kein Nachdenken verlangt, welche nicht befriedigt wären. Ich bewege mich glücklicherweise in sehr mannichfach schattirten Leserclassen, die zwischen diesen Polen liegen, und die trotz der Ethik, der höhern und niedern, auf welche sie Anspruch machen, Gutzkow's Roman mit dem lebendigsten Interesse verfolgen. Wenn ich nicht selbst in dem Falle wäre, würde schon diese Erfahrung mich davon überführen daß hier Etwas geleistet ist was die Schranken des Alltäglichen übersteigt. Denn es sind Männer und Frauen, Gelehrte und Politiker, die allüberall nicht leicht von den Producten unserer schönwissenschaftlichen Literatur befriedigt sind, die nicht sehr glimpflich zu urtheilen pflegen, die endlich in jetziger Zeit kaum eine novellistische Dichtung in die Hand zu nehmen würdigen, wenn ich in diesen Kreisen, wo einst Shakspeare — nicht entzückte und befriedigte, Das versteht sich von selbst, sondern in der Art heimisch war daß seine Personen wie Familienglieder betrachtet wurden, die mit im Zimmer promenirten, an der Tafel mitsaßen, der Gegenstand des Gesprächs waren und blieben, wenn, sage ich, in denselben Kreisen jetzt die Personen des Gutzkow'schen Romans ebenfalls lebendig werden, den Gegenstand zur Unterhaltung, zu Controversen abgeben, so ist damit freilich keine Verwandtschaft der letztern mit den erstern behauptet, aber es ist für mich ein Indicium daß der Verfasser des Romans, in eine Lebenswahrheit hineingreifend, seine Gestalten so warm und frisch auf das Bild geworfen hat daß sie aus dem Rahmen heraustreten. Man streitet über Melanie, über Schlurck, Hackert, den Prinzen Egon, Pauline von Harder, die Gräfin d'Azimont als wären es lebendige Personen, man fragt sich: Wie wird der Dichter sie entwickeln, werden sie nach dem Licht oder nach dem Schatten ausschlagen; sogar fragt man, wie in guter alter Zeit: Wird Die Den „kriegen" oder nicht? Und wird Dieser nicht etwa der Sohn von Der oder Jenem werden?

Das ist eine bedenkliche Theilnahme, kann mir ein Kritiker aus der reinen Zeit entgegnen; ich meine die Zeit der reinen Kritik, als die Politik noch gar nicht

und die Tendenzen nur zur Hälfte in die Poesie hineinblickten. Solche Theilnahme erweckten auch die „Mystères de Paris“ und der berühmte Roman „Le comte de Montechristo“. Man fragte sich auch so: Was wird mit Dem und Jenem werden? Werden sie sich kriegen? Wird Den die Strafe ereilen, Dieser für seine Leiden belohnt werden? Daß Sue und Dumas diese Theilnahme ihren Romanen verschafften, war unter allen Umständen nichts Tadelnswürdiges; es fragt sich nur zu welchem Zwecke sie ihre Gestalten so prägnant ausbildeten und wie lange die Theilnahme dauerte? Zu welchem Zwecke Sue hinarbeitete, bedarf keiner Erwähnung: er ging weit aus der Poesie hinaus, und seine vom Künstler belebten Schreckfiguren spuken noch immer, vom Meister nicht mehr zu bändigen, wenn er es wollte, im Leben umher. Dumas schickte Traumgestalten wie sie den Gaumen kitzeln, ohne sich um Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit zu kümmern, Erfindungen aus allen Zeiten unserer Wunderromane borgend, nur mit etwas Geschmack, auf den Markt. Sie haben geschafft, gewirkt, eingebracht, sie haben ihren vollen Zweck erreicht, und weiter kümmert er sich um sie nicht, noch wird die Kritik sich viel um sie kümmern. In der Literaturgeschichte, wenn es eine künftig gibt, werden sie als glänzende Ephemeren einen Platz einnehmen, mehr nicht.

Aber auch nur einen entfernt damit verwandten Erfolg hat keiner unserer neuen Romane gehabt. Der historische Roman ging seinen unbehinderten Weg für sich dahin, mit größerer oder geringerer Theilnahme; aber von den eigentlichen socialen Romanen, welche ein umfassenderes oder kleines Spiegelbild des Lebens sein sollen welches wir mitdurchleben, hat keiner jene Theilnahme angeregt daß die Lebendigen in die Dichtung sich hineindichteten. Was die Paalzow, Gräfin Hahn-Hahn ihrer Zeit bewirkten, war eben nur Wirkung auf ihre Coterien, aus denen sie ihre Figuren genommen und für deren Gaumen sie schrieben. Auf die Andern wirkte es nur aus Modesucht, aus jenem eiteln Dünkel für die vornehmen Personen sich zu interessiren, um vor sich selbst oder auch vor Andern auch vornehm zu erscheinen.

Es mag eben ein Kriterium des deutschen Geistes sein, der im Hause, den Amts- und Verwandtschaftskreisen, dem Particularismus im engern und weitern Sinn gebannt ist, daß Romandichtungen welche die Allgemeinheit des Lebens umfaßten nicht aufkommen wollten. Freilich, wo sollte auch diese deutsche Allgemeinheit in der Dichtung hergenommen werden, da sie in der Wirklichkeit nicht da ist. Und indem Gutzkow es hier versucht auf breitester Grundlage ein solches umfassendes Gemälde unserer socialen Zustände aus der lebendigsten Gegenwart heraus zu liefern, indem er Gestalten und Gestaltungen aus allen Lebenskreisen von tief unten bis hoch oben ins Dasein ruft, in die Keller und Dachwohnungen der Armuth dringend, die Mysterien der höchsten Eitelkeit belauschend und verrathend, Kirche, Staat, Kunstleben reproducirend, so fragen wir doch: Wo ist denn da das allgemeine deutsche Leben der Gegenwart abgespiegelt? Sehen wir das wiener Leben, das bairische, schwäbische? Nichts davon; nur norddeutsches. Und auch hier werden wir wieder in einen engern Kreis geführt, denn er zeichnet uns nicht Hanover und Hamburg, nicht Köln und die Rheinländer, nicht Münster, Paderborn und Westfalen, sondern nur einen bestimmten norddeutschen Staat, und den Focus seines geistigen und materiellen Lebens in seiner Hauptstadt, die denn allerdings bedeutend genug ist um mit ihren Strahlen und Radien einen ziemlich weiten Umkreis zu beleuchten oder zu beschatten, oder auszudörren — wie man will. Sue und Dumas zeichneten freilich auch nur das pariser Leben, aber damit war das französische portraitirt. Das ist nun einmal so und wird nicht anders werden; hierin liegt der gründliche Unterschied derartiger Dichtungen der Franzosen und Deutschen.

Aber Gutzkow hat versucht einen so weiten Kreis zu umspannen als die Verhältnisse es ihm gestatten, und daß er dermaßen auf den Busch zu schlagen verstand, um soviel Lebendiges, von aller Form und Farbe, vorzulocken, daß er es verstanden hat diese disjecta membra in künstlichen und vertraulichen Connex zu bringen, hier coordinirend, dort subordinirend, Das ist schon Etwas was man an und für sich anerkennen muß, denn vor ihm hat es Keiner gethan. Von diesem Gemälde, wie es in seinen Einzelheiten erscheint und ob jede in sich in der Wahrheit begründet ist, davon hat und darf eigentlich die Kritik jetzt nur sprechen; sie hat noch kein Recht über das Ganze zu urtheilen, da es noch nicht erschienen, wahrscheinlich noch nicht ganz geschrieben, vielleicht noch nicht einmal völlig concipirt ist. Sie darf nur darauf hinweisen, ob die Gestalten neben ihrer innern Wahrheit im Verhältniß zueinander wahr sind, ob keine die andere tödtet, verdeckt, ob alle Lettern aus denselben Kästen sind, oder ob er sich vergriffen und Borgisschrift unter Petit und Perl gemischt hat.

Wir hätten es also eigentlich bisjetzt nur mit der Materie zu thun, da alle Schlüsse wie auf den Fundamenten die wir sehen weiter wird gebaut, wie die einzelnen Figuren als Brüstung angebracht werden sollen, nur Vermuthung wären. Eigentlich, wenn sich nicht doch schon mancher Strahl zeigte der nach einem supernaturalistischen Ziele schießt, insofern man das rohe Interesse an Personen und Begebenheiten für das Natürliche und die Tendenz für das Darüberhinaus nehmen will. Es müßte schlimm sein wenn ein Romandichter mit Geist Das wonach er hinausstrebt in den Anfängen nicht wenigstens schon anklingen und ahnen läßt wohin er uns führen wird. Die Aufgabe des geschickten Dichters ist: es bald wieder verbergen, damit man nicht zu früh die Absicht merkt und verstimmt wird, die des Schalks: auf ein Ziel scheinbar hinzusteuern was nicht das wahre ist, um nur zu täuschen und unser Interesse durch Ueberraschung zu erhöhen. Letzteres ist die eigentliche Aufgabe des Novellendichters, in größern Romanen kaum angebracht. Der wahre Romandichter aber hat die schwierigere: sein

Digitized by Google

geistiges Ziel keinen Augenblick aus dem Auge zu verlieren, und doch sich nicht so von ihm gängeln zu lassen daß nicht seine Figuren ihr ursprüngliches Lebensrecht bewahren und jede ihre warmblütige Wahrheit für sich behielt, dergestalt daß sie auch ohne Tendenz gelten kann. Sie muß so angethan scheinen daß man sie aus dem Rahmen, dem Theatergestell oder Guckkasten herausnehmen und sie doch auf eigenen Beinen stehen kann. Sonst bleiben die schönsten Gestalten nur Marionnettenpuppen, oder was schlimmer, Schemen, Allegorien, deren Ichheit aufgeht im Tempeldienst einer Idee, und damit ist denn für die allergröste Zahl aller Leserclassen das warmblütige Interesse hin.

Den Gestalten in diesem Roman wird Jeder, auch wer sich nicht mit ihnen befreunden könnte, ihr Lebensrecht einräumen. Viele möchten wir von selbst aus dem Rahmen springen und wir ihnen als guten Bekannten, die wir schon irgendwo gesehen haben müssen, die Hand drücken; oder umgekehrt, es wird uns in ihrer Nähe nicht recht wohl, und wir fürchten ihre Ansprache. Wen sie vorstellen, wohin sie zielen, ob und welche Chiffren sie sind in einer großen Zahl, die wir noch nicht sehen, ist uns vorderhand gleichgültig. Und wenn wir darüber gegrübelt, so kommen wir bald davon ab, weil uns das persönliche Interesse, das der Situationen, der Handlung zu lebhaft beschäftigt. Das ist ein Gewinn, eine glückliche Errungenschaft; mit ihr hinter sich kann der Romandichter muthiger vorschreiten; auch der Leser muß mit, welcher zurückgeblieben wäre, wenn der Verfasser wie ein schlechter Fabeldichter, der die Moral voranschickt, im voraus angedeutet hätte: damit will ich Das und Das beweisen. Es gab eine Periode in unserer Literatur, als der Sinn für Politik in Deutschland erwachte, wo man die Maxime aufstellte: die sogenannten Roman- und Theaterhelden müßten verschwinden und das Volk müsse die Hauptperson sein. Im gewissen Sinn mag Das richtig sein; kein Epos und kein eigentlicher Roman ohne ein Volk, aber das Volk besteht doch aus Menschen, es wird geleitet von hervorragenden Menschen, und wenn die menschliche Individualität nicht zu einem gewissen Rechte gedeiht, wenn ihre Vorzüge und Schwächen nichts der Aufmerksamkeit Würdiges, keine Besonderheiten mehr bieten, so ist die Demokratie dahinter auch Nichts werth als fortgespült zu werden.

Auf einer breitesten Grundlage baut Gutzkow sein sociales Gemälde auf, und nach den ersten Capiteln, ja selbst nach dem ersten Bande werden Wenige wissen wohin er steuert, noch wo er sich festsetzen will, d. h. wo der Schwerpunkt des persönlichen Interesses zu suchen ist. Eigentlich ist Dies auch jetzt, wo vier, ja schon der fünfte Band vor uns liegt, noch nicht recht zu finden, da wir von Ort zu Ort, von Personen zu Personen, von Ständen zu Ständen wandern. Wenn wir in mancher Beziehung eine Anknüpfung an den alten deutschen und englischen Roman entdecken, so ist Dies schnurstracks Dem entgegen, denn der ältere Roman ist bedingt durch die Geschichte eines Helden oder einer Heldin, an deren Lebensereignisse die Ereignisse, Störungen, Ideen der Zeit sich ansetzen. Zwar sind zwei Brüder Wildungen die sogenannten Helden des Romans, aber die Fäden der andern Begebenheiten sind nur lose daran geknüpft, und oft springen sie ganz selbständig heraus und agiren für sich, unbekümmert um die gedachten Helden. Wir rechnen Das nicht als einen Fehler. Bei der gestellten Aufgabe ließ sich Das eben nicht thun, und es ist besser daß der Verfasser da frei schaltet als eine künstliche Verbindung zu suchen die zu einer unnatürlichen würde. Ja, bei der Aufgabe die er sich gestellt muß er sich auch seine Form selbst machen.

Aber in anderer Beziehung finden wir Annäherung an den ältern Roman, und es ist Das gerade was uns interessirt. Denn seine breite, behagliche Form war keine willkürliche Erfindung, sie war durch die Aufgabe des Romans, im Gegensatz zur Epopöe und andern Dichtungsarten, eine von der Sache selbst gegebene. Wo er unter den Völkern der Bildung auftritt, ist er mehr oder minder ein Abklatsch ihres lebendigen Daseins, eines bestimmten Kreises, einer Zeitepoche. Da war es nicht mit der feinen, präcisen Meißelarbeit gethan, die jede Spitze proportionirlich abmißt zum Verhältniß des Ganzen, und der rothe Faden, wenn er auch durchschimmern muß, soll doch nicht die Hauptsache sein, nicht jeden Augenblick dem Dichter vor Augen schweben. Nein, er darf sich verlieren in der Anschauung des Einzelnen, sich gehen lassen, wie ein Reisender der wol ein bestimmtes Reiseziel hat und vorher die Reiseroute und die Tagesmärsche sich notirt hat, doch aber unbekümmert da verweilt wo es ihm gefällt, auch auf die Gefahr hin später anzukommen als er wollte. Der alte Roman ist zwar eine Reise, aber keine Kurier- und noch weniger eine Schnellpostreise; er ist oft von Engländern mit der alten mittelalterlichen Art verglichen worden auf Sturmrossen oder in von Maulthieren getragenen Sänften; die Reisenden begegnen sich, theilen sich ihre Begegnisse mit; wenn sie interessant sind, lagert man sich unter einem schattigen Baum, und läßt keine Schenke vorüber ohne einzukehren, und vom geschwätzigen Wirth schauerliche oder lustige Dinge sich erzählen oder respective Lügen sich aufbinden zu lassen. Ich will gewiß nicht „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ als Muster aufstellen, noch Richardson's endlose Bände, ohne viel Inhalt, aber was ist Cervantes' Meisterwerk „Don Quixote“ anders als eine solche lange Reise mit vielen Begebenheiten. Es kommt eben nur darauf an wie die Begebenheiten sind und wie sie erzählt werden. Der Roman war nie in der Art als ein streng geschlossenes Kunstwerk angesehen worden, wie es die Tragödie, das gute Lustspiel und vielleicht auch die Novelle und das Heldengedicht sein soll. Er steht in dieser Beziehung dem Range nach darunter, aber er war aus den Bedürfnissen des breiten geselligen Lebens hervorgegangen; wo er selbst zu einer gewissen behaglichen Ruhe gekommen, verlangte er nach einem Spiegel wo er sich in Gemächlichkeit wieder beschauen konnte. Diese socialen

Digitized by Google

Romane betrachte ich wie die Zeitungen: sie haben keinen Anspruch auf Ewigkeit, sie haben ihren Zweck erfüllt wenn sie der Gegenwart ihren Spiegel vorhielten, und sie erkannte sich darin wieder und es gefiel ihr. Dem steht nicht entgegen daß einzelne sociale Romane sich doch über ihre Zeit hinaus erhielten, entweder wegen ihrer kräftigen Färbung, Gestaltung, ihrer Tendenz oder des Witzes und der Poesie halber, welche ein wirklicher Dichter, wie eben Cervantes, hineingegossen. Die echten Romane jener alten Art haben Alles was man von ihnen fodern kann erfüllt, wenn sie historisch mit Ehren reponirt werden, und wenn der spätere Historiker aus ihnen die Sittengeschichte der Vergangenheit zu finden sich angeregt fühlt. Auf keinen Fall halte ich aber die neuere französische Manier für eine Verbesserung, die den Faden ebenso lang zieht; aber es wird eine Schnur von lauter blitzenden Genrestücken und epigrammatischen Spitzen, den Faden muß die nervenkitzelnde Spannung des Schauers, Schrecks und der Wollust zusammenhalten. Darüber gießt man denn einen candirten Ueberzug von socialer Moral.

Da jene alte Reiseart mit den Eisenbahnen definitiv aufgehört hat, kann auch der neuere Romanschreiber sie nicht ganz wieder hervorholen, aber sein Faust ruft doch überall aus: Verweile! Und wir verweilen mit ihm im Grün mit einem Maler, der eine friedliche Gegend conterfeit, auf der Chaussée, in einer Fuhrmannsausspanne, dann wieder auf einer Reise, Tage und Nächte auf einer sandigen Straße, wo noch keine Eisenbahn geht, kein Chaussée angelegt ist, dann in einem fürstlichen Schlosse, im Walde, in der Waldeinsamkeit, endlich, zurückgekehrt in der großen Residenzstadt, in den Chambregarniestuben der Jungesellen, in fürstlichen Palästen, beim reichen Privatmann, in den Salons der Aristokratie, in den schmuzklebenden Kellern und Dachlöchern der Familienhäuser, in den goldschaumflimmernden Sälen und Gärten eines Fortunaballes. Wir verweilen vielleicht zu lange hier und da; hier aber stoßen wir auf einen Unterschied des alten und neuen Romans. Jener erzählte, dieser repräsentirt dramatisch. In der Erzählung läßt sich schnell, mit kurzen Wendungen, über Steppen und Wüsten fortfliegen, die dramatische Darstellung fodert ganz andere Bedingungen. Wird auch Manches durch die drastische Darstellung länger, so haben wir immer eine Gegend, Menschen, eine Scene vor uns, die ihre Einleitung, ihre Katastrophe, ihren Schluß und Abgang fodert; denn jede Scene will ein für sich bestehendes Ganzes sein, selbst die Verwandelungen kosten Zeit und Worte. Der Franzose springt, der Deutsche, mit einem Gefühl für alte Schicklichkeit, darf, er will es nicht. Seine Personen müssen Stock und Hut in die Hand nehmen und sich mit Anstand empfehlen. Ich tadle es nicht, wenn wir auch darüber manches mal zu lange verweilen. Jage man uns nicht aus unserer Haut heraus, und mit wahrer Lust habe ich von verschiedenen Lesern, die sonst einen Roman zu überblättern pflegen, gehört daß sie hier gern verweilen, ohne zu überhüpfen, ohne zu gähnen, wenn sie auch eingestanden es sei hier und da etwas zu gedehnt, und diese und jene unbedeutende Scene und Persönlichkeit könnte, unbeschadet der Sache, kürzer gefaßt sein.

Aber führt uns nicht jener angedeutete Anfang, das grüne Wiesenfeld am Kornfelde, worin der Müßiggänger dem Maler zuschaut, die Begegnung auf der Chaussée, die Fuhrmannsausspanne, die Reise auf dem Sandwege ins Vorgebirge, die Einkehr im Haidekruge, das Fürstenschloß auf dem Berge unwillkürlich in den Mechanismus der alten Romanezeit zurück? Noch deutlicher werden wir daran durch den innern Mechanismus gemahnt. Wie man irrthümlich das Persönliche ausmärzen wollte um dem Volksthümlichen Raum zu schaffen, wollte man auch das Wunderbare, Phantastische, das dämonische Spiel des Zufalls ganz aus der Romandichtung weggewischt. Als ob es sich aus dem Leben wegwischen ließe, als ob es da keine Ahnungen, kein wunderbares Zusammentreffen, keine Blitze aus heiterm Himmel, keine Ueberraschungen, unerwartete Entdeckungen gäbe; als ob wir nie versucht würden: Wunder! zu rufen, der strengste Rationalist nicht ausgeschlossen. Und wenn wir dieses Ingrediens des Lebens aus der Dichtung wegließen, gäben wir ein getreues Spiegelbild desselben? Alle diese Verirrungen rächen sich. Jemehr wir sie verstoßen, um so ärger die Reaction. Jener nüchterne französische Roman, „Le comte de Montechristo“, ist er nicht componirt aus einer hausbackenen Conglomeration der verbrauchtesten Windenhebel unserer beseitigten deutschen Romanromantik! Und der Markt griff doch begierig danach. Eine Fabel bedingt der Roman, eine mehr oder mindere wunderbare Verkettung der Umstände ist das eine Band woran die Aufmerksamkeit sich hält. Es ist gut wenn die Wunder und der Zufall mit dem natürlichen Gange der Dinge zusammenfallen; aber Excesse sind unvermeidlich, und sie absolut vermeiden wollen verstößt gegen die Natur, weil diese sie zuläßt, uns oft damit überschüttet. Der Geist soll siegen über das Zufällige, und wo es so überwiegt daß das ganze Romaninteresse darin aufgeht, ist der Roman als solcher verfehlt, wo es aber geschickt angebracht ist daß es dem freien Walten des Geistes wieder untergeordnet wird, ist es ein Hebel des Interesses.

Die eigentliche Fabel des neuen Romans läßt sich noch nicht überschauen, aber wie die Ruderschaufeln bisher ineinandergreifen, dürfen wir erwarten daß auch das ganze Uhrwerk wohlgegliedert sein wird, und hier spielen die Traditionen, die Erbschaften der Vergangenheit, die materiellen wie die geistigen, vielleicht das Fatum selbst, eine Rolle. Die Handlung dreht sich bisjetzt um zwei Mysterien der Vergangenheit, um das geheimnißvolle Bild einer verstorbenen Fürstin, hinter dessen Rahmen Mémoires d'outre-tombe von ungeheurer Wichtigkeit für die handelnden Personen enthalten sein sollen, und um eine Erbschaft aus den Zeiten der Tempelherren, um die Staat und Residenzstadt seit Menschenaltern processiren, während unbedeutende Privatpersonen, zufällig die Helden des Romans, in den Besitz von Urkun-

Digitized by Google

den gerathen, aus denen ihre eigenen legitimen Ansprüche durch eine Reihe von Successionen an diese Erbschaft vom Werthe mehrer Millionen hervorgehen. Von den Documenten über diese beiden Mysterien hängt sehr viel ab, die ersten Bände verlaufen deshalb in dem Kämpfen und Ringen um sie, zwischen bewußten und unbewußten Participienten; man intriguirt, stiehlt simpel, besticht, droht, opfert sich und sein Rechts- und Ehrgefühl oder die Autorität der Obrigkeit, die man vertreten soll, um in den Besitz zu gelangen, über dessen intensiven Werth man in Zweifel bleibt. Alles Das ist aber natürlich nur das weitverzweigte Gestell, an dessen Polypenarme sich die kostbaren Muscheln, Perlen oder auch nur der Meeressand und Staub ansetzen. Mit wie ernsthafter Miene auch die ernsthaftesten Menschen an dies Geschäft gehen, ist man doch versucht an eine ironische Lösung zu denken, und eine Ironie liegt schon jetzt in dem Gedanken daß diese von zwei Ritterorden der Vorzeit aufgestapelten Schätze, zusammengebracht aus den exclusivsten Ideen des Mittelalters, übergehen sollen in das Eigenthum zweier jungen Menschen die, von der social-demokratischen Strömung ergriffen, nahe daran sind das Eigenthum der Individuen für eine Thorheit oder ein Verbrechen zu halten.

Die Personen und Begebenheiten im Einzelnen näher ins Auge zu fassen wollen wir einem folgenden Artikel vorbehalten. Das Romanhafte an den letztern rügen wir nicht, wir freuen uns im Gegentheil wie der Verfasser es verstanden diesen äußern bunten Schmuck in Einklang zu setzen mit dem geistigen Leben, wie er keck und glücklich für den Gedanken den Ausdruck im Bilde gefunden hat, die schwierigste Aufgabe des Dichters. Eine andere Frage ist die nach der Sittlichkeit der Personen, wohlverstanden jener tiefern Sittlichkeit, die auf andern Elementen ruht als das was man so gewöhnlich Moralität nennt: eine Sitte die auch da sein kann wo anscheinend Roheit, Sinnlichkeit und Frivolität auf der Oberfläche schwimmt. Hier hören wir häufig den Vorwurf aussprechen daß der Dichter uns nur in eine große schlechte Gesellschaft führt, in der man sich nicht wohlbefinde. Daß die Mehrzahl der Personen an äußerer und innerer Gemeinheit litten, daß Einer den Andern betrüge, der Egoismus der Stachel der Handlungen sei, möge man hingehen lassen, wenn andere wahrhaft edle Charaktere uns dafür entschädigten, wenn eine sittlich-erhebende, tröstende Idee durch die Welt der Verrottung und Verderbniß zum Vorschein käme, wenigstens in der Ferne blitzte. Wir antworten darauf: daß unter diesem Knäuel von tief durch die Unsitte der Zeit afficirten Gestalten und Gestaltungen doch einzelne bessere auftauchen, an denen noch etwas Kerniges aus anderer Zeit zu entdecken ist. Wenn auch Personen wie der Fuhrmann Peters und sein rüstiges Weib, Förster Heunisch und seine Nichte Fränzchen nur passagere Erscheinungen sind, gesund gebliebene Stauden, aber ohne Wurzel in der Allgemeinheit, und wenn auch die jüngern Helden des Romans, die Gebrüder Wildungen, der Prinz Egon, nicht um ihrer innern sittlichen Berechtigung willen unser Interesse in Anspruch nehmen, so finden wir doch schon Andeutungen in der trauernden Anna von Harder, dem Obertribunalpräsidenten Harder, im Amerikaner Ackermann und seinem Selmar, daß der Verfasser in eine eigene sittliche Welt, die er erst construiren wird, uns hinausführen will. Wie weit wir da Beruhigung, Erhebung und Trost finden, ist eine Frage die wir noch nicht beantworten können; aber auf eine sittliche Lösung steuerte der Verfasser unzweifelhaft hinaus. Wenn nun aber doch in der Masse das Schlechte das Gute überwiegt, kann er uns antworten: Ich sah mich um und fand es nicht anders. Wo ist denn jene Jugendfrische aus der die Dichter vor uns ihre Begeisterung schöpften, jener Idealismus der rief: „Frei ist der Mensch, und wär' er in Ketten geboren!" Begeistert der Glaube noch wie zur Zeit unserer romantischen Schule? Die Religion ist in den höhern Polizeidienst genommen. Dort wird sie vielleicht zum Zwecke wirken, aber sie kann nicht mehr berauschen. Was ist die Liebe die Berge versetzt? Man staunt die Julien und Käthchen an wie schöne Träume der Vergangenheit. Woran rankt sich der Jüngling? An den Gedanken von Recht, Freiheit, Vaterland? Wenn er noch der Kraft, des Vertrauens ist, nach den bittern Lehren der vergangenen Jahre — was sieht er vor sich als Ruinen vergangener Größe, über welche die Macht den Spülicht des Hohns und der Verachtung gießt: nehmt euch ein Exempel an Denen die das Unmögliche wollten! Trockene socialistische Träume, goldene Thore geöffnet dem Materialismus, einer Zukunft wo der Geist soll begraben liegen unter dem Weltglück des freien Handels oder der geschützten Industrie, Das die Aussichten unserer Jugend in der Wirklichkeit! Arme Poesie die bessere Jünglinge und Helden sich schaffen soll!*) 19.

Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange der Zeit Friedrich's des Großen. Von Wilhelm Wachsmuth. Vier Bände. Leipzig, Renger. 1846—47. Gr. 8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Ein Werk dessen erster Band bereits vor vier Jahren erschienen ist und das im Jahre 1848 mit dem vierten Bande abgeschlossen worden, hat unbezweifelt bereits sein Publicum gefunden, dessen Urtheil über Bedeutung und Werth desselben als mehr oder minder feststehend betrachtet werden darf. Allein dessenungeachtet dürfen wissenschaftliche Organe auf der einen Seite sich weder ihr Recht verkümmern lassen ihr Urtheil auszusprechen und zu begründen, noch auf der andern Seite der Pflicht sich entziehen wollen das gebührende Lob und die verdiente Anerkennung zu veröffentlichen, und namentlich in denjenigen Kreisen zu verbreiten in denen ein Schrift-

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

stellen von Redlichkeit und Anhänglichkeit an die Wissenschaft sich am liebsten nach Verdienst gewürdigt und geachtet sieht. Der Verfasser des vorliegenden Werks gehört zu denjenigen Schriftstellern die durch ihre Leistungen nicht nur sich selbst eine hohe Achtung in der gebildeten Welt bereits seit langer Zeit errungen haben, sondern auch der Wissenschaft die sie bearbeiten und mit besonderer Liebe pflegen einen höhern Grad der Achtung zu bewirken im Stande gewesen sind: denn daß das Studium der Geschichte und die richtige Würdigung ihres Werths für Geist und Herz, für das Leben und für wissenschaftliches Verständniß der Erscheinungen auf den mannichfaltigen Gebieten der Menschheit in den wissenschaftlich beschäftigten und gebildeten Regionen der Gesellschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat, davon hat unser Verfasser einen sehr dankenswerthen Antheil sich zuzusprechen, und wir selbst nehmen mit Vergnügen die Gelegenheit wahr Dies hier öffentlich verkündigen zu können. Das vorliegende Werk aber besitzt, wie wir zuversichtlich behaupten zu dürfen glauben, einen besondern Werth insofern als es ein lobenswerthes Gleichgewicht zu halten bemüht ist zwischen entzückter Lobpreisung und unbedingt verdammender Misachtung der Erscheinungen, Ereignisse und der Männer welche seit länger als einem halben Jahrhunderte den entschiedensten Einfluß auf den Gang und die Entwickelung der europäischen Dinge geäußert haben. Aber wodurch hat dieses Werk den soeben bemerkten Vorzug gewonnen? Wir antworten: durch die Gründlichkeit der Studien, durch den tiefen Ernst des Gemüths und durch das Entfernthalten einer wankelmüthigen Laune, die eine ruhige Würdigung der Dinge ausschließend ihre Feder bald in gallichte bald in rosenfarbene Tinten taucht. Und Geschichtskundige wissen wie sehr dieses Gebahren namentlich den letzten Bänden des Schlosser'schen Geschichtswerks zum Nachtheile gewesen ist: Schlosser hat sich dadurch wol den Ruhm eines Geschichtsforschers bewahrt, aber die Ehre eines Geschichtschreibers verkümmert.

Auf welchem Standpunkte aber sich unser Verfasser befindet, von wo aus er seine Aufgabe ins Auge fassen und lösen zu müssen glaubt, Das scheint uns am besten folgende Stelle zu beweisen:

Von dem Zeitalter Friedrich's des Großen beginnt der Ausschritt zum Vorwärts, dem sich jetzt die Macht eines Geistes entgegenstemmt der seine Gesetze ebenfalls in der Geschichte sucht. Dieser verkennt oder verschmäht die unbestreitbare Lehre der Geschichte: daß niemals das Spätere ganz auf den Standpunkt des Frühern hat zurückgebracht werden können, er bietet der Geschichte Hohn und verkehrt den Grundsatz, man solle aus ihr lernen, in einen scheinbar verwandten aber trüglichen, nämlich Gegenwart und Zukunft seien nach dem Maßstabe und den Formen einer abgestorbenen Vergangenheit einzurichten. Die Geschichte aber muß jede Berufung auf ihre Vergegenwärtigung der Vergangenheit abweisen, wenn Stillstand oder Rückgang des Lebens daraus gefolgert wird. Sie hat bei der Darstellung des Geistes welcher der Revolution vorausging und diese begleitete für ihren eigenen Herd zu kämpfen, hat Geltung und Ehren eines ihrer bedeutsamsten Besitzthümer aufrechtzuhalten gegen einen planmäßigen Betrieb dasselbe schlecht und zum Gegenstande des Hasses und Abscheus zu machen. Sollte es einst dahin kommen daß die politischen Zustände unserer Nachkommen auf Autokratismus der Zeit Ludwig's XIV. und die kirchlichen auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückgebracht würden, so wäre damit die Verweisung des Zeitalters der Aufklärung und der Revolution aus der Reihe großer Umwandelungen in der Herrschaft von Ideen entschieden. Die Geschichte würde dann auf einer von den Zuständen dunkler Jahrhunderte her in die Gegenwart hineingespannten geistigen Kettenbrücke sich die Passage durch jähe Klüfte und über schwindelnde Höhen ersparen können, ja ihr dieselbe verboten werden. Wir sprechen das Unmögliche aus. Die Grablegung des Theils der Geschichte welcher unsere Aufgabe bildet wird nie gelingen. Der Proceß der Verdummung und Willenslähmung eines mündig gewordenen Geschlechts ist unendlich schwerer als die hergebrachte Herrschaft über die feste Gewohnheit des Nichtwissens, Nichtdenkens und Nichtwollens. Nur ein Theil des kirchlichen und politischen Horizonts ist von finsterm Gewölk bedeckt; ein unermeßliches Lichtmeer strahlt ihm gegenüber. Eben Dies gibt auch für die Zukunft Bürgschaft daß die Aufklärung welche der Revolution vorausging und diese selbst nicht als unebenbürtige Häupter in der historischen Geschlechtsfolge der Misachtung unterliegen werden. Sie sind nicht ein unnatürlicher Auswuchs, nicht eine Unterbrechung des richtigen Ganges der Weltgeschichte, sie sind auf Gottes Wegen, die die Geschichte nie ableugnen darf, in die Welt gekommen, daß diese davon sich weiter bilde. Eben darum aber kann auch nie die Rede davon sein das Leben auf den Standpunkt jener zurückführen zu wollen; sie sind vielmehr als Springfedern zu weiterer Bewegung anzusehen. Wie weit wir seitdem vorwärts gekommen sind und ob die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart als unabhängig von Dem was die Aufklärung und die Revolution gebracht haben anzusehen, oder ob der Name Zeitalter der Revolution auch für sie passend sei, Das soll nicht das Vorwort, Das mag die Geschichte selbst darthun.

Man sieht aus dieser Stelle klar daß der Verfasser, die Wogen der historischen Parteiansichten welche die Zeitzustände erzeugt haben nicht außer Acht lassend, von seinem Standpunkte aus nach zwei Seiten hin gleichsam Fronte macht: gegen Die sowol welche dem Revolutionszeitalter geradezu die Berechtigung absprechen unter die nothwendigen Entwickelungsphasen der Menschheit sich zählen zu lassen, als auch gegen Die welche, jeden rechtlichen und sittlichen Maßstab womit die menschlichen Dinge vor dem Richterstuhle der Geschichte zu messen sind wegwerfend, der Revolution ein absolutes Recht in allen ihren Consequenzen beilegen. Zugleich hält der Verfasser fest an der Ueberzeugung von dem Walten der Gottheit in der Weltgeschichte, und tritt auf diese Weise derjenigen Auffassung der historischen Begebenheiten entgegen wie sie namentlich die demokratische Geschichtschreibung in unsern Tagen zu der ihrigen gemacht hat. Wir haben aber diese Ansicht, die ohnehin von dem Verfasser zu erwarten war, um so freudiger in einem Werke begrüßt das vorzüglich auch den Gebildeten unserer jüngern Generation bestimmt ist. Und sind nicht überhaupt Geschichtsbücher, in denen das erhabene Walten der Weltregierung die gebührende Anerkennung und Hervorhebung findet, ganz besonders geeignet den Sinn für Religiosität und Sittlichkeit zu beleben und zu kräftigen? Aber nicht allein deshalb, sondern auch noch aus einem andern Grunde glauben wir Geschichtslehrern das vorliegende Werk empfehlen zu müssen. Dieser Grund

Digitized by Google

liegt in der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit mit welcher der Verfasser bei der Darstellung und Schilderung einzelner merkwürdiger Begebenheiten und hervorstechender Männer zu Werke gegangen ist, und dadurch diese Lehrer in den Stand gesetzt hat gar Manches was die gewöhnlichen Geschichtscompendien enthalten zu berichtigen oder in einem andern Lichte aufzufassen. Und Verfasser von Unterrichtscompendien, wenn sie gewissenhaft ihre Aufgabe lösen wollen, werden künftighin Wachsmuth's Werke gar Vieles zu verdanken haben. Auch diesen Segen darf eine gerechte Beurtheilung Dessen was der Verfasser geleistet hat nicht verschweigen.

Es kann uns nun natürlich nicht beikommen dem Verfasser gleichsam Schritt für Schritt durch alle vier Bände hindurch folgen zu wollen. Wir müssen uns begnügen nur das Eine oder das Andere besonders hervorzuheben, oder die Gelegenheit wahrzunehmen bei dem einen oder dem andern Punkte auf Einiges aufmerksamzumachen was uns der Beachtung werth scheint. Daß der Verfasser, unter dem Einflusse der Zeitereignisse schreibend, zu Parallelen zwischen Gegenwart und Vergangenheit Veranlassung erhielt liegt auf der Hand. Dies gibt z. B. folgende Stelle zu erkennen:

Es gehört zu den Lieblingsideen unserer Zeit daß die Preßfreiheit unter Friedrich II. und Joseph II. weniger als heutzutage (Dies schrieb der Verfasser 1846) beschränkt gewesen sei. Freilich war sie wenig beschränkt in kirchlichen Dingen; sie durfte aufklären wo es Dunkelheit, Vorurtheil, Aberglauben, Pfaffenthum galt; Dessen erfreute sich das lesende Volk ohne bei dieser sehr einseitigen Richtung soviel Anderes, was die Presse nicht zu Tage brachte, zu vermissen. Auch wurde nicht eben versucht Etwas zur Sprache zu bringen was den Normen unbeschränkter Staatsverwaltung zuwidergelaufen wäre. Was würde aber Friedrich II. verfügt haben, wenn es einem seiner schriftstellernden Unterthanen eingefallen wäre zu verlangen daß es recht und nützlich wäre die um ihre historischen Rechte gekommenen Landstände herzustellen oder ein aus gesunden staatsrechtlichen Principien gestaltetes Wesen einzurichten. Hochherzig war allerdings die Verachtung mit welcher Friedrich und Joseph manchmal einem gegen sie gerichteten Spottbilde oder Pasquille begegneten. Doch auch darin läßt sich ein Zeugniß von dem fürstlichen Bewußtsein des Hochstands der Machtvollkommenheit erkennen: denn dergleichen Pasquille pflegten außerhalb der Kategorie staatsrechtlicher Ansprüche zu liegen und Nichts vom Charakter der Aufwiegelung zu haben.

Unleugbar ist die Presse seit der ersten Französischen Revolution zu einer ganz andern Bedeutung gelangt, und hat eine ganz andere Stellung eingenommen als Dies früher der Fall war: sie ist eine Macht geworden, die nicht nur oft einen Platz neben der höchsten Gewalt im Staate beansprucht, sondern sich auch stark genug gefühlt hat die Kronen der Fürsten zu bedrohen; sie hat sogar den Schlag der jene Kronen herabwarf mehr als ein mal dirigirt und ihm seine ganze Heftigkeit verliehen. Gegen eine solche Macht hilft natürlich keine stolze Verachtung, sondern nur entweder die Macht des Gesetzes oder die Stärke materieller Gewalt. Ob für die Dauer, Das ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung uns aber hier fernliegt.

Die Politik Preußens und sein Hof unter Friedrich Wilhelm II. haben in der deutschen Geschichtschreibung fast einstimmig mehr oder minder harte Urtheile erfahren: am schroffsten sind Schlosser's Urtheile, an Schmähungen grenzend. Auch unser Verfasser schließt sich den Tadlern an, doch mit demjenigen Maße was seine Urtheile stets auszeichnet. Es ist bemerkenswerth daß der König, dem Friedrich der Große Gaben und Willen zu einer guten Regierung zutraute, von Zeitgenossen und von der Nachwelt mit solcher Uebereinstimmung verurtheilt worden ist; und da die Persönlichkeiten die er zur Leitung der innern und äußern Politik sich erkor ebenso entfernt standen von dem Geiste Friedrich's des Großen und dessen Wirken wie er selbst, so ist eine gleiche Verdammung über sie ausgesprochen worden. Doch während wir Dies schreiben kommt uns K. A. Menzel's „Zwanzig Jahre preußischer Geschichte" (von 1786—1806) in die Hände: die Schrift ist eine Apologie jener für Preußen so verderblichen politischen Richtung. Doch würde man sich irren, wenn man sie beschuldigen wollte daß sie eine Vertheidigung à tout prix sei: sie sucht vorzüglich die harten Urtheile zu mildern die in der Geschichtschreibung traditionnell geworden sind. Und den Werth glauben wir ihr unbedingt zusprechen zu müssen daß sie das audiatur et altera pars durchgesetzt hat. Welche Ausbeute das classische Werk, die Biographie Stein's von Pertz, dem Geschichtschreiber jener für Deutschland überhaupt, für Preußen aber insbesondere so ehrenrühreigen Zeit gewähre, ist gewiß Allen bereits bekannt die mit Aufmerksamkeit der historischen Literatur unserer Tage zu folgen gewohnt sind: sie enthält die stärkste Anklage Derer die im Schriftenthum des grünen Tisches und in der Verschließung der Augen gegen das Gewordene und Werdende ihre höchste Staatsweisheit finden.

Daß der Verfasser der Theilung Polens seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat darf man umsomehr billigen, je merkwürdiger das ganze Factum an sich ist und je unheilvoller die Folgen gewesen sind die sich an dasselbe bis auf unsere Tage angeknüpft haben: die Theilung Polens ist die Saat des Bösen auf dem Gebiete der europäischen Politik gewesen. Die Geschichte hat zwar längst die vollständigsten Beweise geliefert daß die Polen den wesentlichsten Theil der Schuld ihres Unglücks selbst zu tragen haben, ein Urtheil was 1830 ebenso wenig als in den neuesten Jahren Lügen gestraft worden ist; allein dessenungeachtet bleibt das völkerrechtswidrige und mit seltener Heuchelei ausgeführte Attentat auf die staatliche Existenz eines ganzen Volks eine Thatsache welche die spätere Nachwelt in den geschichtlichen Annalen des 18. Jahrhunderts mit ebenso viel Verwunderung als Indignation lesen wird. Uebrigens hat der Verfasser gewiß so Unrecht nicht wenn er folgenden Ausspruch thut:

Wäre die Theilung Polens nur rohe Gewalt gewesen, wie Mongolen und Osmanen sie geübt haben, es wäre lange nicht so schlimm mit der öffentlichen Meinung von den Thronen bestellt als infolge des Machiavellismus, der das edelste Kleinod

Digitized by Google

des Fürstenthums, Treue und Wahrhaftigkeit, in den Koth warf als sei es ein verächtlicher Lumpen. Wol wird heutzutage geklagt daß die vormalige Ehrfurcht vor den Fürsten nicht mehr zu finden sei: gewiß aber hat die gegen Polen geübte Politik nicht minder dazu beigetragen als die Revolution. Wer sich selbst erniedrigt durch niedrige Handlungen kommt sicherlich auf einen niedrigern Platz als der durch das Recht des Stärkern von seiner Höhe Herabgeworfene. Solange es eine Erinnerung an Polen gibt wird Dies ein Riß in dem Nimbus der Throne sein. Und will man Klagetitel gegen die Revolution zusammenstellen, so lasse man keinen der letzten sein daß es im Verhängniß Europas gelegen hat der Politik von ihr Vorwand zuzubringen Polen zugrundezurichten. Will man aber einen Trost über ein Böses in der Welt darin finden daß es noch ein zweites ebenso Böses gebe — ein Trost den eigentlich der Teufel an die Hand gibt —, ei nun, so kann man das von den Mächten die die Revolution bekriegten gegen Polen geübte Verfahren zur Apologie des Terrorismus gebrauchen.

Bekanntlich behauptet Thiers in seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire" daß Napoleon die Wiederherstellung Polens „aufrichtig" (sincèrement) beabsichtigt habe. Dagegen bemerkt der Verfasser:

Das sanguinische Volk war im Irrthum. Napoleon brauchte die Polen nur als Mittel für sie Etwas zu thun; was ihm nicht zugutekäme lag ihm fern.

Bei der Frage: warum denn eigentlich Napoleon die Wiederherstellung des Königreichs Polen nie ernstlich beabsichtigt oder doch wenigstens nicht ausgeführt habe als es ihm ebenso leicht möglich war wie es unter die heißesten Wünsche der Polen selbst gehörte, ist man auch auf folgenden Gedanken gerathen: Napoleon sei der Ansicht gewesen daß die polnischen Provinzen der drei Großmächte für diese selbst eine ungleich größere Lähmung erzeugten als wenn er Polen in seiner frühern Integrität wiederherstelle; ihm habe also das Wort der Polen schon vorgeschwebt: „Die Großmächte können uns wol verschlingen, aber nicht verdauen." Man muß diese Vermuthung dahingestellt sein lassen, indem unsers Wissens beglaubigte historische Beweise nicht vorliegen. Die französischen Generale waren übrigens mit dem Lande Polen und seinen Bewohnern sehr unzufrieden; und Talleyrand schreibt in einem Briefe vom 20. April 1807 an Clarke: daß das Land nicht eines einzigen der vielen Blutstropfen werth sei welche die Franzosen für dasselbe vergößen. Hat vielleicht diese Stimmung im französischen Heere und in der französischen Diplomatie Einfluß auf Napoleon gehabt? Bei dieser Gelegenheit müssen wir der berühmten Schlacht von Eylau gedenken. Diese mörderische Schlacht wird in deutschen Geschichtswerken gewöhnlich mit der von Aspern in eine gewisse Parallele gestellt: sie habe moralisch auf die russisch-preußische Armee erhebend, auf die französische dagegen niederschlagend gewirkt und sei materiell überhaupt mehr als ein Sieg der Verbündeten denn der französischen Waffen anzusehen. Im Wesentlichen stellt auch unser Verfasser die Sache so dar, obwol er mit Recht auf die russischen Siegesberichte keinen Werth legt. Wir besitzen aber jetzt zwei Werke die, weil glaubhafte Berichte von Augenzeugen in ihnen niedergelegt sind, jenes blutige Ereigniß und dessen Resultate auf den richtigen Standpunkt versetzen lassen. Das frühere von diesen beiden Werken ist Adair's „Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806" (London 1844). Adair wurde von Fox nach Wien gesendet um dem kaiserlichen Hofe die Versicherung zu überbringen daß England auch ferner bereit sein werde Oestreich zu unterstützen. Uebrigens sucht Adair auch zu beweisen daß Fox keineswegs so sehr im Interesse Frankreichs gewesen sei wie ihm seine Gegner vorwarfen: Napoleon täuschte sich in dieser Beziehung selbst. Allerdings war Fox zu Friedensunterhandlungen mit Frankreich geneigt, aber nicht aus Nachgiebigkeit, zumal da er gleichzeitig mit Rußland unterhandelt und in der That auch am 20. Juli 1806 ein Separatfriede abgeschlossen wird. Zugleich erkennt man recht klar aus dieser gesandtschaftlichen Correspondenz wie England fürchtet von Frankreich erdrückt zu werden, wenn es nicht gelinge den Kampf der Continentalmächte gegen Napoleon wachzuhalten und namentlich die französische Seemacht nicht wieder gefährlich werden zu lassen. In diesem Werke nun befindet sich ein ausführlicher Bericht über die Schlacht bei Eylau von einem englischen Augenzeugen: dieser sagt ausdrücklich daß die Russen gewaltig erschüttert nicht weniger als 10 Meilen vom Schlachtfelde sich zurückgezogen, und daß die Franzosen trotz der sie umgebenden Gefahren mit einer Leichtigkeit und Sicherheit manoeuvrirt hätten daß selbst der Feind ihnen das gebührende Lob nicht versagen könne. Ein anderes Werk aber, das vielfach in die soeben besprochenen Memoiren eingreift, ist folgendes: „Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Nebst einem Anhange verschiedener in den Jahren 1806—1809 verfaßter politischer Denkschriften" (Mainz 1845). Der Verfasser ist wahrscheinlich der Graf von Schladen, der sich damals im preußischen Heerlager und in der Nähe des Hofs befand. Er erzählt mit klaren Worten daß die erwähnte Schlacht keineswegs ermuthigend auf die Preußen gewirkt habe oder von ihnen als ein Sieg betrachtet worden sei. Außerdem lesen wir in diesem Tagebuche ausführlich wie die uneinigen und muthlosen russischen Generale nach der Schlacht von Friedland ihren Kaiser bestimmt hätten Preußen zu opfern und den Frieden zu Tilsit abzuschließen. Wir haben aber absichtlich diese beiden Werke etwas ausführlicher bei der gegebenen Gelegenheit zur Sprache gebracht, weil es uns vorkommt als sei die deutsche Geschichtschreibung die sich mit jener Zeit beschäftigt noch nicht hinlänglich auf den Werth derselben aufmerksam geworden.

Die Frage: ob Napoleon die ernstliche Absicht gehabt habe, als er in den Jahren 1804 und 1805 sein berühmtes Heerlager bei Boulogne zum Erstaunen Europas die glänzendsten Kriegsschauspiele zu Wasser und zu Lande ausführen ließ, eine Landung in England zu versuchen, hat selbst von den Franzosen keine übereinstimmende Antwort erhalten. Unter den Deutschen glaubt besonders Schlosser nicht daran, während unser Verfasser entgegengesetzter Ansicht ist. Wir besitzen jetzt ein Werk

welches ganz speciell sich mit dem Kriege von 1805 beschäftigt, Schneidawind's „Der Krieg im Jahre 1805 auf dem Festlande Europens" (Augsburg 1848). Dieses Werk, was zwar nicht aus den unmittelbaren Quellen geschöpft, aber mit grossem Fleisse bemüht ist die besten Hülfsmittel zu seinem Zwecke zu verwenden, und dessen Mittheilungen deshalb selbst für grössere Geschichtswerke nicht ohne Werth sind, äussert sich unter Anderm in folgender Weise:

Es bleibt ewig merkwürdig daß Napoleon mit einer beiweitem nicht genug gepriesenen Kunst, und mit einem Aufwande den jede andere Regierung gescheut haben würde, die ganze Welt darüber täuschte daß er das ganze Jahr 1804 und 1805 hindurch seine Armee schlagfertig hielt, übte, vollzählig machte, die Eintheilung in Divisionen und Corps vollendete, während er mit Flotten spielte und an eine thörichte Expedition einzig zu denken schien. Der bekannte Mathieu Dumas füllt drei Bände mit Napoleon's Spiel mit Flotten und Flotillen, mit seiner Correspondenz mit dem Marineminister und den Admiralen; Jedermann wird die kostbare Zeit bedauern die ein so grosser Mann so unnütz verschwendete, aber es nützte ihm der Ernst mit dem er es betrieb. Weil er wirklich glaubte er könne Flotten leiten wie Heere, weil er Wochen und Monate darauf verwendete, glaubten die Andern auch an sein Spiel mit Flotten, und ahnten nicht daß er ganz andere Pläne habe, daß er im Stillen das Heer übe, mit dem er seine Feinde und vorzüglich den Planmacher Mack plötzlich überflügeln werde. Er hatte zwei Jahre lang sein Volk fanatisirt durch Haß gegen England, hatte unter diesem Vorwand die Jugend zum Heere gezogen, hatte die Armee aus den Garnisonen und gewöhnlichen Quartieren entfernt gehalten, hatte sie geübt und stets auf dem Kriegsfuß mit Allem versehen, hatte endlich auf eine meisterhafte Weise die Armeetheile organisirt und ihre Bewegungen geordnet, ein Wink und Alles war schlagfertig. Noch am 3. August 1805 eilte Napoleon nach Boulogne, that als ob nie ein günstigerer Moment zur Landung in England gewesen wäre, alarmirte die englischen Küsten durch häufige und heftige Kanonaden und gab plötzlich Befehl das Heer einzuschiffen.

Aber während er diesen Befehl gab verlangte er gleichzeitig von Oestreich eine kategorische Erklärung über dessen Rüstungen, indem er von der Allianz mit Rußland vollständig unterrichtet war, und bestimmt voraussah daß es bald einen Krieg mit Oestreich und Rußland geben werde. Stimmt damit zusammen ein ernstliches Vorhaben gegen England? Und soviel bleibt doch gewiß: ohne die längst vorbereitete und trefflich gerüstete Armee von Boulogne war ein Schlag wie ihn Napoleon mit einer ganz Europa in Erstaunen setzenden Raschheit seinen Feinden versetzte geradezu unmöglich. Wir sind deshalb Schlosser und Schneidawind im Wesentlichen beistimmend der Meinung: hatte Napoleon wirklich zu Anfange als er seine Rüstungen bei Boulogne begann den Plan einen Landungsversuch in England zu machen, so war er gewiß aufgegeben als er die neue Coalition gegen Frankreich in vollem Anzuge begriffen sah. Aber er berechnete in seinem Geiste richtig daß ihm der Löwensprung auf die Gegner nur gelingen werde, wenn er seine Rüstungen bei Boulogne unbekümmert um das Urtheil der Welt energisch fortsetze und vollende.

Eine traurige Episode in den Ereignissen die dem Frieden zu Tilsit folgten bildet bekanntlich der Krieg Schwedens unter Gustav IV. gegen Rußland 1808—9. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Der Starrsinn Gustav's brachte das arme Schweden in die traurige Lage die Kosten der Befreundung Napoleon's mit dem Kaiser Alexander zu tragen." Der Verfasser ist in seiner Darstellung und Auffassung jenes Kriegs, der Finnland den Schweden entriß und Rußlands Besitzungen am Finnischen Meerbusen abrundete, besonders Arndt's in vieler Hinsicht so trefflichem Werke „Schwedische Geschichten" gefolgt. Doch müssen wir auf das Buch eines schwedischen Theilnehmers an dem Kampfe aufmerksam machen: „Montgomery über den finnischen Krieg 1808 und 1809" (1844). Dort erscheint doch Manches in einem andern Lichte. Alexander, Gustav's IV. Schwager, benahm sich heuchlerisch, versicherte von friedlichen Gesinnungen durchdrungen zu sein, während er gleichzeitig durch seinen Gesandten Alopäus die schwedischen Grossen bestechen ließ. Montgomery behauptet zuversichtlich: ohne Verrätherei und unter bessern Anstalten wäre Finnland nicht an Rußland gekommen. Wir lassen diese Behauptung dahingestellt sein, können aber den Wunsch nicht unterdrücken daß Montgomery's Buch künftighin von der deutschen Geschichtschreibung die gebührende Berücksichtigung erfahren möge.

Die Literatur über den Krieg von 1809 ist bekanntlich sehr bedeutend. Wir haben nun neuerdings eine sehr nützliche Bereicherung derselben erhalten. Sie führt den Titel: „Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte des Krieges Oestreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Mitgetheilt von F. J. A. Schneidawind" (Augsburg 1850). Diese Urkundensammlung, die einen abermaligen Beleg zu dem Sammlerfleiße des Verfassers gibt, hat insbesondere auch das Interesse daß man aus der Vergleichung der verschiedenartigen Urkunden, die aus Rapporten, Schlachtberichten, Proclamationen u. s. w. bestehen, in den Stand gesetzt wird auf die Verschiedenheit der Charaktere zu schliessen die auf jenem grossen Kriegsschauplatze eine Rolle spielten: uns wenigstens hat diese Vergleichung kein geringes Interesse gewährt.

Aus der Schilderung des Befreiungskriegs von 1813 heben wir nur die Schlacht von Kulm hervor. Wir besitzen darüber das treffliche Werk von Aster. Uns scheint der Verfasser dasselbe nicht sorgfältig genug benutzt zu haben. Der Fragen liegen in dieser Beziehung mehr vor als der Verfasser zu glauben scheint. Da das Werk bekannt genug ist, brauchen wir nur einfach auf dasselbe zu verweisen. Uebrigens war sie unsers Bedünkens die verhängnißvollste Schlacht für Napoleon: sie schloß das bereits bedenklich gewordene Oestreich wiederum fester an die Coalition an, und es datirt sich eigentlich von dieser Schlacht eine innigere Verbindung der Alliirten untereinander: die Monarchen sahen in diesem unerwarteten Sieg einen Fingerzeig des Himmels, gleichsam eine thatsächliche Weihe ihres Plans den Gewaltigen zu stürzen.

Wir schliessen unsere Anzeige des verdienstlichen Werks mit den sehr treffenden Worten des Verfassers:

Digitized by Google

Der zweite Pariser Friede endete den Kampf der Legitimität gegen die Revolution und das Neufürstenthum; das Zeitalter der Revolution hat damit einen bedeutsamen Abschnitt, ohne daß es aufhört den Charakter des Kampfs der höchsten politischen Principien zu verlieren: es ist noch nicht zu Ende. Vorausgegangen aber war dem zweiten Pariser Frieden den 26. September die Heilige Allianz, die als Hauptbedingniß der folgenden Zeit die Geschichte derselben zu eröffnen hat und im Gegensatze der obengegebenen „Erklärung der Rechte" sich als das Programm der Fürsten mindestens auf eine zeitlang erweisen wollte. Kaiser Alexander blieb als die Hauptperson auf der Weltbühne ...

und sein Nachfolger Nikolaus, fügen wir hinzu, ist durch unsere Thorheit die Hauptperson in der deutschen Politik geworden. **K. Zimmer.**

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßkatalogs im Jahre 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändlervereins im Jahre 1765. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. Mit drei Tafeln Facsimiles. Halle, G. Schwetschke. 1850. Gr. Fol. 9 Thlr.

Auf den Grund der buchhändlerischen Meßverzeichnisse welche im Jahre 1564 zuerst und von da an in ununterbrochener Folge bisjetzt erschienen sind hat der Herausgeber mit seltenem Fleiße eine statistische Uebersicht der buchhändlerischen Thätigkeit eines jeden Jahrs von dem im Titel genannten Zeitraum herzustellen gesucht und damit einen tüchtigen Baustein zu den statistischen Fundamenten der Geschichte des Buchhandels, zunächst des deutschen, dargereicht. Letzteres gibt er selbst als Zweck des gegenwärtigen Werks an.

Jedem einzelnen Jahrgang ist eine besondere Tabelle gewidmet, auf welcher nach der früher hergebrachten, wenn auch dürftigen Eintheilung in sieben wissenschaftliche Fächer die Zahl der neuen Werke mit der Angabe, wie viele davon in lateinischer, deutscher oder einer andern Sprache erschienen, bemerkt ist. Dann folgt eine alphabetische Liste sämmtlicher Orte (auch von denen keine Firma angegeben) nebst den an jedem derselben befindlichen Firmen unter Bemerkung der Zahl der neuen Meßproducte jeden Orts und jeder Firma, und zwar gibt diese Liste 1) deutsche Orte, 2) auswärtige Orte, 3) die früher nicht seltenen Verlagswerke ohne Ort und Namen des Verlegers, beziehungsweise Druckers.

Die Einleitung von 36 Seiten enthält unter Anderm eine Geschichte und Beschreibung aller Meßkataloge von Anfang an, soweit der Herausgeber sie sich verschaffen konnte, bis auf die Weidmann'schen, die mit dem Jahre 1759/60 beginnen. Den Anfang machen die frankfurter Meßkataloge, theils Kataloge von Privaten, z. B. der allererste von dem augsburger Buchhändler G. Willer, der auf den frankfurter Messen mit großen Büchervorräthen erschien, in der Herbstmesse 1564 gegründete und von dessen Firma über 60 Jahre fortgeführte, theils Rathsmeßkataloge, theils katholische (d. h. katholische Bücher meist theologischen Inhalts enthaltende), theils kaiserlich privilegirte Meßkataloge.

In Frankfurt a. M. finden wir bereits 1485 einen Büchermarkt in vollem Gang, während der Schwesterstadt Leipzig als eines Büchermarkts erst 1514 Erwähnung geschieht. Dieses entzog, nachdem infolge der Reformation die Culturwanderung des deutschen Geistes nach dem Norden begann, nur sehr allmälig und erst gegen das Jahr 1680 jenem süddeutschen Meßplatze die Suprematie, welch letzterer um die Mitte des 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung so gesunken war daß der dortige Meßkatalog 1749 zu erscheinen aufhörte, und z. B. die Weidmann'sche Buchhandlung, von den sächsischen in dieser Hinsicht die letzte, den Besuch der frankfurter Messe 1765 aufgab. Doch wurde — so nachwirkend war, wenn auch nur ganz äußerlich, die frühere bedeutsame Stellung Frankfurts — auf den Titeln der leipziger Meßkataloge bis zur Michaelismesse 1837 fortwährend die Erwähnung der frankfurter Messen beibehalten, indem stets von einem Verzeichniß der Bücher die Rede ist welche in den Messen zu Frankfurt und Leipzig erschienen sind. Jener in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr hervortretenden Bedeutungslosigkeit des Büchermeßverkehrs in ersterer Stadt schreibt auch der Herausgeber den Umstand zu daß die frankfurter Meßkataloge aus dem 18. Jahrhundert fast spurlos verschwunden sind, sodaß er nur fünf derselben auftreiben konnte.

Die Schicksale der leipziger Meßkataloge sind weder so mannichfach noch so beziehungsreich als die frankfurter. Den ersten derselben, mit dem Michaelismarkt 1594, also 30 Jahre nach letztern beginnend, gründete der leipziger Buchhändler Henning Gros der Aeltere, welcher ihn aus verschiedenen frankfurter Katalogen zusammenstellte. Wenige Jahre nach dem ersten Gros'schen gab ein anderer leipziger Buchhändler und Drucker, Abraham Lamberg, ebenfalls und auf gleicher Grundlage ein Meßverzeichniß heraus, das er bis 1619 fortführte. Beide hatten ein kurfürstliches Privilegium und standen in friedlichen Beziehungen zueinander. Lamberg gab zuerst — hinter dem Abdruck des frankfurter Katalogs — die Liste derjenigen Bücher welche blos auf die leipziger Messe, nicht auch nach Frankfurt gebracht wurden. Die Gros'schen Meßkataloge dauerten bei mehrmals veränderter Einrichtung und unter verschiedenen Titeln bis zu Ostern 1759, wo nach Erlöschung der alten berühmten Gros'schen Firma dieses Verzeichniß an eine andere, die Weidmann'sche, überging, welche solches bis zum Jahr 1850 fortgeführt hat.

Die Geschichte der Meßkataloge war namentlich eine bisher sehr vernachlässigte Partie in den Fragmenten über die Geschichte des Buchhandels. Die in den verschiedenen vom Herausgeber benannten Büchern darüber enthaltenen Angaben sind äußerst mangelhaft und unrichtig. Um so schätzbarer ist die sorgfältige und umsichtige Bearbeitung dieses Gegenstandes von Seiten des

Digitized by Google

Hrn. G. Schwetschke, welcher sich auch in Beschreibung der einzelnen Kataloge der größten Umständlichkeit, Genauigkeit und Klarheit beflissen, auch von den ältesten sowol als dem ersten Weidmann'schen Facsimiles der Titel, ersten Textesseite u. s. w., desgleichen ein Verzeichniß derjenigen Bibliotheken in welchen Meßkataloge sich befinden gegeben hat. Wir führen aus der Beschreibung der letztern blos die für den Nichtbuchhändler wol neue Notiz an: daß dieselben bis 1795 alle das Quartformat hatten, und daß die Angabe der Bogenzahl und Preise bei den darin angezeigten Büchern erst mit der Ostermesse 1828 beginnt.

Was nun das Verdienstliche der Arbeit des Herausgebers, abgesehen von dem Interesse das sie für die engere Geschichte des Buchhandels und für die Genossen dieses Industriezweigs hat, und deren Wichtigkeit für die Cultur- und Literargeschichte betrifft: so kann Nichts wahrer sein als die Worte in der Einleitung:

Welche Mängel auch diese bibliopolischen Bulletins — es sind die Meßverzeichnisse gemeint — haben mögen, immerhin tritt aus dieser statistischen Einrahmung ein beachtenswerthes und oft scharf gezeichnetes Bild des geistigen Culturzustandes in Deutschland dem Beobachter und Forscher in den reichsten Nuancirungen entgegen. Welche Zahl literarischer Producte in jenem beinahe dreihundertjährigen (d. h. bis heute) Zeitraume Deutschland hervorgebracht; welchen Antheil die verschiedenen religiösen Confessionen, die einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen, die verschiedenen Sprachen, namentlich die lateinische und deutsche, in ihrem Kampfe um den Vorrang auf wissenschaftlichem Gebiet an jener Production in Anspruch genommen, in welchem Umfang und Wechsel der Süden und Norden Deutschlands sowie einzelne Landestheile und Orte und in diesen wieder die verschiedenen Officinen zur Herstellung jener literarischen Erzeugnisse beigetragen; welchen Eindruck die politische Geschichte unsers Vaterlandes auf dessen literarische Zustände geübt; in welcher Weise und mit welchen Veränderungen die Nachbargebiete Deutschlands an dessen buchhändlerischem Verkehre sich betheiligt haben: — dies Alles sind neben mehrfachen Notizen über die Gesetzgebung und das Technische des Buchhandlungsbetriebs die beachtenswerthen und markanten Züge welche der Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels aus jenen Sammlungen zu Ausführung seines großen Gemäldes zu entnehmen vermag.

Einige Beispiele, welche sich aus der Vergleichung obiger nach tabellarischer Form wie bemerkt eingerichteten Meßjahrbücher leicht ergeben und auch einem größern Kreise von Lesern interessant sein dürften, werden das Gesagte erläutern.

Im Jahr 1564, also dem ersten da ein Meßkatalog erschien, betrug die Summe aller sowol aus deutschen als auswärtigen Orten zur Messe gebrachten Bücher 256; 1574 schon 417; 1584 598; 1594 659, welche Zahl bis zum Jahre 1600 auf 1059 stieg. Diese Summe mehrte sich im zweiten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts allmälig bis auf 1757 Bücher, welche 1618, also im Anfang des Dreißigjährigen Kriegs erschienen. Nun aber sinkt diese Zahl fortwährend und betrug im fünften Jahr des Kriegs nur noch 1056, 1632 nur 729, im Jahr 1635 gar nur 307. Dies ist die niederste Zahl während jenes Deutschland verheerenden Kriegs, der auch die Auswärtigen natürlicherweise abschreckte, sodaß, nachdem der Zufluß der auswärtigen Producte vor dem Krieg jährlich immer ungefähr ein Drittel der sämmtlichen literarischen Meßartikel betragen hatte, der Antheil der Fremden während desselben zu einem Sechstel bis Zehntheil sank. Noch mehr aber nach dem Krieg als während desselben machten sich seine Folgen für den buchhändlerischen wie literarischen Verkehr überhaupt fühlbar — man denke an die ungeheuere Zerrüttung des Wohlstandes von Hunderttausenden, die namenlosen Verluste an Capitalvermögen, zu deren Ersatz ein halbes Jahrhundert vielleicht nicht hinreichte, an die fast zur Hälfte verminderte Volkszahl und so manches Andere —, sodaß erst im letzten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts die Summe von 1000 Meßartikeln wieder erreicht wurde; gerade dieselbe welche in dessen Beginn schon vorherrschte. Ja, selbst das 18. Jahrhundert blieb bis zum Jahre 1765 (dem der Gründung des ersten Buchhändlervereins), nach Ausweis unserer Tabellen, welche mit diesem Jahre enden, weit unter dem Jahre 1613 (mit 1780 Büchern), indem die Bücherzahl des erstern nur 1517 beträgt, die höchste Summe vom Beginn des Jahrhunderts an. Wer möchte in diesem späten und langsamen Wachsthum abermals die Einwirkung der Kriegsunruhen verkennen, welche namentlich die Regierung Friedrich's des Großen zur Folge hatte; nachdem schon während des ersten Viertels dieses Jahrhunderts die Stürme des Spanischen Erbfolgekriegs und des Nordischen Kriegs über bedeutende Strecken Deutschlands und der Nachbarstaaten dahingebraust, deren Nachwirkung für die Künste des Friedens und die den Musen dienende Gewerbthätigkeit auf lange Zeit ungünstig blieb! Günstiger gestalteten sich freilich schnell die Verhältnisse des Buchhandels im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit dem mächtigen Aufschwung unserer Nationalliteratur und unter den Segnungen eines dreißigjährigen Friedens, welcher der ersten Französischen Revolution vorherging, sodaß die Zahl der jährlichen literarischen Erscheinungen im Anfang des folgenden Jahrhunderts bis 4000 gestiegen war. Der Verfasser des Artikels „Buchhandel" in Krünitz' „Encyklopädie" (vom Jahr 1784) preist verwunderungsvoll die Blüte dieses Handlungszweigs zu seiner Zeit, wo die Zahl der Handlungen deren Bücherverkehr sich auf der leipziger Messe concentrirte, mit Inbegriff von 34 auswärtigen, auf 220 gestiegen war. Wie würde er aber staunen, wenn er erst unsere Zeiten gesehen hätte, in denen die literarische Production, welche freilich während der Napoleon'schen Zeit bis weit unter 3000 Artikel herabgesunken war, 1818 wieder die erstgedachte Ziffer von 4000 erreichte, im Beginn der dreißiger Jahre auf das Doppelte gelangte, und endlich im verflossenen Jahrzehnd über das Dreifache derselben gestiegen war, eine Zunahme freilich die, so glänzend sie von einer Seite sein mag, doch auch viele Schattenseiten erblicken läßt.

Weil wir gerade an den Firmen sind, so möchte auch hier eine Vergleichung ihres numerischen Standes nach den verschiedenen Zeiten nicht am unrechten Orte

Digitized by Google

sein. Unsere Tabellen weisen nämlich auf im Jahr 1570: 63 deutsche, 16 auswärtige welche die Messen beschickten; 1580: 46 deutsche, 17 auswärtige; 1590: 102 deutsche, 48 auswärtige; 1610: 170 deutsche, 51 auswärtige; 1625: 150 deutsche, 49 auswärtige; 1650: 138 deutsche, 29 auswärtige; 1660: 151 deutsche, 34 auswärtige; 1685: 160 deutsche, 36 auswärtige; 1700: 146 deutsche, 5 auswärtige; 1725: 121 deutsche, 3 auswärtige; 1750: 163 deutsche, 6 auswärtige; 1765: 198 deutsche, 12 auswärtige. Hierbei läßt sich die Bemerkung machen daß während länger andauernder schlimmen Zeiten, z. B. während des Dreißigjährigen Kriegs, und unmittelbar nach demselben, nicht so sehr die Zahl der Firmen abnahm als daß eben Nichts oder Wenig von ihnen unternommen wurde; wie Das auch in unsern Tagen der Fall war.

Von dem vielfachen Wechsel buchhändlerischer Thätigkeit zwischen den verschiedenen Orten während des genannten Zeitraums, von der Ab- oder Zunahme derselben in den einzelnen Städten, gibt wol Köln eines der auffallendsten Beispiele. Diese Stadt, einstens der Hauptsitz der katholischen Theologie in Deutschland, welche 1577 59 neue Artikel von 9 Firmen, also ungefähr ein Achtel, im folgenden Jahrhundert während des großen deutschen Kriegs aber (z. B. 1625 141 und 1631 149 Artikel) sogar gegen ein Sechstel der Gesammtsumme zur Messe geliefert hatte, erscheint nicht sehr lange nach dem Krieg, z. B. 1665 nur noch mit etlichen funfzig Werken von 11 Firmen, höchstens einem Zehntel der Gesammtsumme, im 18. Jahrhundert gar, z. B. 1725 nur mit 3 Werken von 1 Firma, und 1765 mit 6 Werken von 3 Firmen repräsentirt. Ein ähnliches Verhältniß läßt sich bei Strasburg wahrnehmen, welche Stadt von der Mitte des 15. bis zum Anfang, ja selbst zur Mitte des 16. Jahrhunderts etwa dieselbe culturgeschichtliche und literarische Bedeutung, und zwar nicht blos im Süden von Deutschland, gehabt hatte die heutzutage Berlin hat. Dasselbe Strasburg das vom Jahr 1590—1650 die deutschen Buchhändlermessen mit durchschnittlich 40 und mehren Producten von 5 — 10 Firmen versehen hatte, erscheint 1675, in welchem Jahre auch bereits Leipzig (mit 162) der Schwesterstadt Frankfurt a. M. (mit 66 neuen Büchern) den Rang abgelaufen hatte, am Schluß des Jahrhunderts blos noch mit 12 Werken von 5 Firmen, 1700 mit 7 Werken von 9 Firmen, was sich ganz einfach aus der für Strasburg verhängnißvollen Regierung Ludwig's XIV. und den Kriegsunruhen erklärt, deren Mittelpunkt diese Stadt mehre Jahrzehnde hindurch fast ununterbrochen bildete. Unter französischer Herrschaft zu einem Hauptwaffenplatz und einer Festung ersten Rangs erhoben, ward sie in wissenschaftlichem Betracht immer kleiner und unbedeutender, und Dem entsprechend war auch die buchhändlerische Thätigkeit in derselben. Ihre Meßproducte beliefen sich 1725 auf 7 von 2 Firmen; 1750 auf 3 von 3 Firmen; 1765 auf 4 von 2 Firmen. Von Frankfurt und Leipzig und ihrer gegenseitigen Nebenbuhlerschaft ist schon oben gesprochen worden, und wir beschränken uns in dieser Beziehung auf die Thatsache daß 1765, mit welchem Jahre unsere Tabellen abschließen, die buchhändlerische Production von ersterer Stadt 66, die von Leipzig dagegen 162 Artikel beträgt.

Sehen wir schließlich auf den Antheil welchen die lateinische und deutsche Sprache in ihrem Kampfe um den Vorrang auf wissenschaftlichem Gebiet an jener Production in Anspruch genommen, so dringt sich uns die langwierige Oberherrschaft der erstern in sehr schlagenden Zügen und Ziffern auf, und wir sehen sie nur allmälig, zuerst in den schönen Wissenschaften, der Poesie, mit dem Aufkeimen und Wachsthum der classischen Nationalliteratur, weit langsamer und spät aber in den gelehrten Fächern, der vaterländischen Sprache das Feld räumen. So zeigt der Meßkatalog im Jahr 1570: lateinische Bücher 290, deutsche Bücher 163; 1600: lateinische Bücher 700, deutsche Bücher 292; 1650: lateinische Bücher 613, deutsche Bücher 305; 1700: lateinische Bücher 441, deutsche Bücher 569. Am längsten und hartnäckigsten behauptete sich das Latein auf dem Boden der Rechtswissenschaft, die noch 1700 nur 15 Bücher in deutscher, dagegen 106 in lateinischer Sprache ausgehen sah. Im Jahr 1765 hatte sich das Verhältniß so geändert daß als Gesammtsumme blos noch 170 lateinische auf 1061 deutsche erscheinen, und dennoch kamen als Ausnahme von allen andern Fächern in der genannten Wissenschaft 31 deutsche auf 41 lateinische. Wem fällt dabei nicht das Wort aus Goethe's „Faust" ein: „Es erben sich Gesetz und Rechte gleich einer ewigen Krankheit fort!" Uebrigens ist wol ein Hauptgrund jener Erscheinung der daß die vornehmste unserer Rechtsquellen eine römische ist. Gerade umgekehrt verhält es sich bei der Poesie. Hier herrschte das Latein noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber stellten sich unsern Meßjahrbüchern zufolge die poetischen Erzeugnisse in der Muttersprache den lateinischen numerisch gleich, ja sie überwogen bald die letztern. Im Jahr 1681 kommen nur noch 5 lateinische auf 23 deutsche; 1699 noch 4 lateinische auf 24 deutsche; 1727 noch 1 lateinisches auf 27 deutsche; 1759 noch 2 lateinische auf 70 deutsche; 1765 noch 6 lateinische auf 112 deutsche. Eine Progression welche mit der zunehmenden Ausbildung unserer Sprache selbst Hand in Hand ging.

Reichere und umfassendere, wichtigere und schlagendere Ergebnisse aus dem Studium dieser Tabellen zu ziehen, als die welche Referent bei flüchtiger Vergleichung derselben gefunden und soeben beispielsweise dem geehrten Leser vorgelegt hat, Das bleibe dem Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels vorbehalten. Schade nur daß der Herausgeber uns keine Hoffnung macht die übrigen zwei Jahrhunderte des Zeitraums von Erfindung der Buchdruckerkunst an in gleicher Weise von ihm bearbeitet zu sehen. Er wünscht vielmehr daß Andere dies Geschäft übernehmen und ist bereit seine theils für das 15. Jahrhundert theils für den Zeitraum von 1766 an begonnene Vorarbeiten einem geeigneten Bearbeiter, wenn sich die-

Digitized by Google

ser finden sollte, zum Ausbau des ganzen Werks, zu überlassen, da er selbst auf die Ausführung des noch Uebrigen zu verzichten genöthigt sei.

Wir schließen unsere Relation, indem wir von ganzem Herzen einstimmen in den patriotischen Wunsch des Hrn. G. Schwetschke, der einst berufen war mitzubauen an dem fast zum Luftschloß gewordenen Bau politischer Einheit unsers Volks, die ein finsteres Geschick in unabsehbare Ferne gerückt zu haben scheint, in den Wunsch, womit er seine Einleitung schließt:

Möchte die nähere Betrachtung eines von dem vaterländischen Einheitsgedanken, wenn auch vielfach nur ganz äußerlich, zusammengehaltenen und getragenen nationalen Verkehrs auf literarischem Feld in manchem verschlossenen und schwankenden Gemüthe den politischen Einheitsgedanken Deutschlands mithervortreiben oder mitbefestigen helfen — Das wäre ein großer, trefflicher Gewinn.

57.

Joachim Jungius.

Dieser große deutsche Gelehrte des 17. Jahrhunderts ist besonders in unsern Tagen nicht mehr so gekannt und gewürdigt wie er es wahrhaft verdient. Er ist unser Baco von Verulam in Deutschland. Er gehört zu den stark leuchtenden klaren Lichtern vor und während des Dreißigjährigen Kriegs, welche sich durch Nichts verdunkeln ließen, welche die Aufmerksamkeit aller vernünftigen Denker immer gerade auf die der Aufklärung und Belebung am meisten bedürfenden Punkte der Wissenschaft hinlenkten. Ein Zeitgenosse, ein Geistesverwandter und Schicksalsgefährte unsers Kepler, hat er gleich ritterlich und gleich glücklich gekämpft gegen Aberglauben und Unglauben, gegen Irrthum und Falschheit, gegen Unvernunft und Heuchelei, gegen Alles was der scholastische Unsinn Schlechtes in die Welt gebracht hatte. Auf ihn blickt unser Leibniz mit begeisterter Hochachtung, wie ein dankbarer Schüler auf seinen gefeierten Meister. Unser Alexander von Humboldt redet als angehender Gelehrter und als Greis mit gleich feuriger Liebe von diesem großen Denker, er weist hin auf die universelle Bedeutung „des großen, solange verkannten Jungius, welchen an Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste keiner seiner Zeitgenossen übertraf". Und unser Goethe hat immer mit innigster Verehrung und Treue an seinem Joachim Jungius gehangen. Er war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens eifrig bemüht das Leben dieses großen Mannes würdig zu beschreiben; die hinterlassenen Fragmente legen den sprechendsten Beweis davon ab wie gründlich er geforscht, wie unermüdet er gesammelt um die Aufgabe ganz lösen zu können. Im Jahre 1828 sagte er in einem vertraulichen Briefe an Zelter, als dieser ihm eben Aufschlüsse über Jungius' Ansicht über harmonische Tonverhältnisse gegeben hatte: „Meinem alten Joachim Jungius bin ich nun noch einmal so gut daß er dich veranlaßt hat das liebe lehrreiche Blatt zu schreiben; es ist gerade soviel als ich bedarf, und Etwas mehr; gerade soviel was ich verstehe, und darüber noch Etwas was ich ahne."

Was nun Goethe gewollt, begonnen, aber unvollendet hinterlassen hat, Das gibt uns eben jetzt eine herausgekommene Schrift in schönster Vollendung. Sie führt den Titel:

Joachim Jungius und sein Zeitalter. Nebst Goethe's Fragmenten über Jungius. Von G. E. Guhrauer. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Das ist eine gediegene deutsche Arbeit, eine köstliche Perle der jüngsten Literatur! Ein solches Buch zu lesen und zu besprechen gewährt hohe Freude.

Der gelehrte Verfasser hat den Plan zu dieser Lebensbeschreibung schon seit mehren Jahren gefaßt und ämsig verfolgt. Er trat zuerst 1846 damit an die Oeffentlichkeit in einer lateinischen kleinen Schrift „De Joachimo Jungio commentatio historico-literaria" (Breslau). Diese Arbeit ward mit vielem Beifall aufgenommen, zugleich sprach sich aber auch der Wunsch aus daß sie deutsch auftreten und ihr Thema noch umfassender verfolgen möchte. Die hierzu nöthigen handschriftlichen Nachlasse Jungius' erhielt der Verfasser durch die Verwendung des damaligen preußischen Cultusministers Eichhorn aus der Stadtbibliothek zu Hamburg. Die Vorarbeiten Goethe's wurden ihm auch eingehändigt; die Gebrüder von Goethe hatten die Freundlichkeit gehabt diese kostbare Reliquie aus dem Archive ihres unsterblichen Großvaters herzuleihen. Und auf ähnliche Weise stand dem Verfasser zugebote was man von Gießen und Rostock über den großen Mann schriftlich und mündlich mittheilen konnte. Es hat daher dem Verfasser nirgend an dem erfoderlichen Material zur Lösung seiner Aufgabe gefehlt.

In einem edeln, gedankenreichen Stile, einer würdigen Ruhe und ernsten Sicherheit verbreitet sich das Buch über Jungius' Leben und Wirken. Wir erfahren die interessantesten Züge aus der Jugendzeit, Bildungsepoche und Wirksamkeit des großen Mannes und sehen überall der Zeitgeschichte desselben Rechnung getragen. Joachim Jungius wurde am 22. October 1587 zu Lübeck geboren. Schon im zarten Kindesalter verlor er seinen Vater, Collegen am Gymnasium zu St.-Katharinen, durch einen höchst unglücklichen Zufall 1589. Wir lesen: daß er eines Abends von einem Gastmahl fröhlich nach Hause zurückkehrte, als ein Mann aus dem Volke, welcher seinen Feind in ihm vermuthete, mit gezücktem Degen auf ihn einstürzte und ihn tödtete. Nach der Schulbildung in Lübeck besucht er die Universität Rostock, geht 1608 nach Gießen, macht hier seine Magisterpromotion in der Philosophie und Philologie, und übernimmt als zweiundzwanzigjähriger junger Mann schon eine Professur der Mathematik. Er und sein Freund Christoph Helvich interessiren sich für die damals vielbesprochene didaktische Reform Wolfgang Ratich's zu Frankfurt am Main. Im Jahr 1614 leben Beide neben Ratich in Augsburg. Jungius gibt seine Professur in Gießen auf, kehrt nach Lübeck zurück um hier nach der neuen Lehrweise in den Sprachen zu unterrichten, findet aber wenig Anerkennung und viele intriguante Gegner und Feinde. Er geht nach Rostock, studirt zum zweiten male, nämlich Medicin, bereist Italien und promovirt zu Padua 1618 als Doctor der Medicin. Er kehrt 1620 wieder nach Rostock zurück, übernimmt hier aufs neue die Professur der Mathematik, begründet eine philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Gesellschaft (societas ereunetica). Im Jahre 1625 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Medicin an die Universität zu Helmstedt; hier erlebt er die Auflösung der Universität durch Tilly und die Pest, flieht nach Braunschweig und lebt an dem Hofe zu Wolfenbüttel, kehrt 1626 nach Lübeck zurück, übernimmt 1629 das Rectorat des Gymnasiums und Johanneums zu Hamburg. An dieser Stelle wirkte er bis zu seinem Tode den 23. September 1657. Das sind die wichtigsten chronologischen Haltpunkte aus dem Leben des berühmten Gelehrten. Wir wollen nun versuchen einige specielle Abrisse aus dem vorliegenden Buch zur Mittheilung zu bringen.

Als Jungius in Gießen von seinem 22.—27. Jahre dem akademischen Lehramte mit allgemein bewunderter Geschicklichkeit vorgestanden hatte, so regte sich in ihm der Trieb nach unabhängiger freier Entwickelung der weitern Ausbildung seines Geistes. Er wollte die Welt sehen und ein Schüler werden von den berühmtesten Gelehrten Europas. Diese edle Unabhängigkeit und Bildungsperiode dauerte fast zehn volle Jahre. Im October des Jahres 1623 erhielt er zu Lübeck, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, von dem Rathe zu Rostock den Ruf als Professor der Mathematik an die dortige Universität. „Es lag dem Rathe sehr viel daran ihn für die Universität überhaupt zu gewinnen, sodaß er ihm noch kurz vorher freistellte nach eigener Wahl entweder die durch den am 23. Juli 1623

Digitized by Google

erfolgten Tod des verdienten Humanisten Johann Posselius des Jüngern erledigte Professur der griechischen Sprache, oder den Lehrstuhl der Ethik, welchen Huswedel innehatte, einzunehmen; in diesem Falle sollte Letzterer Posselius ersetzen. Bürgermeister und Rath begaben sich mit diesem Anerbieten in das Haus des Superintendenten und Professors der Theologie, Johann Quistorp, des Freundes Jungius', in dessen Hause er mehre Jahre zu Rostock lebte; eines Mannes von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ausgebreitetem schriftstellerischen Rufe, der ihm den folgenden Tag (21. October) darüber Bericht erstattete. Von demselben Tage ist die Berufung durch Bürgermeister und Rath an Jungius datirt. Dieser entschied sich in seiner Antwort, aus Lübeck vom 25. October, für Annahme der Professur der Mathematik, dieselbe welche er in viel jüngern Jahren bereits in Gießen bekleidete; ohne Zweifel weil bei seiner polyhistorischen Gelehrsamkeit jene Wissenschaft mit seinen Neigungen und reformatorischen Entwürfen für Philosophie am meisten übereinstimmte."

Hieraus erkennt man die gewaltige Größe des Ruhms zu der sich unser so vielseitig ausgebildete Jungius allmälig emporgeschwungen hatte. Er sollte den Glanzpunkt der ganzen Universität ausmachen. Und man hatte wahrlich nicht zu viel von ihm erwartet. Er trat den 6. Februar 1624 seinen neuen Wirkungskreis mit einer Einleitungsrede an welche die ganze Welt in Staunen setzte. „Indem der Redner die Verzweigungen der Mathematik im Einzelnen verfolgt, läßt er gern bei einer jeden einen Blick in die Geschichte der Wissenschaft thun, indem er überall auf die Alten zurückgeht, alsdann aber die Entdeckungen der Neuern gebührend hervorhebt, und so hier wie bei allen ähnlichen Anlässen sich im voraus gegen den dem Baco von Verulam gemachten Vorwurf der Unempfindlichkeit gegen die Würde des Alterthums, gegen Verdienste der Vorgänger" sichert. Mit Vorliebe verweilt Jungius bei der Physik des Himmels, welche in jenen Tagen, denen des Galilei und Kepler, so großartige Triumphe feierte, indem er anknüpfte an die Diaphantik oder Mesoptik, als „den so edelsten als schwierigsten Theil der Optik, nicht wegen mangelhafter Beweise, sondern aus Mangel an Beobachtungen. Unserm Jahrhundert gebührt der Ruhm einer so bewundernswürdigen Erfindung (des Teleskops), eines Organs wodurch das Gesicht nicht nur durch Parasangen um Tausende, sondern auch durch viele Erddurchmesser erweitert, und vermöge dessen Alles nicht nur auf der Erde, sondern auch das meiste früher Unbekannte und Unerwartete im Aether, was zur Vervollkommnung der Astronomie und Kosmometrie außerordentlich viel beiträgt, bekannt und beobachtet wird. Denn durch dieses Teleskop schauen wir nicht allein im Monde viele Ungleichheiten, analog den Seen, Bergen, Thälern und Felsen, sondern auch Flecken in der Sonne selbst, ob dies nun Körper sind welche in periodischer Bewegung um die Sonne rollen, oder, was wahrscheinlicher ist, schwarze Flecken welche beständig von der Sonne ausstrahlen und in Kreisbewegung sie begleiten. Auch die Milchstraße, sowie die Planeten Venus, Saturn und Jupiter erweitern sich in demselben Verhältniß für unsere Beobachtung."

Dieser so ruhmvoll und glücklich begonnene Wirkungskreis ward aber durch die in Rostock ausbrechende Pest gar bald wieder gestört. Studenten und Professoren flüchteten aus einem so gefährlichen, überall nur todbringenden Orte. Indeß ehe noch das erste Jahr verflossen war, erhielt unser Jungius schon wieder einen andern glänzenden Ruf nach der Universität Helmstedt als Professor der Medicin. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig war durch seinen berühmten Statthalter von Wolfenbüttel, Ernst von Steinberg, auf die umfassende Gelehrsamkeit und auf das geniale Lehrtalent des Joachim Jungius aufmerksamgemacht worden. Unser Jungius nahm den Ruf an und hielt schon am 21. Juni 1625 seine erste Vorlesung in seinem neuen Amte. Aber auch hier sollte sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein. „Die Erhebung der niedersächsischen Stände gegen des Kaisers Heer, und die Wahl des Königs Christian von Dänemark zu ihrem Oberhaupte, rief die Stürme des Kriegs über das niedere Deutschland, welches bis dahin verschont geblieben war; Tilly's plötzliches Erscheinen in den braunschweigischen Landen (15. Juli 1625) verbreitete Furcht und Schrecken bis zu dem Sitz der Musen; die Bevölkerung Helmstedts, Professoren wie Studenten, zerstob nach allen Seiten, und nur Wenige, zu denen der treffliche Calixtus gehörte, hatten den Muth unter allen Gefahren und Beschwerden des Kriegs, zu denen sich noch die Pest gesellte, auszudauern." Jungius floh nach Braunschweig, suchte hier seinen Aufenthalt als praktischer Arzt, und ging dann auf Veranlassung Steinberg's, seines edeln Freundes und Gönners, nach Wolfenbüttel, wo er in dem Schlosse des Herzogs Wohnung und Lebensunterhalt erhielt.

Von Wolfenbüttel ward Jungius abermals nach Rostock zur Uebernahme der seit seinem Abgange noch nicht wiederbesetzten Professur der Mathematik gerufen. Kaum war er aber wieder im Amte, so ward die Stadt von dem Herzog von Friedland besetzt. „Die Stadt ließ aber jeden Widerstand fallen, und Jungius war es nicht bestimmt der Archimedes von Rostock zu werden. Wallenstein wußte das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, er empfing den 19. Januar 1628 die kaiserliche Urkunde als Herzog von Mecklenburg, bald darauf nahm er die Huldigung der Stände entgegen und schlug im Sommer dieses Jahres seine Residenz in Güstrow auf." In diesem Culminationspunkte des Siegesglücks des überall gefürchteten Friedländers war es sehr nahe daran daß unser Jungius zum Hofastronom Wallenstein's erwählt ward. Wenigstens schrieb Kepler, welcher damals mit Wallenstein in Verbindung getreten war, von Sagan an seinen Freund Bernegger in Straßburg: „Wenn das bisherige Glück dieses Herrn fortdauert, so kannst du sehr leicht in Rostock angestellt werden; denn er buhlt nach dem Ruhme eines Beförderers der Wissenschaften ohne Unterschied der Religion." Es wird hierbei des Jungius gar nicht Erwähnung gethan, indeß ist es doch sehr wahrscheinlich daß Bernegger den Jungius nicht verdrängen sollte, sondern daß der ruhmsüchtige Herzog von Mecklenburg es sich in den Kopf gesetzt hatte die beiden größten und tiefsinnigsten astronomischen Denker seiner Zeit, Kepler und Jungius, für sich und für seine hochfahrende Schicksalsprophezeiung zu gewinnen. „Als aber binnen kurzem auf dem Reichstage zu Regensburg der Glücksstern Wallenstein's erblich, trug dieser Wechsel mittelbar auch zu Kepler's Untergange bei, welcher zur Wahrung seiner Rechte sich nach Regensburg begab, und hier an Kräften erschöpft den 5. November 1630 aus der Welt ging. Im Vergleich zu der unruhvollen und gepreßten Laufbahn Kepler's bei der allgemeinen traurigen Lage des deutschen Vaterlandes war Jungius' Laufbahn eine glückliche zu nennen."

Das Schicksal Jungius' war allerdings kein so drückendes als das des großen Begründers unserer heutigen allgemein angestaunten theoretischen Astronomie, indeß fehlt ihm doch auch Nichts an vielen Widerwärtigkeiten, verfehlten Hoffnungen und unstäten Umhertreibungen. Er sehnte sich zuletzt nach einer sichern glücklichen Heimat. Dieser Wunsch ging denn auch bald, schon im Jahre 1628, in Erfüllung. Er erhielt von dem Rathe Hamburgs den ehrenvollen Ruf an die Spitze der beiden miteinander engverbundenen gelehrten Unterrichtsanstalten dieser Stadt zu treten, ich meine das Johanneum und das akademische Gymnasium. Bei dieser Berufung war sein Jugendfreund Johann Garmers, damals Syndikus von Hamburg, vorzugsweise thätig gewesen. Das war eine Stelle welche so ganz für unsern Jungius paßte, er konnte sich mit ungetheilter ganzer Liebe seiner Lieblingsneigung, der Pädagogik, hingeben, und in aller Stille und Ungestörtheit der Humanitätsbildung leben; denn Hamburgs Neutralitätserklärung ließ die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs nie bis in seine Mauern eindringen. Er fühlte sein Glück recht tief und dankbar, nannte Hamburg „eine edle von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, einen schönen Lustgarten, ein irdisches Paradies". In-

Digitized by Google

deß fehlte es in seinem Wirkungskreise auch nicht an mancherlei Reibungen, besonders mit den Geistlichen, welche eine so naturgetreue, freisinnige, religiöse Jugendbildung wie sie Jungius im Geiste Baco's, Locke's, Ratich's, Andreä's erstrebte, für Verführungen zur Gottlosigkeit hielten. Die ekelhaften Anfeindungen wurden so weit getrieben daß Jungius sich entschloß das Rectorat des Johanneums (1640) freiwillig niederzulegen. Er behielt nun die Leitung des Gymnasiums allein bei, weil hier die Einmischung der unduldsamen, orthodoxen Seelenhirten beiweitem weniger möglich war wie bei dem Johanneum. „Nicht genug", sagt der Verfasser, „daß ein Mann wie Jungius an der Spitze der Schüler die Leichenzüge anführen mußte; es kam der Fall vor daß er von der Geistlichkeit mit dem schärfsten Tadel belegt und beinahe in den Bann gethan worden wäre, weil er eines Tags die Leiche einer Frau reformirten Bekenntnisses mit der Schule begleitet hatte, ohne zu wissen und ohne sich zu bekümmern daß Dies in den Augen der geistlichen Eiferer einem Verbrechen gegen die lutherische Kirche gleichkam. Sein Beichtvater Schellhammer, Pastor an der Petrikirche, verlangte von ihm ein Bekenntniß als Sühne, weil er „die Feinde der göttlichen Wahrheit und unserer (nämlich der lutherischen) Kirche für selig habe ausrufen helfen". Vergeblich nahm Jungius die christliche Freiheit für sich in Anspruch und führte beim Senate Klage über Verletzung seiner persönlichen Würde. Die gesammte Geistlichkeit machte die Sache des Beichtvaters zu der ihrigen. Es sind deutliche Spuren vorhanden daß diese Zerwürfnisse zwischen Jungius und der Geistlichkeit bis ins Innere der von ihm geleiteten Anstalten drangen, und jenen Frieden, jene Eintracht welche er in seiner Rede als dem Gedeihen der Schule unerlaßlich und heilsam schilderte aufzulösen drohten. Es ward ihm schuldgegeben als wenn im Gymnasium die Philosophie auf Kosten des Christenthums getrieben würde. Bei einer im Jahre 1635 im Gymnasium gehaltenen Disputation entblödete sich einer der Collegen, der bereits genannte Bernhard Werenberg, nicht Jungius im Namen der Theologen mit einer Anklage auf Atheismus zu drohen. „Si hic essent theologi, dicerent te esse ἄθεον", rief er als Opponent ihm zu, worüber Jungius seine ganze Entrüstung in harten Scheltworten zu erkennen gab. Die Sache kam vor den Senat, welcher den Tag darauf Commissarien an die Parteien abfertigte um eine Ausgleichung herbeizuführen, was aber nicht sobald gelingen wollte. Es war schwer, ja fast unmöglich für einen Philosophen zu jenen Zeiten der so gefährlichen Anklage auf Atheismus zu entgehen, wenn er auch wie Jungius und fast gleichzeitig Descartes mit zarter Vorsicht die Grenzen zwischen Philosophie und Theologie einzuhalten bestrebt war.

Doch ungeachtet dieser unchristlichen Anfeindungen der fanatischen Christenlehrer blüheten die Anstalten unter Jungius' begeistertem Streben immer herrlicher empor, und der Ruf dieses Mannes als Gelehrter ersten Ranges trat immer glänzender an das von Jedermann bewunderte Licht. Nach dem Zeugniß seiner vielen dankbaren Schüler verband er mit herzgewinnender Persönlichkeit die naturgetreueste glücklichste Lehrmethode, welche den abstracten Materien durch lebendige, nicht selten geistreiche Anschauung zu Hülfe kam. Er verstand die seltene Kunst den Ernst und die Strenge des Unterrichts durch einen zur gelegenen Zeit eingeschalteten unschuldigen Witz zu mildern, ohne sich an seiner Autorität das Geringste zu vergeben. Alles that er um der Jugend Liebe und Interesse am Unterrichte zu erwecken, und bediente sich dazu nicht selten solcher Mittel welche nach der Ansicht vieler Pädagogen seiner Zeit gerade das Entgegengesetzte zu bewirken schienen. So z. B. versprach er seinen Schülern eines Tags als er in der Logik die Sätze der Identität veranschaulichen wollte, eine große Belohnung, wenn sie ihm ein paar vollkommen identische Gerstenkörner oder Baumblätter aufsuchen würden. Es erinnert Dies an die bekannten Anekdoten aus dem Leben Leibnitz' und Rousseau's.

Nach der Biographie dieses großen deutschen Denkers bringt der Verfasser noch mehre Beiträge welche denselben als Schriftsteller, als Philosophen, als Mathematiker und Naturforscher durch Facta ins Licht stellen. Auch kann man es dem Verfasser nur Dank wissen daß er die Goethe'schen „Fragmente über das Leben und die Verdienste des Doctor Joachim Jungius" seinem Werke beigefügt hat. Dasselbe gilt auch von den übrigen Beilagen und ungedruckten Schriften und Briefen. Das Buch ist in jeder Beziehung ein ebenso geschickt als liebevoll und fleißig zusammengefügtes Ganzes. Es ist ein würdiges Denkmal für den ganzen Joachim Jungius, aber auch zugleich für den Verfasser selbst mit. Referent ist lange keiner so anmuthig ansprechenden und dabei doch überall tiefen Gelehrsamkeit begegnet wie in dem vorliegenden Werke. Er kann nicht anders als mit dem aufrichtigsten Dank für die vielfache überall interessante Belehrung von dem Buche Abschied nehmen.

H. Birnbaum.

Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chile, Otahaiti, China, Ostindien, Persien und Kleinasien von Ida Pfeiffer. Drei Bände. Wien, Gerold. 1850. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Man darf der Verfasserin nicht vorwerfen daß sie sich des Titels zu ihrer Reisebeschreibung „Frauenfahrt" unberufenerweise bedient habe. Denn es ist allerdings etwas Außergewöhnliches eine Frau ganz allein den Atlantischen und Stillen Ocean durchschiffen und in das Innere von Ländern vordringen zu sehen welche selbst wissenschaftliche Forscher nur unter besondern Vorkehrungen, und gewöhnlich mit mannichfaltigen Hülfsmitteln ausgerüstet zu betreten pflegen. Frau Pfeiffer wird, was den Umfang und die Modalität ihrer Reise anlangt, wenig Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen haben, und war sonach berechtigt dem subjectiven Momente einige Geltung beizulegen. Sie erklärt in der Vorrede daß ihr der Name Touristin, den man ihr in öffentlichen Blättern gegeben habe, nicht gebühre, weil sie zu wenig Witz und Laune besitze um unterhaltend schreiben, und zu wenig Phantasie um über das Erlebte gediegene Urtheile fällen zu können. Die Verfasserin hätte aus einem andern Grunde diesen Namen depreciren können; denn gewöhnlich denkt man sich unter Touristen Reisende die nur die gangbaren Straßen einzuhalten und ziemlich oberflächlich zu betrachten pflegen: ihr aber muß man es nachrühmen daß sie sich in ihrem Eifer möglichst viel zu sehen weder durch Weg und Wetter noch durch Hindernisse irgend einer Art hat abschrecken lassen, und daß sie für Alles was ihr vorkam ein offenes Auge und einen praktischen Blick hatte. Was nun ihr eigenes Urtheil über sich selbst anlangt, so würde allerdings Derjenige der eine humoristische Auffassungsweise und witzige Schilderung der Reiseerlebnisse in dem Buche suchte dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen; in anderer Beziehung aber ist die Verfasserin halb und halb ungerecht gegen sich selbst gewesen, denn wir begegnen allenthalben einer gesunden Anschauung und Darstellung von Land und Leuten, und finden nächst einer oft sehr detaillirten Beschreibung einzelner Kunstgegenstände und Natur- und Gewerbsproducte der bereisten Länder, sowie getreuer Schilderung der Sitten und Gebräuche ein richtiges, natürliches Urtheil und verständige, praktische Bemerkungen über wahrgenommene Zustände und beobachtete Charaktere. Im Uebrigen trägt das Ganze so sehr den Stempel innerer Wahrheit an sich daß man sich selbst bei manchen, wiewol selten vorkommenden, Einzelheiten bei denen fast unwillkürlich leise Zweifel aufstoßen (z. B. daß es bei einer Partie von 18 englischen Meilen ins Innere der Insel Tahiti erfoderlich gewesen 32 Bäche und nächstdem den ziemlich breiten Gebirgsstrom der Insel 62 male zu durchwaten), gegen seine eigene Ungläubigkeit anzukämpfen veranlaßt findet.

Die Reise wurde am 1. Mai 1846 von Wien aus ange-

Digitized by Google

treten; der eigentliche Reisebericht aber beginnt mit der Abreise von Hamburg am 28. Juni 1846, und schließt mit der Zurückkunft nach Europa, und zwar nach Triest am 30. October 1848. Die Hauptpunkte welche die Verfasserin berührt hat sind von Hamburg aus folgende: Rio-Janeiro in einer Entfernung von 8500 Seemeilen, Santos 400, Valparaiso 6500, Tahiti 5000, Macao 5000, Hongkong 60, Kanton 90, Singapore 1100, Pointe de Galle in Ceylon 1500; Colombo in Ceylon 72 englische Meilen, Kandy daselbst 72; Kalkutta 1200 Seemeilen, Benares 1085; Allahabad 76 englische Meilen, Agra 300, Delhi 122, Kottah 300, Indor 180, Aurangabad 240, Panwell 206; Bombay 42 Seemeilen, Mascat 848, Buschir 567, Bagdad 720; Ruinen von Babylon, Ktesiphon und Seleucia 80 englische Meilen, Mosul und Ruinen von Ninive 300, Tauris 280, Tiflis 376, Marand in Mingrelien 156; Redutkale am Schwarzen Meere 50 Seemeilen, Kertsch 500, Odessa 360, Konstantinopel 370, Triest (über Athen) 1150; wobei die Entfernung jedesmal von dem zunächst vorhergenannten Orte, und die Seemeilen zu einer Viertel geographischen Meile gerechnet sind. Frau Pfeiffer sucht soviel als möglich die billigsten Reisegelegenheiten ausfindigzumachen. Wir finden sie daher auf den englischen Dampfschiffen von Hongkong nach Singapore, und von da nach Ceylon und Kalkutta, sowie bei der Fahrt auf dem Ganges von Kalkutta nach Benares auf dem zweiten Platze (was auf der erstern Tour doch immer einen täglichen Aufwand von 13 Dollars verursacht); begleiten sie auf eine kürzere Strecke von Hongkong nach Kanton in eine chinesische Dschonke, wo sie sich ganz allein, ohne ein Wort Chinesisch zu verstehen, blos unter Chinesen befindet, und dabei mehre von Seeräubern sehr beunruhigte Küstenstrecken zu passiren hat; treffen sie auf der Reise durch das eigentliche Hindustan, von Delhi nach Bombay, theils in einer Baili, einem von Ochsen gezogenen Karren, theils auf Kameelen reitend, die ihr der König Ram-Singh zu Kottah, nebst nöthigem Gefolge, zur Verfügung gestellt hat, und sehen sie die wüsten Ebenen des nördlichen Mesopotamiens und die wilden Berggegenden des türkischen und persischen Kurdistan, bald im schlichten Karavanenzuge mitten unter Arabern und das einzige weibliche Wesen im Zuge, ohne mit ihren Begleitern ein Wort sprechen zu können, bald allein mit einem einzigen arabischen Führer, auf Maulthieren zurücklegen. Von Bassora nach Bagdad, auf dem Tigris, fand sie auf einem englischen, und von Redutkale nach Kertsch auf einem russischen Kriegsdampfboote Aufnahme. Daneben legte sie größere und kleinere Strecken zu Pferde und zu Fuße zurück, hatte in Benares bei einem Ausfluge nach den Gärten des Rajah dessen Elefanten zur Benutzung, und reiste durch Georgien und Mingrelien mit russischer Extrapost. Dies war der leidenvollste Theil ihrer Reise. Die sonst so ruhige Frau charakterisirt ihn mit der kurzen Bemerkung: „Die Reise durch Persien war lebensgefährlich, die durch das asiatische Rußland aber so empörend daß ich erstere unbedingt vorziehe", ein Urtheil welches sie an eine lange Reihe von Erfahrungen anknüpft die sie in russischen Zoll-, Post- und Polizeiämtern gemacht hatte.

Das bescheidene Auftreten der Reisenden auf der einen Seite und auf der andern die außerordentlich gastfreundliche Aufnahme die sie von den englischen Gouverneurs, Residenten, Consuln, Offizieren und sonstigen Beamten, sowie auch von englischen und deutschen Kaufleuten und von Missionnairen, fast in allen bedeutenden Plätzen gefunden hat, brachten sie mit allen Ständen und Classen der Gesellschaft in die nächste Beziehung, und es ist interessant sie bald vor indischen Fürsten, die sich ihr in größtem Pompe zeigen, oder bei glänzender Fête in einem luxuriösen europäisch-indischen Salon, bald unter einem Dutzend indischer Soldaten oder unter Reisenden aller Nationen in einem öffentlichen Bongolo oder Chan *), bald in der Hütte eines arabischen Karavanenführers, unter denen zerlumpte Bewohner am Boden kauernd, anzutreffen. Dabei versäumt sie nicht sich allenthalben praktisch zu erweisen, lehrt die arabischen Weiber ihre zerrissenen Kleider flicken, gewöhnt den Kindern derselben Unarten ab, macht den Missionnair zu Sauch-Bolak in Persien auf eine unchristliche christliche Familie die sie kennengelernt (weil der Erstere nicht zu Hause war, brieflich) aufmerksam, und bringt einer armen Purindianerin im Innern Brasiliens, die am Krebse leidet, wenigstens schmerzlindernde ärztliche Hülfe.

Die durch den Raum gebotene Beschränkung gestattet es nicht zu viele Einzelheiten zu berühren. Schilderungen, die man ebenso wol in jeder andern Reisebeschreibung anzutreffen erwarten darf, mögen nur mit einigen Worten angedeutet sein: wie die besondere Bewandtniß die es mit dem Pathenbitten seitens der Neger in Rio-Janeiro hat, die beim Tauffeste der Prinzessin von den theilweise als Tänzerinnen verkleideten Soldaten ebenso kunstvoll als anständig ausgeführten Kasernentänze; Warnungen vor Auswanderung nach Brasilien; die gefährliche Fahrt um das Cap Horn; die schönen Pferde der Chilesen, ihre hölzernen Steigbügel und Spornräder von vier Zoll im Durchmesser; die Freudenfeste derselben bei dem Tode kleiner Kinder, in denen sie nur Angelitos, Engelchen, erblicken; die oft geschilderte und auch hier wieder bezeugte Genußsucht und Unsittlichkeit der Tahiti-Insulaner; die Königin Pomare in prächtigem von Ludwig Philipp ihr geschenkten europäischen Anzuge, mit feinem gestickten Battisttuch in der Hand, und ihre vier ersten Gesellschaftsdamen mit französischen Offizieren sehr gut, aber barfüßig, Quadrille tanzend; die Kosten einer europäischen Haushaltung in Kanton und Kalkutta; Bemerkung über die Grausamkeit der chinesischen Strafen, und den feigen, falschen und grausamen Charakter des chinesischen Volks, sowie über die Bestechlichkeit der Mandarinen und ihre Verständigung mit Seeräubern und Falschmünzern; die prächtigen Blumenboote; die Sterbehäuser in Indien, aus denen keine Rückkehr möglich, selbst wenn die armen mit dem Tode Ringenden noch nicht gleich sterben wollten, und die Sterbenden am Ganges; die Behandlung der eingeborenen Indier seitens der Engländer; das berühmte Grabmonument Tag-Mahal in Agra, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, mit seinen classischen Arbeiten in feinstem weißen Marmor; die berühmten 27 Felsentempel zu Adjunta mit zahllosen Kuppeln, Portalen, Veranden, Säulen und Figuren, Alles aus dem Fels herausgearbeitet; den Kylastempel zu Elora; die Festung Dowlutabad mit ihrem unsichtbaren Eingang; die Ruinen von Babylon, Ktesiphon, Seleucia und Ninive; das Leben und Wirken der Missionnaire in Persien, China und Indien (welches fruchtbarer werden könnte wenn sie sich mehr zu ihren Gemeinden herabließen und in den Hütten und Familien heimischer würden); die Gärten zu Tauris; Noah's Monument in Natschiwan; der Ararat; tatarische Dörfer; der botanische Garten zu Tiflis mit seinen zwei Rebstöcken, jeder von einem Schuh im Durchmesser; die Parallelen zwischen den Colonisirungen Rußlands und Englands; Kosackenwirthschaften; die Tumuli bei Kertsch; die Landhäuser des hohen russischen Adels auf der Halbinsel Krim; der große noch in der Vollendung begriffene Hafen Sewastopol und die gefangenen Polen von 1831 als Arbeiter an den Hafenwerken; das schnelle Aufblühen Odessas mit seinem Freihafen; die drückenden Quarantaineanstalten in Aegina und die Aussicht auf den Höhen des Isthmus von Korinth.

Besonders hervorzuheben sind die von der Verfasserin gegebenen Bilder aus dem chinesischen, persischen, indischen und türkischen Frauenleben, indem sie sich auf diesem Gebiete als

*) Herbergen die in Ermangelung der Gasthöfe von der Regierung unterhalten werden, aber ohne Wirth, und meistentheils auch ohne Einrichtung, sodaß sie den Reisenden im eigentlichen Sinne des Worts eben nur ein Obdach bieten. Im englischen Indien hat man an einen dazu bestellten Aufseher Bezahlung für die Benutzung zu leisten; im übrigen Indien, der Türkei und Persien hat man Nichts zu entrichten.

Digitized by Google

reisende Dame vor Reisenden männlichen Geschlechts in entschiedenem Vortheile befindet.

So sah sie ein chinesisches Füßchen — der Ausdruck ist aber zu zart für solch eine Caricatur von Fuß — in Natur; sie hatte Zutritt zu den Frauengemächern indischer Nabobs und vornehmer Parsis; die Bäder standen ihr offen; sie erhielt eine Einladung in den Harem des Pascha von Bagdad und ward der persischen Vicekönigin zu Tauris vorgestellt, die sich umsomehr in vollem Schmucke und Glanze zeigte als sie in Erfahrung gebracht hatte daß Frau Pfeiffer Schriftstellerin sei und eine Beschreibung dieser Zusammenkunft drucken lassen werde. War nun auch die Unterhaltung der Damen jederzeit nur eine stumme, weil ein Dolmetsch natürlich niemals zugelassen wurde, so war doch die Verfasserin in den Stand gesetzt Figur und Antlitz der sonst so tief verhüllten Schönen und Nichtschönen, Kleidung, Zimmereinrichtung, Speisen und Getränke, und die äußern Sitten und Gebräuche genau kennenzulernen, und man findet über alles Dieses meistens sehr detaillirte Beschreibungen. Auch erfahren wir sonst Manches wonach Männer nicht so leicht fragen, z. B. daß das Nadelgeld der Damen zu Rio-Janeiro in der Ueberlassung einiger Sklaven besteht, die sie als Diener oder Dienerinnen, Arbeiter, Handwerker u. s. w. monatweise vermiethen, und die ihnen auf solche Art eine ziemliche Summe eintragen, z. B. eine ganz gewöhnliche Dienstmagd 4 — 5 Thlr., ein Handwerker 20 — 25 Thlr. monatlich; oder wie es in der arabischen Küche eines Karavanenführers aussieht, wobei Das bemerkenswerth ist daß das alte Mütterchen welche kochte in Ermangelung des Mörsers zum Zerstoßen der Gewürze das eigene Mundwerk gebrauchte; oder was Reis, Thee, Muscatnüsse, weißer und schwarzer Pfeffer, Gewürznelken und Rosenöl an Ort und Stelle kosten, sowie die Zubereitung dieser Dinge u. dergl. m.

Als Curiosität berichtet die Verfasserin unter Anderm von einer Zeitung die der von den Engländern pensionnirte Sultan von Delhi für seinen noch immer äußerst zahlreichen Haus- und Hofstaat herausgibt. Diese Palastzeitung meldet: daß des Sultans Gemahlin A. der Waschfrau C. die Rupien schulde, und die Waschfrau heute oder gestern gekommen sei die Schuld einzufodern; die hohe Frau habe zum kaiserlichen Gemahl gesandt sich diese Summe zu erbitten. Der Kaiser habe sie an den Schatzmeister gewiesen, dieser habe aber versichert daß da der Monat zu Ende gehe er über keinen Heller mehr verfügen könne; die Waschfrau sei daher auf den nächsten Monat zu verweisen. Oder: Der Prinz E. besuchte zu dieser oder jener Stunde den Prinzen D. oder F., er wurde in diesem oder jenem Zimmer empfangen, verweilte so und so lange, das Gespräch handelte von diesem oder jenem Gegenstande u. s. w.: unter allen Verhältnissen jedenfalls eine unschädliche Lecture.

Ein anderer, unter englischer Aufsicht noch regierender Fürst wollte für seine Tochter einen kostbaren Marmortempel als Grabmonument errichten und zu Gewinnung des Materials ein schönes altes Grabmal abbrechen. Ehe er jedoch zur Ausführung vorschritt, fragte er bei der englischen Regierung an ob er Dies thun dürfe. Die letztere ließ ihm hierauf die Antwort zukommen: „Er könne es wol thun, möge aber bedenken daß wenn er die Monumente seiner Vorfahren so wenig achte, den seinigen dasselbe Schicksal widerfahren würde." Diese Antwort bewog ihn auf sein Vorhaben zu verzichten. Wenn uns die letztere Anekdote einen Blick in das Verhältniß dieser indischen Fürsten zur englischen Regierung zu thun verstattet, so kann es fast als ein charakteristischer Zug angesehen werden daß die Indier, wie die Verfasserin berichtet, wenn sie sich recht ordentlich miteinander zanken wollen, sich dazu niedersetzen. Zu Thätlichkeiten sah sie es nie kommen, selbst unter Knaben nicht. Die Frauen der ärmern Classe werden mild behandelt; alle schwerern Arbeiten verrichten die Männer.

Die Verfasserin selbst lernen wir aus der ungeschmückten Darstellung ihrer Erlebnisse als eine energische, muthvolle, abgehärtete und vorurtheilsfreie Frau kennen.

Sie führt Waffen bei sich und weiß sich im Nothfall zu wehren; sie schifft in indischen Pirogen (ausgehöhlten Baumstämmen, die sehr leicht umschlagen) und auf einem extemporirten, aus Pisangstämmchen zusammengesetzten und mit zähen Grasstengeln verbundenen Flosse, das ein Indianer schwimmend vor sich her stößt; besucht mit Führern, denen sie sich auf gut Glück anvertrauen muß, und mit denen sie sich nur durch Zeichen verständigen kann, abgelegene Gegenden und durch häufige Raubanfälle gefährdete Straßen; dringt auf dem Si-Kiang (Tigerfluß) in China weiter ins Innere vor, obschon von einer den Strom beherrschenden Festung auf das Boot geschossen wird; nimmt in Singapore an einer Schlangen-, in Hindustan an einer Elefanten- und Tigerjagd Antheil, wobei Schlangen und Tiger erlegt werden, und weiß durch ein festes, furchtloses und kluges Benehmen mancher nahen Gefahr glücklich zu entgehen.

In Persien hatte sie mehre Raubanfälle zu bestehen; den einen wehrten die Männer der Karavane ab, bei dem andern, wo sie mit dem Führer allein war, rettete sie ihre Klugheit. Sie hatte nämlich die eine Hälfte des Betrags für ihr Fortkommen von einem Missionnair an dem Orte der Abreise auszahlen und dem Führer wissen lassen daß die zweite Hälfte am Zielpunkte der Reise vom englischen Consul gezahlt werden würde, da sie eine Pilgerin sei. Die Räuber respectirten diese Eigenschaft.

Gegen Hitze und Frost, Hunger und Durst ist sie völlig gestählt, und die unwillkommenste Nahrung muß der Hunger schmackhaft machen. Aber auch ohne diese Nothwendigkeit versucht sie ungewöhnliche Speisen, und versichert daß das Fleisch der Boa constrictor und Affenfleisch sehr gut, Papagaienfleisch minder gut schmecke.

Einen wohlthuenden Eindruck macht es daß der einzeln stehenden Frau — abgesehen von der oben bereits berührten Ausnahme — in allen Gegenden durch die sie gekommen, von Europäern, Indiern, Türken und Persern, und zwar von Leuten aus allen Classen der Gesellschaft durchgehends viele Rücksicht geschenkt wird, und daß man ihr überall gern mit Rath und That behülflich ist. Man mag Dies nicht als eine dem schönen Geschlechte dargebrachte Huldigung gewöhnlicher Art betrachten; denn Frau Pfeiffer ist Mutter erwachsener Söhne und nach ihren eigenen Andeutungen schon ziemlich bejahrt. Vielmehr läßt sich darin ein der menschlichen Natur eigenthümlicher schöner Zug erkennen. Man ließ ihr alle die Hülfe und Unterstützung zutheilwerden die ihre Verlassenheit in oft ernsten und schwierigen Lagen in Anspruch nahm.

Aber hatte sie den Beruf sich in solche Lagen zu bringen? Sie sagt von sich selbst: „Wie es den Maler drängt ein Bild zu malen, den Dichter seine Gedanken auszusprechen, so drängt es mich die Welt zu sehen. Reisen war der Traum meiner Jugend, Erinnerung des Gesehenen ist nun das Labsal meines Alters." So mögen wir nicht mit ihr rechten, und Dies um so weniger als sie durch die Schilderungen ihrer Erfahrungen dieselben auch für Andere fruchtbringend gemacht hat. 59.

Felicitas. Ein Roman von Eliza Wille. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Um unsere Kritik bei dem Titel anzufangen, so möchten wir sagen daß wir diesen nicht ganz gerechtfertigt finden. Felicitas ist jedenfalls weder die einzige noch die absolute Hauptperson dieser Geschichte. Zwar nehmen die Mittheilungen aus ihrem Tagebuche den größten Theil der beiden Theile ein; allein abgesehen davon daß der Roman durchaus Nichts verloren haben würde wenn diese Auszüge in beschränkterer Form gegeben worden wären, so steht außerdem doch auch noch fest daß der Leser sich überhaupt für dieselben nur deswegen zu interessiren vermag, weil sie in Beziehung zu Lothar stehen, der allein der eigentliche Held des Buchs ist. Nur die Mode, die sich

Digitized by Google

nun einmal darin gefällt vorzugsweise gern weibliche Namen als Titel zu Büchern und Theaterstücken zu verwenden, kann die Verfasserin verleitet haben auch bei ihrem Werke den weiblichen Namen Felicitas voranzusetzen. Daß sie es nur darum gethan, weil sie ihren Helden dieser Ehre nicht würdig hält, glauben wir nicht, obschon es allerdings genug männliche sowol wie weibliche Autoren gibt die es sich zum Princip gemacht zu haben scheinen die Frauennamen auf Kosten der Männer hervorzuheben. Der gewöhnliche Lauf der Geschichte scheint es zu bedingen daß das Ende einer jeden Epoche den Frauen gehört; wenigstens hat man von der ältesten bis auf die neueste Geschichte herab gesehen daß eine bestimmte Geschichtsperiode immer dann ihrem Abschlusse nahe ist, wenn die Frauen darin eine überwiegende Geltung gewannen. Ob wir in unserer Zeit uns bereits in einer ähnlichen Lage befinden, wollen wir dahingestellt sein lassen; sehen wir die Dramen- und Büchertitel an, so scheint allerdings daß wir auf dem besten Wege sind in eine solche zu gelangen. Hat der berühmte Akademiker Bonald doch gesagt: daß die Literatur nur der Ausdruck der Gesellschaft sei. Und diesem Ausdrucke nach zu schließen dürfte allerdings die Folgerung nicht zu kühn sein daß in unserer Zeit die Frauen im Begriff sind vorwiegend zu werden. Auch dieser Roman der Frau Eliza Wille bringt Belege dazu, wenn auch keine absichtlichen, sondern gleichsam nur zufällige. Im Ganzen ist die Autorin zu natürlich und zu naiv als daß sie bewußtvoll solche Beweise hätte zu Papiere bringen können. Man merkt überall daß doch auch ihr in dem Romane Lothar der eigentliche Held gewesen ist; daß sie aber dem Buche nichtsdestoweniger den Titel „Felicitas" gab, geschah zum größten Theile wol nur weil sie sich selbst in diesem Charakter am meisten glaubte Genüge gethan zu haben. In dem mitgetheilten Tagebuch der Felicitas ist gewiß viel von ihrem eigenen Denken und Empfinden. Weil sie Dies nun aber für ihr Eigenstes, vielleicht auch für das Gelungenste in ihrem Werke hielt, deswegen wahrscheinlich nannte sie dies Werk „Felicitas". Diese Benennung ist aber so unrichtig wie das Gewicht das die Schriftstellerin allem Anschein nach auf die Tagebuchmittheilungen legt. Die Schilderung Lothar's ist viel bedeutender. In ihr erhalten wir ein sehr reizendes und wahres Gemälde von der Entstehung und dem Wachsthume einer Künstlerseele, um die es wie man weiß ein sehr eigenes Ding ist. Was macht sie? Wie wird sie? Aus tausend stillen, geheimnißvollen Processen geht sie hervor. Aber wer belauscht, wer enträthselt diese? Man muß eine Art von Sonntagskind sein um Dies thun zu können; dem gewöhnlichen Auge und dem alltäglichen Geiste gelingt Das nicht. Die erkennen und wissen zur Noth solch eine Künstlerseele zu schätzen, aber zu verstehen vermögen sie sie nicht. Das ist eine ganz eigene Sache; dazu bedarf es besonderer Fähigkeiten, was man sehr bezeichnend schon in dem alten Satze ausgedrückt hat in dem es heißt: Der Künstler wird doch immer wieder nur vom Künstler verstanden. Und weil Frau Eliza Wille Etwas von diesem Verständnisse hat, so wird man nicht Unrecht thun ihr ein künstlerisches Gemüth zuzusprechen. Nur ein solches wird im Stande sein den Bildungsproceß einer Künstlerseele so darzustellen wie sie ihn dargestellt.

Es ist eine alte Wahrnehmung daß Helden und Künstler meist aus der niedern Hütte der Dürftigkeit hervorgehen. Die Verfasserin der „Felicitas" zeigt uns einen Bildhauer der in einem kleinen Dorfe, in dem rußigen Hause eines Schmiedes geboren, in seiner Jugend die Heerden weidet, bei dieser Beschäftigung die Kinder seines Gutsherrn kennenlernt, und von diesen zu ihren kindischen Spielen gezogen wird. Das jüngste dieser Kinder, die kleine Comtesse Felicitas, schließt sich ihm besonders an. Sie bringt dem Hirtenknaben ihre Puppen, ihr sonstiges Spielzeug und auch ihre Märchenbücher. Diese Märchenbücher werden des Knaben Evangelium. Sie bevölkern ihm die Natur; sie machen Feld und Wald, Erde und Wasser ihm lebendig; seine Phantasie berauscht und begeistert sich daran. Eines schönen Tags, als ihm Felicitas wieder aus ihren Märchenbüchern vorliest, sitzt er zufällig vor einem aufgeworfenen feuchten Lehmhaufen. Während des Zuhörens fängt er gedankenlos an Etwas von diesem Lehme zu kneten. Er knetet und knetet ... er weiß selbst nicht was. Aber siehe da, als es fertig ist es eine Figur geworden, eine ungestaltete, barocke Märchenfigur, ein Kobold, ein Bergmännchen, ein Tulifant oder ein Schlagedober ... gleichviel! ... es ist eine Figur an der sich Felicitas freut, und die ihr tausend Spaß bereitet. Ihr Lächeln, ihr Beifall spornte ihn an, er knetet nun immer zu: eine ganze phantastische Märchenwelt, ein ganzes „Tausendundeine Nacht". Auch aus Holz beginnt er zu schnitzen, kleine wunderbare und seltsame Gestalten: halb Thier, halb Mensch, halb Fisch, halb Vogel. Und Felicitas ist glücklich darüber, aber der Vater von Lothar schilt; er nennt Das Firlefanzerei, und dringt darauf daß sein Sohn nun bald sein Handwerk treiben solle. „Das Handwerk nährt seinen Mann", sagt er, „aber die Schnitzelei ist Spielwerk und bringt an den Bettelstab. Werde Grobschmied, Lothar", so drängt er. Aber Lothar zögert und weint. Er hat einen Widerwillen gegen das Handwerk, er weiß nicht warum. Er weiß nur daß es ganz andere Dinge sind von denen er träumt. Er träumt von schönen Palästen, von wunderbaren Kunstwerken. Im Schlafe sieht er oft eine Stadt die er nie hat nennen hören, und welche er später vielleicht in Rom wiedererkennen wird. Sein Trachten ist die Schönheit, wenn auch zunächst nur in kindischen Wünschen. Wenn er draußen auf dem Felde liegt und sinnend in die vorüberziehenden Wolken sieht, was denkt er? Er denkt: er sei eigentlich der Sohn vornehmer und reicher Aeltern, und sie würden kommen eines schönen Tags ihn zu sich abzuholen. Fuhr da nicht schon eine glänzende Carrosse? Rauschte da nicht ein seidenes Kleid? ... Ja, das werdende Künstlergemüth offenbart sich zuerst immer darin daß es seine Persönlichkeit gleichsam für verwunschen ansieht.

Die Verfasserin der „Felicitas" hat Dies zwar nicht ausgesprochen, aber ihre Schilderung verräth es doch. Sie läßt Lothar mit Vergnügen die Hütte seiner Aeltern verlassen um als Diener von Felicitas' Großvater auf das Schloß zu kommen. Das Schloß reizt und zieht ihn an. Es hat weite Hallen, hohe, vornehme Gemächer, Goldrahmen, Tapeten, Teppiche und Bilder, welch ein Spielraum für seine Phantasie! ... Daß er darin Diener sein muß drückt ihn nicht. Er wird nur zu kleinen Dienstleistungen gebraucht, und dafür hat er bessere Kleider, die Nähe von Felicitas und Bücher. Die Bücher, was für ein Schatz sind ihm die! Er liest was ihm zu Händen kommt; Alles, auch Das was er nicht versteht. Dieser Eifer macht den alten Grafen, der ein Mystiker ist, auf ihn aufmerksam. Er stellt Lothar den Horoskop. Was er da herausgelesen, man weiß es nicht, der alte Graf hat es nie gesagt; aber es muß etwas Außerordentliches gewesen sein, denn er ließ Lothar den Bedientenrock sogleich ausziehen und ihn zum Priesterstande vorbereiten. Lothar war fast noch ein Kind und fügte sich. Er ließ sich nach dem Tode des alten Grafen ganz ruhig in ein Seminar schicken; noch war er nicht klar in sich. Der Künstler rang und gährte schon in ihm, aber er wußte noch nicht was Das zu bedeuten habe. Jedes Wachsthum ist Schmerz, auch das Wachsthum eines Talents. Und Dies gerade hat die Verfasserin so vortrefflich darzulegen verstanden. Man sieht in ihrer Schilderung gleichsam den Proceß aus welchem der Künstler hervorgeht. Seine Bestimmungen, sein Glück und sein Elend, Alles ist in ihrer Darstellung gemalt; kein Zug ist vergessen. Und es gehört viel zu einem solchen Gemälde, jedenfalls mehr als man glaubt. Umsomehr ist zu loben daß es der Verfasserin in einem so hohen Grade geglückt, und daß man darin weder das Licht noch den Schatten vermißt, sondern vielmehr Alles im zusagenden Maße verzeichnet findet. Besonders glücklich scheint uns das Motiv gewählt zu sein durch welches Lothar's Talent zum eigentlichen Bewußtsein gebracht wird. Er entdeckt nämlich in einem verborgen gehalte-

Digitized by Google

nen Gemache seines Obern eine Statue welche in antiker Nachbildung eine Tänzerin darstellt. Dies ist eigentlich das erste wirkliche Kunstwerk das er sieht. Was ihm bisher vor Augen gekommen, waren etwa verzerrte Figuren aus Sandstein oder Gips nach schlechten Meistern gebildet, Märtyrer und Heilige stümperhaft aus Holz geschnitzt. Hier zum ersten male, wie schon gesagt, sieht er ein Kunstwerk und in dem Enthusiasmus in den er darüber geräth sagt sich seine Seele zuerst das kühne und jubelnde: Anch'io pittore! Nun gibt es keine Ruhe und Rast mehr, nun muß er hinaus und ein Künstler werden. Nachdem er sich entschieden von dem Berufe zu dem er sich bestimmt sah losgemacht, eilt er nun gleich in ein Atelier um sich dort zum Künstler zu machen. Kaum in die ersten technischen Kunstgriffe eingeweiht geht er nach Wien, wo er, durch eine öffentlich ausgestellte Statue angeregt, sich gleich daran macht einen sterbenden Brutus zu modelliren. Mit einem Schlage will er sich Ruhm, Namen und Stellung gewinnen. Und welcher Künstler hätte Das einmal nicht gewollt? Man denkt man kann Wunder wieviel, wenn man noch nicht weiß wie wenig man kann. Und wie wenig man kann, Das lernt man erst erkennen wenn man weiß daß man schon Vieles kann. Auch Lothar ist zu dieser Erkenntniß gekommen. Nachdem er seinen sterbenden Brutus fertiggemacht, zertrümmert er ihn wieder, weil er die Fehlerhaftigkeit dieses Bildwerks einsieht. Nun folgen Tage der Ermattung, des Kleinmuths und der Verzweiflung. Er glaubt nicht an sein Talent, er stellt seine Befähigung in Frage. Welcher Künstler hätte diese Zustände nicht durchgemacht und Nachts auf feuchtem Kissen an den Selbstmord gedacht. Der Selbstmord ist ein Gedanke der jedem Künstler einmal kommt. Glaubt es nur: alle diese berühmten Dichter, diese reichbezahlten Maler und die die Menge entzückenden Virtuosen haben einmal in ihrem Leben die Pistole oder den Dolch auf ihre Brust gesetzt. Ein glücklicher Zufall, das Lob eines Gönners oder die zärtliche Hand einer Geliebten hat ihrer Hand die tödtliche Waffe entzogen. Sie kamen über den finstern Augenblick ihres Lebens fort. Aber wie Viele sind bei denen es nicht geschehen! Ihre Zahl ist Legion. Wir wollen ihre Namen nicht alle citiren. Ruhet in Frieden, Heinrich von Kleist, Sonnenfeld, Daniel Leßmann und du, göttlicher Maler Robert! Das Genie steht ewig am Abgrunde, und die Dämonen lenken es in die Tiefe. Misverstanden, verkannt, ohne Halt und Liebe, wo schwankt ihr hin, ihr edeln großen Geister? In den Tod oder in den Wahnsinn. Es ist so schwindelnd in der Höhe zu stehen. Und das Geschick, rächt es sich nicht so gern an der Größe? Ach, das Schicksal gibt keinen Ruhm ohne dafür Rache zu nehmen. Der Ruhm ist immer ein Trotz gegen die Menschheit, gegen die Welt und gegen die Geschichte. Darum wird er auch stets gebüßt.

Von dieser Buße gibt auch die Verfasserin der „Felicitas" Belege. Lothar kämpft und ringt sich durch; durch Noth und Elend schlägt er sich nach Italien, in das ewige Rom, in die Capitole der christlichen Kunst.

Hier wird er nun auch wirklich Künstler. Sein Name bekommt Geltung; seine Arbeiten erhalten Ruf. Aber das Schicksal rächt sich schon gleich zu Anfang an ihm. Er verliert Felicitas die er liebt, ohne deren Besitz er sich den Ruhm gar nicht denken kann. Misverständnisse und die Familie der Gräfin bringen die Liebenden auseinander. So langt Lothar einsam auf seiner Höhe an. Voller und voller wird sein Lorberkranz, aber zwischen seine grünen, ernsten und fast traurigen Blätter schlingt sich keine Rose der Liebe, keine bräutliche Myrte ein. Felicitas hat geheirathet: einen Ungar, einen Abenteurer, eine fascinirende, aber frivole Persönlichkeit. Graf Arpspany hat unter dem Namen Saint-Cyr Felicitas nach England heimgeführt, wo sie in einer beängstigenden Glückseligkeit lebt. Saint-Cyr ist geheimnißvoll und seltsam. Er hat sie zur Liebe gleichsam gepreßt, wie man in England Matrosen preßt. Er sah sie, und es gefiel ihm sich von ihr geliebt zu sehen. Kühn und verwegen zwang er ihr seine Liebe, oder vielmehr ihre Liebe zu ihm selber auf. Sie glaubte ihn zu lieben, weil er ihr diese Liebe auf den Kopf zusagte, ein Kunstgriff den brutale Naturen immer und fast nie ohne Glück anzuwenden pflegen. Später entdeckt Felicitas daß Arpspany schon verheirathet ist. Nun wird sie frei von Dem was sie für Liebe zu ihm hielt und trennt sich von ihm. Man kommt überein daß Saint-Cyr für verunglückt im Gebirge gelten soll, was denn auch geschieht. Saint-Cyr geht als Graf Arpspany nach Oestreich zu seiner Frau zurück, Felicitas zu ihren Aeltern. Bald darauf verliert sie Vater und Mutter, auch ihr einziges Kind durch den Tod. In dieser Zeit sieht sie Lothar wieder, der sich nun erst mit ihr verständigt, sich mit ihr vermählt und sie mit nach Rom nimmt. Dort leben sie eine kurze Zeit des Glücks, bald unterbrochen durch die Erscheinung des Grafen Arpspany, der seine Frau verloren hat und nun Felicitas wiedergewinnen will. Wegen dieses Ansinnens kommt es zwischen beiden Männern zum Duell. Lothar verwundet Arpspany leicht im Arm; als der Graf selbst schießt, stürzt Felicitas dazwischen und fängt die Kugel in ihrem Kopfe auf, was ihren Tod zur Folge hat.

Dies ist der Inhalt des Romans, der ohne allen Zweifel zu den bessern gehört die neuerdings erschienen. Die Geschichte selbst ist spannend und interessant, der Stil in dem sie geschrieben wurde leicht und nicht ohne Anmuth. Zu Anfang des Buchs finden sich manche Ungeschicklichkeiten der Construction und viele etwas linkisch abgefaßte Sätze. Der zweite Theil ist fließender und edler in der Sprache gehalten. Man sieht, die Schriftstellerin hat sich während des Schreibens selbst noch ausgebildet. Für wahrhaft schön, ja für meisterhaft kann das Ende des Romans und fast das ganze dritte Buch: „Lothar und Felicitas", gehalten werden. Darin schreibt die Verfasserin einen reinen, einfachen und klaren Stil, einen Stil der durch seine Prägnanz, classische Ruhe und imponirende Plastik lebhaft an die Schreibweise erinnert in welcher Goethe seinen „Werther" geschrieben. Man könnte nicht mit Unrecht von diesem Romane sagen daß eine Dilettantin ihn begann, und eine Schriftstellerin von Fach ihn beendet habe. 60.

Aus den Sitten und dem Volksleben der peruvianischen Gesellschaft.

Während in den südamerikanischen Republiken ein bis aufs Aeußerste gesteigerter Geist des Wechsels das öffentliche, politische Leben charakterisirt, während die Macht von Hand zu Hand geht und die staatlichen Institutionen ebenso schnell verschwinden als sie aus dem Boden gewachsen sind, bleiben die Sitten und das häusliche Leben ohne Veränderung; der Geist der Gesellschaft bleibt ohne Entwickelung. Und auch nicht die geringste Andeutung weist auf eine künftig zu erwartende Wiedergeburt hin; das Gepräge einer eintönigen Vergangenheit hat sich überall zu tief eingedrückt. In dem eigenthümlichen Gemisch von spanischer und indianischer Bildung ist die peruvianische Civilisation zwar piquanter, malerischer, aber auch ein hoffnungsloser Anachronismus.

Die Scheidung der beiden Bildungselemente in Peru ist sehr allgemein und selbst die Bodengestaltung gibt für diese Scheidung einen Anhalt. An den Küsten behauptet sich vorwiegend die spanische Bildung, während die indianischen Sitten im Innern das Uebergewicht erhalten. Am meisten charakterisirt sich in Lima das spanische Leben, nicht nur durch die Bauart der zum Theil glänzenden alten Kirchen und Klöster, sondern namentlich durch die gastfreundliche häusliche Sitte, die confianza, die man beim Armen wie beim Reichen antrifft. Der Fremde stellt sich vor und wenn er sich empfiehlt, so sagt man ihm freundlich: „La casa esta á la disposicion de usted."

So bequem und freundlich lebt es sich in den Gebirgsgegenden freilich nicht; der Reisende geht hier jeder Mühseligkeit entgegen. Zerstreute Indianerhütten sieht man in ziemlicher

Digitized by Google

Entfernung auf den Bergen, und man muß froh sein wenn man zur Nacht ein Unterkommen in einem schlechten Posthaus findet. Dieses ist eine elende Hütte mit Strohdach, ohne Fenster und mit einer durch eine ausgespannte Ochsenhaut halbgeschlossenen Thüre. Eine Erderhöhung mitten im Stall, der zugleich Stube ist, wird als Tisch benutzt, an welchem Jeder seinen Mundvorrath verzehrt. Um die Hütte herum tummelt sich ein halb Dutzend schlechter, magerer Pferde, welche zur Weiterreise gegen eine Entschädigung von 1½ Real vermiethet werden, wofür aber zugleich ein Knecht bis zur nächsten Post vor- oder nachlaufen muß um das Thier zurückzuholen. Will man also nicht so gar erbärmlich reisen, will man nicht im Finstern Mittag essen und auf feuchtem Boden schlafen, so muß man nicht nur eigene Pferde und eigene Lebensmittel, sondern auch eigenes Bett und Licht mitsichführen. Als sehr wesentlich erscheint aber auch das Reisecostume, bei welchem folgende Requisite unentbehrlich sind: ein Strohhut mit breiten Krempen, scharf unterm Kinn zusammengebunden; dunkelblaue Brillengläser, die dem Auge zu gleicher Zeit Schutz gegen das Leuchten des Schnees und das Leuchten der Sonne gewähren sollen; eine große Decke, die in der Mitte für den Kopf eine Oeffnung hat und bei Tag als Mantel, bei Nacht als Bettdecke dient; endlich lange Gamaschen mit ungewöhnlich großen Sporen.

Die Wege in den Gebirgen sind selbst in der guten Jahreszeit sehr schlecht. Kaum hat man Lima im Rücken, so nimmt man eine plötzliche, wunderbare Umwandelung der Natur wahr. Die Thäler werden enger oder verschwinden und ringsum breitet sich eine ungeheure Wildniß aus. Mit jedem Schritte wird die Gegend nackter und schauerlicher. Hier und da wird zwischen den Steinen ein stachliger Cactus bemerkbar; allein kein Vogel, kein Insekt, kein Zeichen von Leben ist auf diesem dürren Sandboden wahrzunehmen; nur zerschellte Gerippe von Maulthieren die vor Müdigkeit in der Sonnenglut zusammenstürzten bezeichnen hier und da dem muthigen Gebirgswanderer den Weg, der ihn zwingt sich durch die engsten Schluchten bergauf und bergab zu winden.

Je höher man kommt, desto deutlicher zeigen sich die Spuren einer Gebirgskrankheit. Ungefähr 14,000 Fuß hoch über der Meeresfläche wird die Luft so dünn daß sie kaum zum Athmen hinreicht. Sogar die Maulthiere können kaum mehr fort und die Verdünnung wird bisweilen so groß daß den Reisenden das Blut aus Mund, Nase und Ohren strömt. Auf jeden Fall aber kann man einer Art von Seekrankheit nicht entgehen.

Endlich künden ruhig grasende Lamas die Nähe von Menschen an. Man sieht hier und da einige Indianerhütten, deren Thür von schmuzigen Kindern bewacht wird. Solch eine Hütte hat in der Regel ein einziges Zimmer, das kaum einige Quadratfuß groß ist. Von weitem sieht sie einem großen Bienenstocke nicht unähnlich, zumal sie aus mit Gras bedecktem Gezweige besteht. Die einzige Oeffnung in der Hütte — wenn man will, mag man es die Thür nennen — ist so klein daß man nicht selten auf allen Vieren durchkriechen muß. Inwendig findet man eine Art Ofen, der mit trockenem Gras und Mist geheizt wird. Zwei rußige Töpfe dienen als Hausgeräth und in ihnen werden Kartoffeln, Mais und zuweilen wol auch Schöpsenfleisch zubereitet. An gewissen Tagen aber verspeist man vorzugsweise indianische Ratten, die sich sehr zahlreich vorfinden. Außerdem erblickt man noch in der Hütte eine mit Schaffellen überlegte Erhöhung, die das Bett vorstellt. Hier schlafen Mann, Weib und Kind und drängen sich aneinander um sich vor der Gebirgskälte zu schützen.

So leben und sterben Tausende in Peru. Allein auch für sie gibt es natürlich gewisse Festtage. A. de Botmiliau, der in der „Revue des deux mondes" uns dieses peruvianische Leben schildert, war bei einem solchen Feste in dem Dorfe Pasko zugegen. Von allen Seiten eilen Indianer herbei, mit ihren schönsten Punchos begleitet; auf grob gearbeiteten Tischen verkauft man Chupe, geröstetes Fleisch, Brot, Chicha und hauptsächlich Branntwein. Da lärmen und trinken sie nun, bis aus der wohlausgeputzten Kirche die Procession kommt. Da gibt plötzlich eine mistönende Musik das Zeichen zum Fest: Maskirte springen unter gräßlichen Grimassen in den Straßen herum; man sieht Keinen der sich nicht mit irgend einer alten Uniform angethan hat. Auf den Köpfen tragen die Meisten große Federhüte, die in den ersten Zeiten der Republik vielleicht das Haupt eines peruvianischen Generals schmückten. Manche erscheinen auch, um mehr zu imponiren, zu Pferd. An die Kleider haben sie sich Geldstücke angenäht, die bei jeder Bewegung klingen und zu fortwährenden Diebereien herausfodern, an denen es denn auch nicht fehlt. Noch ehe die Procession kommt, sind bereits die Meisten betrunken und schimpfen auf den Priester der zu lange auf sich warten läßt. Die Procession folgt, bestehend aus 12 buntscheckigen Negern, dem Weihpriester, einigen Sängern und einem Dutzend zerlumpten Soldaten, zieht zwei Stunden lang in den Gassen umher und kehrt endlich in die hellerleuchtete Kirche zurück. Wenn aber die Predigt geendet ist, da eilt Alles wieder dem Branntweintische zu, und es beginnt eine nächtliche Orgie, die sich in den folgenden Tagen noch zwei mal wiederholt. Das nennt man ein religiöses Fest in der Sierra!

Die bisher geschilderten, zerstreut in den Anden lebenden Indianer sind die ärmste Classe der Bevölkerung Perus. Glücklicher sind die in den Marktflecken und ihren haciendas Angesessenen. Aber diese sind schon keine reinen Indianer mehr, sondern nähern sich der spanischen Küstenbevölkerung. Sie sind fleißig und wohlhabend und haben vielleicht eine Zukunft.

Dessenungeachtet ist das Leben dieser civilisirten Indianer immer noch sehr mühselig. Zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs hat man einen Jahrmarkt in dem kleinen Dorfe Vilque eingerichtet, gegenwärtig der größte in ganz Südamerika vielleicht. Vierzehn Tage lang im Jahre steigert sich die Bevölkerung von Vilque, die ein paar Hundert Einwohner haben mag, bis auf 10—12,000 Seelen. Da muß natürlich Mancher auf der Thürschwelle, an den Straßenecken und auf freien Plätzen schlafen, da die Häuser und die umliegenden Chacres (Meiereien) die Menge nicht beherbergen können.

In den Häusern herrscht eine ebenso offenherzige als einfache Gastfreundschaft. Man kommt, man ist fremd, Das genügt um gut aufgenommen zu werden. Jeder Reisende bringt sein Bett mit, und wenn es Abend wird, macht er sich dasselbe so gut als es gehen will in einem Zimmer zurecht das noch Platz für ihn hat. Einer drückt sich an den Andern um dem neuen Ankömmling noch Platz zu schaffen. Früh rollt man die Matratzen zusammen, legt sie in einem Winkel übereinander und das Schlafzimmer wandelt sich wieder in ein Besuchszimmer um.

Die beiden sehenswerthesten Schauspiele des Jahrmarkts von Vilque sind die Maulthierbändiger und die Montespieler. Das Monte ist das üblichste Hazardspiel in Peru und wird bisweilen mit Karten, öfter aber mit Würfeln gespielt. Der Jahrmarkt selbst gewährt einen eigenthümlichen Anblick: bunt durcheinander liegen die Erzeugnisse Amerikas und Europas, und mitten durch schreitet mit ernster Miene der Indianer und schaut und bewundert und handelt. Alle Costumes der Sierra sind natürlich vertreten.

Zum Schluß noch ein eigenthümliches Bild. Botmiliau ging von Vilque nach Puño. Hier sah er vor der offenen Thür seines Hauses mehre Personen. Im Hintergrunde eines Zimmers, von Kerzen beleuchtet, saß auf einem Stuhl ein kleines Mädchen, das sanft zu schlafen schien. Ringsum erscholl lustiger Gesang. An der Spitze eines Kinderzugs, die wie zu einem Feste kamen, sah man zwei Indianer mit einer Harfe. Das kleine Mädchen hob man sammt dem Stuhle auf und trug es unter einer fröhlichen lärmenden Musik zum Kirchhof. Der Tod eines Kindes ist für die Indianer der Sierra ein Fest. Dies erinnert an den christlichen Glauben, der den

Digitized by Google

frühen Opfern des Todes die ewige Seligkeit verheißt. Läßt sich in diesem Indianerbrauche nicht vielleicht erkennen daß der Volksinstinct zuweilen auch seine Philosophie hat? 13.

Der Lyriker Alaric Watts.

Von Alaric Watts, welcher unter den gegenwärtigen Zeitgenossen Das vertritt was der Brite im Contraste zu der jetzt herrschenden Phantasieschule „poet of the heart" nennt, erschien soeben zu London eine neue Ausgabe der Gedichte, mit 41 nach Meisterbildern alter und neuer Zeit vollendeten Stahlstichen: „Lyrics of the heart, with other poems." Ein reizendes Buch voll inniger Lieder. Der Dichter hat sie seiner Frau gewidmet; gehören doch auch ihr besonders Klänge wie: „On my own fireside." Eine Strophe davon möge hier stehen:

My own fireside! Those simple words
Can bid the sweetest dreams arise;
Awaken feeling's tenderest chords,
And fill with tears of joy mine eyes.
What is there my wild heart can prize,
What doth not in thy sphere abide;
Haunt of my home-bred sympathies,
My own — my own fireside?

Wir glauben Freunden englischer Poesie folgendes Fragment aus einer Erwiderung an einen Freund, der sich beklagt hatte ganz allein zu sein („all alone"), nicht vorenthalten zu dürfen.

Not all alone; for thou canst hold
Communion sweet with saint and sage;
And gather gems, of price untold,
From many a consecrated page:
Youth's dreams, the golden lights of age,
The poets lone, are still thine own;
Then, while such themes thy thoughts engage,
Oh, how canst thou be all alone?

Not all alone; the whispering trees,
The rippling brook, the starry sky,
Have each peculiar harmonies
To soothe, subdue, and sanctify:
The low, sweet breath of evening's sigh,
For thee hath oft a friendly tone,
To lift thy grateful thoughts on high,
And say — thou art not all alone!

Not all alone; a watchful eye,
That notes the wandering sparrow's fall,
A saving hand is ever nigh,
A gracious power attends thy call,
When sadness holds the heart in thrall,
Oft is his tenderest mercy shown;
Seek, then, the balm vouchsafed to all,
And thou canst never be alone!

Vollendet in der Gattung und mit dem höchsten Zauber der Musik begabt, deren unser Sänger mächtig, erscheint uns das Lied welches eine Paraphrase des 16. und 17. Verses vom ersten Capitel des Buches Ruth bildet, und den tiefen schlichten Klängen des Volksliedes im Munde von Burns nahe kommt:

Intreat me not to leave thee so,
Or turn from following thee;
Where'er thou goest I will go,
Thy home my home shall be!

The path thou treadest, hear my vow,
By me shall still be trod;
The people be my people now;
Thy God shall be my God!

Reft of all else, to thee I cleave,
Content if thou art nigh;
Whene'er thou grievest I will grieve,
And where thou diest, die!

And may the Lord, whose hand hath wrought
This weight of misery,
Afflict me so, and more, if aught
But death part thee and me.

21.

Notizen.

Camille Desmoulins.

Schon früher ist in d. Bl. mehrfach die Erscheinung gewürdigt worden daß die neuere französische Literatur, die reinwissenschaftliche ebenso wie die reinpoetische, ihre Stoffe mit einer auffälligen Vorliebe aus der großen Revolutionsgeschichte herausgreift. Diese in einem eigenthümlichen Sinne revolutionnaire Literatur hat durch die „Biographie de Camille Desmoulins, par E. Fleury" wieder einen Zuwachs erhalten. Wer mag es leugnen daß in dem Titel des Buchs eine gewisse Anziehungskraft liegt. Ich habe oft darüber nachgedacht woher eigentlich das unleugbare Interesse stammt das man an diesem armen Desmoulins, der nicht älter werden sollte „als der Sansculotte Jesus", zu nehmen pflegt. Ich habe den Sitz desselben weder im Kopf noch im Herzen gefunden, bin nie blind gewesen für seine massenhaften schlechten Eigenschaften, und doch hat sein Name immer einen gewissen Reiz für mich gehabt. Vielleicht ist es nicht der Mann selbst mit dem grünen Freiheitszweige, vielleicht ist es vielmehr der scenische Hintergrund, sein Familienherd, das liebende Herz Lucile's was diesen Reiz ausübt, jenes Frauenherz an dessen Darstellung die Feder Griepenkerl's stumpf ward. Der berühmteste Schriftsteller der Revolutionsepoche spricht von der „naiven Unbesonnenheit" Camille's; ein anderer bedeutender Historiker versichert Desmoulins' Seele „war sanft und mild", Lamartine meint „sein Tod sei eine Unbesonnenheit gewesen, wie sein ganzes Leben". Unser Biograph ist geneigt ihn aus Ueberzeugung handeln zu lassen; ein Feuilletonkritiker des „Journal des débats" dagegen erblickt in ihm unter den wüthenden Zerstörern des Throns Ludwig's XVI. einen der schuldigsten. „In dem revolutionnairgesinnten großen Haufen ist er einer der Schlechtesten unter den Schlechten." Gegen solchen Vorwurf gibt es einen stereotypen Einwand, der auch immer eine wenigstens momentane Wirkung hat: Desmoulins war ein guter Vater, ein guter Gatte. Aber auch ein guter Sohn? ein guter Bürger? Und dann, was macht man mit den Schäfergedichten des Conventsmitgliedes Fréron? Lucile hatte ihn „das Kaninchen" getauft. „Du weißt", schreibt Fréron an Desmoulins, „du weißt schon lange daß ich deine Frau bis zum Wahnsinn liebe! Ich schreibe es ihr." Bouli-Boula (so heißt Camille in diesem Schäferkreise) erwidert: „J'aime Lapin, parcequ'il aime Rouleau." (Rouleau ist nämlich der anakreontische Name Lucile's.) Ein anderes mal schreibt Fréron an diese: „Das arme Kaninchen hat jetzt viel Arbeit, es wird jetzt gegen das verruchte Toulon ausziehen." E. Fleury hat eine große Anzahl von Details über dieses Privatleben und diese vertrauliche Correspondenz gesammelt. Ohne Mühe gelingt es ihm ein inniges Interesse dieser so glücklichen und so einigen Haushaltung zuzuwenden. Camille liebte seine Frau, Das ist bekannt. Viele Leute haben auch die dritte Nummer des „Vieux cordelier" vom 15. December 1793 gelesen. Sie wissen daß Camille plötzlich den Blutstrom zu dämmen suchte, der ihn zuletzt selbst zu verschlingen drohte, und daß in dem Augenblicke wo der Schrecken, dessen Apostel er war, ihn in Gefahr bringen konnte, sein Herz von Mitleid bewegt ward. Aber darf man einen Mann der sein ganzes Leben auf offenem Markte zugebracht hat nach einigen idylli-

schen Scenen seines Privatlebens beurtheilen? Soll man einen Mann der fünf Jahre lang das unermüdliche Werkzeug einer destructiven Polemik war, und der vor Marat ganz eigentlich den Journalismus des Schreckens, der Plünderung und des Meuchelmords geschaffen hat, nach der letzten seiner zahlreichen Schriften richten? Die Montagnards haben freilich nur das Letzte gethan, während in den royalistischen Pamphlets Desmoulins oft der Gegenstand von Apotheosen gewesen ist, deren Nachsicht einen sehr vergeßlichen Kleinmuth verräth. Beides ist indeß falsch; denn es ist doch die Revolution, doch die Demagogie, welchen Desmoulins theuer bleiben muß.

General Mustapha.

Der ärgste Feind den Abd-el-Kader hatte war der General Mustapha. Dieser Mustapha war das Oberhaupt des Stammes der Douärs, welche mit dem Stamme der Zmélas ehedem die Hauptstütze der türkischen Oberherrschaft in Algerien gewesen waren, und als diese von den Franzosen gebrochen worden war, sich diesen unterworfen und als treue Bundesgenossen in allen Kriegen gegen die Araber beigestanden. Mustapha's Gerechtigkeitsliebe war so groß daß sie ihm den Beinamen Mustapha-el-Haqu, Mustapha die Gerechtigkeit, erwarb. Sein Ansehen und Einfluß war daher von bedeutendem Vortheil für die Franzosen. Der Kaiser von Marokko wollte damals sein Ansehen wiederherstellen, mußte indeß auf die Vorstellungen Frankreichs davon abstehen. Mustapha war einer der Letzten gewesen die Abd-el-Kader anerkannt hatten, als im Jahre 1832 derselbe von drei Männern zum Sultan des Landes proclamirt wurde. Sein Stolz erlaubte ihm nicht sich einem Manne der Zaouia (eine religiöse Gesellschaft) zu unterwerfen, und er sah sich nach zwei unglücklichen Treffen, da seine Anerbietungen von den Franzosen zurückgewiesen wurden, genöthigt seinen Stamm, der sich auf sein Geheiß unterwarf, zu verlassen und sich mit nur 50 ihm ergebenen Familien zu verbergen. Im Jahre 1835 unterwarfen sich die Douärs jedoch dem General Trezel und ein Jahr später befand sich Mustapha wieder an der Spitze seiner tapfern Reiter, mit denen er den Franzosen ungeheure Vortheile verschaffte. Er sagte: „Ich habe nur zwei Feinde, Satan und Abd-el-Kader." Im Jahre 1842 verheirathete er sich zum zweiten male und war seitdem nicht mehr so heftig im Kampfe; der Zeitpunkt der Ruhe schien für ihn gekommen. Er liebte seine junge Frau, und fürchtete dasselbe Leben zu verlieren welches er so oft gewagt hatte. Im Monat Juni 1843 stürzte er sich gleichwol an der Spitze seiner Goums auf die Trümmer der Smala, welche der Herzog von Aumale geschlagen hatte. Mustapha wollte die Ebene Jlil wieder erreichen und ging deswegen durch das Land der Flittas. Die Pferde waren mit Beute beladen; seine Truppen marschirten in Ordnung, als sie in einem Engpasse von Kabylen angegriffen wurden und Mustapha von einer Kugel getroffen stürzte. Sein Fall war das Zeichen allgemeiner Flucht und sein Leichnam blieb in den Händen der Gebirgsbewohner, die nicht wußten wer der Besitzer solchen Reichthums gewesen war. Sein Leichnam ward endlich von einem Kurier Abd-el-Kader's erkannt und das Haupt zum Emir gebracht, der das blutige Zeugniß des Todes seines Feindes zu seiner Mutter Zova schickte. Diese ließ ihm jedoch sagen: „Solche Siegeszeichen gehörten der Erde und dürften nicht von Stamm zu Stamm getragen werden, gleich den Ueberresten eines gemeinen Mannes." Der Rumpf von Mustapha wurde den Kabylen abgekauft und in Oran durch die französische Armee bestattet. 2.

Bibliographie.

Adami, F., Die Weihnachts-Glocken. Kriminal-Novelle. Berlin, Schnitzer. 8. 1 Thlr.

Adler, G. K., Geschichte und Beschreibung des Städtchens Gräfenberg. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Althaus, T. [Emile d'Esterés], Leid und Lust. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bechstein, L., Die Manuscripte Peter Schlemihl's. Kosmologisch-literarische Novelle. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr.

Europa seine Länder und ihre Bewohner. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Städte und Inseln von England und Wales mit ihren Bewohnern. Von W. Seyffarth. Stuttgart, J. B. Müller. 8. 24 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 7te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. VI. Jahrhundert. 4ter Band. — A. u. d. T.: Zehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregorius von Tours übersetzt von W. Giesebrecht. 1ster Band. Berlin, Besser. 8. 27 Ngr.

Giebel, C. G., Bericht über die Leistungen der Paläontologie mit besonderer Berücksichtigung der Geognosie während der Jahre 1848 und 1849. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jablonowski, Fürst L., Das monarchische Princip und die Volksvertretung. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Lua, A. L., Gedichte. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, E. Schulze. 16. 15 Ngr.

Pfeiffer, B. W., Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramtes. Ein Wort der ernsten Mahnung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rose, G., Ueber die Krystallform der rhomboëdrischen Metalle, namentlich des Wismuths. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltene Vorlesung. Mit 2 Kupfertafeln. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 4. 20 Ngr.

Stern, S., Die Zeitgenossen. Geschichte der Gegenwart in vergleichenden Biographieen. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Liebmann. Gr. 8. à 4 Ngr.

Wassermann, G., Gustav Schwab, der edle Barde Schwabenlands. Gerechte Bedenken über seinen schnellen Tod, welcher durch eine verfehlte medizinärztliche Behandlung mittelst Aderlaß herbeigeführt worden ist. Hydriatisch beleuchtet und bewiesen. Mit einem Briefe von Thdr. Hahn als Vorwort. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Antwort auf die Angriffe einiger Romanen und der Presse gegen die Einheit der Hierarchie der morgenländischen katholischen orthodoxen Kirche und die serbische Nation in den k. k. östreichischen Staaten. Wien, Wenedikt. 8. 12 Ngr.

Beleuchtung der Denkschrift über die Verhältnisse des deutschen Zollvereins zur Schweiz. Bern. Gr. 8. 4 Ngr.

Hafner, A., Zwanzig Jubellieder allen Eidgenossen geweiht zur 500jährigen Feier des Eintritts von Zürich in den ewigen Bund den 1. Mai 1351. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 10 Ngr.

Heise, Das Volk siegt doch! Frankfurt a. M. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Lied vom schönen Meckentesch. Ein wahrheitstreues Wintermärchen. London. 8. 3 Ngr.

Löning, G. E., Einfache Antwort auf Hrn. Pastor Dulon's Frage, die Erkenntniß Christi betreffend. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Sir Mackintosh. Ein historisch-romantisches tragi-komisches Possenspiel. Leipzig, Naumburg. 8. 5 Ngr.

Die Zukunft des deutschen Adels. Vom aristokratisch-conservativen Standpunkt. Berlin, Brandis. Gr. 8. 3 Ngr.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1851. № XVIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XVII.)

16. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Zweiundfunfzigster Theil und folgende.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Achtundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechsundzwanzigster Theil und folgende.

Frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

17. **Ennemoser (J.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, u. d. T.:
Geschichte der Magie, erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

18. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 90 Tafeln und Karten in Grossfolio enthaltend. Text in 4. Dritte Lieferung. (Leipzig und Lüttich.)

Die erste und zweite Lieferung (1847—50) kosten jede 9 Thlr.

19. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** Zweiter und dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil (1847, 2 Thlr. 8 Ngr.) bildet eine Fortsetzung von des Verfassers Werke: „Die Resultate der Sittengeschichte“, die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder die Familie, enthaltend.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1845. 3 Thlr. 18 Ngr.

20. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundsechzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2 Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

21. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (Wirbelthiere) erschien 1847—48 und zerfällt in drei Abtheilungen: I. Die Säugethiere der Vorwelt (1 Thlr. 18 Ngr.); II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt (1 Thlr. 10 Ngr.); III. Die Fische der Vorwelt (2 Thlr. 20 Ngr.).

Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Bauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

22. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Siebenter Band, zweite Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung enthalten: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII, 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

23. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste bis vierte Band (1850—51) kosten jeder 1 Thlr., der fünfte und sechste jeder 1 Thlr. 10 Ngr.

24. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** &c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1850 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen. Gr. 4.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

25. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1849) 4 Thlr. 15 Ngr.

26. **Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden

Blicken auf Deutschland. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

27. **Normand der Sohn, Das neue Paris oder Auswahl von Gebäuden** in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Band. Gr. 4. (Lüttich und Leipzig.)

Der erste und zweite Band erschienen 1848 und kosten jeder 12 Thlr. 24 Ngr.

28. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil (1848) kosten 3 Thlr.

29. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neue Folge. Fünfter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der Preis der ersten zwölf Theile dieser Sammlung ist von 23 Thlr. 24 Ngr. auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Der Neuen Folge erster bis vierter Theil (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

30. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1850, 3 Thlr.) enthält:

Jon oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere oder das Schöne. — Hippias der Kleinere oder die Lüge. — Alkibiades der Erste oder der angehende Staatsmann. — Lysis oder die Freunde. — Charmides oder die Besonnenheit. — Laches oder die Tapferkeit. — Protagoras oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite oder das Gebet.

Der zweite Band (1851, 3 Thlr.) enthält:

Euthydemos oder der Silbenstecher. — Menon oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron oder von der Gottseligkeit — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos oder die Wortbildung.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von H. Müller. Drei Bände. Gr. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

31. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. Gr. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes (1847) bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. 5 Thlr.

32. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Siebente Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis sechste Lieferung erschienen 1847—50.

33. **Raffelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfunfzigstes Heft und folgende. Gr. 8. (Wien.) Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erste bis vierundfunfzigste Heft erschienen 1845—49.

34. **Raffelsperger (F.), Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes und siebentes Heft. 8. (Wien.)

Preis des vollständigen Werkes in sieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

35. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Neunter Band. Gr. 8. Auf Druckpapier und Velinpapier.

Der erste bis achte (1832—50) Band kosten auf Druckpapier 24 Thlr. 13 Ngr., auf Velinpapier 48 Thlr. 25 Ngr.

Der achte Band erschien a. u. d. T.:

Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740—95. Gr. 8. Druckpapier 4 Thlr.; Velinpapier 8 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

36. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Dritter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk soll in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste und zweite Band (1847—48) kosten jeder 2 Thlr.

37. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage:

Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

38. **Sue (E.), Les mystères du peuple,** ou l'histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome huitième et suite. In-8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Tomes 1—7 (1850) kosten zusammen 3 Thlr. 15 Ngr.

39. ————, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Achter Theil und folgende. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis siebente Theil (1850) kosten zusammen 2 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr.

40. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Siebentes Heft und folgende. Gr. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Die von 1845—50 ausgegebenen sechs Hefte enthalten:

I. Strausse und Hühnerarten. — II. Flugvögel, Steigvögel, Sangvögel, Singvögel. — III. Singvögel. — IV. Würger — Krähen. — V. Krähen, Schwalben, Eulen, Falken. — VI. Raubvögel — Wadvögel.

Von dem Verfasser wurde daselbst auch herausgegeben Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Mit Abbildungen. Zwei Hefte. Mit zwei illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1846—49. 3 Thlr. 22 Ngr.

41. **Tieck (L.), Dramaturgische Blätter.** Drittes Bändchen. 8. Geh.

Das erste und zweite Bändchen, aus dem Verlage der Herren Jos. Max & Comp. in Breslau an F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen, erschienen 1826 und kosten 3 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Zwei Bände. Gr. 12. 1848. 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 105. —— 14. Juni 1851.

Inhalt.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staats und der religiösen Sitte. Von Heinrich Moritz Chalybäus. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Dies Buch ist ausgezeichnet durch den sittlichen Geist der in ihm weht, durch ein klares offenes Auge für die Fülle des wirklichen Lebens, wie durch den Zug der Seele nach dem gemeinsamen Grund aller Dinge und der sie beherrschenden Idee; es will nicht durch überraschende Neuheit blenden, sondern lieber Dasjenige zum Bewußtsein bringen und begründen was das Gewissen der Menschen, was Sitte und Rechtsordnung als gut und gültig aussprechen; es trägt nicht den Stempel einer Alles überwältigenden Persönlichkeit, die nach ihrem Maße die Dinge mißt und ihre Eigenthümlichkeit in die Welt hineinstrahlt, es ist eher der reine Spiegel einer bestimmten Daseinssphäre und des in ihr sich offenbarenden Ideals zu nennen. Nur Wenige glauben heute noch an die Zauberkraft einer bestimmten Methode, als ob mittels ihrer und durch sie der Geist finde und erfinde; nur Wenige schwören noch zu einem alleinseligmachenden Systeme. Vielmehr beginnt man zu ahnen daß durch allgemeine Formeln und Abstractionen die Welt ebenso wenig erkannt wie beherrscht und geordnet werden kann: „auf das Wesen der Sache einzugehen, sich in das Herz des Gegenstandes zu versetzen" ist in weitern Kreisen die Losung geworden; beachte man nur daß man Nichts für sich allein, sondern alles Besondere nur im Ganzen richtig ergreifen kann, daß mit dem bloßen Aussprechen der Thatsache noch Nichts gethan ist, daß sie als That des Geistes aufgewiesen und das Gesetz ihrer Erscheinung ausgesprochen werden soll. Dies ist auch der Standpunkt von Chalybäus. Wir werden deshalb weniger mit ihm über seine Systematik streiten als nachweisen was gerade durch seine Verfahrungs- und Betrachtungsweise die Wissenschaft für einen Gewinn gezogen hat.

Das Ziel des Geistes und die Aufgabe der Philosophie ist für Chalybäus nicht das Wissen um des Wissens willen; vielmehr polemisirt er gegen diesen Quietismus des gnostischen Geistes, der Nichts producirt, sondern zu der Ansicht verführt: daß Alles nur producirt und verwirklicht werde um ins subjective Wissen, in die Idealität zurückgenommen zu werden; er polemisirt gegen die Ansicht daß wir einzig das Bestehende und Gegenwärtige als ein Nothwendiges und Vernünftiges zu begreifen und anzuerkennen hätten, nicht aber eine Welt wie sie sein soll erbauen könnten ohne in ein leeres Meinen zu verfallen. Statt Dessen bekennt er sich zur Weisheit, als zu dem Wissen welches zugleich auf die Verwirklichung der Wahrheit bezogen wird, welches zugleich praktisch und thatbegründend ist, und damit führt ihn der Trieb seiner Natur vorzugsweise auf das Feld der Ethik, wo es vor allem gilt „nicht immerfort epimetheisch erst post factum zu Verstande zu kommen, sondern prometheisch seine Geschichte selbst zu machen". Es hängt Dies mit der praktischen Richtung unserer Zeit im Allgemeinen zusammen; Philosophen und Theologen wandten sich gemeinsam den ethischen Fragen zu: die Arbeiten von Hundeshagen, Rothe, Julius Müller sind das Bedeutendste was in neuerer Zeit von Theologen geleistet worden, und gleichzeitig mit dem vorliegenden Werk ist der erste Band einer Ethik von J. H. Fichte erschienen, der zunächst die Lehre über Recht, Staat und Sitte beurtheilend darstellt welche seit etwa 100 Jahren in Deutschland, Frankreich, England aufgestellt worden, und durch die Principien welche der Verfasser bei seiner Kritik zu den maßgebenden macht die größten und besten

Erwartungen für die eigene Entwickelung erweckt. Chalybäus bemerkt in der Vorrede: daß die tumultuarischen Ereignisse der neuern Zeit ihm nur bestätigt hätten was ihm schon längst zur Ueberzeugung geworden als der Constitutionalismus noch für revolutionnair und ein Zweifel an Hegel's absolutem Beamtenstaat für vermessen gegolten, daß andererseits die communistische Ueberstürzung seine Ansichten von Familie, Staat und Kirche nicht erschüttert. Er nennt die Jahre 1848—49 ungünstig für Kunst und Wissenschaft. Es sind allerdings in denselben wenig Bücher geschrieben und gekauft worden, jedoch an richtiger Lebenseinsicht war während derselben der reichste Gewinn zu ziehen, sobald Jemand nur lernen und erfahren wollte. Aber wahr ist es:

An ein speculatives Interesse wie früher war bei dem Publicum für jetzt nicht zu denken, und so sehr es auch in dieser politischen Krise zutagekam welch ein Mangel an klarer und selbstbegründeter ethischer Lebensansicht herrschte, dergleichen man unter uns Deutschen für unmöglich gehalten hätte, wie die entgegengesetzten Parteien überall zwar unter dem Banner der Freiheit, des Rechts und der Sittlichkeit zu kämpfen meinten oder doch vorgaben, aber contradictorischen Inhalt als sittlich und recht unter dieser Firma verfochten, wie sehr also vor allem eine zur Anerkennung gekommene Ethik nothgethan hätte, so war doch eben in der ersten Aufregung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gar nicht anzukommen; Untersuchungen dieser Art konnten nur in der Stille fortgeführt und für einen günstigern Zeitpunkt aufgespart werden. Ob dieser jetzt schon eingetreten? Ich vermag es nicht zu sagen; nur daß auch kein Grund vorhanden ist damit zurückzuhalten, weiß ich; wenn sie gleich nicht sofort auf die Menge wirken, so können und sollen sie doch allmälig von oben herein auch in weitere Kreise sich verbreiten, wie Dies immer mit herrschend gewordenen Grundansichten wenigstens in Deutschland der Fall gewesen ist.

Der atheistische Materialismus, der Pantheismus haben keine Ethik, sie kennen folgerichtig nur eine Naturentwickelung nach blindem Gesetz, nur Nothwendigkeit und Bedingtheit, keine Freiheit, keine selbstbewußte eigenwillige Lebensgestaltung; wem die Gedanken nur eine Secretion des Gehirns sind, das sie ausscheidet wie die Leber Galle oder die Nieren Urin, oder zu dem sie sich verhalten wie der Ton zur Saite, Der kann von Gewissen, von Zurechnung eigentlich gar nicht reden, und wenn er ein sittenrichterliches Urtheil fällt wie er beständig doch thun wird, so ist dies ein Nackenschlag seines bessern Bewußtseins, das sich in die Netze einer einseitigen Theorie nicht einfangen läßt. Allerdings wird es auf Gassen und Märkten ausgerufen daß kein Gott und keine Seele sei, sondern die Seele nur eine Function der Materie, und Gott nur ein krankhaftes Gebilde dieser Gehirnfunction; und ist die Theologie Anthropologie, dann ist die Selbstsucht und der Sinnengenuß König auf Erden. Aber so fortgeschritten sich auch diese Dogmatiker des Unglaubens geberden, sie gehören einer überwundenen Bildung an, und seit Jahren ist in den höhern Regionen des Denkens eine positive Richtung eingeschlagen, die den naturlosen Gott des Deismus und die gottlose Natur des Atheismus gleichmäßig überwindet, aber an der Wahrheit des Deismus, an dem göttlichen Selbstbewußtsein und an der Wahrheit des Pantheismus, an der Einheit und Unendlichkeit alles Lebens gleichmäßig festhält, sodaß Gott als der Alles in sich Hegende und aus sich Gestaltende, die Geister zur Freiheit Entlassende und Berufende, den Unterschied Wollende und wiederum Harmonisirende, in Allem sich Offenbarende und über Alles übergreifend bei sich selbst Seiende, seiner Einheit und Unendlichkeit Bewußte erkannt wird. Dies habe ich als Aufgabe der Gegenwart in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" proclamirt, Dies in den „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" entwickelt; Fichte, Wirth, Ulrici haben in umfassenden Arbeiten ein verwandtes Streben durch tüchtige Leistungen beurkundet, und in diese Reihe tritt auch Chalybäus ein, wenn er sowol die substantielle Lebenseinheit Gottes und des Menschen als auch die geistige Selbständigkeit und Freiheit für die Bedingung aller Religion und Ethik erklärt. Er sagt (I, 66):

Wäre keine substantielle Lebenssphäre (die gewöhnlich sogenannte pantheistische Grundlage aller Religion und Philosophie) vorhanden, so wäre keine seelisch-reale Gemeinschaft, keine Einheit der creatürlichen Geister mit Gott und unter sich selbst, sondern sozusagen nur ein leerer Weltraum, worin die Geister atomistisch isolirt schwebten, und dieser leere, gleichwol aber allumspannende und zusammenhaltende Raum wäre das Absolute; gäbe es dagegen nur eine einheitliche Substanz und keine Selbständigkeit der denkenden, wollenden und handelnden Subjecte, so wäre nur substantieller Pantheismus; in jenem Fall wird, wenn überhaupt Religion noch möglich ist, nur die der Verstandeseinsicht in die Nothwendigkeit des Gesetzes, die Religion des Naturrechts, in diesem Falle nur die Naturreligion der Lebenseudämonie, des pantheistischen Naturalismus eine Stelle finden. Die offenbare Religion aber ist Beides, denn sie ist die Religion der freien positiven Liebe oder des Geistes der Weisheit und Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leitet. In uns wohnend ist der Heilige Geist diese von uns anerkannte Gotteskraft, die als Zug der Alles einigenden Liebe sich in unserer Heiligung thätig erweist, nicht als blinder Zug, sondern als von unserm Selbstbewußtsein ergriffene Gottimmanenz, als gemeinschaftliches heiliges Leben oder Lebensgemeinschaft in einer und derselben absoluten Substanz. Dieser nun und durch sie des göttlichen Lebens, der realen Seligkeit oder des ewigen Lebens theilhaftig sich zu wissen ist nicht Aufgebung und Negation des persönlichen Selbstbewußtseins, sondern Erhöhung desselben, Erweiterung des blos subjectiven, sich denkenden Selbstbewußtseins zum objectiven Lebens- und Persönlichkeitsbewußtsein, zur Gewißheit des wirklichen activen Lebens, kurz der positiven Freiheit in, mit und durch die allgemeine Harmonie des seligen Gottesreichs; Dies ist unsererseits nicht ein passives Dahingeben, Hinsterben und Aufgeben im Empyreum, sondern ein weltgesetzliches Mitwollen und Mitwirken, Gerechtigkeit in der Liebe, Persönlichkeit in der Heiligkeit des seligen Lebens.

Das Grundprincip der Philosophie wie der Religion ist die Liebe. Sie setzt das persönliche freie Selbstbewußtsein voraus, und trägt somit das Ich, die Egoität, als Moment in sich, überwindet aber dasselbe zugleich in der sich mittheilenden Hingabe an ein Anderes. Freiheit kann nicht verliehen werden, sie ist die Selbstbestimmung mit eigenem Willen und eigener Kraft. Die Ethik aber ist die Lehre von der Freiheit, diese ist hier Princip, indem der ethische Proceß erst da beginnt wo der Wille und das Bewußtsein walten, und Dies gerade

Digitized by Google

ihn von den übrigen Lebensprocessen unterscheidet; diese ist hier das Ziel, indem erst durch die vollendete Selbstbefreiung des Individuums und seiner Einigung mit dem göttlichen Willen sie zu ihrer Wahrheit kommt. In diesem Sinne nun definirt der Verfasser die Ethik als die Wissenschaft von der sittlichen Entwickelung des Menschen wie dieselbe der Idee nach vorsichgehen soll, oder von der Art und Weise wie der Mensch seine Bestimmung, die vollendete Freiheit, welche die positive oder die Weisheit ist, erreichen kann und soll unter Voraussetzung der absoluten weltbeherrschenden Weisheit Gottes und im Hinblick auf das Ziel vollendeter Heiligkeit und Seligkeit. Er thut demgemäß dar wie die Ethik den Gegensatz des Reinideellen und des Empirischen in sich zu vermitteln hat; denn aus dem Wesen der Freiheit folgt daß hier nicht blos das Gesetzliche und Nothwendige, sondern auch das Willkürliche in Betracht kommt und daher ein Irrationales auf der Basis der menschlichen Freiheit entsteht, das nicht a priori gewußt oder erschlossen, sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann. Nachdem er den Sensualismus, der das sinnliche Sein des Menschen und seinen Genuß zum Princip und Zweck des Lebens macht, und den Stoicismus, der nur das Formale des Handelns nach dem Gesetz um des Gesetzes willen hervorhebt ohne die Natur des Menschen zu berücksichtigen, gezeichnet und beurtheilt, stellt er dar wie Beides in der Ethik anerkannt werden muß, wie die an ihre Spitze zu stellende reine Idee selbst nicht blos das unbewegliche Bild einer ruhenden Zuständlichkeit aufweist, sondern auch das Moment des fortschreitenden Werdens, wie sie nicht blos ein Ideal des Seins, sondern auch des Werdens enthält oder die normale Art und Weise der Entwickelung des sittlichen Lebens aufstellt; ja eben dies Ideal der normalen Entwickelungsweise ist ihm die ethische Idee, sodaß der Freiheit die Möglichkeit eines Andersseins offenbleibt, die Wirklichkeit desselben aber nach jener gerichtet wird.

Es kommt nun in der Principienlehre der Ethik, dem ersten Buche des vorliegenden Werks, zunächst darauf an daß der Begriff der menschlichen Freiheit bestimmt und gewonnen werde. Die Freiheit ist eine Thatsache des geistigen Lebens, der wir innewerden wie wir zu uns selbst kommen. Chalybäus sagt:

Was unmittelbar im Menschen sich selbst ergreift ist der Wille, denn der Wille ist eben das bewußte Streben, d. h. das reflectirte, für sich daseiende, sodaß die an sich unbewußt wirkende Realität des Triebes (die Spontaneität) als Subjectobject sich selbst erscheint, also sich selbst Zeugniß gibt von ihrer Existenz.

Er erörtert dann wie es im Begriff des bewußten Triebes liegt sich zum Gegenstand der Ueberlegung zu machen, ansichzuhalten oder Ideen zu Motiven seines Wirkens zu machen die außer dem Kreis der sinnlichen Eindrücke liegen. In der That ist es mit dem freien Willen wie mit dem Denken: der Zweifel an ihrer Existenz ist der Beweis ihrer Wahrheit und Wirklichkeit, wir würden gar nicht den Begriff von einem über den Causalzusammenhang der Natur sich Erhebenden, sich selbst Bestimmenden haben, wenn uns ein solches nicht innerlich gegenwärtig wäre, ja wir haben erst den Begriff jenes nothwendigen oder gesetzlichen Zusammenhanges, weil wir das Naturwirken von einem andern, das blinde von einem sehenden, das unabänderliche von einem auch anders sein könnenden unterscheiden. Dem Geiste die Freiheit absprechen zu wollen, die gerade sein Wesen ausmacht und ihn von der Natur unterscheidet, darum weil die Freiheit nicht auch in der Natur gefunden werde, ist doch noch ein gut Theil inexacter als wenn ein Forscher den Magnetismus leugnen wollte, weil der Magnet nicht auch das Blei, sondern nur das Eisen anziehe, das Licht leugnen wollte, weil es nicht auch den Luftwellen zukomme. Trefflich bemerkt der Verfasser daß der Hauptfehler welcher in den Streitigkeiten über die menschliche Freiheit begangen worden darin liege daß man dieselbe aus den Begriffen der Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit deduciren wollte, also von ihren basischen Voraussetzungen aus, aus dem Niedern das Höhere, anstatt jene Momente durch Analyse des Freiheitsbegriffs als nothwendige Voraussetzungen zu finden. Daraus würde sich ergeben haben daß die modalen Kategorien der Freiheit ebenso wenig auf die Natur als die Identitätskategorien der Physik auf die Gebiete des Bewußtseins übertragen werden dürfen. Wir verweisen auf die trefflichen Untersuchungen über diesen Punkt, die wir für einen Gewinn oder eine gesicherte Errungenschaft im Reiche des Geistes und seiner Erkenntniß ansehen. Wir ziehen es vor in d. Bl. etwas mehr auf die concreten Fragen im Familien-, Staats- und religiösen Leben einzugehen als auf die metaphysischen Untersuchungen; darum werden wir auch des zweiten Buchs und seines Inhalts nur kurz gedenken.

Das zweite Buch handelt von der Phänomenologie der Sittlichkeit. Zunächst wird der thatsächliche Proceß der menschlichen Freiheit betrachtet. Das Sittliche ist ein Proceß der Versittlichung, es ist That und Sieg, kein ruhender Zustand; sein Gegensatz ist das Böse, das uns in seinem Stufengang als Sinnlichkeit, Selbstsucht und diabolische Bosheit, dann im Kampf mit dem Guten, im Widerspruch mit dem Gewissen, endlich in seiner Aufhebung durch natürliche Strafübel, positive Strafen und bessernde Züchtigung dargestellt wird. Hierauf folgt die Tugend-, Pflicht- und Güterlehre im Allgemeinen; ein drittes Capitel entwickelt die sittliche Weltansicht. Hier zeigt der Verfasser wie der Determinismus und Indeterminismus Recht und Unrecht haben: Recht, indem sie Momente der Freiheit im Einzelnen und Ganzen sind, Unrecht, indem sie eine Stufe oder Seite für das Alleinseiende, für das Ganze nehmen. Der Processualismus mischt sie durcheinander, die christliche Weltanschauung bringt sie zur Versöhnung. Der abstracte Determinismus beruht auf der Kategorie der Causalität, und ist somit eine von der Sphäre der Physik auf das Gebiet der Freiheit übertragene Weltansicht.

Digitized by Google

Allerdings ist der Mensch auch naturbestimmt, er ist im Lebensbeginn wie er ist ohne sein Zuthun, und die umgebende Welt wirkt auf ihn ein, bietet ihm dies und kein anderes Material für seine Thätigkeit; er kann sie nicht schaffen, nur bearbeiten. Aber es hängt von ihm ab was und wie er es zu Motiven seines Handelns werden läßt, und die Stimme des Gewissens sagt bei der Gesetzübertretung daß er anders handeln konnte und sollte. Das Aequilibrium des Geistes, die Möglichkeit der Wahl, die Willkür macht der Indeterminist zum ganzen Wesen der Freiheit; er betrachtet die vielen menschlichen Ichе als isolirte, atomistisch selbständige, punctuelle Freiheitsprincipien, die sich aus der bestimmungslosen Tiefe ihres abstracten Wesens und gerade kraft derselben von innern Beweggründen ebenso unabhängig wie von äußern entscheiden. Er ignorirt den Zusammenhang alles Lebendigen, während sein Gegner die eigenmächtige Selbständigkeit der Individualität verkennt; er vergißt daß es Erbgüter und Erbübel gibt, daß Sittenverderbniß eine Gesammtschuld der Menschheit ist, die dafür kraft ihrer Freiheit solidarisch haftet. Eine negative Dialektik bewegt sich zwischen diesen Widersprüchen hin und her, und zeigt sich als Probabilismus, Jesuitismus, Ironie; sie lehrt dann nicht blos daß die Möglichkeit, sondern auch daß die Wirklichkeit der Sünde nothwendig sei. Die christliche Ansicht löst den Widerspruch, indem sie Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit gleichmäßig festhält. Der Mensch ist ursprünglich durch Gott, Natur, Familie bestimmt, im Stande der Unschuld und Kinderharmonie; es ist seine Willkür die das Böse wirklich macht. Er steht nicht für sich einsam, sondern als ein Glied des Ganzen da, wer sündigt ladet auch eine Schuld gegen Andere auf sich und verdirbt die gemeinsame Lebensatmosphäre; umgekehrt fragt die positive Liebe nicht blos was man für das eigene Heil, sondern auch was man für die Sittigung und das Heil der Andern thut.

Die Begeisterung der Liebe ist nicht mit einer egoistischen Reinheit zufrieden, diese allein würde vielmehr zum neuen Vorwurf, wenn sie eine unmittheilsame, lieblose oder gar selbstsüchtige wäre, die genug daran hätte in ihrem persönlichen Selbstbewußtsein auszuruhen und sich besser zu wissen als Andere. Die Weisheit der christlichen Liebe soll und will selbst das Ferment der ganzen Menschheit sein; es soll ein Hirt und eine Heerde werden, nicht im Sinn einer intoleranten Gewaltherrschaft, sondern aus dem Drange mittheilsamer Liebe heraus. Daß so Viele, daß ganze Völker und Stämme noch so verwildert sind, ist nicht ihre Schuld allein, es ist auch deine Schuld, du Vorgeschrittener in der Wahrheit, und fühlst du Dies, so erkennst du die Erbschuld der Menschheit an, unter der du gelitten, die du vergrößert, und nun, wenn auch nur Sandkorn für Sandkorn darreichend, mitzutilgen hast. Dieses Theilgefühl der Erbschuld ist negativ dasselbe was die Liebe positiv ist. Er in dessen Seele der Funke dieser Liebe zuerst einschlug, der sich als Sohn der Menschheit berufen sah, er war der erste Christ, wie wir Christen nach ihm jeder unserstheils Christus sein sollen.

Indem Chalybäus mit Recht den Menschen als sittliches Wesen niemals isolirt, sondern stets als Glied der Menschheit, als erst in der Gesellschaft seine Bestimmung erreichend ansieht, gliedert sich ihm die Ethik nach den Lebenssphären in die Lehre von der Familie, vom Staat und von der religiösen Gemeinschaft.

Den ersten Abschnitt nennt er Eudämonologie. Der Mensch beginnt nicht für sich allein, der Anfang für das Geschlecht wie für den Einzelnen ist die Familie. Dies primitive Ganze steht in innigem Zusammenhange mit der Natur; daß seine Umgebung eine gesunde, günstige, paradiesische war, Das gilt als eine nothwendige Bedingung für das erste Paar, und ist es noch jetzt für die gedeihliche Entwickelung jedes Neugeborenen. Aber die Familie erzieht ihre Glieder zum Selbstbewußtsein, zur geistigen Selbständigkeit; als Selbständige gründen sie eine neue Familie. Der menschliche Gattungsproceß verwirklicht sich in der Familie; sie trägt einen specifischen Gehalt in sich der ihr allein zukommt, und muß darum in dem weitern Kreise des Lebens stets erhalten und gepflegt werden. Daß in diesen weitern Kreisen die Selbständigkeit der Personen anerkannt werde, daß ein Gesetz des gemeinsamen Verkehrs aufgestellt und beobachtet werde, diese Foderung findet durch Recht und Staat ihre Befriedigung. Wie aber die positive Liebe sich allen Andern zuwendet um Gegenliebe und dadurch das Absolut-Gute, das Reich der Wahrheit, Seligkeit und Heiligkeit zu verwirklichen, so bildet sie die religiöse Gemeinde.

Warum das Lebensglück, warum die Befriedigung der Persönlichkeit nur der Familie in der Art zugeschrieben wird daß der sie behandelnde Abschnitt den Namen der Eudämonologie erhalten, darüber gibt Chalybäus keine genügende Rechenschaft. Allerdings stellen wir das Haus dem Walten des guten Dämons zumeist anheim, aber auch im öffentlichen Leben muß ein guter Stern uns leuchten, auch im religiösen bedürfen wir der Gnade; allerdings ist die Familie dem Menschen ein Asyl, eine Freistatt der Wonne, des sinnlich-seelischen Genusses, aber auch das Volksleben beut ihm die Lust der That, beut ihm Wohlfahrt und Bildung, beut ihm Ehre und Ruhm, und erst im religiösen Gefühl erlangt er die Empfindung der Lebensvollendung, indem er sich Eins mit Gott weiß, und so sein Leben als das ewige, als das selige genießt. So ist εὐδαιμονία das Ziel des ganzen Daseins, nicht blos der Familie. Mit Grund und Fug polemisirt der Verfasser gegen den stoisch-kantischen Wahn: daß alles Sittliche durchaus entsagend, aufopfernd, nicht sich selbst belohnend, beglückend und beseligend sein dürfe, weil es sonst seinen moralischen Werth verlöre; mit Fug und Grund will er überall den Naturtrieb nicht unterjocht und vernichtet, sondern dem Geiste versöhnt und ihn harmonisch befriedigt haben; folgerichtig sollte er also das Eudämonische überall hervorheben und der ersten Sphäre desselben, dem idyllischen Kreise der Familie, ihren eigenen Namen lassen.

Die Darstellung des Familienlebens und seiner eigenthümlichen Sittlichkeit nun ist trefflich und von liebenswürdiger Gemüthswärme, von reinem Seelenadel durchdrungen. Ich will auch hier über die Anordnung des

Einzelnen nicht rechten, sondern lieber anerkennend hervorheben wie sehr es dem Verfasser zustattenkommt daß er sich sofort und gleich Anfangs auf den concreten Boden gestellt hat und nicht einen abstracten Menschen in seiner Isolirtheit zum Gegenstand der Betrachtung macht; eine Reihe von Pflichten und Tugenden gewinnen dadurch ihr eigenthümliches Gepräge und ihren rechten und vollen Inhalt daß sie als das Ethos dieser Lebenssphäre behandelt werden. Er thut den Zusammenhang der Familie mit dem Hauswesen dar, er zeigt das Selbstzerstörische der Impietät, er entwickelt Muth und Sanftmuth in anziehender Weise als die Grundtugend des männlichen und weiblichen Naturells, schildert die entgegengesetzten Fehler und Mängel, und läßt dann aus der Fülle des Gemüths die persönliche Geschlechtsliebe hervorgehen, ohne welche die geschlechtliche Vereinigung ein Frevel, die haushälterische Thätigkeit eine Sklaverei wäre. Dann behandelt er in einem zweiten Capitel die Orthobiotik oder Lebenspflege. Mäßigkeit, Genügsamkeit, Gesundheitspflege, als deren Hauptbedingung er sehr schön die Reinlichkeit preist, und endlich Leibesübungen werden hier erörtert; dann folgt eine Reihe von häuslichen Tugenden: Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ordnungsliebe, Zufriedenheit und Gastfreundschaft; endlich ein Wort über den individuellen Charakter und seine Selbständigkeit. Ein drittes Capitel spricht nun schließlich von der Familientugend. Keuschheit, Schamhaftigkeit und geschlechtliches Selbstgefühl stehen hier voran; es wird gezeigt wie die jungfräuliche Reinheit in der wahren Ehe bewahrt wird, und Dies führt zur Tugend der Ehegatten. Vertraute Einmüthigkeit, Verschwiegenheit und Treue sind hier das Kleeblatt der Tugend und Glückseligkeit; Vertrautheit, Wonne und Geheimniß weilen und fliehen miteinander, wie Amor floh als Psyche ihn beleuchtete. Dann folgt ein Abschnitt: Familiensitte. Hier ist die Rede von der Liebe der Aeltern zu den Kindern, von der Erziehung; dann von der Geschwisterliebe; an diese reiht Chalybäus die Freundschaft, die freie Geselligkeit in Spiel, Tanz, Höflichkeit und die individuelle Liebe an; drittens von der kindlichen Liebe zu den Aeltern, wo eine Erörterung über die Ehrfurcht gegen das Alter, über das Verhalten gegen Verstorbene folgt. Man sieht leicht wie hier Vielerlei zusammengestellt wird das andern Gebieten angehört; wir lassen uns dadurch aber nicht stören anzuerkennen wieviel feine und sinnige Bemerkungen der Verfasser hier niederlegt, so z. B. über den Tanz, wo es unter Anderm heißt:

> An sich ist der Tanz der unmittelbare Ausdruck des erhöhten Lebensgefühls und der anmuthigen Bewegung des Leibes welches die Grazie ist. Das Lebensgefühl als bewegendes Princip kommt in ihr zur höchsten Willkürlichkeit der Selbstbewegung. Da der Stoff hier unmittelbar die eigene äußerliche Persönlichkeit und die Darstellung anschaulich ist, so liegt etwas Entwürdigendes darin diese Kunst nur als Schaustellung des Leibes für Andere zu treiben; der Genuß muß gegenseitig, der Tanz nothwendig gesellig sein und zwar für beide Geschlechter; ein Geschlecht für sich ist nur eine halbe Gesellschaft; das Lebensgefühl aber erhöht sich gerade durch die gegenseitige Annäherung derselben. Den Tanz zur Exhibition für andere unbetheiligte Zuschauer, zum Gewerbe zu machen, ist zweideutig oder sklavisch, wie im Orient, wo der Mann dem weiblichen Geschlecht allein das Tanzen überläßt, dieses als Bajadere, Odaliske auftritt; denn die Foderung der Persönlichkeit daß der andere Theil sich ebenso für sie bemühe, ist aufgehoben; ebenso verliert der Männertanz, wenn diese Gegenseitigkeit fehlt, seinen Charakter, er wird zum kriegerischen Waffentanz, zur Pantomime der Schlacht. Aber gerade aus diesem Grunde ist die zarteste Maßgebung nöthig; ist es im Verborgenen immer die Annäherung der Geschlechter welche das Lebensgefühl erhöht, so darf gerade diese Beziehung auf keine Weise hinter ihrem Schleier hervortreten; der entfernteste Verrath dieses unbewußten Geheimnisses ist Indecenz; die keusche Grazie des Tanzes ist eben der unbewußte Ausdruck dieser Trennung, die nach Vereinigung strebt und in der Annäherung flieht, ein sich gegenseitig Anmuthen und doch Nichts Gewähren. Die Grazien sind unschuldig und doch nicht mehr naiv und kinderdreist, sondern schelmisch, herausfodernd und zurückhaltend, ohne zu wissen warum. Es ist die Jugendblüte im Begriff mit ahnungsvoller Sehnsucht aufzubrechen, ein kurzes, aber reinstes Glück des Uebergangs. Daher ist der Tanz auch nur die Lust der Jugend und hört mit ihr auf; das Interesse daran erlischt mit der Ehe und der Jünglingszeit; alternde Tänzer sind unschön, lächerlich; es liegt ein Widerspruch zwischen gesetztem Alter und Tanz. Weil aber der Tanz die Kunst der unverheiratheten Jugend ist, so muß er auch beim Ausdruck der Sympathie bleiben, nur bei der Andeutung des Uebergangs vom Spiel der Kindheit zum geahneten Verhältniß der pathomatischen Liebe.

Bei der individuellen Liebe welche die neue Ehe, die neue Familie begründen soll, erkennt Chalybäus das Recht der Persönlichkeit im Verlangen nach einer wahlverwandten, völlig entsprechenden Natur; beide Personen wollen sich einzig und ewig aneinander binden; die wahre Ehe ist monogamisch und unauflöslich. Aber sie soll die frühern sittlichen Verhältnisse nicht negiren innerhalb welcher sie entsteht; das Einvernehmen, der Segen und Mitgenuß der Aeltern, deren Vernachlässigung bei diesem Schritt offenbare Impietät wäre, die ungetrübte Theilnahme der Geschwister und Freunde sind Unterpfänder des neuen Glücks, ein Schirm des neuen Hauses.

Ein Hinblick auf die vollendete Eudämonie schließt diesen Abschnitt mit der wiederholten Mahnung die Familie als ein eigenthümliches Gut im Ganzen des geselligen Lebens heilig zu achten und innerhalb des Staats und der Kirche zu bewahren.

Der zweite Theil des dritten Buchs behandelt die Rechtslehre. Hier bespricht Chalybäus im ersten Abschnitt die Rechtspersönlichkeit, die Selbstbehauptung des Rechts gegen das Unrecht, das Personenrecht; im zweiten Abschnitt das bürgerliche Gesellschaftsrecht-Eigenthum, Vertrag, Stände; im dritten das Staatsrecht, Staatsform und Gesetzgebung, Regierungsfunctionen, Machtvollkommenheit des Staats.

In der Familie war das Individuum Glied eines Organismus, jetzt macht sich seine Selbständigkeit, das Moment der Egoität in der Liebe geltend, die Selbstbehauptung der Persönlichkeit. Ich gestehe daß ich hier die Schärfe des Begriffs bei Bestimmung der Rechtsidee vermisse. Chalybäus weiß wohl daß nicht die Verwirklichung des Gesetzes, sondern die Vollendung der

Digitized by Google

Persönlichkeit der Endzweck des ganzen Rechtprocesses ist; er will daß bei dem Gesetz der Wille gegenwärtig sei. Durch das Band des Gewissens sollen wir uns der äußern Ordnung verpflichtet fühlen, deshalb soll das Gesetz aus der Wahrheit des Willens hervorgehen und durch den Willen Aller ausgesprochen werden. Er erkennt den historischen Charakter des Rechts und seine Continuität im Volksleben an, und will es nicht zum Kunstgeheimniß einer Zunft eingefangen, sondern vom Volksbewußtsein getragen wissen. Er scheidet das Recht nicht von der Sittlichkeit, aber er gibt nicht bestimmt genug an wie es mit ihr Eins und doch unterschiedlich bestimmt ist. Nach meiner Ansicht muß die Stelle und der Begriff des Rechts im Organismus des Geistes folgendermaßen gefunden werden: Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung nach der eigenen Natur, die Gewinnung der eigenen Wahrheit. Sein Sein zu seiner That zu machen und mit selbstbewußter Kunst allseitig und harmonisch darzustellen ist die Bestimmung des Menschen; so hat der Einzelne und die Menschheit denselben Zweck, und diese Vollendung unserer Selbst, die Offenbarung des Göttlichen in uns und durch uns ist die Sittlichkeit. Sie ist der Allen gemeinsame Zweck, und nur in der Gemeinsamkeit zu erreichen; der Einzelne vermag seine eigenthümliche Gabe nur dann zu entwickeln und geltendzumachen, wenn die Andern das Gleiche thun und das Ihrige ihm fördernd entgegenbringen. Das Gute ist das Einige im Willen Aller, das Gewissen die gleiche Gottesstimme. Aber gut und frei kann der Mensch nur sein wenn ihm auch die Möglichkeit des Andersseins gegeben ist, und indem er selbstsüchtig vom Allgemeinen abfiel, stand ihm dies jetzt als äußeres Gesetz gegenüber; indem die Einzelnen nur ihr besonderes Wohl suchten, löste sich das Band der Natur und Pietät das sie umschlungen hielt, und mußten diejenigen sittlichen Bestimmungen ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann positiv festgesetzt und mit einer zwingenden Macht begleitet werden. Diese Norm und Ordnung des menschlichen Gemeinlebens ist das Recht; sie für sich in Anspruch zu nehmen und Andern zu gewähren ist Jeder befugt und verpflichtet. Das Recht gibt die Summe der Bestimmungen durch welche die freie Entwickelung der Individualität sichergestellt wird, es ist der positive Ausdruck der Beziehung der Einzelnen zueinander wie der Gemeinsamkeit ihres Lebenszwecks. Daraus folgt daß die Rechtsordnung mit ihrem Zwang etwas Historisches, nichts Absolutes ist; sie ist da um der Sünde willen und wird aufgehoben zum Reich Gottes durch die steigende sittliche Cultur. Der Rechtsstaat ist nicht das Höchste, sondern eigentlich ein blos Negatives: der Staat als Organismus der Sittlichkeit oder die freie harmonische Gesellschaft will nicht blos Unrecht verhüten, Eigenthum schützen, Verbrechen bestrafen, sondern für das materielle Wohl und für die Bildung und Sittlichkeit Aller Sorge tragen, sodaß Jeder sich selbständig entwickeln kann und das Gesetz der Liebe Verwirklichung, die Liebe des Gesetzes Erfüllung wird. Daher das Irrationale das im Rechtsstaat unvermeidlich ist, z. B. bei der Polizei, bei Strafmaß, ja bei aller Herrschaft, sei es der eines Einzelnen oder der Majoritäten; daher das Verkehrte, wenn jetzt idealistische Politiker die Sünde nicht in Rechnung bringen; daher das Richtige des Satzes: daß eine gute Regierung strebe sich selbst unnöthig zu machen.

Im Besondern mache ich auf die neuen und trefflichen Bestimmungen aufmerksam die der Verfasser bei der Lehre vom Unrecht über politische Verbrechen, Injurien und Selbsthülfe gibt; seine Foderung eines Ehrengerichts von Geschworenen ist eine Foderung der Zeit, möge sie Gehör finden! Chalybäus gibt es auf principiell die Todesstrafe zu vertheidigen; er erkennt die Freiheitsstrafe als die allein vernünftige an, und verlangt daß der Verbrecher in die Einsamkeit mit sich selbst gesetzt werde. Wenn er aber meint, es liege an und für sich nicht im Rechts- und Staatszweck daß für die Besserung der Verbrecher gesorgt werde, so hat er doch in das Wesen von Verbrechen und Strafe nicht tief genug gesehen. Die Strafe ist Wiederherstellung des Rechts, das Unrecht wird als das Nichtseiende, Nichtgeltende hingestellt, das Recht aufrechterhalten, Dies ist ihre objective Seite. Aber wo war denn das Recht aufgehoben? An sich bleibt es bestehen, ob Tausende lügen und trügen, die ewige an sich seiende Gerechtigkeit können sie nicht brechen, und die Gesammtheit der Menschen oder der Staat spricht eben Dies gegen den Missethäter aus daß das Recht Geltung hat. Aber in seinem Willen hat dieser das Gesetz gebrochen, in seinem Bewußtsein dem Recht sich entfremdet, die eigene Freiheit hat er misbraucht. Weil er sein Belieben an die Stelle des Gesetzes treten ließ, statt dies in den eigenen Willen aufzunehmen, darum tritt das Gesetz als Zwang und Zucht an ihn heran, und dem Recht, der Sittlichkeit, also dem Wesen seiner eigenen Seele soll er versöhnt, dort wo es verletzt war, in seinem Willen soll das Recht wiederhergestellt werden, denn es gilt und herrscht durch den Willen der Menschen, und Das ist die subjective Seite der Strafe als Wiederherstellung. Der Verbrecher soll zur Selbsterkenntniß kommen, soll an eine seiner Natur gemäße Arbeit, soll an Ordnung gewöhnt und der Gesellschaft als genesenes Glied zurückgegeben werden. Bei jedem Verbrechen haben wir Alle an unsere Brust zu schlagen: hätten wir Alle unsere Pflicht besser gethan in Wort und Werk, die Roheit welche hier, die Noth welche dort ein Verbrechen hervorgerufen, sie wären gar nicht vorhanden gewesen. Der Staat hat also der eigenen Verbesserung zu gedenken, das Verbrechen durch Entfernung der dazu verleitenden Verhältnisse, durch Bildung, durch Harmonisirung von Gesetz und Gewissen zu verhüten, jeder Kraft eine angemessene Bahn zu eröffnen. Der Staat soll also der christlichen Liebe nicht blos die „Möglichkeit und Gelegenheit nicht aufheben ihr Werk dort anzuknüpfen wo das Amt der Gerechtigkeit endigt“, wie Chalybäus sagt, sondern er soll Heilungsanstalten für seine erkrankten Bürger gründen; es ist sein eigenes

Digitized by Google

Interesse daß sie nicht durch andere Uebelthäter noch mehr verdorben werden und zu größerm Schaden in die Gesellschaft zurückkommen, sondern daß sie gebessert werden und den Trieb gewinnen durch gute Thaten den Dank der Rettung zu zahlen. Natürlich hat hierbei die christliche Liebe mitzuwirken, aber der Staat soll ja auch ein christlicher sein, und nicht blos das Recht, sondern auch die Liebe als das Princip der sich ergänzenden Gemeinschaft verwirklichen. Das hat Chalybäus übersehen, Das hat er zu ausschließlich der religiösen Sitte anheimgegeben; das Christenthum soll und will aber der Sauerteig für das ganze Leben sein. Es ist zu erwarten daß die Fichte'sche Ethik von diesem Mangel sich freihalten und die Durchführung der Idee des Wohlwollens in der Politik ihr gelingen wird.

Im *Gesellschaftsrecht* tritt das Vermittelungsmoment des Verkehrs als Hauptgegenstand hervor; „die höchstmögliche Freiheit, Mannichfaltigkeit und Fülle desselben, die aber nur in bestimmten gesetzlichen Formen sich gedeihlich entwickelt, ohne diese in jedem Augenblick und überall sich hemmt und aufhebt, wird der immanente Zweck dieser Sphäre sein, der jedoch selbst nur ein relativer ist, weil er einem höhern Zweck dient und von diesem Maß und Ziel annehmen muß". Trefflich wird die Nothwendigkeit des Besitzes für die Person, trefflich das Erbrecht auf der Basis der Familie dargethan. Nach meiner Ansicht steht es und fällt mit ihr. Das Vermögen der Familie ist von vornherein und bleibt Gemeingut ihrer Glieder; der Erwerbtrieb wird durch die Sorge und Liebe für die Unserigen geadelt, und sollte der Staat erben, er würde wenig zu erben bekommen, indem Niemand mehr zu erwerben trachten würde als er gerade braucht, oder etwanige Ueberschüsse ein Jeder vor seinem Tod doch den Seinen geben würde.

Sehr ausführlich und detaillirt, damit von fachjuristischem Interesse ist die Lehre vom Vertrag; von besonderer Wichtigkeit für die Gegenwart ist das Standesrecht. Es müssen aus der Auflösung der Kasten und Zünfte, der feudalen Stände und auf dem Grunde der ursprünglichen Gleichheit der Menschen und ihrer Rechte die rationalen Stände als Corporationen oder Associationen hervorgehen, von denen je einem der Mensch sich nach Maßgabe des Berufs anschließt, zu welchem Talent und Neigung ihn geführt haben. Diese Stände sind die der Urproduction, der industriellen und der ideellen Production. Chalybäus hat sie sehr anziehend geschildert, und ihnen dann das Recht der Selbstorganisation, der Selbstverwaltung ihrer innern Angelegenheiten und der Repräsentation gegeneinander und der Staatsgewalt gegenüber zuerkannt. Dem Staatsganzen steht die Ueberwachung des Gesammtwohls durch die Harmonisirung der Interessen und damit ein Oberaufsichtsrecht zu. Vergessen aber ist hier eine Darstellung des Rechts und der Ordnung der Gemeinde.

Den *Staat* definirt Chalybäus als denjenigen Organismus der Nation in welchem die persönliche Rechtsfreiheit zur objectiven Wahrheit verwirklicht wird. An der Hand der Geschichte betrachtet er das patriarchalische Königthum und die Republik, und sieht dann in der constitutionnellen Monarchie das wahrhaft neue, noch unerschöpfte, in der Entwickelung begriffene Problem und Werk des germanischen Geistes. Er sagt:

In ihr erkennen wir die concrete Synthesis der Monarchie und Republik, jene in der abschließenden Form in welcher allein eine nationale Souverainetät machtvoll hervortreten und dauernd sich behaupten kann, diese in dem zur üppigsten Fülle entfesselten und doch harmonisch geregelten Inhalt des Staats, der bürgerlichen Gesellschaft; diese ohne jene sich constituirend ist Demokratie, jene ohne diese ist Autokratie, beide in Einem die constitutionnelle Monarchie. Daß auch diese ihre Entwickelungsphasen durchzugehen hat, daß sie bisher noch vielfach dem Uebergewicht der Autokratie und dem historischen Rechte verhaftet, als Polizeistaat dem demokratischen Elemente zu wenig freien Spielraum gewährte, wer dürfte es leugnen? Aber selbst wenn Deutschland das Unglück haben sollte nach dem Beispiel der Geschichte anderer Völker auch nur eine zeitlang zur Republik überzuspringen, würden wir nichtsdestoweniger diese Zeilen stehen lassen müssen, gestützt auf die Idee, die ihre Verletzungen durch die Leiden der Völker straft, aber sich durch ihr Thun nicht beugen läßt.

Eine Note unter dem Text setzt hinzu:

Geschrieben im Herbst 1848. Seitdem haben freilich die Dynasten durch ihre alten Fehler den Demokraten von neuem so vielen Vorschub geleistet daß ein solcher Uebergang leider nicht mehr unwahrscheinlich ist.

Ich mag über Verfassungsformen nicht rechten, ich sehe in keiner einzigen ein Absolutes, sie sind alle relativ, sie müssen sich nach der Bildungsstufe und dem Sein des Volks, nach seinen geschichtlichen Ueberlieferungen und Gewöhnungen richten, sie müssen nicht sein wie ein Kleid das man beliebig aus- und anzieht oder wechselt, sie müssen als die von innen bestimmte Ordnung des Volksorganismus mit demselben erwachsen, wenn sie etwas taugen und mehr als ein Stück Papier sein sollen. Man könnte von der constitutionnellen Monarchie auch sagen sie sei der Waffenstillstand zwischen Fürsten- und Volkssouverainetät, sie sei ein organisirtes Mistrauen, ein gegenseitiges sich im Schach Halten, eine Uebergangsform, in der das eine oder das andere Princip doch entscheide, in Deutschland nach den Erfahrungen der Neuzeit die Fürsten, in England, der königlichen Republik, das Volk durch das Parlament. Ich will hierüber nicht rechten, die ganze Frage ist eine der Zweckmäßigkeit und der Geschichte, keine der Idee und der Philosophie.

Chalybäus erkennt mit R. Mohl ein actives und positives Selbstvertheidigungsrecht des Volks an, also eine Nothwehr gegen Rechtsverletzungen; jede Revolution oder Reaction als erste Gewaltthat von oben oder von unten nennt er ein Unrecht und will überall die gesetzliche Reform, deren Form und Weise eben das Staatsgrundgesetz bestimmen soll. Darin, in diesem Recht des Nationalstaats sich selbst seine Verfassung zu bilden und fortzubilden, sieht er die Wahrheit der Volkssouverainetät. Er will keine Theilung, sondern eine organische Gliederung der Gewalten.

In jedem Staat welcher das Volk zur Theilnahme beruft, welcher nicht blos die Realisirung des Gesetzes,

Digitized by Google

sondern der Persönlichkeit ist, kommt sehr viel auf das **Wahlgesetz** für die Volksvertretung an; ich freue mich daß Chalybäus wie J. H. Fichte hier im Ganzen mit mir übereinstimmen; der philosophische Rath an die Staatsmänner erscheint vielleicht reactionnair, ist aber in der That organisch fortbildend. Fichte billigt den Grundsatz Friedrich Schlegel's: daß die rechte Volksvertretung nicht dadurch gefunden werde, indem man die ganze Bevölkerungsmasse des Staats atomistisch in eine Stimmenlotterie verwandelt, sondern indem das Volk als Ganzes nach seinen Gliedern in den einzelnen Ständen und wesentlichen Corporationen vertreten wird, in welchen die Nation historisch sich fortentwickelt. Die Gleichheit der Menschen, sage ich, ist das Ursprüngliche, aber die Individualität nach ihrer Naturbestimmtheit wie nach ihrer sittlichen Kraft bedingt sofort die Ungleichheit aller Einzelnen; sie bestimme sich selbst in eigener Freiheit ihren Lebensberuf, bilde aber dort dann mit ihren Genossen einen besondern Lebenskreis. Der Staat ist die höhere Einheit dieser Corporationen, sie werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung bei der Staatsregierung vertreten, die Einzelnen wählen in ihrer Sphäre einen Mann ihres Vertrauens, der ihre Interessen kennt, der sie zur Sprache bringen und mit dem Ganzen in Einklang setzen kann. Wie leicht ereignet es sich jetzt daß in einer kleinen Ständekammer kein Professor, kein Kaufmann sitzt, und doch werden die Interessen der Wissenschaft und des Handels hier entschieden! So will denn Chalybäus daß nicht das Volk als gleiche Masse mit dem sogenannten allgemeinen Stimmrecht wähle, weil da am wenigsten die Intelligenz zu Wort komme, weil, hätte er hinzufügen können, diese abstracte Gleichheit eine Ungerechtigkeit und die wahre Gleichheit die Verhältnißmäßigkeit ist. Er will aber auch nicht das Steuerclassensystem als einzige Norm, sondern er will daß die drei früher erwähnten Stände in welchen sich die Interessen verkörpern auf denen der Staat beruht und in denen die Persönlichkeit wirklich wird, als solche ihr Wahlrecht üben, und daß erst auf dieser Grundlage wieder eine Classeneintheilung eintrete: dann ist das Wahlrecht ein allgemeines, aber Jeder wählt in seinem Kreis, und seine Stimme wird hier nach Maßgabe seiner Kraft und Thätigkeit gewogen.

Im Abschnitt über die **Finanzverwaltung** spricht Chalybäus gegen die sogenannten indirecten Steuern; er bedenkt nicht daß sie eigentlich die directen Steuern sind, die Jeder sich durch den Verbrauch seines Vermögens, durch seine Lebensgenüsse selbst auflegt. Bekanntlich hatte der Nationalconvent sie abgeschafft, und es war eine der segensreichen Thaten Napoleon's sie wieder einzuführen. Viel richtiger als Chalybäus sagt Proudhon: daß sie die einzig vernünftigen Steuern seien, nur daß sie mit richtiger Einsicht ausgeschlagen werden müssen, sodaß Salz und Mehl, was Alle bedürfen, gering, die Luxusgegenstände nach Maßgabe ihrer Entbehrlichkeit immer höher besteuert werden. Am gerechtesten wird es indeß immer sein, wenn man Production und Consumtion gleichmäßig in Anschlag bringt.

So könnte ich im Einzelnen noch manchen kleinen Widerspruch bei weit öfter ausgesprochener Zustimmung niederschreiben, glaube indeß das treffliche Werk durch das bereits Mitgetheilte charakterisirt und zum Studium desselben eingeladen und angereizt zu haben; nur über die **Wehrverfassung** noch ein Wort. Auch Chalybäus schließt sich hier an Preußen an. Er will eine Militairverfassung die die ganze männliche Jugend wehrhaft macht, die ohne den Waffendienst zu einem besondern Stand zu machen doch auch die Kriegskunst nicht vernachlässigt; dann wird sie durch kriegerische Gymnastik eine Hauptaufgabe der physischen Nationalerziehung lösen, dann auch die moralische fördern, indem sie den Eintritt in das Staatsleben mit der Weihe der Ehre und der Unterwürfigkeit unter das Gesetz beginnt, endlich aber im ganzen Volk die Tapferkeit hervorruft, den gerechten Stolz der Selbstgenugsamkeit, das Sicherheitsbewußtsein mit eigener geübter Kraft sich selbst behaupten zu können.

Indem ich in einem zweiten Artikel die religiöse Ethik bald zu besprechen gedenke, schließe ich diesen über die politische mit dem Satze des Verfassers:

> Das Nationalrecht und der beharrliche Wille der Nation bleibt am Ende doch jeder andern Macht unüberwindlich. Die wahre Politik ist im Grunde das Recht und das Recht die wahre Politik. *)

M. Carriere.

Denkschrift über eine Reise nach Nordmexico, verbunden mit der Expedition des Obersten Donniphan, in den Jahren 1846 und 1847. Von A. **Wislizenus**. Aus dem Englischen übertragen von **George M. von Roß**. Mit einem wissenschaftlichen Anhange und drei Karten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch hat recht viele belehrende Seiten. Es gehört in die schon seit Jahren ziemlich bedachte Classe wissenschaftlicher Reisewerke, denen eine unmittelbar ins praktische Leben eingreifende Nützlichkeit und Wichtigkeit nicht abgeht. Deshalb wird ihm eine beifällige Aufnahme gewiß nicht fehlen. Referent ward bei dem Lesen dieses Werks unwillkürlich an Mühlenpfordt's „Mexico" erinnert, mit dem es in mehr als einer Hinsicht auf ganz gleichem Standpunkte steht, obgleich es doch auch wieder sehr wesentlich davon abweicht. Beide gehen mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit demselben Fleiße, mit derselben Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu Werke, beziehen sich unter ähnlichen Umständen auf dasselbe Land, und legen dasselbe Gewicht auf eine vieljährige Selbstanschauung und Selbsterlebniß. Dagegen ist der Spielraum der vorliegenden Schrift nur ein Theil von dem der andern, und zwar gerade der Theil wo sie am wenigsten selbständig auftreten konnte. Auch ist die Auffassung und Beschreibung der Natur, der ethnographischen, statistischen und politischen Verhältnisse in dem einen Buche eine ganz andere wie in dem andern. Daher können beide nicht blos friedlich nebeneinander bestehen, sondern sie können sich auch gegenseitig unterstützen. Referent ward aber auch an Catlin's „Reise in den Ländern der nordamerikanischen freien Indianer" erinnert, indeß nur insofern dieselbe mit der unsers Verfassers auf demselben Grund und

*) Den zweiten Artikel bringen wir später. D. Red.

Boden ausgeführt ist, denn in jeder andern Beziehung liegt zwischen beiden eine große Verschiedenheit. Catlin ist ein begeisterter Verehrer der ritterlich-kühnen Prairiesöhne, und führt mit hinreißender Meisterschaft einen dichterischen Pinsel. Wislizenus ist Freund der Natur im Allgemeinen, er beachtet das culturlose Leben der freien Wilden gar nicht mit Beifall, im Gegentheil sieht er darin einen durchaus verfehlten Lebenszweck, und wünscht Nichts sehnlicher als daß ein so herrliches Land nicht länger ungenutzt liegen bleiben, daß es recht bald in die fleißigen Hände civilisirter Völker kommen möchte.

Für die Geographen von Fach, für die Geschichtsforscher, für die Staatsmänner welche die Auswanderung nach Amerika zu überwachen und auf naturgetreue Principien zu leiten haben, sowie für die europäischen Auswanderer selbst ist das Buch von hoher Bedeutung. Die Reise geht nämlich durch Texas und Nordmerico, also durch Regionen welche einer astronomischen und mineralogischen zuverlässigen Bestimmung noch gänzlich entbehrten; sie geht durch Regionen worauf die europäische Völkerwanderung schon seit Jahren mit Entschiedenheit gerichtet gewesen ist; sie geht durch Regionen eines Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico, worauf die gebildete Alte und Neue Welt mit der theilnehmendsten Spannung geblickt hat, und sie geht durch diese Regionen gerade zur Zeit des Ausbruchs der Feindseligkeiten, sodaß der Verfasser sogar genöthigt war als Militairarzt miteinzutreten in die amerikanische Armee. Der Verfasser, ein geborener und gebildeter Deutscher, sieht schon seit mehr denn zehn Jahren Amerika als seine eigentliche Heimat an, kennt Amerika und Europa ganz genau, und weiß was jenes geben kann und was dieses sucht. Er kennt auch das Land in welchem die vorliegende Reise ausgeführt wird schon durch eine sieben Jahre früher angestellte ähnliche Wanderung nach Californien. Seine Bildung umfaßt einen großen Kreis von Naturwissenschaften und technischen Fertigkeiten. Die Lage der Gebirge, Flüsse und Orte weiß er astronomisch zu bestimmen, die Erhebungen und Senkungen des Landes mißt er mit Hülfe des Barometers ab, er besitzt ein sachkundiges Urtheil über den Ackerboden, über die Gebirgsarten, über Landwirthschaft und Hüttenbetrieb. Er ist also ganz der Mann dazu eine solche Reise mit dem besten Erfolge ausführen zu können. Vergleicht man die dem Werke beigelegte Karte mit den besten deutschen größern Kartenwerken von Berghaus, Stieler und Platt, so erkennt man sogleich eine große Verschiedenheit in Hinsicht der Lage der Orte und des Laufs und der Verzweigung der Gebirge und Flüsse, eine solche Verschiedenheit daß das Eine dem Andern kaum noch ähnlich sieht. So bestimmt der Verfasser z. B. die Lage von Santa-Fé beinahe um einen ganzen Grad südlicher in Hinsicht der nördlichen Breite und um mehr als um einen ganzen Grad östlicher in Hinsicht der Länge.

Der Verfasser verließ im Frühjahre 1846 St.-Louis im Staate Missuri, in der Absicht Nordmerico und Obercalifornien zu bereisen und im Herbste des folgenden Jahres wieder heimzukehren. Der Hauptzweck seiner Reise war ein wissenschaftlicher. Er wollte die Geographie, Naturgeschichte und Statistik des Landes studiren, wollte den Weg nach dem Compasse einschlagen, und die merkwürdigen Orte und Punkte auf demselben mit Hülfe des Barometers und astronomischer Messung bestimmen. Die Reise ward in dem genannten Plane begonnen, es wurden reiche Sammlungen ganz neuer, unbeschriebener Pflanzen angelegt, es wurde der Charakter der Felsen geprüft um Aufschluß über die geologische Formation des Landes zu erhalten. Er besucht Minen und analysirt Erze, um auch in Hinsicht des Bergbaus den erwünschten Aufschluß zu erhalten. Auch in meteorologischer Beziehung hat er überall fleißig beobachtet, um daraus auf das Klima und auf die Geeignetheit des Landes zum Ackerbau zurückschließen zu können. Daneben sammelte er Notizen über die Bevölkerung, über ihre Sitten, Industrie und Geschichte. Als der Verfasser seine Reise aber kaum angetreten hatte, so brach der oben schon erwähnte Krieg aus und wirkte sehr störend auf die Ausführung des Ganzen ein. In Chihuahua ward der Verfasser durch die Willkür einer ebenso dummen als feigen Regierung sogar zu einer sechsmonatlichen Unthätigkeit verdammt, „und als dann amerikanische Truppen in Chihuahua eintrafen, und ich einsah daß ich meine Reise nicht soweit werde ausdehnen können als ich mir vorgenommen hatte, nahm ich eine Stelle als Militairarzt an und kehrte mit der Armee über Monterey nach den Vereinigten Staaten zurück". Diese Stellung in der Armee gab ihm Gelegenheit mit den Hauptereignissen dieses Feldzugs bekanntzuwerden. Hierüber hat er sich aber absichtlich nur kurze Notizen gesammelt, weil ein Freund von ihm, der in Oberst Donniphan's Regiment als Offizier den ganzen Feldzug mitgemacht hat, eine ausführliche und sachverständige Beschreibung unter der Feder habe.

Jetzt mögen nun noch einige Stellen aus dem Buche selbst hier Platz finden: „Am 25. Juni legten wir Morgens zwölf englische Meilen bis zum Gallina Creek zurück. Das linke Ufer des Bachs ist sehr abschüssig. Die Uferketten bestehen aus einem dunkelblauen schieferigen Kalkstein mit Fossilien welcher der Kreideformation angehörte. Ungefähr eine Meile vom Bache entfernt liegt las Vegas oder Gallinas, ein Städtchen von hundert und etlichen Häusern, und mit arm und unreinlich aussehenden Einwohnern, welche auf den um dasselbe liegenden künstlich bewässerten Feldern Ackerbau und auch Viehzucht treiben. Das Thal von Vegas ist nicht so fruchtbar als das von Mora, und mehr der Strenge des Winters ausgesetzt. Nachmittags passirten wir das Städtchen und wendeten uns dem Gebirge zu. Statt über Hochebenen werden wir von nun an durch enge Thäler und Gebirgspässe wandern, welche von hohen, steilen Felsen eingeschlossen sind und Canons genannt werden. Durch einen solchen Canon kamen wir schon Nachmittags. Die schroffen Felsen, welche bisweilen über unsern Weg hinüberhingen, bestanden aus gemeinem und kieseligem Sandstein, roth, weiß und graulich von Farbe. Auf diesen Bergen wachsen zwei Species Rothfichten welche beide noch nicht beschrieben sind. Die eine (Pinus brachyptera) findet sich sehr häufig in Neumerico und eignet sich vorzüglich zu Bauholz; die andere (Pinus edulis), hier Pinon genannt, birgt in den Tannzapfen nußähnlichen Samen der geröstet gegessen wird... Den 28. Juni Morgens erwachte ich vom Frost geschüttelt, da ich keine Wolldecke bei mir hatte, fühlte mich aber bei einem guten Feuer bald wieder erquickt und recht behaglich. Um mir bis zur Ankunft der Karavane die Zeit zu vertreiben ging ich das Ufer des Bachs entlang und untersuchte die aus zersetztem Granit bestehenden Felsen. Während ich beschäftigt war mit meinem Hammer einige Stücke von den großen Granitblöcken abzuschlagen, sah ich plötzlich einen Indianer in vollem Galopp über den Hügel gerade auf mich zueilen. Da ich mein gesatteltes Pferd stets zur Hand hatte, so saß ich in einer Minute im Sattel; aber der Indianer war auch schon neben mir, auf dem Fuße von ungefähr 20 Indianern gefolgt. Ohne die geringsten Freundschaftszeichen zu machen gab er mir auf befehlshaberische Weise zu verstehen ich solle absteigen, Dessen ich mich jedoch entschieden weigerte, und ihm zu verstehen gab ich habe einen Weg vor mir. Darauf warf ich mein Pferd herum und ritt so rasch davon daß seine Gefährten mich nicht einholen konnten. Der alte Häuptling — das war er augenscheinlich — sah mir einige Minuten unentschlossen nach, da er aber ohne Zweifel bemerkte daß ich meine Büchse und Pistolen zur Vertheidigung bereit hielt, so brummte er Etwas das wie ein Fluch klang, und ließ mich reiten. Ich ritt nicht sehr schnell weiter, bis ich ihnen aus den Augen war, und lenkte dann nach meiner alten Straße ein, wo ich im Gehölze die Karavane erwartete, welche um die Mittagszeit erschien und dann an der Pecosquelle lagerte. Die Indianer waren, wie man mir sagte, ein Trupp Comanches."

Die dem Werke beigegebene Reisekarte ist ein mit äußerster Sorgfalt angelegtes Meisterwerk. Es reicht von Inde-

Digitized by Google

pendence nach Santa-Fé, Chihuahua, Monterey und Matamoros. Außer ihr besitzt das Buch noch eine kleinere „Geologische Skizze“ in Form einer Karte und noch drei Profile der Erhebungen über der Meeresoberfläche: 1) von Independence nach Santa-Fé, 2) von Santa-Fé nach Chihuahua, 3) von Chihuahua nach Rynosa am Rio Grande. 61.

Johann Christian Edelmann's Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Herausgegeben von Karl Rudolf Wilhelm Klose. Berlin, Wiegandt. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die in der hamburger Stadtbibliothek handschriftlich, d. h. abschriftlich, nicht autographisch, aufbewahrte Autobiographie des seiner Zeit berüchtigten Edelmann bildet, durch die Presse vervielfältigt, den Hauptinhalt dieser Schrift. Einige Jahre nachher hatte der Herausgeber in der in der theologischen Welt wohl accreditirten Illgen-Niedner'schen „Zeitschrift für die historische Theologie“ einen Auszug aus dem obengedachten Manuscripte mitgetheilt, und es ließe sich darüber streiten, ob damit nicht jedem Anrechte an die Veröffentlichung desselben für die Jetztzeit genügt worden sei. Denn einmal soll man, wie das Sprüchwort sagt, nicht Oel zum Feuer gießen, und es wäre doch denkbar daß sich Dieser und Jener der vielen Geistesverwandten Edelmann's, die, nach dem eigenen Ausdrucke des Herausgebers im Vorworte, in allen Kreisen der Gesellschaft jetzt schockweise sich finden, für seine querköpfigen, der Kirche und der Geistlichkeit feindseligen Ideen in diesen Selbstgeständnissen Nahrung suchte und holte; sodann aber scheint doch in der That Edelmann durch die curae repetitae, die ihm der Herausgeber angedeihen läßt, höher gestellt zu werden als er es wirklich verdient. Denn allgemein ist man jetzt darüber einverstanden daß Edelmann kein eminenter Geist war, daß seine Invectiven gegen Bibel und Christenthum kein tiefer begründetes, in sich selbst abgeschlossenes System bildeten, vielmehr äußern, in sein Leben verflochtenen Umständen Ursprung und Nahrung verdankten und namentlich in Haß und Grimm gegen die Geistlichkeit ausliefen, daher auch ohne alle Urbanität, wie sie doch in der Schriftstellerwelt vorwalten soll, hervortraten. Edelmann selbst hielt sich für einen zweiten Luther; er war der Meinung daß er der „Freiheit“ die Bahn gebrochen habe, während er doch nur das ihm Mögliche that zu zerstören und niederzureißen, wozu er in seinen Kreisen Gesinnungsgenossen fand, wie sie seinen Nachtretern unter unsern Augen auch nicht fehlten und fehlen. Ja, man darf die Niederschreibung seiner Selbstbiographie, wie sie nun vor uns liegt, auf Rechnung eines Dünkels setzen der in ihm war. Denn indem er die fälschlich über ihn, sein Leben und seine Meinungen verbreiteten Nachrichten berichtigen zu müssen glaubt, setzt er sie Denen an die Seite welche zur Zeit der Reformation Glossen zu den ihnen feindlichen Schriften machten und herausgaben, und namentlich weiß er immer von Luther Anspielungen und Anwendungen auf sein eigenes Leben zu machen; vielleicht glaubte er auch Luther's oft ungestüme Sprache sich aneignen zu müssen, um für seinen Geistesverwandten zu gelten. Doch läßt sich zu Gunsten der Veröffentlichung des hier in extenso zugänglich gemachten Manuscripts auch Manches anführen. Unverkennbar hat sie für den philosophischen Geschichtsforscher keinen geringen Werth, der die Umwege, Abwege und Irrwege genauer kennenlernen will und muß die der menschliche Geist zu einer Zeit einschlug als er mit noch ungeübter Kraft und ohne ein festes Ziel vor Augen die ersten Versuche wagte sich von den drückenden Ketten zu befreien in die der erstarrte Dogmatismus der herrschenden Kirchen, die Nichts lernen und Nichts vergessen wollten, ihn geschlagen hatte. Aber auch der bloße Freund der Geschichte wird hier für die Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit zahlreiche anziehende Belege finden und zu nützen wissen. Edelmann selbst war schon lange vor seinem Tode, der am 15. Februar 1767 erfolgte, fast gänzlich verschollen. Als man ihm den freien Aufenthalt in den preußischen Landen zu verkümmern suchte, soll Friedrich II. geäußert haben: man möge sich darüber nicht wundern, da er viele andere Narren in seinen Ländern zu dulden sich genöthigt sehe.

Der Herausgeber hat durch eine zweckmäßige Einleitung dem Verständnisse der Biographie vorgearbeitet, auch am Schluß derselben noch andere Manuscripte Edelmann's, welche sich auf der hamburger Stadtbibliothek finden, genauer beschrieben. Requiescant in pace. 21.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Mai 1851.

Als wir unlängst in das Verkaufslocal eines hiesigen Buchhändlers traten, fanden wir mehre Männer unserer heiligen Hermandad, oder verständlicher gesprochen, der Polizei darin, welche das kleine Local für einen Reisekoffer zu halten schienen der eben etwa eine Zollgrenze zu passiren habe. Besagte Männer waren nämlich eifrig damit beschäftigt alle Räume, alle Ecken und Winkel von den luftigen Hängematten der Spinnen an der Decke oben bis hinab in die unterirdischen Katakomben des Geschlechts der Mäuse zu durchstöbern und nach Contrebande zu spähen. Es ist früher, wenn wir uns recht erinnern, in den seligen Zeiten des patriarchalischen Absolutismus bei uns wol vorgekommen daß man irgend ein bestimmtes Object, ein bestimmtes Buch verfolgte und seiner habhaft zu werden suchte, daß man aber eine förmliche Razzia auf verbotene oder zweideutige Bücher überhaupt und im Allgemeinen anstellt wie jetzt, Das ist in der That neu. Neu? Nun allerdings, in seiner Specialität läßt sich ein solcher Fall neu nennen, wenn er auch näher beleuchtet Nichts weiter ist als die natürliche Consequenz der momentan waltenden Principien, und eines Verfahrens das wir schon aus dem alten römischen Geschichtschreiber Tacitus in seiner ganzen Breite und Tiefe kennen. In diesem Sinne gibt es natürlich schwerlich viel Neues unter der Sonne, wir müßten etwa Das als neu bezeichnen, daß die Maßnahmen der Gegenwart meist nicht gerade so direct nach Gewalt schmecken und nach Grausamkeit riechen wie in den Tagen des genannten Historikers. Allerdings ist man heutzutage milder. Die Herren Machtverweser moderner Zeiten haben nicht mehr die heidnisch-unumwundene Dreistigkeit, noch auch die mittelalterlich-fanatische, laut tobende Wuth. Sie sind matter und zahmer geworden; sie fürchten sich vor allerhand Gespenstern, mitunter sogar vor der öffentlichen Meinung; denn leider wird heute Alles öffentlich. Mancher kühlte wol gern noch sein Müthchen im Stillen und ungesehen, und machte es am liebsten den kleinen Knaben nach welche hinter dem Rücken der strengen Tante manchmal rasch dem Hunde oder der Katze auf den Schwanz treten; aber auch Das geht selten an. Wir sprechen nicht davon wie jene Jagd auf verketzerte Bücher, jenes Eindringen in die Privaträume, jenes Oeffnenlassen von Schlössern, sogar während der Abwesenheit der Besitzer, jenes Schalten und Walten mit fremdem Eigenthum zur völligen Demoralisation des öffentlichen Geistes beiträgt. Das hat die Partei welche derlei ausübt vielleicht dermaleinst selbst in Rechnung zu nehmen; denn wie man nicht ungestraft mit Versprechungen spielt, nicht ungestraft das öffentliche Vertrauen untergräbt, ebenso verletzt man nicht ohne künftige Gefahr für sich selbst die Sicherheit des Individuums in seinem Geschäftstreiben und in seiner Behausung. Die Devise des Sensenmanns mit Stundenglas und Hippe: „Heute mir, morgen dir!“ ist ebenso auch die Devise des Parteienkampfes in der Weltgeschichte; und wenn es heißt: „Wer das Schwert zieht, kommt durch das Schwert um“, so will Dies nichts Anderes sagen als: die Zustände die man um sich herum erzeugt werden früher oder später zu Factoren des eigenen Geschicks. Lassen wir Dies jedoch beiseite, und bemerken wir einzig den Umstand daß die Art und Weise wie man der-

Digitized by Google

malen gegen die Presse verfährt, einschließlich der neuen Preßbestimmungen, das Ihrige dazu beitragen wird die ganze Literatur selbst immer mehr in Verfall zu bringen. Die Literatur gedeiht nur wo eine Regierung auf allgemein humanistischen Principien steht, mag sie von da oder von dorther stammen. Ist die Regierung nur Partei, momentan herrschende Partei, so wirkt ihre Einseitigkeit lähmend auf den gesammten productiven Geist, wie immer auch diese Partei heiße. Will man ein Beispiel der Geschichte, so analysire man in England die politischen und literarischen Verhältnisse etwa von 1620 bis gegen 1660.

Die Männer der Polizei, von denen wir eben sprachen, waren glücklicher als wir die wir auf dem Novitätentisch hin- und herspähten. Sie fanden vielleicht mehr als sie vermuthet hatten; wir dagegen suchten vergebens, wie schon seit ein paar Wochen nach einer bedeutendern neuen Erscheinung der hiesigen Presse, und mußten uns abermals mit einem Funde unter unserer Erwartung zufriedengeben. Es ist gegenwärtig Mai: Alles steht in Blüte, nur nicht unsere hiesigen Literaturverhältnisse, und bald wird die erste Hälfte des Jahres 1851 vergangen sein, ohne daß wir mehr als etwa zwei oder drei namhafte Schriftwerke erlebten, die indeß diesmal andern Zweigen als der reinen Belletristik angehören. Die Gründe für dieses Deficit in der Production liegen nahe genug. Die ersten beiden Monate des Jahres litten unter den Nachwehen der kriegerischen Situation im November; mit dem März begann die Zeit der geschäftlichen Vorbereitungen für die Messe, welche alljährlich die buchhändlerische Thätigkeit so in Anspruch nimmt daß sich wenig Muße zu neuen Publicationen findet, und alle dergleichen Unternehmungen bis auf den Juni und später verschoben bleiben. Wir haben es somit hier zugleich mit einem Abschluß zu thun, und hoffen in unserm nächsten Bericht von einer Reihe, von einer sozusagen neuen Reihe und Epoche literarischer Erzeugnisse Mittheilung machen zu können.

Eine besondere Thätigkeit entfalteten im verflossenen Jahr die beiden neuerstandenen Verlagshandlungen von Franz Duncker und von Hertz, und wir verdanken ihnen die Veröffentlichung einiger Werke welche sich den Beifall des Publicums erwarben. Unlängst hat sich ihnen eine neue Firma beigesellt, eine „Allgemeine deutsche Verlagsanstalt", die ebenfalls bemüht ist sich durch einen muntern Unternehmungsgeist zu legitimiren. Unter ihren Publicationen nennen wir „Die Manuscripte Peter Schlemihl's" von L. Bechstein; „Sociale Briefe an Kirchmann von Rodbertus, Nr. III: Widerlegung der Ricardo'schen Lehre von den Renten und Begründung eines neuen Rentensystems"; „Unpolitische Bilder aus Petersburg" von E. Jerrmann; „Fürstenspiegel" von Nierit u. s. w.

Eine allgemeine Richtung anzugeben welche der literarische Geist momentan verfolgt, dürfte kaum möglich sein, da sich aller Orten der bunteste Eklekticismus zeigt. Natürlich blieben gewisse äußere Ereignisse nicht ohne modificirenden Einfluß auf die Presse, namentlich auf die kleinere Presse. Das politische Verhalten Preußens in und seit den letzten Momenten des verflossenen Jahres gab Veranlassung zu einer Reihe von Flugschriften, die zum Theil das Aufsehen welches sie machten in vollem Maße verdienten. Gegenwärtig übt die Industrieausstellung in London und das herannahende Fest der Einweihung des Denkmals für Friedrich den Großen eine sichtbare Wirkung auf die literarische Production. Es erscheinen fast täglich Wegweiser nach London, Anleitungen zur englischen Conversation, Beschreibungen und Pläne von London, Beschreibungen des wunderbaren Glaspalastes und dergleichen Dinge, mit denen man den Reisenden auszustatten denkt. Der gute Deutsche ist durchschnittlich ein armer Mann, und wenn ihm die mannichfache Belehrung die er hier empfängt ehe er das kostspielige Terrain der Pfunde und Guineen betritt, nur Etwas nützt und seinen Geldbeutel vor einer allzu großen Lücke bewahrt, so kann er mit dieser auf die londoner Industrieausstellung speculirenden kleinen Industrie unsers Buchhandels schon zufrieden sein und sich trösten daß er doch nicht in „24 Stunden fertig englisch lesen, schreiben und sprechen" gelernt haben wird.

Die Einweihung des großartigen Denkmals für den großen Preußenkönig ruft in der Literatur die Erinnerung an Letztern von neuem wach. Es erscheinen biographische Skizzen, Beschreibungen des Monuments, poetische Ergüsse; ja sogar ein dichterisches Werk des berühmten Königs selbst, das Lehrgedicht „Die Kunst des Kriegs", wird in einer neuen, recht fließenden Uebersetzung von Springer, welcher die Alexandriner in fünffüßige gereimte Jamben umformte, den Liebhabern geboten. Der Moment dürfte nicht ungeeignet sein im Rückblick auf den Schöpfer Preußens, die Geschicke dieses Staats zusammen zu summiren, die jüngste Zeit im Spiegel der Jahre von 1740—86 zu betrachten, und ein mächtiges Wort an die Menschen und Lenker der Gegenwart zu richten. Wer aber sollte dies Wort sprechen daß es wirkte? Würde man der Stimme eines Menschen glauben, wenn die Stimme der Ereignisse selbst nicht Kraft genug besitzt zu belehren, zu überzeugen? Und wer es spräche jenes Wort, oder es schriebe, müßte er nicht, vielleicht selbst wider seinen Willen, die Feder in Wermuth und brennendes Feuer tauchen um Das zu sagen was das Herz des Patrioten sagen möchte? Und müßte er darum leider nicht zuvor das uralte Sprüchwort „Procul a Jove procul a fulmine" beherzigen, und sich auf ein Terrain begeben wo er vor den Privatleidenschaften der Parteien geschützt wäre? Es ist eine eigene Laune der geschichtlichen Entwickelung daß sich das Standbild des großen Friedrich gerade jetzt unter uns erheben soll.

Mit den Musen hat Friedrich II. nicht allzu viel Glück gehabt. Seine eigenen Verse sind declamatorische Versuche, bei welchen der Verstand und die ethische Reflexion die Phantasie und den eigentlichen poetischen Geist völlig beherrschen. Aber er steht darum dennoch nicht allzu tief unter den zeitgenössischen französischen Dichtern ernster Gattung. Wer kann heutzutage eine Ode des hochgepriesenen Jean Baptiste Rousseau lesen, ohne sich zu wundern daß es eine Zeit gab wo man dergleichen pomphafte Reimzeilen für die Sprache der Musen hielt. Was ehedem zum Preise des großen Königs gesungen wurde ist vergessen, bis vielleicht auf die berühmte Dithyrambe von Schubart. Wer denkt heute noch an den berliner Horaz, an Ramler? Wie viele Leute gibt es welche die „Borussias" kennen, ein episches Gedicht in Hexametern, welches in der Verherrlichung des Siebenjährigen Kriegs und seiner Helden den Versuch einer preußischen Iliade wagte? Was im gegenwärtigen Augenblick bei Gelegenheit der Denkmalsweihe zur Ehre Friedrich's II. in Versen erschien ist, soweit es uns zu Gesicht kam, von geringer Bedeutung, z. B. das Gedicht „Den Manen Friedrich's des Großen, eine Festgabe von Julius Heinsius", einem sonst talentvollen Autor, von dem uns früher schon weit bessere Verse bekannt wurden. Heinsius wob verschiedene Aussprüche des großen Königs in seine Zeilen ein; es gelang ihm jedoch nicht sie durch ihre Stellung gehörig zu pointiren und zu wirklichen Glanzblitzen zu erheben.

Unter den prosaischen Erinnerungsschriften macht sich eine Publication der Vereinsbuchhandlung: „Geschichte Friedrich's des Großen, Volksbuch von F. Becker", vortheilhaft bemerkbar. Es ist diese Geschichte mit einer Reihe von Holzschnitten geziert, und in einer einfachen, warmen und unterhaltenden Sprache geschrieben. Der Verfasser hat sich bemüht bei möglichster Vollständigkeit, welche in die historische Erzählung auch an geeigneten Orten manche anekdotischen Züge verwebt, möglichst kurz zu sein, und seine Darstellung von den Gesichtspunkten aus zu beleuchten welche „die Gegenwart einer großen Vergangenheit gegenüber einzunehmen berufen ist". Die Verlagshandlung hofft „dem deutschen Volke ein echtes Volksbuch in dem Augenblicke darzubieten wo alle Vaterlandsfreunde eine den Bedingungen der Zeit entsprechende Wiederbelebung der Politik Friedrich's des Großen ersehnen". Der hier angege-

Digitized by Google

dene Gesichtspunkt veranlaßt den Verfasser bei jeder passenden Gelegenheit die freisinnigen und hochherzigen Aussprüche des großen Königs in Bezug auf Staat, Religion, Verwaltung u. s. w. anzuführen und der Welt ins Gedächtniß zurückzurufen. Einer der schlagendsten Berührungspunkte mit der Gegenwart ist der Deutsche Fürstenbund vom 23. Juli 1785. Hier sagt der Verfasser und wir führen die Stelle als Beleg seiner Anschauungsweise an: „Wie wir es in neuester Zeit bei Gelegenheit der Union des Jahres 1849 erlebt haben, so war auch im Jahre 1785 die sich besonders «preußisch» dünkende Partei sehr unzufrieden mit diesem Vertrage. Man meinte der König von Preußen könne es immerhin geschehen lassen daß der Kaiser sich auf Kosten deutscher Staaten vergrößere; er dürfe dann umsomehr zu gelegener Zeit ein Gleiches zu eigenem Vortheil versuchen. Der Fürstenbund sei nur ein Hinderniß für die Vergrößerung Preußens, und entfremde demselben nicht allein Oestreich, sondern auch Rußland und Frankreich. Damals wie in jüngster Zeit verstand diese Partei den moralischen Einfluß nicht zu würdigen, der für Preußen unendlich wichtiger war als der Gewinn eines Stückchen Landes, und der ihm die Führerschaft in Deutschland versprach. Aber Friedrich wußte was er wollte, wußte daß Preußen Deutschland nicht schwächen lassen durfte, daß es Deutschlands Bundesgenossenschaft brauche, um die Aufgabe einer Erneuerung des Deutschen Reichs, die nur unter Preußens Leitung im Gegensatz zu dem großentheils undeutschen und der protestantischen Geistesbewegung feindlichen Oestreich möglich war, zu erfüllen. Selbst ein Kaiser Joseph kämpfte ja in seinen eigenen Landen vergebens gegen Hierarchie und Pfaffenthum. Die politisch-nationale Selbstsucht ist es welche England groß gemacht hat, und eines gesunden, klaren, umsichtig praktischen Egoismus bedürfen nicht allein die Personen, bedürfen auch die Staaten und Nationen zu wahrer Förderung ihrer Angelegenheiten ... Bedarf Preußen eines auswärtigen Bundesgenossen, und in der That ist die Vereinsamung dem Wohle keines Staats zuträglich, so weist ihn die Natur aller Verhältnisse vorzugsweise auf England hin. Jeder dieser beiden Staaten besitzt gerade Das was dem andern fehlt, da Preußens Macht in seinem Landheere, Englands Macht hingegen in einer Flotte ohne Gleichen besteht ... Wir sahen in der Geschichte den großen William Pitt das entschiedenste Interesse an den von Friedrich II. erfochtenen Siegen nehmen, und den Grundsatz aufstellen daß die Unabhängigkeit Preußens für das Gleichgewicht Europas nothwendig sei ... England braucht ein starkes, Rußland ein schwaches und abhängiges Preußen."

Rechnen wir die genannten paar äußern Zeiteinflüsse ab, welche auf gewisse Zweige der berliner Production fördernd wirkten, so befinden wir uns den Erscheinungen der Literatur während der letzten Monate gegenüber in der Aussicht auf ein buntes Chaos, in welchem sich wenige Verbindungslinien ziehen lassen. In der politischen Literatur haben die beiden Flugschriften „Vier Monate auswärtiger Politik" und „Die Dresdener Conferenzen" bekanntlich Epoche gemacht, und sind ihrer Zeit vielfach von den politischen Organen besprochen worden. Nicht minder erregte das Erscheinen des zweiten Bandes der „Parlamentarischen Größen" von Walter-Rogge die allgemeine Aufmerksamkeit. Dieser Band bespricht die Demokraten Unruh, Uhlich, Rodbertus, Berg, Bucher, Jacobi, D'Ester u. s. w. Es ist bei Gelegenheit des ersten Bandes in Nr. 273 u. 274 d. Bl. f. 1850 von dem Werke ausführlicher die Rede gewesen, und wir haben, da dort der Standpunkt des Verfassers angegeben worden, wenig mehr hinzuzufügen. Daß es den Demokraten nicht besser ergehen würde als den Conservativen, konnte Niemand zweifelhaft sein welcher irgend mit dem Verfahren der absoluten Kritik vertraut ist. Die absolute Kritik gleicht sozusagen einer fortwährenden Anwendung und escamotirenden Handhabung des, allerdings ganz anders gemeinten, philosophischen Satzes: „Omnis definitio est negatio." Ihr Allgemeines, welches durch ein definitives Handeln, durch die Praxis stets negirt wird, ist ein Schatten, ein Ideal, eine Theorie, die eben nur Theorie bleibt, weil sie nach der Natur ihres Princips Nichts mehr zu scheuen hat als jede Berührung mit der Praxis, welche dem Handelnden fast nie gestattet sein Ziel auf einer schnurgeraden Eisenbahnlinie zu erreichen. Die positiven Umstände, die realen Verhältnisse werden für den Handelnden zu Factoren welche die Mittel seines Wollens jeden Augenblick modificiren, und es kann daher dem theoretisirenden Scharfsinn nicht allzu schwer werden Mangelhaftigkeiten und scheinbare Inconsequenzen herauszufinden und zu rügen. Und noch mehr wird Dies der Fall sein auf einem Schauplatze wo ein ganz neues Stück aufgeführt wird, und wo es durchweg an Erfahrung fehlt. Daß mancher Tadel ein völlig gerechtfertigter sein mag, soll hiermit keineswegs geleugnet werden, und wir müssen namentlich Rogge das Verdienst zuerkennen daß er für die schwachen Stellen der vorgeführten Charaktere und Intelligenzen ein schärferes Auge besitzt als die meisten Autoren und Politiker welche über die Zustände und Ereignisse des Jahres 1848 ihre Urtheile und Betrachtungen niedergeschrieben haben. Ebenso ist sein Buch vom literarischen Gesichtspunkte aus ein Meisterwerk der Darstellung: es vereint fast Alles in sich was in dieser Hinsicht von dem stilistischen Talente der Franzosen und Engländer geleistet worden. Witz, Phantasie, Combinationsgabe, piquante Wendungen, leichte Eleganz, muntere Frische und plastische Kraft vereinigen sich um dem Leser wenn auch nicht stets wahrhafte und tiefe Belehrung, so doch eine Unterhaltung zu gewähren, der er sich mit um so größerm Vergnügen hingibt als ihm der Stoff nicht nur bekannt ist, sondern auch immerfort noch von neuen und unerwarteten Seiten mit einem prächtigen Brillantfeuerwerk erleuchtet wird.

Von den weniger bekanntgewordenen politischen Broschüren heben wir zunächst zwei hervor, die sich beide mit Oestreich beschäftigen. Die eine unter dem Titel „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit" ist im Interesse der jüngsten preußischen ministeriellen Politik geschrieben, oder wenigstens zu deren Vertheidigung, da der Verfasser in der Vorrede erklärt daß er gegenwärtig keine monarchische Partei kenne der er sich anzuschließen den Muth hätte. „Der monarchische Ultraismus", fügt der Verfasser bei dieser Gelegenheit hinzu, „droht die Dynastie und alle Interessen des Vaterlandes auf ein hölzernes Bein zu stellen; droht Preußen, statt es zu einem Factor in dem großen Werke der europäischen Restauration zu erheben, zu einem Focus vielmehr der Contrerevolution und damit der Revolution selbst zu machen. Der glückliche Erfolg womit das gegenwärtige Ministerium bisher die Parteien fesselte, ohne sich selbst einer Partei zu überliefern, ist die einzige Hoffnung unserer Zukunft." Wir haben es also hier mit einem Restaurationspolitiker zu thun, der jedoch das Verfahren des Fürsten Schwarzenberg völlig verwirft, weil er die Aufgabe der Restauration nicht auf „Untreue" und „Ueberlistung" gegründet wissen will. Der Politik bedarf nach ihm die Welt, nicht der Diplomatie, welche nicht mehr im Stande sein dürfte die Völker auf ihrer revolutionnairen Marschroute aufzuhalten. Der Verfasser gründet seine Betrachtungen auf den eigentlichen Ursprung der Gefahr welche seit 1848 die Völker bedrohe. Die Gefahr „der conservativen Interessen, der christlichen Bildung und der Gesittung Europas" lag nach seiner Ansicht zunächst nicht in der Existenz einer französischen Republik, sondern in der schon seit beinahe zwei Decennien eingetretenen Auflösung der Heiligen Allianz. Wenn man die conservativen Interessen mit der christlichen Bildung und der Gesittung Europas identificirt, ohne die nähern Motive dieser Identificirung beizubringen und einer Untersuchung zu unterwerfen, so ist es natürlich nicht sehr schwer die Grundlinien für eine Ausgleichung der politischen Verhältnisse zu ziehen. Daß die wahre Gesittung Europas, d. h. Das was in dieser Gesittung echt ist und den Foderungen der Humanität entspricht, zu con-

serviren sei, wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen. Eine andere Frage aber ist es, ob die Gesittung nach der beliebten Politik der Restaurationsmänner ferner gedeihen, sich verallgemeinern und fortschreiten kann, wie es das Gesetz jeder naturgemäßen Entwickelung verlangt, oder ob sie in einem Zustande den man heutzutage Conservativismus tauft rückschreiten und verkommen muß. Die Hauptbedingungen der wahren Gesittung sind Wohlstand und Freiheit, und diese zu fördern ist die Aufgabe einer gesunden Politik, eine Aufgabe zu welcher die Heilige Allianz an sich in gar keinem engern Verhältnisse steht. Doch lassen wir diese Erörterungen, welche von vornherein die ganze Basis des Verfassers unterhöhlen, beiseite, und hören wir seine weitern Auseinandersetzungen an. Da „die Lösung der socialen, der innern Staatsfragen, mit andern Worten (sic) die Bekämpfung der Revolution" auf die Autorität angewiesen ist, so kam es im Jahre 1848 darauf an die Autorität zu retabliren. Aber durch welche Mittel? „Die Mittel des Friedens hat die Revolution bereits versperrt. Solange das mächtige und einflußreiche Glied im Westen in seiner gegenwärtigen normalen Lage und Stellung beharrt, ist die allgemeine Vereinigung unmöglich und ohne Aussicht auf Erfolg. Frankreich kann in keinen Congreß eintreten, und wenn es einträte, nicht consentiren, und wenn es consentirte, nicht approbiren, und wenn es approbirte, Nichts garantiren." Der Weg des Kriegs konnte von den Fürsten nicht acceptirt werden, weil er die Revolution leicht zu fördern und den Wohlstand der Staaten vollends zu zertrümmern drohte. Es war daher keine erst „aufgenöthigte", sondern die „natürliche" Aufgabe Rußlands den unseligen Bruch zwischen Preußen und Oestreich, seinen alten Verbündeten, zu schließen. So kam es zu den Warschauer Conferenzen. „Man hat", sagt der Verfasser, „in engern Kreisen die Stellung welche der russische Vermittler in Warschau beobachtete getadelt. Allein man vergißt daß der Vermittler nicht auch zugleich Schiedsrichter war, daß Oestreich das Vertrauen des russischen Cabinets besaß, und in Preußen Hr. von Radowitz die auswärtigen Geschäfte leitete... Gleichwol glauben wir daß seitens der vermittelnden Macht darin gefehlt wurde daß sie den östreichischen Vergleichsvorschlägen gestattete zu viele und zu belangreiche Fragen förmlich o f f e n zu behalten. Das hieß die Lösung des Misverständnisses aufs neue vertagen, statt es definitiv zu schließen. Auf der einen Seite konnte dies Vertrauen durch seine Ausdehnung leicht verführerisch wirken, und daß es in der That so wirkte, zeigte sich schnell genug." Und nun stellt der Verfasser den Gebrauch dar welchen der Fürst Schwarzenberg von dem ihm in Warschau gewordenen gleichsam offenen Vertrauensmandat machte, wobei er jedoch von der Voraussetzung ausgeht daß es den drei Mächten um die Wiederherstellung der Heiligen Allianz voller, ganzer und rechtschaffener Ernst war. Wenn der Verfasser hinzufügt: „Ist diese Voraussetzung unzulässig, dann freilich schreiben wir vergeblich", so scheint uns hieraus hervorzugehen daß er selbst nicht mit unumstößlicher Gewißheit an die Realität seiner Voraussetzung glaubt, und daß er sie eben annimmt, weil er nur in ihr die Basis der nothwendigen Politik erblickt, und dabei soweit geht das Ganze verloren zu geben, im Fall man sich auch nur von einer einzigen Grundbedingung des Bundes loszuwinden gedenke. Wir unsererseits glauben an eine solche Voraussetzung in gewisser Hinsicht gar nicht, und haben somit im Allgemeinen unser Urtheil über die vorliegende Broschüre angedeutet. Denn nehmen wir an, „der Fürst Schwarzenberg habe sich nicht durch die Grundbedingungen der alten Heiligen Allianz verpflichtet gefühlt", so erscheint sein ganzes ferneres Auftreten sogleich in einer andern Beleuchtung als es der Verfasser bei seiner Anschauung findet. Wir können aber auch noch einen Schritt weiter zurückgehen und uns fragen: ob eine Restauration, eine aufrichtige und haltbare Restauration des alten Bundes der Art wie er gewesen überhaupt in das Reich der Möglichkeiten gehöre? Wenn man die Entstehung des Bundes, seine damaligen Motive, seinen ursprünglichen Charakter ins Auge faßt, und zugleich die ganze Umgestaltung der Verhältnisse seit jener Zeit in Anschlag bringt, so wird man jene Frage nothwendigerweise verneinen müssen, oder man müßte überhaupt den Einfluß jeder geschichtlichen Entwickelung leugnen. Die Heilige Allianz war Nichts mehr und Nichts weniger als ein persönliches, momentan gegen französische Eroberungsgelüste gerichtetes Verhältniß. Die Personen haben gewechselt, und schon der Umstand daß ein zukünftiges Eroberungsgelüst vom Osten her zu fürchten ist, verändert die Lage der Dinge vollständig. Weiter hierüber sprechen zu wollen wäre vollkommen überflüssig, da diese Punkte alle schon von den geschicktesten politischen Federn erörtert wurden, neuerdings, wenn wir nicht irren, auch von dem Verfasser der „Vier Wochen auswärtiger Politik". Was will unser Autor von der Restauration im Allgemeinen? Er deutet es an indem er sagt daß sie keineswegs eine Contrerevolution sei, daß sie die von der Revolution unberührt gebliebenen Elemente sorgfältig schonen, und wo die Natur der Dinge es gestattet, das Neue mit dem übriggebliebenen Alten in lebendige Verbindung setzen, hier wie überall die Wiederaufrichtung der erschütterten landesherrlichen Gewalt als den Mittelpunkt von wo sie ausgeht, indem sie erhält und indem sie erzeugt, betrachten solle. „Sie ist das System", heißt es S. 26, „welches das Volk in alten Ehren und Treuen zu gleicher ständischer Ausübung der politischen Gerechtsame um den fürstlichen Thron versammelt mit diesem das Beste des Landes zu berathen, und auf die Entschließung der landesherrlichen Vollzgewalt allein durch die Macht eines sittlichen Einflusses zu wirken." Preußen war der in Bezug auf das Restaurationswerk am meisten gefährdete Staat; ihm mußte man daher in Warschau, nach des Verfassers Andeutung, das so „delicate Abwickelungsgeschäft" mit der Revolution auf jede Weise erleichtern, und zwar nicht nur aus Pflicht, sondern auch aus Klugheit. Aber Nichts von alledem, und die Manoeuvres des Hrn. von Schwarzenberg beginnen. „Ein untergeordneter Conflict, in welchem das positive Recht allerdings auf Seiten Oestreichs war, sofern der Kurfürst von Hessen wol den Beistand des Bundestags, nicht jedoch den preußischen nachgesucht, ja den letztern sogar verbeten hatte, ward von dem Fürsten Schwarzenberg unerklärlicherweise zur lauten Kriegsfrage angefacht. Es leidet kein Bedenken daß die scharfe Zuspitzung dieses Conflicts sehr wohl zu vermeiden war. Nur ein ganz billiges Maß von Rücksicht auf die peinliche Stellung Preußens würde ihn umsomehr vermieden haben als er nur noch das verblaßte Erbstück einer von Preußen seitdem factisch aufgegebenen Politik war. Selbst unverbündete Regierungen pflegen soviel Connivenz sogar in erheblichern Fällen sich gegenseitig zu widmen. Nicht so der Fürst Schwarzenberg. Er erschreckte Europa, rief aller Orten die Feinde der Ordnung aus ihren Schlupfwinkeln, verhieß der Revolution das ersehnte Schauspiel des Kriegs zwischen den Mächten der europäischen Gesittung, nebenbei dem deutschen Volke die Blutbäder des Bürgerkriegs, den jähen Untergang des kaum genesenen Wohlstands u. s. w." Dies die Betrachtungsweise des Verfassers. Die Revolutionsmänner halten sich gewiß für außerordentlich praktische Menschen, und belächeln jede neue Idee als eine hohle Theorie. Was thut jedoch der Verfasser hier? Er modelt die Verhältnisse und Thatsachen nach seiner verblaßten Theorie von der Heiligen Allianz, anstatt aus den Thatsachen zu schöpfen, aus ihnen seine Abstractionen herzuleiten, und aus dem Verfahren des Fürsten Schwarzenberg eben zu erkennen daß man östreichischerseits etwas Anderes wollte als eine Restauration jenes Bundes auf den alten Grundbedingungen. Der Verfasser geht sofort zu den Olmützer Conferenzen über, und windet dem Hrn. von Manteuffel für das erhabene Wagniß seiner Reise einige Siegeskränze; denn „die Punctation von Olmütz war ein großer, wenn auch unblutiger Sieg unserer Armee". Auch dem Fürsten Schwarzenberg wird hier ein kleines Verdienst zuerkannt, oder es wird ihm vielmehr nur

Digitized by Google

ein Kranz gezeigt und sogleich wieder weggenommen. „Der Krieg", heißt es, „lag in seinen Händen, er konnte ihn vorziehen und er hatte Grund dazu, denn alle Vortheile, selbst die strategischen, schienen auf Oestreichs Seite. Der Fürst wählte den Frieden ... Aber dies Verdienst ist höchst zweideutig. Es ist das Verdienst eines Mannes der sich beeilt um endlich viel Böses das er angerichtet hat weniger schädlich zu machen. Die Absicht ist gut, aber der Erfolg liegt nicht mehr in seiner Hand." Und hiermit langt der Verfasser bei der ersten Station an wo der Fürst Schwarzenberg gestraft wird. Denn er kann, trotz der Wahl des Friedens, „die allgemeine und durchgängige Störung der friedlichen Meinungen und Hoffnungen Europas, die Störung welche der Glaube an die Wahrhaftigkeit der warschauer Reconciliation erlitten hat, nicht ungeschehen und vergessen machen. Endlich muß er sogar auf alle Vortheile verzichten die er aus der Anwendung einer so platten Politik für Oestreich selbst erwartete. Er begegnete in Olmütz seinem Manne. Mit ruhiger Würde und mit der klugen Zähigkeit des wirklich restaurativen Staatsmannes läßt der preußische Minister die romantische Blähung der Selbstüberschätzung an sich vorbeiwehen, um den Frieden und das Bündniß, von dem Europa die Erhaltung seiner Cultur erwartet, zu sichern." Es folgt eine Aufzählung der Zugeständnisse die der Fürst habe machen müssen, während er später in der „fameusen" Depesche vom 7. December in kühner Rodomontade den großmüthigen Sieger zu spielen für gut befunden. Diese Anschauungsweise, die wir nicht weiter zu beleuchten brauchen, wird in ihrer Absonderlichkeit höchstens etwa durch die berühmt gewordene Phrase vom Zurückweichen des Starken aufgewogen. Es nahen die Dresdener Conferenzen; man durfte sich von der persönlichen Begegnung der beiden leitenden Staatsmänner nunmehr das Beste versprechen, indeß vergebens, denn jetzt beginnen die eigentlichen Thaten der Untreue von Seiten Oestreichs. Und schon „das der östreichischen Politik zum Grunde liegende Unterhandlungsprogramm des Hrn. von Schwarzenberg ist vom preußischen Standpunkte aus völlig unanfaßbar, weil es auf Fictionen beruht, die an sich wesenlos, darauf angewiesen sind die mangelnde Wesenhaftigkeit durch Eigensinn und Consequenz zu ersetzen". Natürlich hat „die Vorsicht des Hrn. von Manteuffel Das erkannt und das Höchste erreicht, indem sie die Entwürfe dieses Programms wenigstens passivisirte". Auf den Dresdener Conferenzen wird nun dem Verfasser endlich der Kernpunkt der deutschen Politik Oestreichs sichtbar: Oestreich will die deutsche Kaiserkrone und hält die Bregenzer Vereinigung aufrecht, während Preußen die Union aufgibt. Dem welcher die Geschichte zu Rathe zieht wird es nicht entgehen daß das Haus Habsburg von je nach der Hegemonie in Deutschland strebte und diese Idee nie aufgegeben hat. Wir erwähnen dieses an sich bekannten Umstandes nur um abermals auf ein Argument aufmerksamzumachen, warum die Heilige Allianz nur eine vorübergehende Phase sein konnte. In der Deduction gegen diese Anmaßung Oestreichs entwickelt der Verfasser auf einmal, weil es ihm hier in sein Belieben paßte, einen vollkommen scharfen historischen Blick, während er sonst ganz kurzsichtig erscheint. „Hätte das europäische System die alte, ehrwürdige Macht des Hauses Habsburg ertragen, der Gang der Entwickelung würde die Geschicke Polens rechtzeitig in seine Hand gelegt, würde die Emporkunft Preußens und die Emporkunft Rußlands verhindert haben." Das ist einmal richtig, freimüthig und tiefsinnig gesprochen; wobei wir indeß allerdings nicht recht begreifen wie der Verfasser nicht merkt daß er hier auf einem Princip steht welches er sonst so entschieden abweist, indem er z. B. von einem „rohen Pantheismus" spricht, „der jedes Geschehene für ein Nothwendiges und darum für ein Rechtmäßiges erklärt". Jene vernünftige Betrachtung der Dinge ist jedoch nur von sehr kurzer Dauer: es zeigt sich Dies sogleich bei der Frage woher Oestreich den Muth seiner brusken Politik gegen Preußen schöpft. Der Verfasser führt eine Ansicht an welche diesen Muth durch eine Perspective auf verschiedene Pläne Rußlands erklärt, eine Ansicht die im mindesten nicht durch Das was er dagegen vorbringt widerlegt wird, weil sie unserm Ermessen nach auf einer wirklich logisch strengen Deduction aus der bisherigen Entwickelung Oestreichs und Rußlands basirt. Nichtsdestoweniger zieht es der Verfasser vor jene Frage lieber „unerklärlich" zu finden, wenn man sie nicht aus dem „Frauenzimmercharakter" der östreichischen Politik erklären will. Der Kaiseridee wegen opfert man demgemäß die „erheblichsten Interessen" der allgemeinen Politik, und denkt in seinem Leichtsinn nicht an die drohenden Gefahren. Die deutsche Politik des Hrn. von Schwarzenberg heißt mit Einem Worte, nach des Verfassers Ansicht: „Man muß Preußen in innerer Verwirrung halten, um darauf die neue Machterweiterung Oestreichs zu gründen." Und welches war der Calcul worauf der östreichische Plan beruhte? „Als nächstes Mittel drängte sich hier von selbst auf daß das die olmützer Politik vertretende gegenwärtige Ministerium in Preußen unmöglich gemacht werden müsse: der Fürst mußte es einerseits zwischen diesem und dem Hofe, andererseits zwischen diesem und dem Parlamente zu einer unausgleichbaren Collision bringen, lediglich um das Wirrsal in Preußen endlos zu machen ... Entweder der Fürst Schwarzenberg wollte einen Ministerwechsel zu Gunsten der constitutionnellen Mittelpartei, und damit gewisser deutscher Reminiscenzen, oder er wollte eine Auflösung der preußischen Kammern und ein Ministerium der entschiedenen Rechten. Mit dem Eintritt der einen wie der andern Eventualität würde er dann vollständig zu seinem Ziele gelangt sein. Im erstern Falle würde er sofort Zeter geschrien haben über die Unzuverlässigkeit der Politik Seiner Majestät des Königs, um namentlich den petersburger Hof über die wahren und letzten Pläne Oestreichs zu täuschen (?). Im andern Falle wäre es noch besser daran gewesen. Denn so unentworren wie die europäischen Sachen damals noch liegen, hätte die preußische Monarchie eine Auflösung der Kammern nicht ertragen, sie wäre die lebensgefährlichste Verletzung aller unserer Interessen gewesen, und würde uns vollständig entkräftet haben. Ein Ministerium der Rechten aber hätte den Staat vollends in die allgemeinste Brouillirung seiner innern Beziehungen hineingerissen, und der Hr. von Schwarzenberg zumal würde kein Mittel versäumt haben dies Brouillement auszubeuten, es völlig skandalös zu machen." Dies ist nach des Verfassers Meinung der Geist des zur Zeit handelnden östreichischen Systems, Dies der Gesichtspunkt auf den namentlich die dresdener Politik Oestreichs zurückgeführt werden muß. Im zunächst Folgenden stoßen wir auf eine Stelle wo der Verfasser selbst, ohne sich indeß desselben innezuwerden, den Grund ausspricht warum Oestreich so handeln müsse wie es eben handelt, mit andern Worten, warum es sich nicht auf den Standpunkt der Heiligen Allianz stellen könne. „Oestreich ist nicht aufrichtig mit seiner contrerevolutionnairen Politik (diese scheint, nebenbei bemerkt, hier die „Aufgabe der Zeit", während er oben Restauration und Contrerevolution sehr scrupulös trennte!) und kann es nicht sein. Was man vor 1848 nicht so klar wußte weiß man heute in Wien sehr bestimmt. Das Jahr 1848 hat Oestreichs Stellung und demnächst auch seine Politik gründlich verändert: man weiß daß die einander fremden Bestandtheile des Kaiserreichs wie Spreu auseinanderfahren solange es der Dynastie an jener ungeschmälerten Oberherrlichkeit in Deutschland fehlt u. s. w." Oestreich, so will der Verfasser, soll die Heilige Allianz aufrechterhalten, in der die Parität Oestreichs und Preußens ein Grundprincip ist, und kann doch andererseits ohne ungeschmälerte Oberherrlichkeit in Deutschland fernerhin nicht mehr bestehen! Liegt hier die Inconsequenz des Verfassers nicht sonnenklar zutage? Wir wundern uns darüber nicht, denn die ganze Schrift läuft auf nichts Anderes hinaus als auf ein Gewebe von Sophistik, welches sich den Schein eines staatsklugen, höchst besonnenen, höchst praktischen und biderben Verfahrens zu geben bemüht ist. Es

Digitized by Google

versteht sich von selbst daß nach solchen Einleitungen und nachdem man die Pläne Oestreichs scheitern gesehen, Nichts weiter übrigbleibt als die Politik des Hrn. von Manteuffel zu vertheidigen und zu verherrlichen. Der Verfasser bekennt offen daß er schlechterdings keine Antwort auf die Frage wisse: Welche andere Politik Preußens denn im Angesicht eines Gegners der sich Freund und Bundesgenosse nennt möglich gewesen sei? Und weil er keine Antwort weiß, war die von dem preußischen Ministerpräsidenten verfolgte Politik die allein richtige, ja die einzig mögliche. Wir können von dem Verfasser nicht Abschied nehmen ohne von S. 32 gegen den Schluß der Abhandlung noch ein schlagendes Pröbchen der Inconsequenz beizubringen. Hier heißt es: „Die östreichische Politik bewegte sich offenbar in zwei Richtungen. Die eine wandte sich gegen die Revolution, und man durfte annehmen daß Oestreichs Politik in diesem Punkte aufrichtig sei u. s. w." Und oben S. 47 erst bemerkte der Verfasser daß Oestreich mit seiner contrerevolutionnairen Politik nicht aufrichtig sei!

Die zweite der jüngst hier erschienenen Broschüren, welche sich an Oestreich richtet, führt den Titel: „Panacee für den östreichischen Reichstag von H. S." (Verlag von Veit und Comp.). Man hat die Möglichkeit eines östreichischen Reichstags nach der Idee vom 4. März 1849 vielfach negirt; nichtsdestoweniger wurde bis in die jüngsten Zeiten herab immer wieder darauf hingewiesen, und so auch von einigen Ministern des Kaiserstaats selbst. Wenn man von einer gewissen Seite die Unmöglichkeit darum proclamirte, weil die Erste Kammer zu wenige Garantien der Stabilität biete, so glaubt der Verfasser dagegen daß das Uebel tiefer liege, und daß das ganze Wesen der Volksvertretung im Princip umgestaltet werden müsse. Nach dem in der Verfassung niedergelegten System der Vertretung würde zweifelsohne Ungarn, Italien und Galizien ein schädliches Uebergewicht über die andern Landestheile erlangen. Wie wäre eine solche Gefahr zu paralysiren? „Wir glauben", erklärt der Verfasser, „im Föderativstaat eine Palliative zu finden, wie denn auch die Erfahrung lehrt daß solche Staaten bestanden, mit Erfolg bestanden und noch bestehen. England mit Hanover, Nordamerika, Schweden mit Norwegen sind Garantien der Vergangenheit und Gegenwart, ohne noch Anderer zu gedenken. Warum sollte Oestreich darin nicht auch sein Heil suchen und finden? Man creire Provinziallandtage (zwei Kammern) mit größerm Wirkungskreis, vindicire ihnen die Erwägung, Berathung und Beschlußnahme aller ihrer innern Landesangelegenheiten, und die Vorberathung aller allgemeinen, den Complex der ganzen Monarchie betreffenden Fragen. Im Centrum der Monarchie bilde man einen Centralausschuß, welcher aus Abgeordneten aller Provinziallandtage besteht, und zwar nicht nach der numerischen mindern oder größern Bevölkerung jedes Landes, sondern es sende jede Provinz eine gleiche bestimmte Anzahl; natürlich Salzburg mit Oestreich, Mähren mit Schlesien, Krain mit Kärnten. Alle allgemeinen Gesetze, als Steuerbudget u. s. w., wären der Entscheidung des Centralausschusses vorzubehalten; früher sollten aber alle diese Fragen bei den Provinziallandtagen berathen und das Resultat den betreffenden Ministerien eingesendet werden, die aus den einzelnen Eingaben der Kronlandtage die Substrate zu den Verhandlungen des Centralausschusses zu bilden hätten." Dies die allgemeine Andeutung welche im Verlauf näher motivirt wird. Was die Wahlen zu den Provinziallandtagen betrifft, so will der Verfasser keine speciellern allgemeinen Wahlen durch die Wahlberechtigten ausgeschrieben wissen, sondern ein ganzer Wahlbezirk soll aus seinen Gemeindevertretern durch seine Gemeindevertreter zum Landtage (Zweite Kammer) wählen. Nach diesen Auseinandersetzungen wendet sich der Verfasser an die Machthaber in Oestreich mit der Auffoderung: dem gegenwärtig herrschenden Scheinconstitutionalismus irgendwie ein Ende zu machen, da ein solcher Zustand die moralischen Grundlagen des Staats für immer untergrabe. Und speciell richtet sich diese Apostrophe an den Minister des Innern, Hrn. Bach, wobei der Verfasser gelegentlich die sehr wahre Bemerkung äußert: daß kein Staatsmann der frühern Periode so unbeschränkt handeln, so absolut regieren konnte als es nun der Fall ist seit Oestreich in die Reihe der constitutionnellen Staaten getreten. „Die frühern Staatsmänner waren nicht verantwortlich, aber vielleicht ebendeshalb gewissenhafter, sie konnten ihre Persönlichkeit von der Regierung nicht trennen, und manche Maßregel, der Ausdruck ihrer persönlichen Meinung, wurde unterlassen, weil man die öffentliche Meinung, die sich, wenn auch nicht in Journalen, doch unverkennbar kundthat, scheute." Die Geschichte der neuesten Zeit hat unserer Ansicht nach ziemlich deutlich dargethan daß für Oestreich jede Panacee vielleicht zu spät kommt. Ein Staat welcher auswärtiger Hülfe bedarf um seiner eigenen Glieder Herr zu bleiben, besitzt schon kein echt naturwüchsiges, organisches und normales Leben mehr; sein Zusammenhalt ist nur noch ein mechanischer, und der Zersetzungsproceß der Geschichte beginnt seine Thätigkeit an ihm. Es ist damit nicht gesagt daß ein solcher Staat nicht noch manche Generation überleben könne; auch diese Art Conservirung ist in der Geschichte schon dagewesen, aber er hört auf ein productiver Factor zu sein. Doch brechen wir diese Betrachtungen ab; sie sind alt und unfruchtbar.

Die Stimmen der reactionnairen Partei, die sich glimpflich „conservativ" nennt, nehmen in der Flugschriftenpresse überhand. Wir pflegen, wie wir oben in dem Büchlein über Schwarzenberg zeigten, solche Ergießungen ebenso zu lesen wie Broschüren von dem Geiste der „Vier Wochen" oder „Vier Monate"; auf etwas Bedeutenderes stößt man dabei allerdings selten. Man kennt das berüchtigte „Spectre rouge" von Romieu. Dies Buch ist in Berlin ursprachlich nachgedruckt und übersetzt worden, und zwar mit einem „preußischen" Nachworte versehen unter der Ueberschrift: „Und wir?!" Es ist uns selten ein Werk so wild fanatischer politischer Coulissenreißerei vorgekommen wie das „Gespenst". Wir konnten uns den Verfasser nicht anders vorstellen als etwa in der Art eines Han von Island nach Victor Hugo's komisch-grauenhafter Zeichnung, als einen Menschen der sich eben auf dem Uebergange zur Hyäne oder zum Panther befindet. Man braucht nur die erste beste Seite aufzuschlagen um auf Stellen zu stoßen wie: „Ich will es nicht bedauern in dieser traurigen Zeit gelebt zu haben, wenn ich nur einmal sehe wie die Menge, dies stupide und unflätige Thier, vor dem ich stets einen Abscheu gehabt habe, gezüchtigt und niedergetreten wird." Man weiß nicht soll man über eine solche Aeußerung, die halb Stupidität, halb viehische Roheit verräth, mehr lachen oder ergrimmen. Lassen wir indeß Hrn. Romieu beiseite, und wenden wir uns zu dem „Nachworte". Ist dieser Nachredner humaner als der französische Verfasser? Humaner allerdings, er findet ebenfalls die Farben zu „lebhaft" aufgetragen; aber minder kurz- und blödsichtig ist er nicht. Er sieht, wie alle Leute seines Schlags, die Ursachen der Revolutionen nur in dem launenhaften Belieben einiger unruhigen Köpfe und Schreier. Weil er selbst vielleicht vor 1848 gut aß und trank, und ohne Beschwerde lebte, war Alles um ihn her vortrefflich. Und unsere Sünde ist noch weit größer als die der Franzosen im Jahre 1789, wo die Revolution wenigstens den Schein einer Berechtigung hatte, was bei uns im mindesten nicht der Fall war; denn eben, es war Alles gut und vortrefflich. Und diese untadelhafte Regierung wurde gestürzt, „weil der sträfliche Uebermuth einiger mindestens mit ebenso viel Selbstsucht und Eitelkeit wie mit Talent begabter Menschen in wohlklingenden Reden und Artikeln versichert hatte daß sie eine Regierungsform aufgefunden hätten welche ein Heilmittel für alles Uebel sei! An die Stelle des Geistes, der Zucht und der Ordnung, mit dem Friedrich der Große die Größe und den Wohlstand Preußens begründete, sollte der Geist der Zeit, d. h. der Geist der Herren Vincke, Beseler und Genossen treten." Ist es nöthig diese

Digitized by Google

Albernheiten weiter nachzusprechen? Ob einige unruhige Köpfe im Stande sind eine ganze Nation in Exaltation zu versetzen, darüber werden die denkenden Köpfe schwerlich uneins sein. Und wäre der Hr. Nachredner ein Mann von Kenntnissen (woran uns einige spaßhafte Schnitzer in der Uebersetzung zweifeln lassen), so würde er wissen daß der große Friedrich gar wol Etwas auf den Zeitgeist, welcher eben der Volksgeist ist, gab. Lese er nur was der König z. B. über die Pflichten der Obrigkeit sagt (in seiner Schrift über die verschiedenen Formen der Regierung u. s. w.). „Hierzu kommt noch", heißt es, „ein tiefes und umfassendes Studium der eigenthümlichen Verhältnisse des Landes welches diese Obrigkeit regieren soll, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Volksgeiste; denn wenn der Herrscher aus Unkenntniß Fehlgriffe thut, so macht er sich ebenso strafbar als wenn er die Fehlgriffe aus Bosheit thäte." Im Verlauf mahnt der Verfasser keine Gefahr, weil sie noch in der Ferne schwebt, zu gering zu achten und für ein Gespenst zu halten; denn ehe man es merke nehme das Gespenst auf einmal Realität an. Wollen wir aber das „rothe Gespenst" verscheuchen, so gibt es nur Ein Mittel und Einen Weg. „Wir müssen bescheidener werden in unsern Wünschen, und freigebiger in unsern Leistungen. Wir müssen aufhören der Regierung einen schlechten Willen und eine geringere Klugheit zuzutrauen als wir selbst zu besitzen glauben u. s. w."

Wenn man derlei Phrasenbettelsuppen vorhat, kann man förmlich aufathmen, wenn man einen Reactionnair von nur irgend einigem Geist und Umblick in die Hände bekommt, wie z. B. die Broschüre „Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Auslande", ein nachgelassenes Werkchen eines Verstorbenen. „Ich bin mir bewußt", beginnt der Verfasser, „zu allen Zeiten der Einigkeit der deutschen Fürsten das Wort geredet zu haben, weil eine feste Constituirung Deutschlands meines Dafürhaltens die einzige Möglichkeit bietet die uns von beiden Seiten, von Ost und West, drohenden Gefahren von uns abzuhalten." Die Menschen welche die Zeiten Napoleon's durchlebt haben können sich meist nun einmal nicht denken daß in Frankreich andere Tendenzen zur Herrschaft gekommen als die der Eroberung. Die durch seine geographische Lage bedingte Vergrößerungspolitik Preußens veranlaßt den Verfasser zu einer Reihe einsichtsvoller und keineswegs etwa einseitig schwarz-weißer Betrachtungen, in welche die in jüngster Zeit versuchten Unionsbestrebungen ebenfalls mithineingezogen werden. Namentlich begreift er, ganz im Gegensatz zu dem obenbesprochenen Heiligen-Allianz-Mann, daß sich die Stellung Preußens zu Oestreich und Rußland wirklich geändert hat. „Die Union hat es von Oestreich auf lange Zeit getrennt, die Constitution kann es künftig mit Rußland entzweien." Dies ist das Resultat unserer Politik in dem gegenwärtigen Momente, welcher von höchster Bedeutung ist, umsomehr als „die alten Zustände für die gegenwärtigen keinen Maßstab geben". Die Betrachtung des Auslandes bietet manchen von der banalen Anschauungsweise der Partei abweichenden Zug. So begreift der Verfasser z. B. sehr richtig daß die Herstellung der legitimen Monarchie in Frankreich, wenn auch möglich, so doch für das monarchische Princip in Europa überhaupt völlig fruchtlos sei. Und noch abweichender ist die Ansicht daß die Republik in Frankreich keineswegs, wie bisher stets von der Partei behauptet worden, die Frucht einer bloßen Ueberrumpelung in der Hauptstadt sei, sondern die ganz natürliche und „richtige Consequenz des Zustandes der Societät, der Uebermacht der Städte, der Ohnmacht des zerstückelten flachen Landes". In ähnlicher Weise spricht er, und zwar mit großem Scharfblick, gegen die beliebten, ewigen Hinweisungen auf England, da kein Land sich in ähnlicher Lage befinde. Der Verfasser will die Einrichtungen eines Staats allerdings nach dem Auslande gemessen wissen, aber in einem ganz andern Sinne, indem er nämlich das Verhältniß des Staats zum Auslande als einen der wichtigsten Factoren setzt. Infolge Dessen heißt es: „Die Lebensfrage für Preußen ist wol die, ob ein Staat, gelegen zwischen zwei großen Nationen (Rußland und Frankreich), welche unbedingt als erobernde zu betrachten sind, ihn hart drängen und in die Mitte nehmen, sich ohne Nachtheil und Gefahr eine zu hemmende Verfassung geben darf, und ob dasselbe nicht am festesten und sichersten steht, wenn seiner Regierung mehr freie Hand gelassen ist, und er in seinem Thun und Lassen nicht durch unzeitigen Widerspruch oder gar demokratisches Treiben geschwächt und paralysirt ist. Was frommt einem Volke das höchste Maß von Freiheit, wenn dadurch seiner Regierung die besten Kräfte entzogen werden, wenn die gewichtige moralische Macht nach außen verloren ist, wenn die Gegner, die Verlegenheiten des Staats kennend, in ihm den imponirenden Staat nicht mehr sehen wollen der er früher war!" Eine nähere Betrachtung der französischen Tendenzen der neuesten Zeit, über deren eine Richtung wir oben schon eine kurze Andeutung machten, eine Betrachtung des Verhältnisses Frankreichs zu den Ideen der socialen Entwickelung und andererseits zu Rußland dürfte diese Aussprüche bedeutend modificiren, wenn wir auch an sich Nichts dagegen sagen daß die Stellung des Staats nach außen ein wichtiger (der Verfasser sagt der „erste", was uns falsch scheint) Gesichtspunkt des Gesetzgebers und eine Norm seines Staatsrechts sein soll. In der gegenwärtigen Lage der Dinge findet es der Verfasser nothwendig daß Preußen sich nicht ferner isolire. Was er inmitten des Jahres 1850 gerathen, ist inzwischen geschehen: Preußen hat sich wieder mit Oestreich und Rußland alliirt. Dem Bunde mit Rußland liegt bei dem Verfasser unverkennbar die Furcht zugrunde; rücksichtlich Oestreichs hofft er, werde, da Preußen 16, Oestreich nur 6 Millionen Deutsche für einen Deutschen Bund gebe, die Parität in „allen Rechten und Pflichten" noch das „Wenigste" sein was Preußen gebührt! Eine Mediatisirung in Deutschland hält er nicht für nöthig um eine starke Constituirung Deutschlands dem Auslande gegenüber, „was immer Hauptsache bleibt", herzustellen. Ist die Einigung geglückt, dann, schließt der Verfasser, mögen die Fürsten unter sich und mit ihren Parlamenten sich berathen über die socialen Zustände.

Wenn wir das Gebiet der politischen Debatte verlassen um mit ein paar Worten über die im gegenwärtigen Moment nur sehr wenig vertretene schönwissenschaftliche Literatur Musterung zu halten, so begegnen wir auf dem Uebergange einem kleinen Schriftchen von Franz Kugler: „Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne." Man beabsichtigte bekanntlich unter dem Ministerium Ladenberg eine Regeneration der Kunstangelegenheiten in Preußen; es ist indeß vorderhand bei der Absicht geblieben. Dem ersten jener Schreiben, welches den Wunsch ausspricht auf die Musik der Zwischenacte beim recitirenden Drama eine größere Aufmerksamkeit zu verwenden, wird man gern beipflichten, ebenso dem folgenden, worin der Verfasser an die Bühnen das Verlangen stellt die äußern dramatischen Mittel möglichst dem Charakter der jedesmaligen Stücke anzupassen, um die Vorführung fremder Oertlichkeit und Sitten in ihrer vollen und abgeschlossenen Eigenthümlichkeit erscheinen zu lassen. Wenn der Verfasser indeß in seinem dritten Schreiben ein Stück wie das „Ein Glas Wasser" von Scribe von der Bühne verwiesen wissen will, weil darin in der Figur der schwachen Königin Anna das Königthum selbst gefährdet werde, so ist Dies einer jener argen Misgriffe welche die Sache mit der Person verwechselt. Schließlich petitionnirt Hr. Kugler: man möge, namentlich zur Erzielung patriotischer Dramen, wenigstens die Gestalt Friedrich's des Großen der Bühne überlassen. Außer Kleist's „Prinz von Homburg" und Gutzkow's „Zopf und Schwert" ist für die Begründung eines preußischen Dramas noch nichts Sonderliches geleistet worden; der „Große Kurfürst" von Köster, welcher kürzlich im Druck erschienen, erhebt sich in seiner anekdotischen Behandlungsweise kaum über die Mittelmäßigkeit.

Die neueste hiesige dramatische Publication gab Anton

Digitized by Google

Gubitz unter dem Titel „Drei Schauspiele": „Kaiser Heinrich und seine Söhne", „Sophonisbe", „John der Ziegler". Der Verfasser, der sich bereits als Kritiker hervorgethan hat, kennt als solcher am besten die großen Anfoderungen welche man heutzutage an ein dramatisches Werk stellt, und er bezeichnet daher in aller Bescheidenheit seine drei Schauspiele als „Versuche". Sie sind mit Ausnahme der „Sophonisbe" auf sehr schwierige Vorwürfe begründet, und der Verfasser erwarb sich, wenn wir auch Mancherlei an seinen Leistungen auszusetzen haben, doch schon dadurch ein gewisses Verdienst daß man ein Streben des Fortschritts in seiner letzten Arbeit „John der Ziegler" wahrnimmt. Die dramatische Form wird geschlossener, die Charakteristik schärfer, und die Diction nimmt zu an gehaltvollen Gedanken. Die im Jahre 1849, im Jahre der Entstehung des Dramas, waltenden politischen Umstände veranlaßten den Dichter mit seinen dramatischen Combinationen auf ein Ziel loszusteuern welches in der Wirklichkeit nicht eigentlich das Ende und der Schluß der Vorgänge war. John Watt, der Ziegelbrenner von Dartford, erlangt im fünften Act des Gubitz'schen Dramas von König Richard II. die Gewährung der Foderungen des Volks; so geschah es in der That, aber im letzten Act der Wirklichkeit nimmt Richard nach John's Ermordung alle seine Versprechungen wieder zurück, und es bleibt vorderhand beim Alten. Wir leben momentan in einer Zeit wo dieser Ausgang der Spiegel unserer eigenen Erlebnisse zu werden droht.

Während A. Gubitz seine Dramen mit bescheidener Anspruchslosigkeit der Welt übergibt, tritt ein junger Lyriker mit 17 Gedichten unter dem Titel „Erwachen" nicht so schüchtern auf, da er seinen Versen ein sehr, sehr stolzes Motto aus Horaz voransetzte: „Nil parvum aut humili modo, nil mortale loquar —!" Diese Worte enthalten ziemlich directe Versicherungen der Unsterblichkeit; wir glauben jedoch daß Hugo le Juge, so nennt sich der Verfasser, mit seiner jetzigen Leistung noch nicht den Acheron überwinden wird. Die Lyrik hat jetzt der Kritik gegenüber einen schlimmen Stand, wenigstens nicht besser als früher. Vor 1848 verwarf die Kritik die politische Poesie und wies auf die alten ewigen Themata der Lyrik hin, auf den Frühling und die Liebe. Heute wendet man sich in der That diesen Vorwürfen wieder zu, und was thut die Kritik? Sie spöttelt und zürnt abermals, und fragt ob man nach einer so großen Zeit nichts mehr auf die Zeit Bezügliches gelernt habe. Wir gehören nicht zu dieser Sorte von Beurtheilern und lassen unserm Hugo le Juge seine Natur-, Liebes- und Schwermuthsergüsse. Dagegen verlangen wir mehr Klarheit von ihm, mehr Plastik, und eine größere Frische der Behandlung. Ein gewisser poetischer Hauch ist seiner Anschauung nicht abzusprechen.

Wir schließen für diesmal; denn die meisten übrigen neuen Erscheinungen, z. B. „Aus meinem Leben" vom General Müffling; „Wanderungen eines alten Soldaten", von W. von Rahden (dritter Theil) u. s. w., gehören der ausführlichern Besprechung an. 47.

Neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Revolution von 1789.

Die Geschichte der ersten Französischen Revolutionsepoche hat eine neue Vermehrung, vielleicht kann man selbst theilweise sagen eine Bereicherung, durch die Veröffentlichung zweier Werke erhalten, denen die Kritik trotz aller gewichtigen Ausstellungen zum mindesten eine anregende, piquante Darstellung und eine originelle Auffassung der Verhältnisse zugestehen muß. Diese beiden Werke:

1. Histoire des causes de la révolution française, par *Granier de Cassagnac*. Vier Bände.
2. Histoire de la révolution française, par *Michelet*. Vier Bände.

gehen von einem gänzlich entgegengesetzten Standpunkte aus, den wir in Kürze charakterisiren wollen.

Montesquieu nannte sein Buch: „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer"; Granier de Cassagnac schreibt eine „Geschichte der Ursachen der Französischen Revolution". Jedenfalls muß man nach einer solchen Ankündigung etwas Abgeschlossenes erwarten. Der Verfasser deutet Das auch in der Art und Weise seines Stils an. „Erstens, Zweitens, Drittens; ... ich werde beweisen; ... ich habe bewiesen", lauten die Formeln mit denen er erzählt, und die unerträglich wären, würden sie nicht durch die Fülle und das Blühende seiner Sprache gemildert.

Alle welche bisjetzt über die Französische Revolution von 1789 geschrieben haben, sei es als Historiker oder als Kritiker, fanden in ihr, mochten sie sie verehren oder verabscheuen, wie Joseph de Maistre, etwas Großes das man zwar hassen, aber nicht verachten konnte. Granier de Cassagnac ist der Erste der in der Französischen Revolution die Unbedeutendheit ihrer Ursachen, die Kleinlichkeit ihrer Mittel, die allgemeine Mittelmäßigkeit ihrer Helden, die Schmach ihrer Entstehung, die fast komische Thorheit ihrer Urheber angreift. Die Revolution, die legitime Tochter Ludwig's XVI., die ihm durch die Constituante gestohlen wurde, soll ihrem Vater aus den Händen Marat's wiedergegeben werden.

Wir sind am 29. December 1786. Frankreich genoß die tiefste Ruhe. Seit 200 Jahren war es nicht so friedlich und so glücklich gewesen. Der erste Band beschäftigt sich mit Schilderung dieser Lage. Frankreich lebte ruhig unter dem Scepter eines jungen, aufgeklärten, ehrenhaften Königs; der Frieden nach außen war durch den Versailler Frieden von 1783 gesichert, die Parlamente wieder einberufen, die Jesuiten verjagt, die Philosophen todt („sie waren im Jahre 1786 Alle gestorben", schreibt der Verfasser mit schlecht verhehlter Freude); alle Streitigkeiten im Innern schienen vorbei; keine philosophische, religiöse oder politische Agitation war auf dem französischen Boden erkennbar: „und der Beweis daß die Franzosen im Jahre 1786 wirklich nicht mit socialen Theorien beschäftigt waren, liegt schon darin daß sie für Mesmer, die Gräfin Lamotte und Cagliostro schwärmten."

Da verkündigte der König am 29. December 1786 seinen Entschluß die Notabeln zusammenzuberufen. Niemand begreift die Ursache; selbst Bailly, „das Mitglied der drei Akademien", begreift sie nicht. Der König, der von der übeln Lage des Schatzes betroffen war, faßte den Entschluß hier zu helfen und zugleich eine Menge Misbräuche im Finanzwesen, dem Handel, der Verwaltung und der Justiz abzuschaffen. So war es Ludwig XVI. welcher der öffentlichen Meinung den ersten Anstoß gab, und mit ihr der Französischen Revolution. Noch zwei Jahre später, im Augenblick der Vereinigung der Generalstaaten, hatte er die Initiative.

Die ganzen von Ludwig XVI. beabsichtigten Reformen bezweckten nur das Eine, das Wohl und Glück des Volks: Gleichheit der Abgaben, Wahl der Gemeindevertreter, Aufhebung der Binnenzölle, Befreiung des Kornhandels, Reform der Gerichte, der Civil- und Criminalgesetze und des öffentlichen Unterrichts. Aber die Notabeln wiesen die Reformen zurück, die Parlamente bekämpften sie und das Volk griff sie mit bewaffneter Hand in den Aufständen zu Paris und Grenoble an. Allerdings erfolgten in der Bretagne Aufstände für die Regierung, es erschien eine Unzahl revolutionnairer Schriften; allein die königliche Regierung und Ludwig XVI. selbst waren es welche die Emeuten anzettelten und die Broschüren schreiben ließen. Die wüthende Philippika welche der Verfasser hier wider den König plötzlich losläßt paßt freilich nicht zu den gewöhnlichen Schilderungen die er von ihm entwirft. Ein anderer Widerspruch ist der daß er das 18. Jahrhundert das „Jahrhundert Voltaire's" nennt, welches vollkommen abhängig von dem Einflusse der Philosophen gewesen sei. Gleichwol versichert er an einer andern Stelle: „daß außer einigen Tragödien und einigen Bänden Geschichte Frankreich die Werke Voltaire's vor der Revolution nicht gekannt habe."

Digitized by Google

Die Notabeln, Adel, Klerus und Obrigkeit, die für ihre Privilegien fürchteten, riefen die Generalstaaten gegen die Gottlosigkeit der königlichen Macht zu Hülfe. Sie kamen und wurden eine Beute der Demagogie. Ein ganz neuer Reformplan wurde gefaßt und an demselben Tage, dem 20. Juni, wo Necker zum König sagte: „Nichts kann dort ohne Beistimmung des Königs bestimmt werden", jagte Mirabeau den Dreux-Brézé aus dem Ballhause, wo Bailly schwören ließ. „So war Alles vorbei", ruft Cassagnac, „die Revolte Mirabeau's und Bailly's nahm dem Könige die Krone und Robespierre konnte ihm nur noch den Kopf nehmen. Die Französische Revolution war nur eine ungeheuere und allgemeine Ueberraschung, wo die Helden von Heute die Betrogenen und Opfer von Morgen waren. Die plötzliche und endliche Entstehung einer factiösen und blutigen Minorität, welche die vom König vorbereiteten Reformen um 10 Jahre verschob, ließ die Institutionen, welche Ludwig XVI. umsonst anbot, um den Preis von vier Milliarden Francs und funfzigtausend Köpfen ankaufen."

Wol Jeder erkennt auf den ersten Blick das Seltsame, Paradoxe, Widersprechende, allen unsern Begriffen und Gefühlen Widerstrebende dieser Art Geschichte zu schreiben. Begreift Jemand das „Zeitalter Voltaire's" welcher den Voltaire nicht gelesen hat? Oder das Frankreich vom 29. December 1786 das man am Morgen der großen Kämpfe aus seinem tiefen Schlaf wecken muß? Oder den revolutionnairen Geist der von der sanften und friedlichen Hand eines Königs künstlich entfesselt wird? Diese Revolution einer ganzen Welt ist Nichts als Misverständniß, und sie soll auf ihre letzte Seite schreiben: „Mystification?!" Was thut es ferner wenn wir wissen daß Billaud de Varennes der Pater Billaud, daß Fouché Professor der Mathematik am Collége des Oratoriums, Danton Advocat beim Rathe des Königs, Brissot de Warville angestellt bei der Kanzlei Monsieur's, Marat Chirurg in den Ställen des Grafen von Artois, der Abbé Sieyes Kaplan von Chartres, Roland de la Platrière Generalinspector der Manufacturen waren? Die Französische Revolution, und Das ist ihr eigenthümlicher Charakter, bleibt groß trotz den vielen Verbrechern die an ihr theilnahmen. Freilich darf man in ihr nicht blos die Republik sehen wie Cassagnac es thut.

Ein seltsamer Gegensatz zu diesem Buche ist die „Histoire de la révolution française" von Michelet, deren vierter Band jetzt erschienen ist. Er beginnt mit dem 10. August und endigt mit dem Proceß Ludwig's XVI. Ist in jenem Alles Verdammung, so feiert Michelet auch die schmachvollsten Idole der Revolution und verspottet die heiligsten Gefühle. Als am 10. August sich die Freunde des Königs um ihn versammelten, Dieselben die man Ritter vom Dolche nannte, weil sie ihre Waffen unter den Kleidern verbergen mußten als sie sich zum König schlichen, kniete der alte Marschall von Mailly vor Ludwig XVI. nieder und schwur, den Degen in der Hand, für den Enkel Heinrich's IV. zu sterben. „Der Effect war pompös", sagt Michelet, „und übertrifft Alles was die Caricatur an Voltigeurs des Jahres 1815 dargestellt hat." Dagegen erzählt der Verfasser mit sichtlichem Wohlgefallen von einem Bäcker des Marais, der sich am 10. August wegen der feigen und dummen Mordthaten entschuldigte die ihm sein Gewissen vorwarf. „Es ist gewiß eine große Sünde", sagte er, „Christen auf diese Weise zu tödten, aber um so weniger werden den Oestreichern die Thore geöffnet werden."

Bisjetzt hatten nur Robespierre, Danton und Marat ihre Lobpreiser gefunden: Michelet preist sogar Maillard. Dieser Maillard war ein Huissier, der jene Megären, die spätern Begleiterinnen des Schaffots, nach Versailles geführt hatte. Der Elende drang am 2. September in die Abtei. „Maillard", sagt der Verfasser, „wollte die Niedermetzelung der Gefangenen ohne allen Zweifel; aber als Mann der Ordnung hielt er vor allen Dingen an zwei Punkten fest: 1) daß die Aristokraten getödtet würden, und 2) daß sie gesetzlich getödtet würden. Er ging methodisch zu Werke, ließ sich die Gefangenenliste bringen, und sorgte dafür daß Alle nach der Reihe erschienen. Hierauf setzte er eine Jury zusammen, und nahm sie nicht etwa aus Arbeitern, sondern Hausbesitzern, Familienvätern und Krämern." Michelet rühmt ferner die edeln Tugenden, die Uneigennützigkeit und das Gefühlvolle der Mörder. Dagegen kommen die Opfer des September um so schlechter weg. Die Prinzessin Lamballe ist eine beschränkte Person; die Unbedeutendheit ihres Geistes spiegelt sich in ihren Zügen ab. Ihre Liebe zur Königin ist nur Courtisanerie. Ebenso ist es mit dem Aufstand in der Vendée. Die Edelleute die im Jahre 1791, in jener Sommernacht voll blindem Enthusiasmus, sich ihrer ganzen Stärke beraubten, kämpften in der Vendée wahrlich nicht für ihre feudalen Vorrechte. Erst als sie merkten daß es in Paris Menschen gäbe die Gott und den König fortjagen wollten, griffen sie zu den Waffen. Für Michelet sind die Bonchamp, die Larochejaquelin, die Charette nur Thoren und Brigands. Dagegen rühmt er den Heroismus der republikanischen Soldaten, nicht bedenkend daß bereits im Jahre 1793 ein Geist des Soldatenthums Frankreich ergreift der mit der Republik Nichts gemein hatte.

13.

Shakspeare's Persönlichkeit.

(Mit Beziehung auf das von der Shakespeare-Society kürzlich veröffentlichte Portrait des Dichters, gestochen von S. Cousins.)

Wir kennen alle die herrlichen Dichtungen Shakspeare's. Seit drittehalb hundert Jahren glänzen sie als Sterne ersten Ranges am Horizont der dramatischen Dichtung. Obwol einer andern Zeit, einer andern Nation angehörig, üben sie, als wären sie gestern entstanden, nicht nur auf jedes empfängliche Herz den begeisternden Einfluß echter Poesie, sondern wir verdanken ihnen auch zum Theil die Zeitigung und Ausbildung unserer eigenen classischen Literatur: sie vornehmlich haben die dichterische Schöpferkraft unsers Goethe und Schiller, ja aller Heroen unsers Parnasses seit dem großen Umschwung der von Klopstock und Lessing ausging geweckt und befruchtet.

Aber wer von uns kennt den Menschen Shakspeare, die Persönlichkeit des großen Dichters? Mit ihr geht es uns fast wie mit dem ewigen Homer: sie verbirgt sich still und bescheiden hinter ihren großartigen Schöpfungen, welche wol die Macht und Hoheit des Geistes aus dem sie hervorgingen erkennen lassen, aber je reiner, klarer, gediegener sie uns die Welt im Spiegel der Poesie darstellen, desto weniger von der Individualität, von der Person ihres Herrn und Meisters verrathen. Wir wissen zwar daß Shakspeare 1564 in der kleinen Stadt Stratford am Avon, wahrscheinlich am 23. April, geboren ward, und daß sein Vater Handschuhmacher und resp. Wollhändler war, anfangs in bessern, später in sehr dürftigen Vermögensumständen; wir wissen daß er sich bereits 1582 im 19. (?) Jahre verheirathete, jedoch wenige Jahre darauf, wahrscheinlich 1586 oder 1587 aus unbekannten Gründen seine Heimat, Weib und Kinder verließ und nach London ging, dort als Schauspieler und Dichter sich bald Vermögen, Ansehen und Ruhm erwarb, und nach sechs bis acht Jahren bereits der beliebteste Bühnendichter der blühenden englischen Volkstheater war; wir wissen endlich daß er um 1613 oder 1614, wiederum aus unbekannten Gründen, sich nach Stratford in den Kreis seiner Familie zurückzog, und dort am 23. (?) April 1616 starb. Allein diese Biographie gleicht so ziemlich der bekannten Lebensbeschreibung: Er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Wir erfahren wol Einiges von seinen äußern Lebensumständen, wir können uns ein paar Namen und Jahreszahlen merken; aber von seinem innern Leben, von seinem Charakter, seiner Persönlichkeit erfahren wir Nichts. Darüber würden wir so wenig zu sagen wissen als über die Person Homer's, besäßen wir nicht außer den obigen Daten noch einige andere, wenn auch dürftige biographische Notizen; ferner eine Anzahl lyrischer Gedichte welche, ursprünglich nicht für die Oeffentlich-

Digitized by Google

keit bestimmt, aus persönlichen Stimmungen, Gefühlen und Affecten hervorgegangen, auf persönliche Situationen und Verhältnisse des Dichters sich beziehen; und seit kurzem durch die Vermittelung der Shakespeare-Society ein Portrait von ihm das uns wie jedes gute Portrait eine Art von symbolischer Darstellung des Geistes und Charakters seines Urbildes gibt. Unter möglichst sorgfältiger Benutzung dieser Hülfsmittel läßt sich der Versuch wagen eine wenn auch schwache, unausgeführte, doch in den Grundzügen treue Skizze der Persönlichkeit Shakspeare's zu entwerfen.

Betrachten wir zunächst das soeben erwähnte Portrait. Der Kupferstich, auf den ich zugleich die Freunde Shakspeare's aufmerksammachen möchte, ist eine genaue, wohlgelungene Copie eines Oelgemäldes, das unter dem Namen des Chandosportraits bekannt, früher im Besitz des Marquis von Chandos war, jetzt dem Grafen von Ellesmere gehört: es ist das einzige das unter mehren andern Anspruch auf Echtheit hat. Wir sehen einen schönen, bedeutungsvollen Kopf: die hohe, freie, schöngewölbte Stirn läßt uns auf den ersten Blick den Künstler und Dichter erkennen; der verhältnißmäßig kleine, etwas aufgeworfene Mund, die schöngeschwungenen Linien der Lippen deuten rednerische Begabung, aber auch einen Zug frischer, lebensfroher Sinnlichkeit an; die fast geradlinige, etwas große Nase verbindet sozusagen auf geradem, kürzestem Wege den Sitz der Intelligenz, der Idee, mit der untern Region der Sinnlichkeit, der Realität, gerade so wie in Shakspeare's Dichtungen Idee und Wirklichkeit verbunden erscheinen; das Auge endlich unter den mäßig gewölbten Augenbrauen trifft den Beschauer mit jenem sichern, klaren, gleichsam objectiven Blicke, den Schiller an Goethe rühmte; es hat nichts besonders Scharfes, Durchdringendes, es verräth kaum etwas von dichterischem Feuer, es ist kaum besonders ausdrucksvoll zu nennen, aber wir werden von diesem Blick gefaßt, wir fühlen ihn beinahe wie eine körperliche Berührung, er haftet nicht blos auf uns, sondern auch in uns. Eine gewisse Steifheit, die auf den Zügen wie auf der Haltung des Kopfs liegt, mag auf Rechnung der Unfähigkeit des Malers zu schreiben sein, der vielleicht nicht zu den ersten Meistern seiner Kunst gehörte. Sicherlich war Shakspeare lebendiger, beweglicher als er uns hier erscheint. Darin aber hat der Maler gewiß treu die Natur wiedergegeben daß er uns ein Antlitz zeigt voll stiller Ruhe und in sich harmonischer Befriedigung: Nichts von jenen Spuren der Verwüstung die heftige Leidenschaften und Affecte zurückzulassen pflegen; Nichts von jener genialen Ueberschwenglichkeit, von jenem titanischen Selbstgefühl, von Weltschmerz und Weltmüdigkeit und allem dem blasirten Wesen das unsere modernen Künstler zur Schau zu stellen pflegen. Im Gegentheil, der Dichter von „Romeo und Julie", „Macbeth", „Lear", „Othello", „König Johann" und „Richard III.", der oft in zehn Versen mehr Energie des Charakters, Gewalt der Leidenschaft, Hoheit und Kraft des Geistes bekundet als unsere modernen Titanen in ganzen Tragödien, trägt in seinem Antlitz die deutlichen Züge bescheidener Mäßigung, ruhiger Besonnenheit, ja einen Zug liebreicher Milde, die fast an Weichheit grenzt.

Ob er im Leben überall diese Besonnenheit und Mäßigung bewährt habe, wissen wir nicht. Aber von seinem liebevollen, hingebenden Herzen, von seiner treuen, aufopfernden Freundschaft, von der Glut und Innigkeit mit der er zu lieben wußte, haben wir sichere Zeugnisse. Jene vereinzelten biographischen Notizen und die lyrischen Gedichte deren ich gedachte gestatten uns glücklicherweise einen Blick in die innerste Seele des Dichters: sie beziehen sich sämmtlich auf das bestimmende Centrum des menschlichen Charakters, auf den alleinigen wahren Maßstab menschlichen Werths, auf die Liebe. Nach bestimmten zuverlässigen Zeugnissen lebte Shakspeare inmitten eines zahlreichen Kreises von Freunden. Unter ihnen scheinen seine Bühnengenossen, Heminge und Condell, die Herausgeber der ersten bekannten Folioausgabe seiner sämmtlichen Werke, ferner der größte Schauspieler seiner Zeit, R. Burbadge, der gefeierte Darsteller des Hamlet, Macbeth, Othello, Richard III. u. s. w., sodann der talentvolle Schauspieldichter Lawrence Fletcher, endlich auch noch sein Nebenbuhler und Gegner im Gebiete der dramatischen Poesie, der bekannte Ben Jonson, seinem Herzen näher als Andere gestanden zu haben. Namentlich aber wissen wir daß ihn ein besonders inniges, vertrautes Freundschaftsverhältniß mit Lord Southampton verband, einem bedeutenden, hochgestellten Manne, der unter Elisabeth und Jakob an den politischen Ereignissen einen weitreichenden unmittelbaren Antheil hatte. Shakspeare hatte die anmuthige Sitte diese Freunde mit kleinen lyrischen Gedichten, meist Sonetten, zu beschenken, die eigens für sie bestimmt waren und auf sein persönliches Verhältniß zu ihnen sich bezogen. Viele derselben sind zugrundegegangen; 154 jedoch, noch bei seinen Lebzeiten gedruckt, haben sich erhalten, sind indeß sämmtlich nur an Einen seiner Freunde gerichtet, welchem er sein ganzes Herz im vollsten Sinne des Worts geschenkt zu haben scheint. Wahrscheinlich war dieser Eine Bevorzugte der junge William Herbert, nachmals Graf von Pembroke, von dem auch sonst bekannt daß er dem Dichter befreundet gewesen und ihn hochverehrt habe. In diesen Sonetten spricht sich eine Zartheit, Innigkeit und Glut der Freundschaft aus die uns in unserer kalten, freundlosen Zeit fast unnatürlich erscheint. Da ich kaum voraussetzen darf daß die Sonette Shakspeare's allen Lesern bekannt sind, so setze ich beispielsweise ein paar derselben her. Ich wähle das 26. und 31. der Sammlung:

Herr meiner Liebe! Der zum Sklaven du
Durch dein Verdienst mich ganz gemacht dein eigen,
Dir send' ich die geschrieb'ne Botschaft zu,
Ergebenheit, nicht Geisteskraft zu zeigen:

Ergebenheit so groß daß sie mein schlichter Geist,
Dem Worte fehlen, dir nur dürftig deut,
Wenn ich nicht hoffen darf, im guten Herzen seist
Du auch die Nackende zu kleiden mir bereit;

Bis das Geschick das meine Tage lenkt,
Wie es auch heiße, mit versöhntem Strahl
Mir winkend, zarter Liebe Kleidung schenkt,

Mich werth zu zeigen deiner süßen Wahl.
Dann wag' ich laut zu rühmen wie ich dein:
Bis dahin soll mein Haupt vor dir verborgen sein.

Die Herzen Aller die ich für begraben,
Weil sie mir fehlten, hielt, bereichern deine Brust.
Da wohnen Lieb' und alle Liebesgaben,
Und jeder Freund den ich mir todt gewußt.

Wie manche heil'ge, fromme Thräne lernte
Mein Aug' aus treu andächt'ger Liebe weinen
Zum Zoll den Todten, die nun wie entfernte,
In dir verborg'ne Wesen mir erscheinen!

Lebend'ger Liebe Grab bist du erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner Todten Lieben,
Die all ihr Theil an mir dir anvertraut:

Der Vielen Gut dir ist's allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst du mir,
Und du, ihr Inbegriff, mein Alles eignet dir.

Aber nicht blos die tiefste Innigkeit des Gefühls, sondern auch die ganze aufopfernde Thatkraft echter Freundschaft zeigen uns diese Sonette in vollem Maße: sie liefern den Beweis daß der Dichter sein Liebesverhältniß mit einem anziehenden, reizenden, nur etwas sirenenartigen Weibe dem Freunde willig zum Opfer brachte als er fand daß auch dieser in dieselben Bande verstrickt war. Ich werde dies Liebesverhältniß sogleich etwas näher charakterisiren; ich wollte zuvörderst nur die Stärke und Tiefe der Freundschaft darlegen deren Shakspeare fähig

Digitized by Google

war, und die er in mehren seiner Stücke, im „Kaufmann von Venedig", in den „Beiden Veronesern", in „Was ihr wollt", in „Hamlet", „Lear", so lebendig geschildert hat. Daß sein Freundesverhältniß mit Southampton und Pembroke bis zu seinem Tode fortdauerte, dürfen wir mit Sicherheit annehmen; in Beziehung auf Heminge und Condell bezeugt es uns sein Testament. Ben Jonson behauptet es von seiner Freundschaft zu ihm ausdrücklich selbst. So dürfen wir behaupten: Shakspeare war ein Freund „in des Worts verwegenster Bedeutung", und echte Freundschaft ist stets ein Zeichen eines edeln Charakters, weil sie nur unter edeln Menschen möglich ist.

Stellen wir ihm in dieser Beziehung seinen nächsten Geistesverwandten, unsern großen Meister Goethe, gegenüber, wie ähnlich und doch zugleich verschieden gestaltet sich das Verhältniß. Auch Goethe besaß in hohem Grade das Talent sich rasch und leicht Freunde zu erwerben. Aber merkwürdigerweise lösten sich allgemach die meisten seiner Verbindungen, wenigstens alle seine ältern Jugendfreundschaften, die sonst gerade am festesten zu sein pflegen, entweder gänzlich auf oder lockerten sich dergestalt daß sie unersprießlich und lästig wurden. So seine Freundschaft mit Herder, Jung-Stilling, Schlosser, Klinger, Lenz, Stolberg, Friedrich Jacobi; ja selbst von Merck fühlte er sich zuletzt geschieden, und nur das Verhältniß zum Herzog Karl August und der spät geschlossene Bund mit Schiller blieben unangetastet bestehen. Allein diese Freundschaften hatten sozusagen einen mehr objectiven als subjectiven Charakter: mit dem Herzog verband ihn neben der gemeinsamen staatsmännischen Thätigkeit zugleich die Pflicht und die Dankbarkeit, mit Schiller das gleiche künstlerische und poetische Streben. Die Freundschaft aber mit Friedrich Meyer, mit Riemer, Zelter und Andern kann nicht in Betracht kommen, da sie nicht auf voller Gegenseitigkeit, sondern mehr auf der unbegrenzten Verehrung der Genannten für den großen Dichter beruhte, die er sich nur gefallen ließ. In der That scheint die unnahbare olympische Natur Goethe's, sein ausgesprochener Lebenszweck, die eigene Persönlichkeit zu allseitiger, in sich abgerundeter, vollendeter Ausbildung zu bringen, ein dauerndes, inniges, rückhaltlos, hingebendes Freundschaftsverhältniß ausgeschlossen zu haben.

Wir werden in dieser Ansicht bestärkt wenn wir sehen wie auch im Verhältniß zum weiblichen Geschlecht, in der Liebe, diese scheinbare Unbeständigkeit einen vielfach bekundeten Charakterzug Goethe's bildet. Zahlreiche Liebschaften, bald ernsterer, bald leichterer Natur, lösten sich einander ab oder kreuzten sich in seinem empfänglichen Herzen. Schon in Frankfurt als Schüler verliebte er sich in jene Bürgerstochter, deren liebliches Bild er in Faust's Gretchen poetisch verklärt hat. Zu Leipzig als Student knüpfte er ein Verhältniß an mit Annette, der Tochter seines Speisewirths; aber eine unaufhörliche, unerträgliche Eifersüchtelei seinerseits brachte das Mädchen allgemach dahin daß sie ihm den Kauf aufsagte. In dem kleinen Lustspiel „Die Laune des Verliebten" schildert Goethe die Krankheit an der er gelitten. In Strasburg fesselte sein Herz längere Zeit Friederike Brion, die Pfarrerstochter von Sesenheim; aber Eigenschaften seiner Natur, Bestrebungen und Erwägungen, die er uns im „Clavigo" aufdeckt, bewogen ihn sich bald gewaltsam loszureißen und ins Freie zu fliehen. Zu Wetzlar war die Sonne um die sich sein Dasein drehte die Braut eines Andern, Charlotte Busch, die Tochter eines Amtmanns in der Umgegend, das Urbild zu Werther's Lotte: mit blutendem Herzen, vielleicht mit Gedanken des Selbstmords, verließ er um ihretwillen Wetzlar, und — heilte sich von seinem Leiden, indem er sie poetisch verarbeitete zu jenem berühmten Roman, der eine zeitlang die jungen Herren der siebziger Jahre in lauter leidende Werther mit blauem Frack, gelber Weste und Stulpenstiefeln umwandelte. Nach Frankfurt zurückgekehrt, beglückte ihn bald wieder eine neue Liebe: Elisabeth Schönemann, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die er unter dem Namen Lili in vielen einzelnen lyrischen Gedichten gefeiert hat, zog ihn mehr und mehr an, und nach langem Schwanken und Bedenken verlobte er sich mit ihr. Aber andere Neigungen kreuzten sich bald mit dieser declarirten Liebe, und die Vorstellung was sein Schicksal sein würde wenn er mit seinem getheilten, unbeständigen Herzen durch eine Ehe für immer gebunden würde, ergriff ihn so lebhaft daß er sie nicht nur in dem Schauspiel „Stella" poetisch objectivirte, sondern den Entschluß faßte das Verlöbniß wiederaufzulösen. So kam er freien Herzens nach Weimar. Aber auch hier entspann sich alsbald ein zartes Verhältniß zwischen ihm und Charlotte von Stein, der Frau des herzoglich weimarischen Hofmarschalls. Diese Liebe, deren eigenthümliche Gestalt er ihren Grundzügen nach in dem kleinen Schauspiel „Die Geschwister" verzeichnete (vergl. Schöll im „Deutschen Museum", 1851, 1. Heft), scheint verhältnißmäßig am längsten seine Seele erfüllt zu haben. Doch auch sie mußte mit der Zeit weichen. Im Jahr 1788 nahm er Christiane Vulpius in sein Haus, lebte mit ihr 18 Jahre lang ohne den kirchlichen Segen, bis er sie endlich 1806 heirathete. Die gute Christiane war ohne hervorragende Gabe, weder in geistiger noch in leiblicher Beziehung. Dennoch fiel die Ehe ganz glücklich aus: denn „die liebe Kleine", wie er sie nannte, wußte sich trefflich in ihn zu schicken, und bereitete ihm eine sehr behagliche häusliche Existenz. Noch in seinem vierundsiebzigsten Jahre endlich entzündete sein Herz ein durch Schönheit, Anmuth und Geist ausgezeichnetes Fräulein von Lewezow, deren Bekanntschaft er im Sommer 1823 zu Marienbad machte. Die drei Gedichte: „Trilogie der Leidenschaft" (III, 21—30), beziehen sich auf diese Liebe, welche, wie Personen aus seiner damaligen Umgebung versichert haben, den greisen Dichter um 30 Jahre verjüngte. Die Flamme erlosch indeß sehr bald, und schon einige Monate später bemerkte Goethe gegen Eckermann daß er „jenen höchst leidenschaftlichen Zustand als er darin befangen gewesen um Alles in der Welt nicht hätte entbehren mögen, jetzt aber um keinen Preis mehr hineingerathen möchte" (Guhrauer, „Goethe in Karlsbad", a. a. O., 3. Heft). Wir sehen: Goethe machte, wie man zu sagen pflegt, Glück bei den Frauen, wenn er auch selten ihr Glück machte.

Shakspeare dagegen hatte, wie es scheint, Unglück in der Liebe. Wir wissen daß seine Frau acht Jahre älter war als er, und daß die Hochzeit infolge eines jugendlichen Fehltritts beschleunigt werden mußte. Wir dürfen daraus weiter schließen daß die Werbung mehr von ihr als von dem achtzehnjährigen Shakspeare ausgegangen sein, und daß der junge, phantasievolle, entzündliche Poet halb verlockt, halb gezwungen, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung die so frühzeitige Ehe geschlossen haben dürfte. Aus seiner Entfernung nach London und aus der Thatsache daß er, obwol seine Vermögensverhältnisse sich bald erheblich besserten, doch nie Frau und Familie nach London übersiedeln ließ, sondern nur seinerseits häufig Besuche in Stratford machte, läßt sich mit Sicherheit entnehmen daß die Ehe keine glückliche gewesen, und kein inneres geistiges Band ihn an seine Frau geknüpft haben dürfte. In dem freien, zum Theil ausschweifenden Leben das den jungen Dichter unter seinen Genossen in London umfing, war es daher nur zu natürlich wenn er zeitweise seine unglückliche Ehe vergaß. Er mochte vielleicht das Bündniß, weil es nie ein rechtes, gegenseitiges gewesen, anfänglich als gelöst ansehen oder zu lösen beabsichtigen, und so um so unbesonnener der verführerischen Freiheit, die ihm die Sitten der Zeit wie seine eigene Lage gestatteten, sich hingeben. Dürfen wir uns wundern, dürfen wir ihn ungehört verdammen daß er den Reizen und Lockungen jener Sirene, deren ich schon gedachte, nicht besser widerstand? Wir kennen ihren Namen nicht, wir wissen Nichts von ihrem Stande und sonstigen Verhältnissen. Aber Shakspeare schildert sie uns in den Sonetten als ein Weib von schwarzem Haar und schwarzen glänzenden Augen, nicht eben blendend schön, aber interessant, reizend, anmuthig in Allem was sie that und ließ, selbst in Dem was des Dichters zartes, sittliches Gefühl als häßlich und unedel verwarf;

Digitized by Google

jedenfalls war sie ein reichbegabtes Wesen von jener Freiheit des Geistes, von jener dämonischen Grazie der Seele und des Leibes die selbst das Böse und Gemeine noch mit einem Schimmer der Poesie umkleidet, vielleicht das gerade Gegentheil seiner stratforder Ehehälfte. So mochte sie die feurige Phantasie des Dichters unwiderstehlich entzünden. Aber sein Liebesglück war von kurzer Dauer. Seine Sirene verlockte, wie bemerkt, auch seinen jungen, heißgeliebten Freund. Willig, wenn auch unter herben Schmerzen, trat er sie ihm ab, willig löste er ein Verhältniß dessen innern Unwerth, dessen sittliche Haltlosigkeit er, wie die Sonette zeigen, mehr und mehr erkannt hatte.

Nach solchen Erfahrungen, wie groß und edel erscheint der Dichter, der dennoch so edel und groß von den Frauen denkt daß wir in seinen Dichtungen nirgend einer bösen Sieben, nirgend einem gefallenen Weibe, nirgend einer Philine, einer Adelheid, ja nicht einmal einem Gretchen begegnen, der uns im Gegentheil in seiner Cordelia, seiner Desdemona und Julia, Miranda und Imogen, Portia und Rosalinde die zartesten, lieblichsten, edelsten Abbilder weiblicher Seelengröße und Tugend, weiblicher Treue und Hingebung, jungfräulicher Reinheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit zur Anschauung und Bewunderung hinstellt. Mögen auch die Frauen, besonders in seinen Lustspielen, der freien Sitte der Zeit gemäß, manchen frivolen Scherz sich selbst erlauben oder von Andern dulden: ihr Sinn, ihre Handlungen bleiben keusch und rein, ihr Herz weiß Nichts von den losen Reden des Mundes, in denen nur die übersprudelnde Fülle der Laune, des Geistes und Witzes sich luftmacht. Genug, Shakspeare erscheint durchweg als ein Verehrer der Frauen: ein edler Geist bewahrt sich den Glauben an die Menschheit, den Glauben an Frauenwürde und Frauentreue, auch wenn er hundert und aber hundert mal getäuscht worden wäre. Ich schließe diese kurze Parallele mit dem zarten, sinnigen Sonett, mit welchem Shakspeare unter Thränen lächelnd auf die Geliebte zu Gunsten des Freundes Verzicht leistet, in welchem er die ganze aufopfernde Hingebung seiner liebenden Seele wie in einem leisen Seufzer aushaucht.

XLII.

Daß du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr sie treu geliebt.
Daß sie dich hat, ist meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.

Euch Liebessünder will ich so vertheid'gen:
Du liebst sie, weil du weißt daß sie mir werth;
Und so auch sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb sie ehrt.

Verlier' ich dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich sie, gleich findet sie mein Freund:
Sie Beide finden sich, und ich verliere Beide,

Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch Glück! Sind wir nicht Eins, er mein, ich sein?
Holdsel'ger Traum! Dann liebt sie mich allein.

H. Ulrici.

Eine Gesammtausgabe von Brentano's Werken.

Den Freunden der capriciösen und schwelgerisch-reichen Muse Clemens Brentano's — und deren sind wol mehr als man denkt — wird es eine willkommene Nachricht sein daß die Sauerländer'sche Buchhandlung in Frankfurt eine Gesammtausgabe der Brentano'schen Werke veranstaltet. Dieselbe wird noch im Laufe dieses Jahres gebracht werden; sie soll, mit Ausschluß der in der Cotta'schen Buchhandlung 1846 erschienenen, durch Guido Görres herausgegebenen „Märchen" Alles enthalten was dieser phantasietrunkene, im Irrgarten der Romantik sich verlierende Dichter hinterließ. Vieles, ja die Hälfte des Manuscripts war bisher noch ungedruckt, das Uebrige zum Theil gänzlich verschollen, nur noch dem Namen nach bekannt und oft mit Mühe aufzutreiben. Von den Gedichten, die in die Hauptabschnitte „weltlich" und „geistlich" zerfallen sollen, ist das Wenigste bereits veröffentlicht. Dann findet sich in dem ungedruckten Nachlaß ein Romanzencyklus, „Der Rosenkranz" betitelt, der, obwol er unvollendet geblieben, allein über 30 Bogen einnehmen wird. Der Held desselben ist der Arzt und Zauberer Pietro Apone, eine Art von italienischem Faust, den auch Tieck zum Gegenstand einer Novelle gemacht hat. Es ist eine phantastisch-verworrene, wahrhaft dämonische Dichtung, in welcher eine bacchantische Zerstörungslust ihren tollen Spuk treibt und sich oft bis zum Wahnwitz hinaufzwingt. Die zügellose Phantasie des Dichters schwelgt hier in ihrer ganzen Ueberfülle. Bald bricht sie in dunkelflammender Glut hervor und erfüllt uns mit dem wüsten Grauen eines krankhaften Traums, bald entfaltet sie wieder das süßeste Farbenspiel, ihre ganze blühende Ueppigkeit, und schlingt mit spielender Hand goldig-zarte Arabesken durch das unheimliche Gewirr. Wir lernten dieses hyperromantische Gedicht, welches als eine unerhörte Verirrung eines reichen Talents betrachtet werden muß, bei einem kleinen Erinnerungsfeste an Brentano kennen, welches Guido von Meyer, der mit dem Dichter persönlich bekannt gewesen, einigen Literaturfreunden im verflossenen Winter vor seiner Abreise aus der Vaterstadt bereitete. Nach der Erzählung des Hrn. von Meyer hat Brentano ein persönliches Verhältniß hineinverwebt, seine Liebe zu einer früher bekannten Tänzerin, die sich einem angesehenen Mann, Geheimrath W...., vermählte und noch am Leben ist. Unter dem Namen Megliore erscheint er selbst darin. Bei dieser Erinnerungsfeier war auch Brentano's Büste von dem Bildhauer Tieck, dem Bruder des Dichters, aufgestellt. Ein jugendlicher, fast idealisch-schöner, von einem edel-schlanken Halse getragener Kopf, in welchem sich die träumerische, sinnliche Weichheit des Dichters ausspricht, während die hervortretende Lippe zugleich Etwas von der üppigen Laune unsers Clemens verräth. Die Sauerländer'sche Buchhandlung würde sich gewiß Dank erwerben, wenn sie der Gesammtausgabe auch eine Nachbildung dieser Büste beigeben wollte.

Bei dieser Gelegenheit möge es dem Referenten gestattet sein einer von ihm veranlaßten und mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehenen Uebersetzung von Brentano's „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" zu gedenken, welche 1847 zu London erschien. („Honor; or the story of the brave Caspar and the fair Annerl, by *Clemens Brentano*. With an introduction and a biographical notice of the author by *J. W. Appell.*") Die Uebersetzung rührt von einer geborenen Deutschen her, die sich aber lange Jahre in England aufgehalten, Elisabeth Becher, verehelichte Lassere. Ueber die Aufnahme dieser köstlichen Erzählung, unstreitig die Krone aller deutschen Geschichten aus dem Volksleben und Brentano's bedeutsamstes Werk, ja sein einziges von künstlerischer Vollendung, wissen wir wenig zu sagen. Im Ganzen fand das Büchlein wol keine besondere Theilnahme im englischen Publicum; auch war die Zeit, gerade vor dem Ausbruch der Februarrevolution, eine ungünstige. Unter den wenigen Recensionen in englischen Blättern, welche uns zu Gesicht gekommen, sprechen indeß einige sehr anerkennend über die Uebersetzung, die in der That von der Uebersetzerin mit ebenso viel Liebe für den Dichter als richtigem Sinn ausgeführt worden ist.*)

J. W. Appell.

*) So sagt ein englischer Recensent: „This pretty little book introduces to us another specimen of the so-called modern romantic school of Germany, and coming, as it evidently does, from the pen of a translator fully embued with the genius of the language and the school, we confidently recommend it to the perusal of those who cannot enjoy it in the original. It is a tale of honour, love, and suffering, delicately told, in a style simple yet forcible."

Bibliographie.

Brandt, J. C., Kurzer Entwurf einer Wissenschaft der Verwandtschaften in Natur- und Menschenleben nach geistig-dynamischen chemischen Lebensprincipien. Jüterbogk, Colditz. 8. 15 Ngr.

Brosi, J. B., Die Kelten und Althelvetier. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Schweiz. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Buch der Weltweisheit oder die Lehren der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. In zwei Theilen. 1ster Theil: Alterthum und Mittelalter. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deinhardt, H. M., Die Organisation der Auswanderung. Gera, Jllgen's Erben. 8. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Ein Pilger und seine Genossen. Roman. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Reiseskizzen. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Aus Italien. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr.

Fröhlich, R. A., An Fanni. Gedichte. Wien. Gr. 8. 6 Ngr.

Gall, Louise v., Gegen den Strom. Roman. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 8. 2 Thlr.

Glaßbrenner, A., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Simion. 16. 22½ Ngr.

Jaumann, v., Reise nach London und Paris im Jahr 1850. Heilbronn, Landherr. 8. 20 Ngr.

Joubert's, J., Gedanken, Versuche und Maximen. Uebersetzt von F. Graf Pocci. München, Kaiser. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kirchhoff, A., Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 1stes Bändchen: Notizen über einige Buchhändler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Leipzig, Hinrichs. Gr. 12. 20 Ngr.

Lange, E., Die Soldaten Friedrich's des Großen. Mit 30 colorirten Blättern und einem Frontispice: „Friedrich der Große zu Pferde" nach Originalzeichnungen von Adolf Menzel, in Holzschnitt. 1ste Lieferung. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Hoch 4. 4 Ngr.

Liefde, J. de, Des Christen Einnahme und Ausgabe. Einige Seiten aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Aus dem Holländischen übersetzt von J. Molenaar. Stuttgart. 8. 5 Ngr.

Locher, H., Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, der Luther der Medicin und unser größter Schweizerarzt. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Ngr.

Lotze, R. H., Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Maistre, Graf J. de, Gespräch über den Krieg. Aus den Petersburger Abenden. Herausgegeben von E. v. Breza. Berlin, l. Rocca. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pröhle, H., Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 18 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 6te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Ruperti, F., Dunkles Laub. Jugendgedichte. Bremen, Geisler. 16. 20 Ngr.

Schöning, K. W. v., Der siebenjährige Krieg. Unter Allerhöchster Königlicher Bewilligung nach der Original-Correspondenz Friedrichs des Großen mit dem Prinzen Heinrich und Seinen Generalen aus den Staats-Archiven bearbeitet. 1ste Lieferung. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 1 Thlr.

Deutsche Stadtrechte des Mittelalters mit rechtsgeschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von E. T. Gaupp. 1ster Band. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Starke, G., Wenn Leute kein Geld haben. Komisches Characterbild mit Gesang in drei Abtheilungen. Mit 1 Abbildung. Hamburg, Berendsohn. 8. 10 Ngr.

Venedey, J., Schleswig-Holstein im J. 1850. Ein Tagebuch. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 12. 2 Thlr.

Weber, B., Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen. Mit einer Ansicht und Karte von der Umgebung von Bozen. Bozen, Eberle. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Ngr.

Weissenborn, H. J. C., Ninive und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 10 Ngr.

Würth, Die Zigeuner-Königin von Ungarn im Jahre 1849. Historisches Schauspiel in vier Abtheilungen mit Chöre, Tänze und Melodrama's. Düsseldorf. Gr. 8. 12 Ngr.

Zando, A., Russische Zustände im J. 1850. Hamburg, Restler u. Melle. 12. 15 Ngr.

Zürich und seine Eidgenossen von 1351. Historischer Festzug zur Jubelfeier des vor fünfhundert Jahren erfolgten Eintrittes Zürichs in den Bund mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern. In Bildern aus der Geschichte der V verbündeten Orte von 1351 — 1700. Mit kurzen erklärenden Andeutungen. Zürich. Qu. Fol. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus Kurhessen. Zwei Vertheidigungsreden aus dem Preßprozesse gegen Frdr. Hornfeck und Adam Trabert, Redacteure des „Wacht auf!" vor dem Geschwornengerichte zu Fulda. Altona. Gr. 8. 3 Ngr.

Bachmann, R., Predigt, gehalten am ersten Osterfeiertage 1851 vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Bernet, J. J., Kirchliches Wort bei der Bestattungsfeier von Hrn. Reg.-Rath Dr. Frz. Ed. Erpf von St. Gallen. Gesprochen den 27. Jan. 1851. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Besuch in London während der großen Industrie-Ausstellung. Ein verläßlicher Führer und Wegweiser für den deutschen Reisenden aus den besten Quellen bearbeitet. Mit einer lithographirten Außenansicht und einem Plane des Innern des Ausstellungsgebäudes. Wien, Greß. 8. 18 Ngr.

Das ist Er! Zum Gruße Berlin's an des großen Königs Standbild am 31. Mai 1851 und zur Erläuterung der Bildwerke an dem Denkmal. Berlin, Janke. Hoch 4. 1½ Ngr.

Dulon, R., Die reformirte Kirche, Herr Mallet und Ich. Ein Wort zur Belehrung und Züchtigung. 2te Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gall, L., Zur Orientirung in der Freihandelsfrage mit besonderer Beziehung auf die Rübenzucker-Industrie. Trier, Troschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Heinsius, J., Den Manen Friedrich's des Großen bei Enthüllung Seines Standbildes zu Berlin am 31. Mai 1851. Eine Festgabe. Berlin, Schnitzer. 4. 2½ Ngr.

Panacee für den österreichischen Reichstag. Von H. S. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Auslande. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Veith, J. E., Vorwärts oder Rückwärts? Vortrag am Sylvesterabende des J. 1850 gehalten zu Prag. Prag, Heß. 8. 3 Ngr.

Unsere Verfassung. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. Mit einer Abbildung und Beschreibung des am 31. Mai 1851 zu Berlin enthüllten Denkmals Friedrichs des Großen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XIX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XVIII.)

42. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:
Genfer Novellen. Drei Bändchen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien ferner daselbst:
Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. Gr. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; in Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr.
Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. Gr. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr.

43. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Achter Band. Gr. 12. Geh.

Der erste bis sechste Band erschienen 1843 in zweiter Auflage und kosten 12 Thlr.; der siebente Band (1846) kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

44. **Volks-Bibliothek.** Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Die bisjetzt erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:
I. Joachim Nettelbeck. Von J. Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
II. Der alte Heim. Von W. G. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.
III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.
V. Das Kriegsjahr 1813. Von K. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.
VI. Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Von C. G. H. Lenz. Neue Ausgabe. 1849. 1 Thlr.

45. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil enthält: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843); der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845). Jeder Theil kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

46. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 4me édition. In-8. Geh. 8 Ngr.

Der zweite Cursus erschien 1850 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr.

Ebendaselbst sind erschienen:
Deutsche und französische Gespräche, mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. Von B. Lütgen. 8. 1846. 12 Ngr.
Steyber (Ottilie von), Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache, nach der Hamilton'schen Methode. Nebst einer Anweisung zum Unterricht nach dieser Methode. 4 Abtheilungen. 16. 1846. 1 Thlr.
Waldow (A.), Die wichtigsten Synonymen der französischen Sprache nach Girard, Roubaud, Boiste und Andern, erklärt und mit Beispielen classischer Autoren versehen. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Zöglinge höherer Lehranstalten. Gr. 8. 1847. 10 Ngr.
Debonale (S.), Neue französische Grammatik für Schulen. Zehnte Auflage. 1832. 1 Thlr.
———, Französische und deutsche Gespräche. Vierte Auflage. 8. 1842. 20 Ngr.
Debonale (S.), Cours de langue française. Ein Uebersetzungsbuch mit Erläuterungen, um sich in dem französischen Briefstile zu üben und besonders um die grammatikalischen Regeln zu lernen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 10 Ngr.

47. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Second edition. In-8vo. Geh. 10 Ngr.

Der zweite Cursus erschien 1850 und kostet 12 Ngr.

In demselben Verlage erschien:
Ralph (J.), A guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterricht und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. 1847. 12 Ngr.
———, The English reader. Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht. 8. 1847. 12 Ngr.
Lloyd (H. E.), Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Auflage. 8. 1848. 27 Ngr.
———, Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Elfte Auflage. 8. 1850. 20 Ngr.
———, Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.
———, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.

48. **Album der neuern deutschen Lyrik.** Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.

49. **Althaus (E.) (Emile d'Estrées), Leib und Lust.** Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

50. **Anleitung zum Selbststudium der Hydrostatik und Hydraulik.** Nach dem **Book of science** von J. Sporschil. Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. 8. 4 Ngr.

Ferner sind einzeln zu ermäßigten Preisen zu erhalten:
Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — Pneumatik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Akustik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Mineralogie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Krystallographie (8 Ngr.) 4 Ngr. — Geologie. (26 Ngr.) 8 Ngr. — Versteinerungskunde. (15 Ngr.) 6 Ngr. — Chemie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Meteorologie. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Anfangsgründe der Botanik. Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

51. **Bachmayr (J. N.), Der Trank der Vergessenheit.** Volksdrama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

52. **Beaumont (Mad. Leprince de), Le Magasin des enfants.** Revue et augmenté de nouveaux contes par Mme. *Eugénie Foa*. Seconde édition. In-8. Geheftet 24 Ngr.; gebunden 1 Thlr.

In demselben Verlage erschien:
Comédies et proverbes dramatiques à l'usage de la jeunesse par *Lévêque, T. Leclercq, C. P. Duveyrier*. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauche bearbeitet von *C. Schnabel*. In-8. 1848. $22\frac{1}{2}$ Ngr.
Comte (Mad. Achille), Sagesse et bon coeur, ou Science du bien. Nouvelles morales. 4 parties. In-8. 1848. Preis einer einzelnen

Abtheilung 12 Ngr. Alle vier Abtheilungen in einen Band geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; gebunden 2 Thlr.

Genlis (*Madame de*), Les Veillées du chateau. (Contes choisies.) In-8. 1848. Geheftet 1 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Grangier (*Louis*), Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

———, Premiers éléments de littérature française, comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. 1850. 18 Ngr.

Guizot (*Mad.*), Aglaé et Léontine, ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué et Julie ou la Morale de Mad. Croque Mitaine. In-16. 1847. 6 Ngr.

———, Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von Ottilie von Stepber. 16. 1847. 6 Ngr.

53. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** 8. Geh.

Dieses Werk wird in einer Reihe von Abhandlungen in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesammtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwickelungsstufe, und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß bearbeitet, enthalten. Es soll in Heften von 5 Bogen zu dem Preise von 5 Ngr., deren jedes einen Gegenstand als abgeschlossenes Ganzes enthalten wird, ausgegeben werden.

Ausführliche Anzeigen werden beim Erscheinen der ersten Hefte in allen Buchhandlungen zu haben sein.

54. **Benfey (T.), Vollständige Sanskrit-Grammatik,** nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des *Sama-Veda*. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey*. Gr. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. 2 Thlr.

55. **Bequignolles (H. von), Blondel** — Ein Lied vom Kreuze — Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. 1849. 12 Ngr.

56. **Béranger (P. J. de), Chansons.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.

In demselben Verlage ist erschienen:

Saintine (*X. B.*), Picciola. Nouvelle édition. In-16. 1848. Geheftet 24 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Molière, Oeuvres choisies avec des notes de tous les commentateurs. 2 vol. In-8. 1845. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; gebunden 1 Thlr. 22½ Ngr.

57. **Bremer (Frederike), Eine Ostergabe.** Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 20 Theilen und kostet 6 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Unter besondern Titeln sind noch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreise. Zwei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

58. **Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer und H. Ritter.** Herausgegeben von **F. von Raumer**. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

59. **Burg (Gerhard), Gedichte.** 8. Geh.

60. **Byron (G. N. G., Lord),** Tales. 2 vol. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.

61. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par **Francisque Michel.** Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.

Der Druck dieses Cancionero ist jetzt so weit gediehen, daß derselbe im Laufe des Jahres wird erscheinen können.

In demselben Verlage ist erschienen

Romancero castellano, ó Colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion, con las notas de Don *A. Alcala-Galiano*. 3 tomos. Gr. 12. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:

Rosa de romances, ó Romances sacados de las „Rosas" de *Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don *F. J. Wolf*. 1846. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene königl. sächsische Hofrath und Kreisamtmann, Wilhelm Christoph Eisenhuth, hat mittels eines bei dem Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills, d. d. 27. März und ins. 23. Mai 1822, ein Capital von 2500 Thlr. zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt, und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber, neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen, Folgendes verfügt:

a) Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowol in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

Funfzig Thaler im 20-Guldenfuße

betragen.

b) Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre, und unter diesen zwei Jahre in Leipzig, die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Universität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt Nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt, und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, noch nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verflossen sind.

c) Die einzureichenden Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein, und dürfen, bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Bogen im gewöhnlichen Schreibpapierformat betragen. Widrigenfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden werden, dafern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Da zur Lösung der für das Jahr 1849 gestellten Preisaufgabe

Quid differat inter lusum et sponsionem (Wette)

keine Abhandlung bei uns eingegangen ist, so haben wir beschlossen das nämliche Thema auch für das nächste Jahr als Gegenstand der Preisaufgabe zu bestimmen. Dabei wird bemerkt: daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1852 bei dem Facultätsactuarius Weber unter dessen Adresse versiegelt eingereicht, oder mit der Post an denselben portofrei eingesendet werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, der Vor- und Zuname des Verfassers aber, nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthalts, auch nach Befinden seiner dermaligen Anstellung in einem besonders und zwar doppelt versiegelten Zettel dem Aufsatze unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige welcher diese Vorschriften nicht befolgt nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1852 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, 27. Mai 1851.

Die Juristenfacultät zu Leipzig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 106. —— 21. Juni 1851.

Inhalt.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans.

I.

Zeitgeschichte im Roman.

(A. Widmann und Theodor Mundt.)

Unsere Schriftsteller lassen es sich angelegen sein daran zu erinnern daß wir, viel verlierend, doch noch einen Gewinn erhalten hätten aus dem Schiffbruch großer Eroberungen. Sie treiben Das ganz praktisch, indem sie von diesem Gewinn, der wenigstens ihnen als ein solcher gelten kann, den fleißigsten Gebrauch machen. Grausame Ironie des Schicksals! Deutschland hat neuen literarischen Stoff und Muße ihn in allen Gestalten zu verarbeiten. Mephisto würde nach seiner boshaften, hämischen Geschichtsbetrachtung etwa sagen können daß es sich besonders darum gehandelt habe dem deutschen Roman aus der Verlegenheit zu helfen. Bewegtes Leben, männliche Kraftentwickelung, heißes Streben nach werthvollen Zielen, mit Einem Worte: ernste historische Stafage und eine von derselben bedingte Charakterzeichnung wurde vermißt. Mit den Schicksalen, mit dem großen Inhalt welcher unser politisches Dasein erfüllen und heben würde, sollte sich auch schon das Dichten über die graue Nebelregion krankhaft-grämlicher Stimmungen, über das leere Drängen kleinlicher anempfindelter Interessen, über alles lügnerische Schönthun mit affectirtem Sentiment gesund und tüchtig emporschwingen. Das schien zumeist der Hinterhalt, wenn man der Misère einmal hart zu Leibe ging. Wenn wir jetzt davon reden dieser Hinterhalt habe sich als eitel ausgewiesen, so müssen wir erwarten daß zur Rechtfertigung der somit Angeschuldigten auf das kümmerliche Ende hingedeutet wird mit welchem die verlangte Erhebung des Gemeinsinns in das Ansehen eines bloßen tumultuarischen Intermezzo übergegangen sei. Nur eine nachhaltige, durchgreifende Umwandelung und Neubegründung des gesammten öffentlichen Lebens wird allerdings im Rückwirken auf diese Gebiete geistiger Thätigkeit allmälig ein neues, kraftvolleres Walten zur Reife bringen; es versteht sich von selbst daß nach der Revolutionsverwirrung von gestern nicht der heutige Tag uns die Blüte eines neubelebten Kunstgenius bescheren kann. Einstweilen läßt es sich aber die schöne Literatur nicht verdrießen im alten Stile mit recht geschäftiger Miene Das auszunutzen was als neue Ernte, wenigstens im rohen stofflichen Sinne, geblieben ist; sagt uns der alte Stil nicht zu, macht uns die Stimmung Misbehagen, so wird ganz bequem die Zeit, die fragmentarische Geschichte angeklagt. Das Eine, woran der strengere Beobachter bei diesem Ablehnen der Verantwortlichkeit vor allen Dingen sich erinnert fühlt: daß zum Tanz mehr gehört als rothe Schuhe, Das kommt nicht zur Sprache. Der Roman benutzt die Erinnerungen aus der vorübergegangenen erregten Zeit als Decoration, er entlehnt von ihnen allerlei Motive zur Führung seiner Gestalten ohne tiefere Consequenz. Der Schelm hat also nicht so Unrecht: halb und halb und für eine Weile ist der Verlegenheit abgeholfen, jedoch ohne triftigen Anhalt zur Erneuerung aller höher gehenden Foderungen. Wir wollen indeß die Dinge so wenig schwarz als möglich ansehen, und vorläufig die Hoffnung festhalten daß dieser gegenwärtige Zustand am Ende noch als Vorspiel wahrhafter Fortschritte sich zu erkennen geben werde. Ueber dem starken stoffartigen Interesse welches jetzt manchen Productionen dieses Gebiets durch die zeitgeschichtlichen Beziehungen anhaftet, dürfen wir nur nicht vergessen wie es in letzter Instanz doch immer der Geist, die Lebensanschauung, die Bildungskraft, der Geschmack des Schriftstellers ist worauf das Maß und die Art unserer Theilnahme zurückzugehen hat. Die Misverständnisse welche in diesem Punkte von einem gewissen Genre der Demokratie verbreitet wurden müssen verschwinden, wenn die reine, unabhängige Bedeutung des Kunstwerks unsere schöne Literatur wieder beherrschen soll. Man hat sich gewöhnt einzelne Partien und Gestalten aus den Bewegungen der letzten Jahre verknüpft mit der unerlaßlichen Zugabe irgend einer trivia-

len Liebesaffaire und sonstigem romanhaften Apparat sans façon von der unmittelbaren Wirklichkeit abzuschreiben; der Literat schämt und grämt sich nicht; wie es um die künstlerische Fassung stehe, darob läßt er sich billigerweise keine grauen Haare wachsen, da ein guter Theil seiner Standesgenossen ganz offenbar unter sich eins geworden ist die poetisch-ästhetischen Ansprüche ein mal für alle mal den „überwundenen vormärzlichen Standpunkten" beizugesellen. Angesichts dieser erstaunlich leichtfertigen Wirthschaft könnten in der That alte Zweifel über die Gültigkeit des Romans als einer selbständigen poetischen Kunstform gerechtfertigter als je erscheinen. Es thut noth daß die Kritik wachsam auf der Warte sei um nach Kräften dieser Verwilderung zu steuern, welche aus einem schlimmen Indifferentismus hinsichtlich der unveränderlichen Gesetze des guten Geschmacks hervorgegangen ist.

Der Roman muß sich überall als lockeres Umhängsel hergeben, überall als willkommener Nothbehelf dienen; es gilt ihn solch unwürdigem Schicksal, infolge dessen er zu einem wilden Auswuchs liederlicher und charakterloser Literatur entartet, ohne Verzug zu entreißen. Der Goethe'sche Act innerer Befreiung durch dichterisches Produciren will sich hier in einer Caricatur, in einer platten Auffassung geltendmachen, indem Hinz und Kunz, was ihnen da und dort vom Treiben der Zeit in die Augen fiel, was etwa gar einigermaßen in ihren eigenen Kreis hinüberwirkte, und das Departement ihrer subjectiven Angelegenheiten durchkreuzte, ohne Weiteres auf die bequemste Art wieder an den Mann zu bringen suchen.

Oft verdecken nur wenige Züge einer leichten Erfindung den aller poetischen Intuition ermangelnden, durch keinen künstlerischen Gestaltungsproceß vermittelten und geläuterten Anschluß an Selbsterlebtes und zufällig Beobachtetes. Bei der Einführung von Persönlichkeiten der Tagesgeschichte wird meistens selbst die dünne, defecte Maske verschmäht; freilich bleibt dem dieser ganzen Manier eigenthümlichen Gewürz piquanter Anspielungen daneben immer noch übermäßiger Raum.

Diese neueste Modeunart mag wol je nach den Verhältnissen und dem Gesichtskreise des Autors welcher ihr huldigt mancherlei mehr oder minder interessante und lehrreiche Beiträge zur Revue rétrospective über Deutschlands letzte politische wie sociale Entwickelungsstadien liefern; aber es ist kein Gedanke daran daß um dieses Nebengewinnes willen eine unserer gesammten Kunstbildung so gefährliche Halbheit im mindesten eher möchte zu dulden sein. Und zwar umsoweniger kann man diese Erscheinung gleichgültig aufsichberuhen lassen, als sie keineswegs nur dem großen Trosse der Literaten und seiner banausischen Schreibseligkeit angehört, sondern auch einzelne ernstere, von der Speculation des Marktes geschiedene Geister bei argloser Hingabe an gleichen Misbrauch ertappt werden. Hier habe ich zunächst als besonders merkwürdiges Beispiel das geistvolle, aber alle Spuren solcher unentschiedenen mangelhaften Verarbeitung ansichtragende Werk eines sonst kaum literarisch bekannten Mannes im Auge, welches den Titel führt:

Der Tannhäuser. Ein Roman von A. Widmann. Berlin, Besser. 1850. 8. 2 Thlr.

Zum Ueberfluß gibt der Verfasser in seinem Vorwort sehr unbekümmerten Tones das offenste Bekenntniß des — freilich von ihm nicht dafür angesehenen — Vergehens, in welchem ich die Wurzel der meisten Schwächen seines Buchs erblicke. Ja es werden hier weit entschiedenere Aufschlüsse vorangeschickt als man aus dem bloßen Eindrucke des Romans selbst durch naheliegende Combinationen zu schöpfen vermöchte. Widmann gesteht zu daß das in Form eines Romans dargebotene Buch richtiger „Memoiren" heißen würde, wenn damit nicht größere historische Treue auch über äußerliche Verhältnisse verbunden sein müßte. Er verbürgt die innere Wahrheit der Charaktere und Ideen. Man sieht daß es sich nur darum handelte die Rücksichten der Discretion einigermaßen zu erfüllen, und wenigstens den Skandal zu umgehen welcher durch detaillirtere Schilderung mit chronologischen und localen Angaben, und durch Hinzufügung der Namen zu den — wie die ersten Notizen öffentlicher Blätter sogleich beim Erscheinen des Buchs kundthaten — ohnehin für ziemlich ausgedehnte Kreise erkennbaren Portraits würde angestiftet worden sein. Also „um dem Vorwurf der Persönlichkeit auszuweichen", sodann aber „um eine wenn auch leichtgeschürzte künstlerische Form zu gewinnen" hat das äußere Zubehör der Geschichte willkürlicher Alteration nachgeben müssen. Ich weiß nicht wie die ganze Unordnung, welche ich eben andeutete, in ihrem Grunde besser als mit diesen so naiv das Geheimniß ausplaudernden Worten zu charakterisiren wäre.

Uebrigens sondert sich „Der Tannhäuser" von jenen Erzeugnissen, deren Kreis er durch äußere Züge der Entstehung berührt, zunächst schon insofern ab als er, statt wie sie das Bild unserer jüngsten Erhebung und der zugleich hervorbrechenden Verwirrung aufzunehmen, den seltsamen Geist der vorangegangenen Epoche heraufbeschwört, und obgleich er für dieselbe allgemein Charakteristisches darstellen will, doch weit abgelegenere, mehr blos persönlichen Verhältnissen entspringende Vorgänge entwickelt. Die innere Geschichte des neuen Titanenthums, welches unserer politischen Erhebung vorausging, kündigt der Verfasser als Aufgabe an; ein treues Bild des gährenden ungeheuerlichen Geistes der letzten 15 Jahre in Deutschland gedenkt er an eine Zukunft zu überliefern welche, wie er meint, unser Treiben bald nicht mehr verstehen wird, und zwar gerade nach einer Seite hin welche dem Auge der Mehrzahl entgeht. Letztere Bestimmung leitet aber sofort darauf hin, wie der Roman doch keineswegs so etwas von einer Encyklopädie des heimlichen politischen Spuks in Scene setzen, sondern die allgemeine stechende Ungeduld, die innen wogende Unruhe der ganzen Zeit am Verlauf eines besonders inhaltschweren Geschicks widerspiegeln soll, und damit der Umfang des Begriffs, welchen man

natürlich dem gegebenen Programm unterlegen dürfte, nicht wenig zu reduciren ist. Widmann kommt selbst, indem er seinen Plan näher darlegt, unwillkürlich auf diese Einschränkung zu sprechen. Die Gegensätze, Abgründe und lichten Höhen der Menschennatur, heißt es, die uns als Wechselgestaltungen der Masse erst im Jahre 1848 erschlossen worden, seien in einzelnen hochbegabten, verstürmten (beiläufig ein Lieblingswort unsers Autors) Geistern schon früher an uns herangetreten; stolze, großangelegte Seelen habe man gegen sich selbst wüthen und durch eigene Glut sich müssen verzehren sehen, weil sie die äußern Verhältnisse nicht durchbrechen, ihren Geist nicht in Thaten offenbaren, den Weg zum Volke nicht finden konnten. Nunmehr ergibt es sich schon näher daß das Buch mit der Geschichte eines solchen vergeblichen Kampfes, nicht mit dem Bilde dieses Kampfes überhaupt sich beschäftigen wird. Endlich — wie sind wir doch heute in lauter Reflexion und Lehrhaftigkeit untergegangen! —, um dem bereits vorgetragenen Zwecke, welcher für sich noch nicht zu genügen scheint, ein weiteres Gewicht anzuhängen, bezeichnet der Verfasser auch die Wirkungen um welche es ihm bei seinen Confessionen vorzugsweise zu thun ist. Vor allem möchte er allzu erregte jugendliche Seelen warnen, „denn noch sind wir über das politische Titanenthum nicht hinaus, manche reiche Seele wird zerschellen die die Unsterblichkeit erringen könnte, verstünde sie was es heißt: geduldig sein".

Aber das Buch soll zugleich ein Stein des Anstoßes sein für Die „welche sich verächtlich von dem irrenden, suchenden Geist abwenden, und die Märtyrer die noch im Vorhofe einer großen Zeit fallen kurz und herzlos unter die Condottieri, in die Verbrechercolonie oder in das Tollhaus verweisen.... Diese vergessen was sie selbst bedrückt, auf welchen Gängen sie die eigene Seele ertappen könnten. Was werden sie sagen, wenn der verlorene Sohn der Gegenwart einst in einer neuen Bewegung den Weg zu seinem Volke findet, und die Gräber der Opfer die vor ihm und wegen ihm (?) gefallen mit Blumen schmückt?"

Man zweifelt wol nicht mit Unrecht, ob bei all den psychologisch-moralisch-didaktischen Intentionen auch nur spärliche poetische Elemente möchten bestehen können, und dennoch bleibt der Zweifel im Unrecht. Nicht umsonst weckt uns die Aufschrift des Romans in wunderlichem Contrast zu dem doctrinairen Bewußtsein der Einleitung jene symbolisch-mystischen Vorstellungen, in welchen finstere Räthsel dämonischer Verführungskräfte vor die Seele treten. Die Romantik ist nicht blos eine des Titels; das ganze Buch ruht auf romantischer Grundlage.

Tannhäuser mag collectiv die „allzu erregten jugendlichen Seelen" oder auch die schönste, am reichsten ausgestattete unter ihnen bedeuten, welche vor den andern ja fast allein unsere Theilnahme behauptet. Die Frau Venus fungirt in doppelter Eigenschaft: ein mal als Symbol geheimnißvoll-geistigen unwiderstehlichen Einflusses; zweitens, damit der Grundsinn fleischlich-erotischer Macht, wie er der Sage beiwohnt, nicht gar in den Brunnen falle, und so dem Gehalte des Symbols ein wesentliches Moment völlig entschlüpfe, als lebendige Vertreterin des lockenden Princips, von Fleisch und Bein, und in der zweiten Eigenschaft muß sie dienen der Rückkehr aus der Umarmung geistiger Fangkrallen, welche sie in der ersten zu symbolisiren bestimmt ist, im entscheidenden Augenblicke das letzte verderblichste Hinderniß entgegenzusetzen. Das berüchtigte magnetische Anziehen eines Abenteurers, dessen auf Anlaß dieser Mittheilungen wiederholt öffentlich ausgesprochenen Namen ich — der obwaltenden biographischen Beziehungen unkundig — nicht nachsprechen will, der aber im Roman einfach Fritz genannt wird, bei feierlichen Gelegenheiten sich selbst mit officiellem Pathos höchst prägnant „Friedrich schlechtweg" titulirt, bildet den Mittelpunkt der Geschichte. Ein ganzes Rudel glühender junger Leute, die zum größten Theil inmitten der ersten Bildungsarbeit stehen, wird von ihm direct verblendet, gefesselt, zu unerhörter Knechtschaft des Geistes, des ganzen Lebens entwürdigt, zu einem grauenhaften Abgrunde willenlos hingeschleift. Wie Das möglich? fragen wir starr vor Staunen. Die Gründe warum dies Alles so kommen muß? Gründe zerstören die Romantik. Widmann hat, ohne wahrlich es auf die Erhaltung der romantischen Dämmerung abgesehen zu haben, guten Grund uns die erschöpfenden Gründe schuldig zu bleiben; er zeigt den besten Willen, die Tiefe des wunderbaren Geschehens enthüllend, das Unbegreifliche des Wunders in Klarheit aufzulösen, aber er kann diese reine Rechnung nicht gewinnen, es bleibt ein unaufgelöster dunkler Rest. Das läßt sich nicht ändern, denn der liebe Gott ist nun einmal — aus manchen Gesichtspunkten des Erdenlebens betrachtet — ein unverbesserlicher Romantiker. Je weiter man den modernen Tannhäuser und seine Schicksalsgenossen in den Zauberkreis des Irrthums fortgerissen sieht, destomehr fühlt man jede sichere Stütze des Zusammenhangs mit der übrigen Welt, selbst ihren ausschweifendsten Grillen und Launen, für die Anschauung entweichen. Man überzeugt sich mehr und mehr daß es nicht ein repräsentirendes Beispiel verbreiteter Zeitrichtungen und Bestrebungen ist was der Roman uns ausmalt, sondern ein Phänomen von Wahnwitz, welches zwar im Beginn mit deutlichen Fäden an den Zug des Zeitgeistes äußerlich anknüpft, aber in seiner Vollendung nur als höchst merkwürdiger Fall individueller Manie der Pathologie der Geisteskrankheiten angehört, und zu Dem was der Verfasser irrigerweise in seinem Roman zu schildern glaubt lediglich einen Appendix seltenster extremer Ausartung bilden kann. Durch den schreienden Contrast mit den Gestalten und Ordnungen des umgebenden Daseins wirken die Begebnisse dieses Bundes, die Thorheiten, in welche alle Glieder durch den tollen Commandeur verwickelt werden, so widerwärtig beleidigend wie trügerisches Gespensterunwesen eines angstvollen Nachttraums. Das Misliche des halbfertigen Processes, von welchem, wie oben gerügt worden, der neueste deutsche Roman zumeist seinen Aus-

gang nimmt, konnte kaum bei irgend einem andern Gegenstande härter als bei dem hier behandelten ins Auge springen; denn soviel Geist und tüchtige Mittel eigenthümlichen Formtalents, dem auch tiefere poetische Reize zugebote sind, das Werk unsers Autors immerhin vor der Masse anderer gewichtig markiren, hat es ihm doch nicht glücken wollen das blos Abnorme, Barocke in eine höhere Sphäre poetischer Darstellung zu heben, wo es für die Empfindung des Lesers selbst wenigstens den Schein einer realen Gewalt anlegen müßte. Mit der trocken dargebotenen Bürgschaft für die innere Wahrheit der Charaktere und Ideen ist uns auf diesem künstlerischen Standpunkte Nichts geholfen. Ganz anders würde die Sache sich verhalten, wenn es sich um wirkliche, als solche eingeführte Memoiren handelte; der Uebergang auf Grund und Boden der Dichtung aber läßt sogleich Foderungen erwachen welche vielleicht durch die Natur des Stoffs unerfüllbare sind.

Wie die dämonische Macht des Wahns hinter dem ruhigen, vernünftigen Leben lauert, wie sie zauberhaft plötzlich diese ahnungslose Ruhe durchbricht, immer weiter ihre entsetzliche Herrschaft dehnt und endlich finsterer Majestät über die widerstandlos an der eigenen Vernunft verzweifelnde, am eigenen Urtheil und Willen irrewerdende Menschenwelt für eine zeitlang triumphirt, Das hat Ludwig Tieck in der Novelle „Hexen-Sabbath" mit großartigen Zügen historischer Poesie in einer Weise geschildert daß wir erfaßt von diesem phantastischen Schwunge genialer Inspiration uns selbst eines heimlichen Grauens nicht zu erwehren vermögen. Das furchtbare Spiel des Teufels gewinnt hier eine tragische Wahrheit; aber der Hintergrund mittelalterlichen Wesens ist dem ganzen Bilde von entscheidender Bedeutung. Die geistige Contagion, welche ein Häuflein moderner Gestalten von gestern, gleichsam über Nacht, befälle und mit scharfer Grenze gegen alle übrige Welt umzieht, zeigt uns dagegen sein isolirtes Curiosum unerklärlicher Verschrobenheit, dem wir, wie es uns einmal als fait accompli octroyirt wird, schwankend zwischen Bedauern und Widerwillen immerhin folgen, nicht aber es mit tieferer, ernsterer Bewegung als Ausdruck allgemein hinreißenden historischen Irrthums oder gar als imposantes Zeugniß eines hohen, gewaltigen Ringens betrachten können; hier ist Nichts von einem unsichtbaren Zeitfluidum, das elektrisch fortwachsend sich aufgeweckten Gemüthern der Reihe nach einflößte und ihnen so ein immanentes Einheitsprincip verliehe, sondern wir haben es voran mit einer unglücklichen modern-politischen Analogie des Maha-Guru zu thun, bei der man nicht weiß wo die fanatische, aber ehrliche Verblendung der fixen Idee aufhört und die berechnete Gaukelei der gleißenden Lüge beginnt, sofort dann sehen wir dem Träger dieser unzersetzbaren Mischung die oben angedeutete Jüngerschaft entstehen, deren unbedingte Hingebung, zunächst im blinden Erleiden jener räthselhaften persönlichen Attraction begründet, die letzten Motive ihrer Ausdauer nur in einem unlautern, verderbten Dichten und Trachten nährt. Daß Fritz, der magische Geheimnißvolle ein Schurke „schlechtweg" sei, diese Ansicht würde den Intentionen des Autors arg zuwiderlaufen; die interessanten Mischlingscharaktere, welche wir als besonderes Product der neuesten Cultur kennen, lehren aber daß — ein feines psychologisches Spüren nach den Coëfficienten dieser Krankheitsbildungen in allen Ehren! — für die Auffassung ihrer thatsächlichen Erfolge das Närrische, Wahnwitzige in ihnen mit dem Bösen, Verderblichen nur zu oft ziemlich in Eins zusammengehe. Wie sehr in dem auserlesenen Exemplar dieser Sorte, welches Widmann in seinem „Fritz" abbildet, die Tollheit vom schlauen, gefährlichen Schelm dirigirt wird, erhellt schon daraus daß derselbe anstatt ein vom Staate zum ungestörten Austräumen solcher Königs- und Messiasträume angewiesenes Logis zu bewohnen, frank und frei im Verkehr der Gesunden umherspaziert, und höchstens einmal um moralisch-anstößigen Wandels willen polizeilich eine kleine Luftveränderung angerathen erhält. Er genießt also des sehr zweckmäßigen Bewußtseins wo er seine Rolle spielen darf, wo er sie zu cachiren hat; daß er sie nebenbei doch auch *vor sich selbst* und zwar mit anerkennenswerther Consequenz, trotz einiger passend gewählten Erfrischungspausen, fortspielt, ist damit keineswegs unverträglich. Exempla odiosa! Die Periode unserer Romantik par excellence könnte mir zu dieser schwierigen Composition von Komödie und reeller, wiewol intermittirender Besessenheit die brillantesten Seitenstücke liefern. Ja hier und dort mag eine Gestalt welche diese Erbschaft, und nicht blos in civilisirter Abschwächung, angetreten hat noch heute unter uns einhergehen.

Fritz' nächste Opfer und Bundesgenossen sind seine Brüder Otto und Julian, Letzterer zugleich sein schlimmster Apostel, während der Andere, Jüngere, ein unbedeutendes Bürschchen, Nichts mehr als ein passives Anhängsel ausmacht. Kurz und bitter lautet sein geistiger Steckbrief: er arbeitete eigentlich Nichts (Das gilt freilich so ziemlich von der ganzen Compagnie), war auch Nichts, hatte wenig Energie Etwas zu lernen — *von Fritz hoffte er eine ganze Zukunft geschenkt zu erhalten.*

Julian ist es durch welchen dem Haupt-Tannhäuser und Romanhelden Marcell die ersten Sirenenklänge des Verderbens zugeleitet werden. Marcell ist der liebenswürdigste Charakter den uns der Autor vorführt; Widmann wird es wol wissen warum er uns für denselben am stärksten zu interessiren gewußt hat, warum er mit Einem Worte in der Nachschaffung dieses Seelenlebens *am meisten Poet — nicht im Fictionssinne!* — gewesen ist. Trefflich wahr hat er das Bedenkliche in dem schutzlosen träumerischen Sichselbstaussetzen, in der unbestimmten Receptivität dieser jugendlichen Natur vor Augen gebracht, die „sich gehen läßt ohne noch Etwas ganz in der Tiefe mit vollem Ernst, männlicher Theilnahme angefaßt zu haben". Wir empfinden wie dieses stille, harmlose Hinleben mit jener frivolen Maxime des Woltmann'schen Freiherrn von S—a zusammenhängt, daß

Digitized by Google

wer mit voller Seele handle und das Leben mit Freiheit wie ein Kunstwerk nehme, des Charakters nicht bedürfe; lasse er sich mitunter gehen, so könne er stets auf den Adel seines Gemüths, die Stärke seines Kopfes vertrauen. Widmann öffnet unserm Blicke den Abgrund an welchem diese noch unschuldige Seele wandelt:

Er verließ sich im Denken wie im Umgange mit Menschen auf seine günstige Naturanlage; Dies so sehr daß er fest überzeugt war, sein Geist müsse sich richtig bewegen, ähnlich wie ein ebenmäßiger Körper von selbst schöne Bewegungen macht. Er gab sich seinem glücklichen Stern hin, und seine Phantasie ließ ihm diesen Stern als die Einwirkung eines persönlichen Gottes erscheinen. Arglos wanderte er auf diesem Wege, welcher nothwendig zur innersten Frivolität führen mußte, dessen Gefährlichkeit aber weder er selbst noch seine Umgebung ahnte, bevor die Leidenschaft und die Gegensätze des Lebens entscheidend an ihn herantraten und ein Handeln verlangten.

Dem Armen sind die Schlingen schon umgelegt, ehe noch das leiseste Gefühl ihn warnen konnte. Das Universitätstreiben führt ihn mit Julian und seiner Sippschaft zusammen; man wittert bald den auserlesenen Hang in ihm für den Hofstaat des neuen Messias. Marcell fühlt sich im lebendigen sprudelnden Austausch durch geistreiche Wendungen, in denen er mit froher Ueberraschung starke Anklänge an sein eigenes innerstes Sehnen und Hoffen wiedererkennt, rasch eingenommen, und man weiß den einmal Bestochenen geschickt warm zu halten, indem man ihm die sittliche Lumperei, die „Liederlichkeiten" versteckt welche den Revers dieses trügerisch anziehenden Glanzes bilden, „damit seine vornehme Natur nicht ein falsches Vorurtheil fasse". Der Verblendete theilt mit solchen Menschen sein Süßestes und Heiligstes: die Briefe seiner Braut. Die Noth der Zeit hat in Marcell überschwengliche Ideen entzündet, deren aufgeregtes Drängen allerdings dem auf seine gänzliche Berückung und Berauschung angelegten Plane einigermaßen entgegenzugehen scheint; aber selbst wenn man noch so reiflich erwägend diesen schwärmerischen Zug in Anschlag bringt, behält seine Gelehrigkeit in dem Unterrichte von der Weltmission eines Menschen, dessen Bild er vorerst nur aus fremden Andeutungen hat, etwas unerhört Befremdendes. Zu Eugenien der Geliebten spricht er von einzelnen zerstreuten „großen Seelen", die vergeblich auf eine große erlösende Zeit und eine noch größere Seele warten, damit diese für sie Mittelpunkt sein könnte: „Auch gruppiren sich diese Menschen so streng um einen Mann, den sie abgöttisch verehren, wie nur die nächste Umgebung einst Napoleon verehren konnte. Dieser Mann ist der Fritz..." Der Verfasser gibt sich alle Mühe die wunderlich schnelle Uebergabe an einen unseligen Wahnglauben aus des Jünglings Gefühlsart und Stimmung als nothwendig zu construiren, ohne uns doch von der Vorstellung zu befreien daß der Roman diesen Gang nur nehmen muß, weil es in den Krankheitsnotizen der „Memoiren", welche dem Genesenen vorliegen, einmal so verzeichnet steht. In diesem Punkte hat er die Wahrheit der Wirklichkeit nicht durch die poetische, wie es sich ziemte, überwunden. Die Blättchen auf welche Marcell hin und wieder einige Zeilen hingeworfen hat *) enthalten z. B. Folgendes: „Ich kann die Dinge gerade so nüchtern und verständig betrachten wie die Andern, und doch hoffe ich Alles so gern vom Wunder. Sollten unsere Zustände so verfault und verrottet sein daß wir nur noch vom Uebernatürlichen Etwas zu hoffen haben? Dies deutete allerdings auf außerordentliche Dinge die da kommen müßten. So muß es zur Zeit Christi gewesen sein."

Der Rapport über diese neue gelungene Werbung an den Obersten des Kreises, auf welchen all dieser ahnungsvolle innere Vorspuk hinleitet, bleibt natürlich nicht lange aus, und Fritz weiß das ihm ins Gehege getriebene kostbare Wild mit richtigem Takte zu schützen. Julian berichtet über die günstigen Gedanken Marcell's: Die Politik könne ihr nothwendiges neues Fundament nicht ohne eine Hülfe von Gott, ohne einen neuen Messias erhalten, wir bedürften einer Offenbarung des Verstandes in seiner ganzen Fülle, wie wir in Christus die Offenbarung des Gemüths hätten. Zudem — etwas sehr Wichtiges für den sündhaften Pseudo-Messias, dem seine fleischlichen Begierden viel Geld kosten, da er unter Anderm mit einer „Gourmandise der Gier" viel leckere Bissen verschlingt — Marcell hat Mittel, er kann gebraucht werden. Fritz, nachdem er Juliens Brief zu Ende gelesen, decretirt also: „Dieser Marcell wird mein Knecht sein."

Ehe das dunkele Loos für unsern Freund in seine volle verderbliche Kraft tritt, darf er noch einen kurzen Wonnetraum der Freiheit und ungetrübten Liebe genießen; des Kleinods das engherzige Philister ihm zu entreißen gesucht darf er aller fremden Störung vergessend in traulicher Einsamkeit des Schwarzwaldes noch einmal sich freuen. Die Sphäre des bösen Irrthums, des sophistischen Betrugs, der frivolen Vermessenheit, in welche wir ohne vorbereitende Exposition fast wie in eine Welt des vernunftgemäß und zu Recht Bestehenden sofort mittenhinein versetzt worden waren, wird nun erst durch den Gegensatz mit dem reinen, innigen Leben edler Herzen in der lieblichen Frische des Waldasyls stillschweigend in ihrer wahren Bedeutung hingestellt, indem sie solchem lichten Frieden von ferne wie ein unheimlicher Schatten zu drohen scheint. Marcell muß sich freilich bei diesem süßen erstohlenen Glück die Anstandsgesellschaft einer unglücklichen hektischen Philosophie (Luise Adlercron) gefallen lassen, aber der trübe Eindruck den die Schärfe und Kälte dieses Wesens hervorbringt wird durch das warme, sonnige Licht, von welchem der ganze Abschnitt wie getränkt ist, außerordentlich gemildert. Doch schließt sich weiterhin an diese Gestalt eine Partie des Romans an, die in ihrem höchst undeutlich begründeten Verhält-

*) Man hat sich zu erinnern daß der Roman eine Epoche behandelt in welcher Deutschland Zeit und Vergnügen fand über jeden flüchtigen Einfall der wie eine über den Hof fliegende Schwalbe kam und entfloh, über allen müßigen Gedankenwechsel, der ein nicht ernster beschäftigtes Leben ausfüllte, in einer Profusion von Aphorismen fortwährend Buch zu führen.

niß zu den Charakteren Marcell's und Eugeniens wieder einen starken Beleg für die gerügte Unentschiedenheit der bloßen, wenn ich so sagen darf, Proforma-Dichtung abgibt. In der Gruppe die sich bald um Luisens Sterbelager sammelt begegnen wir einem Mann der schlechte Freundschaft an ihr geübt hat, indem er sie durch Experimentiren mit ihrer Seele, durch seine Erziehung, wie er es nennt, zum Selbstbewußtsein aus der gesunden, gläubigen Beschränkung des weiblichen Sinnes in die Unseligkeit einer tristen Speculation herüberdrängte; es fallen hier Andeutungen eines vorwitzigen Eingriffs, mit dem derselbe auch das Schicksal der Liebenden nach seinem System zu wenden gesucht, es folgt ein streitendes Verhandeln zwischen diesem Eduard und Marcell, wobei kaum zu errathende frühere Entwickelungen vorausgesetzt werden, über welche wir jedes nähere orientirende Wort vermissen. Unserm Tannhäuser zuredend nimmt Eduard einen Pädagogenton an, in dessen strafender Ueberhebung doch Spuren psychologischen Scharfblicks auftauchen, wie man denn beim Ueberblick des Ganzen eine gewisse prophetische Würde in den Worten findet: „Wer so königlich ausgestattet ist wie du, Der darf sich nicht gehen lassen. Damit kommst du zu keinem Ziel, und wenn du kein Ziel erreichst, so bist du ein größerer Verbrecher als du selbst weißt.“ Nachdem der Mann in schroffer Haltung all seine kritischen Trümpfe ausgespielt, räumt er das Feld und kommt uns sofort nicht mehr zu Gesicht. Eugenie — heißt es zum Abschied von ihm — hatte er in einer Art beleidigt welche eine Frau nie vergißt; er hatte an dem Ideal gerüttelt welches sie sich von Marcell gemacht. Dies episodische, willkürliche Erscheinen und Vorübergehen, bei welchem gleichsam die Gegend des Ausgangs — vergangene Gemeinschaft der die geschilderte Berührung entspräche — in Nebel gehüllt bleibt, deutet durch sich selbst auf die in des Autors Gedächtniß zurückgehaltenen Ergänzungen hin. Indem das künstlerische Loslösen der Bilder aus dem Innern nur zur Hälfte durchgeführt ist, muß der Roman Lücken zeigen welche die störende Vorstellung des *Memoirenfragments* im Leser erwecken, und somit einen harmonischen Totaleindruck unmöglich machen.

Marcell in der Misstellung zu seiner Familie, die einer ganz andern Welt des Kleinen und Aengstlichen angehört, zu dieser Liebe, die nur pflegen will was sich auf der gewöhnlichen Bahn fortschieben läßt — und wol auch, von einer fast unbewußten warnenden Regung bestimmt, meidet, nach einsamer Sammlung des Studiums verlangend, die Residenz, welche zugleich die des noch verhüllten Herrschers ist, und sucht die Ruhe ländlicher Abgeschiedenheit. Aber der Teufel läßt sich, den er bei einem Haare schon gefaßt, nicht mehr entgehen; Marcell bemerkt daß Fritzens Freunde, darunter der Quasi-Adjutant Markoff, hier seine unmittelbaren Nachbarn sind, und „mit trotzigem Lächeln um die Lippen“ spricht er nun entschlossen: „*So mag denn das Schicksal kommen!*“ Die einzelnen Glieder der Sippschaft welche er bei dem Adjutanten versammelt trifft sind, dafern man sich der einen Zumuthung: der Annahme des absoluten Glaubens an das abwesende Oberhaupt vorweg fügen will, sehr lebensvoll und mit feiner sicherer Charakteristik gezeichnet, wie der Stil des Romans überhaupt durch ein ganz eigenthümlich ausgebildetes plastisches Element, durch einen kräftigen poetischen Farben- und Gestaltensinn, durch und durch gesättigt von concreter Anschauung in Verbindung mit den abstrusesten Gegenständen der Reflexion den Anblick höchst merkwürdiger Doppelheit gewährt, und einmal wieder recht den Deutschen erkennen läßt, in dessen Natur der Dichter und der spintisirende Liebhaber psychischer Wunderlichkeiten, der schwerfällige Doctrinaire so oft um gleiche Herberge sich vertragen müssen. Mit dem pretiösen berlinerthümlichen Attribut „bedeutend“, welches man in den Urtheilen des Greises Goethe so überreichlich ausgespendet sieht, ist der Verfasser in der Schilderung jener Männer hier und an andern Stellen auffallenderweise um so häufiger bei der Hand, jemehr sein gerühmtes Talent solch kahlen Nothbehelf überflüssig macht.

Unter den Auserlesenen des „Lügengottes“, wie wir mit Markoff's Vater den neuen Propheten nennen wollen, hat an einem Buchhändler Hannon die magische Plötzlichkeit mit welcher derselbe seine unbedingte Gewalt entwickelt vor allem Wunder gewirkt. Hannon stieß vor dem unbekannten Retter einmal im Wirthshause über dem Zeitungsblatte die Worte aus: „Diese Deutschen kommen nicht zur Freiheit wenn sie nicht gezwungen werden. O käme doch nur ein großer Mensch mit Feuer und Schwert!“ Fritz herantretend sagte darauf: „Ich bin es, ich werde Deutschland helfen, werden Sie mir folgen?“ Von einem festen „Ja“ an, welches der Angeredete ohne Weiteres erwiderte, blieb er getreu, obwol Fritz große Opfer von ihm verlangte und Manches that was der Kaufmann „nicht reell“ nennt. Da Widmann seine „Memoiren“ im Hinterhalt hat, lassen wir es billig dahingestellt, ob die Geschichte vom Vöglein und der Klapperschlange auf diese Art in den Einwirkungen menschlicher Individualität sich wiederholt; aber man wird gestehen daß es etwas viel verlangt ist wenn man diese Hexerei ernsthaft nehmen soll. Fritz ertheilt mit unermüdlicher Frechheit „Ordres“: Geld, Geld und wieder Geld für ihn herbeizuschaffen. Wir kennen Aehnliches aus unsern Tagen, wo es sich um die vorgeblichen Zwecke gesinnungstüchtiger Vereine, um die Schliche wühlerischer Conspirationen handelt, und man dem Dinge eine gemeinnützige Façon zu geben weiß; aber hier ist gar kein Hehl daß die sauer zusammengequälten Beiträge lediglich dem lüsternen Fleische, der abscheulichen Verschwendung dieses Einzigen dienen, auf den freilich (so will der Autor uns beruhigen) hochfliegende Hoffnungen tausendfacher Zinsen gerichtet sind. Es heißt ja daß, bis „es soweit ist“, Fritz groß genug ist sich mit dem Bischen zu behelfen was seine Freunde besitzen; diese finden es natürlich daß er für den Ernst seiner Arbeiten, für die großen Leiden in Ergründung

Digitized by Google

der Seelentiefe, im Lebensgenuß ein Gegengewicht suche; nur über die Schwäche daß der Meister sich für einen Prinzen ausgibt erheben sich einige Zweifel, welche aber der Bruder Otto durch bedeutungsvolle Jugendreminiscenzen zu beschwichtigen sucht. Er erzählt von einem Spaziergange mit Fritz kurz vor dessen Abgange auf die Universität, wo ihm derselbe dahinschreitend so schön und groß erschienen sei als trüge er eine Krone auf dem Haupte, und dem unwillkürlichen Ausruf: „Fritz, du solltest König werden!“ indem er von Bergeshöhe lächelnd nach allen vier Winden deutete, entgegnet habe: „Ich bin schon ein König, dahin und dorthin, dahin und dorthin wird Alles mein sein, wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht.“ Markoff, der als Humorist und gescheiter Spaßvogel geschildert wird, hat doch um diesem „König“ als Secretair zu dienen sein Amt an der Charité niedergelegt, und redet ihn gleich zu Anfang halb scherzend „Sire“ an! Der Roman ertheilt mittelbar die Lehre daß hierin nur der gemeine Verstand nie zu einende Widersprüche finden kann; zuletzt merkt man es aber dem Humor doch an daß die Tollheit, wo sie pedantische Regeln der Etiquette auflegen will, ihn zu geniren anfängt. Wenn wir fragen wie unser Freund diesem Hokuspokus begegnete, so lautet die Antwort: „Marcell fühlte daß dieses Denken ein falsches war, aber die Kühnheit gefiel ihm.“ Das Bewußtsein von der feindlichen Herrschaft, die immer mehr auf ihn eindringt, und eine gewisse Angst des Hin- und Herwindens um sich die innere Freiheit zu retten, hat der Verfasser in diesem Charakter nicht ignorirt; aber je wahrer er dies grauenhafte Spiel der Selbsttäuschung, dies krampfhafte Streben den Vorbehalt eines unabhängigen Willens zu sichern vor unserer Seele Leben gewinnen läßt, desto anstößiger wird uns nur das rasch erreichte Ende daß Marcell zu den ersten „Gläubigen“ gehört. Es fällt in der That leichter sich mit den ungereimtesten Scherzen einer gesetzlos-bunten Märchenwelt auszusöhnen als dergleichen fabelhaften Beiträgen zur „innern Geschichte des neuen Titanenthums“ Vertrauen zu schenken. Wenn man aber das pomphafte Brimborium pathetischer Moral von dem Kerne der neuen Religion abstreift, die in den extravaganten Phantasien über Fritzens hohe Mission nur ihren äußern Mittelpunkt hat: so bieten sich Grundzüge dar welche uns den Aufwand sublimer Prätentionen als bloße komödiantenhafte Draperie für die argen Gelüste der egoistischen Menschennatur verrathen. Woher diesem Evangelium der frivolen Genußsucht das Moment wahnsinnig abstracter Glaubensverzückung und märtyrerhafter Aufopferungsfähigkeit bis zum Aeußersten sich beigemischt hat, welches die kleine Schar dieser Jünger an den Lügengott fesselt, auf dies Räthsel kommen wir immer wieder zurück; denn die Wirkungen durch welche der Aventurier seine Messias- und Weltrichterrolle wie eine naturgemäße, vom Schicksal zugewiesene behaupten kann werden uns in dürrer Relation aufgedrungen: von dem Act der elektrischen Berührung selbst erlangen wir kein Bild das unser eigen Urtheil im mindesten zu überraschen im Stande oder für dasselbe auch nur mit einem Schimmer von Illusion umgeben wäre.

Die Natur des Meisters erscheint uns nach denjenigen Seiten welche als so eminent dominirend hervorstrahlen sollen, nur durch das Medium der Verblendung seiner Anhänger, seine tiefe Weisheit nur in Aussprüchen wie dem Julian's: er fühle sich ohne ihn oft wie ausgeblasen, welche andeuten daß die niedern Geister gewohnt sind aus seinen „Findungen“ in stiller Zuversicht ihre Nahrung zu empfangen. Die Erklärung wird uns also mirabile dictu durch Das gegeben was sie uns von rechtswegen erklären sollte! Wo wir unmittelbar mit der Gestalt des Zauberers selbst zu thun haben, da sehen wir nur den gefährlichen Charlatan, den hirnverbrannten Renommisten, den zügellosen Libertin, den routinirten Beutelschneider. Von dem politischen Ziele welchem der annoch verkappte Gesalbte die Seinen zuführen will wird nur soviel klar daß es nicht die sociale Republik, Eldorado der heutigen Träume, sondern eine absolute Fritzarchie ist, welche übrigens den Auserwählten gestattet ihren Lieblingsgrillen und Steckenpferden auf das ungehemmteste nachzugehen; jedenfalls wird auch die gründlichste Ravage des Terrorismus als Introduction des neuen Zeitalters gelten, denn Fritz verkündet: „Ich will die Tenne fegen — es gibt aufzuräumen — ich weiß ein Mittel: den Galgen — Blut! Blut bis an die Zäume der Pferde!“ Die Executionen dieses Stils werden sich auch nach außen wenden: das Babel der Franzosen soll brennen, Salz auf den Boden gestreut, aber — welche unzeitige Humanität! — die Bildwerke und Bibliotheken gerettet werden. Fritz kann das Alles allein thun, doch kommt dem Rachegesandten des Himmels die menschliche Anwandlung zu präsumiren daß es ihm vielleicht bei diesem Stück Arbeit an den Kragen gehen dürfte, indeß er versichert: „Ich lasse mich aber nicht kreuzigen! — dazu habe ich die Wissenschaft der Welt nicht gefunden daß sie mich zum Dank niedermetzele!“

Währenddem sich nun um das Centrum der fixen Idee kalt und verachtend gegen alle andern Menschen im Ganzen die Gemeinde der Irren immer mehr nach innen consolidirt, bleibt der eine Marcell noch in einem Zusammenhange nach außen, welcher schmerzliche Conflicte und zum Schluß durch ernsten Kampf um den Rückweg aus dieser Sackgasse die Katastrophe herbeiführt. Die unheilvoll wachsende Befangenheit, welche, je mehr schon vergebliches Hinwegstreben in einen andern Gedankenkreis die krankhafte Erhitzung steigerte, desto schlimmer den natürlichen Stand des Innern verrückt und verzerrt, muß auf ein so tiefes Miteinanderleben wie es ihn einmal an Eugenie bindet gewaltsam rückwirken. Jetzt tritt neuerdings ein verwirrendes, Zwiespalt stiftendes Element herein: Frau Venus will nicht der todte Name nur eines abstracten Begriffs bleiben, sie kommt als lebendige Göttin des schönen Fleisches und — Marcell ist ja der Tannhäuser. Daß sie zugleich die Geliebte des Meisters ist, der sie eine Verachtete aus der Schmach des Lasters erwählte und an seine

Digitized by Google

Seite zog, gehört wesentlich zu der Rolle, durch welche sie in Tannhäuser's Geschick den Ausschlag gibt. Beschimpft und flüchtig, da ihr Herr entfernt und selbst von Mitteln entblößt in dem Zufluchtsorte bei dem Castellan eines alten Landsitzes, wo wir sie gleich im Eingang des Romans seinen und Markoff's Besuch empfangen sehen, sie nicht mehr erhalten konnte, findet sich Franziska unter den Männern ein die nach der Natur der Verhältnisse — zum Ueberfluß: laut des lächerlichsten Allerhöchsten Decrets — ihren dienstwilligen Hofstaat bilden. Die Grundlage der ganzen Situation einmal zugegeben oder besser ganz davon abgesehen, muß man die Darstellung, welche nach einem letzten Erwachen unbefangener und wahrer Empfindung auch Marcell's Gemüth sammt dem von ihm abhängigen Eugeniens in das böse Netz verschlungen zeigt, eine meisterhafte nennen und würdig eines Gegenstandes der ein freieres als dies beschränkt psychologische Interesse in Anspruch nähme. Wie Gretchen beim Anblick des Mephistopheles das Herz von unerklärlichem Bangen um Faust erzittern fühlt, der diesem Genossen vertrauen konnte, so wird Eugenie von einer dunkeln Unruhe und Sorge gepeinigt daß Marcell's Hingebung an diesen Fritz ein verderblicher Irrthum sein möge; es ist ihr nicht geheuer bei dem ganzen Vorgange, aber um der Liebe willen wagt sie es nicht in alledem was den Geliebten heilig zu bewegen scheint nur ein Phantasiegebilde zu sehen, und so muß sie halb widerstrebend selbst helfen daß auch ihr die schmählichen Bande, wenigstens für kurze Zeit, umgelegt werden. Das Wiedersehen sogar kann nicht mehr retten; das Schicksal will seinen Lauf haben. Die brutalste Frechheit der Foderungen mit denen lästige Verbündete auf ihn einstürmen weckt nur eine schnell wieder schwindende Empörung beleidigten Stolzes in Marcell — es ist zu spät! Endlich scheint der Vorabend großer Thaten, nach denen die Getreuen lange mit einiger Ungeduld ausschauen, herangekommen. Julian hat den „Prinzen Robert" zur Theilnahme an den Hoffnungen des „Kreises" zu bestimmen gewußt; der Prinz öffnet seine Schatulle und noch mehr: er überläßt dem Anrüchigen, Ausgewiesenen und einer Bande verführter, berufloser Umherstreiflinge das Schloß Monplaisir. Hier, muß ich gestehen, ist es zum ersten (und letzten) mal daß die Neugier nach dem speciellen Verhältniß des Romans zu den biographischen Thatsachen sich ernstlich meldet.

Mit dem Lenz ziehen die Abenteurer auf Monplaisir ein, dort wird das Hoflager und die Werkstatt geheimer Weltpläne von Fritz gegründet. Damit er vor Franziska Ruhe habe, die, wenn sie unbeschäftigt ist, ihn in seinen „Findungen" stört, muß Marcell als diensthuender Kammerherr für die Unterhaltung der Dirne sorgen. Das Verhältniß zu Eugenien liegt nun auch unter der Botmäßigkeit des hohen Gebieters: Marcell muß erst Etwas leisten ehe Fritz gnädigen „Consens" zu dieser Verbindung gewährt. Franziska ist nur von dem Gedanken erfüllt den Jüngling, der, wie sie mit dem Anschlag der erfahrenen Kennerin vermuthet, „sich noch nie einer Frau hingegeben", ganz ansichzuziehen, ihn zu Falle zu bringen. Unterdessen findet der Meister unter den Gästen eines kleinen bei dem Schlosse gelegenen Bades in der Tänzerin Fanny das zweite „ihm entsprechende" Weib — nichts Auffallendes, wenn wir auf eine frühere Bemerkung des Verfassers zurückgehen: daß der „Kreis" seinem Haupte eine ähnliche Stellung gab wie sie einst Mohammed eingenommen. Heftiges Zusammentreffen zwischen Fritz und Franziska ist die Folge. Die Vernachlässigte sucht um so eifriger nun Entschädigung und Rache. Sie ist Virtuosin genug es nicht bei dem bloßen Begehren zu lassen. Marcell wandelt bei Nacht verwirrt sinnend, sehnend, im Innersten grollend ob der immer unerträglichern Knechtschaft allein im Park — dort zwischen den dunkeln Büschen eine weiße weibliche Gestalt — nun kann die Scene mit dem obligaten: Halb zog sie ihn, halb sank er hin, nicht länger ausbleiben ... Eugenie, die schon früher von der Angst den Geliebten zu verlieren, in ihrer unmittelbaren Lebensstellung kräftigen Anhalts entbehrend, zu einer fremdartigen exaltirten Glut der Gefühle gleichsam aufgehetzt war — Tagebuchblätter geben dann und wann genauere Rechenschaft ihres Zustandes — erscheint, da Marcell lang Nichts mehr von sich hören läßt, bei der verwickeltsten Lage der Dinge selbst auf dem Schauplatz. Marcell soll fliehen, sie selbst will als Geisel bleiben, sie fühlt sich, einmal aus dem einfachen Gange ihres Seins herausgezerrt, an diese Atmosphäre gefesselt, auch sie wird von dem Fanatismus des Verstandes erfaßt, der ihr Herz übertäubt; hier, wähnt sie, sei allein Geist, Kraft, Leidenschaft. Die Radicalen der Hauptstadt, erbost durch die geheimnißvollen Zeitungsartikel, als deren Verfasser sie Fritz ausfindig machen, benutzen die Vergangenheit Franziska's ihn in der öffentlichen Meinung zu brandmarken. Eugenie ist von dem natürlichen Boden ihrer sittlichen Anschauung bereits so sehr entrückt daß sie selbst durch eine beschimpfende Demonstration gegen die saubere Dame an der Gasttafel nicht zu tieferer Besinnung geführt wird; aber an ihrer Liebe, durch die sie ja nur diesen Wirren überliefert worden, hält sie noch fest, obwol Züge von scheuer Unsicherheit in Marcell's Betragen düstere Zweifel erwecken könnten, ja sie weicht da nicht einmal als ihr durch Julian die entsetzlichste Bestätigung seiner Untreue vor Augen gehalten wird. Ihr Herz ist ganz voll Verzeihung, in einem Briefe beschwört sie den Unseligen schnell mit ihr von dannen zu gehen — nun liegt der ganze Abgrund mit Eins offen vor ihr.

Die hier gebotene Lösung ist dem Dichter — an diesem Punkt ist die Bezeichnung in gewissem Sinne in vollem Recht — zu leicht, nicht bedeutend genug gewesen; das ethische Bedürfniß gestattet diesen leeren, bequemen Ausgang nicht und daß sich das Gefühl solchen Bedürfnisses am Schlusse so lebhaft geltendmacht, wirft auf das Ganze ein Licht zurück, durch welches wir uns einigermaßen versöhnt finden. Das Blatt das dem Schuldbewußten die Verzeihung bringen soll wird von

einer geisteskranken Dienerin gedankenlos zerpflückt, sie bringt den Bescheid zurück: die Herren hätten gesagt es wäre gut. Die Stunden vergehen. Marcell ahnt Nichts; die Schuld fesselt ihn. Jetzt glaubt Eugenie sich von einem Elenden verrathen, dessen Liebe nur Eigenliebe war, in dessen eigenster Natur die Sünde wurzele; sie hält ihn nicht mehr für einen Verführten, sondern die Sünde in ihm für älter als die unselige Verbindung mit Friedrich. Sie dünkt sich groß, gerettet, wenn sie sich der Gewöhnlichkeit wieder in die Arme wirft. Marcell kommt noch eben recht um ihren letzten kalten, abweisenden Blick beim Davonfahren zu erhaschen, der ihm sagt daß Alles, Alles unwiderruflich vorüber sei. Es ist meine Ansicht daß gegen diese entscheidende Einführung des Zufalls keineswegs ein Vorwurf gerichtet werden kann, vielmehr erscheint sie mir aus dem angedeuteten Grunde nicht nur gerechtfertigt, sondern ein respectabler Beweis für das gesunde poetische Taktgefühl des Verfassers. Wir empfinden daß nur das volle, unverkürzte, ungemilderte Auskosten des bittern strafenden Bewußtseins der Schuld und des Irrthums die richtige Rückkehr zu einem geläuterten Dasein vermitteln kann. Auch der Verfasser hat Dies empfunden, aber mit der verlassenen, einsamen Gestalt, die nun erst ein Leben ganz von frischem beginnen müßte, nicht mehr recht aus noch ein gewußt nach der Anlage des Romans. So soll die wunderliche Geschichte Fragment bleiben, aber sie verläuft in zweideutige Dämmerung, die den fragmentarischen Charakter zu verhüllen sucht. Marcell wandert — gleichgültig, wohin? — in die Welt hinaus: der heitere Abend, der Friede der Natur stillt seinen brennenden Schmerz, er ruht auf Waldeshöhe; vor ihm liegt der ruhige See, nur der Abendwind kräuselt leicht die Fläche, im Thale bläst der heimkehrende Postillon — eine ganz Eichendorff'sche Scene, selbst das Lied darf nicht fehlen, der Unglückliche trocknet seine Thränen — aber er singt nicht, noch einmal muß — o literaturseliges Zeitalter! — das Taschenbuch herhalten; während er im hereinbrechenden Dunkel kaum noch die Züge seiner Hand verfolgen kann, zeichnet er die Strophen auf in denen er neugeborenen Vertrauens der Zukunft entgegenjauchzt — sie sehen einem Wanderliede des „Taugenichts" oder irgend eines sangfreudigen Gesellen aus „Ahnung und Gegenwart" zum Verwechseln ähnlich. *) Solcher allzu rasche leichtsinnige Trost in der jammervollsten Lage läßt uns, dünkt mich, gar sehr den exacten Psychologen vermissen, der uns sonst in diesen lehrreichen Aufzeichnungen entgegentritt. Indessen der Trost ist nur kurz; der Verfasser hat, vielleicht ohne darüber nachzudenken, sich selbst corrigirt. Im Finstern schreitet Marcell durch das Unwegsame vorwärts und — stürzt jählings einen Abhang hinunter. Den Todtvermeinten trägt man ins Försterhaus; mit dem herbeigerufenen Arzt aus dem Bade erscheint ein seltsamer Kauz, der sich noch zuletzt zu Fritzens Umgebung gesellt hatte, und von diesem, da er „um dem Hasse einen Gegenstand zu bieten" sich in die Residenz begab, gleichsam als Vicar zurückgelassen worden war. Dieser Heinrich von Eckert ist eine unklare, in ihrem innern Verhältniß zu dem neuen Propheten und seinen Anhängern nicht sicher herausgearbeitete Figur. Er hält Fritz das Widerspiel, erzwingt sich eine Stelle neben ihm durch Reden, die aus Sarkasmus und christlicher Salbung gemischt sind; man begreift warum er sich dem Kreise anschließt, am wenigsten aber worin seine Freundschaft für Marcell bestehen soll. Die bitterlichen Thränen die er an des Leblosen Lager vergießt, und das inbrünstige Gebet um dessen Erhaltung, zu dem er sich unter freiem Nachthimmel auf die Knie niederwirft, sind mit seinem frühern Bilde in keinem erkennbaren Zusammenhange. Wir verlassen nun die Freunde, ohne Entscheidung ob Leben oder Tod das Loos des Einen sei: „Ein inneres Sterben hat sich vollendet — eine reiche zerknickte Seele liegt im Grabe — Ob sie auferstehen wird? Ob wir Blumen oder Steine auf das Grab werfen sollen? Es ist nur Einer der ein gerechtes Gericht richtet."

Martyrio errorem expiavit — lautet das Motto des Buchs. Es ist nicht die Sache der Kritik rathend über die Grenze vorzudringen die der Autor selbst gezogen, aber hier überzeugt das sittliche Gefühl daß mit dem sühnenden Martyrium nicht der Tod gemeint sein kann. Den geretteten und geweihten Tannhäuser wieder hervorzuführen lag nur nicht im Plane des Autors. Die Krisis war hart; wir wissen genug wenn wir wissen daß ihre Leiden nicht vergeblich waren.

Bot uns der Roman von Widmann in einem Punkte Gelegenheit Betrachtungen anzuknüpfen welche das Tadelnswerthe einer ganzen Classe literarischer Producte umfaßten, so fanden sich doch in seiner Physiognomie höchst eigenthümliche individuelle Züge, die noch einen von jenem abstracten sehr verschiedenen Maßstab in Anspruch nahmen. Wie manche Bedenken auch eben Das aufregte wodurch „Der Tannhäuser" als merkwürdig isolirte Erscheinung hervorsticht, bemerkte man doch das Gepräge eines von seltenen Erfahrungen so ernstbewegten Sinnes und so vielfache Spuren tiefer poetischer Fassung des Lebens daß man nicht ohne ein Gefühl der

*) Trara, trara! das Posthorn klingt:
Ob ich mein Glück einst finde?
Es rauscht das Laub, es wallt der See
Im hell'gen Abendwinde.

Hei, du Gesell, was weinest du?
Laß fahren hin, laß fahren!
Halt nur dein Herze fest und warm
Und thu' es wohl bewahren.

Das Herz ist weiter als die Welt
Und größer als die Sterne;
Es kennt wol Lust, es kennt wol Leid,
Doch keine Zeit und Ferne.

Trara, trara! das Posthorn klingt:
Daß ich mein Glück noch finde.
Es rauscht das Laub, es wallt der See
Im hell'gen Abendwinde.

Digitized by Google

Achtung vom Autor scheiden konnte. Es bleibt uns nun noch ein Beispiel übrig, welches, dem Stoffe nach ein zusammengerafftes Gemengsel „vermischter Bezüge" (mit dem seligen Bacherer zu reden) aus dem Treiben der allerjüngsten Zeit darstellend, der Form nach folgerecht des mindesten künstlerischen Werthes ledig, zu näherer Einsicht in das salope Wesen des anfangs charakterisirten Genre führen wird. Zugleich bringt dieses Beispiel anderweiten erbaulichen Unterricht über die Zeichen der neuesten deutschen Literatur mit sich. Wenn ich sage daß es sich von Nichts mehr als einem „Roman der Gegenwart" handelt, welcher Theodor Mundt zum Verfasser hat, so räth der Leser worauf ich mit dem letzten Notabene zielen will. Der heutige Zustand des Romans, wie er gleichsam aus Rand und Band gegangen im Argen liegt, zeigt offenbar genug an daß die Pflege dieser Gattung im Allgemeinen nicht mehr als die Sache der Poeten anzusehen ist. Die Ausnahmen sind ungemein spärlich. Haben zwar schon frühere Epochen den vielschreibenden Polyhistor gekannt, der auf verschiedenen Gebieten zugleich, so auch gelegentlich in den belles lettres seine Erfolge suchte und oft nicht ohne Virtuosität von Einem zum Andern hinübervoltigirte, so blieb es doch der Entwickelung der letzten Decennien vorbehalten, als eigenthümlichen Charaktertypus, der für die Feder eines modernen Theophrast oder Labruyère den würdigsten Gegenstand abgeben würde, den literarischen Ueberallundnirgends, den allezeit und allerwärts paraten Ritter von der Phrase, den schöngeistigen Hans Dampf in allen Gassen hervorzubringen. Deutschland, um nicht zu sagen: Jungdeutschland, ist es dem alleinig das Patent auf diese Erfindung gebührt. Es versteht sich von selbst daß die einzelnen Individuen an denen dieser Typus zum Vorschein kommt ihren Talenten nach wieder eine sehr nuancenreiche Rangordnung bilden. Die Gleichheit liegt nur in der planlosen, den zufälligsten, gleichgültigsten Antrieben überlassenen Verstreuung und Zersplitterung des Gutes; das Gut selbst — und somit das (negative) Interesse welches wir an der nichtsnutzigen Ausbeutung finden — ist bei dem Einen das Zehnfache, das Hundertfache von dem des Andern. Es gibt wol wenige Autoren der Gegenwart deren literarische Gesammtthätigkeit der Beobachtung dieses Analogons von Alexandria (nach Abzug der minutiösen Gewissenhaftigkeit) ein vollkommeneres, auserleseneres Exempel darböte als Theodor Mundt. Aus umfassender Sammlung alles Dessen was dieser Mann etwa im Laufe von 20 Jahren gedruckt in die Welt gesendet müßte sich eine ganz artige moderne Encyklopädie für eine gewisse Sorte von Bildung herstellen lassen; denn seine novellistischen Arbeiten sind mit unbedeutenden Ausnahmen auch nur Nachklänge der Zeitdebatte über politische und sociale Materien, Variationen — zuweilen recht brillante und geistsprühende — über eben vorliegende Themata der Gesellschaft u. s. w. Die Lücken welche diese Encyklopädie aufweisen mag können noch gefüllt werden: Mundt ist dazu noch jung genug, wenn auch lange kein Jüngling mehr, und er muß es auf dem bisjetzt verfolgten Wege noch weit bringen. In der That sieht es aus als sei er für das denkwürdige Decret des durchlauchtigen Deutschen Bundes vom Jahre 1835 in einer unersättlichen Rache begriffen; auf seine literarische Zukunft hatte man Beschlag gelegt, er meinte uns dann vorzustellen welch ungeheures Wort damit von den großen Herren so gelassen ausgesprochen worden. Mundt hätte es nicht verschmähen sollen seinen Racheplan etwas feiner einzurichten. Anstatt durch Gehalt und Gediegenheit seiner Schriften Achtung zu erstreben, beliebte es ihm durch Zahl der Bände und beispiellose Mannichfaltigkeit der Aufgaben imponiren zu wollen. Die Verlegenheiten in welche ihn dieser Leichtsinn der Buchmacherei stürzte, und die leichtsinnigen Hülfsmittel zu denen er wieder in diesen Verlegenheiten seine Zuflucht nahm, brachten nothwendigerweise sein ganzes Produciren immer mehr in Décadence. Man gehe nur einmal der förmlich organisirten Colonienausführung von Gedankengruppen- und familienweise, der fast periodischen Umpflanzung einzelner Capitel und Aufsätze aus dem Revier des einen Buchs in das des andern aufmerksam nach, wodurch eine ansehnliche Reihe Mundt'scher Schriften in der bedenklichsten Intimität zusammenhängend erscheint, und man wird staunen über diese Keckheit des grandiosesten Plagiarsystems. Man nehme z. B. nur folgende Werke: „Kritische Wälder" (1833), „Charaktere und Situationen" (1837), „Die Kunst der deutschen Prosa" (1837), „Der Delphin" (1838), „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (1842), „Kleines Skizzenbuch" (1844), „Aesthetik" (1845), „Allgemeine Literaturgeschichte" (1846), und versuche den unter diesen herrschenden Wirrwarr der Eigenthumsverhältnisse durch eine klare rechtliche Auseinandersetzung zu lichten. Nach Reduction des doppelt oder gar dreifach Benutzten auf den einfachen Bestand würde das Gesammtvolumen sicherlich zur Hälfte schwinden. Daß kaum ein einziges der so ungenirt an neuer Stelle wiederaufgelegten Stücke, selbst da wo es zuerst als integrirender Theil einer Sammlung oder eines besondern Werkes auftrat, seine erste Publication erlebte, sondern fast regelmäßig aus der Nachlese journalistischer Schriftstellerei hergenommen war, davon darf bei dem neuerdings so allgemeinen Brauche gar nicht die Rede sein.

Mundt hat auf keinem Fleck der Literatur sein unangefochtenes Dasein. Allerorten trifft man ihn als flüchtigen Dilettanten, der durch wenige glückliche Einfälle, durch die abstracte Gabe leidlicher Zubereitung über mangelnden Fleiß und Ernst der Vertiefung in die Sache niemals täuschen wird. Was ist denn auch Tüchtiges zu erreichen, wenn man in einem Zuge die Götterwelt der alten Völker populair arrangiren, dem „Vater der Schelme" (und Schelmenromane) ein romantisches Denkmal setzen, nebenbei ständische Blätter hinwerfen, sofort Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst

Digitized by Google

aus dem Aermel schütteln und dann zur Staatsberedtsamkeit der neuern Völker übergehen will! In solchem Trouble literarischer Geschäftigkeit gibt es weder einen guten Roman noch eine erträgliche wissenschaftliche Arbeit, wiewol unter den bezeichneten Schriften der „Mendoza“ noch reichlich die beste und mit der meisten Liebe vollendete sein mag.

Unlängst hat Mundt wieder ziemlich zu gleicher Zeit ein Werk das den Gelehrten und den philosophirenden Politiker geltendmachen will und den leichtfertigen Roman herausgegeben, den wir hier schließlich ins Auge fassen wollen. Jenes, betitelt: „Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik“, erschien durch ein auffallendes Zusammentreffen als dritter Beitrag im Laufe des vergangenen Jahres zu den Acten der plötzlich in Deutschland wieder lebendig gewordenen Untersuchung über die vielfach misgedeutete Lehre jenes immerhin zweideutigen Staatsmannes. Da Mundt nicht so glücklich war die Priorität der öffentlichen Anregung sein zu nennen, durfte er sich natürlich den Gegenstand, welcher so stark Mode zu werden anfing, wenigstens nicht ganz entgehen lassen, und wenn, was ich noch nicht geprüft habe, das Buch größere Gründlichkeit bezeugt als man leider bei wissenschaftlichen Aufgaben an ihm gewohnt ist, so ist er ohne Zweifel für solche Stoffe vorzugsweise befähigt, auch einige Monate nach Jakob Venedey und dem lächerlich dünkelhaften Homunculus Ebeling wahrlich nicht zu spät damit gekommen. Schlimm steht die Sache freilich wenn der „Macchiavelli“ in seiner Art nicht besser ist als der gleichzeitige Roman in seiner — nämlich Unart.

Die Matadore. Ein Roman der Gegenwart von Theodor Mundt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 3 Thlr.

Diese Schrift erinnert mich an eine Frage der Rahel: „Wenn Fichte's Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter?“ und zwar in dem Sinne daß ich meinerseits mit einer kleinen Veränderung fragen möchte: wenn „Die Matadore“ von Theodor Mundt Frau Mundt geschrieben hätte, könnten sie schlechter sein? Ja ganz im Ernst, es ist nicht einzusehen warum nicht Luise Mühlbach, die alle Jahre so treulich die Zufuhr für unsere Leihbibliotheken verstärken hilft, ebenso gut diese Geschichten könnte geschrieben haben. Indessen trägt der Roman so starke Spuren doctrinair-politisch geistreichisirender Manier daß die Leser der Frau Mundt ihn doch wol größtentheils zu sublim und langweilig finden würden, obwol er dessenungeachtet an Plattheiten und plumpen Scenen keineswegs Mangel leidet. Das Ganze liegt in einer Atmosphäre trauriger Abspannung; was sich als Bewegung geberdet ist bloßer Schein und Schatten, nirgend realer gesunder Inhalt. Der Verfasser hat sein Material einem politischen Zustande entlehnt, von dessen unmittelbarer Betrachtung selbst wir allerdings ähnlich deprimirende Eindrücke empfingen als sie mit der Lecture seines Buchs verbunden sind. „Die Matadore“ spielen in das Jahr 1850 hinein, um dessen Herbstzeit sie dem Drucke übergeben wurden. Die Unmöglichkeit mit directem Anschluß an das öffentliche Leben eines solchen Stadiums eine künstlerisch abgerundete Composition auszuführen, mußte dem Verfasser einleuchten. Ein lose gewebtes Quodlibet von Zeittableaux ohne constante Charakterentwickelung, die dem Interesse irgend einen festen erfreulichen Anhaltspunkt böte, behauptet in der That die Benennung „Roman“ so unrechtmäßig als möglich. Man sieht weder Gestalten deren Wirken oder Leiden nach irgendwelcher Seite hin sittlichen Werth besäße, noch entdeckt man ein Ziel auf welches die dargestellten Verhältnisse im Ganzen hinausliefen. Da lobe ich mir doch, wenn der Romanschreiber einmal durchaus unsere letzten vaterländischen Geschicke in den Aufbau seiner Welt hineinziehen will, einen frischen poetischen Sinn, wie er sich z. B. trotz mancherlei romantischer Gebrechen und Grillen bei Otto Müller kundgibt, der im „Georg Volker“ mit richtigem Instinkt die Zeit des beginnenden Revolutionskampfes zur Anlage tragischer Verwickelungen und Conflicte auserſehen hat. Daß aber der deutsche Roman eine neue Phase darin suche, mit einer durch etwas Privatintrigue und Salonmisère kümmerlich verbrämten Palilogie Dessen woran wir schon in den Zeitungen und Tagesbroschüren hinreichend Verdruß und Aergerniß gefunden haben, uns planmäßig zu ennuyiren, — zu diesem Glauben werden wir uns doch nicht bekehren sollen?! Es darf uns um Mundt's willen, der sein schönes Talent so arg verzettelt, wol leid thun daß er mit seinem Buche Miene macht deutsche Leser an solche Neuerung zu gewöhnen. Da man von künstlerischem Plane, von der „Idee“ nirgend in dem Romane Etwas gewahr werden kann, begreift man endlich in der Erinnerung an den Titel daß der moderne Autor, dessen Metier zu breit, zu vielfältig occupirend ist um ihm zur Befriedigung derartiger ästhetischer Luxusbedürfnisse Muße zu lassen, sich auch mit Surrogaten begnügen kann. „Die Matadore“! — da liegt das Surrogat des künstlerischen Mittelpunkts von Mundt'scher Erfindung. Dieser „Roman der Gegenwart“ will schlechterdings Nichts weiter als in einer Art Dialektik von buntscheckiger Scenenfolge, welcher zuweilen leitartikelartig eintretende Discussion nachhelfen muß, Begriff und „Tragweite“ jenes neu vorgeschlagenen Stichwortes feststellen, worin der Verfasser uns sicher einen wahren Hort scharfsinniger Offenbarung des Zeitgeistes zu überliefern meint. Gewisse Figuren, die ihm hier als heimliche Agenten, dort als offene Repräsentanten im Treiben des — wie man jetzt zu sprechen anfängt — „Nachmärz“ eine charakteristische Seite auszumachen schienen, aber vieldeutig schillernd, dem Betrachtenden nie ein festes Object bietend in einer netten präcisen Formel nicht zu erschöpfen waren, taufte er vorerst mit dem Namen „Matadore“, und suchte nun dem Dinge, das ihm nur so im Zwielicht von Einfall und halber Reflexion vorgeschwebt, von dieser und jener Seite her mit allerlei Anläufen witzelnder Definitionsversuche, persönlicher Reminiscenz, ja wo es gar nicht

mehr fort wollte, gewagter Phantastik beizukommen, bis er in dem allmälig herausgeputzten Bilde überraschend klar, was ihm ursprünglich nur dämmernd schwante, sich selbst gleichsam beschert fände. Aber leider können wir da wo er sich vielleicht gerade auf einem recht eclatanten Punkte der aufklärenden Gedankenprogression angelangt glaubt, oft nur die unzulänglichste Faselei erkennen und behalten zuletzt trotz all dieser Bemühungen, in denen sich der bankrotte Esprit bis zur Grimace forcirt, nur den leeren Eindruck eines charakterlos verschwimmenden Schattenspiels. Und — diese Schwäche ist noch nicht das Schwächste, diese Nichtigkeit noch nicht das Nichtigste an dem Roman. Der Verdacht welchen sogleich die ersten Capitel erwecken wird alsbald zur schlimmsten Gewißheit erhoben: Mundt hat das Eitle, Lügnerische, Verderbte als Humorist darzustellen gewähnt. Eine kaum verzeihliche Täuschung. Solche gar nicht zu hegende, also schon im Entstehen die Prädestination des Mislingens tragende Absichten bereiten das allertraurigste Gefühl, weil selbst ihre Verkehrtheit einen viel zu ernsthaften Zug hat als daß man dieselbe lächerlich zu finden vermöchte. Es hat wahrhaft etwas Niederschlagendes Jemanden fortwährend in der Positur zum Witzigwerden zu sehen, wo es sich für den gesunden Geist um Nichts in der Welt weniger als um das Lachen handelt.

Da wo wir sonst gegen den Spaß Nichts einzuwenden hätten, ist der Mundt'sche Spaß so matt und mit einer Ueberlast von Phrasen behängt daß er uns nur flaue, unlustige Stimmung zuwegebringt. Gleich im Eingang der Geschichte kann man die Wirkungen erproben welche der Spaßhaftigkeit des Autors zugebotestehen. Mit der Trias von „Matadoren“, deren lärmenden Maskenspectakel er zu dem Ballfeste eines mecklenburgischen Grafen unter starken Licenzen politischer Satire eindringen läßt, hat er offenbar in solcher Zusammenstellung den feinsten ironischen Scherz eines vielsagenden Contrastes im Sinne gehabt; ja noch viel tiefer ist die Mundt'sche Ironie: der unter dem Charakter Faustin I. von Haiti erscheinende Anstifter dieses erschreckenden Intermezzo, ein Demokrat, ein Erzrother mit dem stereotypen Parteibart, ein wühlerischer faiseur, der überall mit dabeigewesen ist wo die neueste Geschichte von Deutschland provinzenweise auf den Barrikaden ihre Krisen durchmachte, dieser Ausbund von einem „Matador“ gibt sich als mecklenburger Edeln reinster Race, als Seitenverwandten des gräflich Sarmlandischen Hauses zu erkennen. Das heißt doch mit dem Witze der Zeitentwickelung voraus eilen — oder Mundt ist wahrlich der Erste und Einzige der dieses merkwürdige Symptom in die Annalen unserer Bewegung eingetragen hat. Roman von Rothsarmland kommt um im Namen alter Liebe für „die Sache der Freiheit“ der Börse der Frau Gräfin nothwendige Gelder zu entlocken. Die Ironie des Mundt'schen Schicksals hat eine andere Wendung beschlossen. Die nächtliche Expedition zum Schlafzimmer Amaliens von Sarmland, wohin Roman noch aus seinen Burschenjahren her den Weg im Dunkeln zu finden weiß, muß vielmehr mittelbar dazu führen den in urmecklenburgischer Stabilität bornirten Herrn Gemahl für die Bedürfnisse der Matadore traitable zu machen. Der Platz auf den eben Roman als Missionnair der „guten Sache“ speculirte war kurz zuvor vom Grafen schon besetzt gefunden. Die scheußliche Scene die sich hier eröffnet: der wüthende Betrogene kannibalisch auf das mit heruntergezerrtem Nachtgewand halbnackt zu Boden geschleuderte Weib mit der Jagdpeitsche einhauend — deutet, indem sie an verwandte Züge in andern Werken gleicher Autorschaft erinnert, auf eine ekelhafte grausame Lust die der Verfasser an solchem Skandal der unmenschlichen Brutalität zu finden scheint. Wenigstens kann ich darüber nicht gelinder urtheilen, wenn ich mir daneben z. B. das detaillirende Behagen vergegenwärtige mit welchem am Schlusse des „Mendoza“ die empörende Mishandlung und Zerfleischung der nackten Leiche jener räthselhaften Schönen Miranda-Dolores durch viehisch rasende Soldatenhaufen ausgemalt wird. Wenn das Widerliche des gemeinen Auftrittes aus der chronique scandaleuse des mecklenburgischen Landadels nach dem einmal vorgeführten Bilde noch gesteigert werden kann, so geschieht Dies durch die frivole Gleichgültigkeit des Tons in welchem hinterdrein der Cavalier mit dem Heckerhut seine begütigende Zusprache an den echauffirten Schloßherrn wendet, wie er denn unter Anderm bemerkt: der Herr Vetter, der früher nur seine unberufenen Stellvertreter als Rache-deus ex machina zu bearbeiten pflegte, scheine neuerdings die Methode geändert zu haben u. s. w. Der Punkt an welchem man sodann das ernsthafte Ziel dieser lockern Laune erwarten sollte: die böse Entdeckung des ganz vergessenen, todtenähnlich daliegenden Gastes Baron Ranzau, der beim Eintritt des Strafgerichts einen Fehlversuch zur Flucht aus dem Fenster unternommen, gibt im Gegentheil nur weitern Ausgang für die faden unzeitigen Scherze des einmal angeregten demokratischen Phraseur. Die Gefahr als Mörder ertappt zu werden führt den Grafen rasch zum Bündniß mit dem verlorenen Sohne der Aristokratie. Beide machen sich in aller Stille auf den Todtgeglaubten unter dem Schutze der Nacht in seinen Wagen zu schaffen; während dieses eigenthümlichen Leichenzugs, zu dem sich unversehens auch Roman's beide Matadorcollegen gesellen, wird der Executor allzu hart eingreifender Hausjustiz durch seine Herzensangst auf echt Mundt'sche Manier, die in solchen absurden Sprüngen ungemeinen Geist humoristischer Lebensansicht zu entfalten sucht, mit den Tendenzen der Zeit zunächst insoweit vermittelt daß er unter freiem Winternachthimmel zur Gründung einer „Vier-Sprachen-Zeitung“, welche der Pole Malounin herausgeben wird, die Annahme einer Actie von 500 Thalern zusagen muß. Sehet da die geistreichen Umwege des Witzes, dies piquante Spiel zufälliger Fügungen: so oder so — Roman hat doch nun seinen nächtlichen Gang für die gute Sache nicht umsonst gemacht. Der Baron, der in verstellter Leb-

Digitized by Google

losigkeit die ganze Metamorphose des Grafen abgelauscht hat, streckt bei der Abfahrt seines Wagens guter Dinge den Kopf heraus, indem er boshaft ruft: „Graf Sarmland Demokrat! Demokrat Graf Sarmland!“ Was der Mundt nicht für ein Schalk ist! Da läßt er uns ruhig in einem Staunen über die gottlose Leichtfertigkeit welche das grause Begebniß wie ein „allerliebstes Capriccio“ behandelt, und lacht dabei mit seinem überlegenen Autor-Vorsehungs-Bewußtsein ins Fäustchen daß der Todte gar nicht todt ist und — ach was es doch für ein herrlich Ding um den Humor ist! O über den amusanten, superben Einfall! Nur Geduld, der ironische Kritiker unserer Zeitwirren und -Widersprüche hat noch ganz andere Schliche in petto. Die Gräfin besitzt eine Tochter, von deren aufblühender Schönheit sie die Macht der eigenen bald neutralisirt zu sehen fürchtet; ein absonderlich raffinirtes Corruptionssystem der Erziehung ist darauf berechnet diese Gefahr zeitig im Keime aufzuheben. Geistig ganz sich selbst überlassen, der vollsten Freiheit, welche verderben könnte, genießend muß die arme Leonore körperlich einen Aschenbrödeldienst verwalten, der an rauhen, blutrünstigen Händen seine Spuren zeigt. Die Mundt'sche Phantasie (denn an die Resultate von Localstudien können wir hier nicht mehr glauben) ist im Namen der mütterlichen so erfinderisch uns unter Anderm die junge Comtesse in der Bäckerwerkstatt des nahegelegenen Städtchens zwischen den Söhnen des Volks in kringelformender Activität vorzustellen. In den fünf Bäckergesellen läßt der Autor sehr sinnig die Hauptstämme Deutschlands: Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hanover, Preußen, repräsentirt sein; Abbild und Nachwirkung der politischen Spannung und Debatte im Großen wird von diesen Vertretern mit wachsendem Feuer ausgeführt, bis am Ende in einer satirisch-symbolischen Glanzpartie die Einheit Deutschlands energisch-plastisch in einer — wie „Kladderadatsch“ sagen würde — allgemeinen „Keilerei“ zum Durchbruch kommt.

Theodor Mundt von ehedem schrieb unter der Maske eines Salzschreibers („Moderne Lebenswirren“, 1834, S. 160—161) an seine Freundin Esperance von dem Plane: das Historisch-Komische in der Novelle anzubauen, nachdem das historisch- oder vielmehr hysterisch-romantische Genre zum Ueberdruß gepflegt worden. „Seht doch zu wie im Kleinen das Große nachwirkt, und stellt diesen Scherz der Geschichte dar! Seht doch zu wie aus den großen Begebenheiten oft die helle Ironie lachend herausbricht, und fangt dies Lachen der Zeit auf, ihr braucht nur den Hut unterzuhalten, und ihr habt ein Gedicht wie es noch nie dagewesen. So will ich historisch-komische Novellen schreiben“ u. s. w. Es ist ein Traum des Seeliger geblieben daß die sollten für drei Pfennige unter dem Volke herumgetragen werden, die neueste und wohlfeilste Volksliteratur; aber auf dem lahmen Witze dem wir in dieser Bäckerstube begegnen ruht der schlimmste Verdacht daß er nun — bis auf die Kleinigkeit der „drei Pfennige“ und der „Volksliteratur“ — nach beinahe 20 Jahren des Salzschreibers Wort noch zu lösen sich einbilde. Tempi passati! Das Salz ist dumm geworden, nur die Schreiberei ist übriggeblieben.

Der Einheitsknäuel Deutschlands wird durch das eintretende Matadorenkleeblatt auf seine particularen Momente zurückgeführt. Das zarte Wesen Leonore betrachtet das Alles mit unbefangenster Heiterkeit, mit ihrem „rührenden Lächeln“ bemerkt sie dem Vetter Roman: daß es zwar sonst recht hübsch hier ist, nur heute die Herren sich etwas zu stark um die deutsche Freiheit gestritten haben. Ebenso unbefangen leiht sie seinem albernen, zeitungsphrasen-schwangern Gewäsch, worin es z. B. heißt: ihre herrlichen physischen Mittel seien sehr geeignet etwas Race in die junge Freiheit zu bringen, kindlich aufhorchendes Ohr. Hat der Stil des Buchs schon im Ganzen etwas Mattes, Welkes, sind seine Farben abgebleicht und verrathen uns die gemachten, künstlichen Wendungen überall die abgehetzte Rathlosigkeit eines Menschen der sich längst ausgeschrieben hat, so ist es vollends um die Geduld zu verlieren, wenn einer der Matadore, besonders Roman (was zum Unglück am häufigsten geschieht) das Wort ergreift. Der krampfhaft aufgeschraubte, nach Bildern haschende Ton dieser läppischen Radotage scheint zwar zunächst auf ein Persifliren des Tribunen- und Leitartikel-Jargons der neuen Volksbeglücker angelegt, aber die Manier des Verfassers muß mit dieser verzerrten Abart deutscher Rede soviel Verwandtes haben daß ihm unvermerkt die eigene Sprache sich zu einer bittern Selbstironie mit dem Gegenstand des Spottes identificirt — und daß es mit diesem letztern auch gar nicht so ernsthaft richterlich gemeint war, also im Grunde ein noch größerer Antheil dieses ohnmächtig aufgeblasenen Kannegießerstils auf die Natur des Verfassers fällt, findet sich, indem im Laufe der Erzählung Roman der Matador gegen das Urtheil, mit welchem wir vielleicht aus seinen Aeußerungen seine innere Hohlheit gefolgert hätten, ganz unverkennbar in Schutz genommen wird.

Der kleinste der Matadore, der Poet Fritz Lerche im abgetragenen Sammetrock, läßt zum Schluß in der Bäckerwerkstatt das erste Programm zum Verständniß des großen Bundes, der sich durch alle Länder und Völker erstreckt, von Stapel, da er der wißbegierigen jungen Dame, die ihre Gelehrsamkeit über die Matadore der spanischen Stiergefechte auskramt, Rede stehen muß. Er sagt (I, 117—120):

> Wir sind die neuen Landsknechte des heutigen Zeitgeistes, der keine Heroen mehr brauchen kann. Darum sind wir gekommen um das Geschäft zu übernehmen. Wir machen es beiweitem billiger als die ehemaligen Heroen, die außerordentlich viel Apparat für ihre Unsterblichkeit gebrauchten, und steife Prachtkerls, aber keine beweglichen Volksmänner waren. Wir suchen die Weltgeschichte mehr auf die Dutzend-Arbeit zurückzuführen u. s. w.

Die Verleihung des Poetencharakters an seinen Fritz Lerche hat Mundt nicht so billig haben wollen; der literarische Allerweltsmann bebt selbst vor der Aufgabe nicht zurück jenem Titel durch legitimirende Probestücke der edeln Verskunst den gehörigen Nachdruck zu verschaffen.

Digitized by Google

Diese Gewissenhaftigkeit hat, gestehen wir offen, etwas Furchtbares für uns. Konnte der bittere Kelch dieses lyrischen Galimatias nicht an uns vorübergehen?! Nein, vier mal wird er uns von der unbarmherzigsten Hand dargereicht. Wie der kleine Matador dem grauenden Morgen seinen Freiheitshymnus entgegenschmetterte, so schließt er mit einem gleichen unter ortsgemäßen Anspielungen auf die ehrwürdige Bäckerzunft seine lehrende Wirksamkeit bei den Vertretern der deutschen Stämme. In Paris die Fortsetzung. Die Gräfin mit ihrer Tochter und die Landsknechte des Zeitgeistes, befördert durch die gräfliche Quote zu den Fonds der „Vier-Sprachen-Zeitung", tauchen im Gewühl der republikanischen Babylon gleichzeitig wieder auf. Lerche fristet in einem Flüchtlingshotel ein kärgliches Dachstubendasein als Correspondent deutscher Blätter. Roman, durch eine Empfehlung des Herrn von Persigny in Berlin eingeführt, begegnet unerwartet den beiden Damen in den Salons des Elysée National auf einer Soirée des Präsidenten der Republik; als „Vertrauensmann" seiner Partei, die „nur in Uebereinstimmung mit den französischen Socialisten und auf deren Signale handeln kann und wird", hat er die in neuester Zeit immer unklarer und zweideutiger gewordene Stellung Ludwig Napoleon's zu erforschen. Auch Malounin — warum sollte er hier, wo Alles zu finden ist, fehlen? Roman entladet sich, mit Leonoren conversirend, in einen höchst salonwidrigen Phrasenschwall der alten Manier, und von dieser blumenreichen Salbaderei geht er, anhebend wo Lerche in der mecklenburgischen Bäckerstube aufhörte, zu weitern Variationen des Themas, „Matadore" über (I, 252—257). Eine feurige Republikanerin, die Sängerin Giuditta, nimmt den „Begriff" außerordentlich dankbar wie ein Geschenk hin und trägt denselben, nachdem sie sich versichert ihn nun vollständig gefaßt zu haben, kurz und gut in das Gebiet der Kunst herein, indem sie sich hier zugleich selbst unter die Matadore rechnet, deren Ziel es sei die alte Kunst zugrundezurichten um einer neuen Raum zu schaffen. Ihr Gedanke ist der: „daß die Matadore nur die Vermittler zwischen dem Verderben und der Wahrheit sind, und daß sie, wenn sie richtige Matadore sein wollen, nach der Wahrheit streben und zugleich in sich verderbt sein müssen (!!!). Die Matadore sind die Agenten des Verderbens welche die Wahrheit reifen helfen müssen."

Ludwig Napoleon gibt nicht umsonst einen Ball, auf dem ein so Langes und Breites von Matadoren verhandelt wird — er selbst ist der Präsident aller Matadore. Fritz Lerche sorgt seinerseits bei dem gemeinsamen Frühstück der überallher zusammengewehten Flüchtlinge für die Propaganda des neuen Stichwortes, indem er einem Ungarn demonstrirte daß auch Kossuth nur so gut wie Napoleon und Ledru-Rollin, wie Hecker und Struve ein Matador sei. In Paris sodann unmöglich geworden — wohin anders könnte nun, um dem „Roman der Gegenwart" zu angemessenem Abschlusse zu verhelfen, das Kleeblatt sich wenden als nach — Berlin! Bevor jedoch die Uebersiedelung des bekannten Personals dahin vonstattengeht, benutzt der Poet verrätherischerweise die feierliche Pause einer höchst gefühlvollen Scene, um nach kurzem Präludium auf dem Pianoforte in einen dritten, das früher Geleistete noch weit überflügelnden lyrischen Raptus auszubrechen, von dem ich der Merkwürdigkeit halber nur die Spitze pyramidalischen Unsinnes: den Schlußvers, hersetzen will. Dieser lautet, nachdem vier vorhergehende immer mit der Frage anhoben: „Was bleibt uns noch?" folgendermaßen:

> O Sonne, Blume, Kind und Hund, sie bleiben!
> Das Kind, der Hund, die Blume und die Sonne
> Des alten Helden Menschheit letzte Wonne,
> In Gallien und in Germanien,
> In Ungarn, Polen und Italien.
> Hund, Blume, Sonne, Kinder,
> Sie feiern euch das Fest der armen Sünder!

Der Rest des Buchs schafft für jede Gestalt wohl oder übel in aller Eile ein Unterkommen und ist im Uebrigen das pure „Berlin im Guckkasten" — nur ohne Brennglas'schen Witz. Damit wir den ganzen berliner Frühling vom vorigen Jahr beisammen haben, darf auch „Der Prophet" nicht fehlen. Siehe da: Maestro Meyerbeer hat als der größte Kunstmatador der an dem heldenlosen Horizont dieser Zeit aufgestiegen sein besonderes Capitel für sich erhalten, worin er Signora Giuditta in ihrem Lindenhotel besucht um sie zur Uebernahme der Fidespartie nach der Garcia zu gewinnen. „Unter den Linden" wickeln sich die Schicksale der Matadore und Derer die mit ihnen zusammenhängen säuberlich ab. Dort wird die Gräfin Amalie, Verbrecherin an ihrer Tochter aus Eitelkeit (sie wollte dieselbe einem blödsinnigen Neffen ihres Galans Fürst Tolschakoff nach Sibirien verkuppeln u. s. w.) von dem — poetischen? — Gericht getroffen, indem sie vom Pferde geschleudert in ihrem zerschmetterten Gesichte für immer eine grausame Entstellung davonträgt. In demselben Hotel wo sie auf dem Schmerzenslager liegt wird der polnische Matador Malounin durch den russischen Agenten Tolschakoff, dessen Zorn er zu reizen wagte, zum Transport nach Sibirien ausgeliefert. Die Sängerin Giuditta, die sich der verlassenen geängstigten Leonore von Paris her angenommen und vergeblich sie in das natürliche Anrecht an die Liebe der Mutter einzusetzen gesucht, stirbt, nachdem sie ihren Liebling feierlich als „Person der Zukunft" gesegnet hat. Man sieht daß der Verfasser den Gedanken hegte hier inmitten der Verderbtheit, der Lüge, der häßlichen Selbstsucht eine ideale leuchtende Figur hinzustellen; auch ihr Tod soll wol diese Bedeutung noch verstärken, gleichsam als müsse die hehre, begeisterte, die glühende Priesterin der Freiheit von einer Welt scheiden in welcher ihr die Luft nicht rein genug sei. Aber die Kraft versagt ihm und sein Ideal nähert sich oft der Caricatur. Der Tod muß ihm eine schöne Phrase abwerfen: „Göttermarmor" überschreibt er, mit coquetter Beziehung auf den Anblick der Sterbenden, das Schlußcapitel. Der alte Sarmland kehrt zum liebevollsten Einverständniß mit seiner Gattin zurück. Roman wird durch seine Cousine Leonore von den europäischen Volksbestre-

Digitized by Google

bungen zur amerikanischen Praxis bekehrt; er will, da ihm das zwecklose Umtreiben als Matador nicht mehr zusagt, jenseit des Oceans Familie und Wirthschaft gründen. Fritz Lerche, der in einer Schuhmacherwitwe seine Lebensgefährtin findet, ist von der Partie. Vorher aber müssen wir ihn auf einer „Bezirkslandpartie" nach Moabit begleiten und die „Matadore" Manteuffel und Radowitz von Charlottenburg kommend vorüberfahren sehen. Mundt konnte es nicht für sich behalten daß er so gut wie Rellstab in der „Voß'schen Zeitung" das berliner Volk im Grünen zu beobachten wisse; er konnte es nicht einmal übers Herz bringen die gemüthliche Reminiscenz an Manteuffel's Wallfahrten zum Schluder'schen Weißbier zu unterdrücken. Und Das ist — der „Roman der Gegenwart"! **Clemens Ersten.**

Miscellen aus der italienischen Geschichte.*)

Grabschrift der Lucretia.

In der „Puteolana historia" des Giulio Cesare Capaccio, eines vielfach thätigen Historikers und Secretairs der Stadt Neapel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von welchem unter Anderm das instructive und seiner langweiligen dialogischen Form ungeachtet unterhaltende Buch „Il forastiere" (Neapel 1634), eine historische Beschreibung seiner Vaterstadt, herrührt, findet sich folgende Inschrift:

D. M.
Collatinus Turq dulcissimae meae
Coniugi et incomparabili Lucre
tiae pudoris ac mulierum gloriae
quae vix an XXII m V d XVI.

Ein neapolitanischer Autor unserer Zeit, dem man manches Tüchtige, wenngleich nicht immer mit gehöriger Umsicht und Kritik Abgefaßte verdankt (so ein Schriftstellerlexikon Neapels, welches gründlicher Umarbeitung bedürfte), Camillo Minieri Riccio, theilt in seinen „Cenni storici sulla distrutta città di Cuma" (Neapel 1846) diese Inschrift mit, sie allen Ernstes für echt haltend. So Etwas ist kaum zu glauben, aber es legt hinlänglich an den Tag wie wenig die Kritik der ältern Geschichte Roms, von Beaufort bis auf Niebuhr und seine Gegner oder Zustimmenden, in Italien selbst in gebildeten Kreisen gewirkt hat. Wird doch selbst in heutzutage gedruckten, für den mehr wissenschaftlichen Leser berechneten Büchern (statt vieler nenne ich nur Nibby's vielgebrauchtes und nützliches Buch über die Campagna di Roma) die Königsgeschichte einfach nach Dionysius oder Livius oder gar nach Plutarch wiedererzählt und zugrundegelegt, während das mir bekannte neueste kritische Buch über diese Epoche, F. Orioli's „Dei sette rè di Roma e del cominciamento del consolato" (Fiesole 1839), ungeachtet allen Scharfsinns und vieler Gelehrsamkeit zu keinem befriedigenden Resultate gelangt, weil es, von der zur Geschichte gewordenen Dichtung sich nicht zu befreien vermögend, Unvereinbares zu vermitteln strebt und eine Theorie der königlichen Erbfolge aufstellt welche, so ingeniös sie auch immer sein mag, auf keinem wirklichen Fundamente beruht. Niebuhr hat in Italien wol einen Uebersetzer gefunden nachdem ein ausgezeichneter florentinischer Rechtsgelehrter, Pietro Capei, welchem man den brauchbaren Auszug aus Savigny's „Römisches Recht im Mittelalter" verdankt, die Resultate seiner Forschungen in ausführlichen kritischen Aufsätzen in der Zeitschrift „Antologia" bekanntgemacht hatte: auf die römischen Gelehrten selbst hat er aber den allergeringsten Einfluß geübt, und der Toscaner Micali, von welchem Niebuhr sagte er sei „übrigens ein ganz ungelehrter Mann", seine „Italia avanti il dominio dei Romani" „ein schlechtes Buch", rümpft in der Vorrede zu der im Jahr 1832 erschienenen Umarbeitung („Storia degli antichi popoli italiani") über ihn und Ottfried Müller die Nase und meint Italien brauche diese Fremden nicht. Auf die Lucretia zurückzukommen, welcher der betrübte Witwer in augustalischem Latein eine Inschrift setzt, was würden erst die Römer sagen, wenn man bei ihnen geltendmachen wollte daß ihre Vermählung mit dem Collatinus nur alte Sage sei, die höchstens in Macaulay's „Lays of ancient Rome" hineingehöre?! Die Zahl falscher Inschriften, auch solcher die mit größerer Geschicklichkeit gemacht sind als die gar zu lächerliche obenangeführte, ist übrigens Legion. Annius von Viterbo hat sich in dieser Beziehung einen auf ewig brillanten Namen gemacht, während der Abate Malabaila um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf Piemont mit ihm wetteiferte. Eine hübsche Reihe solcher Inscriptiones spuriae findet sich im Anhange zu C. Promis' werthvoller Schrift über das alte Luni in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin.

Sforza Pallavicini über Jesuiten und Nepotismus.

In einem Bande handschriftlicher Stücke die sich meist auf die umbrische Stadt Città di Castello beziehen befindet sich eine von dem Jesuiten Silvestro Mauro verfaßte Relation über den Tod des Cardinals Sforza Pallavicini, des berühmten Geschichtschreibers des Tridentiner Concils (gest. 1667). Luciano Scarabelli hat dies Document in dem florentiner „Archivio storico italiano" (Appendice, VI) drucken lassen. Neben manchen einzelnen Zügen zur Charakterisirung dieses bedeutenden Mannes enthält dasselbe nachfolgende Urtheile über die Gesellschaft Jesu und über das damals (nach dem Tode Papst Alexander's VII.) einer großen Umwandelung entgegengehende Nepotenwesen:

„Der Cardinal erklärte: er danke Gott daß er ihn in der Gesellschaft Jesu habe leben lassen, und wenn er wieder zu beginnen hätte, so würde er vor allen Orden und Stellungen in der Kirche die Gesellschaft wählen und sich dem Pater General zu Füßen werfen, und es als höchste Gnade betrachten aufgenommen zu werden um in ihr zu leben und zu sterben. Wenn man auch in der Welt verschiedenartige Urtheile über die Gesellschaft vernehme, so möge man ihm Glauben beimessen der lange in derselben gelebt und im Sterben bezeuge daß sie ein heiliger Orden sei. Er wolle damit nicht sagen alle Mitglieder seien heilig, denn in diesem Sinne sei nicht einmal das Collegium der Apostel heilig gewesen: aber für heilig halte er den Orden, weil ihm scheine daß derselbe nach Menschenkräften vor allen andern kirchlichen Ständen das Seelenheil sichere. Seit seinem dreizehnten Lebensjahr habe er mit Männern der Gesellschaft zu thun gehabt, und durch ihre Beispiele, ihren Rath und Anweisung sei ihm großer Beistand geworden: ihr müsse er allen Fortschritt zuschreiben welchen er in der Frömmigkeit wie in den Wissenschaften gemacht habe. Seit seinem Eintritt in die Gesellschaft sei er stets mit besonderer Güte behandelt worden, und die einzige Meinungsverschiedenheit sei gewesen daß die Obern ihm manche Dinge übertragen gewollt deren er sich nicht für fähig gehalten: für dies Alles bekenne er sich der Gesellschaft verpflichtet und bitte um Vergebung wenn er ihren Aufträgen nicht entsprochen habe wie seine Pflicht gewesen wäre." Vielleicht bezieht sich Letzteres auf die Geschichte des Tridentiner Concils, welche zu schreiben ihm von dem Jesuitengeneral Goswin Nickel aufgetragen ward, nachdem Terenzio Alciati, welcher zu dieser Arbeit vielen Stoff gesammelt hatte, gestorben war. (Vergl. Ranke, „Römische Päpste", III, 59.)

Ueber den Nepotismus drückte der sterbende Cardinal, der vertraute Freund des im Tode kurz vorher ihm vorangegan-

*) Vergl. Nr. 206 u. 207 d. Bl. f. 1849 und Nr. 25 u. 26 d. Bl. f. 1851. D. Red.

genen Alexander VII. (Chigi), sich folgendermaßen aus: „Er wolle nicht gutheißen noch tadeln was in vergangenen Zeiten die Päpste für Erhöhung ihrer eigenen Familien gethan, sondern blos sagen daß es nicht an Nepoten früherer Päpste gefehlt habe welche sowol zu Lebzeiten ihrer Oheime wie später sich mit großer Fähigkeit, Rechtlichkeit und Eifer im Dienst der Kirche bemüht. Zu diesen gehöre auch der Cardinal Chigi, welcher große Vorsorge andentaggelegt, und namentlich während der letzten Krankheit Papst Alexander's viele treffliche Dinge vollbracht habe, und der Cardinal Barberini, welcher zur Zeit Papst Urban's sich zum Besten der Kirche mehrmals Lebensgefahren ausgesetzt und in den Hundswochen Reisen unternommen habe, während er nach des Papstes Tode fortgefahren große Beweise seiner Unschuld, Herzensgüte und seines Eifers zu geben. Was die Angehörigen künftiger Päpste betrifft, so machte er es nöthig einige Reformen vorzunehmen welche die Bedrängniß der apostolischen Kammer, die schweren auf dem Volke ruhenden Lasten, das Murren der Ketzer, der unter den Katholiken aller Länder erzeugte Skandal und das gemeinsame Verlangen aller Welt durchaus heischten. In diese seine Ansicht stimmten viele der angesehensten Cardinäle der drei Classen, sowie alle Parteien ein, und zu diesem Zwecke sei in der gegenwärtigen Sedisvacanz von ihnen beschlossen worden darauf hinzuarbeiten daß im Conclave Etwas darüber festgesetzt werde. Seiner Ansicht nach sollten den Verwandten der Päpste in Zukunft nicht mehr Fürsten-, Herzogs- und andere Titel gegeben werden. Alles aus dem Kirchenstaat, von der Dataria, aus dem Aemterverkauf und von sonstigen Rechten des apostolischen Stuhls einkommende Geld sollte lediglich zum Seelenheil und zur Befreiung des Volks von den dasselbe drückenden Lasten verwandt werden. Die Stellen eines Generals der Kirche und andere sollten mit mäßigem Gehalt Solchen verliehen werden die in Zeit der Noth im Stande seien die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen; der Ueberschuß sollte zum allgemeinen Besten verwandt werden. Der Cardinal von Lugo, welcher in frühern Zeiten aus Mangel an genauer Kenntniß größere Zugeständnisse gemacht, habe sie nachmals, besser unterrichtet, mittels eigenhändig unterzeichneter Schrift zurückgenommen und den Satz aufgestellt: daß ein Papst seinen Verwandten Alles in Allem nicht über 50,000 Scudi (des Jahrs) zuwenden könne, alles Uebrige aber zum öffentlichen Besten anwenden müsse. Diese Schrift sei ihm vom Cardinal von Lugo zur Bekanntmachung hinterlassen worden; er habe sie im Leben theilweise bekanntgemacht und wolle es nun im Tode vollständig thun; er bitte also den Pater General sie unter seinen Papieren zu suchen und an das Conclave gelangen zu lassen. Er möge den Cardinal Chigi, bei welchem er stets den löblichsten Eifer gefunden, von dieser seiner Ansicht in Kenntniß setzen und ihn bitten mit den Cardinälen von der Wahl Papst Alexander's, welche die zahlreichste Partei bildeten und größtentheils sehr gutgesinnt seien, dahin zu wirken daß über diesen Punkt ein Beschluß gefaßt werde. Wenn Seine Eminenz zur Erreichung eines für die Kirche so nützlichen Zwecks beitrage, so werde er dadurch nicht blos bei den Menschen Ruhm erwerben, worauf nicht viel ankomme, sondern bei Gott ein Verdienst und im Tode großen Trost erlangen."

Man weiß aus der Geschichte Alexander's VII. daß er, welcher zu Anfang seiner Regierung die sienesischen Verwandten fernhielt, doch damit endete ihnen großen Einfluß zu gestatten. Cardinal Flavio Chigi (gest. 1698) leitete großentheils die Geschäfte, obgleich nicht mehr mit der Macht früherer Nepoten. Der hier genannte Cardinal Barberini ist wahrscheinlich Antonio der Jüngere, Urban's VIII. Neffe, der sein vielbewegtes Leben im Jahre 1671 beschloß. Der spanische Cardinal de Lugo, gleich Pallavicini Jesuit, im Jahr 1643 durch Urban VIII. in seiner letzten Promotion mit dem Purpur bekleidet und im August 1660 gestorben, hat sich sowol durch seine theologischen Schriften wie durch seine Sittenstrenge und Frömmigkeit, endlich durch die Einführung der Chinarinde in Italien einen Namen gemacht. Ueber das Generalat der Kirche vergl. Nr. 207 d. Bl. f. 1849. Die Zustände unter Papst Alexander VII. sind zwar nur in der Kürze, aber mit gewohnter Anschaulichkeit von Ranke (a. a. O., S. 50 fg.) geschildert worden. Die Familie Chigi hat von ihrem frühern Reichthum viel eingebüßt, besitzt aber immer noch neben Anderm das schöne Ariccia und Campagnano und die prächtige Pinienwaldung von Castel Fusano bei Ostia. Auch die Würde des Marschalls beim Conclave gehört ihr: der jetzige Fürst Don Agostino hat in Zeit eines halben Jahrhunderts bei fünf Papstwahlen, von Pius VII. bis zu Pius IX., sein Marschallsamt ausgeübt.

Testamentsclauseln und -Verwahrungen.

Ein Vicentiner Namens Aurelio dall' Acqua, Doctor beider Rechte, Ritter und Pfalzgraf, Professor des Alten und des Neuen Testaments, machte im Jahr 1531 sein Testament, durch welches er eine bedeutende Summe zur Aussteuer der Jungfrauen seiner Vaterstadt hinterließ, indem er durch eine Menge Clauseln zu verhindern suchte daß die Wahl auf Unwürdige fiele. Auf alle diese Clauseln und Bedingungen dieses (zu Vicenza 1836 gedruckten) Testaments folgt die nachstehende Stelle:

„Am Tage der Wahl wird der Bischof oder der würdigste Geistliche mit lauter nicht nur sondern entsetzlicher Stimme den nachfolgenden Fluch verlesen, sodaß das Volk es vernehme und jeder der Wähler wie geschrieben steht Fiat dazu spreche. Jeder der es wagen sollte von diesem unserm Herrn Gott wohlgefälligen Aurelianischen Testament Etwas wegzustreichen, hinzuzufügen oder zu verändern, oder aber durch Bitten bewogen oder aus irgend einem unredlichen Grunde durch Trug es durchsetzen sollte daß die bestimmte Mitgift einer nach den obenangeführten Gesetzen nicht wählbaren Jungfrau zufiele, mag es nun Mann oder Frau sein, Jung oder Alt, Bürger oder Fremder, Edler oder Plebejer, Geistlicher oder Weltlicher und mit irgendwelcher Würde geschmückt, er sei von Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist, wie von uns verflucht in alle Jahrhunderte — fiat, fiat, fiat. Er sei verflucht bei Nacht und bei Tage — fiat. Er sei verflucht beim Essen und beim Trinken, im Schlaf und im Wachen, in Bewegung und Ruhe, auf Jahrhunderte — fiat. Verflucht sei sein Lager, seine Kleidung, jedes Kleinod sein — fiat. Verflucht sein Feld und Weinberg, sein Speicher und seine Oelpresse — fiat. Verflucht alle seine Gedanken und Handlungen, verflucht die Luft die er athmet, die Erde die ihn trägt. Feuer falle vom Himmel und verzehre ihn, auf Jahrhunderte. Der Herr schlage ihn, auf daß er blind werde, stumm und taub, auf Jahrhunderte. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Wuth, mit Krankheit und Pest. Der Herr überliefere ihn in die Hände seiner Feinde, auf daß sie ihn martern seine Lebenszeit lang — fiat, fiat."

So gehen die Verfluchungen fort, dann folgen die Segnungen, mit klarer und sonorer Stimme ausgesprochen, Segnungen für Alle welche das Aurelianische Testament treu befolgen oder dessen Beispiele nachkommen. „Gesegnet sei Feuer und Wasser, und Alles wovon er lebet, auf Jahrhunderte — Amen, Amen, Amen. Ruhm und Reichthum seien in seinem Hause, Sieg und Frieden in seiner Hand — Amen. Er sei zur Rechten Gottes mit Weib und Kindern, mit den Gesegneten in alle Ewigkeit — Amen, Amen, Amen."

Seit lange schon haben die Verwalter des Vermächtnisses Aurelio's dall' Acqua unterlassen die Segnungen und Flüche bei der Vertheilung der Morgengaben zu recitiren.

Die päpstlichen Sänften.

Die Sänften bilden das Mittelglied zwischen Pferd und Wagen. Als die alte Sitte der Cavalcata, wobei der Papst ein weißes Pferd ritt, allmälig in Abnahme kam, wurde die Lettiga oder Portantina eingeführt; neuerdings erst hat man sich bei feierlicher Gelegenheit der Carrossen bedient, die man überhaupt nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Rom antrifft. Papst Innocenz IV. (Fieschi, 1243

Digitized by Google

—54), welcher bei dem Lyoner Concil 1245 den Cardinälen den rothen Hut gab, gebot ihnen auch in der Stadt zu reiten, welche Sitte, mit dem Insänftengetragenwerden abwechselnd, bis zur gedachten Zeit währte. Bei der päpstlichen Hofhaltung ist der Gebrauch der Sänfte übrigens alt, und einst wurden wie heutzutage noch in Sicilien auf solche Weise längere Reisen gemacht. Der genannte Papst Innocenz legte den Weg von Sestri an der genuesischen Riviera bis Lyon über den Cenis größtentheils in der Sänfte zurück; Urban IV. ließ sich, todtkrank, im Jahr 1264 von Todi in Umbrien nach Perugia tragen. Noch muß hier, was diesen Gebrauch betrifft, angemerkt werden daß Cesar Borgia, beim Tode seines Vaters Alexander IV. noch krank vom Gifte welches er bei dem berüchtigten Gastmahl des Cardinals von Corneto unversehens genossen hatte, sich so von Rom nach der Burg von Nepi, einem Lehn seines Neffen Giovanni, bringen ließ, von 12,000 Mann Soldtruppen begleitet, und daß die Leiche des berühmten Cardinals Gil d'Albornoz von Viterbo, wo dieser Wiederhersteller der weltlichen Papstgewalt im Jahr 1367 gestorben war, in einer Sänfte nach seinem Vaterlande Spanien getragen wurde, wobei Papst Urban V. Denen welche sich auf kürzere oder längere Strecken am Tragen betheiligten die Indulgenz des Jubeljahrs verlieh. Die Leichen der Päpste welche im Quirinalischen Palaste sterben werden in Sänften nach dem Vatican gebracht. Dies geschieht am Abende des dritten Tags; zwei weiße Maulthiere tragen die Sänfte welche von zahlreichen Palfreniers mit weißen Wachskerzen umringt ist, die sie mit den Nobelgarden, Ceremonienmeistern u. s. w. nach der Sixtinischen Kapelle geleiten. Dies geschah zuerst beim Tode Sixtus' V. im Jahr 1590.

Der erste Papst welcher bei der feierlichen Besitznahme des Laterans (Possesso), eine Ceremonie worüber Francesco Cancellieri im Jahre 1802 auf Anlaß der Besitzergreifung Pius' VII. ein Buch von 540 Quartseiten herausgegeben hat, sich der Sänfte bediente, war im Jahr 1555 Paul IV. Carafa, jener leidenschaftliche Gegner der Spanier. Pius V. Ghislieri folgte 1566 seinem Beispiel, Gregor XIII. Buoncompagni hingegen ritt und bediente sich der Sänfte nur auf dem Rückwege, 1572. Auch Sixtus V. blieb der alten Sitte des Reitens treu; nach der Ceremonie ließ er sich nach seiner geliebten Vigna bei Sta.-Maria Maggiore (Villa Negroni-Massimo) bringen, wo er bis zum Abend blieb und in der Sänfte, von Dienern mit weißen Wachsfackeln umringt, nach dem Palast heimkehrte. Das 17. Jahrhundert hindurch wechselte die eine mit der andern Sitte; ritt der Papst, so wurden Sänften verschiedener Gattung mitgetragen. Papst Clemens XI. Albani, 1701, war zu Pferde, kehrte aber im Wagen nach dem Vatican zurück; es ist das erste mal daß in solchem Falle von einer Carrosse die Rede ist. Benedict XIII. Orsini, 1724, Clemens XIII. Rezzonico, 1758, Clemens XIV. Ganganelli, 1769, und Pius VI. Braschi, 1775, ritten, Letzterer auf einem sehr schönen Schimmel; Sänften, offene und bedeckte, mit Trägern wie mit reichgeschmückten Rossen, befanden sich jedesmal bei dem Zuge. Beim Possesso Pius' VII., 1801, sah man diese Sänften zum letzten mal: er, wie seine Nachfolger, fuhren in vergoldeten Staatscarrossen, wie man sie noch vor kurzem bei der Rückkehr Pius' IX. aus dem Exil von Gaeta vom Lateran bis zum S. Petro gebraucht sah. Einige der alten Sänften stehen noch im päpstlichen Palast. Sie hängen auf zwei langen mit Leder bedeckten Stangen, welche von den Sediarii, Mitgliedern der Dienerschaft der Palazzi apostolici, getragen werden. Je nach den Umständen sind sie reicher oder einfacher. Die Lettiga nobile ist innen wie außen mit Sammet überzogen, nur Verhänge und Kissen sind von carmoisinrother Seide, mit goldenen Franzen und sonstigen Verzierungen, die jenen der Sedia gestatoria, des Stuhls auf welchem der Papst zum Pontificale in der Peterskirche und zur Benediction getragen wird, ähnlich sind. An der Decke sieht man einen von Strahlen umgebenen Heiligen Geist; diese Decke läßt sich öffnen und schließen. An beiden Seiten und voran sind Glasfenster. Der Oberstallmeister (Cavallerizzo maggiore), jetzt der Marchese Serlupi Crescenzi, hat über die päpstlichen Sänften die Aufsicht.

Gedicht auf den Tod Kaiser Heinrich's VII.

Die Unwahrheit der Sage daß Heinrich von Luxemburg durch den Dominicanermönch Fra Bernardino von Montepulciano mit der geweihten Hostie vergiftet worden sei, ist ziemlich erwiesen. Barthold hat in seinem zu wortreichen, aber dankenswerthen Buche über den Römerzug die Umstände zusammengestellt, aus denen hervorgeht wie der Kaiser dem Fieber erlag das ihm seit lange zusetzte. Die Sage aber ist gleichzeitig. Daß sie in der angeblich von dem pistojesischen Notar Ser Bonacosa di Ser Bonavita herrührenden italienischen Uebersetzung der Relation des Bischofs Nikolaus von Butronto (zuletzt gedruckt bei Böhmer: „Fontes rerum germanicarum", I; vergl. Dönniges, „Kritik der Quellen für die Geschichte Heinrich's VII.", S. 26 fg.) vorkommt, welche von F. Bonaini im „Archivio storico italiano" mitgetheilt ward, ist kein Zeugniß, da es sich hier (wenn die Uebersetzung überhaupt echt ist) um einen Zusatz späterer Zeit handelt. In Deutschland war die Sage allgemein geglaubt: in Italien wurde sie namentlich durch die zahlreichen Gegner des Dominicanerordens verbreitet. Noch Papst Pius II. gedenkt derselben als eines „on dit" („Henricus VII. hostili fraude veneno extinctus fertur". Böhmische Geschichte). M. Amari, der bekannte Verfasser der „Guerra del Vespro Siciliano", hat in einer Handschrift der pariser Bibliothek eine „Lamentatio in funere Henrici VII. imperatoris" gefunden, die im gedachten „Archivio storico" (Appendice, IV) gedruckt ist. Sie beginnt:

Scariotis geniturae
Vipereae perituroe
Aequipollent quippe iure,
Qui rectorem
Mundi martyrem *)
Florum florem
Henricum imperatorem
Ob argentum
Ministrando sacramentum,
Perpere, vini cruentum,
Morti dirae
Tradiderunt. Heu delirae
Dies ille, dies irae!

Später heißt es:

Etenim homo
Pacis meae, in quo
Speravi, qui edebat
Panes meos, magnificavit
Erga me supplantationem
Sacramento.
Protinus clam toxicato
Potatur Henricus,
Per facinus, auro dato,
Violatur.

Daß im Dominicanerorden selbst das Bewußtsein des Verdachts quälend fortlebte, ergibt sich sowol aus dem an König Johann von Böhmen gestellten Gesuche um Freisprechung, wie aus den Bemerkungen Tolomeo (Fiadoni's) von Lucca, des bekannten im Jahre 1327 gestorbenen Historikers, der dem Orden angehörte.

Es ist neuerdings wieder Mode geworden, im Gegensatz zu Denen welche an Dante's Ghibellinismus festhaltend von Heinrich's Wirken Heil für Italien möglich glaubten, in der ganzen Romfahrt des Luxemburgers nur eine Art abenteuernder Gasconade zu sehen, und des Alighieri vertrauende Vorliebe für ihn zu den Fällen zu zählen wo, wie Torquato Tasso

*) Vielleicht maiorem?

Digitized by Google

sich ausdrückte, seine Leidenschaft lauter sprach als sein Verstand. Daß aber Heinrich's Wirken, wenngleich durch frühzeitigen Tod unterbrochen, doch nicht so eitel war, ergibt sich unter Anderm aus einem vor kurzem durch G. Canestrini aus dem florentiner Archiv der Riformagioni bekanntgemachten, dem Jahre 1346 angehörenden Schreiben der Republik an Papst Clemens VI., in welchem dieselbe bei Gelegenheit der Sendung des Bischofs Angelo Acciajuoli um Lossprechung oder Nullitätserklärung der Processe und Sentenzen des Kaisers gegen die Stadt bittet. (Vergl. „Archivio storico", Appendice, VII.) Es heißt darin: „Insuper, cum quondam Henricus Romanorum imperator quosdam tulerit sententias et processus fecerit contra communitatem Florentie, ac etiam contra multos honorabiles cives civitatis eiusdem, dignetur ipsa sanctitas ipsos processus atque sententias tollere et penitus revocare, ac etiam ad cautelam ipsam comunitatem Florentie ipsosque cives restituere a sententiis et processibus supradictis." Einunddreißig Jahre waren vergangen seit Kaiser Heinrich zu Buonconvento verschieden war, und die reiche und mächtige Stadt Florenz wandte sich noch an den Papst, um Revocirung der Urtheilssprüche bittend! Beweis genug wie die Idee der Majestät des Reichs selbst bei so gesunkenen materiellen Kräften selbst in Italien fortlebte. Beweis genug daß Dante nicht so ganz der politische Träumer war als welcher Foscolo und Andere ihn darstellen möchten. 10.

Thomas Moore.

(Nach dem englischen Kritiker Tuckerman.)

Mit der in der englischen Poesie vorherrschenden Gedankentiefe steht das Glänzende der Dichtungen Moore's in auffallendem Contrast. Er scheint das lebhafte und natürliche Wesen seiner Landsleute mit ehrenwerthem und freudigem Stolze in die stattlichern Reihen der englischen Minstrels mitzubringen. Seine glänzenden Phantasiegebilde und seine üppigen Gefühle haben einen südlichen Charakter. Sie athmen Lust. Selbst wenn seine Dichtungen pathetisch sind, bleibt ihre Wirkung die nämliche; denn der Schmerz wird in ihnen seiner Schärfe beraubt, besänftigt und zur Ruhe gebracht. Die Strenge des Denkens, der Ton gewaltiger Erregtheit und der Aufruhr der Leidenschaften werden von Moore gleichmäßig vermieden. Wir werden durch ihn weder auf nebelhafte Höhen geistiger Betrachtung versetzt, noch auf den gewöhnlichen Pfaden umständlicher Erzählung fortgeführt, sondern er läßt uns durch balsamische Auen schlendern oder in köstlichen Hainen ruhen. Wird mitunter eine peinliche Vorstellung berührt, so bringt ein musikalischer Reim oder ein glänzendes Bild sogleich wieder Harmonie in das Gemälde. Selten kommen wir dazu an das Gedicht zu denken; so beharrlich wird die Vorstellung eines Gesanges festgehalten. Wir empfangen fortwährend einen Eindruck von der Art wie ihn die ungezwungene Poesie des Troubadour, der Erguß eines heitern sinnreichen Geistes erzeugt. Kein Drang die Geheimnisse der Schöpfung zu ergründen, keine mühsamen Versuche sich auf die Höhe irgend eines „großen Gegenstandes" zu schwingen, charakterisiren die Gesänge Moore's, sondern ein melodisches Tändeln mit Erinnerungen und Hoffnungen, ein heiteres oder schwermüthiges Fliehen über das Wirkliche und Beschwerliche hinaus, in das freie Gebiet des Romantischen. Bei aller jener reizenden Natürlichkeit vieler Dichtungen Moore's hat aber doch ein großer Theil derselben etwas Erkünsteltes. Die erhabensten sowol wie die rührendsten seiner Gesänge sind ohne Zweifel diejenigen welche aus des Dichters eigenem Leben und aus seinem bewegten Busen warm hervorquellen. Dies findet offenbar bei vielen Ergießungen des großen irischen Barden statt; andererseits treffen wir bei ihm nicht selten weithergeholte Edelsteine, Schönheiten, die augenscheinlich vielmehr zusammengetragen als natürliche Eingebungen sind. Lalla Rookh, zum Beispiel, ist das Ergebniß der vom Verfasser auf dem Felde der Ueberlieferungen und der Naturgeschichte des Orients angestellten Nachlese. Allerdings hat der Dichter mit vollendeter Kunst von seinem auf diese Weise erworbenen Schätzen Gebrauch gemacht, und nur die gedankenvolle Thätigkeit eines feurigen Geistes vermochte dieselben zu Gemälden von so strahlender Schönheit zu verarbeiten. Gleichwol ist der Unterschied fühlbar der zwischen der Poesie des Künstlers und der Poesie des Menschen obwaltet. Mit überwiegender verständiger Bedachtsamkeit zu einem Dichterwerk erst einen, alles Einzelne im voraus feststellenden, für sich vollkommen fertigen Plan in der Weise entwerfen wie Dies der Baukünstler in Bezug auf einen zu erbauenden Tempel thut, und dann nach Zusammentragung der von Andern gelieferten brauchbaren Materialien, mit einer eben durch diese Aeußerlichkeit und Objectivität des Stoffs geförderten Klarheit des Bewußtseins, auf dieser Grundlage ein in allen seinen Theilen harmonisches und anmuthiges dichterisches Gebäude errichten, Das ist allerdings ein Beweis nicht gewöhnlicher Kunstfertigkeit. Höhern Werth als dies Thun hat jedoch die Thätigkeit eines Barden, der zwar, um Platen'sche Worte zu gebrauchen, mit einem mindern Grad „menschlicher Besonnenheit" zu Werke geht, aber, gleich einem Propheten von „göttlichem Wahnsinn" ergriffen, dem unwiderstehlichen Drange begeisterungsvoller Eingebung folgt, hauptsächlich den Empfindungen seines eigenen Herzens Ausdruck gibt, seine eigenen geheimsten Lebenserfahrungen seinem Gedicht bescheiden anvertraut, erst mit Vollendung alles Einzelnen den Plan des Ganzen zum Abschluß bringt, und erst nach diesem Abschluß über diesen Plan zu derjenigen Klarheit gelangt deren das künstlerische Bewußtsein als solches überhaupt fähig ist. In der letztern Art von Poesie herrscht ein unvergänglicher Zauber. Sie ist im höchsten Grade anregend. Zu dieser Art von Poesie hat aber Moore nur einen mäßigen Beitrag geliefert. Im Allgemeinen ist seine Dichtung vergleichungsweise oberflächlich. Phantasie bildet seine Hauptstärke. Diese Geisteskraft ist es welche seinen Dichtungen eine so glanzvolle Anmuth verleiht. Aehnlich dem Funkeln des Reifs und dem Phosphoresciren des Meeres, blendet uns der Schimmer seiner um uns her spielenden seltsamen Zaubergebilde, sie geben der flüchtigen Stunde eine Würze und lassen uns glänzende Blendwerke in dem einförmigen Kreise des Daseins schauen; aber sie strahlen selten wie das klare und dauernde Licht der Gestirne. Moore ist zu sehr das Geschöpf des gesellschaftlichen und verfeinerten Lebens um die höchste Stelle auf dem Parnaß zu erreichen. Er klebt nothwendigerweise in gewissem Grade am Conventionnellen, und erhebt sich selten über die gegenwärtig vorherrschenden Gedanken. Im Thale von Kaschmir kann er den „Spiegel" nicht vergessen. Vorzugsweise verdient er den Namen eines feingebildeten Dichters. Er ist nicht wie Burns ein rauher Bauersmann, dessen Muse durch Nichts erweckt wird als durch die Berge und das Himmelsgewölbe, durch eine ländliche Schöne oder eine zertretene Gänseblume; ebenso wenig ist er, wie Byron, ein misvergnügter Pair der sich durch ein abenteuerliches Leben in der Fremde von gesellschaftlichen Fesseln zu befreien sucht; sondern wir kennen ihn als einen herzlichen gebildeten Mann, der eine scherzhafte Erwiderung und einen anmuthigen Gesang immer in Bereitschaft hat. Er zeigt sich ebenso sehr zu seinem Vortheil in literarischen Kreisen, wie in feiner Gesellschaft, als Führer durch die reizenden Irrgänge orientalischer Romantik, und als Gesellschafter am Festtisch, als Dichter, Freund und Weltmann. Er ist einer von denjenigen Menschen welche nicht weniger zur Zierde wie zur Freude des Menschengeschlechts geboren zu sein, welche die Bestimmung zu haben scheinen der Lust neuen Reiz und dem gesellschaftlichen Leben eine phantasievolle Färbung zu verleihen.

Bei Würdigung Moore's ist beständig zwischen seinen verschiedenen dichterischen Erzeugnissen zu unterscheiden. Er hat eine Menge von Gedichten geschrieben die nur ein vorübergehendes Interesse und so geringen Werth haben daß wir uns

Digitized by Google

wundern müssen dieselben von ihm seinen vollkommenern Dichtungen angereiht zu sehen. „Lalla Rookh“ und „Die Liebe der Engel“ sind die besten unter seinen längern poetischen Schöpfungen; und in diesen zeigt die schöne Episode vom „Paradiese und der Peri“ die glänzendsten Spuren seines Genies. Am Ende wird sich jedoch sein Ruhm ohne Zweifel auf die „Melodien“ gründen. Es ist zu bedauern daß unter den Edelsteinen eines solchen Dichters so viele falsche Steine, das heißt so viele übereilte und unreife Urtheile, sich befinden. Seine auf die flüchtigste Beobachtung gegründeten Bemerkungen über England, zum Beispiel, sind schwerlich eines freisinnigen Geistes würdig; und hätte der Dichter rücksichtlich Italiens die Ursachen des Scheiterns der neapolitanischen Revolution gewissenhaft erforscht, so würde er nicht das Herz gehabt haben über ein Volk „an welchem man sich in solchem Maße mehr versündigt hat als von demselben gesündigt worden ist“, ein so grausames Verdammungsurtheil zu fällen wie in den Worten enthalten ist: „Nieder in den Staub mit ihnen, da sie Sklaven sind.“

Die Metaphern Moore's liefern einen schlagenden Beweis von der in der glücklichen Vergleichung gewisser Naturerscheinungen mit moralischen Eigenschaften sich bethätigenden Macht seiner Phantasie. In einer seiner Tischreden, in welcher er seine Zuhörer wegen ihrer Erhabenheit über Parteifeindschaft belobte, sagte er zum Beispiel: ihre „edeln Naturen würden in der bösesten Zeit aus dem innern Zwiespalt und Kampf der öffentlichen Meinung wie Kiesel aus dem Meere herauskommen, glätter und abgeschliffener eben durch die Reibung welche sie auszuhalten gehabt hätten.“ Und indem er bei der nämlichen Gelegenheit von Byron's Neigung „allein unter den Ruinen des Herzens zu wandeln“ spricht, sagt er: „Aehnlich dem Kastanienbaum, der am besten auf vulkanischem Boden gedeiht, wächst des Dichters Phantasie am üppigsten da wo die Flamme der Leidenschaft ihre Spur zurückgelassen hat.“

Ein wichtiger Bestandtheil der Poesie Moore's ist die Musik. Wenigen Dichtern ist es so gut gelungen wie ihm den teutonischen Mißton der englischen Sprache zu mildern, in die Verse solchen Fluß, in den Rhythmus solchen Tonfall zu bringen wie in den weichern Sprachen des Südens sich findet. Und welcher unaussprechliche Zauber herrscht in den bei Moore's Gesängen zugrundegelegten Melodien! Der größere Theil dieser Musik übt eine so verführerische Gewalt daß wir kaum im Stande sind die Gedichte mit welchen sie unauflöslich verbunden ist ruhig zu prüfen. In dieser Beziehung erfreut sich Moore eines ausgezeichneten Vortheils. Die lieblichsten seiner dichterischen Ergießungen sind mit reizender Musik verbunden. Dadurch werden Sinn und Seele zugleich in Anspruch genommen; und vielleicht hat man in Betreff keines andern neuern Barden allgemeiner nicht nur erkannt, sondern auch gefühlt daß derselbe ein Dichter ist. Wie oft haben im heitern Saal, auf einsamem Meere, von den Lippen vornehmer Damen und des Landmanns, des Studenten und des Matrosen, des Liebenden und des Helden, solche Gesänge ertönt wie „Das Zusammentreffen der Fluten“; „Der jungen Liebe Traum“; „Komm, ruh' mir am Busen“; „Oft in stiller Nacht“; „Kommt her, ihr Trostlosen“; „Maria's Thränen“ und andere in Hütten und Hallen ebenso bekannte Lieder.

In Tausenden haben daher die an Moore gerichteten Worte Byron's ein Echo gefunden:

Wär's der letzte Tropfen d'rin,
  Wenn ich sänk' zum Wüstenquell,
Eh' mein Athem schwände hin,
  Tränk' ich auf dein Wohl ihn schnell.

Bei dem Wasser dort, wie hier
  Bei dem Weine, spendet' ich
Diesen Gruß: Ruh' dir und mir,
  Und ein Wohl, Tom Moore, für dich!

Die an Moore's Dichtungen sich knüpfenden nationalen Vorstellungen erhöhen den fesselnden Reiz derselben. Als der Barde eines unterdrückten, aber edeln Volks, dessen Tüchtigkeit und Kühnheit ebenso groß wie seine Leiden sind, hat er ein Recht auf allgemeines Mitgefühl. Wir werden nothwendigerweise daran gemahnt daß seine Gesänge aus einem Lande herübertönen welches so lieblich und zugleich so verarmt ist daß man dasselbe passend das „verlorene Paradies“ genannt hat. Jene rührenden Melodien, in welchen die Seele des alten kraftvollen Erin frisch erhalten scheint, wie mächtig ergreifen sie jedes treue und jedes wohlwollende Herz! In Wahrheit, die bloße Thatsache daß am Herde des Hüttenbewohners, in Niederungen, Thälern und abgelegenen Schluchten die schwermuthsvollen und rührenden Weisen altirischen Gesangs gesammelt und mit der verfeinerten Sprache neuerer Zeit verbunden worden sind, muß als eine der romantischesten Unternehmungen moderner Poesie unser Interesse erwecken. Wenn ein italienisches Gemälde, ein maurischer Springbrunnen und eine ägyptische Pyramide als die übriggebliebenen Denkmäler der bessern Tage einer Nation mächtig auf uns wirken, in wieviel höherm Grade sollten wir dann den Werth der aus einer fernen Zeit herrührenden einfachen, aber beredten Musik anerkennen, in welcher die Glut der Liebe, der Trieb zum Vaterlande und der Schmerz noch jetzt lebendig sind und uns ergreifen!

Nicht minder aber als durch seine Muse verherrlicht Moore durch seine persönlichen Eigenschaften sein Vaterland. Sein Patriotismus, seine gesellschaftlichen Talente und seine sanften Gefühle sind gleich charakteristisch. Als der volksthümliche Barde Irlands nimmt er eine höchst vortheilhafte Stellung ein. Er verliert sich nicht in einer Schar von Versmachern, und wird nicht zu einer örtlichen Dichterschule gerechnet, sondern bemächtigt sich unserer Einbildungskraft als der dichterische Vertreter eines großen und unglücklichen Volks. Moore's phantasiereiche und gefühlvolle Gesänge vermischen sich mit den von Irland's Küsten herüberhallenden Klagetönen, um uns an die herrlichen Züge des warmen irischen Herzens und an die mitten in dem düstern und elenden Zustande jener Insel hervorsprossende Blüte des Genies zu erinnern. Wol kann er daher singen:

Theure Harfe der Heimat! im Dunkel gefunden,
  Wo kalt dich die Kette des Schweigens hielt lang,
Hab' ich stolz dich, o Harfe von Erin entbunden,
  Und gewidmet der Freiheit, dem Licht und Gesang!

L. Boumann.

Eine Mission nach Dahomey.

Dahomey heißt ein Land im südwestlichen Afrika, welches sich westlich vom großen Nigerdelta, östlich von Aschanti in einer Länge von 180 englische Meilen von Osten nach Westen ausdehnt und in einer solchen von 200 englische Meilen von der Seeküste aus bis zu seiner äußersten Grenze im Innern, welche das Konggebirge bildet, verläuft. Im Herbst 1849 war der afrikanische Reisende Herr Duncan zum Viceconsul an dem „Hofe“ von Dahomey ernannt worden, und Hr. Forbes, ein ausgezeichneter Offizier vom Geniewesen, ward auserlesen den neuernannten Consul auf seiner Mission nach Abomey, der Hauptstadt des dahomanischen Staats, zu begleiten. Der nächste Zweck dieser Mission war der: den König von Dahomey zu vermögen den Sklavenhandel, der hier im Großen getrieben wird und das einzige Handelsobject bildet, aufzugeben und sich womöglich andern menschlichern und rechtmäßigern Verkehrszweigen zuzuwenden, deren mehr als einer von der ausnehmenden Fruchtbarkeit des Landes begünstigt werden würde. Leider scheiterte der Plan an der entschiedenen Abneigung des afrikanischen Potentaten den Menschenhandel, der „schon seit undenklichen Zeiten von seinen Vorfahren getrieben worden und von allen seinen Nachbarstämmen ebenfalls getrieben werde“, aufzugeben.

Aus dem ausführlichen Werke welches Lieutenant Forbes, als Frucht seiner Betheiligung an dieser Excursion, über den Staat Dahomey jüngst hat erscheinen lassen („Dahomey and

Digitized by Google

the Dahomans: being the journals of two missions to the king of Dahomey, and residence at his capital, in the years 1849 and 1850; by *Frederick E. Forbes*", 2 Bände) entnehmen wir die nachstehenden nicht uninteressanten Notizen.

Die Fruchtbarkeit des Landes, sein Reichthum an natürlichen Hülfsquellen aller Art ist außerordentlich. Dessenungeachtet ist es nur dünn bevölkert, eine Folge der verheerenden Kriege und der scheußlichen Sklavenjagden, deren Schauplatz das Land seit länger als einem Jahrhundert gewesen. Die Gesammtbevölkerung übersteigt nicht 200,000 Seelen beiderlei Geschlechts, worunter nur 20,000 Freie. Die Hauptstadt und Residenz Abomey zählt 30,000 Bewohner. Das dahomanische Heer besteht aus 12,000 Mann regulairer Truppen, unter denen auch 5000 Amazonen, d. i. streitbare Negerinnen (Ada-Hoonzoo); der Grosvater des jetztregierenden Königs, welcher Gezo heißt, hat in den Jahren 1774—89 diese Amazonenlegion gebildet, die sich seitdem trefflich bewährt hat. Außerdem kann im dringenden Fall das Land noch eine Art Landwehr stellen, von beiderlei Geschlecht, sodaß der volle Feldetat bis auf 50,000 Mann gebracht werden kann. Die einzige Beschäftigung der Nation, mit Ausnahme von etwas Ackerbau und matten Spuren roher Fabrikation, ist die Sklavenjagd. Jedes Jahr erhebt sich die Nation in Masse, es wird mit irgend einem der benachbarten Stämme angebunden, dessen Gebiet mit Krieg überzogen; Dörfer werden eingeäschert, die Alten niedergemetzelt, die Jungen in die Gefangenschaft geführt. Dort opfert man einen Theil den Fetischen, beiweitem die Mehrzahl aber verkauft man nach Whydah an die dort wohnenden Sklavenhändler. Diese Sklavenjagden haben ihre Saison und finden gewöhnlich im November und December statt. Der König von Dahomey ist zwar durchaus absolut, er läßt nach Belieben seine Unterthanen einen Kopf kürzer machen, und sein erster Minister ist — was allerdings charakteristisch ist — zugleich der Vollstrecker der hautes oeuvres; doch stößt man selbst hier in dieser staatlichen Wildniß auf erste dämmernde Lebenssymptome einer Constitution, denn der König ist auch wieder auf gewisse Weise gebunden durch altes Herkommen und nationnelle Traditionen, über die er nicht hinaus kann. Die Hauptstadt Abomey hat acht englische Meilen im Umfange und gewährt dem sich ihr nähernden Reisenden einen sehr eigenthümlichen Anblick. In einer Entfernung von etwa ⅓ Meile von den Stadtthoren stehen auf beiden Seiten des Wegs unter Schuppen je ein Paar 32pfündiger Carronaden. Von da bis zu den eigentlichen Thoren ist der Weg mit Fetischhäusern besetzt, deren Zahl mehr als 60 beträgt. Zur Linken bemerkt man in der Umgebung eines kleinen Gehölzes einen von einer hochrothen Lehmwand umgebenen Palast. Rings um die Stadt selbst zieht sich als einziges Vertheidigungswerk ein fünf Fuß tiefer Graben. Die sechs Thore der Stadt sind eigentlich bloße Lehmwände, jedes mit zwei Eingängen, wovon der eine ausschließlich für den König bestimmt. Ueber jedem Eingang sind zwei Menschenschädel angebracht, und auf der inwendigen Seite bemerkt man einen ungeheuern um und um mit Menschen- und Thierschädeln aller Art — darunter sogar Elefantenschädel — decorirten Pfahl, für den sich Nichts versehenden Reisenden ein gräulicher Anblick! Die Paläste des Königs und anderer Großen, sowie die Ministerhotels befinden sich sämmtlich nach der Mitte der Stadt zu. Hier befindet sich auch der große Markt, auf welchem eine Art Blockhaus mit 15 Geschützen steht. Eigentliche Straßen gibt es in der Stadt nicht, sondern die Häuser stehen nur in gewissen Richtungen beieinander, und jedes ist von einer hellrothen Lehmwand eingeschlossen, die, öfters von großem Umfange, zugleich parkähnliche Gruppen von Waldbäumen, Orangen-, Bananas- und andern Fruchtbäumen miteinfriedigt. Die Häuser sind alle niedrig und breitbedacht, und in ganz Abomey gibt es nur zwei zweistöckige. Vielleicht den interessantesten Bestandtheil des Forbes'schen Werkes bildet das dem ersten Bande beigefügte ausführliche Vocabularium der Dahomansprache und dann eine ebenfalls sehr ausführliche Illustration, ein seltsames philologisches Phänomen betreffend, wovon Lieutenant Forbes selbst der Entdecker ist, nämlich die Existenz einer afrikanischen Grund- und Normalsprache (wol mehr Dialekts) auf phonetischen Principien beruhend, dergestalt daß dieselbe den Maßstab bietet für eine Reduction der verschiedenen afrikanischen Dialekte zu einer gemeinsamen Schriftsprache. Diese Ursprache wird dort Vahie genannt, ist noch nicht zwanzig Jahre alt und soll die ausschließliche Erfindung von acht sinnreichen Negern sein, zugleich so den Beweis liefernd daß der Neger einer hohen geistigen Ausbildung fähig ist. Der Verfasser des in Rede stehenden Werks hat selbst eine hohe Meinung und Erwartung von den geistigen Fähigkeiten eines kleinen Negermädchens, Sarah Forbes Bonetta genannt, die ihm, als Kriegsgefangene, von dem König der Dahomanen zum Geschenk gemacht wurde und die er mit nach England gebracht hat, wo die Königin Victoria selbst die Sorge für ihre Erziehung übernommen hat. 39.

Die Büste und das neueste Gedicht von Lamartine.

Französische Blätter sprechen bewundernd über eine Büste Lamartine's von dem Grafen D'Orsay, der als Dilettant Künstler ist. „Die Büste von Lamartine", sagen sie, „war sehr schwer für den Bildhauer. Warum? wird man uns fragen. Seine Züge sind einfach, regelmäßig, ruhig, großartig; Das ist wahr. Aber in ihrer Einfachheit, ihrer Regelmäßigkeit, ihrer Ruhe haben sie flüchtig wechselnden und sehr verschiedenen Ausdruck. Wie also soll der Künstler, der sich zur Aufgabe setzt diesen Typus wiederzugeben, zugleich eins und vielfach sein? Da lag das Problem. Der Graf Orsay hat es gelöst." Der Sculptor, welcher mit Byron befreundet war und zwei Jahre sein Begleiter auf italienischen Reisen, hielt sich lange in England auf, vollendete dort O'Connell's und Lord Wellington's Büste, zuletzt die von Lamartine, und zwar aus der Erinnerung, und ohne daß der Verfasser der „Histoire des Girondins", dessen Gattin selbst den Meißel führt, es wußte.

Das lebensvolle Werk ist gegenwärtig in Paris ausgestellt. Béranger soll es noch im Atelier mit Anerkennung gegrüßt haben. Lamartine selbst sandte, als er zu Macon die Büste erhielt, dem Künstler folgendes improvisirtes Gedicht, das erste nach langer Schweigsamkeit, das uns gleich einer letzten Seite sowol der „Confidences" des edeln Sängers als auch der politischen Geschichte seines Vaterlandes wehmüthig gemahnen will:

A monsieur le comte D'Orsay.

Quand le bronze écumant dans ton moule d'argile,
Léguera par ta main mon image fragile
A l'oeil indifférent des hommes qui naîtront,
Et que, passant leurs doigts sur ces tempes ridées,
Comme un lit dévasté du torrent des idées,
Pleins de doute, ils diront entre eux: De qui ce front?

Est-ce un soldat debout frappé pour la patrie?
Un poète qui chante, un pontife qui prie?
Un orateur qui parle aux flots séditieux?
Est-ce un tribun de paix soulevé par la houle,
Offrant, le coeur gonflé, sa poitrine à la foule,
Pour que sa liberté remontât pure aux cieux?

Car dans ce pied qui lutte, et dans ce front qui vibre,
Dans ces lèvres de feu qu'entrouvre un souffle libre,
Dans ce coeur qui bondit, dans ce geste serein,
Dans cette arche du flanc que l'extase soulève,
Dans ce bras qui commande et dans cet oeil qui rêve,
Phidias a pétri sept âmes dans l'airain.

Sept âmes, Phidias! et je n'en ai plus une!
De tout ce qui vécut je subis la fortune.

Digitized by Google

Arme cent fois brisée entre les mains du temps,
Je sème de tronçons ma route vers la tombe
Et le siècle hébété dit: „Voyez comme tombe
A moitié du combat chacun des combattants!“

Celui-là chanta Dieu, les idoles le tuent!
Au mépris des petits les grands le prostituent:
Notre sang, disent-ils, pourquoi l'épargnas-tu?
Nous en aurions taché la griffe populaire!...
Et le lion couché lui dit avec colère:
Pourquoi m'as tu calmé? Ma force est ma vertu.

Va, brise, ô Phidias! ta dangereuse épreuve;
Jettes-en les débris dans le feu, dans le fleuve,
De peur qu'un faible coeur, de doute confondu,
Ne dise en contemplant ces affronts sur ma joue:
„Laissons aller le monde à son courant de boue,
Et que faute d'un coeur un siècle soit perdu!“

Oui, brise, ô Phidias! dévoile visage
A la postérité, qui ballote un image
De l'Olympe à l'égout, de la gloire à l'oubli.
Au pilori du temps n'expose pas mon ombre!
Je suis las des soleils, laisse mon urne à l'ombre.
Le bonheur de la mort, c'est d'être enseveli!

Que la feuille d'hiver au vent des nuits semée,
Que du coteau natal l'argile encore aimée
Couvre vite mon front moulé sous son linceul!
Je ne veux de vos bruits qu'un souffle dans la brise;
Un nom inachevé dans un coeur qui se brise;
J'ai vécu pour la foule, et je veux dormir seul.

21.

Bill Johnstone, der König der Tausend-Inseln.

Oberhalb Montreals, wo der St.-Lorenzstrom aufhört England zu gehören und in den Besitz der Vereinigten Staaten gekommen ist, hat derselbe nicht mehr jenen ruhigen und majestätischen Lauf, der ihn sonst dem Hudson oder Mississippi ähnlich macht; die Stromschnellen unterbrechen seinen Lauf und setzen der Schiffahrt mit den Dampfschiffen Hindernisse in den Weg. Die merkwürdigste dieser Stromschnellen ist die der Tausend-Inseln (Thousand-Islands). Man denke sich eine Unzahl Inseln und Inselchen durcheinander mitten in dem großen Flusse, der, ohne Ausweg wohin, sich wild durch dieses Labyrinth ergießt. Wo der Boden seinen Anstrengungen gewichen ist, hat der St.-Lorenzstrom sich einen Weg gewählt; in einer Unzahl von Bächen und kleinen Wasserfällen zersplittert er sich unter zornigem Getöse. Die Canadier wagen sich kühn mit ihren Pirogues in diese Engpässe und lassen ihre Flöße durchgleiten. Unter diesen Flußschiffern hat keiner eine größere Berühmtheit erlangt als der famose Bill Johnstone, mit dem Beinamen: „der König der Tausend-Inseln.“ Von Geburt ein Engländer und von Profession ein Schmuggler hatte Bill manches Scharmützel mit der Douane; er schwur seinem Vaterlande Haß bis in den Tod und ging auf das amerikanische Ufer. Während der Kriege 1812 und 1813 nahm der Schmuggler Partei gegen sein Vaterland, brachte oft das canadische Ufer in Alarm und war der Ueberallundnirgends. Einmal überfiel er die englische Post und nahm die Regierungsdepeschen weg. Der Aufstand des Jahres 1837 in Canada unter Mackenzie, Nelson und Papineau brachte ihn alsbald an die Spitze einer Bande „Sympathisers“, mit der er bei French-Creek den Steamer „Robert Peel“ verbrannte, um Rache zu nehmen für den Verlust des Insurgentensteamers „Karoline“, den die Engländer, obwol er auf amerikanischem Ufer ankerte, angebrannt hatten und mit neun Menschen (die Andern retteten sich) in den Niagarafall treiben ließen. Als der Aufstand bereits unterdrückt war, wagte er noch mit 400 derselben „Sympathisers“ eine Landung bei Prescott-Mill, mußte sich aber, zu Wasser und zu Lande angegriffen, zurückziehen. Die Entschlossensten verschanzten sich in einer Mühle, ergaben sich aber 150 an der Zahl nach einem mörderischen Kampfe. Fünf wurden gehangen. Bill mit dem Rest seiner Bande entging diesem Schicksal nur durch ein Versteck im Walde. Jetzt lebt er friedlich in French-Creek, angesichts des Ufers wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, immer bereit englische Schiffe zu verbrennen, sonst ein trefflicher Familienvater. Seine Tochter, „die Königin der Tausend-Inseln“, eine schöne stattliche Frau, die geschickt mit dem Ruder umzugehen weiß, zeichnete sich dadurch aus daß sie den Insurgenten Munition und Lebensmittel herzutrug. Eine große Anzahl der Inseln des Archipels der „Tausend-Inseln“ gehört Bill eigenthümlich und er besitzt dort eine kleine Flotte von Schiffen aller Art. Seine Lieblingsbarke ist eine achtruderige Galeere, die er beliebig zu einem Zweimaster ausrüsten kann. In seiner Unabhängigkeit ist dieser seltsame Mann der letzte der Out-laws, jener Abenteurer die um eine persönliche Beleidigung zu rächen ihrem eigenen Vaterlande den Krieg erklärten. Als man ihn fragte was er mit seinen thörichten Expeditionen gewonnen habe, entgegnete er: „Rechnet ihr die Millionen die wir England gekostet haben für Nichts?“ Und in der That hat die Unterdrückung der vergangenen Aufstände Canadas England enorme Summen gekostet. 13.

Notizen.

Der Schneider und Chronikenschreiber Stow.

Auch das neuerschienene „London and its celebrities. A second series of literary and historical memorials of London. By *J. Heneage Jesse*“ (2 Bde., London 1850), ist, wie alle ähnlichen Werke über die Weltstadt an der Themse, auf die Arbeiten des Schneiders und Archäologen Stow gegründet, der sein Handwerk aufgab um die Schere mit der Feder zu vertauschen. „Stow“, sagt D'Israeli von ihm in seinen „Calamities of authors“, „hat sein Leben und sein väterliches Erbtheil hingegeben für das Studium der englischen Alterthümer; zu Fuß reiste er durch das ganze Königreich um Denkmale der Vorzeit zu erforschen, und Schätze aus den verstreuten Klosterbibliotheken zu entdecken. Seine Zusammentragungen in seiner eigenen Handschrift liegen noch vor und fodern die arme Industrie literarischer Faulenzer heraus. Sein ganzes Leben lang fühlte er Begeisterung für das Studium, und gleich einem Mönche unter seinen Büchern sitzend, mehr mit Todten wie mit Lebendigen verkehrend, bewahrte er sich immer guten Geschmack: denn der Dichter Spenser besuchte die Bibliothek von Stow, und den Arbeiten des Letztern hauptsächlich verdankt man die erste gute Ausgabe von Chaucer. Im hohen Alter, verzehrt von Studien und Sorgen der Armuth, vernachlässigt von der stolzen Metropolis, deren Geschichtschreiber er gewesen, verließ unsern Stow doch seine gute Laune nicht. Als peinliche Schmerzen seine greisen Füße heimsuchten, äußerte er daß sein Leiden in den Theilen läge welche er früher soviel gebrauchte. Manche Meile hatte er durchwandert und viel für die alten Kostbarkeiten ausgegeben, was sein Vermögen erschöpfte, aber Werke von großem öffentlichen Nutzen stiftete. Achtzig Jahre zählte er als er endlich eine öffentliche Anerkennung seiner Dienste empfing, die uns von seltsamer Art dünken mag. Er befand sich in so übeln Umständen daß er bei Jakob I. um eine «Licenz für sich selbst Almosen zu sammeln» petitionnirte, als Belohnung seiner Anstrengung und Arbeit von 45 Jahren in Fertigung der «Chronicles of England» und acht Jahren welche «The survey of the cities of London and Westminster» erfoderte, zu seiner Unterstützung im hohen Alter, nachdem er seine frühern Mittel zum Unterhalt aufgegeben und sich nur mit dem Dienste seines Landes beschäftigt hat.“ Nach keinem kargen Lobe von Stow's Arbeiten verstattet man ihm „die Mildthätigkeit wohlwollen-

der Personen innerhalb des englischen Königreichs anzusprechen: von all unsern liebevollen Unterthanen Almosen zu sammeln, zu bitten und zu nehmen". Diese letters-patent unter großem Siegel mußte die Geistlichkeit von der Kanzel verlesen. Sie brachten so wenig ein daß man sie auf andere zwölf Monate erneuerte: eine ganze Pfarrgemeinde in der City trug 7 Schil. 6 Pence ein! 8.

Ein Proceß bei Herausgabe von Chateaubriand's „Mémoires d'outre-tombe".

Die „Gazette des tribunaux" berichtet einen Rechtsstreit über die Memoiren Chateaubriand's, der in mehrfacher Beziehung von Interesse ist. Als der Verfasser des „Génie du christianisme" auf dem Gipfel seines Ruhms stand, schloß eine Gesellschaft von Speculanten mit ihm einen Vertrag ab daß er seine nachgelassenen Werke ihnen eigenthümlich zur Veröffentlichung gegen eine Kaufsumme von ungefähr 500,000 Francs überlassen solle. Der Vertrag ward am 13. Mai 1837 notariell beglaubigt, und sicherte den Herausgebern das Eigenthum der „Mémoires d'outre-tombe" und der „Histoire du congrès de Vérone", deren Manuscripte sorgfältig in zwei Kästchen mit drei Schlüsseln aufbewahrt wurden. Nach dem am 4. Juli 1848 erfolgten Tode Chateaubriand's ward die Gesellschaft Sala und Comp. in Besitz dieser Manuscripte gesetzt und begann zuerst die „Mémoires d'outre-tombe" zu publiciren. Es zeigte sich indeß daß manche Partien des Buchs nicht mit der erfoderlichen Sorgfalt redigirt waren, und mitunter Unrichtigkeiten und dunkle Stellen sich eingeschlichen hatten. Der Testamentsvollstrecker erwählte daher, um den Bedingungen des Vertrags nachzukommen, die Mitglieder des Instituts Lenormant und Ampère zur Revision des Werks. Um aber ihrerseits sicher zu sein daß Nichts aus dem Buche weggelassen werde, vertrauten sich Sala und Comp. dem ehemaligen Secretair Chateaubriand's, Maujard, an, der ihnen als Vermittler zwischen Lenormant und Ampère einerseits und dem Drucker andererseits dienen sollte. Nachdem sechs Bände auf diese Weise bereits herausgegeben waren, wollten Sala und Comp. Maujard durch einen andern Bearbeiter ersetzen. Es entstand jedoch nunmehr ein Streit. Maujard verlangte 3000 Francs für seine Mühe. Sala bot nur 150 Francs für den Band, also im Ganzen 900 Francs. Das Handelsgericht setzte die Entschädigungssumme auf 1500 Francs fest. Beide Parteien appellirten dagegen, und es ist bemerkenswerth daß der Rechtsanwalt von Sala und Comp. zu deren Rechtfertigung anführte: daß sie keine so glückliche Speculation gemacht hätten daß die Gerechtigkeit sie verurtheilen könne freigebig gegen ihre Angestellten zu sein; im Gegentheile hätte die Zeit in der die „Mémoires d'outre-tombe" publicirt worden seien und der geringe Erfolg derselben ihnen zum Gesetz gemacht sich der strengsten Oekonomie zu befleißigen, da sie bei dieser unglücklichen Geschichte nur Verluste hätten. Nach gehörtem Urtheil von Sachverständigen bestätigte der Gerichtshof jedoch das Erkenntniß erster Instanz. 2.

Im Juli 1850 verlor Rußland in Christoph Herbanowski, Professor der Naturgeschichte und Agronomie an dem Seminar zu Cherson, einen seiner bedeutendern Gelehrten. Obgleich noch sehr jung — er starb in einem Alter von 29 Jahren — hatte er sich doch bereits in der Wissenschaft einen Namen erworben, und hinterläßt besonders in der „Flora Odessana exsiccata" ein allgemein geschätztes Werk. 35.

Bibliographie.

Becker, F., Geschichte Friedrich's des Großen. Volksbuch. Mit dem Standbilde Friedrich's von Rauch und anderen Holzschnitten. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 12½ Ngr.

Birch, C., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. 3te vermehrte und bis zu seinem Tode fortgeführte Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.

Hawthorne, N., Der Scharlach-Buchstabe. Aus dem Englischen übertragen von L. Du Bois. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr.

Hoeppl, C., Gedichte. Stuttgart, E. Hallberger. 16. 1 Thlr.

Imresi, Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Eine Zusammenstellung bisher unbekannter Daten zur Geschichte der Emigration von 1849. Nach dem Tagebuche eines in die Türkei geflüchteten und von dort zurückgekehrten Augenzeugen mitgetheilt. Aus dem Ungarischen übersetzt, mit mehreren Actenstücken vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt durch Baski. Nebst 1 Karte. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kulmann, Elisabeth, Sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben von K. F. von Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin, und einer Abbildung ihrer Wohnung. 6te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Mittau, A., Das Mährchen der Thränen. Halle, Pfeffer. 12. 16 Ngr.

Mone, F. J., Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 8te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Sue, E., Die Schicksals-Prophezeiung. Eine romantische Erzählung. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Schnitzer. 8. à 3¾ Ngr.

Townsend, W. C., Der britische Pitaval. Englische Staatsprozesse der letzten Jahrzehnte. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen und Einleitungen versehen. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Drugulin. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wohlbrück, L. A., Das Leben Jesu. Nach dem Bibel-Text metrisch bearbeitet. Bremen, Schünemann. Lex.-8. 5 Ngr.

Wolzogen, L. Freih. v., Memoiren. Aus dessen Nachlaß unter Beifügung officieller militärischer Denkschriften mitgetheilt von A. Freih. v. Wolzogen. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über des Frhrn. v. Closen Schrift: Die Armee als militärische Bildungs-Anstalt der Nation mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von einem bayerschen Stabsoffizier. München, Lindauer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bräunig, K. G., Die Heimkehr aus dem Gotteshause. Die Wasserkrüge zu Kana. Der vom Berge herabfließende Gnadenstrom. Drei Predigten am 1., 2. und 3. Epiphanias-Sonntage gehalten. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Fletscher, J., Eine Antwort an diejenigen, welche fragen: Was sollen wir thun, um selig zu werden? Aus dem Englischen. Bremen, Heyse. 8. 3¾ Ngr.

Friedlein, J. F., Die Missionsthätigkeit der christlichen Kirche. Predigt über Jesaias 60, 1—6, gehalten am Sonntage nach dem neuen Jahre, den 5. Jan. 1851. Nürnberg, Raw. 1850. 8. 1½ Ngr.

Spreiser, Sechs Aufsätze über die Münzfrage. Basel, Schweighauser. 1850. 8. 6¾ Ngr.

Ziegler, J. M., Betrachtungen über den projektirten Eisenbahnbau und den Einfluß der Schienenwege auf die Bevölkerung der Schweiz. Mit 6 Kärtchen. St. Gallen, Huber u. Comp. Lex.-8. 8 Ngr.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1851. № XX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XIX.)

62. **Carrara.** Ein historischer Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. Geh.

63. **Castres (G. H. F. de), Phonologie française au dix-neuvième siècle** suivie d'un Cours de lecture et de débit à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.

64. **Codex Claromontanus** sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Claromontano celeberrimo VI. ut videtur p. Chr. saeculi nunc primum edidit **Const. Tischendorf.** Gr. 4. Cart. Subscriptionspreis 24 Thlr.

Ueber dieses wichtige Werk ist ein besonderer Prospectus durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit. 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticanam Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

65. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier 3 Thlr.

Das bisher Erschienene, sowie ausführliche Anzeigen, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet.

66. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav. **Neue Ausgabe in zehn Abtheilungen.** Nebst einem vollständigen Register. 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werkes sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Nützliche Künste und Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

Ausführliche Anzeigen sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, ebenso ist daselbst ein Probeheft, **welches 20 Tafeln aus allen 10 Abtheilungen und zwei Bogen des erläuternden Textes enthält,** einzusehen.

☞ Die frühern Abnehmer können ihre Exemplare durch Beziehung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 20 Lieferungen zu 6 Ngr.) vervollständigen und erhalten dann zugleich den Text gratis.

67. **Cussy (F. de), Recueil de règlements consulaires.** Gr. in-8. Broché.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

Ferner erschien in demselben Verlage:

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

68. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich,** geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. **Supplementband.** Gr. 8.

Das Hauptwerk, nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt, erschien 1831—42 in sechs Bänden und kostet 18 Thlr.

Die einzelnen Bände enthalten:

I. Säugethiere und Vögel (1831, 4 Thlr.); II. Reptilien und Fische (1832, 2 Thlr. 10 Ngr.); III. Mollusken (1834, 2 Thlr. 20 Ngr.); IV. Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten (1836, 2 Thlr. 10 Ngr.); V. Die eigentlichen Insekten (1839, 3 Thlr. 10 Ngr.); VI. Zoophyten, und ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller (1842, 3 Thlr. 10 Ngr.).

69. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Mit 38 Stahlstichen. Schmal gr. 4. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. Schmal gr. 4. 1849. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

70. **Goldsmith (O.), Der Landprediger von Wakefield.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt durch **Karl Eduard von der Oelsnitz.** Mit einer Einleitung. **Dritte Auflage.** Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

71. **Graff (G.), Anthologie zum Declamiren.** Drei Theile. 8. Geh.

72. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung von Aufgaben** aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechenkunst für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-,

Landwirthschafts-Schulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. Gr. 8. 1845. 4 Thlr.

73. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie**, nach den neuesten Untersuchungen bearbeitet von A. Moser und J. C. Strahl. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

74. **Jeder ist sich selbst der Nächste.** Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.

75. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter**, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Dritte, mit einem Anhange ꝛc. vermehrte Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Der zweite Theil des Kannegießer'schen Declamatorium (für das mittlere Jugendalter) erschien in dritter Auflage 1850 und kostet 21 Ngr., der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) in zweiter Auflage 1842 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

76. **Kirsten (A.), Beiträge zur Kenntniß der Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Gr. 12. Geh.

In demselben Verlage erschien früher:
Raumer (F. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.
Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

77. **Kohl (J. G.), Der Rhein.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. 1846. 6 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Herausgeber: **M. Cramer.**
Mitredacteur: **M. F. E. Bolbeding.**
Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Mai. Nr. 435—439.

Inhalt: Die Geschichte eines hölzernen Beins. (Fortsetzung.) — Schombert und das Ehrenkreuz. — *Das Schloß Gaillon. — Runoe und die Runen. — Der Schutzgeist der Unglücklichen von Spieß in Nowaja Semlja. — Der Lautenspieler auf dem Berge. — Der versorgte Eber. — Das Fegefeuer. — Die Pfeife der Königin. — Triftiger Rath. — *Brieftauben. — Der Ackerbau der Araber in Spanien. — *Thomas von Aquino vor Ludwig IX. — Leipziger Meßscenen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. — *Georg Wilhelm Friedrich Hegel. — Die Herrnhutercolonie Neudietendorf und Schloß Molsdorf. — Der Perser von der guten und bösen Seite. — Zu spät. — Geschichte des falschen Balduin. — *Der Straußreiter. — Abraham a Santa Clara. — Die Jagd auf die wilden Gänse im Eismeere. — Der Theetrinker. — *Die Söhne des Grafen Armagnac. — Der Spukgeist im Harze. — Die Bibliothek in Trianon. — Ein seltenes literargeschichtliches Actenstück. — *Fredegondens Grabstein. — **Mannichfaltiges.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**
I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue F. I.—V. B., 1843—47) 4 Thlr.
Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

In unserm Verlage erschien soeben:

Beiträge
zur
Geschichte des deutschen Buchhandels.

Von
Albrecht Kirchhoff.
Erstes Bändchen.
Notizen über einige Buchhändler des XV. und XVI. Jahrhunderts.
Gr. 12. (IV u. 152 S.) Geh. 20 Ngr.

Leipzig, 1. Juni 1851.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Leid und Lust.

Roman
von
Emil Althaus
(Emile d'Estrées).

Zwei Theile.
8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Drei Schauspiele von **Anton Gubitz.** — Kaiser Heinrich und seine Söhne. — Sophonisbe. — John der Ziegler. — 1 Thlr.

Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl. Von **Clemens Brentano.** Zweite Auflage. 10 Sgr.

Die Mennoniten. Wahre Begebenheit erzählt von **A. v. Möller.** 15 Sgr.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Siebzehnter Jahrgang, für 1851. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Mit hundert Holzschnitten ꝛc. 10 Sgr.

Das Jahr 1850. (Fortsetzung zu „Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.") Von **Karl Stein.** 6 Sgr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 107. —— 28. Juni 1851.

Inhalt.

Neuere Werke über die Schweiz.

Erster Artikel.

1. Aus der Schweiz. Von Ida von Düringsfeld. Bremen, Schlodtmann. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Die Schweiz", sagt die Verfasserin in ihrem kurzen Vorwort, „ist nicht nur eine Eidgenossenschaft von Cantonen, sondern auch von Contrasten", welche umsomehr auffallen müssen, fügen wir hinzu, als sie bei dem kleinen Umfange des Landes und der theilweise sehr dichten Bevölkerung natürlich nahe nebeneinander liegen, sodaß oft die doch vorhandenen Uebergänge zu fehlen scheinen. Diese Contraste, welche die Natur sowol als das Volk darbietet, werden die Schweiz stets interessant machen; es kann daher nicht verwundern, wenn alle Jahre neue Reisebeschreibungen und Schilderungen erscheinen, weil jeder Reisende immer wieder Etwas beobachtet was seinem Vorgänger entgangen ist, weil jeder Etwas findet das ihn mächtig anzieht oder auch mächtig abstößt, je nach den Richtungen, Lebensansichten, politischen oder religiösen Meinungen denen der Einzelne zugewendet ist. Und nicht selten mag sich der Fall ereignen daß in dieser Welt von Contrasten dem Einen gerade Das behagt was einen Zweiten unangenehm berührt, daß der Eine aus dem nämlichen Grunde aus der Schweiz flieht aus welchem der Andere in dieselbe wallfahrtet. Ja es mag sogar vorkommen daß Leute von ganz gleichen Gesinnungen in ihren Urtheilen über Land und Volk der Schweizer mächtig voneinander abweichen, weil dem Einen diese, dem Andern jene Seite des Lebens aufgefallen sein mag. Dies ist namentlich der Fall bei Ausländern welche mit ihren auf theoretischem Wege gewonnenen republikanischen Ansichten in die Schweiz kommen und sich bald zu ihrem Entsetzen überzeugen müssen daß die Schweizer, die Republikaner par excellence, die Nachkommen Tell's und Winkelried's, der Helden von Sempach und Murten, daß diese nicht mehr und nicht weniger — Menschen sind als die Deutschen und Franzosen, ja daß sie sogar Menschen des 19. Jahrhunderts sind. Ebenso unglücklich fühlen sich jene Andern welche die Schweiz nur aus Geßner's „Idyllen" oder Schiller's „Tell" kennen, und auf Bergen und in Thälern, an Seen und Flüssen weder empfindsame Schäfer noch Homerische Weiber, sondern ganz gewöhnliche Menschen mit ganz gewöhnlichem Menschenverstand finden. Schon Viele haben sich in ihren Erwartungen getäuscht gefunden, und noch Viele werden sich den nämlichen Erwartungen hingeben um höchst unerquicklich aus ihren Träumereien geweckt zu werden. Dies wird sich ereignen, solange es in der Welt und ganz besonders in Deutschland empfindsame Seelen gibt welche die Erde und die Menschen mit den Brillen der Sentimentalität ansehen. Aber eben weil die Schweiz eine Welt von Contrasten ist, so ist eine erschöpfende Schilderung derselben, wenn nicht geradezu unmöglich, doch jedenfalls äußerst schwierig, und die Verfasserin hat vollkommen Recht gehabt sich nicht an diese Riesenarbeit zu wagen, sondern nur „Aus der Schweiz" zu schreiben. Sowie diese oder jene Wissenschaft nur dann erst recht gründlich behandelt werden kann, wenn ihre verschiedensten Seiten und Einzelheiten in Monographien bearbeitet worden sind, so wird man für die Kenntniß eines Volkes und Landes gewiß auch diesen Weg einschlagen müssen. Wir würden dies vorliegende Buch daher durchaus willkommen heißen, wenn es nur seinem Titel entspräche: allein wenn derselbe nicht etwa blos soviel heißen soll daß es in der Schweiz, in einem schweizerischen Gasthofe, mit schweizerischer Tinte u. s. w. geschrieben worden ist, so könnte es, einige wenige Seiten ausgenommen, ebenso gut heißen: Aus Frankreich, Aus Ungarn oder Aus Buxtehude. Frau Ida von Düringsfeld kommt in der Schweiz natürlich mit Schweizern zusammen, aber

Dies geschieht nur ganz im Vorübergehen, ihre eigentlichen Bekanntschaften sind polnische oder preußische Grafen; sie erzählt zwar auch von Schweizern und Schweizerinnen, aber was sie von ihnen erzählt könnte ebenso gut von Russen und Spaniern gelten. Den Kern des Buchs bilden drei Novellen oder novellenartige Erzählungen, welche zum Theil recht gut erzählt sind, wenigstens da wo der Stoff die Verfasserin beherrscht, weniger aber wo das Umgekehrte stattfindet. Sehr interessant ist „Mys lieb Brat", die Geschichte eines genialen Künstlers, Bodenwieler (eigentlich Bodenmüller) und seiner Frau. Diese, eine Patricierstochter aus dem jesuitischen Freiburg, von ihren Aeltern zum Kloster bestimmt, damit das ganze Vermögen dem Sohne anheimfalle, hatte sich gegen den Willen der Ihrigen mit dem Künstler verheirathet und war zuletzt in trostloser Armuth gestorben, ohne daß ihre Liebe jemals erschüttert worden wäre. So gut aber die Verfasserin die Frau aufgefaßt und verstanden hat, so wenig genügt die Art wie sie den Künstler darstellt, dem sie offenbares Unrecht thut, weil sie auch von ihm die weibliche Aufopferung verlangt, die sich so erhaben in Margueriten ausspricht. Diese hatte eben nur ihre Liebe, für die sie lebte und starb; er aber lebte auch für seine Kunst, welche der Mittelpunkt aller seiner Bestrebungen war und sein mußte, welche ihn daher auch für den schmerzlichen Verlust seiner geliebten Gattin trösten konnte. Wir bedauern sehr daß Frau von Düringsfeld uns nicht in das Atelier des Künstlers eingeführt hat; denn da allein hätten wir ihn ganz kennenlernen. Bodenmüller hatte beinahe keine künstlerische Bildung gehabt und doch wahre Meisterstücke geschaffen, groß in der Composition wie in der Ausführung. Wir wollen hier nur Eines erwähnen. Als vor Jahren ein sehr beliebter und in jeder Beziehung tüchtiger Lehrer die Stadt Baden verließ um einem größern Wirkungskreise entgegenzugehen (der jetzige Pfarrer Federer in Ragotz), ward ihm als Zeichen der Anerkennung ein silberner Becher überreicht, und Bodenmüller erhielt den Auftrag eine Kapsel dafür zu verfertigen. Er faßte die so prosaische Aufgabe in höchst würdiger und künstlerischer Weise auf, indem er mit Beziehung auf den geistlichen Beruf des zu feiernden Mannes die Entwickelung des Christenthums darstellte. Die Basis bildet Moses als Stifter der jüdischen Religion. Aus den Sinnbildern des Judenthums welche Moses in den Händen hält erhebt sich ein gothischer Tempel, deren vier Seiten mit den Bildnissen der vier Evangelisten geschmückt sind. Den Aufsatz bilden schön ausgearbeitete Spitzbogen, auf deren Spitze Christus steht, die Hand zum Himmel erhoben. So schön die Composition ist, so vortrefflich ist auch die Ausführung: die einzelnen Figuren können sich mit dem Schönsten messen was jemals in Holz geschnitzt worden ist. Namentlich ist Christus wahrhaft bewundernswerth: die edle, ungezwungene Haltung, aus welcher das Bewußtsein des göttlichen Ursprungs und zugleich die dem Menschen zukommende Demuth vorleuchtet, das Antlitz voll Hingebung und begeisterter Kraft, mit Einem Worte: Alles ist wahr und schön! Wer von unsern Lesern einmal nach Ragotz kommt, versäume ja nicht das Kunstwerk zu besichtigen; es wird sich Jeder befriedigt und wird zugleich die ziemlich allgemein verbreitete Meinung glänzend widerlegt finden: daß die Schweizer kein Talent für die Kunst hätten. Wenn auch nur wenige schweizerische Künstler europäischen Ruf erlangt haben, so liegt Dies gewiß an ganz andern Ursachen, die aber näher zu beleuchten uns hier zu weit führen würde. Es sei uns nur noch die Bemerkung erlaubt daß die Schweizer vorzugsweise Talent für plastische Kunst zu haben scheinen, sodaß, wenn einmal die Verhältnisse dieser Kunst günstig werden, gewiß Großes aus der Schweiz hervorgehen wird. Dieses Talent zeigt sich sogar bei Malern und Kupferstechern und ist namentlich bei Améler unverkennbar, der sich daher auch vorzugsweise mit Reproductionen der Plastik beschäftigte. Dieses Talent möchte ich endlich auch darin ausgesprochen finden daß die schweizerischen Maler sich vor allem durch die Tüchtigkeit und Größe ihrer Compositionen auszeichnen. (Wir erinnern nur an die Schlachten von Disteli und an den Wilhelm Tell von Vogel, sowie an dessen Winkelried.)

Doch wir kehren zu unserer Frau von Düringsfeld zurück, damit es uns am Ende nicht gehe wie ihr, und wir über ihr Buch berichten ohne dasselbe zu erwähnen. Unsere Leser haben gewiß auch von den Heimatlosen reden hören, jenen unglücklichen Menschen die in verschiedenen Cantonen der Schweiz herumirren oder vielmehr herumgejagt werden, weil sie keine Papiere haben, und mitten in einem civilisirten Lande ein Nomadenleben führen, im 19. Jahrhundert an die alten Zeiten der Zigeuner erinnern. Wir waren daher auf das letzte Capitel der Frau Ida nicht wenig begierig, das die Ueberschrift „Die Heimatlosen" führt. Aber obgleich uns die Novelle in die entlegenen Winkel führt in denen jene Parias hausen (wenn das Wort hier gebraucht werden kann), obgleich sie uns mit einigen dieser unglücklichen Menschen bekanntmacht, so erfahren wir doch auch nicht das Geringste über ihr Leben und Treiben, und das Ganze läuft auf einen alltäglichen Roman hinaus, den der preußische Graf der preußischen Schriftstellerin aufgebunden hat. Wenn wir sagen alltäglich, so meinen wir damit nicht daß die erzählte Geschichte alltäglich sich wiederhole (wir glauben vielmehr daß sie sich nie zugetragen hat), sondern wir wollen nur damit bezeichnen daß es eine Geschichte ist wie sie alltäglich von den Romanfabrikanten geschrieben wird. Denn die Heldin der Novelle, die als Heimatlose in den Gebirgen der Waadt in einer abgelegenen Hütte schmachtet, ist Nichts weniger als eine preußische Baronesse, die ihrem Mann und ihren Kindern mit einem Candidaten der heiligen Theologie entlaufen, seit 20 Jahren als dessen Concubine lebt, dabei aber noch allen aristokratischen Stolz des preußischen Adels bewahrt hat, weshalb sie den Gedanken unerträglich findet sich endlich mit dem Candidaten zu verheirathen.

Digitized by Google

Daß Frau Ida in der Schweiz gewesen ist und das Land bereist hat, daran ist wol nicht zu zweifeln; ebenso wenig ist daran zu zweifeln daß sie auf höchst geniale Weise gereist ist, ungefähr so wie weiland Hieronymus Jobs. Denn zuerst treffen wir sie in Horgen am Zürichersee, dann finden wir sie auf der Reise von Genf nach Baden, von wo sie uns wieder nach Genf führt; hierauf theilt sie uns die Geschichte ihres Aufenthalts in Schwyz mit, ist dann plötzlich wieder in Baden und ebenso plötzlich wieder in der Urschweiz und auf dem Rigi, von wo sie uns mit märchenhafter Schnelligkeit in das Hotel Weber beim Rheinfall bringt, das ihr der geeignetste Ort erscheint uns mit den waadtländer Heimatlosen bekanntzumachen. Wer möchte nun bezweifeln daß die Schweiz das Land der Contraste ist?

Wer über die Schweiz schreibt und insbesondere wer im Canton Uri gewesen ist, muß natürlich auch von Wilhelm Tell sprechen. Die Verfasserin des vorliegenden Werks hat es begreiflich auch nicht unterlassen; sie fühlte sich umsomehr dazu gedrungen als sie literarische oder wenn man lieber will ästhetische Bemerkungen daran knüpfen konnte, und wir durch sie erfahren daß die Literatur immer ihr ausschließliches Studium gewesen sei. S. 178 heißt es:

Die Tell-Sage welche mir in der französischen Schweiz so unsäglich widerwärtig geworden, wurde mir hier (in der Urschweiz) wieder lieb. Tell's steife Bildsäule auf dem Markte zu Altorf, der bemalte Thurm welcher an dem Platze der Linde steht unter die sein Knabe sich hinstellen mußte, Bürglen, sein umbuschtes Dorf, der Schächenbach, worin er ein heimatlich (!!) Grab gefunden, seine Platte mit ihrer kleinen Kapelle, Alles heischte und erhielt meine Aufmerksamkeit. Die Platte ist nicht ganz so hoch und gefährlich wie man sie immer gemalt sieht, springt auch nicht vom starren Felsen hervor, sondern ruht an einer lieblichen, obwol steilen Mattenhöhe — und was thut's? Der Sprung war immer ein guter und natürlicher (!!!) dazu; denn wer wird sich selbst ins Gefängniß fahren, wenn er es anders machen kann? Gewiß wenigstens nicht ein Gemsenjäger, dem die Gefangenschaft womöglich noch grauenhafter sein muß als einem civilisirten Menschen. Auch daß Tell den Herrn welchen er so zu fürchten hatte mit Bedacht und Schlauheit todtschoß, war natürlich — seine Landsleute würden heute noch Dasselbe thun, wenn es sie drängte und sie könnten. Der ganze Tell ist natürlich, nur der Mann eines rücksichtslosen Naturvolkes und nicht das Ideal eines modernen Republikaners. Er hat die Republik nicht gekannt, sondern (!) seinen Feind aus dem Hinterhalt getroffen wie eine Gemse, ohne allen innerlichen Kampf, ohne jede andere Ungewißheit als die über die Sicherheit seines Schusses. Wenn Goethe doch hier nicht Schiller gewichen wäre! Wir hätten dann einen wahren Tell.

Daß die ultrapreußische Dame keine Ahnung von Dem hat was Republik oder ein Republikaner ist, begreifen wir sehr wohl; wir wollen daher nicht mit ihr rechten daß sie den Tell nicht für einen Republikaner hält, daß sie aber glaubt der Schiller'sche Tell sei kein wahrer Tell, Das können wir ihr nicht ganz hingehen lassen. Wir wissen freilich recht gut daß sie hier nur nachbetet was Riemer und andere blinde Enthusiasten ohne Begeisterung schon vor vielen Jahren ausgesprochen haben; allein da sie dieses Urtheil aufnimmt, so haben wir auch allen Grund es als das ihrige zu bekämpfen. Es ist allgemein bekannt daß Goethe den Wilhelm Tell episch zu bearbeiten beabsichtigte, dagegen ist es wol auch sicher daß er sich nur mit der Idee herumtrug ohne sie weiter zu gestalten. Soviel wir wissen sind keine Spuren von begonnener Arbeit vorhanden, und was er selbst berichtet deutet nur darauf hin daß er während seines Aufenthalts in der Schweiz, von der erhabenen Alpennatur ergriffen, den Stoff poetisch zu fassen versuchte. Später spricht er zwar noch öfters von seinem epischen Tell, immer aber wie von einer Sache die ihm noch weit abliegt. Daß er aber durch Schiller's Arbeit ganz davon abgebracht worden ist, möchten wir nicht für ausgemacht halten, wenigstens hat es sich damit sicherlich nicht so ganz verhalten wie man gewöhnlich annimmt. Wir sind der Ueberzeugung daß Goethe selbst einsehen mußte, der Stoff sei für ihn nicht glücklich. Hätte er den „Tell" zu der Zeit begonnen wo er den „Götz" oder den „Egmont" schrieb, da wären wir ohne Zweifel um ein großes Kunstwerk reicher — später aber, nachdem Goethe den „Tasso" und die „Natürliche Tochter" gedichtet, hätte er ebenso wenig einen „Tell" schaffen als den „Götz" schreiben können.

Aber der Schiller'sche Tell soll kein wahrer sein! Und warum nicht, gnädige Frau? Etwa weil er kein Lastträger ist wozu ihn Goethe machen wollte? Man sollte meinen ein Jäger wäre gerade so natürlich als ein Lastträger, ja für die gegebenen Verhältnisse noch natürlicher, da die Tradition ihn als einen solchen darstellt. Aber, höre ich Sie ausrufen, der wirkliche Tell hat gewiß ganz anders gesprochen als ihn Schiller reden läßt. O, Das glaube ich selbst; ich glaube aber auch daß Hermann und Dorothea in der Wirklichkeit ganz anders gesprochen haben als wir bei Goethe lesen, und ich glaube daß Goethe seinen Hermann ganz anders würde haben reden lassen, wenn er ihn in die Nothwendigkeit versetzt hätte Vaterland, Weib und Kinder gegen Tyrannen zu vertheidigen. Der Schiller'sche Tell ist ein einfacher Naturmensch, schlicht, aber muthig und freiheitsliebend. Macht ihn Das vielleicht zum modernen Republikaner? Ja, Tell war allerdings ein Republikaner, aber kein moderner, denn dazu hätte er mehr schwätzen und ins Blaue hinein raisonniren müssen, was freilich in ebenso hohem Grade bei den sogenannten Conservativen der Fall ist, namentlich wenn ihnen der Himmel preußische Zungenbeweglichkeit verliehen hat. Schiller's Tell ist besonnen, und auch Das unterscheidet ihn von den heutigen Republikanern; er ist hierin das treue Bild seines Volks, das für die Freiheit gekämpft hat, und wenn es nöthig ist auch in Zukunft kämpfen wird, aber nie und nimmermehr für unreife Ideen, für Schwärmereien wie man sie bis zum Ekel in der Paulskirche anhören mußte, Don Quixotesche Streiche zu machen gesonnen ist. Tell spricht bei Schiller, wir gestehen es gern, ganz anders als er im Leben gesprochen haben mag. Dagegen behaupten wir daß er bei Schiller gerade so denkt und handelt wie er in der Wirklichkeit

gedacht und gehandelt haben muß. Denn Tell war ein Republikaner, in welchem ein tiefes, weitreichendes Gefühl angeborener Freiheit lebte, der von Jugend auf gewohnt war an den wichtigsten Verhältnissen des Gemeinde- und Staatslebens den innigsten und folgereichsten Antheil zu nehmen. Dieses Gefühl aber, ein freier Bürger eines freien Staats zu sein, verleiht selbst dem beschränktern Verstande — wie vielmehr einem von der Natur begünstigten Geist — eine sichere Haltung, einen Scharfblick im Leben und für das Leben, den man anderswo vergeblich suchen würde. Hätten Sie das Volk in der Schweiz kennenlernen, gnädige Frau, Sie würden sich wol selbst überzeugt haben daß der Schiller'sche Tell ein sehr wahrer ist, so wahr wie ihn Goethe nie und nimmermehr hätte darstellen können. Freilich, wer eine berliner Baronesse als Concubine eines Heimatlosen für Natur und Wahrheit hält, kann am Schiller'schen Tell unmöglich Behagen finden. Wenn Sie aber wünschen schweizerische Landsleute in ihrer ganzen gemeinen Natürlichkeit kennenzulernen, da empfehle ich Ihnen die Werke des bekannten und unglücklicherweise talentvollen Jeremias Gotthelf, der in seinen Darstellungen so wahr ist daß Sie begeistert ausrufen werden: „Tout comme chez nous!"

2. Blätter von Horgen. Beitrag zur Kenntniß des zürcherischen Volkslebens von J. J. Hüni. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die oft wiederholte Bemerkung unbestreitbar wahr ist daß Sitte und Lebensverhältnisse eines Volks von Reisenden selten der Wirklichkeit gemäß aufgefaßt werden, selbst von Solchen welche sich längere Zeit im fremden Lande aufhalten und denen tiefe Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, so ist auf der andern Seite ebenso wenig zu leugnen daß Eingeborene noch weniger sich zur Schilderung ihres Landes und Volks eignen, wenn sie nicht eine seltene Höhe der Bildung besitzen und wol auch längere Zeit im Auslande sich aufgehalten haben. Während der Reisende — ich verstehe darunter nicht einen bloßen Touristen — gewöhnlich von seinem allgemeinern Standpunkte aus eben auch nur Allgemeinheiten aufgreift, darüber aber das besondere Leben vergißt, auf welchem doch Alles beruht, so wird der Eingeborene dagegen nur dieses besondere Leben und zwar nur von Einer Seite erfassen, alle ihm abliegenden andern Seiten vollständig vergessen, daher auch nie zu einer Gesammtanschauung sich erheben können. Ja, es stellt sich die Sache meistens noch schlimmer dar. Gewöhnlich ist er in dieser Besonderheit selbst so befangen, sie ist ihm selbst so zur Natur geworden daß ihm das Eigenthümliche daran gar nicht zum Bewußtsein gelangt, und er in seinen Schilderungen nur Das darstellt was sich auch bei allen übrigen Völkern des Erdbodens wiederfindet, weil sie eben auch aus Menschen bestehen. So hat Referent in einem recht fleißig bearbeiteten statistischen Werke zu seinem größten Ergötzen gelesen daß die ärmern Einwohner des beschriebenen Landes Brot und Erdäpfel, gelbe und weiße Rüben, Bohnen und Erbsen essen, im Frühling und Sommer Erdbeeren und Kirschen, im Herbste Aepfel und Birnen, selten aber Fleischspeisen, während die Kaufleute, Beamten und Offiziere weit bessere Kost hätten, und man in allen Wirthshäusern Coteletten und gebratene Tauben, Hasenpfeffer und Rehbraten haben könne.

An diese allerdings sehr wahre Schilderung ist Recensent durch die „Blätter aus Horgen" lebhaft erinnert worden, in welchen der Verfasser in Form eines im Verlauf des Jahres 1847 geschriebenen Tagebuchs das Leben am Zürichersee darstellt. Wie jeder Volksstamm, so hat natürlich auch derjenige welcher die wunderbar schönen Ufer des Zürichersees bewohnt seine Eigenthümlichkeiten, die um so schärfer hervortreten als die Lebensverhältnisse mit den republikanischen Staatsformen oft im Widerspruche zu sein scheinen — allein, wer durch die „Blätter aus Horgen" in das Leben der züricher „Seebuben" genauere Bekanntschaft zu machen hofft, Der wird sich sehr und unangenehm getäuscht finden; er wird im Tagebuch Nichts weiter antreffen als was ihm auch zu Hause täglich begegnet: Kaffee und Erdäpfel, Fraubasereien und egoistische Philisterseelen, im Winter Schnee und im Sommer Hitze. Man setze statt Horgen irgend einen andern beliebigen Ort in Europa der an einem See liegt, und die Schilderung des Verfassers wird in keiner Weise weniger passen.

Wenn zur Darstellung des großen Volks- und Staatslebens historisches Talent unentbehrlich ist, so ist zur Darstellung der beschränktern Lebensverhältnisse vielleicht in einem noch höhern Grade poetisches Talent erfoderlich, welches das innere Leben des Volks zu erfassen und dessen Zusammenhang mit dem äußern Leben zu begründen verstehe. Denn dieses hat überhaupt nur in der tiefpoetischen Kraft des Volks seinen Halt, welche es allein fähig macht in Verhältnissen glücklich und heiter zu sein welche außerdem jedes Menschenherz zur Verzweiflung führen müßten. Jedes Glied der ärmern Volksclassen ist ein Schulmeisterlein Wuz, der das innere Glück auf die äußern Verhältnisse überträgt, sodaß ihm diese selbst als das Glück erscheinen. Nicht Jedem aber ist es vergönnt nach Korinth zu gehen, d. h. nur wenige Schriftsteller sind berufen die Poesie der untern Menschenschichten zu begreifen und darzustellen; bisjetzt ist es außer Jean Paul nur noch dem lieblichen Hebel und zum Theil seinem Landsmann Auerbach geglückt; Andere haben entweder nur Zerrbilder hervorgebracht, wie der vielgelesene Jeremias Gotthelf, oder langweiliges Geschwätz, wie der Verfasser der „Blätter aus Horgen". Das ziemlich dicke Buch wird nur da interessanter wo über den Sonderbundskrieg berichtet wird; doch lernen wir auch da nur wenig oder nichts Neues, weil es dem Verfasser an militairischen Kenntnissen und militairischem Blick fehlt. Und gerade der Punkt der für den Nichtschweizer das größte Interesse darbieten müßte ist von Herrn Hüni aus den oben angegebenen Gründen gänzlich übersehen worden, wir meinen nämlich den Umstand daß mitten aus dem bürgerlichen Leben plötzlich wie

Digitized by Google

durch einen Zauberschlag ein kampfgerüstetes Heer von mehr als 100,000 Mann emportauchte, daß die ganze Eidgenossenschaft, in welcher man zu Winterszeiten nicht eine einzige Uniform sieht, wie durch ein Wunder in ein einziges großes Feldlager verwandelt war. Aber gerade weil Dieses dem Verfasser nicht im mindesten seltsam vorkam, weil er von Jugend auf an solche plötzliche Verwandlungen gewöhnt war, konnte es ihm nicht beifallen dabei zu verweilen.

3. Der rhätische Aristokrat. Ein bündnerisches Charakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von P. C. Planta. Chur, Grubenmann. 1849. Gr. 16. 15 Ngr.

Selten noch hat Referent ein Buch mit größerer Begierde in die Hand genommen als das vorliegende, weil sowol der Stoff als der Verfasser zu den besten Erwartungen berechtigte. Planta hat sich schon durch verschiedene literarische Arbeiten vortheilhaft bekanntgemacht, insbesondere durch seine Zeitschrift „Der Pfeil des Tellen", die später mehre Jahre hindurch unter dem Titel „Neue Helvetia" erschien und manche gediegene Arbeit über Staats- und Volksleben in der Schweiz enthielt. Da der Verfasser selbst ein Graubündtner ist und zu einem der ältesten wie bekanntesten rhätischen Geschlechter gehört, vermuthlich ein Nachkomme oder Seitenverwandter des alten Planta ist, welcher den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet: so mußte man umsomehr eine ebenso wahre als lebhafte Schilderung der äußerst merkwürdigen Zustände erwarten, welche der Canton Graubündten von jeher dargeboten hat und noch heute darbietet. Denn es sind Land und Volk gleich merkwürdig. Das Land zeigt bei seinem verhältnißmäßig kleinen Umfang (es ist höchstens 140 Quadratmeilen groß) die auffallendste Verschiedenheit in Oertlichkeit, Klima und Producten. Der Verfasser sagt:

Ja, ein wunderbares Land ist Graubündten mit seinen verschlungenen Thälern, die sich strahlenförmig nach allen Richtungen ausästen, mit seinen dunkelbewaldeten Gebirgen, die ihre zahllosen Häupter wie in dichtgedrängter Landsgemeinde vor dem Allmächtigen feierlich still entblößt haben, ringsum den hervorragenden Bernina, dessen ewig weißblau- und grauer Mantel die bündnerischen Standesfarben trägt, während sein unaufhörlicher Gletscherdonner rauhe Freiheit predigt. Jene nackten Gipfel, die ihre verwitternden Felszacken der Gemse zum verwegenen Sprunge bieten, sind in ein ernstes Schweigen gehüllt, das nur selten unterbrochen wird von dem durchdringenden Pfeifen der an dürren Halden sich sonnenden Murmelthiere oder von dem dumpfen Rollen eines von Fels zu Fels widerhallenden Schusses. . . . Steht der Mensch auf der höchsten dieser Spitzen eines, von wo er das wogende Meer dieser Berghäupter übersieht, wie sie sich hintereinander aufschichten endlos, und blickt er dann hinab in die Thäler, die, in unsichtbare Ferne sich verlierend, wie schmale, grüne Bänder die Gebirgswüste durchziehen, so dünken sie ihm enge Wassergräben, in denen die Menschen als Würmer unter der Last ihrer kleinen Sorgen und großen Eitelkeiten mühevoll umherkriechen. . . . Wo unter den Steinhalden der grauen Berghäupter das frische Hellgrün der aromatischen Kräuter beginnt, da wird bald das Schellengeläute der grasenden Alpenbewohner freundlich und heimisch das träumende Ohr wecken. . . . Aus diesen ewig jungen Matten steigt man durch dunkle hundertjährige Tannenwälder hinab in die Thäler, die sich von den Gebirgsstöcken des Flüela, Bernina, Julier, Bernhardin, Gotthard nach verschiedenen Himmelsgegenden nebst zahllosen Ausastungen, in innerm Knäuel gen Tirol und die Lombardei, der untern Schweiz und dem Vorarlberg zu hinabsenken. Wer wollte diese Thalschaften mit den wechselnden Gestaltungen und den hunderterlei verschiedenen Vegetationen beschreiben! Bald ist es ein Hochthal, das noch in einer Meereshöhe von 4500—5000 Fuß, sei es in romantisch verstreuten Hütten, sei es in zusammenhängenden Dorfschaften, glückliche Menschen beherbergt. Wie freundlich breitet sich hier zwischen den dunkeln Föhrenwäldern der gelind ansteigenden Bergabhänge das wundervolle Alpengrün des Wiesengrundes aus; wie durchsichtig rauschen die Bäche mit lautem Getöse herab von den ewigen Gletschern, die im Hintergrund ernst und schweigend wie Schicksalsgötter hinabblicken in die Lieblichkeit eines Daseins aus welchem sie unwiderruflich gebannt bleiben! Mitunter bietet hier ein stiller, nur von den heraufhüpfenden Forellen und spielenden Lüften schwachgekräuselter See seinen blaugrünen Spiegel dem Vorübergehenden dar — so kristallhell daß man tief unten noch seine muntern Bewohner in den gebrochenen Sonnenstrahlen sich tummeln sieht. An diesen klaren Seen wandelt man wie zwischen zwei Himmeln, die einander von unten und von oben mit freundlicher Heiterkeit anlächeln und in Seligkeit zu umarmen scheinen. Tieferliegende Thäler sind reicher bedacht mit den Segnungen der früchtespendenden Göttin; reiche Kornfelder wogen in der Fläche und ziehen sich terrassenförmig an den Halden hinauf; hier und da beginnt auch schon ein Kirschbaum sein saftiges Laub über ein einsam stehendes, unter seinen Schatten glückliches Haus zu breiten, bis endlich der Thalgrund noch tiefer gesenkt, sich auch mit türkischem Mais und Weizen bedeckt, und die Ortschaften unter hochstämmigen und weitgeästeten Nuß- und Kastanienbäumen sich verstecken. Wenn einförmige Anmuth der Charakter der hohen Bergthäler ist, so überraschen dagegen die mittelhoch gelegenen mit der Mannichfaltigkeit ihrer bizarr ausgezackten Felsspitzen und ihrer auf je hundert Schritte eine neue Aussicht gewährenden Abhänge, die hier kühn hervorspringen, dort scheu sich zurückziehen, hier von einem herabstürzenden Wildbach tief ausgehöhlt sind, dort wellenartig sich zu überwerfen scheinen, auf welchen ödes Gestein mit Baumgruppen und untermischten Wiesenmatten wechselt; überall andere Gruppen und neue Tinten darbietend; bald siehst du hier die Ortschaften unten an dem Flusse, der in rauhem Bette schäumend vorüberbraust, oft aber auch verharrend sich über die Fläche wälzt, bald siehst du sie hoch oben an sonnigen Halden sicher aber einsam gebaut; bald ist es die einsame Glocke eines Gotteshauses die von einem Hügel oder Vorsprunge herab ihren hellen Klang weithin durchs Gebirge sendet, oder es ist das alternde Gemäuer einer zerfallenen Ritterburg, das trauernd herabschaut auf die neue mit lautem Gespött an ihr vorüberwogende Zeit. Diese Thäler scheinen in knabenhaftem Uebermuthe an dem Barocksten Gefallen zu finden, winden sich, man möchte fast sagen zwecklos, bald hierhin, bald dorthin, als ob sie ihre Ausmündung in die großen Niederungen scheuten, erweitern sich hier zu den lieblichsten, gemächlichsten Geländen und verengern sich dann plötzlich wieder zu den schauerlichsten Schluchten, deren senkrechte sich fast berührende Felsenwände tief hinab in den fürchterlichen Abgrund fallen, wo das empörte Gewässer dumpf und wild durch das öde Gestein rauscht.

Ebenso merkwürdig und mannichfaltig ist auch die Bevölkerung des Landes, das von Deutschen, Romanen (die selbst wieder in zwei Hauptzweige zerfallen) und Italienern bewohnt wird, welche jedoch bunt durcheinander gemischt sind. Zwar gibt es größere Landstriche, die vorzugsweise von einem und demselben Volksstamme bewohnt werden; jedoch hängen auch diese nicht fortlaufend zusammen. So haben sich die Romanen von

Digitized by Google

Osten nach Westen, von den Quellen des Vorderrheins bis zum Innthale verbreitet, während die Deutschen sich von Norden nach Süden hinziehen, von der St.-gallischen und vorarlbergischen Grenze bis zum Splügen und der Quelle des Hinterrheins. So kommt es daß die Sprach- und Volksgebiete sich durchschneiden und man ungefähr in der Mitte zwischen der nördlichen und südlichen Grenze bald deutsche und bald romanische Ortschaften antrifft. Außerdem findet man aber auch deutsche Dörfer mitten im romanischen Gebiet und umgekehrt auch romanische Dörfer mitten unter dem Gebiete des deutschen Volksstammes. Häufig finden sich die beiden Stämme in einem und demselben Thale, so zwar daß die Deutschen den obern, die Romanen den untern Theil bewohnen; bald nehmen die Einen die linke und die Andern die rechte Seite des Thals ein; ja es gibt sogar Ortschaften die halb von Deutschen und halb von Romanen bewohnt werden. Auch die Italiener bewohnen drei voneinander getrennte Landesstriche, das Misoxerthal und die Hochgerichte Bregaglia (Bregell) und Poschiaw (Puschlaw).

Wie in Bezug auf Volksstamm und Nationalität, so zerfallen die Bündner auch in Hinsicht der Religion in zwei Theile; zwei Drittel bekennen sich zur reformirten und ein Drittel zur katholischen Religion. Doch hat der Volksstamm hierbei nicht den geringsten Einfluß, denn es gibt reformirte und katholische Deutsche, reformirte und katholische Romanen, reformirte und katholische Italiener, und es sind die Confessionen ebenso durcheinander gemischt wie die Volksstämme, sodaß man ebenfalls halb reformirte und halb katholische Thäler, halb reformirte und halb katholische Dörfer antrifft.

Endlich findet sich diese seltsame Mannichfaltigkeit auch in der politischen Verfassung des Landes. Bekanntlich besteht der Canton aus drei Haupttheilen, dem obern oder Grauen Bund (der dem ganzen Canton den Namen gegeben hat), dem Gotteshausbund und dem Zehngerichtenbund; nun finden sich in allen dreien nicht nur Katholiken und Reformirte, es leben in allen auch Romanen und Deutsche, und in den zwei ersten außerdem noch Italiener.

In dieser Vermischung aller wesentlichen Verhältnisse scheint beim ersten Anblick der Keim zu einer unvermeidlichen Auflösung des Ganzen zu liegen, und vielleicht ist es gerade diese Mischung welche die mögliche Einheit bedingt. Denn die Verschiedenheit der Confessionen hindert das Ganze nach den Volksstämmen zu zerfallen, da in Bezug auf Religion die katholischen Deutschen z. B. den katholischen Romanen näherstehen als den reformirten Deutschen; und andererseits würde die Verschiedenheit der Volksstämme die Auflösung in confessionnelle Hälften unmöglich machen, selbst für den Fall daß die einzelnen Volksstämme in ganz zusammenhängenden Landesstrichen wohnten.

Der Name der einzelnen Landestheile bezeugt schon daß jeder derselben nicht ein ungetheiltes Ganzes bildet, daß sie vielmehr wieder aus der Vereinigung mehrer einzelnen Theile bestehen. Sie sind in der That ursprünglich vollständige Bundesstaaten, die erst später miteinander in einen allgemeinen Bund getreten sind. Die Bestandtheile dieser drei Föderativstaaten heißen Hochgerichte, welche sich zum einzelnen Bunde verhalten wie die Cantone zur Gesammteidgenossenschaft. So hat man in Bünden genau betrachtet einen dreifachen Staatsverband und eine doppelte Conföderation. In erster Linie stehen die souverainen Staaten, die Hochgerichte, von denen sich (gegen 1400) acht zum Gotteshausbund, elf zum Obern- oder Grauenbund (1424) und sieben zum Zehngerichtebund (1436) vereinigten. Diese drei Bünde schlossen erst 1471 ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß. Allerdings haben seit der Revolution 1797 die Bünde thatsächlich aufgehört, sie bestehen seitdem nur nominell, aber dagegen sind die Hochgerichte noch heute ganz selbständige Staaten, welche sich zu einem einzigen Bunde unmittelbar vereinigt haben, sodaß die Befugnisse der einzelnen Bünde nunmehr auf den Gesammtbund übergegangen sind. Die Hochgerichte sind aber, wie schon berührt, noch heutigen Tags vollkommen souverain, d. h. sie sind in Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz durchaus selbständig. Auch wird in der Bündesbehörde, die jetzt Großer Rath heißt, aber nichts Anderes ist als eine Tagsatzung, nicht das Volk, sondern es sind darin die Hochgerichte repräsentirt, die ihren Abgeordneten auch die nöthigen Vollmachten ertheilen. Endlich hat der Große Rath nur das Vorschlagsrecht zu allgemein bindenden Gesetzen, Staatsverträgen und Bündnissen; dieselben müssen nämlich den Hochgerichten vorgelegt werden, welche darüber berathschlagen und die Vorschläge des Großen Raths annehmen oder verwerfen können. Diese Form ist darin von dem in andern Cantonen der Schweiz eingeführten Veto verschieden daß bei diesem das Volk in seiner Gesammtheit befragt wird und entscheidet, in Bünden aber die Mehrheit der Hochgerichte entscheidet, sodaß möglicherweise ein Gesetz durch diese Mehrheit angenommen oder verworfen wird, während das entgegengesetzte Resultat einträte, wenn die Mehrheit der stimmfähigen Bürger zu entscheiden hätte. Einigermaßen wird dieses Misverhältniß dadurch gemildert daß die einzelnen Hochgerichte nicht gleichviel Stimmen haben, es findet vielmehr ein ähnliches Verhältniß statt wie im ehemaligen Deutschen Bunde: wie in diesem die 39 souverainen Staaten im sogenannten Plenum 70 Stimmen hatten, so repräsentiren die 26 Hochgerichte 66 Stimmen, von denen dem größten (Disentis) fünf zugetheilt sind, während die drei kleinern (Bergell, Münsterthal und Schanfigg) je nur eine haben. Uebrigens ist diese Bestimmung in Bezug auf Bünden so vernünftig als sie in Bezug auf Deutschland unvernünftig war, da Bünden ein Bundesstaat ist, während Deutschland nur ein sehr lose zusammengehaltener Staatenbund war, in welchem jeder Staat die vollkommenste Souverainetät bewahrt hatte.

Jedes Hochgericht hat seine eigene Verfassung, die es sich selbst gibt und die nur mit der allgemeinen Can-

tonsverfassung nicht in Widerspruch stehen darf. So hat jedes seine eigene gesetzgebende Behörde, seine Regierung, seine Gerichte u. s. w., deren Benennungen so mannichfaltig sind als die Verfassungen selbst. Es ist sehr zu bedauern daß diese noch nicht gesammelt und gedruckt sind; sie würden gewiß großes Interesse gewähren, und zwar umsomehr als sich dieselben durchaus selbständig und ohne allen Einfluß von außen entwickelt haben. Einige darunter sind höchst merkwürdig und einzig in ihrer Art. Wir führen nur an daß im Hochgericht Bergell das Dorf Saglio (der Stammsitz der Edlen von Salis) die Jünglinge das Vorrecht haben einen eigenen Mestral oder Ammann zu erwählen, der bei den Candidatenwahlen in den Rath die erste Curialstimme hat und Mitglied des Criminalgerichts ist. Dieses Vorrecht stammt von der Reformationszeit her; da nämlich die Einführung der Kirchenreform vielen Widerstand fand, so verschworen sich die jungen Leute des Dorfs dieselbe zu unterstützen, und es gelang ihnen auch sie durchzusetzen. Sie versammelten sich dabei auf einem entlegenen Platz, der noch jetzt Plan Lutero heißt. Aus Erkenntlichkeit für ihre Bemühungen wurde ihnen das erwähnte Vorrecht eingeräumt. Ebenso merkwürdig ist die Wahlart des Podestà oder Landammanns, das heißt des obersten Beamten im ganzen Hochgerichte; dieses zerfällt nämlich in zwei Gerichte: Oberporta und Unterporta. Jedes derselben ernennt am Neujahrstage einen Candidaten für die Stelle des Podestà; sodann versammelt sich eine Wahlcommission zu Vicosoprano um einen Tisch, auf welchem ein Kreis mit Kreide gezeichnet wird. Hierauf werden zwei Haselnußstäbchen, welche von ungleicher Länge sind, unter die beiden Candidaten vertheilt und von diesen in einen Hut gelegt. Dieser wird geschüttelt daß die Stäbchen herausspringen. Derjenige Candidat nun dessen Stäbchen im Kreise liegt wird Podestà; liegen aber beide in oder außer demselben, so wird das Verfahren solange wiederholt, bis nur eines in den Kreis zu liegen kommt. *) In einem andern Hochgerichte kommen alle Landleute ein mal im Jahre zusammen und proclamiren die ältesten Männer unter sich zu Oberhäuptern und führen dann ihre allverehrten Greise in jubelnder Procession im Dorf herum. So berichtet Kohl in seinen „Alpenreisen" (II, 80), ohne leider den Namen des Thals anzuführen in welchem diese gerontokratische Verfassung besteht, sodaß es nicht möglich war seine Angabe zu prüfen.

Noch muß bemerkt werden daß einzelne Hochgerichte sich in zwei oder mehre Theile getrennt haben, von denen jeder seine besondern Behörden hat, sodaß sie sich zum Canton verhalten wie die Halbcantone Ob- und Nidwalden u. s. w. zur gesammten Eidgenossenschaft. Diese Verhältnisse werden auf den ersten Anblick seltsam und vielleicht widersinnig erscheinen: allein wenn man die historische Entwickelung derselben ins Auge faßt, so gewinnt Alles ein anderes Ansehen.

Als nämlich nach dem Untergang der Hohenstaufen Bünden von dem Herzogthum Schwaben sich losriß, welchem es drei Jahrhunderte lang unterworfen gewesen war, und es ein unmittelbares Glied des Deutschen Reichs wurde, benutzten die einzelnen Dynasten welche im Lande mächtig waren die gute Gelegenheit immer größere Unabhängigkeit zu erringen, und so wurden bald die Grafen von Weidenberg, Montfort, der Bischof von Chur, der Abt von Disentis, die Freiherren von Vatz, Rhäzuns, Belmont, Aspermont und viele Andere wahre Souveraine, neben welchen sich jedoch einzelne freie Gemeinden erhielten. Als aber diese Dynasten immer übermüthiger wurden, vereinigten sich einzelne Gemeinden zu gegenseitigem Schutz ihrer Rechte und zur Abwehr willkürlichen Zwanges, ohne jedoch die Rechte der betreffenden Herrschaften im geringsten zu kränken, denen sie nach wie vor die hergebrachten oder gesetzlichen Zinsen, Abgaben u. s. w. entrichteten. Und diese vereinigten Gemeinden, die meistentheils zusammen das souveraine Gebiet irgend eines Dynasten bildeten, sind eben die Gerichte und Hochgerichte welche jetzt noch die Grundbestandtheile des Cantons Graubünden bilden. Sie waren von jeher selbständige, souveraine Staaten, welche nur zum Deutschen Reich in der bekannten laxen Verbindung, untereinander aber in keiner andern Beziehung standen als in der des erwähnten Schutz- und Trutzbündnisses. Das angegebene Rechtsverhältniß zur Herrschaft blieb auch dann als sich mehre Hochgerichte zu einem größern Bunde vereinigten, zu welchem mit der Zeit sogar kleinere Dynasten traten, um in demselben Schutz gegen die Uebergriffe der größern zu finden. Diese Bünde haben also nicht, wie man glauben könnte, die Freiheit der Hochgerichte und des Landes

*) Im westfälisch-bergischen Städtlein Hardenberg war noch im 17. Jahrhundert folgender absonderlicher modus eligendi des Stadtoberhaupts üblich. Sobald daselbst ein Bürgermeister aus der Zeitlichkeit geschieden, versammelte sich ein Hochedler Rath in corpore in dem Stadthause, setzte sich dort in corpore um einen Tisch und legte in corpore seine bärtigen Kinne auf diesen Tisch. Nachdem Dies geschehen, stellte der Rathsdiener den Wähler in die Mitte des Tisches, oder vielmehr die Wählerin; denn es war eine Sie, ein Femininum, welche die guten Hardenberger mit dem Wahlgeschäfte ihres Bürgermeisters betraut hatten. Man sieht, diese wackern Leute bekannten sich schon damals durch die That zu der in unsern Tagen von verschiedenen emancipationsgrimmigen Blaustrümpfen mit Begeisterung, mit ebenso viel Folgerichtigkeit wie Kenntniß der weiblichen Natur verfochtenen Ansicht: daß es ein himmelschreiendes Unrecht, eine unerträgliche Tyrannei der Männer sei das schöne Geschlecht auf Küche und Haus zu beschränken, es von aller Betheiligung am, von aller Wirksamkeit im Staate auszuschließen, es zu verhindern auch noch in diesem, im großen öffentlichen Leben, den Männern das Dasein zu versüßen. Dem fraglichen Femininum, welches Niemand anders als das reizende Töchterlein — einer wirklichen Rathswitwe? nein! einer wirklichen Laus war, wurde nun volle Freiheit gelassen, auf dem mit so vielen stattlichen Bärten garnirten Tische herumzuspazieren, und der Inhaber des Bartes der so glücklich war diesem holdseligen Wesen am besten zu gefallen, d. h. auf welchen es zuerst zu kriechen geruhete, der wurde als Bürgermeister des guten Städtleins Hardenberg und seines ganzen Weichbildes feierlichst proclamirt. (Jugenheim, „Geschichte der Jesuiten in Deutschland", S. XIII und XIV, nach Hormayr, „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte", 1840, S. 364.)

Digitized by Google

überhaupt begründet, es hat sich diese vielmehr auf eine andere und ganz friedliche Weise entwickelt, nämlich dadurch daß die einzelnen Gemeinden und Hochgerichte dem mit der Zeit immer mehr verarmenden Adel dessen Herrschaftsrechte abkauften. Dies geschah natürlich nicht zu gleicher Zeit, sondern allmälig; ja es bestand zur Zeit der Revolution von 1797 mitten im Lande noch eine souveraine Herrschaft (Heldenstein), deren Besitzer sich zur Sicherung seiner Rechte unter den Schutz der drei Bünde begeben hatte. Auch wurden die herrschaftlichen Rechte von den Dynasten nicht immer in ihrer Gesammtheit abgetreten; bei einigen Hochgerichten dauerte es sogar ziemlich lange, ehe sie alle Herrscherrechte, als Gerichtsbarkeit, Territorialhoheit, Regalien, Privilegien u. s. w., ansichbrachten, das heißt vollständig souverain wurden. Zwar hat es auch einzelne Fälle gegeben wo das Volk eines Hochgerichts zur Gewalt griff um die Tyrannei seines Dynasten zu brechen; doch ist die Unabhängigkeit und Selbständigkeit im Allgemeinen auf dem angegebenen Wege erworben worden, sodaß Zschokke mit Recht sagt: „Frei und selbstherrlich sind viele Völker geworden, aber wenige auf eine so rechtliche und ruhige Weise als das bündnerische Volk."

Obgleich die meisten Hochgerichte eine durchaus demokratische Verfassung haben, und die höchste Gewalt von der Landsgemeinde, d. h. von der Versammlung aller stimmfähigen Bürger abhängt, so haben in nicht wenigen Hochgerichten doch einzelne reiche und begüterte Familien einen, wenn auch nicht gesetzlichen, doch thatsächlichen Einfluß erhalten, der sich besonders dadurch hob daß die Glieder dieser meistens adeligen Geschlechter in Diensten fremder Monarchen zu hohen militairischen Stellen gelangten und von den fremden Fürsten bedeutende Geldsummen erhielten um mit denselben die Werbungen in den ausländischen Kriegsdienst zu leiten. Insbesondere sind in dieser Beziehung die Salis, Planta, Juvalte, Tscharner, Buol, Sprecher, Trevers, Bawier zu nennen, die, theils von französischem, theils von östreichischem Geld und Einfluß unterstützt, sowol die einzelnen Hochgerichte als die Bünde und mit ihnen den Gesammtbund beherrschten. So konnte in Bünden früher allerdings von Aristokraten die Rede sein, so demokratisch auch die einzelnen Verfassungen sein mochten.

Aus diesen leicht hingeworfenen Andeutungen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, da noch viele, zum Theil äußerst wichtige Verhältnisse, z. B. die Beziehungen zu den Unterthanenländern jenseit der Alpen, die Bündnisse und Kriege mit dem Auslande, die Beziehungen zur schweizerischen Eidgenossenschaft gar nicht berührt sind, aus diesen Andeutungen werden unsere Leser ersehen haben daß kaum ein anderes Land und Volk geeigneter ist dem Dichter mannichfaltigern und glücklichern Stoff zu geben. Wir nahmen daher das Buch Planta's mit den größten Erwartungen in die Hand, und freuten uns die noch so ganz unbekannte Welt einmal in einem lebensvollen Bild dargestellt zu sehen. Und wenn wir auch nicht einen Walter Scott erwarteten, so hofften wir doch daß die hochpoetische Unterlage ein wenn auch untergeordnetes Talent haben würde. Unsere Erwartungen wurden aber bitter getäuscht, denn was uns Planta bietet ist eben nicht ein „Rhätisches Charakterbild", sondern die alltäglichste Geschichte von der Welt. Ein Herr P. hat eine Tochter, in die sich einer seiner Freunde verliebt. Zwar erwidert das Mädchen diese Liebe; weil aber Herr C. (so heißt der Liebhaber) katholisch ist, und weil sich Herr P. in den Kopf gesetzt hat seine Tochter mit dem schon bejahrten Abkömmling eines andern adeligen und reformirten Geschlechts zu verbinden, so versagt er seine Einwilligung. Endlich entschließen sich die Verliebten sich heimlich trauen zu lassen, um hierdurch den Widerspruch des Vaters zu brechen. Dieser gibt aber das Spiel nicht sogleich verloren; er sperrt seine Tochter ein, die sogleich nach vollzogener Trauung wieder ins väterliche Schloß zurückgegangen war, und läßt die Ehe für nichtig erklären. Die katholische Geistlichkeit schlägt Lärm, aber bei der Unabhängigkeit der einzelnen Hochgerichte (Herr P. ist in dem seinigen allgebietend) würde all ihr Treiben nicht viel geholfen haben, wenn sie nicht auf andere Weise zum Zweck hätte kommen können. Herr P. macht mit seiner Tochter eine Reise um dieselbe zu zerstreuen. Kaum ist er aber über die Grenze Bündens auf östreichisches Gebiet gekommen, als er mit seiner Tochter auf Veranstaltung des Bräutigams oder vielmehr Gemahls derselben und infolge des Einflusses der katholischen Geistlichkeit arretirt wird. Nun wird die Tochter befragt, und da sie erklärt ihrem angetrauten Manne folgen zu wollen, wird sie diesem überliefert, und sie reist mit ihm in dessen Heimat; der Vater aber spricht einen gräßlichen Fluch über sie aus.

Ohne Zweifel könnte dieser Stoff, so gewöhnlich er auch ist, zu einem lebensvollen Gemälde verarbeitet werden; allein es ist Dies dem Verfasser nicht gelungen, weil er ihn eben nicht verarbeitet, sondern einfach mitgetheilt hat wie er ihm überliefert wurde. Bei aller Mannichfaltigkeit der Scenerie, der Begebenheiten und der Personen, erscheint doch Alles steif und leblos. Man sieht auf den ersten Anblick daß seine Arbeit nicht das Werk eines Künstlers ist; sie kann höchstens mit einem daguerreotypirten Bilde verglichen werden, in welchem die äußern Erscheinungen mit der genauesten Wahrheit wiedergegeben sind, dem aber doch die höchste Wahrheit, die künstlerische Schöpfungskraft fehlt. Mag auch der Dichter eine wahre Geschichte erzählen, er soll sich von der Wirklichkeit nicht so sehr beherrschen lassen daß er dadurch die poetische Wahrheit aufgäbe. Und Dies hat Planta in mehr als Einem Orte gethan. Nur Ein Beispiel. Die beiden Verliebten, die seit längerer Zeit getrennt waren und nur auf Umwegen miteinander correspondiren konnten, hatten sich endlich entschlossen sich heimlich zu vermählen. Die Trauung sollte in einem Kapuzinerkloster stattfinden, Herr C. sollte Marien in der Nähe ihrer Heimat abholen. Marie erwartet ihn am bestimm-

Digitized by Google

ten Tage in dem Hause ihrer Amme, welche in einem nahen Dorfe wohnt; statt des Bräutigams aber erscheint dessen Bruder, Offizier in fremden Diensten. Der Bräutigam war kurz vorher vom Pferde gestürzt und hatte die Reise nicht machen können; er hatte daher seinen Bruder an den Zusammenkunftsort geschickt, mit dem Auftrage sich an seiner Stelle und in seinem Namen mit der Braut trauen zu lassen. Alles Dies hatte er ihr in einem Briefe ausführlich mitgetheilt und ihre etwanigen Bedenklichkeiten im voraus zu heben gesucht. „Lange starrte Maria in diesen Brief hinein", erzählt nun der Verfasser, „während ein dumpfer Schmerz ihren Augen die Thränen und ihrem Busen die Bewegung versagte." Und trotzdem setzt sie sich mit dem Fremden in den Wagen, reist mit ihm in das Kapuzinerkloster und die Trauung wird vollzogen. Dies aber steht mit dem Charakter des Mädchens in völligem Widerspruch; sie durfte sich zu einer solchen Unschicklichkeit nie und nimmermehr entschließen, sie mußte lieber ihre ganze Zukunft auf das Spiel stellen als sich zu dieser unweiblichen Komödie hergeben. Sie hätte umsomehr jedem Ansinnen der Art widerstreben sollen, als ihr Bräutigam durch sein Nichterscheinen ihr Grund genug zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Denn da er noch lange Briefe schreiben konnte, so war seine Krankheit ja nicht von der Art daß er sich nicht an den Ort der Zusammenkunft hätte fahren oder wenigstens tragen lassen können. Es mag sein daß der Verfasser diese Thatsache in seinen Quellen so gefunden hat wie er sie erzählt; allein Das entschädigt ihn nicht: es ist ja eben die Aufgabe des Dichters das Ungenügende in der Wirklichkeit aus seinem poetischen Gebilde zu entfernen, gerade wie der Landschaftsmaler, wenn er z. B. eine bestimmte Eiche nachbildet, gewiß die mangelhaften Aeste, verdorrten Zweige u. s. w. in seine Darstellung nicht aufnimmt. Der Verfasser hätte aber im gegebenen Falle um so leichter nach der einzig erlaubten Wahrheit, d. h. der poetischen, streben können, als die berührte Thatsache ohne alle Bedeutsamkeit dasteht und auf die nachfolgende Entwickelung ohne allen Einfluß bleibt.

Ebenso wenig hat der Verfasser es verstanden seine Personen und Begebenheiten mit Zeit und Oertlichkeit zu verschmelzen. Wenn er Graubündten nicht genannt, wenn er nicht ausdrücklich erwähnt hätte daß die von ihm erzählte Geschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich zugetragen habe, so würde man sie ebenso gut in ein anderes Land als in eine andere Zeit versetzen können. Nur da wo die überlieferte Geschichte selbst dafür sorgt, tritt das Eigenthümliche der Verhältnisse hervor. Wir wollen Einiges herausheben, weil sich darin die merkwürdigen Staatseinrichtungen lebendig ausprägen.

Als Herr C., der durch Procuration angetraute Gemahl Mariens, erfuhr daß ihr Vater sie in strengen Gewahrsam gebracht habe, erbat er sich eine Audienz bei dem gerade versammelten Bundestage der sämmtlichen Hochgerichte. Er erhielt sie und nun stellte er an den „Hochgeachteten, wohledelgeborenen, gestrengen, fürsichtigen, wohlweisen, insonders hochgeehrten Herrn Bundeslandammann und die allerseits hochgeachteten Herren des hohen Bundestags" die Bitte: dieselben möchten seine Frau der ungesetzlichen Gefangenschaft befreien, in welcher sie von ihrem Vater gehalten würde. Der Bundestag beschloß nun an die „Hochgeachteten, wohledelgeborenen, gestrengfürsichtigen, wohlweisen Herrn Landammann und Rath des Löblichen Gerichtes Unterengadin Ob-Tasna, unsern insonders hochgeachteten Herren, getreuen, lieben Bundesgenossen" eine schriftliche Missive zu erlassen, worin dieselben „freundeidgenössisch auf das nachdrucksamste ermahnt werden sollten, wenn die Sache sich also befinde, den Bedacht dahin zu nehmen daß gegen die Hochedelgeborene Fräulein Maria von P. von Seiten Ihro Weisheit des Herrn Landeshauptmann von P. allen fernern Gewaltthätigkeiten ein Abschnitt gebracht und dieselbe in ihrer natürlichen und ihr zukommenden Freiheit geschützt werde".

Als der regierende Landammann des Gerichts Ob-Tasna dem Herrn von P. diese Missive zeigte, zerriß sie derselbe ohne Weiteres und bewog jenen dem Bundestag zu antworten: daß die ganze Sache diesen Nichts angehe und daß man die Souverainetät des Gerichts feierlich verwahre.

Dies die gewöhnliche Antwort, wenn der Bundestag einem souverainen Gerichte irgend Etwas zumuthete, und sie hatte auch die gewöhnliche Wirkung, nämlich die daß Alles beim Alten blieb. Noch heutzutage verhält sich die Sache nicht viel anders; es könnten genug Beispiele angeführt werden in denen ein kleines, unbedeutendes Hochgericht, auf seine Souverainetät trotzend, den Beschlüssen der obersten Bundesbehörde, daher des Großen Raths, erfolgreichen Widerstand leistete. Da dieser ja nur aus Abgeordneten der Hochgerichte besteht, jedes derselben aber mit der größten Hartnäckigkeit an seiner Souverainetät festhält, so wird keines es über sich bringen Etwas gegen die wahren oder auch nur eingebildeten Rechte eines verbündeten Mitstandes zu unternehmen, weil es ja selbst früher oder später in die nämliche Lage gerathen könnte und sich dann ebenso hinter seine Souverainetät verschanzen würde. Uebrigens kommt dazu daß die Achtung vor den Rechten Anderer in der Natur der Republiken liegt, und daß dieses namentlich ein wesentlicher Charakterzug der schweizerischen Republiken ist, wie denn allgemein bekannt ist daß auch die Urcantone, als sie sich vom ungesetzlichen Joche der östreichischen Landvögte befreiten, dessenungeachtet die privatrechtlichen Beziehungen zu den östreichischen Herzögen aufrecht erhielten. *) 52.

Der Traum von Erfurt.

So wenig diese Blätter, wenn sie sich nicht selbst aus der Reihe der Lebenden streichen wol-

*) Einen zweiten Artikel bringen wir im Monat August.
D. Red.

sen, ihre Spalten der Besprechung alles Dessen verschließen dürfen was die Gegenwart und vorzugsweise die eigene Nation mächtig bewegt, so liegt es doch andererseits in ihrer Natur daß gerade die hervorragendsten Ereignisse meist erst dann an dieser Stelle ausführlich zur Sprache gebracht werden, wenn sie nicht nur abgeschlossen, sondern auch bis auf einen gewissen Grad schon der Vergangenheit anheimgefallen sind; denn weniger die unmittelbaren Thatsachen als die literarischen Früchte derselben sind es an welche sich in d. Bl. anknüpfen läßt. Entgeht dadurch den Mitarbeitern an denselben allerdings der Vortheil welchen die eigentlich politischen Zeitschriften genießen: daß sie mitten hineintreten in die lebendige Erregung und wol selbst gestaltend mit auf diese wirken können, so wird ihnen dagegen der Gewinn ernsterer und gereifterer Prüfung zutheil, welche es ihnen erleichtert sich über die im Parteileben befangene Stimmung des Augenblicks zu erheben; und von dieser Seite glauben wir auch für solche nachkommende Besprechungen auf das Interesse solcher Leser rechnen zu dürfen welche die Wandelungen der Völkergeschicke nicht blos mit der leidenschaftlichen Aufregung unmittelbar Betheiligter verfolgen, sondern gern eine ernste Betrachtung derselben in ruhigerer Zeit vernehmen. So widmeten wir der frankfurter Nationalversammlung eine Reihe von Blättern ein volles Jahr nach ihrer Auflösung; so fand erst in den letzten Heften der ungarische Krieg und der Maiaufstand in Baden ausführliche Besprechungen. Wol aber könnte mancher Leser meinen daß das Unionsparlament in Erfurt, das wir selbst in der Ueberschrift als einen Traum bezeichnen, jetzt füglich aufsichberuhen könne, nachdem seine Thätigkeit spur- und fruchtlos dahingeschwunden ist mit der Union selbst, die es vergeblich in das lebendige Leben des deutschen Volks einzuführen berufen und redlich bemüht war. Wir können dies Urtheil nicht theilen, denn es gehört zu den leichtfertigen politischen Urtheilen, welche keinen andern Maßstab als den des augenblicklichen Erfolgs anzulegen wissen. Wir können Das niemals als nichtig und unbedingt fruchtlos betrachten dem eine zahlreiche Versammlung der begabtesten und edelsten Männer unsers Volks ihre volle Thätigkeit und ihre hingebende Anstrengung zugewandt hat. Wir können ferner keinen Versuch für unbedeutend halten dessen Aufgabe es war das wichtigste Strebeziel der Gegenwart, die Einheit des deutschen Volks dargestellt in parlamentarischer Form, zu verwirklichen. Wir geben die Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles „troß allebem und allebem" nicht auf, und so dürfen wir auch Nichts unbeachtet und ungewürdigt lassen woraus wir mannichfaltige Belehrung für die Lösung dieser Aufgabe schöpfen können.

Die Verfassunggebende deutsche Nationalversammlung hatte ihr Ende gefunden ähnlich wie der deutsche Rhein; nicht ganz wollen wir sie freisprechen von eigenem Verschulden an solchem Ausgange, aber nur der schmählichste Undank Derer die ihr allein ein gesichertes Fortbestehen danken kann jedem von ihr begangenen Irrthum gierig nachwühlen, um so einen Schutthaufen aufzuwerfen der die eigene unendlich schwere Schuld bedecken soll. Am 3. April 1849 mit verblümten, am 28. April mit unverblümten Worten warf die preußische Regierung das Werk fast einjähriger Arbeit in den Staub; sie hoffte auf dem in Frankfurt gelegten Grunde einen Bau von eigener Erfindung und nach eigenem Geschmack aufführen zu können. Kaum zwei Jahre sind seitdem vergangen, und ein Bauplan nach dem andern hat ganz still eingepackt werden müssen, kaum kann man noch mit Sicherheit darauf rechnen das alte Haus wieder beziehen zu dürfen, dessen Existenz man noch vor drei Vierteljahren ableugnete. Doch nicht mit diesem trübseligen Ausgang haben wir es jetzt zu thun, sondern mit den vergeblichen, für die preußische Regierung vergeblichen Anfängen welche ihm vorausgingen. Der diplomatischen Note vom 28. April folgte am 15. Mai eine Ansprache des Königs von Preußen an das deutsche Volk, laut welcher das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wiederaufgenommen werden sollte:

> Diese Verfassung soll und wird in kürzester Frist der Nation gewähren was sie mit Recht verlangt und erwartet: ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Executivgewalt, die nach außen den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß.... Deutschland vertraue hierin dem Patriotismus und dem Rechtsgefühle der preußischen Regierung; sein Vertrauen wird nicht getäuscht werden.

Dies feierlich verpfändete Königswort war der Grundstein der Union; Deutschland wird dasselbe nicht vergessen und seinerseits Den der es verpfändet seiner Verpflichtungen nicht eher für entbunden erachten als bis er sein Wort als Mann und als König gelöst hat! Der preußischen Einladung an die übrigen deutschen Regierungen entsprachen Oestreich, Baiern, Sachsen, Hanover; die beiden erstern nur um sich alsbald mit zur Schau getragener Unzufriedenheit wieder zurückzuziehen. Aber troß dieser Störung war schon am 26. Mai zwischen den drei Königreichen ein Bündniß und ein Verfassungsentwurf vereinbart, der bis auf das ganz umgestaltete Wahlgesetz eine weit größere Aehnlichkeit mit seinem frankfurter Vorbilde behalten hatte als männiglich erwartete. Da so die Grundzüge der echten Reichsverfassung gewahrt erschienen, konnten die 28 Regierungen, welche mit der Nationalversammlung in Einklang geblieben waren, mit Ehren nach Berlin übersiedeln; es konnte sogar die Partei welche hauptsächlich das frankfurter Werk geschaffen in Gotha am 28. Juni 1849 seine Unterstützung der Dreikönigsverfassung zusichern, indem sie groß genug dachte ihre eigenen Wünsche dem erreichbar Besten unterzuordnen. So schien das Gelingen des neuen Unternehmens gesichert: außer Frankfurt, Hessen-Homburg und Liechtenstein verweigerten nur Baiern und Würtemberg den erwarteten Beitritt; man glaubte dieses von der Zeit und einem kräftigen Vorschreiten auf der betretenen Bahn erwarten zu dürfen. Dieses kräf-

Digitized by Google

tige Vorschreiten mußte vor allem in der schleunigsten Einberufung des Unionsparlaments bestehen. Von Monat zu Monat wurde es vergeblich erwartet, und der Glaube an die Kraft oder an den Willen der verbündeten Regierungen begann zu schwinden. Endlich im Spätherbst 1849 erneuerten sich die Hoffnungen auf ein Parlament, gleichzeitig aber zogen sich die beiden nach Preußen mächtigsten Regierungen von dem Bündniß zurück, und man hatte ihrem Abfall fast Nichts als eitle Redensarten entgegenzusetzen. So konnten es freilich keine sehr glänzenden Hoffnungen sein mit welchen man endlich am 31. Januar 1850 zu den Wahlen für Erfurt schritt. Man hat diesen Wahlen von gegnerischer Seite namentlich den thatsächlich richtigen Vorwurf gemacht daß es durchgehends Minoritätswahlen gewesen seien. Wir können diesen Vorwurf nicht als berechtigt anerkennen: daß mit dem neuen Verfassungsentwurfe zugleich ein neues Wahlgesetz erlassen wurde, war eine Octroyirung, an deren Zweckmäßigkeit man sehr zweifeln konnte, aber keine Verletzung bestehender Rechte; die Mehrzahl der Wähler wurde nicht ausgeschlossen, sondern sie schloß sich selbst aus, indem sie die große politische Wahrheit verkannte daß keine Partei sich durch irgendwelche Abneigungen jemals ohne eigenen Nachtheil bestimmen lassen darf den politischen Kampfplatz dem Gegner widerstandslos zu räumen. Eine wichtige und für den bestimmten Fall durchaus heilsame Folge war es daß außer einer kleinen Anzahl von Abgeordneten, welche mit der Absicht kamen das Werk in seinem Entstehen zu vernichten, Erfurt vor der Zerrissenheit in unzählige Parteinuancen bewahrt blieb, welche in Frankfurt so vielfach hemmend gewirkt hat.

Am 20. März 1850 trat das Unionsparlament in seinen beiden Häusern in Erfurt zusammen. Auch außer den eifrigen und ehrlichen Förderern des Werks, unter welchen die gothaer Partei die erste Stelle einnahm, erregte es eine größere Theilnahme und Aufmerksamkeit als man anfangs erwartet hatte; war es doch ein Keim, aus dem möglicherweise ein stattlicher Baum erwachsen konnte. So fehlte es denn auch nicht an mancherlei Stimmen die sofort beim Beginn in diesem oder jenem Sinne auf die Abgeordneten einzuwirken suchten. Wir erwähnen als die bedeutendsten:

1. Erfurt. Politische Gedenkblätter für preußische Deputirte. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Als Verfasser dieser Broschüre wurde zuerst der russische Gesandte in Berlin, Herr von Meyendorff, genannt, dann Herr von Sternberg, was jedoch in der Sache Nichts ändert. Wer auch die Feder geführt haben mag, der Zweck war, durch drohende Hinweisung auf die Verträge von 1815 und Rußlands Bestehen auf denselben einzuschüchtern. Die Urheber dieser die deutsche Sprache schmählich misbrauchenden Flugschrift haben sich glücklicherweise in den Männern die das deutsche Volk geschickt hat geirrt; leider scheinen sie an anderer Stelle geneigteres Gehör gefunden zu haben; eine wohlverdiente Abfertigung erfuhren sie in:

2. Preußische Bemerkungen über die russisch-östreichischen politischen Gedenkblätter für preußische Deputirte zu Erfurt. Berlin, Hayn. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Selbständigern Inhalts als die ebengenannte Erwiderung ist:

3. Die nächste Zukunft des deutschen Bundesstaats und die Aufgaben des ersten Erfurter Reichstags. I. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 6 Ngr. — II. Ein Votum über die Revisionsfrage. Erfurt, Körner. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Verfasser auch dieser Flugschrift wurde in den Kreisen der tiefer Eingeweihten gesucht; sie hat eine etwas specifisch-preußische Färbung, indem sie z. B. den Sitz der Reichsregierung nach Berlin verlegt sehen will, meint es aber durchaus ehrlich mit der Constituirung Deutschlands, für welche sie vor allem die rasche Aufrichtung einer definitiven Reichsgewalt, als nothwendige Bedingung dazu aber die en bloc-Annahme der Verfassung fodert. Ihren ganz eigenen Weg geht endlich die Flugschrift:

4. Berlin. Erfurt. Paris. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

als deren Verfasser der bekannte Professor V. A. Huber genannt wurde; jedenfalls ist sie ganz in seinem eigenthümlichen Geiste geschrieben, da sie mit vielem Eifer und Geschick durchgreifende sociale Reformen, namentlich Opfer von der Aristokratie verlangt, um auf diese Weise die politischen Foderungen nach Bundesstaat, Constitution und dergleichen zu beseitigen, wofür denn besonders die Furcht vor den aus dem Westen drohenden Umwälzungen ausgebeutet wird. Mit der eigentlichen Aufgabe des Erfurter Parlaments standen diese Blätter in ziemlich losem Zusammenhang und blieben, wie auch die übrigen Flugschriften, ohne bemerkbare Einwirkung.

Als einen wesentlichen Mangel, der auch nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben ist, müssen wir es bezeichnen daß diesen theils geradezu feindlichen, theils zu ausschließlich preußischen Flugschriften von reindeutscher Seite nicht entschieden und ausführlich genug entgegengetreten wurde. Das schon weit länger bestehende gegenseitige Mistrauen, vermöge dessen einerseits in Preußen der Beitritt der übrigen deutschen Staaten unterschätzt, andererseits der Anschluß an Preußen als ein Act der Selbstvernichtung angesehen wurde, hatte sich seit Gründung des Maibündnisses nur erweitert und befestigt. Hier auf eine richtigere Einsicht hinzuarbeiten, wäre namentlich eine Pflicht der gothaer Partei gewesen, welche sie durch ihr officielles Organ die „Deutsche Zeitung“ doch nicht in hinreichendem Maße erfüllen konnte.

Wir wenden uns endlich zu dem Parlament und seinen Verhandlungen selbst; die amtlichen Berichte darüber liegen in großem Format elegant gedruckt vor in:

5. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Erfurt. Staatenhaus und Volkshaus. Erfurt, Otto. 1850. Imp.-4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hier treten die Unterschiede zwischen Frankfurt und Erfurt vielfach grell hervor. Fassen wir zunächst die Zusammensetzung beider erfurter Häuser ins Auge, so

Digitized by Google

fällt die große Anzahl meist hoher Staatsbeamter unter denselben auf; daß Dies jedoch kein Beweis für überwiegend regierungsfreundliche und abhängige Wahlen ist, zeigt schon die große Anzahl von entlassenen Märzministern die sich darunter finden; Preußen, Kurhessen, Baden und Sachsen-Meiningen hatten namentlich Männer aus dieser Kategorie gesendet. Nächstdem war der ganze Kern der Professoren wieder vereinigt welche in Frankfurt eine so hervorragende Stelle eingenommen hatten; nur aus den nicht vertretenen Staaten wurden namentlich Droysen und Waitz vermißt. Gehen wir auf die Sitzungsprotokolle selbst ein, so entnehmen wir selbst aus den todten Lettern mit Leichtigkeit welch gewaltiger Unterschied zwischen Frankfurt und Erfurt in Beziehung auf den äußern Anstand stattfindet. Dort eine tobende Galerie voller „Gestalten", die selbst ein Gagern kaum immer zu bändigen vermag, hier ist kaum Veranlassung der Zuhörer je Erwähnung zu thun, die sich durchaus des ehrfurchtsvollsten Stillschweigens befleißigten. In der Mitte der Versammlung endlich ist hier keine Spur von den skandalösen Auftritten zu finden welche dort von der linken Seite so häufig hervorgerufen wurden; nur wenige Mitglieder der äußersten Rechten versuchen einige schwache Anklänge an jene Scenen, die aber meist nur in das Lächerliche ausschlagen. Ist im Ganzen der frankfurter Versammlung mehr ursprüngliche Frische, ein keckeres Leben zuzusprechen, so findet sich in Erfurt weit durchgängiger das Bewußtsein der ernsten Aufgabe um die es sich handelt; ohne Umschweife und Verschleppung wird gerade auf das eine Ziel hingesteuert welches vorliegt; von Interpellationen, dringenden und allerdringlichsten Anträgen keine Spur. Nur in einem Punkte bleibt sich der Ruhm beider Versammlungen qualitativ gleich, wenngleich er quantitativ in Erfurt sehr zurücktritt; es ist Dies der Beweis glänzender politischer Redefähigkeit und Redefertigkeit, die man uns Deutschen solange hat absprechen wollen; als die bedeutendsten Redner haben sich in Erfurt bewährt Stahl, Vincke und vor Allen Häusser in der Sitzung des Volkshauses vom 18. April. Konnten auch in Erfurt natürlich nicht so alle Seiten des öffentlichen Rechts erschöpfend und oft mehr als erschöpfend behandelt werden wie in Frankfurt, so wird doch der Sammler von Actenstücken und Quellenschriften zur neuesten deutschen Geschichte wohlthun dem Bande der erfurter „Stenographischen Berichte" seinen Platz neben den neun frankfurter Bänden einzuräumen.

Statt der zahlreichen schildernden, erzählenden, betrachtenden und in mehr als einem Sinne raisonnirenden Schriften welche der Nationalversammlung auf Schritt und Tritt folgten, haben wir hier deren eine einzige anzuführen:

6. Das Erfurter Parlament und der Berliner Fürsten-Congreß. Politische Skizzen aus der deutschen Gegenwart. Iliacos intra muros peccatur et extra. Von A. L. von Rochau und G. Oelsner-Monmerqué. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1850. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Parlamentsmitglieder in Erfurt waren im Allgemeinen nicht gerade günstig gestimmt gegen die Literaten, welche sich als Berichterstatter für Zeitungen und in sonstigen Eigenschaften zahlreich eingestellt hatten. Bei den Mitgliedern der Rechten lag Dem principielle Abneigung gegen die Presse überhaupt zugrunde; auf der Linken — was in Erfurt Linke hieß — verfuhr man durchweg so vorsichtig, fast diplomatisch als möglich, und that in schwieriger Lage daran sehr recht. Um also den Indiscretionen, die in Frankfurt und anderwärts von einzelnen Tagesschriftstellern allerdings begangen worden waren, vorzubeugen, verhielt man sich gegen dieses ganze schreibende Gefolge etwas spröde; namentlich war es der Freiherr von Vincke der dasselbe aus den Parteiversammlungen im Bahnhof möglichst „auszubeißen" suchte. Natürlich wurde die Misstimmung bald gegenseitig und machte sich noch in den letzten Tagen in einem seiner Zeit vielbesprochenen Eclat Luft, an dem der erstgenannte Herausgeber des vorliegenden Buchs wesentlich betheiligt war. Umsoweniger will es uns behagen daß der zweite Herausgeber in einem von ihm besonders unterzeichneten Anhange die Sache noch einmal des Weitern nebst allen Actenstücken darlegt und der Nachwelt überliefert. So wenig wir gesonnen sind in dieser Sache etwa gegen die Vertreter der Presse Partei zu ergreifen, so scheint die ganze Sache doch des Aufhebens nicht werth das man davon gemacht hat. Noch weit mehr aber missfällt es uns daß dieser doch immer untergeordnete Gesichtspunkt keinen unbedeutenden Einfluß auf das Urtheil ausgeübt zu haben scheint welches die Herren von Rochau und Oelsner über einen der hervorragendsten Männer der Partei abgeben, der sie doch in allem Wesentlichen selbst angehören, über Simson aus Königsberg; alle Anerkennung welche sie Simson's Geist und Talent als Redner und Präsident im vollsten Maße spenden können die Verdächtigung nicht gutmachen welche sie unmittelbar nachher gegen seinen Charakter richten; eine ungerechte Verdächtigung aber müssen wir diesen Angriff unbedingt nennen, da auch wir Simson's öffentlicher Thätigkeit mit prüfender Aufmerksamkeit gefolgt sind und nirgend auch nur den entferntesten Grund gefunden haben zu der Behauptung: daß er „nicht sich den Zwecken der Nation, sondern diese, bei seltener Sehkraft in die Zukunft, seinem eigenen Zwecke unterworfen" habe (S. 95). Wir zweifeln nicht daß die Herren von Rochau und Oelsner nach dem Verlauf der letzten berliner Kammerverhandlungen jetzt selbst kein Bedenken tragen würden diesen Vorwurf zurückzunehmen; das Erstere aber wäre gerade für Die die sich von ihm gekränkt glauben gewesen: ihn nicht auszusprechen. Wenn sonach das vorliegende Buch von specifischen Schwächen des Literatenthums nicht ganz freigesprochen werden kann, so überwiegt doch in demselben beiweitem Dasjenige was eine rühmende und dankende Anerkennung verdient. Als Solches bezeichnen wir namentlich einen Gedanken, der bei jeder Veranlassung wiederkehrend das ganze Buch durchzieht; wir meinen die sittliche Entrüstung mit welcher darauf hingewiesen wird, wie manche Regierung,

Digitized by Google

manche vorgeblichen Staatsmänner, manche Parlamentsmitglieder, manche Publicisten, sei es aus Furcht, sei es aus Liebedienerei oder absolutistischen Gelüsten, die Einsprache auswärtiger Höfe in die deutsche Verfassungsfrage auf Grund der Verträge von 1815 hervorheben, sie wol gar als etwas Selbstverständliches und Berechtigtes hinstellen, dem sich die deutsche Nation stillschweigend zu fügen habe. Das scharfe Hervorheben der unwürdigen und verrätherischen Feigheit, die sich in solcher Unterwürfigkeit gegen fremdländische Willkür offenbart, ist ein Verdienst welches den Verfassern des vorliegenden Buchs unvergessen bleiben sollte.

Wir verfolgen die Darstellung von dem Gange der erfurter Verhandlungen wie sie hier gegeben ist, nicht im Einzelnen, sondern wollen nur im Allgemeinen erwähnen daß dieselbe sich ebenso sehr durch geschichtliche Treue als durch klare Uebersichtlichkeit auszeichnet, in welcher kein wesentlicher Punkt, keine bedeutende Rede der öffentlichen Verhandlungen übergangen ist. Ebenfalls wahrheitsgetreu, aber nicht gleich vollständig scheinen die Verfasser über den Gang der Parteiverhandlungen unterrichtet zu sein. Hier würde sich noch Manches und zwar für die betreffenden Führer nur Ehrenvolles namentlich darüber nachtragen lassen, wie die Einigung des Volks- und des Staatenhauses über den Hauptantrag des Herrn von Patow zustandegekommen, worauf jedoch näher einzugehen uns wenigstens die Discretion verbietet. Das Ueberraschendste dabei war jedenfalls die fast im letzten Augenblicke eintretende entschiedene Haltung des Herrn von Bodelschwingh, die er leider in der letzten preußischen Zweiten Kammer nicht ebenso bewährt; neben ihm entwickelte in gleicher Richtung Hr. von Stockmar eine ebenso geräuschlose als wirkungsreiche Thätigkeit.

Das Resultat des Erfurter Parlaments ist bekannt; eine Versammlung die des Glaubens lebte sie sei berufen um die letzte Hand an das von den Regierungen begonnene und vollständig vorgezeichnete Werk zu legen, konnte und durfte nicht anders handeln als sie gehandelt hat. Sie nahm die Verfassung an wie sie geboten war; sie ermöglichte es aber zugleich den Regierungen, namentlich der preußischen, solche Veränderungen daran vorzunehmen wie sie etwa der herrschenden Macht genehm sein dürfte. Rechtlich war der Vertrag abgeschlossen; die Vollziehung desselben mußte erwartet werden; nur sie schien die Aufgabe des nach Berlin berufenen Fürsten- und Ministercongresses sein zu können.

Die Herren von Rochau und Oelsner besprechen den Berliner Congreß auf S. 283—338 ihres Buchs. Wir knüpfen hier gleich die Erwähnung zweier besonderer Schriftchen über denselben Gegenstand an:

7. Der deutsche Fürstencongreß zu Berlin im Mai 1850. Actenstücke und Betrachtungen. Anlagen: die Conferenzprotokolle. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Die Verhandlungen des Berliner Congresses im Mai 1850 und Preußens deutsche Politik seit dem Frühjahr 1849. Berichte, Randglossen und Aussichten von C. von Salviati. Berlin, W. Besser. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Gewöhnliche Menschen, welche entblößt von aller diplomatischen Weisheit nicht weiter zu denken vermochten als daß sich aus der Ursache die Folge, aus dem Versprechen die Erfüllung entwickeln müsse, lebten in der Einbildung daß die in Berlin mit ihren verantwortlichen Räthen versammelten Fürsten sich nur über die sehr einfache Frage zu vereinigen hätten: ob sie die Unionsverfassung ganz unverändert oder mit den in Erfurt angebotenen Abänderungen annehmen wollten; daß dann aber die sofortige Sanctionirung und Publicirung der Verfassung und die Einsetzung der verfassungsmäßigen Unionsregierung einzutreten habe. Statt Dessen richtete der König von Preußen sofort bei Eröffnung des Congresses an seine Mitfürsten die Frage: ob sie trotz aller etwa entgegenstehenden Gefahren auch ferner an der Union festzuhalten gedächten, auf welche Frage er eine sofortige Antwort nicht erwarte. Im weitern Verlaufe der Verhandlungen trat dann die Stellung zu Oestreich, zu dem sogenannten weitern Bunde, der noch gar nicht existirte, mehr und mehr in den Vordergrund; von den Abänderungen an der Maiverfassung, ja von dieser überhaupt war wenig, von dem Rechte welches die unirten Staaten durch das Erfurter Parlament auf ihre Verwirklichung erlangt hatten gar nicht die Rede. Es fragt sich nun wie diese unerwartete Wendung der Dinge in der vorliegenden Literatur angesehen wird; der anonyme „Deutsche Fürstencongreß" ist eine officiöse Schrift und begnügt sich, ohne neue Thatsachen oder wesentliche Gründe beizubringen, damit daß er die in den Regierungsblättern und dann in den Protokollen der Ministerialsitzungen veröffentlichten Mittheilungen in allerhand schöne Phrasen einwickelt, die des Pudels Kern dem Auge des mistrauisch gewordenen Volks verhüllen sollen; er ist demnach nicht viel anders als ein Exercitium in Talleyrand's Kunst die Sprache zur Verbergung der Gedanken zu benutzen. Was die Herren von Rochau, Oelsner und von Salviati betrifft, so muß man bedenken daß dieselben unmittelbar nach dem Schlusse des Fürstencongresses geschrieben haben, wo man wol seine Worte, aber noch nicht seine Früchte kannte; so sprechen sie denn auch nur als Besorgniß aus was sich bald genug als traurige Wirklichkeit offenbaren sollte. In den wesentlichen politischen Grundsätzen, dem Festhalten an der wahrhaft constitutionnellen Monarchie, sind beide Schriften einig; auseinander gehen sie darin daß Rochau und Oelsner auf reindeutschem, Salviati mehr auf isolirtpreußischem Standpunkte steht; die erstern verhalten sich mehr referirend, gelangen aber auch auf diesem Wege zu dem, seitdem nur zu sehr bestätigten Glauben an die „Unwahrscheinlichkeit irgend eines namhaften Resultats des Berliner Congresses".

> Die Mehrzahl der Unionsstaaten hat sich allerdings den verschiedenen Vorschlägen Preußens unbedingt angeschlossen, allein diese Vorschläge selbst sind der Art daß es unmöglich ist auf Grundlage derselben an den Ernst und Nachdruck der preußischen Bundesstaatspolitik zu glauben. (S. 338.)

Dieser Abschnitt kann wie das ganze werthvolle Buch der Herren von Rochau und Oelsner als Muster einer Behandlungsweise dienen welche durch die geschickte und

Digitized by Google

klare Darlegung der Thatsachen bei nur sehr sparsamem Raisonnement doch zu ganz bestimmten und festen Resultaten gelangt.

In der Schrift des Herrn von Salviati überwiegt die politische Reflexion; der Grundgedanke von welchem sie ausgeht ist klar ausgesprochen in folgenden Worten (S. 14):

> Eine Politik die den Vertrag vom 26. Mai nicht unbedingt festhält schneidet sich damit den Weg vorwärts mindestens theilweise, den Weg rückwärts zu den schon gewonnenen Resultaten aber leicht gänzlich ab, sie ertödtet eine noch ungeborene Zukunft im Keim. Eine solche Politik nennen wir bodenlos, den aufgegebenen Vertrag ein erschreckendes Präcedens.

An diesen Ausgangspunkt knüpft der Verfasser seine ganze weitere Betrachtung mit ebenso viel Entschiedenheit als Scharfsinn an, und wenn er dabei nicht zu der schonungslosen Opposition gelangt, durch welche eine Reihe von neuen und neuesten Flugschriften gegen die preußische Regierung so großes Aufsehen macht, so erklärt sich Dies eben daraus daß er im Juni 1850 schrieb: daß man damals nur fürchtete was jetzt eingetreten ist, daß man damals nur vor den Entschließungen warnen zu müssen glaubte welche der trauernde Patriotismus jetzt als vollendete verurtheilt. Mit scharfen Zügen zeichnet Herr von Salviati welches die nothwendigen Folgen zunächst für Preußen sein würden, wenn die unirten Regierungen ihren Völkern gegenüber den Vertrag und die Verfassung vom 26. Mai ebenso misachteten wie es die Regierungen von Sachsen und Hanover ein halbes Jahr früher ihren Mitverbündeten gegenüber gethan hatten, und leider hat er sich nur als einen zu guten Propheten bewiesen. Wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben, der ebenso sehr des Verfassers voraussehenden Scharfblick als sein Zusammentreffen mit der jüngsten preußischen Opposition beweist. Bekanntlich hebt es eine hier und da verbotene Broschüre, deren Namen wir aus zarter Rücksicht auf gewisse Preßgesetze nicht nennen wollen, hervor, welche Kurzsichtigkeit in der preußischen Foderung liege, die dem Gesammteintritt Oestreichs in den Bund oder auch nur der zu erweiternden Bundesgewalt gegenüber darauf bestehe die Provinzen Preußen und Posen im Bunde zu erhalten. Eben darüber sagt Herr von Salviati vor fast einem Jahre:

> Preußen als Großmacht ruhte auf seinen außerdeutschen Provinzen. Seit den Einverleibungsbeschlüssen vom 11. und 22. April und 3. Mai 1848 steht die Sache anders. Preußen wird, falls es ihm nicht gelingt die Union als eine europäische Macht durchzusetzen, nicht mehr im unbestrittenen Besitz des selbständigen Rechts auf Krieg und Frieden sich befinden, ein praktischer Unsinn welcher den Ausschlag geben muß. (S. 92)

Diesem drohenden „Unsinn" und den Gefahren gegenüber, welche namentlich durch russische Machinationen gleichmäßig die Union und den preußischen Staat selbst bedrohen, hofft Herr von Salviati auf ein entschiedenes Handeln, im Nothfall auf das preußische Schwert:

> Es gibt Lagen in denen Freunde die sich tief entzweit hatten nur durch ein Duell sich versöhnten. Aehnlich jetzt mit uns Deutschen. Es mag der Vervollkommnung des Geschlechts nicht sehr das Wort reden, aber der Zorn der sich Luft macht verliert an Bitterkeit. (S. 103.)

Freilich war zu der Zeit wo Dies geschrieben wurde die Erfindung noch nicht gemacht daß „der Starke zurückweicht"; Herr von Salviati indeß nennt die Politik die er seiner Zeit noch für unmöglich hält mit entgegengesetztem Namen den „Ausweg der Schwäche" (S. 95). In der Hoffnung auf eine kräftige Haltung der preußischen Regierung schließt er seine Schrift mit einem schwunghaften Aufruf an die geheiligten Ueberlieferungen und die berechtigte Zukunft Preußens, der wir allerdings etwas mehr schwarz-roth-goldenen Zusatz wünschten. Aber auch so ist dieser Schluß eine bittere Verdammung der Gegenwart.

Das wenigstens wissen wir jetzt daß keine Besorgniß die sich an das Verhalten der preußischen Regierung zu Erfurt und an den Fürstencongreß anschloß übertrieben war. Der zweite Versuch eines deutschen Parlaments ist noch weit erfolgloser vorübergegangen als der erste. Aber wir wissen auch daß alle die weisen Männer, die sich so hoch erhaben dünkten über einzelne Schwächen, wie sie in Frankfurt und Erfurt zutagekamen, fast ein ganzes Jahr hingebracht haben mit Notenschreiben, ein Jahr in dem die Bayonnetbeschützten keine Barrikade und keine Sturmpetition gestört hat in ihren grandiosen Conceptionen; und wir wissen und sehen daß das ganze Resultat ihres Thuns und Treibens sich nur bis zur Wiederherstellung des so und so viel mal für physisch, juristisch und moralisch todt erklärten Bundestags versteigt, daß nicht nur Schleswig, sondern die Hälfte des holsteinischen Rendsburg verloren ist, daß Limburg in aller Stille aus dem Deutschen Bunde abgeschieden zu sein scheint u. s. w. u. s. w. Eine glänzendere Genugthuung für die Getreuen von Frankfurt und Erfurt kann es nicht geben; und blicken wir jetzt auf die Paulskirche und auf das Martinsstift hin wie auf die Stätte wunderbarer Traumbilder, es wird doch die Zeit kommen wo ein deutsches Parlament dastehen wird in anerkannter, großartiger Wirksamkeit, und die Spuren Derer die sich einbilden sie vermöchten den Lauf der Zeiten und die Entwickelung der Nationen und die Macht der Ideen mit ihrer schwachen Hand aufzuhalten, die wird der Wind verwehen und sie werden verschwinden bis auf ihrer Namen Gedächtniß.

50.

Neue Romane.

1 Schloß Ronceaux. Nach einem alten Manuscripte. Drei Theile. Breslau, Kern. 1850. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Besitzer des Schlosses Ronceaux, Hr. von Nérac, hat das Verhältniß zu einem schönen und liebenswürdigen Mädchen fallen lassen um eine Andere zu heirathen. Dem Sproß dieser Verbindung wird ein mit Geheimniß umhülltes Knäblein zugesellt, für welches die christliche Liebe der Frau von Nérac angerufen ist. Kurze Zeit darauf wird mittels nächtlichen Einbruchs ein Kind aus dem einsamen Schlosse geraubt, doch leben die Aeltern in dem Glauben das zurückgebliebene Kind sei das ihrige. Der Vater ist in die Kämpfe der Zeit verwickelt, die Erziehung des Sohns bleibt daher der Mutter.

Der Knabe, Victor, wird ein trefflicher Jüngling, und von Heinrich von Navarra ausgezeichnet. Victor entdeckt zufällig einen Anschlag auf das Leben des Königs, und um die Verschwörer sicher zu machen setzt er sich zu ihnen in näheres Verhältniß. Sie werden verrathen und gefangen, und bei dieser Gelegenheit kommt es auch zur Sprache daß Victor nicht Rérac's Sohn sei. Eine Art Seherin, Ursula, zerhaut endlich den Knoten; unter ihren Zeugnissen ist eben jenes ein unüberlegtes und schwaches, welches als entscheidend angenommen wird, nämlich ein von ihr verfaßtes und vergrabenes Schriftstück. Indessen der junge Mann ist dennoch der Rechte und Alles endet glücklich. Das ist mit wenigen Worten die einfache, oder wenn man will eine ganz gewöhnliche Begebenheit, die nicht durch drei Bände hätte ausgesponnen werden können, wenn nicht die politische und sociale Versunkenheit der Zeit überreiches Material geboten hätte. Die Bartholomäusnacht, die Ligue, die Kriegszüge Heinrich's und seine Belagerung von Paris gehen chronikartig an uns vorüber, wie denn überhaupt eine schlichte Darstellung durch das ganze Buch läuft. In dieser Beziehung macht es so vielen literarischen Erscheinungen gegenüber einen wohlthuenden Eindruck. Man glaubt ein stilles, heimliches Plätzchen gefunden zu haben, wo wir die ganze heillose Gegenwart gern vergessen, um, wenn auch nur für wenige Stunden, an Allem uns einmal wieder zu erfreuen was wir als edel, schön und wahr liebgewonnen haben, und unter allen Stürmen des Lebens festhalten müssen. Aber, wird man fragen, war denn jene Zeit, und war sie zunächst in Frankreich so idyllisch daß man wahrhafte Freude daran haben könnte? Das war sie in keiner Weise. Die letzten Valois, Karl IX., sein nachfolgender Bruder Heinrich und ihre Mutter waren bekanntlich verruchte Geschöpfe. Die gemeinste Hinterlist, Unzucht, Mord und jede Schandthat waren an der Tagesordnung, und selbst Heinrich IV., den man als Feldherr und Staatsmann, daneben auch im Allgemeinen als einen offenen Charakter anerkennen muß, konnte sich der Einflüsse der durch und durch vergifteten Atmosphäre nicht erwehren. Das vorliegende Buch läßt ihn überall, selbst mit seinem mehrmaligen Glaubenswechsel rein erscheinen, und berührt überhaupt alles Widerwärtige nur leise soweit um dadurch seine Gegensätze in einem noch reinern Lichte erscheinen zu lassen. Fragen wir nun nach dem „alten Manuscripte" auf dem Titel, so wird man uns erlauben müssen dabei nicht etwa an eine französische Handschrift des 16. Jahrhunderts zu denken, sondern an einen in unserm lieben Vaterlande vor vielleicht zehn Jahren bereits geschriebenen Roman, der damals zufällig nicht zur Presse gelangte. Will man zuletzt auch nach einem nicht genannten Verfasser fragen, so spricht schon der einzige Umstand daß überall die Frauen im Vorgrunde gehalten sind, für eine Damenfeder. Dieser aber muß Klarheit, Ruhe, Natürlichkeit zuerkannt werden, und wer diese liebt Dem wird das Buch angenehm sein. Namentlich mögen sich Damen daran erfreuen denen die Gegenwart wenig Zusagendes bietet, und die historische Treue nicht so schwer ins Gewicht fällt daß sie die Höllenbreugels derselben gern für sich verschlossen sehen.

2. Fabian Goßler. Roman von Friedrich W. Ebeling. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte beginnt 1801 eben um die Zeit wo Bonaparte ernsthaft damit beschäftigt war sich Napoleon nennen zu lassen. Das ist freilich für diesen Roman durchaus unwesentlich: es ist jedoch so Vieles unwesentlich in demselben daß sich eigentlich gar nicht darüber reden ließe, wenn man nicht das Bedauern auszusprechen hätte daß ein Talent schon mit seinen ersten Productionen als verkommen erscheint. Das ganze Buch ist eine Corruption, und da versteht es sich von selbst daß es von Corruptionen wimmeln muß. Ein junger Arzt, Mathieu, ist der Sohn eines von großem Reichthum in bittere Armuth versunkenen Kaufmanns, der mit einem Trödelkarren auf der Landstraße liegen bleibt und stirbt. Der Knabe, dem Verschmachten nahe, wird von einem reisenden Edelmann aufgehoben und vorsorglich untergebracht. Jetzt ist Mathieu Arzt in Paris, von grenzenloser Begierde nach Wohlleben und Reichthum besessen. Wie er dazu gekommen ist für diese Reize jedes Mittel recht zu finden, weiß man nicht: man muß Das glauben, da von Charakterentwickelung und dergleichen überhaupt nicht die Rede ist. Mathieu hat ein junges Mädchen zu Falle gebracht, weil sie Geld hat; er heirathet sie sogar, weil er nothwendig unbeschränkter Eigenthümer ihres Vermögens sein will, und für diesen Zweck vergiftet er auch ihre Mutter. Er vergiftet einen Banquier wegen falscher Wechsel, hat ein einträgliches Verhältniß zu einer Weltdame, stürzt einen reichen Juden ins Unglück, dessen Tochter er verführt und bei der Gelegenheit ihren Bräutigam tödtet. Dann verschwindet er. Wir finden ihn in Indien wieder, wo er in einem Tempel Götzenbilder zu stürzen bemüht ist, nicht aus Religionseifer, sondern weil sie mit Gold und Edelsteinen beladen sind. Nebenher prostituirt er die Tochter eines Eingeborenen, die dann mit der dorthin verschlagenen Tochter jenes Juden unter dem einstürzenden Tempel erschlagen wird. In Wien kommt er wieder zum Vorschein. Er ist Millionnair und hat seine Tochter, die Frucht seines ersten Debut in Paris, bei sich. Er will sie einem alten Herrn verheirathen der ebenfalls Millionen besitzt, weil er berechnet hat daß dieser nicht lange leben wird, und sollte der Gute dennoch nicht bald zu sterben geneigt sein, so gibt es ja für Mathieu Mittel und Wege. Indessen hat die Tochter keine Neigung ihre schöne Jugend an das Alter wegzuwerfen; überdem ist da ein junger Raimund, der, obgleich Demokrat oder Demagog, was ja in manchen Kreisen gleichbedeutend ist, dennoch von Metternich als Archivar angestellt, also auf dem besten Wege ist sein Glück zu machen. Sie müssen ein Paar werden, schon aus dem Grunde weil es in diesem Buche hergebracht ist daß kein Mädchen als Jungfrau unter die Haube kommt. Gleichzeitig ist endlich Derjenige aufgetreten welcher dem ganzen Buche den Namen gibt, Fabian Goßler. Er treibt Mathieu so in die Enge daß er sich seines zusammengestohlenen und angemordeten Reichthums begibt und wahnsinnig wird. In lichtem Zwischenraume kommt seine Tochter am Tage vor ihrer Hochzeit zu ihm. Seine Wuth kehrt zurück, er faßt und erwürgt sie. Raimund geht nach Paris, weil er auf den Barrikaden von 1830 fallen muß. Und die Moral? Das ist freilich in jetzigen Zeiten eine vermoderte Frage! Dennoch drängt sie sich ungerufen vor, und wirklich spricht auch Fabian Goßler auf der letzten Seite des zweiten Bandes so Etwas aus. Nur steht es mit dem ganzen Buche in so lockerm Zusammenhange wie alles Uebrige unter sich. Wie schon gesagt ist der Verfasser nicht ohne Talent, und der Anfang des Buchs scheint auch wirklich Einiges zu versprechen. Wir gerathen doch nur zu bald in unnütze Geld- und Wechselberechnungen und damit in eine Zerfahrenheit hinein, die vielleicht nur in dem revolutionnairen Zustande welchem wir seit 1848 verfallen sind einige Berechtigung finden mag. Wir können daher zum Besten der Kunst nur mit dem Wunsche schließen: daß die politische Reaction auf die noch zu erwartenden Romane, nicht die des Verfassers allein, eine wohlthätigere Wirkung äußere als auf andere Dinge.

3. Der achtzehnte März. „Dies Buch gehört dem deutschen Volke!" Historischer Roman von Hugo Harzburg. Drei Theile. Berlin, Schneider u. Comp. 1850—51. Gr. 12. 4 Thlr. 20 Ngr.

Als Bettina „Dies Buch gehört dem Könige" schrieb, da erging die geniale Frau sich weit über die Grenzen des Voigtlandes hinaus mit ihren Reflexionen, Ansichten und Fingerzeigen: sie alle aber wurzelten doch in dem Elende des genannten berliner Stadttheils. Als Hugo Harzburg seinen „Der achtzehnte März" schrieb, da hat er sich auch mit Reflexionen, Ansichten und Fingerzeigen weit hinausgewagt in das gesammte

Digitized by Google

deutsche Volk: aber auch er kehrt immer getreulich nach seinem lieben Berlin in der angenehmen Hoffnung zurück, das gutmüthige deutsche Volk werde in vertrauensvoller Ueberzeugung hinter ihm drein wandern durch das Brandenburger Thor in all die Herrlichkeit hinein die doch nur in Berlin zu Hause ist. Lassen wir ihm diesen schönen Glauben, bei dem das deutsche Volk ja Nichts verlieren kann, und betrachten wir eine der seltsamsten und langweiligsten Productionen unsers Jahrhunderts. Bevorworten müssen wir jedoch daß wir uns leider ganz außer Stande befinden aus der im Buche enthaltenen Geschichte, obgleich sie als historischer Roman bezeichnet ist, irgendwie deutlich zu referiren. Ob der Verfasser dies Geständniß verschuldet, ob uns die rechte Befähigung abgeht, wollen wir in beiderseitigem Interesse nicht weiter untersuchen, vielmehr nur hervorheben daß der Verfasser unendlich viel weiß, und all das Wissen, wie billig, nicht verkommen lassen will. Darum wird es den Helden seines Buchs, gleichviel welchen, während ihrer Monologe, Dialoge und sonstigen Redensarten in den Mund gelegt, sodaß wir zum Beispiel von einer blutjungen Comtesse, oder sonst einem Aggregat der Coterie Dinge vernehmen die uns nothwendig zu der äußersten Achtung für den weiten Kreis ihrer Bildung bestimmen müssen. Nur schade daß regelmäßig die vorwitzige Frage sich aufdrängt: Gehört Das zur Sache? und das ebenso regelmäßige Nein! verwandelt die redende Person plötzlich in eine komische Figur. Außerdem ist, wie wir aus dem Vorworte zum Epilog des dritten Theils ersehen können, noch ein vierter Band zu erwarten, wo dann eigentlich erst der verhängnißvolle 18. März auf die Bühne treten wird um wahrscheinlich als grandioser Deus ex machina die Geschicke der bis dahin vorgeführten Hauptpersonen zu entscheiden. Der erste Theil heißt „Die weiße Frau", die auch wirklich am Schlusse desselben, wie Das Gespenstern eigen zu sein pflegt, ohne Anmeldung dem königlichen Paar erscheint. Der zweite ist „Die Verlobung" genannt, die also den Knoten schürzt welcher im vierten entweder rücksichtslos auf den Barrikaden zerhauen werden, oder aber das Glück der Liebenden auf ewig binden muß, und so wandern wir erwartungs- und sorgenvoll durch „Des Sturmes Vorboten" des dritten Theils. Anlangend die politische Seite des Buchs, so ist schon angedeutet daß der Verfasser ein berliner Preuße ist. Dabei kann Niemand Etwas zu erinnern haben, und ebenso wenig mag es dem Verfasser zur Last geschrieben werden daß er für Preußen thut was menschenmöglich ist. Wenn er jedoch von dem Erfurter Parlamente für Preußen, oder was ihm synonym ist, für Deutschland Ersprießliches erwartete, so weiß er nunmehr daß auch in Dresden keine Siegespalmen für Preußen aufgrünten. Preußen und Deutschland so zu identificiren daß Deutschland preußisch werden sollte, dafür war bekanntlich der günstige Augenblick längst vorüber, und Preußen hatte auf Sympathien nicht mehr zu rechnen. Daß sodann der Verfasser gegen ein östreichisches Deutschland ankämpft, ist allerdings anzuerkennen: allein mit all dem Wesen ist nicht geholfen. Deutschland liegt nicht in Preußen, nicht in Oestreich, sondern bekanntlich in sich selber. Hat aber das ganze politische Raisonnement irgendwie Berechtigung bei der Anzeige eines Romans? Warum nicht? Es ist ganz natürlich hervorgerufen durch das Buch selbst mit seiner Vorrede und dem anticipirten Epiloge, und gibt nun ebenso natürlich Gelegenheit ein Wort zu sagen was nicht oft genug wiederholt werden kann, nämlich: Wer für das Volk schreiben will muß ein Volksmann sein. „Der achtzehnte März" gehört nicht dem deutschen Volke, sondern dem Könige von Preußen; dieser ist es allein dem der Verfasser huldigt. Bettina war ehrlicher: auch sie huldigte dem Könige, aber sie schrieb für ein unglückliches Volk.

4. Das Fürstenhaus zu S... Ein Roman. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1851. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Der Fürst S... ist schon im Begriff sich von seiner Frau scheiden zu lassen, als die frohe Kunde daß sein Name fortleben werde alle Scheidungsanstalten beseitigt. Die Fürstin wird jedoch nur von einem todten Knaben entbunden, und um die Scheidungsgelüste nicht wieder zu neuer Thätigkeit berufen zu sehen, nimmt ihr Hausarzt, der natürlich Jesuit ist, den todten Knaben, legt ihn einer armen Bäuerin in die Wiege, und verpflanzt dafür deren Knaben ins Schloß. Später wird die Fürstin von einem lebendigen Knaben entbunden, der als Nachgeborener keine Hoffnung auf die Glücksgüter hat welche die Primogenitur gewährt. Sie haßt darum den untergeschobenen Erstling, ohne doch irgend Mittel und Wege finden zu können ihn zu beseitigen. So tritt denn Maximilian, ein schöner und herrlicher Mensch, die Erbschaft an. Es fehlt nicht an Anlässen welche ihn scheinbar in ein gehässiges Licht stellen. Er nimmt an dem Aufstande in Posen theil und flieht nach Paris. Im März 1848 ist er in Berlin; dann wieder auf seinem Schlosse, welches, nebenher bemerkt, an der äußersten Grenze Oberschlesiens liegt. Mittlerweile hat der Nachgeborene, Bonaventura, sich in eine Försterstochter verliebt, und seine Mutter, deren Liebling er ja ist, leicht vermocht eine Heirath gutzuheißen. Das Mädchen wird als irgend ein adelig geborenes Wesen im Schlosse aufgenommen. Gleichzeitig sind die Bauern durch Emissaire aufgewiegelt; sie wollen ihren galizischen Nachbarn nicht nachstehen, und ziehen bewaffnet nach dem Schlosse. Max, der Edle, weiß sie zu beschwichtigen, allein die Emissaire legen Feuer in einem Schloßflügel an, und mit äußerster Lebensgefahr rettet Max das ihm noch ganz unbekannte Mädchen aus den Flammen. Am Hochzeitabend trifft der eifersüchtige Bonaventura die Braut mit Max im Park und will diesen erstechen, mordet jedoch die eigene Braut. Max soll darauf vergiftet werden; er hat schon den Becher an die Lippen gesetzt als die Warnungsstimme einer Zofe das Unglück verhütet. Zugleich erfährt er daß er nur ein Bauernjunge sei, wird vom Fieberwahnsinn befallen und will sich erschießen, hält jedoch im entscheidenden Augenblick das Pistol so daß er die alte Fürstin tödtet. Darauf übergibt er dem vermeintlichen Bruder sein Testament, geht nach Wien und wird im Zeughaussturm von einer Kugel durchbohrt. Die beiden letzten Zeilen des letzten Bandes sagen: „Sanft gebettet ruhete der sarmatische Fürstensohn unter dem Schilde seines großen Ahnherrn." Das ist nun, wie wir gesehen haben, mit Erlaubniß des Verfassers nicht wahr: es ist jedoch damit symbolisch das Urtheil über das ganze Buch ausgesprochen, denn dieses leidet durch und durch an innerer und äußerer Unwahrheit. Außerdem ist es trotz allen sichtlichen Bemühungen nach einiger nobler Haltung so nüchtern und trivial gerathen daß selbst eine geharnischte Resignation große Mühe hat dem Leser desselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Einzige was dankbare Anerkennung verdienen mag ist die Nichtbenutzung eines sehr naheliegenden Motivs zur Steigerung des Ungeheuerlichen. Die Braut nämlich konnte sehr gut Bonaventura's Schwester sein, deren Tod durch seine eigene Hand dann eine Blutschande in Gnaden abgewendet hätte. Auf der andern Seite läßt sich freilich sagen, dann wäre noch Etwas im Buche gewesen. Daß in demselben gar viele Geschichten aus den verschiedenen Revolutionen vorkommen, versteht sich von selbst. Bei ihrer absoluten Oberflächlichkeit können sie jedoch nirgend einigen Antheil erwecken. Dasselbe gilt von den eingeflochtenen politischen und sonstigen Raisonnements und den Moralien: sie sind nirgend stichhaltig. Im Anfange des ersten Bandes erscheint Felix Lichnowsky, und man knüpft an ihn einige schwache Hoffnungen. Arge Täuschung! Erst gegen das Ende des dritten Bandes kommt nicht er selbst, sondern ein Zeitungsblatt vom September 1848, aus welchem wir uns im Jahre 1851 sein elendes Ende vorlesen lassen müssen. Das heißt denn doch den Leser sehr wohlfeil abfertigen! Strenggenommen ist es eine injuriöse Beleidigung, und vielleicht nur deshalb hat der Verfasser sich nicht genannt.

Digitized by Google

5. Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Von Claire von Glümer. Leipzig, Otto Wigand. 1851. 8. 2 Thlr.

Das Jahr 1848 wird allerdings Vielen als eine Fata Morgana erscheinen. Was es mit Titanengewalt aufbauen wollte ist zerflossen wie Morgennebel. Ob eine Sonne ihn besiegt, Das ist selbst bei Denen noch eine unzeitige Frage die jene Titanengewalt fort und fort zu fesseln bestrebt sind. Aber auch das vorliegende Buch als solches ist eine Fata Morgana. Alles was geschieht ist in die Ferne gerückt, soweit daß wir es nur zwischen den Zeilen herauslesen können, und uns die ganze Geschichte selbst mit einiger Mühe zusammensuchen müssen. Danach ist denn einmal ein adeliger Herr in Italien gewesen, hat, obgleich schon verheirathet, ein Verhältniß gehabt welches Jesuiten nun ausbeuten wollen um mehre Güter, deren jedes in einem andern der verschiedenen Deutschländer liegt, den Erben jenes Herrn zu entreißen und zu festen Punkten der jesuitischen Propaganda zu erheben. Die Tochter der italienischen Dame, die eigentlich für höhere Zwecke einem liebreichen Cardinal geopfert werden und dann als verbraucht und störend ins Kloster soll, macht die fein angelegten Pläne im kritischen Augenblicke zunichte und wird zum Aerger der gesammten Verwandtschaft die Gemahlin eines Glieds derselben. Nebenher gewahren wir daß die Bestrebungen der Paulskirche am Einflusse der Jesuiten gescheitert sind, und bei der Gelegenheit werden uns einige Glieder des Parlaments vorgeführt. Bei den Portraits derselben wird man so gut wie Nichts auszusetzen haben: einen wirklichen und in sich nothwendigen Zusammenhang derselben mit dem Roman darf man jedoch nicht erwarten. Dieser Mangel an künstlerischem Organismus wirft überhaupt mehr als die Hälfte der vorgeführten Personen in das Fach des Ueberflüssigen. Selbst jene Repräsentantin der Entsagung, Gertrud, wie sehr sie auch überall in den Vordergrund geschoben ist, bleibt wirkungs- und antheillos, weil sie, obgleich immer nur das Beste wollend und vertretend, an der allgemeinen Verschwommenheit ihrer ganzen nebeln Umgebung zu leiden hat, und ihr kranker, am Ende sterbender Bruder, dem sie liebend zur Seite steht, bessert darin Nichts, denn auch er gehört zu den überflüssigen Personen umsomehr als sein leidender Zustand nirgend als ein Motiv für einen irgend wesentlichen Zweck mit Bestimmtheit benutzt ist. So hätte denn das Buch eigentlich keinen Inhalt? Eigentlich keinen! Einer der vielen adeligen Herren nimmt sich des Socialismus an, und da er überhaupt der Linken in der Paulskirche nahesteht, so sollte man glauben es müßte doch zu irgend Etwas kommen bei dem Conflict zwischen ihm und seiner Verwandtschaft. Es kommt jedoch zu Nichts, und allenfalls läßt sich sagen: es müssen doch in der Lehre vom Socialismus höchst bedeutende Motive stecken, da sogar ein Aristokrat sich derselben ergibt, und auf der andern Seite bekanntlich mit allen möglichen Waffen dagegen angekämpft wird. Wir nehmen übrigens Abschied von dem Buche mit voller Anerkennung der edeln und reinen Gesinnung die es überall und so auch noch in den letzten Worten ausspricht, wo es heißt: „Recht thun was uns zu thun gegeben ist; recht lieben was sich uns zu eigen gab, und die Zukunft nach Gottes Willen bereiten helfen.“ 1.

Waidmanns Leben in Südafrika.

Ein vor kurzem in London erschienenes Werk: „A hunter's life in South-Africa by *Roualeyn Gordon Cumming*“ (2 Bde.), gewährt durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts sowol hinsichtlich der Gediegenheit der Beobachtungen als der ungemeinen Lebendigkeit in Schilderung der großartigsten Natur- und Jagdscenen die der Verfasser geschaut, bestanden und durchgemacht, dem Liebhaber sowol wie den naturwissenschaftlichen Fachgelehrten ein erhebliches Interesse. Der Autor ist Waidmann mit Leidenschaft, aber er ist es im großartigsten Stil, im heißesten, glühendsten, gefahrvollsten Tropenstil. Zugleich aber ist er ein gründlicher Kenner und Beobachter der tropischen Thierwelt, und die feinsten naturhistorischen Wahrnehmungen und Combinationen resultiren ihm auf seinen gefährlichen Jagdstreifzügen von selbst und stellen sich in der spätern Aufzeichnung als die Wissenschaft wesentlich ergänzende Züge dar. Eben Das ist das Interessanteste an dem Buch daß der Autor, obwol mit ganzer Seele „hunter“, weit entfernt ist ein bloßer Nimrod, ein bloßer tollkühner Löwen-, Elefanten- und Flußpferdvertilger zu sein. Sondern das Thier des fernen Welttheils, wie es sich in seiner großartigen Naturscenerie, in seiner ganzen riesenhaft-fremden Naturbestimmtheit ausnimmt, ist für ihn an und für sich Studie. Darum ist auch die materielle Ausbeute die er von seinen langjährigen Streifzügen im Süden Afrikas in die Heimat gebracht, und die jetzt einen sehr werthvollen Bestandtheil der „Chinese gallery“ in London bildet, beträchtlich.

Der Autor machte innerhalb der Jahre 1843—49 nicht weniger als fünf Jagd- und nebenbei Handelsexcursionen nach beinahe allen erdenklichen Punkten Südafrikas. Seine erste Expedition reichte bis zu den Griqua-Hottentotten, wo er nahe 28° südlicher Breite den Waalfluß kreuzte und gegen eine Masse gewöhnlicher Musketen von den Eingeborenen Elfenbein eintauschte. Später dehnte er seine Streifereien bis in die Gegend von Bamanguato und noch weiter westwärts aus (22° südlicher Breite), wo er, wie er sagt, „seinen funfzigsten Elefanten (er meint natürlich blos die Zähne) einsackt und aus diesem Artikel wie aus Straußfedern einen Reitogewinn von 1000 Pfd. St. bezieht. Auf der vierten Excursion begegnen wir ihm bei dem Limpopofluß und dem großen See Ngami, wo es Flußpferde (Behemoths) in ungeheurer Masse gibt. Hier in dieser fernwelttheiligen Natur und Thierwelt wird der Autor so einheimisch und bekannt wie mancher Jäger es nicht in seinem Forste ist, und hier in diesen Breiten, wo sich die Hippopotamusse zu den Elefanten verhalten wie bei uns die Hasen zu den Rehen, schießt er von der letztgenannten Thiergattung sein hundertstes Exemplar.

Es gibt absolut keine dieser südlichsten Fauna angehörige Thiergattung auf die der Verfasser nicht Jagd gemacht hätte; allein seine jägerlichen Resultate gewinnen, da er was ihm Thatsächliches vorkommt genau vergleicht und untersucht, stets eine wissenschaftliche Beziehung und Bedeutung. Die Antilopenjagd ist zwar bekannt und oft beschrieben, allein die vielfachen Species der Gattung Antilope, die in Südafrika allein vorkommen, sind, wie es in einer englischen sehr gründlich wissenschaftlich gehaltenen Kritik heißt, vielleicht nirgend so genau und typisch unterschieden wie bei diesem Autor. Die vorzüglichsten der in Südafrika vorkommenden fast zahllosen Antilopengattungen sind 1) das bekannte Gnu (Antilope Gnu); 2) der Springbock (Antilope euchore.); 3) der Gemsbock (?) (Antilope oryx), ausgezeichnet durch ihre langen geraden Hörner, womit sie zuweilen dem Löwen, wenn er sie angreift, tödtliche Wunden beibringen soll; 4) der unter 20° südlicher Breite am Waalfluß vorkommende Koodoo (Antilope strepsiceros); 5) die Antilope equina Geoffroys (eine Spielart von Nr. 3); 6) der Bleßbock (Antilope albifrons); 7) die Elenantilope (Antilope oreas); 8) der Klippspringer (Antilope saltatrix); 9) der Blaubock (Antilope coerulea), die kleinste aller südafrikanischen Antilopen; 10—12) der Reitbock (Antilope redunca), der Ourebi (Antilope scoparia), die schnellste aller Antilopen, und der Buschbock (Antilope sylvatica). Außer diesen zwölf kommen jedoch nicht weniger als elf Species der Antilope in Südafrika vor. Merkwürdig, wie sich auf einem Erdwinkel eine so ungeheure Mannichfaltigkeit einer und derselben Thiergattung zusammendrängt! Die Giraffe, der wilde Büffel (Bos Caffer. Sparrmann), und das Rhinoceros waren gleichfalls vorzügliche Jagdobjecte dieses dem Tropenwaidwerk unermüdlich obliegenden Autors. Seinem Gefühl macht es Ehre daß die erste erlegte Giraffe ihm Thränen ins

Auge lockte. Eine schmerzliche Trauer ergriff ihn als er „das schöne, harmlose und widerstandslose Thier“ mit dem sanften dunkeln, fast schwärmerischen Auge zu seinen Füßen verenden sah. Die größten Giraffen die dem Verfasser zu Gesicht kamen hatten eine Höhe von 15 Fuß, und wir erfahren von ihm daß die alten Thiere männlichen Geschlechts stets von dunkelkastanienbrauner Oberfärbung sind. Etwas gewiß für Viele Neues enthält auch die nachstehende Bemerkung des Autors: „Kein Wort und keine Feder vermag dem Jagdfreunde zu schildern was es heißt inmitten eines Trupps riesengroßer Giraffen dahinzujagen. Man muß Das selbst erfahren haben. Diese Thiere verbreiten nämlich um sich einen wunderbar balsamischen Geruch, der mich an den Duft erinnerte den ein mit Haidehonig gefüllter Bienenstock ausathmet.“ Vom Rhinoceros begegneten dem Autor vier Species, nämlich: das weiße Rhinoceros (Rhinoceros simus. Burchell.); das schwarze Rhinoceros (Rhinoceros africanus Linn.); sodann das Rhinoceros keitloa Smiths und eine vierte Species, von den Eingeborenen Kobaoba genannt, die sich durch das gerade vorwärts gestreckte Horn auszeichnet. Der Autor ist nicht abgeneigt zu glauben daß dies das fabelhafte Einhorn der Alten sei. Die größte unter diesen vier Arten ist das weiße Nashorn. Die schwarzen Species sind kleiner, aber muthiger und beweglicher. Diese letztern nähren sich fast ausschließlich von den dornigen Zweigen einer Mimosengattung, die bei den dort umwohnenden Holländern, seltsam genug, den Namen „Wart-ein-Bissel“ führt. Vom schwarzen Nashorn schoß unser Autor ein Exemplar mit drei Hörnern. Ob dies eine besondere Varietät sei läßt er dahingestellt.

Interessant ist es den Verfasser von einem kleinen Vogel erzählen zu hören, der der stete Begleiter, ja der intime Freund und Warner des Muchocho oder weißen Nashorns ist. Dies Vögelchen sitzt zuweilen scharenweise dem ruhenden oder schlafenden Rhinoceros auf dem Rücken und fliegt mit großem Geschrei auf und warnt das Riesenthier, wenn ein Verfolger in der Nähe ist. Der ungeheuere Herbivore versteht auch die Warnung trefflich, schreckt aus dem tiefsten Schlafe auf, springt auf seine Füße, schaut erst nach allen Richtungen um sich und macht sich dann im stärksten Laufe auf und davon. Der Autor will gesehen haben daß der kleine Vogel seinen Schnabel in das Ohr des schlafenden Nashorns steckt, und ihm so ganz eigentlich die Warnung in die Ohren schreit. „Ich habe“, schreibt der Verfasser, „oft auf Meilenweite zu Pferde ein Rhinoceros verfolgt, das manchen Schuß aus meinem Gewehre verlangte bevor es stürzte, und immer blieben die kleinen Vögel seine stetigen Begleiter, bis die Jagd ein Ende hatte. Ein ganzer kleiner Schwarm davon saß in Reih und Glied, wie kleine Soldaten, dem Ungeheuer auf dem Rücken. Sowie ich diesem eine Kugel aufbrannte die in seinem Wanst saß, flog die ganze kleine Gesellschaft etwa sechs Fuß hoch auf, mit ihrem gewöhnlichen kreischenden Lärmgeschrei, nahm aber gleich darauf wieder ihren alten Posten ein. Selbst wenn das Rhinoceros von unzähligen Kugeln durchbohrt endlich todt zusammenstürzt, verlassen die geflügelten Freunde es ungern. Sie mögen dann wol glauben: es schlafe nur.“

Im Limpopofluß (23° südlicher Breite) erlegt der Autor bei Mondschein ein Flußpferd. Es ist mehrmals angeschossen, aber eine letzte Kugel, die ihm in der Augengegend gerade ins Gehirn fährt, macht ihm den Garaus. Mittels eines Gespanns tüchtiger Ochsen und eines ganzen Arsenals daumendicker Ketten wird es ans Land gezogen, es ist ein auserlesener Bursche der nicht weniger als fünf Fuß in der Breite quer über den Bauch mißt.

Löwenjagden, deren der Autor ebenfalls mehr als eine der gefahrvollsten bestand, sind oft genug beschrieben, indessen verdankt seiner Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit im Aufspüren und Benutzen jeder Gelegenheit wo der „Wüstenkönig“ in seinen Schlupfwinkeln, in seinem ganzen einsamen Naturtreiben zu beobachten war, die Wissenschaft manche Berichtigung bisher gangbarer Irrthümer. Was der Verfasser in einer summarischen Beschreibung über die abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise und dem Charakter der südafrikanischen Löwen zusammenstellt, gehört nach dem Urtheil der sachkundigsten Kenner zu dem Gediegensten was von neuesten Naturforschern aufgestellt ist. Da hier in diese Details nicht eingegangen werden kann, sei nur Einzelnes bemerkt. Z. B. weist der Autor nach daß der Löwe gar nicht das einsam lebende Raubthier ist für das man ihn gewöhnlich hält; im Gegentheil associirt er sich gern unter sich, jagt in Gesellschaft, öfters gruppenweise, mit einer Art von Strategie. Der Autor beobachtete mehrmals solche Löwenjagdzüge von 4—5 großen vollausgewachsenen Individuen. Auch mit kleinen Raubthieren, z. B. mit dem Schakal, lebt der Löwe in gutem Vernehmen. Der Autor schoß einst eine kolossale Löwin als sie eben einen erlegten Bläßbock verspeiste, an welchem Mahl überdies noch ein Dutzend Schakals ungestörten Antheil nahmen. Daß beim männlichen Löwen die Mähne im dritten Jahr deutlich entwickelt ist, aber erst im sechsten ihre völlige Größe erreicht, behauptet der Autor frühern Beobachtern gegenüber entschieden, ebenso widmet er der allmäligen Färbung der Haut, wie sie von Jahr zu Jahr sich modificirt und verwandelt, ein gründliches Capitel. Besonders neu und drastisch ist aber die Beobachtung daß die Löwen sich bei hellen Mondscheinnächten auch Concerte geben. Man hört sie dann mit Grausen je zuweilen vier- und fünfstimmig, nach Art eines Canons oder einer Fuge brüllen, indem der eine anstimmt und die andern in Zwischenräumen einfallen. Der Autor läßt es dahingestellt, ob das „Gut gebrüllt Löwe“ aus der bekannten Theaterkritik der hohen atheniensischen Herrschaften über die Rüpelkomödie im „Sommernachtstraum“ sich schon auf diese Wüstenthatsache bezieht, oder ob der Felis leo africanus diese Concertirwuth erst seinen civilisirtern Collegen jenseit des Atlantischen Meeres: den „Lions“ in Cravatte und Reitfrack, abgelauscht hat.

39.

Populaires astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer alphabetisch geordneten Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie sammt der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen von Joseph Emil Nürnberger. Zwei Bände. Mit lithographirten Tafeln und des Verfassers Portrait. Kempten, Dannheimer. 1846—48. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Ueber das erste Heft dieses umfangreichen Werks hat Referent bereits vor neun Jahren in d. Bl. berichtet *). Obgleich seit zwei Jahren vollendet, kamen ihm die letzten Hefte durch Zufall erst vor kurzem zu Gesicht, und Dies mag die verspätete Anzeige erklären.

Der Verfasser hat, wie uns die Vorrede des zweiten Bandes erzählt, nicht die Vollendung seines Werks erlebt, so nahe er ihr auch gekommen war, da nur 50 Seiten (vom Artikel Wurf an) von seinem Sohne und Hrn. S. Nathan, größtentheils aus den Vorarbeiten des Verfassers, noch hinzuzufügen waren. Am 6. Februar 1848 starb er im 69. Lebensjahre, dem 36. seiner literarischen Thätigkeit.

Indem wir hier auf die biographische Skizze, durch welche sein Sohn Woldemar den zweiten Band (L—Z) eingeleitet hat, verweisen, bemerken wir nur daß er außer Mathematik und Astronomie auch die schöne Literatur in den Kreis seiner schriftstellerischen Wirksamkeit gezogen hat. Uebersetzungen römischer Dichter und mehre ihm selbst angehörende Novellen wechselten mit Abhandlungen aus der höhern Analysis und populair

*) Vergl. Nr 120 d. Bl. f. 1842. D. Red.

astronomischen Arbeiten, bis er im Jahr 1841 an die Ausarbeitung des hier besprochenen größern Werks ging, für das er schon seit geraumer Zeit Materialien und Vorarbeiten gesammelt hatte.

Ein *Wörterbuch* im eigentlichen Sinne hat der Verfasser uns indeß nicht gegeben und auch nicht geben wollen. Aehnlich wie in Gehler's bekanntem „Physikalischen Wörterbuch" wechseln kürzere, durch wenige Worte erklärende Notizen mit Abhandlungen die für sich allein genommen schon ein Werk bilden könnten, wie beispielsweise der 86 Seiten umfassende Artikel „Finsternisse". So wenig nun diese Ungleichartigkeit *vermieden* werden kann, so hätte sie doch zum Vortheil des Werks *vermindert* werden können. Der Verfasser hat mehrfach Gegenstände in *einem* Artikel vereinigt die man allerdings in astronomischen Lehrbüchern unter Ein Capitel bringen kann, in lexikalisch geordneten Werken jedoch gern gesondert findet. Der schon an sich so reichhaltige Abschnitt „Doppelsterne" ist ganz und gar auf „Fixsterne" verwiesen. Der bereits erwähnte Artikel „Finsternisse" würde zweckmäßiger nur das Allgemeine enthalten, und aus Dem was über Mond- und Sonnenfinsternisse insbesondere zu sagen wäre dürften zwei besondere Artikel gemacht werden.

Besonders im Anhange zum ersten, sowie im zweiten Theile des Werks sind auch längere Abhandlungen von andern Verfassern, Lehmann, Boguslawsky, Mädler, Bessel, Faye, aufgenommen, worüber wir mit dem Verfasser nicht rechten, umsoweniger als er die Urheber stets namhaft macht. Nur möchten einige, wie die von Bessel über die Gestalt und Größe des Erdkörpers und die Faye'sche über den Kometen von 1843, sich nicht für ein Werk eignen in welchem „alle irgend entbehrliche Formelsprache vermieden werden soll". Namentlich im zweiten Theile stößt man auch auf Wiederholungen, die ihren Grund darin haben daß der Verfasser, nachdem er seine Auseinandersetzung gegeben, noch die eines andern Autors in extenso hinzufügt, oder in zwei verwandten Artikeln, statt bei dem einen auf den andern zu verweisen, die ganze Entwickelung mit einiger Veränderung reproducirt. Eine gewisse Breite des Vertrags kommt auch noch hinzu das Werk weitläufiger zu machen als eigentlich nöthig gewesen wäre.

Doch würde man ungerecht urtheilen wenn man nicht trotz dieser partiellen Ausstellungen anerkennen wollte daß der Plan des Werks wohl angelegt und gut durchgeführt sei. Es war sicher nichts Leichtes in einer so umfangreichen Wissenschaft, ohne daß irgendwo eine nennenswerthe Vorarbeit vorlag, das *erste* lexikalische Werk durchzuführen, zumal in einer Zeit wo eine Entdeckung die andere drängte, und darunter einige wie sie nie zuvor gemacht, ja von den Meisten für unmöglich gehalten wurden. Unter solchen Umständen würden selbst noch größere Mängel als sich hier zeigen ihre Entschuldigung finden.

Wäre dem Verfasser vergönnt gewesen die wirkliche Vollendung zu erleben, so hätte er sich sicher veranlaßt gesehen manchen Artikel der frühern Hefte umzuarbeiten. Nicht allein würden die inzwischen stattgefundenen zahlreichen Entdeckungen dazu Veranlassung gegeben haben; auch manche Ansicht die gegenwärtig nicht mehr haltbar ist, und gegen welche dem Verfasser selbst Zweifel aufstoßen mußten, würde ihre Berichtigung gefunden haben. Denn daß der Verfasser, auch nachdem er sich über einen Gegenstand ausgesprochen, besser begründeten Ansichten, sie mochten ihm kommen von woher sie wollten, nicht unzugänglich gewesen, zeigt sich an mehren Stellen. So erklärt er (S. 96) im Artikel „Bahnen" unsere Sonne für einen Doppelstern, während der fünf Jahre später datirende Artikel „Sonne" von dieser unhaltbaren Ansicht gänzlich Abstand nimmt und das Sachverhältniß beiweitem richtiger und angemessener darstellt. Nicht unbemerkt möge ferner bleiben daß der Verfasser im weitern Fortgange seines Werks immer seltener auf Gruithuisen's mehr als gewagte Conjecturen eingeht, und sie gegen Ende desselben, wie z. B. im Artikel „Venus", ganz fahren läßt. Es würde ein Leichtes sein noch mehre Beispiele anzuführen die Zeugniß geben von dem Bemühen des Verfassers sein Werk im weitern Fortgange mehr und mehr von Flecken zu reinigen.

Wahrscheinlich wird dieses astronomische Wörterbuch für längere Zeit das einzige größere bleiben, da die Gegenwart solchen Unternehmungen nicht günstig ist, und überdies die Kräfte der kundigen Astronomen in anderer Weise zu stark in Anspruch genommen werden, in unserm Deutschland wenigstens. Um so wünschenswerther würde es sein wenn von Zeit zu Zeit einzelne *Nachträge* zu dem vorliegenden geliefert werden könnten. Sie brauchten keineswegs umfangreich zu sein, da es über sehr viele neue oder neuzubearbeitende Gegenstände an kurzen Notizen genügt, sie würden aber, verbunden mit einem Register, woran es jetzt noch gänzlich fehlt, den Benutzern des Werks höchst willkommen sein und den Werth desselben wesentlich erhöhen.

Eine sehr willkommene Zugabe sind gewiß die in Anmerkungen mitgetheilten biographischen Notizen älterer und neuerer Astronomen und Mathematiker. So geben allein die Artikel des Buchstabens A Gelegenheit zu kleinen Biographien von Hook, Flamstead, Graham, Bradley, Halley, Huyghens, Euler, Dolland, Fraunhofer, Schröter. Im weitern Fortgange des Werks werden sie natürlich seltener, da sie mit wenigen Ausnahmen sich bei dem ersten Artikel finden der Veranlassung dazu gab. Doch haben wir nicht wenige Namen vermißt, vielleicht aber blos noch nicht aufgefunden, da bei der vom Verfasser beliebten Einrichtung die alphabetische Folge hier wegfällt. Hier würde ein *Register* dringend nothwendig sein, und ist auch wol ohne Zweifel vom Verfasser beabsichtigt worden. Uebrigens sind auch die Artikel des Werks selbst an biographischen Notizen gar nicht arm und enthalten oft mehr über den Mann als in den Anmerkungen unter dem Texte gesagt ist.

Da den einzelnen Astronomen in der angegebenen Weise specielle Artikel gewidmet sind, so hätten wir sehr gewünscht auch ein Verzeichniß der Sternwarten zu finden. Allein weder in diesem Artikel selbst, der übrigens fast nur von Pulkowa handelt, noch in andern wo sich dazu Gelegenheit darbot findet man ein solches. Was Jahn in seiner „Geschichte der neuern Astronomie" uns 1843 gegeben hat — auf ihn und den ältern Lalande verweist uns der Verfasser — bedurfte schon damals bedeutender Ergänzungen und bedarf ihrer jetzt noch beiweitem mehr, denn die Mitte des 19. Jahrhunderts sieht Sternwarten errichten an Punkten wo zu Anfang desselben noch ungebrochener Urwald stand.

Bei einem so umfangreichen Werke, das zugleich das erste in seiner Gattung ist, wird man nicht erwarten dürfen daß alle Artikel von Misverständnissen, Verwechselungen und Irrthümern anderer Art frei sein sollten. Wir könnten eine große Anzahl derselben anführen, glauben jedoch nicht daß hier der Ort zu einer ausführlichen Kritik einzelner Artikel gegeben sei, wir begnügen uns also mit einigen wenigen Bemerkungen.

Im Artikel „Uranus" und anderwärts wird diesen Planeten eine beträchtlich größere Zahl von Monden als die drei oder vier bekannten zugeschrieben, weil mit der zunehmenden Entfernung von der Sonne auch die Zahl der Trabanten steigen müsse. Blieben wir bei Erde, Jupiter oder Saturn stehen, so scheint die Analogie dafür zu sprechen; aber erinnern wir uns daß Mars gar keinen Mond hat, so werden wir darauf hingewiesen außer der Entfernung auch noch die Masse des Planeten als ein die Zahl der Monde mitbestimmendes Moment gelten zu lassen. Nun aber ist des Uranus Masse nicht ganz $1/7$ der des Saturn, und es wäre also gar nicht unmöglich daß die Zahl seiner Monde, der doppelten Entfernung ungeachtet, kleiner als für Saturn gefunden würde. Ueberhaupt aber sind Vergleichungen dieser Art zu mislich. An ein vermeintliches Bedürfniß einer größern Anzahl von Monden ist nicht zu denken, und nach welchen Dichtigkeitsverhältnissen der anfängliche Urstoff des Sonnensystems vertheilt war, ist gleichfalls völlig ungewiß. In dem Artikel „Fundamentalsterne"

ist erwähnt daß Argelander in seiner neuen „Uranometrie" ihre Oerter nun wol mit einer solchen Schärfe bestimmt habe daß dadurch allem diesseitigen Bedürfnisse abgeholfen sei; es können in Beziehung auf Argelander hier wol nur seine 1834 herausgegebenen „Positiones mediae 560 fixarum", nicht aber seine „Uranometrie" angezogen werden, und dann würden bei aller wohlverdienten Anerkennung der Bemühungen Argelander's doch diese Bestimmungen weitere Untersuchungen nicht entbehrlich machen. Den nördlichen Polarkreis (II, 332) zieht der Verfasser durch Kamtschatka und Californien. Beim Monde neigt er sich zu der auch schon früher von ihm ausgesprochenen Ansicht: daß die jenseitige Halbkugel desselben gar wohl die Bedingungen zur Bewohnbarkeit, welche der diesseitigen fehlen, besitzen könne. Hierbei muß bemerkt werden daß die Dichtigkeit der etwa noch vorhandenen Mondluft auf beiden Halbkugeln nicht verschieden sein kann, und daß Dasselbe von ihren chemischen Bestandtheilen gilt. Referent hat die Möglichkeit daß lebende Geschöpfe auf dem Monde existiren nie geleugnet, weder für die dies- noch die jenseitige Halbkugel. Müssen aber die Bedingungen des Vorhandenseins menschenähnlicher Wesen — und daß zu diesen Bedingungen unsere Luft und unser Wasser gehört wird Jeder zugeben — unserm Trabanten abgesprochen werden, so bezieht sich Dies nothwendig auf beide Halbkugeln. Gänzlich neu war es uns (S. 222) unter „Nebenplaneten" die Bemerkung anzutreffen: John Herschel habe sie alle sechs wieder aufgefunden. In Herschel's Schriften findet sich Nichts über eine so überaus wichtige Wahrnehmung. Im Artikel „Planeten" nimmt der Verfasser nur zwei Gruppen an und bezeichnet die Planetoiden als „Uebergangsglieder" zwischen der ersten und zweiten. Uebergangsglieder pflegt man jedoch nur solche Glieder zu nennen welche auf einer gewissen Mittelstufe stehen, sodaß man zweifelhaft wird zu welcher der beiden Kategorien man sie zählen solle. In diesem Sinne sind die Planetoiden Nichts weniger als Uebergangsglieder.

Wir brechen hier ab, denn trotzdem daß sich das Verzeichniß noch sehr vermehren ließe, würde dennoch unser Urtheil über das Ganze ein günstiges sein müssen. Mit großer Beharrlichkeit hat der Verfasser einen Plan verfolgt und durchgeführt den nur deutscher Fleiß in dieser Weise durchzuführen vermag. Vielleicht wird Manchem die parenthetische Schreibart nicht sogleich zusagen, und er wird wünschen daß wenigstens die längern sachlichen Anmerkungen mit in den Text verwebt worden wären; allein man wird sich bald gestehen daß diese Schreibweise, besonders zur Verdeutlichung und mehrseitigen Betrachtung schwieriger Gegenstände (und solcher hat die Astronomie bekanntlich nicht wenige) ihre wesentlichen Vorzüge besitze. Wer sich freilich mit dem betreffenden Object schon auf andere Weise mehr oder weniger vertrautgemacht hat, wird manche Wendung resp. Wiederholung sehr entbehrlich finden, doch einem Lexikon kann hieraus am allerwenigsten ein Vorwurf erwachsen. Andere werden sich an einige Archaismen stoßen, doch sind ihrer im Ganzen nicht viele, und störende sind uns nirgend vorgekommen. Der erhebliche Mangel ist die bei so vielen Gegenständen eintretende Ungewißheit wo er im Werke zu suchen sei, da die Nachweise im Werke selbst zwar nicht ganz fehlen, aber gleichwol, besonders beim Mangel eines Registers, weit zahlreicher sein müßten. Denn daß der Verfasser selbst sich häufig und ausführlich über die Gründe ausspricht welche ihn vermochten die einzelnen Gegenstände so und nicht anders zu ordnen und zu vertheilen, hilft dem Nachschlagenden zunächst gar Nichts.

Die Hinzufügungen der lateinischen und französischen Benennungen ist dagegen eine willkommene Zugabe, und wir hätten selbst noch die englischen und die italienischen hinzugewünscht, da namentlich erstere Sprache mit einem großen Reichthum astronomischer Kunstausdrücke auch eine schärfere Begriffsbestimmung derselben vereinigt, während der Astronom im Französischen Beides oft recht fühlbar vermißt.

Und so scheiden wir von dem dahingeschiedenen Verfasser mit dem Wunsche: daß sein Werk, wozu es ganz geeignet ist, beitragen möge der Wissenschaft Freunde und Verehrer zu erwecken, und seinem Namen ein ehrenvolles Andenken zu erhalten. **J. H. Mädler.**

Ein französischer Dilettant.

Etudes historiques sur Dante Alighieri et son époque par *Sausse-Villiers.* Paris 1850.

Nach den neuesten Arbeiten der Franzosen über Dante, unter welchen ich vor allem an das bekannte Werk Ozanam's erinnere, war man berechtigt von jenseit des Rheins nur Gutes über diesen Gegenstand zu erwarten. In dieser Hoffnung suchte ich mir das obengenannte Buch zu verschaffen. Aber die Enttäuschung folgte auf dem Fuße. Ich sah daß es sich dabei um einen ganz schülerhaften Versuch, ja um eine unverantwortlich leichtsinnige Arbeit handelt. Die Wissenschaft kann freilich Nichts gewinnen wenn dieses Urtheil näher begründet wird: um aber Andern eine ähnliche Enttäuschung zu ersparen, ist es vielleicht nicht ganz überflüssig den Dilettantismus, wo er so nackt auftritt, zur Anzeige zu bringen.

Wir haben hier ein Buch von fast 400 Seiten vor uns, das geradezu aus den Fingern geschrieben ist. Dem Verfasser fehlt alle Vorbildung zu solch einem Unternehmen; ich werde beweisen daß er eine wirklich knabenhafte Unkenntniß in den einfachsten historischen Dingen andentaglegt. Ich kann mir nun bei einer auf das Ganze ausgehenden Arbeit über Dante nur zwei Wege denken: entweder ist Einer durch rastlose Forschung zu neuen Resultaten über die Hauptpunkte gekommen und versucht es auf diesen gewonnenen Grundlagen ein Gesammtbild von Dante's äußerm und innerm Leben, seinem Dichten und Trachten zu entwerfen; oder er faßt die bereits vorhandenen Ergebnisse fünfhundertjähriger Untersuchungen zusammen, und hat er nur Verstand, Geist und Kraft dazu, wird er noch immer auf Anerkennung, ja auf Dank hoffen dürfen. Da es mir nun nicht gelungen ist in dem Buche des Hrn. Villiers auch nur die entfernte Spur einer neuen Auffassung, Ansicht oder Bemerkung zu entdecken, so verlangt die Gerechtigkeit anzunehmen er habe sich für den zweiten der beiden möglichen Wege entschieden. Jedoch auch innerhalb dieser Beschränkung muß das Werk verworfen werden. Die erste Bedingung bei einer solchen Arbeit wäre außer dem Studium der Dante'schen Werke eine umfassende Kenntniß der wichtigsten darüber gemachten Forschungen. Aber gerade diese Kenntniß läßt der Verfasser in einer unglaublichen Weise vermissen. Von den Untersuchungen der Deutschen, wie z. B. Witte's, nirgend eine Spur! Ich bin überzeugt Sismondi, Ozanam und vielleicht Libri („Histoire des sciences mathématiques en Italie") sind es aus deren Werken Hr. Villiers das seinige gemacht hat. Ob er Dante in der Ursprache zu lesen versteht, bezweifle ich und werde für meinen Zweifel Gründe beibringen. Aber vor allem hat er seinen Sismondi schlecht gelesen. Was er von Geschichte bringt ist fast durchgehends gegen alle Geschichte. Rudolf von Habsburg ist nach ihm der Vorgänger von Alfons von Castilien in der Kaiserwürde, und auch Rudolf's Wahl war ihm eine „tumultuöse". Man lese die „Courte préface", wo es (S. xxix) wörtlich so heißt: „Après la chûte de cette forte race (der Hohenstaufen), le parti Gibelin vaincu, trainant et découragé ne put guère se relever ni sous Rodolphe, ni sous Alphonse de Castille (sic), que des élections tumultueuses avaient conduit au pouvoir." Auf diese nun folgt unmittelbar Heinrich III. von Luxemburg, wie es (S. xx) zu lesen ist: „Henri de Luxembourg qui leur succéda", oder Villiers spricht (S. xxiv) von einer „trinité pontificale de moyen-âge", und diese heißt: „Grégoire VII, Alexandre III et Vincent II"; — die ganze Reihenfolge der Päpste kennt keinen Vincent, weder einen er-

sten noch zweiten. Aber noch mehr. S. 21 fg. legt der Verfasser folgendes bescheidene Bekenntniß von seinen historischen Studien ab: „Nous avons principalement puisé nos renseignements tant dans les chroniqueurs contemporains, Muratori, Boccace, Tiraboschi, Dino-Campani, Macchiavel, que dans la savante histoire des républiques italiennes de Sismondi." Muratori und Tiraboschi sollen zeitgenössische Chronisten von Boccaccio und Dino sein! S. 45 heißt Benvenuto von Imola ein „poète contemporain" von Guido Cavalcanti und Cino von Pistoja. Für Villiers scheint es wie vor Gott keine Zeit zu geben. Nach solchen Proben wird bereits Jedermann das Urtheil über die geschichtliche Bildung des Verfassers fällen können.

Nun will ich beweisen daß derselbe schwerlich fähig ist Dante in der Ursprache zu lesen. Die letzten vier Verse des siebenundzwanzigsten Gesanges des „Purgatoriums", in denen Virgil Dante von seiner Führung emancipirt:

Non aspettar mio dir più nè mio cenno;
Libero, dritto, sano è tuo arbitrio,
E fallo fora non fare a suo senno:
Perch'io te sopra te corono e mitrio,

übersetzt Villiers also: „Relève-toi au nom de l'intelligence; relève-toi, je n'ai plus rien à t'apprendre; tu es sage, tu es libre, tu es fort; tu es plus grande que les Césars, plus grandes que les Pontifes. Je pose sur ton front la couronne et la mitre." Schon die ersten drei Verse sind falsch übertragen oder umschrieben, aber der letzte ist grundfalsch übersetzt. Bekanntlich sagt Virgil nicht: „Ich setze dir die Krone und die Mitra auf das Haupt", sondern: „Ich verleihe dir über dich die Krone und die Mitra", was einen ganz andern Sinn gibt.

Nun noch Eines: der Verfasser theilt auch gelegentlich Uebersetzungen einer oder der andern Stelle aus den prosaischen Schriften Dante's mit. Die Art und Kunst mit der er es thut ist zu originell als daß ich nicht wenigstens ein Capitalstück davon mittheilen sollte. Folgendes ist S. 39 zu lesen: „Il est intéressant d'entendre Dante lui-même raconter ses impressions et les recherches dont il fut l'objet, après le mariage de Beatrix... D'autres charmantes femmes me recherchèrent, dit-il (in der „Vita nuova" sollen diese interessanten Neuigkeiten stehen), pour m'offrir les consolations qu'on aime à prodiguer dans cela aux vrais amoureux. L'une d'elles, remarquable autant par la charme de son esprit que de sa personne, me dit qu'elle serait heureuse de me plaire; que je ne devais pas ainsi regretter une femme qui m'avait abandonné, et qu'un amour nouveau m'offrirait certainement de douces consolations, etc." Um diese Falschmünzerei zu würdigen vergleiche man die Prosa der „Vita nuova" welche der Canzone: „Die ihr die Liebe kennt, ihr edeln Frauen", vorausgeht. Von solcher Theilnahme der Florentinerinnen für Dante steht daselbst kein Wort. Und Eine davon soll ihm sogar nachgelaufen und sich ihm förmlich angetragen haben! Das ist kein Dilettantismus mehr, Das ist ausgeschämte Quacksalberei.

Doch genug! Ich will damit das Sündenregister des Buchs beschließen, obwol es sich verhundertfachen ließe. Nach dem Mitgetheilten wird Niemand mehr auf die Ansichten des Hrn. Villiers über die „Divina commedia" neugierig sein. Entweder hat er keine, oder verkehrte; Schwierigkeiten die er allenfalls fühlt überspringt er mit virtuosenmäßiger Leichtigkeit. So ist man an dem Ende des Buchs nicht klüger als zuvor, und wenn man der Sache selbst ein ernstes Studium gewidmet, hat man sich noch tüchtig dazu geärgert. Es steht zu erwarten daß die französische Kritik Hrn. Villiers verdienterweise züchtigt, die unserige wird ihn wol nicht erreichen. Möge doch Keiner ein derartiges Unternehmen über Dante wagen der aus der Geschichte nicht das Studium seines Lebens gemacht, und besonders das Mittelalter nicht in seinem vollen culturgeschichtlichen Inhalte ergründet hat. Außerdem wird den Verwegenen stets das Schicksal Phaeton's ereilen. Hr. Villiers ist ein schlagendes, ein monströses Beispiel dafür.
62.

Lesefrüchte.

Wohlthätigkeitsanstalten in London.

Es gibt deren zur Zeit 491, mit Einschluß solcher die zwar nicht unmittelbar in, aber unmittelbar bei London sind, wie das Seehospital in Greenwich, dagegen unter Ausschluß localer Stiftungen, Kirchspiels- und Privatschulen. Sie bestehen in 12 allgemeinen Krankenhäusern; deren 50 mit festgesetzten Beschränkungen; 35 allgemeinen Arznei-Austheilungsanstalten; 12 Vereinen und Instituten für Lebensrettung und Förderung der öffentlichen Sittlichkeit; 18 Vereinen zu Aufrichtung Gefallener und Minderung der Verbrechen; 14 Vereinen zu Unterstützung Hülfsbedürftiger im Allgemeinen, und 12 dergleichen für Hülfsbedürftige gewisser Gattungen; 14 Vereinen zu Leistung von Beihülfen — ohne die Darlehnsgesellschaften und Sparkassen —; 11 Vereinen zu Gunsten Taubstummer und Blinder; 103 Collegien, Spitäler und Versorgungsanstalten für Bejahrte; 16 wohlthätigen Pensionirungsanstalten; 74 Bewahrungshäusern zu unterschiedenen Zwecken; 31 Asylen für vater- und mutterlose oder sonst hülfsbenöthigte Kinder; 10 Erziehungsanstalten; 4 dergleichen neuerer Stiftung; 40 Vereinen für Schulen, Austheilung religiöser Bücher und Erbauung von Kirchen; endlich 35 Bibel- und Missionsgesellschaften. Diese sämmtlichen Institute verausgaben für ihre Zwecke jährlich die nicht unbedeutende Summe von 1,764,736 Pf. St., wovon ungefähr eine Million durch freiwillige Beiträge aufgebracht wird, das Uebrige Zinsen von Stiftungscapitalien, Erlös aus Schriften u. s. w. sind.
31.

Die Vertheilung der Milizen in Nordamerika.

Die bewaffnete Macht der nordamerikanischen Freistaaten besteht bekanntlich nur zum allergeringsten Theile aus stehenden Linientruppen, sondern fast nur aus Milizen. Die Zahl der letztern beträgt nach officiellen Angaben 2,006,068 Mann. Der Staat der am meisten stellen kann ist Pennsylvanien, obwol er der Bevölkerung nach nicht der bevölkertste ist. Er stellt 276,070 Milizen, während der Staat Neuyork nur 201,452 hat. Dann kommen Ohio mit 176,455; Virginien mit 124,202; Illinois mit 120,219; Massachusetts mit 101,781; Kentucky mit 88,629; Nordcarolina mit 79,448; Tennessee mit 71,251; Missuri und Michigan jeder mit 60,000; Connecticut, Georgien, Südcarolina, Indiana mit je 54—58,000; Maine, Maryland, Alabama, Luisiana und Mississippi mit je 43—47,000; Neujersey mit 39,000; Wisconsin mit 32,000; Neuhampshire und Vermont mit je 23—28,000; Texas mit 19,776; Arcansas mit 17,137; Rhode-Island und Florida mit je 12—13,000; endlich Delaware, welches am wenigsten stellt, mit nur 9229.

Statistische Notiz über das katholische Episcopat.

Die Statistik des katholischen Episcopats stellt sich mit Anfang des Jahres 1851 wie folgt heraus. Es gibt 6 Bischöfe die unmittelbar zur Stadt Rom gehören, aber eine unabhängige Gerichtsbarkeit genießen; 78 Bischöfe die der unmittelbaren Jurisdiction des Heiligen Stuhls unterworfen sind, 164 Erzbischöfe, 419 Weihbischöfe, 25 Delegationen und apostolische Präfecturen. In Asien 6 Patriarchate, 6 Erzbisthümer, 48 Bisthümer, 43 apostolische Präfecturen. In Afrika 6 Bischöfe, 14 Vicariate und Präfecturen. In Amerika 16 Erzbischöfe, 85 Bischöfe, 10 Vicariate. Für Großbritannien gibt das in London gedruckte römisch-katholische Jahrbuch von 1851 folgende Notizen. England und Wales haben 597 katholische Kirchen und Kapellen, Schottland hat 97, sowie 26 Bethäuser, die zwar nicht den Namen Kirche oder Kapelle führen, wo aber Gottesdienst gehalten wird. In England gibt es 10 katholische Col-

legien, in Schottland 1; männliche Klöster sind in England und Schottland zusammen 944; apostolische Bischöfe in England, den Colonien und englischen Besitzungen an 45.

Vater Radetzky im italienischen Kriege.

Radetzky ist der populairste General der östreichischen Armee; er besitzt jene unumgänglich nothwendigen physischen Eigenschaften welche die Sympathie der Massen erwerben. Man nehme ihm sein militairisches Aussehen, jene Wohlbeleibtheit des Lebemanns, jenen schelmisch-boshaften Blick, jenes freundliche Gesicht, das nur auf die Gelegenheit wartet um sich zu erheitern, und keine der unzähligen Anekdoten die von ihm erzählt werden wäre möglich. Nur diese Eigenthümlichkeiten Radetzky's, seine humoristische Natürlichkeit, welche die Soldaten als Familienglieder betrachtet, machen sie überhaupt wahrscheinlich. Eines Tags ging er bei einem seiner Grenadiere vorbei als dieser eben die Wache bezog; es fiel ihm ein demselben ein Geschenk zu machen; allein er wußte nicht wie er es anfangen sollte, da der Soldat unter den Waffen war und er die Ordre kannte. Glücklicherweise war ein Brunnen in der Nähe; der Marschall winkte der Schildwache, legte seine Börse sachte hin, blinzelte ihm zu und setzte mit auf dem Rücken gekreuzten Armen seine Promenade fort. Wie sehr er von seiner Umgebung geliebt wird, beweist folgender Vorfall. Nach dem Aufstande von 1848 sagte er einmal von seinen jungen Stabsoffizieren, die er seine „Kiebitze" nennt: „Die Burschen wollen immer mir soll Nichts fehlen; jetzt wollen sie mir meine Chocolade verschaffen, als wenn wir noch in Mailand in der Villa reale wären; ich möchte nur wissen wo sie die Milch herbekommen wollen." Das Räthsel löste sich damit daß die jungen Offiziere heimlich eine Ziege mit sich herum führten, welche sie alle Morgen melken um dem „Vater Radetzky" seine Schaumchocolade zu verschaffen. In der östreichischen Armee besteht bekanntlich die Sitte an jedem Schlachttage sich mit grünen Reisern zu schmücken. Als Radetzky am Morgen der Schlacht bei Montara seine Grenadiere über ihre Haltung belobte, bemerkte er Einen unter ihnen der keinen Zweig hatte. „He du, wo hast du dein Feldzeichen?" fragte er. Der arme Teufel stotterte ganz erschrocken einige Worte, als ihn der Marschall unterbrach: „Nun da wollen wir theilen", und mit diesen Worten ihm einen Zweig von seinem Reise gab. Der Grenadier sagte ihm jedoch, indem er den Zweig statt an das Käppi an die Brust steckte: „Excellenz, ich werde ein anderes Feldzeichen auf den Kopf stecken, denn das da soll in der Schlacht auf meinem Herzen bleiben und mit mir begraben werden." 2.

Bibliographie.

Büchmann und Pomtow, Märchenbronnen. Märchen für Jung und Alt. Berlin, K. W. Krüger. Gr. 16. 18 Ngr.

Cordelia, Julie und Marie. Briefe über den katholischen Kultus. 2te Auflage. Köln, Bachem. Gr. 12. 20 Ngr.

Dercsényi, J. Freih. v., Grundzüge meines Systemes der Erziehung. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. 8. 2 Thlr.

Dittmer, G. W., Sammlung vermischter Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Geschichte, zur Erläuterung vaterländischer Zustände. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eltester, H., Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die in Preußen ihr bevorstehende Neugestaltung. Nebst einem Anhang, enthaltend: „Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens ꝛc." Potsdam, Riegel. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Festenberg, G. A., Friedrich II., Preußens Ruhm und Ehre, als Erinnerung an den 31. Mai 1851, mit einer Erklärung des Denkmals zu Berlin. Berlin, Hayn. Gr. 16. 5 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 24ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hasner, L. v., Filosofie des Rechts und seiner Geschichte in Grundlinien. Prag, Calve. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Heimbürger, H. C., Caroline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden, aus zum Theil ungedruckten Quellen dargestellt. Celle, Capaun-Karlowa. 12. 1 Thlr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 8 Ngr.

Huber, H., Thiuda. Ein deutsches Lied. München, Lentner. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Illustrirter London-Führer. Ein vollständiges Gemälde der Britischen Metropolis und ein Reisehandbuch für die Besucher der Industrie-Ausstellung aller Nationen. Mit Abbildungen der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten, einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa und einem Orientirungsplan von London. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Milton's, J., Areopagitica. Eine Rede für die Preßfreiheit an das Parlament von England. 1644. Aus dem Englischen übersetzt von R. Roepell. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roquette, O., Orion. Ein Phantasiestück. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr.

Roscher, W., Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 1 Thlr.

Schaffrath, Kritik der Entscheidungsgründe des Königl. Sächs. Oberappellationsgerichts gegen die Kämpfer für die Reichsverfassung O. L. Heubner und Genossen. Mit einem Abdrucke jener Entscheidungsgründe. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, H., Lehrbuch der Kirchengeschichte. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Denkmal König Friedrichs des Großen. Enthüllt am 31. Mai 1851. Berlin, Decker. Gr. 4. 5 Ngr.

Der alte Fritz und das neue Preußen. Ein Wort der Erinnerung und Mahnung. Berlin, Hayn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Hasemann, J., Für Handelsfreiheit. Ein Wort an das Deutsche Volk und die Deutschen Regierungen. Halle, Graeger. Gr. 8. 5 Ngr.

Kohlheim, F., Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Beschrieben und mit Gedichten aus älterer und neuerer Zeit versehen. Berlin, Brandis. 8. 2½ Ngr.

Kopisch, A., Beschreibung und Erklärung des Denkmales Friedrichs des Zweiten in Berlin. Berlin, Ernst u. Korn. 8. 5 Ngr.

Zwölf Lieder vom alten Fritz und seinen Generalen. Zur Erinnerung an die Enthüllung des Standbildes Friedrichs des Großen in Berlin, am 31. Mai 1851. Berlin, Janke. Hoch 4. 1½ Ngr.

Mahr, F. J., Hirt und Heerde. Predigt gehalten am 2. Sonntag nach Ostern. 2te Auflage. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 3 Ngr.

Herr von Radowitz als Cassandra. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Romieu, M. A., Das rothe Gespenst von 1852. Aus dem Französischen. Mit einem Preußischen Nachworte. Berlin, Hayn. Gr. 12. 10 Ngr.

Schoder, A., Vertheidigungsrede in dem Prozeß gegen Rau und Genossen vor den Assisen zu Rottweil. Rottweil, Willmann. Gr. 16. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. №. XXI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XX.)

78. **Koethe (F. A.), Geistliche Lieder.** Nach dem Tode des Verfassers aus seinen hinterlassenen Papieren ausgewählt und herausgegeben von C. B. Meißner. Nebst einer Biographie des Verewigten. 8. Geh.

79. ——————, **Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von C. B. Meißner. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Psalmen in Kirchenmelodien übergetragen. Gr. 12. 1845. 24 Ngr.

80. **Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen.** Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Kaiser Joseph. — Moses Mendelssohn. — Friedrich Maximilian Klinger. — Georg Forster. — Friedrich Hölderlin. — Elisabeth von Stägemann. — Henriette Herz. — Heinrich von Kleist. — Karl Seydelmann. — Heinrich Zschokke. — Pestalozzi. — Friedrich Fröbel.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1835. 1 Thlr. 20 Ngr.

81. **Die Kurmark Brandenburg** im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Früher erschien ebendaselbst:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Gr. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

82. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zwei Bände. Mit Tafeln. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Species Algarum. Gr. 8. 1849. 7 Thlr.

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. 1843. In Carton. 40 Thlr.

83. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** 8. Geh.

Früher erschien daselbst:

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von R. Töpffer in lustigen Reimen von J. Kell. (Mit 153 Holzschnitten.) Quer-Imperial-8. 1847. 20 Ngr.

Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von H. Bode. (Mit 7 Holzschnitten.) 8. 1846. 6 Ngr.

84. **Liszt (F.), De la Fondation-Goethe à Weimar.** Gr. in-8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift Franz Liszt's, die uns den Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhallte Idee einer Goethe-Stiftung in Weimar aufs neue anzuregen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen Hof von Weimar darzustellen.

Ebendaselbst sind erschienen:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 1839. 8. 20 Ngr.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Von W. Assmann. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

85. **Lüty (H.), Ein Strauß.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

86. **Mahâbhârata,** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **T. Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ausführliche Prospecte mit Druckprobe dieses wichtigen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

87. **Martens (C. de), Le Guide diplomatique.** Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann. 2 vols. In-8. Geh. 4 Thlr. 16 Ngr.

Früher erschien ebendaselbst:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron *Ch. de Martens* et le baron *F. de Cussy.* 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

Causes célèbres du droit des gens. Par le baron *Ch. de Martens.* 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par le baron *Ch. de Martens.* 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

88. **Monumenti inediti pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica.** Wohlfeile Ausgabe mit Erläuterungen von **Emil Braun.** Erster Band. (60 Tafeln.) Gr. Fol. (Rom.)

Der Preis eines Bandes wird 12—14 Thlr. sein, diese neue Ausgabe wird aber erst erscheinen, wenn die ungefähren Kosten durch Subscription gedeckt sind.

Prospecte sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

89. **Moore (T.), Das Paradies und die Peri.** Mit dem gegenüberstehenden englischen Original. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.

90. **Italiänischer Novellenschatz.** Ausgewählt und übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. Gr. 12. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.
Erster Band. A — Atlas.

Der erste Band der neuen Auflage dieses bekannten Werks ist soeben vollendet worden. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte und das ganze Werk wird binnen drei Jahren vollständig geliefert sein. Es soll 15 Bände oder 120 Hefte zu 6—7 Bogen umfassen, und die Verlagshandlung garantirt ausdrücklich, daß der Umfang nicht größer wird. Das **Heft** kostet 5 Ngr. = 4 Ggr. = 18 Kr. Rh.; der **Band** (zu 8 Heften) 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. Rh., und in einer Prachtausgabe 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. Rh.

Der erste Band ist in allen Buchhandlungen einzusehen, wo auch ausführliche Ankündigungen des Werks zu erhalten sind und fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im Juni 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Verantwortlicher Herausgeber: **W. Cramer.**
Mitredacteur: **M. J. C. Wolbeding.**
Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Mai. Nr. 18—22.

Inhalt. * Eine Hundegruppe. — Mutter und Sohn. — * Der Riesenkastanienbaum auf dem Berge Aetna. — * Ein Straußreiter. — Der Morgen. — Alpenböcklein. (Nebst Composition.) — * Essende Chinesen. — * Blumensprache für die Jugend. — * Die Ziege. — * Die Elyseischen Felder in Paris. — Morgenländischer Schwank. — * Der Ameisenlöwe. — * Parthischer Reiter. — Orientalischer Spruch. — * Jahrmärkte und Messen. — Taubstumme. — Hirsch und Jäger. — * Die Kaffern. — * Die Trappe. — * Gutta Percha. — * Blumensprache für die Jugend. — * Der politisirende Schuhflicker. — Der Abend im Forsthause. — * Die Meerschwalbe. — * Die californischen Indianer. — Das „Glückwünschbüchlein". — Noch ein mal: Carpe diem! — * Goethe's Schreibebuch. — * Kaiman und Jaguar. — Eine Schatzgräbergeschichte. — * Die Giraumond. — * Blumensprache für die Jugend. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten **zusammengenommen** im **herabgesetzten Preise** geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Friedrich's des Großen.

Volksbuch von **Fr. Becker.**

Mit dem Standbild Friedrich's von Rauch und elf andern Holzschnitten.

Preis: 12½ Sgr.

(Für den geringen Preis dennoch eine sehr vollständige, treue und zugleich höchst unterhaltend durchgeführte Geschichte vom großen König, mit Hinweisung auf die Bedeutsamkeit für unsere Gegenwart.)

Friedrich der Große
als Begründer von Familienglück.

Wahre Begebenheiten in sieben Erzählungen von **Bertram, G. Karoli** und **A. v. Sartorius.**
Zweite Auflage.
Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

(Wer den alten Fritz ganz kennen und sich an ihm recht gemüthlich erfreuen will, der wird durch dieses allgemein anziehende Buch seinen Zweck erreichen.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

3 2044 094 023 215

Digitized by Google